Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Getty Research Institute

https://archive.org/details/globusillustrier1218unse

Globus.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Chronik der Reisen und Geographische Zeitung.

Herausgegeben von

Karl Andree.

Deutsche Kolonialgesellschaft BERLIN

Hildburghausen.

Verlag vom Bibliographischen Institut.

1862.

THE GETTY CENTER
LIBRARY

Vorwort.

Im Sommer des vorigen Jahres schloß Herr Hermann J. Meyer einen Vertrag mit einer pariser Verlagsbuchhandlung, demgemäß er für Deutschland das Eigenthumsrecht von Illustrationen erworben hat, welche die Zeitschrift „Le Tour du Monde, nouveau journal des voyages“ mittheilt.

Mein Freund hegte anfangs den Plan, eine Zeitschrift etwa nach dem Muster der genannten herauszugeben, und ersuchte mich, die Leitung derselben zu übernehmen. Ich entwickelte ihm mündlich meine Ansichten. Wir haben, sagte ich, werthvolle geographische Zeitschriften für Gelehrte und Männer von Fach, zum Beispiel jene für allgemeine Erdkunde in Berlin; die „Geographischen Mittheilungen“, welche in Gotha erscheinen, liefern viele Karten, und das „Ausland“, von Oscar Peschel vortrefflich redigirt, ist eine Fundgrube interessanter Mittheilungen sehr mannigfaltiger Art. Darin pflichte ich Ihnen bei, daß, abgesehen von den Karten, welche uns nur das äußere Bild der Erde und ihrer Theile vorführen, bildliche Darstellungen und Erläuterungen ungemein ersprießlich seien gerade in einer Zeitschrift, welche Geographie und Völkerkunde behandelt. Sie sind geeignet, das Natur- und Völkerleben uns sinnlich nahe zu rücken, sie vermitteln eine klare Anschauung vieler Gegenstände, welche sich vermöge der Schrift nur andeutungsweise schildern lassen; der Text ergänzt die Bilder und diese ergänzen jenen. In anderen Zweigen der Wissenschaft hat man auch längst diesen Nutzen erkannt, und ist demgemäß verfahren. Aehnliches sollte für die Geographie geschehen. Die pariser Zeitschrift enthält manche gediegene Arbeiten, aber für Deutschland müssen Sie kein bloßes Journal der Land- und Seereisen herausgeben. Erweitern Sie den Plan, geben Sie eine Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde heraus, setzen Sie meinetwegen hinzu: „Chronik der Reisen und Geographische Zeitung“ und nennen Sie das Ganze Globus.

Wir besprachen dann den Gegenstand ausführlich und eingehend, und als Ergebniß liegt dem Leser der erste Band des Globus vor. Daß derselbe keine gelehrte Zeitschrift sein sollte, verstand sich eben so sehr von selbst, als daß er die wissenschaftliche Unterlage streng festhält, auf geschmackvolle Darstellung Werth legt und auf Mannigfaltigkeit der Mittheilungen Rücksicht nimmt. Es kam darauf an, der Wissenschaft neue Freunde im Kreise des gebildeten Publicums zu gewinnen, deren Theilnahme für die Länder- und Völkerkunde anzuregen und wach zu halten. Deswegen steckte der Globus sich kein enges Ziel, sondern wir greifen mitten hinein in's frische, volle Leben der Völker. Uns liegt auch daran, wichtige Begebenheiten und Ereignisse der Gegenwart von einem Standpunkte aus zu erläutern, der bei Behandlung der Tagespolitik zumeist unberücksichtigt bleibt, ich meine den geographischen und insbesondere den ethnologischen. Gerade die Völkerkunde giebt wichtige Fingerzeige zur richtigen Beurtheilung geschichtlicher und politischer Erscheinungen. Sie zeigt, daß die großen Unterschiede und Abweichungen, welche in leiblicher, geistiger und sittlicher Beziehung bei den verschiedenen großen Menschenfamilien hervortreten und welche durch den ganzen Verlauf der Geschichte und durch anthropologische Beobachtungen sich als unbestreitbar ergeben, nicht etwa als Consequenzen des Zufalls oder äußerer Umstände sich herausstellen; sie sind Erzeugnisse der Völkerpsychologie.

Die großen Menschenfamilien haben sehr verschiedene Culturwerthe; man kann nicht an alle ein und denselben Maaßstab anlegen, kommt mit allgemeinen Heischesätzen nicht aus und wird am Ende zugeben müssen, daß es höher und tiefer organisirte Racen giebt, Urstämme von sehr verschiedenen Anlagen und immanenten Instincten, welche die Civilisation nicht beseitigen kann. Diese vermag nicht die Naturanlage, welche vom Schöpfer selbst gegeben wurde, von Grund aus zu ändern, sie kann dieselben höchstens durch Cultureinflüsse bis zu einem gewissen Punkte modificiren. Zur Aufklärung über diese Verhältnisse soll der Globus nach Kräften beitragen, und von diesem Standpunkte aus das Staatenleben aufmerksam verfolgen.

Wir einigten uns über den Plan. Bei der Ausführung sahen wir uns, soweit die bildlichen Darstellungen in Frage kamen, zunächst vorzugsweise auf die Benutzung von pariser Illustrationen angewiesen, doch brachten wir schon in der zweiten Nummer auch deutsche Illustrationen, deren Zahl im Fortgange der Zeit sich mehr und mehr steigern wird. Auch wollen wir es an Karten nicht fehlen lassen.

Die Theilnahme, welche der Globus von vorne herein fand, war höchst erfreulich. Vor sechs Monaten trat er in's Dasein und gegenwärtig beträgt die Auflage viertausend Exemplare. Darin liegt ein Antrieb mehr, nach besten Kräften weiter fortzuschreiten. Der Kreis der Schriftsteller und Künstler, welche dieser Zeitschrift ihre Mitwirkung zuwenden, erweitert sich; davon werden die Leser im Fortgange des Unternehmens die Beweise erhalten.

Nur auf dringenden Wunsch meines geehrten Freundes, Herrn Herrmann Meyer, trete ich mit meinem Namen als Herausgeber des Globus auf; die Zeitschrift, deren seitheriger Inhalt zum großen Theil aus meiner Feder geflossen und deren Redaction von mir besorgt worden ist, hat ja ohnehin sich rasch Bahn gebrochen und macht ihren Weg. Mir liegt sie allerdings sehr am Herzen; ich arbeite an ihr, trotzdem meine Zeit anderweit in nicht geringem Maß in Anspruch genommen wird, mit Lust und Vergnügen, und es macht mir eine wahre Freude, daß ich dazu beitragen kann, der Wissenschaft der Länder- und Völkerkunde, die für alle Lebensverhältnisse von so hervorragender Bedeutung ist, in immer weiteren Kreisen Freunde zu gewinnen.

Leipzig, im Februar 1862.

Dr. **Karl Andree**,

Consul der Republik Chile; correspond. Mitglied der kais. königl. geographischen Gesellschaft zu Wien; der naturforschenden Gesellschaft in der Wetterau; der Tael en letter kundig Genootschap zu Brüssel; der Ethnological society in Neuyork; der Sociedad de los amigos de la historia natural del Rio de la Plata zu Buenos Ayres; der Historical society zu Neuyork; Mitglied der deutschen morgenländischen Gesellschaft; Ehrenmitglied der ökonomischen Gesellschaft für das Königreich Sachsen zu Dresden.

Inhaltsverzeichniß.

Nr. 1.

Seite

Vor zehn Jahren in Californien und Oregon 1
Eine Wanderung in Australien 11
Aus China 16
Pascals Wanderung durch das Goldland Bambuk . . . 19
Das Kapitelhaus der Christusritter zu Thomar 23
Neue Nachrichten über Livingstone und die Missionäre in Innerafrika 26
Beichte in einem Kloster auf dem Athos 27
Gränzpfähle zwischen Rußland und China 29
Erdbeben 30
Balaniceps Rex 31
Kleine Nachrichten: Dampferlinien zwischen Europa und Nordamerika. — Legung des unterseeischen Telegraphentaues zwischen Malta und Tripolis. — Mirza Dschaffer Chan in London. — Ein Schwarzer vom Senegal in Paris. 32

Nr. 2.

Schilderungen aus Persien 33
Paul Du Chaillu's Forschungsreisen und Abenteuer in Westafrika 43
Wie steht es mit dem Suez-Kanal? 52
Ein Zahltag bei den Indianern in Wisconsin 55
Das Kapitelhaus der Christusritter in Thomar 56
Die Schlangen in Südost-Australien 58
Die angebliche Wasserverbindung zwischen dem schwarzen Meere und dem kaspischen See 59
Ein Schiff im Eise des südlichen Polarmeeres 60
Die deutsche Sprache in Nordamerika 61
Das Betragen der Russen und Engländer in China . . . 62
Kleine Nachrichten: Die Franzosen in Ostasien. — Die Volksmenge in England. — Seltene Thiere aus Siam. — Unterseeische Telegraphen. — Karawanen aus der Sahara in Algier. — Eine Kreuzfahrt nach der Behringsstraße. — J. Mac Donall Stuart's Reisen in Australien. — Die nordamerikanische Bleiregion. — Neuseeland. — Tibet. — Sklavenschiffe. — Welches ist der höchste, vom Menschen bewohnte Punkt auf der Erde? — Ammerland. — Wagstück des Hauptmanns Pelly. — St. Etienne . . . 63—64

Nr. 3.

Ein Ausflug nach Norwegen 65
Neu-Caledonien im Großen Ocean 76
Aus den Erinnerungen eines australischen Waidmannes. Jagd auf Kängern's und Fasanen 82
Die neuen Entdeckungsreisen in Afrika. I. In Centralafrika und im Westen 87
England und die indische Baumwolle 90
Reisen in Japan 91
Lafargue's Bemerkungen über die Länder am obern Nil . 92
Kleine Nachrichten: Der französische Reisende Lejean. — Duveyrier. — Richard Burton. — Der amerikanische Missionar Bert. — Livingstone und die Makololo. — Die chinesisch-tibetanische Expedition. — Neue englische Expeditionen nach Inner-Asien. — Graf d'Escayrac de Lauture. — Landenge von Darien. — Der Naturforscher Forbes. — Erforschung von Labrador. — Lady Franklin. — Die Ersteigung des Monte Viso. — Die neueste australische Expedition. — Bienenzucht in Frankreich. — Die Volksmenge im britischen Reiche. — Armuth in England. — Die Bevölkerung in Bosnien. — Dampfschifffahrt. — Der Eisenbahntunnel durch den Mont Cenis. — Der Archipelagus der Salomons-Inseln. — Telegraphen in Ostasien. — Eine chinesische Fremdenlegion. — Eisenbahnen in Ostindien. — Raubthiere in Indien. — Der Sklavenhandel an der westafrikanischen Küste. — Kupfergewinnung in Californien. — Die Bevölkerung in den Staaten Jowa und Wisconsin. — Die Mormonen am Großen Salzsee. — Nicaragua. — Die Inseln in der Bay von Honduras. — Bolivia. — Die Stadt Kingston auf Jamaica . . . 93—96

Nr. 4.

Seite

Streifzüge in Norwegen 97
Die neuen Entdeckungsreisen in Afrika. II. Im Osten . . 107
Der Hafen und das Korallenriff von Pernambuco . . . 110
Die Guanoinsel Ichaboe 112
Die Seeräuber in den östlichen Meeren 114
Eine Königswahl am Gabunstrom in Westafrika 115
Eine Reise durch die westliche Sahara 116
Der Stamm der Beni Mezab in Nordafrika 117
Die Völker am Gabun 119
Der Streit über den Gorilla und Du Chaillu 121
Ein Neujahrstag zu Yeddo in Japan 122
Der Handel Europa's mit China 123
Zur Statistik der Baumwollenindustrie 124
Die Londoner Ausstellung von 1862 und die Kolonien . . 124
Die italienische Gewerbeausstellung in Florenz 124
Der nestbauende Affe, Nschiego Mbuwe 125
Die Wanderungen der Häringe 125
Kleine Nachrichten: Rußland und China. — Die Sulina-Mündung und der Handel der untern Donau. — Versandung an den Mündungen des Don und der Wolga. — Europäische Ansiedler im Pendschab. — Eisenbahnen in Indien. — Dampfflotille auf dem Indus. — Die Eisenbahn von Smyrna nach Ephesus. — Telegraph nach Algerien. — Das Telegraphentau von Bengasi bis Alexandria. — Die Zustände im Innern von Mexico. — Goldentdeckungen in Neu-Schottland. — Die Insel Sombrero. — Das Telegraphenamt in New-York . . . . 127—128

Nr. 5.

Ein Aufenthalt in Tripolis 129
Mongkut, König von Siam 140
Hermann Allmers über die Marschen der Weser und Elbe. I. 145
Eine polnische Landkarte 151
Ein Steppenbild 153
Der „unbekannte" Westen in Nordamerika 155
Erd- und Seebeben 156
Zur Statistik der Schiffbrüche 156
Die Baschiknay-Ameise 157
Fischwanderungen in Südamerika 157
Kleine Nachrichten: Die Goldentdeckungen in Neuschottland. — Aus Westindien. — Volksmenge von Jamaica. — Auf den andamanischen Inseln. — Aus der Kapkolonie. — Der Hafen Lagos an der afrikanischen Sklavenküste. — Englische Beamten in China. — Die Chinesen in Australien. — Queensland. — Protestantische Missionare in China. — Bankerotte in Nordamerika. — Flüchtige Sklaven. — Ein Clipperschiff. — Französische Civilisation. — Gesundheitszustand in Manchester. — Strauße in Europa ausgebrütet . . . . . 158—160

Nr. 6.

In Sibirien bei den Jakuten und Tungusen 161
Sklaven und Sklavenhalter in Nordamerika 167
Die Stadt Oporto am Douro 171
Ein Eingeborner der andamanischen Inseln 177
König Peppel, Herrscher von Bonny im Nigerdelta . . . 178
Eine Signare zu St. Louis am Senegal 179
Die Expedition auf dem obern Yang tse kiang in das Innere von China 179
Das Emporblühen Californiens 183
Dr. Hayes und das offene Polarmeer 184
Thee und Theehandel in Rußland 185
Ein Schiffbruch an der Westküste von Australien . . . 187
Geisterklopferei in den Vereinigten Staaten 187
Eine türkische Aeußerung 188
Stand der Gesittung in Irland 188
Kleine Nachrichten: Friedrich Gerstäcker. — Friedrich Gerstäcker über die Tyroler am Pozozu in Peru. — Adolf Schlagintweit's Tagebücher sind gerettet. — Eine Expedi-

Seite

tion nach Spitzbergen. — Livingstone. — Japan und die europäischen Seemächte. — Die Russen im nordöstlichen Asien. — Indische Baumwolle. — Hien-fung, Kaiser von China. — Der Vulkan bei Ard. — Britisch Cafraria. — Die Postverbindung mit der Westküste von Afrika. — Der Archipelagus der Salomons-Inseln. — Die Sträflinge in Westaustralien. — Zur Gesellschaftsstatistik in Australien. — Die Münzstätten und Münzen in den Vereinigten Staaten. — Gold und Kohlen. — Die Oelquellen in den Vereinigten Staaten und Canada. — San Francisco. — Der Handel von Peru. — Walfischfang. — Ein neuer Punkt für den Stockfischfang. — Die Ausgrabungen von cyrenaischen Alterthümern. — Die russische Handels- und Schifffahrtsgesellschaft. — Odessa. — Griechenland. — Lübeck . 188—192

Nr. 7.

Die Länder am Senegal und ihre Eroberung durch die Franzosen 193
Thessalonich in Macedonien 205
Ein Winter in St. Petersburg 208
Hermann Allmers über die Marschen der Weser und Elbe. II. 214
Ein Bild aus den Llanos in Venezuela 218
Ein blutiges Drama in der Südsee 219
Die Chinesen in ihrer bürgerlichen Stellung zu den Europäern 220
Die chinesische Stadt Tsche fu in der Provinz Schan tung . 221
Ein neuer Gott in Indien 222
Kleine Nachrichten: Die angebliche Wasserverbindung zwischen dem Schwarzen Meer und dem kaspischen See. — Eisenbahnen in Indien. — Australien. — Der unterseeische Telegraph von Malta nach Alexandria. — Die Telegraphenverbindung zwischen den beiden Weltmeeren. — Zeitbestimmung, von New-York aus berechnet. — Meeresströmungen. — Westküste von Afrika. — Die Dahlak-Inseln im Rothen Meere. — Bergbau in Preußen. — Polnisch redende Bevölkerung in Preußen. — Aus Japan. — Zopf und Knopf. . . . . 223—224

Nr. 8.

Ein Besuch in Rio de Janeiro 225
Schilderungen aus den La Plata-Staaten 233
Die Prairiefeuer in Nordamerika 240
Die Perlenfischerei bei den Dahlak-Inseln in dem Rothen Meere 241
Die Goldentdeckungen auf Neu-Seeland 243
Bauern im badischen Schwarzwalde 243
Die Marschbewohner an Weser und Elbe 245
Ein Indianer und Indianerinnen am Rio Colorado . . . 246
Ein Brief Livingstone's 247
Die Reisen des Doctor Peney auf dem obern Nil 247
Torell's Expedition nach Spitzbergen 249
Eine Besteigung des Vulkans Demawend in Persien . . . 250
Kleine Nachrichten: Doctor Peney am obern Nil gestorben. — Die Niger-Expedition. — Das Innere der großen Landschaft Guyana. — Eine Expedition nach Ceará. — J. M. Stuart, der australische Entdeckungsreisende. — Noch mehr Gold in Amerika. — Das Erdbeben in Mendoza. — Die Oelquellen im westlichen Pennsylvanien. — Massenarmuth in der Stadt New-York. — Armuth in England. — Volksmenge in Canada. — Australien. — Die Anzahl der Erdbewohner. — Der Postverkehr in England. — Paraguay. — Ein Nachtbild aus Afrika. — Westküste von Afrika. — Die englischen Antillen. — Die Turner in Cincinnati und die freien Farbigen. — Heiligenfest in Peru. — José Maria el Rastrero. — Der Nachkomme des großen Mogul. — Eine tamulische Druckerei. — Anarchie im westlichen China. — Der Gorilla und Hanno's Seereise jenseit der Säulen des Herkules. — Alterthümer in Kleinasien . . . . . 252—256

Nr. 9.

Gefangenschaft und Abenteuer bei den Patagoniern. I. . . 257
Die Urbewohner Australiens 267
Die Playa von Granada. Von Julius Fröbel. . . . 271
Ein Besuch in der Grotte von Antiparos 272
Annehmlichkeiten einer Postreise in der Wüste 275
Der Ausbruch des Vesuv 276
Die constitutionelle Verfassung des Königreichs Tunis . . 278

Seite

Frauentrachten im Elsaß 279
Zwei Bauwerke in Portugal 282
Ein Schiffskanal durch die Landenge von Darien 283
Kleine Nachrichten: Reisen in Afrika. — Karl Anderssen. — Blondhaarige Bewohner im Atlasgebirge. — Ausbeute der schwedischen Expedition nach Spitzbergen. — Seefahrten der Japaner. — Der neue Kaiser von China. — Der König von Barma. — Eine Sternwarte auf dem Berge Ararat. — Ein Winter in Texas. — Pfahlbauten in der Schweiz. — Die Oelquellen in Nordamerika. — Die Goldgruben in Neu-Schottland. — Volksmenge von Belgien und der Hauptstadt Brüssel. — Telegraphen- und Eisenbahnlängen auf der Erde. — Der Weinbau in Algerien. — Eine Zigeunerkönigin. — Die Neger und Weißen in Nordamerika. — Nordamerikanische Complimente. — Tyrannei der Missionäre in der Südsee. — Missionäre bei den Zulukaffern. — Aus dem Pendschab in Ober-Indien. — Strafe für einen Verbrecher in China. — Zur Sittengeschichte Italiens. — Die geographische Verbreitung des Schneehasen. — Ein Urwald in Victoria, Südaustralien . . . . . 283—288

Nr. 10.

Gefangenschaft und Abenteuer bei den Patagoniern. II. . 289
Die nordamerikanischen Verhältnisse. Von Karl Andree. Erster Artikel 298
Volksleben in Neapel. I. 302
Kapitän Richard Burton bei den Mormonen in der Stadt am Großen Salzsee 310
Schlangenbeschwörer in Marokko 313
Unsere schwarzen Brüder 314
Ein Wald auf den andamanischen Inseln 316
Die Forschungsreise von Burke und Wills in Australien von Melbourne im Süden bis nach dem Carpentariabusen im Norden 318
Kleine Nachrichten: Die australische Kolonie Victoria auf der Londoner Ausstellung von 1862. — Erzeugnisse der sklavenhaltenden Staaten in Nordamerika — Ein Charakterzug aus dem Leben der Araber. — Die Lachlan-Goldfelder in Neu-Südwales. — Das Schloß Penha de Cintra und das Schloß von Guimaraens in Portugal 318—320

Nr. 11.

Volksleben in Neapel. II. 321
Die nordamerikanischen Verhältnisse. Von Karl Andree. Zweiter Artikel 332
Sir James Brooke, Radscha von Sarawak, und die Seeräuber im indischen Archipelagus. I. 335
Die australische Expedition von Burke und Wills 340
Aus Consul Petherick's Reisen in Aegypten, im Sudan und Centralafrika 344
Das Münster in Straßburg 347
Kleine Nachrichten: Die Expedition des Herrn von Heuglin. — Baron Karl von der Decken und der Schneeberg Kilimandscharo im östlichen Aequatorial-Afrika. — Die Andamanen. — Australien. — Die südaustralische Erforschungsexpedition unter M'Kinlay . . . . . 350—352

Nr. 12.

Eine Eilfahrt durch den Kaukasus 354
Die nordamerikanischen Verhältnisse. Von Karl Andree. Dritter Artikel 360
Sir James Brooke, Radscha von Sarawak, und die Seeräuber im indischen Archipelagus. II. 364
Im brasilianischen Urwalde 367
Die Probleme am obern Nil. Das Land Kaffa und der Godschob. Debono's Fahrt auf dem Sobat. Brun Rollet in Bellenia und Gondokoro 372
Im Rothen Meer und im östlichen Sudan 376
Ein Blick auf Madagaskar 380
Belem in Portugal 381
Kleine Nachrichten: Gregory's Reise in Westaustralien. — Reisen in Afrika. — Den Ursitz der Sklavenverschiffung über See. — Eine Eigenthümlichkeit bei den Frauen in Tibet. — Robert Fortune. — Auf der Insel Rhodus. — Räuber in den Goldfeldern von Neuseeland. — Der russische Telegraph nach Sibirien. — Steinkohlenhandel Englands im Jahre 1861 . . . . . 383—384

Verzeichniß der Illustrationen.

Zu Nr. 1.

Seite

Indianische Gerichtssitzung 1
Grass Valley in Californien 2
Ein Claim in den californischen Goldgegenden 4
Die Riesenceder in Californien 5
Eine Schlucht im Wahsatsch-Gebirge 8
Ein Jäger in Californien 9
Der Gefangene am Kriegspfahl 12
Der Murraystrom bei Hochwasser 13
Ein australischer Squatter 15
Schwarze am obern Senegal 19
Fischer auf dem Senegal 20
Die Felu-Wasserfälle im Senegal 21
Springfluth bei Rufisque 24
Das Kapitelhaus zu Thomar 25
Die Beichte auf dem Athos 28
Russische und Chinesische Gränzsäulen in Ostasien 29

Zu Nr. 2.

Das Thor Schah-Abdulazim's in Teheran 33
Vorstadt von Teheran 36
In einem Hofraume in Teheran 37
Persische Physiognomien 40
Persien 41
Perserinnen im Frauengemach 42
Du Chaillu bei den Fan's 44
Ndiayi, König der Fan-Kannibalen 45
Der Gorilla 48
Marktplatz in Suez 53
Portal der Kirche des Kapitelhauses zu Thomar in Portugal. 56
Fenster im Kapitelhause zu Thomar in Portugal 57
Ein Schiff im Polareise 60

Zu Nr. 3.

Norwegische Bauerntrachten am Hardanger Fjord 65
Krageröe 66
Karl der Fünfzehnte als Kronprinz 67
In Christiansand 68
Das Krankenhaus in Christiansand 68
Norwegisches Karriol 69
Stadtwehr in Stavanger 70
Ein Abkömmling der altnordischen Seekönige 70
Frauen von Rosendal 70
Zu Ullersvang, am Bord des Vidar 71
Fischmarkt in Bergen 72
Norwegische Gebirgspfade 73
Ein Weg im Gebirge 74
Im Fjord von Frannäs 75
Kirche von Vangsnäs 76
Eine Ansiedelung auf Neu-Caledonien 77
Port de France auf Neu-Caledonien 80
Eingeborene auf Neu-Caledonien 81
Jagd auf Kängeru's 84
Jagd auf den Leierschwanz 85
Der Leierschwanz 86
Kartenskizze von Afrika 88

Zu Nr. 4.

Fjord von Veblungsnaeset 97
Marie aus Opthun 98
Wasserfall bei Opthun 99

Seite

Die Horuntinderne 100
Die Kirche in Lomb 101
Knabe und Mädchen in Lauergaard 102
Mädchen in Christiansund 103
In Romsdalen 104
Im Lager bei Sjordalen 105
Norwegische Schützen 106
Hafen von Pernambuco 111
Ein Marabu in Adrar 117
Ein Trarza-Maure mit seiner Frau 118
Almamy Umar 120

Zu Nr. 5.

Tanz der Neger zu Esseribe bei Tripolis 129
Tripolis, von der Nordseite gesehen 130
Citadelle von Tripolis 131
Tripolis, von der Landseite her gesehen 132
Die Tadschura-Moschee 133
Das Innere eines Hauses in Tripolis 134
Die Konsulatstraße 135
Nomadenzelt der Ben Ulid 136
Tripolis 137
Tripolitanische Gärtner 138
Bewässerungsbrunnen 139
Mongkut, König von Siam 141
Ein Siamesischer Prinz 142
Ein Siamesischer Mandarin 143
Tempel mit den Graburnen der Könige von Siam . . . 144

Zu Nr. 6.

Eine tungusische Zauberfrau 161
Eilbote und Fuhrwesen in Sibirien 162
Der Bazar von Nertschinsk 163
Ein Sommerdorf der Jakuten 164
Ein Jakut auf dem Schlitten 165
Jurten der Tungusen 165
Das sibirische Argali 166
Rua nova dos Inglezes in Oporto 171
Fischhändler in Oporto 172
Eine Gruppe von Portugiesen 173
Börse in Oporto 174
Oporto am Douro 176
Ein Urbewohner der andamanischen Inseln 177
Signare und Negerin zu St. Louis am Senegal 180
Signare und Dienerinnen 181

Zu Nr. 7.

Ein Hofraum in Gorée 193
Baobab, Adansonia digitata 194
Ein Lager der Mauren am Senegal 195
Marktplatz in Gorée 196
Häuptling der Walofs 197
Fort Lampsar am Senegal 198
Karte von Senegambien 199
Walofs und Peuls am untern Senegal 200
Schutz gegen die Mücken am untern Senegal 201
St. Louis am Senegal 204
Ein Jude in Thessalonich 205
Eine Jüdin in Thessalonich 206
Moschee in Thessalonich 207

Seite

Schlitten in St. Petersburg 208
Eistransport in St. Petersburg 209
Ein Traktir in St. Petersburg 210
Vor einem Badhause am Samstage 211
Jordann (Wasserseguung) in St. Petersburg 212

Zu Nr. 8.

Musik am Bord des Dampfers 225
Der Zuckerhut 226
Negerinnen 227
Weiß gekleidet 227
Eine Frau von Stand in Rio 228
Ein Palast-Schlüssel 228
Schwarze Träger 229
Sappeurs der Nationalgarde 229
Negerinnen 230
Ein Dienstmann 230
Schwarzer Dienstmann 231
Stutzer 231
Eine Versteigerung 232
Schwarz gekleidet 232
Lastträger 232
Der Chasquis 234
Ibarra's Schlachtopfer 236
Ein schwarzer Jaguar überfällt eine Indianerfamilie . . 237
Jaguar 239
Landleute im badischen Oberlande 244
Indianer und Indianerinnen am Rio Colorado 248
Der Demavend in Persien 251

Zu Nr. 9.

Ein Reisender in den Pampas 257
Ein Mazeppa-Ritt 259
Patagonische Lagerstätte 260
Unter den Poyu-tsches 261
Kampf mit hungrigen Hunden 263
Jagd auf Strauße und Guanacos 264
Das Tschoeka-Spiel 265
Karte: Die Pampas von Buenos Ayres und Patagonien . 266
Lagerstätte südaustralischer Eingeborener 268
Australier aus der Kolonie Victoria, Südost-Australien . . 269
Ein Besuch in der Grotte von Antiparos 273
Grotte von Antiparos 274
Frauentrachten im Elsaß 280
Die Kirche unserer lieben Frau vom Oelzweig in Guimaraens 281
Schloßthor von Penha da Cintra 282
Waldlandschaft in Victoria, Süd-Australien 285

Zu Nr. 10.

Ein festliches Wettrennen der Patagonier 291
Tanz der Patagonier 292
Pferdsopfer 293
Der Nandu, südamerikanische Strauß 295
Patagonisches Begräbniß 296
Die Flucht des Gefangenen 297
Macaroniverkäufer in Neapel 304
Melonenverkäufer in Neapel 305

Seite

Gemüseverkäufer in Neapel 306
Bettlerinnen in der Toledostraße, Neapel 307
Ein Corricolo in Neapel 308
Wasserverkäufer 309
Bäuerin 309
Obst- und Essighändler 309
Aïssawa, Schlangenbeschwörer in Marokko 313
Waldregion auf Groß-Andaman 317
Das königliche Schloß zu Cintra in Portugal 318
Das alte Schloß in Guimaraens, Portugal 320

Zu Nr. 11.

Der Schreiber für das Volk 321
Das Morraspiel 322
Wasserkarren 323
Tarantella 324
Kleidertrachten bei Neapel 325
Ein Bürger aus der alten Zeit 326
Ein Abbate 326
Neapolitanische Magd 327
Hausmädchen 327
Bettelmönche 328
Leichenbegängniß 329
Siesta der Lazzaroni 331
Sir James Brooke 336
Radscha Brooke's Wohnhaus auf Borneo 337
Ein Krieger der Dayaks 339
Eine Ansiedelung in Südaustralien 341
Leiche eines Reisenden in Australien 343
In Straßburg 347
Erwin von Steinbach's Denkmal 348
Das Münster in Straßburg 349
Theodor von Henglin 350
Angriff der Andamanesen auf einen Dampfer 352

Zu Nr. 12.

Festung Ananur am Aragwi im Kaukasus 353
Tschertowaia Dalina, Teufelsthal, im Kaukasus 355
Der Dariel-Engpaß im Kaukasus 356
Eine Dschiguitowka in der kaukasischen Steppe 357
Sion und Orsete im Kaukasus 358
Abraham Lincoln, Präsident der nördlichen Union . . . 361
Die Sukuruhyn-Schlange 367
Im Urwald 368
Auf dem Saguassu in Brasilien 369
Wie man im Urwalde Skizzen zeichnet 370
Wie man Skizzen zeichnet 371
Stechmücken 371
Bellenia, im Barylande, unweit vom obern Weißen Nil . 372
Aegyptische Niederlassung im Dar Fasogl 373
Gegend im Lande der Schelluks am Sobat 375
Uebergang über den Atbara 377
Kassala 378
Kosseïr 379
Suakin 379
Dschidda 380
Portal der Marienkirche in Belem 382
Der Thurm von Belem bei Lissabon 383

Vor zehn Jahren in Californien und Oregon.

Die früheren Tage Californiens. — Die nordamerikanischen Abenteurer. — Fremont. — Gold und Goldgräber. — Leben und Treiben in San Francisco. — Ein Claim. — Die Riesenbäume. — Ein Patriarch im Napathale. — Ein Ausflug nach Oregon. — Der Lachsfang. — Die Wurzelgräber. — Ausflüge nach Osten. — Am Kriegspfahl unter den Yutah-Indianern. — Aus einem Tagebuche. —

Californien spielt eine große Rolle in der Welt, nicht nur weil es jährlich zwischen vierzig und fünfzig Millionen Dollars Gold in den Handel liefert, sondern weil es durch seine Weltlage und den Reichthum seiner Hülfsquellen den Kern eines großen Reiches am Stillen Weltmeere bilden wird. Wie hat sich dort Alles binnen einem Jahrzehnt geändert! Seit dreihundert Jahren kennt man diese Gestade, vor kaum einem Jahrhundert ließen sich die ersten weißen Ansiedler dort nieder; Spanien sandte Missionäre und Soldaten, um die Glaubensboten zu schützen. Aber eine thätige bürgerliche Bevölkerung fehlte; auch als das Land ein Gebiet des mexikanischen Staatenbundes wurde, kam kein Schwung hinein, und was die Creolen etwa an Kraft besaßen, das vergeudeten sie in Aufständen und in politischem Ränkespiel.

Vor etwa dreißig Jahren munterte die mexikanische Regierung zur Einwanderung nach Californien auf, und bald kamen nordamerikanische Abenteurer, namentlich Gebirgsjäger und Biberfänger von Osten her; aber sie wurden von den Creolen als störende Eindringlinge betrachtet. Auch die mexikanische Regierung hätte gern jene Aufforderung zurückgenommen; denn Californien zählte nur etwa sechstausend weiße Einwohner neben sechsmal so viel Indianern, und die amerikanischen Bärenschützen hatten angefangen, sich in die inneren Zwistigkeiten zu mischen und für Californiens Unabhängigkeit gegen Mexiko zu kämpfen. Diese ersten Bahnbrecher und Schanzgräber zogen viele andere nach sich; sie benahmen sich eben so barsch und hochfahrend wie ihre von der See herkommenden Landsleute, die Walfischfahrer, welche die Häfen besuchten, weil diese sichere Zuflucht und Erfrischungspunkte darboten. Die Absperrung vom großen Verkehr war von nun an ganz unmöglich; ein Gesetz, welches allen Ausländern Zulaß verbot, wurde von diesen nicht beachtet; sie blieben und kamen in wachsender Anzahl, und

Indianische Gerichtssitzung.

siedelten sich auf fruchtbaren Strecken in dem menschenarmen Land an. Der Gouverneur in Monterey ließ einmal nahe an hundert Engländer und Nordamerikaner verhaften und in Eisen legen; aber dadurch schreckte er die kühnen Abenteurer nicht ab, sondern erbitterte sie im höchsten Grade. Der Seehandel kam mehr und mehr in die Hand der unternehmenden Fremden, amerikanische Kriegsfahrzeuge waren seit 1842 alljährlich in den californischen Häfen erschienen; von da an wurde auch der Zug über die Felsengebirge und die Sierra Nevada immer stärker, und 1846 erschien der berühmte Reisende J. C. Fremont. Der Gouverneur wollte ihn und seine sechszig Gefährten ausweisen, aber als Antwort wurde die nordamerikanische Flagge aufgezogen und die Erklärung gegeben, daß man Widerstand leisten werde. Er sagte den Creolen den Krieg an, erklärte Californien für unabhängig und zog jetzt eine mit dem Bilde des grauen Bären geschmückte Flagge auf. Nach wenigen Monaten hatte eine Hand voll kräftiger Männer eines der schönsten Länder der Welt erobert, und im Februar 1848 trat Mexiko, im Frieden von Guadelupe Hidalgo, Californien an die nordamerikanische Union ab.

Nun waren der so fruchtbare Boden, die üppigen Weidegründe und die bewaldeten Berge im ruhigen Besitze der Eingewanderten, deren Zahl sich damals schon auf etwa fünfzehntausend belief. Aber Californien lag „am Ende der Welt," und würde, bei gewöhnlichem Verlauf der Dinge, sich nur langsam entwickelt haben. Da entdeckte, gleich nach dem Abschlusse des Friedens, ein Mormone, bei dem Ausbessern eines Mühlgrabens, Gold. Bald ergab sich, daß die Nachhaltigkeit der Schätze keinem Zweifel unterlag; in allen fünf Erdtheilen bemächtigte sich vieler Menschen eine fieberhafte Bewegung, und es begann eine ungeheure Völkerwanderung. Binnen drei Jahren waren mehr als dreimalhunderttausend Menschen nach dem neuen Dorado geströmt; Viele kamen von der Westküste Amerika's, aus China und Australien; Andere umschifften das Kap Horn; wieder Andere gingen über die Landenge von Panama; Tausende zogen vom Missouri aus über die weiten Prairieflächen, die Felsengebirge, durch das Mormonengebiet und über die Sierra Nevada; Alle waren Goldgräber, Alle wollten binnen kurzer Zeit reich werden.

Wer damals europamüde war, sich aus irgend einem Grunde nach der neuen Welt sehnte, und nicht den Pflug zur Hand nehmen mochte, rief: Wohlauf, nach Californien! Jeder Dampfer brachte von Panama nach San Francisco

Grafs-Valley in Californien.

Leute, denen es nach Gold und Abenteuern dürstete, zumeist Männer im kräftigsten Alter. Viele sind gestorben und verdorben, Manche reich geworden, wieder Andere leben längst als friedliche Ackerbauer. Ein nicht geringer Theil ist auch, amerikamüde, wieder nach Europa heimgekehrt, je nach Umständen in mehr oder weniger guten Verhältnissen. Es ist erklärlich, daß sie gern von „jenen Tagen" erzählen, die reich an Aufregungen und Hoffnungen, Wünschen und Entbehrungen waren. Die Schicksale Vieler haben sich seltsam genug gestaltet.

Ein Offizier, der in Algerien unter den Spahis gedient, war afrikamüde und wollte Gold graben. Zu Ende des Jahres 1850 langte er in Californien an. Er war mit einigen anderen Abenteurern bekannt geworden, deren einer eine angeblich ganz ausgezeichnete Maschine zum

Goldwaschen erfunden hatte. Vier Männer bildeten eine Genossenschaft, die gemeinsam arbeiten und den Ertrag theilen wollte. So kamen sie nach San Francisco, das damals noch in seinen ersten Anfängen war. Seitdem hat es sich bekanntlich zur Königin unter den Städten an der Westküste Amerika's emporgeschwungen, trotz eines Dutzend verheerender Feuersbrünste, trotz Mord und Todtschlag, Geld- und Geschäftskrisen, Raufbolden und Handwerkspolitikern, und trotz des bösen Gesindels, welches von allen Strichen der Windrose dort zusammenströmte. San Francisco glich damals weit mehr dem Krater eines Feuerberges, in dem allerlei vulkanische Elemente durcheinander brodeln, als der Wiege, aus welcher ein großer Staat hervorgehen soll. Aber das Leben war ungemein bunt und höchst eigenthümlich.

Als ich, erzählt der Offizier, durch die Straßen schlenderte, kam ich an ein weitläufiges Gebäude mit einem großen Schilde, auf welchem ich die Worte: „California Exchange" las. Ist das eine Börse oder die Bude eines Geldwechslers? fragte ich mich. Die Menschen drängten sich in den Sälen und ich trat hinein, um zu beobachten. Da wurde gegessen und getrunken, man las und rauchte. Ich nahm an einem gedeckten Tische Platz, um zu essen, und man brachte mir gekochten Lachs, trefflichen Bärenbraten, Butter und Chesterkäse. Als ich fragte, was meine Zeche betrage, bekam ich zur Antwort: „Kostet nichts!" Dieses „No charge" befremdete mich. War ich denn in ein Schlaraffenland gerathen, wo die Wirthsleute von den Gästen kein Geld nehmen? Aber ich sah doch, daß von anderen Leuten Zahlung angenommen wurde; in Bezug auf meine Person mußte also wohl ein ganz besonderer Umstand obwalten, der mir aber noch nicht klar war. Ich nahm Platz in einem Lehnsessel und las in einer Zeitung; da kam ein Cigarrenverkäufer und bot mir von seiner Waare an. Ich forderte einen Glimmstengel und reichte dem Hausirer einen Dollar. Er nahm rasch noch drei Cigarren, wickelte sie in ein Papier, sprach: „All right" und ging fort. Das Stück kostete also zehn Silbergroschen und es war mindestens zweifelhaft, ob das Deckblatt dieser Upmanns nicht etwa in der Gegend von Mannheim am Neckar gewachsen sei! Wunderliches Land, dachte ich, der Wirth nimmt nichts und der Cigarrenhändler zieht dir das Fell über die Ohren. Am Abend erhielt ich den Schlüssel zum Räthsel; in jener „Börse" zahlte man nichts für das Essen, sondern nur für das Trinken; jenes bekam man mit in den Kauf. Am Abend ging ich noch einmal hinein, trank zwei Glas Cognac mit Wasser und gab dafür einen halben Dollar.

San Francisco war überhaupt ein theures Pflaster und wir machten, daß wir fortkamen; es zog uns nach den Goldfeldern. Bald saßen wir an Bord eines nach San Sacramento bestimmten Dampfers. Es war eine herrliche Fahrt; wir flogen über die glatte Meeresbucht rasch dahin und erfreueten uns an der schönen Landschaft. Bei der Einfahrt in den Strom (den San Sacramento) lag uns eine englische Brigg im Wege und unser Capitain rief sie an. Die Antwort lautete: „Ich sitze auf dem Grunde fest; im andern Fahrwasser ist eine Sandbank!" Unser Dampfer kehrte sich nicht daran; der Capitain sagte, er wolle hindurch, wenn es sein müßte, über den Engländer hinweg. Und in der That, er kam hindurch. Erst fuhr er eine kleine Strecke weit zurück, ließ stark heizen, spannte den Dampf so viel als möglich an und raste fort, an der Brigg vorüber, von welcher wir ein nicht unbeträchtliches Stück der Steuerbordseite losrissen. Der Engländer fluchte, der Yankee wetterte auch, beim Anprallen waren ein paar Dutzend unserer Fahrgäste auf Nase oder Rücken gefallen, aber was machte das aus, wir kamen nach San Sacramento!

Dort kauften wir einen Wagen und Maulthiere, luden unsere Wundermaschine und alle übrigen Habseligkeiten darauf und zogen nach dem Grasthale, Grass Valley, um auf irgend einem „Placér" unser Glück zu versuchen, nach Gold zu „diggen". Die Gegend, welche wir durchzogen, war noch nicht angebaut, nur in weiten Zwischenräumen sahen wir dann und wann eine einsame Wohnung. Unser Nachtlager hatten wir natürlich unter freiem Himmel, gaben aber wohl Acht, daß wir nicht etwa überrumpelt würden. Denn in den Blättern von San Francisco hatten wir gelesen, daß bösartige Landstreicher umherschwärmten, die es zweckmäßig fanden, nicht selber nach Gold zu graben, sondern Reisenden dasselbe abzunehmen. Indessen war uns das Glück hold und wir gelangten unangefochten in die Nähe des Dorfes Rough and Ready, in demselben Thale, wo Nevada City steht. Dort sahen wir prächtige Placeres im Hintergrunde einer Schlucht, die aussah, als wäre dies Gestein durch einen Orkan durch und über einander geworfen worden. Viele Bäume waren gebrochen oder umgehauen; die „Digger" hieben mit ihren Spitzäxten in den Boden, andere wuschen Gold aus dem Sande. In der Umgegend fanden wir Zelte und Hütten aller Art. Zwei Tage später waren wir im Grasthale, um dort wo möglich Millionäre zu werden. Als wir unsere Maschine auspackten, strömten viele Neugierige herbei; sie hatten dergleichen noch nicht gesehen. Von San Francisco aus waren wir an einige Schweizer empfohlen worden, die sich sehr freundlich benahmen und uns den großen Placér zeigten, wo wir einen „Claim" zu nehmen gedachten.

Schon damals hatte sich in Bezug auf Besitztitel durch die Praxis ein Gewohnheitsrecht ausgebildet, das einige Zeit nachher von der Staatsgesetzgebung ausdrückliche Genehmigung erhielt. Das Recht, irgendwo nach Gold zu graben, zu diggen oder zu waschen, und dafür eine gewisse Stelle in Besitz zu nehmen, heißt ein Claim, ein Anspruch. Bei den „Miners", welche bergmännisch verfahren, gilt als Herkommen, daß ein Einzelner von einer Quarzader nicht mehr als einhundert Fuß Raum in die Länge claimen kann, und die Sache nahm folgenden Verlauf. Ein Mann findet eine goldhaltige Quarzader. Sobald das bekannt geworden, kommen noch andere Miners, stecken sich jeder eine Front von hundert Fuß ab und gehen ohne Weiteres an die Arbeit. Dem ersten Entdecker wird eine Extrafront von weiteren hundert Fuß zugesprochen und diese bildet seine Belohnung für den Fund. Sämmtliche Antheile werden abgemarkt, alle Miners, welche an derselben Fundstätte arbeiten, wählen einen Recorder und dieser verfaßt eine Urkunde, in welcher sämmtliche Claims verzeichnet sind. Sie wird beim Countyschreiber als Beweisdocument hinterlegt. Jeder kann seinen Claim nach Belieben verkaufen.

Wir fanden in unserer Gegend große Thätigkeit. Nach langer Wanderung waren wir matt und müde, lagen indeß recht gemächlich in unserm Zelte. Aber gleich in der zweiten Nacht brach ein fürchterliches Gewitter los, das in dem Thal entsetzlich rollte und grollte. Zum Glück hielten die Seile unseres Zeltes, aber der in Strömen herabfallende Regen drang durch bis auf die Haut. Nachdem wir jeder einen Claim von zehn Fuß in's Gevierte in Angriff genommen und eine Menge goldhaltigen Sandes zusammengebracht hatten, probirten wir unsere Maschine. Aber sie nützte uns nichts, und obendrein waren wir beim Einkaufe des Quecksilbers betrogen worden; es zeigte sich nämlich, daß man uns verfälschtes gegeben hatte. Nun war freilich das Mißver-

gnügen groß; wir hatten auf diese Maschine alle unsere Hoffnungen gesetzt und diese waren zu Wasser geworden. Unsere Genossenschaft hatte fortan keinen Zweck mehr; wir lösten sie auf, theilten den Rest unserer Habe und jeder versuchte sein Glück auf eigene Faust. Ich blieb noch einige Zeit in Grafs Valley und machte von dort Ausflüge; meine Freunde kehrten nach San Francisco zurück. Einer derselben ging nach Benicia und von dort in das nahe gelegene Napathal, das in die San Pablobucht mündet. In diesem Garten Californiens, der damals erst besiedelt wurde, bauete er sich an. Als er an den Eingang kam, fand er das Land weit und breit mit wildem Hafer bedeckt; mitten hindurch floß der Napabach, der für kleinere Schiffe Wassertiefe genug hat und bis zum neuen Dorfe Napa schiffbar war. Dort lag ein Fahrzeug, das ein Landmann

Ein Claim in den californischen Goldgegenden.

in San Francisco, wo es als untauglich befunden war, gekauft und hierher gebracht hatte, um es als Wohnung zu benutzen. Es befand sich dicht am Ufer und diente zugleich als Waarenlager.

Weiter aufwärts war das Thal von Hügeln eingeengt, die bis zum Gipfel hinauf mit Bäumen bestanden sind. Das Ganze glich weit und breit einem herrlichen Park, in welchem gewaltige, zum Theil immergrüne Eichen theils zerstreut umherstehen, theils dicht bei einander in Gruppen sich erheben. Aber sie verschwinden und nehmen sich aus wie Zwerge neben den Riesen der Pflanzenwelt, den zapfentragenden Bäumen, welche nirgends in der Welt ihres Gleichen haben. Als mein Freund zum ersten Male die gewaltige Ceder sah, welche die Spanier Palo colorado und die Nordamerikaner Red wood nennen (Taxodium gigantеum), war er vor Erstaunen außer sich. Dieser schöne Baum ist der Küstenregion eigen und geht nicht weit in's innere Land; man hat einzelne gefällt, deren Höhe etwa dreihundert Fuß betrug. Noch riesenhafter sind freilich die berühmten Lamberts- oder Zuckerfichten, die ich in der Sierra Nevada gesehen habe, und die Wellingtonia gigantea, die von den Nordamerikanern als Mammuth-Washingtonbaum bezeichnet wird. Sie hat ihre rechte Heimath mitten in der Goldregion am Mokelumne und Calaveras, und manche Bäume können, den Jahresringen nach zu urtheilen, nicht unter neunzehnhundert Jahre alt sein. Sie haben 92 bis 96 Fuß im Umkreise. Als ein von der Regierung der Vereinigten Staaten ausgesandter Botaniker eine solche Wellingtonia fällen wollte, mußte er den Baum zuerst mit Brunnenbohrern durchlöchern lassen, und fünf Leute waren volle zweiundzwanzig Tage beschäftigt, um den Stamm vom Stumpfe zu trennen. Aber noch immer stand jener fest in vollem Gleichgewichte, und die fünf Arbeiter hatten wieder zwei Tage lang vollauf zu thun, um von allen Seiten her Keile einzutreiben; dann erst gelang es, ihn umzustürzen. Das Fällen dieses einzigen Baumes verursachte sechsthalbhundert Dollars Kosten. In der Nähe lag ein noch weit größerer Stamm, der vor etwa einem halben Jahrhundert durch einen Zufall umgestürzt sein mochte. Er ist, als er noch aufrecht stand, mindestens fünfthalbhundert Fuß hoch gewesen; am Boden mißt er 110 Fuß im Umfange und hat 36 Fuß Durchmesser; seine Borke ist an manchen Stellen 15 Fuß dick. Theile derselben sind später in den Gewerbeausstellungen zu New-York und London gezeigt worden. Er liegt in einem dichten Walde, von Lam-

Die Riesenceder in Californien.

bertsfichten und Pechtannen umgeben. Solcher Riesenbäume sind im Ganzen nur etwa einhundert Stück vorhanden; sie stehen da als Glieder, welche unsere Tage mit einer uralten Vergangenheit verknüpfen.

In jenem Thale traf mein Freund den berühmten Patriarchen Yaunt. Dieser merkwürdige Mann war so recht das Urbild eines Kriegers, Bibersängers, Bärenjägers und Pioniers, ein Bahnbrecher für die Einwanderung in Californien, und damals schon hoch bei Jahren. Er hatte 1812 unter Jackson die Schlacht bei Neu-Orleans mitgemacht, später in Florida gegen die Seminolen gefochten, welche ihn gefangen nahmen und an den Kriegspfahl banden, um ihn zu verbrennen. Nur durch ein Wunder wurde er gerettet. Dann wurde er Trapper und zog in den weiten Westen, immer weiter der untergehenden Sonne zu, bis er am Gestade des Großen Weltmeeres anlangte. Er durchstreifte Californien und Oregon, bauete sich einen großen Nachen, schiffte an den Küsten umher und stellte den werthvollen Seeottern nach. So kam er auch durch die Goldene Pforte in die große, prächtig gegliederte Bucht von San Francisco, welche damals noch öde war, und besuchte das kleine Dorf Yerba buena, an dessen Stelle sich nun die betriebsame Welthandelsstadt erhebt. Von dort steuerte er in die San Pablobucht, in welche, wie schon bemerkt, der Napafluß mündet, und fuhr den letztern hinauf. Das wunderschöne Thal behagte ihm sehr; es war nur von Caymas-Indianern bewohnt, und bei diesen bauete Yaunt sich eine Hütte. Während er an derselben zimmerte und dabei frühere Tage gedachte, dämmerte plötzlich eine alte Erinnerung in ihm auf, welche einen gewaltigen Eindruck auf ihn machte. Eine alte Frau hatte dem Knaben, der eben zum Jüngling heranreifte, wahrgesagt, ihm als endlichen Ruhesitz ein schönes Thal in Aussicht gestellt, und dieses mit seinen Wiesenebenen, Eichenhainen, Bergen, mit dem Flusse und selbst mit den heißen Quellen, deren das Napathal mehrere hat, genau beschrieben. Als Yaunt von den Seminolen, welche den Gefangenen zu Tode martern wollten, an den Pfahl gebunden wurde, gedachte er der Wahrsagerin und bedauerte schmerzlich, daß sie falsch prophezeit habe. Seitdem war das in Vergessenheit gerathen, trat aber nun im Napathale, wo er Alles verwirklicht fand, lebhaft vor seine Seele. Nachdem er dann die vielen Wechselfälle seines Lebens noch einmal im Geiste an sich vorübergehen ließ, sagte er sich: hier ist gut Hütten bauen, und blieb im Napathale. Aus dem Bären- und Otterjäger wurde ein friedlicher Ackerbauer und Viehzüchter. Anfangs hatte er sich freilich der Indianer zu erwehren, aber es gelang seiner Klugheit, einige Stämme zu sich herüberzuziehen, mit deren Hülfe die ihm feindseligen zu bezwingen und den blutigen Fehden ein Ende zu machen.

Vom Napathal aus unternahm mein Freund mit einigen Landsleuten eine Wanderung nach Oregon. Es handelte sich dabei um ein Unternehmen, das weit mehr Nutzen brachte als das Goldgraben. Einer von dieser Gesellschaft hatte seine Heimath an der Weser, und verstand nicht nur Lachse zu fangen, sondern auch sie zu räuchern. Geräucherter Lachs wurde damals in San Francisco mit Gold aufgewogen. Vom Meere aus ziehen nicht weniger als sechs Arten Lachse alljährlich stromau; die größten findet man im Columbia, wo sie manchmal bis zu fünfzig, im Durchschnitt aber etwa zwanzig Pfund schwer werden. Der Fisch kommt im Mai und dann wieder im Oktober und bildet ein Hauptnahrungsmittel der Indianer in jenen Gegenden; er geht vom Hauptstrome auch in dessen Nebenflüsse, so hoch hinauf, als nur immer möglich, bis in die Nähe der Quellen, wo dann das Wasser so seicht ist, daß viele von den Indianern mit den Händen gefangen werden. Der Lachs hat eine gewaltige Muskelkraft, die es ihm möglich macht, über hohe Wasserfälle zu springen. Man wird stundenlang nicht müde, die Fische bei dieser Arbeit zu beobachten. Oft machen sie mehrere Sprünge, und zwar so, daß sie da, wo die Wasserfälle oder Stromschnellen Absätze bilden, sich zuerst und mit genauer Berechnung auf den untern Felsenabsatz schwingen und somit zu einem neuen Sprung ansetzen können; dann machen sie diesen. Manche wenden dabei solche Kraft auf, daß sie sich selber tödten, andere arbeiten so anhaltend, daß sie vor Erschöpfung nicht mehr stromau schwimmen können und vom Wasser getrieben werden. Dann werden sie eine Beute der zahlreichen Adler und Geier.

Der Lachs ist um so fetter und schmackhafter, je näher er noch dem Meer ist; im obern Laufe der Flüsse erscheint er mager und schon abgehungert. Im Columbiastrome sind jene, welche man an der Tschinuk-Spitze fängt, ohne Zweifel die delikatesten in der ganzen Welt, und nächst ihnen die bei Oregon City an den Wasserfällen des Willamette. Unsere Landsleute waren verständig genug, sich mit den Indianern in Einverständniß zu setzen, ihnen die Erlaubniß zum Lachsfang abzukaufen und sich ihrer Beihülfe zu bedienen. Denn jeder Stamm hält darauf, daß sein Fischrevier nur von ihm allein ausgebeutet werde; gegen eine Beeinträchtigung desselben würde er sich mit den Waffen erheben, und jede einzelne Familie hat ihren bestimmten Platz, ihre besondere Wasser- und Felsenstrecke, und diese bilden ihr geheiligtes Eigenthum, wie bei dem Bauer der Acker, welchen er vom Vater ererbt hat und pflügt. Was für den Indianer der Prairie der Büffel, das ist für jenen in Californien und Oregon der Lachs; dieser bildet sein Hauptnahrungsmittel, und ohne ihn müßte er verhungern, weil er sich zum Ackerbau unfähig weiß. Er ist nun einmal Fischer und Wurzelgräber.

An den Lachsfang knüpft sich bei den Indianern mancherlei Aberglaube. In den ersten Tagen des Fanges, also etwa in der Mitte des Aprilmonats, würden sie um keinen Preis in der Welt einem weißen Manne einen Fisch geben oder verkaufen, über welchen sie nicht vorher einen Kreuzschnitt gemacht und dann das Herz herausgerissen hätten. Ein sterbenskranker Mensch wird in den Wald getragen, und muß dort allein, ohne irgend welchen Beistand, sein Leben beschließen; denn wer einen todten Menschen anrührt, würde im ganzen Jahre keinen Fisch fangen können! Ein Pferd darf nicht durch die Fuhrt gehen, an welcher man Lachse fängt; das brächte Unglück.

Auch an zarten Lachsforellen, die gewöhnlich bis zu zwei Fuß lang werden, sind die Flüsse reich, und diese Fische gerade dann am schmackhaftesten, wenn der eigentliche Lachs mager ist und nicht gefangen wird. Oregon ist sicherlich das fischreichste Land der Welt, denn auch Häringe, Sardinen, Störe, Stockfische, Karpfen, Flundern, Lampreten und Aale kommen in ganz ungeheurer Menge vor.

Während ein Theil unserer Landsleute eine ganze Ladung geräucherter Lachse nach San Francisco brachte und mit großem Vortheil verkaufte, zogen die übrigen mit den Indianern im Land umher, um Beeren und Wurzeln zu sammeln. Dabei spielten auch die Frauen eine Rolle. Es ist Thatsache, daß sie bei den wilden Völkern um so mehr gelten, je mehr sie ihrerseits dazu beitragen, Nahrungsmittel herbeizuschaffen. Bei den Jägernomaden nehmen sie deshalb eine sehr untergeordnete Stellung ein; bei den Fischernomaden, die in Oregon zugleich Wurzelgräber sind, haben sie ein Wort mitzureden.

Nach der Zeit des Fischfanges gehen die einzelnen Familien erst in die Berge, wo sie die zum Theil sehr wohl-

schmeckenden Beeren sammelu. Dann ziehen sie weiter und graben nach mehlhaltigen Wurzelknollen, welche sie zerstoßen und trocknen. Diese bilden ihr Brot. Es ist mir ein Räthsel geblieben, weshalb man bis auf den heutigen Tag noch keinen Versuch gemacht hat, irgend eine der vielen eßbaren Wurzeln, welche im nördlichen Californien und Oregon in unglaublicher Menge wachsen, bei uns in Europa einheimisch zu machen! Wir wissen Alle, von welcher Wichtigkeit die Kartoffel gewesen ist, und man darf wohl annehmen, daß unter jenen oregonischen Wurzelknollen manche den Anbau bei uns verlohnen und durch Pflege noch veredelt würden, gerade wie die Kartoffel. Am liebsten ist den Indianern die Ithwa oder Kamaßwurzel, Camassa esculenta, welche zwiebelartige Schalen hat und in großer Menge an feuchten Stellen der Wiesen wächst. Sie erlangt die Größe einer kleinen Zwiebel, schmeckt wie eine gekochte Kastanie, wird geröstet, zu einer Art Brot verbacken, und bildet neben dem Lachse das Hauptnahrungsmittel der Indianer. Kaum minder nützlich ist die Wappatuknolle, die gleichfalls an sumpfigen Stellen wächst. Die dünne weiße Bitterwurzel, Spatilon, sieht aus wie italienische Nudeln und giebt einen etwas bitter, aber sehr angenehm schmeckenden Brei. Man findet sie, gleich einer andern bittern Wurzel, in trockenem Kiesboden; die letztere ist dick, läuft nach beiden Enden verjüngt zu und gilt für sehr nahrhaft. Die Poxpox erscheint gleich im Anfange des Frühjahrs und wird gegessen, ehe die Kamaß gegraben werden kann. Die Mesani ist weniger nahrhaft und gleicht einer Pastinake; sehr beliebt erscheint dagegen die Kanisch oder Brotwurzel, welche in trockenem Boden wächst, so groß wie ein Pfirsich wird und den Geschmack der süßen Kartoffel hat.

Diese Streifzüge waren von schönem Wetter begünstigt und in hohem Grade angenehm. Aber an einen sehr unwillkommenen Vorfall denkt der Lachsfänger von der Weser nicht ohne Schaudern zurück. Als er einst von einer Wiesenfläche her in den Wald gehen wollte, bemerkte er ein dunkelfarbiges Thier mit einem buschigen Schweife, das rasch weglief und in ein Erdloch schlüpfen wollte. Es war kaum zur Hälfte hinein, als er herbeigesprungen kam und mit dem Flintenkolben nach ihm schlug. Aber in demselben Augenblicke spritzte unter dem Schweif eine gelbliche Flüssigkeit hervor, besudelte den Flintenkolben und verbreitete einen furchtbaren Geruch, welcher unserm Landsmann eine Anwandlung von Ohnmacht verursachte. Er fühlte sich von diesem gräßlichen Geruche wie erstickt, war aber zum Glück an seiner Person unbeschädigt geblieben. Trotzdem wollte der Geruch nicht von ihm weichen. Diese Bekanntschaft mit dem berüchtigten Stinkthiere, das von den spanischen Creolen als Zorilla bezeichnet wird, kann er auch heute noch nicht vergessen. Das Thier hat als einzige Vertheidigung eine Blase am Hintertheil, aus welcher es seinen Saft gegen seine Verfolger schleudert. Der Geruch ist beinahe unvergänglich; er setzt sich in Kleidern fest und man muß dieselben wegwerfen; der Saft ist ätzend und verursacht Blindheit, wenn er in's Auge kommt; kein Hund, welcher einmal mit dem Zorilla Bekanntschaft gemacht hat, läßt sich jemals wieder auf ein solches hetzen. Das Zorilla scheint in jenen Gegenden unsern Iltis zu ersetzen, hält sich gern in der Nähe menschlicher Wohnungen auf und ist den Hühnerställen und Taubenschlägen gefährlich. Die Indianer schneiden die Blase weg und essen das Fleisch; sie boten unserm Landsmanne davon an; ich glaube ihm aber gern, daß er sich schön bedankt hat.

Während dieser Zeit verweilte ich noch im Grafs-Valley, denn allmälig fand ich Geschmack an dem dortigen Leben und Treiben. Ein Neu-Yorker, welchen das Glück begünstigt hatte und dessen Vater gestorben war, ging in seine Heimath zurück und verkaufte mir seine Hütte, die zwar nicht glänzend, aber doch bequem war. Sie stand unter einem hohen Tannenbaume, war aus Klötzen und Brettern aufgebaut und mit Schindeln gedeckt. Regen konnte nicht hineindringen, ein kleiner Ofen diente als Herd zum Kochen; das Bett bestand aus vier Pfählen, über welche Segelleinwand gespannt war, und einem mit Eichenblättern gefüllten Sacke. Ein kleiner Garten mit allerlei Gemüse fehlte auch nicht, und vierzig Pfund Mehl, welche mir der Amerikaner überließ, waren mir sehr willkommen. Ich konnte mir Brot backen.

Es war recht hübsch im Grasthale; auch an Umgang fehlte es nicht, nur war die Klage über Klapperschlangen sehr allgemein. Einer von meinen Nachbarn kam wirklich in große Gefahr. Er hatte aus einer Vertiefung im Gebüsch trockenes Laub in seinen Bettsack geschaufelt und auf diesem schwellenden Lager recht sanft bis gegen Tagesanbruch geschlafen. Da raschelt es im Bette; er denkt an eine Ratte, denn diese ist den Europäern bis in die entlegenen Thäler gefolgt, greift hin und packt — eine Klapperschlange! Natürlich sprang er im Augenblicke fort, beobachtete aber die offene Thür. Nach einigen Stunden kam die Schlange, die nun todtgeschlagen wurde. Er schnitt ihr die Klapper ab und hat sie aufbewahrt.

Damals lieferte die Jagd noch hübsche Ausbeute; man brauchte nur ein paar Stunden weit zu gehen und war sicher, daß man sich nicht vergeblich bemühen werde. Ich kaufte in Nevada-City ein Maulthier, legte demselben eine Bärenhaut als Sattel auf und war eine Zeit lang Jäger von Handwerk. Meine Beute brachte ich gewöhnlich nach der Stadt, und an einem Sonnabend erhielt ich, weil gerade die Goldgräber in Menge dorthin kamen, für einen Hirsch achtzig Dollars, schloß auch mit einem Gastwirth einen Vertrag über Wildlieferung. Von geprägtem Gelde sahen wir nur wenig, alles wurde mit Goldstaub bezahlt. Jeder hatte lederne Börsen und in jedem Kaufmannsladen hingen Goldwaagen.

Als der Winter vorüber war, verließ ich Californien und machte Streifzüge im Osten der Sierra Nevada, bis in die südlichen Theile des Mormonenlandes an den oberen Zuflüssen des Rio Colorado, also in eine Gegend, die damals noch so gut wie unbekannt war. Seit jener Zeit ist sie im Auftrage der Vereinigten Staaten vielfach erforscht worden. Dann ging ich weiter, kam nach Neu-Mexico, besuchte Santa Fé und Taos, gelangte in die Nähe der Quellen des Rio grande und zog über die Felsengebirge südlich von dem jetzt wegen seines Goldreichthums bekannt gewordenen Pikes Pik. Wo nun ein rühriges Leben und Treiben herrscht, war damals Alles Einöde und Wildniß. Von Bents Fort am Arkansasflusse wandte ich mich nach Süden hin, an den Canadian.

Dieser merkwürdige Fluß hat mit dem Lande Canada nichts zu schaffen; der Name ist ihm von den Nordamerikanern gegeben und, nach ihrem Brauch, verunstaltet worden. Cañada heißt im Spanischen eine tiefe Schlucht, und aus diesem Worte haben sie Canadian gemacht. Er strömt durch eine ganz eigenthümliche tafelförmige Ebene, welche vielfach von Strömen, bis an deren Rand diese „Mesa" reicht, und durch eine tiefe Schlucht, einen sogenannten Cañon, durchzogen wird. Auf einer Strecke von mehr als einhundert Stunden drängt er sich ununterbrochen durch solch eine tief eingerissene Schlucht und ist auf dieser ganzen Länge nicht zu überschreiten. Denn seine Uferränder werden durch Steilklippen gebildet, welche bis zu einer Höhe von

zwölf, ja von fünfzehnhundert Fuß fast senkrecht sich erheben. In kleinerm Maßstabe fand ich ähnliche Erscheinungen auch im Westen der Felsengebirge. Manche Gefließe sind vielleicht nicht zehn Schritte breit, aber ihre vom Regen und vom Strome ausgewaschenen Schluchten haben eine Tiefe bis zu einhundert Fuß. Oft ahnt der Reisende gar nichts von einem solchen Hindernisse, bis er sich dicht vor dem Abgrunde befindet; er muß dann weite Umwege machen, ehe er zu einer Fuhrt gelangt, wo das Ueberschreiten für Menschen und Thiere möglich wird. —

Wir schließen diesen Schilderungen eine andere an, die neulich ein Franzose, Wogan, gegeben hat. Auch dieser Mann war nach Californien geschleudert worden, wo er ein abenteuerndes Leben führte, das er jetzt mit einem weniger aufregenden Berufe vertauscht hat, denn er ist Telegraphen-

floh sofort weiter; nur ein paar Männer blieben, um den Frauen behülflich zu sein, am Ufer zurück. Da wälzte sich aus dem Dickicht vom Hügel herab ein grauer Bär, der in's Wasser sprang und hinter einer Frau herschwamm. Die Pfeile der Indianer erreichten ihn nicht. Nun trat ich aus meinem Versteck hervor, legte mein Gewehr auf einem Weidenstamm an, schoß und traf. Mein zweiter Schuß war eben so glücklich, aber der Bär kam an's Land und suchte seinen Feind auf. Nachdem ich rasch geladen, kletterte ich auf einen Weidenbaum und erwartete ihn. Er stand blutend, mit geöffnetem Rachen und mit seinen Tatzen am Baume, denn klettern kann er nicht. Ich feuerte beide Schüsse in seinen rothen Rachen und er stürzte; ein paar Kugeln aus meiner Drehpistole, welche sein Auge verletzten, machten dem Leben des Ungethüms ein Ende.

Eine Schlucht im Wahsatsch-Gebirge.

director in seiner Heimath. Längere Zeit war er als Bärenjäger umhergezogen, über die Sierra Nevada an den Humboldtfluß und dann in das Wahsatschgebirge gegangen, wo er mit den Yutas und Navajo-Indianern zusammentraf. Am Green River (Rio verde), dem Hauptarme des Colorado, vernahm er eines Tages wildes Geschrei, über dessen Anlaß er Folgendes erzählt.

Ich hielt mein Ohr platt an die Erde und horchte; dann sprang ich auf, eilte in ein Weidengebüsch, legte mich lang hin und paßte auf. Bald nachher kam eine ganze Horde von Indianern, Männer, Weiber und Kinder wild durcheinander, und alle sprangen in's Wasser wie Frösche. Offenbar waren sie in Angst und Schrecken; die kleinen Kinder hingen auf den Rücken der Mütter, welche langsamer schwammen als die Männer. Wer das diesseitige Ufer gewann,

Der graue Bär ist ein sehr gefürchtetes Thier. Ich hieb ihm die Tatzen ab und schlug ihm die Zähne aus; beide dienten mir, nach Indianerweise, als Trophäen. Ich muß in meiner aus Coyotefellen zusammengenähten Bekleidung zu jener Zeit merkwürdig genug ausgesehen haben. Als der Bär vor mir lag, kamen die Indianer und führten einen Tanz auf; nachher stimmten sie einen Gesang an.

Einige Tage später ward ich von eben diesen Indianern bestohlen und bald nachher umschwirrten mich Pfeile. Ich sah, daß derselbe Indianer, dessen Frau ich vor dem Bären gerettet hatte, mir verrätherischer Weise nach dem Leben trachtete, und es blieb mir nichts Anderes übrig, als ihm eine Kugel zu senden, die ihn verwundete. Er entrann, ich setzte ihm nach, konnte ihn aber nicht einholen.

Am andern Tage war ich von Feinden umgeben, und

Ein Jäger in Californien.

begriff rasch, daß an eine Flucht nicht zu denken sei. Also stellte ich mich an einen Baum und erwartete die Indianer, die mich, etwa sechszig an der Zahl, bald umringt hatten. Ich legte die Waffen nieder, und schritt auf sie zu, wurde aber mit einem lauten Kriegsgeheul empfangen und nach wenigen Minuten gebunden. Auf die Worte, welche ich in spanischer Sprache an den Häuptling richtete, gab er mir eine indianische Antwort, die ich nicht verstand. Nach einer Weile band man mir die Stricke an den Beinen wieder los und schleppte mich fort, über den Saud, durch Gebüsch und einige Bäche, und so gelangte ich zum Dorfe dieser Yutah-Indianer, wo man mich in eine ihrer Hütten brachte. Dort fand ich den von mir verwundeten Indianer, seine Frau und eine Anzahl von Verwandten. Jetzt fragte der Häuptling in spanischer Sprache, ob ich den Mann kenne, und natürlich erfolgte von meiner Seite eine bejahende Antwort. Man zeigte mir die Wunde am Oberarme und somit war ich der That geständig und überführt. Nachdem vier oder fünf Männer sich unter einander beredet, brachten sie mich in die Berathungshütte. Sie war etwas größer als die anderen, denen sie im Uebrigen ganz gleich sah. Dieser Stamm der Yutah-Indianer war ein hübscher Menschenschlag; ich fand die Männer kräftig und schlank gewachsen; sie hatten Adlernasen und vorstehendes Kinn. Sie wohnten am obern San Juanflusse, der vom gleichnamigen Gebirge herabkommt und einen Hauptarm des Grand River bildet, welcher seinerseits einen der Hauptströme des Colorado ausmacht. Die Häuptlinge hatten ihr Gesicht mit frischen Farben bestrichen, die Adlerfedern als Schmuck in den Haarbüschel auf der Mitte des Kopfes gesteckt; an Hals und Armknöcheln hingen Zähne und Bärenkrallen, um die Hüften hatten sie Fuchs- und Wolfsschwänze, neben Jedem lag eine Streitaxt und in der Hütte hingen Skalpe. Zwei Indianer hielten Wacht vor dem Eingange, der mit einem Bärenfelle verhängt war; die Häuptlinge rauchten und zeigten dem Gefangenen eine mit Feindesblut bedeckte Streitaxt. Dann wurde die Frau hereingeführt, um ihre Aussage zu machen, worauf der Häuptling mich fragte, ob ich deshalb in's Land gekommen sei, um Männer seines Stammes feindselig zu behandeln? Ich entgegnete, daß ich nicht angriffsweise verfahren sei, sondern mich nur vertheidigt hätte, nachdem Pfeile gegen mich abgeschossen seien. Diese Vertheidigung ließ man nicht gelten; die Indianerin entfernte sich, die Häuptlinge hielten abermals Rath, und der Oberste legte mir jene Streitaxt auf den Kopf; das mochte wohl so viel bedeuten, als mein Todesurtheil sei gesprochen. Ich wurde an einen Pfahl gebunden und verbrachte lange, qualvolle Stunden, dann band man mich los und führte mich hinaus. Die Indianer hatten sich geschmückt zu dem feierlichen Opfer, und manche ritten prächtige Pferde, die mit Bären- oder Büffelfellen bedeckt waren; eine große Menge hatte sich versammelt. Man band mich mit Händen und Füßen an den Kriegspfahl. Da stand ich nun und mußte den verhängnißvollen Streich mit der Axt erwarten; meine Rechnung mit dem Leben hatte ich abgeschlossen.

Der erste Häuptling trat zu mir heran. Neben ihm stand ein Indianer, dessen Gesichtszüge mir ganz europäisch vorkamen. Er war gewiß älter als sechzig Jahre, aber noch in voller Kraft. Die Indianer sind bartlos; dieser Mann hatte einen langen weißen Bart, der einmal roth gewesen sein konnte; er trug eine Büchse, hatte einen Revolver im Gürtel und in der Hand eine Streitaxt.

Mein Erstaunen war groß, als diese seltsame Erscheinung mich im besten Englisch anredete, um mir zu eröffnen, daß ich zum Tode verurtheilt worden sei, einmal als Amerikaner und dann wegen der Wunde, welche ich dem Indianer zugefügt. Indessen wolle man mir die dabei üblichen Martern ersparen; er, der Redner, habe das ausgewirkt; er sei von ganzem Herzen Indianer, von Geburt ein Brite. —

Wogan berichtet weiter, daß er diesem Briten den ganzen Sachverhalt auseinandergesetzt und sich als Franzosen zu erkennen gegeben habe. Er schildert ferner, daß jener Mann ein Schotte, Namens Lennox gewesen sei, der aus Liebe zum abenteuernden Leben unter die Indianer gegangen und der Ihrigen einer geworden sei. Er rettete ihm das Leben. Wir erinnern uns vor Jahren über diesen indianisirten Europäer in californischen Blättern Manches gelesen zu haben; auch wurde berichtet, daß mehr als ein weißer Mann durch ihn beschützt worden sei. Gegen die Einzelnheiten in Wogans ausführlicher Erzählung hegen wir manchen begründeten Zweifel; aber die Thatsache, daß er jenem Schotten sein Leben verdankte, mag wohl richtig sein. Deshalb haben wir diese ganz einfach mitgetheilt, den französischen Ausputz aber weggelassen.

Die früheren Zustände Californiens lernt man sehr gut aus einem 1854 in Neu-York gedruckten Buche von Walter Colton kennen. Es führt den Titel: Drei Jahre in Californien. Dieser Mann befand sich im Juli 1846 in Monterey, als dort die nordamerikanische Flagge aufgezogen wurde. Im August wählte man ihn zum Alcalden; er war also Richter und Polizeidirector in Einer Person, schrieb vierzehn Tage später den Prospectus zu einer Zeitung, welche er redigiren half, und die ersten Nummern wurden in Ermangelung eines Bessern auf Cigarrenpapier gedruckt. Dann und wann hielt er auf den Schiffen und am Lande Predigten, und ging täglich auf die Jagd, um sich seine Nahrungsmittel zu erschießen. Er verbot die Glücksspiele, und beaufsichtigte die Gefängnisse. In seinem Tagebuche schreibt er: „Ich besuchte die Gefangenen bei ihrer Arbeit. Der eine war ohne Hemd und gestand mir, daß er es an einen andern Gefangenen verspielt habe. Freilich hatten diese Leute keine Karten, aber sie wußten sich zu helfen. Sie hatten nämlich einen Knochen genommen und ihn in die Luft geworfen; wer ihn so warf, daß das dicke Ende zuerst die Erde brührte, gewann. Indianer und spanische Californier würden sogar um ihre Zähne spielen, wenn sie nichts Anderes einzusetzen haben. Ich finde in jedem californischen Hause einen Tanzsal und eine Madonna, Tanzen und Knien wechseln im Nu mit einander ab. Der Californier ist von Kindesbeinen an bis an sein Grab zu Pferd, aber er mag nicht arbeiten."

Ein sehr anschauliches Bild gibt Colton von der merkwürdigen Aufregung, welche sich der Leute bemächtigte, als das edle Metall gefunden war. Er schreibt unterm 29. Mai 1848 in sein Tagebuch Folgendes: —

Heute früh war es hier sehr lebhaft. Ein Mann bringt die Meldung, daß am Ria de los Americanos viel Gold gefunden worden sei. Die Leute schwatzen darüber, es glaubt aber niemand recht daran. — Am 6. Juni. Das Geschwätz über Goldentdeckungen will kein Ende nehmen; ich muß endlich wissen, was daran ist und habe deshalb einen Boten nach dem American River geschickt. Er hat hin und zurück vierhundert Meilen zu machen, aber sein Pferd ist gut und der Mann zuverlässig. — Am 12. Juni. Heute kam ein Mann vom Americanflusse an und brachte ein Stück Erz mit, das gelb aussieht und etwa eine Unze schwer ist. Wie das von Jedermann beliebäugelt wird! Viele wollen noch nicht glauben, daß es Gold sei, weil es nicht genau so aussieht wie ein Fingerring; es sei ja auch unmöglich gewesen, daß dergleichen Schätze bis heute hätten verborgen bleiben können.

Am 20. Juni. Mein Bote ist wieder zurück und hat wahrhaftig Goldproben mitgebracht. Alle Leute machen lange Hälse. Als er das gelbe Zeug aus der Tasche zog und es ihnen unter die Nase hielt, schwanden alle Zweifel; doch meinte ein alter Creole, die ganze Geschichte sei von den Yankees ausgedacht worden. Heute Nachmittag packt schon Alles auf, Jeder will Gold holen und täglich ein paar hundert Dollars verdienen.

Am 15. Juli. Seit dem tollen Goldfieber ist es gar nicht mehr auszuhalten. Dienstboten sind kaum noch zu haben; was hier bleibt, will sich auf höchstens eine Woche verdingen. Selbst unser Neger hat sich gestern Abend aus dem Staube gemacht. Heute besorgen wir Drei: ein General im Heer der Vereinigten Staaten, der Commandeur eines Kriegsschiffes und ich, der Alcalde, schon am vierten Tage, unsere Küche selbst, mahlen Kaffe, schälen Zwiebeln, kochen Fleisch und backen Fische.

Am 18. Juli. Heute langte ein Matrose mit 136 Unzen Gold an, die er am Yubaflusse ausgewaschen hatte. Nun sind die anderen Seeleute ausgerissen und haben vierjährigen Lohn im Stiche gelassen. Meine Zimmerleute, welche am Schulhause baueten, sind auch fortgelaufen.

Im August. Mein irischer Diener Bob war acht Wochen lang in den Minen und kam mit Gold im Werthe von zweitausend Dollars zurück. Früher war er sparsam, jetzt ritt er ein paar hübsche Pferde, lebte ungemein flott und traktirte seine Freunde. Nun hat der Jubel etwa vier Wochen gedauert und Bob geht wieder in die Minen; das Geld ist ganz alle geworden. Am 16. August. Gestern kamen vier unserer Bürger vom Federflusse zurück; sie arbeiteten dort mit drei Anderen, hatten dreißig Indianer in Dienst genommen, genau sieben Wochen und drei Tage gearbeitet und für 76,844 Dollars Gold unter sich vertheilt. Einer von meinen Bekannten, der ganz allein auf eigene Faust arbeitete, ist sechs und vierzig Tage am Yuba gewesen und hat 5356 Dollars heimgebracht, ein andrer 4534; auch unsere weibliche Dienerschaft ist in die Goldgruben geflogen.

September. Nun gehe ich auch hin, wo das Gold liegt. Am 20. begegneten uns Leute, die aus den Goldgruben zurückkamen. Ich habe nie eine so abgerissene, zerlumpte, ausgehungerte, in jeder Beziehung armselige Gruppe von Menschen gesehen; nur einige besaßen abgemagerte Gäule, die übrigen schleppten sich mühsam mit wunden Füßen weiter und baten uns inständig um etwas Brot. Da zog der eine einen schweren Beutel mit Gold hervor, um uns für die Gabe zu bezahlen. Diese Leute hatten für mehr als hunderttausend Dollars bei sich, aber auf weiten Strecken nichts zu essen gefunden. Dergleichen kommt hier freilich alle Tage vor.

Am 4. Oktober. Wir sind in den Minen. Das Pfund Mehl kostet einen halben Dollar, ein Pfund Farinzucker vier, ein Pfund Kaffee fünf Dollars. Von Fleisch ist nur an der Sonne gedörrtes, in Streifen geschnittenes Bullenfleisch zu haben. Heute wurde eine Schachtel voll Brausepulver mit 24 Dollars bezahlt, für 40 Tropfen Opium wurden gar 40 Dollars gegeben. Ein Fuhrmann erhielt von einem Arzte Pillen gegen die Kolik und hatte dafür 100 Dollars zu zahlen. Am 29. Oktober. Das Pfund Mehl ist auf zwei Dollars gestiegen, das Quart Rum kostet zwanzig. Am 8. November. Jetzt sind schon mehr als fünzigtausend Goldgräber hier zusammengeströmt. Einige haben Zelte, andere nicht; einige besitzen Lebensmittel, anderen fehlt jeder Bissen. Man arbeitet mit Brechstangen, Spitzhacken, Wiegen, Spaten, Pfannen, Hämmern und Drillbohrern; an allen Ecken und Enden knallt es, denn man sprengt das Gestein mit Pulver weg. So buntscheckiges Volk ist wohl nie zuvor auf Einem Punkte zusammen gewesen. Da wo vor Wochen eine nun verlassene Lagerstätte war, liegen Todtengebeine umher, welche von den Wölfen ausgescharrt worden sind; der Tod hält eine reichliche Ernte.

Am 13. November. Ich habe nun genug von der Goldgräberei gesehen und will wieder heim. Eben komme ich von einer Höhe zurück, von welcher ich weit und breit eine beträchtliche Goldregion mit ihren Schluchten und Bächen, Zelten und Menschen überblicken konnte. Ich bin ein weitgereister Mann, habe den Niagara rauschen hören, kenne die Parks und die City von London, die Boulevards von Paris, die schönen Ufer des Rheins, die Trümmer der ewigen Stadt Rom, Pompeji und den feuerspeienden Vesuv. Ich habe auch Mondscheinnächte in Venedig durchträumt, auf der Akropolis zu Athen gestanden und in dem halbbarbarischen Konstantinopel verweilt. Aber alle diese Herrlichkeiten zusammengenommen haben doch keinen so eigenthümlichen Eindruck auf mich gemacht, wie diese „Diggings" in Californien. Das Ganze ist geradezu unbeschreiblich.

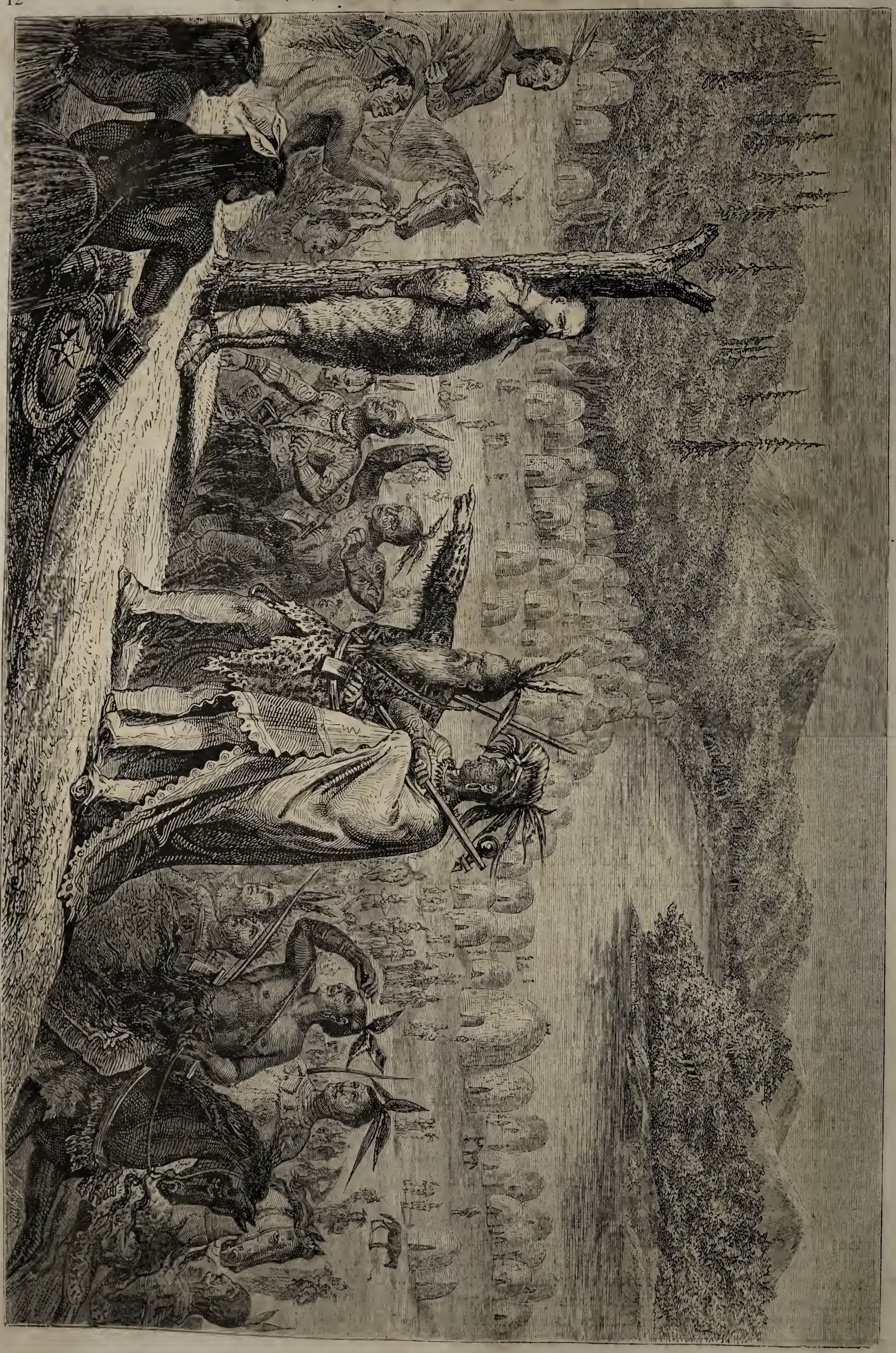
Eine Wanderung in Australien.

Die Viehweiden von Neu-England. — Wie man die Heerden treibt. — Der Macquarie und Lachlan. — Australischer Frühling. — Die Landschaft am Murray. — Die Eingeborenen.

Etwa acht deutsche Meilen von Melbourne, der Hauptstadt der goldreichen Provinz Victoria, welche den Südosten des australischen Festlandes einnimmt, liegt das Dorf Yering am Flusse Yarra. In diesem Orte haben sich auch einige Schweizer niedergelassen; sie treiben Ackerbau und Viehzucht.

Eines Nachmittags saßen oder lagen die Gebrüder Castella gemüthlich unter dem schattenspendenden Vordach ihres Hauses. Plötzlich sprang der Hund auf, bellte froh und lief weg. Gleich nachher kam er mit einem alten Bekannten zurück, der vor vielen Monaten Yering verlassen hatte, um die weite Reise von Sydney nach Adelaïde durch das Innere zu machen. Dieser junge Mann heißt Ernst Leuba. Er war völlig abgerissen und abgemagert, sah ganz braun aus, und war ziemlich in derselben Verfassung, wie einst unser Friedrich Gerstäcker, welcher früher, aber allein und nur von einem Schwarzen begleitet, als einer der Ersten, das Wagstück unternommen hatte, von Neusüdwales aus am Murray hin und durch die Wüste nach Adelaïde zu wandern. Als er dort eintraf, sah er aus wie „ein Teufel aus dem Busch". Diesen Ausdruck haben wir aus dem Munde eines Landsmannes, welcher ihm bei seiner Ankunft in den Straßen von Adelaïde begegnete.

So mag sich wohl auch der Schweizer Leuba ausgenommen haben; auch er kam zu Fuß an, und gab, nachdem die erste Begrüßung vorüber war, einige Erläuterungen.



Der Gefangene am Kriegspfahl.

Der Murrayfluss bei Hochwasser.

Sein Pferd war am Murray geblieben; er selber nahm sich höchst malerisch aus in seiner blauen Leinwandhose, einem einstmals rothen Flanellhemde und einem abgetragenen grauen Ueberziehrocke, der ihm aber viel zu weit geworden war. Auf dem Kopfe trug er den klassischen Hut der Leute im Busch; er wird aus den Blättern des Kohlbaumes geflochten. Dem Manne selbst sah man es an, daß er seit Monaten auf keinem weichen Lager geruht hatte. Der chinesische Diener Taïpun betrachtete ihn und sagte in seinem gebrochenen Englisch: „Mister Luba, Ihr sehr dünn; Ihr nicht viel Tschautschau (Speise) und nicht Schlaf gehabt im Busch! O, Mister Lauba, wir hier — sehr viel Tschautschau!"

Im Verlaufe der nächsten Tage gab Leuba einen zusammenhängenden Bericht über seine Erlebnisse, der uns einen Einblick in das Leben und Treiben der australischen Squatters und Viehzüchter gestattet.

Etwa fünfzig deutsche Meilen nördlich von Sydney*) liegt eine ausgedehnte Weidegegend, welche man als Neu-England bezeichnet. Sie ist in große „Stationen" abgetheilt; manche derselben haben bis zu dreißigtausend Stück Rindvieh und bis zu hunderttausend Stück Schafe. Die meisten Stationen gehören reichen Squatters, die aber in Sydney wohnen, denn Neu-England ist keine angenehme Gegend, im Winter kalt, im Sommer heiß und der Boden nicht ergiebig. Aber zur Viehweide eignet er sich, namentlich wird das Rindvieh stark und kräftig. Zur Mast treibt man es dann auf die besseren Weiden im Süden. In Neu-England züchtet man das Vieh, in Victoria und Süd-Australien setzt es Fleisch an; deshalb wird es in Heerden von zwei- bis dritthalbtausend Stück nach diesen beiden Kolonien getrieben.

Dieser Viehhandel verlangt ein beträchtliches Anlagekapital und der Unternehmer läuft dabei nicht geringe Gefahr. Man muß genau die rechte Zeit treffen, und unterwegs auf keine Hindernisse stoßen; in den Ebenen am Macquarie ist schon mehr als eine Heerde völlig zu Grunde gegangen. Nun hatte ein in der Schweiz erzogener Engländer, Darchy, eine Spekulation unternommen und zu Uina (Weewaa) am Flusse Nammoy, etwa 300 englische Meilen nördlich von Sydney, ein paar tausend Ochsen gekauft, die er nach Südaustralien treiben wollte, bis in die Gegend, wo der Darling in den Murray mündet. Leuba schloß sich ihm an, fuhr im Mai 1855 erst nach Sydney und von dort mit Darchy nach Norden. Der Zug bestand aus diesen beiden Männern, sodann zwei jungen Leuten, welche das Squatterhandwerk regelrecht erlernen wollten, drei Hirten, einem Schaffner, der die Wägen unter Obhut hatte, und zwei Schwarzen. Die letzteren sind auf solchen Zügen fast unentbehrlich; sie bauen Kähne, suchen verirrtes Vieh auf und schaffen Wildpret in den Topf. Sechszehn Reitpferde und zwei Gespann Zuggäule leisteten gute Dienste. Die Mundvorräthe bestanden aus zwanzig Centnern Mehl, Zucker, Thee, gesalzenem Ochsenfleisch und Branntwein. Ein Zelt fehlte natürlich auch nicht.

Am 5. Juni gegen Mitternacht gingen die Reisenden in Sydney an Bord eines Dampfers, und fuhren nach Maitland an der Mündung des Hunter, wo sie Pferde und Wagen an's Land schafften und unverweilt nach Uina sich auf den Weg machten. Diese Strecke, etwa siebenzig deutsche Meilen, legte man in sehr kleinen Tagereisen zurück, um die Pferde zu schonen, und kam nach etwa vier Wochen an Ort und Stelle. Weit und breit ist dort die Ebene eintönig und öde; nirgends bemerkt man Spuren von Ackerbau, nur dann und wann Hütten der Hirten, aber viele Tausende von Schafen und Ochsen. Das Dorf Uina zählt ein paar hundert Einwohner, hat ein Wirthshaus und ein Polizeigebäude, ein paar Kramläden und eine Schmiede, Alles Holzgebäude. Nach vier oder fünf Tagen wurde die Ankunft der von Darchy gekauften Heerde gemeldet. Er ritt ihr entgegen, ließ aber einige Milchkühe voraus an den Fluß treiben, damit die ankommenden leichter in's Wasser gehen möchten. Der Nammoy ist bei Uina wohl zweihundert Schritt breit, und es hat immer einige Schwierigkeit, eine große Heerde durch ein solches Wasser zu treiben. Man verfährt dabei so, daß man einige hundert Häupter von der großen Masse absondert, und dann jene mit Schlägen und durch Geschrei an's Ufer treibt. Sobald sie einmal im Wasser sind, schwimmen sie etwa zu zehn oder zwölf neben einander in dichten Reihen und brechen solchergestalt die Kraft des Stromes. Manchmal kommt es freilich auch vor, daß die zuvorderst schwimmenden mitten im Fluß eine halbe Schwenkung machen, die ganze Heerde rückwärts führen und solchergestalt „einen Ring bilden"; dann muß man wieder von vorne anfangen und hat große Mühe, die Thiere hinüber zu treiben. Uebrigens gewährt ein solches Durchschwimmen großer Heerden einen prächtigen Anblick.

Am andern Ufer wurden die Ochsen dem Käufer zugezählt, und gleich am nächsten Tage setzte sich der Zug gen Süden in Bewegung nach dem 180 englische Meilen entfernten Flusse Macquarie. Sämmtliche Häupter waren über 3 Jahre alt, von großem, kräftigem Schlage, und kosteten durchschnittlich drei Pfund und zehn Schilling, also ungefähr zwanzig deutsche Thaler. Von nun an hatten die Menschen saure Arbeit.

Bei Tagesanbruch wurde das Lager aufgehoben; der Schaffner schlug unter Beihülfe der Schwarzen das Zelt ab und das Vieh wurde weiter getrieben. Darchy ritt voraus und suchte passende Haltplätze für die Mittagszeit. Dann und wann traf man noch Hirtenhäuser, wo man frisches Fleisch haben konnte; auch waren die Schwarzen auf der Jagd glücklich. Nach dreistündiger Rast zog man weiter und legte bis zum Abend noch eine kleine Strecke weit zurück, doch am ganzen Tage selten mehr als zehn englische Meilen. Zwei Stunden vor Sonnenuntergang mußte man halt machen, damit das Vieh weiden konnte. Bei Nacht war der Dienst weit beschwerlicher als am Tage. Sehr oft wurden die Ochsen unruhig und wollten sich nicht niederlegen; bei Dunkelheit mit Sturm oder unruhigem Wetter waren sie immer in Bewegung. Manchmal kam aus unbekannter Ursache ein plötzlicher Schrecken unter sie und dann brachen sie durch, trotz allen Geschreies der Wächter, welche Feuerbrände schwenkten, um sie zurückzutreiben. Am Morgen mußte man sie dann von weit und breit her zusammentreiben. Uebrigens haben die Ochsen, gleich den Menschen, ein Gefühl von der Nothwendigkeit, Oberhäupter und Führer anzuerkennen. Der Squatter findet mit seinem geübten Blicke schon nach wenigen Tagen heraus, welche Thiere Einfluß auf die anderen haben. Diese „Leiter" werden in besondere Obhut genommen, und mit ihrer Hülfe ist es verhältnißmäßig leicht, die versprengten Ochsen wieder zusammenzubringen.

Der Nammoy, Castlereagh und Macquarie entspringen am Westabhange der blauen Berge, strömen von Südost nach Nordwest und fallen sämmtlich in den Darling, welcher von Norden herkommt, und nach einem langen Lauf in den Murray mündet. Darchy und Leuba zogen von Uina am Nammoy zwanzig Tage lang durch die Liverpool- und Castlereagh-Ebene und kamen dann an den Macquarie, der etwa so breit ist wie die Elbe bei Dresden. An seinen

*) Die Schreibart Sidney ist durchaus falsch. Die Bewohner der Stadt müssen doch am besten wissen, weshalb sie dieselbe Sydney schreiben.

Ufern trifft man, außer den Viehstationen, auch Ansiedelungen von ackerbautreibenden Leuten. Darchy fand in Folge der Ueberschwemmungen das Wasser sehr hoch, und mußte acht Tage liegen bleiben, ehe er die Ochsen hinübertreiben konnte. Die Schwarzen baueten rasch ein paar Kähne aus Rinde der Gummibäume und schafften die Lebensmittel über das Wasser. Die Wagen wurden in der Art hinübergezogen, daß man leere Tonnen an sie band und die Pferde an langen Stricken vorspannte. Das ganze Land zwischen den Flüssen Macquarie und Lachlan bildet eine weite, mit Gummibäumen und Mimosen bestandene Ebene und ist Schafweide. Je weiter man sich vom Macquarie entfernt, um so schlechter wird der Boden, und weite Strecken sind von Gestrüpp bedeckt, unter welchem Gras nicht gedeiht. Der Zug gebrauchte fünfundzwanzig Tage, um jene Strecke zurückzulegen, war fast die Hälfte dieser Zeit mitten in solchem Gestrüpp, und es kostete große Mühe, die Ochsen in langen Reihen hindurchzutreiben. Aber gerade in jenen Gegend, wo Futter so spärlich war, mußte er doppelte Tagereisen machen, um an einzelne feuchte, mit Gras bewachsene Stellen zu gelangen. Es war im Septembermonat, und aus den Wolken strömte ununterbrochen ein warmer Frühlingsregen herab, welcher das Ende des australischen Winters verkündete.

Am 24. September waren die Reisenden drei Tage lang durch dickes Gestrüpp gezogen und bis auf die Haut durchnäßt; da erblickten sie plötzlich die ausgedehnten, grasbewachsenen Ebenen am Lachlan; das Dickicht war wie abgeschnitten, etwa so wie in Europa ein junger Waldbestand, welcher an Ackerfelder gränzt. Der Lauf des Flusses wurde durch weiße Gummibäume und Mimosen bezeichnet. Gegen Mittag brach die Sonne durch das Gewölk, und man glaubte sich in einem gelobten Lande. Das abgehungerte Vieh rannte in die Grasebene und man gönnte ihm einige Ruhetage.

In Australien war also Frühlingsanfang, die Bäume standen in Blüthe, Weide und Wasser war in Menge vorhanden, die Reise schon bis auf das letzte Drittel zurückgelegt, und dieses bot keine erheblichen Schwierigkeiten dar. Leuba zog fortwährend am Lachlan hin, die Ochsen wurden Nachts auf grasbedeckte Vorsprünge getrieben, große Halbinseln, welche der schlängelnde Fluß bildet, und ließen sich dort leicht bewachen. Die Reisenden gingen auf die Jagd oder den Fischfang; Trappen und Kasuare rannten in großer Menge über die Ebene, der Fluß war mit Wasservögeln gleichsam bedeckt, und auf den Gummibäumen saßen

Ein australischer Squatter.

Tauben zu Hunderten, reizende Thiere, graubraun, aschgrau, gelb- oder rothbraun, oder auch mit bronzefarbigen Fittigen. Die Schwarzen sammelten eine reiche Ernte von Eiern. Es war ein idyllisches Leben, aber Gefahren stellten sich doch auch ein. Leuba saß eines Abends auf einem Baumstamm am Flusse; in der einen Hand hielt er seine Tabackspfeife, in der andern ein Glas mit Grog. Da gewahrte er zu seinem Schrecken, daß eine große Diamantschlange, welche von hinten auf den Baumstamm geschlüpft war, über seine Beine hinwegkroch, um auf der andern Seite hinabzugleiten. Zum Glück behielt er seine Fassung und bewegte sich nicht. Als sie wieder am Boden war, sprang der Koch herbei und schlug sie todt.

Am Lachlan machte der Zug täglich nur vier Wegstunden, um einen ganzen Monat lang die schöne Weide, auf

welcher die Ochsen prächtig gediehen, zu benutzen. Etwa alle zehn englische Meilen weit fand man Stationen, und das Vieh wird oft so schwer, daß man es nur mit Mühe in weitere Entfernungen treiben kann. Man hält nur wenige Schafe, weil das Rindvieh gegen diese einen Widerwillen hegt und da, wo jene geweidet haben, nicht fressen will, während im Gegentheil die Pferde gerade solche Stellen gern aufsuchen. Eine Ochsenheerde kehrt um und läuft weg, wenn man ihr einige Hämmel entgegentreibt. Darchy's Zug kam einmal dadurch in große Unordnung.

Endlich erreichte er Apple Hill unweit der Mündung des Lachlan in den Murray, und trieb seine Heerde an diesem letztern entlang bis dahin, wo sich der Darling in ihn ergießt. Die Landschaft wird durch unser Bild versinnlicht. Der Fluß war da, wo die Ochsen hindurchgetrieben wurden, etwa eine Viertelstunde breit. Am Ufer lagerten viele Schwarze, welche ihre Kähne den Reisenden zur Verfügung stellten. Sie waren wohlgenährt, denn die Jagd gab Ausbeute in Menge, und der Wilde versteht mit seinem Wurfgeschoß, dem Bomerang, die Wasservögel zu treffen. Diese Eingeborenen sind jetzt im Allgemeinen friedlich, denn sie kennen und fühlen die Ueberlegenheit der Weißen, aber dann und wann treiben sie an den entfernteren Stationen noch Vieh weg. Einst hatten sie ungefähr dreihundert Ochsen geraubt und saßen eben beim Festmahl, als etliche zwanzig Squatters, welche den Schwarzen nachgeeilt waren, mitten in sie hineinsprengten. Diese wissen ihre langen Peitschen, die sogenannten Stockwhips (man sehe das Bild), ganz ausgezeichnet zu führen, und hieben mit denselben unbarmherzig auf die nackten Wilden los. Mehrere von diesen wurden getödtet, die ganze Masse vertheilte sich und floh nach allen Richtungen hin. Der Schwarze fürchtet die Flinte nicht so sehr wie jene Stockpeitsche, und der mit ihr bewaffnete Squatter zu Pferde jagt ihm Schrecken ein.

Darchy übergab am rechten Ufer des Murray dem Käufer die Ochsen, bekam für jedes Haupt fünf Pfund zehn Schillinge und hatte somit ungefähr viertausend Pfund Sterling Nutzen. Dann ging er nach Adelaïde; die übrigen Leute fanden Beschäftigung auf den Stationen der Umgegend, und Leuba ritt auf dem Wege nach Melbourne zu, um wieder nach Yering zu gelangen. Das war eine gefährliche und beschwerliche Reise; unterwegs verlor er sein Pferd, das in einem Moraste versank, ging später von einer Station zur andern, fand oftmals Tage lang keine solche, mußte unter freiem Himmel schlafen, Hunger und Durst leiden, und kam endlich wieder in weniger dünn bewohnte Gegenden.

Aus China.

Eröffnung der Handelsschifffahrt auf dem Yangtsekiang. — Die Taïking-Rebellen. — Die Gesandten in Peking. — Der Sommerpalast und die Barbaren.

Die drei Kriege, welche England während der letzten zwanzig Jahre gegen China geführt hat, sind von der europäischen Seemacht in geradezu frevelhafter Weise gleichsam vom Zaune gebrochen worden. Allemal war himmelschreiendes Unrecht auf britischer Seite, und wenn man dieß auch sonst nicht wüßte, so würden die offenen Erklärungen im englischen Parlamente darüber gar keinen Zweifel lassen. Es war die gewöhnliche Brutalität John Bull's, der Mangel an allem Sinn und allem Gefühl für Gerechtigkeit, der überall die britische Politik in so bedauerlicher Weise kennzeichnet, welche diese Kriege hervorrief. „Als gute Christen," sagt ein anglochinesisches Blatt, „haben wir freilich nicht gehandelt, aber als Engländer." Das ist genug.

Durch den Frieden von Tientsin vom 26. Juni 1858 war den Engländern gestattet worden, mit Kauffahrteischiffen eine der Hauptverkehrsadern China's, den gewaltigen Yantsekiang zu befahren. Die Engländer verletzten aber sogleich diesen Vertrag, indem Lord Elgin mit fünf Kriegsschiffen 120 deutsche Meilen den Strom hinauffuhr. Mit Ausnahme von Schingkiang sollte vorläufig kein anderer binnenländischer Hafen dem Verkehre eröffnet werden. Durch den neuen Vertrag von Peking sind diese Beschränkungen beseitigt, und der Eröffnung des Handels steht an und für sich kein Hinderniß mehr im Wege.

Ein großer Theil des Stromes und des Gebietes an beiden Ufern befindet sich aber in der Gewalt der Taïping-Rebellen, welche seit 1851 den Fortbestand der kaiserlichen Regierung bedrohen. Sie haben sich bemüht, mit den Europäern in gutes Einvernehmen zu kommen, weil ihnen daran liegt, irgend einen Seehafen in Besitz zu nehmen und unmittelbar mit Fremden Handel treiben zu können. Im vorigen Jahre wäre ihnen dieser Plan beinahe gelungen und sie hätten ohne Zweifel den wichtigsten aller Häfen, Schanghaï, erobert, wenn sie nicht von den Engländern und Franzosen mit Waffengewalt zurückgetrieben worden wären. Die Antwort auf die Frage, weshalb diese sich in den chinesischen Bürgerkrieg einmischten, ist leicht gegeben und sehr bezeichnend. Die Rebellen haben den Genuß des Opiums verboten, und Chinesen, welche den Opiumhandel beeinträchtigen, sind natürliche Feinde der christlichen Engländer. Sie bilden indessen immerhin eine Macht, der man nicht gerade allzuarg vor den Kopf stoßen darf. Gewiß haben die Taïping arge Grausamkeiten verübt, etwa wie die Engländer in Indien, und das Land weit und breit verwüstet, aber am schlimmsten bleibt, daß durch sie „trade is not only discountenanced but even forbidden" (Overland China Mail 15. April 1861), nämlich der Opiumhandel, denn der Handel als solcher ist nicht verboten, wie sich aus folgenden Nachrichten ergiebt, welche wir dem eben erwähnten, zu Hongkong erscheinenden, Blatte entnehmen.

Das erste Schiff, welches in gesetzmäßiger Weise den Handel auf dem Strome eröffnete, war der Dampfer Yangtse, der am 22. Februar 1861 den Hafen von Schanghaï verließ, bis nach Hankön hinaufsteuerte und am 16. März wieder zurückkam. Das Geschäft muß vortheilhaft gewesen sein, weil die Rheder sogleich einen dritten Dampfer in diese Fahrt setzten. Denn schon früher war dasselbe mit dem kleinen Dampfer Lanhua der Fall gewesen, der nur drei Fuß Tiefgang hat und die Nebenflüsse des großen Stromes befahren soll. Dieser ist dem Verkehre vollkommen eröffnet, und die verschrieenen Rebellen haben ihrerseits alle zwischen der kaiserlichen Regierung und den Engländern vereinbarten Bestimmungen gern genehmigt. Consuln sind bereits in mehreren Stromhäfen und vor denselben liegen zu etwaigem Schutz englische Kriegsschiffe. Auch der bisher wenig beachtete Hafen Nintschang ist eröffnet worden. Die Expedition unter Sir James Hope war im März 1861 zurückgekommen, und der nordamerikanische Commodore Stribbling schickte sich seinerseits

in Schanghaï an, im April oder Mai gleichfalls bis Hankëu, dem großen Handelscentrum, aufwärts zu dampfen. Der Strom hat bis dorthin im Fahrwasser nirgends unter 20 Fuß Tiefe; nur bei Langschan ist eine seichtere Stelle. Zunächst sind von den Engländern die Städte Schinkiang, Hukiang und Hangkëu als Stapelplätze ausgewählt worden.

Aus dem Berichte der von Seiten der Handelskammer zu Schanghaï bevollmächtigten Kaufleute, welche mit dem Viceadmiral Hope die Fahrt auf dem Strome im Februar und März mitmachten, um Erkundigungen einzuziehen, ergiebt sich Folgendes: Schwierigkeiten für die Schiffahrt hat man nur unterhalb Nanking; in dieser Beziehung ist die seichte Stelle bei Lanschan, 42 Miles von Wusong entfernt, hervorzuheben; dort wird man eine Lootsenstelle errichten. Von Nanking bis nach Hankëu reichen die Karten aus. Die Strömung war um jene Jahreszeit mäßig, 2 bis $3^1/_2$ Knoten in der Stunde. Doch steigt das Wasser im Frühjahr, und im Juli und August wird bis in den September und Oktober eine weite Landstrecke um Hankëu überfluthet, während der Strom 20 bis 30 Fuß über seinen Decemberstand steigt. Zu allen Jahreszeiten fahren Dschonken auf dem Flusse und benutzen den Wind.

Die Entfernungen sind von Schanghaï nach: — Schinkiang $138^1/_2$ nautische Miles, nach Nanking (182) 435, Kinkiang (251) 433, Hankëu (137) 570, Yohtschen (157) 727 nautische Miles. Schinkiang selbst war noch in den Händen der Kaiserlichen, der Verkehr am großen Kanal von Süden her von den Rebellen gesperrt. Nanking, die Hauptstadt der letzteren, war in größtem Verfalle. Hukëu liegt an der Ausmündung des Poyang-See's, ist aber ein kleiner Platz. Der See ist im Allgemeinen seicht, hat aber doch eine tiefe und sichere Fahrbahn. In denselben fallen nämlich viele schiffbare Ströme, welche aus den nach Westen gelegenen fruchtbaren Bezirken kommen, in denen der schwarze Thee wächst, z. B. der Fu und Kan, welche durch die Provinz Kiangsi fließen und von dem Meïlingpasse kommen, über welchen von Canton her die Straße nach Norden hinführt; die von Osten her in den Poyang-See einströmenden Flüsse durchziehen die Gegenden des grünen Thee's und sind durch eine große Anzahl von Kanälen mit vielen anderen Gefließen des Binnenlandes in Verbindung gesetzt worden. Die Stadt Kinkiang, am Strom, in der Nähe des See's, ist nun durch die Rebellen verwüstet, soll aber zu einem wichtigen Theemarkt erhoben werden. Bei Wutschen liegen gute Kohlen. Von Schinkiang bis Nganking, in welcher letzteren Stadt (nicht zu verwechseln mit Nan king) die Rebellen gerade von den Kaiserlichen belagert wurden, gewahrten die Bevollmächtigten überall Spuren von Verwüstung, weiter aufwärts sah es besser aus. Wenn der Poyang-See den Mittelpunkt für eine nach allen Richtungen hin sehr ausgedehnte Wasserverbindung bildet, so ist Hangkëu, der wichtigste Stapelplatz im Innern China's, gleichfalls der Ausgangs-, Knoten- und Endpunkt für ein noch ausgedehnteres System von Wasser- und Landwegen sowohl für den obern Yangtsekiang, dessen Zuflüsse und jene, welche sich in den Tungting-See ergießen, wie für den Fluß Han oder Seyang. Die Engländer wurden überall sehr freundlich und zuvorkommend aufgenommen und leiteten Handelsverbindungen ein.

Im Frühjahr unternahmen Engländer auch eine Reise über Land von Canton nach Norden hin nach dem eben erwähnten wichtigen Stapelplatze Hankëu. Am 10. April brachen Dr. Dickson, der Kaufmann Thorburn, der Missionar W. R. Beach und ein Herr Bonney auf. Sie wollten über den Meïlingpaß gehen, jenseit desselben die Wasserstraße benutzen, von Hangkëu den Yangtsekiang hinab nach Schanghaï fahren und zur See nach Hongkong zurückkehren. Wahrscheinlich erhalten wir durch sie interessante Aufschlüsse über die zwischenliegenden Gegenden. Schon die Thatsachen, daß vier Europäer eine solche Reise wagen, legt kein ungünstiges Zeugniß für die Chinesen ab.

Seit Anfang des Jahres 1861 sind von Canton aus manche Ausflüge in's Innere, sowohl in's Gebirgsland als auf dem Sikiang und dessen Nebenflüssen unternommen worden. Jene Reisenden wollten die Gegenden, welche sich durch Seidenzucht auszeichnen, näher kennen lernen. Den Vertragsbedingungen gemäß, führten sie Pässe, wurden von den Mandarinen mit achtungsvoller Höflichkeit und vom Volke sehr freundlich behandelt. Nur an einigen Plätzen, von wo auf Antrieb der Europäer seither Menschen geraubt und als Kuli's nach Cuba verkauft worden sind, benahm die Menge sich unfreundlich, weil sie in den Europäern überhaupt nur Menschenräuber erblickt. In Tonghing wollten die Engländer einen Führer miethen; dieser erklärte aber, er möge mit Menschenräubern nichts zu schaffen haben; „sie würden ihn ja doch verkaufen, als ob er ein Schwein wäre." In solchen Ruf haben sich die „civilisirten Christen" gebracht!

Jene englischen Reisenden, welche von Canton einen „kleinen Ausflug" über Land nach Hangkëu unternommen haben, äußern in ihren Briefen, daß Volk und Mandarinen sich ganz trefflich benahmen. Ueberall war das Land bewundernswürdig angebaut. Nördlich von Ying Tuck besuchten sie den berühmten Felsen von Quun Yune San, in welchem sich eine geräumige Höhle befindet; diese wird als Wirthshaus benutzt und durch Oellampen beleuchtet. Der ganze Anblick war so befremdend, daß die Reisenden sich unwillkürlich an den Auftritt im Freischütz, in welchem Kaspar Kugeln gießt, gemahnt fühlten*).

Die kaiserliche Regierung, das geben selbst anglo-indische Blätter zu, ist viel loyaler zu Werke gegangen, als die Politik der Engländer verdient, oder gar die napoleonische, welche in China nicht einmal Handelsinteressen wahrzunehmen hat, aber am Kriege Theil nahm, um zu lärmen und von sich reden zu machen. Der Kaiser Hien Fung hat in der Pekinger amtlichen Zeitung ein Edikt erlassen (vom 4. December 1860; in Canton am 20. März 1861 veröffentlicht), demgemäß ein Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten gebildet wurde. Damit ist nun anerkannt, daß seine Regierung fortan auf dem Fuße der Gleichheit mit fremden Staaten verkehren will, und dafür spricht auch die Wahl der Männer, welche die neue Behörde bilden. Auch hat sie derselben eine Anzahl gewandter Dolmetscher beigegeben.

Was die Rebellen betrifft, so hält sich seit vorigem Spätjahre der amerikanische Missionär J. J. Roberts bei ihnen in Nanking auf. Wir haben von ihm mancherlei Mittheilungen über seine Taïpingfreunde gelesen; sie lassen aber an Klarheit viel zu wünschen übrig. Einige seiner Landsleute in Schanghaï hatten deshalb einige bündig gefaßte Fragen an ihn gestellt, und um deutliche Auskunft gebeten. Hier sind sie, nebst den Antworten des Herrn Roberts.

---

*) Wir erhalten in dem Augenblicke, da diese Nummer in die Presse geht, die „Overland China Mail" vom 15. Juni mit der Nachricht, daß die oben genannten vier Reisenden am 26. Mai glücklich in Schanghaï angelangt waren. Ihr „kleiner Ausflug" von Canton durch die Provinz Hunan bis nach Hankëu hatte 46 Tage in Anspruch genommen; sie fuhren von Hankëu mit einem amerikanischen Kriegsdampfer des Commodore Stribbling auf den Yangtsekiang nach Schanghaï. Wir kommen auf den Gegenstand zurück.

1. Welche Regierung haben die Taïping? — So viel ich beobachten konnte: Kriegsgesetz. Neulich haben sie ein Gesetzbuch drucken lassen, das ich noch nicht gelesen!

2. Haben sie eine regelmäßige Einrichtung? — Sie haben sechs Bureaux, Aemter, wie die kaiserliche Regierung in Peking. Aber die Beamten derselben begleiten jetzt den König Kang Wang auf einem Feldzuge.

3. Ist das Volk, und sind insbesondere die besseren Klassen ihrer Regierung günstig? — Den Leuten bleibt keine andere Wahl, als diese Regierung zu ertragen oder den Kopf einzubüßen. Sie unterwerfen sich ohne Murren.

4. Sind Staat und Kirche getrennt? — Ich habe noch keine Kirche gebildet, und bevor ich kam, war keine vorhanden. Ich glaube, daß in Tien Wangs Gebiet noch ein ordinirter Geistlicher sich aufhält, und meine, daß Tien Wang (der Oberkönig der Rebellen) von Unterschied zwischen Staat und Kirche, und was dazu gehört, keinen bestimmten Begriff habe.

5. Befolgen sie Glaubenslehren und Gebote des neuen Testamentes? — Wie wäre das möglich ohne einen Prediger? Sie befolgen jene Lehren und Gebote ganz bestimmt nicht.

6. Was für Aussichten hat man auf friedliche Zustände? — Jetzt ist keine Zeit von Frieden zu reden; jetzt ist eine Zeit wie jene Jehu's, der da fragte: „Was habe ich mit Frieden zu thun?" Vor zwei Tagen ging einer ihrer Könige mit einem Heer in's Feld, Kang Wang zog vor etwa zwei Wochen aus und Tien Wangs Bruder wird demnächst auch fortziehen. Dann werden etwa sieben oder acht ihrer Könige mit Armeen im Felde stehen und fechten. Reden Sie ihnen nicht von Frieden, bevor die „Teufelsbrut" (die Kaiserlichen) ausgerottet worden ist; Sie könnten eben so wohl dem Jehu von Frieden sprechen, ehe er das Haus des Ahab ausgerottet. Es scheint, als ob sie jetzt ihr Werk so rasch als möglich vollenden möchten, und ich glaube, daß sie nie zuvor so viele Streiter und königliche Befehlshaber als jetzt in's Feld stellten.

7. Wollen Sie mir über ihre gegenwärtige Lage Auskunft geben? — Auf diese Frage kann ich nicht näher eingehen. Doch scheint mir Folgendes richtig zu sein: Nanking hat von einem Angriffe der Kaiserlichen nichts zu besorgen, wenn diese keine auswärtige Beihülfe haben. Die Taïping sind in einem revolutionären Zustande, ohne Verbindung mit fremden Völkern. Sie beten täglich zu Gott, unter dem Namen himmlischer Vater, Schang ti, und zum himmlischen ältern Bruder, Christus, aber nicht nach den Vorschriften des neuen Testaments. Sie haben keine regelmäßige Taufe („Eintauchung", denn Roberts ist Baptist) oder Abendmahl. Die Gebete und Gesänge, welche ich 1847 in Canton den (Stifter) Hung siu tsinen lehrte, sind den meisten von ihnen wie den Juden die Schlange des Moses, etwas Aeußerliches, werden indeß täglich von Millionen wiederholt. Dies ist ihre religiöse Lage. —

Das ist im Ganzen eine dürftige Auskunft. Die Nachricht, welche zuerst ein Pariser Blatt brachte, daß nämlich die protestantischen Missionäre zwölf Kirchen in Nanking bauen wollen, ist jedenfalls unrichtig. Wahr aber bleibt, daß Engländer den Rebellen Waffen verkauft haben. Zwei Briten, Bennet und Mills, wurden von Seiten der chinesischen Regierung deshalb verklagt, und der Gerichtshof zu Schanghaï verurtheilte im März 1861 den erstern zu drei Monaten Gefängniß und fünftausend Dollars Geldstrafe, den letztern gleichfalls zu drei Monaten Haft und zweihundert Dollars Strafe.

Bis jetzt läßt sich noch nicht absehen, daß die Rebellen Bestandtheile höherer Gesittung in sich haben. Sie wüthen wie rohe Barbaren; in Nanking haben sie den berühmten Porzellanthurm eingerissen und die alten Kaisergräber zerstört, die doch chinesischen Dynastien angehörten. Seit acht Jahren befinden sie sich im Besitze jener Stadt, und noch ist sie zumeist ein Trümmerhaufen. Der Tien Wang, Oberkönig, wohnt allerdings in einem schönen Palaste, seine Person gilt für geheiligt, und er läßt sich nicht vor dem Volke, sondern nur vor den zehn oder elf Unterkönigen sehen. Die weibliche Umgebung dieses Himmelssohnes besteht aus ungefähr dreihundert Schönen, aber die Zahl der eigentlichen Gemahlinnen übersteigt nicht — acht und sechszig! Daß die von den Taïping besetzten Gegenden in einer traurigen Lage sich befinden, scheint außer allem Zweifel zu sein; sie fordern von den Bauern eine Grundsteuer ein, die dreifach höher ist, als unter der kaiserlichen Regierung. Aber auch diese letztere ist sehr schwach und durchaus zerrüttet.

Wir schließen den vorstehenden Mittheilungen noch Einiges aus den Berichten an, welche bis zum Anfange des Maimonats gehen. Den Yangtseliang befahren, außer den oben erwähnten Schiffen, noch andere Dampfer, und unter denselben einer, Fire Dart, von 200 Fuß Länge und 650 Tonnen Gehalt; er ist in Neu-York ganz nach dem Muster der Schiffe gebaut, welche sich für die Fahrt auf dem Mississippi so zweckmäßig erwiesen haben. — Mehr als fünfzig englische Matrosen, welche nach und nach aus Schanghaï zu den kaiserlichen Truppen entflohen waren, sind von diesen ausgeliefert worden. — Flußpiraten trieben ihr Handwerk mit so großer Frechheit, daß man von Futschen aus ein Kanonenboot gegen sie aussandte, welche sechs Räuberdschonken in den Grund bohrte, fünf verbrannte und zwei nach Futschen aufbrachte.

Es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß allemal die Engländer an den Kriegen schuld sind, welche sie in fremden Erdtheilen zu führen haben. Nicht minder ist es wahr, daß sie, und immer wieder sie, schuld an den Irrungen und Unannehmlichkeiten sind, über welche sie dann in Presse und Parlament so großen Lärm erheben, um gegen die Barbaren eifern zu können. „Aber gerade wir sind die Barbaren" schrieb einst die „Overland China Mail", und sie kennt ihre Landsleute.

John Bull spielt auch in China Macdonald, er benimmt sich am Peïho wie zu Bonn am Rhein. Die englisch-französischen Truppen lagen noch in Tientsin; am 25. und 26. März wurden die Flaggen der beiden Gesandten, Bourboulon und Bruce, welche in die kaiserliche Hauptstadt gekommen waren, um dort zu bleiben, auf ihren Palästen entfaltet. Bruce hatte einige Täge vorher einen Offizier vom Commissariat nach Peking vorausgeschickt, um Lebensmittel zu besorgen. Dieses Nebenstück Macdonalds heißt Fontblanc, und benahm sich so ungezogen, daß die chinesischen Behörden schwere Klage über ihn führten. Der Gesandte fand dieselbe begründet, und befahl dem General in Tientsin, ferner keinem Offizier den Besuch der Stadt Peking zu gestatten. Die „Overland China Mail" schreibt: „Das übermüthige Benehmen und das höchst unverschämte Betragen mancher von unsern Land- und Seeoffizieren ist zu nicht geringem Grade schuld an dem Widerwillen, welchen die Orientalen ganz allgemein gegen den englischen Charakter hegen. Jener Fontblanc hat wieder einmal gezeigt, wie ein ungezogener und unerzogener Londoner „Gentleman" sich aufführt!"

Dieselbe Zeitung spricht sich mit vollkommen gerechtfertigtem Unwillen gegen die Barbarei ihrer Landsleute bei der bekannten Einäscherung des kaiserlichen Sommerpalastes aus. Es stehe, sagt sie, den Engländern sehr schlecht an, Gemeinplätze über die Rohheit der Vandalen

und der Muselmänner, welche die Bibliothek in Alexandria verbrannten, zum Besten zu geben. Im Sommerpalaste befand sich auch eine „Galerie der Quelle der Wissenschaften," nämlich eine ungemein reichhaltige Bibliothek. Der französische General protestirte gegen die Zerstörung der äußerst werthvollen Schätze der Literatur, aber der englische General ließ sie mit Vorbedacht vernichten, obgleich er Tausende von Soldaten zur Hand hatte, welche die Bücher hätten retten können. „Schimpf und Schande dieser vandalischen, nein englischen, Barbarei fallen auf Großbritannien allein."

Wir heben mit Vergnügen hervor, daß jenes anglochinesische Blatt dem ungeschlachten Gebahren, dem lügenhaften planmäßigen Verdrehen von Thatsachen scharf entgegentritt, in welchem sich die Cockneys und Rowdies der Londoner Presse, namentlich die „Bullen der Times," gefallen. Dasselbe läßt wiederholt den Chinesen Gerechtigkeit widerfahren, und stellt die gentlemenartigen Sitten ihrer Staatsmänner der „hochmüthigen Rohheit und dem Mangel an Erziehung" entgegen, welche Lord Elgins Bruder, der jetzt in Peking residirende Gesandte Bruce, in so bedauernswerther Weise bethätigt habe. Er und nur er allein sei durch sein stupid-hochfahrendes Wesen am dritten Kriege gegen China schuld gewesen; er habe Flegelei mit staatsmännischer Würde verwechselt und sich „ungentlemanly" benommen.

Pascals Wanderung durch das Goldland Bambuk am Faleme und Senegal.

Die Region am Senegal. — Die heidnischen Malinke und die Verwüstungen durch die Mohammedaner. — Der Goldreichthum von Bambuk. — Die Kataraкten. — Eine Springfluth.

Jener Theil Westafrika's, welcher im Süden die große Wüste begränzt, hat in unseren Tagen eine gesteigerte Wichtigkeit für den Verkehr gewonnen. Die jährliche Handelsbewegung des von den Franzosen am Senegal besetzten Gebietes soll gegenwärtig auf nahe an fünf Millionen Thaler sich belaufen. Dasselbe liefert Gummi, Erdnüsse und andere Oelfrüchte, Häute, Arbeitsochsen für Westindien, Elfenbein, Schiffsbauholz und Getreidearten; auch gedeihen Indigo und Baumwolle. Dazu kommt noch Gold in beträchtlicher Menge, denn namentlich das Land Bambuk, zwischen dem Faleme und Senegal, ist eines der goldreichsten Länder der Erde.

Der Senegal hat seine Quellen in der Landschaft

Schwarze am obern Senegal.

Futa Dialon, einen Lauf von etwa 400 französischen Meilen (Lieues) und ist in der Regenzeit von August bis November 250 Lieues weit für Schiffe von zwölf Fuß Tiefgang schiffbar, nämlich bis Medina, das eine kleine Strecke weit unterhalb des berühmten Wasserfalles von Feln liegt. Der süd-

liche Hauptarm, der Faleme, kann auf einer Strecke von 40 solcher Meilen von Schiffen mit sechs Fuß Tiefgang befahren werden.

Auf dem Senegal ging zuerst 1854 ein Dampfer bis Bakel hinan; jetzt unterhalten die Franzosen eine aus zwölf kleinen bewaffneten Dampfern bestehende Flotte auf diesem Strome. Sie haben seit jener Zeit sehr bedeutende Eroberungen gemacht, die maurischen Stämme der Wüste, welche auch auf das linke Stromufer hinübergedrungen waren, gedemüthigt, und man kann sagen, daß gegenwärtig beinahe das ganze Senegalgebiet von ihnen abhängig sei. Offenbar wollen sie vom obern Senegal bis an den obern Niger dringen und den Handel desselben nach ihrem eigenen Gebiete hinlenken. Vor Allem kommt es ihnen darauf an, die mohammedanischen Stämme, Mauren wie Schwarze, die Gewalt ihrer Waffen fühlen zu lassen, und sie haben, wie wir in einer spätern Nummer des Globus zeigen werden, in dieser Hinsicht schon bedeutenden Erfolg errungen, indem sie gegen das weitere Vordringen der Bekenner des Islam eine Schranke zogen.. Das Land Bambuk ist noch im Besitz heidnischer Mandingo, oder wie sie im Lande selber heißen, Malinke, und diese sind natürliche Verbündete der Franzosen gegen die Mohammedaner. Von Bambuk geht der Weg an den obern Niger, und deshalb haben die Franzosen in allerjüngster Zeit Militärposten am obern Laufe des Senegal bis über die Kataraktен von Guïna hinaus zu gründen beschlossen. Sie fanden im Lande selbst treue Verbündete, und es lag ihnen daran, die Gegend selbst genauer kennen zu lernen. Zu diesem Zwecke wurde der Marinelieutenant S. L. Pascal im Spätjahre 1859 von Bakel, einer Hauptstation am Senegal, abgeschickt. Er sollte am Faleme bis Cholobo hinaufreisen, also bis dahin, wo einst Mungo Park diesen Fluß überschritt, und durch Bambuk an den Senegal gehen. So durchwanderte er den innern Winkel zwischen den beiden Flüssen und kam über das Tambauragebirge, welches beide Becken von einander trennt.

Am 6. December 1859 verließ er Bakel und ging dann am Faleme hinauf nach Kenieba, wo er die Goldregion untersuchte. Wir erfahren von ihm, daß dort schon französische Anstalten vorhanden sind, welche dieselbe ausbeuten. Die Gegend ist 1858 in Besitz genommen worden. Am 20. December trat er seine eigentliche Reise an. Er nahm einen europäischen Unteroffizier, zwei schwarze Scharfschützen und vier Laptots mit. Laptots nennt man die Eingeborenen, welche gegen Sold den Besatzungsdienst auf

Fischer auf dem Senegal.

den verschiedenen Militärposten versehen. Außerdem hatte er einen Dolmetscher. Salz ist in Bambuk theurer als Gold und bildet einen wichtigen Handelsartikel.

Von Kenieba führte der Weg nach Sansandig, das fünf Minuten von Faleme liegt. Es ist ein nur aus einem Dutzend armseliger Hütten bestehendes Dorf, in welchem Peuls (Fulbe, Fellatah) wohnen, die anfangs vor dem weißen Manne Furcht hatten und entflohen, dann aber zurückkamen und sich erboten, ihm die Goldlager am Flusse zu zeigen. Weiter aufwärts, bei dem in Trümmern liegenden Dorfe Kare Fattendi, wo prächtige Tamarindenbäume stehen, war der Fluß sehr tief und der Hippopotamus in großer Menge vorhanden; der Boden ist fruchtbar, aber Alles lag öde in Folge der Verwüstungen, welche Al Hadschi, ein fanatischer Mohammedaner, seit einigen Jahren ange-

richtet hatte. Er wollte ein Reich am obern Niger und am Senegal gründen, ist aber von den Franzosen mehrfach auf das Haupt geschlagen worden. Auch beim Dorf Alinkel wurde Pascal vom Häuptling zu den Fundstellen des Goldes am Flusse geleitet, der dort ungefähr zweihundert Schritte breit ist. Am Ufer stehen hohe Bäume, das Bett strömt in Cascaden und die Landschaft macht einen anmuthigen Eindruck. Am Abend hielten die Laptots ein leckeres Mahl, denn die Dorfbewohner hatten ihnen ein Stück von einem — Cayman überlassen! Am andern Tage kamen die Reisenden über ausgetrocknete Flußbetten, sogenannte Marigots, durch hohes Gras, Mimosengebüsche und Gestrüpp, das mächtig aufgeschossen war und Schutz gegen die Sonnenstrahlen gewährte. In Farabana, dem nächsten Orte, wohnen Malinkes, welche denselben mit einer Mauer und Basteien umzogen hatten. Auch diese Gegend ist sehr goldreich, und wenn der Faleme niedriges Wasser hat, sammeln die Leute das edle Metall aus dem Uferschlamm oder Sande. Pascal war Zeuge davon. Er ging an diesem Punkt auf das rechte Ufer hinüber, und bald nahe an demselben oder etwas entfernt in südsüdöstlicher Richtung nach Diachalel, einem gleichfalls von Al Hadschi verwüsteten Dorfe, wo viele Baobabbäume, Weinpalmen und Bambus stehen. Auch dort wird Gold gewaschen, ebenso bei dem großen Dorfe Kassacho, das nur eine Stunde Wegs entfernt liegt.

Hier schlug Pascal sein Zelt außerhalb des Ortes auf und machte dem Häuptling einen Besuch, welchen derselbe inmitten von etwa hundert schwarzen, mit Flinten bewaffneten Kriegern entgegennahm und bald nachher erwiderte. Er brachte seinen Griot mit, einen Hofsänger, welcher das Lob des großen weißen Häuptlings, nämlich des Lieutenants Pascal, verkünden mußte. Diese Malinkes wünschen, daß die Weißen in ihrem Lande sich festsetzen, weil sie dann vor der Unterjochung durch Mohammedaner sicher sind. Sie ehrten den Reisenden durch Gesänge, Tänze und eine entsetzliche Musik, welche sie durch Trommeln und das Zusammenschlagen eiserner Castagnetten hervorbrachten. Der Weg nach Tambala führt durch Berge, wo man bei

Die Felu-Wasserfälle im Senegal.

jedem Schritte Eisen und Quarz findet. Der Marigot Dungu Choba ist so reich an Gold, daß Pascal ihn mit dem Pactolus vergleicht. Ueberall waren die Schwarzen sehr freundlich; nur in Sabucir zeigte der Häuptling zuerst einiges Mißtrauen, kam aber bald, um sich zu entschuldigen. Der Weg von dort nach Funtamba am Faleme führt durch ein schönes, fruchtbares Thal. Die Dorfleute sind, wie alle Uferanwohner, auch jene des Senegal, sehr gewandte Fischer mit dem Speer und jagen Flußpferde. Hippopotamusfleisch ist bei ihnen ebenso beliebt wie das vom Cayman. Sie legen sich in einen Hinterhalt, warten geduldig, bis das Thier an's Land kommt und schießen dann mit eisernen Kugeln. In allen Dörfern bis nach Nanifara hin, das etwa drei Viertel Stunden vom Faleme entfernt liegt, wird Gold gewaschen.

Dort ging Pascal wieder auf das linke Ufer hinüber, weil auf der andern Seite sich viele Marigots befinden. Als er bei Chassakiri anlangte, wo mehr als hundert Flinten tragende Männer wohnen, war der Schrecken groß; die Leute liefen in ihre Hütten und wollten nicht aus dem Dorfe herauskommen. Pascal schickte erst seinen Dolmetscher, der aber nichts ausrichtete; dann ging er selbst zum Häuptling, um denselben zu beruhigen. Der Schwarze gab zitternd dem weißen Manne die Hand, und klagte später, daß Alle in großem Elend lebten; sie hätten weder Salz noch Pulver und könnten aus den Handelsplätzen überhaupt keine Waaren erhalten, weil in manchen zwischenliegenden Dörfern Raub oder Plünderung vorkommen. Pascal gab ihm beruhigende Zusicherungen für die Folge, und nun war Heiterkeit im ganzen Dorfe; die Leute tanzten und sangen bis zum Morgen. Außer auf Trommeln und Castagnetten arbeiteten die Musiker auch auf zwei riesigen Zithern, die zwölf bis fünfzehn Saiten hatten und gleich einem Tamburin mit Schellen behängt waren. Von Chassakiri kam Pascal nach Cholobo, wohin er über den Faleme setzte. Dort sind die Flußpferde äußerst gefährlich, und die Schwarzen wagen sich deshalb nicht in's Wasser. Dieses sehr große Dorf ist von Malinkes bewohnt und von einer Ringmauer aus getrockneter Erde umgeben; auch innerhalb derselben hat jedes einzelne Haus noch seine besondere Befestigung. Die Hauptmauer ist ziemlich fest, die Bastionen sind rund und mit einem kegelförmigen Dache gedeckt. Sie haben ein Stockwerk in gleicher Höhe mit der Courtine, neun bis zehn Fuß über dem Boden, und dieses Gemach dient als Getreidespeicher. Die Wohnhütten bestehen gleichfalls nur aus gestampfter Erde, die Dachsparren, welche man mit Gras und Blättern überdeckt, sind Bambusstäbe. In diesen Hütten stehen zum Aufbewahren des Getreides sechs Fuß hohe Thongefäße.

Die Ortschaften der Malinkes sind unabhängig von einander; jedes Dorf bildet eine Art Republik unter einem erblichen Häuptlinge. Religiöser Cultus kommt nicht vor; die Rechtspflege wird von den Dorfvorstehern geübt, falls nicht das Recht des Stärkern sich schon von vorne herein geltend macht. Bei Heirathen macht man weiter keine Umstände und alle Kinder gelten für gleich. Die Malinkes am Faleme sind verschmitzt, feig und diebisch. Alle kleiden sich in Zeuge, die man im Lande selbst webt und mit Pflanzensaft gelblich-schwarz färbt. Der Mann trägt immer die Flinte in der Hand; Schießwaffe und Pulver bekommen sie von Gambia. Alles beschäftigt sich mit Goldsuchen, und es giebt in ganz Bambuk kein einziges Dorf, wo man nicht aus den Flüssen, trockenen Bächen oder gegrabenen Brunnen und Schachten Gold gewinne. Die Männer heben den Sand oder Schlamm heraus und die Frauen besorgen das Herauswaschen des edeln Metalles. Frankreich will sich dort ein Californien schaffen.

Die Malinkes machen unter einem freien Manne und einem Sklaven kaum einen Unterschied. Der letztere, gewöhnlich ein Gefangener, arbeitet für seinen Herrn, dem er gehorcht, aber im Uebrigen stehen sie als Gleiche neben einander. Im Allgemeinen sind sie stark und kräftig gewachsen, doch trifft man nicht selten Kröpfe, fleischige Auswüchse, Klumpfüße und Geschwüre. Die Anwohner des Faleme sind nicht ganz so roh wie jene im innern Berglande, lieben die Geselligkeit, kommen häufig zusammen, um die öffentlichen Angelegenheiten zu besprechen und sich etwas zu erzählen. Die schon erwähnten Griots wissen dann allerlei über die Großthaten der Vorfahren mitzutheilen. Auf dem öffentlichen Platze des Dorfes sitzen die Männer auf einer Erhöhung von Bambus, der etwa sechzig bis neunzig Fuß in's Gevierte hat.

Bambuk ist im Allgemeinen fruchtbar und könnte bei geordneten Verhältnissen viel Getreide, namentlich Reis ausführen. Pferde, welche bei den Bewohnern des rechten Senegalufers häufig sind, kommen nur selten, höchstens bei einigen Häuptlingen, vor. Man glaubt, sie könnten nicht gedeihen, aber die fünf, welche Pascal bei sich hatte, blieben gesund. Die Eingebornen behaupten, daß die Blätter eines gewissen Baumes in's Wasser fielen und demselben sehr schädliche Bestandtheile zubrächten, wovon die Thiere stürben. Im ganzen Lande ist man von den nachtheiligen Eigenschaften des Wassers in Bambuk überzeugt; Pascal bestätigt die Thatsache und hält für ausgemacht, daß der so überaus metallreiche Boden die Schuld davon trage.

Die Karawanen verwenden zum Lasttragen nur Esel, welche lange Reisen und große Entbehrungen vertragen, während sie mit dürftigem Futter sich begnügen. Hornvieh ist jetzt, nachdem die Mohammedaner so viele Heerden weggetrieben haben, nur in geringer Menge vorhanden; die Schafe sind klein und kommen nur im Gebirgslande vor.

Von Cholobe aus nahm Pascal den Weg nach dem Innern hin in nordöstlicher Richtung, durch ein gebirgiges Land, wo überall Eisen zu Tage liegt und der saftige Pflanzenwuchs in den Thalgründen scharf gegen das dürre Hügelland absticht. Gold wird immer häufiger und kommt in wachsender Menge vor, je mehr man sich der Bergkette Tamba Ura nähert. Am südwestlichen Fuße derselben liegt Kofulabe, in dessen Nähe Pascal mehrere jetzt verlassene Schachte fand; sie sind nur mit Rankengewächsen und dornigem Gestrüpp bewachsen, und erinnerten den Reisenden an die Ereignisse, welche Mungo Park vor länger als einem halben Jahrhundert in jenen Gegenden gesehen und beschrieben hat.

Hart am Fuße des Gebirges liegt in einer Ebene, welche sich dem ganzen Tamba Ura entlang zieht, das Dorf Dialafara. Das Gebirge bildet einen weit einspringenden Winkel oder Bogen, und der Ort ist wichtig, weil die zum Senegal gehenden Karawanen dort anhalten. Alle Wasserläufe, welche zum Faleme gehen, kommen von dieser Bergkette, die einen zusammenhängenden Kamm hat, aber lebendige Quellen mangeln ihm und deshalb sind diese Wasserläufe nur Marigots, welche durch das Regenwasser entstehen und in der dürren Jahreszeit fast gänzlich austrocknen. Alle ohne Ausnahme führen Gold.

Pascal wurde in Dialafara sehr gut aufgenommen; der Häuptling kam ihm entgegen und entfaltete möglichst viel Pomp. Er war von seiner Familie und den Griots begleitet, und äußerte, daß er in der Ankunft des weißen Mannes ein Glück für das Land sehe; die Weißen möchten nur kommen und bei ihm eine Niederlassung gründen, wie sie

schon in Kenieba gethan hätten. Dann sandte er Milch und Reis. Am Neujahrstag 1860 kam der Reisende durch eine ganze Reihe von Dörfern im Gebirge, das phantastische, sehr malerische Gestaltungen zeigt. In den Schluchten halten sich viele hundsköpfige Affen auf. Ueberall beschäftigen sich die Leute mit Goldsuchen. Pascal zog in nordwestlicher Richtung bis Serechoto, das auf einem Kreuzwege liegt, wo sich mehrere Straßenzüge durchschneiden. Es ist nur 25 Lieues von der mehrfach erwähnten französischen Niederlassung Kenieba entfernt und befindet sich recht im Mittelpunkte der goldreichsten Distriete Netecho und Chachadian. Bis dorthin sollen einst die Portugiesen vorgedrungen sein.

Barka, Bruder des Königs Semunu von Natiaga, erbot sich, den Reisenden durch das Gebirge bis zu den Wasserfällen von Guina zu geleiten, und so zog Pascal am 3. Januar durch den Engpaß von Kurudaba, das „Felsenthor", welches den einzigen Weg durch das Gebirge nach Natiaga bildet. Er ist etwa 130 Fuß breit und geht von Westen nach Osten, seine Wände sind steil wie Mauern; die oberen Lagen treten über die unteren hervor und die Bahn ist wegen des vielen Felsgetrümmers sehr unbequem. Der Weg durch Natiaga nahm zwei Tage in Anspruch. Pascal traf unterwegs kein Dorf, der Boden war nun nicht mehr eisenhaltig, das Quarzgestein kam auch nicht ferner vor, sondern ein sehr feiner, harter Sandstein. Als er am Abend des zweiten Tages aus einer Bergschlucht herauskam, erhoben sich plötzlich vor ihm drei gewaltige Pyramiden, die so regelmäßig waren, daß sie wie ein Werk der Kunst aussahen. Am 4. Januar erreichte er an der Mündung des Marigot Baguncho den Senegal, und blieb im Dorfe Baganura, das durch die Mohammedaner verwüstet worden war. Die gesammte Einwohnerschaft bestand aus vier Schmieden, armen Leuten, die kaum etwas zu essen hatten.

Zehn oder zwölf Lieues oberhalb Baganura liegt die Mündung der beiden Stromarme, welche den obern Senegal bilden. Der eine, der Bachoï, weiße Strom (Choï, in der Mandingosprache weiß), ist der einzige Zufluß, welchen die hohe Bergregion von Djalon dem rechten Ufer des eigentlichen Senegal, d. h. des Ba sing, schwarzen Wassers, zusendet. Der Ba-ule oder rothe Fluß, den man seither für einen Hauptzufluß des Basing gehalten hatte, läuft nach Osten und mündet bei Kulukoro, oberhalb Yamina in den Djioliba (Niger). Er ist schmal; über seine Quelle konnte Pascal nichts erfahren.

Baganura liegt unweit der Kataraкten von Guina, deren Brausen man schon in weiter Ferne hört. Der Reisende entwirft eine sehr lebhafte Schilderung. Als er aus einem Hohlweg heraustrat, lag ein prachtvolles Schauspiel vor seinen Blicken. In einer Breite von mehr als 1200 Fuß stürzt das Wasser anderthalb hundert Fuß hinab; während der Regenzeit ist aber die Breite gewiß noch einmal so beträchtlich und am linken Ufer muß der Fall gewiß 180 Fuß messen. Dort ragen breite, ellendicke Sandsteinplatten 12 bis 15 Fuß über den Abgrund hinaus. Der Strom läuft von Norden nach Süden, die Felsenleiste, welche ihn durchsetzt, von Osten nach Westen. Das Becken oberhalb des Kataraktes ist nicht breiter als dieser selbst; in der Mitte erheben sich einige Felsen, an welche der Aberglaube allerlei Sagen knüpft. Uebrigens hat das Ganze etwas Regelmäßiges und läßt sich leicht übersehen. Die Umgebungen sind ganz kahl und dürr, nur steht am rechten Ufer auf einem Wege ein Baobab, am linken liegt ein wenig abwärts das Dorf Guina.

Am 6. Januar verließ Pascal Baganura und war am 8. in Medina, wo die Franzosen einen Militärposten haben. Der Weg führte am linken Ufer durch eine ungemein üppige Gegend, an den berühmten Felu-Wasserfällen vorbei, welche der Senegal oberhalb Medina bildet. Unsere Abbildung versinnlicht denselben.

Eine andere Tafel giebt ein anschauliches Bild von einer Springfluth bei Rufisque. Dieses Dorf liegt nahe dem grünen Vorgebirge, wo diese Fluth oft mit großer Heftigkeit auftritt, und schon mehr als einem Schiffe gefährlich geworden ist. Sie stürmt gewaltig in die engen Buchten hinein, und wehe dem Fahrzeuge, das sich überraschen läßt, wie im Jahre 1859 ein Dampfer, der an den Felsen scheiterte.

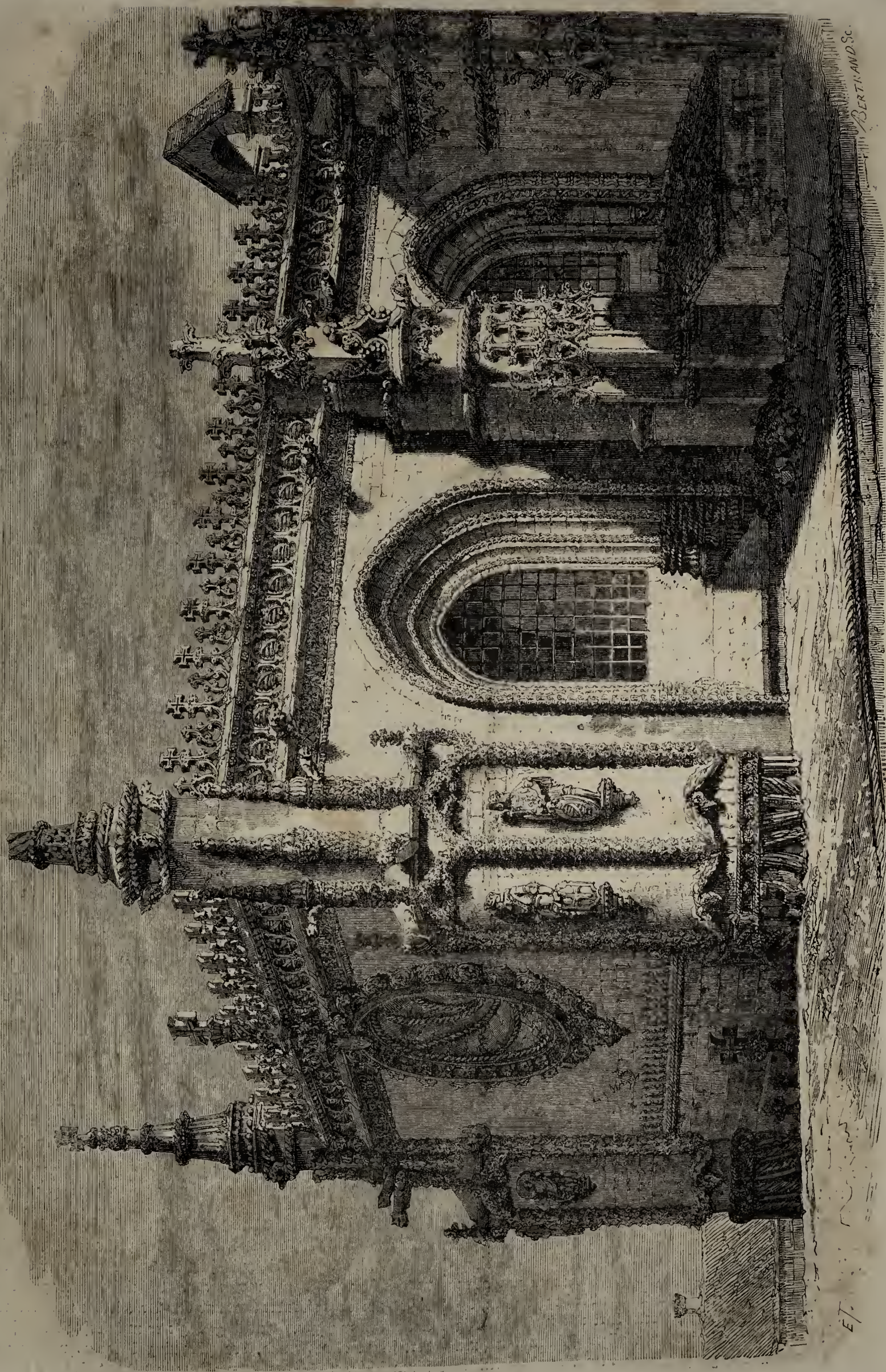
Das Kapitelhaus der Christusritter zu Thomar in Portugal.

Das Königreich Portugal hat große Tage gehabt und kann mit Stolz auf das fünfzehnte Jahrhundert zurücksehen. Damals, und noch in der ersten Hälfte des folgenden Säculums, trieb ein kühner Unternehmungsgeist viele Bewohner des kleinen Landes auf See, in ferne Gegenden als Entdecker und Eroberer. Dieser Geist belebte auch die Christusritter, welche in Portugal das Erbe der berühmten Tempelherren antraten und als eine Fortsetzung dieses im Jahre 1312 aufgehobenen Ordens zu betrachten sind. Zwar that der Papst Einspruch, aber König Dionysius gewährte den Rittern seinen mächtigen Schutz und erwirkte 1319 für sie in Rom die Bestätigung. Der alte Orden bestand in neuer Gestalt fort. Anfangs hatte er seinen Hauptsitz im Castel Marim, der afrikanischen Küste gegenüber, seit 1320 war Thomar in Estremadura seine Hauptstadt. Erst 1789 wurde er säcularisirt und in einen Militär- und Civilverdienstorden neuen Schlages umgewandelt. Indessen behielten die Ritter noch bedeutende Einkünfte bis 1834; dann wurden auch diese eingezogen und der Orden ist nun so moderner Art, wie die meisten anderen.

Aber er hatte einst eine hervorragende Bedeutung, besaß einundzwanzig Städte, vierhundertundsiebenzig Commenden, und der große Infant Heinrich, welcher sich den Beinamen des Seefahrers erworben, war sein Großmeister. Die Ritter unterstützten ihn in seinen Plänen und erhielten durch ihn ein Alleinrecht auf Schifffahrten in ferne Gegenden. Heinrich, der Seefahrer und Geograph, wollte neue Länder entdecken, die bisher verborgenen Theile der fremden Erdtheile, insbesondere Afrika's, besuchen lassen und gab den Anstoß zu jenen Entdeckungsreisen, durch welche sein Name, gemeinschaftlich mit vielen kühnen Seefahrern, unsterblich geworden ist. Die Christusritter betheiligten sich mit lebendigem Eifer und gaben Geld mit vollen Händen; sie nahmen an den Seezügen Theil, weil es für sie darauf ankam, die Menschen in den neuentdeckten Ländern mit der Lehre dessen bekannt zu machen, nach dem sie sich nannten.

Binnen einem halben Jahrhundert gelangten die portugiesischen Seefahrer bis nach den Molukken und bis nach Brasilien; sie erfüllten die Erde mit dem Ruhme ihrer Tapferkeit und schändeten ihren Namen durch blutige Grausamkeiten, zu welchen der Glaubensfanatismus sie aufstachelte. Sie stiegen empor und sanken wieder hinab wie ein Meteor. Noch ein halbes Jahrhundert, und sie gehorchten der spanischen Krone. Später, 1640, wurde ihr Land wieder unabhängig und verharrt seitdem in einer bescheidenen Stellung.

Springfluth bei Rufisque am Grünen Vorgebirge.



Das Kapitelhaus der Christusritter zu Thomar in Portugal.

Manche schöne Denkmäler der Baukunst erinnern an die glänzenden Zeiten der Christusritter, vor allen ihr Kapitelhaus in Thomar; diese Architektur trägt ein geographisches Gepräge, sie zeigt, daß Seefahrer ein solches Werk aufführten, Männer von reicher Einbildungskraft und vom Geschmack der romantischen Ritterzeit. Unter dem obern Kreuze, das als Sinnbild der Glaubenstreue alles Andere überragt, ist das Ritterkreuz von Aviz auf dem hohen Theile der Gallerie, deren Geländer von Wappenschildern gebildet wird. In den Ringen laufen Schiffstaue; die verschlungnen Knoten an den Pfeilern stellen kleinere Schiffsleinen vor; in dem länglich runden Fenster ist ein zusammengerolltes Tau mit Segeln umgeben; die steinernen Ritter deuten an, daß tapfere Männer sich auf das Meer wagen, an welches die Nachbildung der Seekränter, Korallen und Polypen erinnert.

Das ist redende Architektur, voll, üppig, romantisch, südlich, mittelalterlich. Wer den Maßstab klassischer Einfachheit anlegt, wird diese Bauart des Kapitelhauses in Thomar viel zu reich und überladen finden. Aber die Kunst braucht nicht immer streng klassisch zu sein und sich an hergebrachte Schönheitsformen zu binden, am allerwenigsten dann, wenn sie auch aus dem Steine reden will, wie hier. Saxa loquuntur, kann man mit vollem Rechte sagen. Wir haben ein Gebäude von geographischer Bedeutung vor uns, das einen großen Eindruck macht, und an Zeiten erinnert, in welchen die großen Entdeckungen begannen.

Neue Nachrichten über Livingstone und die Missionäre in Innerafrika.

Ein kühner Jäger, Baldwin, ist der erste Reisende gewesen, welcher von Port Natal bis an den Sambesi vorgedrungen ist, und der zweite, welcher die vor fünf Jahren von Livingstone entdeckten Victoria-Katarakten im Liambaye gesehen hat. Nachdem er längere Zeit im Gebiete der Kaffern der Jagd obgelegen, ließ er wegen der giftigen Stechfliege, der verderblichen Tsetse, seine Wägen und Ochsen zurück, um nach Nordwesten hin in's Innere vorzudringen. Die Blätter in der Capstadt erzählen, daß seine Leute ihm dorthin nicht folgen wollten, er aber entschloß sich kurz und machte sich mit Flinte und Taschenkompaß allein und zu Fuß auf den Weg nach jenen Wasserfällen. Er hatte weiter nichts bei sich als eine Karte und Livingstone's Beschreibung der Katarakten. Seine Reise war ungemein beschwerlich; oft fehlte es ihm an Trinkwasser, er traf sehr häufig auf wilde Thiere, und war dann freudig überrascht, als er sich unvermuthet am Strome befand, etwa anderthalb Wegstunden unterhalb der Wasserfälle! Der Fluß war an jener Stelle mindestens viertausend Yards breit, es lagen aber in ihm viele zum Theil sehr breite Inseln. Endlich erschien ein Nachen. Baldwin bewirthete die Eingebornen mit dem Fleische eines von ihm erlegten Rhinoceros und sandte einen Theil desselben an den Häuptling. Am andern Tage erschienen dann einige Kähne, um den weißen Mann überzusetzen. Das Wetter war heiß, und Baldwin konnte der Versuchung nicht widerstehen, ein Bad zu nehmen; er sprang also ohne Weiteres in den Fluß und war auch so glücklich, wohlbehalten wieder heraus zu kommen. Er dachte nicht daran, daß es in demselben von Krokodillen wimmelt; die Eingebornen halten es schon für gefährlich, auch nur eine Hand in's Wasser zu halten. Einige Tage später wurde dann auch ein Kaffer, welcher Wasser schöpfen wollte, von einem solchen Flußungeheuer gepackt und fortgeschleppt. Baldwin stellte sich dem Unterhäuptling der Batakas vor, der ihn fragte, wer er sei und wie er seinen Weg bis hierher gefunden habe? Der Reisende entgegnete, er sei ein Engländer, zeigte dann seinen Taschenkompaß, und gab zu verstehen, daß Livingstone ihn in diese Gegend bestellt habe. Baldwin begab sich dann zu den Katarakten, deren Gebraus er schon in einer Entfernung von drei englischen Meilen vernahm. Er war erstaunt über die Großartigkeit dieser gewaltigen Naturerscheinung, und bemerkt, daß Livingstone's bekannte Beschreibung dieser Wasserfälle der Wirklichkeit gegenüber schwach und blaß erscheine, weil überhaupt keine Schilderung mit Worten ihre wilde und gewaltige Großartigkeit darzustellen vermöge. Als er dann zu dem Kafferdorfe zurückkehrte, behandelten die Eingeborenen ihn als Gefangenen, ohne zu sagen warum. Er befand sich allerdings in einer bedenklichen Lage, weil sie ihm auch die Waffen genommen hatten. Da kam nach einigen Tagen Doctor Livingstone an, begleitet von seinem Bruder Karl, Doctor Kirk und zweiundsechszig Makololos. Alle waren mit doppelläufigen Flinten bewaffnet. Livingstone war unterwegs zu seinem alten Freunde Sekeletu, wollte nach dessen Hauptdorf Linyanti und war vor zweiundsechszig Tagen von Tete am Sambesi aufgebrochen. Diese ganze Strecke hat er zu Fuße zurückgelegt und ist dabei gesund geblieben. Als er die Kaffern fragte, weshalb sie den weißen Mann unter so strenger Aufsicht gehalten, gaben sie eine in der That sehr ergötzliche Erklärung. Jener, sagten sie, wäre auf eine höchst überraschende Weise bei ihnen erschienen und dann sofort in den Fluß gesprungen. Das wolle etwa eben so viel bedeuten, wie ein Selbstmord. Dann hätte er sich zu den Katarakten begeben und sei nach Stellen hingeklettert, wohin sich kaum ein Affe wage. Es sei klar gewesen, daß er sich mit alle dem habe um's Leben bringen wollen; wäre er aber umgekommen, dann würde Livingstone geglaubt haben, sie, die Kaffern, seien Schuld an seinem Tode. Deßhalb habe man ihn unter genaue Aufsicht gestellt und so wäre er am Leben geblieben.

In den uns vorliegenden Berichten vermissen wir das Datum des Zusammentreffens zwischen Baldwin und Livingstone. Einer andern Mittheilung entnehmen wir, daß zu Anfange des Märzmonates 1861 Livingstone und Mackensie den Rusuma aufwärts fuhren, um solchergestalt in's Innere zu dringen. Dieser Strom mündet in der Nähe des Cap Delgado. Die Reisenden hatten für diesen Entdeckungszug etwa drei Monate Zeit bestimmt. Livingstone's übrige Reisegefährten wollten inzwischen auf Johanna, einer der Komoro-Inseln, verweilen.

Bekanntlich hatte Livingstone von seiner früheren Reise eine Anzahl Makololos aus dem Innern mitgebracht, die am untern Sambesi so lange verweilten, bis der Missionar wieder aus Europa zurückkehrte. Er hatte ihnen versprochen, sie in ihre Heimath zurückzugeleiten und hielt sein Wort. Am 16. Mai 1860 brach er mit ihnen von der portugiesischen Stadt Tete nach Nordosten hin in's Innere auf und legten in drei Monaten nur etwa 600 Miles zurück. Er zog am Nordufer des Sambesi hin, über das Gebirge, durch welches die Stromschnellen von Kebabrasa sich drängen, überschritt die Nebenflüsse Loangna und Kafne und kam in eine Ebene, welche der Strom in einer Strecke von 100 Miles oberhalb jenes Gebirges durchzieht. Darauf gelangte er in ein höheres Land, wo die Luft frischer war und beim Tabaschen, weißen Berge, war er etwa 2000 Fuß über dem Wasserspiegel des Sambesi, ungefähr 3300 über dem Meere, also etwa auf Brockenhöhe. Dort reifte es und eines Morgens sah man sogar Eis. Dann stieg Livingstone in die große Ebene der Makololos hinab, und sah schon aus einer Entfernung von 20 Miles die Dampfsäulen des Victoriakataraktes. Er wollte eigentlich seine Makololos in gerader Strecke nach Sefchecke bringen, machte aber doch einen Umweg von 40 Miles, um seinem Bruder Karl und dem Dr. Kirk die wunderbaren Katarakten zu zeigen. Endlich gelangte er nach Sefchecke und fand dort seinen alten Freund, den Häuptling Sekeletu, welcher aus seinen früheren Schilderungen allgemein bekannt ist. Er litt an

einer Hautkrankheit, an welcher, nach ächtafrikanischem Wahnglauben, Hexerei Schuld war. Sekeletu hatte sich, trotz seines frühern Verkehrs mit Livingstone, von solchen Vorstellungen nicht frei gemacht und einige ihm verdächtige Häuptlinge hinrichten lassen. Der kleinen europäischen Colonie war es, was man hätte im Voraus wissen können, schlecht ergangen. Mehrere Londoner Missionare waren in Linyanti am Fieber gestorben; von neun Europäern erlagen binnen drei Monaten nicht weniger als sechs dem Klima. „Es scheint, als ob sie von einem unfehlbaren Gegenmittel keinen Gebrauch gemacht hätten, welches Livingstone 1850 am Ngami-See anwandte, um eins seiner Kinder zu heilen und das er ihnen dringend anempfohlen hatte." So sagt ein anderer Bericht, gewiß ohne jeden Grund; denn es widerstreitet allem gesunden Menschenverstande, anzunehmen, daß gebildete Europäer ein angeblich nicht fehlschlagendes Mittel, dessen Gebrauch ohnehin ihnen sehr dringend anempfohlen worden war, nicht genommen haben sollten. Gewiß ist, daß auch in jenen Gegenden das afrikanische Fieber mörderisch wirkt.

* * *

Wir erhalten soeben das sechste Heft des „Journal des Missions evangeliques" von 1861, in welchem wir Aufklärungen finden. In Bezug auf Baumwolle und Missionen in Afrika hat bekanntlich Livingstone äußerst sanguinische Ansichten und über die Bildungsfähigkeit der Urafrikaner giebt er sich Hoffnungen hin, welche durch den Erfolg nicht gerechtfertigt werden. Auf seinen Rath schickte die Londoner Missionsgesellschaft einige Sendboten nach Linyanti ab und diese nahmen ihre Frauen und kleinen Kinder mit. Gegen Ende des Jahres brachen sie vom Sambesi auf, wanderten bei 107° F. Hitze im Schatten durch wasserloses Land, litten Durst, und kamen Ende Februars nach Linyanti, wo sie Livingstone zu finden hofften „den Haupturstifter dieser Unternehmung"; er war aber nicht bei seinem „Freunde" Sekeletu, dem Häuptling der Makololo. Linyanti fand man so ungesund, daß selbst diese Schwarzen den Platz aufgeben wollen. Als die Missionäre sich einen andern Platz zu wählen gedachten, verweigerte Livingstone's „Freund" seine Einwilligung. Dann starben rasch nach einander die Frauen der Missionäre Helmore und Price, Helmore selbst und drei Kinder rasch nach einander, die meisten schon in den ersten vierzehn Tagen nach ihrer Ankunft. Livingstone's „Freund" und dessen vielgepriesenen Makololos benahmen sich unbarmherzig; sie wünschten allen Weißen den Tod, um deren Habe zu bekommen. Als Price am Leben blieb, fing Sekeletu zu rauben an, nahm Wagen, Ochsen, Zelte, Gewehre und andere Sachen ohne Weiteres fort, und einer seiner Boten sagte zu dem kranken Missionar, der fortzureisen beabsichtigte: „Du kannst eben so gut hier sterben wie anderwärts." Am letzten Tage des Juni trat Price seinen Rückweg an; Livingstone's „Freund" hatte Alles geraubt und ließ ihm nur zwei Hemden, ein Zelt und einen alten Mantel; er gab ihm nicht einmal etwas Mehl. Unterwegs starb ihm seine Frau in der Wüste, in welcher er unvermuthet mit dem Missionär Mackenzie zusammentraf, der auch nach Linyati gehen wollte, und gar nicht glauben mochte, daß Livingstone's viel belobter Freund solcher Schandthaten fähig sei. Vier Monatte nach dem Tode der Frau Helmore und der Kinder fand sich dann Livingstone zu Linyanti ein. „Er brachte als Frucht seiner langen Erfahrung in der Wüste, ein wie er glaubt unfehlbares Heilmittel gegen das Fieber mit, welches in jenen Gegenden so mörderisch wüthet." Wir hatten also oben ganz recht, uns gegen die Annahme zu äußern, daß die durch Leichtsinn einem sichern Verderben Preisgegebenen ein angeblich unfehlbares Heilmittel nicht angewandt haben sollten, falls sie im Besitz eines solchen gewesen wären. Livingstone wurde von den Makololos und Freund Sekeletu mit schönen Worten abgespeißt, die er wahrscheinlich wieder für baare Münze genommen hat. Sie sagten ihm nichts von dem Raube. Price entwirft eine Schilderung von dem schwarzen Barbaren, welche jener Livingstone's geradezu entgegengesetzt ist; er stützt sein Urtheil auf Thatsachen und wird wohl vollkommen Recht haben.

* * *

In einem Briefe vom 26. September, aus Tete, also nach der Rückkehr aus dem Innern, giebt Livingstone über seinen Ausflug zu den Victoria-Katarakten noch einige Mittheilungen, welche wir dem weiter oben Gesagten anschließen. Das Wasser im Sambesi war damals so niedrig, daß er in der einen Hälfte des Spaltes, durch welchen die Wasserfälle gebildet werden, auf den Grund sehen konnte; es ward ihm leicht, vom nördlichen Ufer nach der kleinen Insel hinüber zu gehen, welche er früher als Garteneiland bezeichnet halte. Die Tiefe des Spaltes beträgt mindestens 310 Fuß; der Strom hat eine Breite von einer Statutemile bis zu einer englischen geographischen Mile, also 1607 bis 1852 Meters, oder nicht ganz 6000 Fuß. Der Spalt bei der Garteninsel ist etwa 80 Fuß breit. Ein zweiter Wasserfall unterhalb des ersten ist der von Momba oder Moamba. Der Missionar Mossat schrieb an Livingstone, daß alle Flüsse im Lande des bekannten Kaffernhäuptlings Moselekatse nach Nordwest und Nordnordwest in den Sambesi fließen, oberhalb des Sinamanes und eines merkwürdigen Gebirges, welches wohl ehemals den Gewässern eines großen Binnensees als Damm gedient habe, bis sie dann vermittelst des Victoriafalles einen Abzug fanden. Die ganze Gegend müsse einst ein Schauplatz vulkanischer Thätigkeit gewesen sein. Livingstone fuhr den Sambesi abwärts, um ihn bei niedrigem Wasserstande zu beobachten. Bei Kanfalo sind Hindernisse für die Schifffahrt; bei dem einige Miles weiter abwärts liegenden Kariba zieht eine Basaltleiste durch das Bett, sie hat aber eine breite Lücke, welche indessen für die mit nur sechs Zoll hohem Bord über Wasser gehenden Kähne gefährlich ist. Beim Berg Urumas fließt der Srom reißend schnell; bei Chicova hat er zwei Felsenleisten, die jedoch ähnlich wie bei Kariba zu passiren sind. Livingstone bemerkte am Ufer des Stromes mehrfach Steinkohle, auch bei Zumbo und bei den Victoriafällen. Ein wirkliches Hinderniß für die Schifffahrt des Sambesi findet sich bei Morumbua, wo das Bett durch Felsen versperrt war; Livingstone meint jedoch, daß man bei hohem Wasserstand hinübersahren könne; doch wohl nur mit Kähnen und nicht mit größeren Booten? Das Alles sind vorerst nur Andeutungen, welche in Livingstone's Reiseberichten später ihre Ausführung finden werden.

Beichte in einem Kloster auf dem Athos.

Die Halbinsel, auf welcher der Berg Athos sich erhebt, gehört zu Macedonien, und erstreckt sich in einer Länge von etwa zwölf deutschen Meilen, bei einer Breite von zwei bis drei Meilen, in's Meer hinein. Der höchste Gipfel, der eigentliche Athos, erhebt sich bis zu 6400 Fuß. Fallmerayer nennt ihn das kolossale, von der Natur selbst aufgethürmte und mit unverwelklichem Festgewande umzogene Münster von Byzanz. Dieses Bild ist nicht phantastisch, es ist naturgetreu; Athos steht da als Walddom der anatolischen Christenheit, der sich in vereinsamter Majestät über die tiefe Fluth des strymonischen Golfes erhebt. Der heilige Berg mit seinem Urwald, mit seiner festverwachsenen und versteinerten Kirchenverfassung, ist Centralpunkt des oströmischen Glaubens, gleichsam der Vatican des Orientes, Zielpunkt aller Sehnsuchten, Sammelplatz des Reichthums und der kirchlichen Ueberlieferung, Freihafen und letzter Zufluchtsort aller Weltsatten von Byzanz, der von Barbarentritt nicht entweiht wurde. Von Kijew und den

Quellen der Wolga, vom Dunkelwalde im innersten Kolchis, vom freien Hellas, aus den Thälern des Hämus, von Illyrien und Tschernagora blicken Aller Augen mit sehnsüchtigem Verlangen nach

auf die Fürsten der Slawen und Moldo-Wlachen über. Athos ward das neue Jerusalem der Scythen und alles, was der heilige Klosterbund noch heute besitzt: Dasein, Glanz Schirm, Nahrungs

Die Beichte.

dieser großen Glaubens- und Bußanstalt des byzantinischen Kirchenthums. Nach gänzlichem Verkommen der beiden orthodoxen Reiche, von Byzanz und Trapezunt, ging die Sorge für den heiligen Berg

saft und Hoffnung, ist fromme Gabe der Sarmaten und aus den danubischen Slawenländern oder aus Moscowien herbeigeflossen.

Man zählt auf der Halbinsel einundzwanzig Großabteien, von denen sechs serbo-bulgarische Stiftungen sind: Chilantari, Zografu, Simopetra, St. Paul, Xenophu und Russica. Zu ihnen wallfahrten fromme Pilger von der Donau, um sich der Andacht hinzugeben und bei einem frommen Kalojeros (Mönch) zu beichten. Wir sehen, wie ein Donauslawe neben solch einem „Guten Vater" sitzt, aus dessen Mönchsantlitz morgenländische Melancholie spricht. Die ehrwürdige Gestalt mit vollem wallenden Barte und dem dunklen Gewand ist dem ausdrucksvollen und scharfgezeichneten Gesicht entsprechend. In der griechisch-rechtgläubigen Kirche gilt die Beichte in Verbindung mit der Buße für ein Sacrament und vor der Absolution wird eine Genugthuung aufgelegt. Ein in's Einzelne gehendes Sündenbekenntniß gilt für gut und heilsam, aber nicht für nothwendig, und es bleibt Jedem freigestellt, ob er vor dem Abendmahl beichten will oder nicht. Beichtstühle kennt die griechische Kirche nicht; sie sind auch im Abendland erst in späterer Zeit aufgekommen, und waren in Deutschland noch am Ende des sechszehnten Jahrhunderts unbekannt.

Gränzpfähle zwischen Rußland und China.

Diese beiden Weltreiche berühren einander auf einer Strecke von vielen hundert Meilen; denn die Südgränze Sibiriens reicht vom obern Irtysch bis an's ochotskische Meer und nun auch, in dem Beide Mächte kamen überein, sie durch festbestimmte Gränzsäulen zu bezeichnen und diese an genau angegebenen Stationen zu errichten. Solcher Stationen giebt es von Kiachta nach Westen hin

Russische und chinesische Gränzsäulen in Ostasien.

russisch gewordenen Theile der Mandschurei, bis an die Gestade der japanischen See; die Gränze wurde 1689 im Frieden von Nertschinsk bestimmt und durch einen Vertrag von 1727 berichtigt. 24; sie bilden die sogenannte abakanskische Linie: nach Osten hin zählte man bis auf die Zeit der neuesten russischen Erwerbungen, 63 bis in's Amurgebiet; im Ganzen 87 Gränzsäulen. Unser Bild

veranschaulicht dieselben. Sie sind von Holz, das auf Steinen ruhet; die russischen haben die Gestalt eines Kreuzes und eine russische Inschrift; jene des Blumenreichs der Mitte gleichen einer Säule und haben im Osten mandschurische, nach Westen hin chinesische Inschriften. Auf dem Bilde geht ein Mandschu mit Bogen und Köcher neben einem reitenden Gränzkosaken.

Erdbeben.

Im indischen Archipel, auf Sumatra. — In Singapore. — In Perugia und in Algerien. — In Bourbonne les Bains. — Der Vesuv. — In Mendoza. — An der Küste von Abessinien.

Das Innere der Erdrinde ist seit Anbeginn dieses Jahres in großer Bewegung; aus weit entfernten Gegenden berichtet man von gewaltigen Erschütternugen. Die Katastrophe, von welcher Mendoza in den argentinischen Staaten betroffen wurde, erinnerte an die berühmten Schreckenstage von Lissabon. Aber auch die Inseln des indischen Archipelagus sind schwer heimgesucht worden. Am 16. Februar, gleich nach 7 Uhr Abends, verspürte man ein gewaltiges Erdbeben auf der Südküste von Sumatra, in der Stadt Padang; es währte 115 Sekunden. Die Leute flohen unter Wehgeschrei aus den Häusern, und ein Berichterstatter schreibt: Es war mir, als ob ich mich auf einem vom Sturm gepeitschten Schiffe befände und ich verspürte Anwandlungen von Seekrankheit. Der Posten Singkel, welchen die Holländer in Nordsumatra an der Grenze des Königreichs Atschin besitzen, ist von den Fluthen verschlungen worden, weil die Halbinsel, auf welcher sie stand, sich senkte; die Besatzung hat sich nur mit genauer Noth retten können. In Pulo Nyas wurde das Meer durch eine unterseeische Bewegung mit ungeheurer Gewalt gegen das dortige Fort geschleudert. Dieses wurde, ebenso wie die Faktorei Lagondie, von den Wellen zerstört, in welchen 49 holländische Soldaten und Malayen ihren Tod fanden. Die Stöße waren so heftig, daß auch die stärksten Männer zu Boden geworfen wurden. In der Gegend des Gunong Sidali sind die meisten Dörfer in Schutt verwandelt und viele Menschen unter den Trümmern begraben worden. Bei Baros und Siboga öffnete sich die Erde und aus dem Schlunde sprang siedendes Wasser empor. Augenzeugen berichten, daß der Boden sich, gleich einem ungeheueren Rachen, bald geöffnet und bald wieder geschlossen habe. Der ganzen Küste von Atschin entlang wallte der Ocean plötzlich auf, drang weit in's Land ein, riß Häuser und Bäume um, drang über die Felder hinweg, und riß bei der plötzlichen Rückströmung eine große Menge von Menschen mit fort; im Hafen Analabu vermißt man deren 135. Bei den Batoainseln wurde urplötzlich das Meer mit fürchterlicher Gewalt hoch emporgehoben, an das Land und über dasselbe hin förmlich geschleudert, richtete unbeschreibliche Verwüstungen an, und stürzte mit derselben Schnelligkeit zurück. Die ganze Insel ist zu einer grauenhaft verheerten Wüstenei geworden, und nicht weniger als 700 Menschen haben durch das Wüthen des wilden Elementes den Tod gefunden.

In jener Gegend des Archipelagus ist seit jenem 16. Februar die Erde noch gar nicht wieder zu Ruhe gekommen; der Berichterstatter meldet, daß kein Tag ohne Stöße verging. Der Vulkan Merapi, welcher sich seit fünf Jahren ruhig gehalten hatte, trieb aus seinem Krater gewaltige Rauchsäulen empor; im Talang und Singaland war Tosen und Gedröhn und man erwartete in verschiedenen Gegenden neue Ausbrüche und Erdbeben. In Singapore begann das letztere an demselben 16. Februar um 7 Uhr 34 Minuten Abends; die wellenförmige Schwingung ging von Südwest nach Nordost. Die Stadt selber blieb unbeschädigt, aber manche Leute bekamen, wie in Padang, Anfälle von Uebelkeit und Erbrechen. Gleich nachher fiel ein ungeheuerer Platzregen, der bis zum 22. Februar anhielt, und zuletzt als förmlicher Wassergnß aus den Wolken herabkam. Um 10 Uhr schien die Sonne wieder und jetzt bot sich ein merkwürdiges Schauspiel dar. Chinesen und Malayen waren darüber aus, auf dem trockenen Lande Fische zu sammeln, die weit und in großer Menge umherlagen. Es waren welsartige Siluroïden, welche von einer Wasserhose in irgend einem Flusse Nordsumatra's emporgehoben und über die Meerenge bis nach Singapore gebracht waren, denn anders läßt sich die Erscheinung nicht erklären. Die Malayen haben eine hübsche Sage über das Entstehen der Erdbeben. Die Feenkönigin Potri wird vom Zwerge Gunom Ledam gefangen gehalten. Aber manchmal wird der Zwerg vom Schlaf überwältigt; dann entflieht sie und belustigt sich mit ihren Feen im Walde. Sobald der Zwerg erwacht und seine Gefangene nicht sieht, geräth er in Zorn, und schlägt mit solcher Gewalt auf die Erde, daß sie bebt. Dann öffnet er auch die Schleusen des Himmels, der herabströmende Regen benetzt den Feeen die Flügel, er kann sie alle wieder einfangen und sperrt sie wieder in die Felsenschluchten ein.

Die zu Hongkong erscheinende Overland-China-Mail vom 11. Mai bringt einen Bericht aus Manila vom 5. Mai, dem zufolge dort am 25. April, um 2 Uhr 40 Minuten Morgens drei Erderschütterungen rasch hintereinander folgten. Das Wasser im Flusse Pasig erhob sich auf einer Strecke von mehreren hundert Klastern, in der Mitte des Stromes, wie ein Kamm oder eine Kette, warf Steine und Schlamm aus und roch stark nach Schwefel. Auch zu Capiz auf der Insel Ponay wurde der Stoß verspürt.

Im April war ein heftiges Erdbeben im Gebiete von Perugia und zu Biskra im südöstlichen Algerien. Zu Bourbonne les Bains in der Champagne, Departement der obern Marne, bebte die Erde zu derselben Zeit wie auf Sumatra. Der erste Stoß erfolgte um 3 Uhr 10 Minuten früh am 12. April und ging von Westen nach Osten; man vernahm ein Getöse wie von Geschütz aus der Ferne und voraus ging ein unterirdisches Rollen. Um 8 Uhr 15 Minuten Morgens wiederholte sich ganz dasselbe, nur war Alles schwächer. Am 14. April, 1 Uhr 27 Minuten Morgens erfolgte der dritte Stoß und um 8 Uhr eine Explosion; am 15. zwei Erschütterungen mit Explosionen; am 16. ein leichtes Beben mit Getöse um 5 Uhr 15 Minuten Morgens, am 17. ein gleiches um $2^3/_4$ Uhr früh. Dieser Badeort hat drei Hauptquellen, welche aber durch alle diese Erdbeben keinerlei Aenderung erfahren haben.

Der Vesuv ist seit dem 19. December 1855 in ununterbrochener Thätigkeit. Aus früheren Zeiten hat man kein Beispiel, daß er so lange Zeit nicht zur Ruhe gekommen ist. Am stärksten waren die Ausbrüche im Jahre 1858, als Lava in ungeheueren Massen aus einer großen Menge von Spalten drang, tiefe Schluchten ausfüllte und den fahrbaren Weg zur Einsiedelei und das Observatorium zerstörte. Hier hat das Getöse seit drei Jahren nicht aufgehört und auch das Ausfließen der Lava nimmt seinen Fortgang. Sie hat stundenweit das seither urbare Land überschwemmt und liegt theilweise dritthalb hundert Fuß hoch! Schon daraus ergiebt sich, welche ungeheueren Massen aus dem Berge hervorgedrungen sind. Erst am 8. April 1861 haben diese Lavaströme aufgehört, aber nur an den tiefer liegenden Riffen und Spalten, denn in den höheren sind sie jetzt stärker als früher geworden. Die Oeffnung, welche sich am 19. December 1855 aufthat, grollt und donnert wiederum fürchterlich; eine harte Lava, die den Grund derselben ausfüllte, lag so tief, daß man den Schall von einem hinabgeworfenen Steine nicht hören konnte; jetzt ist diese Lava beträchtlich höher geworden und durch ihre Spalten erblickt man das unterirdische Feuer. Beobachter sind der Ansicht, daß wohl bald wieder ein Ausbruch oben am Berge stattfinden werde, falls nicht etwa der Kegel an den Seiten berste und dann in sich selbst zusammenstürze.

Ueber das Erdbeben in Mendoza haben wir sehr ausführliche Nachrichten. Die gleichnamige argentinische Provinz erstreckt sich dem Ostabhange der Cordillere entlang, ist kein Pampas- oder Gaucholand, sondern vorzugsweise ackerbautreibend; sie erzeugt viel Getreide und Wein. Die Silbergruben von Uspallata haben früher eine sehr beträchtliche Ausbeute gegeben, und man kennt viele andere Silber- und Kupfergänge. Die Pampas, welche etwas östlich von Mendoza beginnen, sind bisher von Erdbeben so gut wie völlig verschont geblieben; Mendoza selbst liegt der großen Längenzone der Andesvulkane sehr nahe, hatte aber seit länger als einem halben Jahrhundert nur unbedeutende Erschütterungen, und auch diese in langen Zwischenräumen verspürt. Man glaubte sich vor starken Erdbeben sicher und die fürchterliche Katastrophe, welche am 20. März 8 Uhr 45 Minuten Abends hereinbrach, war deshalb um so überraschender. Die Stadt zählte etwas mehr als zwölftausend Einwohner und war von einiger Bedeutung als Handelsplatz, welcher die Verbindung mit Chile vermittelte. Urplötzlich gerieth der Erdboden in eine solche Bewegung, daß die Menschen in den Straßen umgeworfen wurden; der erste Stoß ging von Süden nach Osten und unmittelbar folgte ein Gegenstoß von Norden nach Westen. Binnen fünf bis sieben Secunden war ganz Mendoza ein Trümmerhaufen. Die Stöße waren nicht senkrecht, sondern wellenförmig und die Hauptschwingungen folgten etwa der Richtung der auf dem Meridian laufenden Spalte, aus welcher einst die Hauptketten der Cordilleren durch plutonische Kräfte gehoben worden sind. In derselben Streichungslinie steht die Reihenfolge gewaltiger Trachytkegel zwischen dem 30. u. 40. Grad südl. Breite. Alle Erdstöße, welche in den Andes von Chile seit Jahrhunderten beobachtet wurden, folgten immer der Richtung der Erhebungsachse des Hauptgebirgszuges. In Mendoza blieb keinem Menschen Zeit, in's Freie zu flüchten; wer in den Wohnungen sich befand, wurde im Nu verschüttet oder erschlagen. Alle Häuser und Kirchen ohne Ausnahme stürzten zusammen; daß mehr als achttausend Menschen ihren Tod fanden, wird auch durch die neuesten Nachrichten bestätigt. Von 132 Nonnen in den Klöstern kamen 110 um's Leben. Wir wollen die Scenen des Jammers nicht näher schildern; sie wurden noch gräßlicher, als Flammen aus vielen Trümmermassen hervorprasselten und Landleute eindrangen, nicht um zu helfen und zu retten, sondern um zu plündern. Inzwischen dauerten die Erschütterungen in den nächsten Tagen fort, obwohl nur schwach, und ängstigten die Ueberlebenden nur noch mehr. Etwa dreißig Wegstunden nördlich liegt die kleine Stadt San Juan, Hauptort der gleichnamigen Provinz, genau in der Richtung des Stoßes. Sie wurde sehr stark erschüttert, aber nicht zerstört. Mehrere von den Andes herabkommende Flüsse haben ihren Lauf verändert, und traten weit über ihre Ufer. In Santiago, der Hauptstadt von Chile, welche 46 Wegstunden von Mendoza, westlich von der Cordillere liegt, bemerkte man keine Stöße, wohl aber in den Pampas weit nach Osten hin bis in die Nähe des Meeres. Ein Bericht fügt die folgende Bemerkung bei: Der Umfang des Erschütterungskreises war jedenfalls beträchtlich kleiner, als jener des großen Erdbebens von Quito und Imbabura in Ecuador, im März 1859; denn dieses ist in einem Umkreise von zweihundert Meilen verspürt worden. Aber im Betreff der Heftigkeit des Stoßes und der verheerenden Wirkung auf einem engen Raume, ist unter ähnlichen Katastrophen in Südamerika mit jener, welche Mendoza betroffen hat, wohl in neueren Zeiten nur die von Riobamba im Februar 1797 zu vergleichen.

Es möge hier noch hinzugefügt werden, daß die nördlich von Mendoza und San Juan liegenden argentinischen Provinzen Catamarca und Rioja, beinahe unter demselben Meridian und in derselben Streichungslinie, schon oft durch Ueberschwemmungen und Erdbeben gelitten haben. Noch heute ist die Katastrophe von 1692 nicht aus dem Angedenken der Menschen verschwunden. Die Stadt Esteco war ihrer vortheilhaften Lage wegen ein ansehnlicher Platz geworden. Da kam, eben so plötzlich und gewaltig wie bei Mendoza, ein fürchterliches Erdbeben, der Boden that sich auf, gewaltige Wasserströme quollen hervor, und verwandelten die Stadt in einen Trümmerhaufen. Was sich vor diesen Erdbebenfluthen retten konnte, wurde von den Indianern erwürgt. Heute weiß man nicht mehr genau, wo jenes Esteco gestanden hat. Auch in den Jahren 1844 bis 1847 waren Erdbeben häufig. Jenes vom 18. Oct. 1847 wurde um halb elf Uhr Nachts verspürt, und zwar auf der ungeheuren Strecke von 500 Stunden von Norden nach Süden, und von Osten nach Westen mehr als 100 Stunden, am meisten in den Provinzen Salta, Tucuman und Santiago del Estero. In der Stadt Salta wurden alle Häuser beschädigt und viele stürzten ein; in Tucuman und Injuy empfand man die Stöße gleichzeitig und viele Wohnungen stürzten zusammen. Das Erdbeben war ein „doppeltes"; in den Vorstädten von Salta und an manchen andern Stellen barst die Erde auseinander und warf Wasserströme und Sandmassen von verschiedener Färbung aus.

Auch am Rothen Meere war jüngst die vulkanische Gewalt in eigenthümlicher Weise thätig. An dem Küstenstriche, welche man als Samhara bezeichnet und der von den Danakil bewohnt wird, bildet das Meer manche Bucht. An einer derselben liegt Aëd, eine kleine Ortschaft, nach welcher vor einiger Zeit die Franzosen ihre Hand ausstreckten, um südlich von Massawa einen Punkt zu gewinnen. In der Nähe dieses Aëd, 13° 57' nördl. Breite, fanden am 8. Mai in der Frühe Erdstöße statt, die sehr heftig waren und etwa eine Stunde lang anhielten. Dann fiel um Sonnenaufgang feiner weißer Staub herab, der gegen Mittag röthlicher wurde und bald nachher so dicht und schwarz, daß sich die Tageshelle in Nacht verwandelte. Gegen Abend lag dieser vulkanische Staub kniehoch; am andern Tage fiel er noch, aber schwächer. Dabei vernahm man immer noch Getöse und während der Nacht sah man, daß aus dem eine Tagereise weit im Innern liegenden Dschebel Dubbeh Feuer und Rauchsäulen aufstiegen. Bisher wußte man nicht, daß dieser Berg vulkanisch sei. Auf Kieperts Karte der Nilländer (Neuer Handatlas Nr. 34) ist er deutlich angegeben.

Balaeniceps Rex.

Ueber diesen merkwürdigen Vogel gaben vor etwa sechs Jahren A. E. Brehm in den „Reiseskizzen aus Nordostafrika" und Theodor von Heuglin einige Nachrichten. Jener nennt ihn mit Recht einen der interessantesten des Erdballs. Der Kenner, welcher dieses Geschöpf zum ersten Male sieht, weiß seiner Bewunderung nicht sattsam Worte zu geben, aber auch der Laie betrachtet mit höchstem Staunen ein Thier, dem er es anmerkt, daß nur das märchenhafte Afrika die Erzeugerin sein konnte. An ihm ist Alles kolossal, zumeist der Schnabel, welcher ihm bei den arabischen Schiffern zu dem Namen Abu Markuhb, Besitzer des Vaters des Schuhes, verholfen hat. Er zeigt in der That große Aehnlichkeit mit einem jener plumpen Schuhe, welche die ägyptischen Bauern tragen; er ist ungemein breit, dick und kräftig, etwa zweimal so lang als der Kopf, und an der Basis doppelt so breit als an der Spitze, wo er in einem starken Haken endigt. Der Unterschnabel ist, wie beim Pelikan, höchst biegsam. (A. Brehm, Bd. 3, Seite 140.)

Das erste Exemplar welches nach Europa kam, besaß der bekannte Elfenbeinhändler Ulivi in Chartum, und es verfloß lange Zeit, bevor man einige andere bekommen konnte. Herr von Heuglin schreibt, erst im Winter 1853 hätten einige seiner Be-

kannten den Vogel im Lande der Kihl zwischen dem 7. u. 8. Grade n. Breite wieder aufgefunden. Er lebt, sagt dieser Gewährsmann, einzeln und in kleinen Flügen an unbewohnten Orten in hohen Gramineen- und Ambadschbüschen (langgestängelte, rohrartige Wasserpflanzen mit weichem Marke) auf überschwemmtem Boden und in Sümpfen. Unmittelbar am weißen Strome wurde er blos einzeln bei den Kihl-Negern angetroffen; westlich von diesem Strome ist er an den vielen Chuar häufiger, besonders an einem mit dem Strome parallel laufenden Flusse, dem Niebohr. Er ist furchtsam, scheu und versteckt sich gern in den Gräsern; in seiner Haltung gleicht er am meisten dem Marabu, sein Flug ist kurz und niedrig. Er lebt blos von Fischen, die er, oft bis an die Brust im Wasser stehend, geschickt herausfängt. Ein verwundeter Balänieeps setzt sich, laut mit dem Schnabel knackend, gegen den Angreifer zur Wehre. Man hat bisher keine Stimme von ihm gehört, sondern nur ein kurze Zeit währendes Klappern mit dem Schnabel. Im Juni baut er sein Nest, das auf einem zwei Fuß hohen Haufen von Ambadsch in den dichtesten Gramineen steht; er fügt dasselbe aus Ambadschstängeln, Reisern und Grashalmen roh zusammen.

Diese Nachrichten sind in der jüngsten Zeit durch Petherick (Egypt, the Soudan and Central Afrika, London 1861, p. 457.) vervollständigt worden. Als dieser Reisende im Mai des Jahres 1858 aus der Gegend vom Aequator zurückkam, sah er im Bahr el Gasal eine Anzahl seiner Elephantenjäger, welche von seiner Station Gaba Schambyl nach dem weißen Nil zurückkehrten. Sie hatten einen jungen Elephanten, ein kleines Rhinoceros und sechs Exemplare vom Balänieeps Rex, alle lebendig am Bord. Die letzteren zeigen sich nur selten am Nil selbst, weil der Strom in jenen Gegenden steile Ufer hat, und diesem Wadvogel sich dort wenig Gelegenheit zum Futtersuchen darbietet. Im Bahr el Gasal läßt er sich zwar sehen, liebt aber vorzugsweise die Ufer an den Morästen weiter landeinwärts. Petherick hatte zwischen dem 5. und 8. Grade nördlicher Breite mehrere Stationen für den Elfenbeinhandel; der originelle, nun auch vom afrikanischen Klima hingerasste Franzose de Malzac (mit welchem auch Brehm zusammentraf) besaß eine solche unter dem Stamme der Rohl. Westlich vom Nil steigt auf einer Strecke von etwa 30 englische Meilen der Boden fast unmerklich an und wird dann in einer Ausdehnung von 60 bis 70 Meilen wieder niedrig. Dieser Bezirk erstreckt sich von Norden nach Süden etwa 150 Meilen weit und bildet einen großen Morast, der vom Regen gespeist wird und einen Abfluß zum Bahr el Gasal findet, wenn das Wasser bis auf eine gewisse Höhe gestiegen ist. In dieser großen Sumpfregion liegen viele mit üppigem Gras- und Krautwuchs bedeckte und mit Gebüsch umsäumte Inseln, und auf ihnen verweilt der Balänieeps vorzugsweise gern. Man sieht die stattlichen Vögel manchmal nur paarweise, manchmal aber auch in Gruppen bis zu einhundert Stück im Wasser waden; wenn man sie aufscheucht, fliegen sie niedrig über dem Wasser hin, fallen aber bald wieder ein, dagegen steigen sie in großen Zügen hoch in die Luft, sobald nach ihnen geschossen wird. Nachdem sie eine Zeit lang in Kreisen umherzogen, setzen sie sich auf die höchsten Bäume und kommen nicht wieder in's Wasser, so lange sie Verdacht haben. Ich glaube, daß sie Nachts auf der Erde bleiben. Sie nähren sich vorzugsweise von Fischen und Wasserschlangen; meine Leute haben gesehen, wie sie diese letzteren verzehrten. Aber sie verschmähen auch die Eingeweide von Thieren nicht, deren Leichnam sie mit dem starken Haken ihres Oberschnabels leicht aufreißen. Sie brüten während der Regenzeit in den Monaten Juli und August, im Rohr oder im Grase ganz nahe am Wasser, oder auf irgend einer trockenen, etwas aus dem Wasser hervorragenden Stelle. Das Weibchen kratzt ein Loch in die Erde und füttert dasselbe nicht mit Gras oder Federn aus, sondern legt ohne Weiteres die Eier hinein, deren man oft ein Dutzend in einem und demselben Neste gefunden hat. Meine Leute haben sehr oft Eier oder Junge herausgenommen, aber die letzteren starben alle und zwei Jahre lang waren die Versuche, sie aufzuziehen und am Leben zu erhalten, durchaus vergeblich. Endlich verfielen sie darauf, die Eier durch Hennen, welche man von den Raik-Negern bekam, ausbrüten zu lassen. Man nahm dem Bruthuhn die Hälfte seiner eigenen Eier weg und ersetzte sie durch jene vom Balänieeps, die man frisch aus den Nestern holte. Die Jungen krochen aus, und hatten, zu nicht geringem Schrecken der Henne, mächtige Schnäbel, benahmen sich natürlich nicht wie Küchlein, sondern eilten sogleich einer kleinen Pfütze zu, welche man ihretwegen innerhalb einer Umzäunung unterhielt. Negerknaben mußten regelmäßig kleine Fische bringen; auch fütterte man die Thiere mit kleingehacktem Fleisch von Eingeweiden, und so kamen sie auf. Ein Paar ist lebendig nach Europa gelangt.

Kleine Nachrichten.

Dampferlinien zwischen Europa und Nordameriha. Es giebt deren im laufenden Jahre acht. Wir beginnen mit den deutschen.

1. Bremen-Neu-York. Die Schiffe legen in Southampton an. Sie machten 1860 zehn Fahrten hin und zurück; ein Dampfer derselben machte die Fahrt von Neu-York nach Southampton in 11 Tagen 12 Stunden, und von Europa bis in den Hudson in 11 Tagen 4 Stunden.

2. Hamburg-Neu-York. Die Schiffe legen in Southampton an, gehen allmonatlich zwei Mal. Die Teutonia fuhr im April vorigen Jahres binnen 11 Tagen und 1 Stunde nach Neu-York.

3. Die britisch-nordamerikanischen Postdampfer, die sogenannten Cunards. Sie fahren zwischen Liverpool und Neu-York und Boston; die Schiffe laufen Queenstown und Halifax an. Unter ihren Schiffen ist die Persia berühmt; sie fuhr im August und September in 9 Tagen und 8 Stunden von Neu-York nach Liverpool. Die von Liverpool nach Boston fahrenden bilden eine besondere Linie.

4. Postschiffe zwischen Liverpool und Montreal in Canada. Sie laufen bei Portland im Staate Maine an.

5. Liverpool-Philadelphia- und Neu-Yorker Schraubendampfer, welche in Queenstown anlaufen.

6. Die schottische Ankerlinie zwischen Glasgow und Quebec-Montreal.

7. Die irische Linie zwischen Galway und Boston. Ihre Schiffe laufen St. Johns auf Neufundland an.

8. Havre-Neu-York. Die Schiffe laufen Cowes an.

Im Ganzen sind 32 bis 36 Dampfer in diesen Fahrten. Die Nordamerikaner haben keine ihnen gehörende Dampferlinie nach Europa, seitdem ihre Collins-Linie trotz hoher Zuschüsse von Seiten des Bundes durch schlechte Verwaltung bankerott wurde. Im Jahre 1860 gingen auf diesen Linien zwei Dampfer verloren, nämlich die Hungarian von der Liverpool-Quebec-Linie, welche am Kap Sable mit Mann und Maus scheiterte, und der neue Dampfer Connaught von der Galway-Linie. Daß auch Hamburg früher durch Brand auf offenem Meere die Austria verlor, ist bekannt.

Am 29. Mai 1860 ist die Legung des unterseeischen Telegraphentaues zwischen Malta und Tripolis glücklich vollendet worden. Dasselbe ist bereits im Juli von Tripolis bis Benghasi weiter geführt worden.

In London ist gegen Ende des Juni Mirza Dschaffer Chan, Gesandter des Schahs von Persien, eingetroffen. Seine Anwesenheit steht in Verbindung mit der Anlage eines Telegraphen zwischen Persien und Europa und einer Eisenbahn, welche Iran einerseits mit der Türkei, anderseits mit Indien verbinden würde.

In Paris ist neulich ein Schwarzer vom Senegal angekommen; er heißt Sibu Mogdad-Yoloff, und hat die Reise von Saint Louis, der Hauptstadt der französischen Besitzungen in Senegambien, nach Mogador in Marokko durch die Wüste zurückgelegt. Er hielt sich der Küste möglichst nahe und nahm im Allgemeinen denselben Weg wie vor zehn Jahren Leopold Panet.

Verantwortl. Redakteur Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. —
Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.

Schilderungen aus Persien.

Anblick von Teheran. — Einzug einer Gesandtschaft. — Unstätes Leben. — Derwische. — Wandernde Feuerverehrer. — Politik. — Verbindungswege. — Leben und Treiben auf dem Bazar. — Hochzeiten und Frauen. — Besuche und Complimente. — Theatralische Darstellungen. — Die Kaufleute und die Handwerker. — Mäkler, Unterhändler und Beamte. —

Wer vom Süden her auf der Straße von Ispahan sich der Hauptstadt Persiens nähert, zieht über kleine Hügel und durch unfruchtbare Thäler, bis er plötzlich eine Wendung macht und dann eine weite Ebene vor sich sieht, oder vielmehr eine ausgedehnte, von Osten nach Westen laufende Thalfläche.

In dieser liegt Teheran. Im Norden erhebt sich ein mächtiger Gebirgszug, dessen höchste Gipfel mit Schnee bedeckt sind. Das ist der Elburs, diese gewaltige Kette, welche den Hindukusch mit den Gebirgen Georgiens verbindet, oder, um mit den Schriftstellern des Alterthums zu reden, den indischen Kaukasus mit jenem Kaukasus, an welchen Prometheus geschmiedet war. Und über diesen Elburs ragt noch wie ein Riese der ungeheure Spitzkegel des Demavend hinaus. Man kann kein großartigeres Schauspiel sehen. Der Reisende, welcher in diese Ebene von Teheran eintritt, bemerkt nach Osten hin eine Bodenerhebung, welche scheinbar jenen Gebirgszug in zwei Theile scheidet. Weiter gen Morgen, etwas nach rückwärts, beginnen in blauer Ferne die ausgedehnten Ebenen, die sich bis nach Choraſſan und Turkestan hinziehen und durch welche der Weg einerseits nach dem Indus, andererseits nach China führt. In jener Richtung verschwimmt der Horizont, wie auf dem Meere; der Himmel ist wunderbar glänzend und durchsichtig. Dann und wann erheben sich Sandwirbel hoch in die Luft und fallen plötzlich wieder zusammen.

Noch immer erblickt der Wanderer Teheran nicht, wohl aber sieht er aus der Ferne die Ruinen von Rhages, das in der Bibel genannt wird, und wo jetzt Rei steht; er gewahrt den Flecken Schahbdulasym, dessen vergoldete Kuppel sich über die grüne Umgebung erhebt. Die Hauptstadt selbst liegt in einem Grunde, und man weiß erst, daß man ihr nahe kommt, wenn man an große Gärten gelangt und an die Kanats, Wasserleitungen, die unter der Erdoberfläche hingeleitet worden sind. Da und dort liegen auch Trümmer von Dörfern, stehen verfallene Thürme oder einzelne Bäume.

Endlich gelangt der Reisende in die Stadt. Graf Gobineau, welcher 1855 mit der französischen Gesandtschaft nach Persien ging, entwirft eine sehr lebendige Schilderung. Den Fremden war der Kiosk eines Prinzen von Geblüt als Wohnung angewiesen worden. Sie lag in einem wohlgepflegten Blumengarten, in welchem auch ein Empfangszelt aufgeschlagen war. Gleich am andern Morgen, lange bevor der Einzug in die eigentliche Stadt geschehen sollte, fanden sich viele in Teheran verweilende Europäer zur Begrüßung ein; sodann kamen die Mitglieder der türkischen Gesandtschaft und viele Perser in Festkleidern. Die Kaliandschi's gingen umher und brachten Pfeifen; etwa ein Dutzend dieser Diener trugen schöne Kalians, Wasserpfeifen, deren Caraffe, von Krystallglas, der Kopf von Gold war. Vor oder hinter diesen Kaliandschi's gingen die Pischkedmets, Pagen, und reichten Thee. Es war ein stetes Gehen und Kommen, die Unterhaltung war sehr lebhaft und die höflichen und zierlichen Redensarten wollten kein Ende nehmen. Die Perser sind bekanntlich keineswegs gravitätisch wie die Türken, sondern munter und aufgeweckt.

Das Thor Schah-Abdulazim's in Teheran.

Gegen Mittag stieg die Gesandtschaft zu Pferde und war nach etwa einer halben Stunde vor einem großen seidenen Zelte, wo sie von den Großen des Reichs empfangen wurde. Graf Gobineau erzählt weiter: Wir stiegen ab, um die Complimente entgegen zu nehmen, welche sie im Auftrag ihres Herrschers uns zu sagen hatten, und nahmen an einem mit Blumen und Süßigkeiten geschmückten Tische Platz. Vor dem Zelte standen die Läufer des Schahs mit ihren wundersam gestalteten, gelblich rothen Mützen, die Yessaul's in rothen Röcken, und sehr viele Ferrasch's, Polizeimänner. Auch sahen wir ein Geschwader regelmäßiger Reiterei, der einzigen, welche Persien hat; man bezeichnet sie als Gulam's von der Leibgarde und sie bilden zwei Geschwader Lanzenreiter. Auch Fußvolk war aufgestellt, und eine große Menge Neugieriger fehlte nicht.

Nachdem wir abermals eine Kalian geraucht und Thee getrunken hatten, brachen wir auf. Der Schah hatte prächtig angeschirrte Pferde für die vornehmsten Mitglieder der Gesandtschaft bereit gestellt, und mit ihnen Dschelodar's, Diener, welche gestickte Decken auf den Schultern trugen. Dann ging der Zug so langsam weiter, daß er erst nach etwa dreiviertel Stunden am Neuen Thore, also bei der eigentlichen Stadt, anlangte. Dort erhob sich der Pfahl der Gerechtigkeit, an welchem gewöhnlich Köpfe von Missethätern befestigt sind; an jenem Tage fehlten sie. Ein in Teheran wohlbekannter Irrsinniger stand auf dem Gerüste und rief aus Leibeskräften: Ali! Ali! Diesen Menschen habe ich drei Jahre lang täglich in den Straßen umherlaufen sehen; er heulte in einem fort und gönnte sich weder Ruhe noch Rast. Der Arme verlor früh eine kleine Tochter, die er sehr liebte, und ist vor Schmerz darüber wahnsinnig geworden.

Gleich nachher zogen wir über den Grünmarkt und der Andrang von Neugierigen war so stark, daß die Ferrasch's mit ihren Stäben Bahn machen mußten. Alles schrie und lachte dermaßen durcheinander, daß man sein eigenes Wort nicht hören konnte, und das Durchkommen war eben keine leichte Sache. Die persischen Gassen sind nur etwa vier Ellen breit, in der Mitte läuft eine Rinne und alle paar Schritte kommt man an ein tiefes Loch. Die Stadt ist lang, unsere Wohnung in derselben war weit vom Neuen Thore und erst nach einer vollen Stunde gelangten wir an Ort und Stelle.

Diese Wohnung war groß und schön, wenn auch gerade kein Marmorpalast, denn dergleichen giebt es in Persien nicht. Sie ist aus Ziegeln und Backsteinen aufgeführt. Man trat ein durch einen gewölbten Gang, neben welchem die Leibwächter ihr Gemach haben, und kam durch einen Corridor in einen hübschen Hofraum mit einem Wasserbecken; an der Seite stehen Platanen, Sträucher und Blumen, übrigens ist der Hof mit Platten belegt. An den Seiten laufen einstöckige Gebäude hin; dort sind Zimmer für die Dienerschaft. Im Hintergrunde ist der Talar, große Salon, mit drei Fenstern; zu beiden Seiten desselben springen Pavillons mit Nischen vor. Neben der Hauptwohnung befindet sich das Enderun, innere Gemach, welches mehrere Abtheilungen hat und einen besondern Hofraum mit Garten umschließt. Wir waren vollkommen zufrieden, weil wir im gesundesten Theile der Stadt wohnten, Wasser in Menge hatten und in fünf Minuten bis an das Schymyranthor gelangen konnten; dieses führt nach der Berggegend hinaus.

Drei Tage nach unserer Ankunft begaben wir uns in großer Gala zum Schah. Zuerst geleitete man uns in einen Saal, wo Minister und Angesehene des Reiches, auch der Oberfeldherr, uns erwarteten. Auch hier fehlten Wasserpfeife und Thee nicht. Dann erschien der Oberceremonienmeister mit seinem reich geschmückten Amtsstabe und einem hohen ausgebauchten Turban, wie es früher am Hofe der Sefewy's Brauch war. Lange rothe Strümpfe trug er zum Andenken daran, daß es in den Zeiten Dschingischans für ein Abzeichen mongolischer Großen ersten Ranges galt, die rothen Stiefeln nicht ablegen zu dürfen.

Wir durchschritten mehrere Höfe und Gänge und kamen dann in einen großen Garten, welcher die Gebäude des Palastes umschließt. Diese haben zwei bis drei Geschosse; das zu ebener Erde ist mit Gemälden geschmückt. Es sind Soldaten in — rosenrother Uniform, die etwa aussehen wie Hauswürste vor den Meßbuden. Die Mitglieder der Gesandtschaft mußten Galoschen über die Stiefeln ziehen, dann wandte sich der Ceremonienmeister mit dem Gesicht gegen einen säulengeschmückten Talar, verneigte sich tief und ließ seine Hände von den Knien bis über die Füße hinabgleiten. Die Gesandtschaft machte eine europäische Verneigung und durfte nun die Galoschen wieder ablegen. Im Garten waren Soldaten aufgestellt, vor dem Talar Pagen, Beamte, Diener aller Art. Der Ceremonienmeister erhob die Stimme und rief, daß der Gesandte um die Gunst bitte, sich dem Schah nahen zu dürfen. Von dem Herrscher war aber immer noch nichts zu sehen; erst nachdem man fünfzehn Schritte weiter gegangen war, konnte man ihn bemerken. Nasreddin saß auf einem hohen glänzenden Throne und war reich gekleidet; sein Kulydscheh, ein kurzer Rock von hellfarbiger Seide mit Borten besetzt, seine goldenen Armringe erglänzten von Diamanten, desgleichen der Schild seines Gürtels, der Griff des Schwertes und die Spange von seiner Kopfbedeckung.

Vor dreißig Jahren galt Teheran selbst im Frühjahr für einen unausstehlichen Aufenthalt; der Fremde war sicher, vom Fieber gepackt zu werden, die Luft war verpestet, das Wasser abscheulich und wer aus anderen Städten kam, glaubte in den Tod zu gehen. Das ist nun anders geworden; man hat den Schmutz weggeräumt, die vielen Trümmer fortgeschafft, hält einigermaßen auf Reinlichkeit und errichtet manche hübsche Gebäude; insbesondere nehmen sich die vielen Bazare stattlich aus. Das vor einigen Jahren aufgeführte Karawanserai von Hadscheb Edduleh ist eines der schönsten Denkmäler Persiens und kann sich mit jenen von Ispahan messen. Den Grünmarkt, Meydan e Sebs, der im Mittelpunkte der Stadt liegt, hat der Schah mit Gallerien umgeben lassen; der Platz selbst ist gut gepflastert, hat ein großes Wasserbecken und die beiden Thürme am Eingange der Citadelle sind von oben bis unten mit Gußmosaik verziert. In jedem Jahre werden stattliche Häuser gebaut; Trümmer sind freilich auch vorhanden, denn eine persische Stadt ohne Ruinen ist etwas ganz Undenkbares; aber es ist doch Alles besser geworden, namentlich seitdem der König Wasser von dem Berge herableiten ließ. Die Schilderungen von Teheran aus dem Jahre 1845 passen jetzt gar nicht mehr.

Europäer ziehen begreiflicherweise einen Aufenthalt außer der Stadt vor, und Graf Gobineau wohnte während der Sommerzeit im Dorfe Nustamabad, das einige Stunden nördlich von Teheran liegt, in der Nähe von Niaveran, wo der Schah verweilte. Seit neun Jahren hatte die Cholera manche Opfer hinweggerafft, doch auf dem Lande, in der Nähe der Berge, trat sie nicht so verheerend auf als in der Stadt. Persien ist im Allgemeinen nicht ungesund zu nennen; freilich hat es Fieber, aber diese kommen in allen heißen asiatischen Ländern vor. Wer in Teheran einen Anfall bekommt, geht wo möglich rasch in's Gebirge, wird bald wieder gesund, ist aber später vor Rückfällen nicht sicher. Das Fieber tritt in sehr verschiedenen Arten auf; jenes in der kaspischen Provinz Ghilan rafft den Kranken

nach dem dritten Anfalle hin, und die intermettirenden Fieber wollen oft jahrelang nicht weichen. Im Allgemeinen sind die Perser gesund und Landleute zwischen achtzig und neunzig Jahren nicht etwa eine Seltenheit.

Ein nicht geringer Theil der Bewohner führt ein unstätes Leben und man findet im Land ein unaufhörliches Ziehen und Wandern. Irgend ein Bauer meint, daß die Abgaben ihn zu schwer belasten. Also verbirgt er sein Geld in einen Gürtel, setzt seine Frau auf den Esel, packt seine fahrende Habe auf ein paar Pferde oder Ochsen und sucht sich einen andern Wohnort. Willkommene Aufnahme findet er sicherlich irgendwo, weil aller Orten mehr Feld vorhanden ist als die Leute bearbeiten können. Solche Bauern wandern aber nur zeitweilig und um sich einen neuen Wohnort zu suchen; dagegen scheint von vielen Derwischen das Landstreichen förmlich als Lebensberuf angesehen zu werden. Sie ziehen durch Persien etwa nach Calcutta oder Constantinopel oder Kairo in Aegypten und treiben sich unabläßig umher. Das Reisen kostet sie nichts. Viele dieser „heiligen" Männer sind nichts mehr und nichts weniger als Vagabunden, manche dagegen wohlunterrichtete, ordentliche Leute.

Solch ein nomadisirender Philosoph wandert zu Fuß oder reitet auf einem Esel in die weite Welt hinaus, bleibt, wo es ihm eben gefällt, tagelang, oder auch ganze Wochen und Monate in Städten oder Dörfern, schließt sich den Karawanen an und zieht mit ihnen durch die Wüsten, und Niemand fragt ihn, was er wolle oder treibe. Häufig übernachtet er unter freiem Himmel unter Bäumen an einem Bache; Gobineau traf einen Derwisch, der zum Vergnügen einige Zeit bei den Ruinen von Rhages verweilte, weil es ihm dort gefiel. Eines schönen Morgens war er verschwunden und ließ sich nie wieder blicken. Dieser Mann war unterwegs nach Kerbela, sehr gebildet, wußte viel, hatte Manches gelesen und drückte sich in einer sehr gewählten Sprache aus. Er mochte etwa sechszig Jahre alt sein, trug ein weißes Gewand von Baumwolle, das in Fetzen herabhing, zog barhaupt und barfuß umher, sein graues Barthaar war struppig, die Haut voll Runzeln und tief gebräunt, aber das Auge feurig und der Ausdruck seines Mundes anmuthig. Diese Derwische wissen viel zu erzählen, das Volk sammelt sich um sie und hört ihnen gern zu. Sehr oft unterhalten sie ihre Zuhörer über religiöse Gegenstände; viele sind in ihren Ansichten freigeistig und verbreiten eifrig ihre Lehren. Die Ketzereien, welche unabläßig in der mohammedanischen Welt, namentlich in Persien auftauchen, und in die so manche indische Vorstellungen und Begriffe hineinspielen, muß man vorzugsweise auf Rechnung dieser umherziehenden Derwische schreiben. Uebrigens findet man auch manche mohammedanische Reisende, welche sich gar nicht um die Glaubenslehren kümmern, sondern lediglich umherwandern, um sich zu unterrichten und Länder und Leute kennen zu lernen.

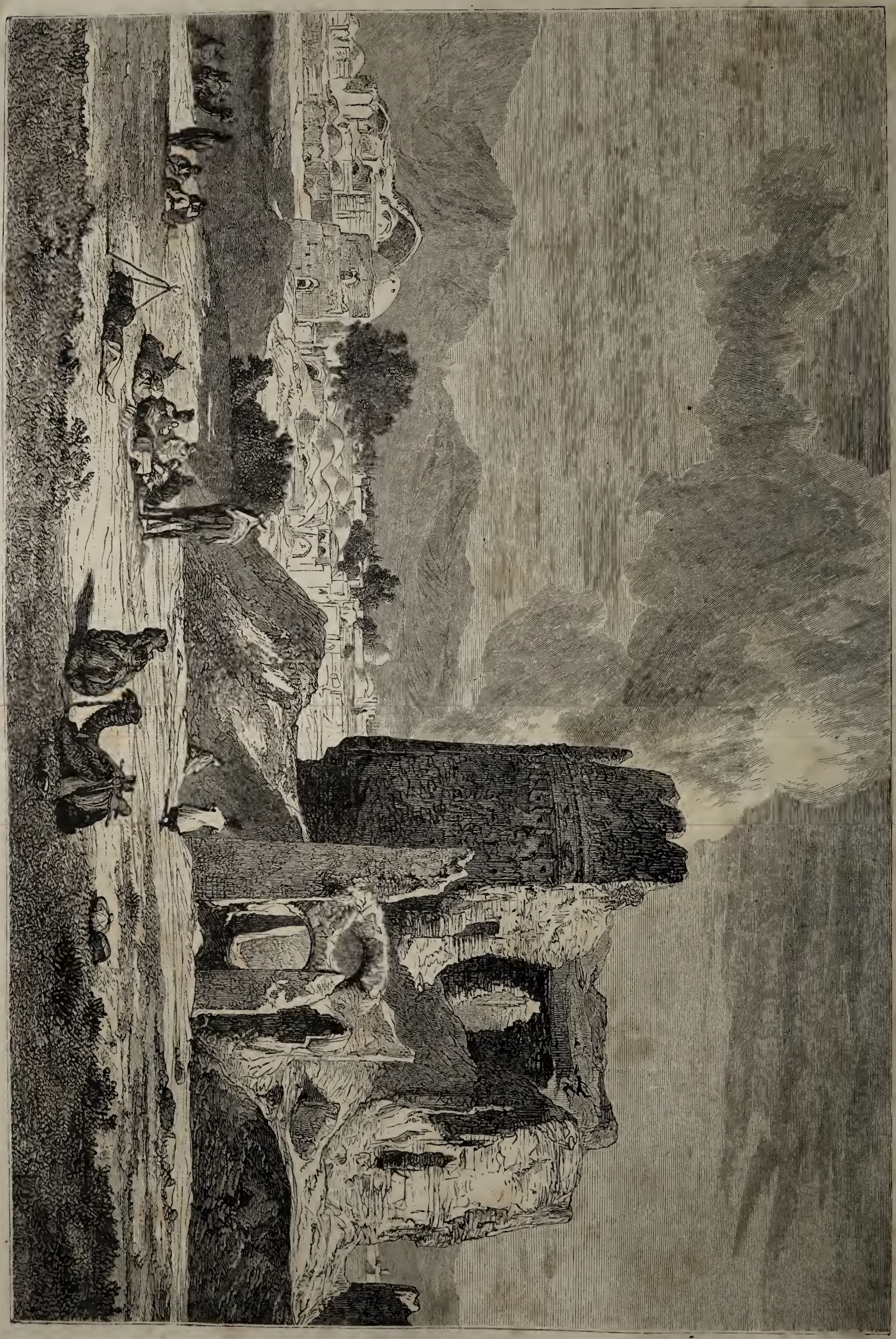
Graf Gobineau kam mit zwei äußerst merkwürdigen Abenteurern in Berührung. Eines Tages, erzählt er, traten zwei Männer bei mir ein, die sich für Franzosen ausgaben. Beide waren von mittlerm Wuchs und sehr mager, hatten schwarzblaue Augen und traten, wie in Asien alle Menschen, die nicht zu den Kriegerstämmen gehörten, sehr unterwürfig auf. Seltsame Landsleute! dachte ich. Sie trugen hohe zugespitzte Mützen von Filz, etwa wie die Usbeken, und, im heißen Julimonate, weite Röcke von Schafsfell aus Buchara. Ihre Unsauberkeit überstieg in der That alles Denkbare. Der eine hieß Kakscha, der andere Mostanscha und beide waren Tamulen aus Pondichery, das bekanntlich eine französische Besitzung in Indien ist. So erklärte sich die „Landsmannschaft". Ihrer Angabe nach gehörten sie zur Braminenkaste und waren Bauern; mit ihren religiösen Vorstellungen stand es verwirrt genug. Das Feuer, meinten sie, habe alle Dinge geschaffen und könne gar nicht genug verehrt werden; sie seien nun auf die Reise gegangen, um diesem reinen Element ihre Huldigungen darzubringen. Unter ihren Landsleuten in Pondichery ging eine dunkle Sage um, der gemäß irgendwo in Turkestan ein Atesch kedeh, Feuertempel, von ganz ungewöhnlicher Heiligkeit vorhanden wäre. Manche Leute seien dorthin gepilgert, aber kein einziger hatte sich genau um Weg und Entfernung gekümmert; der Atesch kedeh lag eben weit nach Norden hin, und Kakscha und Mostanscha hatten sich ohne weiteres auf den Weg gemacht, um ihn zu suchen.

Zuerst waren sie nach Bombay gegangen, und von dort durch Kotsch bis an den Indus. Sie pilgerten stromaufwärts, bald zu Fuße, bald auf einem Flußfahrzeuge, wenn sie umsonst mitgenommen wurden. So kamen sie nach Peschawer, wo sie nach dem Atesch kedeh fragten. Man konnte ihnen nichts Näheres über den Feuertempel sagen, meinte aber, daß vielleicht in Kaschmir ein solcher sei. Also machten sie sich auf den Weg nach Kaschmir, wo sie erfuhren, daß man dort das Feuer nicht verehre; aber man sagte ihnen, Balch sei die Mutter der Städte, von Zerdescht, Zoroaster, gegründet worden, und wahrscheinlich werde dort ein Feuertempel sein. Die beiden Tamulen gehen richtig nach Balch. Aber dort ist kein Atesch kedeh, und sie wandern weiter nach Buchara, um hier Erkundigungen einzuziehen. In dieser Stadt wies man sie dann nach Baku am schwarzen Meere, wo so viele Andächtige bei den Naphthaquellen ihre Andacht verrichten.

Kakscha und Mostanscha pilgern also weiter und kommen bis Asterabad, am Südgestade des kaspischen Meeres. Aber es ist ein Mißgeschick, daß eben der dortige Statthalter im Kriege mit den Turkomanen und weit und breit das Land unsicher ist. Die Wallfahrer müssen also befürchten, daß man ihnen irgendwo den Kopf heruntersäbelt oder sie in die Sklaverei wegschleppt. Was sollen sie anfangen? Sie müssen umkehren, gehen nach Mesched und von da nach Teheran, um abzuwarten, ob gelegentlich die Wanderung bis Baku möglich sei.

Hier haben wir ein Beispiel, daß an der Malabarküste bei Leuten, welche sich zur Braminenkaste rechnen, das Feuer verehrt wird; indische und altpersische Vorstellungen spielen also in einander über. Die beiden tamulischen Pilger hatten ein niedriges Leinwandzelt, unter dem sie beide wohl sitzen, aber weder liegen noch stehen konnten. Ihre Speisen kochten sie in zwei kupfernen Geschirren, denn sie aßen nichts was von Anderen zubereitet war, und verzichteten damit auf alle Gastfreundschaft. Sie waren schon seit vier Jahren unterwegs und es verschlug ihnen gar nichts, daß sie auf dem Rückwege von Baku noch eben so lange auf der Wanderung sein würden. Wir sagten ihnen, daß sie bequemer heimkämen, wenn sie über Ispahan und Schiras gingen und in Bender Abuschähr (Buschir) sich nach Indien einschiffen würden. Aber das war ihnen ganz gleichgültig; ein Asiate begreift den Werth der Zeit nicht. Endlich zogen sie ab, und die Leute von der Gesandtschaft, welche ihnen gern eine Gabe zuwenden wollten, fragten, wie viel ihnen angenehm sein werde? Darin sahen jene eine ganz übermenschliche Großmuth. Sie hatten alle Nahrung, selbst Thee und Tabak zurückgewiesen; jetzt verlangten sie schüchtern dreißig Schahy's, also etwa vier Silbergroschen! Das war Alles.

So zieht der Asiate geduldig und mit heiterm Sinn weit und breit umher und weiß oft gar nicht einmal, wo er sich befindet. Der wandernde Pilger bewegt sich frei und



Vorstadt von Teheran.

In einem Hofraume zu Teheran.

ungehindert, Niemand tritt ihm in den Weg und die löbliche Polizei läßt ihn ungeschoren.

Im Morgenlande gilt der einzelne Mensch viel mehr als der Staat. In Persien zum Beispiel bekümmert sich kein Mensch um denselben, wohl aber um die herrschenden Personen. Die Bevölkerung, denn dieser Ausdruck ist richtiger, als wenn man Volk sagen würde, verachtet seine Herrscher und deren Werkzeuge, gleichviel ob sie gut oder schlecht seien, denn ausgezogen und ausgebeutet wird er immer. Anhänglichkeit an Staat und Vaterland kennt er nicht. Jeder plündert ohne Scheu so viel er vermag, und stiehlt vom öffentlichen Einkommen; von einer regelrechten Verwaltung hat man ohnehin keinen Begriff. In den Städten ist übrigens eine wirksame Polizei vorhanden, welche namentlich nach Einbrechen der Dunkelheit strenge Aufsicht übt. Deshalb hört man keinerlei Lärm bei Nacht und auch am Tage wird darauf gehalten, daß die Ordnung ungestört bleibt. Aber das ist nur äußerlich. Ein Theil der Stadtbewohner zahlt gar keine Abgaben; theils macht man alte Vorrechte geltend, theils jagt man die Steuererheber ohne weiteres fort. In dieser Beziehung kommt es vor, daß ganze Ortschaften dem Statthalter der Provinz Trotz bieten.

In alten Zeiten hatte Persien gute Verbindungsstraßen. Insbesondere die sassanidischen Könige bauten, namentlich im Süden, prächtige Wege, Brücken und Karawanserai's in großer Menge; auch die früheren ismelmämischen Herrscherfamilien waren in dieser Beziehung nicht unthätig und bis zum Ausgange jener der Sefewy's, im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts, wurde das Vorhandene leidlich gut erhalten. Seitdem trat Verfall ein. Jetzt findet man im ganzen Reiche keine einzige Straße, welche diesen Namen verdient, nicht einmal auf der ein paar Stunden langen Strecke von Teheran bis zur Sommerresidenz des Königs. Einzelne Brücken sind auf Kosten von Privatleuten gebaut worden, man bessert sie aber nicht aus und viele verfallen.

Eigentliche Festungen besitzt Persien nicht, eben so wenig ordentliche Zeughäuser oder Magazine. Das Heer ist nur deshalb etwas nütze, weil es die turkomanischen Nomaden abhält, im Uebrigen aber, der vielen Erpressungen wegen, eine große Qual für das Land. Im Grunde genommen liegt keine Uebertreibung darin, wenn man sagt, daß eine eigentliche Regierung in Persien gar nicht vorhanden sei.

Uebrigens herrscht vielfach ein munteres und bewegtes Treiben, und für den Europäer gewährt ein Besuch in den Bazaren von Teheran, Ispahan oder Schiras einen hohen Genuß. Unter den großen Bogengängen ist von früh bis spät ein unablässiges Wogen von Menschen aller Art. Der Kaufmann sitzt vor oder in seiner Bude, und hat seine Waaren mit Kunst und Geschmack zur Schau gestellt. Die Luty's, Stutzer, schreiten gespreizt einher, haben die Mützen auf das eine Ohr gerückt, und bahnen sich mit den Ellenbogen Raum. Die Blinden singen; ein Geschichterzähler hat sich einen Platz erobert und schreit was nur die Lungen hergeben wollen. Da gehen Kurden; man erkennt sie an ihrem gewaltigen Turban und ihrer finstern, sehr ernsten Miene. Mirza's, Schreiber, mit dem Schreibzeug im Gürtel, drängen sich wie Aale durch die Menge, gestieuliren wie Besessene und lachen laut, und der eine oder andere geräth zwischen eine Reihe von Mauleseln, die ihrerseits von Kameelen gedrängt werden. Durch ein solches Gewirr zu kommen ist nicht leicht, aber die Perser bringen das fertig. Ich sah einen Derwisch mit spärlichem Haar; er trägt eine rothe Kopfbedeckung mit einem Streifen, auf dem man einen frommen Spruch liest; sein Leib ist halb nackt, über der Schulter hängt eine Axt, er rasselt mit einer Kette und unterhält sich erst mit einem Mullah, einem Gelehrten, der Bücher verkauft und dann mit einem Drechsler, welcher ihm ein Pfeifenrohr in Stand setzt. Dort reitet ein afghanischer Edelmann, dem seine Dienerschaft zu Pferde folgt; er hat scharf ausgeprägte Züge und seine Begleiter erinnern an die Landsknechte. Sie tragen blaue Turbane, dunkle Kleider, mächtige Säbel, breite Messer, lange Flinten und kleine Schilder. In diesem Gewirr treibt sich auch eine Menge von Frauen umher. Gewöhnlich gehen sie zu Zweien oder Vieren, manchmal auch allein; alle tragen einen zumeist baumwollenen blauen Schleier, welcher sie vom Kopfe bis auf die Füße verhüllt. Das Gesicht ist überdies durch einen Streifen von weißer Leinwand verhüllt, der hinten über dem blauen Schleier befestigt wird und vorne lang herabfällt. So kann man platterdings vom Antlitze gar nichts sehen; die Frau aber sieht und athmet recht gut durch ein viereckiges Stück Gaze mit weiten Maschen. Das Band vor dem Gesichte heißt Rubend, der blaue Schleier Tschader; unter denselben und über dem Leibrocke trägt die Frau ein langes Beinkleid, aber nur wenn sie ausgeht. Dann ist sie förmlich umhüllt und eingewickelt und wackelt auf ihren kleinen Hackenpantoffeln keineswegs anmuthig. Sie setzt sich auf dem Bazar vor der Bude des Kaufmanns nieder, läßt sich Stücke Leinwand, Seide oder Baumwolle zeigen, schwatzt, handelt und feilscht, und geht am Ende fort, ohne etwas gekauft zu haben; sie macht es also genau wie ihre Schwestern in Europa. Der Kaufmann freilich giebt sich alle mögliche Mühe, seine Waare als preiswürdig und geschmackvoll anzurühmen. Vor anderen Buden wird inzwischen politische Kannegießerei getrieben; man erzählt sich allerlei aus dem Harem des Schah; die Skandalchronik geht von Mund zu Mund; man verborgt Geld oder leihet, versetzt Pfänder, und keift und zankt, aber zu Schlägereien kommt es nur in seltenen Fällen. Oft ist der Lärm so arg, daß man meint, die Gewölbe müßten einstürzen.

Die Mädchen werden sehr jung verheirathet. Bei wohlhabenden Familien verlangt der Vater gewöhnlich dreißig Tomans, etwa 85 Thaler, als Kaufpreis für die Braut, und gewöhnlich wird diese Summe der letztern eingehändigt. Vor der Hochzeit verfließen mehrere Monate, und während dieser Zeit darf der Bräutigam das Antlitz der Verlobten nicht sehen; so will es wenigstens die Regel, allein die Mütter schaffen Gelegenheit und drücken gern ein Auge zu. So wird ihm Gelegenheit zum Nauſe'd baſy, Spiel des Bräutigams; er klettert über die Mauern auf die Terrasse, steigt in die Fenster und gelangt so in's Enderun. Gewöhnlich ist er ein Bursch von etwa sechszehn, das Mädchen ein Kind von elf Jahren. Manche erst zwanzigjährige Frau hat schon den zweiten oder dritten Mann geheirathet, denn Scheidungen sind sehr leicht, und kommen häufig vor. Und eben weil sie sich so leicht bewerkstelligen lassen, hat der Perser keine Neigung sich mehrere Frauen anzuschaffen; bei ihm ist die Polygamie nur eine Ausnahme. In der Stadt Demawend, mit etwa viertausend Einwohnern, fand Graf Gobineau nur zwei Männer, welche jeder zwei Frauen hatten, und die übrigen Leute skandalisirten sich darüber. Die zahlreichen Nossairi's (Aly Illay's, Sektirer) halten streng auf Einweiberei. Die Mehrweiberei ist also nicht schuld an der Entvölkerung Persiens, weil sie thatsächlich nur als Ausnahme vorkommt. Manchmal hat ein Perser in jeder von zwei oder drei Städten, wo er seiner Geschäfte wegen längere Zeit verweilen muß, eine Frau, aber auch das nur selten.

Man hält übrigens die Frauen im Enderun insoweit streng, daß in den Gemächern derselben nur Angehörige der Familie Zulaß finden. Andererseits können sie von früh bis spät ganz nach Belieben ausgehen, in manchen Fällen

auch vom Abend bis zum Morgen fortbleiben. Die Frau eines wohlhabenden Mannes geht früh zuerst ins Bad und läßt sich von einer Magd begleiten; diese trägt einen Kasten mit allerlei Schmuck- und Putzsachen. Nach ein paar Stunden kommt sie heim, macht dann Besuche und geht später in irgend eine Gesellschaft. Manchmal wird auch zum Grabe eines Heiligen gepilgert, zuweilen dreißig bis vierzig Stunden weit. Uebrigens herrscht immer noch der Brauch, daß eine Frau, welche nach Kerbela oder Mekka pilgert, im Fall ihr Mann die Reise nicht mitmacht, sich für die Zeit der Wallfahrt einen andern wählt, der später abgedankt wird und dann nichts mehr gilt. So liegen gerade auch im Orient schroffe Gegensätze dicht neben einander, und die Weiber erfreuen sich in Persien thatsächlich einer großen Zwanglosigkeit. Im Hause gebieten sie allein, obgleich sie andererseits, eben weil sie Weiber sind, bei den Männern für unzurechnungsfähige Wesen gelten; denn der Prophet von Mekka will ja wissen, daß in ihrem Verstand eine Lücke sei, und deshalb verlangt er für sie große Nachsicht, welcher dann auch die Perserinnen in gewisser Beziehung sehr bedürfen. Man schildert sie als zornig und heftig, und der Pantoffel mit den eisenbeschlagenen Hacken ist in ihren Händen eine gefährliche Waffe. Graf Gobineau kannte einen Mann, dem seine dreizehnjährige Ehehälfte damit das Gesicht ganz weiblich zugerichtet hatte.

Häusliches Leben in unserm Sinne kennen die Perser nicht. Frauen und Männer sind draußen, wenn es irgend angeht. Der Mann schlendert auf den Bazar und macht allerlei Besuche, bei welchen die Förmlichkeiten und schöne Redensarten eine große Rolle spielen. Wer einen Anstandsbesuch machen will, schickt seinen Diener und läßt fragen, an welchem Tage er nicht lästig fallen werde. Die Antwort fällt nach Wunsch aus; man macht sich also etwa eine Stunde nach Sonnenaufgang auf den Weg, weil es dann noch nicht zu heiß ist, oder auch um die Zeit des Asr, dritten Gebetes, das von vielen Persern unbeachtet bleibt. Es verschlägt übrigens gar nichts, wenn man später kommt, denn, wie schon gesagt, bei diesen Leuten hat die Zeit keinerlei Werth. Der vornehme Mann nimmt so viele Diener als irgend möglich mit; vor dem Pferde schreitet der Dschelodar einher, mit einer gestickten Decke, die ihm auf der Schulter hängt, hinter dem Herrn der Kaliandschi mit der Wasserpfeife. So geht es im Schritt durch Bazare und Straßen; man grüßt die Bekannten und vertheilt Almosen. Einst trat eine sehr wohlgekleidete Frau zu einem Manne, der auf Besuch ausritt, nahe heran und bat mit weinerlicher Stimme um ein kleines Almosen. Sie lebte offenbar im Wohlstand, und antwortete auf die Frage, weshalb sie bettele, Folgendes: „Ich bin reich, aber mein Kind ist krank; ich habe gelobt, mich heute von Almosen zu ernähren, um durch diese Erniedrigung Allah's Mitleid zu erflehen." Andere Bettler sind aus weniger rührender Veranlassung zudringlich. Sie schreien uns entsetzlich laut an: „Mögen die heiligen Märtyrer von Kerbela und Seine Hoheit der Prophet, und der Fürst der Gläubigen (Ali) deine Hoheit zum Gipfel des Ruhmes und Glückes emporheben!" Diese „Hoheit" ist oft ein sehr schlichter Bürgersmann, der aber doch seine kleine Münze spendet und dafür in die Wolken erhoben wird. Dem Christen sagt der Bettler nichts vom Propheten, wohl aber schreit er auf den Ungläubigen allen Segen Seiner Hoheit Issa (Jesus) und Ihrer Hoheit Meriam (Maria) herab; sie sollen Heil ergießen über den prächtigen Herrn, der ein Glanz unter den Christen sei.

Man kommt an die Thür, steigt ab, läßt die Diener voraus gehen, schreitet durch einige schmale finstere Gänge und ein paar Höfe und gelangt an die eigentliche Wohnung. Der Mann, welcher den Besuch empfängt, tritt bis an die vorderste Thür, falls er einen Mann von hohem Rang erwartet; bei gleichem Range schickt er einen Sohn oder jungen Verwandten. Dann wechselt man höfliche Redensarten aus. „Wie kam Deine Herrlichkeit auf den Gedanken, diese bescheidene Wohnung zu besuchen?" Der Andere preist die allzuviele Ehre, welche man ihm anthue und spricht: „Was veranlaßt Dich, Deinem Sklaven so entgegen zu kommen? Ich bin darüber in unaussprechlicher Verlegenheit; dieses Uebermaß von Güte beschämt mich." So kommen beide bis an die Thür des Empfangsaales, wo wieder die Complimente über den Vortritt kein Ende nehmen wollen. Der Hausherr sagt: „Du bist ja in Deiner Wohnung und Alles hat Dir zu gehorchen." Dagegen werden alle möglichen Einsprüche erhoben, bis am Ende der Besuchende seine Pantoffeln auszieht, der Hausherr ein Gleiches thut und Beide eintreten.

Gewöhnlich sind die zur Familie gehörenden Männer versammelt, stehen an der Wand umher und verneigen sich vor dem Eintretenden, welchen der Wirth in einen Winkel auf einen erhöheten Sitz geleitet. Wieder neue Complimente und Ablehnungen, während die übrigen Anwesenden sich eines höflichen Lächelns befleißigen. Auf ein solches muß ein Mann von Erziehung sich gründlich verstehen. Endlich nehmen Beide Platz. Der Besuchende fragt den Hausherrn, ob, unter Gottes Gnade, seine Nase fett sei? — „Sie ist es, Gott sei gelobt, durch Deine Güte." — „Gott sei gepriesen dafür!" lautet die Antwort. Dann wendet man sich zu dem Manne, welcher zunächst steht und fragt ihn, wie er sich befinde? Die Antwort lautet allemal günstig: „Dank sei Gott, durch Deine Güte." So muß man alle Anwesenden anreden, aber jedesmal einige Abwechselung in die Frage bringen, je nach dem Range dessen, an welchen sie gerichtet wird. Nachher wendet man sich wieder zum Hausherrn und stellt sich, als ob man ihn lange Zeit gar nicht gesehen habe. Deshalb dann abermals die Frage, ob, so es Gott gefällt, seine Nase fett sei? Antwort: „Sie ist es, Gott sei gedankt, durch Dein Erbarmen." Graf Gobineau sagte, daß er von ausgesucht höflichen Leuten diese Frage wohl viermal hintereinander gehört habe. In Teheran wird noch jetzt in der guten Gesellschaft ein heiliger Mann, Imam Dschume, hoch gepriesen. Bei vornehmen Leuten fragte er immer zuerst nach dem Wohlbefinden der Nase; das war freilich in der Ordnung; aber der herablassende Heilige erkundigte sich auch bei Dienstboten und gemeinen Soldaten, was ihre Nase mache. Dadurch ist der große Heilige so volksbeliebt geworden.

Nachdem die Fragen wegen der Nase erledigt sind, wird eine kleine Pause gemacht; nachher wirft der Hausherr ein paar Worte über das Wetter hin. Gestern sei es nicht besonders gut, heute aber wunderschön geworden, und das habe man auf Rechnung Seiner Excellenz zu setzen. Die Richtigkeit dieser Wendung wird von den Anwesenden bestätigt, und einer fügt hinzu: was selber excellent sei, mache die ganze Umgebung, und Alles, womit es in Berührung komme, prächtig. Ausgezeichnete Vollkommenheit wirke Wunder. „Wie könnte es auffallend sein, daß da, wo Deine Excellenz erscheint, Gleichgewicht und Ebenmaß in allen Dingen herrscht, und alles Schöne sich in seiner ganzen Vollkommenheit zeigt?" Auch diese Bemerkung findet großen Beifall und wird durch Verse aus mehr als einem Dichter bekräftigt.

Der Besuchende muß natürlich auch seinerseits in derartigen Complimenten wetteifern. Er sagt also, das Wetter sei erst schön geworden, seitdem man so gütig gewesen sei, den Besuch zu genehmigen und man verdanke das Glück aus-

schließlich dem vortrefflichen Herrn des Hauses. Dann macht er eine geschickte Wendung im Gespräch, um eine Anekdote erzählen zu können, über welche alle Anwesenden hoch erfreut sind. Der Hausherr drückt ihm dankbar die Hand, dieser Druck wird mit Lächeln und Zärtlichkeit erwiedert und dann Pfeife, Kaffee, Thee und Sorbet umhergereicht. Uebrigens wissen die Perser allen diesen übertriebenen Höflichkeiten eine scherzhafte Beimischung zu geben, durch welche sie das Steife verlieren. Der bloße Schwulst der Complimente würde lächerlich sein, das begreift man recht gut. Wer wirkliche Geschäfte mit einem Andern abzumachen hat, faßt sich mit solchen Förmlichkeiten kürzer, aber die Vorschriften der äußern Höflichkeit werden von allen Klassen beobachtet, selbst von den Lastträgern; nur die Nomaden kehren sich nicht daran.

Perserin. Kadscharischer Krieger. Krieger. Bauer. Bürgersfrau. Ein Maler. Ein Mullah. Wahhabi-Häuptling.

Persische Physiognomien.

Sie werden deshalb von den eigentlichen Persern als plumpe, ungeschlachte Leute gering geachtet.

Der Perser liebt Gesänge und Erzählungen; aber die ersteren müssen neu sein und wo möglich einen satirischen oder politischen Inhalt haben. Manche Liebes- und Trinklieder kommen aus dem königlichen Palaste, in welchem selbst die Frauen dichten. In Tonweisen ist man aber nicht sehr erfinderisch und legt deshalb alten, allgemein bekannten Melodien neue Worte unter. Wandernde Erzähler trifft man auf allen Gassen; früher fand man sie auch in den Kaffeehäusern, die aber nun geschlossen sind, weil sie Mittelpunkte für eine dem Hof abgeneigte Opposition bilden. In der Nähe des Grünmarktes hat man einen großen Schuppen gebaut, zu welchem Stufen hinaufführen; auf diesen können ein paar hundert Zuhörer Platz finden, wenn sie zusammenhocken. Im Hintergrunde befindet sich ein Gerüst, auf welchem der Erzähler steht. Von früh bis spät folgt einer dem andern. Er giebt allerlei aus Tausend und eine Nacht zum Besten, weit mehr aber aus den Geheimnissen Hame's, einer siebenbändigen Sammlung von sehr buntem Inhalt. Auch scherzhafte Anekdoten fehlen nicht und solche, welche Ausfälle gegen die Frauen und die Mullah's enthalten, gefallen dem Publikum vorzugsweise. Für theatralische Darstellungen hat dasselbe eine wahre Leidenschaft. Sie werden auf offenen Plätzen und unter freiem Himmel aufgeführt. Die Frauen stehen auf der einen, die Männer auf der andern Seite des Zuschauerplatzes. Am beliebtesten sind die Vorstellungen im Monat Moharrem; ihren Inhalt bildet der Tod der Söhne Ali's und ihrer Angehörigen in der Ebene von Kerbela, und das Stück nimmt zehn Tage in Anspruch; jeder einzelne Abschnitt dauert drei bis vier Stunden. Und das ist den Persern kaum genug, denn es handelt sich ja um die Leiden und das Unglück ihrer religiösen Lieblinge. Die ganze Versammlung heult und wehklagt und schreit verzweiflungsvoll. Damit meinen es die meisten Leute ganz aufrichtig, selbst Europäer werden davon ergriffen. Ein Mullah hat auf einem erhöheten Sitze Platz genommen und nimmt zuweilen das Wort, um der Menge recht eindringlich zu schildern, wie viel die Imams gelitten haben. Er erzählt, wie sie gemartert wurden, erläutert das Drama, verflucht die Chalifen als grausame Unterdrücker und stimmt ein Gebet an. Dann schlagen sich die Anwesenden, besonders heftig die Frauen, auf die Brust, gleichsam nach dem Takte, singen und wiederholen oftmals in Wuthgeschrei die Namen Hussein, Hassan;

Ein Ferrasch. Ein Kaliandschi. Soldat. Page.

Perser.

Nach einem solchen Zwischenspiel geht die Darstellung des Stückes weiter. Der Text ist seit vielen Jahren wesentlich derselbe, aber man ändert allemal etwas ab und schiebt rührende Auftritte ein. Jene Schauspieler, welche die Rollen der Bösewichter spielen, brechen, gleich den Zuschauern, in Thränen über ihre eigene Niederträchtigkeit aus. Gobineau sah einen Darsteller des abscheulichen Chalifen Yesid; als er grimmige Drohungen gegen die Heiligen Hassan und Hosseïn auszustoßen hatte, war er selber so ergriffen, daß er vor Wuth kaum sprechen konnte und entsetzlich weinte. Das Publikum wurde dadurch auf's Aeußerste erregt.

Die Kaufleute bilden in Persien den achtbarsten Theil der Gesellschaft. Viele haben das Geschäft von den Vätern ererbt, sind wohlhabend und halten sorgfältig auf guten Ruf. Sie bedürfen für ihr Geschäft des öffentlichen Vertrauens und man vertrauet ihnen willig Gelder an. Der größte Theil der Kapitalien, über welche die Perser verfügen, befindet sich in ihren Händen und deshalb spielen sie auch der Regierung gegenüber eine wichtige Rolle. Der Minister ist oft in Bedrängniß und muß bei den Kaufleuten borgen. Diese arbeiten mit fremden Kapitalien, müssen den Eigenthümern Rechenschaft geben und borgen natürlich auch der Regierung nur gegen völlige Sicherstellung. Sie erhalten also zu diesem Zweck irgend ein Monopol, Anweisungen auf gewisse Einkünfte oder auch Juwelen als Versatzstücke. Einige Male ist der Hof in so großer Noth gewesen, daß er daran dachte, sich für bankerott zu erklären; nach reiflicher Ueberlegung hat er es aber nicht gewagt, denn Niemand würde ihm ferner etwas geborgt haben. Der Kaufmann wird sehr geschont, er bezahlt keinen Heller Abgaben. Er ist Bankier, Commissionär und handelt mit allen möglichen Waaren. Mit seinen eigenen Zahlungen nimmt er es nicht besonders pünktlich, hält Tag und Stunde nicht immer ein, bezahlt aber gern Verzugszinsen. Gobineau erzählt, er wisse aus eigener Erfahrung einen Fall, daß ein Mann eine Summe im Werth von 18,000 Francs, um welche man ihn mündlich ersuchte, in einem versiegelten seidenen Beutel hergab und den Empfangschein zerriß, weil dieser eine Art Beleidigung sei; das Wort sei genügend. „In Teheran erhielt ich aus der fünf Tagereisen entfernten Stadt Hamadan durch einen Maulthiertreiber ein Gepäckstück, das für etwa 3000 Francs alte Münzen enthielt. Ich kannte den Mann, welcher mir dieselben schickte, nicht einmal dem Namen nach. Er hegte demnach über die Rechtschaffenheit eines Maulthiertreibers und eines ihm unbekannten Europäers nicht den mindesten Zweifel, und war gewiß selber ein redlicher Mann.

Perserinnen im Frauengemach.

Auch die Handwerker sind in recht guten Verhältnissen. Sie bilden Genossenschaften, Gilden, Esnaf's, welche, gleich jenen der Kaufleute, ihre besonderen Beamten und Vorsteher haben und aus der Mitte der Berufsgenossen von diesen gewählt werden. Die Körperschaft hält ihre Auflagen, wie die europäischen Innungen, hat ihre eigenen Kassen und ihren Säckelmeister. Die Handwerker zahlen der Regierung keine Abgaben, halten zu den Kaufleuten, für welche sie arbeiten und stehen auf gutem Fuße mit den Mullah's, den Geistlichen, welche sich ihrerseits bei diesen Leuten beliebt machen, um an ihnen eine Stütze zu haben. Der persische Handwerker lebt in gewöhnlichen Zeiten ganz ungestört, das Gesetz schützt ihn und die Regierung will ihm wohl. Er ist

gewandt, sinnreich, betriebsam und fleißig. Das Letztere natürlich auf seine Art. Denn nach europäischer Weise täglich zwölf Stunden zu arbeiten und regelmäßig am Werke zu bleiben, das kommt ihm gar nicht in den Sinn, auch würde ihm Niemand dergleichen zumuthen. Auch kennt er unsere Art der Arbeitstheilung nicht, sondern macht Alles selber. Für den Mann als solchem ist das gewiß kein Nachtheil, denn er wird nicht zur Maschine, wie so viele unserer Fabrikarbeiter. Er freut sich, wenn er Auftrag zu einer ihm ganz neuen Art von Arbeit erhält, welche seinen Geist beschäftigt, geht mit Feuer an's Werk, begreift rasch, was man von ihm will, und schafft die Sache ganz ausgezeichnet. Ich habe, sagt der französische Graf, gesehen, daß Leute, die sich erst einübten, meisterhafte Tische, Lehnsessel, Stühle, Schränke und Fenster herstellten. In Schiras und Ispahan verfertigt man Messer nach englischem Muster mgemein billig und so täuschend, daß auch das London auf der Klinge nicht fehlt und man die Nachahmung nicht erkennt. Ich gab einem Schlosser, der nie zuvor Sporen verfertigt hatte, ein englisches Muster und er arbeitete mir ein Paar, welche, vom Eisen abgesehen, mindestens so gut waren wie jenes, und obendrein waren sie nu ein Drittel wohlfeiler. Was sind dagegen unsere pariser Handwerker, die doch für Ausbunde von Gewandtheit und Geschicklichkeit gelten wollen! Sie sind aber, was man auch dagegen sagen möge, ungeschickt; man hat seine liebe Noth, wenn man ihnen eine Arbeit zumuthete, an welche sie nicht gewöhnt sind; sie werden gleich verdrießlich und erklären die Sache für unmöglich. Ganz anders der persische Handwerker, der freilich in anderer Weise arbeitet. Was in kurzer Zeit fertig gemacht werden muß, das schafft er in einem Zuge; was länger dauert, erfährt häufig Unterbrechungen; die Arbeit soll ihm Vergnügen machen, und wer ihm etwa für ein Stück im Voraus bezahlt, kann lange warten."

Vor anderthalb hundert Jahren war die persische Gewerbsamkeit in hoher Blüthe und ihre Erzeugnisse hatten einen Weltruf, besonders die Seidenwaaren, Brokate und Sammete von Kaschan, Ispahan, Näscht und Yezd, die Waffen von Kerman und Schiras, sodann die Baumwollengewebe und Metallgeschirre. Von alle dem giebt es noch jetzt nicht unerhebliche Reste, aber die frische Blüthe ist nicht mehr vorhanden.

Eine zahlreiche Klasse bilden die Mäkler und Unterhändler. Ihr Beruf erfordert einen feinen Kopf, verschlagene List, Gewandtheit, Ueberredungsgabe und ist also für Leute, wie die Perser sind, recht eigentlich geschaffen. Man kann sagen, daß jeder Perser, insbesondere aber jener von Ispahan oder Schiras, ein geborener Dellâl ist. Jedermann verkauft oder versetzt Etwas; der König seine Diamanten und Juwelen, seine Frauen versetzen ihren Schmuck, der Mullah borgt auf seine Bücher, der Grundbesitzer auf seine Felder. Jedermann hat Schulden und Forderungen. Wer irgend etwas kauft, sei es ein Kleid, ein Kessel, ein Schmuck ꝛc., erkundigt sich genau, ob nicht etwas darauf geborgt sei. Besonders zur Zeit der großen Festlichkeiten, also am Nurus, Neujahr, und während des Moharrem, haben die Dellâls keine Ruhe bei Tag und Nacht, weil Jeder versetzt. Es ist einmal herkömmlich, daß Jeder borgt und ausleihet.

Beim Perser gehört übrigens das Ränkespielen zum Lebensgenuß. Jeder thut, was er nicht thun sollte. Der Herr bezahlt seine Leute nicht, also bestehlen sie ihn. Die Regierung bezahlt ihre Beamten nicht, oder nur in schlechtem Papier, und deshalb vertrauen sie. Von oben bis unten, durch alle Klassen hindurch, mit wenigen Ausnahmen, ist alles eine Schurkerei ohne Maß, ohne Grenze und leider auch ohne die Möglichkeit einer Abhülfe. Jedermann gefällt sich in dieser Rolle. Als ein hoher Beamter, der Emir Nisam, anfing, den Beamten regelmäßig ihren Gehalt zu zahlen, aber zugleich bei strenger Ahndung ihnen jede Erpressung verbot, war das Mißvergnügen allgemein. Eine solche Neuerung war unerhört und schien unerträglich!

Paul du Chaillu's Forschungsreisen und Abenteuer in Westafrika.

Das Delta des Ogobaï. — Der Fernando Vaz. — Die äquatoriale Gebirgskette. — Die Völkerschaften. Bakalaï. Aberglaube und Beherungen. Urtheilsspruch eines Zauberers. Gifttrank. — Teufelsdoctoren. — Die Fan und ihr Kannibalenthum. — Bei den Aschira und Apingi. — Der Gorilla-Affe. — Allerlei Jagdabenteuer.

Durch den kühnen Reisenden aus Philadelphia ist wieder ein Stück von dem Schleier gelüftet worden, welcher auf dem Festlande Afrika's liegt. Es handelt sich um die Strecke, welche zu beiden Seiten des Erdgleichers, etwa vom 1.° nördlicher bis zum 2.° südlicher Breite sich ausdehnt, um das Küstenland vom Kap John im Norden bis zum Kap S. Catherine im Süden, von der Mündung des Flusses Mundi, der auch Danger heißt, bis zum Kamma. In's Innere hinein drang Du Chaillu vom Kap Lopez, zwischen dem 8. und 9.° bis über den 14.° östlicher Länge hinaus.

Von dieser Region kannten wir bisher nur die Flußmündungen und das Gestade, aber beide nur mangelhaft. Die Franzosen haben sich vor etwa zehn Jahren an der Mündung des Gabunflusses festgesetzt und nordamerikanische Sendboten dort eine Station errichtet. Durch einen dieser Missionare, Leighton Wilson, erhielten wir einige werthvolle Nachrichten über die in der Küstengegend wohnenden Völker, insbesondere über die Mpongue, die Bakalaï (Bakeles) und Schekiani, aber das Innere war vor Du Chaillu von keinem weißen Manne betreten worden. Jetzt schildert er uns dasselbe in ungemein lebendiger und anschaulicher Weise, und die Länder- und Völkerkunde hat er in dankenswerther Weise bereichert.*)

In England, wo man oft mit einem absprechenden Urtheil rasch bei der Hand ist, sind manche Angaben der Reisenden bezweifelt worden, ja, man ist so weit gegangen, ihn mit dem durchaus lügenhaften Franzosen Douville, welcher so viel Fabelhaftes über Congo mittheilte, auf eine Linie zu stellen. Wer aber Wilsons Buch kennt und Du Chaillu's Werk aufmerksam gelesen hat, wird zu einer ganz andern Ansicht kommen. In dem letztern kommen einzelne Irrthümer und Ausschmückungen, so weit persönliche Abenteuer in Frage stehen, allerdings vor, denn Jäger tragen bekanntlich etwas stark auf; gewiß bleibt aber, daß seine Schilderungen der Völker, des Pflanzenwuchses und der klimatischen

*) Explorations and adventures in Equatorial Afrika; with accounts of the manners and customs of the people and of the chase of the Gorilla, Crocodile, Leopard, Elephant, Hippopotamus and other animals, by Paul B. Du Chaillu. London 1861.

Verhältnisse richtig sind. Unbestreitbar bleibt ferner, daß er schon 1856 einige Zeit als Handelsgehülfe seines Vaters an verschiedenen Punkten der Küste lebte und mehr als eine Negersprache erlernte; daß er dann seit jener Zeit vier Jahre lang in der obenbezeichneten Region verweilte und Gegenden durchforschte, über welche wir seither gar keine Kunde hatten; daß endlich die Beweise seiner Thätigkeit, die Ergebnisse seiner Jagdzüge in verschiedenen Museen Nordamerika's und Europa's aufgestellt sind. Du Chaillu ist Jäger und Zoolog; ihm lag vor Allem daran, der Naturwissenschaft neue Ausbeute zu gewinnen, und diesen Zweck hat er erreicht. Auch lebte er mit den Schwarzen ununterbrochen in so inniger Verbindung, wie nur selten ein Reisender vor ihm. Auf jeden Fall ist seine Darstellung fesselnd, sein Buch enthält viel Neues und Wichtiges und verdient die volle Beachtung aller Freunde der Völkerkunde. Auf den Streit, welcher über dasselbe in England geführt wird, lassen wir uns jetzt nicht ein.

Du Chaillu selber sagt: „Ich habe acht Jahre in jenen Gegenden gelebt und zwar die ersten vier Jahre gemeinschaftlich mit meinem Vater als Kaufmann. Als ich dann 1856 als Reisender auftrat, hatte ich den nicht geringen Vortheil, leidlich an das Klima gewöhnt zu sein, die Sprachen und Gewohnheiten der Stämme an der Küste zu verstehen, und mit jenen im Innern durch Dolmetscher verkehren zu können. Ich bin, immer zu Fuß und nie von einem weißen Menschen begleitet, etwa 8000 englische Meilen weit gewandert. Mehr als 2000 Vögel habe ich geschossen, ausgestopft und heimgebracht; mehr als 60 davon sind neue Arten. Ich erlegte etwa 1000 vierfüßige Thiere, von denen 200 ausgestopft sich in den Museen befinden; auch brachte ich mehr als 80 Skelette mit. Von jenen Vierfüßern sind 20 bisher der Wissenschaft durchaus unbekannt gewesen. Ungefähr fünfzig Mal habe ich Anfälle vom afrikanischen Fieber gehabt und dagegen mehr als vierzehn Unzen Chinin genommen. Von dem Hunger, welchen ich erduldete, von den tropischen Regen, von den Angriffen wilder Ameisen und giftigen Fliegen zu reden, verlohnt sich nicht der Mühe."

Die von dem Reisenden durchwanderte Region unterscheidet sich wesentlich von den dürren oder dünn bewaldeten Ebenen in den anderen Theilen Afrika's, denn sie ist zumeist gebirgig, reich bewässert und so dicht mit Holz bestanden, daß Du Chaillu sie als einen fast undurchdringlichen Wald mit dichtem Gestrüpp fand, manchmal mußte er sich einen Weg mit der Axt bahnen. Bisher hielt man den Nazareth, den Mexias und Fernando Vaz für drei besondere Ströme; es hat sich jedoch ergeben, daß sie unter einander zusammenhängen. Der Mexias und Nazareth sind, dem Reisenden zufolge, nur Ausmündungen des Ogobaï, der einen

Du Chaillu bei den Fan's.

Theil seines Wassers vermittelst des Npulumay in den Fernando Vaz sendet, so daß eigentlich alle diese Deltagewässer als Mündungen des Ogobaï erscheinen und mit einem sehr verwickelten Netzwerk einer Menge von Gefließen, vielen Sümpfen und dichten Wäldern das Delta des Ogobaï bilden. Dieses reicht vom Nazareth, welcher unter 0° 41′ s. Br. und 9° 3′ ö. L. mündet, im Norden, bis zum Fernando Vaz, 1° 17′ s. Br. 5° 58′ ö. L. im Süden. Mitten inne liegt die Mündung des Mexias. Für den Aufenthalt von Menschen ist dieses weite Delta ganz ungeeignet, weil es in der Regenzeit überschwemmt wird. Der Fernando Vaz und der Mexias ergießen in der Regenzeit eine so große Masse süßen Wassers in so starker Strömung durch ihre nur etwa eine halbe englische Meile breiten Mündungen in den Ocean, daß man dasselbe noch stundenweit verfolgen kann. Dreißig Meilen aufwärts, wo der Fernando Vaz schon den Namen Rembo führt, fließt er noch durch ein

Flachland, welches in der Regenzeit weit und breit unter Wasser steht; mehr landein wird das Land hügelig, und im obern Lauf strömen der Rembo und der Ovenga zwischen steilen Ufern in eine Gebirgsregion, deren Ebenen und breite Thäler während der Regenzeit gleichfalls überschwemmt werden.

Der Fernando Vaz erhält zwar einen Theil seines Wassers vom Ogobaï, muß aber doch als ein selbstständiger Fluß betrachtet werden und hat seine Quelle in den Aschankolo-Bergen. Der Ogobaï ist wahrscheinlich einer der größten Ströme im westlichen äquatorialen Afrika. Er entsteht aus der Vereinigung zweier beträchtlicher Flüsse, des Rembo Nguhai und des Rembo Okanda; den erstern kennt Du Chaillu theilweise, den zweiten schilderten die Eingebornen als ein bedeutendes Wasser, das größer sei als der Nguhai, welchen der Reisende als den prächtigsten Fluß schildert, den er in Afrika jemals gesehen. Er strömt durch ein reichbewaldetes Gebirgsland, aber die Schifffahrt wird durch den großen Engenie- oder Samba Nagoschi-Wasserfall unterbrochen. Bis zu diesem könnten die Dampfer von der See her fahren, und oberhalb der Katarakten ist er gleichfalls für große Dampfer schiffbar. Er zieht dort durch eine herrliche Tropengegend, die reich ist an Ebenholz, Barholz (das roth färbt), Kautschuk, Palmöl, Wachs und Elfenbein.

Ndiayi, König der Fan-Kannibalen.

Du Chaillu bezeichnet auf seiner Karte eine von Westen nach Osten oder umgekehrt laufende Bergkette, welche er bis über den 14. Grad ö. L. selbst verfolgt hat. Er hält dieselbe für einen Theil des großen Gebirgszuges, der quer durch das ganze Festland hinzieht und sich nirgends über zwei Grade vom Aequator entfernt. Aus seinen eigenen Wahrnehmungen und den Mittheilungen von Eingeborenen, die weither aus dem Innern bis in die Gegend gekommen waren, wo Du Chaillu umkehrte, zieht er den Schluß, daß eine bedeutende Gebirgskette den Aequator entlang durch Afrika gehe; sie zweige im Westen von der Kette ab, welche der Küste entlang von Norden nach Süden laufe und endige im Osten wahrscheinlich in dem Gebirgsland im Süden Abessiniens, vielleicht falle sie auch im Norden des von Burton und Speke entdeckten Tanganyika-See's schroff ab. Am nördlichen Abhange lägen wahrscheinlich die Quellen mancher Zuflüsse des Nigers, Tschadsee's und Nils; von den am Südabhange entspringenden Flüssen strömten wohl einige zum Rembo Okanda, Rembo Nguhai und Congo, andere zum Sambesi und in die verschiedenen Seen Ost- und Centralafrika's. Der Reisende schlägt für diese große Aequatorialkette den Namen Nkumu-nabuali vor, nach einem etwa 12,000 Fuß hohen Spitzberge, der den westlichen Anfangspunkt derselben bilde.

Auf den Völkern, welche die von Du Chaillu durchwanderte Gegend inne haben, liegt die Nacht dicker, geradezu trostloser Barbarei, von welcher wir ergreifende Bilder vor uns sehen. Einige Stämme sterben rettungslos ab und aus, andere sind Menschenfresser, Alle sind die Beute eines gräßlichen Aberglaubens, der sie nie zu Ruhe kommen läßt. Wir übergehen die Mpongue oder Pongos, welche schon durch Wilson bekannt geworden sind, und greifen einige Schilderungen über die Bakalaï und die Fan's heraus. Die ersteren wohnen überall im Lande in Dörfern zerstreut, oft inmitten anderer Stämme. Alle diese Völker trachten dahin, sich die Herrschaft über die Flüsse anzueignen, weil es keine anderen Verkehrswege im Lande giebt. Sie treiben die schwächeren Stämme fort und machen allen Handel von sich abhängig. Festen Besitz von Grund und Boden, Anrecht und Eigenthum an solchen, sind unbekannt, und deshalb wechseln die Wohnorte so oft. Die Bakalaï zum Beispiel bauen heute ein Dorf, und verlassen dasselbe schon nach wenigen Wochen oder Monaten aus einem für uns ganz unbegreiflichen Grunde, noch ehe die Ernte eingethan werden kann.

Diese Menschen haben eine entsetzliche Furcht vor dem Tode und wollen keine Leiche sehen; Kranke werden fortgejagt und sterben im Walde. Das Gefühl der menschlichen Theilnahme oder des Mitleids bleibt ihnen völlig fremd. Ein Dorf ist eben aufgebaut, das Feld bestellt worden. Aber dann stirbt Jemand und das macht die Uebrigen bedenklich. Bald nachher stirbt wieder einer und nun sind die Leute nicht mehr zu halten, denn das Dorf ist ja, wie sie fest glauben, behext, und ein Beschwörungsdoctor wird herbeigeholt. Er bestätigt die Behexung, nennt die angeblich Schuldigen und diese müssen den Mbundu, Gifttrank, verschlucken. Das Dorf wird dann abgebrochen und in der Nähe oder in weiter Ferne wieder aufgeschlagen. Ihr ganzes Leben besteht in einem Fliehen vor dem Tode, von dem sie gar nichts hören wollen, denn mit ihm ist Alles vorbei; und doch wird das Menschenleben für Nichts geachtet. Nach Sonnenuntergang wittern sie in jedem Baum oder Busch einen Geist; oft werden sie von unbeschreiblicher Furcht gepackt und wagen sich schon im Zwielicht nicht mehr aus ihrer Hütte hervor. Dabei leben sie immer im Streit mit dem einen oder andern Nachbarstamme. Das Eigenthum besteht in Frauen und Sklaven, und das Ansehen, welches der Mann genießt, richtet sich nach der Anzahl der ersteren. Für den Erlös des Elfenbeins und Ebenholzes kauft der Bakalaï so viele Weiber als möglich, denn der freie Neger arbeitet nie; jene bestellen ihm den Acker und sind seine Lastthiere, denn gezähmtes Rindvieh hat er nicht. Die Stämme im Innern waschen sich selten oder niemals; statt dessen reiben sie sich täglich mit Palmöl ein!

Wer mit dem seltsamen Aberglauben und dessen Einwirkungen auf den Geist der Neger nicht näher vertraut ist, wird nachstehende Erzählung kaum glauben wollen. Wir unsererseits zweifeln keinen Augenblick daran, daß sie vollkommen richtig sei und keine wesentliche Uebertreibung enthalte.

Im Oktober 1859 fuhr Du Chaillu, der an der Mündung des Fernando Vaz seit einigen Jahren die Niederlassung Biagano oder Washington hatte, den Rembo hinauf bis nach Gumby; in dieser Gegend hört der Stamm der Kamma auf und jenseits wohnen Bakalaï. Der Reisende war schon früher dort gewesen und wurde freundlich empfangen. Gerade damals lag ein angesehener Mann, Namens Mpomo, schwer krank und die Neger hatten allnächtlich vor seiner Hütte getrommelt, um den bösen Geist zu vertreiben. Doch der Tod stand ihm schon im Gesichte geschrieben und er starb am andern Tage gegen Morgen. Der Reisende erzählt:

Ich wurde durch Klagerus und Geschrei aufgeweckt, und solch ein Wehgeheul afrikanischer Leidtragenden ist schrecklich anzuhören. Man ruft: Alles ist hin. Wir haben keine Hoffnung mehr. Wir hatten ihn gern. Wir sehen ihn nicht wieder! — Beim Tod eines Kamma kommt dessen Hauptfrau und wirft sich auf sein Lager, umfaßt ihn, singt, ruft ihm eine Menge Liebeswerte zu und viele Dorfbewohner stehen vor der Hütte und weinen. Solche Auftritte haben stets einen rührenden Eindruck auf mich gemacht. Als ich Mpomo's Wohnung betrat, saßen seine Weiber auf der Erde, warfen feuchte Asche und Staub über ihren Leib, hatten ihre Bekleidungsstücke zerrissen und schoren das Haupthaar ab.

Aber schon am Nachmittage hörte ich allerlei von Behexungen munkeln.

Die Trauer währte zwei Tage. Dann wurde der schon in Verwesung übergegangene Leib in einen Kahn gelegt und zur Begräbnißstätte gebracht, welche etwa fünfzig englische Meilen stromabwärts liegt. Die Frauen waren wirklich betrübt; bald nach seinem Ableben sah ich, daß jede ihn umarmte und mit Thränen benetzte. Wer den afrikanischen Charakter kennt und weiß, welche Rolle die Verstellung spielt, wird freilich nicht sagen können, wie viel bei diesen Liebesbeweisen auf wirkliche Trauer kommt. Jede Frau mußte die äußerste Betrübniß zur Schau tragen, sonst hätte sie den Verdacht auf sich gezogen, daß der Verstorbene von ihr behext worden sei und wäre angeklagt worden. Ich weiß Fälle, daß Mütter getödtet worden sind, weil sie ihre Kinder behext haben sollten.

Am Begräbnißtage begann man nachzuforschen, wer wohl an dem Tode schuld sei. Hexerei mußte im Spiele sein, denn diese Neger haben keinen Begriff davon, daß ein Mensch natürlichen Todes sterben könne; Mpomo war ohnehin noch vor wenigen Wochen gesund gewesen. Man ließ nun einen berühmten Doctor von auswärts holen, und bis er eintraf, war das Volk in einer Aufregung, die sich immer mehr steigerte. Als er kam, herrschte bei Jung und Alt eine wahre Wuth, Rache an vermeintlichen Missethätern zu üben. Der Doctor versammelte das Volk und begann mit seinen Beschwörungen, durch welche er die Mörder entdecken wollte. Männer und Knaben waren mit Speeren oder Beilen, Flinten oder Messern bewaffnet, denn Blut sollte fließen, Alles dürstete danach. Zum ersten Mal verhallte in Gumbiy meine Stimme; meine Einsprache und Mahnungen blieben unbeachtet und man hörte gar nicht auf mich. Zuletzt erklärte ich, von mir würde dafür gesorgt werden, daß mein Freund Quengueza, ihr Oberhäuptling, sie für jeden Mord bestrafen solle, aber sie waren mir zuvorgekommen und hatten von ihm Erlaubniß ausgewirkt, die Hexen zu bestrafen. So konnte ich denn nichts ausrichten, das blutige Werk nahm seinen Fortgang, und ich war Zeuge gräßlicher Auftritte.

Der Doctor gebot Schweigen; nach einigen Minuten sprach er: — da ist eine sehr schwarze Frau, die in dem und dem Hause wohnt, — er beschrieb die Hütte und deren Lage ganz genau, — von ihr ist Mpomo behext worden.

Als er so gesprochen, rannte die Menge mit scheußlichem Geheul, wilden Bestien vergleichbar, nach dem bezeichneten Hause und packte ein junges Mädchen Namens Olandaga. Sie war die Schwester eines meiner Führer, wurde nach dem Wasser hin geschleppt und gebunden. Dann liefen Alle wieder zum Doctor. Die Arme rief mir zu, ich möge sie retten, und ich hatte einen Augenblick die Wallung, dieser ganzen Scheußlichkeit ein Ende zu machen. Aber sogleich wurde mir auch wieder klar, daß ich gar nichts ausrichten könne. Ich trat hinter einen Baum und weinte über meine Ohnmacht.

Abermals wurde Ruhe geboten. Der Teufelsdoctor erhob wieder seine Stimme und rief: — Da ist eine alte Frau in dem und dem Hause; von ihr ist Mpomo behext worden! — Die Menge stürzte fort, und holte eine Verwandte des Oberhäuptlings, eine wackere alte Frau herbei. Sie erhob sich stolz von ihrem Sitze, blickte der wilden Horde dreist in's Gesicht und sprach: Ich will den Mbundu trinken, aber wehe meinen Anklägern, wenn ich nicht sterbe! — Man brachte auch sie an's Wasser, sie wurde aber nicht gebunden und unterwarf sich Allem ohne Murren.

Zum dritten Male gebot der Teufelsdoctor Schweigen und sprach: Da ist eine Frau mit sechs Kindern; sie lebt da und da, wo die Sonne aufgeht. Auch sie hat Hexerei gegen Mpomo getrieben.

Nach einiger Zeit wurde eine Sklavin Quengueza's herbeigeschleppt und an den Fluß gebracht. Dann kam der Doctor, welchem die Menge folgte und stellte seine Anklage. Olandaga habe vor einigen Wochen von ihrem Verwandten Mpomo etwas Salz verlangt, das gerade selten war, er

hatte ihr diese Bitte abgeschlagen und sie ihm deshalb einige unfreundliche Worte gesagt. Durch Zauberei nahm sie ihm das Leben. Was die alte Frau anbelange, so habe sie keine Kinder gezeugt, Mpomo aber hatte viele Kinder. Darüber war sie neidisch und behexte ihn. Drittens: die Sklavin: Sie verlangte von Mpomo einen Spiegel, den er ihr nicht gab. Deshalb behexte sie ihn und machte ihn todt! —

Bei jeder neuen Anklage brach das Volk in gesteigerte Wuth aus, selbst die Angehörigen der auserkorenen Opfer schrieen mit. Man brachte alle drei in einen großen Nachen, der Doctor stieg auch hinein, viele Bewaffnete folgten, die Trommelpauken wurden geschlagen und Mpomo's ältester Bruder, Quabi, brachte den Zaubertrank herbei. Okanda schrie, selbst die alte Frau wurde bleich, denn auch auf dem Antlitze des Negers kann man Blässe bemerken. Um den großen Nachen herum lagen drei kleinere Nachen, in denen bewaffnete Männer standen. Zuerst reichte man den Giftbecher der Sklavin, dann der alten Frau, zuletzt dem jungen Mädchen. Aus der Menge heraus rief man: Der Mbundu soll sie tödten, wenn sie Hexen sind; er soll sie leben lassen, wenn sie keine Schuld haben!

Ich befand mich in fürchterlicher Aufregung, und doch konnte ich meinen Blick nicht wegwenden. Alles war in gespannter Erwartung und man hörte keinen Laut. Plötzlich sank die Sklavin um und sofort wurde ihr das Haupt vom Rumpfe gehauen. Genau dasselbe geschah mit der alten Frau; Okandaga schrie entsetzlich, sank aber auch nieder, und ihr Haupt fiel. Jetzt war Alles in wilder Verwirrung und Alle hackten auf die drei Leichen ein, die in wenigen Minuten in kleine Stücke getheilt waren; diese warf man in den Fluß.

Dann zerstreute sich die Menge und im ganzen Dorfe herrschte die äußerste Stille. Die Furcht vor den Todten schreckte sie. Am Abend schlich sich mein Führer Aduma, Okandaga's Bruder, zu mir.

Ich habe mir viel mit den Teufelsdoctoren zu schaffen gemacht, um ihre eigentliche Meinung zu erforschen. Sie lenken den Volksaberglauben derart, daß man kaum annehmen kann, daß sie sich selber betrügen, und doch steht auch wieder außer allem Zweifel, daß sie an das ganze Teufelswerk glauben. Sie sind zugleich Betrüger und Betrogene; behängen sich mit allerlei Zauber, dem sie große Wichtigkeit beilegen, und erzählen von seltsamen Gesichten und Träumen. So viel kann ich aus eigener Anschauung bekräftigen, daß sie im Stande sind, große Quantitäten des Mbundu zu trinken, ohne daß er ihnen schade, und darin hauptsächlich liegt eine Ursache von der Gewalt, welche sie über das Volk ausüben. —

Solcher Nachtbilder sah Du Chaillu viele; wir finden in seinem Werke kaum eine einzige Schilderung, die uns in erquicklicher Weise berühren könnte. Alles zeugt von Blut, Wildheit, Barbarei. Landeinwärts vom Muni, jenseit der dritten Reihe der Sierra del Crystal, östlich vom 11. Längengrade, wohnt das Volk der Fan's. Bis dorthin hatte Du Chaillu einen Häuptling des Mbondemestammes zum Führer, er hieß Mbene. Mitten im Walde traf er mit einem Fan-Krieger und dessen zwei Frauen zusammen. Sie hatten nie zuvor einen weißen Menschen gesehen, hielten ihn für einen Geist und waren äußerst erschrocken. In ihren Dörfern gewann er die Ueberzeugung, daß sie Kannibalen seien. Er schildert sie als das merkwürdigste Volk, welches er in Afrika angetroffen; sie haben eine weniger dunkle Haut als ihre Nachbarn; sind kräftig und schlank gewachsen, und ihr Blick zeugt von einer gewissen Intelligenz. Sie gehen unbekleidet, bis auf Baumbast und Thierfelle, welche sie über den Hüften befestigen, und feilen ihre Vorderzähne die außerdem schwarz gefärbt sind, spitz. Ihre Kopfwolle flechten sie in möglichst lange steife Zöpfe und verzieren diese mit Glaskorallen. Ueber der Schulter hängt ein großes Messer, am linken Arm ein Schild aus Elephantenhaut, die getrocknet und im Rauche gehärtet wird, in der rechten Hand tragen sie einen Speer. Als Fetische verehrt der Fan Finger und Schwänze von Affen, Haut, Haar, Zähne und Knochen von Menschen, Thon, alte Nägel, kupferne Kessel und Muscheln, Federn, Krallen und Schädel von Vögeln, Metallstücke, Holz, Pflanzensaamen, Asche und noch verschiedene andere Dinge. Die Frauen sind häßlich, feilen sich auch die Zähne und bestreichen den Körper mit rother Farbe. Ueber die ganze Erscheinung des Fremden waren sie in hohem Grad erstaunt, vor Allem über sein Haar und seine Hautfarbe; und sie konnten sich nicht erklären, daß die letztere an den Händen weiß, an den Füßen dagegen schwarz sei. Sie hielten nämlich die Stiefel für einen Theil des Körpers!

Wir haben schon gesagt, daß diese Fan's Kannibalen der abscheulichsten Art sind. Als Du Chaillu in ihr Hauptdorf einzog, begegnete ihm eine Frau, welche einen Mannsschenkel trug. Vor den Hütten lagen da und dort Menschenknochen. Im Versammlungshause wurde eben das Fleisch einer Menschenleiche vertheilt, und der Kopf für den König zurückgelegt, denn dieser hat ein Anrecht auf alle Köpfe!

Diesem Könige Ndiahai stellte der Reisende sich vor. Grimmig genug sah der Mann aus. Seinen Leib hatte er bis auf einen aus Baumbast verfertigten Schurz unbedeckt gelassen und roth bemalt; Gesicht, Brust, Unterleib und Rücken waren stark tättowirt. Seine Majestät trug Waffen und erschien über und über mit allerlei Gegenständen behängt, welche den Zauber abwehren sollten. Krieger hatten sich in beträchtlicher Anzahl eingefunden; sie trugen einen Haarschwanz. Jener des Königs war der längste, und lief unten in zwei Stränge aus, deren jeder mit Messingringen und weiter aufwärts mit Glasperlen verziert war. Ueber den Fußknöcheln hatte dieser Monarch der Menschenfresser dicke Messingringe, über dem Bastschurze eine Leopardenhaut. Sein Bart war in mehrere steif vom Gesicht abstehende Stränge geflochten und auch diese waren mit Perlen verziert; die Zähne hatte er spitz gefeilt und schwarz gefärbt. Seine Hauptfrau, Königin Maschumba, ein unhäßliches Weib, war gleichfalls tättowirt, roth bemalt, trug eiserne Ringe an den Beinen und hatte spitzgefeilte Zähne.

Der König ließ dem Fremden eine Hütte anweisen. Das Dorf war erst vor Kurzem angelegt worden und bildete eine lange Straße. Die Wohnungen sind etwa fünf Schritte lang, sechs Fuß breit, von Mannshöhe, und werden aus Baumrinde gemacht, über welche man ein Maltendach legt. Auf Stangen hängt Menschenfleisch, das geräuchert wird. Man hält die Dörfer ganz sauber, denn die abgenagten Menschenknochen, welche man zur Hütte hinauswirft, gelten nicht für unrein. Der König erhielt vom weißen Mann ein Geschenk, und war über Glasperlen, Spiegel, Feile, Feuerstahl und einige Flinten hoch erfreut. Am andern Tag erschien er in vollem Kriegerschmuck von einem großen Gefolge begleitet. Er hatte einen Schild von Elephantenhaut, drei Speere und einen kleinen Beutel mit vergifteten Pfeilen, auf dem Kopfe trug er die rothen Federn vom Vogel Turako (Helmkuckuck, Corythaix), und am ganzen Leibe noch mehr Zauber als am Tage vorher. Die Fan's haben außer den angegebenen Waffen noch Bogen, große Messer, die eine furchtbare Wehr bilden, Streitkolben und Aexte. Das Messer steckt in einer Scheide aus Schlangen- oder Menschenhaut.

Du Chaillu versichert, daß er in ganz Afrika keine kräftigeren Neger gesehen habe als diese Fan's; sie kamen

auch aus den umliegenden Dörfern herbei, um den Fremden zu sehen; spielten auf einer Art Holzharmonika, Handscha, und schlugen eine Pankentrommel, die sehr einfach ist, denn man spannt ein Fell über einen ausgehöhlten länglichen

phanten getödtet worden, und man verkaufte seine Leiche, die dann verzehrt wurde.

Wir können nicht umhin, dem Reisenden noch einige Mittheilungen zu entlehnen, welche das Kannibalenthum der

Der Gorilla.

Block und das Werkzeug ist fertig. Nach und nach versammelten sich mehrere hunderte von Kriegern, welche auf eine große Elephantenjagd auszogen und an einem Tage vier solcher Thiere erlegten. Ein Jäger war von einem Ele-

Fan's in das rechte Licht setzen. In so gräßlicher Weise kommt die Menschenfresserei bei keinem andern Volke vor. Du Chaillu berichtet, daß einst an der Küste einige dorthin gekommene Fan's Hyänen gleich einen begrabenen Menschen

ausgescharrt und gegessen haben. Ein andermal schleppten sie eine Leiche in die Wälder, zerschnitten sie, räucherten die einzelnen Stücke und nahmen diese mit sich fort. Beide Thatsachen werden vom Missionar Walker, der auf der Station am Gabunflusse lebt, ausdrücklich bekräftigt. Die Fan's machen aus dem Menschenfressen gar kein Hehl, weil sie dasselbe ganz in der Ordnung finden. Leichen sind ein Haupthandelsartikel zwischen den Bewohnern verschiedener Dörfer, es findet damit ein regelmäßiger Austausch statt, weil man lieber Fremde als die eigenen Angehörigen verzehrt. Alle Gestorbenen werden verspeist, mit Ausnahme der Könige und Häuptlinge, denen man ein Grab in der Erde gönnt.

Dieses Volk der Fan's oder Panen dringt seit längerer Zeit immer weiter aus dem Innern nach der Küste hin, gründet neue Dörfer am Mundi und Gabun und verdrängt andere Stämme. Es liegt eine Art von Energie in jenen Leuten; sie sind weit und breit die besten Schmiede und Töpfer, aber vor Allem Jäger und Krieger. Das Leben des Menschen gilt dem Fan nichts, weil jede Leiche einen Handelswerth hat. Menschenopfer für ihre Fetische kennen sie nicht; in jedem Dorfe befindet sich ein großes Götzenbild in einer Hütte, die mit Schädeln von wilden Thieren, namentlich des Gorilla, umgeben ist. Du Chaillu kann nicht umhin, zu erklären, daß gerade diese wilden Kannibalen „das bildungsfähigste Volk in ganz Afrika" seien. Sie behandelten mich, sagt er, mit unwandelbarer Güte und Gastfreundschaft und sie haben mehr Mark und Anlage zur Aufnahme fremder Gesittungselemente als irgend ein anderer Stamm. Sie sind energisch, kriegerisch, voll Muth und als Feinde höchst gefährlich. —

Von den Kamma und Bakalai ging Du Chaillu zu den Aschira, welche zwischen dem 1. und 2.° s. Br. ein schönes, von Gebirgen umsäumtes Prairieland bewohnen, und weiter nach Osten hin zu den Apingi, deren Herrscher, König Remandschi, in einem Dorf am Rembo Apingi, etwas nördlich vom 1.° s. Br. und zwischen 12 und 13° ö. L. wohnt. Dieser Strom war mindestens 400 Schritte breit. Einen weißen Mann hatte man in jener Gegend noch nicht gesehen, aber Du Chaillu wurde vom Häuptling sehr freundlich aufgenommen. Nachdem dieser ihm Bananen, Hühner und Kastanien gegeben, sprach er: „Ich sehe nun, was von meinen Vorfahren keiner gesehen hat. Sei willkommen weißer Mann, Geist! Sei froh und genieße was ich Dir gebe."

Gleich nachher wurde zu meiner nicht geringen Verwunderung mir ein Sklav gebunden überliefert und Remandschi sagte: „Schlachte ihn Dir zum Abendessen, er ist fett und weich, und Du bist wohl hungrig!" — Da spie ich aus und ließ durch meinen Führer und Dolmetscher ihm sagen, daß ich die Leute, welche Menschenfleisch essen, verabscheue. Remandschi entgegnete etwa Folgendes: — „Wir haben immer gehört, daß ihr Weißen auch Menschen verzehrt. Zu was denn sonst kauft ihr unsere Leute? Ihr kommt, wir wissen nicht von wannen und führt Männer, Weiber und Kinder hinweg. Macht ihr sie nicht in euerm Lande fett, um sie zu essen? Deshalb gebe ich Dir diesen Sklaven, damit Du ihn schlachtest und Dein Herz sich erfreue." Es kostete einige Mühe, ihm klar zu machen, daß die Weißen keine Kannibalen seien.

Bei diesen Schwarzen ist Alles Barbarei, es fehlt unter ihnen der Zusammenhang, sie sind in zahllose kleine Dorfgemeinden zersplittert, kennen, wie schon bemerkt, kein festes Grundeigenthum, sind ewig in Furcht vor Zauber und Hexerei und hatten zu allen Zeiten, längst bevor Europäer den Negerhandel begannen, Sklaven. Sklaverei ist auf's Engste mit allen ihren Einrichtungen verwachsen, und der Gebieter hat das Recht über Leben und Tod. Wer der Hexerei verdächtig erscheint und nicht zum Gifttrinken verurtheilt ist, wird verkauft. Der Sklavenhandel rettet Vielen das Leben, welche aus der Hand des einen Stammes in jene des andern gehen, bis sie an der Küste zum Verkauf an die Weißen gelangen. So erhält das Menschenleben Werth; sobald die Nachfrage nach Sklaven an der Küste aufhörte, würden gewiß alle der Hexerei beschuldigten Menschen getödtet werden. Jetzt ist der Werthmesser für alle Güter und Sachen der Sklav. Wo wir nach Thalern schätzen, rechnet der Afrikaner nach Sklaven. Ein Mann, dem man Strafe auferlegt, wird um so und so viele Sklaven gebüßt; wer sich eine Frau anschafft, zahlt dafür so und so viele Sklaven oder deren Werth etwa in Elfenbein und Färbehölzern. Die Annahme, daß der auswärtige Sklavenhandel Anlaß und Ursache für die Kriege der afrikanischen Völker untereinander sei, ist irrig. Er trägt wohl dazu bei, das Uebel zu verschlimmern, aber der wahre Grund zu den Kriegen liegt darin, daß überhaupt nur das Recht des Stärkern gilt, daß man gar kein Eigenthumsrecht kennt, vor allen Dingen aber muß man eine Hauptursache in dem abscheulichen Glauben an Hexerei suchen.

Von großem Interesse sind Du Chaillu's Mittheilungen über den Troglodytes Gorilla. Vor dem Jahre 1846 war dieses merkwürdige und gewaltige Thier der Wissenschaft völlig unbekannt, erregte aber sofort große Aufmerksamkeit als ein Missionar am Gabunfluße, Dr. Leighton Wilson, einige Schädel desselben fand und an die naturwissenschaftliche Gesellschaft in Boston sandte. Aber der erste Europäer, welcher den Gorilla gesehen und erlegt hat, ist unser Reisender, aus dessen Schilderungen sich unbestreitbar ergiebt, daß die „wilden behaarten Menschen", welche der Karthager Hanno auf seiner berühmten Fahrt an der Westküste von Afrika gefangen nahm, Schimpanse-Affen gewesen sind. Er nannte sie, nach den Angaben seiner Dolmetscher, Gorilla's, später bezeichnete man sie als Gorgonen; der erstere Name ist aber nun auf das merkwürdige Thier übergegangen, welches wir näher beschreiben.

Der Reisende hatte von den Negern eine große Menge von Fabeln, Sagen und Jagdgeschichten gehört, und war entschlossen, das Ungeheuer in den düsteren Wäldern aufzusuchen. Es hieß, der Gorilla laure auf Bäumen, um sich auf friedliche Wanderer herabzustürzen und sie mit seinen Krallen zu erwürgen, er greife den Elephanten an und schlage ihn mit Knütteln todt; er raube Frauen aus den Dörfern, baue sich aus Laub und Zweigen eine Hütte, auf deren Dach er sitze und ziehe in ganzen Schaaren umher.

Die Wahrheit ist, daß der Gorilla in den einsamsten Wäldern, am liebsten in recht dunkeln Thalschluchten oder rauhen wilden Höhen lebt; auch findet man ihn auf solchen Hochebenen, die mit großen Fels- und Steinblöcken bedeckt sind. Er ist ein nomadisches Thier, das nicht lange an ein und derselben Stelle bleibt und gewöhnlich schon nach zwei Tagen von einer Stelle wegzieht. Er ist dazu gezwungen, um seine Nahrung zu finden. Er lebt nur von Pflanzen, namentlich Beeren, wildem Zuckerrohr und Ananasblättern, frißt aber gewaltig viel und weidet eine Gegend sehr rasch ab. Auf Bäumen verweilt er nicht, klettert aber hinauf, um Früchte, insbesondere Nüsse herabzuholen, dann geht er aber sogleich wieder zur Erde. Er hat nicht einmal nöthig, seiner Nahrung wegen zu klettern; aber die Jungen schlafen auf Bäumen, weil sie dort gegen Angriffe wilder Thiere besser gesichert sind. Das alte Männchen hält seine Nachtrast so, daß es sich unter einen Baum setzt und mit dem Rücken am Stamme ruhet. In größern Gesellschaften findet man den Gorilla nicht; gewöhnlich ist ein Paar beisammen, doch trifft

man hin und wieder ein altes Männchen ohne Frau, welches dann ganz besonders bösartig ist. Das letztere gilt bekanntlich auch von solchen Elephantenmännchen, die von der Heerde aus irgend einem Grunde sich entfernt haben und einsam leben. Jüngere Gorilla's hat man bis zu fünf Stück beisammen gesehen, nie in größerer Zahl; sie laufen, wenn Gefahr ist, auf allen Vieren weg und man kann ihrer nur selten habhaft werden. Auch das alte Männchen weicht dem Menschen gern aus, flieht aber niemals, sobald es sich dann doch dem Jäger gegenüber sieht. Wenn es dem Reisenden gelang, ein Paar zu überraschen, saß der Mann gewöhnlich unter einem Felsen oder an einem Baume im dichtesten Waldgebüsch, wo selbst bei Tage nur eine Art von Zwielicht herrscht; das Weibchen suchte ganz in der Nähe sein Futter und kreischte auf, wenn es witterte, daß nicht Alles geheuer sei. Der Mann blieb noch eine kleine Weile sitzen, sein Gesicht wurde wild und grimmig, er stand langsam auf, spähete mit den Augen umher, schlug an seine Brust, warf den Kopf in die Höhe und begann so furchtbar-gräßlich zu brüllen, daß der Wald erdröhnte. Anfangs stößt er einige kurze bellende Töne aus, nachher folgt ein langes, tief aus der Kehle dringendes rollendes Gebrüll, das wohl über eine Minute dauert und wie Getöse herannahenden Donners in's Ohr dringt. Dann ist der Gorilla in der That schrecklich.

Ein kluger Jäger spart seinen Schuß bis zum allerletzten Augenblick auf, denn er weiß, daß Alles verloren ist, wenn er den Feind nicht auf einen Schuß niederstreckt. Falls er ihn nur verwundet oder gar gefehlt hat, stürzt der Gorilla auf ihn zu und seinem Anprall kann Niemand widerstehen. Ein Schlag mit den scharfen Nägeln an der gewaltigen Hand reicht hin, um einem Menschen die Eingeweide herauszureißen oder den Brustknochen oder den Schädel zu zerschmettern. Es ist vorgekommen, daß ein Jäger, welcher gefehlt hatte, mit dem Gewehr nach dem Gorilla schlug, aber in demselben Augenblicke war der Mann eine Leiche. Kein anderes Thier ist im Kampfe mit dem Menschen so gefährlich als der Gorilla, weil er uns Gesicht gegen Gesicht entgegen tritt und dann seine langen Arme als Angriffswaffe benutzt.

Sobald er seinen Feind gesehen hat und den Kampf bestehen muß, rückt er in kurzen Sätzen vor, bleibt stehen, um sein gräßliches Gebrüll zu erheben, und schlägt mit den Händen so gewaltig auf seinen Brustkasten, daß man ein Dröhnen wie von einer großen Pauke vernimmt. Manchmal setzt er sich auch und starrt den Jäger an, während er unablässig gegen seine Brust schlägt. Dann steht er auf und kommt mit wackelndem Gange näher; seine kurzen Hinterbeine tragen nur mit Mühe den gewaltigen Leib. Während dieses wiegenden Ganges schlenkert er mit den Armen, etwa wie ein Matrose beim sogenannten Seegange, und er sieht mit seinem dicken Wanste, seinem runden dicken Kopfe, der keinen Nacken hat, sondern auf dem Rumpfe sitzt, den muskelkräftigen Armen und der hohlen Brust, in der That fürchterlich aus. Seine tiefliegenden grauen Augen sprühen vor Bosheit und Ingrimm; er verzerrt sein Gesicht, verzieht die scharfgeschnittenen Lippen und zeigt sein entsetzliches Gebiß.

Der Jäger verhält sich inzwischen ganz ruhig und muß manchmal fünf peinliche Minuten lang dastehen, bis er nur anschlagen kann. Du Chaillu ließ ein Männchen immer bis auf mindestens 24 Fuß herankommen; gewöhnlich feuert man erst, wenn der Gorilla nur 14 oder 18 Fuß entfernt steht. Nach einem Schuß auf ein Flußpferd läuft der Neger fort; dem Gorilla gegenüber bleibt er stehen, weil die Flucht ihm unter allen Umständen doch nichts nützen kann. Hat er nicht gut getroffen, so muß er Mann gegen Mann um sein Leben kämpfen und sehen, ob er dem verhängnißvollen Handschlag ausweichen könne. Ausnahmsweise gelingt es ihm wohl, mit einigen Verstümmelungen davon zu kommen, wenn gerade ein anderer Jäger zur Hand ist und gut trifft. Zum Glück stirbt der Gorilla eben so leicht wie ein Mensch, sein Leben ist nicht zäher als das unsrige, und ein Schuß in die Brust streckt ihn nieder. Er stürzt vornüber auf's Gesicht, streckt seine langen Arme aus und stößt einen Todtenschrei aus, in welchem Gekreisch und Gebrüll sich mischen. Dann ist der Jäger sicher.

Gewöhnlich geht der Gorilla auf allen Vieren und zwar so, daß er Arm und Fuß derselben Seite gleichzeitig bewegt. Die Arme sind so lang, daß Kopf und Brust beträchtlich hervorragen. Er kann sehr schnell laufen. Ein erwachsener Gorilla ist nicht zu zähmen, auch die jungen bleiben wild und boshaft, sterben auch sehr bald in der Gefangenschaft. Das Thier hat ungeheure Kraft. Ein Junges von etwas über zwei Jahren konnte von vier Männern kaum festgehalten werden. Der Gorilla knickt Baumstämme von sechs Zoll Durchmesser und man sieht die Spuren, wenn er auf einen Flintenlauf gebissen hat. Die Neger griffen diesen Gebieter des Waldes erst an, als sie Schießwaffen hatten, und noch jetzt wird der Ruhm des Mannes gepriesen, welcher ein solches Ungeheuer erlegt.

Die Schwarzen im Innern essen Affenfleisch sehr gern; das vom Gorilla ist dunkelroth und zäh. Von den Völkern im Küstenlande wird es verschmäht, weil sie zwischen sich und diesem Affen eine ursprüngliche Stammverwandtschaft annehmen. Auch im Innern rühren einzelne Familien denselben nicht an, weil ein Aberglaube es ihnen verbietet; sie sind nämlich überzeugt, daß vor Zeiten einmal einer ihrer weiblichen Vorfahren einen Gorilla zur Welt gebracht habe. Die Haut ist dick und fest wie die vom Ochsen, bricht aber leicht.

An Höhe des Wuchses findet man beim Gorilla eben solche Verschiedenheit wie bei den Menschen. Du Chaillu hat eine Anzahl Exemplare nach Philadelphia gebracht; sie sind zwischen 5 Fuß 2 Zoll und 8 Zoll hoch; ein Gerippe in Boston mißt 6 Fuß 2 Zoll englisch. Das Weibchen ist viel kleiner, bei weitem nicht so stark und auch nicht so massig gebaut. Ein von dem Reisenden erlegtes war 4 Fuß 6 Zoll hoch. Die Hautfarbe ist bei Alten und Jungen tief schwarz; man sieht sie aber nur im Gesicht, auf der Brust und in der innern Hand. Das Haar wird bei den Ausgewachsenen eisengrau; jedes einzelne hat abwechselnd graue und weiße Ringstreifen; auf den Armen ist es dunkler und länger als am übrigen Körper, wohl bis zu zwei Zoll lang. Die Neger behaupten, daß sehr alte Gorilla's ganz grau werden. Der Kopf ist mit kurzem, rothbraunem Haar bedeckt; die Brust beim Männchen kahl, bei den Jungen dünn mit Haar bewachsen; das Haar des Weibchens hat keine Ringstreifen und spielt in's Röthliche, auch das am Arme ist nicht so lang wie beim Manne. Die Augen liegen tief, der Mund ist groß, die Lippen sind, wie schon bemerkt, scharf geschnitten und haben kein Roth. Die Kinnbacken erscheinen geradezu gewaltig, die Hundszähne, welche das Männchen dem Feinde zeigt, geben dem wilden Geschöpfe ein noch gräßlicheres Ansehen. Der Nacken fehlt beinahe gänzlich, der Hirnkasten ist niedrig und zusammengedrängt; die sehr schwach angedeuteten Augenbrauen verlieren sich in's Kopfhaar. Augenlider dünn; die Ohren gleichen genau denen der Menschen, sind aber kleiner und liegen fast parallel mit den Augen. Wenn man die Nase von vorne betrachtet, scheint sie flach zu sein, von der Seite gesehen bemerkt man aber, daß sie etwas hervorsteht. Der Gorilla ist der einzige Affe, bei welchem man eine solche Projection findet. Die Arme erscheinen im

Vergleich zum Rumpfe nicht übermäßig lang, wohl aber im Verhältniß zu den kurzen Beinen, die keine Wade haben. Die Länge des obern Armes ist beträchtlicher als die des Vorderarmes, die Hand sehr massig, stark, kurz und dick; die Finger sind so kräftig, daß der mittlere manchmal sechs Zoll im Umfange hat. Der Daumen ist kürzer wie beim Menschen und nicht halb so dick als der Vorderfinger; bis dahin, wo die Finger beginnen, ist die Hand behaart, in der inneren Fläche aber nackt. Die Nägel gleichen denen der Menschen, sind aber im Verhältniß kleiner und stehen etwas über die Fingerspitzen hervor. Ueberhaupt ist die Hand fast so breit als lang, der Fuß dagegen viel breiter als beim Menschen; die mittlere Zehe ist länger als die zweite und vierte, die fünfte verhältnißmäßig kürzer als beim Menschen. Diese Zehen zerfallen gleichsam in drei Gruppen; nach innen hin die große, nach außen hin die kleine Zehe, während die drei anderen durch eine Spannhaut verbunden werden. Im Allgemeinen gleicht der Fuß des Gorilla dem unsern weit mehr als der irgend eines anderen Affen und ist vortrefflich für den aufrechten Gang geeignet; auch klimmt dieses Thier seltener auf Bäume wie irgend einer seiner Stammverwandten *).

So war das merkwürdige Thier beschaffen, welches Du Chaillu in den westafrikanischen Wäldern unter dem Aequator aufsuchte. Er traf den Gorilla zuerst in der Sierra del Crystal, etwa unter 1° nördl. Breite und 11° östl. Länge. Die Neger hatten Spuren desselben gefunden und diesen folgten die Jäger. Ich wußte, schreibt der Reisende, daß ich gegen ein Ungeheuer auszog, welches selbst der Leopard fürchtet, und das vielleicht den Löwen aus dieser Region vertrieben hat, denn er fehlt überall, wo man Gorilla's findet. Wir stiegen an einem Hügel hinab, überschritten einen Bach auf einem Baumstamme und hatten dann eine mächtige Anzahl von Granitblöcken vor uns liegen. Die Schwarzen behaupteten, daß Gorilla's in der Nähe sein müßten und wir gingen sehr behutsam weiter, indem wir in zwei Abtheilungen um jene Felsenmassen zu schreiten begannen. Es war Mittagszeit, aber selbst bei Sonnenschein herrschte in diesem Wald ein Halbdunkel. Mein Begleiter Makinda, der zum Stamme der Mbondemo gehörte, ging rechts herum, und ein Gorilla sah ihn. Plötzlich wurde ich von einem seltsamen und gräßlichen Gekreisch aufgeschreckt. Vier junge Gorilla's liefen rasch davon. Wir schossen, trafen aber nicht. Sie sahen wirklich aus wie behaarte Menschen.

Diesmal war unsere Mühe vergeblich gewesen und wir gingen mißvergnügt nach unserem Lagerplatze zurück. Während wir um das Feuer herum saßen, erzählten sich die Neger allerlei Geschichten, bei denen ich aus Absicht ein stiller Zuhörer war und jede Frage vermied, um zu erfahren, was sie eigentlich glauben. Der eine hatte gehört, daß einst zwei Mbondemo-Frauen im Walde gingen; da trat ihnen ein Gorilla in den Weg und schleppte das eine Weib fort; das andere entfloh und erzählte im Dorfe den Vorfall. Man gab die Unglückliche verloren, aber sie kam nach einigen Tagen unverletzt heim. Der Gorilla habe sie mit Liebkosungen überhäuft und dann wieder entlassen. — Das war einer, in welchem ein Geist wohnt, warf ein Neger hin, und die andern murmelten beifällig. Es herrscht nämlich bei ihnen allgemein der Glaube, daß die Geister gewisser Verstorbener in Gorilla's übergehen, welche man an geheimnißvollen Zeichen erkennt. Diese Affen, meinen sie, könne man weder fangen noch tödten, und sie seien noch viel klüger als gewöhnliche Gorilla's. Ein anderer erzählte Folgendes: Man fand Gorilla's in einem Zuckerfelde und wollte sie vertreiben. Aber sie setzten sich zur Wehr, schleppten einige Männer fort, und diese kamen zwar nach Verlauf einiger Tage wieder, aber die Nägel an Fingern und Zehen waren ihnen abgerissen worden.

Noch manche Fabeln wurden zum Besten gegeben, unter andern folgende. Einst verschwand ein Mann plötzlich aus dem Dorfe. Wahrscheinlich hatte ein Leopard ihn getödtet; die Neger glaubten jedoch steif und fest, er sei im Walde plötzlich in einen Gorilla verwandelt worden und gehe als solcher in dem Dickicht beim Dorfe um.

Späterhin war Du Chaillu so glücklich, den ersten jungen Gorilla zu bekommen; seine Jäger brachten ihn lebendig ein. „Ich kann die Aufregung nicht beschreiben, welche mich packte, als ich sah, wie meine Leute das kleine Ungeheuer herbei schleppten. Er mochte zwischen zwei bis drei Jahre alt sein und war dritthalb Fuß hoch. Meine Jäger hatten ihn zwischen dem Remboflusse und dem Kap S. Catherine (südlich von der Mündung des Fernando Vaz) eingefangen. Sie hörten, daß ein Junges nach der Mutter rief, und bemerkten bald nachher, daß sich im Gebüsch etwas bewegte. Einige krochen näher und sahen, wie der kleine Gorilla Beeren suchte; ein paar Schritte von ihm saß die Mutter. Diese wurde geschossen und fiel, aber sogleich sprang das Junge herzu und umklammerte die Alte. Als die Jäger mit lautem Freudengeschrei näher kamen, kletterte es an einem Baume hinauf und brüllte. Nun blieb nichts weiter übrig, als das Thier zu schießen oder den Baum zu fällen, und das letztere geschah. Als er sank, warf ein Neger dem Gorilla ein Stück Zeug über den Kopf, so daß er nicht sehen konnte, und dann wurde er gebunden. Unterwegs hatten sie ihm eine gabelförmige Stange am Halse befestigt, und er konnte nicht mehr beißen. Ich fand ihn ganz ungemein bösartig; er brüllte und bellte, und blickte wild und grimmig umher. Ich ließ einen sehr starken Bambuskäfig für ihn bauen, um ihn mit Muße zu beobachten. Zuerst kroch er in den Winkel. Als ich ihm freundlich zuredete und nahe an das Gitter kam, sprang er gegen mich ein und bellte. Er blieb sehr scheu und wollte von Beeren und Wasser nichts genießen, wenn wir nicht weit vom Käfig zurücktraten. Am folgenden Tage war er wo möglich noch grimmiger, sprang gegen Jeden ein, der nur irgend nahe kam, fraß aber die weißen Theile von Ananasblättern und einigen Beeren; alles andere Futter ließ er unberührt. Am dritten Tage wollte das Brüllen und Bellen kein Ende nehmen, und beinahe wäre ihm die Flucht gelungen, er wurde aber mit einem Netze wieder eingefangen. Bei einem zweiten Versuche erging es ihm nicht besser, und nach einigen Wochen starb er." Du Chaillu hatte ihm ein mit Heu gefülltes Faß hinstellen lassen, und er kroch sogleich hinein, schüttelte auch Abends sein Bett auf und machte es locker. Bei einigen anderen Jungen machte man ähnliche Erfahrungen; gekochte Speisen rührten sie nicht an, auch wenn man sie hungern ließ. Alle machten ein seltsames Manöver. Sobald man ihnen nahe kam, konnten sie zwar wegen der Kette mit den Armen keinen Schaden anrichten, sahen aber dem Menschen gerade in's Gesicht; um die Aufmerksamkeit auf ihren Oberkörper hinzulenken, warfen sich dann plötzlich so zu Boden, daß sie auf

*) Des Gorilla ist von verschiedenen Reisenden unter folgenden Benennungen erwähnt worden, als: Pongo von Battel im Jahre 1629, Jugena von Bowditch 1819, Enge ena von Savage 1847, Jnge ena von Gautier Laboulaye 1849, Ngena von Fort 1852, Ngina oder Gina von Admiral Penaud, Dschina von Aubry Lecomte 1854—1857. Abgesehen von dem Worte Pongo sind alle diese Benennungen nichts als verschiedene Schreibungen des Namens Ngina, mit welchen die Mpongue diese Affen belegen. Auf die anatomische Beschreibung einzugehen ist hier nicht der Ort.

einem Arme und einem Beine lagen und versuchten mit dem letztern einen Schlag zu führen.

Als Du Chaillu im Lande der Bakalaï umherzog, begegnete ihm Folgendes. Er hatte vier von seinen Jägern nach verschiedenen Richtungen ausgesandt, und war mit einem erprobten Schwarzen, Namens Gambo, allein geblieben. Von jenen Vieren hatte sich einer abgesondert, um Gorilla's aufzuspüren. Nun erzählt der Reisende: Ich mochte etwa eine Stunde lang mit Gambo allein gewesen sein, als wir plötzlich zwei Schüsse nach einander fallen hörten. Im Nu machten wir uns nach jener Richtung hin auf den Weg und hofften einen todten Gorilla zu finden; aber nun erdröhnte der Wald von fürchterlichem Gebrüll. Als wir näher kamen, gewahrten wir ein klägliches Schauspiel. Mein wackerer Jäger lag am Boden in einer Blutlache, und seine Eingeweide quollen aus dem aufgerissenen Unterleibe hervor. Neben ihm fanden wir sein Gewehr; der Kolben war abgeschlagen, der Lauf gebogen, und wir bemerkten im Eisen die Spur von Zähnen. Der Gorilla hatte sich entfernt; dem Verwundeten legten wir, so gut es ging, einen Verband an. Er konnte uns noch sein Abenteuer berichten und erzählte, daß er ganz plötzlich einem großen Gorillamann sich gegenüber gesehen habe. Sein erster Schuß habe ihn an der Seite verwundet; das Thier sei dann stehen geblieben und habe angefangen zu brüllen. Der Jäger lud wieder und wollte eben feuern, als der Gorilla zusprang, ihm das Gewehr aus der Hand riß und ihm einen Schlag auf den Unterleib gab. Es soll bei ihm Brauch sein, daß er abzieht, nachdem er seinem Feinde einige Streiche versetzt hat.

In den Wäldern am Rembo vernahm eines Tages der Jäger das Gebrüll eines männlichen Gorilla, der sein Weibchen rief, und nach und nach eine Anzahl junger Bäume abbrach, um das Mark herauszufressen. Ein anderes Mal traf er ein Paar dicht beisammen. Das Weibchen stieß einen Schrei aus und lief weg, das Männchen dagegen blieb stehen, blickte seine Feinde an und begann zu brüllen. Dann kam er, ganz in der weiter oben von uns geschilderten Weise in Sprungsätzen näher, schlug auf seine Brust und war zuletzt nur noch etwa zehn Schritte von den beiden Jägern entfernt. Als er dann noch einmal springen wollte, jagten sie ihm zwei Kugeln in den Leib und im Augenblicke stürzte er nieder. Er ist der größte in dem naturwissenschaftlichen Museum zu Philadelphia, denn er mißt vom Scheitel bis zur Zehe 5 Fuß 9 Zoll hoch, seine Brust hat einen Umfang von 62 Zoll; er hatte seine Hände krallenartig gebogen.

Wir haben schon bemerkt, daß in den von Du Chaillu durchstreiften Gegenden sich der Löwe nicht findet, der doch sonst in Afrika so oft vorkommt. Eben so fehlen Zebra, Gnu, Giraffe, Rhinoceros, Strauß und viele Antilopenarten. Die Neger haben weder Rindvieh noch Pferde oder Esel, wohl aber Hühner, Ziegen und eine Art von Schaf. Der wilde Stier jener Gegend, Bos brachicheros, der am Rembo vorkommt, aber namentlich in der Küstengegend am Kap Lopez in großen Heerden umherstreift, läßt sich nicht zähmen. Die Eingeborenen nennen ihn Niare. Er ist wild, scheu und nur gefährlich, wenn man ihn verwundet hat; dann stürzt er wüthend auf den Jäger ein. Bei Tage verweilt er in den Wäldern, Nachts kommt er in Heerden von etwa zwanzig Stücken auf die Wiesen. Die Größe und Schwere gleicht jenen unseres kleinen Rindviehs, aber die Klauen sind länger und schärfer. Das Haar ist röthlich, beim Bullen etwas dunkler als bei der Kuh; der kahle Schweif hat am Ende einen Haarbüschel. Der Kopf ist leicht und erinnert einigermaßen an den eines Hirsches, das Maul schwarz, die Ohren sind lang, spitz und mit langen seidenartigen Haaren besetzt. Die Hörner sind nach hinten anmuthig gebogen, schwarz, zehn bis zwölf Zoll lang, an der Basis flach und unten rund, und mit runzeligen Ringen versehen. Das Thier sieht aus, als ob es eine Art von Mittelglied zwischen Kuh und Antilope bilde. Sehr hübsch ist auch die Bongo-Antilope, Trogelaphus albo-virgatus, und einige Tigerkatzen gehören zu den schönsten ihrer Art.

Wie steht es mit dem Suez-Kanal?

Durch Pariser Blätter wurde jüngst wieder die Nachricht verbreitet, daß am Suez-Kanal die Arbeiten einen rüstigen Fortgang nähmen. Man habe, heißt es, in der Nähe treffliche Steinbrüche eröffnet, beschäftige gegenwärtig etwa achttausend Arbeiter, werde noch im Laufe des Jahres 1861 die Süßwasserstrecke befahren und die Hälfte des maritimen Kanales bis December vollenden! Im Jahre 1862 könne die Verbindung beider Oceane bewerkstelligt werden. Der Unternehmer, Ferdinand von Lesseps, macht bekannt, daß die Ausgaben sehr beträchtlich unter dem Voranschlage zurückbleiben würden.

Diese Angaben laufen, gut deutsch geredet, auf Schwindel hinaus, welcher in dieser Suezangelegenheit von Anfang an eine so große Rolle spielt. Der Unternehmer ist nicht im Stande, auch nur annähernd die Kosten zu berechnen, welche die Hafenbauten bei Pelusium-Sardopolis und bei Suez verursachen werden, oder zu sagen, ob er praktikable Häfen zu schaffen überhaupt im Stande sei. Darin liegt aber, was die Bauarbeiten anbelangt, der Schwerpunkt.

Ueber den Grad der Handelsbedeutung, welche der projektirte Kanal möglicherweise zu gewinnen im Stande sei, hat sich bei uns in Deutschland gleich damals, als 1856 das Projekt von Paris her durch alle Welt ausposaunt wurde, Karl Andree in einer Abhandlung ausgesprochen, die wir in dessen „Geographischen Wanderungen", Dresden 1859, Bd. II, S. 121 ff. wieder abgedruckt finden. Er widerlegte als Geograph und als ein mit den Handelsstraßen und den Verflechtungen der Verkehrsverhältnisse genau bekannter Beobachter die irrigen Angaben der Franzosen und führte ihre Uebertreibungen auf das gebührende Maß zurück. Im Wesentlichen lassen sich die von Andree aufgestellten Ansichten folgendermaßen zusammenfassen.

Man hat beim Kanalbau eine gewaltige Summe technischer Schwierigkeiten zu überwinden, ist aber völlig außer Stande, einen irgend sichern Kostenanschlag zu entwerfen.

Man wird weder am rothen, noch am mittelländischen Meere große und bequeme Häfen, wie sie für eine dem Weltschiffahrtsverkehr angemessene Wasserstraße nöthig sind, herstellen können.

Die Kanalfahrt wird so theuer werden, daß die überwiegende Mehrzahl der Schiffe auf dieselbe verzichten muß. Der Kanal hat Zinsen für das Anlagekapital aufzubringen, die Unterhaltungskosten zu decken und 15 Procent Durchgangsabgabe vertragsmäßig an die ägyptische Regierung abzugeben.

Der Kanal soll angeblich der großen Schifffahrt zwischen Europa und dem fernen Osten, bis Japan und Australien hin, Raum, Zeit und Geld ersparen. Bezahlt könnte er sich nur machen, wenn er Jahr ein, Jahr aus von Tausenden großer Schiffe benutzt würde, wenn er mit den anderen oceanischen Fahrbahnen im großen Weltverkehr nicht nur in Wettbewerb treten, sondern dieselben auch überflügeln könnte, wenn er im Stande wäre, die große Schifffahrt von den atlantischen Fahrbahnen abzulenken. Der Entwurf sagte, daß der Kanal den Weg um das Vorgebirge der guten Hoffnung herum wo nicht ganz lahm legen, doch zu beträchtlichem Theil überflüssig machen wolle, um dem Verkehr „Milliarden" zu ersparen.

Dagegen wies Andree darauf hin, daß der Suez-Kanal, auch wenn er in Bezug auf die technische Ausführung allen Anforderungen entspreche, die atlantische Achse, um die letztere ist vielmehr leichter und weniger gefährlich als jene im mittelländischen und rothen Meere; auf ihr lasten geringere Versicherungsprämien, sie ist nicht mit Kanalabgaben beschwert und braucht keine Schleppdampfer. Wind kostet kein Geld. Auch für Schraubendampfer ist der atlantische Weg billiger als über Suez, weil bei diesem die hohe Assekuranz und die Kanalabgabe bleibt, und Kohlen dort genommen werden müssen, wo sie am theuersten sind, also in Pelusium oder Aden. Die schweren Güter aus dem Osten werden wir stets vorzugsweise durch Segelschiffe erhalten, die ohnehin theilweise Hülfsschrauben an Bord haben.

Ein Schiff, das z. B. von Stettin über Suez nach Batavia fahren wollte, hätte sechs gefährliche Meerengen zu passiren: Sund, Aermelkanal, Straße von Gibraltar, Kanal, rothes Meer mit der Bab el Mandeb und die Straße von Singapore. Gute Segelschiffe fahren von Bremen nach

Der Marktplatz in Suez.

welche seit nun länger als drei Jahrhunderten der Welthandel sich bewege, nicht verrücken könne. Die Völker am Becken des mittelländischen Meeres stehen weit hinter jenen am atlantischen Ocean zurück. Der Suez-Kanal gewährt keine kürzere Straße nach Australien ꝛc. und der Weg ist weniger sicher. Schon 1856 hat man die Strecke von England nach Melbourne in Australien über Panama in 57 Tagen, über das Kap der guten Hoffnung in 78 Tagen zurückgelegt, über Suez und Singapore in 64 Tagen.

Auf See ist bekanntlich nicht die scheinbar kürzeste, nach der Schnur gemessene Linie die wirklich kürzeste; der Schiffer schlägt vielmehr häufig die scheinbar längsten Bahnen ein, weil Winde und Meeresströmungen ihm die Wahl vorzeichnen; die Hydrographie der Oceane giebt den Ausschlag. Nautisch betrachtet ist von den atlantischen Häfen aus und dorthin zurück der Weg über Suez weder kürzer, noch wohlfeiler, noch sicherer als die atlantische Fahrbahn; Batavia in durchschnittlich einhundert Tagen; sie sind schon auf dem Wege um das Kap in den indischen Ocean nach der Zuckerinsel Mauritius in 79 Tagen gekommen. Die Fahrten von Hamburg und Bremen nach Alexandria, also bis in die Nähe des Eingangs zum Suez-Kanal, nehmen, wenn sie besonders kurz sind, mindestens 73 Tage in Anspruch! Man gelangt also aus allen atlantischen Häfen Europa's auf der Fahrt um das Vorgebirge der guten Hoffnung eben so schnell in den indischen Ocean, als — nach Alexandria und Pelusium, also an den Eingang zum Kanal! Dagegen ist die Fahrt durch den letztern für viele Häfen am mittelländischen Meere kürzer, aber die atlantische Handelszone wird auch nach Eröffnung des Kanals im Wesentlichen weder Umgestaltung noch Abbruch erfahren.

Der Suez-Kanal wird, indem er zwei Meere verbindet, im Fortgange der Zeit einen sehr anregenden und belebenden Einfluß üben und wesentlich beitragen, Gesittung

in die Länder am Rothen Meere zu bringen, welche dann nicht blos von Einer Seite her zugängig sind. Der arabische Golf wird zu einer belebten Handelsstraße, in allen Küstenplätzen werden neben arabischen und indischen Kaufleuten auch europäische Geschäftsmänner ihre Häuser haben, wie schon jetzt in Aden. Und wenn auch das Innere Arabiens den christlichen Europäern nicht zugängig wird, so kann es doch nicht fehlen, daß sie in Abessinien festen Fuß gewinnen und auf die Umgestaltung der Verhältnisse in diesem zumeist von Christen bewohnten Lande einwirken. Das innere Ostafrika ist produktenreich, kann werthvolle Erzeugnisse für den Handel liefern und seinen Verbrauch an europäischen Waaren beträchtlich steigern. Dieser Verkehr muß vorzugsweise in die Hände der mediterraneischen Europäer gelangen; diese werden sehr wesentliche Vortheile von dem Kanale haben, weil er hier einen kürzern Weg nach Süden und Osten eröffnet. Im Welthandel greift Alles in einander; er bildet eine über die ganze Erde verschlungene Kette mit tausend Gliedern, die allesammt, mittelbar oder unmittelbar, in Berührung stehen, und durch welche eine elektrische Strömung geht, der kein Theil fremd bleibt. So wird ein Gedeihen der großen Handelsdomaine am Mittelmeer, der levantinischen Verkehrszone und des commerciellen Bereichs am arabischen Golf, auch auf die atlantischen Regionen fördernd und gedeihlich einwirken.

Auf einen Umstand legte Karl Andree schon 1856 ganz besonders Gewicht. „Man wird, sagte er, die Häfen im Meere selbst, mindestens eine halbe Meile weit vom Gestade entfernt bauen, für jenen von Pelusium sogar Bausteine aus dem griechischen Archipelagus holen müssen und ihn trotzdem nie zu einem bequemen Hafen machen. Die Bedenken für die Segelschifffahrt bleiben in jener südöstlichen Ecke zwischen Syrien und Aegypten nach wie vor, weil bei der vorherrschenden Richtung der Winde die Dünen von El Arisch ihre Gefahren behalten. In jener ganzen Region zeigt das Meer, vermöge seiner Strömung der Küste entlang, bei seichtem Wasser und der Masse von Sand, welchen die Wüstenwinde ihm zuführen, eine entschiedene Neigung, Bänke und Untiefen zu bilden. Der Bericht der internationalen Untersuchungskommission hat diesen wichtigen Punkt, auf den so viel ankommt, nicht genügend erörtert. Jene Meeresgegend steht seit den ältesten Zeiten bei den Schiffern in bösem Rufe, und bis jetzt wenigstens ist derselbe durch die Erfahrung vollkommen gerechtfertigt. Wind und Wogen sind aber dort auch heute noch dieselben wie vor dreitausend Jahren."

In ähnlicher Weise äußerte sich einige Zeit nachher der berühmte Ingenieur Stephenson, und neuerdings haben wir den Ausspruch eines Sachverständigen erhalten, dessen Zuständigkeit von Niemandem bezweifelt werden kann. In der Jahresversammlung der Londoner geographischen Gesellschaft von 1860 lenkte der Geolog Murchison die Aufmerksamkeit auf einen Bericht des Kapitän Spratt, welcher die Südküsten des Mittelmeeres, insbesondere jene Aegyptens, untersucht und aufgenommen hat. Auch der Meeresboden ist von ihm einer genauen Prüfung unterzogen worden. Folgendes sind die wichtigen Ergebnisse.

Wegen der vorwaltenden Nordwestwinde geht der Wellenschlag und Drang vorzugsweise nach Osten, und deshalb können die erdigen Bestandtheile, welche der Nil in's Meer führt, nicht nach Westen hin oder nach Norden hin in die tieferen Theile des Mittelmeeres getrieben werden, um sich dort abzulagern; sie werden unablässig nach Osten hin geführt. Durch diesen unwandelbaren Naturprozeß ist Alexandria, weil dasselbe westlich von den Nilmündungen liegt, frei von Schlick und Sand geblieben, während in Folge der Erdanhäufungen im Delta selbst während der historischen Zeiten die Häfen von Rosetta und Damietta sich ausgefüllt haben und völlig unbrauchbar geworden sind. In der noch weiter nach Osten liegenden Bucht von Pelusium sind diese Schlammablagerungen viel mächtiger als an irgend einer andern Stelle der ägyptischen Küsten. Genau dieselbe Wirkung hat jener vorherrschende Nordwestwind auf die Dünen und den Flugsand der Küstenstrecken; er hat Wohnorte und einst fruchtbare Felder überschüttet und Bodenvertiefungen ausgefüllt. Diese Dünen sind gebildet aus dem Sande, welchen der Nil aus dem Innern Afrika's herbeigetrieben hat; er ist dann an die Küste geschwemmt und vom Nordostwinde getrieben worden.

Diese Thatsachen stehen fest. Dazu kommen Spratt's Lothungen im Meere und genaue Beobachtungen über die Bodenverhältnisse an der Küste, welche dieser Hydrograph durch Karten und Durchschnitte veranschaulicht hat. Er zieht den Schluß, daß die Angaben des Herrn von Lesseps über die Anlage des Kanals zwischen Suez und der Bucht von Pelusium auf durchaus unsicheren und falschen Annahmen beruhen. Denn:

1. Jene Bucht des mittelländischen Meeres, in welche der Kanal münden soll, wird so unablässig und so regelmäßig mit Schlamm gefüllt (is so continuously and regularly silting up), daß gegen ein so mächtiges Lokalgesetz der Natur auch ein fortwährendes Baggern nichts helfen kann. Es ist unmöglich, dort einen permanenten Hafen zu bilden.

2. Der Flugsand, welcher von Westen nach Osten getrieben wird, muß ununterbrochen den Kanal verschütten.

3. Der Boden, in welchem ein Theil des Kanals gegraben werden soll, besteht aus Nilsand, der sich in früheren Zeiten angehäuft hat. Er kann das Wasser nicht halten, sondern wird eine große Masse durchsickern lassen und einsaugen.

Lesseps hat sich zu Gunsten seines Planes auf die Deltabildungen der Donau und anderer in Theile des mittelländischen Meeres fallender Flüsse berufen und diese als Analogien geltend gemacht. Kapitän Spratt weist aber nach, daß die von Lesseps als Beweise angeführten Verhältnisse geradezu gegen seine Projekte sprechen. Denn die Malamocco-Einfahrt bei Venedig liegt windwärts vom Po und leidet also nicht durch Deltaablagerungen dieses Stromes, eben so wenig wie Alexandria durch jene des Nils. Im schwarzen Meere liegen die Deltaablagerungen an der Donaumündung leewärts von der letztern, und sowohl beim Po wie bei der Donau werden durch die heftigen und mächtigen Strömungen des Flußwassers offene Fahrstraßen erhalten, was bei dem träg fließenden Wasser in der Bucht von Pelusium durchaus nicht der Fall ist.

Im Museum der praktischen Geologie zu London hat Kapitän Spratt zahlreiche Proben von Sand und Schlamm niedergelegt, um sichtbare Beweise für seine Aufstellungen zu liefern. Ueber das Kanalprojekt schreibt er unter Anderm: „Es handelt sich um ein wahrhaft gigantisches Werk für die Ingenieurkunst, um ganz ungeheure Geldsummen sowohl für den Bau wie für die Unterhaltung; der Handelsstand, welcher diese Summen hergeben soll, möge sich wohl fragen, ob sie nicht unnützerweise in die See geworfen werden. Ich bin fest überzeugt, daß das letztere der Fall sei. Man sollte doch die Erfahrungen nicht unbeachtet lassen, welche überall unter ähnlichen hydraulischen und physischen Verhältnissen gemacht worden sind. Man würde beim Suez-Kanal ununterbrochen und unaufhörlich gegen eine gewaltige Menge in der Natur selbst liegender Hindernisse ankämpfen müssen."

Andere Fachmänner sind zu derselben Ansicht gelangt, und es leuchtet ein, wie luftig die Behauptung ist, daß man im Jahre 1862 die Fahrten von einem Meere bis zum andern eröffnen wolle. Aber wenn das auch der Fall wäre, so könnte nicht etwa die Schifffahrt selbst beginnen, denn es käme dann erst auf das Wichtigste an, den Bau der Häfen an beiden Seiten, die man bei Suez wie bei Pelusium weit in's Meer hinausbauen müßte, vermittelst gewaltiger doppelter Hafendämme, welche da wie dort eine Wegstunde weit von der Küste aus in's Wasser hinaus zu führen wären.

Berichte in verschiedenen Blättern haben gemeldet, daß bis Ende 1860 eigentlich noch gar nichts gethan war. In einem derselben heißt es: „Mit allem bisherigen Geldaufwand ist noch nicht einmal die leichte Operation, einen Kanal durch den Sand zu graben, ausgeführt worden. Es ist noch nicht gewiß, daß Herr v. Lesseps mit allen seinen Millionen bis zu dieser Stunde (December 1860) so viel Sand hinweggeräumt hat, wie Herr Davis mit einigen Arabern und einigen hundert Pfund Sterling binnen wenigen Monaten von den Hügeln Karthago's wegfegte. Nun hält es aber gar nicht schwer, den Kanal zu graben, die Schwierigkeit besteht nur darin, ihn mit Wasser zu füllen und voll zu erhalten. Zur Anlage einer Mündung ist kaum das Geringste vorbereitet. Zwei kleine Dämme sind in's Meer hinausgebaut und zwar in der Nähe der Stellen, wo der Stein liegt, aus dem das Becken für jenen Theil des Mittelmeeres gehauen werden soll, in welchen der allzu freigebige Nil fortwährend seinen Schlammüberfluß ausschüttet. Aber diese Vorarbeit hat mit dem Kanal selbst nichts zu thun, sondern soll nur einen Hafen für die Transportschiffe bilden, welche den beim Kanalbau zu verwendenden Stein herbeischaffen sollen."

Jedenfalls hat man hinlänglichen Grund, Alles, was über den Suez-Kanal von Paris her veröffentlicht wird, nicht blos mit Vorsicht, sondern auch mit großem Mißtrauen aufzunehmen.

* * *

Uns ist soeben eine Nummer der New-Yorker Zeitung „The World" vom 19. Juni dieses Jahres zugegangen, in welcher sich ein Amerikaner, J. B. Scouller, der eben aus Aegypten zurückgekommen war, über die Kanalangelegenheit ausspricht. Er nimmt Bezug auf die Mittheilungen des turiner Professors Barnffi, in welcher eine Unterredung des letztern mit Herrn von Lesseps wiedergegeben wurde. L. hatte versichert, daß im Maimonat 1861 der schiffbare Kanal zwischen beiden Meeren fertig sein werde. „Ich habe im December 1860 in Aegypten über den Kanal der Franzosen ganz besondere Nachforschungen angestellt, konnte aber nur wenig erfahren. Meine Freunde in Alexandria und Kairo, die seit Jahren im Lande wohnen und mit dessen Angelegenheiten bekannt sind, erklärten, daß auf dem Isthmus noch wenig oder gar nichts geschehen sei. Die englischen Ingenieure in Suez, welche mit der Küstenaufnahme des Rothen Meeres beschäftigt sind, scheinen auch nichts von dem Kanalunternehmen zu wissen. Dagegen sagten mir einige Leute am Rothen Meere, man habe einige Arbeiten verrichtet, dann sei aber dem Franzosen das Geld ausgegangen und man habe die Leute verabschiedet. Bestimmtes schien Niemand zu wissen, gleichviel ob Ausländer oder Eingeborener; die ganze Angelegenheit betrachtete man als eine Vision, und nachdem ich mir die Gegend am Rothen Meere näher betrachtet habe, bin ich sehr geneigt, dem völlig beizupflichten. — Ich vermuthe, daß Herr von Lesseps nach Europa zurückgegangen ist, um durch Anleihen Geld zu erheben oder mehr Actien auszugeben. Es liegt ihm daran, leichtgläubige Gelehrte von der Art des Professors Barrussi zu gewinnen, damit sie sein Unternehmen anpreisen und er eine reiche Goldernte halte. Denken Sie aber ja nicht daran, in den nächsten zehn Jahren eine Fahrt auf dem Suez-Kanal machen zu wollen, denn Sie würden sich bitter getäuscht sehen." So spricht jener Amerikaner. Neuerdings hat Hr. v. L. den Versuch gemacht, Zwangsarbeiter zu erhalten. Dagegen hat aber England Einsprache gethan, weil dergleichen gegen sein Uebereinkommen mit dem türkischen Sultan, den Oberlehnsherrn des Vicekönigs von Aegypten, verstößt.

Ein Zahltag bei den Indianern in Wisconsin.

Die Bundesregierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika kauft den Indianern ihre Ländereien ab und zahlt dafür Jahrgelder an die verschiedenen Stämme. So kommt sie für eine geringe Summe und auf friedliche Weise in den Besitz von Grund und Boden, läßt denselben vermessen und bietet ihn an die Ansiedler feil, welche sich in den neuen Gebieten niederlassen. In den nordwestlichen Staaten ist die Anzahl der Indianer noch heute nicht ganz unbeträchtlich. Ihre Beziehungen zu der Bundesregierung werden durch besondere Beamten, die Aufseher, Superintendents, vermittelt und diese sollen auch dafür sorgen, daß die Rothhäute nicht beeinträchtigt werden.

Alljährlich läßt der Aufseher die in seinem Amtsbereich lebenden Indianer nach einem beliebigen Punkt entbieten, damit sie dort ihre „Annuitäten" in Empfang nehmen. Das geschah jüngst auch zu Odanah, La Pointe County, Staat Wisconsin. Dort erschienen die Torch Lake- (Lake du Flambeau-), St. Croix-Bad River- und La Pointe-Sippen, sämmtlich dem großen Volksstamme der Odschibwä angehörig. Ihre Zahl belief sich auf etwa dreitausend. Man hat 1854 mit ihnen ein Uebereinkommen getroffen, demgemäß sie bis 1874 Jahrgelder erhalten. Außerdem sind jedem ledigen oder verheiratheten Manne 80 Acker Landes vorbehalten worden, welches sie nicht verkaufen dürfen. Ohne diese Bedingung würden sie binnen kurzer Zeit Alles für ein paar Flaschen Branntwein (Skitwabu, d. h. Whiskey) verkauft haben.

Ein Augenzeuge schildert den Zahltag in Odanah in folgender Weise. Ein Häuptling nach dem andern erscheint vor dem vom Aufseher bevollmächtigten Agenten. Die Häuptlinge niedern Ranges bringen Holzstäbchen mit, um so die Zahl ihrer Angehörigen nachweisen zu können; jedes Stäbchen bedeutet eine Person und die Zählung ist rasch vollendet. Alsdann werden der Reihe nach die Beutel und Päckchen geöffnet, welche für jede einzelne Familie bereit liegen. Jede enthält eine wollene Decke oder mehrere Stücke von Wolltuch, Kattun und Musselin, fertige Kleider für Männer, Hacken, Aexte, Messer, Pulver und Pulverhörner, eiserne Fallen, Flinten, Schrot, Zündhütchen, Blei, Oefen, Küchengeräthschaften und dergleichen mehr. Auch Geld wird ausgezahlt; der Agent hat die mit Silbermünze gefüllten Säcke vor sich stehen; er sitzt vor dem Lagerhause und läßt durch seine Ausrufer jeden Einzelnen vorladen. Der Indianer erscheint, nimmt sein Geld in Empfang und berührt dann das obere Ende der Feder oder des Bleistiftes, welchen der Agent in der Hand hält. Auf solche Weise wird der Empfang des Geldes bestätigt und der Indianer entfernt sich mit Geld und Waaren, um für einen Andern Platz zu

Portal der Kirche des Kapitelhauses zu Thomar in Portugal.

machen. Ein Häuptling überwacht die seiner Sippe geleisteten Zahlungen und quittirt für die Gesammtheit in der Weise, daß auch er die Feder des Agenten berührt. Alle Anwesenden erhalten von Letzterm Mehl und Schweinefleisch als Geschenk.

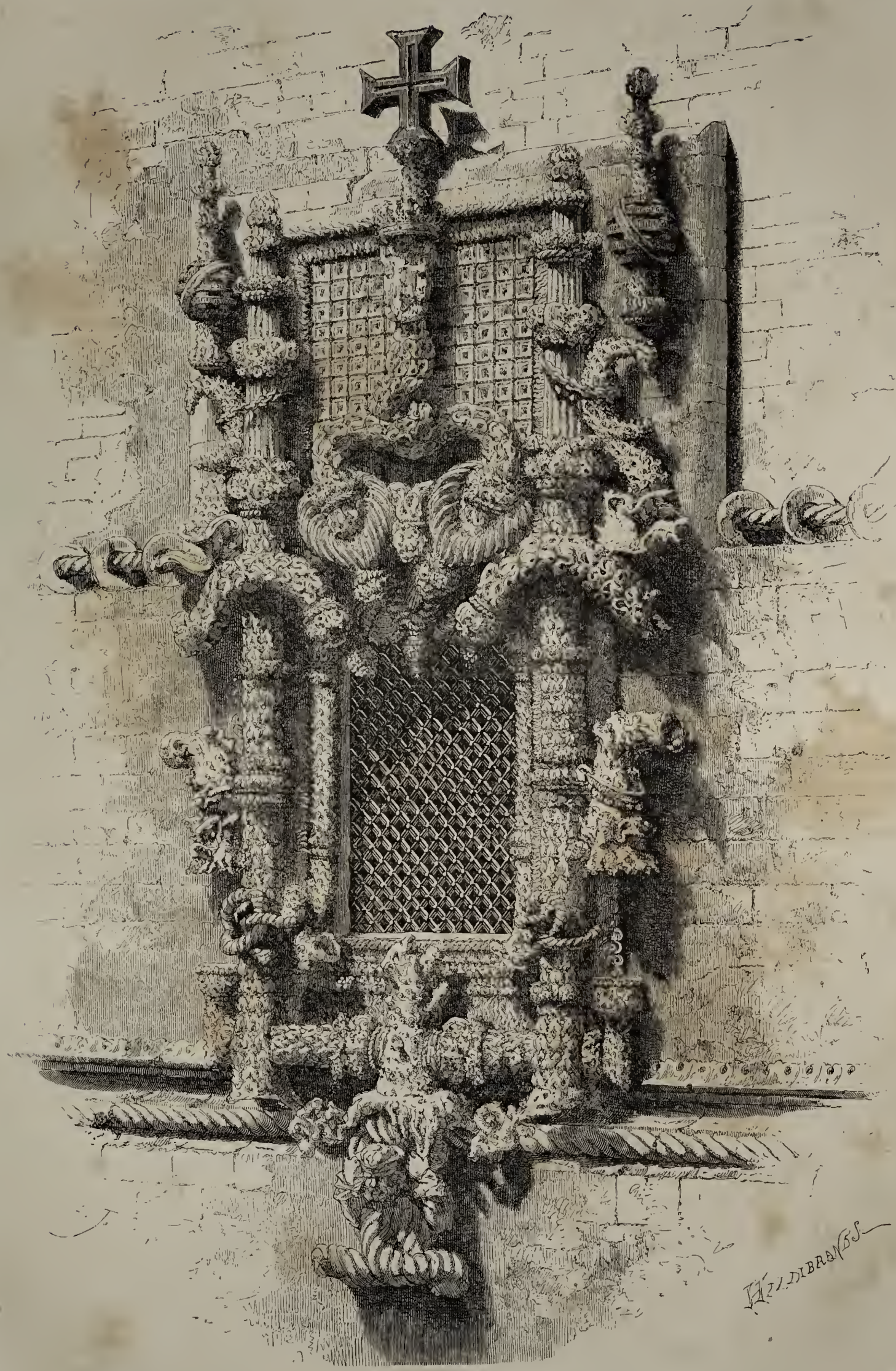
Der ganze Auftritt hat etwas Malerisches. Zwischen den Indianern treiben sich Händler und Hausirer umher, welche zuvor einen Erlaubnißschein gelöst haben, und manche gehen beim Verkaufe rechtschaffen zu Werke. Andere schmuggeln freilich, trotz aller Verbote, Branntwein ein, und dieser namentlich ist des Indianers Verderben. Für Whiskey zahlt er jeden Preis, giebt er Alles hin, was er hat. Ueberhaupt kommen die Jahrgelder rasch in die Hände der Hausirer.

Der Zahltag ist für die Indianer ein Fest, zu welchem sie aus weiten Entfernungen herbeikommen. Zu Odanah sah man sie mit Bogen und Pfeilen, mit allen Schangehängen und Zierrathen, auch ihre ledernen Zelthütten, die Wigwams, führten sie mit sich. Alle haben ihre Gesichter zum Theil in abstoßender, abscheulicher Weise bemalt. Jeder trägt eine Decke und verkriecht sich in dieselbe wie die Schnecke in ihr Haus; er ist aufgeputzt mit Federn, mit Fellen vom Stinkthier, mit Schellen und Glaskorallen, Ohren- und Nasenringen, Bändern und allerlei solchen Dingen mehr. Federn vom Adler darf nur ein Krieger tragen, der bereits mit dem Feinde gekämpft hat; so viele Federn er trägt, so viele Schädelhäute, Scalps, hat er schon gewonnen. Die Adlerfeder ist des Kriegers höchster Stolz. Nur der Tapfere darf ein Stück vom Felle des Stinkthieres am Knöchel tragen; ohne ein solches zöge er nicht in den Kampf. Einige haben Bärentatzen um den Nacken hängen. Uebrigens benehmen sich alle sehr friedlich und Unordnungen kommen an dem Zahltage nicht vor.

Der Odschibwä verachtet alle Arbeit, sie ist für seinen hochfahrenden Sinn zu erniedrigend; mit Geringschätzung blickt er auf die Arbeiten, welche der weiße Mann verrichtet, und gerade dadurch geht er zu Grunde.

Das Kapitelhaus der Christusritter in Thomar.

Wir haben in unserer vorigen Nummer ein Bild vom obern Theile im Kapitelhause der Christusritter in Thomar mitgetheilt. Wir geben jetzt zwei andere Bilder, welche gleichfalls die ungemein reiche, volle und üppige Architektur dieses großen Gebäudes versinnlichen. Das eine ist das Portal, ein wunderschönes, mit Recht viel gepriesenes Werk der Baukunst; das zweite ein Fenster, welches in der That einen prachtvollen Eindruck macht. Wir verlangen nicht, daß man in unseren Tagen bauen solle wie im Mittelalter, aber wie nüchtern und kahl, wie arm an Gedanken und wie farblos nehmen sich die meisten „monumentalen" Bauwerke unserer Zeit aus! Wie sticht der „berlinische Pappkasten und Kasernenstyl" ab, gegen jene bunte Fülle! Freilich entspricht er auch dem modernen Frack, dem Cylinderhut oder den Soldatenuniformen und ist insofern „zeitgemäß." Aber schön, poetisch, ergreifend und erhebend ist er nicht.



Fenster im Kapitelhause zu Thomar in Portugal.

Die Schlangen in Südost-Australien.

Der „Jäger im Busch" hat in ganz Australien kein reißendes Thier zu fürchten oder zu erlegen, denn Löwen und Tiger mangeln diesem in so vieler Beziehung seltsamen Inselkontinente. Aber er ist unablässig von nicht minder gefährlichen Feinden umringt und hat sie auf Tritt und Schritt zu fürchten. Ein Waidmann, welcher volle sechs Jahre lang das Gebiet der Kolonie Victoria, das sogenannte Australia felix, und ganz besonders die Umgebungen der Hauptstadt Melbourne durchstreifte, giebt darüber umfassende Berichte, denen wir Einiges entlehnen. Er meint, kein anderes Land in der Welt sei in der Sommerzeit von Schlangen so arg heimgesucht, wie jene Gegend. Der Jäger möge gehen wohin er wolle, in den tiefen Wald, über dichte Haide, über freie Ebenen, an Sümpfe, Bäche oder Wasserlöcher, überall könne er darauf rechnen, daß er seinen gefährlichsten Feind erblicke. Ich meine, sagte er, vorzugsweise die schwarze Schlange. Sie kommt in sein Zelt, in seine Hütte, in seine Decken; er ist nirgends sicher vor ihr, und entschlüge er sich nicht ein- für allemal der Furcht, so hätte er keine ruhige Minute. Denn alle Augenblicke muß man gefaßt sein, auf eine giftige Schlange zu treten; sie liegt oft zusammengerollt grade im Wege, kriecht nicht etwa stets sogleich fort, sondern schießt Basiliskenblicke auf ihn und ist wohl gar bereit, gegen ihn einzuspringen. Häufig gewahrt man sie erst, wenn die Gefahr schon vorüber ist. Ich gewöhnte mich an ihren Anblick, habe Hunderte getödtet und doch hat es mich immer kalt durchriefelt, wenn ich eine solche Schlange sah. Noch jetzt denke ich mit Schauder daran, wie oft mein Leben auf dem Spiele stand, und ich begreife gar nicht, wie es möglich war, daß ich ohne Bisse davon kam. Einst warf ich mich in Hemdsärmeln an einem heißen windigen Tage sehr ermüdet auf meine Decke, und als ich da lag, bemerkte ich, daß kaum drei Zoll von meinem Arm entfernt eine sogenannte Teppich-Schlange mich anstarrte. Zweimal habe ich die kleine Peitschen-Schlange in einem Bündel Heu mit aufgenommen und zweimal hat eine größere Art sich um mein Bein geschlungen. Meine ledernen Ueberziehhosen retteten mich, denn der Biß unter dem Knie drang nicht bis in die Haut. Hundert und aber hundert mal habe ich in dichtem Grase Schlangen getreten, aber ich trug entweder jene ledernen Ueberzieher oder hohe Wasserstiefeln. Es ist allemal gefährlich, einen umgefallenen Baumstamm oder einen Klotz anzurühren, denn gewöhnlich liegen Schlangen darunter und Tausendfüße fehlen auch nicht. Zum Glück übt sich das Auge bald und man beobachtet instinktmäßig große Vorsicht.

In Victoria traf unser Jäger nur drei verschiedene Schlangenarten: die schwarze, die Diamant- oder Teppich-Schlange und die kleine Peitschen-Schlange; aber alle drei sind gleichsehr giftig. Weiter landeinwärts soll eine Art von Boa leben, die unschädlich ist; desto gefährlicher erscheint aber dort eine giftige Natter, von welcher die Eingeborenen allerlei fabeln.

Die schwarze Schlange sieht sehr hübsch aus; manche Exemplare sind am Bauche kupferroth. Sie wird höchstens sechs Fuß und einige Zoll lang, durchschnittlich nur fünf Fuß; gewöhnlich findet man sie an Holzstämmen und in dichtem Gebüsch; im Sommer geht sie, gleich der Teppich-Schlange, gern an's Wasser. Diese australischen Schlangen haben einen starken, eigenthümlichen Geruch, der sich oft in nicht unbeträchtlicher Entfernung bemerkbar macht. Die Teppich-Schlange ist dünner als die schwarze, hält sich zumeist an offenen Stellen auf und liegt bei trockenem Wetter gern in einem Krabbenloche oder im Hufstritte der Ochsen; die gelblich braune Farbe geht am Bauch in's Helle über und wechselt nach Jahreszeit und Alter. Kein vorsichtiger Ansiedler wird neben Zelt oder Hütte Glasflaschen liegen lassen, weil bei heißem Wetter die Schlange dergleichen gern aufsucht. Die Peitschen-Schlange ist nur fingersdick und selten über einen Fuß lang, sieht aus wie unsere Blindschleiche, hat aber einen spitzern Schwanz. Sie liebt kahle Flächen und liegt häufig unter trockenem Kuhdünger.

Während der kühlern Jahreszeit, die man als Winter bezeichnet, verkriechen sich alle diese Schlangen in alte Baumstämme, Zäune oder Erdlöcher und bleiben dort von Ende März bis September. Die Paarungszeit soll im Februar sein; auch behauptet man, daß sie bei Nacht wandern, doch das bleibt zweifelhaft; denn sobald die Sonne sich neigt, kriechen sie in ihre Schlupfwinkel. Sie beißen nicht, wenn man sie nicht tritt oder nicht so sehr bedrängt, daß ihnen kein Ausweg bleibt; man sieht es ihnen oft an, daß sie gern entschlüpfen, und sie können sich mit unbegreiflicher Schnelligkeit fortbewegen. Ich habe gewöhnlich zwei oder drei an jedem Sommertage geschossen, denn das ist sicherer als ein Angriff mit dem Stecken; man muß wo möglich der Schlange von der Seite her beizukommen suchen. Ich habe einmal gesehen, daß sie gegen einen Hund einsprang. Sie hatte sich zur Hälfte aufgerichtet und schoß dann wie ein Blitz. Manche Hunde verstehen sich trefflich auf den Fang der Schlange; sie packen dieselbe und schütteln sie, als ob sie eine Ratte hätten; gewöhnlich werden sie aber doch einmal gebissen und sind dann verloren. Ein guter Buschhund bleibt in einiger Entfernung stehen, schlägt an und wartet bis der Jäger kommt. Die Stump-Eidechse läßt sich mit den Schlangen in einen Kampf ein und bleibt Sieger, weil sie nach dem Biß ein Kraut frißt, welches die gefährlichen Wirkungen des Giftes aufhebt. Ein gewisser Underwood, welcher einem Kampfe zusah, lernte jenes Kraut kennen und bereitete eine Mixtur, welche die Probe bestanden haben soll. Gewiß ist, daß manche Leute gebissen wurden und doch nicht gestorben sind. Ein Holzhauer wurde von einer Peitschenschlange gebissen, hieb sich aber sofort den Finger ab und blieb gesund; andere Leute schnitten die Wunde auf, ließen sie stark bluten und brannten Pulver ab; nachher vertrauten sie sich einem Arzt an. Sehr wirksam soll es sein, wenn man gleich nach dem Stiche eine starke Blutung hervorbringt und dann gekauete Ipecacuanha auf die Wunde legt.

Die Schlangen in Südost-Australien leben nicht auf Bäumen, können aber klettern und legen sich gern in Vogelnester. Ich stand einmal, sagt der Buschjäger, ruhig am Wasser und lauerte auf Enten. Es war ein heiterer Sommerabend. Plötzlich hörte ich im Gebüsch etwas rascheln und sah wie eine große Teppichschlange an einem hohen glatten Baumstamm emporkletterte. Gleich nachher folgten andere und bald krochen ein Dutzend und mehr in verschiedener Höhe am Stamm umher. Man kann sich leicht denken, daß ich so rasch als möglich fortging, denn es war in jener Schlangenniederlassung nicht geheuer. In langem Grase und dichtem Gebüsch giebt es Stellen, wo sie zu Hunderten beisammen liegen. Ochsen, die in solche Gegenden kommen, sind verloren; Schafe springen oft mit allen Vieren auf eine Schlange und tödten sie. —

Die schwarzen Eingeborenen fürchten sich sehr vor den bösen Kriechthieren und weichen ihnen sorgfältig aus; auch ist ihr Blick adlerscharf und sie sehen jede Kleinigkeit am Boden. Man ißt die schwarze Schlange, vorausgesetzt, daß sie in der Wuth sich nicht selber gestochen habe, was manchmal vorkommt; sie schmeckt wie Aal, ist aber nicht so fett.

Diese Schlangen nähren sich von kleinen Thieren, Eiern und Fröschen. Unser Jäger erzählt, daß er Zeuge gewesen, wie eine Teppich-Schlange eine Anzahl kleiner Vögel bezaubert habe. „Sie zwitscherten und flatterten im Gezweig eines umgefallenen Baumes. Die Bewegungen der Schlange waren ungemein anmuthig, sie stand halb aufgerichtet, bewegte den Kopf rückwärts und nach vorne und züngelte lebhaft. Offenbar suchte sie Beute anzulocken, schlüpfte aber rasch hinweg, als sie mich erblickte." Wasserschlangen giebt es in der Kolonie Victoria nicht, aber alle können schwimmen und während der Sommerszeit trifft man sie an jedem Wasser. „Ich habe oft gesehen, daß sie tranken. Ich schoß einmal ein Paar Enten, welche auf der andern Seite des Baches in das Röhricht niederfielen. Einen Hund hatte ich nicht bei mir, schwamm also selbst

hinüber. Mitten im Wasser sah ich einen schwarzen Stock ruhig auf dem Wasser liegen. Als ich aber näher kam, zeigte es sich, daß es eine schwarze Schlange war. Ich kam einen Fuß breit an ihr vorüber, aber sie rührte sich nicht." Der australische Buschjäger versichert die Wahrhaftigkeit seines Berichtes, aber der Leser wird vielleicht den Kopf schütteln und sagen: Eine Jagdgeschichte! Durch die Buschfeuer werden alljährlich unzählige Schlangen getödtet, aber ausrotten wird man sie niemals, weil die vielen Sümpfe, Haiden und Gebüsche, überhaupt die Strecken, welche sich nicht zum Urbarmachen eignen, ihnen Schutz gewähren.

Die angebliche Wasserverbindung zwischen dem schwarzen Meer und dem kaspischen See.

Vor einigen Jahren wurde dieser Gegenstand vom Staatsrath Bergsträßer in Astrachan eingehend erörtert. Er wies darauf hin, daß schon Peter der Große den Plan zu einer künstlichen Verbindung beider Gewässer gehegt habe; die Arbeiten wurden 1697 begonnen, aber 1701 wieder eingestellt. In späteren Zeiten ist die wichtige Frage oftmals berührt worden; man wußte, daß die ausgedehnte Niederungssteppe vom Liman Manytsch bis zum kaspischen See im Frühjahr sehr wasserreich sei, aber man hatte keine genauen Karten. Im Jahre 1837 stellten die Herren Fuß, Sabler und Sawitsch fest, daß der Spiegel des kaspischen Meeres 84 Fuß tiefer liege als jener des schwarzen Meeres. Eichwaldt wies nach, daß die Trennung zwischen beiden Meeren nicht in die historischen Zeiten gefallen sei; Bergsträßer war anderer Ansicht, und meinte: daß in Anbetracht der örtlichen Verhältnisse eine Wiederherstellung des ehemaligen Wasserweges (denn einen solchen nahm er an) nicht allzuschwierig und allzukostspielig sein könne. Er wies darauf hin, daß im Norden jener Niederung schiffbare Seitenarme zur Wolga führen. Parrot hatte von einem Armenier gehört, daß der östliche Manytsch sein Wasser, so lange er welches habe, nach Osten fließen lasse, manche kleine Steppenflüsse aufnehme und unweit des kaspischen Meeres ende. Ein alter Kalmücke wollte in seiner Jugend von alten Leuten gehört haben, daß der Manytsch ehemals in den kaspischen See geflossen sei. Herr von Baer erfuhr, gleichfalls von alten Leuten, daß noch jetzt von Zeit zu Zeit im ersten Frühlinge das Manytschwasser sich in die Niederung des Kumaflusses ergieße, und mit diesem gemeinschaftlich dem Meere zuströme. Es war also vollkommen gerechtfertigt, daß man auf nähere Untersuchungen einging. Auf Bergsträßers Veranlassung unternahm N. und F. Iwanow und Nafaroff 1858 einen Reisezug zur Aufnahme der Kuma-Manytsch-Niederung. Bergsträßer hielt die Ergebnisse für vielversprechend, und meinte: „es könne nicht schwierig sein, im ersten Frühjahre, trotz der weithin ausströmenden Wassermenge auf einem der alten Flußbetten, von der Nähe des kaspischen See's aus zum See Chara chul ussun, dem Flusse Kata us, dem Liman Manytsch in den Don und das asowsche Meer ganz zu Wasser zu gelangen." Man müsse die ganze in der Steppe vorhandene Wassermasse in ein einziges tiefes, nicht allzu breites Bett lenken und das übrige Wasser in Sammelbecken anhalten. Das russische Ministerium bewilligte Gelder für die Ausrüstung einiger Boote. Im Jahre 1859 fand eine zweite Expedition statt, welche ermittelte, daß die sogenannte wasserarme Gegend im Frühjahr eine große Wassermenge habe, die weite Niederung dadurch überschwemmt werde, „daß also bei den nöthigen Wasserbauten hinlängliche Sammelbecken zur Speisung eines großen Kanals angelegt und unterhalten werden könnten, besonders wenn der östliche Manytsch, die Kuma und der Kala us die nöthigen Richtungen und Strömungen erhalte." Er meinte ferner, die ganze Gegend sei wegen ihrer Bodenbeschaffenheit und Lage zu viel versprechenden Ansiedelungen geeignet, Weizen, Oelfrüchte und Senf würden trefflich gedeihen. Hornvieh und Pferde seien dort in ihrem wahren Elemente, eben so Kammwollschafe. Der Wasserweg müsse noch bis zur Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts selbst für größere Fahrzeuge offen gewesen sein.

Die russische Regierung ließ abermals eine durchgreifende Untersuchung anstellen, deren Ergebniß von der Geographischen-Gesellschaft zu St. Petersburg veröffentlicht worden ist.

Die neue Expedition wurde von Kostenkoff unternommen; in seiner Begleitung waren Barbet de Marny und Kryschin. Ihr Bericht wurde in der Petersburger Geographischen Gesellschaft verlesen, in deren Bulletin der berühmte Akademiker von Baer einen Bericht mittheilt, dessen wesentlicher Inhalt folgender ist.

Die Reisenden haben den Manytsch trockenen Fußes erforscht, und zwar von dem Salzstapelplatz Modschar, der 80 Werst, also etwa 11 deutsche Meilen, vom kaspischen Meer entfernt ist, bis an den Don. Dieser Ausflug auf einer Strecke von 500 Werst beschäftigte die Reisenden vom 17. September bis 10. October 1860. Die erste Hälfte verursachte große Mühsal und Beschwerde. Als Ergebniß der Forschung stellt sich heraus, daß der angebliche Manytschfluß nichts anderes ist, als eine Vertiefung, welche die Gewässer im Frühjahr sich ausgegraben haben. Sie füllen dieses Bett nur während einer sehr kurzen Zeit und lassen es dann, einige wenigen Seen abgerechnet, trocken liegen. Die Reisenden erörtern, wie es sich mit den Benennungen: Niederland des Manytsch, Thal und Bett des Fluffes eigentlich verhalte, und bemerken, daß man unter der erstern den niedrigen Landstrich begreifen müsse, welcher sich vom untern Laufe des Don (der bekanntlich ins asow'sche Meer mündet) bis zum kaspischen See erstreckt und den Lauf der Manytsch anzeigt. Als Thal könne man nur die Gegend bezeichnen, welche im Norden durch die Abhänge der kleinen Orgeniberge, im Süden durch die hohen Züge begrenzt werden, welche sich an die Ketten des Kaukasus anschließen. Den Rest dieser Gegend bilden offene Steppen. Das sogenannte Bett des Manytsch ist eine ununterbrochene Reihenfolge von Schluchten, vertieften Stellen, Wasserläufen, salzigen Moräften, salzigen Seen und Ablagerungen; alle zusammen dienen während der Schneeschmelze den dadurch anschwellenden Wassern zum Abzugswege. Der höchste Punkt der Manytschniederung liegt beinahe in der Mitte zwischen dem Don und kaspischen Meere, und daraus folgt, daß die Frühjahrsgewässer nach beiden Seiten hin ablaufen. Was dem Don zufließt, bildet den westlichen, was dem kaspischen Meere zu, den östlichen Manytsch. Das Bett desselben ist in der Steppe wie im Thale, und mit allen seinen Windungen von Sandhügeln eingeschlossen, welche parallel ihm entlang laufen und welche überhaupt die Steppen zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere kennzeichnen. Der Boden dieser Steppen ist fast überall mehr oder weniger salzhaltig; im Frühjahr wird dieses Salz durch die zuströmenden Gewässer in die Niederungen des Manytsch geführt, wo sie an vielen Stellen verdunsten, in anderen sehr stark salzhaltige Seen zurücklassen, wie denn überhaupt der Boden stark mit Salz geschwängert ist. Diese ganze „todte Wüstenei" kann platterdings keine Menschen ernähren.

Von einem Kanal kann gar keine Rede sein. Der Manytsch hat, wie bemerkt, Wasser nur im Frühjahr; die Anlage künstlicher Sammelbecken würde eben so schwierig sein, wie das Halten des Wassers; man müßte den Unterschied des Wasserstandes zwischen beiden Meeren benützen und den Boden tief ausgraben. Es ist aber ganz unmöglich, eine Arbeiterbevölkerung am Manytsch anzusiedeln

und zu unterhalten. Der Gedanke, einen vom Don auslaufenden Kanal zu graben, der auch nur einen Theil der Manytschniederung mit Wasser versorgen solle, erscheine unthunlich; das Wasser würde sofort salzig werden. Barbet de Marny's geologische Untersuchungen haben ergeben, daß die Wasserstraße, welche einst das kaspische Meer mit dem schwarzen oder asow'schen Meere verband, über die historischen Zeiten hinaufreicht. Sie verschwand in Folge einer durch vulkanische Kräfte verursachten Erhebung des Bodens, welche nicht nur die Manytschniederung, sondern auch das Land der tschernomorischen Kosaken und die Steppen an der Kuma und Wolga trocken legte. Wer also dort einen Kanal graben wollte, würde der Natur selber Gewalt anthun.

Ein Schiff im Eise des südlichen Polarmeeres.

Den Bericht Mac Clintocks über die Fahrt zur Aufsuchung Sir John Franklins liest man mit gespannter Aufmerksamkeit und nicht ohne Rührung. Bei der Victoriaspitze, an der Nordwestküste der King-Williamsinsel, da wo die Backbay liegt, wurde Hobson schon einige Tage früher untersucht worden war. Es hatte 28 Fuß Länge, war flach gebaut, und offenbar für eine Fahrt auf dem großen Fischflusse sorgfältig hergerichtet und stand auf einem sehr starken Schlitten. In diesem Boote lagen zwei menschliche

Ein Schiff im Polareise.

der erste schriftliche Bericht der vermißten Seefahrer gefunden; er war vom 28. Mai 1847, und damals war noch Alles wohl. Aber am Rande stand eine Nachschrift, der zufolge die Schiffe Erebus und Terror am 22. April 1848 verlassen wurden, nachdem sie seit dem 12. September 1846 von Eis eingeschlossen gewesen. Franklin war schon am 11. Juni 1847 gestorben, und der Gesammtverlust an Todten belief sich schon auf 9 Officiere und 15 Leute von der übrigen Bemannung. Am 26. April wollten die Ueberlebenden nach Back's Fischfluß aufbrechen.

Am 30. Mai 1859 fand Mac Clintock an der Westküste der King-Williamsinsel unweit vom Kap Crozier (69° 8′ nördl. Breite 100° 8′ westl. Länge) an einer Stelle, wo die Küste eine Einbiegung nach Osten macht, ein großes Boot, das von seinem Gefährten Gerippe; das eine war von Wölfen heimgesucht worden, das andere noch mit Kleidern und Pelzen umhüllt. Neben diesen Unglücklichen lagen fünf Taschenuhren, an die Seite gelehnt standen zwei Doppelflinten, von deren jeder ein Lauf geladen war. Neben verschiedenen Andachtsbüchern lag ein Exemplar des Landpredigers von Wakefield. Mac Clintock fand ferner eine erstaunliche Menge von Kleidungsstücken, Nägeln, Feilen, allerlei Geräthschaften, etwas Thee, vierzig Pfund Chocolade, etwas Tabak und Brennholz. Schon vorher hatten die Eskimos erzählt, daß viele weiße Männer auf dem Wege nach dem großen Fischfluß niedergestürzt seien; man hatte am Kap Herrschel ein theilweise mit Schnee bedecktes Gerippe gefunden. Eine alte Eskimofrau sagte: „Sie fielen nieder, und starben während sie gingen."

Uns erinnerte der Bericht Mac Clintocks an einen andern, den wir einst über ein Todtenschiff im südlichen Eismeere gelesen haben.

Es muß ein schreckliches Loos sein, bei grauser Polarkälte von Eisbergen eingeschlossen, festgehalten und durch Kälte, Hunger, Entsetzen und Verzweiflung aufgerieben zu werden, und sich zu sagen, daß man spurlos verschwinde.

Im September des Jahres 1840 kreuzte der Walfischfahrer Hope, Capitain Brighton, jenseit des Kap Horn im südlichen Eismeere. An einem Septemberabend trieb ihn der Sturm an Eisfelder und Berge, welche eine weite Rhede bildeten. Etwa eine halbe Seemeile entfernt, gewahrte man eine unabsehbare Kette von hohen, schneebedeckten Spitzbergen; Alles starrte von Eis und nach jener Richtung hin war der Ocean offenbar geschlossen. In dem weiten Becken war indessen das Meer ruhig und die Hope war jetzt nicht in Gefahr, gegen die Eisküste geschleudert zu werden; auch schwammen keine Eisberge umher, da alle eine zusammenhängende Masse bildeten. Indessen war der Capitain doch immer wachsam und die Bemannung stand bereit, den ersten günstigen Wind zu benutzen, welcher sich im September in jene breiten gewöhnlich um Mitternacht erhebt. Bei längerm Verweilen in diesem Eishafen konnte der Schreckensfall eintreten, daß die Eisberge beweglich würden, sich zusammendrängten und den Walfischfahrer bis zum Eintritt milder Witterung oder für die Ewigkeit einkeilten.

Der Wind erhob sich wirklich um Mitternacht und zugleich trat ein heftiges Schneegestöber ein. Bald nachher erscholl ein donnergleiches Rollen und das furchtbare Krachen der Eisberge erfüllte die Mannschaft mit Grauen und Entsetzen. Die bisher starren Eismassen geriethen in Bewegung. Auch die Schollen fingen an heftig zu treiben und gegen das Schiff anzuprallen, und kaum hoffte Brighton noch auf einen Ausweg aus dem wogenden Eislabyrinthe.

Unter Gefühlen, die sich nicht schildern lassen, verging die grauenvolle Nacht. Der Sturm ließ nach als der Tag erschien, und die Mannschaft athmete wieder auf, als sie sah, daß das Schiff nicht wesentlich beschädigt war. Die Eismassen, welche am Abend ein undurchdringliches, gebirgiges Festland bildeten, hatten sich jetzt in zahllose schwimmende Eilande aufgelöst und bildeten gleichsam einen beweglichen Archipelagus.

Ein Schiff in Sicht! So rief etwa um Mittag der wachthabende Matrose vom Mastkorbe herab. Der auf Deck befindliche Capitain konnte wegen der zwischen der Hope und dem angezeigten Schiff befindlichen Eisberge nur die Mastspitzen wahrnehmen, aber bald kam auch der Rumpf zum Vorschein. Die Bemannung wunderte sich über den sonderbaren Zustand des Takelwerks. Das Schiff trieb vor dem Winde gegen einen Eisberg und stand dann fest.

Nun war kein Zweifel mehr, daß es von der Mannschaft verlassen sei. Der Capitain ließ ein Boot in See und fuhr nach dem Wrack. Bald zeigte sich, wie sehr es gelitten hatte. Auf dem Verdeck lag hoher Schnee und kein lebendes Wesen war zu sehen; auf wiederholten Ruf erfolgte keine Antwort. Brighton legte an und stieg mit drei Matrosen an Bord. Keine Seele regte sich. Als er in die Kajüte trat, was gewahrte er? Ein Mann saß auf einem Stuhle vor einem Tisch, auf welchem ein Logbuch lag. Allen standen die Haare zu Berge, denn der Mann blieb unbeweglich und der Gruß, welchen man ihm zurief, blieb ohne Antwort. Der Mann war eine erfrorene Leiche; in der Hand hielt er noch eine Schreibfeder und im Logbuche lautete der letzte Satz: „17. Januar 1823. Wir haben heute den einundsiebzigsten Tag, seit wir vom Eis eingeschlossen sind. Trotz aller unsrer Bemühungen ging das Feuer gestern aus. Des Capitains Versuche, es wieder anzumachen, schlugen fehl. Seine Frau ist heute früh vor Hunger und Kälte gestorben; fünf Matrosen sind gestorben. Keine Hoffnung mehr!“ —

So war es in der Steuermannskajüte. In jener des Capitains lag die Leiche einer Frau auf dem Bette; ihr Gesicht trug fast noch Lebensfrische, nur die krampfhaft zusammengezogenen Gliedmaßen ließen auf den Kampf schließen, welchen sie mit dem Tode gekämpft. Neben ihr saß ein Mann; am Boden neben ihm lagen Feuerstahl, Stein und ein mit eingebrannter Leinwand gefülltes Feuerzeug. In den Hängematten fand man mehrere erfrorene Matrosen, vor der Treppe lag ein todter Hund und nirgends war eine Spur von Lebensmitteln zu finden.

Schrecken und Aberglauben der Matrosen erlaubten keine genauere Untersuchung, aber das Logbuch nahm Capitain Brighton mit, um es den Rhedern heimzubringen. Das Schiff war die Jenny und auf der Insel Wight zu Hause; es war zuletzt im Hafen von Callao bei Lima gewesen und hatte volle siebzehn Jahre im antarktischen Eise gelegen. Capitain Brighton ist mit der Hope glücklich nach Europa zurückgekommen.

Die deutsche Sprache in Nordamerika.

Es macht unseren Landsleuten, welche nach Nordamerika ausgewandert sind, nicht im Mindesten Ehre, daß sie sich so arg an unserer edeln Muttersprache versündigen. Man lese nur die sogenannten deutschen Zeitungen. Welch ein abscheuliches Gemisch, bei dem das Englisch-Amerikanische wie das Deutsche gleich sehr mißhandelt wird! Es ist, als ob diese halbgebildeten Michel sich kopfüber in ein erbärmliches Zwitterthum zu stürzen mit einander wetteiferten.

Solch ein „Provinzialmichel“, der in Neu-York oder Philadelphia landet, staunt Alles Neue als seltsam an und hat nichts eiliger zu thun, als seinen ehrlichen Namen zu travestiren. Im alten Schwabenlande, zu Bopfingen oder Sindelfingen, steht er im Kirchenbuche als Johann Jakob Bäuchle; sobald er aber nicht mehr Bauer ist, sondern „Farmer“ geworden und irgendwo in Illinois oder Ohio wohnt, nennt er sich John James Bäuchle und hält sich nun erst für den rechten Jakob. Oder seine Wiege hat an der Elbe gestanden; er ist Kaufmannsdiener hüben gewesen und wird drüben „Clerk“, aus Karl Heinrich Adolf Meyer wird er zu einem Charles Henry Adolphus Myer, und stellt, wie er meint, nun etwas Rechtes vor. Auch in der Umgangssprache veryankeet sich John James, denn er will zeigen, daß er fähig sei, die Massen von oft sehr rohen Ausdrücken zu behalten, an welchen die Rede des gewöhnlichen Amerikaners so reich ist.

Da er selber seine Muttersprache nicht werth hält, bedientenhaft den Yankees nachäfft und ohne wahre Selbstachtung ist, so versteht es sich von selbst, daß er auch seine Kinder sprachlich verwildern läßt. „Du wunscht fertik Englisch lerne,“ sagt er zu seinem Knaben, der inmitten der Yankeejugend dann auch überraschend leicht Yankeesprache und die Unsitten von Jung-Amerika sich aneignet. Ein guter Beobachter hat einmal behauptet, daß kein deutsches Kind, welches ein Paar Jahre mit Yankees verkehrt hat, mehr deutsch reden wird, als es eben muß. Und das Deutsch, welches es dann spricht, ist immer höchst elend. Nichts von Endungen, von Abwandlungen der Zeitwörter, ein geringer Wortvorrath, und lauter undeutsche Wendungen bilden die Regel. Selbst in den deutschen Schulen schwätzen sie Yankee-English mit einander. Sprachlich genommen kann man sie als sprachliche Maulesel bezeichnen; auch dann, wenn sie etwa in guten englischen Schulen unterrichtet werden, sprechen sie kein reines Englisch, während sie im Straßenjungen-Yankee-Slang eine große Geläufigkeit zeigen.

Den richtigen Gebrauch der höheren Redewendungen und besonders des lateinischen Elementes in der Sprache eignen sie sich selten und immer nur langsam an. Tausende von gebildeten deutschen Eltern sehen mit dem größten Schmerz, daß ihre Kinder, trotz aller Gegenbemühungen, keine von beiden Sprachen vollkommen beherrschen lernen.

Diese letzteren Bemerkungen stellt ein zu St. Louis erscheinendes Blatt an; es fügt hinzu, daß im Allgemeinen das Englische viel leichter für die Kinder zu erlernen sei als das Deutsche; jenes spricht sich bequemer aus. Die Grammatik ist viel einfacher und sehr arm an Formen, die Redewendungen sind weit weniger ausgebildet und weit einförmiger als jene unserer herrlichen, unermeßlich reichen und bildungsfähigen deutschen Sprache. Im Englischen hat jeder Gedanke seine bestimmte Ausdrucksform, welche sich dem Gedächtnisse leicht einprägt, und in den meisten Fällen sind diese Formen kürzer und deutlicher, fallen leichter in den Mund als im Deutschen. Beim Englischreden braucht man nicht lange darüber nachzudenken, wie man sich richtig oder wenigstens angemessen ausdrücken solle, dafür hat schon die Sprache von selbst gesorgt. Wenn nun der Durchschnittsmichel seine Muttersprache verunreinigt, so macht sein Kind ihm diese Unart nach, und gute deutsche Bücher giebt er ihm nicht oft in die Hand.

„Deutsche Schulen sind bei weitem nicht in hinlänglicher Menge vorhanden; die meisten werden von Geistlichen gehalten, welche entweder unfähig sind, Sprachunterricht zu ertheilen, oder absichtlich der Jugend nur ein dürftiges Maß deutscher Sprachkenntniß gönnen; es scheint ihnen genug, wenn man ihre Predigten verstehen oder den Katechismus auswendig lernen kann, und gerade diese Sectenschulen sind es, welche den Kindern vollends ihre Lust am Deutschen verleiden. Die Kinder müssen am Ende selbst einsehen, daß sie in denselben nicht halb so viel lernen als in den englischen Volksschulen, und sie messen dann die Schuld ihrer schweren Muttersprache um so mehr bei, da das Englische wie spielend anfliegt. Auch die Kinder gebildeter Aeltern nehmen gewöhnlich rasch die Unlust zum Deutschen an, da beim Spiel und im täglichen Verkehr das Englische ihnen viel leichter und mundgerechter vorkommt. Die englische Volksschule, für welche Jedermann Schulsteuer zahlen muß, kostet weiter nichts. Der Deutsche in Nordamerika hat, durchschnittlich genommen, nicht den rechten Nationalstolz; nur im Handwerk, im Ackerbau und in den Volksfesten hält er zäh am Heimathlichen. Aber die deutsche Sprache wird darum doch nicht etwa in Amerika aussterben. Es sind glücklicherweise sehr viele höher gebildete Deutsche da, welche wissen, wie viel mehr werth unsere Sprache und Literatur ist, als die englische, und wie hoch unsere Wissenschaft und Kunst über jener der Engländer oder gar der Nordamerikaner steht. Sie wissen ferner, daß eine völlige Beherrschung zweier Culturſprachen ein unschätzbarer Gewinn für sie und für das neue Vaterland ist."

Das Betragen der Russen und Engländer in Japan.

Nicht ohne Vergnügen haben wir ein Werk über Japan, den Amur und das Stille Weltmeer, von dem Engländer Henry Arthur Tilley, London 1861, durchgesehen, und behalten uns vor, unseren Lesern einige Auszüge aus demselben mitzutheilen. Das Buch ist anspruchlos geschrieben und enthält manche interessante Nachrichten. Tilley machte am Bord der russischen Kriegscorvette Rynda im Jahre 1858 bis 1860 eine Erdumsegelung mit und traf im Hafen von Nagasaki die russische Fregatte Askold, welche im Septemper 1858 von einem gewaltigen Wirbelsturme, einem Taifung, schwer beschädigt worden und nach Japan zurückgefahren war. Dort wurde sie ausgebessert.

Bekanntlich sind die Engländer als Gesammtmenge betrachtet, außerhalb ihrer Insel nirgends beliebt, weil sie in allen fünf Erdtheilen sehr häufig ein abstoßendes Wesen zeigen. Sie stellen sich überall souverain hin, verletzen die Gefühle und Eigenthümlichkeiten anderer Völker, gehen da, wo sie die Macht haben, ohne jede Schonung und Rücksicht zu Werke und haben in ihrem Benehmen sehr wenig Gewinnendes. Es sind die Leute, welche in Japan auf den heiligen Berg des Landes, den Fuso yama, hinauf galloppiren, um dort Thee zu kochen und Cigarren zu rauchen, welche den indischen Sipahis Patronen mit Fett von geheiligten Kühen geben und in Japan mit bewußter Rohheit die Landesgesetze übertreten. Auch anglo-chinesische Blätter haben sich, wie wir in der vorigen Nummer zeigten, auf das Schärfste über das Treiben der Engländer auch in China ausgesprochen.

Tilley bemerkte während seiner Reise, daß in den fremden Erdtheilen alle anderen europäischen Völker beliebter seien als die Engländer, die es auch in Japan verstanden haben, die Abneigung der Regierung wie des Volkes zu erwerben, während man dort die Russen gern hat. Die Behörde hatte den Offizieren der Askold bereitwillig einen buddhistischen Tempel eingeräumt und für die Mannschaft eine sehr bequeme Bretterkaserne bauen lassen. Tilley verkehrte täglich mit den Offizieren und hatte Muße und Gelegenheit zu manchen Beobachtungen Der Tempel war ein altes Gebäude und reichlich mit geschnitzten Götterbildern versehen. Am Eingang stand ein Russe Schildwacht und ihm gegenüber saßen in einer Art von Schilderhause ein paar japanische Polizeidiener, um Alles zu überwachen.

Die Russen führten ein angenehmes Leben und wurden von Schanghai aus mit allen nothwendigen Bedürfnissen und Luxusgegenständen versorgt. Mit den Japanern und den Japanerinnen standen sie in bestem Einvernehmen; sie hatten sich Manches von der Landessprache angeeignet und konnten sich verständlich machen. Ein richtiger Takt sagte ihnen, daß es wohl auch klug gethan sei, die japanischen Vorurtheile, oder was ein Europäer als solche betrachtet, zu schonen und nicht gegen die Landessitte sich aufzulehnen. „Ich sah ein paar Mal, daß Männer, welche die englische Sprache redeten, mit besudelten Stiefeln in japanische Zimmer eindrangen, und gegen die Bitten und Vorstellungen des Hausbesitzers taub waren. Es ist ein im höchsten Grad unangemessenes Verfahren von Seite der Fremden, höflichen Menschen in solcher Weise vor den Kopf zu stoßen und dann noch obendrein über sie zu schimpfen; ich bemerkte aber während meines Aufenthaltes in Nagasaki sehr oft solche groben Rohheiten. Ich wünsche, meine englischen Landsleute und die Amerikaner möchten nicht vergessen, daß es völlig unpassend sei, die Japaner wie indische Diener oder chinesische Kuli's zu behandeln. Höfliches Betragen und eine gewisse Sorgfalt, gegen die landesüblichen Bräuche nicht zu verstoßen, und dabei mit ihnen gesellschaftlichen Verkehr unterhalten, führt viel besser zum Ziele. Nach dieser letzten Maxime verfuhren die Russen während ihres neunmonatlichen Verweilens in Nagasaki, und deshalb waren sie bei Volk und Behörden ungemein beliebt. Sie brauchten nur leise einen Wunsch anzudeuten, und konnten versichert sein, daß derselbe unverweilt erfüllt wurde; Kapitän Unkofsky's Name war weit und breit bekannt, und die Japaner riefen denselben in allen Straßen. Bei den Spaziergängen der Offiziere drängten sich die Kinder froh und freundlich an sie heran, Männer und Frauen nickten ihnen zu."

So viel unterliegt wohl keinem Zweifel, daß an allen Irrungen zwischen den Fremden und Japanern nicht die letzteren Schuld gewesen sind. Was würden wir sagen, wenn plötzlich mit Gewalt Japaner bei uns landeten, uns Vorschriften machen, unsere Gesetze, Sitten und Gebräuche verletzen und uns mit schnöder Verachtung behandeln wollten, als seien wir nicht mehr Herren im eigenen Hause, sondern nur vorhanden, um von den Fremden mißhandelt werden?

Kleine Nachrichten.

Die Franzosen in Ostasien. Die Franzosen suchen in China festen Fuß zu behalten. Sie kaufen in den Hafenstädten Bauplätze, um katholische Kirchen zu errichten. Von den Engländern wird ihnen vorgeworfen, daß ihre Soldaten auf dem Zuge gegen Peking abscheulich gewirthschaftet hätten; es sei nicht weit her mit der „großmüthigen Nation". Die Russische Biene, ein in St. Petersburg erscheinendes Blatt, sagte, Frankreich habe im Orient einen großen Vorsprung gewonnen und alle Völker, welche an der großen Südsee wohnen, blickten jetzt weit mehr auf Frankreich als auf die „geizigen und selbstsüchtigen" Engländer. Die Franzosen führen bekanntlich, um ihres Kaisers Namen zu erhöhen, seit zwei Jahren einen Krieg gegen Cochinchina und haben dort Saïgong in Besitz genommen. Dann und wann liefern sie den feindlichen Truppen ein Treffen, man hat aber immer noch keinen Angriff gegen die Hauptstadt Hué unternommen. Im April 1861 wütheten unter ihnen, in Saïgong zumal, Cholera, Blattern und Klimafieber; etwa 600 kranke Soldaten lagen in den Spitälern, täglich starben durchschnittlich fünfzehn Menschen. Alle eingeborenen Diener waren geflüchtet; der Thermometer zeigte unter einem dreifachen Zeltüberhange 100 bis 120° F. Die Tuilerienglorie des Bonapartismus, für welche das französische Volk die Figuranten herzugeben hat und die man als „Ruhm" in alle Welt ausposaunt, kostet viele Menschenleben, von den vergeudeten Milliarden und aber Milliarden ganz abgesehen.

Die Volksmenge in England. Nach der Zählung am Ende des Jahres 1860 beträgt dieselbe, Wales und die zu England gehörenden Inseln mit eingeschlossen, 20,061,725 Seelen, was eine Zunahme von 2,134,116 binnen zehn Jahren ausmacht. Männlichen Geschlechts sind 9,758,852, weiblichen 10,502,873. Diese Bevölkerung wohnt in 3,745,463 Häusern. London ist einer von Häusern bedeckten Provinz vergleichbar. Es zählt 2,803,034 Köpfe, demnach etwa so viele wie das Königreich Würtemberg und Kurhessen zusammengenommen, und für die letztverflossenen 10 Jahre ergab sich eine Zunahme von 440,798 Seelen. Die Bewohnerzahl von London stellt sich gleich mit jener von zwanzig der bedeutendsten Provinzialstädte, von welchen keine weniger als 70,000 Seelen hat: Boston, Birmingham, Bradford, Brighton, Bristol, Hull, Leeds, Liverpool, Manchester, Norwich, Newcastle, Nottingham, Oldham, Preston, Salford, Portsmouth, Sheffield, Stockton upon Trent, Sunderland und Wolverhampton haben, alle zusammengenommen, 2,963,945 Seelen. In diesen Städten wächst übrigens die Volksmenge noch rascher an, als in der Hauptstadt, denn die Zunahme betrug bei jenen in 10 Jahren 591,058 Seelen und stieg um 25 Procent, in London nur um 18 Procent. Im abgelaufenen Jahrzehnt hatten 2,249,355 Auswanderer die Häfen des vereinigten Königreichs verlassen. Davon waren 1,230,986 Irländer, 640,210 Engländer, 183,627 Schotten, und etwa 195,000 Fremde aus andern Ländern.

Seltene Thiere aus Siam. Mongkut, Oberkönig von Siam, ist ein gebildeter Monarch, der mit den Europäern auf friedlichem und freundlichem Fuße verkehrt, Handelsverträge abgeschlossen, sein Land dem Verkehr eröffnet hat und Theilnahme für unsere wissenschaftlichen Bestrebungen hegt. Insbesondere nimmt er ein Interesse an unseren zoologischen Gärten, und hoffentlich läßt die deutsche Gesandtschaft, welche unter Graf Eulenburg aus Preußen von Japan und China auch nach Siam geht, die günstige Gelegenheit nicht vorüber, um für den Berliner zoologischen Garten werthvolle Exemplare zu erwerben. Nach Frankreich ist im Juni 1861 als Geschenk König Mongkuts eine werthvolle Sammlung lebender Thiere aus der siamesischen Hauptstadt Bangkok verschifft worden. Sie besteht aus einem Paar junger weißer Elephanten, zwei weißen Stieren mit Höcker und langem Haar, bisher in Europa noch unbekannt; zwei Ziegen, angeblich tibetanisch, zwei Bären aus dem nördlichen Siam, zwei Babuins, zwei Orang-Utans und einem prächtigen Tapir. Dazu kommen noch ein paar siebenjährige Elephanten, ein großer Affe, mehrere Ziegen, ein $6^1/_2$ Fuß hoher Kasuar, zwei bisher bei uns noch nicht gesehene Hirsche und verschiedene andere Thiere, namentlich auch seltene Vögel.

Unterseeische Telegraphen. — Das englische Handelsministerium hat durch einen Ausschuß von Sachverständigen untersuchen lassen, weshalb so manche unterirdische Telegraphenleitungen fehlgeschlagen seien. Bisher sind 11,346 englische Meilen solcher Drähte gelegt worden, von denen nur etwa 3000 sich praktisch bewährt haben. Verloren gingen 2000 Meilen von dem großen atlantischen Kabel, 3199 von dem, welches im rothen Meer und im indischen Ocean versenkt ward, 700 von jenem, das zwischen Sardinien, Malta und Korfu gelegt war, und 550 von dem zur Verbindung Singapore's mit Batavia bestimmten Kabel. Die Sachverständigen meinen, daß in allen diesen Fällen die mangelhafte Verfertigung der Taue und eine ungenügende Versenkungsart am Mißlingen Schuld gewesen sei.

Karawanen aus der Sahara in Algier. Mit großem Eifer trachten die Franzosen dahin, von dem Handel der Sahara so viel als möglich von Marocco und Tunis abzulenken und die Karawanen aus dem Innern nach Algerien zu ziehen. Auch in den letzten Jahren haben mehrere Reisende die Wüste durchzogen, die Oasen besucht, um besonders mit den Tuarekstämmen, welche in der westlichen Hälfte der Sahara herrschend sind, freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen. Im vorigen Jahre besuchte Duveyrier zunächst Rhadames, die schöne Oase, welche etwa 250 Lieues in südöstlicher Richtung von Algier etwa unter dem 30° nördl. Breite liegt. Von dort ging er weiter gen Süden nach der Oase Rhat. Die Erfolge dieser Bemühungen werden nun sichtbar. Wir lesen nämlich, daß am 26. Mai eine Karawane aus Rhadames in die Stadt Algier einzog; sie ist überhaupt die erste, welche von dort kommt. Ihr Anführer, Si Snussi ben Ahmed, hatte von Duveyrier vernommen, daß für alle aus dem Süden kommenden Waaren in Algerien die Eingangszölle abgeschafft worden seien, und folgte der Aufforderung, zum Versuch eine Reise zu unternehmen. Die Karawane ist aus leicht begreiflichen Gründen mit großer Aufmerksamkeit empfangen worden. Sie brachte Elephantenzähne, gegerbtes Leder, gelb und roth gefärbtes Leder, lange und runde Lederkissen, Pantherfelle, Sandalen, Wohlgerüche, Alaun, Bohnen und manche medicinische Kräuter und zum Schmuck bestimmte Gegenstände. Besondere Aufmerksamkeit erregte ein Widder, welcher aus dem Negerlande stammt; er hat ziegenartiges Haar mit vereinzelten Wollbüscheln. Si Snussi hat allerlei europäische Waaren eingetauscht, welche er bis weit nach Süden hin, auch unter den Schwarzen, zu vertreiben gedenkt.

Eine Kreuzfahrt nach der Behringsstraße. Der Handelsstand von San Francisco in Californien widmet den nördlichen Gegenden des Stillen Weltmeers und namentlich dem Amurlande große Aufmerksamkeit. Im vorigen Sommer rüstete ein Rheder einen Schooner (sprich Skuner), die San Diego, aus, ein kleines Schiff von nur 150 Tonnen Gehalt. Er fuhr zuerst nach einer Guano-Insel in der Nähe des Aequators und von dort in die nordische Eisregion. Während er die Aleuten und Kurilen anlief, welche gleichsam als Tragpfeiler für den elektrischen Telegraphen benutzt werden sollen, tauschte er Pelze, Thran und Fischbarten und besonders Walroßzähne ein, deren manche 30 Zoll lang und unten $4^1/_2$ bis 4 Zoll dick sind. Das Walroß wechselt die Stoßzähne oft, und die San Diego fand bei Eskimos und Kamtschadalen nicht unbeträchtliche Vorräthe. Diese Völker haben Lanzenharpunen, welche sie an Riemen befestigen. Diese verfertigen sie aus Walroßhaut und die Harpunenspitze aus Walroßzähnen. Der Schooner begegnete im Behringsmeere vielen Walfischfängern, von denen nur wenige eine gute Ernte gehalten hatten. Es scheint, als ob der widersinnige Gebrauch, die jungen Walfische gar nicht zu schonen, wesentlich zur Verminderung dieser Thiere beitrage. Uebrigens bemerkte der Kapitän der San Diego, daß die englischen Admiralitätskarten über jene nordischen Meeresstriche manche Unrichtigkeiten enthalten; die Karten von Blunt in Neu-York seien viel besser. Am 4. Juni gerieth das Schiff unter 61° 17′ n. Br. zwischen Eisfelder, von welchen es 30 Tage lang umschlossen war. Es drang bis 68°30′ vor und hatte oft stürmisches Wetter. Man fand in diesen hohen Breiten manche Spuren früherer Seefahrer, z. B. einen Signalposten mit dem Namen eines russischen Schiffes aus dem Jahre 1716. Zu Nikolajeffsk am Amur lagen sieben russische Regierungsschiffe, lauter Dampfer, von denen mehrere nach Japan steuerten. Am Amur sind große Schiffswerften angelegt, und aus Nordamerika waren Geräthschaften, Maschinen und Werkzeuge aller Art in großer Menge angekommen. Bereits sind einige dort gebauete Dampfer von Stapel gelassen worden. Rußland würdigt die hohe Bedeutung des Amurlandes vollkommen und ermuntert die Einwanderung von Handwerkern und Technikern in jeder Weise.

Zu den wichtigsten Reisen, welche jemals in **Australien** unternommen worden sind, gehört die Wanderung J. MacDouall Stuart's im Jahre 1860. Er ging von nur zwei weißen Männern begleitet im März vom Chambers Creek, einem Zuflusse des Gregory-Sees, zwischen dem 133sten und 135sten Grad östlicher Länge in nordwestlicher und nördlicher Richtung, um das ganze Festland bis an die Nordküste zu durchziehen. Es gelang ihm wenigstens, bis zum 19ten Grade südlicher Breite vorzudringen, dann aber

mußte er wegen Feindseligkeit der Eingeborenen umkehren, als er nur noch etwa 50 deutsche Meilen von der Carpentariabucht, also der Nordküste, entfernt war. Die geographische Gesellschaft in London hat ihm nun ihre große Jahresmedaille zuerkannt.

Eine zweite Denkmünze hat Speke für seine Entdeckung des Nyanza-See's erhalten. In derselben Sitzung, vom 27. Mai, nahm Sir Roderick Murchison den Reisenden Du Chaillu gegen manche Angriffe und Verdächtigungen in Schutz, mit welchen die englische Presse so freigebig gegen diesen kühnen Entdecker und Naturforscher gewesen.

Die nordamerikanische Bleiregion. Dieses ausgedehnte Revier wird durch den Mississippi in zwei Hälften geschieden. Die kleinere, westliche, umfaßt die Counties Alamaki, Clayton und Dubuque im Staat Jowa; die größere, östlich vom Strome, begreift die Counties Grant und Lafayette, Jowa, Green und Sauk in Wisconsin und Davis in Illinois. Schon 1814 wurde in der Gegend, wo jetzt Galena steht, auf Blei gegraben, 1820 Gruben bei Mineral Point eröffnet; einige Jahre später wurden in dem heutigen Stadtgebiet von Dubuque die „Digger" von den Indianern vertrieben; erst 1833 wurde die Gegend sicher. Die Bleilager östlich und westlich vom Mississippi stehen im Zusammenhange. Hauptort für die Versendung des Bleies ist die Stadt Galena; in Mineral Point ist durch einen Hüttenmann aus Schlesien eine Zinkschmelze errichtet worden. Galmei liegt nämlich in jenen Gegenden in großer Menge; die Bergleute bezeichnen ihn als Dry Bone, weil seine äußere Gestalt einige Aehnlichkeit mit der porösen Fläche eines durchgesägten trockenen Knochens hat. Auch der Südwesten des Staates Missouri, der überhaupt einen außerordentlichen Reichthum an Metallen besitzt, hat eine Bleiregion, in der man das in größter Menge vorkommende Bleierz ohne große Mühe zu Tage fördert. Die Adern liegen wagerecht da in einer Tiefe von 12 bis 60 Fuß. Neulich nahm in den Granby-Minen ein armer Arbeiter einen „Claim" von dritthalb Ackern Landes, grub mit seinem Sohn einen zehn Lachter tiefen Schacht und fand einen Gang von zwei Fuß Dicke, für welchen ihm sofort 4000 Thaler geboten wurden.

Neuseeland ist eine der jüngsten unter den englischen Kolonien, trat aber schon 1853, dreizehn Jahre nach ihrer Gründung, in den Vollgenuß der Selbstverwaltung und Selbstregierung. Auch ein Theil der vollziehenden Gewalt ist in die Hände des Volkes gegeben, welches die sogenannten Superintendenten wählt. Für die Einwanderung der handarbeitenden Klassen ist Neuseeland recht günstig, und man hat dasselbe wohl als eine „Gegend für arme Leute" bezeichnet. Freilich kostet die Ueberfahrt aus Europa bis zum Lande der Antipoden viel Geld, und in der Kolonie haben Ländereispeculanten den Werth des Grundes und Bodens ungemein in die Höhe geschraubt. Als Ludwig Schmarda vor einigen Jahren (1854) sich in der etwa 5000 Seelen zählenden Hauptstadt Auckland aufhielt, wurde ein Fuß Vorderseite in der Hauptstraße mit zehn bis zwanzig Pfund Sterling bezahlt. Man führt Gemüse, Hafer, Heu und Kartoffeln nach Australien aus. — Am 30. Juni 1860 wurde eine Zählung der auf dem neuseeländischen Archipelagus lebenden Europäer veranstaltet und sie ergab für die acht Provinzen folgende Ziffern: Auckland 23,159, Taranaki 2,312, Wellington 13,470, Hawkes Bay 2,307, Nelson und Marlborough 10,941, Canterbury 14,017, Otago 10,456, He Stewart 52, zusammen 76,714 Seelen gegen 59,328 am Ende des Jahres 1858. In den besten Verhältnissen befinden sich jene Landwirthe, welche neben dem Ackerbau auch Viehzucht treiben, einen Theil ihres Bodens als Grasland benutzen und auf dem übrigen Wechselwirthschaft einführen. Pferde, Rindvieh und Schafe vermehren sich stark und setzen bei dem nahrhaften Futter mehr Fleisch an als in Australien. Bei den Schafen wächst das Vließ reicher und schwerer, da die Wolle länger ist, sie wird aber weniger fein als in Australien. Alle Futtergräser gedeihen vortrefflich und einen saftigern Graswuchs giebt es kaum irgendwo. Die Missionäre sind zuerst 1814 auf Neuseeland erschienen; um 1820 begann die weiße Bevölkerung sich in kleinen Gruppen auszubreiten, aber vor 1831 ist kein Versuch zu regelmäßigen Ansiedelungen gemacht worden; doch hatten Walfischfänger und entlaufene Matrosen einzelne Stationen an den Küsten. Im Jahre 1837 bildeten sich in England eine Colonisationsgesellschaft, durch welche die Pläne zur Einführung einer theokratischen Verfassung unter der Leitung von 30 Missionären durchkreuzt wurden. Nach langen Kriegen mit den Eingeborenen, in welchen, wie gewöhnlich, alle Schuld auf die Weißen fiel, begann 1846 die Ansiedelung in größerem Maßstabe; 1857 übergab die Compagnie ihre Besitzungen der britischen Krone.

Tibet. — Die jüngsten Nachrichten aus Asien melden, daß nun auch Tibet dem Handel der Ausländer, insbesondere der Russen, erschlossen worden sei. Die bekanntlich unter Oberherrschaft des Kaisers von China stehende Regierung der Dalaï lama hat einen darauf bezüglichen Erlaß veröffentlicht; den Fremden sollen ferner keinerlei Hindernisse in den Weg gelegt werden. Es ist merkwürdig, wie rasch die Engländer, in Hinblick auf den Wettbewerb im Handel, welchen die Moskowiter in Centralasien ihnen machen, darüber her sind, die innern Gegenden zu erforschen. Gleich als der Yang tse kiang der Schifffahrt eröffnet wurde, schlossen sich Einige der bekannten Expedition des Admirals Hope an, um sich durch die chinesischen Binnenprovinzen einen Weg durch Tibet nach Indien zu bahnen. Ihre ersten, in Schanghaï eingelaufenen Berichte waren vom Anfang des Maimonates; die Reisenden befanden sich schon oberhalb der Stadt Itschang, welche 364 englische Meilen stromaufwärts von dem großen Stapelplatz Han ken liegt und waren voll der besten Hoffnung auf das Gelingen ihres allerdings sehr schwierigen Unternehmens. Späteren chinesischen Nachrichten (vom 15. Juni) zufolge waren sie schon in Kuei lschen fu, 1203 englische Meilen von Schang hai, und brachen nach Sching hu in der westlichen Provinz Sze tschuen auf.

Sklavenschiffe. Im Mai hat ein Dampfer der Vereinigten Staaten, die Saratoga, an der westafrikanischen Küste vor der Mündung des Congo, ein mit 960 Sklaven beladenes Schiff aufgebracht. Es war die Nightingale und aus Liverpool gekommen. In England eifert man stets gegen den Sklavenhandel, betheiligt sich aber daran, weil die „schwarze Waare" einige hundert Procent Profit abwirft. Liverpool ist im vorigen Jahrhundert durch den Sklavenhandel groß geworden; daher das bekannte Sprüchwort: „Liverpool ist mit Negerschädeln gepflastert worden." Auch in Nordamerika werden alle Schiffe, welche auf den Sklavenhandel fahren, in den sogenannten freien Staaten, besonders in Neu-York und Massachussets ausgerüstet. Gleichfalls im Mai nahm der englische Dampfer Torch einen mit Sklaven beladenen Schooner auf der Höhe von Debrika.

Welches ist der höchste, vom Menschen bewohnte Punkt auf der Erde? Bisher hat man, mit Alexander von Humboldt, angenommen, es sei die Meierei am Berg Antisana in Ecuador. Aber ein Franzose, der viel in den Andes von Peru reiste, Paul de Carmoy, erklärt für den am höchst gelegenen Ort den Pueblo de Ocoruro in der Sierra Nevada auf dem Wege von Arequipa nach Cusco. Er maß die Höhe, fand sie 17,315 Pariser Fuß über der Meeresfläche und bemerkt: „Die Erfahrung hat gelehrt, daß die Lungen der Menschen eine noch weit mehr verdünnte Luft als jene bei dem Weiler am Antisana einathmen können, und die Indianer in dem 2800 Fuß höher liegenden Ocoruro liefern dafür den Beweis." Wir können hinzufügen, daß im Himalaya und im Karakorumgebirge Pässe, deren Höhe nicht minder bedeutend ist, von Schaf- und Ziegenkarawanen und deren tibetanischen Treibern überschritten werden. Die Gebrüder Schlagintweit begegneten öfters solchen Karawanen.

Das **Amurland**, über welches wir durch Deutsche und Russen in den letzten Jahren so viele werthvolle Beiträge erhielten, nimmt fortwährend die Aufmerksamkeit in Anspruch. Neuerdings sind die Herren von Eichthal und Meynier in Sibirien, um an den Amur zu gehen, denselben bis zur Mündung hinabzufahren und naturwissenschaftliche, namentlich geologische, Forschungen anzustellen. Herr Schmidt befand sich zu Anfange dieses Jahres auf der großen Insel Sachalin, welche der Küste des von den Russen erworbenen Landes, im Süden des Amur, gegenüberliegt. Er ist Geolog, die Insel reich an Kohlen. Sein Adjunkt Brylkin hielt sich während des Winters im Dorf Endun Gomo auf, um die Sprache der Ainos zu studiren.

Im Frühlinge dieses Jahres hat Hauptmann Pelly von der Bombayarmee das Wagestück ausgeführt, in seiner Uniform, nur von wenigen Dienern begleitet und angeblich unbewaffnet, von Teheran, der persischen Hauptstadt, aus über Herat und Kandahar bis nach Peschawer zu reiten. Das ist allerdings ein keckes Unternehmen gewesen, weil sowohl in Persien wie in Afghanistan die Wege für einzelne Reisende unsicher sind.

St. Etienne, die durch ihre Schmiedewaaren und Seidenbänder bekannte französische Fabrikstadt im Lyonnais, welche jährlich im Durchschnitte für 80 Millionen Francs lieferte, hat nach der Zählung von 1861 nur noch 84,000 Einwohner. Vor fünf Jahren gab man die Ziffer auf 115,000 an, wahrscheinlich mit Hinzurechnung der nächsten Umgebung. Seit 1852 hat bekanntlich die Volksmenge in Frankreich eher ab- als zugenommen Nur jene in Paris wächst in künstlicher Weise an, mehr und mehr zum Nachtheil des Landes.

Verantwortl. Redakteur: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. —
Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.

Ein Ausflug nach Norwegen.

Das Reisen in Norwegen. — Krageröe, Christiania und der Christianiafjord. — Die Umgebungen der Hauptstadt. — Der Kronprinz. — Fahrt nach Arendal. — In Christiansand. — Das norwegische Karriol. — Fahrt durch das Land nach Stavanger. — Der Hardanger-Fjord. — Der Lachsfang. — Ullensvang. — Bergen, Fischhandel und Fischmarkt. — Nordlandsyachten. — Das norwegische Pferd. — Im Sognefjord. — Framnäs. — Die Frithjofssaga. — Die Kirche von Vangsnäs. — Der Feigum-Foß im Dystrefjord. — Gefährliches Reisen. —

Skandinavien ist bei den Reisenden in die Mode gekommen. Was früher für eine weite und beschwerliche Reise galt, ist heute nur noch ein kleiner „Ausflug"; von Hamburg aus macht man „Spritzpartien" bis über jenes Nordcap hinaus, wo zwei bekannten Reisenden des vorigen Jahrhundert „die Welt ausging". Sie sagten mit einer gewissen Selbstgefälligkeit:

Hic tandem stetimus, nobis ubi defuit orbis.

man zur Verzweiflung gebracht, wenn die Schalmei der Hirten, das Glockengeläut der Heerde übertäubt wird von einem langweiligen Choral, auf welchen dann sofort ein Dudler aus „Orpheus in der Unterwelt" folgt! Mehr als ein ruhebedürftiger Mensch ist vor solcher Entweihung des Berges und Waldes durch eine „Badcapelle", zum Molkenhause und an den Fuß des Blocksberges geflohen; aber ach, sein Leiden war auch dort nicht zu Ende, denn überall stieß

Norwegische Bauerntrachten am Hardangerfjord.

Für einen Mann, der sich während der Sommermonate gründlich erholen will, ist der größte Theil des civilisirten Europa's längst auch gründlich verdorben, bis in die tiefen Alpenschluchten hinein. In den Bädern kann man es ohnehin nicht aushalten; es giebt kaum noch einen abgelegenen, ruhigen Fleck, wo man sich der Waldeinsamkeit erfreuen dürfte. Selbst im Harze, auf der Harzburg, dem heiligen Artisberga unserer altsächsischen Vorfahren, wird er auf modische Reifröcke, selbst noch in Schierke und Elend. „Gebildete" Damen wollen doch einen klassischen Boden kennen lernen, dessen Goethe im Faust erwähnt! Wie lange wird die lüneburger Haide noch sicher vor solchen Qualen sein? Sie hat in der That manche reizende, wirklich idyllische Flecke mit herrlichen Wäldern, grünen Wiesen, klaren Bächen und auch frischer, reiner gesunder Luft; es träumt sich dort so sanft beim Gesumme der emsigen Bienen neben

duftigem Haidekraut. Wehe, wenn man diese schönen Oasen in Berlin entdecken sollte, dann wäre auch die lüneburger Haide verdorben!

Bis auf Weiteres hat man übrigens noch in Skandinavien einige Sicherheit vor dem Schwarme jener Groß- und Kleinstädter, dem man so gern aus dem Wege geht. Die Reise ist nicht immer bequem, und in den einsamen Dörfern an den norwegischen Föhrden oder auf den Gletschern wäre es kaum angebracht, die neueste Kleidermode zur Schau zu stellen. Wer also Naturgenuß und frische Luft ohne Patschuli sucht, wer neue Eindrücke in sich aufnehmen und in einer „andern Welt" einige Monate leben will, macht einen Ausflug nach Norwegen. —

Am angenehmsten reiset man an der wilden Küste dieses an Naturschönheiten so reichen Landes, wenn man über einen kleinen Dampfer verfügt; dann ist man unabhängig, und kann nach Belieben die Punkte wählen, von welchen aus man die verschiedenen Gegenden des Gestades oder das Innere besuchen will. Ich traf in Sommer 1856 in Kopenhagen eine solche Dampfyacht. Wir fuhren den Sund hinab, der von Schiffen jeder Größe belebt war, kamen mit günstigem Winde durch das Kattegat und waren rasch an den bewaldeten Küsten der Grafschaft Laurvig. Krageröe, ein Eiland am Eingange zum Christianiafjord, kam auf der östlichen Seite in Sicht.

Bei Horten stiegen wir an's Land. Dort ist der neuangelegte Kriegshafen für die norwegische Flotte, und der Ort macht einen saubern Eindruck. Auf grünen Hügeln stehen kleine Holzhäuser, gelb, roth oder grün angestrichen, als ob sie eben aus einer nürnberger Schachtel gekommen wären; auf dem Werft liegen Corvetten und Kanonenboote, und das Axtgetön der Zimmerleute klingt wie Musik.

Nachdem wir an der kleinen Stadt Droback vorübergefahren sind, kommen wir unter die Kanonen von Oscarsborg; es schützt den Eingang zum Hafen von Christiania. Das Festungswerk hat einen Thurm mit Zinnen, bildet einen Halbmond, und seine 63 Kanonen bestreichen das Fahrwasser, welches eine Breite von nur 1600 Fuß hat. Die Werke sind von Granit und sehr stark. Man macht keine Schwierigkeiten, wenn ein Fremder sie näher betrachten will. Wir wurden vom Kommandanten freundlich aufgenommen, nahmen ein Seebad und wurden mit starkem Punsch bewirthet. Die Hauptstadt Norwegens ist auch noch durch einen wahren Archipelagus kleiner Felseneilande geschützt, die uns bei Sonnenuntergang ihre phantastischen Gestalten in herrlicher Beleuchtung zeigten. Unser kleiner Dampfer wurde von einem erfahrenen Lootsen mit großer Sicherheit gelenkt und wand sich wie eine Schlange durch die Masse von Inseln; die sich wie Bühnenwände voreinander schieben und Christiania vor unserem Blicke verbergen, bis wir dicht vor der Stadt ankommen.

Plötzlich sind wir im Hafen und erfreuen uns eines herrlichen Anblickes. Die Stadt erhebt sich vom Meer amphitheatralisch und wird von den hinter ihr aufsteigenden Bergen überragt. Ich war erstaunt über diese ruhige, sanfte Landschaft mit den runden, geschwungenen Linien, den lebhaften Farben und der ungemeinen Frische. Bei dem Worte Norwegen denkt man sich wohl rauhe Felsen mit scharfen Formen, finstere und wilde Gegenden, womöglich noch Eis und Schnee; aber der Charakter von Christiania's Umgebungen hat eher etwas Südliches und gemahnt an den Jura oder die Gebirge in Oberdeutschland. Erst nördlich vom Sognefjord tritt der Alpencharakter auf. Dieses süd-

Krageröe.

liche Element ist auch von Alexander Ziegler, in dessen „Reisen im Norden" hervorgehoben worden. Er bestieg, gleich uns, den etwa 500 Fuß hohen Eggeberg, von welchem einst Karl der Zwölfte die gegenüberliegende Festung beschoß. Von dort aus erblickt man die Stadt auf der, in den Fjord sich als Dreieck hinabstreckenden, Landzunge. Zur Rechten zieht der Bergkreis sanft hernieder in das Thal von Opslo, dem uralten Königssitz der Normannen; nach Süden hin liegt der herrliche Golf. Dieser glitzernde, viele Meilen weit in's Land hineinziehende Wasserspiegel gewährt mit den zahlreichen Schiffen im Hafen, den vielen bewaldeten Inseln, den schroffen Felsbildungen und den dunklen Kieferwäldern zwar nicht gerade eine neapolitanische Landschaft, aber doch, bei der reinen Luft und der Intensivität der Farben, ein hübsches und eigenthümliches Bild.

Christiania hat einen schlichten, bürgerlichen Charakter, die Bauart ist ohne Eigenthümlichkeit; das königliche Schloß, im Kasernenstyl aufgeführt, wirkt nur durch seine Masse, Das Universitätsgebäude ist seiner Bestimmung würdig. Reizend erscheinen manche Landhäuser in der Umgegend, und Oscarshall, ein dem jetzigen Könige gehörendes

gothisches Schlößchen mit schönen Bildern von Gude, Dahl und Tidemand.

In ganz Norwegen ist man gastfrei in hohem Grad, auch in Christiania. Aber dem Fremden fällt es auf, daß bei diesen wackeren und ehrenwerthen Skandinaviern der gesellschaftliche Verkehr zwischen beiden Geschlechtern so viel Abgeschlossenes hat. Indessen die Leute wollen es einmal so und befinden sich wohl dabei.

Es traf sich sehr günstig, daß der damalige Kronprinz, jetzt König Karl der Fünfzehnte, in Christiania war, um von dort aus das Land zu bereisen. Er ist ein großer, kräftig gewachsener Mann, mit hübschem Gesicht, hat ein offenes Wesen und einen etwas abenteuerlichen Geist, der ihn vielleicht weiter führt als für sein Land gut ist. Ein Eingehen auf napoleonische Pläne, ein Hang zum Französischen, wäre für den Enkel des weiland Advokaten Bernadotte, welchen das blinde Glück auf einen nordischen Thron hob, eine verfehlte Speculation; die wahren Interessen Skandinaviens verlangen ein freundschaftliches Verhältniß zu Deutschland. Die aufgeklärten und verständigen Männer im Norden der Ostsee begreifen das auch vollkommen, wollen sich mit den dänischen Anmaßungen nicht befassen und verlangen eine Föderation, einen unter dem Könige Karl vereinigten Norden bis zur Königsau. Sie wissen, daß Skandinavien gar kein Anrecht auf Schleswig hat, und wollen nicht in ewige Händel mit dem mächtigen Deutschland verwickelt sein.

Ob der König das begreift, ob er Einsicht und Klugheit genug besitzt, sich zum völligen Verständniß der Lage und des wahren Bedürfnisses zu erheben, wird die Folge lehren. Gegenwärtig setzen die Pan-Skandinavisten auf ihn große Hoffnungen, und er hat auch nichts versäumt, um als Freund ihrer Ideen aufzutreten.

Karl der Fünfzehnte als Kronprinz.

Als er in Christiania war, feierten die skandinavischen Studenten ein Verbrüderungsfest. Jene aus Kopenhagen und Upsala wurden festlich empfangen und im Garten der Universität wurde großer Commers gehalten. Der Kronprinz kam in vollem Galopp herangesprengt und man nahm ihn mit Jubel auf.

Wir folgten ihm auf seiner Reise, weil wir so die beste Gelegenheit fanden, das Volk, welches ihn in Masse festlich begrüßte, in Feiertagslaune und Schmuck zu beobachten. Am 14. Juli fuhr er ab, und eine Stunde später ging auch

unser Dampfer in See. Schon am andern Morgen befanden wir uns in dem engen Langaarsund, mit seinen grauen, eintönigen Felseneilanden; doch tritt dann und wann eine grüne Oase auf und dann auch immer eine hölzerne Bauernhütte. Auf Krageröe ist ein kleines Fischerdorf, dessen Bewohner uns mit Hummer und trefflichen Austern versahen. Dann wurde die See wilder und schlug nun hohe Wellen. Wir fuhren von Osten nach Westen quer durch das Skagerrack nach Arendal an der Südküste, wo wir noch vor dem Kronprinzen eintrafen. Es ist eine niedliche Stadt; manche Häuser sind auf Pfähle gebaut, und man nennt deshalb diesen bescheidenen Ort etwas unpassend das Nordische Venedig. Die etwas mehr als viertausend Einwohner gaben sich alle Mühe, den hohen Gast würdig zu bewirthen. Der Vorsitzende des Festmahls war ein würdiger Greis; er brachte alle Trinksprüche aus und nach jedem wurde dreimal Hurrah gerufen. Damit war es aber noch nicht vorbei, denn stets klatschten alle Anwesenden zwölfmal taktmäßig in die Hände, stimmten wieder ein dreimaliges Hurrah an, schlugen abermals zwölfmal in die Hände, und so ging das sechsmal fort! Man hat derbe Hände in Norwegen.

In Christiansand.

Noch an demselben Abend steuerten wir nach Christiansand, der Hauptstadt eines Stiftes (Provinz). Der

Das Krankenhaus in Christiansand.

Hafen ist vortrefflich. In ihm lag eine holländische Dampffregatte, an deren Bord sich der Prinz von Oranien befand; ihre Bemannung bestand zum größten Theil aus farbigen Leuten aus dem indischen Archipelagus. Wir hatten einen Photographen am Bord, welcher die alte Kirche und eine neben derselben stehende gewaltige Fichte abnehmen wollte. In einem gegenüberliegenden Bürgerhause empfing uns die Frau recht freundlich; sie trug freilich nur Jacke und Unterrock, aber eine Stunde später erschien die Dame in rauschendem Seidengewande und Spitzenhaube. Sie wollte es sich nicht nehmen lassen, uns Chokolade zu reichen, und der Herr Gemahl stellte sich gleichfalls vor; er rauchte seinen Hamburger Siegeltabak von Friedrich Justus in Hamburg aus einem gewaltigen Meerschaumkopfe.

Hoch oben auf einem steilen Felsen liegt das Lazareth; es macht einen trüben Eindruck.

eine Art Postillon, hat einen ängstlichen Mann zu fahren, nimmt das Fahrgeld ein und bringt das Roß zurück. Wer schnell reisen will, sendet einen Vorbotenzettel, und findet dann auf den Stationen Alles zu raschem Weiterkommen bereit. Das Pferd läuft, wie schon bemerkt, immer im Trott; im Winter nimmt man statt des Karriols einen Schlitten.

Wir fuhren im Gefolge des Kronprinzen in einer aus vierzehn oder fünfzehn Karriolen bestehenden Karawane. Auch ritten dreißig bis vierzig Bauern neben und hinter dem Karriol des Fürsten. Auf engen Stellen des Weges geriethen sie manchmal in Noth und Bedränguiß und mehr als einer stürzte in einen Graben oder glitt am Abhange hinunter. Aber dadurch wurde die gute Laune nicht im Geringsten getrübt.

Das Land war sehr bergig. Im Hintergrunde des

Norwegisches Karriol.

Wir schickten unsere Dampfyacht um die Südspitze Norwegens, Kap Lindesnäs, herum nach Stavanger, wohin wir zu Lande gehen wollten. Die eigenthümliche Art, in welcher man hier reisen muß, ist bekannt. Sie ist nicht bequem, hat aber einen eigenen Reiz. Man fliegt auf einem offenen zweiräderigen Karriol, das von nur einem Pferde gezogen wird, pfeilschnell bergauf und bergab, stets im Trabe. Die Gemeinden haben wirkliche Straßen, oder was man so nennt, in Ordnung zu halten und die Pferde zu stellen. Das Karriol ist meist einsitzig; das Pferd geht in einer Gabel von biegsamen Holze, und dieses vertritt die Stelle der Federn. Vorne wird das Pferd eingespannt, zwischen den Rädern befindet sich der einer Nußschale gleichende Sitz der Reisenden, und hinten befestigt man den kleinen Koffer, auf welchem der Skydsjunge sitzt. Er ist

Holmenthales dehnt sich ein Meeresarm bis zur Breite von einer Stunde aus, und in dieser Gegend wird das Getreide früher reif als auf irgend einem andern Punkte Norwegens. In Mandal speisten wir vortrefflichen Fisch, und fuhren noch an demselben Tage durch eine sehr malerische Gegend bis Lygdal, wo wir über Nacht blieben. Wir fanden im Gasthofe eine bildhübsche blonde Aufwartemagd, der ein rothes Mieder sehr schön stand.

Am andern Morgen kamen wir durch ein breites aber nur dürftig angebautes Thal, das vom Lyngdalself durchströmt wird. Bei Figde verbreitert er sich und verschwindet hinter blauen Bergen. Wir gelangten nun in ein rechtes Gebirgsland bis an den tiefen Fjord von Fede, der von kerzengeraden Steilwänden eingeschlossen ist. Mittags waren wir in Flekkefjord, wo der Gasthof von Landleuten aus

der Umgegend dermaßen überfüllt war, daß wir dort kein Unterkommen fanden. Aber ein gastfreundlicher Bürger nahm uns gern auf. Der Kronprinz mußte tafeln und die Frauen und Töchter der angesehensten Leute hatten die Bedienung bei Tisch übernommen. Sie nahmen sich in ihren hübschen Küchenschürzen allerliebst aus; junge Leute, zumeist Gymnasiasten, besorgten das Wechseln der Teller. Nach der Tafel wurde ein Umzug durch die Stadt gehalten; ein schlanker Adjutant hatte einen wohlgenährten Pastor, ein anderer eine sehr hübsche Dame am Arme. Diese war aus Bergen und nach Flekkefjord geschickt worden, um ihre leidenschaftliche Liebhaberei für die Bühne zu vergessen. Aber die Musik, die Fahnen und das lebendige Treiben in den Straßen einer gewöhnlich so ruhigen Stadt schienen die alte Neigung wieder wach gerufen zu haben; das hübsche Mädchen warf flammende Blicke umher und jubelte hellauf.

Stadtwehr in Stavanger.

Von Flekkefjord kamen wir nach Ekersund am Lundesvand-See vorüber, wo das Gebirg an die Alpen gemahnt; der Wald ist hübsch und dann und wann vernimmt man das Rauschen eines Wasserfalles. In der Nähe von Eide und manchen anderen Stellen führt der Weg hart am hinter einem Bergvorsprunge das ruhige blaue Meer und wir athmen freier auf, da wir nun am sandigen Gestade entlang fahren. Aber auch in der Nähe von Stavanger sieht man noch keine Wälder, nicht einmal Bäume.

In dieser Stadt des Fischhandels, welche etwa zehntausend Einwohner zählt, hielt die Bürgergarde einen großen Umzug. Ein gewiß sehr respectabler aber auch ungewöhnlich beleibter Bankier marschirte als Trommelschläger voran. Kriegerisch sahen die biederen Männer nicht gerade aus, ich zweifle aber keineswegs, daß sie bei der Landesvertheidigung ihre Schuldigkeit eben so gut thun würden, wie ein Handwerkssoldat. — Stavanger hat viel mit dem Häringsfange zu schaffen und die Häuser der Kaufleute sind zweckmäßig für das Geschäft gebaut; die eine Seite, am Wasser, gehört der Fischen, die andere, nach den Straße, den Menschen. Der alte Dom hat schöne Glasfenster in der Einsatzrose; Kanzel und Bänke von Eichenholz sind sehr hübsch geschnitzt, leider aber mit weißer Oelfarbe angestrichen. Die engen und krummen Straßen waren am Abend glänzend beleuchtet, das Volk rief Hurrah, und sang; die Militärmusik spielte. Wir vernahmen noch die Klänge derselben, als wir

Ein Abkömmling der altnordischen Seekönige.

Frauen von Rosendal.

Fuße eines prächtigen Wasserfalles vorüber; bald nachher jedoch wird die Landschaft öde und bleibt so bis in die Nähe von Stavanger. Es ist als ob man sich mitten in einem Steinmeer befände; die Felsen sind ohne jeden Pflanzenwuchs und liegen über eine unabsehbare Strecke zerstreut. Höchst angenehm überrascht uns endlich beim Umbiegen uns an Bord unseres bereit liegenden Dampfers begaben, der noch in derselben Nacht abfuhr. Ich will hier erwähnen, daß man uns in Stavanger einen ehrsamen friedlichen Bürger zeigte, der in gerader Linie von den einst so gewaltigen normannischen Seekönigen abstammt.

Schon am andern Morgen befanden wir uns in dem

mit Recht weit und breit berühmten Hardangerfjord. Die Landschaften sind in der That wunderschön, aber leider trat Regenwetter ein und wir sahen damals von den Folge-Fonden, diesen gewaltigen Gletschern, welche 5300 Fuß über der Meeresfläche liegen, nur die runden mit Schnee bedeckten Gipfel. Später sind sie uns jedoch in ihrer ganzen Pracht entgegengetreten. Dann warfen wir einen Blick auf die Baronie Rosendal. Am Strande bemerkten wir viele Bäuerinnen, die alle gleichmäßig gekleidet waren. Sie trugen eine hohe Mütze mit schmalem Rande, ein rothes Halstuch um weißen Stehkragen geschlungen, Jacke und Rock von schwarzer Farbe und ein rothes Mieder. Sie standen da wie ein Bataillon in Reihe und Glied.

Im rosendaler Schloßgarten fanden wir Beweise für die Milde des Klimas, welcher sich der Hardangerfjord erfreut, denn Walnüsse und Aprikosen werden unter freiem Himmel reif, und doch liegt diese Gegend unter dem sechszigsten Grade nördlicher Breite. Das Wetter hatte sich aufgeklärt und wir konnten uns an der Pracht dieser herrlichen Landschaft erfreuen, welche immer neue Reize entwickelte. Nach jedem Felsenvorsprung, den wir umschifften, zeigte sich ein überraschender Wechsel, und oft glaubten wir auf einem Schweizersee zu fahren. Ganz prachtvoll nahm sich die Menge der über hohe Steilwände herunterstürzenden Wasserfälle aus; an den Hügeln standen auf grünen Matten schmucke Holzgebäude in malerischer Lage, und das Ganze machte den Eindruck friedlicher Behäbigkeit. Ohnehin hatten wir gerade Sonntag. Auf den blauen Wogen schwammen Kähne, in denen die Bauern zur Kirche gefahren waren, und so gewann die Landschaft auch Leben. Um Mittag landeten wir bei Utne, einem Weiler auf grüner Berghalde am Söerfjorden. Dort war man eben mit dem Auswaschen der Netze zum Lachsfange beschäftigt. Der Fischer wählt zur geeigneten Zeit eine kleine Bucht mit engem Eingang aus, welchen er vermittelst der Netze abschließen kann. Er steht auf einem Felsenvorsprunge, gegenüber befindet sich

Zu Ullersvang, am Bord des Vidar.

ein Genosse, und beide warten dann bis ein Zug Fische in die Bucht hineingeschwommen ist. Im passenden Augenblicke ziehen sie das durch Schwergewichte am Grunde haftende Netz empor und schneiden dem Lachs den Rückzug in's freie Wasser ab. Darauf geht es an's Harpuniren.

Bei der Kirche von Ullensvang, wo der Pastor den Kronprinzen bewirthete, waren drei- bis viertausend Menschen zusammengeströmt; wir fanden also treffliche Gelegenheit, uns das Landvolk jener Gegend und die Trachten mit Muße zu besehen. Wir zeichneten und photographirten und die Leute waren dabei nicht im Mindesten schüchtern, vielmehr drängten sich die hübschesten Mädchen herbei, um ihr Conterfei nehmen zu lassen. Bejahrte Männer trugen scharlachrothe Röcke und nahmen sich darin aus wie Leute aus den Tagen des tapfern Ritters Engenins oder Karls des Zwölften. Zum Entsetzen der in unserer Gesellschaft reisenden Engländer hielten diese norwegischen Bauern, schlichte Menschen mit gesundem Verstande, den „Sabbath" nicht in der langweiligen, abgeschmackten Art der britischen Hochkirche oder der schottischen Puritaner, sondern waren heiter und lustig am Tage des Herrn. Auf dem Rasen vor dem Pfarrhause geigten die Spielleute tüchtig darauf los, die muntere Jugend tanzte aus Leibeskräften und dann und wann trat auch ein städtisch gekleidetes Mädchen mit in die Reihen und ließ sich im Wirbel drehen. Ja, sogar die Töchter verschiedener Pastoren nahmen an dieser, nach beschränkten englischen Begriffen, gotteslästerlichen Sabbathschändung Theil, und sahen gar nicht aus, als ob sie darüber Gewissensbisse verspürten oder einst in der Hölle zu braten befürchteten!

Fischmarkt in Bergen.

Der Prinz, welchen das ganze Leben und Treiben und der herzliche Empfang in sehr heitere Stimmung versetzt hatte, wollte der Lustbarkeit die Krone aufsetzen. Am Strande lag sein Dampfer Vidar. Der Name ist passend für ein Norwegerschiff, denn die alte Mythologie sagt:

Das ist Vidar, der auf Wogen geht,
Odin's Sohn, in ernster Majestät.

Er lud die Pastoren nebst Frauen und Töchter und einer Anzahl anderer Gäste, darunter die einflußreichsten

Norwegische Gebirgspfade.

Bauern und deren Töchter und Frauen, zu einer Abendlustbarkeit auf dem Vidar ein. Noch nie war ein Dampfer mit einem Königssohne nach Ullensvang gekommen; viele Leute aus den entfernteren Gegenden hatten solch ein Rauchschiff überhaupt noch nicht gesehen; deshalb war die Freude doppelt groß. Rasch nahmen Frauen und Mädchen Tücher und Mäntel und eilten an Bord. Die Musik begann zu spielen, die Schaufelräder peitschten in die Wogen hinein und der Vidar rauschte weit in den Fjord, zu freudigem Erstaunen der am Ufer stehenden Menge. Der Abend ward etwas frisch; um so lieber tranken die Männer Punsch und die Mädchen tanzten mit löblichem Eifer. Das ganze Schauspiel war in der That eigenthümlich und interessant. Die Musik hallte an den Felsen wieder und mischte sich mit dem Geräusch und dem Gemurmel der Kaskaden; dazu kam das Lachen und Jubeln und Händeklatschen. Der Prinz hatte noch aus Christiania, Arendal und Christiansand eine ganze Ladung Blumensträuße an Bord und verschenkte sie nun an die Schönen von Ullensvang, welche auch ihrerseits ihn mit Kindern der Flora reichlich bedacht hatten. Drei Stunden lang dauerte diese Lustfahrt auf dem Vidar; dann kam Nacht herauf und wir wurden durch ein Feuerwerk überrascht. Ein solches hatten die guten norwegischen Bauern zuvor nicht gesehen; nun hörten sie Kanonenschläge, sahen Raketen aufsteigen, Töpfe voll Mäuse wild und wirr durcheinander sausen und bengalisches Feuer leuchten. Das gab einen prächtigen Abschluß mit Knallwirkung für den schönen Tag, von welchem man im Kirchspiel Ullensvang gewiß noch unter Kindern und Kindeskindern sprechen wird.

Als die rosenfingerige Morgenröthe emporstieg, ging unser Dampfer in See nach Bergen, wo wir am Abend, etwa eine Stunde vor Mitternacht, ankamen, und am Tydske Bodnrne landeten. Schon Theodor Mügge hat mit Recht darauf hingewiesen, daß unter allen norwegischen Städten keine einen so deutschen Charakter trage als Bergen. Es hat Giebelhäuser mit Erkern, reinliche, schmale und belebte Straßen, und mit Bäumen bepflanzte Plätze. Die Mehrzahl der etwa 25 bis 30,000 Einwohner versteht das Deutsche. Der Platz ist in Bezug auf den Handel von unserem großen Weltstapelplatze an der Unterelbe abhängig und wird auch oft als Klein-Hamburg bezeichnet. Zu Bergen war in den großen Tagen der Hansa eine Kolonie jener meerbeherrschenden stolzen Kaufleute Deutschlands, welche einst Königen Gesetze vorschrieben und Könige demüthigten. Die Stadt liegt mitten zwischen sieben hohen Fjellen; nackte Gebirgsmassen steigen wohl zweitausend Fuß hoch empor und fallen in den Waagfjord ab, der seine Arme zwischen felsige Landzungen in die Stadt schiebt

und den sichern Hafen bildet. Aber rund umher liegt ein grünes Thal mit Wiesen und Gärten und schönen Landhäusern, und von den Absätzen des Gebirges ist die Aussicht über Stadt und Meeresarm von großer Schönheit.

Bergen ist ein Hauptort für den nordischen Stockfischhandel, und an der „deutschen Brücke" spielt die Stockfischflotte eine bedeutende Rolle. Schwarzbärtige Spanier holen den „Segen" ab, welcher jenseits des Polarkreises aus den Meeresfluthen geerntet wird; ebenso Italiener und Portugiesen und Franzosen. Der nordische Seefahrer bringt seine Ausbeute am liebsten nach Bergen und empfängt für seine Fische solche Waaren, welche er in seiner kalten Heimath nöthig hat. Alles geräth in Bewegung, wenn die Nordlandsflotte kommt, und gerade im Juli gukern Hunderte seltsam und altmodig gebauter Schiffe an der deutschen Brücke, den Häusern der Kaufleute gegenüber, und werden als alte, vielgetreue Freunde mit Jubel empfangen. Dann beginnt ein lebhafter Verkehr und man stellt die Preise fest für Rundfisch und gerissenen Fisch, die alle nach dem Baag, das heißt 48 Pfund, gewogen werden. Eine Nordlandsyacht ist plump wie die „Seeroſſe" der alten Wikinger; sie sieht schwarz und nordisch aus, hat einen hohen Mast in der Mitte, der ein ungeheures viereckiges Segel trägt; sie eignet sich gut für die Fahrt durch die zahllosen Labyrinthe der Sunde und Fjorden, und ist mit nur sechs bis acht Seeleuten bemannt. Der Vordersteven ragt beinahe bis zum halben Mast empor. Die Haufen trockener Fische werden zu Hügeln aufgethürmt und die einst so raschen Kinder der Fluth liegen am Ufer hart und verkrümmt wie Baumäste. Stockfische und Häringe bilden die Grundlagen des norwegischen Ausfuhrhandels neben dem Holze, welches man aus den großen Wäldern schlägt.

Ein Weg im Gebirge.

Ein lebendiges Bild gewährt der örtliche Fischmarkt. Der Schiffer bringt seine Waare, bleibt am Bord und befestigt sein Fahrzeug an den ziemlich hohen Ufergestaden. Oben finden sich in Menge Frauen und Köchinnen ein, welche kaufen wollen. Da giebt es immer ein lautes Hin- und Herrufen und Schreien, und man glaubt sich einen Augenblick nach dem Quai Santa Lucia in Neapel versetzt.

Ich will die Festlichkeiten zu Ehren des Kronprinzen nicht näher beschreiben, wohl aber bemerken, daß es an jenem Tage wie in Strömen vom Himmel herabgoß. Man sagt scherzweise, Bergen habe im Jahre nur dreihundert und fünfundsechszig Regentage; gewiß ist, daß man durchschnittlich deren zweihundert rechnen muß und der Guß oft wochenlang anhält. Ein Holländer war sieben Jahre lang hintereinander nach Bergen gefahren, hatte nie einen trockenen Tag gehabt und glaubte in einen falschen Hafen eingelaufen zu sein, als er im achten Jahre an einem heitern, sonnenhellen Tage einlief. Die Einwohner sagen, daß so viel feuchter Niederschlag für den Pflanzenwuchs, der nur eine dünne Lage Dammerde hat, nöthig sei, damit er nicht verdorre.

Der Hafen gefriert nicht, Dank den Einwirkungen des bekannten Golfstroms, der aus dem Antillenmeere durch den mexicanischen Meerbusen und den atlantischen Ocean wärmeres Wasser und mildere Luft bis in diese Gegenden bringt. So bleibt die Verbindung nach der See hin offen, aber die Landwege sind im Winter um so beschwerlicher und manche wären gar nicht zu passiren, wenn nicht das norwegische Pferd ein in seiner Art vortreffliches Thier wäre. Auch Alexander Ziegler, der es genugsam erprobt, läßt ihm die gebührende Gerechtigkeit angedeihen. Das von ächtem Landesschlage wird durch einen über die ganze Körperlänge von den Ohren bis zum Schweif sich hinziehenden dunkeln Streifen gekennzeichnet. Es ist gewöhnlich hell, meist weißgrau, gelblich weiß oder fuchsroth, mittelgroß, von kräftigem gedrungenem Bau mit kurzem Hals und breiter Brust. Seine Eigenschaften bestehen in Folgsamkeit, Treue, Kraft, Ausdauer und Klugheit; zu Gebirgsreisen eignet es sich trefflich. Die „Bauernpost" legt ohne besondern Kraftaufwand eines solchen Pferdes täglich 16 Meilen zurück und die Zuverlässigkeit des raschen, nie störrigen oder bösartigen Thieres — denn Beißer und Schmeißer oder Kurzathmige kommen kaum vor — macht die Reisen durch das Gefühl der Sicherheit, welches man hat, angenehm. Das Thier läßt sich von jedem Kinde lenken; es ist eben so gewandt als kühn, trabt über schmale Brücken und geht auf Leitern hinab, die man an manchen Orten bei steilen Abfällen angebracht hat.

Am 25. Juli steuerten wir in den Sognefjord, einen gewaltigen Busen, der etwa fünfzig Stunden weit in's Innere der skandinavischen Halbinsel dringt. Seine Landschaften sind nicht so anmuthig wie jene des Hardangerfjord, aber eben so malerisch. Sie erscheinen rauher und strenger, weit weniger bewaldet, auch ist der Anbau viel spärlicher und der Wohlstand geringer. Der Eindruck ist oft geradezu melancholisch. Aber bei jeder Biegung, welche der langhingestreckte und vielfach gewundene Busen macht, gewinnt man neue überraschende Aussichten. Die Föhrde selbst ist eng, die mächtigen Steilwände der Berge spiegeln sich im Meer und über alle ragt der Jostedalsbreen mit seinem ewigen Schnee empor. Hier, im Sognefjord, ist poetisch geweiheter Boden, die Heimath Frithjofs und der Ingeborg; hier liegt Framnäs, das aus der Frithjofssage berühmt ist.

Noch nie war auf der Flur des Norden
Ein schön'res Paar gesehen worden.

In seinem Schiff Elida ruderte er mit ihr froh in's blaue Meer hinein und

Wie herzlich bei des Segels Wenden
Klatscht sie ihm zu mit weißen Händen.

Da war kein Vogelnest zu hoch,
Für sie wußt er's zu holen doch;
Der Adler selbst, in Wolkenhöhen,
Mußt oft der Brut beraubt sich sehen.

Da war kein Bergbach reißend g'nug
Darüber er nicht Ingborg trug.
Das war so schön, wo Strudel sprangen,
Und weiße Aermchen ihn umschlangen.

Am Sognefjord zog Frithjof auch zur Jagd aus; der starke Knabe bezwang ohne Speer oder Schwert den gewaltigen Bären, denn er war ein ächter Nordlandsrecke.

Brust gegen Brust ward da gekriegt,
Bis der zerkratzte Jäger siegt,
Und heimschleppt seine rauhe Beute.
Was Wunder, daß die Maid sich freute!

Denn Mannesmuth das Weib verehrt,
Der Starke ist des Schönen werth.

Berühmt geworden ist die Kirche von Vangsnäs, ein kleines wurmstichiges Holzgebäude mit vielem Schnitzwerk, ohne Orgel; aber der Quinde Foß (Foß heißt Wasserfall) macht eine erhabene und gewaltige Musik. Unsere Abbildung zeigt das eigenthümliche Gebäude und daneben die alten Grabhügel, in welchen Gebeine skandinavischer Helden der Vorzeit ruhen.

Auch auf diese Grabhügel spielt Tegnér, der Dichter der Frithjofssage, an. Als König Bele spürte, daß „seine Tage hingingen", gab er seinen Söhnen weisen Rath, und dasselbe that auch Thorsten Wikingsson „der Bonde werth", der zu Bele sprach:

Nicht, König, sollst du einsam zu Odin zieh'n.
Wir theilten, König Bele, stets Leid und Freuden,
So soll uns auch zum Ende der Tod nicht scheiden. —
— Ihr aber, meine Söhne, grabt uns'rer Treu
Eins rechts, eins links vom Fjorde, der Gräber zwei.
Dem Wogensang ist lieblich im Schlaf zu lauschen
Und wie ein Drapa klingt uns das Meeresrauschen.

Drapa ist ein Gedicht, welches der Skalde zu Ehren eines abgeschiedenen Helden sang. Bei Framnäs, wo Frithjof seines Vaters Erbe antrat

Waren zu Ruhe gesetzt nun Bele und Thorsten der alte,
Wie sie es selber gewollt; auf jeglicher Seite der Meerbucht
Wölbten die Gräber ihr Rund, zwei Brüste, welche der Tod schied.

Diese Kirche von Vangsnäs ist übrigens nicht zu verwechseln mit der alten Hauptkirche von Vang, am Vanger-See bei Mjöse in Valders, welche dort etwa siebenthalbhundert Jahr gestanden haben mag und dann ein eigenthümliches Schicksal erlitt. Sie ist ein merkwürdiges Holzgebäude, Säulen, Thüreinfassung und Dach waren mit Schnitzwerk reich verziert. Der Landschaftsmaler Dahl in Dresden machte den romantischen König Friedrich Wilhelm

Im Fjord von Framnäs.

von Preußen auf dieses merkwürdige Bauwerk aufmerksam. Dieser kaufte 1844 die Kirche, ließ sie in Stücken nach Bergen bringen und über Hamburg nach Brückenberg in Schlesien schaffen. Dort hat man im Riesengebirge aus dem alten norwegischen Holz eine neue Kirche gebaut. Das Schnitzwerk am Haupteingang, die Kanzel, die verschiedenen schuppenartigen Verzierungen sind Bestandtheile des alten norwegischen Gotteshauses. So wurde ein Denkmal, welches man in Skandinavien unbeachtet ließ, wenigstens theilweise vor dem Untergange bewahrt; seitdem achtet man aber in Norwegen besser auf solche Werke der Vorzeit.

Die Anwohner des Sognefjord unterhalten nur geringen Verkehr mit der Außenwelt und haben ihre alten ein-

fachen Sitten treu bewahrt. Wir sahen das auch in dem armen Fischerdorfe Nornäs, das in einer Bucht wie verloren liegt. Auf dem Hügel über diesem Weiler erheben sich drei gewaltige „Druidensteine" (wie die Touristen sich sehr uneigentlich ausdrücken), eigenthümliche Massen, von welchen die eine etliche dreißig Fuß hoch, aber nur etwa drei Fuß breit ist. Bei heftigem Sturme wird dieser Bautastein hin und her bewegt wie eine Fichte, und man fragt sich, wie es möglich gewesen sei, denselben seinen Schwerpunkt im Boden zu geben. Wir sahen ihn um neun Uhr Abends bei Mondenschein, der fein weißliches Licht über diese geheimnißvollen Denkmäler ausgoß.

Kirche von Vangsnäs.

Die Fischer betrachteten unsern kleinen Dampfer mit nicht geringem Erstaunen; er war doch ein Riese ihrem kleinen Schiffe gegenüber und spie Dampf aus. Wir gaben ihnen Schiffsbrot und Cigarren; sie kannten das erstere, aber die letzteren offenbar nicht, weil sie uns fragten: „Schmeckt das auch gut?" Ueberhaupt wurden wir durch die Unwissenheit dieser Leute überrascht; manche im übrigen Europa ganz gewöhnliche Sachen hatten sie zuvor nie gesehen. Auch nahmen sie sich mit ihrer sehr dürftigen Kleidung und dem struppigen langen Haar etwas wild aus, aber ihre Erscheinung stand doch gewissermaßen im Einklange mit der wilden Landschaft.

Wir fuhren bei Nacht weiter und erreichten am andern Morgen Kaupänger im Dystrefjord, dessen Ufer bewaldet sind. Dort sieht man wieder Gehöfte, die auf wohlhabende Besitzer deuten und die Menschen sind ganz anders als in dem armen Nornäs. Sie waren höflich und gesprächig, und empfingen uns mit Willkommen und Gott segne Euch. Dabei drücken sie Einem die Hand und küssen zugleich die Außenseite ihrer eigenen Hand. Das Bier von Kaupanger schmeckt recht gut, ist aber so stark, daß man es nur aus kleinen Stutzgläsern trinkt. Weiter landeinwärts kamen wir in demselben Dystrefjord am Fuße des Feigum-Foß vorüber, dessen Wassersäule von jedem Winde hin und her bewegt wird; der nasse Staub derselben fiel in Wolken auf unser Deck. Der schöne Wasserfall theilt sich in zwei Kaskaden, die etwa achthundert Fuß tief herabstürzen; aber im Frühjahr, wenn der Schnee schmilzt, bilden sie nur eine gewaltige Masse, die tosend in's Meer herabstürzt.

Ganz im Hintergrunde des Dystrefjord stiegen wir aus und rüsteten uns zur Reise über die Gletscher. Aber nur mit großer Mühe konnten wir in Eide Pferde bekommen, weil Reisende vor uns die besten für sich erhalten hatten. Aber wir schlugen uns munter hinein in die eisigen Einöden des Sognefjeldes, verachteten die zuweilen nicht geringen Gefahren des Weges und fanden uns reichlich belohnt. In der Ferne stiegen die gewaltigen Spitzen des Skjodlen empor, wir aber gingen in das wilde Thal von Forthun. Der Pfad läuft auf weiten Strecken über einen steilen Berggrad an fürchterlichen Abgründen hin, wo ein Fehltritt des Pferdes unrettbaren Untergang zur Folge hätte, oder er geht auf kahlen, schlüpferigen Felsen bergab und durch reißende Gießbäche; aber das Alles hat nichts zu bedeuten, weil das treue und kräftige norwegische Pferd uns wohlbehalten an's Ziel bringt.

Neu-Caledonien im Großen Ocean.

Die Besitznahme durch die Franzosen. — Die Missionäre und die Wilden. — Häuptlinge. — Die Erzeugnisse der Insel. — Hafen und Niederlassungen. — Gesundheitsverhältnisse. — Anthropophagie und deren Ursachen. —

Die Franzosen wollen wieder eine Kolonialmacht werden. Ihre Politik strebt dahin, immer mehr wichtige Punkte an oder in der See zu erwerben, und sich für frühere Verluste zu entschädigen. Sie besitzen Algerien und bemühen sich, einen Theil des Handels aus dem Sudan dorthin zu lenken; in Senegambien sind sie bis über Bambuk hinausgekommen und haben die maurischen Völker in der südwestlichen Sahara auf's Haupt geschlagen. Sie haben Einfluß an der Küste von Abessinien gewonnen, wo sie einen Thronprätendenten gegen den äthiopischen Kaiser Theodoros unterstützen. Der Kriegszug gegen China bot eine günstige Gelegenheit, eine Abrechnung mit dem Kaiser von Annam zu halten; sie nahmen ihm das südliche Kambodscha, haben sich in Saïgong festgesetzt, und damit eine sichere Stellung am chinesischen Südmeere gewonnen. Im stillen Ocean besetzten sie erst die Gesellschaftsinseln, deren Königin Pomare ihr Vasall wurde; dann nahmen sie die Markesas und zuletzt erklärten sie Neu-Caledonien für eine französische Besitzung.

Dieses Neu-Caledonien ist offenbar dazu bestimmt, einen Mittelpunkt für ihre Niederlassungen im großen Weltmeere zu bilden, und man muß zugestehen, daß sie eine gute Wahl getroffen haben. Die Insel, welche wir näher schildern wollen, liegt zwischen dem 20. Grade südlicher Breite und dem Wendekreise des Steinbocks, der Ostküste Australiens gegenüber, mitten in einer großen oceanischen Fahrbahn, und von ihr aus kann das Korallenmeer unter Aufsicht gehalten werden. Die Besitznahme war daher den Australiern in hohem Grade unangenehm; sie machten bei der englischen Regierung geltend, daß die Insel von Cook entdeckt worden sei und deßhalb Großbritannien Anspruch auf sie erheben könne. Aber diese Vorstellungen blieben unbeachtet, und am 24. September 1853 nahm der Befehlshaber der französischen Flotte im großen Ocean, Fevrier des Pointes, Neu-

Caledonien und die vor der Südostküste desselben liegende Fichteninsel (Isle des Pins, Pinos) in Besitz.

Zu dieser Eroberung oder Aneignung haben die Missionäre den Weg gebahnt, und wir wollen den Verlauf erzählen.

Im Anfange des Jahres 1853 fuhr die Kriegskorvette Constantine, unter Tardy de Montravels Befehl, aus dem Hafen von Rochefort nach Schanghaï in China. Dort eröffnete er versiegelte Befehle, denen zufolge er sofort nach Neu-Caledonien segeln und diese Insel für Frankreich in Besitz nehmen sollte. Im Januar 1854 langte er hier an, und sah zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß bereits die französische Flagge wehte. Fevrier des Pointes, der eine Besetzung von Seiten Englands befürchtete, wollte dem letztern zuvorkommen und war auf eigene Verantwortung von Tahiti angelangt. Es erleidet keinen Zweifel, daß die schon seit etwa zehn Jahren auf der Insel wirksamen Missionäre ihm Eröffnungen gemacht hatten, und sie vermittelten auch den Verkehr zwischen dem genannten Gegenadmiral und einem der einflußreichen Häuptlinge. Dann hatte er ein kleines Fort gebaut, dasselbe mit Besatzung versehen und war bald wieder abgesegelt.

habhaft werden konnte, niederschoß. Aber bald nachher scheiterte die Alemene auf einem Felsenriffe.

Als Tardy de Montravel ankam, hatte eben wieder ein Schiffbruch stattgefunden. Ein Dreimaster, „das südliche Kreuz" aus Bordeaux, der von Melbourne in Australien nach den Molukken fuhr, wollte auf Neu-Caledonien anlegen, wurde durch ungenaue Seekarten irre geleitet und scheiterte an der Südwestspitze auf einem Korallenriffe. Der Kapitän warf sich mit seiner Frau und zwölf Mann Schiffsvolk in zwei kleine Boote und fuhr der Küste entlang in sieben Tagen nach dem Hafen Baladea; dabei war er fortwährend von den Wilden bedroht. Tardy de Montravel nahm die Schiffbrüchigen an Bord der Constantine.

Für diesen Offizier handelte es sich darum, die Missionäre wieder nach Caledonien zu bringen, feste Burgen und Kasernen zu bauen, und den Eingeborenen das französische „Protektorat" (man weiß was das Wort bedeutet) annehmbar zu machen. Am Hafen Baladea, wo die Missionäre unter den Stämmen Puma und Pompo Freunde hatten, ergaben sich keine Schwierigkeiten. Der Häuptling Buhone, dem man einige Geschenke gab, ließ sich dafür

Eine Ansiedelung auf Neu-Caledonien.

Die ersten Missionäre waren 1843 nach Neu-Caledonien gekommen und hatten sich am Hafen Baladea auf der Westküste angesiedelt. Schiffbrüchige fanden bei ihnen günstige Aufnahme, aber 1850 geriethen sie in Zwist mit den Eingeborenen und waren in großer Bedrängniß, als ein glücklicher Zufall das Schiff Brillante nach Baladea führte. Der Kapitän lieferte den Eingeborenen ein Treffen, befreite die Missionäre und brachte sie auf die Fichteninsel, von welcher aus sie neue Verbindungen mit den Neu-Caledoniern anknüpften und die französische Besitznahme wirksam vorbereiteten. Für diese war allerlei Anlaß oder Vorwand gegeben. Im Jahre 1851 stellte ein französisches Kriegsschiff, die Alemene, im Korallenmeer Untersuchungen an, und zwei Offiziere mit fünfzehn Mann waren in einer Schaluppe ausgesandt worden, um einen Theil der Küste aufzunehmen. Als sie auf einer kleinen Insel in einer Bucht friedlich um ein Feuer lagen, wurden sie von den Eingeborenen überfallen, abgeschlachtet und aufgefressen. Der Kapitän der Alemene übte Vergeltung, indem er die Hütten der Wilden niederbrannte und alle Schwarzen, deren er

Wasser über den Kopf sprengen, galt damit für getauft und hieß fortan Philipp. Als er abermals Geschenke bekam, trat er eine Strecke Landes ab und verzichtete auf das Hauptvorrecht seiner königlichen Würde. Es bestand darin, daß er die Rechtspflege in althergebrachter Weise ausübte. Wie verhielt es sich damit? Der König schlug den Missethätern den Schädel mit einer Keule entzwei. Dieses schönen Privilegiums entäußerte sich der getaufte Buhone-Philipp; sodann willigte er ein, bei Bestrafung von Verbrechern die Franzosen ein Wort mitreden zu lassen. Der Kommandant richtete auch eine aus Eingeborenen zusammengesetzte Polizeimannschaft ein, welche eine dreifarbige Binde um den Arm tragen, und denen der Sold in Tabak ausgezahlt wird. Diese Leute erweisen sich sehr brauchbar, und sind stolz auf ihr hohes Amt und ihr Abzeichen. Sie machen sich so wichtig wie die weißen Polizeidiener in Europa. Philipp, bisher ein leidenschaftlicher Menschenfresser, mußte ausdrücklich versprechen, seines Gleichen fortan nicht mehr zu verspeisen, und erhielt einen prächtigen knallrothen Rock, in welchem er gern einherstolzirte.

Auf solche Weise beginnt man bei den Wilden mit dem Anbahnen der „Civilisation", von welcher sie dann nach und nach aufgefressen werden. Mit der „Civilisation" kommen nämlich Branntwein, Blattern, noch andere Krankheiten, es kommen neue Bedürfnisse und Angewöhnungen, und die Folge ist, daß nach ein paar Menschenaltern die wilden Stämme bis auf einige schwache Ueberbleibsel verschwinden. Sie gehen an der „Civilisation", zu deren Aufnahme und Bewältigung ihnen die Naturbegabung fehlt, rettungslos zu Grunde.

Von Baladea fuhr Montravel nach Süden hin bis Puebo, das im Gebiete des Stammes Monelibe liegt, in einer anmuthigen, fruchtbaren Gegend. Dort hatten die Missionäre dasselbe Schicksal erlitten wie in Baladea, waren aber von den Wilden selber zurückgeholt worden. Der eine Häuptling hatte sich taufen lassen, wohl aus Eifersucht gegen einen andern, Namens Tarebate, der vom Christenthum nichts wissen wollte, weil die Missionäre ihm zumutheten, von seinen vier Frauen drei abzuschaffen und nur eine zu behalten. Jener getaufte Häuptling, Hippolyt, war ein brauchbares Werkzeug in den Händen der Missionäre, auf deren Antrieb er um eine französische Niederlassung bat. Wie hätte man ihm die Erfüllung eines solchen Wunsches versagen können? Ein solcher Mann verdiente von Seiten der „großen Nation" eine Anerkennung. Der Kommandant ließ also zwei große Schaluppen ausrüsten, nahm seinen Generalstab und ein paar Haubitzen an Bord, und landete in der Nähe des großen Dorfes. Der ganze Stamm war versammelt und erhob ein Freudengeschrei, als die Franzosen sich in Schlachtordnung vor dem Missionshause aufstellten. Montravel hielt eine Anrede, welche Hippolyt übersetzen mußte, so gut er eben konnte; und dann wurde die französische Flagge aufgezogen und mit Kanonendonner begrüßt. Die Abtretungsurkunde hatte der Kommandant fix und fertig mitgebracht; Hippolyt und Tarebate setzten ihre Zeichen darunter, und erkannten nicht etwa die „Protektion", sondern die „Souveränetät" Frankreichs an; sie waren fortan Unterthanen oder Bürger der „großen Nation", welche diese neuen Mitbürger und Brüder mit Taback und Schiffsbrot erquickte, und den Häuptlingen einige Kessel, Waffen und mit Flittergold besetzte Kleider schenkte. Während die Offiziere in der Mission speisten, jubelten die neuen Franzosen draußen und führten ihre Tänze auf. Dabei wurde der Takt mit einem Bambusstabe geschlagen, und die Musik machte sich jeder Tänzer selbst, indem er pfiff. Statt des Gesanges haben diese Caledonier das Pfeifen, und das ist eine ihrer Eigenthümlichkeiten.

Uebrigens ging die Besitznahme nicht überall so leicht von statten wie in Baladea oder Puebo; Tardy de Montravel schiffte auch der Ostküste entlang, um dort mit den Stämmen eine Verbindung anzuknüpfen und einen zur Niederlassung geeigneten Punkt auszusuchen. Aber wo der Einfluß der Missionäre aufhörte, zeigten die Wilden sich widerspenstig und wurden in ihrer Feindseligkeit gegen die Franzosen durch einige englische und amerikanische Matrosen bestärkt. Es kommt nämlich in der Südsee oft vor, daß Seeleute heimlich ihr Schiff verlassen, bei den Wilden bleiben und unter diesen Einfluß gewinnen. Solchen Leuten muß die Herrschaft gleichviel welcher europäischen Macht zuwider sein, denn sie verdirbt ihnen das Handwerk; man begreift also leicht, daß sie auch den Franzosen abhold sein mußten.

An der Ostküste, in der Ortschaft Hiengnene, wohnte ein mächtiger Stamm unter dem Häuptlinge Ynarate. Dieser kräftige Mann war früher einmal in Sydney, der Hauptstadt von Neusüdwales, von der Regierung sehr freundlich empfangen und gleichsam als König von ganz Neu-Caledonien behandelt worden. Seitdem war er seinen englischen Freunden, den „Sydney Men", wie er sich ausdrückte, völlig ergeben; ohnehin hatte er von ihnen Schießgewehre bekommen und seine Leute damit bewaffnet. Die benachbarten Stämme waren darüber neidisch geworden, und nun kam es für die Franzosen darauf an, einen solchen Feind unschädlich zu machen.

Im Mai 1854 ankerten die beiden Kriegsschiffe Constantine und Prony vor Hiengnene; sofort kamen sehr viele Wilde an Bord der Fahrzeuge und benahmen sich freundlich, aber der Häuptling ließ sich nicht sehen. Man forderte ihn auf, sich den Franzosen zu unterwerfen. Als er sich dessen weigerte, ging ein Offizier mit einer Anzahl Seesoldaten an's Land und verkündete ihm, daß er bis zum andern Morgen um zehn Uhr der an ihn ergangenen Einladung, sich dem Kommandanten vorzustellen, Folge leisten müsse, widrigenfalls der letztere landen, die französische Flagge aufziehen und die Souveränetät des Kaisers über den Stamm verkünden werde. Jede Einsprache des Häuptlings solle dessen Absetzung zur Folge haben, und man werde ihn seiner Ländereien verlustig erklären.

So werden französische „Annexationen" in der Südsee gemacht; und man braucht dabei nicht einmal die größte Abgeschmacktheit und Lüge des neunzehnten Jahrhunderts, „das allgemeine Stimmrecht" in Scene zu setzen.

Der Offizier, welcher dem Häuptling Burate jenes Ultimatum zu überbringen hatte, fand ihn vor seiner Hütte sitzen, und bewog ihn nicht ohne Mühe, mit an Bord der Korvette zu gehen, wo man ihn sehr freundlich behandelte. Man überredete ihn, am andern Tage mit seinen Kriegern zu erscheinen und Zeuge bei der Besitzergreifung zu sein. Diese fand auch wirklich unter großem Pomp und Prahl statt. Acht Schaluppen mit dritthalbhundert Seesoldaten und fünf Kanonen wurden an's Land gerudert, wo die schwarzen Krieger sich aufgestellt hatten. Sie trugen theils Flinten, theils Wurfspeere oder eiserne Beile, welche bei manchen Stämmen an die Stelle der aus Grünstein verfertigten Keulen getreten sind; dann verlas Tardy de Montravel die Urkunde der Besitznahme, welche ein schwarzer Missionsschüler seinen Landsleuten verdolmetschte; gleich nachher wurde die französische Flagge aufgezogen und mit dreimaligem Musketenfeuer begrüßt, während die Constantine einundzwanzig Kanonen löste. Die Soldaten schwenkten nun die Fahne und Burnate mußte, wohl oder übel, die Urkunde unterzeichnen. So ging Alles friedlich ab.

Am nächsten Tage machten die Schaluppen dem mediatisirten Häuptling einen Besuch. Sie fuhren den Fluß von Hiengnene hinan, und die Eingeborenen liefen aus allen grünen Thalschluchten herbei, um das neue wunderbare Schauspiel anzustaunen. Nach einer zweistündigen Fahrt kam man an das Dorf, wo der von etwa dreihundert Kriegern umgebene Burnate seine Gäste in einem Hain von Kokospalmen empfing. Auf einem Hügel erhob sich eine große neucaledonische Hütte; auf einem walzenförmigen Untergebäude stand ein hoher Kegel als Dach und auf diesem eine Gestalt, welche einen Menschen vorstellen sollte. Zur Rechten und Linken waren kleinere Hütten zerstreut. Auf einem länglich runden Erdhügel standen sieben Pfähle, die gewöhnlich mit Menschenschädeln verziert sind; die Europäer hatten sich aber einen solchen Anblick höflich verbeten, und so war der anstößige Schmuck für den Augenblick beseitigt worden. Die Häuptlinge des Stammes, mehr als hundert an der Zahl, standen in Gruppen vor dem Hauptgebäude, alle ganz unbekleidet, aber völlig bewaffnet; Burnate trug ein blauwollenes Hemd. Etwas weiter rückwärts, theilweise

hinter den Bäumen, sah man die Krieger, Weiber und Kinder. Auch hier wurde die französische Flagge entfaltet und mit Schüssen begrüßt; nachher ermahnte der Kommandant die Schwarzen, die abscheuliche Menschenfresserei einzustellen; Burnate erhielt „zum Zeichen seiner neuen Nationalität", also als Mitglied der „großen Nation", deren Angehöriger er von nun an war, eine Kanone zum Geschenk; dabei wurde ihm bedeutet, daß er keinem Verbrecher mehr den Schädel mit der Keule zertrümmern dürfe. Nachher wurden Geschenke vertheilt und einige unzerstückelt gebratene Schöpse gemeinschaftlich verzehrt.

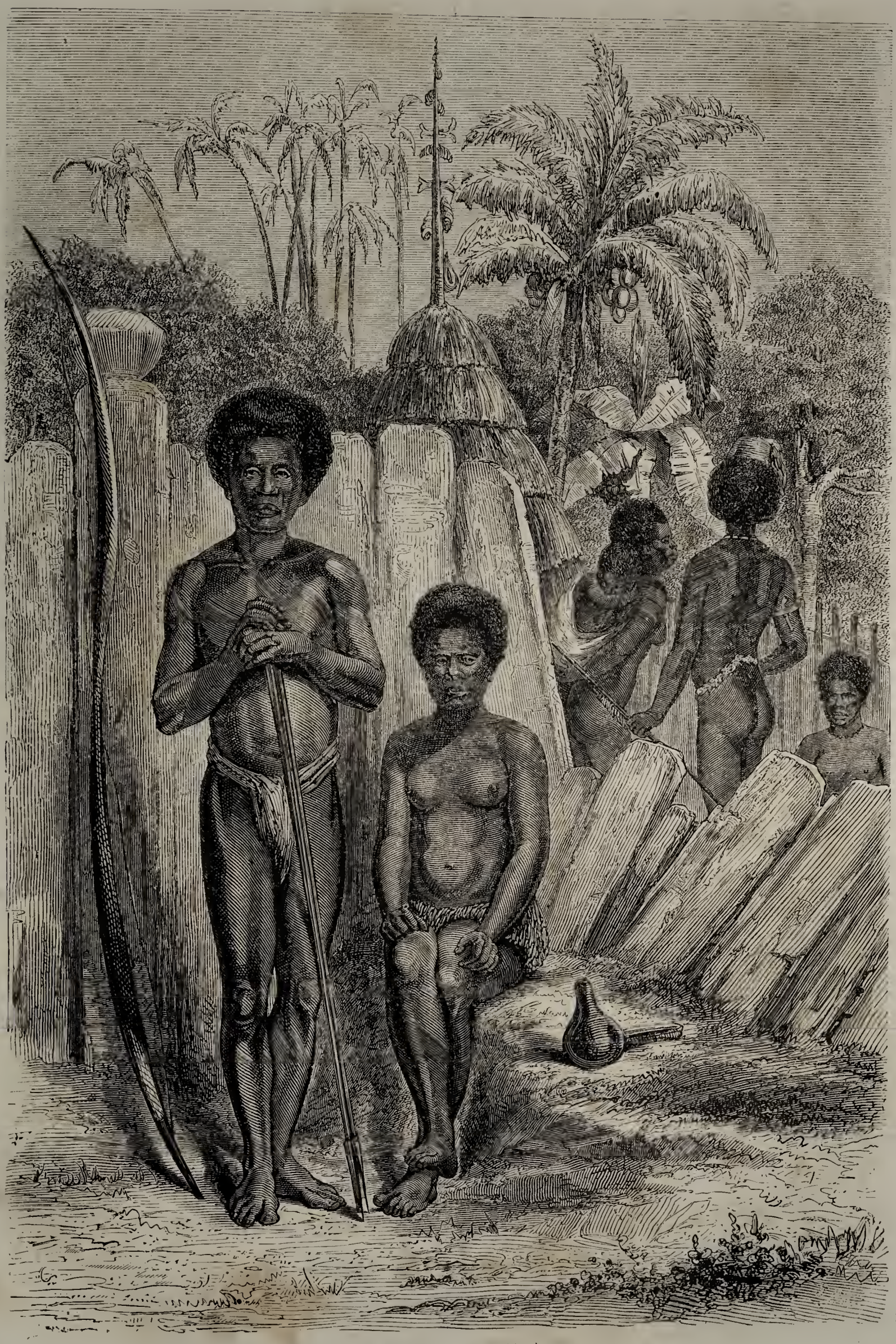
Von nun an verhielten die Häuptlinge sich ruhig, und die Schiffe segelten nach der prächtigen Kanalabucht, wo der Häuptling Kaï sofort an Bord stieg, um sich bewundern zu lassen. Er trug nämlich Beinkleider, Hemd, Mütze und einen alten Reitersäbel. Der Hafen von Kanala ist geräumig, hat vortrefflichen Ankergrund und nimmt einen kleinen schiffbaren Fluß auf. Auch wächst dort Sandelholz, und die Lage ist überhaupt ganz vortrefflich. Die Franzosen zogen es aber wohl mit Recht vor, zunächst an der westlichen Küste Niederlassungen anzulegen, weil von dort die Verbindung mit Sydney und mit Australien überhaupt leichter ist. Ohnehin liegen dort Steinkohlen, namentlich in der Bucht von Morare, zu welcher man gelangt, wenn man die Südspitze umschifft hat. Dort fallen manche kleine Gefließe in's Meer, und die Schiffe können treffliches Wasser einnehmen, das vom Goldberge herabkommt. Dieser Mont d'Or ist ein einsam stehender Spitzberg, in welchem man früher Goldlager zu finden glaubte. Von ihm fällt eine Kaskade etwa sechszig Fuß hoch herab; der Boden in der Umgegend ist fruchtbar und schöne Wälder sind in unmittelbarer Nähe; dazu kommen üppige Wiesen, die sich zu Viehweiden eignen, und das ganze Hafenbecken ist von Kohlenlagern umsäumt. Der kleine Dampfer Prony ergänzte seine Vorräthe; binnen fünf Stunden hatten zwanzig Schiffsleute etwa fünfzig Centner Kohlen gefördert. Morare hat jedoch keinen guten Ankergrund, und deshalb haben die Franzosen ihre Hauptniederlassung an der benachbarten Bucht von Numea gegründet. Sie nennen dieselbe Port de France und hoffen, daß sie zur Hauptstadt ihrer Besitzungen im Stillen Weltmeere heranwachsen werde.

Unser Bild giebt eine Ansicht von diesem Port de France nach einem Lichtbild, das 1859 aufgenommen wurde. An der Einfahrt zu einer tiefen, wohlgeschützten, von Bergland umsäumten Bucht, gleich neben einer schmalen Halbinsel, öffnet sich ein sicherer, leicht zugängiger Hafen, der ohne Schwierigkeit vertheidigt werden kann. Die Landschaft bildet einen Halbkreis, dessen Berge amphitheatralisch emporsteigen. Aber die Niederlassung hat einen empfindlichen Mangel, weil sie anderthalb Wegstunden von dem nächsten süßen Wasser entfernt liegt; man will später den Bach bis zur Stadt hin ablenken, muß sich aber vorerst mit dem Graben tiefer Brunnen begnügen. Zunächst hat man, recht nach französischer Art, eine Kaserne gebaut, daneben steht der Flaggenstock, dann ein Regierungsgebäude und einige andere Wohnhäuser. Man hat also militärisch und bureaukratisch angefangen, während deutsche und englische Ansiedler mit Wohnhäusern, Schulgebäuden und Urbarmachen des Feldes begonnen haben würden. Uebrigens hat man einen Garten angelegt, um dort mit „Acclimatisation und Culturen" Versuche anzustellen. Es zeigt sich auch in Neu-Caledonien wieder, daß die Franzosen das Colonisiren nicht verstehen; sie zäunen den Gaul beim Schwanz auf, und hätten doch in der Nähe, in dem gegenüberliegenden Australien oder in Neuseeland ein Vorbild, wie man beim Ansiedeln zu Werke gehen muß. Noch ist, nach neun Jahren, Alles öde und einsam auf Neu-Caledonien, es fehlt jene rege Thätigkeit, welche man in den Ansiedelungen germanischer Völker findet. Uebrigens sind seit 1855 die französischen Missionäre wieder in voller Wirksamkeit, und haben ihre Stationen bei Port de France und auf der östlichen Küste zu Puebo. Auf jeder Station haben sie ein paar hundert Eingeborene um sich versammelt, und einige derselben haben ihre Hütten mit Schiefer gedeckt und mit Kalk geweißt. Da sie zu regelmäßigem Bestellen der Felder angehalten werden und Vieh bekommen haben, so fehlt es hier nicht an Lebensmitteln, und das Menschenfressen ist dadurch von selbst in Abgang gekommen. Die Sendboten haben einige Kirchen gebaut, und wenn die Glocke ertönt, verläßt der Schwarze die Arbeit und kommt zur Kirche. Freilich geht es mit dem Singen nicht besonders gut, und Kirchenlieder kann man doch nicht pfeifen! Uebrigens sind unbefangene Beobachter der Meinung, daß sie von Allem, was die Missionäre ihnen sagen, wenig oder nichts verstehen, weil vermöge ihrer Naturanlage ihr Geist unfähig ist, eine abstracte Idee zu fassen, sich ein unleibliches höchstes Wesen auch nur zu denken. Indessen sind manche gutwillig und folgsam gegen die Missionäre, welchen die Schwarzen immerhin vieles Gute verdanken. Bei Puebo haben dieselben auch den Reis- und Maisbau eingeführt. Eine wahre Wohlthat sind auch die Hausthiere: Kühe, Schweine und Ziegen, welche die Insel früher nicht hatte. Auf der fruchtbaren Fichteninsel herrscht, infolge der Fürsorge, mit welcher die Sendboten zu Werke gehen, Ueberfluß; die Eingeborenen haben vollauf Kokosnüsse, Zuckerrohr und Bananen; auch gedeihen Wein, Feigen und einige europäische Getreidearten. An der Bienenzucht finden die Schwarzen viel Vergnügen.

Das Alles sind löbliche, aber freilich noch sehr schwache Anfänge, denn die Zahl der Eingeborenen, welche von dem Einflusse der weißen Männer einigermaßen berührt werden, beträgt kaum zweitausend Köpfe, und die überwiegende Mehrzahl der Uebrigen benimmt sich ungemein gleichgültig oder widerborstig. Viele wollen das Menschenfressen noch nicht aufgeben. Einst machte ein Pater dagegen Vorstellungen, aber der Wilde antwortete: „Was willst du denn, wenn ich einen im Kampf getödteten Feind esse?" — „Aber er ist ja Deinesgleichen, ein Mensch wie du selber, vielleicht gar mit dir blutsverwandt." — „Einerlei; sein Fleisch füllt den Magen eben so gut wie das von einem Andern, und verzehrst du nicht das Schaf und das Huhn, welches du selber gefüttert hast?" Das ist neucaledonische Logik der schwarzen Kannibalen. Bei den von Missionären etwas Gezähmten findet man, wie schon gesagt, oft Gehorsam, ja sogar eine Art von Fleiß, aber aus sich selber heraus bringen sie Nichts zu Wege; sie sind ohne selbstständige Intelligenz, haben weder moralisches Bewußtsein, noch einen Begriff von Menschenwürde; sie sind so ganz und gar passiv, daß man zweifeln muß, ob sie überhaupt fähig seien, auch unter allen nur denkbaren günstigen Verhältnissen auf eine etwas höhere Stufe zu gelangen.

Die Franzosen stellen jetzt diesen Wilden einen Heischesatz entgegen und sagen: „Ihr müßt euch entweder zu uns emporschwingen oder zu Grunde gehen." Das ist allerdings unbarmherzig, aber zu umgehen ist die Antwort nicht: „Es handelt sich nun darum, zu erproben, ob Anleitung und Erziehung diese Schwarzen auf eine solche Stufe innerer Ausbildung zu erheben vermögen, welche ihnen ein Anrecht giebt, in den neuen Verhältnissen überhaupt zu existiren; ob überhaupt die geistige Fähigkeit ihnen innewohnt, die Begriffe: Arbeit, Pflicht, Gesellschaft überhaupt zu begreifen." In Australien sind diese Versuche fehlgeschlagen, der Squatter hat die Wilden nicht geschont, und auf Tasmanien sind die-

Fort de France auf Neu-Caledonien.



Eingeborne auf Neu-Caledonien.

selben völlig ausgerottet worden. Die Zukunft muß lehren, was die Franzosen aus Neu-Caledonien machen.

Jedenfalls ist die Insel ein werthvolles Besitzthum. Sie liegt zwischen 20° 10′ und 22° 26′ südlicher Breite und 161° 35′ bis 164° 35′ östlicher Länge von Paris; die Breite beträgt durchschnittlich 10, die Länge 66 Lieues. Sie ist gebirgig, die Höhenzüge folgen der schrägen Richtung der Insel selbst, und sind nirgends höher als 1200 Meter, also noch nicht 4000 Fuß. Von ihnen kommen viele kleine Gewässer herab, welche dann im Flachlande Moräste bilden; Wald und Weideland wechseln miteinander ab. Victor de Rochas, welcher sich 1859 in Neu-Caledonien aufhielt, bemerkte, daß die Aecker bei den Dörfern gut bestellt werden, zumeist mit Taro, Ignamen, Zuckerrohr, Bananen und Bataten. Was die Thierwelt anbelangt, so fehlen Batrachier völlig, und von Reptilien kommen nur einige wenige Eidechsenarten vor; auch schwimmt dann und wann eine Seeschlange an's Ufer. Zuweilen lassen sich Heuschrecken in ungeheuern Schwärmen nieder, fressen dann weit und breit die Gegend kahl, und ihre verwesenden Leichen verpesten die Luft. Uebrigens erscheint diese Plage nur in langen Zwischenräumen.

Die Regen- oder Winterzeit beginnt im Anfange Januars und dauert bis April, dann folgt die trockene Zeit in allmäligen Uebergängen. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt zwischen 22. und 23. Grad Celsius. Vom Mai bis November ist das Wetter mild und angenehm bei Tage und frisch bei Nacht; Januar und Februar sind die heißesten Monate. Der Thaufall ist für eine tropische Gegend verhältnißmäßig schwach, Stürme sind selten und kommen nur vor, wenn der Winter einsetzt und der erste Regen auf den heißen Boden fällt und Dämpfe sich entwickeln. Der Ostsüdostpassat ist vorherrschend. Die Regenzeit ist auch die Zeit der Stillten (Calmen), die aber nicht lange dauern und sich meist bei Sonnenuntergang einstellen. Im Januar toben dann und wann Orkane, die aber bei weitem nicht so heftig sind als in Westindien. Das Klima läßt in Bezug auf die Gesundheit nur wenig zu wünschen übrig. Allerdings ist während der Regenzeit die Hitze manchmal sehr lästig, aber bald folgt dann eine angenehme Kühle. Merkwürdig erscheint der Umstand, daß trotz der vielen Sümpfe und Moräste und der Bewässerung der Tarofelder das Sumpffieber fast gar nicht auftritt, und die Aerzte nur selten Chinin anzuwenden brauchen. Die Europäer haben des Acker- und Straßenbaues halber vielfach Urboden aufgebrochen, bei Port de France einen Sumpf trocken gelegt, und trotzdem hat sich auch nicht ein einziges Mal intermittirendes Fieber gezeigt. Bei jener Ortschaft liegen Moräste von süßem und brakigem Wasser, über welche der Wind streicht, und doch ist weder bei den Soldaten noch bei den Ansiedlern jemals das Fieber zum Vorschein gekommen. Auch die Eingeborenen bleiben davon verschont. Sie wohnen am liebsten dicht am Meere oder an den Flüssen, bauen ihre Hütten gern an feuchten, ja sogar sumpfigen Plätzen, schlafen fast unbekleidet auf der Erde und bleiben doch gesund.

Die Neu-Caledonier sind oceanische Neger, haben eine rußig-schwarze, in's Chokoladenbraune übergehende Hautfarbe, schwarzes wolliges Haar, ziemlich viel wolligen Bart, breite, gequetschte, tief zwischen den Augenhöhlen liegende Nase, dicke Lippen, die aber nicht so wulstig sind wie bei den Afrikanern; die Jochbeine stehen vor, die Schneidezähne sind prognath, die Stirn ist hoch, schmal und convex, der Kopf in der Quere sehr abgeplattet, besonders an den Schläfen. Die mittlere Größe dieser Leute kommt etwa jener der Franzosen gleich; Rumpf und Glieder haben gute Verhältnisse, auch sind Brust- und Muskelentwickelung gut. Im Allgemeinen haben sie manches Uebereinstimmende mit den Bewohnern des Fidschi-Archipels, die jedoch besser gebaut sind und eine hübschere Hautfarbe haben. Als häßlich kann man den neucaledonischen Mann nicht geradezu bezeichnen; Manche haben sogar regelmäßige Züge, namentlich an der Ostküste, wo wahrscheinlich mit braunen Polynesiern Vermischung stattgefunden hat. Man weiß z. B. ganz bestimmt, daß vor nicht gar langer Zeit von Uvea (der Insel Wallis) Auswanderer nach den östlich, ganz in der Nähe von Neu-Caledonien liegenden Loyalty-Inseln kamen und dorthin den Namen ihrer Heimathinsel und ihre Sprache verpflanzten. Sie vermischten sich mit den alten Einwohnern, und die Mischlinge sind ein hübscherer Menschenschlag geworden als jene. Die caledonischen Frauen sind äußerst häßlich; sie scheeren das Kopfhaar ab, durchbohren das Ohrläppchen, müssen angestrengt arbeiten und altern frühzeitig. Sie sind kleiner als die Männer, werden im zwölften oder dreizehnten Jahre mannbar, nehmen oft erst im Alter von viernndzwanzig Jahren einen Mann, und gebären nicht viele Kinder. Diese werden mindestens drei, oft fünf bis sechs Jahre lang gesäugt. Die Männer altern weniger rasch, doch kommen nur wenige zu hohen Jahren. Sie können die Jahre nicht zählen, und wissen also nicht, wie alt sie sind. In Baladea kannten die Missionäre 1847 einen Mann, welcher bei Cooks Anwesenheit auf der Insel geboren wurde. Das Erscheinen des ersten Europäers auf Neu-Caledonien war ein Ereigniß, das man nicht vergessen hat. Jener Greis war ungemein hinfällig und sah aus, als wäre er neunzig Jahre alt; er war aber nur dreiundsechszig, denn Cook landete im Jahre 1774.

Die Caledonier haben, als echte Wilde, ein ungemein scharfes Auge und feines Gehör, sind gewandt, laufen gut, können augenblicklich eine bedeutende Kraft entwickeln, aber diese hat keine Dauer. Wahrscheinlich rührt das von ihrer Nahrungsweise her. Ehemals hatten sie kein anderes Fleisch als ihr eigenes, denn Thiere fehlten der Insel; aber es gelüstete sie sehr nach Fleisch. Bogen und Pfeile, um Vögel zu schießen, besaßen sie nicht. So verfielen sie aus physiologischem Drang auf die Anthropophagie. „Wir müssen Fleisch essen, und deshalb Krieg führen", entgegneten sie den Missionären. Das Menschenfressen war nicht etwa ein unnatürliches Laster bei Wilden, die auf einer Insel vereinsamt wohnten, auf der ihnen die Fleischnahrung fehlte. Seitdem sie Schafe, Kühe, Ziegen und Schweine haben, gelüstet es sie nicht mehr nach Menschenfleisch.

Aus den Erinnerungen eines australischen Waidmannes.

Jagd auf Kängern's und Fasanen.

Als wir neulich im Thiergarten zu Dresden zwei muntere Kängern's lustig umherhüpfen sahen, erfreuten wir uns daran, wie diese Kinder der australischen Wildniß so zahm geworden und dabei doch so unbefangen geblieben sind, als wären sie in ihrem heimathlichen „Busch." Sie ersetzen in Neu-Holland unsern Hirsch, welcher jenem Inselconti-

nente fehlt. Den Naturforschern sind schon zwanzig bis dreißig Species bekannt, von denen manche auf Neu-Guinea vorkommen.

Die Gestalt des Thieres kennt jetzt bei uns jedes Kind, und wir brauchen sie nicht näher zu schildern. Aber wir wollen Einiges aus den Aufzeichnungen eines australischen Jägers mittheilen, welcher, landeinwärts von Port Philipp, Jahrelang dem edlen Waidwerk oblag, vorzugsweise dem Kängern nachstellte und dasselbe in allen seinen Eigenthümlichkeiten beobachtete. Die langen Hinterbeine, sagt er, scheinen auf den ersten Blick in keinem Verhältniß mit der Größe des Thieres zu stehen, eignen sich aber vortrefflich für den Zweck, für welchen sie da sind. Sie sind dreifach gegliedert und der Schenkel ist gestaltet wie bei andern Thieren das Schulterblatt. Alles ist auf nachhaltige Sprungfertigkeit eingerichtet; der Fuß, welcher das dritte Glied bildet, je nach dem Alter des Thieres 12 bis 18 Zoll lang und mit einem 2 bis 3 Zoll langen, sehr scharfen Nagel bewehrt: die Vorderbeine, oder wenn man so sagen will, Arme sind sehr kurz, aber die Krallen bestehen aus fünf langen Fingern mit scharfen Nägeln. In aufrechter Stellung sitzt das Thier wie ein Eichhörnchen, aber den Schweif streckt es der Länge nach am Boden aus, denn biegen und winden kann es ihn nicht. Beim Laufe springt es in gerader Stellung, schwingt sich vermittelst der Hinterbeine empor, benutzt dabei den Schweif und hält oft die Vorderbeine dicht an die Brust wie ein erfahrener Schnellläufer. So kommt es ungemein rasch vorwärts und man hat Beispiele, daß Kängeru's auf einer Strecke von mehr als vier deutschen Meilen verfolgt wurden, theilweise durch Ströme schwammen und doch nicht eingeholt wurden. In Südostaustralien erreicht die dortige große Kängeruart, im Sitzen, eine Höhe von 5 Fuß; das größte, welches ich jemals erlegte, hatte von der Nasenspitze bis zum Schweifende eine Länge von 9 Fuß 6 Zoll. Der Schweif ist an der Wurzel sehr dick und wird nach dem Ende hin immer dünner; bei vielen alten Männchen wird er 3 bis 4 Fuß lang und hat ein Gewicht bis zu 15 Pfd., unter Umständen auch 20 Pfd. Ein altes Männchen macht Sprünge bis zu dreißig (?) Fuß. Der Ausdruck des Gesichts ist mild und sanft, aber die Physiognomie ebenso mannigfaltig und verschieden wie bei den Schafen. Der Kopf hat Aehnlichkeit mit dem einer Damhirschkuh, die Nasenlöcher sind nicht weit, die Ohren groß, und manche Männchen haben eine römische Nase, gerade wie manche Schafböcke auch. Ein ausgewachsenes Weibchen oder ein junger Bock wiegt bis zu 120 Pfd., ein altes Männchen wohl bis zu 200 Pfd. Zum Verkauf kommen nur Hintertheile und Schwanz; der letztere giebt eine kräftige und schmackhafte Fleischbrühe.

Die Farbe ist nach Alter und Geschlecht verschieden, gewöhnlich aber auf dem Rücken dunkel mäusegrau, an den Seiten und am Bauche heller; das Haar ist weich, fein und steht dicht; die Haut kann man gut zu Spritzledern an Wägen verwenden. Hin und wieder, aber selten, kommen Böcke vor, die weiß sind. In den Wäldern, welche ich durchstreifte, fand ich zwei Arten Kängeru's; eine größere, die auch auf freien Ebenen häufig vorkam und gewöhnlich in starken Rudeln auftrat, und eine kleinere, welche dunkler und unter dem Bauche röthlich war. Diese liebt einsame Gegenden, buschige Schluchten und kommt in Rudeln von höchstens einem Dutzend vor. Das Fleisch beider Arten ist sehr mager, steht an Wohlgeschmack hinter unserm Wildpret oder Schöpsenfleisch zurück, selbst die Hunde werden nicht fett davon. Das Thier hat übrigens eine ganz ungemeine Menge Blut.

Das Kängeru hat in seinem ganzen Auftreten viel vom Schaf und vom Damhirsch; es ist schüchtern, aber Auge, Gehör und Geruch sind ungemein scharf. Beim Laufen kann es die gerade vor ihm befindlichen Gegenstände nicht sehen, und läuft nicht selten dem Jäger gerade in den Schuß. Es ist kein Wiederkäuer, lebt gesellig und Rudel von sechzig bis anderthalbhundert Stück sind keine Seltenheit. Nach der Brunstzeit ziehen sich viele alte Böcke in die Einsamkeit der Wälder zurück und verlassen die Heerde, und jedes Rudel hat eine besondere Weidegegend. Es scheint, als ob die verschiedenen Rudel sich nicht unter einander mischen. Am liebsten halten sie sich in offenen Waldungen auf, und äsen Morgens, in der Abenddämmerung und wohl auch bei Nacht. An heißen Sommertagen ruhen sie am liebsten in feuchten Schluchten im Gebüsch, Winters dagegen auf trockenen sandigen Plätzen, gewöhnlich auf Anhöhen, wo sie stundenlang an derselben Stelle bleiben. Es gewährt einen anmuthigen Anblick, solch ein Rudel zu beobachten; einige spielen munter mit einander, während manche am Grase und an jungen Büschen herumnibbeln (— dieser Ausdruck ist zugleich englisch und niederdeutsch, und bezeichnet die Sache vortrefflich —), oder auf der Seite liegen, um sich von der Sonne bescheinen zu lassen.

Etwa um die Weihnachtszeit trennen sich die Jungen von den Müttern und bilden eigene Rudel, manchmal von fünfzig Stück, und sie sehen dann gar niedlich aus; ohnehin ist das Kängern ein sehr reinliches Thier. Nur während der Brunstzeit kommen unter den Männchen harte Kämpfe vor, im Uebrigen leben alle friedlich mit einander. Man kann ein Rudel wie Schafe nach jeder Richtung hin treiben, aber nicht zum Umkehren bewegen. Sie folgen einem Leitbocke. Sie fressen außer dem Grase gern die zarten Sprossen kleiner Sträucher und Haidekräuter und das sogenannte Kängerugras; in angebauten Gegenden richten sie, wie unser europäisches Wild, auf den Getreidefeldern Schaden an. In der Gefangenschaft essen sie gern Brot, das sie, gleich den Eichhörnchen, in die Vorderpfoten nehmen. Im Busche leiden sie viel vom Bandwurm; sie können sich lange Zeit ohne Wasser behelfen und haben keine bestimmten Tränkestellen, von denen ihre gewöhnlichen Lagerplätze oft meilenweit entfernt liegen. Sehr gern halten sie sich in der Nähe von Rindviehheerden auf.

Das Kängeru gehört bekanntlich zu den Beutelthieren, Marsupialien. Diese tragen ihre Jungen nicht bis zur vollkommenen Reife aus, sondern gebären dieselben in kaum halb entwickeltem Zustande Die Einwirkung des Mutterkörpers auf die weitere Ausbildung des Jungen geschieht in einer Hautfalte am Unterleibe des Weibchens, die oft einen weiten Beutel oder Sack bildet; das oft ganz formlose, meist noch der Glieder ermangelnde, im Verhältniß ungemein kleine Junge gelangt auf eine noch nicht genau erforschte Art in jenen Behälter, der sich an den Rändern zusammenzieht, einen warmen Schutzort bildet und, weil er zugleich die Zitzen enthält, den Jungen Nahrung darbietet. Diese bleiben lange Zeit in ihrem Schutzorte, zu welchem sie auch dann noch oft zurückkehren, wenn sie sich schon im Freien bewegen können. So auch beim Kängeru, das etwa sechzig Tage an den Zitzen der Mutter hängt, dann völlig ausgebildet erscheint und vom Zitzen, an dem es zeither festsaß, abfällt. Aber nun giebt ihm dieser Milch. Das Junge lebt dann so lange im Beutel der Mutter, bis es so weit ausgewachsen ist, daß es denselben verlassen kann. Aber bei jeder Gefahr sucht es in demselben eine Zuflucht. Die Alte packt mitten im schnellsten Springlaufe das Kleine und steckt es im Nu in den Beutel, aus welchem dann der kleine niedliche Kopf hervorschaut. Sie trägt es so lange mit, bis sie selbst in die äußerste Gefahr geräth; nur dann erst wirft sie das Junge weg, um sich selbst zu retten. Ich war einst Zeuge, als ein Adler ein Kängern jagte, das ein schon ziemlich

Jagd auf Känguru's.

Jagd auf den Leierschwanz.

erwachsenes Kalb im Beutel hatte. Der schlaue Vogel wagte keinen unmittelbaren Angriff, ängstigte aber ununterbrochen die Mutter, weil er wußte, daß sie das Kalb wegwerfen würde, wenn sie sich völlig erschöpft hätte. Ich schoß den Adler und auch das Kängeru konnte ich haben. Aber ich konnte es nicht über das Herz bringen, eine Mutter zu tödten, welche so große Anstrengungen gemacht hatte, ihrem Jungen das Leben zu erhalten.

Der Schweizer Castella, dessen wir schon früher erwähnten (Globus S. 11) bemerkt, daß die von Jägern verfolgten Kängeru's gern hinter einander in einer Linie laufen und zwar so, daß die alten Männchen zuletzt kommen. Wir verfolgten, sagt er, ein hübsches Rudel mit unsern Hunden. Anfangs schien es, als ob wir weit hinter ihm zurückbleiben sollten, aber wir sprengten vorwärts, und kamen immer näher und unsere Beute war uns sicher. Da rief eine der mit uns reitenden Frauen um Gnade für ein Kängeru. Es war ein Weibchen, das sein Junges aus dem Beutel herausgeworfen hatte, und das Kleine lief nun hinter der Mutter her. Die Hunde waren eben daran, es zu packen, aber wir konnten es retten und mit nach Hause nehmen, wo es bald zahm und Aller Liebling wurde.

Die Annahme, daß die psychischen Fähigkeiten der Beutelthiere sehr schwach seien, paßt auf das Kängeru nicht im Mindesten. Der australische Jäger, welcher jahrelang beobachtet hat, spricht ganz entschieden aus, daß wenigstens Kängeru, Opossum und australische Katze in dieser Beziehung mit unserm Hirsch, Hasen und Frettchen zum allermindesten auf gleicher Linie stehen.

Die jungen Kängeru's sind schon im October völlig ausgewachsen, und werden um die Weihnachtszeit, in der man sie an Freunde oder an Kinder als anmuthige Hausthiere zu verschenken pflegt, mit einem Pfund Sterling bezahlt. Sie lieben die Wärme sehr; man steckt sie deshalb gewöhnlich in einen aus Opossumfell verfertigten Beutel und legt sie in der Mittagsstunde in die Sonne. Die Mutter hat drei Zitzen im Beutel, wirft aber im Jahre nur ein Junges. Die Paarungszeit fällt in den Januar oder Februar; es wäre gut, wenn man die Kängeru's vom October bis in den März schonen wollte. Aber der australische Ansiedler betrachtet sie als schädliche Thiere und thut Alles, um sie in seiner Gegend auszurotten; er fängt sie in Schlingen, schießt sie, macht mit Hunden Jagd auf sie, blos um sie zu tödten, und läßt sie häufig liegen, weil er auf das Fleisch keinen Werth legt. Es darf also nicht befremden, daß ihre Zahl sich schon beträchtlich vermindert hat. Allerdings richten sie weit mehr Schaden an, als unsere Hasen und Kaninchen, aber doch nur in den angebauten Gegenden, und Australien hat noch ungeheure Steppen und Wüsten, wo man sie doch nicht zwecklos vernichten sollte. Das Thier hat auch seinen Werth; das aus der Haut bereitete Leder ist feiner als Kalbfell und ebenso groß, und eine Haut kostet nur etwa einen halben Thaler.

Der Leierschwanz.

Das Kängeru ist, wie schon bemerkt, ein harmloses Thier, aber zugleich ein gefährlicher Feind! Die Krallen des Hinterfußes sind eine gefährliche Waffe und es kann damit einem Hunde den ganzen Leib aufreißen, wie der Eber mit seinen Hauzähnen. Ich habe gesehen, daß es einen Hund mit den Vorderbeinen aufhob, ihn, wie die Bären pflegen, an sich drückte und nach ihm biß. Ein alter Bock, den ich erlegt hatte, sprang auf mich zu, fiel aber glücklicherweise erschöpft nieder. Das verwundete Thier sucht, wie der Hirsch, gern Wasser auf, und sucht den Hund, welchen es etwa gepackt, zu ertränken. Sein Leben ist sehr zäh; es läuft auch nach einem tödlichen Schusse sehr weit, bis es dann innerlich verblutet und niederstürzt. Man muß ihm aber auch dann sehr vorsichtig nahe gehen, und sich wohl hüten, in das Bereich der Hinterfüße zu kommen, weil es mit denselben bis zum letzten Augenblicke gegen seinen Feind ausschlägt. Das ist mir zweimal begegnet, aber ich war zum Glück so nahe an dem Thiere, daß es mir das Fleisch von den Beinen nicht herabreißen konnte.

Ein ausgezeichneter Jagdbezirk beginnt etwa 35 englische Meilen südwestlich von Melbourne, von wo sich bis zu den Heads ein theils bewaldetes, theils offenes Vorgebirge erstreckt. Dort haben wir binnen zwei Jahren mindestens zweitausend Kängeru's geschossen. Wer die Jagd zum Vergnügen treibt, verfolgt das Thier in offenen Gegenden und Waldlichtungen zu Pferde mit guten Hunden. Dies ist die aristokratische Art und Weise zu „kängeruen," wie man sich in Australien ausdrückt. Gute, zu dieser Jagd sorgfältig abgerichtete Hunde von schottischer Zucht stehen hoch im Preise, weil sie selten sind; die meisten Kängeruhunde sind nicht von reinem Schlage. Ein Hund, welcher mit dem verfolgten Kängeru Schritt halten, dasselbe nieder-

bringen und sich doch vor dessen Hinterkrallen sichern will, muß sehr vorsichtig sein und darf ihm nur auf den Nacken springen. Junge Hunde sind meist unvorsichtig und müssen Lehrgeld bezahlen; wenn sie aber erst ein paar Krallenhiebe bekommen haben, werden sie klüger. Ich schoß an jedem Tage, an welchem ich auf den Anstand ging, mit leichter Mühe ein Paar Kängern's. Manchmal kamen Freunde aus Melbourne und wir hielten dann ein großes Treiben. Wenn ich allein war, also die gehörige Ruhe hatte, zielte ich immer nach dem Nacken.

Selbst Jägern von Handwerk wird das ununterbrochene Jagen auf Kängern's langweilig und sie bringen Abwechselung in ihr Geschäft, indem sie den Wasservögeln nachstellen, die an den geigneten Oertlichkeiten in unzähliger Menge vorhanden sind, oder sich nach dem australischen Fasan umsehen, einer Menura superba, welchen die Eingebornen, nach dem ihm eigenthümlichen Rufe, den Bulla Bulla nennen. Er ist in abgelegenen Schluchten der Bergketten sehr häufig, namentlich in den Dandenongbergen, an den Plentyketten, in der Quellgegend des Yarra, am Baßflusse ꝛc. An sich ist das braune Gefieder dieses Vogels nicht hübsch; er erreicht die Größe unsers Fasans. Aber der Schweif des Männchens ist wunderschön und sehr lang; die Federn sind mit Fasern bekleidet wie beim Paradiesvogel, haben die Gestalt einer Lyra und beide äußerste Federn sind nach auswärts gekrümmt. Dieser „australische Fasan" gehört zu den schönsten Vögeln in der Welt, hält sich meist an der Erde im dichtesten Gesträuch oder neben umgestürzten Baumstämmen auf und man sieht ihn selten fliegen. Der Jäger muß still liegen und seinen Ruf nachahmen; auch thut er wohl, wenn er einen schwarzen Mann zum Begleiter nimmt. Die Eingebornen kennen seine Eigenthümlichkeiten; sie gehen im September, wenn der Schweif am schönsten ist, in die Schluchten und kommen gewöhnlich mit reicher Beute zurück. Ich habe Nest und Eier gesehen. Das erstere war breit und gewölbt, die letzteren hatten eine dunkelchokoladenbraune Farbe.

Die neuen Entdeckungsreisen in Afrika.

I. In Centralafrika und im Westen.

Während die Engländer nur mit Widerstreben anerkennen mögen, daß Deutschland auch in der Wissenschaft der Erd- und Völkerkunde unstreitbar den ersten Rang einnimmt, und unsere Forschungsreisenden durch Kühnheit, Ausdauer, Vielseitigkeit und Gediegenheit der Kenntnisse in vorderster Reihe stehen, wird dieser Vorrang in Frankreich gern und willig zugegeben. Alfred Maury sagte 1860 in seinem Jahresberichte an die geographische Gesellschaft zu Paris: „Deutschland liefert auch seine Beiträge zu den Entdeckungsreisenden, und ihren Forschungen ist eben so wohl das Gepräge des Scharfsinns und der Gründlichkeit aufgedrückt, wie ihren gelehrten Arbeiten. Man wendet sich an die Deutschen, wenn es darauf ankommt, irgend ein großes geographisches Problem zu lösen und dasselbe mit allen übrigen Zweigen der Wissenschaft in Verbindung zu bringen."

Für diesen Ausspruch des französischen Geographen liefern auch unsere Reisenden in Afrika den Beleg, schon seit den Tagen des alten Kolbe, welcher hundert Jahre vor Lichtenstein das Kapland gründlich erforschte und beschrieb. Hornemann war ein Pionier für Erforschung der Sahara. Und wenn der Leser einen Blick auf die Karte wirft, so wird er sehen, auf wie weiten Strecken der Schleier, welcher auch jetzt noch über einem großen Theile von Afrika liegt, durch Deutsche gelüftet worden ist. Wir sind weit entfernt, die Verdienste ausländischer Reisenden nicht nach Gebühr anerkennen zu wollen, die Gerechtigkeit erfordert indeß, daß wir jene unserer Landsleute nach Verdienst in den Vordergrund stellen. Auch wir haben in Afrika Märtyrer der Wissenschaft zu betrauern, aber das unglückliche Geschick derselben entmuthigt unsere Reisenden nicht. Overweg, Vogel, Schönlein und Roscher erlagen dem bösen Klima oder dem Pfeil der Barbaren; doch Karl von der Decken ist in Sansibar und Theodor von Heuglin unterwegs, um das Innere des östlichen Sudan zu erforschen und wo möglich zuverlässige Nachrichten über Eduard Vogels Schicksal zu erhalten.

Heinrich Barths große Reise von Tripolis am mittelländischen Meere nach Süden hin bis an den Binue und von Kuka am Tsad gen Westen bis nach Timbuktu, machte für die Forschungen im Norden des Aequators Epoche, in wissenschaftlicher Beziehung weit mehr, als des nicht minder zähen und unerschrockenen Livingstone's Wanderung von den Mündungen des Sambesi quer durch das Festland nach Loanda. Barth kennzeichnet uns, wenn nicht in lebhafter, spannender Schilderung, doch anschaulich und mit musterhafter Gründlichkeit, die Wüste, das Herz des innern Sudan, das Reich Bornu und die von den Fellata eroberten Landschaften. Wir folgen ihm an den mittlern Niger, welchen, wie den Binue, vor ihm keines Europäers Auge gesehen, und leben mit ihm in Timbuktu, wo viele Monate lang sein Leben täglich bedroht war. Durch ihn wissen wir Näheres über die Bodenverhältnisse der Sahara, und daß im Sudan die eigentlichen Gebirge nicht zusammenhängende Ketten, sondern vereinzelte Bergmassen bilden, z. B. der Atlantika in Adamaua, der Mendif in Mándara, der Hómbori in Dalla. Durch ihn kennen wir die Region zwischen der Oase Rhat und Katsena, 12. Breitengrade; zwischen Kuka und Yola, 6. Breitengrade; Mäseña und das Land der Musgos, Bághirmi, Adamaua, Kótokó; den Binue, den Fáro, den mittlern Niger, die Fellatalande, Asben und Aghades. Er wirft helle Lichtstrahlen in das Dunkel der Geschichte dieses innern Sudan und malt uns das Leben und Treiben der Tuareks, dieser Imoschahr, welche mit den Berbern im Atlas einem und demselben Volksstamm angehören, die Wüste bis zum atlantischen Ocean beherrschen und, immer weiter nach Süden vordringend, schon auf das rechte Ufer des Nigers hinüber gegangen sind. Dort stoßen sie mit den Fellata zusammen, die ihrerseits sich immer weiter nigerabwärts vorgeschoben haben, während ihre drei Reiche in Verfall gerathen. Barth gelangte glücklich heim; seine Gefährden ruhen unter afrikanischem Sande, Richardson in Ungurutua, Overweg nahe dem Tsad-See, dessen Inseln er erforscht hatte. Vogel war später gekommen. Als er am 1. December 1854 auf dem Wege nach Kano durch den dichten Wald von Bundi ritt, traf er mit Heinrich Barth zusammen, der von Timbuktu zurückkehrte, nachdem man ihn längst für todt gehalten hatte!

Barth ging von Norden her mitten durch die große Wüste; vor ihm hatte 1850 ein Franzose, Leopold Panet,

den westlichen Theil derselben von St. Louis am Senegal aus nach Norden hin bis Mogader, dem bekannten marokkanischen Handelsplatz am atlantischen Ocean, durchzogen. Durch ihn sind mehrere Oasen zwischen dem 17. und 28. Grade nördl. Breite bekannt geworden, insbesondere Aderer oder Ardrar, mit der Hauptstadt Wadan. Weiter westlich liegt Schinghit, das beträchtlichen Salzhandel treibt, und zwei Tagereisen südöstlich die Stadt Atar. Der Verkehr auch in dieser westlichen Sahara ist weit lebhafter, als man

früher allgemein annahm. Auch Nun oder Glimim, eine Stadt der Ait-Hassan-Araber, ist ein wichtiger Marktplatz, auf welchem die aus Marokko kommenden europäischen Waaren gegen Gummi, Ziegenhäute, Kameelhaar, Wolle und Straußfedern ausgetauscht werden. Von Nun nach Mogader zog Panet fast immer der Küste entlang über mehrere geleisig laufende Gebirgsketten.

Die Franzosen sind fortwährend sehr eifrig, das Land im Süden Algeriens näher zu erforschen, weil ihnen daran liegt, den Handel aus dem Innern so viel als möglich nach ihren Besitzungen zu lenken. Wir wollen von den neueren Reisenden nur Vuderba's und Duveyriers erwähnen. Der erstere unternahm 1858 einen Ausflug nach der schon von Barth besuchten Oase Rhat oder Ghat, aber von Nordwesten her, über Laguat durch das Dünenland, El Udsche, welches eine Breite von ungefähr hundert Stunden einnimmt. Er kam durch das Land der Aseguer-Tuareks und nach Ain Hadschadse, wo die von Timbuktu und Tuat nach Mekka bestimmten Pilgerkarawanen Halt machen. Vuderba ist ein Dolmetscher und seine Nachrichten über das Land sind von Interesse. Auch er machte eine ähnliche Bemerkung wie Panet, daß nämlich die Sahara bei weitem nicht so dürr und unfruchtbar ist, als man bisher glaubte; fast überall kann man durch Brunnengraben Trinkwasser erhalten.

Kabylien ist vielfach von dem Major Aucapitaine durchzogen worden; die algerische Sahara hat während der letztverflossenen dritthalb Jahre Heinrich Duveyrier

nach verschiedenen Richtungen hin durchforscht; auch er wollte nach Rhat. Zu Anfange des Jahres 1860 ging er von Biskra nach El Uëd, um dort mit der von Suf kommenden Karawane zusammenzutreffen. Mit dieser zog er in's Belad el Dscherid, einer Provinz von Tunis, die noch wenig bekannt war. Dort besuchte er, nachdem er das große Schott, dieses zur Wüste ausgetrocknete Meer, durchzogen, die zwischen Palmenhainen sich weit hindehnende Stadt Nasta, welche etwa 8000 Einwohner zählt, und ging dann nach Tofer, der Hauptstadt des Dscherid, und weiter nach Nessawa, einem Archipel von Oasen, in welchem mehr als hundert Dörfer liegen sollen; bis dorthin drangen, wie sich aus allerlei Getrümmer ergiebt, einst die Römer vor. Noch jetzt sind die Ruinen der alten Stadt Tacape vorhanden. Während Duveyrier das südliche Tunesien durchstreifte, entdeckte einer seiner Landsleute, Victor Guerin, mehr als fünfhundert alte Inschriften und die Namen von zehn bisher unbekannten Städten aus der Römerzeit. Darauf trat Duveyrier, der nach Biskra zurückgekehrt war, einen Zug in die Gebiete der Tuareks an; denn den Franzosen liegt viel daran, mit diesen Beherrschern der Wüste in freundschaftliche Beziehungen zu kommen; sie bieten, wie bemerkt, Alles auf, um die Karawanen von Tripolis und Tunis ab- und nach Algerien zu ziehen. Mit Lebensgefahr durchwanderte er die etwa siebenzig deutsche Meilen breite, völlig wasserlose Wüste bis nach Ghadames, einer Oase, die man als den Vorposten der großen Sahara bezeichnet. Dort blieb er vom August bis September und ging dann nach Tripolis zurück, um gleich nachher auf einem neuen Wege durch Djebel Nefusa wieder nach Ghadames und von dort nach Rhat vorzudringen.

Um die Erforschung der Senegalländer hat sich Faidherbe große Verdienste erworben. Die Franzosen haben dort ihre Herrschaft nach dem Innern hin bis Walo am Faleme und bis Dakkar ausgebreitet; Pascal wurde 1859 in das goldreiche Bambuk, namentlich in die Provinz Tamba Ura gesandt, von dessen Gebirge Gold herabgeschwemmt wird. Das Volk, die Malinke, erhält Feuerwaffen vom Gambia her. In ihrem Gebiete liegt der Wasserfall von Guina; der Senegal ist dort etwa 1200 Fuß breit und stürzt 150 Fuß hinab. Vor Pascal hatte kein Europäer diese großartigen Kataraкten gesehen.

Vom Senegal aus drang der Schiffsfähndrich Mage unter großen Gefahren, und nachdem die Mauren ihn zweimal ausgeplündert, bis nach Tagant vor, einem Gebirgsland, das etwa vierzig Meilen nördlich von Bakel liegt; Vincent ging von St. Louis nach Norden durch das Gebiet der Trarza in das Land Tiris und nach Adrar. Tiris liegt nordöstlich vom Kap Blanco zwischen 21. und 23.° nördl. Br.; in seinem östlichen Theile findet man die große Sebcha von Ischil, eine ungeheure und unerschöpfliche Masse von Steinsalz, ungefähr 8 Meilen lang und 3 Meilen breit. Dort werden jährlich etwa 20,000 Kameele mit Salz beladen.

Von großem Interesse ist auch die Reise, welche der französische Seelieutenant Lambert im Februar nach Futa Djalon unternahm, jener höchst interessanten Berglandschaft in Westafrika, welche vom 11. und 12.° nördl. Br. durchschnitten wird. Von der centralen Hochebene derselben strömen der Senegal, Gambia und Faleme, der Niger, der Rio Nuñez und eine große Anzahl anderer Wasserläufe nach verschiedenen Richtungen hin. In dieser Region lebt eine dichte Bevölkerung; durch sie wird bald der europäische Handel an der Küste auf direkte und sichere Weise die Märkte am oberen Niger erreichen. Dort ist auch ein Stammsitz der Fellata (Peuls, Fulbe), mit deren Häuptlingen die Franzosen freundschaftliche Verbindungen anzuknüpfen bemüht sind. Das war auch der Zweck Lamberts, dessen höchst anziehende Reise wir in einer der nächsten Nummern des „Globus" mittheilen werden.

Wir wenden uns weiter nach Süden an den untern Niger oder Quorra. Im Jahre 1857 war in England ein Dampfer ausgerüstet worden, welcher den Strom so weit als möglich hinauffahren sollte. An der Spitze der Expedition stand Dr: Baikie, ein tüchtiger Mann; das Schiff, die Pleiade, wurde aber so nachlässig geführt, daß es bei Rabba scheiterte; man hatte die Flußkarte Beecrofts, der 1845 in der Etiope über Rabba hinausgekommen war, an Bord, ließ aber dieselbe unbeachtet. Die Mannschaft rettete sich und blieb zunächst ein ganzes Jahr in Rabba, von wo aus sie durch das Land Yoruba eine Verbindung mit der Seeküste bei Lagos herstellte. Glover machte von Rabba aus Reisen am Niger landein, fand, daß der Strom bei Warn einen Wasserfall bilde, und kam bis Wawa und Bussa, also bis dahin, wo Mungo Park seinen Tod fand. Durch May wurde das Innere von Yoruba näher bekannt, und Baikie unterhielt freundschaftlichen Verkehr mit dem Könige von Nufi. Im Oktober 1858, ein Jahr nach dem Schiffbruch der Pleiade, kam der Dampfer Sunbeam und holte die Expedition nach Fernando Po ab, wo sie neu eingerichtet wurde. Mit dem Dampfer Rainbow fuhr sie wieder stromau; das Schiff hatte jedoch 4 Fuß Tiefgang und fand im Monat Januar 1859 zu wenig Wasser; der Quorra steigt erst im Monat Juni. Baikie mußte also umkehren, schiffte nach Lagos und zog auf dem von May eröffneten Wege durch Yoruba wieder nach Rabba. Von dort aus hat er seitdem seine Forschungen an beiden Ufern des Niger fortgesetzt, bis über die Mündung des Binue hinaus, und ist bis Bida im Lande Nupi oder Nuffi gelangt, wohin noch kein Europäer vor ihm gekommen war.

Von nicht geringem Interesse sind die Reisen du Chaillu's, welcher im Auftrage der Akademie der Naturwissenschaften zu Philadelphia das westafrikanische Küstenland im Süden des Gabunflusses zu beiden Seiten des Aequators, bis etwa hundert deutsche Meilen weit in's Innere, erforschte. Er setzte sich vier Jahre lang, bis 1858, unabläßig großen Gefahren aus, trotzte aber doch etwa fünfzig Fieberanfällen und war glücklich genug, eine Anzahl von Gorilla-Affen zu erlegen, dieser wildesten und furchtbarsten Affen, die bisher nur wenig bekannt gewesen sind. Du Chaillu fand, daß etwa 25 Meilen von der Küste landeinwärts eine dreifache Gebirgsreihe zieht, deren Hauptketten er für eine Fortsetzung des Konggebirges hält. Jene, welche von der Küste, Fernando Po gegenüber, bis zum Flusse Muni läuft und weiter landein sich mit dem Konggebirge vereinigt, ist als Sierra del Cristal bekannt. Der Reisende kennt in der vor ihm nicht erforschten Gegend im Norden des Aequators drei schiffbare Flüsse, nämlich den Muni oder Dendscher, den Munda und Gabun, und hat über das Wassersystem im Innern eine Menge werthvoller Nachrichten gesammelt. Manche Ströme beschiffte er, fand das Land sehr ungesund, gewann aber reiche Ausbeute an Vögeln. Auch über die Sitten und Gebräuche der schwarzen Bewohner erhalten wir von ihm werthvolle Mittheilungen. Er zeigt, wie tiefe Nacht der Barbarei auf ihnen liegt, und daß alljährlich Tausende von Menschen getödtet werden, weil man sie im Verdachte der Zauberei hat. Als vor einigen Jahren der Negerkönig am Kap Lopez starb, wurden sechszig Leute abgeschlachtet, welche man für betheiligt bei böser Hexerei hielt; man glaubte, der König sei durch Zauber aus dem Wege geräumt worden. Es ist kennzeichnend für die Zustände, daß der König der Apingi zu Ehren des weißen Mannes und um demselben ein schmackhaftes Abendessen zu

geben, einen Mann abschlachten lassen wollte. Wir haben über du Chaillu schon in der vorigen Nummer berichtet.

Das einst viel genannte Königreich Congo, welches seit langer Zeit in Verfall gerathen ist, wurde 1857 von dem Weltfahrer Adolf Bastian aus Bremen besucht. Er fand in der Hauptstadt San Salvador, wohin seit langer Zeit kein Europäer gekommen war, Alles in Trümmern und in der Regentin eine ganz gewöhnliche Negerfrau. Von dem frühern Pomp eines barbarischen Hofes ist nichts übrig geblieben als ein hohles Titelwesen; zerlumpte Schwarze führen die Titel Herzöge, Marquis, Graf, und tragen ein Kreuz, das sie als Christusorden bezeichnen. In denselben Jahre 1857 fuhr Kapitän Hunt mit der Alecto den Congofluß aufwärts, welcher durch die Expedition Tuckey's 1816 eine so traurige Berühmtheit erlangt hatte; denn fast die gesammte Mannschaft war gestorben. Der Strom hat einen ungemein gewundenen Lauf und viele Wasserfälle, unter welchen die von Gallala am beträchtlichsten sind.

Von großer Wichtigkeit erscheinen die Reisen des Ladislaus Magyar im Innern Südwestafrika's, weil sie eine bisher sehr mangelhafte oder gar nicht bekannte Region erschließen. Magyar war im Januar 1849 von San Felipe de Benguela aufgebrochen und mit der großen Jahreskarawane landeinwärts nach Bihé gezogen, wo er sich dauernd ansiedelte und mit der Tochter eines Königs vermählte. Von dort aus unternahm er weite Reisen, auf welchen er auch, von Süden hin nach Norden, den Weg, welchen Livingstone von Osten nach Westen her gemacht, durchkreuzte. Er giebt eine Menge werthvoller Nachrichten über die Kimbunda-Stämme, über den Zaire, Kalunda und den Kahsabi, über Kamba und das Land am Kunene. Seine Wanderungen umfassen den Landstrich zwischen dem 8. und 15.° südl. Br. in den Kimbunda-Ländern, zwischen dem 9. und 11.° im Mun-Gaugnella-Lande, beide zwischen 19. und 27.° östl. L. von Greenwich. Im Jahre 1853 hatte er von der portugiesischen Regierung zu Mossamedes den Auftrag erhalten, den Fluß Kunene zu erforschen; auch sollte eine Expedition ausgerüstet werden, um die Schiffbarkeit des Stromes näher zu untersuchen. Man wußte, daß derselbe durch eine fruchtbare, an edlen Metallen reiche Gegend fließe, hatte aber keine genauere Kunde über die Mündung. Er entspringt in Nano, einem Gebirgslande, und mündet unter etwa $16^1/_2{}^0$ südl. Br. Dem Schweden Anderssón, welcher schon früher die Lande der Damaras, der Ovampo und Ovaherero durchzogen hatte, war es 1860 gelungen, von Süden her bis an den Fluß Okavango vorzurücken, den wir früher nicht kannten. Die Missionäre Hahn und Rath haben viele neue Nachrichten über das Leben und die weite Verbreitung der sogenannten Buschmänner gegeben, die viel höher nach Norden hinaufreichen, als man gewöhnlich annahm. Beide zogen an den Flüssen Omuramba und Ovampo hin, in welchen sie Krokodile fanden, und kamen im August 1857 an einen See, der etwa 15 Wegstunden im Umfang hat und aus welchem der Omuramba abfließt. Die weite Gegend von der Walfischbai nach Norden hin bis zum Kunene ist stärker bevölkert, als man früher glaubte; die Ovampo haben in den Otschorukakubergen Kupfergruben und die Missionäre fanden Riesenbäume, deren Stamm 20 Fuß Durchmesser hatte.

England und die indische Baumwolle.

Die Civilisation hängt in der That an einem Baumwollenfaden. Man denke sich, daß die vier bis fünf Millionen Ballen, welche seither jährlich aus den südlichen Staaten Nordamerika's in den Handel kommen, auch nur zwei Jahre ausblieben! Das Unglück wäre unermeßlich, weil Millionen Arbeiter dann ohne Beschäftigung wären und alle Lebensverhältnisse in Europa eine völlige Umwälzung erführen. Wir geben heute nur Andeutungen, weil wir diese Lebensfrage gelegentlich im Globus eingehender erörtern wollen, bemerken aber, daß seither alle Bemühungen, einen Erfolg für die nordamerikanische Baumwolle zu finden, den Erwartungen nicht entsprochen haben. Wir begreifen die ängstliche Spannung, mit welcher man namentlich in England auf die von einer fanatischen und gewissenlosen Partei des Nordens, der sogenannten republikanischen, heraufbeschworene Krisis Nordamerika's, betrachtet. Man muß nordamerikanische Baumwolle haben, denn was sollte aus Manchester und ganz Lancashire werden, wo man schon im August die Arbeitszeit auf die Hälfte eingeschränkt hat?

Man setzt in England große Hoffnungen auf Afrika; aber auch dort würde die Baumwolle ein Erzeugniß der Zwangsarbeit sein, wenn man die Waare regelmäßig und in großer Menge, also dem Bedarf und der Nachfrage gemäß, erhalten wollte. Der freie Neger arbeitet in tropischen Gegenden entweder gar nicht oder doch äußerst unregelmäßig. Aber im besten Falle müßten immerhin wenigstens zehn Jahre vergehen, ehe eine Lücke, welche Amerika ließe, von Afrika her ausgefüllt würde. Nun hofft man von Ostindien Rettung. Wir haben gute Gründe zu der Annahme, daß dieses Land in Betreff der Baumwolle nur subsidiarisch einspringen, nicht aber das nordamerikanische Erzeugniß ersetzen und dasselbe überflüssig machen kann. Auch ist und bleibt Ostindien ein unsicherer Besitz, wo wenigstens zeitweilig Gefahr eintreten und der Baumwollenbau unterbrochen werden kann. Indessen sind die Anstrengungen der Engländer, diesen Anbau in Indien zu steigern, nicht ganz mißlungen und uns liegen darüber interessante Berichte vor.

Die „Manchester Cotton Company" hielt am 27. August eine Sitzung, um Mittheilungen ihres Vorsitzenden anzuhören. Sie beschloß, einen Sachverständigen, Herrn Haywood, nach Indien zu schicken. Angenehm waren ihr die Eröffnungen, daß die Regierung besonders mit Rücksicht auf die Verschiffungsplätze der Baumwolle, die Anlagen und Besserung von Verkehrswegen nachdrücklich betreiben lassen werde. Die Straßen am Khyga Ghat von Darwar (an einem obern Zuflusse des Krischna, also im Westen, landeinwärts von Goa), nach dem neuen Hafen Sedaschegar, wird man rasch vollenden, am Hafen eine Anlände und Dämme bauen, der Manchester-Company bequem gelegene Stellen zur Anlage von Preßhäusern, Auskörnungsmaschinen und Vorrathsspeichern verabfolgen. Sämmtliche Behörden in den Präsidentschaften Bombay und Madras sollen angewiesen werden, Herrn Haywood und seinem Begleiter Forbes hülfreich an die Hand zu gehen. Beide werden in Bombay landen, sich unverweilt nach Darwar begeben, Agenten bestellen, Baumwolle kaufen, sie reinigen lassen und verschiffen. In Sedaschegar sollen sie den Hafen untersuchen, und sich überzeugen, ob er sich zur Baumwollenverschiffung besser eigne als Kumtah und andere benachbarte Seeplätze, und die im Bau begriffene Straße von Sedaschegar durch die Ghats (das Küstengebirge) nach Bunkapur bereisen und sich in die Baumwollenbezirke von Darwar begeben, um dort eine Centralstation zu errichten und Cotton Gins (Entkörnungsmaschinen) und Pressen aufzustellen. Auch sollen sie Agenten für den Ankauf der Baumwolle ernennen. Haywood wird dann besuchen die Baumwollenbezirke Lingsur, Bellary, Bangalore, Raïschur Duab und Maïssur, Coïmbatur, Palghat, Tinnevelly,

Madura, Salem, Madras, Koringa, Schandah, Nadjpur, Umrauti und Kandehsch; dann soll er gehen von Bombay nach Surat, Broatsch, Baroda, Ahmedabad, Raikot, Dhollera und Gogo. Die Direktoren der Mancheſter-Company senden eine Menge von Maschinen nach jenen Gegenden, die im Februar 1862, wenn die Baumwollenernte in jenen Gegenden beginnt, aufgestellt sein werden, und giebt außerdem 20,000 Pfund Sterling aus, um den Anbau aufzumuntern und zu regeln; außerdem verwendet sie im laufenden Jahre zu demselben Zweck in Westafrika 1500 Pfund Sterling.

Im Unterhause kam die indische Baumwolle am 25. Juli zur Sprache und der Colonialminister Sir Charles Wood ging näher auf dieselbe ein. Die Zufuhr werde im Laufe des Jahres jedenfalls beträchtlicher sein als je zuvor. Bereits seien 620,000 Ballen aus Indien nach England verschifft worden und etwa 300,000 dürfe man noch erwarten; das seien 320,000 Ballen mehr als früher. Die jetzigen hohen Preise würden, wie er hoffe, den Anbau der Baumwolle in Indien aufmuntern, und man werde sie dort wohl endlich sorgfältiger pflücken und reinigen. Die indische Regierung hat beträchtliche Summen verausgabt, um zu ermitteln, welche Arten sich am besten für das Land eignen; aus dem südlichen Bengalen seien beträchtliche Massen nach Calcutta gebracht worden. Es sei Pflicht der Regierung, die Wege bis in die Baumwollendistrikte in guten Stand zu bringen, namentlich nach den beiden Hauptgegenden Darwar und Berar. Aus dem letzteren könne man sie auf der East Indian Peninsular-Bahn befördern, die so rasch als möglich vollendet werden solle, oder auf dem Godavery, für dessen Schiffbarmachung an schwierige Stellen man eben jetzt mit großem Eifer arbeitet. —

Der Vorsitzende der Company äußerte, daß England seit 14 Jahren für das Pfund Baumwolle zwei Pence mehr über den „natürlichen" Preis bezahlt habe. Es verbraucht jährlich 1000 Millionen Pfund, und habe seither 1 Million Pfund Sterling rein weggeworfen für — amerikanische Baumwolle, die man zu theuer gekauft habe! Im laufenden Jahre habe England für dieselbe Quantität Baumwolle, wegen der theuren Preise, 9 Millionen Pfund Sterling mehr zu zahlen als 1860. Man möge aus Indien kaufen.

Wir wollen hier noch hinzufügen, daß man in Bombay selbst keine großen Hoffnungen in Betreff einer gesteigerten Baumwollenerzeugung hegt. Ein Kaufmann, welcher in jener indischen Hafenstadt ansässig ist, schrieb neulich der Times, daß man die Ausfuhr nur noch um höchstens 200,000 Ballen steigern können. Wer, so bemerkt er, einigermaßen mit den Baumwollenverhältnissen bekannt ist, weiß auch, in welcher kritischen Lage sie sich befindet, und wie gefährlich es unter allen Umständen wäre, sich auf irgend welche Operationen für die Zukunft einzulassen. Die Reiots, Bauern, pflanzen lieber Hanf, Flachs und Indigo, weil die Preise dafür besser lohnen als jene der Baumwolle. —

Die Engländer hantieren viel mit Zahlen, weil Zahlen beweisen. Aber in ihrem Bestreben, die Baumwolle aus Indien zu beziehen, vergessen sie, daß dieselbe vorzugsweise mit Silber bezahlt werden muß, während man die amerikanische zumeist oder ganz mit englischen Fabrikaten bezahlt. Das macht einen wesentlichen Unterschied. Als Absatzmarkt für europäische Manufakturwaaren wird Indien niemals einen Ersatz für Nordamerika bilden können, weil es eben Indien, ein orientalisches Land, ist; es wird immer vorzugsweise Silber verlangen und an sich ziehen. England ist in Verlegenheit, seitdem es die westindischen Neger durch die Emancipation der Trägheit und der Verwilderung preisgegeben und eine abolitionistische Politik befolgt hat, von welcher es empfindliche Rückschläge empfängt. Jene Emancipation und diese Politik haben sich in wirthschaftlicher wie in menschenfreundlicher Hinsicht als durchaus verfehlt und verhängnißvoll ausgewiesen; aber man schämt sich, das einzugestehen, und täuscht sich selbst wie Andere mit unlogischen Sophistereien.

Reisen in Japan.

Rutherford Alcock's Besteigung des Fusi yama und Wanderung von Nagasaki nach Kanagawa.

Der Weg, welchen die holländische Gesandtschaft von der Faktorei Desima bei Nagasaki nach Yeddo nehmen mußte, wenn sie allemal nach Ablauf von vier Jahren dem japanischen Kaiser Huldigungen und Geschenke darbrachte, ist uns längst bekannt. Vom innern Lande wissen wir dagegen noch wenig, doch wird nun allmälig der Schleier gelüftet.

Im Herbste des Jahres 1860 unternahm der englische Ministerresident in Japan, Rutherford Alcock, von Kanagawa bei Yeddo aus, eine Wanderung nach dem heiligen Berge der Japaner, dem Fusi yama und nach den heißen Schwefelquellen von Atami. Am 9. September wurde in der Versammlung der British Association zu Mancheſter ein Bericht erstattet, welchem wir das Nachstehende entlehnen. Alcock gelangte bis auf den Gipfel des Berges, dessen Höhe 14,000 englische Fuß übersteigt und konnte gemächlich die ganze Hakoni-Gebirgskette erforschen. Anfangs machten die japanischen Minister einige Einwendungen, denn offenbar hätten sie die Reise gern hintertrieben. Sie erklärten, daß im Juli und August die zur Besteigung geeignete Zeit sei, weil dann am wenigsten Schnee liege; in jenen beiden Monaten wallen viele Pilger auf den heiligen Berg. Aber sie gehören nur den niederen Klassen an und Edelleute oder Beamten von einigem Range halten es unter ihrer Würde, die Wallfahrt zu machen. Die japanischen Minister nahmen davon Anlaß, dem englischen Gesandten vorzustellen, daß es seinem Stande nicht angemessen sei, den Fusi yama zu besuchen.

Alcock ließ sich indessen nicht abschrecken und trat am 4. September von Kanagawa aus seine Wanderung an. Unter sieben anderen Männern, welche die Reise mit ihm machten, waren Robinson, Lieutenant von der indischen Flotte, der mit physikalischen Werkzeugen zu Beobachtungen versehen war, und der Botaniker Weitsch. Vor dem englichen Consulatsgebäude standen in langen Reihen Pferde und Packthiere, deren Besitzer sich dem Zug anschließen wollten. Auch gab die Regierung den Fremden eine Bedeckung mit, unter dem Vorwande, auf gefährlichen Wegen für die Sicherheit derselben zu sorgen, in Wahrheit aber, um ihr Thun und Treiben beobachten zu lassen.

Der Weg von Yeddo zum Berge (Yama) Fusi läuft etwa fünfzehn englische Meilen weit an der Küste hin und führt einige Male über Halbinseln. Die große Reichsstraße von Nagasaki nach der Hauptstadt läuft gleichfalls am Gestade hin und war für die Reisenden bis Yosiwara offen. Alle Daymios, Lehnfürsten, deren Besitzungen nach jener Richtung liegen, ziehen alljährlich zweimal hin und zurück, mit ihrem großen und stattlichen Gefolge auf dieser Straße zu Hofe, wo sie bekanntlich alle Mal sechs Monate verweilen müssen. Der Weg führt durch die Pässe des Hakoni-Gebirges und diese werden von Regierungsbeamten streng überwacht, damit keine Waffen, Frauen oder Töchter der Daymios durchgeschmuggelt werden; bis zur Rückkehr der Magnaten behält man sie als Geiseln.

Der weitberühmte heilige Berg war an einem schönen Sommerabend von Yeddo aus, in einer Entfernung von achtzig englischen Meilen, sichtbar; sein Haupt hatte er freilich in Wolken gehüllt,

doch die Abendsonne goß um die purpurne Masse des Fusi einen goldenen Schein. Er gehört zu den schönsten Bergen der Welt; von einer breiten Unterlage steigt er jäh empor, bildet einen vollkommenen Kegel, der nur ganz oben etwas abgestumpft ist, und überragt alle umliegenden Berge. Die Hauptstraße, welche zu ihm führt, wird vom Lakikawa (Kawa, Fluß) durchschnitten, der beinahe so berühmt ist, wie der heilige Berg selbst. Eine große Menge von Trägern stand bereit, um die Reisenden hinüber zu bringen; manche wurden auf den Schultern getragen, andere auf kleinen Gerüsten. Die Nachricht vom Anzuge der Fremden hatte sich rasch verbreitet und aus Städten und Dörfern strömten Leute in großer Menge herbei, um die Europäer zu sehen; bei Odawara war ein so dichtes Gedränge, daß Alcock nicht absah, wie man hindurch kommen solle. Aber Alles ging in der besten Ordnung vor sich. Die Führer traten auf die Menge zu, winkten mit einem Fächer, riefen Oh tanirio, d. h. kniet nieder! und sogleich öffnete sich, wie durch Zauber, eine breite Gasse. Jeder senkte das Haupt und der Leib verschwand in wunderbarer Weise hinter den Beinen und Knieen. Die Japaner haben nämlich eine große Gewandtheit in einer eigenthümlichen Art sich niederzukauern. Nach zwei Tagereisen befand sich der Zug am Fuße der etwa 7000 Fuß hohen Hakoni-Gebirge. Der Weg war herrlich; er führt von Odawara nach Missima durch die Hakonipässe und sehr rauhes Gebirgsland. Das Besteigen des Fusi yama war sehr beschwerlich. Oben liegt ein gewaltiger Krater von 1100 Yards Länge und 600 Yards Breite; die Tiefe beträgt ungefähr 350 Yards. Das Unterland war durch Gewölke verdeckt. Der letzte Ausbruch des Vulkans fällt in das Jahr 1707. Das Hinaufsteigen erforderte acht Stunden Zeit, zum Hinabgehen brauchte man nicht einmal vier Stunden.

Im Laufe des Sommers 1861 machte Alcock eine Wanderung von Nagasaki nach Kanagawa, über welche wir einen kurzen Bericht in der Overland China Mail (vom 27. Juli, aus dem North China Herald) finden; das Datum der Reise ist nicht näher angegeben. Der niederländische Generalconsul de Witt, der englische Consul Morrison, Wirgmann, Correspondent der Londoner Illustrated News, und Gower, von der englischen Gesandtschaft, hatten sich Herrn Alcock angeschlossen. Ueberall benahm sich das Volk mit musterhafter Höflichkeit. Auch diese Wanderung scheint der kaiserliche Hof nicht gern gesehen zu haben, denn die Beamten schilderten die Sache als sehr gefährlich. Aber Alles lief ganz vortrefflich ab; sämmtliche Magnaten, durch deren Gebiet der Weg führte, ließen die Fremden höflich begrüßen und gaben ihnen Ehrengeleit.

Die Landschaft wird als über jede Beschreibung herrlich dargestellt, als geradezu wunderbar. In allen Städten und Dörfern war Zufriedenheit und großer Wohlstand offenbar; aber nichts geht über Osaka und dessen Hafen Hiogo, welcher 1863 dem auswärtigen Handel eröffnet wird. „Osaka ist zugleich das Paris und London von Japan, Hauptsitz des Handels und des Luxus, eine ungeheure, überall von Kanälen durchschnittene Stadt, mit prächtigen Waarenhäusern und unzähligen Brücken. Aller Orien tritt Einem der Fortschritt entgegen, Alles ist in lebendiger Thätigkeit, im besten Gedeihen, in musterhafter Ordnung. Osaka steht in hoher Blüthe und das ganze Land bildet entschieden einen Gegensatz zu China, denn in Japan geht Alles vorwärts."

Hiogo, zwanzig englische Meilen von Osaka, ist ein schöner Hafen. An den wohlgehaltenen Meeresufern werden Magazine für den auswärtigen Handel gebaut; in der Umgegend stehen reizende Landhäuser. Nagasaki und Yokuhama sind noch nicht Japan, sondern wie Vorhöfe und Außenwerke. Mit Land und Volk wird Europa erst dann näher bekannt werden, wenn Osaka und Hiogo dem Verkehr erschlossen sind. Aber so viel ist schon jetzt vollkommen ausgemacht, daß Japan in mancher Beziehung die europäischen Länder weit überflügelt hat, und daß seine eigenartige Civilisation sich vollkommen mit der unsrigen messen kann. Das Inselreich des Sonnenaufgangs steht mindestens ebenbürtig neben unserm Abendlande, und wir Europäer, die wir uns so gern als allein „civilisirt" privilegiren, werden von den Unterthanen des Taïkun Manches lernen können.

Lafargue's Bemerkungen über die Länder am obern Nil.

Gerade jetzt, wo es sich mehr als je darum handelt, ein wichtiges geographisches Problem zu lösen, gewähren alle Mittheilungen von Reisenden über die Regionen am obern Nil ein erhöhtes Interesse. Die Frage nach den Nilquellen ist mit ihrer scharfen Ecke in den Vordergrund gerückt und wird auf Jahre hinaus die öffentliche Theilnahme fesseln.

Inzwischen drängen sich die Berichte über jene Gegenden und Ferdinand Lafargue giebt in einem Briefe an den pariser Akademiker Jomard werthvolle Beiträge. Jener Arzt lebt seit 1835 in den Ländern, welche der ägyptischen Herrschaft unterworfen sind, und während eines Zeitraums von siebenzehn Jahren hat er weite Reisen im Sudan gemacht. Nun macht er in einem aus Chartum vom 15. September 1860 datirten Briefe darauf aufmerksam, wie wichtig die Dampfschifffahrt für die Kunde der Gegenden am obern Nil werden könne. Mit Hülfe derselben lasse sich die ganze Region binnen drei oder vier Jahren gründlich erforschen.

Seine Ansicht ist, daß alle Reisezüge zur Erforschung der noch unbekannten Gegenden vom Bahr el Abiad ausgehen müssen. Vermittelst der Segelschifffahrt kann man aber vermöge der meteorologischen Verhältnisse des Sudan nicht über eine bestimmte Gränze hinaus. Die ägyptische Regierung erlaubt die Dampfschifffahrt auf dem Nil nur vermittelst solcher Fahrzeuge, welche ihr selber gehören. Lafargue erhielt nun vom Prinzen Halim Pascha einen kleinen Dampfer von etwa 25 Pferdekraft, um die drei großen Flüsse zu erforschen, welche das System des Bahr el Abiad bilden, und späteren Entdeckern den Weg bahnen zu helfen.

Am 22. September 1857 verließ er Schubra bei Kairo, und war am 25. December zu Meraweh in Obernubien, wo er des niedrigen Wasserstandes wegen bis zum 1. August 1858 liegen blieb. Am 21. August war er in Berber; über alle Katarakten kam er ohne Gefährde, wiewohl nicht ohne erhebliche Anstrengungen. Auf der Strecke von Berber nach Chartum, im September, benutzte er Holz als Brennstoff; es bewährte sich trefflich, weil es hart und schwer ist. In Chartum blieb er vom 21. September bis 22. October, um Vorbereitungen für die Reise auf dem obern Nil zu treffen.

Der Dampfer schleppte zwei große sudanesische Boote, deren jedes mit Lebensmitteln und Glasperlen im Gewicht von 200 Ardeb beladen war; man legte deshalb in der Stunde nur etwa eine Lieue zurück, während der Dampfer ohne diese Boote recht gut vier machen könnte. Am 29. November erreichte er Gondokoro, etwas südlich vom 5.° N. Br. und war am 25. December wieder in Chartum. Auf der ganzen Reise hatte er nie Mangel an Holz; zuweilen wurde die Röhre zum Dampfkessel durch Wasserpflanzen verstopft, aber diesem Uebelstande läßt sich leicht abhelfen, wenn man vor der Röhre ein Gitter anbringt. Krankheit und Ränke verhinderten ihn, eine zweite Reise zu machen.

Die Segelschifffahrt, sagt er, kann nur während einer beschränkten Zeit des Jahres ersprießlich sein. Der Nordwind tritt in Chartum nicht vor Ende Octobers auf und wird erst im November stark und regelmäßig; dann ist aber der Nil schon um einige Meter gefallen und wird immer niedriger bis der Regen eintritt. Mit diesem stellt sich aber auch der Südwind ein. Wäre es

umgekehrt, so hätte man das große Problem wohl längst lösen können.

Trotz dieser Hindernisse hat aber der Handel schon große Schwierigkeiten überwunden, namentlich auf dem Bahr el Gasal, von wo eine große Menge Elephantenzähne in den Verkehr kommen. Die chartumer Kaufleute haben sogar schon Factoreien in Fertit, bei den Namnam; sie machen den arabischen Kaufleuten, den Dschellabs, aus Dar Fur, einen für diese sehr nachtheiligen Wettbewerb, weil sie auf dem Stromwege, welchen sie auf einer weiten Strecke benutzen, viel bequemer nach Fertit gelangen, als die Dschellabs auf dem Karawanenwege. Der Elfenbeinhandel wird schon in den nächsten Jahren von Dar Fur abgelenkt sein und künftig die Nilstraße benutzen. Ein Kaufmann aus Chartum, Ali Umuri, der eine Factorei in Fertit hat, gab folgende Auskunft Er fuhr mit gutem Winde ab und gelangte binnen dreizehn Tagen nach Rek, wo die Handelsfahrzeuge zusammentreffen. Dort ist ein großer tiefer See, dessen westlichen Theil Rohrsümpfe bilden. In diesem verschwinden die Flußläufe, deren Vorhandensein bis jetzt ermittelt worden ist. Es giebt deren fünf und drei sind bedeutend.

Der erste kommt von Westen und die Kaufleute bezeichnen ihn als den Araberfluß, weil die Resegataraber an ihm wohnen. Der zweite berührt Fertit und wird wegen des an ihm hausenden Stammes der Dschiurs, Bahr el Dschiur genannt. Er hat reines klares Wasser und fließt das ganze Jahr hindurch. In der Regenzeit hat er viel Wasser, aber im „Winter" ist er so seicht, daß Boote ihn nicht befahren können. Ein dritter Fluß kommt von Süden her, und ist, gleich den beiden vorgenannten, nur in der Regenzeit schiffbar. Man erzählt, daß einige Kaufleute an diesem Flusse zu Fuß bis in die Breite, in welcher Gondokoro am weißen Nil liegt, gekommen seien, und dort war er noch nicht zu Ende. (— Es wird wohl der Fluß gemeint sein, an welchem Madunga liegt, und welchen Petherick bei Gutn überschritt. —)

Als die Kaufleute im Rek-See versammelt waren, verließen sie ihre Boote und setzten ihre Reise zu Fuß fort. Nach sechs Tagen gelangten sie zu den Dschiur-(Djur, Giour-)Negern, und von diesen in sieben Tagen nach Fertit. (— Die Djur hat Petherick auf seiner Karte eingetragen, etwa unter dem 6.° N. Br. —) Das Gebiet der Namnam gränzt an jenes von Fertit, und die beiden Völker, welche verschiedenen Stammes sind, leben unablässig in Krieg mit einander. Die Namnam sind Menschenfresser und Menschenfüße gelten bei ihnen für eine große Delicatesse. Ihre Haut ist nicht so dunkelfarbig wie jene der Bewohner von Fertit.

Lafargue räth jedem künftigen Entdecker, dem Dampfboot eine sudanesische Barke, ein Sandal, als Vorrathsschiff anzuhängen; er könne dann, den Zeitaufwand für Holzfällen ꝛc. mit eingerechnet, binnen dreißig Tagen eine Strecke von 580 Lieues zurücklegen. An Brennstoff sei nirgends Mangel. Der Dampfer müßte am 15. October von Chartum abfahren und man müsse darauf rechnen, zwölf bis vierzehn Monate auszubleiben. Gondokoro könne man in der ersten Hälfte des Novembers erreichen und dort bis zum April verweilen. In dieser Zwischenzeit müsse man das Segelboot zu den Nuers schicken, um neue Vorräthe an Durrah einzunehmen. Von diesen lege man einen Theil in Gondokoro nieder, und fahre von dort am 1. Mai bei steigendem Wasser stromauf, so weit es möglich ist. Der angebliche Katarakt oberhalb der Insel Tschankehr (Janguer) ist kein Hinderniß. „Ich habe ihn besucht und bin mit meiner Barke viermal über denselben hinweggefahren, ohne einen Felsen zu berühren." In der Mitte Septembers kann der Dampfer wieder in Gondokoro, und im October wieder in Chartum zurück sein.

Auf dem Bahr el Gasal ist noch Alles zu thun übrig, aber gerade auf diesem Wasser kann ein Dampfer vom größten Nutzen sein. Die Expedition müßte in ähnlicher Weise ausgerüstet werden, wie jene für den weißen Nil, auf sechs Monate Lebensmittel an Bord nehmen, am 20. Juni von Chartum abfahren und nach dem Rek-See gehen. Dort muß sie den Zeitpunkt wahrnehmen, der ihr erlaubt, durch Rohr und Wasserpflanzen zu fahren, welche den Eingang zu den Wasserläufen erschweren, und sie kann es zur Zeit der Platzregen und der Anschwellungen des Wassers. Sie kann dann bis etwa zum 10. October ungehindert ihre Forschungen anstellen und in jedem Monate 580 Lieues zurücklegen.

Eine nach dem Sobât bestimmte Expedition würde gleichfalls am 20. Juni Chartum verlassen und könnte im October zurück sein. Dieser Fluß ist von großer Wichtigkeit. Kaufleute wollen auf demselben bis in die Nähe der Berge Abessiniens gekommen sein; sie haben von den Negern an jenem Flusse blaugestreifte Baumwollenzeuge gekauft, die aus Gondar gekommen waren; außerdem Kupfer und Glasperlen, welche gleichfalls von Osten her zu ihnen gelangten.

Die Reisekosten für alle diese Expeditionen veranschlagt Lafargue auf höchstens 150,000 Francs.

Kleine Nachrichten.

Der französische Reisende Lejean, welcher seit dem vorigen Jahre die Gegenden am Rothen Meere und die Länder am obern Nil besuchte, meldet unter dem 13. Juni 1861 aus Chartum, daß er nach Europa zurückkehren müsse; seit sieben Monaten habe ihn das Fieber geplagt und beide Beine seien ihm gelähmt. Er muß also auf den Plan verzichten, seinerseits die Nilquellen zu entdecken, doch wird seine Reise nicht ohne Ausbeute für die Wissenschaft sein. Es gelang ihm, den Bahr el Abiad (Weißen Strom) bis nach Gondokoro, der österreichischen Mission, welche Pater Knoblecher gründete, aber später des bösen Klimas wegen wieder aufgeben mußte, stroman zu fahren. Dort traf er im Januar den Doctor Peney, welcher eben den Fluß Itiey erforscht hatte. Lejean bezeichnet als Ergebnisse seiner Forschungen Folgendes: Eine Karte des ägyptischen Sudan, auf welcher die Flußgebiete des Mareb und Atbara zum ersten Male richtig eingetragen worden; sie füllt Lücken in Kordofan und in Sennaar aus, und enthält die zwischen Aegypten und Abessinien streitigen Landschaften. Ferner verspricht er eine genaue Aufnahme des Keilak und zweier Nebenflüsse desselben, eine Karte des gesammten östlichen Sudan mit Angabe einiger neuen Handelswege, über welche er von den Dschellabs, arabischen Karawanenkaufleuten, Kunde erhielt. Weiter eine ethnographische Karte des ganzen Nillandes. Diese wird von ganz besonderm Interesse sein. Lejean sagt, sie beruhe auf unbedingt zuverlässigen Grundlagen, nämlich auf Vocabularien und den verschiedenen Gesichtstypen, von den Kopten bis zu den Niam Niam. Den Stamm oder die Familie der Bidscha, welche vermittelst der Ababdeh bis nach Aegypten hineinreicht, sei abessinisch; die nubische Familie habe platterdings mit den Abessiniern nichts gemein. Die Gallavölker nennen sich nicht, wie noch Krapf annahm, Orma oder Ormo, was in ihrer Sprache Menschen bedeutet. Die Denka am weißen Nil seien von den Scheluks verschieden; abgesehen von Nase und Lippen, habe er, nur die Denka's ausgenommen, in jener Region überall, recht hübsche Gesichtstypen gefunden; bei den Schirs zum Beispiel solche, welche an die Köpfe römischer Cäsaren erinnern. Was die Sprachen anbelangt, so seien jene der Bari, der Nuer, der Scheluks und das Kondschara sehr wohlklingend, während das Denka dem Geschnatter der Vögel gleiche. Der Reisende bringt auch viele Waffen, Hausgeräthe, Schmucksachen und dergleichen mehr vom obern Nil und vom Keilak mit. Von den 21 libyschen Figuren von Harasa (dem Kap Bellut Pallme's) hat er 17 copirt. Am 14. Juli wollte er von Chartum abreisen, und die Gule-Berge in Sennar besuchen. In denselben leben die Nachkommen der früheren Sultane von Sennar, schwarze Männer, welche auch über weiße herrschten, deren Macht aber durch Mehemed Ali von Aegypten gebrochen wurde. Er bemerkt, daß die drei nubischen Dialekte: das Dongolawi, Malsassi und Kensi, weit von einander abwichen und vielleicht drei verschiedene Sprachen bilden.

Duveyrier, ein anderer französischer Reisender, welcher seit dem vorigen Jahre von Algier aus die Sahara nach verschiedenen Richtungen hin durchstreift hatte, beabsichtigte von der Oase Rhat (Ghat) aus nach Westen bis Insalah vorzudringen, er hat aber in Folge der Streitigkeiten unter den verschiedenen Tuarek-Stämmen seinen Plan aufgeben müssen. Im Mai dieses Jahres war er in Serdeles auf der Straße von Tripoli nach Bornu, und nur allein der Weg nach Mursuk in der Oase Fessan war ihm offen. Er wollte dorthin, um von seinen Anstrengungen einige Zeit auszuruhen.

Richard Burton, der berühmte Reisende, welchem wir die im hohen Grad anziehenden Werke über Arabien, Härrär, die ostafrikanische Seenregion, Sindh und die Nilgherris verdanken, ist Ende des Augustmonats nach Fernando Po in der Bucht von Biafra abgegangen. Er ist zum britischen Consul auf jener Insel ernannt worden, und tritt an die Stelle Hutchinsons, der einige treffliche Bücher über das äquatoriale westafrikanische Küstenland und die Nigerexpedition veröffentlicht hat. An Burton erhält er einen würdigen Nachfolger, und wir dürfen von dem letztern mit Bestimmtheit werthvolle Nachrichten über jene Gegenden erwarten. Die ostafrikanischen Forschungsreisen Burtons und Speke's sind jüngst in einer Bearbeitung von Karl Andree, zu Leipzig bei Costenoble, erschienen; sie gewähren ein spannendes Interesse und geben einen tiefen Einblick in die Verhältnisse von Ländern und Völkern, die bisher völlig unbekannt waren.

Der amerikanische Missionär Bert ist im Anfange dieses Jahres bis zu dem, von Du Chaillu ausführlich beschriebenen Volke der Fan oder Pahuins, von seiner Mission am Gabun aus vorgedrungen und hat bei diesen Anthropophagen eine sehr gute Aufnahme gefunden.

Livingstone und die Makololo. Wir haben neulich darauf hingewiesen (Globus, S. 27), wie hartherzig und unmenschlich die auf Livingstone's Antrieb nach Südafrika zu den Makololo geschickten londoner Missionäre von diesen Barbaren und deren Häuptling Sekeletu behandelt worden sind. Alle Hoffnungen, welche Livingstone von jenem Volke hegte, haben sich als durchaus ungerechtfertigt erwiesen. Einen Beleg dafür giebt auch Anderssson in seinem neuesten Werke: „Der Okavanga-Fluß". Er entdeckte diesen Strom in der Gegend, wo die Ovaquangari wohnen und trat mit dem Häuptlinge Tschikongo in freundliches Einvernehmen. Dieser klagte sehr darüber, daß die Makololo ihm fast alles Vieh geraubt hätten, und Anderssson bezeichnet diese „Freunde Livingstone's" als die „Plage des centralen Südafrika's". Das also, schreibt er, war das Ergebniß aller Bemühungen Livingstone's, jenes Volk von Raubzügen abzumahnen. Alle Versprechungen, welche man dem wackern Entdecker gegeben hatte, waren, um einen milden Ausdruck zu gebrauchen, Täuschungen auf beiden Seiten. Jener Stamm hat, wie ich glaube, dem Dr. Livingstone zweierlei Gesichter gezeigt. Ohne Zweifel besitzt er persönlich großen Einfluß auf diese Leute und wenn er selber an Ort und Stelle ist, geht ohne Zweifel Alles glatt und gut. Aber sobald er den Rücken wendet, bewahrheitet sich das Sprüchwort: Wenn die Katze nicht daheim ist, tanzen die Ratten auf dem Tische. Ein Missionär ist, Alles in Allem genommen, wenn er auch noch so praktisch und hochgeachtet wäre, niemals geeignet, in die Geheimnisse der Wilden einzudringen. Wir haben dafür in Hülle und Fülle Beweise aus allen Ländern, wo Missionäre wirkten, und meine eigenen Erfahrungen bestätigen den Satz.

Neue englische Expeditionen nach Inner-Asien. Man folgt in England und Indien den großen Fortschritten der Russen im centralen und östlichen Asien mit gespannter Aufmerksamkeit, weil man eine Beeinträchtigung des britischen Handels befürchtet. Um Schaden abzuwehren, trifft man jetzt allerlei Vorkehrungen; vor allen Dingen soll Inner-Asien genauer erforscht werden. Indische Blätter enthalten darüber interessante Angaben. Auf Antrieb des seitherigen Generalstatthalters Lord Canning ist eine Expedition ausgerüstet worden, an deren Spitze Kapitän Smith steht; mit ihm gehen der Ingenieurlieutenant Jackson und der Geolog Meddlicot nebst anderen Gelehrten. Die asiatische Gesellschaft zu Calcutta, die Handelskammern von Bombay und Kuratschi, die Theepflanzer im britischen Himalaya und manche Beamte im Pendschab haben Instructionen ausgearbeitet, Fragen gestellt und allerlei Nachweisungen gegeben. Die Reisenden sollen noch im Laufe dieses Jahres von Simla aus aufbrechen und über Kanawar nach Yarkand vordringen, wo jetzt die Russen ein Consulat errichtet haben. Sie gedenken von dort nach Lhassa in Tibet zu gehen, und über Dschigatschar, Phagri, und durch den Paß von Tschola nach Sikkim und Darbschiling zurückzukehren. Manche Nachweisungen unserer Landsleute, der Brüder Schlagintweit, werden ihnen sehr nützlich sein, denn diese sind für jene Regionen wahre Bahnbrecher gewesen. Die indische Regierung hat sich für die Reisenden durch die britische Gesandtschaft in Peking kaiserliche Pässe geben lassen. Smith hofft in der tibetanischen Hauptstadt mit dem Kapitän Blakiston zusammenzutreffen; dieser ist, wie wir schon früher mitgetheilt haben, bis Hankau am Yangtse kiang mit dem Admiral Hope gefahren und dann weiter stromauf gegangen, um durch das westliche China nach Tibet vorzudringen und von dort über Ladak nach Indien zurückzukehren. Smith wird als ein eben so unternehmender wie erfahrener Mann geschildert. Er ist schon zweimal über den Himalaya gegangen, von Almora über den Niti-Paß auf das tibetanische Plateau, hat den Mansarawar-See besucht und war am obern Setledsch. Im Jahre 1835 sollte er das Stromthal des letztern erforschen und bis zu dem Punkte vordringen, wo auf der andern Seite des Himalaya der Brahmaputra in die Ebene tritt. Das gelang ihm auch. Später war er in der Krim, wo er während des Krieges mit Kapitän Speke einen Ausflug in den Kaukasus verabredete; er konnte aber keine russischen Pässe erhalten. Speke ging nach Afrika, Smith nach Indien zurück.

Auch in einer andern Gegend Asiens sind die Engländer sehr thätig. Oberst Phayre, derselbe, welcher vor einigen Jahren als Gesandter am Hofe des Königs von Ava war, hat eine Expedition von Rangunh in Pegu nach Bamo ausgerüstet. Sie soll bis an die Grenze der chinesischen Provinz Yünnan vordringen. Auch ist es im Plane, von Assam aus den Lauf der Brahmaputra näher erforschen zu lassen.

Die **chinesisch-tibetanische Expedition** ist, laut Nachrichten aus Hong kong vom 27. Juli, verunglückt; die „große Ueberlandpartie" hat umkehren müssen, langte aber wohlbehalten in Schang hai wieder an. Die früheren Nachrichten, welche von den Reisenden eingelaufen sind, waren aus Kweichow oberhalb Hang kêu, dann kamen sie nach Uan, wo man sie zwar höflich behandelte, doch konnten sie weder Träger noch Lastthiere bekommen und mußten deshalb die Fahrt auf dem Strome fortsetzen. Am 28. April erreichten sie Schun king. Der Befehlshaber, ein Mandschugeneral, wollte sie nicht empfangen, und der dortige französische Bischof, der viele Jahre in der Provinz Sse tschuen sich aufgehalten hatte, warnte sie vor einem Complot; Soldaten hatten die Absicht, so verhaßte Fremdlinge zu ermorden. Es kam den Reisenden vor, als ob man in jener entfernten Provinz noch gar keine Kunde von den Bestimmungen des tientsiner Vertrages habe (oder man wollte absichtlich nichts davon wissen); wohl aber war das Gerücht von einer großen Schlacht dorthin gedrungen, in welcher die Fremden Sieger geblieben; an das letztere mochte man jedoch nicht glauben. Die Engländer fuhren an mehrern großen Städten vorüber, die aber aus Furcht vor den Rebellen alle geschlossen waren. Nach großen Schwierigkeiten wurde am 18. Mai Sui tschen erreicht. Dort lagen viele Krieger vor den Stadtthoren, die man gesperrt hatte, damit die Bürger sicher vor ihnen seien, denn jene „Braven" waren in einem Zustande gänzlicher Unbotmäßigkeit und hatten böse Raufhändel unter einander. Die Fremdlinge sandten einen Brief an den Präfekten und baten, ihm die Aufwartung machen zu dürfen; er wollte aber die Thore nicht öffnen, sondern ließ den Engländern sagen, wenn sie ihn sprechen wollten, werde er Körbe an der Mauer hinab lassen; sie könnten sich hineinsetzen und sollten dann heraufgezogen werden. Darauf mochten sie sich nicht einlassen. Während der vier Tage, welche jene bei Sui tschen lagen, warfen die Soldaten Steine nach ihnen, und der Mandarin ließ ihnen sagen, sie möchten nur umkehren, weil weiter landein Alles in der Gewalt der Rebellen sei. Kein Bootsmann wollte sie fahren. Sie kamen dann nach Pin schang, das am 26. Mai von den Rebellen angegriffen wurde; man schoß auf das Fahrzeug und nun liefen die chinesischen Matrosen fort. So blieb nichts weiter übrig, als den Yang tse kiang wieder hinabzufahren.

Graf d'Escayrac de Lauture, welchem wir ein vortrefflich geschriebenes Werk über den Sudan und das Land der Schwarzen am obern Nil verdanken, ist glücklich nach Europa zurückgekommen. Er war mit der französischen Expedition vor Peking, wurde von den Chinesen gefangen, abscheulich mißhandelt und entging nur mit genauer Noth dem Tode.

Man giebt die Hoffnung noch nicht auf, einen Punkt auf der **Landenge von Darien** zu finden, an welchem die Durchstechung des Isthmus und die Anlage eines Kanales möglich ist. Bisher sind bekanntlich in dieser Hinsicht alle Bemühungen gescheitert. Im vergangenen April machte sich eine französische Reisegesellschaft auf den Weg, drang bis zum Flusse Chuquinaca vor, fuhr den Sabana etwa fünf, die Lara zwei deutsche Meilen hinauf, konnte

aber dann nicht weiter vordringen, weil die Regenzeit und auch sonst manches Hinderniß eintrat Die Bodenerhebung auf diesen Strecken betrug nicht mehr als 50 Meter und die Indianer zeigten sich nicht unfreundlich; die Reisenden, an deren Spitze der Ingenieur Boudiol steht, kehrten nach Neu-York zurück. Dieser will im December wieder nach dem Isthmus und zur Fortsetzung seiner Untersuchungen die trockenen Monate des Jahres 1862 benutzen.

Der Naturforscher Forbes ist im Juli zu Lima angekommen; er soll im Auftrage der Londoner Gesellschaft der Wissenschaften und in den Andes von Peru und Bolivia geologische Forschungen anstellen, und er ist dazu der rechte Mann. Wir dürfen interessante Berichte von ihm entgegen sehen.

Erforschung von Labrador. Im Juni sandte die canadische Regierung den Professer Hind aus Toronto zur Erforschung dieser Halbinsel ab, deren Inneres noch wenig bekannt war. Er landete am Moisieflusse, welcher aus den Seen auf dem höchsten Plateau kommt. Hind fand das Land sehr gebirgig und zum größten Theil baumlos. Nach drei Wochen, gegen Ende des Juni, war er am obern Moisie, der dort auch für die kleinsten Fahrzeuge nicht mehr schiffbar ist. Der Weg, ein alter Indianerpfad, folgt einer Kette kleiner Seen. Das innere Plateau ist ausgedehnt und sehr einförmig; die Flüsse strömen mehr als 300 Miles lang auf demselben und dann nach der Nordostküste hin.

Lady Franklin, die hochherzige Gattin des Nordpolfahrers, macht eine Reise um die Erde. Sie war im Juni zu Honolulu auf den Sandwich Inseln, wo die ansässigen Europäer und Amerikaner ihr zu Ehren ein Festmahl hielten. Der König Kamehameha und dessen Gemahlin waren zugegen und Lady Franklin hatte den Platz zwischen den braunen Majestäten. Der König tanzte eine Quadrille mit der Nichte der Lady Franklin.

Der **Monte Viso** ist in den See-Alpen am 30. August dieses Jahres zum ersten Mal erstiegen worden. Seine Höhe beträgt etwa 11,800 Fuß. Das Wagniß wurde von Turin aus durch W. Mathews und F. W. Jacomb unternommen; sie hatten zwei Führer aus Chamounix bei sich. Sie waren Morgens um 9 Uhr 20 Minuten auf dem Gipfel; er besteht aus zwei fast gleichhohen Felsenleisten, welche durch einen Schneegrat mit einander verbunden sind. Der Oberhimmel war unbewölkt und die Rundschau erstreckte sich über die penninischen Alpen vom Monte Rosa bis zum Montblanc, über die ganze Kette der grajischen Alpen, die Gebirge der Dauphiné, die See-Alpen bis nach Genua hin. Nach Osten hin lag in Folge des heißen Wetters ein Duft über dem Lande, so daß die piemontesische Ebene verschwamm und Turin nicht sichtbar war. Auch über den See-Alpen lag eine Wolkenbank und so entzog sich das Mittelmeer dem Blicke.

Die neueste australische Expedition. Am 16. December 1860 verließ ein in Melbourne sorgfältig, auch mit Kameelen, ausgerüsteter Reisezug den Coopers Creek, um nach Norden hin bis zum Meerbusen von Carpentaria vorzudringen. Sie ist völlig mißlungen. Ende Juni's 1861 kam ein Mitglied der Expedition, Brage, nach Melbourne zurück und brachte betrübende Kunde. Der Sommer war ungemein trocken, der Wassermangel groß, Scharbock stellte sich ein und die Eingebornen benahmen sich in hohem Grade feindselig. Leider ist auch der Verlust von Menschenleben zu beklagen. Unser Landsmann, der Naturforscher Ludwig Becker, und drei Engländer erlagen den Anstrengungen und Beschwerden; sie starben in der Wüste. Auch mehrere Kameele und Pferde gingen verloren.

Bienenzucht in Frankreich. Im September hatten die französischen Immenväter eine Versammlung in Paris, bei welcher mehr als einhundert Bienenzüchter erschienen. Die Ausstellung der Stöcke fand im Orangeriegebäude des Palastes Luxemburg statt, und bezeugte den großen Fortschritt, welchen man seit einigen Jahren, besonders nach dem Vorgange Deutschlands gemacht hat. Ein Immenvater in der Champagne besitzt mehr als eintausend Stöcke, und manche früher verarmte Gemeinden helfen sich durch die wenig kostspielige und doch so einträgliche Bienenzucht wieder auf. Man lieferte den Nachweis, daß Frankreich im Jahre für etwa siebenzig Millionen Francs an Honig und Wachs erzeugt, außerdem aber noch für sechzig Millionen einführt.

Die Volksmenge im britischen Reiche. Die Ergebnisse der amtlichen Zählung sind jetzt folgende. Am 8. April 1861 lebten auf den britischen Inseln 29,058,888 Seelen; mit Hinzurechnung der Land- und Seesoldaten und Matrosen 29,250,000. Männlichen Geschlechts waren 14,380,000, weiblichen 14,954,000; also kommen auf 100 männliche 104 weibliche. Vier Millionen Personen weiblichen Geschlechts sind dem Hause entzogen, in ihren Hausfrau- und Mutterpflichten beeinträchtigt, weil sie in den verschiedenen Gewerbs- und Fabrikzweigen beschäftigt werden. Binnen 60 Jahren hat die Bevölkerung um 82 Procent zugenommen; seit 1801 ist sie um 13¼ Millionen angewachsen. Seit 1831 sind nahe an 5 Millionen Köpfe ausgewandert. Den Blaubüchern zufolge haben die britisch-nordamerikanischen Besitzungen gegenwärtig 3,785,000 Einwohner, die australischen 1,275,000; auf Westindien kommt nur 1 Million, auf die Kapcolonie und überhaupt Afrika 870,000, Ceylon 1,754,000; Mauritius, Hong kong und Labuan 280,000; europäische Besitzungen 305,000. Dazu kommen noch 135½ Million auf Indien, so daß sich eine Gesammtzahl von 275,000,000 Seelen herausstellt.

Armuth in England. Ende Juli 1861 war die Zahl der Armen, welche in England öffentliche Unterstützung bekommen, von 768,943 auf 808,449 gestiegen. Das war aber noch bei weitem nicht die Gesammtzahl der Almosenempfänger, weil aus 282 Kirchspielen die Listen noch nicht eingegangen waren.

Die Bevölkerung in Bosnien zählt, einem Bericht der A. Allg. Zeitung zufolge, ohne die regelmäßigen Truppen und die Fremden 810,000 Seelen. Von diesen sind 316,000 Mohamedaner, 380,000 Christen der griechisch orientalischen, 111,500 der römischen Kirche, 2500 Juden, nur die Mohamedaner sind bewaffnet und können an Baschi Bosuks, bewaffnetem Aufgebot, 60,000 Mann stellen. Das Eyalet Erezeg, die Herzegowina, hat 290,000 Einwohner; davon sind 68,000 Mohamedaner, 180,000 Christen der orientalischen und 42,000 der römischen Kirche. Auch dort sind nur die Mohamedaner bewaffnet und sie können 12,000 Mann Landsturm aufbieten.

Dampfschifffahrt. Die vier großen englischen Gesellschaften, welche überseeische Fahrten machen lassen, besitzen gegenwärtig einhundert und siebenzehn oceanische Dampfer. Davon kommen auf die, nach Amerika fahrenden Cunards 31, auf die Peninsular and Oriental 52, auf die Royal Mail, nach Westindien und in der Südsee 24, und auf die Liverpool-, Neu-York- und Philadelphia-Linie 10.

Der Eisenbahntunnel durch den Mont Cenis. An diesem großen Werke wird rüstig Tag und Nacht gearbeitet. Anfangs hatte man nur Spitzhacken benutzt und mit Pulver den Fels gesprengt, aber bald nachher setzte man Maschinen in Bewegung, welche das Gestein sehr schnell zerhacken. Sie werden vermittelst gepreßter Luft in Bewegung gesetzt, haben 250 Pferdekraft und arbeiten auf der entgegengesetzten Seite eben so viel wie 2500 tüchtige Männer. Der Tunnel erhält elektrisches Licht; täglich gewinnt man bei einer Breite von 180 Fuß, neun Fuß. Dieser gewaltigste aller Durchbrüche wird 12 Kilometer, also weit über drei deutsche Wegstunden lang, liegt 1330 Meter über der Meeresfläche und 1060 Meter unter dem Gipfel des Mont Cenis. Er hat eine Neigung von ½ auf 1000 bis zum Mittelpunkte, wo man für den Ablauf des Wassers einen kleinen Kanal anlegt.

Der Archipelagus der **Salomons-Inseln**, welcher sich östlich von Neu-Guinea in einer langen Eilandkette von Nordwest nach Südost erstreckt, bildet eine der furchtbarsten Regionen im Großen Ocean, und steht in dieser Beziehung weder den Molukken noch den Philippinen nach. Im laufenden Jahre ist dort im Auftrage einer Antwerpener Gesellschaft eine belgische Expedition angelangt, um an einem geeigneten Punkte zunächst eine Handelsfactorei anzulegen. Es scheint, als ob man zunächst mit dem Anbaue edler Gewürze beginnen wolle.

Telegraphen in Ostasien. Die russische Regierung nimmt es mit diesem Verkehrsmittel sehr ernst und hat im Anfange des Jahres 1861 Befehl gegeben, Linien in einer Länge von 6000 Kilometer herzustellen. Ein Drittel davon ist für die jüngst von China abgetretenen neuen Gebiete im Amurlande bestimmt. Diese Linie geht über Schabarowka, am Amur und Ussuri hin und vermittelt die Verbindung zwischen Nikolajeffsk am untern Amur mit Nowgorod, dem südlichsten der von Rußland erworbenen Häfen am japanischen Meere. Noch im laufenden Jahre wird die Telegraphenverbindung von Kasan an der Wolga nach Omsk in Westsibirien vollendet, und man wird dann unverweilt dieselbe bis Irkutsk weiterführen. Von dort soll dann ein Draht bis an die Amurmündung, ein anderer bis nach der Handelsstadt Kiachta an der Grenze der Mongolei geführt werden. Dann ist eine ununterbrochene telegraphische Verbindung von Gibraltar und von Tripolis in der Berberei bis an das japanische Meer hergestellt.

Eine chinesische Fremdenlegion hatte sich seit dem vorigen Jahre am Yang tse kiang gebildet und dort den kaiserlichen Truppen gegen die Rebellen angeschlossen. Sie bestand aus entlaufenen Soldaten und Matrosen verschiedener Landsmannschaften. Jeder Mann bekam monatlich 33 Dollars und Atzung; daneben aber auch Alles, was die Legion erbeutete. Eine englische Ordonnanz von 1855 verbietet den britischen Unterthanen, sich, gleichviel auf welcher Seite, am chinesischen Kriege zu betheiligen, aber die Landstreicher kehrten sich nicht daran, denn die reiche Beute lockte sie. Jetzt geht es mit ihr zu Ende. Am 11. Mai machte die etwa 70 Köpfe starke Bande einen nächtlichen Angriff auf Tsing pu, wurde aber von ihren chinesischen Genossen im Stiche gelassen und zurückgeworfen. Nicht weniger als 23 Mann wurden getödtet oder verwundet, andere gefangen und von den Chinesen enthauptet; wieder andere sind an die Engländer ausgeliefert worden, und die Legion ist nun zertrümmert. Auch einige Deutsche waren in ihren Reihen.

Eisenbahnen in Ostindien. Im vorigen Jahre sind neue Strecken im Belaufe von etwa 190 deutsche Meilen eröffnet worden, darunter jene von Cynthea nach Radschmahal. Sie bildet einen Theil der östlichen Bahn und schneidet die Krümmungen des Ganges so ab, daß man von Calcutta bis Radschmahal den halben Weg erspart. Im Bau sind etwa 590 Meilen, von denen man 1862 beinahe die Hälfte dem Verkehr übergeben will; dann wird auch die große Stammbahn von Calcutta nach Delhi ganz befahren werden. Einige andere Pläne, z. B. die Bahn von Allahabad nach Dschubbelpore, hat man ungünstiger Zeitläufte wegen vorläufig aufgegeben. Bei den indischen Eisenbahnen sind 18,189 Beamte angestellt, von denen nur 1137 Europäer. Die Eingebornen besorgen den Dienst vortrefflich, bekleiden auch manche höhere Stellen und 1860 kamen auf 3,112,500 Fahrgäste nur 5 Todesfälle.

Raubthiere in Indien. Insbesondere die Tiger sind bekanntlich in vielen Theilen Indiens eine entsetzliche Landplage. Man weiß, daß vor der Südspitze Hinterindiens, auf der kleinen Insel, auf welcher der berühmte Seehafen Singapore liegt, durchschnittlich an jedem Tag im Jahre ein Mensch von Tigern geraubt wird, welche theils in dem dichten Gestrüpp ihre Schlupfwinkel haben, theils vom Festlande nach dem Eiland hinüberschwimmen. Neuerdings haben wir durch ostindische Blätter statistische Nachweise über die Verheerungen, welche auch in anderen Landestheilen von verschiedenen Raubthieren angerichtet werden, und die Ziffern sind entsetzlich. Allein im Pendschab wurden im Jahre 1859 getödtet: 1 Frau, 6 Männer, 467 Kinder; verwundet: 3 Frauen, 33 Männer, 83 Kinder, im Ganzen getödtet 474, verwundet 119. Im Jahre 1860 getödtet: 4 Frauen, 9 Männer, 432 Kinder. Zusammen 445; verwundet 500. Am ärgsten stellte sich das Verhältniß in der Provinz Amritsir heraus, wo in den beiden Jahren 347 und 299 Kinder das Leben durch wilde Thiere verloren. Während dieser Zeit hat die Regierung 14,386 Rupien für die Erlegung von 4225 solcher Bestien gezahlt; davon waren 47 Tiger, 355 Leoparden, 537 Bären, 3254 Wölfe, 32 Hyänen. Die Wölfe sind wegen ihrer großen Menge am schädlichsten, und die Eingebornen tragen selber die Schuld der Verwüstungen, weil sie zu träg sind, einen Ausrottungskrieg gegen diese Thiere zu führen. Es läge in ihrer Macht, die Zahl derselben wenigstens sehr beträchtlich zu vermindern.

Der **Sklavenhandel** nimmt an der westafrikanischen Küste ununterbrochen seinen Fortgang. Im Juni wurden von den englischen Kreuzern ein spanisches Sklavenschiff und zwei Nordamerikaner aufgebracht. Alle amerikanischen Sklavenfahrzeuge werden in denjenigen Staaten der Union ausgerüstet, welche selber keine Sklaven halten. Zwei andere Amerikaner hatten volle Ladung und entgingen den Kreuzern. Dieser Handel mit „Ebenholz" ist ungeheuer gewinnreich. Unternehmer, welche das mit einer Hülfsschraube versehene amerikanische Sklavenschiff Storm King ausgerüstet haben, sollen binnen zwei Jahren mehr als drittehalb Millionen Dollars verdient haben.

Californien, das an Metallen unerschöpfliche Land, fängt nun auch an, Kupfer auszuführen. Besonders in Calaveras County sollen die Gruben einen ungemein reichen Ertrag vortrefflichen Erzes geben. Im Juni sind die ersten 300 Tonnen nach England verschifft worden.

Die Bevölkerung in den Staaten Jowa und Wisconsin. Diese beiden jungen Staaten verdanken ihren Aufschwung, zum Theil auch ihre Gründung, wesentlich der deutschen Einwanderung. Die Volksmenge stieg in Jowa von 192,214 Seelen im Jahre 1850 auf 676,453 im Jahre 1860, jene Wisconsins von 305,391 auf 777,771 Köpfe. Aber die deutsche Bevölkerung ist auch in diesen Staaten nirgends im Verhältniß zu ihrer Kopfzahl und ihrer Bedeutung in der gesetzgebenden Versammlung oder bei der Aemterbesetzung vertreten. Von den 30 Mitgliedern des Staatssenates in Wisconsin ist kein einziger in diesem Staate geboren. Ein Senator ist aus Deutschland, 1 aus der Schweiz, 1 aus Irland, 14 sind aus dem Staate Neu-York, 2 aus Maine, 4 aus Ohio, 2 aus Vermont, 3 aus Connecticut und 1 ist aus Pennsylvanien. Der älteste ist 54, der jüngste 29 Jahre alt. — Der Senat der Legislatur von Jowa besteht aus 43 Mitgliedern, worunter sich 13 Advocaten, 8 Farmer, 7 Aerzte, 6 Kaufleute, 4 Bankiers, 1 Schuhmacher, 1 Prediger, 1 Lehrer u. 1 Redacteur befinden. Dieselben sind in folgenden Staaten geboren: — In Pennsylvanien 11, Ohio 8, Kentucky 7, Neu-York 3, Virginien 3, Connecticut 2, Indiana 2, je einer in den Staaten Missouri, Rhode-Island, Nord-Carolina, Vermont, Illinois, Maryland und einer in Deutschland. Das Religionsbekenntniß finden wir folgendermaßen angegeben: 10 Senatoren sind Methodisten, 9 bekennen sich zu gar keiner Religion, 6 sind Lutheraner, 5 Presbyterianer, 2 Baptisten, 2 Congregationalisten, 2 Christen ohne Beisatz, 2 Universalisten, 1 Episcopale, 1 Katholik, 1 Quäker und 1 Protestant. Alle bis auf Einen sind verheirathet. Der jüngste ist 25 und der älteste 55 Jahre alt.

Die Mormonen am Großen Salzsee lassen sich durch die Verwirrung in den Vereinigten Staaten gar nicht beirren; während die Leute am Mississippi und Potomac einander die Hälfe abschneiden, bauen sie sich ein prächtiges Schauspielhaus von 80 Fuß Vorderseite und 144 Fuß Tiefe. Es hat ringsum eine Halle mit dorischen Säulen, ist im Innern sehr bequem und einfach aber geschmackvoll, sehr dauerhaft aufgeführt und hat etwa hunderttausend Dollars gekostet. Am 1. Januar 1862 soll dieser Musentempel unter großen Feierlichkeiten eröffnet werden.

Nicaragua ist ein schönes Land, das viel Baumwolle in den Handel liefern könnte, wenn die Bewohner fleißig wären. Ein Nordamerikaner, John Ruffel, hat Saamen, angeblich 50,000 Pf., in der Landschaft Chinandega vertheilt und muntert den Anbau auf. Einige dreißig Ballen sind im Juli zur Verschiffung nach Nordamerika gekommen; sie nahmen den Weg von Realejo, das zum Niederlagshafen erklärt worden ist, nach Panama, gingen von dort auf der Eisenbahn nach Aspinwall-Colon und von da nach Neu-York. Baumwollenregionen giebt es in Hülle und Fülle auf Erden, es kommt nur darauf, fleißige Arbeiter zu beschaffen; darin liegt die Schwierigkeit.

Die Inseln in der Bay von Honduras, welche Großbritannien sich im Jahre 1852 willkürlich angeeignet und für eine englische Colonie erklärt hatte, sind am 1. Juli 1861 der Republik Honduras wieder übergeben worden. Jene eigenmächtige Besetzung, welche auch nicht einmal durch einen Schein von Anrecht entschuldigt werden konnte, gab bekanntlich Anlaß zu langwierigen diplomatischen Streitigkeiten mit Nordamerika, welche nun ihren Abschluß gefunden haben.

In **Bolivia** beschäftigt man sich mit Einführung des Decimalsystems; auch will die Regierung die Dampfschifffahrt auf den Flüssen Mamore und Guapore unterstützen, um für die Landeserzeugnisse nach dem Amazonenstrom einen Abzugsweg zu gewinnen. Am 12. Mai dieses Jahres hat der provisorische Präsident Acha einen, schon am 21. Juli 1847 mit Spanien abgeschlossenen Vertrag genehmigt, durch welchen die Unabhängigkeit der Republik vom Mutterlande auch formell anerkannt wird. Die übrigen amerikanischen Staaten, welche sich nach und nach unabhängig von Spanien machten, sind schon früher wie thatsächlich, so auch durch ausdrückliche Verträge, selbstständig gewesen.

Die Stadt **Kingston auf Jamaica**, einst ein blühender Hafen, ist seit der Sklavenemancipation ganz unbedeutend geworden. Die Zählung von 1844 ergab noch eine Bevölkerungsziffer von 32,943 Seelen, jene von 1861 nur noch 5584 Köpfe. Zu der Verminderung haben allerdings auch die Cholera und die Blattern Einiges beigetragen.

Verantwortl. Redakteur: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen — Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. —
Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.

Streifzüge in Norwegen.

Die Schnee- und Eisfelder. — In Opthun. — Die Wasserfälle. — Ein Pastor, der sich kurz faßt. — Ein seltsamer Brauch in Pröstsäter. — In Guldbrandsdalen. — Die Schlucht von Kringelen, Sinclairs Schotten und die norwegischen Bauern. — Die rothe Zipfelmütze. — Lauergaard. — Ein verliebter Engländer und ein reicher Bauer. — Romsdalen. — Die Zauberer von Froltinderne. — Christiansund. — In Drontheim. — Der heilige Olaf. — Heeresübungen der norwegischen Krieger. —

Ich habe erzählt, daß wir auf sehr beschwerlichen Wegen wandelten. Viele Schnee- und Eisgefilde in Norwegen bilden furchtbar öde Wüsteneien; oft reitet man durch zerrissene Hochflächen, zwischen deren Senkungen und Hebungen sich die Wasser sammeln, und wo oft nur schmale Steinlager die einzige Brücke bilden. Die Thiere gehen hinüber, suchen vorsichtig ihren Weg und das norwegische Roß bewährt sich auch dort. Man kommt über Schneefelder, auf denen die Hufe hohl wiederklingen; mitten aus der blendenden Weiße springen Bergzüge empor, an denen meilenweit ausgedehnte Gletscher sich herabsenken. Gletscher und Schneegefilde laufen sich eben in einer solchen Gegend bereiten läßt. Die Tafelmusik fehlt nicht, wenn brausender Sturm von den Höhen herab heult und Milliarden feiner Eisnadeln in die Lüfte wirbelt, in denen sie, gleich Wolken südlicher Feuerkäfer, funkeln und blitzern. Solche Schneestürme, welche der Norwege Faunarauk nennt, hüllen in den höheren Gegenden bei Winterzeit oft viele Tage lang den Horizont ein und jagen den feinen Eisnebel bis in die Wolken hinauf. Ein Wanderer, welchen solch ein Sturm ereilt, ist unrettbar verloren; denn er vermag auch die nächsten Gegenstände nicht zu erkennen und findet den Tod in einer der zahllosen Klüfte.

Fjord von Veblungsnaeset.

oft in eine unbekannte Wildniß hinaus. Am tiefsten Horizonte sieht man ihren blauen Glanz und das Gefunkel ihrer blendenden Krystalle im rothen Glühen der Abendsonne. Am Fuße dieser Eiswälle liegen Wasserbecken, die das schmelzende Naß aufnehmen, und deren windbewegte Oberfläche seltsam absticht gegen die Starrheit der Massen, welche mit drohenden Hörnern über ihnen hängen. Man reitet stundenlang an einem solchen Gletscherzuge hin, um dann zu einem andern zu gelangen, der noch wilder als die früheren seine ungeheure Eishaube über schwarzen steilen Wänden trägt. Dann sucht man unter einer Felsenwand ein schützendes Obdach, um auszuruhen und ein Mahl einzunehmen, wie es

Auf diesen Fjellen nützt bei Schneegestöber kein Wegweiser. Dann und wann findet man einen solchen. Er besteht aus Haufen von Schiefertrümmer, welche anzeigen, wo die mannigfachen Windungen durch zerklüftete Felsen einen Weg möglich machen. Solch ein Merkzeichen deutet auch die Gränze am Guldbrandsdalen an.

Doch ich nehme meine Erzählung wieder auf. Nachdem wir über eine Reihe von Felsenleisten geritten waren, von welchen das klare Gletscherwasser herablief, kamen wir an den kleinen Weiler Opthun, den letzten, welcher am Abhange des Sognefjeld liegt. Dort wohnen, abgeschieden von aller Außenwelt, drei Familien, aber freilich in einer Um-

gebung, welche an landschaftlichen Schönheiten reich ist. Die paar hölzernen Hütten liegen auf einem platten Felsenvorsprunge, neben dem ein herrlicher Wasserfall herabstürzt. Unser Zug brachte einiges Leben in diese Einöde. Ein siebenzehnjähriges blondes Mädchen, das wir photographirten, begleitete mich auf meinen Ausflügen in die Umgegend. Diese Marie in Opthun empfand doch sehr die Langweile der unendlichen Wintermonate, in denen es nur so wenige Stunden am Tage hell ist. Dann wird gesponnen und immer wieder gesponnen beim trüben Schein der Lampe und ein Tag verläuft wie der andere, ohne daß Abwechselung käme. Das Mädchen sehnte sich, einmal aus den Bergen, durch welche Opthun von der übrigen Welt abgeschieden ist, hinaus zu kommen, wäre gern an's Meer und über See bis Amerika gegangen. Bis in jene Einöde war allerlei Kunde von der neuen Welt gedrungen; Maria hatte gehört, daß dort im ganzen Jahre kein Schnee falle, daß die Blumen immer blühen und Jeder reich und glücklich wäre. So malen sich die Menschen alle ein Paradies, aber gewöhnlich verlegen sie es in eine recht weite Ferne.

Ich war nicht grausam, als ich Mariens Täuschungen zerstreute und ihr auseinandersetzte, daß auch jenseit des Weltmeeres die Menschen Last und Qual vollauf zu tragen haben. Ich wollte das hübsche Kind mit seinem Schicksale versöhnen; sie sollte sich an dem genügen lassen, was ihr einmal zu Theil geworden war.

Marie aus Opthun.

Gegen Abend führte sie mich an den Wasserfall. Der Weg dorthin war gefährlich und beschwerlich, und ich mußte sehr vorsichtig sein, um auf dem schlüpfrigen Gestein nicht auszugleiten und in den Abgrund zu stürzen. Maria freilich flog wie ein Vogel dahin, denn sie war barfuß! Glücklich gelangten wir auf einen Fels, welcher den Wasserfall überragte, und von dort konnte ich mir in aller Muße ein erhabenes Schauspiel betrachten. Aber in dieser wilden Landschaft bemerkte ich nicht einen einzigen Grashalm, gar keine Spur von Pflanzenwuchs.

Die Cascade von Opthun ist schön, aber mit vielen anderen norwegischen hält sie keinen Vergleich aus, namentlich nicht mit denen in Thelemarken und im Hardangerfjeld, den klassischen Gegenden der Wasserfälle. Dort sieht man sie auf allen Seiten von den Felsen stürzen, bald im Sprunge, von Absatz zu Absatz, oder in Bogenstürzen, oder ungeheuern Polypen vergleichbar, die mit tausend weißen Fingern an steilen Felsen wachsen, und gleich schwerem, gediegenem, flüssigem Silber niederrollen und in glänzenden Schaum gehüllt sind. Am großartigsten aber, zugleich wunderbar schön und wild, ist der berühmte Rinkan Föß, der rauchende Wasserfall in Thelemarken, inmitten der schwarzen, mächtigen Felsenwände. Schon in weiter Ferne erblickt man seine Rauchsäule, aber ein Rauschen vernimmt man noch nicht, der Strom in der dunkeln Tiefe hat nur ein dumpfes Murren. Aber man kommt näher; man sieht, wie die Felsen einen Kessel bilden, wie hohe glatte Wände aufsteigen, welche fast senkrecht in eine schwindelnde Tiefe stürzen. Sie treten mit scharfen Graten zusammen, als wollten sie den schwarzen Spalt zuschließen. Aber hoch von oben fällt, 670 Fuß tief, ein langer, glänzender Wasserstreif herunter; eine rauschende, kochende, zischende Masse, welche klingend an die Felsen schlägt, abprallt, aufspritzt und, unten zu Staub zerschmettert, wieder emporwirbelt. Da hat das Auge keinen Ruhepunkt; wie durch einen Magnet angezogen, folgt es dem Sturze der Wasser, welche rastlos brausend sich verschlingen und wiedergebären. Der Mensch ist erstaunt und entsetzt, das Herz schlägt rascher, aber es jauchzt auf, wenn ein Sonnenstrahl durch die Regenwolken sich Bahn bricht und einem Blitze vergleichbar über den ganzen Fall läuft. Dann ist es, als habe die unsichtbare Hand des Allerhalters in jenen schwarzen Felsen plötzlich ein silbernes Meer geöffnet, das in gediegenen Wellen hervorbricht; so leuchtet es und fährt in weißen Blitzen auf. Die Myriaden sprühender Funken umglänzen Alles in Regenbogenfarben, welche auf- und abziehen, sich rasch bilden und wieder verschwinden.

Kein Reisender hat Norwegen mit so viel Innigkeit und poetischer Wärme geschildert, jenem skandinavischen Lande und dessen Menschen so viel Liebe entgegengetragen, als unser so früh verstorbener Theodor Mügge. Die Norweger sollten dem wackern Manne billig einen Bautastein zu ehrendem Andenken errichten. „Am Rinkan Foß," sagte er aus seinem dichterischen Gemüth heraus, „könnte man Stunden- und Tagelang sitzen und wieder und immer wieder in das Gebraus und Leuchten hinein schauen. Denn Wasserfälle und Meereswellen haben die Macht erhalten, die Seele des Menschen in Träume zu wiegen und, mit ihrem Rhythmus voran rauschendem Gehen und Kommen, Sehnsucht und Phantasie zu erwecken. Solche Werke machen den fühlenden Menschen gut. Es ist so herrlich, so edel und tief rührend, die Natur in ihrer höchsten Majestät zu schauen, daß man darüber Vieles vergißt, was sonst wohl den Eindruck der Größe schmälert."

Früh Morgens um zwei Uhr brachen wir von Opthun auf, wo wir nicht einmal Talgkerzen gefunden hatten; man scheint nur die Lampe zu kennen. Wir mußten nun eine Strecke von achtzehn großen Wegstunden an einem Tage zurücklegen.

Das unbewohnte Hochland zwischen den Stiftern Akershuus und Bergen bildet ein mehr als 150 Stunden langes und etwa 25 Stunden breites Plateau, das von unzähligen tiefen Schluchten zerrissen, von Spalten durchfurcht wird. Auf diesen Unterlagen erheben sich die Gletschermassen, namentlich jene des Jotunfjeldes. Nach Norden hin dacht es sich gegen Romsdalen ab, nach Süden hin zum Hardangerfjeld. Auf jener Hochfläche liegt fast das ganze Jahr hindurch Schnee, und die zackigen Spitzen, welche hoch emporragen, geben der ganzen ohnehin wilden Landschaft einen nur noch wildern Charakter.

Als wir bergein ritten, erzählte uns ein Führer eine recht artige Anecdote. In seinem Dorfe hatte man für den Vicekönig ein Mahl angerichtet. Als er, nebst seinem Gefolge, vom Karriol herabstieg, empfand er das Bedürfniß zu speisen und dann auszuruhen. Aber die übliche Anrede mußte er sich gefallen lassen; der Pastor stand schon bereit und dem Kronprinzen bebte vor einem langen Sermon, vielleicht weil er wußte, daß die meisten geistlichen Herren sich in sehr weit ausgesponnenen Reden gefallen. Aber jener norwegische Pastor war ein Mann von Geschmack und scheint

an Luther's Wort: „Thu's Maul auf, hör' aber bald auf!" gedacht zu haben. Der würdige Mann machte seine Sache gut, denn er sprach:

„Königliche Hoheit! Als Pastor an dieser Kirche danke ich dem Himmel dafür, daß er es den Angehörigen dieses Pfarrsprengels vergönnt, ihren Vicekönig leibhaftig vor sich zu sehen. Als Mann fühle ich mich glücklich, den Landesherrn begrüßen zu können, und ich danke dafür dem König der Könige. Als Greis erflehe ich auf Ihr erlauchtes Haupt den Segen des Herrn, und als Anordner des für Sie bereit stehenden Festmahles bitte ich Sie, freundlich damit fürlieb zu nehmen. Sie sind willkommen, königliche Hoheit!"

Allen Respect vor diesem braven Pastor.

Im hohen Norden sind die Nächte während der Sommerzeit so hell, daß man auch während der Nacht auf beschwerlichen Wegen reisen kann. Aber wir befanden uns in keiner angenehmen Lage, denn unseren Blicken war jeder Pfad verborgen. Führer und Pferde tasteten sich indessen durch. Als die Sonne emporstieg, befanden wir uns in der Region des ewigen Schnees. Im Hintergrunde streckten die Horuntinderne ihre phantastischen Spitzen hoch in die Lüfte. Wie sie so prächtig, so unbeschreiblich erhaben sich ausnahmen als das Gold der Frühsonne auf diese weißen Massen fiel! Im Vordergrunde wälzte sich ein halbgefrorener Wasserstrom in die Tiefe. Aller Pflanzenwuchs hatte, Rennthiermoos ausgenommen, völlig aufgehört; Alles war kahl, der Pfad, von welchem dann und wann einige Spuren sichtbar wurden, im höchsten Grade beschwerlich. Manchmal gingen wir zu Fuß, aber bald ging uns der Athem aus. Vier lange Stunden waren nöthig, um die Gletscher von Horung und Smörstablinder zu umgehen. Es war in der That keine leichte Arbeit. Bald mußten wir durch rauschende Bergströme waten und dann wieder über Brücken reiten, die sich ohne Zweifel recht malerisch ausnahmen, aber uns doch sehr unbehaglich vorkamen, denn sie hatten keine Geländer und zu beiden Seiten gähnten Abgründe! Aber einer unserer Reisegefährten hatte uns eine angenehme Ueberraschung bereitet. Es waren nämlich von ihm einige Führer vorausgeschickt worden und sie hatten auf dem Midfjeld, einer kleinen Ebene zwischen zwei Bergseen, ein Zelt aufgeschlagen, in welchem ein Mahl für uns bereit stand. Vor uns erhoben sich majestätische Berggipfel, die Forneranken, deren grünliche Gletscher uns an jene vom Grindelwald in der Schweiz gemahnten. Das Zelt stand auf dem Schnee, meine Finger waren erstarrt, aber der ächte Madeirawein verfehlte seine Wirkung nicht.

Wasserfall bei Opthun.

Nachdem wir uns durch Speise und Trank und Ruhe erquickt hatten, zogen wir fürbaß durch ein enges Thal, das von schwarzen Gesteinwänden eingeschlossen ist. Durch dasselbe fließt die Bevra, welche ihr grünliches Wasser aus den Gletschern erhält und in die Seen von Holdulsvand fließt, an denen die Landschaft weniger wild erscheint; denn bald treten schon wieder Sträucher auf, namentlich der Wachholder; auch wird der Boden ebener, man befindet sich auf einer Hochfläche, die Pferde können wieder traben und thun es mit Lust.

Es mochte wohl gegen sechs Uhr Abends sein, als wir Proestsäter erreichten. Es ist eine einsame Hütte, die von Wiesen umgeben ist und zum Pfarrsprengel von Lomb gehört Wir waren siebenzehn Stunden unterwegs gewesen und Jedermann wird uns glauben, daß Roß und Reiter recht müde waren. Wie thaten uns da die ländlichen Betten wohl!

In jener Gegend herrscht eine Sitte, die vielleicht in keinem anderen Lande der Welt wieder vorkommt. Ich bemerkte in der Diele, welche zunächst dem Bette gelegt wird, Höhlungen, die etwas plump ausgeschnitten waren und mit der Gestalt eines menschlichen Fußes Aehnlichkeit zeigten. Was konnten diese Hieroglyphen bedeuten? Ich hielt Nachfrage bei Liva, der Tochter des Hauses, und bekam vollständige Aufklärung. Wenn eine Braut zum ersten Mal in's Ehebett steigt, muß sie eine Spur ihres Fußes auf der Diele zurücklassen. Der Brauch ist alt. Uebrigens schmeckten die trefflichen Lachse, der Rennthierbraten und der Glühwein in diesem Prestsäter ganz ausgezeichnet.

Am andern Tage erreichten wir Lomb und fanden im Hause des Pfarrers gastliche Aufnahme. Die Kirche ist ein bemerkenswerthes Bauwerk, natürlich aus Holz, wie fast überall in Norwegen, aber besser gehalten als die meisten anderen. Das verdankt man dem trefflichen Pastor, der als Mitglied des Storthings dafür wirkte, daß man von Staatswegen die nöthigen Summen zur Ausbesserung bewilligte.

Von Lomb aus machten wir einige Karriolfahrten auf der Hochebene nach verschiedenen Richtungen hin und schifften auch auf dem Waagevardsee. Dann gelangten wir nach Lauergaard, einem Gehöft im Guldbrandsdalen, das an der großen Straße nach Christiania liegt. Nun hatte ich die, in der norwegischen Geschichte so berühmte, Schlucht von Kringelen gesehen.

Gustav Adolf von Schweden war im Kriege mit Dänemarks Könige Christian dem Vierten. Jener hatte 1611 den Grafen Adolf Munkhaven nach Schottland geschickt, um dort Volk zu werben. Oberst Sinclair warb eine Schaar streitbarer Männer, zog mit ihr, wie das Volkslied sagt, über die salzige See, und sollte vom Moldefjord durch Romsdalen in's Innere dringen. Er vermaß sich, Norwegen wie einen Maulwurf zu zerquetschen, zog 1612 plündernd und verheerend durch Romsdalen und kam dann auch in Guldbrandsdalen bis zu jenem Paß von Kringelen. Er hatte etwa neunhundert Mann Kriegsvolk bei sich. Die Bauern waren erbittert über die Raubsucht und über die Gewaltthätigkeiten, die von den fremdländischen Söldnern verübt wurden. Sinclair hatte jedem seiner Soldaten ein hübsches Mädchen und einen Ackerhof versprochen, sobald Norwegen bezwungen

worden sei. Die Sage erzählt, ein Bauer, welchem man beide Arme auf dem Rücken zusammengebunden, habe den Schotten als Führer dienen müssen. Als er sie bis in Guldbrandsdalen hinein geleitet, wußte er zu entkommen. Er erzählte, welche Grausamkeit die Schottländer verübt hätten; auch hier würden sie eben so arg hausen und wüthen. Da rotteten sich die Bauern gegen den wilden Feind zusammen und beschlossen, ihn bis auf den letzten Mann zu vernichten. Sie stellten sich bei Kringelen auf, weil dort das Thal eine enge Schlucht mit steilen Wänden bildet und der Fluß wildschäumend hindurchströmt. Dort legten sie sich in Hinterhalt und Versteck. Der Feind zog heran und ahnte nichts Arges. Die Norweger, etwa dreihundert an der Zahl, standen auf der Höhe; um die Aufmerksamkeit der Schotten abzulenken, hatten sie etliche von ihren Leuten, die nur harmlose Sicheln trugen, in der Schlucht aufgestellt. Sie nahmen ganz richtig an, daß dieselben von den Schotten verfolgt werden würden. Der Plan gelang vollständig. Auch ein junges Weib, Pillar Guri, geübt im Blasen des Alpenhorns, war als Schildwacht auf der andern Seite des Wassers aufgestellt worden. Sie sollte zum ersten Male blasen, sobald die Schotten in den Engpaß eingezogen wären, zum zweiten Male, wenn ihre größere Anzahl die Stelle erreicht hätte, wo der Hinterhalt gelegt war. So schritt die Vorhut, nichts Arges ahnend, in die Schlucht von Kringelen hinein. Pillar Guri läßt zum ersten Male das Horn ertönen. Die Schotten werden stutzig und horchen den Tönen, welche aber sofort vom Schalle der Regimentsmusik Sinclair's übertäubt werden. Also ziehen sie sorglos weiter. Da bläst das norwegische Weib zum zweiten Male und wiederum lassen die Schotten ihren hochländischen Dudelsack pfeifen. Einige Bauern feuern vom Wasser herüber, aber die Schotten geben sich nicht einmal die Mühe, die Schüsse zu erwiedern, sondern schwenken lustig mit ihren Hüten und lachen hell auf.

Aber von jenem Augenblicke an hat kein einziger der neunhundert Schotten, welche mit Oberst Sinclair über die salzige Woge herüber gekommen war, in Norwegen wieder gelacht oder auf dem Dudelsacke gespielt. Denn urplötzlich donnerte eine gewaltige Lawine von Felsblöcken und Baumstämmen auf die Uebermüthigen herab und begrub sie. Dann stürmten die Bauern in die Schlucht hinein und ermordeten Alles, was lebendig war. Man wollte den Räubern ihren verdienten Lohn geben. Die Frau Sinclair's, welche ihren Mann begleitete, war von der Felslawine unberührt, ihr Kind jedoch verwundet worden. Auch sie wurde nicht verschont; sie erlitt dasselbe Schicksal, wie dreihundert Söldner, welche den erbitterten Bauern lebendig in die Hände fielen. Es heißt, Frau Sinclair, welche gefangen wurde, als sie eben ihrem Kinde die Wunden verband, habe so lange mit den Siegern, die nun schottisch mit dem Dudelsack aufspielten, tanzen müssen, bis sie todt niedergefallen sei. Die übrigen Gefangenen stellte man als Zielscheibe auf und schoß nach ihnen; sechsen von ihnen, welchen die Kugeln nichts anhaben konnten, schnitt man den Hals ab; achtzehn Mann schickte man als Siegeszeichen an den dänischen König. Sinclair's Leiche sollte kein christliches Begräbniß haben und wurde

Die Horuntinderne.

Die Kirche in Lomb.

außerhalb des Friedhofes bei der Kirche in Kvam beigescharrt. Die Grabschrift lautet: „Hier liegt Oberst Sinclair, der 1612 bei Kringelen fiel, mit neunhundert Schotten, die von dreihundert norwegischen Bauern, unter Anführung des Berdon Segelstad von Ringeboe, zermalmt wurden, wie irdene Töpfe."

Wir wollen diese „norwegische Heldenthat" nicht etwa verkleinern; die Bauern hatten ganz recht, einen übermüthigen Feind, der raubend ihr Land durchzog, zu vernichten. Aber man macht nicht selten aus diesem Gemetzel im Engpasse von Kringelen eine gewaltige Begebenheit, welche sich mit den Großthaten der tyroler und schweizerischen Bauern messen könne. Das ist wohl zu viel. Im Engpasse steht ein hölzernes Kreuz zum Andenken an Sinclair's Untergang; der schwarze Felsen, auf welchem das norwegische Weib in das Hirtenhorn stieß, liegt auf der andern Seite des Flusses.

In Lauergaard waren die Landleute von weit und breit zusammengeströmt, um den Prinzen zu sehen. Die Männer tragen rothe Mützen wie Masaniello und die Fischerleute am neapolitanischen Meerbusen, und sie steht ihnen recht gut; aber sie tragen auch einen Frack mit Schwalbenschwänzen, und der steht ihnen schlecht. Bei den Frauen bemerkte ich Mieder aus schottischem Zeuge; diese Mode rührt vielleicht aus Sinclair's Zeit her. Die brennend rothe Mütze spielt in Norwegen eine Hauptrolle, sie ist ächt national und ein nicht unwichtiger Handelsartikel für Elberfeld. Denn in dem „frommen" Wupperthale wird sie gesponnen, gewebt und türkischroth gefärbt. Vom Stifte Bergen an, nach Norden hin, muß Hut und Kappe der Zipfelmütze weichen, und auch der Prinz trug eine solche, worüber die norwegischen Bauern sehr erfreut waren. Als Karl der Vierzehnte in Drontheim gekrönt wurde, standen etwa zehntausend Bauern dicht gedrängt in den Straßen, durch welche der Krönungszug kam, und auf allen zehntausend Köpfen saß die rothe Zipfelmütze.

Knabe und Mädchen in Lauergaard.

Die Frauen und Mädchen in Lauergaard sind so schlank und nett, daß sie auch den Fremden wohlgefallen. Ein junger, langaufgeschossener Engländer, der nach Norwegen gekommen war, um Lachse zu fangen, war an einer Angel hängen geblieben; ein hübsches Mädchen hatte den Gentleman gefangen und sich von ihm heirathen lassen. Der Vater der Braut war übrigens vorsichtig zu Werke gegangen und hatte, bevor er sein Jawort gab, die weite Reise nach London nicht gescheut, um dort über den verliebten Jüngling die nöthigen Erkundigungen einzuziehen. Sie fielen günstig aus, die Heirath wurde vollzogen und nun lebt der Londoner, seelenvergnügt und zufrieden wie ein norwegischer Bauer.

Auf der Meierei Tostemöen fanden wir einen reichen norwegischen Bauer, er besitzt wenigstens eine halbe Million, ist aber verständig genug, nicht den vornehmen Mann zu spielen, sondern nimmt den Pflug selber in die Hand. Dieser Mann heißt Tofte, ist seiner politischen Gesinnung nach ein entschiedener Demokrat, rühmt sich aber, vielleicht nicht mit Unrecht, daß er von dem alten hochberühmten Könige Harald Schönhaar abstamme. Er besitzt vortreffliche Pferde, auch einen ausgezeichneten Wettrenner, der den Preis davon getragen hat. Dieser gelbliche Klepper hat auf dem Rücken einen schwarzen Streifen wie ein Zebra.

Nachdem wir nun den düstern See von Lasjö herumgefahren, befanden wir uns in Romsdalen, einem der berühmtesten Thäler Norwegens. Gleich anfangs begegnete uns eine Frau, neben welcher sechs Kinder hergingen; — drei Paar Zwillinge. Der Vater soll ein Rennthierjäger sein. Er hatte seinen Hausfegen dem Prinzen vorgestellt, welcher jedem Kind einen blanken Thaler gab.

Romsdalen ist eines der schönsten Thäler in der weiten Welt, wundervoll wegen des saftigen Grüns der Grasnarbe, wegen der herrlichen Wasserfälle und der gewaltig kühnen Bildung des Gebirges. Mit donnerndem Geräusch fallen die Ströme herab, theilen sich oft in mehrere Arme, bilden dann klare Bäche, welche sich durch's Thal schlängeln, dort smaragdgrüne Wiesen bewässern und den Fluß Rauma bilden. Manchmal wird das Thal so eng, daß man von einer Seite nach der andern hinüber einen lauten Ruf vernehmen könnte. Auf der Strecke von Ormelin nach Flatmark war dieses Thal lieblich und von ungemein erquickender Frische; das Land an den Ufern der Rauma war sorgfältig bestellt. Das Gebirg entwickelte sich in der That großartig; zur Rechten stieg das gewaltige Romsdalshorn, fast senkrecht mit seiner schneebedeckten Spitze empor. Es dient den Schiffern als Landmarke. Zur Linken lagen die Troltinderne wie eine kolossale mit Zinnen versehene Mauer. Die Sage weiß, daß die phantastischen Felsen, welche aus dieser Gesteinsmasse emporragen, ursprünglich böse Zauberer waren. Als der König Olaf der Heilige in Romsdalen eindringen wollte, um das Evangelium zu verbreiten, wollten sie ihn daran verhindern; aber das war vergebliches Bemühen, denn der fromme Mann verwandelte sie in Stein. In dieser Gegend, die einen skandinavischen Olymp bildet, war auch der Sitz der alten volksthümlichen Götter, und lange Zeit wehrten die Bewohner des Thales sich gegen den fremden Glauben, welchen man ihnen aufzwang.

Der Romsdalfjord ist mit einer Reihenfolge von Bergspitzen, Berghörnern, Bergzähnen und Gletschern von seltsamer Gestalt, gleichsam umsäumt. Einige dieser Höhen steigen senkrecht aus dem Meere empor bis in die Region des ewigen Schnees. In Europa giebt es sicherlich Nichts, das mit diesem phantastischen Anblicke verglichen werden könnte; es ist als ob das Ganze von einer Heerschaar gewaltiger Titanen mit Riesenäxten aus den Wolken gehauen worden wäre. Unsere Ansicht vom Veblungsnaesetfjord giebt davon eine Vorstellung.

In einer Bucht fanden wir unsern kleinen Dampfer, dessen Kapitän sich die Zeit mit Entenschießen vertrieben hatte. Unser Ausflug hatte fünf Tage in Anspruch genommen; theils waren wir geritten, theils im Karriol und theils in Booten gefahren. Wir kamen über Gletscher, durch enge und düstere Schluchten, über liebliche offene Wiesen und über klare Alpenseen, und nun hatten wir wieder Salzwasser unter uns. Eine solche Art zu reisen hat schon deshalb etwas Angenehmes, weil man mit den Transportmitteln abwechselt; dabei ermüden Leib und Geist viel weniger, als wenn man immer geht oder immer reitet, immer fährt.

Bisher hatten wir gutes Wetter gehabt, aber nun war es damit vorbei. Ein starker Regen begleitete uns auf der Fahrt nach Christiansund, einer kleinen Stadt, die höchst malerisch auf nackten Felsen, auf vier Inseln, liegt. Die Bewohner leben vom Fischfang und vom Fischhandel; selbst Spanier kommen, um den Meeressegen hier im hohen Norden abzuholen, und manche hübsche Frauen und Mädchen in Christiansund haben schwarze Augen, die an Andalusien erinnern. Sie sehen in ihren schwarzen oder veilchenblauen Seidenröcken und den rothen Umschlagtüchern ganz allerliebst aus; das fanden auch die Schweden, welche den Prinzen begleiteten. Natürlich wurde dieser festlich bewirthet. Die Bürger hatten eine Inschrift gewählt, welche also lautete: „Unsere Treue ist fest, wie der Felsen, auf welchem unsere Häuser stehen.“ — Natürlich nur unter der Bedingung, daß Norwegens Verfassung und Freiheit von Seiten des Königs unangetastet bleibe.

Mädchen in Christiansund.

Wir dampften Abends weiter und waren am andern Morgen in Fjord von Drontheim. Das Wetter hatte sich aufgeklärt, und die dunkeln Berge hoben sich scharf vom blauen Himmel ab. Der Anblick der alten norwegischen Krönungsstadt ist in der That reizend. Sie steigt amphitheatralisch vom Meer und der Nidaa bis zu grünen Hügeln empor; der Gesichtskreis wird von Bergen begränzt. Der Ort selbst bietet aber keinen alterthümlichen oder auch nur eigenartigen Anblick dar, wie Bergen, sondern ist durchaus modern. Feuersbrünste haben wiederholt große Verheerungen angerichtet. Die Häuser sind zumeist von Holz, die Straßen sehr breit; am Wasser stehen Waarenhäuser auf Pfählen. Auch Drontheim verdankt seinen Wohlstand dem Fischhandel und viele Kaufleute sind reich. Drontheim gilt für die älteste Stadt im Lande und an sie knüpfen sich viele geschichtliche Erinnerungen. Man denkt sogleich an Hakon Jarl, welchen uns Deutschen Oelenschlägers Dichtung nahe gebracht hat, an Harald den Guten, an Olaf Tryggweson, den kühnen Recken, welcher hier in Trondhjem (so heißt die Stadt bei den Norwegern) die isländischen Häuptlinge zur Annahme des Christenthums zwang. In dem alten Königshof am Dome haben manche Helden und Fürsten gezecht und Kampfspiele gehalten und Kämpeviser, Gesänge zu Ehren kühner Recken, gesungen. Aber die Namen dieser Kämpen und Berserker sind verschwunden und verklungen. Doch Drontheim bleibt klassischer Boden und ganz richtig ist die Bemerkung, daß sich um diese Stadt Norwegens Geschichte wie um einen Mittelpunkt gruppire. Noch jetzt werden die Könige des Landes zu Drontheim, im alten Dome des heiligen Olaf gekrönt. Der Dom steht noch, obwohl er vom Blitze des Himmels und durch den Ungeschmack der Menschen empfindlich beeinträchtigt worden ist. Man hat ihn im zwölften Jahrhundert gebaut; in ihm ruheten die Gebeine des heiligen Olaf, zu denen in den Tagen des Mittelalters viel Volkes wallfahrtete. Jetzt liegen die Reichskleinode in diesem Dome, der 1328, 1421 und 1531 durch Brand gelitten hat. Der Chor ist gewaltig groß, hat viele Portale, Spitzbogen und schlanke Fenster, die modern überputzten Säulen des Marmorganges sind schlank und ansprechend, aber an den Wänden der Kirche hat man kleine hölzerne Logen angebracht, mit seidenen Vorhängen von verschiedenen Farben. Das macht einen barbarischen Eindruck.

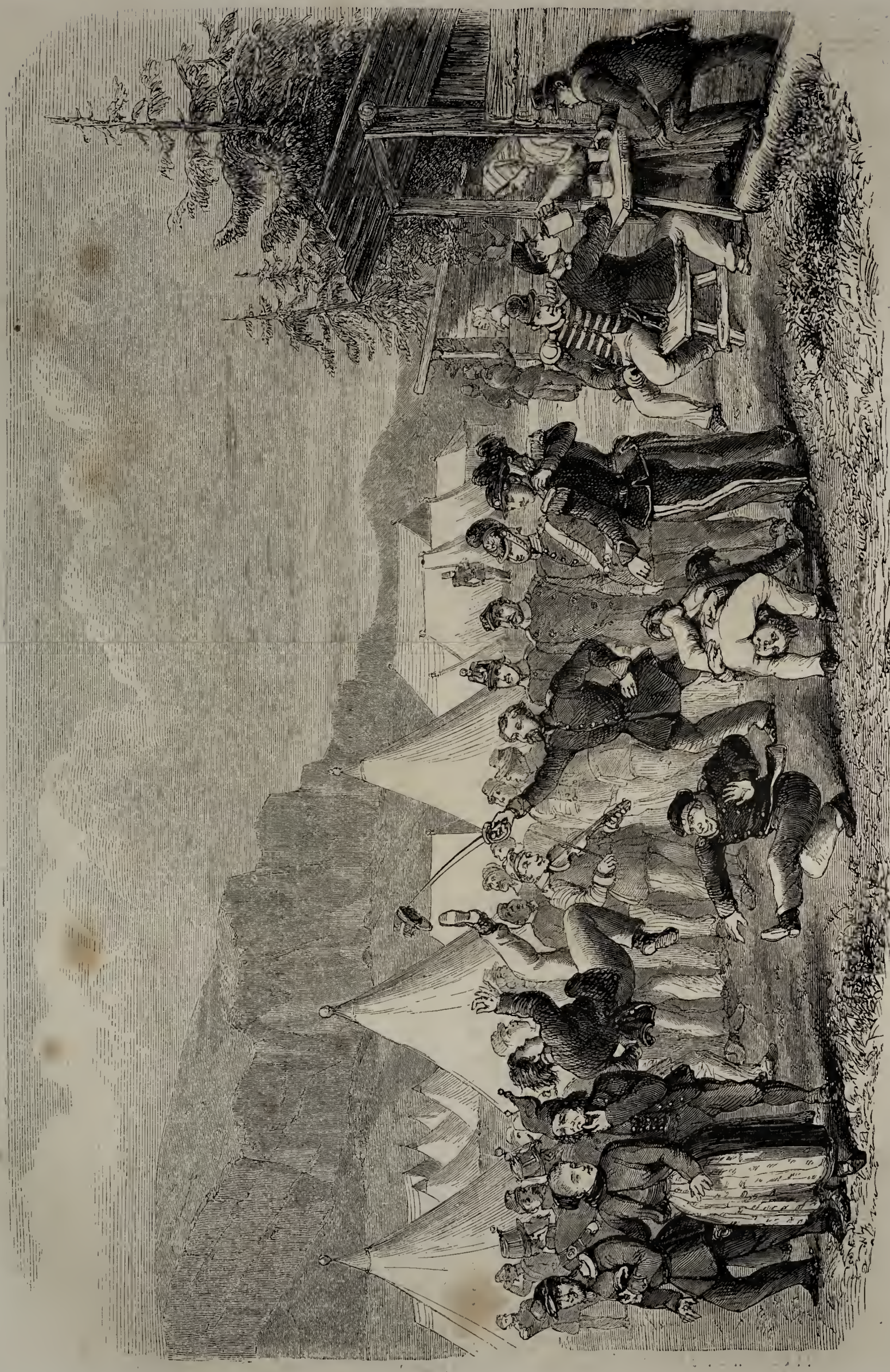
Die geschichtlichen Erinnerungen, welche sich an Drontheim knüpfen, sind von Lord Dufferin, welcher einige Wochen nach uns dort war, mit poetischem Geiste wach gerufen worden. Er hat der Stadt in seinen „Briefen aus hohen Breitegraden“ ein eigenes Kapitel gewidmet. Auch er empfand, daß der Dom durch die neuen Verbösserungen viel von seinem Wesen eingebüßt habe, aber ein schönes Gebäude bleibt er trotz alledem.

Als Harald der Strenge von Norwegen nach England herüberschiffen wollte, um dort den König Harold zu bekriegen, öffnete er zuvor im Drontheimer Dome den Schrein, in welchem König Olaf der Heilige ruhte. Er schnitt ihm Nägel und Haare ab, die er dann als schützende Heilthümer für sich und sein ganzes Gefolge betrachtete. Dann verschloß er den Sarg wieder und warf den Schlüssel in den Fluß Nid, welcher in Drontheim mündet. Die Gebeine blieben ferner unangetastet, bis in den Zeiten der Glaubensänderung die lutherischen Dänen den Schrein sammt dem Heiligen wegholten. Aber nicht nur diesen nahmen sie, sondern auch die goldenen und silbernen Kelche und die mit Edelsteinen verzierten Monstranzen. So wurden die früheren Heidenverfolgungen vergolten; eine Barbarei löste die andere ab.

In Drontheim trennte sich unsere Reisegesellschaft. Einige wollten bis nach dem Nordkap, Andere gingen quer über die skandinavische Halbinsel durch Lappmarken bis an den bottnischen Meerbusen; ich machte noch einige Ausflüge in die Umgegend, um dann gerades Weges heimzukehren. Erst sah ich mir von Außen das hölzerne Theatergebäude an, dann noch einmal das königliche Schloß; dieses bildet ohne Zweifel das größte Holzgebäude in der Welt. Nachher besuchte ich Munkholm, ein Festungswerk von geringer Bedeutung, auf einer mitten im Hafen liegenden Klippe. In diesen Mauern haben früher manche dänische Staatsgefangene trübe Tage verlebt. Es war einst ein Kloster; jetzt verwahrt man dort Verbrecher, die von einer kleinen Besatzung bewacht werden. Dann schiffte ich nach Sjordalen, wo die Soldaten ein Lager aufgeschlagen hätten und Heeresübungen hielten.

Das Lager war am Meeresufer, am Ausgang eines Thales und das Gelände sehr abwechselnd, also zum kleinen Kriege vortrefflich geeignet. Dieser paßt seinerseits wieder gut für die ganzen Anlagen des norwegischen Kriegers, der kein Angriffs-, sondern ein Vertheidigungssoldat ist. Prinz Karl hatte in Sjordalen die rothe Zipfelmütze abgelegt, die Uniform angezogen und den Befehl übernommen. Es mochten etwa zweitausend Mann im Lager sein, fast alle mehr

An Romsdalen.



Im Lager bei Sjorialen.

oder weniger Rekruten, aber voll Eifers für die Sache. Der junge General hielt sie von früh bis spät in Athem und ging mit gutem Beispiele voran.

Der kleine Krieg, welcher zwei Tage hinter einander im Gebirge geführt wurde, bot eine Menge interessanter Erscheinungen und Zwischenfälle dar. Es stellte sich heraus, daß der Norweger des innern Landes sich trefflich zum Bergschützen eignet. Im Gebirge ist er in seinem wahren Elemente, als ein flinker, unermüdlicher Plänkler. Die Leute kletterten wie Katzen an den steilen Abhängen empor und selbst der Regen schadete ihrer Lebendigkeit nicht viel.

Im Lager selbst ging es lustig genug her: die Soldaten sangen und führten volksthümliche Tänze auf, zum Beispiel den Hallingdans. Das ist ein Tanz, mit welchem nur ein wohlgeübter Seiltänzer oder ein norwegischer Soldat zurecht kommt, denn es gehört dazu nicht wenig Uebung, Kraft und Gewandtheit. Ein Soldat kratzt auf einer achtsaitigen Geige, ein Anderer hält mit dem Säbel eine Polizeimütze so hoch als möglich in die Luft; dann nähern sich die Tänzer und machen dabei allerlei komische Verrenkungen, drehen sich langsam im Kreise, springen dann mit einem Ruck hoch empor und versuchen, mit dem Fuße die Mütze von der Säbelspitze herabzuschlagen. Dabei wird noch viel hin- und hergehüpft oder gesprungen. Auch Lustigmacher fehlen nicht; ich sah zwei Soldaten, welche sich in einander verschlungen hatten und vierfüßiges Thier spielten, natürlich zu großem Ergötzen der Umstehenden.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Norweger ihr Vaterland gegen jeden angreifenden Feind wacker vertheidigen würden. Sie haben nationalen Stolz, sind freie Leute und lieben den heimischen Herd. Sie würden auch begeistert und bereitwillig zu jedem Opfer sein. Aber wer sollte sie angreifen? Gewiß kein Eroberer, denn was wäre aus dem armen Norwegen anderes zu holen, als blutige Köpfe? Auch Schweden darf an keine Einverleibung dieses Landes denken. Ich will bemerken, daß der norwegische Soldat vom zweiundzwanzigsten bis zum siebenundzwanzigsten Jahre dient; mit der Landwehr ist das Heer etwa einundzwanzig Tausend Mann stark. Norwegen, eine natürliche Felsenburg von ungeheurer Größe, hat nur die beiden Festungen Frederiksten und Kongsringer; daneben noch verschiedene Citadellen, die aber von keinem Belang sind.

Das norwegische Heer ist nicht künstlich vom Volke getrennt, hat keinen künstlich aufgebläheten Standesdünkel, und kein Junker hat Privilegien auf Offizierstellen oder Kadettenhäuser. Kein armer Edelmann kann Kinder in Menge zeugen, welche dann vom achten oder zehnten Jahr an auf Landeskosten in Kadettenhäusern Atzung und Kleidung und Unterricht erhalten und so einseitig abgerichtet werden, daß sie sich für eine ganz andere, höher stehende Menschenklasse halten als jene, auf deren Kosten sie genährt werden. Dergleichen Widersinn kennt man in Norwegen nicht. Das

Norwegische Schützen.

Land hat überhaupt keine Junker. Offiziere und Mannschaft fühlen sich als Zusammengehörige; es geht patriarchalisch zu. Davon zeugt der nachstehende Vorfall.

Ein im Dienste strenger aber gerechter, nicht im mindesten von gefrorenem Dünkel besessener, Hauptmann war bei den Leuten sehr beliebt. Einst erschien eine Abordnung derselben bei ihm und der Sprecher sagte: „Hauptmann, wir haben gehört, daß Du eine Erbschaft gemacht hast, weshalb trittst Du sie nicht an?“ Der Offizier entgegnete, daß er dann einen kostspieligen Proceß führen müsse, und dazu gehöre eine Summe, die über seine Kräfte gehe. Die Soldaten gingen fort, kamen aber nach einigen Tagen und brachten einen Beutel voll Geldes mit, das von der Compagnie zusammengeschossen war, um dem Hauptmann zu seinem Erbe zu verhelfen. „Hier, nimm Du die Summe und gelange damit zu Deinem Rechte. Verlierst Du, so verlieren wir Deinen Proceß; gewinnst Du, so giebst Du uns den Vorschuß wieder.“ Das Letztere geschah.

Die neuen Entdeckungsreisen in Afrika.

II. Im Osten.

Wir wenden uns nach der Ostseite Afrika's, von wo uns in den letzten Jahren eine so reiche Fülle wichtiger Mittheilungen zuströmte. Auf der schönen Insel Madagaskar fand 1856 der englische Missionär Ellis eine gastliche Aufnahme bei der alten Königin Ranovalo*), welche seit länger als 30 Jahren ein strenges Regiment über das Volk der Howa's und die ihnen unterworfenen schwarzen Stämme führte. Die Europäer sind in früheren Zeiten auf Madagaskar willkommen gewesen, man gestattete auch den Missionären willig den Aufenthalt. Aber die Königin Ranovalo kannte die Umtriebe, welche von Seiten der Pariser Politik unabläßig gemacht werden, um diese angeblich „französische Insel" in Besitz zu nehmen. Noch vor wenigen Jahren war in Paris ein Plan entworfen worden, die Königin zu stürzen und einen katholischen Prinzen als Vasallen Napoleons auf den Thron zu setzen. In diesen schlechten Handel war unsere arglose, aber nicht besonnene Landsmännin Ida Pfeiffer wohl ohne ihr Wissen verwickelt, und sie entging nur mit genauer Noth wohl der Hinrichtung, aber nicht dem Tode, zu welchem sich in dem ungesunden Niederlande Madagaskars in ihr der Keim entwickelte. Nach Entdeckung der Verschwörung wurde sie, nebst den betheiligten Franzosen, ausgewiesen, und die Königin ließ etwa zweitausend ihrer Unterthanen hinrichten.

Ueber Mosambik und die portugiesischen Besitzungen an der Ostküste hat der englische Konsul Mac Leod werthvolle Nachrichten mitgetheilt und durch sie die Schilderungen David Livingstone's ergänzt. Dieser unternehmende Entdecker verweilte nach seinem denkwürdigen Zuge durch das Festland Afrika's, welchen der Leser auf der mitgetheilten Karte verfolgen kann, eine Zeitlang in Europa, ging aber schon am 4. März 1858 abermals nach dem Sambesi ab und fuhr gleich im Juli wieder stromaufwärts, um zunächst den von Norden her einmündenden Fluß Schire zu untersuchen. Er verließ denselben unter 16° 2' südl. Br., schlug zu Lande den Weg nach Norden ein und kam an einen noch von keinem Europäer besuchten See, den Schirwa, welcher eine Länge von etwa 12 bis 15, eine Breite bis zu 20 Wegstunden haben soll, zwischen 6000 Fuß hohen Bergen, 2000 Fuß über der Meeresfläche liegt und von Krokodilen wimmelt. Zwischen diesem See und einem andern, dem Nimyessi, liegt nur eine zwei Stunden breite Felsenleiste oder Gebirgshöhe, und aus ihm fließt unter 14° 23' südl. Br. der Schirefluß ab. Seit 1858 sind mehrfach Nachrichten von Livingstone nach Europa gelangt; er durchzieht die Gegenden am Sambesi, um gesundes Land zu suchen, und hält bei den Engländern die Wahnhoffnung rege, daß sie aus jenen Regionen eine große Zufuhr von Baumwolle erhalten könnten. Den letzten Nachrichten zufolge hatte (wie wir in Nr. 1 des „Globus" meldeten) Livingstone zu Anfang des laufenden Jahres sich an den Rufuma begeben, um diesen Strom so weit als möglich aufwärts zu befahren.

Weiter nach Norden hin, nahe dem 10.° südl. Br., liegt der Nyanzasee, in dessen Nähe Albrecht Roscher aus Hamburg einen frühzeitigen Tod gefunden hat. Roscher kam im September 1858 in Ostafrika an und begab sich zunächst nach Quiloa (Kilwa), um von dort in die Region der binnenländischen Seen und bis in's Herz von Lunda hinein, an den Hof des barbarischen Königs von Lucenda, vorzudringen, über welchen der Portugiese Gamitto 1831 ausführliche Kunde gab. Albrecht Roscher hatte, um sich an das Klima zu gewöhnen, eine Landreise an der Küste gemacht und manche Punkte astronomisch bestimmt; aber er traf von vorn herein auf manche Hindernisse. Die Eingeborenen, namentlich am Lusidschiflusse, zeigten sich feindselig, auch war er einige Male geplündert worden; aber er behielt seine Ausdauer und drang in der That bis zum Nyassasee vor, welchen er im Herbst 1859 erreichte. Er kam krank an, verweilte bei einem Häuptling, dem Sultan Makama, in Usewa, und beschloß im März, als es sich mit seiner Gesundheit etwas gebessert hatte, an den Fluß Rufuma zu gehen, um einige dort zurückgelassene Waaren zu holen. Es war wohl unvorsichtig, daß er sich in Begleitung von nur zwei Dienern über die Grenze des befreundeten Sultans hinauswagte. Er erreichte das Dorf Hisanguny, wurde am 20. März 1860 in die Hütte eines Eingeborenen geführt und, während er im Schlafe lag, von dem Besitzer derselben, Mokotoka, mit Pfeilen erschossen. Seine Habe und seine Tagebücher sind geraubt worden. Nähere Aufschlüsse werden die Mittheilungen des Herrn von der Decken aus Hannover geben, welcher im April 1860 nach Ostafrika abgegangen war, um sich mit Albrecht Roscher zu vereinigen.

In jener Strecke Afrika's, welche zwischen dem indischen Ocean und dem 30. Längengrade östlich von Greenwich einerseits und vom Aequator bis zum 10.° südlicher Breite andererseits liegt, ist in der jüngsten Zeit eine bisher unbekannte Welt erschlossen worden. Die Portugiesen und Araber wußten, daß dort im weiten Lande große Seen vorhanden seien; schon der alte Ptolemäus hatte in diese Gegenden die Nilquellen verlegt, aber Bestimmtes wußte Niemand. Da gaben deutsche Sendboten den Anstoß zur Erforschung. Sie gründeten 1844 zu Rabbai Mpia bei Mombasa eine Mission, um dem Wanikavolke das Christenthum zu predigen und wo möglich eine Kette von Missionen durch ganz Afrika bis an den Gabunfluß an der Westküste zu gründen. Zu solchem Zweck war es geboten, das Land im Innern zu erforschen. Die Missionen haben allerdings, wie sich voraussehen ließ, in religiöser Beziehung gar keinen Erfolg gehabt, aber die Wanderungen der unerschrockenen Sendboten sind der Wissenschaft sehr nützlich geworden. Ludwig Krapf, der früher in Abessinien gewesen war, machte 1848 und 1852 auf verschiedenen Wegen Ausflüge nach Fuga, dem Hauptorte des Königs von Usambara; 1849 und 1851 durchzog er das Land Ukambani; sein Mitarbeiter Rebmann unternahm drei Reisen nach Dschagga; ein dritter, Erhardt, ging gleichfalls nach Fuga und schiffte auch mit Krapf an der Küste hin gegen Süden bis Kilwa und zum Vorgebirge Delgado. Durch Krapf und Rebmann wurde bekannt, daß in der Nähe des Aequators zwei hohe, mit ewigem Schnee bedeckte Berge sich erheben: der Kenia, etwa unter 1° 45' südl. Breite und 36° östl. Länge, und der Kilimandscharo, $3^1/_2$° südl. Br. und 37° östl. L. Daß diese Berggipfel vorhanden sind, erleidet keinen Zweifel, allein es ist, wie es scheint auf keineswegs ausreichende Gründe hin, in Abrede gestellt worden, daß sie mit ewigem Schnee bedeckt seien. Die beiden Missionäre, welche ihnen einige Male ganz nahe waren, drücken sich indeß mit ganz unumwundener Bestimmtheit aus, und es bleibt nur zu bedauern, daß sie nicht Alles aufboten, um wenigstens einen

*) Sie ist im Frühsommer 1861 gestorben.

der beiden Berge zu ersteigen. Wie dem aber auch sein möge, sie haben die Erdkunde wesentlich gefördert und über das Leben der schwarzen Völker jener Gegend viel Licht verbreitet. Krapf hat im August 1861 eine neue Reise nach Afrika angetreten. Er will an der ostafrikanischen Küste, etwa unter 3° südl. Br. eine neue Missionsniederlassung zur Bekehrung der Wanika- und Gallastämme gründen und hat zur Beihülfe zwei Deutsche und zwei Engländer. Nachdem er seine Station dort eingerichtet, gedenkt er das sogenannte nordöstliche Horn des afrikanischen Festlandes, die Region zwischen dem Aequator und Abessinien, zu durchwandern. Vor länger als dreihundert Jahren haben die Portugiesen, nach ihrer Besitznahme von Malindi, dazu mehrere, allerdings mißlungene Versuche gemacht; auch bemühten sie sich, von Abessinien aus nach Malindi an den Ocean vorzudringen, kamen aber nur bis Enarea und Sendschero. Krapf will nun erforschen, ob noch christliche, vielleicht auch jüdische Ueberreste in den südlich von Abessinien liegenden Ländern Gansi, Kaffa, Wolamo, Kombat und Kortschassi vorhanden seien. In Guragne leben Christen, die vielleicht manche uns noch ganz unbekannte Schriften in äthiopischer Sprache besitzen. Die Sprach- und Völkerkunde darf von dieser Reise des unerschrockenen Missionärs manche schöne Ausbeute erwarten, ebenso die Geographie. Vielleicht gelingt es ihm, die südöstliche Wasserscheide des Weißen Flusses (Bahr el Abiad), die Quellen und den Lauf der Flüsse Sobat und Godschob aufzuhellen und über den Lauf der Gebirgszüge Nachrichten zu geben. Sein Weg wird ihn durch die Regionen führen, in welchen die uns jetzt nur dem Namen nach bekannten Seen Ufóle, Zámburu und Omo liegen. Wahrscheinlich kehrt er aus dem abessinischen Gondar über Chartum durch Sennar, Nubien und Aegypten heim, und gelingt sein Vorhaben, so wird durch dasselbe Heuglin's Reiseplan in gewisser Beziehung ergänzt.

Von Rebmann erhielten die englischen Reisenden Burton und Speke wichtige Fingerzeige, bevor sie in's Innere aufbrachen. Für sie handelte es sich darum, über die Region der großen Seen in's Klare zu kommen, und sie hatten das Glück, ihre große Aufgabe zu nicht geringem Theile zu lösen. Richard Burton, ein Mann von ganz ausgezeichneter Begabung, war schon früher in Ostindien durch Sindh und in die Nilgherris gewandert, dann 1853, als afghanischer Derwisch verkleidet, mit einer Pilgerkarawane von Yambo über Medina nach Mekka gezogen, und hatte sich 1855, von dem Hafenplatze Seïla aus, durch das Land der Somal bis nach Härrär gewagt, wohin vor ihm kein christlicher Europäer gekommen war. Kapitän Speke, gleichfalls Offizier des indischen Heeres, hatte tapfer in vier Schlachten gegen die Sihks gefochten und dann Urlaub genommen, um Oberindien, einen Theil des Himalaya und des südlichen Tibet zu durchstreifen und vorzugsweise die Thierwelt zu erforschen. Im Jahre 1854 schloß er sich in Aden an Burton an, um mit ihm das Land der Somal zu erforschen. Während die Expedition in dem Hafenplatze Berbera lange Zeit auf die Karawane von Ogadaïn, welcher sie sich anzuschließen gedachte, warten mußte, unternahm Speke einen Streifzug nach Osten hin bis zum Ras Kori und überschritt die Küstenkette. So gelangte er auf die Hochebene im Innern des „östlichen Horns". Dann ging er nach Aden zurück, fuhr abermals nach der Somaliküste bei Karam und ging mit Kameelen nach Berbera, von wo aus Burton, welcher die erste Reise nach Härrär nur als eine Probe betrachtet hatte, eine zweite Wanderung unternehmen wollte, um 1854 in Härrär eine Agentur für den Handelsverkehr mit den ostafrikanischen Stämmen im Innern anzulegen. Der große Markt in Berbera war zu Ende; die Engländer blieben noch, um in den nächsten Tagen die Reise anzutreten. Aber am 19. April wurden sie von etwa 350 Somalbeduinen bei Nacht überfallen; diese warfen Speere in das Zelt, in welchem Burton, Lieutenant Herne und Speke sich befanden. Der Feind wollte das Zelt einreißen, um die drei Engländer in die Falten desselben zu verwickeln; gegen die Uebermacht konnten die Wenigen sich nicht wehren und mußten fliehen, obwohl 20 Feinde vor dem Eingange auf der Lauer lagen. Burton erhielt eine Menge Keulenhiebe, schlug sich aber in der Dunkelheit durch und entkam gleich seinem Gefährten Herne nach den Hütten von Berbera; ein anderer Offizier, Stroyan, wurde erschlagen. Daß Speke sein Leben rettete, war ein Wunder. Er ging aus dem Zelte und hielt seine Drehpistole einem Beduinen dicht auf die Brust, aber die Waffe versagte. Drei Männer sprangen ihm auf den Leib, knebelten ihm die Hände auf den Rücken zusammen und schleppten ihn fort. Er konnte kaum athmen, man gab ihm jedoch zu trinken und ließ ihn bei Tagesanbruch liegen. Er sah, wie die Wilden ihren Kriegstanz aufführten, um die Beute herumtanzten, und hörte, wie sie einen Dankgesang anstimmten. Da kam ein Beduine und fragte in Hindustani, was der Franke im Lande zu schaffen habe; er wolle ihn mit der Keule todtschlagen, wenn er ein Christ sei, er solle aber das Leben behalten, wenn er ein Muselmann wäre. Dann kam ein anderer, schwang auch seine Waffe und eilte gleichfalls weiter. Speke machte sich allmälig die Hände frei, konnte einen Lanzenstich abwehren, erhielt aber noch eine Menge von Keulenschlägen auf Arme und Hände, Schenkel und Schulter. Zuletzt gab man ihm noch einen Stich in's Bein. So kroch er, mehrfach von Speeren umsaust, bis an den Strand, wo er, von Blutverlust völlig erschöpft, wie todt hinsank, sich aber wieder aufraffte und bis an die Hütten von Berbera kam.

Es waren also zwei erprobte Männer, welche die Wanderung zu den großen Binnenseen antraten. Zuvor hatten sie einige Küstenfahrten unternommen und einen Ausflug nach Fuga in Usambara gemacht, gleichsam um sich auf das große Werk vorzubereiten. Diese Reise wurde am 27. Juni 1857 von Kaole, einem Küstenpunkte der Insel Sansibar gegenüber, angetreten; sie ist eine der interessantesten, die je beschrieben worden sind, ungemein reich an wissenschaftlichen Ergebnissen und nicht minder reich an spannenden Begebenheiten. Burton's Schilderung führt uns mitten hinein in das volle afrikanische Leben und Treiben, lehrt uns eine Menge neuer Völker und deren Eigenthümlichkeiten kennen, erläutert die Handelsverhältnisse eingehend und spannt unser Interesse in hohem Grade. Aber die Reise war auch reich an Qualen und Leiden für die kühnen Entdecker, welche allein, von unzuverlässigen Begleitern umgeben, den Zug durch eine Menge wilder Stämme wagten, deren Barbarei geradezu trostlos erscheint.

Der Weg führte von der Küste am Kingani hinauf zunächst nach Sengomero im Lande Kutu, das nach 17 Tagereisen erreicht wurde. Weiter leitete der Pfad, denn von Wegen kann nicht die Rede sein, in 23 Tagen über das Usagaragebirge nach Ugogi, über den 5700 Fuß hohen Rubehopaß. Bei Ugogi, 6° 40′ südl. Breite und 36° 6′ östl. Länge, hatte diese innere Hochebene 2700 Fuß Meereshöhe. Weiter ging die Reise durch die Wildniß Marenga Mkali in 20 Reisetagen nach Tura in Unianuesi und über Kaseh (5° nördl. Br., 33° 3′ östl. L., 3940 Fuß Meereshöhe), wo arabische Kaufleute Faktoreien für den Handel mit dem Innern haben, in 37 Tagen nach dem 3190 Fuß hohen Usenye. Nun war der Fluß Malagarasi überschritten, und auf dem Wege über Ukaranga gelangten die Wanderer in 10 Reisetagen nach Udschidschi am östlichen Ufer des Tan-

ganyikasee's, 4° 54′ nördl. Br., 30° 3′ östl. L., am 14. Februar 1858. Schon am Tage vorher hatte Burton den ersten Blick auf den See geworfen; als er seinem Führer auf einen steilen Hügel folgte, sah er plötzlich einen hellen Streifen. „Was ist das?" fragte er, und erhielt zur Antwort: „Es ist das Wasser!" „Ich stand ganz erschrocken und bestürzt da. Meine Augen waren noch leidend, die Bäume gestatteten keine freie und volle Aussicht, und heller Sonnenschein fiel nur auf einen Theil des See's, während der andere im Dunkel blieb. Da begann ich, etwas voreilig, mir Vorwürfe über meine Thorheit zu machen; ich hatte mein Leben auf's Spiel gesetzt und meine Gesundheit eingebüßt, und das eines so unbedeutenden Begebnisses wegen! Als ich aber einige Schritte weiter vortrat, lag der See in seiner ganzen Pracht vor mir und nun war ich voll Bewunderung und Entzücken!" Sein Wasser erglänzte wie ein Spiegel zwischen den Bergen, am grünen Strande lagen Dörfer zwischen wohlbestellten Feldern und Fischerkähne schaukelten sich auf den Wellen."

Der Tanganyikasee, auch See von Udschidschi genannt, liegt 1850 Fuß über der Meeresfläche, 2000 Fuß niedriger als die Hochebene von Uniamuesi, zwischen 3° 25′ und 7° 20′ südl. Breite, und ist etwa 250 englische geographische Meilen lang; die durchschnittliche Breite beträgt etwa 20 solcher Meilen, an einigen Stellen aber wohl 35. Der See ist das Centrum einer großen muldenförmigen Einsenkung im Festlande, ein langer schmaler Trog. Die Breite seiner Nordspitze liegt mit dem südlichen Ende des Nyanza- (unpassend Victoria-Ukerewe genannten) See's fast in derselben Linie; das Wasser ist süß. Kein Strom fließt hinaus; die von Speke auf seiner Karte gezeichneten „Mondgebirge", welche in großem Halbbogen den See angeblich im Norden umziehen, sind nicht vorhanden. Burton erklärt sie für rein erfunden, für durchaus phantastisch; Speke habe wissentlich die Welt getäuscht,

Auf diesem See machte Speke einen Ausflug nach der gegenüberliegenden Küste, Burton bis an die nordwestliche Ecke bei Uvira, wo Handel mit Elfenbein getrieben wird. Der Aufenthalt am See und auf demselben dauerte vom 14. Februar bis zum 26. Mai; am 19. Juni waren die Reisenden wieder zu Kaseh in Unyanyembe, von wo sie erst am 26. September wieder aufbrachen. Burton litt schwer am Fieber, benutzte aber den Aufenthalt zu Kaseh, um von den Arabern Erkundigungen über die Landschaften und Völker im Norden des Tanganyika und im Westen des Nyanza, namentlich über das Königreich Karagwa, einzuziehen. Die Entdeckung des letztern See's war Speke's Aufgabe. Er brach am 11. Juli 1858 von Kaseh auf, erreichte das Wasser, legte in 45 Tagen eine Strecke von mehr als 100 deutschen Meilen hin und her zurück und war am 25. August wieder in Kaseh. An den Nyanza war er bei Muansa gekommen; in dem See liegen, dem Südufer ganz nahe, einige Inseln; nach einer derselben, Kerewe, nennen die Araber ihn Ukerewe (U bedeutet Stelle, Ort). Er hat eine Höhe von 3750 Fuß über dem Meere, die Südspitze liegt unter 2° 24′ südl. Breite und 33° östl. Länge. Die Anwohner des Südufers wissen nicht, wie weit er nach Norden sich erstrecke, und ob man ihn nach Norden hin bis $1^1/_2{}^0$ über den Aequator hinauslegen könne, bleibt noch zweifelhaft. Jedenfalls trägt er einen ganz andern Charakter als der 1900 Fuß tiefer liegende Tanganyika. Er ist ein Aufnahmebecken, wohin das Wasser abzieht, welches während der Regenzeit aus einer ausgedehnten Region nach diesem See hinströmt. Dieses Wasserbecken reicht ohne Zweifel bis an den Aequator; ob in demselben eine der Hauptquellen des weißen Nils liege, kann erst durch nähere Forschungen ermittelt werden. Bis jetzt ist Alles, was man in dieser Beziehung vorgebracht hat, durchaus ungewiß.

Am 4. März 1859 waren Burton und Speke wieder in Sansibar. Von der Küste bei Kaole bis zum Tanganyika-See hatten sie 955 englische Statutmeilen in 420 Stunden 25 Minuten Reisezeit zurückgelegt. Speke ist 1860 wieder nach Ostafrika gegangen, um abermals bis zum Nyanza-See vorzudringen und zu ermitteln, ob es mit seiner Ansicht von der Nilquelle richtig sei; Anfang Octobers trat er von Bagamoyo, Sansibar gegenüber, gemeinschaftlich mit Kapitän Grant die neue Reise an. Er hofft, bis nach Gondokoro am Weißen Flusse zu gelangen, wohin Petherick ihm entgegen reisen wird.

Wir können hier auf die Bestrebungen, welche auf Entdeckungen der Nilquellen gerichtet sind, nicht näher eingehen, behalten uns jedoch vor, sie gelegentlich im Zusammenhange darzustellen. Der Weiße Nil, Bahr al Abiad, nimmt etwas südlich von 10° n. Br. von Westen her den Bahr el Gasal auf, welchen man als einen Hauptarm betrachtet. Der östliche Arm, welcher bislang als eigentlicher Weißer Strom bezeichnet wurde, ist der Tubiri und bekanntlich mehrfach bis zum vierten Grad hinauf befahren worden. Die katholische Mission aus Oesterreich, an deren Spitze Pater Knoblecher stand, hatte ein Haus zu Gondokoro, in dessen Nähe Brun Rollet eine Station zum Elfenbeinhandel anlegte. Ulivi war von dort bis nach Garbo unter dem dritten Breitengrade gekommen. Der Nil hat oberhalb Gondokoro viele Stromschnellen; sein Bett wird enger, drängt sich durch die Gniriberge und wird erst oberhalb der Merikatarakten beim Dorfe Galuffi wieder fahrbar. So behauptete wenigstens der Venetianer Miani, der im März 1860 bis zum zweiten Breitengrade vorgedrungen sein will; er erzählt, daß er bei Galuffi seinen Namen in einen großen Tamarindenbaum eingeschnitten habe. Er sagt ferner, daß er den Strom verlassen mußte, um über die Gniriberge zu gehen; doch bedürfen seine Angaben noch der Bestätigung. Der Reisende ist inzwischen wieder nach Afrika abgegangen, um seine Entdeckungen zu vervollständigen und weiter zu führen. An den obern Nil, um wo möglich bis zu den Quellen vorzudringen, hatte sich auch Wilhelm Lejean begeben, und auch Dr. Peney war gleichfalls dorthin gezogen. Den oben erwähnten westlichen Arm Bahr el Gasal erforschte in den letzten Jahren der englische Consul in Chartum, Johann Petherick, theilweise; wir haben durch ihn umfassende Nachrichten über diesen Fluß, über den Nuaër- (Nuer-) See und die am rechten Ufer des Bahr el Gasal wohnenden Völkerschaften, insbesondere die Dschur, die Dor und die vielbesprochenen Nyam-Nyam, jene angeblich geschwänzten Menschen, erhalten. Petherick ist jedoch nicht den Fluß selbst hinaufgefahren, sondern von der Insel Kyl, unweit vom rechten Ufer, nach Süden hin gegangen. Bei Gutu, im Lande der Dor, zwischen dem zweiten und dritten Breitengrade, überschritt er einen Zufluß des Bahr el Gasal, welcher von Osten herkam, und ging südlich weiter bis Mundo, das er auf seiner Karte, die freilich keinen Anspruch auf strenge Genauigkeit machen kann, gerade unter den Aequator verlegt. Dort war er mitten unter den Nyam-Nyam, die zwar keine Schwänze haben, wohl aber Menschenfresser sind. Das Letztere ist bis in die jüngste Zeit bezweifelt worden, aber Pethericks Darstellung macht dem Streite darüber ein Ende.

Unsere Uebersicht schließen wir mit einem Hinblick auf Eduard Vogel, an dessen Schicksal das deutsche Volk einen so lebhaften Antheil nimmt. Alle sind von der Ueberzeugung durchdrungen, daß es ein nationaler Ehrenpunkt sei, über sein Ende in's Klare zu kommen und nach so langem Schwanken

und Zweifeln zu einem festen Abschlusse zu gelangen. Was von Seiten Englands, welchem diese Pflicht zunächst oblag, geschehen ist, hat sich als unzureichend erwiesen; wir wollen indessen die Bemühungen Hermans in Tripolis und Baikie's in Rabba dankbar anerkennen. Es kann nicht bestritten werden, daß Vogel ein Opfer englischer Unvorsichtigkeit wurde; denn es war ein verhängnißvoller Fehler, das dem Sultan von Wadaï gehörende Elfenbein in Bengasi wegzunehmen. Für die schwachen Hoffnungen, welche man da oder dort über Vogel noch hegt, kann man höchstens Wünsche geltend machen, während Alles dafür spricht, daß der Reisende längst nicht mehr am Leben sei. Vogel war am 7. März 1853 zu Tripoli in der Berberei angelangt, dann an den Tsadsee in Bornu gekommen, hatte das Forschungswerk Barths fortgesetzt und war am 1. Januar 1857 von Kuka aus nach Osten hin aufgebrochen. In seinem Briefe vom 5. December 1856 schreibt er: „In etwa zwei Tagen werde ich eine Recognoscirung nach Wadaï, wo möglich bis Wara, machen." Er ist dorthin gekommen, aber Nachrichten von seiner Hand sind nicht mehr nach Europa gelangt. Alle nur einigermaßen glaubwürdigen Angaben stimmen dahin überein, daß er ein Opfer der Barbarei des Sultans von Wadaï geworden sei.

Aber einen solchen Todten darf Deutschland nicht ruhen lassen, er darf für uns nicht verschollen sein; wir wollen Gewißheit über das Schicksal jenes Märtyrers der Wissenschaft haben. Diese Ueberzeugung drang auch überall in unserm Deutschland durch. Und auch im Orient selbst war die Theilnahme lebhaft. Ein französischer Arzt, der mehr als zwanzig Jahre in Aegypten gelebt und lange zu Siut verweilt hatte, das den Stapelplatz für die aus Kobbe in Darfur kommenden Karawanen bildet, wollte die Bahn brechen. Dr. Cuny war schon 1854 nahe daran gewesen, nach Darfur reisen zu können, wurde aber durch das Mißtrauen des Abbas Pascha, Vicekönigs von Aegypten, daran gehindert. Im Jahre 1857 nahm er unter nicht so ungünstigen Verhältnissen seinen Plan wieder auf. Er war im Mai 1858 zu El Obeid in Kordofan und hoffte durch Darfur nach Wadaï zu kommen. Das erstere Land betrat er auch, erlag aber bald nachher zu Kobbe einer Krankheit. Freiherr von Reimans, eben so muthig als jener französische Arzt, war gleich diesem entschlossen, Alles aufzubieten, um nach Wadaï vorzudringen, und wollte eben aufbrechen, als am 15. März 1858 ihn der Tod in Aegypten hinwegraffte.

Nun tritt Freiherr von Heuglin in die Schranken, ein Reisender, so tüchtig und geeignet, wie nur irgend einer auf der Welt für die Lösung einer schwierigen Aufgabe. Er ist durch Muth und Ausdauer erprobt und kennt einen großen Theil Afrika's, namentlich auch die Länder am obern Nil, und überhaupt einen beträchtlichen Theil des innern Sudan. Während eines siebenjährigen Aufenthaltes in Chartum, der großen Handelsstadt am Zusammenflusse des Weißen und Blauen Nils, fand er Gelegenheit, zuverlässige Kunde aus manchen bisher nur wenig bekannten Regionen einzuziehen; er war im Lande der Somal, in den Hababländern am Rothen Meer, in Abessinien und in der Wüste zu beiden Seiten des Nils. Rüstig, unter allgemeiner Theilnahme, ist er an's Werk gegangen. Er wollte zunächst von Massawa am Rothen Meere nach dem Lande der Bogos gehen. Dieses Land der Bogos liegt im Norden von Abessinien, wird von 16° nördl. Br. und 36° östl. Länge durchschnitten und hat ein Klima wie Italien. Dort lebt, in der Hauptstadt Keren, seit 1855, unter einem gastfreundlichen christlichen Volke, Werner Munzinger aus Olten in der Schweiz, welchem wir eine Menge werthvoller Mittheilungen über jene Gegenden, insbesondere auch eine Schrift über die Sitten und das Recht der Bogos, verdanken. Er hat sich bereit erklärt, an der Forschungsreise Theil zu nehmen; bei ihm, in Keren, werden die letzten Vorbereitungen getroffen; dann geht die Expedition nach Westen hin, um von Chartum, wahrscheinlich im October, ihr Ziel zu verfolgen. Die übrigen Mitglieder sind: Dr. Steudner aus Greifenberg in Schlesien; er ist Botaniker und Geognost; Th. Kinzelbach aus Stuttgart, welchem die Höhenmessungen, geographischen Ortsbestimmungen und meteorologischen Arbeiten obliegen, und Ludwig Hausal; dieser ist Sekretär, Dolmetscher und Gepäckmeister. Während Munzinger alles auf Völker- und Sprachkunde Bezügliche berücksichtigt, und auch Herr von Heuglin an diesen Forschungen sich betheiligt, wird der letztere seine besondere Aufmerksamkeit der Thierkunde und der Landwirthschaft zuwenden. Als Zeichner werden sich alle beschäftigen und für die geographische Erforschung wird ganz von selbst Jedem ein Theil zufallen.

Die Lösung der Aufgabe hängt begreiflicher Weise von den Umständen ab; es ist unmöglich, einen bis in's Einzelne gehenden Plan vorzuzeichnen und das Ganze muß dem Ermessen Heuglins überlassen bleiben. Er zeigte auch von vorn herein seinen praktischen Sinn, daß er sich auf den Plan einer Reise vom Mittelmeere, durch das unbekannte Land der Tibbus, nach Wadaï gar nicht einließ, sondern, was allein verständig erscheint, Chartum zum Ausgangspunkte gewählt hat. „Durch seine Expedition soll die Erforschung der Landschaften zwischen dem Nil und dem Tsadsee versucht werden, eines Landstriches, welcher zu dem Kern des unbekannten Innern von Afrika gehört." Dringt er nicht in Wadaï ein, so wird er wahrscheinlich die Länder am obern Nil gründlich erforschen.

Auf jeden Fall handelt es sich, auch abgesehen von der menschlichen Theilnahme, die sich an Vogels Schicksal knüpft, um ein großartiges deutsches Unternehmen, welches dem gesammten Vaterlande zur Ehre gereicht. Muthige Männer bieten mit Zuversicht allen Gefahren Afrika's Trotz, um über das Schicksal eines Märtyrers endlich sichern Aufschluß zu erhalten und auch ihrerseits den Ruhm deutscher Wissenschaft zu erhöhen. Die Theilnahme der Nation folgt den kühnen Reisenden auf ihrem schweren Wege und gewiß wird sie nicht müde werden, durch ergiebige Beiträge zu ermöglichen, daß das große Werk in vollem Umfang durchgeführt, die Aufgabe glänzend gelöst werden könne. Der Erfolg Heuglins und seiner Begleiter wird die Ehre des deutschen Namens mehren.

Der Hafen und das Korallenriff von Pernambuco.

Pernambuco ist eine der reichsten Handelsstädte des Kaiserreichs Brasilien, und verschifft in beträchtlicher Menge Zucker, Häute, Kaffee, Tabak, Baumwolle und noch andere Landeserzeugnisse. Sie liegt an einem flachen Strande. Nur die Altstadt, Olinda genannt, steht auf etwas höherem Boden, als die etwa eine halbe Stunde südlich von ihr liegende Hafenstadt Recife; wer vom Meere her sich dieser Doppelstadt nähert, erblickt zuletzt hohe Kokospalmen, und

bald darauf einige Jangada's, merkwürdige, höchst eigenthümliche Fahrzeuge. Sie bestehen ganz einfach aus mehreren zusammengebundenen Balken, auf denen man einen Stuhl und einen Mast mit Segel befestigt hat. Die Wellen schlagen über ein solches Fahrzeug, dem Seitenborde fehlen, aber es segelt schnell, ist sicher und der Schiffer wagt sich oft weit in's Meer hinaus. Man bauet es aus dem Holze des Aperba, eines lindenartigen Baumes.

Die Stadt zählt mehr als siebenzigtausend Einwohner, kann aber nur einem Kaufmann gefallen. Die Häuser sind höher, die Straßen noch enger als in Rio Janeiro und wo möglich noch unsauberer. Fast in allen Städten Brasiliens überläßt ja der träge Mensch das Geschäft der Straßenreinigung dem Himmel, welcher Regen schickt, und wo der Boden eine starke Neigung hat, wird dann auch zeitweilig etwas weniger Schmutz vorhanden sein. Aber Pernambuco liegt flach. In der nassen Jahreszeit sind die Straßen voll Schlamm, in den heißen Monaten voll Staub, und man begreift, daß unter solchen Umständen das gelbe Fieber große Verheerungen anrichtet.

Eigentlich besteht die „Doppelstadt" aus drei Abtheilungen. Die eine, wo der Großhandel seine Hauptstätte hat, liegt auf einem schmalen Streifen Landes, der zwischen der See und einem Flusse von Olinda sich hinzieht und Recife heißt; in einer zweiten, San Antonio, das auf einer Insel liegt, wohnt der höchste Regierungsbeamte, und dort drängt sich der Kleinhandel zusammen; die dritte, Boa Vista, besteht aus einer langen Straße mit theilweise recht hübschen Häusern. Alle drei Theile sind durch Brücken mit einander verbunden.

Von Interesse ist die Hafenbildung. Die Nordküste Brasiliens ist von der Natur durch ein Riff geschützt, das sich in geringer Entfernung vom Festlande wie eine Mauer hinzieht. Nur an wenigen Stellen erhebt sich dasselbe zur Flutzeit über das Meer, bei Ebbe dagegen ragt es an manchen Punkten sichtbar hervor. Da, wo man es auch bei Hochflut erblickt, sind hin und wieder Oeffnungen, Einfahrten, welche auch für große Seeschiffe hinlänglich tiefes Fahrwasser haben. Das Wasser an der Binnenseite bildet dann natürliche Häfen, und unter diesen ist jener von Pernambuco der wichtigste. Von Norden her gesehen, bietet er dem Beschauer ein angenehmes Bild.

Zur Linken liegt die langhingestreckte Rissmasse, welche durch einen langen weißen Schaumstreifen bezeichnet wird, denn unaufhörlich brandet die See an diese natürliche Mauer; im ruhigen Binnenwasser liegen zahlreiche Kauffahrer vor Anker, wehen die Flaggen aller Handelsvölker, und auf der Insel Nogueira, welche im Innern den Hafen begränzt, und das Gemälde heiter abschließt, erheben sich stattliche Kokospalmen mit ihrem herrlichen Grün. Ueber das Seezeughaus ragt der Thurm der Sternwarte empor;

Hafen von Pernambuco.

hinter ihm liegt Pernambuco auf den alluvialen Ablagerungen zweier breiten aber seichten Flüsse, des Biberibe und Capiberibe, welche sich in den Hafen ergießen. Sie theilen die Stadt in mehrere Viertel, gewähren zwischen diesen eine leichte Wasserverbindung und man hat deshalb Pernambuco schon als das amerikanische Venedig bezeichnet.

Ueber die Korallenriffe und die namentlich in der Südsee von Polypen gebildeten Inseln hat man viel und lange hin- und hergestritten. Leroy und Gaymard haben nachgewiesen, daß diese Polypen nur in seichtem Wasser leben können und daß in beträchtlicher Tiefe keine Spuren dieselben vorkommen. Die Korallenin sekten siedeln sich auf einem Felsenboden an, welchen die Natur für sie zurecht gemacht hat; ihre Arbeit besteht lediglich darin, daß sie die schon vorhandene Oberfläche durch ihren Detritus vermehren. Die Annahme jener beiden Naturforscher wird durch die nordbrasilischen Riffe entschieden bestätigt; denn

überall wo diese Riffe stets unter Wasser stehen, ist ihre Oberfläche mit kleinen Polypen bedeckt. Ein Seeoffizier der französischen Marine, welcher seine Beobachtungen im Moniteur de la Flotte mittheilt, sagt, daß er der Beobachtung wegen in einer Jangada über solche Riffe hinweggefahren sei; die von den Madreporen gebaueten unterseeischen Gärten hätten ihm einen herrlichen Anblick gewährt.

Ich habe, sagt er, dieselben Thiere nebst zahlreichen Seepflanzen auf solchen Riffen gefunden, welche bei halber Fluth zu Tage treten, aber nur an der Meeresküste, wo sie stets den Einwirkungen der Wellen vermittelst der Brandung ausgesetzt waren. Dagegen war aber auf demselben Riffe, an der dem Lande zugekehrten Seite, in dem Fahrwasser zwischen der natürlichen Küstenmauer, keine Spur von ihnen zu finden, und an der Küste bildet der Detritus dieser Koralleninsekten nur eine dünne Lage oder Schicht von neun Zoll bis höchstens drei Fuß Dicke. Die Formation, welche den Polypen ihr Dasein verdankt, ist sehr leicht von dem unter ihr liegenden Gestein zu unterscheiden; dieses besteht aus Quarz, Feldspath und Bruchstücken von Muscheln, die durch einen kiesel- und kalkhaltigen Mörtel verbunden sind.

Man erkennt deutlich, daß das Gestein, aus welchem das Riff besteht, nach seiner Bildung emporgehoben worden ist. Die Neigung nach der Seeseite bildet durchschnittlich einen Winkel von 45 Grad, mehr oder weniger; an einer Stelle fällt es dagegen vollkommen senkrecht ab, an einer andern wird es lediglich durch Ablagerungen gebildet, wie aus den dort sehr zahlreich liegenden Muscheln hervorgeht, die sich noch in ihrem natürlichen Zustande befinden, ihre Farbe behalten haben und mit den noch vorhandenen ganz gleich sind. Gegenwärtig besteht die Arbeit der Polypen darin, das Riff vor der zerstörenden Einwirkung der Wellen zu schützen.

Das letztere bildet von der Nordküste Brasiliens nicht eine zusammenhängige Kette, sondern ist dann und wann, wie schon bemerkt, von Oeffnungen durchbrochen, welche eine Reihe gerader, paralleler Linien bilden, und zwar so, daß eine Linie, welche am Riff aufhört, weiter nach außen hin in derselben Richtung wieder aufgenommen wird. Das Riff macht nirgends eine Krümmung. Bei Pernambuco ist die Streichung von N. 20° O. zu S. 20° W. Sie ist also sehr regelmäßig, oft auf weiten Strecken von gleicher Höhe, und aus der Ferne gesehen gleicht das Riff in der That einer von Menschen aufgeführten Mauer. Von den Hügeln des Kap St. Augustin überblickt man es auf eine weite Strecke hin. Die natürliche Mauer ragt dort etwa vier englische Meilen weit aus dem Meer empor und sticht mit seiner regelmäßigen geraden Linie scharf gegen die vielen Einbuchtungen der Küste ab.

Die Guanoinsel Ichaboe.

Der Vogeldünger, Guano, welchen Peru in den Welthandel liefert, spielt bekanntlich eine wichtige Rolle. Schon die Inka's ließen ihn verwenden, unter der spanischen Regierung wurde er vernachlässigt und Europa benutzte ihn nicht, bis in den Jahren 1839 und 1840 die ersten Ladungen nach England kamen. Die Unternehmer waren der Franzose Boapoillet und der Engländer Bland von der Firma Meyer und Bland in Valparaiso. Anfangs lachte man über den „Vogelmist" und wollte sich auf den Gebrauch nicht einlassen; bald nachher gewann man freilich eine ganz andere Ansicht.

Unter Kaufleute und Schiffer kam ein Guanofieber; man spürte nach Guanoregionen, in welchen die kostbaren Excremente der Seevögel nicht Monopol waren wie in Peru; auch manche bisher unbeachtete Inseln an der Westküste von Afrika wurden erforscht und in der That wurde dort gefunden was man suchte. Ganze Flotten steuerten nach dem neuen gelobten Lande, nach dem Hafen Angra pequeña, nach Mercury, Hollams Bird, und anderen Punkten, aber alle wurden durch Ichaboe in Schatten gestellt. Diese Insel unter 26° 18′ S. Br. 14° 58′ Oestl. L., ist ein vulkanischer Felsen, hält etwa dreiviertel einer englischen Meile im Umfange und ragt nicht mehr als dreißig Fuß über die Meeresfläche empor. Im Norden und Südwesten ist sie von Felsen umgeben, die bis eine Meile weit in die See reichen; das Festland ist nur eine Meile weit entfernt; im Südosten liegt ein gefährliches Riff, durch welches ein schmales Fahrwasser führt.

Ichaboe hat gar keinen Hafen und auch der einzige Ankerplatz, zwischen Insel und Festland, ist unsicher; die Tiefe beträgt nur drei bis neun Faden (18 bis 54 Fuß), Ebbe und Fluth nur sechs Fuß, während der Ankergrund felsig, uneben und mit Seetang bedeckt ist. Deshalb halten die Anker schlecht, und namentlich bei Südwind sind die Schiffe in einer schlimmen Lage. Im Jahre 1844 verloren in einer Octobernacht nicht weniger als vierzehn Schiffe ihr Bugspriet, einige auch Masten und zwei wurden so arg mitgenommen, daß man sie ohne Weiteres condemniren mußte. Sehr häufig sind „Rollers" (Worgen, wie der deutsche Matrose rollende Seewellen nennt) welche, ähnlich wie bei St. Helena und Ascension, gerade bei Windstillen am heftigsten auftreten.

An einem schönen Nachmittage lag die Guanoflotte ruhig vor Anker. Die See lag wie ein Spiegel und die Schiffsleute waren an den Gerüsten mit Einladen beschäftigt. Da rollten plötzlich die Worgen heran, binnen wenigen Minuten waren sechs Boote gekentert. Diese Wellenberge drängen Wassermassen vor sich her, rauschen eine nach der andern heran und ihr Kamm wird von Schaum gebildet. Sie gewähren einen großartigen aber entsetzlichen Anblick, und die eigentliche Ursache dieser merkwürdigen Erscheinung ist noch jetzt unbekannt. Doch weiß man, daß diese ungeheuren Wogensäulen bei Mondwechsel und bei Vollmond erscheinen. Dann reißen sie Alles mit sich fort, brechen sich am Ufer mit wahrem Donnergetöse, zerschellen und stürzen weit landeinwärts. Mit den regelmäßigen Gezeiten haben sie nichts zu schaffen; der Barometer zeigt bei ihrem Andringen keinerlei Veränderung, eben so bleiben sich die Luftverhältnisse gleich, das Wetter bleibt wie es immer ist, d. h. ein schwerer, dicker, fast undurchdringlicher Nebel hängt fast das ganze Jahr hindurch am Horizonte.

Karl Johann Andersson giebt in seinem jüngst erschienenen Werke über den Okavango-Fluß (London 1861) eingehende Nachrichten über Ichaboe. Ein Seemann aus Liverpool, Andreas Livingstone, wies zuerst die dortigen Kaufleute und Rheder auf die reichen Schätze dieser Insel hin; allein der beschränkte Comptoirverstand, welchen man so überaus häufig bei Kaufleuten aller Länder findet, wies

ihn zurück. Man hatte im Comptoir nichts von der Insel Ichaboe gehört, also konnte sie gar nicht auf der Welt sein! Es kostete große Mühe und lange Zeit, einige Leute zur Ausrüstung dreier kleiner Schiffe zu bewegen. Sie fuhren mit versiegelten Befehlen ab. Das eine Fahrzeug kam zurück, weil es Ichaboe nicht finden konnte; der andere Skuner gelangte nach Angra pequeña, wählte dort schlechten Ankergrund und wurde durch Ungeschicklichkeit des Kapitäns von einem Südweststurme in die See hinausgetrieben. Dann kam es nach der Hottentottenbay, zwölf Miles nordwärts von Ichaboe, wohin der Kapitän in einem Boote fuhr, aber gar nichts ausrichtete und dann gleich nach St. Helena unter Segel ging. Das dritte Schiff war im April und Mai 1843 bei der Insel, hatte aber keine Balken und Breter am Bord, um die nöthigen Gerüste zu bauen, und konnte deshalb nur langsam einladen. Indessen gelangte es glücklich nach Europa zurück und brachte seine Ladung nach Dumfries. Nun wußte der Comptoirverstand, daß ein Ichaboe in der Welt war, und noch im Spätherbst des genannten Jahres wurden in Liverpool und Glasgow mehrere Schiffe nach den neuen Guanogegenden ausgerüstet.

Damals war Ichaboe über und über mit Guano bedeckt; an der Nordseite lag dieser Dünger in ungeheuren Haufen, weil dieser Theil gegen die Südwinde geschützt ist und deshalb den Vögeln bessere Ruheplätze gewährte als die dem Sturm mehr ausgesetzte Südseite, wo der Guano deshalb nicht in so gewaltiger Masse lag. Auf der Nordseite hatte er eine Tiefe von vierzig Fuß und die Schiffe holten von der Insel mehr als 200,000 Tonnen Guano, jede von 20 Centnern. In den Excrementen fand man auch viele Ueberbleibsel vom weißen Tölpel (Pelecanus bassanus) und vom Kormoran, am Südende viele verwesende Seehunde und deren Abgänge. Aber mindestens die Hälfte der gesammten Guanomasse kam von dem Pinguin, der bekannten Fettgans, und dessen Leichen.

Ein Augenzeuge, welcher im November 1843 die „duftige Insel Ichaboe" besuchte, hebt hervor, daß er sie im buchstäblichen Sinne des Wortes mit lebendigen Pinguinen bedeckt fand. Die Vögel waren nicht im Mindesten scheu und man mußte sie mit Stöcken auseinandertreiben, um sich einen Weg zu bahnen. Die Matrosen sammelten Eier zu tausenden. Auch jetzt noch sind Pinguine in unzähliger Menge vorhanden, denn die Insel ist ihr Lieblingsaufenthalt und sie sind keineswegs schüchtern.

Die ersten Schiffe hatten, wie schon bemerkt, kein Holz am Bord, um Gerüste zum bequemern Einladen zu bauen, und doch sind dergleichen unbedingt nothwendig, weil die Brandung sehr heftig ist. Sie halfen sich anfangs mit Sparren, Masten und Planken, so gut es eben gehen wollte. Es war keine kleine Mühe, bei hoher Brandung, tiefem Wasser und unebenem Boden, solche Gerüste zwei- bis dreihundert Fuß weit in's Meer hinaus zu bauen; es war außerdem nicht einmal möglich, sie in gerader Linie auszuführen, und manche wurden weggerissen. Allmälig überwand man indessen alle Schwierigkeiten.

Nun kamen unablässig Schiffe an und bald erhoben sich Streitigkeiten, weil die Mannschaft jedes einzelnen sich die Vorhand beim Einladen verschaffen wollte. Man bildete also einen Ausschuß, der bestimmte Verhaltungsregeln entwarf, und zugleich strenge Polizeigesetze gab. Als vollziehende Behörde trat jedesmal der Befehlshaber eines englischen Kriegsschiffes auf. Am Ende des Jahres 1843 lagen schon neunzehn Guanofahrzeuge bei Ichaboe; jedes suchte nach Belieben einen geeigneten Platz auf der nördlichen Seite, welche bald völlig in Beschlag genommen war. Späterhin mußte man eine andere Methode befolgen; die Mannschaft eines neuankommenden Schiffes einigte sich mit einer andern, die eben einlud, half ihr bei der Arbeit und erhielt als Lohn dafür die Ladestelle, wenn jenes Schiff absegelte. Im Juli und August 1844 lagen etwa dreihundert Schiffe bei der Insel und nun kaufte man Ladeplätze auf der Nordseite für theures Geld. Kaufleute und Schiffer aus der Kapstadt hatten Gruben, Stationen und Gerüste in Besitz genommen, welche sie zu theilweise unvernünftig hohen Preisen verkauften, obwohl sie auf den Guano gar kein ausschließliches Anrecht hatten. Viele, die nicht zahlen konnten oder wollten, nahmen nun auch den südlichen Theil in Angriff, und fanden auch dort trefflichen Guano.

Der Befehlshaber der Kriegsfregatte Isis entwarf 1844 folgende Schilderung: — Man denke sich eine Flotte von zweihundertfünfundzwanzig Schiffen, die dicht neben einander liegen. Manche sind alt, schlecht und noch einmal nur für diese Fahrt aufgetakelt. Viele Kapitäne sind liederliche Leute und ihr Schiffsvolk ist nicht besser. Vierthalbtausend Männer der niedrigsten Klasse, meist dem Trunk ergeben, sind auf engem Raum in stetem Verkehr. Indessen gewährt doch das Ganze einen stolzen Anblick, und jene Leute bieten ungewöhnlichen Gefahren muthig die Stirn. — Einige Monate später waren etwa sechstausend Matrosen und Arbeiter auf und bei Ichaboe. Die schon von Guano befreiten Strecken des Felsens waren mit Zelten bedeckt, in denen es Tag und Nacht wild herging; viele Leute wurden gar nicht nüchtern, und der Unfug erreichte einen so grauenhaften Umfang, daß der Befehlshaber der Isis, im Einvernehmen mit den Ordnern, Befehl gab, alle Zelte ohne Ausnahme an einem einzigen Tage abzuschlagen. Jede Einrede war vergeblich, weil die Kanonen der Isis geladen waren, und ihre bewaffneten Boote um die Insel fuhren. Gegen Abend war auch nicht eine Seele mehr auf Ichaboe, und dasselbe durfte nur während der Arbeitsstunden betreten werden.

Man räumte mit dem Guano so rasch auf, daß schon nach einem Jahre, im Herbst 1844, nicht weniger als 90,000 Tonnen verschifft worden waren. Vom September 1844 bis zur Mitte Februars 1855 ist dann auch der noch vorhandene Rest hinweggeschafft worden.

Die Landwirthe haben für den Guano, welchen Ichaboe lieferte, ungefähr zehn Millionen Thaler bezahlt. Der Preis auf der Insel war von der jeweiligen Nachfrage abhängig, und betrug 5, 15 bis 20 Schillinge für die Tonne. Die Fracht belief sich durchschnittlich auf 4 Pfund Sterling; guter Guano wurde in England von den Importeuren zu 6 Pfd. 10 Sch. bis 7 Pfd. 10 Sch. abgegeben, aber der Zwischenhändler und Mäkler schlug noch auf und der Landwirth bekam die Tonne nicht unter 8 Pfd. Sterling.

Nun ist Ichaboe längst wieder öde. Es hat große Werthe geliefert; die Art und Weise, wie man den Guano wegschaffte, war sinnreich, der Muth, mit welchem man den Gefahren des Meeres trotzte, bewundernswürdig. Die Seeleute scheueten weder die an das Ufer prallende, donnernde Brandung, welche so häufig die Gerüste fortriß, noch die gefährlichen Morgen. Es lag in den Verhältnissen und an der Witterung, daß durchschnittlich in der Woche nur drei Tage gearbeitet werden konnte, weil man während der übrigen Zeit nicht zu landen vermochte. Sobald das möglich war, arbeitete man unermüdlich mit dem Spaten, füllte die Säcke und schaffte diese vermittelst der Gerüste zu den Booten. Dann war Alles geschäftig wie in einem Immenkorbe.

Dort arbeiteten Männer in Gruben, aus welchen

Staub aufwirbelte und förderten den Guano, welcher von Anderen in Säcke geschaufelt wurde; diese brachte man auf Schubkarren oder Schultern bis an die Boote, welche zu den Schiffen fuhren, wo man ihnen die Ladung abnahm. Es hat Tage gegeben, an denen nicht weniger als zweitausend Tonnen binnen zwölf Stunden von der Insel fortgeschafft und an Bord gebracht worden sind.*)

*) Die englische Regierung hat im Sommer 1861 Ichaboe, Mercury und andere Punkte an der Südwestküste Afrika's förmlich in Besitz genommen.

Die Seeräuber in den östlichen Meeren.

Die Seemächte haben sich große Mühe gegeben, dem Piratenwesen in den hinterindischen und chinesischen Gewässern zu steuern, aber fortwährend erschallen aus jenen Gegenden Klagen über die Frechheit der Seeräuber. Im Anfange des Jahres 1861 haben sie sogar dicht vor dem Hafen von Singapore Schiffe weggenommen. Ein gegen sie ausgesandter Dampfer, Hooghly, brachte drei ihrer Prahus auf, deren Besatzung aus Malayen bestand. Sie hatten kurz vorher acht chinesische Schiffsleute gemordet. Auch der Meerbusen von Siam ist wieder unsicher.

Die Handelsbewegung des indischen Archipelagus, Siams und China's beträgt jetzt alljährlich dritthalbhundert Millionen Thaler und ist fortwährend im Anwachsen. An große europäische Kauffahrer wagen sich die Piraten nur in Ausnahmefällen, aber den Prahus der Eingeborenen sind sie im hohen Grade gefährlich. Am meisten gefürchtet werden die Illanos, welche ihre Schlupfwinkel auf den Inseln zwischen Borneo und Magindanao haben, und die Sarebas und Sakarran an der Nordwestküste Borneo's; dazu kommen dann weiter nach Osten hin chinesische Piraten.

Mit großen, tiefgehenden Fahrzeugen läßt sich gegen sie nichts ausrichten; nur kleine Dampfer, welche ihnen in die Flußmündungen folgen können, sind mit Erfolg gegen sie anwendbar. Es bleibt ein großer Uebelstand, daß sie bei vielen einheimischen Fürsten mittelbar oder unmittelbar Schutz und Unterstützung finden. Ein kräftiger und großartiger Mann, der vielgenannte Radscha von Sarawak, James Brooke, hat klar begriffen, worauf es ankommt, wenn den Piraten das arge Handwerk gelegt werden soll. Er kennt kein Erbarmen gegen Räuber und Mörder, sondern rottet sie aus, wo er ihrer habhaft wird. Dafür haben ihn die wunderlichen Philanthropen, welche in der Exeterhalle zu London durch wenig Logik, aber viele unklare gesalbte Redensarten sich bemerklich machen, arg verdammt, aber Brooke hat sich nicht an Leute gekehrt, die sich zudringlich in hundert Dinge mischen, von denen sie in der Regel gar nichts verstehen.

Als er vor zwanzig Jahren als Privatmann an die Nordwestküste von Borneo kam und Herrscher von Sarawak wurde, fand er, daß manche eingeborenen Stämme nicht nur Seeraub als Handwerk trieben, sondern auch Jagdzüge in's Innere unternahmen, um den Dayaks die Köpfe abzuschneiden, welche dann als Siegeszeichen aufgehängt wurden. Diesen Lustbarkeiten machte Brooke ein Ende; er ließ die Mörder hängen, und nach zwei Jahren exemplarischer Strenge war in Sarawak Leben oder Eigenthum so sicher wie in Europa. Die Piraten in jener Gegend, für welche die Frommen der Exeterhalle eine so rührende Theilnahme zeigten, hatten 1841 an dreihundert nachgewiesene Mordthaten verübt, 1842 nur zwischen zwanzig und dreißig. Aber die Frommen schrieen so sehr, daß 1852 die englische Regierung schwach genug war, dem Radscha von Sarawak Hindernisse bei seinem guten und nützlichen Werke in den Weg zu legen. Als er dann aber nach Europa kam und den irre geleiteten Staatsmännern die wahre Sachlage schilderte, erhielt er wieder freie Hand, und die Folge ist, daß Kopfabschneiden und Seeraub aufgehört haben, so weit eben sein Einfluß und seine Macht reichen.

Die Spanier und Holländer sind nicht selten von den Piraten geradezu verhöhnt worden. Im Jahre 1844 schickten diese einen Brief nach Makassar auf Celebes und bedrohten die Stadt mit Einäscherung; zugleich beraumten sie dem holländischen Admiral Ort und Tag an und forderten ihn auf, sich mit ihnen in einer großen Seeschlacht zu messen. In den ersten Monaten des Jahres 1861 kreuzten zwei niederländische Dampfer weit und breit im Archipelagus umher, zerstörten einige Dutzend Piratenschiffe und manche ihrer Schlupfwinkel, aber das Alles sind nur vereinzelte Unternehmungen, bloße Palliativmittel, welche dem Uebelstande selbst nicht abhelfen. Ueber kurz oder lang werden die Kolonialmächte einmal sich zu einer großartigen und durchgreifenden Maßregel einigen müssen, und mit gemeinsamen Kräften in großem Styl den Ausrottungskrieg gegen die Seeräuber führen. Vor allen Dingen müßte man, was auch Brooke dringend anräth, jeden Häuptling, welcher die Seeräuber irgendwie begünstigt, nachdrücklich bestrafen und für jeden Schaden verantwortlich machen. Dampfkanonenboote würden den Piraten am gefährlichsten sein, und wenn ein paar Dutzend solcher Fahrzeuge nur drei Jahre lang ununterbrochen im Archipelagus kreuzten, jede Seeräuberprahu in den Grund bohrten, jedes Piratennest zerstörten, dann würde das böse Handwerk bald lahm gelegt sein.

Sehr schlimm ist der Unfug in den chinesischen Gewässern. Im vorigen Juni wurde ein großes englisches Schiff aus Swansea, das von Calcutta nach Whampoa bestimmt war, bei der Einfahrt in den Fluß von Canton überfallen; die Europäer wehrten sich jedoch gegen die Uebermacht so tapfer, daß von den vierzig Seeräubern binnen wenigen Minuten acht Mann getödtet und viele verwundet waren; ihre Prahu wurde in den Grund geschossen. Schlimmer erging es dem französischen Schuner Christian, der von Hong kong Lebensmittel nach dem Peiho bringen sollte. Er wurde am 1. November von einer Anzahl Seeräuberdschonken überfallen, die ihn vor der Mündung des Flusses Wang tschen kaperten. Der Kapitän, der Steuermann, vier Manilaleute und sechs Chinesen wurden sogleich ermordet, nur dem fünfzehnjährigen Sohne des Kapitäns gelang es, an's Land zu schwimmen.

Dieses Piratengeschwader hatte schon längst die Aufmerksamkeit der chinesischen Behörden erregt, und nun war ihr Maß gerüttelt voll. Der kaiserliche Commodore Wu in Futschen war entschlossen, ein Beispiel zu statuiren, das denn auch ein ächt chinesisches Gepräge trug. In einem Briefe aus jener Stadt, datirt vom 23. November, finden wir Folgendes.

Seit einigen Jahren liegen hier die Schiffsleute aus Canton und aus Tschin tschen in bitterer Fehde, die vor einigen Monaten ärger als je zuvor wurde. Viele von diesen Leuten waren Seeräuber. Wu lockte etliche zwanzig ihrer Schiffe aus dem Flusse und befahl dann, daß alle cantone-

fischen Lorchas bei Kuantau ankern sollten. Er bemannte seinerseits eine Anzahl von Kriegsfahrzeugen, gegen welche seine Feinde sich zur Wehr setzen wollten. Aber Wu war auf der Hut; er griff sie an, verbrannte drei Schiffe, trieb zwei auf den Strand, alle übrigen in die weite See und nahm viele Piraten gefangen. Etwa fünfzig derselben wurden im Wasser gespeert oder mit Kugeln erschossen. Am folgenden Tage wurden mehr als zweihundert Seeräuber eingebracht. Jeder einzelne ward von vier chinesischen Soldaten geleitet, welchen man bunte Fähnchen voran trug. Die Gefangenen waren fast nackt, die Hände hatte man ihnen auf dem Rücken zusammengeknebelt, auch an den Füßen hatte man sie gefesselt, so daß sie mit Mühe gehen konnten, und dabei wurden sie noch sehr barbarisch behandelt. Freilich waren sie ganz abscheuliche Kerle. Ein Dutzend, welche sich widerspänstig gezeigt, hatte man schon auf dem Wasser ohne Weiteres geköpft, ein Paar andere gleich am Strande todt geschossen. Die Köpfe dieser Schlachtopfer wurden auf Stangen voran getragen, und unterwegs auf einer Brücke vier Piraten die Köpfe vom Rumpfe gehauen, um dem Volke ein erbauliches Beispiel zu geben. Nachdem man die übrigen durch manche Straßen geführt hatte, wurden sie wieder an Bord gebracht. Es waren etwa 170 Cantonesen; einige dreißig fertigte man unterwegs ab; die anderen brachte man, ich weiß nicht warum, wieder an's Land und Alle wurden, bis auf einen zehnjährigen Knaben, enthauptet. Die Henker wetteiferten an Schnelligkeit, und der eine verstand sein blutiges Werk so gut, daß er 63 Köpfe binnen etwa einer halben Stunde herunterschlug. Commodore Wu hatte mit einem blauen Knopfe Gericht über die Verbrecher gehalten; als er einige Wochen später wieder in See ging, hatte er durch des Kaisers Gnade einen rothen Knopf erhalten, war also an Rang und Würde erhöhet worden.

Es ist merkwürdig, mit welchem Gleichmuthe die Chinesen den Tod ertragen; offenbar haben sie eine sehr elastische Geistesbegabung. Ihr Land ist mit Gräbern gleichsam bedeckt und bei Schang hai sieht man in den Feldern nicht selten offene Särge stehen. Man hat dergleichen auch in den Häusern, wo sie monatelang bleiben. Die Knochen thut man dann in besondere Urnen oder Töpfe.

Auch im Busen von Oman, an der Küste von Ostarabien, haben sich die Piraten im Frühjahr 1861 bemerkbar gemacht. Der englische Skuner Good Hope, welcher am 5. März von Bombay nach den Kuriamuria-Inseln in See ging, wurde auf der Höhe des Kap Fatask überfallen. Seine Bemannung bestand nur aus drei Leuten, die Seeräuber griffen ihn mit zehn Booten an, in deren jedem zehn bis zwölf Leute waren. Nachdem sie das Schiff genommen und die Masten gekappt hatten, brachten sie jene Drei an's Land und nahmen ihnen sogar die Beinkleider. Man gab ihnen fünfzehn Pfund Schiffsbrot und zeigte ihnen, wohin der Weg nach Maskat führe. Diese Stadt lag noch etwa vierhundert englische Meilen entfernt.

Die ausgeplünderten Männer traten den Weg durch die Wüste an und hielten sich, um die Richtung nicht zu verlieren, der Küste so nahe als möglich. Eilf Tage lang zogen sie ununterbrochen, ohne Bekleidung und barfuß über den heißen Sand; bei Nacht waren sie dem kalten Thau ausgesetzt, der sie noch empfindlicher berührte als der brennende Sonnenstrahl am Tage. Auf weiten Strecken fanden sie kein Wasser; einmal waren sie acht und vierzig Stunden ohne einen Trunk und als sie dann einen kleinen Pfuhl fanden, war das Wasser brakig und verursachte heftiges Leibweh. In langen Zwischenräumen trafen sie wandernde Araber, deren Frauen sich voll Theilnahme zeigten. Am eilften Tage legten sie sich an einem Busch nieder, um zu sterben; sie waren nun längst ohne Brot und Wasser, völlig erschöpft und hatten sich verzweiflungsvoll in ihr Schicksal ergeben. Da hörten sie das Geschrei eines Esels; einer von ihnen kroch über einen niedrigen Sandhügel und sah jenseit desselben einen Lagerplatz arabischer Nomaden, welche neben ihren Eseln und Kameelen Rast hielten. Von diesen Leuten bekamen sie Wasser und wurden freundlich behandelt. Nachdem sie ihr Mißgeschick erzählt, gab man ihnen auch Fisch, Reis, Milch und Matten zur Nachtruhe; ja diese arabischen Samariter cauterisirten ihnen auch die Magengegend und sogleich ließen die Leibschmerzen nach. Noch mehr; die Unglücklichen wurden auf Kameele gesetzt und so nach Maskat gebracht. Der dortige Herrscher gab das Versprechen, die Piraten durch einen Dampfer züchtigen zu lassen.

Eine Königswahl am Gabunstrom in Westafrika.

Zu beiden Seiten des Gabun, welcher unter dem Aequator in's atlantische Weltmeer mündet, wohnt das Volk der Pongos, oder wie sie sich selbst nennen, Mpongue. Wir haben über dasselbe vor einigen Jahren durch den Missionär Wilson und jetzt eben durch den Naturforscher du Chaillu eine Fülle interessanter Nachrichten. Er befand sich gerade im Lande, als der bejahrte „König Glass" starb. Der schwarze Häuptling war lange Zeit krank gewesen, hatte sich aber mit großer Zähigkeit an's Leben geklammert und mochte vom Tode nichts wissen.

Gegen die Missionäre zeigte er sich stets sehr freundlich, blieb aber bei seinen Landesbräuchen und wurde zuletzt ungemein fromm, natürlich auf seine Art. Er ließ seinen Lieblingsfetisch sehr oft neu bemalen und mit allerlei Tand aufputzen, und nicht selten kamen berühmte Zauberdoctoren aus dem innern Lande, um alle Hexerei abzuwenden. Er schien zu wissen, daß das Volk seiner müde sei und ihn gern durch Zauberei aus der Welt schaffen wollte. Für den Doctor kommt es in jenen Gegenden vor Allem darauf an, solchen vermeintlichen Zauber zu entfernen; wirkliche Heilmittel sind nur Nebensache. König Glass galt aber bei seinen Unterthanen selber für einen gewaltigen und bösartigen Hexenmeister, und nur selten wagte es Jemand, nach Einbruch der Dunkelheit an seinem Hause vorüberzugehen. Man hielt es schon für ein gefährliches Wagniß, bei Tage dasselbe zu betreten, und nur die Aussicht auf ein Glas Rum war stark genug, die Bedenklichkeiten zu überwinden.

Als nun König Glass dem Tode nahe war, stellte sich das ganze Volk, als sei es trostlos über alle Maßen. Du Chaillu sagt, daß ihm einige schwarze Freunde im Vertrauen mittheilten, man hoffe, daß er diesmal sterben werde. Und er starb. „Nach einigen Tagen hörte ich gegen Morgen ein entsetzliches Wehegeheul und das ganze Dorf schwamm in Thränen. Es ist geradezu merkwürdig, mit welcher Leichtigkeit die schwarzen Frauen bei einer ganz unbedeutenden Veranlassung förmliche Wasserfluthen aus ihren Augen pumpen und dabei immerfort hell auflachen."

Das Trauern, Heulen und Jammern um den alten König dauerte volle sechs Tage lang. Am zweiten Tage wurde er ganz insgeheim begraben, denn bei den Mpongue gebieten

Brauch und Herkommen, daß nur einige wenige Männer die Leiche des Häuptlings beisetzen; das Volk darf die Begräbnißstätte nicht kennen. Diese Neger halten sich nämlich für das vortrefflichste und klügste Volk unter allen Schwarzen, und besorgen, daß andere Stämme sich das Hirn eines verstorbenen Mpongueкönigs aneignen, daraus einen mächtigen Fetisch verfertigen und dadurch zu derselben Klugheit wie sie selber gelangen könnten! Einen solchen Vortheil gönnen sie natürlich ihren Nachbarn nicht. Es ist Sitte, daß man über jedem Grabe eines Mpongue ein Stück Zeug als Flagge aufsteckt, aber nach dem Begräbnisse des Königs Glass bezeichnete man eine Stelle, wo der verstorbene Potentat nicht lag. Selbst du Chaillu, dem die Schwarzen im Uebrigen alles Vertrauen schenkten, konnte nicht erfahren, wohin man die Leiche gebracht hatte.

Während der Trauerzeit berathschlagten die Aeltesten über die Wahl eines neuen Königs, und auch diese findet insgeheim statt. Am siebenten Tage soll die Krönung stattfinden und dann erst wird dem Volke eine Mittheilung gemacht; der neue Gebieter ist der letzte, welchen man von der Wahl in Kunde setzt.

Es traf sich, sagt du Chaillu, daß mein guter Freund Ndschogoni der Auserwählte war. Man hatte ihn ernannt, weil er von guter Familie und bei den Leuten sehr beliebt war. Von dem Glücke, welches ihm bevorstand, hatte er gar keine Ahnung; auf jeden Fall wußte er sich ganz vortrefflich zu verstellen. Als er, am siebenten Tage nach dem Ableben des alten Glass, am Stromufer auf- und abging, wurde er plötzlich vom Volke umringt, und mußte sich der landesüblichen Feierlichkeit unterwerfen, die uns freilich sehr seltsam vorkommt. Man drängte sich nämlich in dichten Massen um die neue Majestät, und belegte den Mann mit allen nur denkbaren Schmähwörtern. Noch mehr, man spiee ihm in's Gesicht, versetzte ihm Faustthiebe, gab ihm Schläge, bewarf ihn mit ekelhaftem Schmutz. Wer ihn nicht körperlich mißhandeln konnte, verfluchte ihn, seinen Vater und seine Mutter, seine Brüder und seine Schwestern und obendrein noch alle seine Vorfahren. Als ich dies mit ansah, hätte ich keinen Heller für das Leben dieses Throncandidaten gegeben, aber die Sache selbst wurde mir klar, als ich genauer zuhörte. Ein stämmiger Bursche versetzte dem neuen Herrscher einige tüchtige Schläge und rief dabei: „Noch bist Du unser König nicht; jetzt können wir mit Dir noch machen, was uns gefällt. Später müssen wir thun, was Du willst!"

Der neue König Ndschogoni zog sich aus dem bösen Handel, so gut es eben anging, ließ Alles mit sich geschehen und lächelte. Nachdem der Unfug etwa eine halbe Stunde gedauert, geleitete man die neue Majestät in die Wohnung des verstorbenen Königs, wo er sich niedersetzen mußte, um noch einmal angespieen und ausgeschimpft zu werden. Als aber alle diese nothwendigen Feierlichkeiten beendigt waren, traten die Aeltesten vor und einer derselben sprach folgende Worte, welche das Volk wiederholte: „Wir wählen Dich jetzt zu unserem König; wir verpflichten uns, auf Dich zu hören und Dir zu gehorchen."

Alles schwieg. Man brachte den seidenen Hut, welcher bei den Mpongue für das Sinnbild des Königthums und der Herrscherwürde gilt und setzte ihn auf Ndschogoni's Haupt; auch wurde er mit einem rothen Mantel bekleidet und nun von Allen, die ihn eben noch so arg gescholten und mißhandelt hatten, achtungsvoll begrüßt.

Das war die Krönung und auf diese folgten allerlei Festlichkeiten, die sechs Tage lang ununterbrochen anhielten. Der neue König übernahm mit der Würde des Verstorbenen auch dessen Namen. Er mußte unablässig essen und immer wieder essen und dazu schlechten Rum trinken. Das ganze Volk wälzte sich förmlich in wilden Orgien, und aus der Umgegend strömten die Leute in Menge herbei, brachten Rum, Palmwein und allerlei Lebensmittel und begrüßten den neuen Gebieter. Der alte Glass, um welchen man sechs Tage geheult hatte, war nun vergessen, der neue Herr war todtkrank von allem Essen und Trinken und Jubeln. Als der Rum getrunken war, durfte der neue Monarch sein Haus verlassen und nun begann seine Regierung.

Eine Reise durch die westliche Sahara.

Si bu Moghdad, mohammedanischer Beamter in der französischen Stadt St. Louis am Senegal, hat von dort aus am 10. December 1860 eine Reise nach Mogador in Marokko unternommen und die letztgenannte Stadt am 7. März 1861 erreicht. Ein zu Algier erscheinendes Blatt giebt eine Beschreibung derselben.

Si bu Moghdad wollte auf dem angegebenen Wege nach Mekka pilgern und sich in Mogador auf einem Dampfer nach Alexandria einschiffen. Er brach mit einer Karawane von Handelsleuten auf, welche im Lande Tiris ansässig waren, und Datteln aus Adrar, Goldbarren aus Tischit nach St. Louis gebracht hatten. Mit ihnen kam er durch das Gebiet der Trarzas, deren Land reich an gummitragenden Bäumen ist. Dieses Volk, das in der westlichen Sahara eine wichtige Rolle spielt, zerfällt in drei Bündnisse oder Abtheilungen, nämlich in jene der Kriegerstämme, welche man als El Arab bezeichnet, die ihnen zinspflichtigen Stämme, Senaga, und die Marabustämme, El Tholba; die letzteren reden berberisch, die beiden ersteren arabisch. Als Si bu Moghdad aus dem Gebiet der Trarzas in jenes von Tasoli gelangte, erfuhr er, daß der Häuptling von Adrar, an welchen er Empfehlungsbriefe hatte, gestorben sei; sein Nachfolger war von dem eignen Bruder ermordet worden, und nun ein Bürgerkrieg ausgebrochen. Der Reisende mußte deshalb eine mehr westliche Richtung durch Inschira einschlagen; dann gelangte er, immer weiter gen Norden ziehend, in das Land Akschar und sah im Osten die Gebirge, welche Adrar einschließen.

Dieses letztere hatte er schon früher einmal besucht. Er schildert dasselbe als eine gesegnete Gegend mit seßhaften Einwohnern vom Berberstamme, etwa 7000 an der Zahl. Die einst blühende Stadt Wadan ist in Folge von Bürgerkriegen jetzt in Verfall; eine andere Ortschaft, Schinguiti, zählt 800 Häuser und treibt über Tischit Handel mit Timbuktu. Nomadenstämme erheben einen Jahrestribut von den seßhaften Berbern. Weiter kam Si bu Moghdad in das ausgedehnte Land Tiris, das im Westen vom Ocean bespült wird, im Osten an die wüste Sandgegend El Mechter gränzt, reich an Kameelen ist, aber von Nomaden durchzogen wird, welche den Karawanen auflauern. Bei dem Stamme der Hel el Hadsch Mochtar bildet Kameelmilch mehrere Monate im Jahre die einzige Nahrung; die Weiber werden von den Männern angehalten, davon so viel als irgend möglich zu verschlingen, und die Mädchen werden mit Kameelmich förmlich gemästet, damit sie den höchsten Grad landesüblicher Schönheit erreichen, nämlich recht rund und sehr fett werden. Si bu Moghdad genoß während seines ganzen Aufenthaltes im Lande Tiris keine andere Speise als Kameelsmilch. Auf der Weiterreise sah er räuberische Leute vom Stamme der Maschduf, traf unterwegs mit anderen Mekkapilgern zusammen, welche sich ihm anschlossen, und kam durch ein Gebirgs-

land, in welchem er mehrfach Wassermangel litt, am 6. Februar an den Fluß Sagiat el Hamra, welcher das unabhängige Tiris von den Stämmen scheidet, die dem Beherrscher Marokko's Tribut zahlen. Er bezeichnet auch die Passage zwischen jener Region der Sahara, welche Si bu Moghdad, seitdem er das Gebiet der Trarza's verlassen, durchwandert hatte, und den fruchtbaren Gegenden Nordafrika's, welche von seßhaften Menschen bewohnt werden.

gador. Der Weg führte durch Kabylendörfer, und am 10. März erblickte er von Agadir aus wieder das Meer, welches er zuletzt im Lande der Trarza's gesehen hatte. Bei jener Stadt erhebt sich neben einem Engpasse ein Thurm, an welchem die Reisenden vorüber müssen, denn der Kaiser von Marokko läßt von jedem Stück Vieh einen Zoll erheben und auch die Waaren müssen eine Abgabe erlegen. Aber man zahlt nur von verkäuflichen Gegenständen,

Ein Marabud in Adrar.

Von nun an hatte die Karawane keine Räuber mehr zu fürchten, die Ortschaften folgten einander in nicht zu großen Zwischenräumen und am 16. Februar war sie in Ued Nun, dem Mittelpunkte von acht verschiedenen Ortschaften, deren beträchtlichste Glemim heißt. Hier blieb der Reisende bis zum 25. Februar, verkaufte seine Kameele und nahm Pferde und Maulthiere bis Mo- z. B. von einem Handpferde, nicht von dem Kameel oder Rosse, welches der Reisende reitet. Am 7. März war Mogador erreicht, von wo Dampfer nach Tanger gehen. Si bu Moghdads Reisezug ging ein wenig westlicher als jener von Leopold Panet im Jahre 1850.

Der Stamm der Beni Mezab in Nordafrika.

Die Franzosen haben bisher die Stämme der Sahara, südlich von Algerien nicht beunruhigt. Aber jene im Norden der östlichen Sahara wurden 1849 von General Herbillon und 1850 von Canrobert bezwungen; 1853 unterwarfen sich jene im Süden von Oran. Von Wichtigkeit war, daß 1854 die Beni Mezab in ein freundschaftliches Verhältniß zu Frankreich traten, weil bald nachher die Bewohner der Oase Wargla diesem Beispiele folgten. Einige Stämme zwischen Wargla und Constantine unterwarfen sich 1855 dem General Devaux. Weiter südlich sind die Tuarek Herren der Wüste, und mit ihnen wollen die Franzosen gern in gutem Einvernehmen stehen, damit der Weg aus Algerien nach Timbuctu am Niger und nach Senegambien nicht versperrt werde. Ein englischer Reisender, Tristram, welcher im vorigen Jahre jene Gegenden besuchte, entwirft eine Schilderung der Beni Mezab. Sie sind höflich, mild und artig, offenbar ganz verschieden von den Arabern; weder in Gesichtsbildung noch Gewohnheiten oder Sprache haben sie etwas Ismaelitisches. Sie haben mehr Aehnlichkeit mit den Juden, sind schlau, berechnend vorsichtig und lieben das Geld; auch gelten sie für rechtliche Leute, zeigen sich gastfrei, lieben den Krieg nicht und tragen in ihrem eigenen Bezirke keine Waffen. Dagegen sind sie große Freunde der Musik und in den sieben Städten ihrer Republik sind Tamtam und Pfeifen in steter Thätigkeit. Man hat sie wohl als die Venetianer oder Schweizer Nordafrika's bezeichnet, denn sie machen weite Reisen von Timbuctu bis nach Kleinasien; man findet sie bei allen Karawanen von und nach Marokko, Tunis, Algier und Aegypten. Sie haben

große Heerden von Kameelen, welche sie allerwärts vermiethen. Ihre Regierung ist republikanisch und hat dabei einen theokratischen Zusatz. Die jungen Männer sind fast alle außer Landes, kehren aber in späteren Jahren alle dauernd in ihre Heimath zurück. Im Handel und Wandel sind sie rechtschaffen, im Gespräch glaubwürdig, und ihr häusliches Leben ist untadelhaft. In jeder größern Stadt der Berberei findet man Beni Mezab; sie bilden eine Art Innung unter einem Amin, Vorsteher. Dieser ist für die Schulden jedes einzelnen Mitgliedes der Körperschaft haftbar. Man sagt, unter den Mezab bestehe ein Geheimbund nach Art der Freimaurerei; die Mitglieder haben geheime Zeichen. Für Leute, die so weit umherkommen, hat eine solche Verbindung gewiß einen großen Vortheil.

Die Trarza's, das mächtigste maurische Volk im südwestlichen Theile der Sahara, streifen bis an das rechte Ufer des unteren Senegal und stehen mit den Franzosen in Verbindung. Sie besitzen die Region der Gummibäume, bringen den Ertrag derselben an den Fluß und handeln mit den Europäern. Früher waren sie diesen durch ihre Raub- und Kriegszüge sehr lästig; gegenwärtig stehen sie in einem Vertragsverhältnisse zu den Franzosen. Unsere Abbildung stellt einen Trarzas-Mauren nebst seiner Frau dar.

Weiter nach Norden hin, gleichfalls im westlichen Theile der großen Wüste, über Tiris hinaus, liegt, wie weiter oben gesagt wurde, das Land Adrar, wohin, vom Süden her, die Karawanenstraße durch Tiris führt. Hauptmann Vincent, welcher 1860 Adrar besuchte und dessen Leben von den dortigen Marabuts bedroht war, hat das Bildniß eines solchen frommen Mannes photographirt. (S. 117.)

Ein Trarza-Maure mit seiner Frau.

Die Köpfe des Trarza-Mauren und des Marabut, in dessen Adern arabisches und berberisches Blut gemischt zu sein scheint, haben viel kaukasischen Typus. Ein ganz anderes Gepräge trägt ein dritter Charakterkopf, jener eines Fellata-Herrschers aus Futa Djalo. (S. 120.) Diese Gebirgslandschaft ist die Quellgegend, in welcher, nahe bei einander, der Senegal, Faleme, Gambia, Rio Grande und Kakriman entspringen, zwischen dem 10ten und 12ten

Grade nördl. Breite und 13ten und 14ten Grade östl. Länge von Paris; die Hauptstadt ist Timbo. Dorthin ging, vom Rio Nuñez aus, im Jahre 1860 der Marinelieutnant Lambert, um mit den beiden Fellata-Herrschern, im Auftrage des französischen Statthalters der senegambischen Besitzungen, freundliche Beziehungen anzuknüpfen. Der eine dieser Herrscher ist Umar, der Almamy, das heißt zugleich weltliches und geistliches Oberhaupt. Er hat seine Residenz in Sokotoro, einer kleinen Ortschaft unweit Timbo, am rechten Ufer des Senegal, welcher dort Ba fing genannt wird. Umar ist ein ausgezeichneter Mann. Lambert fand in seinen Zügen Kraft, Milde und Würde zugleich; sein ganzes Benehmen war eines Heerschers würdig. Seine Hautfarbe ist etwas dunkler, als sie bei unvermischten Fellata (Peuls, Fulla) zu sein pflegt. Seine Mutter und Großmutter gehörten dem schwarzen Stamme der von den Fellata bezwungenen Djalonken an. Lambert's Reise ist ungemein anziehend dargestellt und erinnert oft an die Schilderungen Mungo Park's und René Caillié's. Wir werden sie in einer der nächsten Nummern des Globus mittheilen.

Die Völker am Gabun.

Das westafrikanische Küstenland unter dem Aequator hat seit Wilsons trefflicher Darstellung (1856) und Du Chaillu's vielbesprochenem Reisewerke (1861) in weiten Kreisen Aufmerksamkeit erregt. Wir haben schon gesagt, daß wir den Werth des letztgenannten Buches vorzugsweise in den ethnographischen Schilderungen finden. Nun erhalten die Darstellungen des amerikanischen Reisenden durch den Schiffslieutnant Braouezec vielfach Bestätigung. Die Franzosen haben bekanntlich eine Niederlassung am Gabun und finden also Gelegenheit, mit den Völkern der Küstenregion mannigfache Verbindungen zu unterhalten. Braouezec giebt in dem Bulletin der Pariser geographischen Gesellschaft einige Bemerkungen über die Völker am Gabun, dessen Zuflüssen und von jenen am Ogo Uwaï, den Du Chaillu Ogobaï nennt.

Der Gabun oder Gabon ist eigentlich kein Strom, sondern ein Meeresarm, der 33 englische Meilen weit in's Land dringt und viele kleine Gewässer aufnimmt. Die Hauptvölkerschaften sind: die Gabonnesen oder Pongoé, die Bulus, die Akalais und die Pahuins.

Die Pongoé nennen sich selbst Pongoi; bei den drei anderen Völkern heißen sie respective Baiokow, Baïoki und Baïokue. — Die Bulus nennen sich selber Mischicki; von den Pongoé werden sie genannt Schekians, von den Akalais Baschikicki, von den Pahuins Bassekabale. — Die Akalais nennen sich Mekelaï; bei den Pongoé heißen sie Akalais, bei den Bulus Bekelai und bei den Pahuins Bimmgomb. — Die Pahuins nennen sich Faou oder Fau, bei den übrigen heißen sie Pahuins. Sie zerfallen in zwei Stämme.

Die Pongoé sind oft geschildert worden. Diese friedlichen Leute am Gabun und Kap Lopez haben die Polygamie, vermitteln den Handel mit den Stämmen im Innern und besitzen in ihrer Sprache das R, welches die drei anderen oben genannten Völker nicht kennen.

Die Bulus haben ihre Dörfer am Gabun, am Rhamboé und am Bulombo Empolo. Ihre Zahl nimmt rasch ab. Braouezec besuchte ein Dorf, in welchem nur vier Männer, aber dreißig Frauen wohnten und von den letzteren gehörten nicht weniger als neunzehn dem Häuptling. Weiber stehlen ist eine Hauptbeschäftigung dieser Völker und aus dem Raub entstehen häufige Fehden.

Die Bulu's lassen bei den Pahuins, von welchen sie Elfenbein kaufen, allemal ein paar Frauen als Geiseln. Man steckt diesen die Füße in einen dicken Klotz und erlöst sie erst, wenn alle Handelsverpflichtungen erfüllt sind. Dieses Geiselgeben ist bei jenen Völkern allgemein.

Die Akalais, etwa 60,000 Köpfe stark, wohnen von Ogo Uwaï bis zu den Flüssen Bogoé und Ulombo Empolo, d. h. dem Como. Sie sind dunkelfarbiger als die Bulu's und die verschiedenen Dörfer liegen auch hier häufig des Weiberraubes wegen in Fehde. Während die Pahuins gefürchtete Krieger zu Lande sind, zeichnen sich die Akalai's und Bulu's als gewandte Schiffer und Schwimmer aus.

Das Hauptnahrungsmittel aller dieser Völker bildet die Banane; dazu kommen Fische, Geflügel und Schöpse. Sie verzehren auch das Fleisch des Lamantin (der Flußkuh, Manati), dessen Fett im März und April vortrefflich schmeckt, wie auch das geräucherte Fleisch. Auch Ignamen werden viel verspeist. Fisch und Fleisch genießen sie mit Palmöl und mit Odika, einer fettigen Chocolade, welche man aus einer Nuß bereitet.

Die Pahuins oder Fan, etwa 120,000 Köpfe stark, zerfallen in zwei Stämme, die in manchen Gegenden sich vermischt haben, und werden von den Küstenbewohnern sehr gefürchtet. Braouezec bestätigt Du Chaillu's Angaben über die Fan. Sie sind, sagt er, sehr tapfer und ziehen den Speer der Schießwaffe vor, kämpfen am hellen Tage und tragen Schilde aus Elephantenhaut. Ihre Dörfer sind reinlich und bilden eine lange Straße, an deren Ende die Schmiede liegt; in der Mitte befindet sich das Gemeindehaus. Die Fan sind, im Gegensatze zu den Pongoé, Akalai's und Bulu's, Menschenfresser, die auch ihre eigenen Landsleute verzehren. Von den anderen Völkern jener Gegend sind sie völlig verschieden und nicht schwarz, sondern mehr gelbbraun. Ihre Nase erinnert an die altägyptische, das Auge ist mandelartig gespalten wie bei den Nubiern, die Backenknochen springen nur wenig vor, das Becken ist eng, der Wuchs hoch und hübsch. „Ich glaube, sie sind aus Nubien quer durch Afrika bis in diese Gegend gekommen" (?). Viele können gar nicht schwimmen.

Alle diese Völker haben den Fetischdienst. An den Quellen des Como sah Braouezec einen Riesenbaum auf einem Berge. Dort, sagte man ihm, seien die Menschen geschaffen worden und der Schöpfer habe Jedem etwas Honig gegeben.

Die Häuptlinge der Bulu's und Akalai's verbergen das Gesicht, wenn sie trinken, weil sie den bösen Blick fürchten. Diese Sitte ist in Afrika weit verbreitet; sie kommt auch am Hofe von Dahome vor.

Oestlich von den Fan leben kriegerische Wanderstämme. Jenseit des Krystallgebirges kommt nur spärlich Salz vor, das eine Handelswaare nach dem Innern bildet, denn in der Küstengegend hat man es in Menge.

Ueber die Flüsse jener Region giebt Braouezec folgende Nachrichten. In das Aestuarium des Gabun fällt von Nordnordost der Como oder Ulombo Empolo. Er ist ein wirklicher Fluß, denn das Wasser kommt aus dem Krystallgebirge. Der von Osten her in den Gabun mündende Bogoé reicht weiter landein und ist kein eigentlicher Fluß; Ebbe und Fluth gehen bis zu seinem äußersten Punkt hinauf. Wir finden die Richtung beider schon auf Du Chaillu's Karte richtig angedeutet.

Der Rhamboé, wie die Pongoé, oder Limbié, wie die Akalai's ihn nennen (Du Chaillu's Rembo), theilt sich in zwei Arme. Der linke oder nördliche, der eigentliche Rhamboé, hat einen Lauf von 550 Miles; an ihm wohnen Pongoé's, Bulu's und Akalai's (Du Chaillu bezeichnet ihn als Rembo Nguiai). Der rechte Arm kommt aus Südsüdost und Süd und heißt Yambi. Er ist Du Chaillu's Rembo Apono oder Apingi.

Almamy Umar.

Der Streit über den Gorilla und Du Chaillu.

In England führt man jetzt eben wieder einmal einen recht widerwärtigen Streit, dessen wir erwähnen, weil er geographische Angelegenheiten oder vielmehr Forschungsreisende zum Gegenstande hat. Es giebt in London eine Anzahl von Gelehrten, die mit einer Art von kleinlicher Mißgunst alle Fortschritte in den Wissenschaften betrachten, welche nicht von John Bull gemacht werden. Zu diesen gehört namentlich Norton Shaw, Secretär der geographischen Gesellschaft, welcher vor mehreren Jahren selbst einen Mann wie Heinrich Barth in geradezu giftiger Weise (in einem Aufsatze der Literary Gazette) anfeindete. Jetzt eben wird von mehr als einer Seite ein eben so unwürdiges Spiel gegen die Gebrüder Schlagintweit in Scene gesetzt. Man kann es diesen muthigen und gelehrten Männern nicht vergeben, daß sie Ausländer sind. Sie haben mit ihrer magnetischen Aufnahme Indiens und des Himalaya eine große Arbeit würdig vollendet, die Sachverständigen sind über den ersten Band ihres großen Reisewerkes des Lobes und der Anerkennung voll. Die Schlagintweit haben den größten Gefahren getrotzt, um die Wissenschaft zu bereichern, einer der drei Brüder hat dabei, tief in Innerasien, sein Leben gelassen. Aber das hindert englische Gelehrte nicht, ihre Leistungen zu verkleinern, denn die Schlagintweit sind Ausländer und ihr Buch wird in Deutschland gedruckt; das erscheint als Verbrechen vollauf! Die Ergebnisse der großartigen Bemühungen liegen vor, aber nun sagen die Neider, daß englische Ingenieure die Arbeit eben so gut hätten machen können. Das ist wohl möglich; aber weßhalb haben sie dieselbe nicht gethan, sondern drei deutschen Männern den Ruhm überlassen? Jetzt wird nachgerechnet, wie viel die Expedition in den Himalaya und nach dem Karakorum-Gebirge an Geld erfordert habe, wie hoch die Druckkosten in Deutschland sich belaufen, und in kleinlicher Weise gestichelt, daß die Resultate doch nicht so großartig seien, als man wohl habe erwarten können. Zugleich wird angedeutet, daß Engländer wohl viel mehr zu Stande gebracht haben würden; indische Ingenieure hätten auch das Geld verdienen können. Selbst ein Mann wie der Botaniker Hooker entblödet sich nicht (Athenäum, 21. September), zu behaupten, daß er englische Ingenieure kenne, „deren Untersuchungen und magnetische Aufnahmen von unendlich größerem Werthe seien, als jene der Schlagintweit." Dafür wäre freilich der Beweis erst beizubringen. Aber interessant ist noch ein Eingeständniß Hookers. Er schreibt nämlich, daß die Schlagintweit, als sie vor dem Antritt ihrer Reise nach London kamen, sogleich feindliche Angriffe erfahren hätten, lediglich weil sie ernannt worden seien, ein großes Werk durchzuführen. Er, Hooker, habe jedoch Alles gethan, sie gegen ihre Neider so viel als möglich in Schutz zu nehmen; denn sie hätten ja deßhalb keinen Tadel verdient, sondern jene, von denen sie ernannt worden seien!

Auch Du Chaillu, ein Mann, der mit den oben genannten Deutschen freilich auch nicht entfernt einen Vergleich aushalten kann, wird nun seit Monaten immerfort angezapft. Wir haben in Nr. 2 des Globus gesagt, was von seinem Reisewerke zu halten sei. Es ist nicht nur interessant geschrieben, sondern auch für die Völkerkunde von entschiedener Bedeutung. Du Chaillu ist ein Jäger, er hat allerlei naturwissenschaftliche Kenntnisse, macht aber keinen Anspruch darauf, Naturforscher zu sein. Es mögen Irrthümer in seinem Buch enthalten sein, vielleicht ist der Mann etwas „ruhmredig" gewesen, aber darum verdient er nicht, daß man ihm alle Ehre abschneidet. Zuerst trat der Dr. Gray auf, welcher nachweisen wollte, daß Du Chaillu keinem Gorilla in die Brust geschossen, sondern die Wunden von hinten beigebracht habe. Dabei bleibt der Mann noch jetzt und beruft sich auf einen Thierausstopfer, welcher dasselbe behaupte. Es fehlt nicht viel, so zieht er den Schluß, daß man eben deßhalb dem Amerikaner Du Chaillu gar nichts glauben könne. Nun tritt aber wiederholt der berühmte vergleichende Anatom Professor Richard Owen für Du Chaillu in die Schranken, indem er mit wissenschaftlichen Gründen klar nachweist, daß Gray und der Thierausstopfer von den Sachen, über welche sie zu urtheilen sich anmaßen, nichts verstehen, und daß die Wunde, an welcher der Gorilla erlag, diesem Riesenaffen allerdings von vorne beigebracht worden sei. Gray hatte behauptet, das letztere könne kein Waidmann annehmen; jetzt bringt aber Owen dagegen das Zeugniß eines gewaltigen Nimrod vor dem Herrn bei, nämlich des Sir Philipp Gray Egerton; dieser sagt: „Die Kugel hat den Gorilla nicht von hinten getroffen, sondern ist in die Brust hineingefahren."

Damit wären nun Grey und der Ausstopfer beseitigt; aber die Feinde des Amerikaners sind deßhalb noch nicht ruhig. Sie haben vom Gabunflusse einen Brief erhalten, welchen ein Herr R. B. Walker geschrieben hat und veröffentlichen denselben im Athenäum vom 21. September. Walker erklärt Du Chaillu's Buch für eine anmuthige Dichtung, welche einer fruchtbaren Einbildungskraft ihr Dasein verdanke. Freilich sagt Walker dann ausdrücklich, daß er in den Dörfern der menschenfressenden Fan, in welchem Du Chaillu Menschenknochen vor den Hütten liegen fand, nicht gewesen sei; in den Fandörfern, welche er besuchte, habe er dergleichen nicht gesehen. Der amerikanische Missionär Wilson (— von dem wir das ausgezeichnete Werk über das westliche Afrika besitzen —) habe freilich dergleichen Knochen gesehen. Walker sagt ferner: Was Du Chaillu über das wilde Wesen und die Unbezähmbarkeit der jungen Gorillas erzähle, könne nicht wahr sein, denn er, Walker, habe einen jungen Gorilla gehabt und der sei äußerst gelehrig und zahm gewesen. Die Schilderung Du Chaillu's über die Baschikuay-Ameise (welche wir mittheilen werden), sei übertrieben; das Thier sei zwar äußerst lästig, aber nicht gar so gefährlich, wie er es darstelle. Die Mittheilungen, welche er in linguistischer Beziehung mache, habe er von einem französischen Schiffskapitän erhalten, aber die Zahlwörter der Mpongueſprache seien unrichtig mitgetheilt worden. Die naturwissenschaftlichen Exemplare, welche Du Chaillu gesammelt, seien erst in Neu-York präparirt worden, nicht in Afrika. Kurzum, der Reisende sei ein eitler Mensch, der viel Unwahres behauptet habe.

Walker kann für keinen unbefangenen Zeugen gelten, denn in der Times vom 23. September werden ihm böse Dinge von einem „Africanus" nachgewiesen, der für Du Chaillu eine Lanze bricht Walker ist nämlich nicht der Geistliche William Walker, auf welchen Du Chaillu sich in seinem Buche beruft, sondern ein Jäger am Gabun, der früher als Lobrediener Du Chaillu's auftrat. In den Jahren 1858 und 1859 schrieb er zwei Briefe an die ethnologische Gesellschaft in London, die gedruckt sind. Darin heißt es unter anderm: „Du Chaillu ist ein netter kleiner Bursch, dessen Beschreibung der Völkerstämme, welche außer ihm noch kein anderer weißer Mann gesehen hat, Ihnen Vergnügen machen wird. Sie werden ihn nach wenigen Monaten selbst kennen lernen und ich gehe deßhalb nicht auf eine Beschreibung der von ihm erlebten Abenteuer ein. Er ist nicht im Mindesten ruhmredig (he is no boaster), ich setze vollkommenes Vertrauen in Alles, was er mir erzählt hat, und ich denke, man darf sich auf das, was er berichtet, verlassen." Plötzlich ist nun R. B. Walker anderer Ansicht und behauptet das Gegentheil. Zwar gesteht er, daß er in den Gegenden, welche Du Chaillu besuchte, gar nicht gewesen sei; aber er hat früher dessen Berichten vollen Glauben beigemessen, hat sie der ethnologischen Gesellschaft als treu und von einem Wahrheit liebenden Manne kommend empfohlen; weßhalb widerspricht er plötzlich sich selbst? Der Angabe Du Chaillu's, daß die Fankannibalen mit Menschenleichen unter sich Handel treiben, widerspricht Walker auch nicht. Nun, solche Leute, werden wohl auch Menschenknochen umher liegen lassen, etwa wie die Europäer Thierknochen. Weiter schrieb Wal-

ker unterm 3. Mai 1859. „Ich glaube, Du Chaillu ist der einzige Europäer, welcher den Njena oder Gorilla in wildem Zustande gesehen und der einzige, welcher ihn getödtet hat." In seinem Briefe vom 22. Juli 1861 sagt er dagegen: „Ich zweifle, gleich vielen Personen, daran, daß Herr Du Chaillu jemals einen Gorilla erlegt habe, oder auch nur beim Tödten eines solchen zugegen gewesen sei." Das ist ein böser Punkt. Walker widerspricht sich und das eine Mal oder das andere Mal ist er ein Lügner. Glauben verdient er nicht.

Der Streit ist auch in den folgenden Nummern des Athenäums weiter geführt worden. Gray hatte das Gerippe des Gorilla photographiren lassen, um darzuthun, daß die Kugel von hinten her eingedrungen sei; aber Owen weist nach (in der Nummer vom 5. October), daß man dabei dem Geripp absichtlich eine falsche Lage oder Stellung gegeben habe. Er bleibe dabei, daß die Kugel von vorne eingedrungen sei. Du Chaillu's Beschreibung der Gorillajagd müsse als richtig und vortrefflich geschildert anerkannt werden. Eben so zeigt Owen, daß es eine Lüge sei, wenn behauptet werde, Du Chaillu habe die Haut nicht gleich in Africa mit Arsenik präparirt. Es sei ferner richtig, daß der junge Gorilla an Halshaar und Haut Spuren vom Anlegen einer Kette trage; auch die (im Globus Nr. 2 mitgetheilte) Erzählung von der Wildheit des jungen Gorilla sei ohne Zweifel richtig und genau. Du Chaillu habe mehrfach öffentliche Vorträge über seine Reisen gehalten, namentlich vor der Geographischen Gesellschaft. Daraus und aus persönlichem Verkehr hat Owen den Eindruck empfangen, daß der Reisende ein offener, wahrhaftiger und rechtschaffener Mann sei, und sehr wohlgeeignet, seine Erlebnisse so anziehend zu schildern, wie er es in seinem Buche gethan habe.

Ein Neujahrstag zu Yeddo in Japan.

Ich machte mich am 11. Januar 1860 auf den Weg von Kanagawa nach Kawasaki und gelangte rasch an den Fluß Hokango, der in ruhigem Laufe durch eine ungemein fruchtbare Landschaft fließt. Die Ueberfahrt bewerkstelligte ich auf einer Fähre. Die Straße war zu beiden Seiten mit Häusern eingefaßt und die verschiedenen Dörfer stießen dicht an einander. Das größte heißt Omori, und dort traten wir in ein Theehaus, um Erfrischungen zu nehmen. Zu unserer Ueberraschung lasen wir an den Wänden allerlei Sentenzen in holländischer Sprache, z. B. „Na lyden volgt verblyden" und: „Einde goed, alles goed", also: Auf Leid folgt Freud', und Ende gut, Alles gut! Diese Stoßseufzer waren 1844 von Mitgliedern der niederländischen Gesandtschaft auf dem Wege nach Yeddo geschrieben worden, und gewiß sind diese Leute, welche man zu jener Zeit streng überwachte, damals nicht in heiterer Laune gewesen. Jetzt kann bekanntlich der Fremde sich in Japan freier bewegen und ist durch Verträge gegen Willkür geschützt. Zwar riefen neugierige Knaben uns das Wort To sin, d. h. Fremde, Sinesen, nach, das hatte aber weiter nichts zu bedeuten. Die Straßen waren sehr belebt; uns begegneten auch viele Soldaten mit ihren Offizieren und hohen Beamten, die in Tragsesseln (Norimons) getragen wurden und theilweise ein recht ansehnliches Gefolge hatten. Die Häuser sind einfach gebaut, aber ungemein schmuck und sauber und die Wege vortrefflich unterhalten. Endlich erblickten wir die herrliche Bay von Yeddo; der schöne Wasserspiegel erglänzte im Sonnenlichte und war von unzähligen Dschonken und Barken belebt. Im Hintergrunde lag die große Hauptstadt von Bäumen überschattet.

Mein Begleiter machte mich auf einen großen viereckigen Platz aufmerksam, in dessen Mitte ein Standbild Buddha's sich erhob. Eine Anzahl wilder Hunde schnobberte an kleinen Grabhügeln herum. Ich befand mich auf dem Sutsuga mori, dem Hinrichtungsplatze von Yeddo, über welchen Jeder gehen muß, der auf der großen, ganz Japan durchziehenden Kaiserstraße (To kaï do) anlangt. Gleich nachher war ich in der Vorstadt Sinagawa; sie bildet eine sehr lange Straße mit unzähligen Theehäusern. Ueber diese Lustgärten und Gasthäuser hat man in Europa allerlei irrige Vorstellungen, indem man Gasthäuser, Restaurationen und Stätten der Ausschweifung mit einander verwechselt, und doch ist unter ihnen ein großer Unterschied. Die eigentlichen Theehäuser, Tscha ga, werden Abends geschlossen; der Reisende findet in den Hotago ga, Herbergen, ein Unterkommen; die verrufenen Häuser, Dioro ga, befinden sich gewöhnlich in besonderen Stadttheilen und sind mit Mauern und Gräben umzogen.

Der erste Tag des Syo guats, ersten Mondes, fiel diesmal auf den 23. Januar. Die Feier des Neujahrs in Japan erinnert in vieler Beziehung an europäische Bräuche. Im kaiserlichen Palast erscheinen die großen Lehnfürsten (Daïmyos), um dem Herrscher (Taïkun) ihre Huldigung darzubringen, die Beamten (Yakunin) statten ihren Vorgesetzten Besuche ab und auch die Privatleute beglückwünschen einander und machen sich gegenseitig Geschenke. Die Visitenkarten spielen im gesellschaftlichen Leben der Japaner eine große Rolle, und während der ersten vierzehn Neujahrstage muß jeder höfliche Mann seinen Bekannten die vom Herkommen gebotenen Besuche abgestattet haben.

Yeddo's Straßen sind, mit Ausnahme weniger, nur schmal, aber sehr belebt. Am ersten Syo guats boten sie einen ungemein belebten Anblick dar. Ich wollte (so schreibt der Reisende Radolphus Lindau) den Zug der Daïmyos mit ansehen, und ein Mitglied einer fremden Gesandtschaft hatte versprochen, mich in den kaiserlichen Palast zu führen; aber am Vorabend und am Morgen des Neujahrstages erschienen Regierungsbeamte bei ihm und baten, er möge seine Wohnung nicht verlassen, weil eine unzählige Menschenmenge auf den Beinen sein würde, und wir vielleicht uns in Unannehmlichkeiten verwickelt sehen könnten. Wir legten aber darauf weiter kein Gewicht, sondern gingen Morgens um zehn Uhr aus, um zu sehen, wie die Dinge ständen. Als die Leute in den Gassen sich durchaus friedlich verhielten, begaben wir uns nach dem kaiserlichen Palast, wo wir etwa um Mittag eintrafen. Zug nach Zug kam an uns vorüber. Alles verlief in musterhafter Ordnung und wir waren ungestört Zeugen eines prächtigen Schauspiels.

Das kaiserliche Schloß hat mehrere Ringmauern und ist mit einigen Gräben umzogen, wir kamen aber nur bis über die erste Brücke, weil wir in der Nähe des Haupteinganges bleiben wollten. Dicht neben demselben steht ein Wachtgebäude und vor demselben stellten wir uns auf. Ein langer schöner Gang führte zum zweiten Brückenthore, wo in langen Reihen Beamte, Offiziere und deren Dienerschaft sich aufgestellt hatten. Alle waren in Staatstracht; Offiziere und Soldaten barhaupt und trotz der Kälte vom Knie bis zum Knöchel unbekleidet. Aber sie sahen so militärisch aus, wie unsere besten europäischen Truppen.

Das Geleit eines Fürsten, der beim Kaiser aufzieht, besteht aus ein- bis dreihundert Personen, je nachdem ein Daïmyo mehr oder weniger mächtig ist. Vor ihrer Sänfte wird als Zeichen der Würde auf hoher Lanze ein mit Rabenfedern geschmückter Hut getragen; auch schreiten mehrere Mannen voran, und zur Seite geht der Schwertträger, welcher die Waffe seines Fürsten in seidener Scheide trägt. Die Sänfte (Norimon) gleicht einem kleinen Hause und wird von acht Dienern getragen. Den Schluß des Geleitzuges bilden Offiziere und Soldaten des Fürsten, ein Theil seiner Dienerschaft und zwei Stallmeister, welche das prächtig angeschirrte Roß des Daïmyo führen. Andere tragen auf der Schulter zwei an einem Stabe befestigte Körbe, in welchen sich das Reisegepäck des

Fürsten befindet. Alle Norimons der Männer haben die natürliche Farbe des Bambus, aus welchem sie verfertigt sind; jene der Frauen sind grün oder roth, je nachdem die Dame verheirathet ist oder nicht.

Wir verweilten zwei Stunden lang an demselben Platze und eben so lange währten die einander folgenden Züge der Fürsten. Dann entfernten wir uns und gelangten ohne jeglichen Unfall in unsere Wohnung. Auch an den beiden folgenden Tagen trug noch Alles ein festliches Gepräge, die Läden waren geschlossen, die Leute trugen ihre besten Kleider und allmälig wurde Alles wieder ruhig.

Der Handel Europa's mit China.

Der Handelsverkehr mit dem östlichen Asien hat während der letzten dreißig Jahre einen gewaltigen Aufschwung gewonnen. Seitdem die Monopole fielen, welche ihn früher einengten, die alten Schranken niedergebrochen wurden und die freie Thätigkeit des unternehmenden Kaufmanns waltet, ist ein völliger Umschwung eingetreten. Auch Barma, Siam und Japan sind, gleich China, eröffnet worden, und der Verkehr mit diesen neuen Regionen ist nur erst im Beginne. Aber er hat schon jetzt eine ungeheuere Bedeutung und es handelt sich dabei um kolossale Werthe. Ueber den Verkehr zwischen Großbritannien und China gab Oberst Sykes, einst Vorsitzender der englisch-ostindischen Compagnie und für Alles was sich auf den fernen Osten bezieht ein ausgezeichneter Gewährsmann, am 7. September in der British Association zu Manchester interessante Nachrichten.

Sykes deutete an, daß Großbritanniens Politik gegen China stets eine ungerechte gewesen sei, aber eine gewaltige Ausdehnung des Handels habe sie im Gefolge gehabt. Im Jahre 1814 betrug die Handelsbewegung zwischen beiden Ländern nur 5,750,000, im Jahre 1826 schon über 7 Millionen Pfund Sterling. In den sieben Jahren von 1826 bis 1833, wo die englisch-ostindische Compagnie ihr Monopol des Handels mit China einbüßte, war die Handelsbewegung auf einen Jahresdurchschnitt von zehn Millionen gestiegen; sie wurde aber seitdem immer beträchtlicher und erreichte 1856, ganz abgesehen vom Opiumhandel zwischen China und Indien, die Summe von 17,526,198 Pf. Sterling, also in runder Summe mindestens 120,000,000 deutsche Thaler.

Aber die Exporte aus China übersteigen die britischen Einfuhren um durchschnittlich 4 Millionen Pf. Sterling, und dieser Ausfall muß durch Silber gedeckt werden. Da jedoch die Handelsbilanz zwischen China und Indien, des Opiums wegen, sich immer zu Gunsten des letztern Landes stellt, so floß das in China bezahlte europäische Silber nach Indien. Aber aus diesem Lande kommt davon nichts nach Europa, denn Indien hält das Silber bei sich fest.

Unter den chinesischen Häfen steht Schanghaï in erster Reihe; die Ausfuhr von dort ist mächtig angewachsen und ist in gar keinem Verhältnisse zur Einfuhr. Im Jahre 1844/45 betrug der Export von Thee nur 3,800,627 Pfund, jener der Seide 6433 Ballen; aber gleich im folgenden Jahre vervierfachte sich die Theeausfuhr und jene der Seide stieg auf 18,192 Ballen. So ging es fort, und in dem Jahre, in welchem die Taïpingrebellen Nanking einnahmen, 1853, exportirte China 69,431,000 Pfund Thee und 28,076 Ballen Seide. In Folge des Bürgerkriegs sank dann im folgenden Jahre der Export von Thee auf 50⅓ Millionen Pfund, aber jener der Seide stieg auf 58,319 Ballen, wovon auf Schanghaï 30 Millionen Pfund Thee und 53,965 Ballen Seide kamen. Seitdem schwankte die Theeausfuhr China's nach England zwischen 39 und 54 Millionen Pfund, aber jene der Seide stieg mehr und mehr bis sie 1856/57 die größte Ziffer erreichte, nämlich 92,160 Ballen; 1860 betrug sie 67,874 Ballen.

Binnen sechszehn Jahren ist die Theeausfuhr China's um 1300, jene der Seide um 950 Procent gestiegen. Im Jahre 1850 nahm Großbritannien mehr als die Hälfte des gesammten chinesischen Thees, nämlich 31,621,204 Pfund Thee und nur 19,084 Ballen Seide; die vereinigten Staaten von Nordamerika nahmen 18,299,388 Pfund Thee, aber nur 1554 Ballen Seide.

Im Jahre 1855/56 gingen nach Großbritannien in 130 Schiffen 91,931,800 Pfund Thee und 50,489 Ballen Seide, 1857/58 von dem erstern 61½ Million Pfund, von der letztern 76,215 Ballen in 113 Schiffen.

Was das Opium anbelangt, so hat die chinesische Regierung sich der Einfuhr desselben stets widersetzt und auf den Schleichhandel damit Todesstrafe gelegt. Sie blieb fest dabei, obwohl sie in Geldbedrängniß war und große Einkünfte hätte gewinnen können, wenn sie die Einfuhr gegen Zoll frei gab. England wollte aber um jeden Preis den Chinesen das Opium aufzwingen und zettelte deshalb Kriege an; Oberst Sykes sagt, und er muß es wissen: „Welche Vorwände wir auch nahmen, um Krieg anzufangen, derselbe entstand allemal aus den Opiumverwickelungen und weil wir den Opiumschmuggel trieben. Unglücklicherweise lag es in unserm Interesse, den Verbrauch dieser Waare anzustacheln." Selbst als Nanking der chinesischen Regierung verloren ging, ließ sich die Regierung nicht zur Erlaubniß des Opiumhandels herbei, sie wurde ihr erst nach der Einnahme von Peking abgezwungen. Ueber die Wirksamkeit der „Opiumklausel", welche der Vertrag enthält, sind jedoch schon Weiterungen entstanden. „Noch eine Schwierigkeit tritt uns von einer andern Seite her in den Weg, und es kann leicht sich ereignen, daß wir abermals Blut und Geld vergeuden, um die Taïping-Rebellen zum Freigeben des Handels mit Opium zu zwingen. Wir haben von der Mandschuregierung Alles erzwungen, was der britische Kaufmann nur wünschen konnte, aber in der Brust der Mandschu kocht Wuth über die Erniedrigung der kaiserlichen Regierung, und die Beamten sind geneigt, die Ausführung des Vertrags von Tien tsin durch allerlei Ausflüchte zu hintertreiben. Die Rebellen ihrerseits betheuern in ihren Erlassen, daß sie den Ausländern freundlich gesinnt seien, nennen sie christliche Brüder und wollen Handel mit den Fremden treiben. Aber eine Ausnahme machen sie ganz ausdrücklich. In ihren religiösen Proclamationen wird der Handel mit Opium verboten; wer sich mit demselben befaßt, hat sein Leben verwirkt. Die Steuerzahler in England haben also zu bestimmen, ob wir auf dem von uns (wegen des Opiumabsatzes) betretenen Wege noch weiter wandeln, ob wir abermals Blut und Geld vergeuden wollen, um schnöden Gewinnes halber einem widerstrebenden Volke eine schädliche Waare aufzwingen zu wollen. Im bejahenden Falle ersticken wir dann auch eine volksthümliche Bewegung gegen eine fremde Dynastie."

Diesen Betrachtungen setzte der bekannte Volkswirth Newmarch die Bemerkung entgegen, daß die Chinesen wohl selber Opium bauen würden, wenn man es ihnen nicht aus Indien liefere. Er übersah, daß darin kein Grund für die Engländer liegt, jenes Reich in Krieg zu verwickeln, was nun, in geradezu nichtswürdiger Weise, schon dreimal geschehen ist. Auch scheint Newmarch nicht gewußt zu haben, daß die Chinesen schon längst in ihrer westlichen Provinz Yün nan Opium bauen und davon jährlich etwa 6000 Kisten liefern. Am rohesten ist das Verfahren der Engländer in der Opiumangelegenheit einmal von dem bekannten Sir John Bowring beschönigt worden.

Zur Statistik der Baumwollenindustrie.

In der englischen Grafschaft Lancaster betrug 1692 der Jahreswerth des steuerbaren Eigenthums 95,000 Pf. Sterling, 1841 dagegen an 6,200,000 und 1860 schon 10½ Mill. Pf. St. In der Stadt Manchester betrug er 1839 erst 670,000 Pf. St. und in Salford 1844 nur 160,000; dagegen 1860 schon respective 1½ Mill. und 350,000 Pf. St. Beide Städte zählen gegenwärtig zusammen 460,000 Seelen. Manchester zahlt jährlich 72,000 Pf. St. für sein Wasser; es hat binnen 30 Jahren 60 Meilen Straßen ausgelegt, eine Fläche von 205 Acres gepflastert und 137 Meilen Abzugskanäle gebaut. Dieser ganze Fortschritt beruht auf der Baumwolle. In den vier Jahren 1842 und bis mit 1845 betrug die Baumwolleneinfuhr Großbritanniens und Irlands durchschnittlich 2,672,000 Ballen (zu 450 Pfund), in den drei Jahren vor und mit 1860 schon 3,651,000 Ballen. Im Jahr 1841 waren nur 14 Procent aller Zufuhren nicht amerikanische Baumwolle, 1860 aber erst 20 Procent, trotz aller inzwischen in verschiedenen Erdtheilen gemachten Anstrengungen. Das Land erzeugte 1830 erst 182 Millionen Pfund Baumwollenfabrikate, 1860 aber 886 Millionen Pfund. Verwandeln wir die Pfunde in Yards, so haben wir für 1830 Yards 914 Millionen, für 1861 aber 4,431,000,000 oder 2,517,000 englische Meilen. Damit könnte man den Erdball einhundert Mal umwickeln. Der Werth dieser Baumwollenfabrikate überstieg den Werth der Staatseinnahmen, denn er betrug sieben und siebzig Millionen Pfund Sterling. Die Ausfuhren betragen mehr als 16 Millionen Pf. St. an Werth, nach Abzug der Kosten des Rohstoffes, und so viel ist reiner Gewinn; der Gesammtexport an Baumwollenwaaren stellt sich auf 42 Millionen. Im Jahre 1840 waren 17 Millionen, 1856 schon 28, aber 1860 schon drei und dreißig Millionen Spindeln vorhanden, deren Werth, nebst den Webstühlen, auf 41 Millionen geschätzt wird; die Pferdekraft beträgt 110,000, und der jährliche Kohlenverbrauch 650,000 Tonnen; die Arbeitslöhne stellen sich auf 11,250,000 Pf. Sterling. Durch Sharp's selfacting Mule wird, je nach verschiedenen Arbeitszweigen, an 20 bis 100 Procent, gegen früher, an Arbeitskraft erspart, und die Verbesserungen an den Spindeln wirken so, daß die 33 Millionen jetzt so viel schaffen, wie 37 Millionen nach dem frühern Systeme thun würden. Die Maschinenfabrikation ist so thätig, daß für alle Maschinen, welche sie liefert, ein jährlicher Zuwachs von 1,874,000 Ballen Baumwolle nöthig wäre; ein großer Theil dieser Maschinen geht in's Ausland. Manchester ist die „Citadelle der Baumwollenmanufactur."

Die Londoner Ausstellung von 1862 und die Kolonien.

Diesmal werden diese letzteren ganz anders vertreten sein als 1851, wo viele von ihnen gar Nichts eingeschickt hatten und die fünfzig Kolonien, denn so viele zählt Großbritannien, von dem ihnen zugemessenen Raume, 23,500 Fuß, nur 6180 Fuß in Anspruch nahmen. Nur Indien that sich einigermaßen hervor. Jetzt haben sie mehr oder weniger beträchtliche Summen verwilligt. Es sind genehmigt worden von Canada 8000 Pf. Sterling, von der Kapkolonie 5000, Britisch Columbia 2000, Queensland und Tasmania je 2000, Neusüdwales 3000 und noch für 5000 Gold, Victoria bewilligte 10,000 Pf Sterling, denn Australien will mit seinem Golde Staat machen und dasselbe wissenschaftlich geordnet ausstellen. Man wird also eine Uebersicht bekommen, aber kein Klumpen (Nugget) darf über sechs Unzen wiegen. Dazu kommen dann alle Geräthe und Maschinen, vermittelst welcher man das Gold gewinnt. Man bringt Golderde, Goldsand, Goldquarz und wird die Methoden der Ausbeute und Bearbeitung durch die Praxis anschaulich machen. Victoria, oder Australia Felix, dessen Hauptstadt Melbourne ist, zählte 1851 erst 80,000 Seelen, jetzt nahe an 700,000, exportirt für 15 Millionen und führt fast eben so viel ein. Das ist eine jährliche Handelsbewegung von 200 Millionen deutscher Thaler! Etwa 400,000 Acker Landes sind unter Anbau; die Kolonisten besitzen sieben Millionen Häupter Vieh und haben schon für 800 Millionen Thaler Gold nach Europa gesandt. Westindien, durch die Sklavenemancipation sehr gehemmt, hat seine große Noth, sich für schweres Geld Arbeiter aus China und Indien zu verschaffen; denn mit den freien Negern, die äußerst träg und anmaßend sind, weiß es nichts anzufangen. Es kann höchstens Rohzucker ausstellen. Mehr Interesse werden selbst die Artikel von den Sandwich- und den Fidschi-Inseln gewähren; was die vielgerühmte Niederlassung Liberia bringen wird, muß man abwarten, viel wird es nicht sein, wenn nicht etwa philanthropischer Humbug mit unterläuft. In vorderster Reihe, und gewiß in vieler Beziehung Europa überragend, wird Japan sein, von wo eine großartige Sendung angekündigt worden ist.

Die italienische Gewerbeausstellung in Florenz.

Sie hat den fremden Beobachtern zu mannigfachen Bemerkungen Anlaß gegeben. Zunächst wird hervorgehoben, daß nur sehr wenige Italiener, namentlich der mittleren und höheren Klassen, in's Ausland reisen und sich damit eine reiche Quelle der Belehrung verschließen. Auch sind die Bewohner der verschiedenen Landestheile mit einander fast gar nicht bekannt. Die Italiener leiden, wie ein ihnen sehr günstig gesinnter Engländer hervorhebt, an großer Selbsttäuschung; es sei für sie unbedingt nöthig, über sich selbst zur Klarheit zu kommen und die Ursache ihrer Impotenz zu ergründen. „Sie müssen endlich lernen, daß es ihre Aufgabe ist, zu arbeiten. Vielleicht hat die Ausstellung für sie einen negativen Vortheil; sie wird ihnen sagen, daß sie etwas Besseres hätten liefern müssen, als was sie dort zu zeigen haben. Die heutigen Italiener arbeiten nicht ein Drittel so viel, als sie müßten und könnten. Man sagt wohl, ihre Trägheit habe staatliche Ursachen, aber ihr gesellschaftliches und häusliches Leben ist doch weit mehr Schuld daran." In Betreff des Ackerbaues verstehen sie nichts vom Zusammenwirken und von der Theilung der Arbeit, und doch sind die Bauern gerade diejenigen, welche sich noch am besten um Italien verdient gemacht haben. In Florenz war sehr schönes Vieh aus den Provinzen der Aemilia ausgestellt; diese, Toscana und Neapel, lieferten etwas sehr primitive Seidengewebe; Piemont und Genua Sammete; die Wollen- und Baumwollenwaaren sind gering; Mailand lieferte Goldschmiedearbeiten, manche Städte schickten recht hübsche Juwelierarbeiten. In Handschuhen, Hüten, Strohgeflechten, Zündhölzchen und dergleichen war recht preiswürdige Waare vorhanden. „Was die Künste anbelangt, so ist darin den heutigen Italienern alle schaffende Kraft abhanden gekommen. Das gestand mir auch ein hochgestellter patriotischer Edelmann zu. Unsere Kunst wie unsere Poesie, so sagte er, ist lediglich Nachahmung und Reproduction. Uebrigens sind die italienischen Künstler sehr geschickte Nachahmer. Die Zeit wird lehren, ob das Land entnervt und abgelebt ist, oder nicht."

Der nestbauende Affe, Nschiego Mbuwe.

Unter den bisher der Wissenschaft unbekannten Vierfüßlern, welche der Naturforscher Du Chaillu in der Küstengegend des äquatorialen Westafrika entdeckte, ist dieser Troglodytes Calvus eines der interessantesten Thiere. Der Reisende war im Juni 1857 von seiner zeitweiligen Niederlassung Biagano am Zusammenflusse des Rembo Ovenga und des Npulonay, welche in die Mündung des Fernando Vaz fallen, den Npulonay hinaufgefahren. Dieser steht weiter hinauf mit dem Flusse Ogobai in Verbindung, und in diesen ergießt sich der Aneugue, ein Abfluß aus dem gleichnamigen See, der etwa unter dem 1° südl. Breite und etwas westlich vom 10° östl. Länge liegt. In den Wäldern an diesen Wasserbecken lag Du Chaillu der Jagd ob. Eines Tages bemerkte er an einem Baum ein merkwürdiges Dach über einigen abgebrochenen Aesten. Auf die Frage, ob Jäger sich ein solches Obdach zurecht machen, wenn sie in den Wäldern schlafen wollen, entgegnete sein schwarzer Begleiter Okabi, daß eine Affenart dergleichen „Nester" baue. „Also war ich einem der wissenschaftlichen Welt bisher unbekannten Thier auf der Spur, und man wird begreifen, wie freudig ich dadurch angeregt wurde. Alle Mattigkeit verschwand und ich war entschlossen, nicht zu ruhen bis ich einen solchen Affen erlegt haben würde." Der Naturforscher sah späterhin manche solcher Nester. Sie befinden sich fünfzehn bis zwanzig Fuß, selten höher, über dem Boden auf einem Baume, der von anderen ein wenig entfernt steht, und unter dem Aste, über welchem das Obdach sich befindet, keine anderen Aeste mehr hat. So ist der Nschiego Mbuwe vor Raubthieren und Schlangen sicher und sitzt vor allen Dingen immer trocken. Er ist sehr scheu, liebt Waldgegenden die recht einsam sind, und die Neger bekommen ihn nur selten zu Gesicht. Okabi konnte als erfahrener Jäger genauere Auskunft geben, die sich auch bestätigte. Männchen und Weibchen tragen gemeinschaftlich die Baustoffe herbei, nämlich belaubte Zweige, aus welchen sie das Dach verfertigen und allerlei Reben und Schlingpflanzen, um dasselbe am Baume zu befestigen. Die Arbeit ist so hübsch, das Dach so zweckmäßig gebaut, daß man ein Werk geschickter Menschen vor sich zu sehen glaubt. Es fällt kuppelartig über, so daß der Regen, vor welchem das Thier völlig geschützt bleibt, hinabfließen kann. Der Mann bauet, die Frau bringt ihm die Baustoffe hinauf, aber jedes wohnt auf einem besonderen Baume, doch so, daß beide nahe bei einander stehen. Der Nschiego lebt paarweise, nicht gesellig in größerer Menge, wie manche andere Affen; manchmal wohnte ein Alter, der sich aus dem Leben völlig zurückgezogen hat, als Eremit ganz allein. Die Hauptnahrung besteht in Beeren, und der Nschiego bauet sein Obdach, wo er dergleichen in Menge findet; nachdem er die Umgegend abgeweidet, zieht er weiter und bauet sich ein neues Dach. Er benutzt diese Wohnung höchstens vierzehn Tage. Du Chaillu lag schon ein paar Stunden lang auf der Lauer, als er zu seiner größten Freude ein mehrfach wiederholtes Hu, hu! vernahm. Der Mann rief nach seiner Frau. Gegen Einbruch der Dunkelheit saß dann ein Nschiego unter seinem Obdache, denn von einem Neste kann man eigentlich nicht reden. Seine Füße ruheten auf dem untern Zweige, auf welchem er saß, sein Kopf reichte bis unter die Kuppel und den rechten Arm hatte er um den Baum geschlungen. In solcher Weise schläft er. Du Chaillu gab Feuer und sofort stürzte der Nschiego herab. Am andern Morgen wurde er genau untersucht. Er war ein Männchen, kleiner als ein ausgewachsener Schimpanse und hatte einen kahlen Kopf; das ist eine seiner besonderen Eigenthümlichkeiten. Seine Länge betrug 3 Fuß 11 Zoll; die Haut ist da, wo sie keine Haare hat, schwarz; Kehle, Brust und Unterleib sind mit schwärzlichem Haar dünn bestanden, an den Beinen ist dasselbe schmutzig grau mit Schwarz gemischt; Schulter und Rücken haben schwarzes, zwei bis drei Zoll langes Haar mit etwas Grau gemischt; an den Armen geht das schwarze Haar bis zum Knöchel. Der Nschiego ist bei weitem nicht so stark als der Gorilla, weder Brust noch Muskeln sind bei ihm so mächtig entwickelt, aber seine Arme sind länger und messen ausgebreitet bei einem etwas über vier Fuß hohen Mann sieben Fuß. Du Chaillu fand späterhin im Lande der Aschira wiederholt Gelegenheit, den Nschiego Mbuwe zu beobachten. Jeder begiebt sich gegen Abend in sein Nest; Mann und Frau erwiedern gegenseitig ihren Ruf, sie unterhalten sich. Der Reisende ließ einen Baum abhauen, um das Nest genau zu untersuchen.

Der Naturforscher hatte das Glück, einige Zeit nachher im Lande der Gumbi am Ovengaflusse, abermals einen bisher unbekannten Affen zu erlegen, den Troglodytes Kulukamba, welcher gleichfalls über 4 Fuß hoch wird. Unter allen Affen ist er derjenige, dessen Schädelbau jenem des Menschen sich am meisten nähert, auch ist sein Gehirn größer als das der übrigen. Der Kopf ist rund, eben so das Gesicht, welches von einem unter dem Kinn hinlaufenden Backenbart eingefaßt ist; die Jochbeine stehen weit, der Kiefer aber nicht sehr stark vor, die Backen sind eingefallen, das Haar ist schwarz.

Die Wanderungen der Häringe.

Woher kommen die Millionen und aber Millionen dieser nützlichen Fische, auf welchen der Wohlstand mancher Gegenden beruht, und die in mehr als einem Lande so nothwendig sind wie das liebe Brot?

Man ist über diese häufig erörterte Frage immer noch nicht völlig in's Klare gekommen. Deshalb wurde sie jüngst in der zoologischen Abtheilung der British Association zu Manchester wieder aufgenommen, und ein Herr T. M. Mitchell, welcher seit Jahren dem wichtigen Gegenstande seine besondere Aufmerksamkeit zugewandt hat, gab eingehende Erläuterungen. Es lag ihm daran, den Nachweis zu führen, daß die Häringe, welche zeitweilig an den verschiedenen Küsten Nordeuropa's erscheinen, unzweifelhaft Eingeborene der dortigen Meeresstrecken seien und nicht etwa aus weitentlegenen Regionen des Oceans dorthin wandern. Damit stellt er sich der Ansicht entgegen, daß man das nördliche Polarmeer als die Heimath dieser Fische betrachten müsse. Wir wollen seine Aufstellungen kurz zusammenfassen.

Man sagte bisher, die Häringe kämen in großen Zügen, die oft eine Breite von mehreren Seemeilen einnehmen, von Norden her an die Küste Schottlands; der eine Theil schwimme dann an der westlichen Küste hin, nach Irland zu, ein anderer dagegen an der Ostküste. Dagegen läßt sich Folgendes sagen. Die Häringe laichen an unseren Küsten, in Buchten und Flüssen, sind also bei uns zu Hause. Nach dem Laichen gehen die ausgewachsenen Häringe in's Meer, halten sich den Küsten nahe und ernähren sich dort bis zur nächsten Laichzeit, während die Jungen in der Laichgegend bleiben, bis sie groß geworden sind. Für das Alles sprechen folgende Gründe. Die Häringe, welche verschiedene Gegenden aufsuchen, sind auch an Größe, Gestalt und Beschaffenheit nicht gleich; der Häring hat an jeder besondern Küste ein unverkennbares, verschiedenes und specifisches Gepräge. Die Abweichungen treten so scharf hervor, daß der Kenner auf den ersten Blick sagen kann, woher ein Häring stamme.

Wir finden, daß alljährlich zu einer bestimmten Zeit, Häringe von einer gewissen Größe auf denselben Stellen erscheinen. So ist z. B. die Sorte, welche an der weit in's Meer vortretenden Küste von Stadtland in Norwegen gefangen wird, weit größer als jene an der Westküste der Shetlandsinseln, und diese letztere ist fast

doppelt so groß als der erste Jahresfang bei Thurso. Diese sind kleiner als jene von der Insel Man, Minch und die Loch Fyne-Häringe von Caithneß und Banff, und auch kleiner als jene von der Küste von Aberdeenshire, Fifeshire und Berwickshire. Die Yarmouth-Häringe sind wieder kleiner als diese letzteren und in den Seen des westlichen Hochlandes sieht und kennt man die verschiedene Größe sehr genau. In einigen dieser schottischen Seen hat man seit Jahren eine große Menge von der zehnten Klasse gefangen, die alle von vortrefflicher Beschaffenheit waren. Eine Klasse von der Größe der Yarmouth-Häringe besuchte bis in die letzten Jahre hinein den Lijmfjord in Jütland und kommt auch jetzt noch an die dortige Küste. Dagegen sind jene in der Ostsee, an der mecklenburgischen Küste weit größer als die dänischen, an der pommerischen und theilweise preußischen Küste dagegen um ein Drittel kleiner; noch weiter nach Osten hin werden sie wieder größer, etwa so wie jene im Moray Firth.

Wer nun die Ansicht hat, daß die Häringe aus dem hohen Norden stammen, muß zwei Arten annehmen; eine, welche auf ihrem Zuge kleiner, und eine zweite, welche während desselben größer wird. Selbst im englischen Kanale lassen sich in verschiedenen Oertlichkeiten ganz verschiedene Größen nachweisen, und das ist auch vom Professor Valencienne in dessen Ausgabe von Cuvier's Naturgeschichte der Fische geschehen. Die Häringe, welche man bei Calais fängt, sind größer und platter als jene von Dieppe, welche runder und kürzer erscheinen.

Was nun die Beschaffenheit und Güte anbelangt, so sind die an den Küsten der Shetlandsinseln nicht so fett als jene, welche man gleichzeitig an dem Gestade von Thurso bis zum Loch Broom fängt. Im Anbeginn der Fischerei sind jene im Loch Fyne nicht so fett und ölig als die ersten Thurso-Häringe und jene von Loch Fyne besser als die von der Ostküste. Auch findet ein großer, leicht bemerkbarer Unterschied statt zwischen denen von Caithneß und Morayshire einerseits und von Aberdeenshire und Berwickshire andererseits. Die Güte der dänischen und baltischen steht hinter jener der Häringe vom Moray Firth und von der Küste an den westlichen Hochlanden zurück. Jene an der Küste von Holland taugen gar nichts; die von Yarmouth sind nicht so gut als die nordschottischen, und die an den französischen Küsten auch schlecht.

Man hat keine beglaubigten Beispiele davon, daß Häringe gesehen wurden, welche aus sehr hohen Breiten gen Süden zogen. Kein Kapitän holländischer Häringsbüsen hat jemals beträchtliche Züge im Norden der eigentlichen Region des Häringsfanges gesehen; auch unsere grönländischen Walfischfahrer wissen davon nichts zu erzählen. Scoresby, gewiß ein Gewährsmann ersten Ranges, sagte mir, daß er auf seinen vielen Reisen im hohen Norden niemals nach Süden ziehende Häringsschaaren gesehen habe.

In den grönländischen Gewässern sind Züge von Häringen unbekannt, und man hat diese Thiere niemals im Magen der dort gefangenen Walfische gefunden. Der gemeine Walfisch, Balaena Mysticetus, nährt sich von Actinien, Sepien, Medusen, Krebsen und Schnirkelschnecken. Der Narval lebt im spitzbergischen Meere, aber Scoresby fand in seinem Magen nur Sepien; in jenem des Walrosses nur Garneelen, Krebse und junge Seehunde. Auch andere Thiere wurden von demselben Seemanne untersucht, z. B. verschiedene Alken, Taucher und auch der grönländische Hay; in keinem fand er eine Spur von Häringen. Dasselbe war der Fall mit dem alten würdigen Missionär Egede; er hebt ausdrücklich hervor, daß er bei Grönland niemals Häringe gesehen. Der berühmte deutsche Naturforscher Bloch, mit welchem Lacepède übereinstimmt, bemerkt, daß Fische von der Größe des Härings, selbst in süßem Wasser, vom Frühling bis zum Herbste nicht so weite Reisen, wie man den Häringen zuschreibe, machen könnten. Er hebt auch hervor, daß man diese an gewissen Oertlichkeiten das ganze Jahr hindurch finde, und das stimmt mit den Erfahrungen der Fischer im Loch Fyne zusammen, welche das ganze Jahr hindurch junge und alte Häringe fangen.

Man behauptet, daß die Häringe vom hohen Norden her kommen, aber Niemand hat gesehen oder weiß, ob sie auch dorthin zurückkehren, oder auch daß sie nach Süden hinziehen; im letztern Falle schwimmen sie nur an der Küste hin, um zu laichen. Wir könnten fragen, weshalb gerade die kleinsten nach der Ostsee zögen, die größeren in die Nordsee? Man sagt, die Häringe flöhen vor den Walfischen nach Süden; weshalb sieht man dann aber den Walfisch nicht jedes Jahr an jeder Küste? Yarrell sagt in seinem werthvollen Buch über die Fische: „Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Häring das tiefe Wasser rings um unsere Küsten bewohnt und sich diesen nur nähert, wenn er seinen Rogen unter der belebenden Einwirkung einer höhern Temperatur und des Oxygens ablagern will. Sobald das geschehen ist, verschwinden die Züge von unserer Küste, aber einzelne bleiben zurück und man fängt dergleichen in allen Monaten des Jahres."

Manche andere Fische haben beim Laichen ähnliche Gewohnheiten, z. B. der Lachs, welchem man doch keine weit entfernten Meere zur Heimath anweist. Die Sprotte kommt in Zügen an den britischen Inseln von November bis März vor, die Else (Maifisch) vom Mai bis Juli; im Severn bleibt sie zwei Monate, im Mittelmeer erscheint sie bei Smyrna und Rosetta, im December und Januar ist sie im Nil bis nach Kairo hinauf zu finden. Der Pilscher findet sich vom Juni bis Ende des Jahres in Zügen an der Küste von Cornwallis ein. Alle diese Fische besuchen heerdenweise verschiedene Gestade und Flüsse zu verschiedenen Zeiten zu einem und demselben Zwecke, aber Niemand wird daraus folgern, daß ihre Heimath in einem weitabgelegenen Meerestheile sich befinde.

Mitchell kommt demnach zu folgendem Endergebnisse: der Häring bewohnt die Gewässer in der Nähe der Küsten, an welchen er laicht. Wenn er den Rogen abgelegt hat, ziehen die Schaaren wieder von der Küste ab. Sein Erscheinen etwas früher oder später und ob er der Küste näher kommt oder etwas entfernter bleibt als sonst, hängt von der Beschaffenheit des Wetters, von warmem, klarem Himmel, oder kalter Luft und Wolken und von der Tiefe des Wassers in der Laichgegend ab.

Wir wollen hinzufügen, daß neulich Alexander Ziegler (Reisen im Norden, Leipzig 1860. I. S. 41—60) sich sehr ausführlich mit den Wanderungen der Häringe beschäftigt und die verschiedenen Angaben sehr fleißig zusammengestellt hat. Er fragte noch: „Wo ist die eigentliche Heimath des Härings? Die Götter mögen es wissen, die Menschen nicht; sie müßten denn, wie die Haruspices, aus den Eingeweiden der Thiere zu weissagen verstehen?" Wir haben oben mitgetheilt, daß das von Seiten Scoresby's geschehen ist. Ein „geheimnißvoller" Fisch ist nun wohl der Häring nicht mehr, und für einen Sohn des Poles wird man ihn nicht mehr halten dürfen. Aber für die nordeuropäischen Staaten bleibt er von einer ganz ungemeinen Bedeutung, insbesondere für Schottland und Norwegen, wo er eine Grundlage des Wohlstandes bildet. Man nimmt an, daß jährlich über zweitausend Millionen Häringe gefangen werden.*)

*) Nachdem obiger Aufsatz schon im Druck war, fanden wir, daß schon vor einem halben Jahrhundert Cattcau Calleville in seinem „Gemälde der Ostsee", Weimar 1815. S. 190. zu demselben Ergebniß gekommen war, wie jetzt Mitchell. „Der Fisch, sagt er, hält sich das ganze Jahr hindurch in der Ostsee und den nahegelegenen Meeren auf; allein nur im Frühling, einem Theile des Sommers und im Herbst zeigt er sich in dichten Reihen in der Nähe der Küsten; die übrige Zeit des Jahres hindurch hält er sich vorzugsweise auf dem Grunde des Meeres auf. Das Nämliche findet ohne Zweifel auch in allen übrigen Meeren statt. Uebrigens ist es auch gewiß, daß die Häringe zuweilen ihre gewöhnlichen Aufenthaltsorte verändern, entweder für immer oder nur auf einige Zeit."

Kleine Nachrichten.

Rußland und China. Seit dem Ausbruche der großen Rebellion in China hat Rußland in Ostasien große Vortheile errungen. Wir brauchen nur an die Erwerbung des Amurlandes und die Ausdehnung der Gränze an den Küsten des Großen Oceans bis nach Korea zu erinnern. Sodann ist das Ansehn der Pekinger Regierung in der Mongolei sehr gesunken, und das mächtige Mongolenvolk der Chalchas (Kalkas) steht gegenwärtig mehr unter russischer als unter chinesischer Herrschaft. Damit ist nun Rußland Herr sämmtlicher Karawanenstraßen geworden. Früher war der Handelsverkehr zwischen Sibirien und dem chinesischen Reiche bekanntlich auf die beiden Nachbarstädte Kiachta und Maimatschin beschränkt; etwa im Jahre 1854 gestattete China, daß auch weiter nach Westen hin eine sogenannte Einbruchsstation eröffnet wurde. Drei Jahre später erschien ein russischer Bevollmächtigter in Peking und erwirkte einen Vertrag, demgemäß auch Barkul, Uliasutai, Holin und Kuren dem russischen Handel eröffnet wurden. Bekanntlich sind in Folge der neuesten Friedensschlüsse alle Beschränkungen für die Ausländer in China beseitigt worden und sie können mit Pässen überall im Lande reisen. Chinesen kommen jetzt nach Irkutsk und wurden auch im Sommer 1861 auf der großen Messe von Nischni Nowgorod erwartet. Als im Oktober 1860 die Engländer und Franzosen vor Peking lagen und diese Hauptstadt bedrohten, suchte die chinesische Behörde um Vermittelung beim russischen Gesandten Ignatieff nach, und durch dieselbe kam der Friedensvertrag vom 24. und 25. Oktober zu Stande. Nach Abschluß desselben gab Ignatieff den europäischen Bevollmächtigten ein Gastmahl. Als man eben bei Tafel saß, kam ein russischer Eilbote aus Irkutsk an. Er hatte die Reise von dort, durch die Mongolei nach Peking, in nur 14 Tagen zurückgelegt. Am 28. Oktober sandte General Ignatieff seinen Bericht über die Vorgänge in Peking mit der gewöhnlichen Post ab; sie gelangte in sechszehn Tagen nach Kiachta und von dort in weiteren siebzehn Tagen nach St. Petersburg. Das macht im Ganzen nur dreiunddreißig Tage. Da Rußland sowohl in Sibirien wie im Amurlande eben jetzt Telegraphen bauen läßt, so werden wir vielleicht schon im nächsten Jahre die Nachrichten aus China und Japan nicht mehr auf dem Wege über den indischen Ocean und das Rothe Meer, sondern wochenlang früher über Rußland erhalten, bis im mohammedanischen Orient eine zusammenhängende Drahtlinie hergestellt wird. Wir lesen eben, daß das Ministerium in St Petersburg 80,000 Silberrubel auch zur Anlage des Drahtes von Nikolajeffsk an der Amurmündung nach Chabarowka angewiesen hat. Von Indien abgesehen, hat bereits der Schah von Persien seine wichtigste Handelsstadt Tebris (Tauris) mit seiner Residenz Teheran durch eine Telegraphenlinie in Verbindung gebracht. Rußland will eine Linie von Tebris nach Tiflis im laufenden Jahre vollenden. In der asiatischen Türkei reicht der Telegraph jetzt bis nach Bagdad.

Die Sulina-Mündung und der Handel der untern Donau. Die Versandung dieses Hauptarmes im Delta der Donau, hat seit langen Jahren zu großen Beschwerden von Seiten der Schiffer Anlaß gegeben; die Tiefe im Fahrwasser betrug nur noch 8 bis 9 Fuß. Größere Fahrzeuge konnten also diese Mündung nicht mehr passiren, und eine der wichtigsten Verkehrsadern des Handels war so gut wie gesperrt. Alles vereinzelte Baggern half nichts, aber Abhülfe wurde immer nöthiger und zu einer solchen vereinigten sich die europäischen Großmächte. Gemäß dem pariser Friedensvertrage vom 30. März 1856 wurde die Sache von einer europäischen Donaucommission in die Hand genommen, deren Arbeiten jetzt zu einem Abschlusse gekommen sind. Die Barre von Sulina hat in Folge desselben jetzt wieder eine Tiefe von 17 bis 18 Fuß. Das ist ein großer Gewinn für Schifffahrt und Handel. Welche Bedeutung der letztere hat, ergiebt sich aus folgenden Ziffern. Aus den rumänischen Häfen Braila und Galatz wurden 1860 verschifft 615,000 preußische Wispel Getreide im Werthe von 18½ Million Thalern. Der Geldwerth aller Getreidearten, welche aus den unteren Donauhäfen von Turn Severin bis Sulina verschifft wurden, stellte sich auf 375,650,000 Galatzer Piaster, gleich 25,900,000 Thlr. Dazu kamen dann noch Talg, Wolle, Fleisch, gesalzene Fische, Holz, Salz, Knochen, Mehl, Käse ꝛc. im Werth von etwa 5 Millionen Thaler und 1 Million für die Bespeisung der 3295 Seeschiffe, welche die Sulinamündung passirten. Odessa hat 1860 für 27 Millionen Rubel Getreide ausgeführt, außerdem für 1 Million Talg und für 4 Millionen Wolle. Die Gesammtausfuhr für die Donauhäfen und Odessa stellt sich auf die beträchtliche Summe von 60 bis 70 Millionen Thaler.

Versandung an den Mündungen des Don und der Wolga. Allmälig und anhaltend versandet die ganze Nordostküste des asowschen Meeres bei Taganrog und Rostow und die ganze Nord- und Nordwestküste des kaspischen Meeres. Die russische geographische Gesellschaft hat eine Expedition ausgerüstet, welche die Ursachen der Versandung im nordöstlichen Theile des asowschen Meeres untersuchen und begutachten soll, ob es möglich sei, derselben abzuhelfen. In Astrachan, sagt Staatsrath Bergsträsser, ist schon seit länger als zwei Jahren eine Commission von Wasserbauingenieuren thätig, welche einen bequemen Weg aus Astrachan durch einen Arm der Wolga und selbst einige Werst im Meere anlegen soll. Die Versandung in den unzähligen Seitenarmen der Wolga, welche rechts vom Hauptarme derselben, also nach Westen hin, bis tief in die Steppe gehen und größtentheils nur bei Hochwasser fahrbar sind, nimmt alljährlich bedeutend zu. Denn die Wolga bringt in ihr Delta eine ungemein große Masse von Ablagerungen, die sich in dem stillfließenden Wasser der Seitenarme oder im nördlichen Theile des kaspischen Meeres zu Boden setzen. Das erste Dampfschiff, welches im Jahre 1861 aus Astrachan in's Meer ging, brauchte, ehe es in freies Fahrwasser gelangte, fast anderthalb Monate für eine Strecke von 80 Werst, und ein Dampfer aus Baku, welcher der Ausbesserung wegen nach Astrachan mußte, kreiste seit Anfangs April vor der Mündung der Wolga von einer Sandbank zur andern. Nur bei starkem anhaltenden Wind aus Südost, der hinreichend Wasser eintreibt, konnte es über jene Sandbänke kommen.

Europäische Ansiedler im Pendschab. Es war früher System der ostindischen Compagnie, die dauernde Niederlassung von Europäern in Indien nicht zu ermuntern, Kaufleute natürlich ausgenommen. Seit einigen Jahren haben sich die Dinge ganz anders gestaltet; Europäer strömen nach Oberindien ein. Das malerische, sehr gesunde Kangrathal im Pendschab ist sehr fruchtbar und wasserreich und eignet sich vortrefflich zum Anbau des Theestrauches. Die Cultur desselben wird jetzt schon von nicht weniger als sechs Theecompagnien betrieben, und auch der Seidenbau sollte in diesem Jahre begonnen werden. Auch in anderen Gebirgsgegenden lassen sich Ansiedler nieder; auf der Strecke zwischen Simla und Dalhousie beschäftigen sich etwa dreißig europäische Capitalisten mit dem Theebau.

Eisenbahnen in Indien. Sie werden ohne Zweifel in manchen Verhältnissen jenes großen Landes eine wesentliche Umgestaltung hervorbringen. Am 13. Mai wurde die Scinde-Bahn zum ersten Mal in ihrer ganzen Länge befahren. Sie reicht vom Karratschi 114 englische Meilen in's Innere, wurde im April 1858 begonnen und ist jetzt ganz vollendet. Die meisten Arbeiter waren Eingeborene aus Kotsch und diese haben auch die beiden Viaducte von Mallir und Bahren gebaut. Die Bahn beginnt bei Karratschi am Meere, läuft über Landi, Dorbadschi, Dschungschaihl, Schimpihr, nach Kotri am Indus. Diese Stadt bildet den Hafen für Haiderabad; dorthin kommen viele Dampfer, Europäer haben sich angesiedelt und der Handel mit Salpeter, den man in jener Gegend gewinnt, wird immer bedeutender. Dschungaihl liegt auf der Mitte der Linie, nur 20 Miles von der alten Stadt Tatta am Indus; sie wird sich zu einer Kernstadt emporarbeiten. Karratschi hat eine sehr schöne Handelslage und ihr Verkehr ist bedeutend gewachsen. Während die Ein- und Ausfuhr 1843 erst 122,160 Pfd. Strl. betrug, ist sie 1859 auf 2,584,000 Pfd. Strl. gestiegen.

Auch im Pendschab werden Eisenbahnen gebaut. Die Linie von Multan nach Lahore und Amritsir ist 250 Miles lang und läuft an der Bergkette im Duab hin, zwischen dem Rawi und Settetsch. Die Anlage bietet des flachen Landes wegen gar keine Schwierigkeiten, und die ganze Strecke soll zu Ende 1862 im Bau vollendet sein.

Dampfflotille auf dem Indus. Sie ist voller Thätigkeit. Auf diesem reisenden Strome leisten die Dampfschlepper sehr wichtige Dienste.

Die Eisenbahn von Smyrna nach Ephesus wird im Frühling 1862 eröffnet.

Telegraph nach Algerien. — Frankreich hat im September eine zweite unterseeische Linie nach Afrika vollendet, welche kein fremdes Gebiet berührt. Dieselbe geht von Port Vendres aus und an der balearischen Insel Minorca vorbei, über die seichten Meeresstellen, welche in der Nähe derselben liegen.

Das Telegraphentau von Bengasi im Tripolitanischen bis Alexandria in Aegypten ist in den letzten Tagen des Septembers

unter See glücklich gelegt worden. Es bildet einen Theil des submarinen Telegraphen, der Malta mit Aegypten verbindet. Dieser hat eine Gesammtlänge von 1400 Miles. Vermittelst desselben werden vom Ende Octobers an Nachrichten aus Indien binnen dreizehn (?) Tagen in Europa sein.

Die Zustände im **Innern von Mexico** sind bekanntlich ganz ungemein zerrüttet und persönliche Sicherheit ist eigentlich nirgends. Der Engländer Ch. Sevin, welcher vom Hafenplatze San Blas am Stillen Ocean über Tepic, Guadalaxara und Lagos nach Guanaxuato reiste, bemerkt Folgendes: Von Tepic nach San Juan de los Lagos hatten wir immer Reisegefährten, welche sich schon in den Gasthäusern uns anschlossen. Sie waren allemal sehr froh, den Weg in Begleitung von Ausländern machen zu können; denn die Straßen sind ganz unsicher, und wer etwas Werthvolles bei sich führt, wird nicht wagen, allein zu reisen. Früher gingen Postkutschen zwischen Tepic, Guadalaxara und Guanaxuato; sie wurden aber fast täglich angehalten, die Fahrgäste von Räubern ausgeplündert, und so mußte man diesen Verkehr einstellen. Seitdem ziehen die Reisenden in Karawanen, zu Pferde, oder nehmen Privatkutschen, die aber allemal eine Conducta haben, das heißt, von einem bewaffneten Geleit umgeben sind. Es ist aber sehr häufig vorgekommen, daß diese Geleitssoldaten sich verkleideten, nachdem sie die Reisenden an der Station, bis zu welcher sie dieselben zu führen hatten, verlassen, und selbst als Räuber auftraten. Sie sind immer genau unterrichtet, ob der Eine oder Andere werthvolle Gegenstände bei sich führe; deßhalb muß man in den Mesons, Gasthäusern, sehr vorsichtig sein, weil nicht selten der Wirth mit den Räubern unter einer Decke steckt; jedenfalls haben die letzteren in den Gasthöfen ihre Anspasser und Zuträger. In San Juan de los Lagos verweilte Sevin fünf Tage, weil gerade der große, weitberühmte Jahrmarkt abgehalten wurde. Er beginnt am 5. December und dauert acht bis zehn Tage. Lagos liegt, nach Mühlenpfordt, auf 6206 Fuß Meereshöhe an der großen Straße, welche von der Hauptstadt Mexiko nach dem Norden führt. Unterwegs traf er mehr als zwanzig amerikanische Güterwägen, die von Guadalaxara kamen, tausende von beladenen Maulthieren und eine Masse von Fuhrwerken aller Art. Ganze Familien kamen in Karawanen aus einem Umkreise von einhundert spanischen Meilen, theils als Handelsleute, theils als Wallfahrer (denn die Messe fällt mit dem großen Jahresfest eines wunderthätigen Marienbildes zusammen) oder als Spieler. Denn das Glücksspiel ist gleichsam die Seele des Mexicaners und wird auch in Lagos in großartiger Weise getrieben. Am großen Platze liegt die Casa de las Partidas. Dieses Haus enthält achtzehn große Räume, deren jeder an einen Bankhalter verpachtet ist. Nun schreibt der Engländer: „Diese Spielbanken gleichen denen, welche man noch zu argem Schimpf für das hochgebildete deutsche Volk in Homburg, Baden und Wiesbaden findet.“ Bekanntlich hatte das hochgebildete deutsche Volk durch sein Parlament diesen „argen Schimpf“ beseitigt, aber die Regierungen der drei betreffenden Länder beeilten sich, die Spielhöllen, welche im halbbarbarischen Mexico ihres Gleichen finden, wieder zu eröffnen. Während der Messe in Lagos sind etwa fünfzigtausend Fremde anwesend. Man bringt europäische Güter theils von den östlichen Häfen Tampico und Vera Cruz dorthin, theils von Westen her aus San Blas und Mazatlan. Der Umsatz ist ganz außerordentlich stark. Die deutschen, englischen, französischen und spanischen Handelshäuser in der Hauptstadt Mexico schicken sämmtlich Bevollmächtigte auf diese Messe; die Regierung stellt fünfhundert Mann Soldaten zum Schutze gegen die Räuber auf. Trotzdem wird viel gestohlen und oft geplündert.

Goldentdeckungen in Neu-Schottland. Im Laufe des Julimonates hat man auf dieser Halbinsel (britische Besitzung, Ostküste Nordamerika's) Gold in beträchtlicher Menge gefunden. Die Fundstätten liegen im County Lunenburg, also im südöstlichen Theile, und wir finden in Morse's Atlas von Nordamerika, 1850, dort schon einen Gold-River verzeichnet. Ueber die neue Goldgegend, welche man The Ovens nennt, wird aus Halifax in der ersten Augustwoche berichtet: Eine große Menge unternehmender Leute zog dorthin, und man hatte bereits Verordnungen gegeben, um das „Diggen“ zu regeln. Hart am Meeresstrande scheint die Ausbeute am ergiebigsten zu sein; man hat Strecken von 33 Fuß Vorderseite und 30 Fuß Tiefe ausgelegt, und zahlt dem Grundeigenthümer für jedes einzelne „Lot“ 5 Pfund Sterling als Jahresrente. Auch bei Tangiers, das 60 englische Meilen von jenen Ovens entfernt liegt, soll der Goldertrag nicht unbedeutend sein. In den während der letzten Jahre von Kapitän Palliser durchforschten Gegenden am Saskatschewan ist im Laufe dieses Sommers auch Gold gefunden worden und zwar am nördlichen Hauptarme dieses Stromes. Zu Fort Garry am Redriver kamen in den ersten Augusttagen einige Männer an, welche für etwa 1400 Dollars Goldstaub aus jener Gegend brachten. Die Hudsonsbay-Gesellschaft sieht es sehr ungern, daß viele Leute in jene neue Goldgegend ziehen, weil sie besorgt, daß ihr Betrieb des Pelzhandels in jener nordwestlichen Region ihrer Besitzungen dadurch leiden werde.

Die **Insel Sombrero** im caraïbischen Meere erregt jetzt Aufmerksamkeit, weil auf derselben, angeblich reichhaltige, Guanolager ausgebeutet werden. Das Produkt soll, chemischen Analysen zufolge, 70 bis 80 Procent phosphorsauern Kalk enthalten und geeignet sein, an die Stelle der Knochen Düngung zu treten. Sombrero liegt unweit von der holländischen Insel St. Martin. Seither wurde der dort gewonnene Guano in den südlichen Staaten der ehemaligen nordamerikanischen Union verwandt; seit deren Häfen blockirt sind, kommt er nach London.

Das Telegraphenamt in Neu-York, der Centralpunkt aller Telegraphenlinien der neuen Welt von Halifax bis Neu-Orleans, liegt an der Ecke des Broadway und der Liberty-Straße. Das Gebäude ist 5 Stockwerke hoch und wird von der Gesellschaft vollständig benutzt. Im Erdgeschoß befindet sich das Vorrathsdepartement, welches den Zweigoffices in den ganzen Vereinigten Staaten (wozu auch die conföderirten gehören) die zur Einrichtung von Linien nöthigen Materialien, wie Batterien, Kupfer, Zink ꝛc., Draht, Instrumente und Isolatoren liefert. Dies Departement hat eine große Fabrik in Williamsburg, wo 30 Leute allein mit Fertigmachen und Ausbessern der Instrumente beschäftigt sind. Hinten im Erdgeschoß liegt das Sandy Hook Departement, welches die Quarantäne, Fort Hamilton, Navesink, Sandy Hook, Long Branch, Squan und South Amboy als Stationen hat. Dieses Departement berichtet die Ankunft der Schiffe und Nachrichten aus Europa. Für Depeschen wegen Ankunft der Schiffe an Rheder und Interessenten wird nach der Größe des Schiffes bezahlt und zwar für jede Tonne 1 Cent, so daß eine Depesche über ein Schiff von 1000 Tonnen 10 Schilling kostet. Wenn ein europäischer Dampfer ankommt, wird ein Boot von Sandy Hook aus abgeschickt, um die Nachrichten so früh als möglich zu bekommen. Diese sind von Agenten der Presse in Europa auf Leinwandpapier geschrieben, in einer blechernen Kapsel hermetisch verschlossen, und die letztere wird über Bord geworfen. Der Telegraphist im Boote nimmt das Papier heraus, bindet es einer oder mehreren Brieftauben unter die Flügel, die Tauben tragen die Nachrichten nach Sandy Hook und von dort werden sie nach Neu-York telegraphirt. So sind die Neuigkeiten oft schon in Neu-Orleans, bevor das Schiff in Sandy Hook ist. Eine Lärmglocke geht telegraphisch nach dem Bureau in Neu-York, welche einen Todten aufwecken könnte.

Im Erdgeschoß ist noch die Expedition mit fünf Commis und etwa 20 Laufburschen, und ferner 4 Telegraphen, welche blos die Stadt und Gasthöfe versorgen. Die Depeschen werden nämlich oberhalb der Canalstraße nicht durch Boten, sondern durch Depeschen an die Zweigoffices bestellt und von dort aus abgeliefert. So kostet eine Depesche einen Zuschlag von 12 Cents an der 27., 25 Cents an der 45. Straße und höher hinauf 50 Cents mehr. Es giebt 12 Zweigbureaus mit je 3 Telegraphisten und 4 Boten.

Die Hauptoffice ist im Parterre und nach den vier Weltgegenden eingetheilt in 4 Bureaus. Dort werden die Depeschen eingetragen und dann den Telegraphisten übergeben, die in 3 Reihen von 30 Instrumenten arbeiten. Sie schicken täglich ungefähr 1000 Depeschen ab und empfangen eben so viel. Die Länge der Depeschen beträgt von 10 Wörtern zu vier bis fünf Zeitungsspalten. Jeden Morgen telegraphiren die Bureaus im ganzen Lande hierher, wieviel Depeschen sie am Tage vorher expedirt, und was sie dafür gelöst haben, so daß die Controle über einen ganzen Welttheil hier täglich geschieht.

In dem 2. Stockwerke sind die Bureaus der höheren Beamten und der Verwaltung. Im 3. Stockwerke haben die Neu-York Albany und Buffalo Gesellschaft und die Rechnungsbehörde ihre Zimmer. Im 4. Stockwerke sind die Bureaus des Agenten der Presse, wo die Depeschen hundertfach copirt und an Zeitungen hier, resp. im Lande versendet werden. Zugleich ist dort das Bureau für auswärtige Depeschen. Wenn man z. B. nach Europa telegraphiren will, so schickt der Beamte hier die Depesche auf den nächsten Dampfer, der von Amerika abgeht oder Cap Rac berührt und im Augenblick der Ankunft des Dampfers in Europa wird die Depesche an den Adressaten telegraphirt.

Verantwortl. Redakteur: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. —
Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.

Ein Aufenthalt in Tripolis.

Nach Hadschi Skander: Baron von Krafft. 1860.

Die Syrte. — Anblick der Stadt. — Die Gassen und der Schmutz. — Merkwürdige Bauart. — Die Raja und die Kuloglus. — Allerlei Erpressungen. — Die grüne Oase von Tripolis. — Eine Sommerfrische. — Der Dattelbaum und der Palmwein Lakby. — Ein Negerdorf. — Tanz der Schwarzen. — Hassan, der Kawass Baschi und die Blutsegnung. — Fütterung der Obstbäume. — Kleidertrachten. — Die Lothophagen und die Pygmäen. — Der Kampf mit den Kranichen. — Straußenjagd. — Das schöne Mädchen auf dem schwarzen Fische.

Von allen Küstenländern des Mittelmeeres hat sich bis jetzt nur ein einziges der regelmäßigen Dampfschiffverbindung mit Europa und dem Besuche neugieriger Touristen entzogen. Das ist Tripolis, einer der drei alten Barbareskenstaaten. Er wird im Norden vom Mittelmeer, im Osten von Aegypten, im Westen von Tunis und im Süden von der Wüste Sahara begränzt. Aber vor etwa 26 Jahren ist Tripolis aus einem fast selbstständigen Staate zu einer einfachen Provinz des türkischen Reiches, zu einem Eyalet, herabgesunken. Das Tripolitanische hat viele Wechselfälle erlebt; es war den Kyrenäern und Karthagern, den Römern und Vandalen, den Arabern, Karl dem Fünften und den Malteserrittern unterworfen, welchen es die Türken 1551 wieder abnahmen. Bunt und gemischt ist auch die aus etwa anderthalb Millionen Köpfen bestehende Volksmenge; denn im Lande wohnen Mauren, Berbern, Türken, Neger, Juden und Franken.

Im ganzen Norden Afrika's schützt das Atlasgebirge den Küstensaum gegen das Vordringen der Sandwüste Sahara, aber hier tritt sie mit ihren gelben Sandwogen bis an die Syrten heran. Diese Ausmündung der Sahara bildet gleichsam die natürliche Pforte zum Vordringen in den Sudan, das Land der Schwarzen, und von hieraus nahm auch die große Expedition zur Erforschung des Innern ihren Ausgang, von der nur unser berühmter deutscher Landsmann, Heinrich Barth als der einzige Ueberlebende heimkehrte.

Nach diesem großen Reisenden blieben mir nur noch die Straßen, welche westlich von Ghat nach Ain Salah und

Tanz der Neger in Esseriue bei Tripolis.

östlich von Mursuk nach Wadaï führen, zu erforschen übrig. Ich wählte Tripolis zum Ausgangspunkte meiner Reise und verweilte dort ein volles Jahr, um mich an das Klima zu gewöhnen, die Sprache geläufig zu erlernen und freundschaftliche Verbindungen mit den Kaufleuten von Ghadames anzuknüpfen, deren Karawanen unangefochten jene Länder durchziehen, welche ich besuchen wollte. Mein amtlicher Charakter als Hadschi (Mekkapilger) machte es mir dort möglich, das Wesen der Eingeborenen näher kennen zu lernen; als Musafir (fremder Reisender) wäre mir dazu weniger Ge-

legenheit gegeben worden. Ich theile hier die Stellen aus meinem Merkbuch mit, welche sich auf Tripolis und seine Oase beziehen.

Wenn man unter der Leitung eines tüchtigen Kapitäns bei günstigem Winde auf einer maltesischen Goelette oder arabischen Schebecke Malta verläßt, so kann man das tripolitanische Ufer innerhalb achtundvierzig Stunden aus dem Meere auftauchen sehen. Es erscheint niedrig und erst in der Ferne erblickt man die Berge des Innern, welche dem Schiffer als Richtpunkt dienen. Bei größerer Annäherung unterscheidet man die sichelförmige Gestalt der Küste und in ihrem Mittelpunkte die glänzend weißen Häuser der Stadt. Nach Osten zu ist sie von einem düstern Palmenhain umgeben, der bis an's Meer reicht, während im Westen die kahlen und nackten Sandebenen der Sahara sich bis an's Ufer heandrängen; nur hier und da werden sie von einigen kümmerlich vegetirenden Sträuchern unterbrochen.

Vor der Bucht, welche den Hafen bildet, breitet sich ein Kranz von Klippen aus, der wie ein künstlicher Damm von Menschenhänden aufgebaut erscheint und zum Schutze des Hafens dient. Bei starkem Winde brauden die Wogen gegen ihn an und bilden einen weißen Schaumkranz rings um die Bay.

Man hat oft die Bemerkung gemacht, daß die Städte der Türkei, welche von ferne einen so verführerischen Anblick darbieten, in der Nähe ungemein an Reiz verlieren. Von Konstantinopel, Smyrna, Alexandrien und Jerusalem kann ich das nach eigener Anschauung bestätigen; wenn man jene Bemerkung verallgemeinern will, so kann man sagen, daß der Orient, welcher uns in den Büchern so schön und poetisch erscheint und die Einbildung des Europäers entflammt, einen großen Theil seines Zaubers einbüßt, nachdem man ihn betreten hat.

Tripolis bildet keine Ausnahme. Der angenehme Eindruck, welchen die Stadt von der Seeseite macht, verschwindet sogleich, wenn man an dem elenden Quai landet, der nur als Vorplatz des Steneramtes dient, welches sich in einer mit allen Farben bunt bemalten Bretterbude befindet. Durch das Festungsthor gelangen wir in die unregelmäßigen und schmutzigen Gassen, in denen ich, wie in allen Städten des Orients, elende Krambuden, verfallene Häuser und fußhohen Koth sehe. Und doch giebt es eine Straßenpolizei! Sobald ein neuer Pascha von Konstantinopel ankommt, erläßt er ein ungeheures Manifest, in welchem mit größter Beredsamkeit der Nutzen der Reinlichkeit hervorgehoben wird. Die strengsten Strafen drohen Demjenigen, der es wagt, gegen die öffentliche Gesundheitspflege zu handeln und den Koth vor seiner Hausthür sich anhäufen läßt. Flugs machen sich die Einwohner an die Riesenarbeit, um den Straßenschmutz zu entfernen. Man besprengt und fegt die Gassen, in denen sich bald hohe Haufen von Unrath erheben, und diese schafft man vor die Stadt hinaus. Inzwischen herrscht überall ein unerträglicher Gestank. Nun sind die Wege sauber, aber man erhält sie nicht reinlich, sondern der alte Schlendrian reißt wieder ein, bis der alte Pascha abberufen wird, ein neuer erscheint und gleichfalls ein Reinlichkeitsdekret erläßt, welches gerade so wie das des Vorgängers gehandhabt wird.

Mit der besonders interessanten Geschichte von Tripolis mich zu befassen, ist hier nicht meine Absicht. Ein alter Triumphbogen erinnert an die Zeiten der Römerherrschaft.

Tripolis, von der Nordseite gesehen.

Wir durchschritten ihn, als wir durch das Bab el bar, das Thor am Meere, die Seepforte, in die Stadt eintraten.

Die meisten Straßen, welche ich durchwanderte, zeigten eine höchst originelle Erscheinung, die ich sonst nirgends wieder gefunden habe. Von zehn zu zehn Schritten nämlich sind die einander zugekehrten Häuser durch etwa drei Schuh dicke Bögen verbunden, die ein Haus durch das andere stützen und so verhindern, daß die Mauern einstürzen. Trotzdem kommt es in jedem Jahre vor, besonders zur Regenzeit, daß die Stützbögen nachlassen und eine ziemliche Anzahl Gebäude zusammenfällt. Man begreift dieses aber erst dann, wenn man die hier angewandten Baustoffe näher kennen lernt. Der Kalk ist sehr schlecht und die Bausteine bestehen nur aus einem leicht zusammengefritteten Sande; das zum Bau verwendete salzige Wasser taugt auch nichts und so kommt es denn, daß neue Gebäude schon im Verlauf eines Jahres das Ansehen von Ruinen erhalten. Dazu gesellt sich noch das schleunige Abfallen des Mauerverputzes. Die Baumeister und Hauseigenthümer werden hierdurch entmuthigt, sich auf neue Bauten einzulassen. Als schöne Gebäude können nur

das Missionshaus, die Konsulatswohnungen und die Häuser der wenigen europäischen Kaufleute gelten.

Die Bauart ist bei allen Häusern beinahe die nämliche. Um einen viereckigen Hof läuft eine bedeckte Gallerie, die von dünnen Säulen getragen wird. Die Zimmer sind lang und schmal, weil man, des theuern Holzes wegen, lange Tragbalken nicht anwendet. Im Grundriß haben sie meist die Form eines lateinischen Kreuzes, von welchem das Fußstück fehlt, oder sie bilden einen Korridor, an den sich in der Mitte im rechten Winkel ein langes Gemach anschließt. So besteht jedes Zimmer aus drei Theilen, die durch Vorhänge von einander geschieden werden können.

Der am Hafen gelegene Stadttheil wird zumeist von Christen bewohnt; dort befinden sich auch die Kirchen und Konsulate. In der westlichen Hälfte wohnen die Juden und hier sieht es noch unsauberer aus als in den mittleren Stadtgegenden, wo die Mohammedaner ihre Quartiere haben. Im Ganzen beträgt die innerhalb der Mauern lebende Bevölkerung etwa 20,000 Seelen.

Am Südostende der Stadt liegt das Schloß, ein plumper und unförmiger Steinhaufen, von unregelmäßiger Bauart, dessen hohe Mauern Befestigungen vorstellen sollen. Aber ich glaube, daß sie, trotz des weißen Kalkverputzes, kaum einem Dutzend Kugeln Widerstand leisten würden. An einen monumentalen Plan oder eine künstlerische Idee darf man hier nicht denken. Man kommt in einen Irrgarten von zwecklosen Korridoren oder unerforschlichem Winkelwerk und das Ganze ist aus dem wahnsinnigen Gehirn eines unzurechnungsfähigen Architekten entsprossen.

Der große Audienzsaal mag einmal schön gewesen sein, aber jetzt verhüllt er seine Pracht unter einer Schmutzdecke, die hier und da durch frischbeworfene Stellen unterbrochen wird, mit welcher türkische „Künstler" die Wände noch mehr verunstalteten. Die oberen Zimmer sind eingestürzt und im Erdgeschosse sind die Gemächer wie Höhlen oder Katakomben, in welche das Tageslicht nur durch die Risse der bemoosten Wände eindringt. Wer mag sagen, welche schrecklichen Tragödien einst in diesem Chaos von Gebäuden sich ereigneten, ehe Europa's Civilisation die Herrscher dieses Landes überwachte? Als man vor zwei Jahren eine große Cisterne anlegen wollte, traf man auf große Massen von Gebeinen und Menschenschädeln.

Dies ist der herrliche Palast, in dem der Gouverneur, ein türkischer Pascha, thront und seine Herrschaft über einen Länderstrich ausübt, der fast so ausgedehnt wie Deutschland ist. Dieses große Land ist aber fast nur eine einzige Wüste, in der etwa eine Million Raja gruppenweise zerstreut leben.

Der Name Raja, den die Unterthanen des ottomanischen Reiches tragen, ist ein glücklich gewählter Ausdruck, der zugleich den ganzen politischen und gesellschaftlichen Zustand und das Verwaltungs- und Regierungswesen des Orientes bezeichnet. Raja bedeutet Heerde, die Unterthanen sind die Hämmel, welche sich von den Paschas scheeren und abziehen lassen.

Die Stärke der Heeresmacht, über welche der türkische Schäfer der tripolitanischen Heerde gebietet, beträgt etwa 6000 Mann. Tausend stehen im Gebirge, die anderen sind in der Ebene und Stadt vertheilt; kleine Posten halten die Küste besetzt. Und mit dieser handvoll schlecht gekleideter und elend ausgerüsteter Truppen, die mehr mit Versprechungen

Citadelle von Tripolis.

als mit Geld bezahlt werden, halten die Türken ein so großes und mit schlechten Verbindungsstraßen versehenes Land unter ihrer Herrschaft, ja sie denken dabei noch an Eroberungen. So unterwarfen sie vor Kurzem Ghadames und bedrohen jetzt Ghat und das Land der Tibbus.

Dieselbe Politik verfolgt man auch in Algier. Man sucht sich die Eingeborenen langsam, nach und nach zu unterwerfen, indem man sie unter einander entzweit und dann aus der Zwietracht Nutzen zieht. Die Hauptmacht der Türken, der Stein des Hindernisses für alle nationalen Unabhängigkeitsversuche, besteht aber in den Bewohnern der Oase von Tripolis und des Küstenstriches, den sogenannten Kuloglus (Kuluglis). Im sechszehnten Jahrhundert, nach der Eroberung, vertheilte Dargût-Pascha die Ländereien der Oase an seine Kriegsgefährten, die sich mit den Weibern des Landes verheiratheten; so entstand eine Mischrasse, in welcher das fremde Blut überwiegend ist. Die Kul-oglus (Söhne der Diener) hatten als Nachkommen der Eroberer das Vorrecht, keine Steuern zu zahlen, aber sie müssen Kriegsdienste thun. Noch heute zahlen sie keinen Grundzins, sind dagegen

verpflichtet, bei jedem Aufruf als unregelmäßige Truppen einzurücken. Nicht durch ihre Anzahl oder ihre militärische Macht und Zucht (nur zweitausend sind mit Flinten bewaffnet) erhält man dieses Land in Gehorsam und doch liegt in ihnen der Nerv der türkischen Herrschaft.

Dies erklärt sich folgendermaßen. Wie die Jäger sich oft wilde Thiere zähmen, um mit deren Hülfe die freien Thiere derselben Art zu überfallen, so bedient man sich von Seiten der Türken der Kul-oglus, um unter den Eingeborenen Zank und Zwietracht zu erregen, damit man sie desto besser unterwerfen könne. Die Kul-oglus selbst sind im Laufe der Zeit zu Arabern geworden, die sich jetzt gegen ihre Brüder von den Fremden gebrauchen lassen, welche den Spruch: Theile, um zu herrschen, vortrefflich anwenden. Sie sind die Entzweier, welche jede nationale Erhebung zu vereiteln wissen. Trotzdem werden sie von den Türken verdientermaßen verachtet und trotz ihrer Privilegien sind sie nicht immer vor den Plackereien der Vorgesetzten geschützt. Den Blutegeln, welche alle zwei oder drei Jahre von Konstantinopel hierher geschickt werden, dienen sie zum Aussaugen der Bevölkerung, und obgleich sie sich oft über deren Härte gegen sie selbst beklagen, sind sie doch stets bereit, ihre Landsleute schinden zu helfen. Die Unterwürfigkeit ist bei ihnen zur andern Natur geworden. Sie beklagen sich über den Pascha, verfluchen die Türken und wünschen die nationale und unabhängige Dynastie der Karamanli zurück; aber wenn man in demselben Augenblick einem dieser Unzufriedenen einen noch so kleinen öffentlichen Posten giebt oder ihm eine Schale Kaffee reicht und ihn einladet sich zu setzen; wenn ein Pascha ihm zutraulich auf die Schulter schlägt und ihn lachend Peseuf oder Kiarata nennt, so ist er vor Freude außer sich und sofort bereit, das Beste des Landes zu verrathen und Alles zu thun, was die Unterdrücker verlangen.

Ich hatte mich in einer kleinen Gorfa (hohem Zimmer) eingemiethet, welches mir ein Kaufmann überließ. Mein Wirth war nur zeitweilig in Tripolis, da er sein Geschäft in Sockna, auf dem halben Wege nach Fessan, hatte. Sehr häufig erhielt er Besuche, die für mich höchst interessant waren. Da kamen die Kaufleute von Ghadames, welche trotz des Verbots kleine Truppen von fünfzehn bis zwanzig Negersklaven zum Verkauf einschmuggelten; fanatische Marabuts, die uns mit Betteln belästigten, und kleine Stammhäuptlinge, welche zu einem Bankier gingen, um die Steuern entrichten zu können. Diese Besuche waren mir nützlich bei den Vorbereitungen zu meiner größern Reise nach dem Innern;

Tripolis, von der Landseite her gesehen.

ich gewöhnte mich zugleich durch einige Ausflüge an das Klima und lernte die Sitten der Leute in den Küstengegenden kennen.

Vor den Thoren der Stadt, die auf der einen Seite vom Meere, auf der andern vom Sande umgeben ist, dehnt sich eine dürre Ebene aus, auf der nach vorangegangenem Regen einige Grashalme sichtbar werden. Dieser Platz dient den Soldaten zum Exerciren, dem Volke jeden Dienstag zur Abhaltung von ziemlich großen Märkten, die den Namen Sung-ettelate führen.

Die äußerste Grenze dieser sandigen Gegend ist ein langer grüner Streif, der aus einem dichten Hain von Orangen, Feigenbäumen, Granaten, Oelbäumen und unzähligen Palmen gebildet wird. Hinter dieser erstreckt sich im Halbkreis ein Wald von etwa drei Meilen Breite, die Menschie.

Er bildet die eigentliche Oase von Tripolis, in der man zwei Tage lang fortwandern kann, ohne ein Stückchen Wüste anzutreffen. Dieser reiche Vegetationsgürtel bietet einen merkwürdigen Gegensatz zu den Sandebenen dar, die ihn einfassen. Auf der einen Seite sieht man einen blühenden Garten, in dem die üppigsten Gewächse herrlich gedeihen, und auf der andern die Wüste mit der absoluten Unfruchtbarkeit ihres verbrannten Sandes, der durch den Wind wie die Wogen des Meeres bewegt wird. Das ganze Geheimniß dieses Gegensatzes beruht aber nur darin, ob Wasser vorhanden ist oder nicht. Wasser ist Leben.

Ueberall in der Menschie sind Ziehbrunnen angebracht, die eine große Menge klaren Wassers liefern und durch magere Kühe in Bewegung gesetzt werden, die ein halbnackter Neger antreibt. Diese Arbeit dauert Tag und Nacht fort vom Ende der Regenzeit bis zur Wiederkehr derselben, also während etwa acht Monaten. Man nennt dies mit einem arabischen Worte Senie, d. h. „einen Theil Land mit Wasser überschwemmen, welches ein Lastthier aufzieht.“ Und das Alles bezeichnet ein Wort.

In den Monaten April und Mai ist es besonders angenehm, die Gärten der Menschie zu durchstreifen und dort einen langen Keîftag hinzubringen. Die Belustigungen sind für die Besitzer der Gärten je nach ihrer gesellschaftlichen Stellung oder nach ihren Geldmitteln verschieden. Gebratenes Hammelfleisch und Pilau wird von den Türken und solchen Eingeborenen genossen, die sich ein türkisches Ansehen geben wollen. Ungeheure Schüsseln mit nationalem Kuskus, auf denen ganze Lammviertel und gebratene Hühner liegen, dienen dem wohlhabenden Bürger zur Speise, während die gemeinen Leute sich mit Basina, einem mit Oel gewürzten Gerstenmehlbrei, begnügen.

Abgesehen von diesen verschiedenen Speisen und den verschiedenen Sitzen, — der Teppich für die Vornehmen, Strohmatten für die Bürger und der nackte Erdboden für die Plebejer, — sind die Vergnügungen dieselben. Man setzt sich an den Rand eines Dschebie (Wasserbecken), das mit frischem Wasser gefüllt ist, man plaudert, man raucht und trinkt große Mengen Lakby. Der Lakby ist aber die eigentliche Ursache dieses Sommerausflugs.

Wenn im Frühjahr die erstarrten Baumsäfte wieder zu kreisen beginnen, klettert ein Mann mit einem scharfen Beil bis zur Spitze der schlanken und schuppigen Dattelpalme hinauf. Oben schlägt er, da wo der schattige Laubbusch den schwanken Stamm überragt, ohne Mitleiden alle die schönen

Die Tadschura-Moschee.

Wedel bis auf vier ab, die im Kreuz stehen bleiben. Ueber eins dieser Blätter wird ein Seil gezogen, dessen beide Enden auf den Boden herabhängen, und zwischen zwei andere Wedel macht er einen tiefen Einschnitt in die Krone des Stammes. Dann steigt er herab und zieht an dem Seile einen kleinen Wasserkrug mit langem Hals hinauf, der gerade unter die Wunde des Baumes zu hängen kommt; nach zwölf Stunden wird der Krug herabgezogen und durch einen andern ersetzt. Man findet in ihm eine blaßgelbe Flüssigkeit, die etwa trübem Gerstenwasser gleicht. Das ist der frische Lakby, ein fader zuckersüßer Saft, der als leichtes Abführmittel gilt. Nachdem diese Flüssigkeit einige Stunden gestanden hat, beginnt ein Brausen in dem Gefäße, der Saft klärt sich und scheint zu kochen. Die Gährung beginnt, kleine Luftblasen steigen auf und ein leichter Schaum wird auf der

Oberfläche bemerkbar. Und wenn man nun das prickelnde Gebräu kostet, so glaubt man den feinsten Schaumwein zu schlürfen. Doch berauscht dieses Getränk noch nicht, es wirkt nur angenehm erheiternd und hat abführende Wirkungen. Im Verlauf eines halben Tages jedoch wird dieses angenehme Getränk weiß und dick wie Milch, nimmt einen durchdringenden Geruch und leicht säuerlichen Geschmack an und wirkt berauschend wie Branntwein. Der Schaumwein hat sich in ein starkes Weißbier verwandelt. Aber so gerade lieben die Mohammedaner den Lakby, und der gute Muselmann, welcher sein Antlitz mit Abscheu von einem Glase Wein abwendet, trinkt ohne Scheu vor allen Leuten seine Tasse Lakby, der ja nur „Palmenwasser" ist! Er muß den Krug bis zur Neige leeren, denn schon am andern Tage findet er statt des köstlichen Getränkes eine ekelhafte, schleimige, von röthlichen Essigfliegen umschwärmte Flüssigkeit. Demnach ist der Lakby eins der vergänglichsten Getränke, und kann nur im Schatten des Baumes, der ihn erzeugt, genossen werden. Alle Versuche, die Gährung zu regeln und die Flüssigkeit in Flaschen aufzubewahren, sind gescheitert, da entweder die Flaschen zersprengt werden, oder, wenn sie aushalten, das Getränk doch in jene ekelhafte schleimige Flüssigkeit übergeht. Hier finden wir also eine praktische Anwendung des alten Satzes, daß man genießen soll, so lange es angeht.

Das Innere eines Hauses in Tripolis.

Am Rande der Menschie, doch nicht in dieser selbst, liegt nicht weit von Sung-ettelate ein ächtes Negerdorf mitten im Wüstensande. Es besteht aus etwa fünfzig zerstreuten und ohne Plan hingebauten Hütten. Es heißt Esseribe (die Strohhütten). Die Wohnungen haben einen runden Unterbau, auf welchem sich ein abgestumpfter Kegel erhebt; das Ganze gleicht einem häßlichen Bienenstock. Als Baumaterial dienen Binsen und trockene Palmblätter. Die Einwohner sind Vollblutneger, welche nur Nachts in diese Hütten kriechen, am Tage aber in der Sonne und dem Sande sich herumtreiben.

Es war Mittag. Ein wolkenloser tiefblauer Himmel stand über uns, die versengenden Strahlen der Sonne prallten von dem staubigen Sandboden zurück und erlaubten uns kaum zu athmen. Auf einem weiten Platze inmitten des Dorfes erschienen etwa zwanzig halbnackte Neger und stampften und sprangen, daß ihnen beinahe der Odem verging. Dabei brüllten sie in einförmiger Weise eine Art Volksgesang. Nun stellten sie sich auf, jeder einen Schritt von dem andern entfernt, und begannen einen Tanz, indem sie mit den Stäben, welche sie in der Hand hielten, aneinander schlugen. Dieses regelmäßige Geklapper, verbunden mit den Tönen einer Trommel, die ein in der Mitte des Kreises sitzender Neger schlug, eiferte sie zu dem wilden Tanze an. Dieser Trommler erschien uns wie ein fabelhaftes Wesen. Auf dem Kopfe hatte er eine spitze Mütze, die mit allerlei Flitterwerk ausstaffirt war, vor der Brust und dem Gesicht hing ein langhaariges Ziegenfell, das für Mund und Augen Löcher enthielt. Auf einem Faden von Kameelhaaren hatte er Stückchen von trockenem Holze und Knochen aufgereiht, die bei der leisesten Bewegung seines Körpers ein Geklapper verursachten. Seine Trommel hielt er unter der linken Achsel fest und bearbeitete sie mit den langen affenartigen Armen. Die im Umkreise hockenden Weiber begleiteten die Trommeltöne mit Händeklatschen. Diese Damen waren ganz besonders aufgeputzt. An der Hand und den Fußknöcheln hatten sie große kupferne Ringe und über den meist wohlgeformten Busen hingen Halsbänder von Glasperlen herab; sonderbare Rosenkränze, in denen Muscheln, Korallenstückchen, Ambra u. wohlriechendes Harz, die Zähne wilder Thiere, Münzen und andere schöne Dinge einen kleinen in gelbes Kupfer gerahmten Spiegel einfaßten, bildeten gleichfalls einen Theil des Schmuckes. Die feineren Damen hatten den linken Nasenflügel und die Unterlippe durchbohrt, in welcher sie einen dicken silbernen Knopf trugen. Um das Bild zu vervollständigen, kamen die ungezogenen Kinder des Dorfes herbeigelaufen. Es waren Rangen, so schwarz und glänzend wie ein frisch gewichster Stiefel; mit wahrer Lust wälzten sie sich in dem heißen Sande umher. Einige alte Weiber sammelten sich bei einem großen Kochtopf, um Basina über einem Feuer von Kameelmist zu kochen, dessen Rauch kerzengerade in die Höhe stieg. Ein paar gezähmte Strauße schauten dumm darein. Bei all' diesen Scenen glaubte ich mich mitten in den Sudan versetzt.

Die Bevölkerung von Esseribe besteht aus freigelassenen und flüchtigen Sklaven. Die Männer ziehen von Zeit zu Zeit in die Stadt, um sich als Handlanger oder als Lastträger zu vermiethen. Von den Weibern schweigt man am besten.

Als Begleiter auf meinen Ausflügen in der Umgebung der Stadt diente mir der Kawass-Baschi, Polizeihauptmann, des französischen Konsulats, welchen der Generalkonsul mir zur Verfügung gestellt hatte. Er war ein prächtiger Wadaïneger, volle sechs Schuh hoch, und abgesehen von seinem ergrauenden Barte, hatte er sich noch alle Kraft und Frische der Jugend erhalten. Hassan war kein gewöhnlicher Mensch; achtzehn Jahre lang hatte er zur Zeit der Karamanli den

Stamm der Werschafana regiert und Keiner hatte es so gut wie er verstanden, diese aufrührerische Bevölkerung im Zaum zu erhalten. Stets hatte er mit äußerster Tapferkeit das Beste seiner Untergebenen gegen die benachbarten Stämme und selbst gegen die Regierung verfochten. Das Leben eines Menschen galt ihm nicht mehr als das eines Hammels; man konnte ihm ein großes Vergnügen machen, wenn man ihn fragte, wie viel Menschen denn durch seine Hand gefallen wären? In diesem Punkte war sein Gewissen ganz ruhig. Im Uebrigen war er ein braver Kerl und diente dem Konsulat schon seit zehn Jahren mit Auszeichnung.

Auf einem unserer ersten Ausflüge nahete ihm eine Gruppe von fünf bis sechs bittenden Weibern. Zwei hatten Kinder an der Brust, deren Kopf, Gesicht und Hals mit einem eiterigen Ausschlag bedeckt war, der einen abscheulichen Anblick gewährte.

„Vater," redeten die Weiber Hassan an, „der Prophet Gottes sendet dich in unser Haus, denn wir waren schon auf dem Wege, dich in der Stadt aufzusuchen. Der Dschardun (eine kleine unschädliche Eidechse) ist über unsere Brust gelaufen und hat unsere Milch vergiftet. Sieh' die armen Kinder an und heile sie um Gottes willen!"

„Bist du denn Arzt?" fragte ich meinen Gefährten. „Nein," antwortete er, „aber ich habe die Blutsegnung in meinen Händen und wer diese besitzt, kann jene Krankheit heilen. Sie ist ein Geschenk der Natur an jene Menschen, welche viele Köpfe abgeschlagen haben. Kommt ihr Weiber und gebt mir den Lohn!"

Sogleich reichte eine der Mütter dem Doctor eine weiße Henne, sieben Eier und drei Zwanzigparastücke, warf sich dann zu seinen Füßen und hielt das kranke Kind in die Höhe. Hassan nahm seinen Feuerstein und Stahl heraus, als ob er sich eine Pfeife anzünden wolle. „Bismilla, in Gottes Namen," sagte er und fing an, über dem kleinen Patienten Funken zu schlagen, indem er die erste Sure des Koran dabei hersagte.

Die andere Frau machte es mit ihrem Kinde jetzt grade so wie die erste; dann schieden beide erfreut von dannen, aber nicht ohne vorher dem Wunderdoctor ehrfurchtsvoll die Hand geküßt zu haben.

Dem Neger Hassan mußte bei diesem ganzen Verfahren mein ungläubiges Wesen aufgefallen sein. Um mich aber zu überzeugen, rief er den Weibern beim Scheiden zu: „Versäumt nicht, in acht Tagen mit euren Kindern in der Skifa (Wartesaal des Konsulats) zu erscheinen." Nach einer Woche erschienen die Weiber wirklich mit ihren Kindern vor mir. Das eine war vollständig geheilt, das andere zeigte nur noch geringe Spuren des Ausschlags. Mehr als zwanzig schlagende Beispiele haben mich seitdem überzeugt von der Kraft jener Blutsegnung.

Von dem hier herrschenden Aberglauben will ich nur zwei Beispiele anführen, ohne irgend einen Commentar dazu zu geben.

In den ersten Tagen des März begab ich mich nach Tadschura, einem drei Meilen östlich von Tripolis gelegenen Dorfe, um an den Ufern eines kleinen Sees Bekassinen zu schießen. Der geringe Erfolg am Morgen verleidete mir die Jagd und ich verbrachte deshalb den Rest des Tages mit Spaziergängen im Dorfe und dessen Gärten. Ich besuchte die bemerkenswerthe Moschee, von der man mir erzählte, sie sei ursprünglich eine alte von den Spaniern im 16. Jahrh. erbaute Kirche; es ist dies aber eine durchaus unhaltbare Ansicht. Das Gebäude ist eine gleich vom Anfang für den mohammedanischen Kultus errichtete Moschee. Vielleicht stammt sie noch aus den früheren Zeiten des Islam, wurde später, als die Spanier Herren des Landes waren, in eine christliche Kirche umgewandelt und erhielt nachher wieder ihre alte Bestimmung. Ein viereckiger Glockenthurm, der von der Moschee abgesondert steht, scheint noch auf die spanische Zeit hinzudeuten. Keine Inschrift, keine Verzierung hat christlichen Charakter; die Säulen, welche die Gewölbe tragen, haben keine Kapitäler und die weißen Kalkwände geben gar keinen Anhaltpunkt über den Styl und das Alter der Moschee.

Die Konsulatstraße.

Als ich dieselbe verließ, trat ich in den Garten, um ein wenig auszuruhen. Die Obstbäume trugen weiße und rothe Blüthen, die eine reiche Ernte von Aprikosen, Pfirsichen und Mandeln verhießen. Der Gärtner, ein alter weißbärtiger Araber, war eben damit beschäftigt, unter einem großen Aprikosenbaum drei Hammelköpfe zu verbrennen, die noch mit der Wolle versehen waren. Nachdem ich ihn gegrüßt, fragte ich nach seinem Beginnen. „Ich füttere meine Muschmusch," antwortete er. „Wenn ich ihnen ihre Nahrung nicht vor dem Wehen des Dschibly (trockener Südwind) gebe, der mit Ende des Monats eintritt, so fallen alle diese schönen Blüthen ab und ich habe keine Ernte. Wie sollte ich dann die Steuern zahlen und mit den Meinigen leben?" Als ich Zweifel in seine Worte setzte, machte er mir einen Vorschlag, der die Richtigkeit seiner Ansichten beweisen sollte. Ich kaufte ihm für etwa dreizehn Francs von vornherein die Ernte eines Aprikosenbaums ab, der nun aber auch die wohlthätige Räucherung mit den Hammelköpfen nicht empfing. Als ich

Nomadenzelt der Ben Ulid.

Tripolis.

Ende April nachschaute, war mein Aprikosenbaum unfruchtbar geblieben, während seine eingeräucherten Nachbarn schon Früchte angesetzt hatten.

Der andere Aberglaube bezieht sich auch auf Gärtnerei. Wenn ein Oelbaum mehrere Jahre hinter einander keine Früchte giebt, so bringt man ihn durch eine halbe Mitkal Gold (etwa hundert Francs) wieder zur Vernunft. Das Metall wird an einen kurzen Faden befestigt und in ein Loch eingefügt, welches man dem widerspenstigen Baume beibringt. Die Oeffnung verkittet man dann mit zerstoßenen Muschelschaalen und Thon und spricht einige Formeln aus dem Koran. Im nächsten Jahre trägt der dankbare Baum schon Früchte.

In der ersten Zeit meines Aufenthaltes fiel mir besonders die häßliche Tracht beider Geschlechter auf. Der barbareskische Hauly ist ein langes graues oder weißes Wolltuch, das mit Fransen verbrämt ist. Männer wie Weiber hüllen sich von Kopf bis zu Fuß in diesen dicken Stoff ein; die Falten werden alle auf der Brust vereinigt und dort von einer kupfernen Spange zusammengehalten. Die Weiber verhüllen ihr Gesicht bis auf ein kleines dreieckiges Loch vor dem linken Auge. Der Hauly ist ein entarteter Nachkomme der römischen Toga. An der Grenze der Sahara, im Dscherid, wird noch ein feinerer Stoff gearbeitet, aber dieser ist bald so zerrissen und beschmutzt, daß man ihn von dem gewöhnlichen nicht unterscheiden konnte. Weder Tag noch Nacht verläßt der Hauly seinen Besitzer; er dient als Teppich, Decke oder Mantel und wird nie gewaschen. Die Haulys der Männer reibt man mit Gypspulver ein, um sie zu weißen, während die der Weiber mit Schwefeldämpfen gebleicht werden. Unter dem Hauly tragen Manche noch die gemeinen arabischen Kleider, Weste und weite Hose. Hat man das Glück, in das Innere eines der besseren Häuser einzudringen und dort sich in den Frauengemächern umzusehen, dann erblickt man unter dem gewöhnlichen Hauly von Wolle einen aus Seide, blau und weiß gewürfelt, und unter diesem noch einen dritten von feiner Gaze.

Tripolitanische Gärtner.

Eine bemerkenswerthe Thatsache ist die Zähigkeit, mit welcher die Bevölkerung der Länder, von wo der Mohammedanismus ausging, an alten Traditionen festhält. So könnte Herodot sein Gebirge der Grazien, wo der Cynips entspringt, im Dschebel Gharian der heutigen Araber wieder erkennen, während der alte Homer gewiß über alle Abhandlungen lachen würde, die man über seine Lotophagen schrieb, welche sich von Hagebutten genährt haben sollen. Er würde uns in den Beni Uled und Awakir an den Küsten der großen Syrte, die vom Lotob leben, die eigentlichen Lotophagen zeigen. Der Name Lotob für die frische Dattel beruht übrigens auf einem Irrthum, der richtige Ausdruck lautet Rotob.

Ich war ebenso begierig, diese Lotophagen zu besuchen wie Ulysses. Im französischen Konsulate lernte ich zwei ihrer Häuptlinge, den Scheich Abdallah Galbum und den Scheich Ammad kennen. Sie hatten lange für ihre Unabhängigkeit gestritten und sich erst jetzt, aber nur durch Vermittelung des französischen Konsulats, der Türkenherrschaft unterworfen. Ich war einige Zeit ihr Gast und muß gestehen, daß ihr Leben trotz der Einförmigkeit nicht ohne Reiz ist. Der Dattelbaum giebt fast ohne Wartung, abgesehen von der Befruchtung der weiblichen Blüthen im Frühjahr, ihnen eine mühelose Ernte. Frisch oder getrocknet gelten die Früchte als herrliche Speise im Sommer, außerdem liefert der Baum den Palmwein. Die zu einem Kuchen zusammengepreßten Datteln heißen Hadschin und bilden den Wintervorrath der Beni Uled. Die großen Heerden gewähren Milch, Butter und Wolle im Ueberfluß; letztere wird von den Frauen zu Haulys versponnen und verwebt. Ihr Lager schlagen sie bei einem Brunnen in der Sandwüste auf, treiben vor Tagesanbruch ihre Heerden auf die spärliche Weide und kehren zurück, um das Vieh zu tränken. Nachdem die ganze Umgebung ihres Lagers abgeweidet ist, schlagen sie die Zelte ab und suchen sich eine neue Weidestelle.

Mit der Zeit sind sie nicht sehr haushälterisch, wie aus folgendem Beispiele hervorgeht. Eines Tages entfernte ich mich fünf bis sechs Stunden von ihrem Lager nach Süden hin, indem ich einige Bakr-el-wahasch verfolgte. Es sind dies Antilopen vom Körperbau des Maulesels und mit einem Kuhkopf, auf dem ein Paar lange gerade Hörner stehen. Plötzlich sah ich etwa zwanzig Schritte vor mir einen Menschenkopf aus dem Sande hervorstehen. Es war ein Straußenjäger, der sich bis über den halben Leib in den Sand eingegraben hatte.

„Essabru min Allah! die Geduld ist eine Gabe Gottes!“ rief er mir ohne Gruß entgegen; er war augenscheinlich bei schlechter Laune. „Warum störst du meine Jagd? Ich warte hier schon acht und zwanzig Tage auf die Strauße, habe mich eingegraben in dieses Loch, und nun kommst du und verdirbst mir die Sache. Gott möge dich gesund erhalten.“

Ich habe auch Strauße gejagt, aber auf eine praktischere Art, denn ich verfolgte sie zu Pferde, bis sie ermüde-

ten, und dann schoß ich sie nieder. Ein Straußenfell gilt etwa 500 bis 600 Piaster. Uebrigens ist die Jagd in diesen öden Gegenden mehr eine Arbeit als ein Vergnügen; größere Thiere kommen nicht bis an's Meer, und so ist man denn auf Gazellen und Antilopen beschränkt. Die Armuth der Vögelwelt ist auffallend und ich gebe hier die sonderbare Erklärung wieder, welche ich von Arabern hörte.

Eines Tages kehrte ich nach einer sehr unergiebigen Jagd auf Geflügel zu den Zelten zurück. Selbst Kraniche und Störche, die sonst im Morgenland so häufig sind, fehlen hier.

„Weißt du denn nicht," sagte mir ein alter Beduine, „daß Gott den Storch klüger als den Menschen erschaffen hat? Vor der Ankunft der Türken, welche der Himmel verfluchen möge, saß in Tripolis ein Sohn des Landes als Sultan, mit langem Arm und offener Hand. Er sangte uns nicht aus, sondern prägte selbst Geld, welches er unter die Leute vertheilte. Die ganze Welt aber weiß, daß der Storch einen Widerwillen vor solchem Geld hat, auf dem der Name eines Landes geprägt steht, weil das die Quelle von allen Uebeln und Leidenschaften ist. Die Störche würden schon wieder kommen, wenn hier die türkischen Münzen nicht mehr im Umlauf wären."

Bewässerungsbrunnen.

Und die Kraniche? fragte ich. „Diese dürfen nicht über die Hammada (große Felsenregion, welche Tripolis von Fessan trennt) herüber, weil dort die Buschebr ihnen auflauern. Das sind die Dschin, welche vom Propheten Suleiman, gelobt sei sein Name, für ewige Zeiten in jene Wüste verbannt sind. Sie waren ein zahlreiches und mächtiges Volk, das aber von seinen Nachbarn zurückgezogen und von aller Welt verachtet lebte."

„Als der Prophet Suleiman ihnen einen Apostel sandte, um sie auf den Weg des Rechts und zum einzig wahren Glauben zurückzuführen, ermordeten ihn die Gottlosen und verspotteten die göttlichen Gebote. Sie glaubten sich über alle anderen Menschen erhaben, fuhren in ihrem bösen Treiben fort und fürchteten den mächtigen Suleiman nicht. Aber zu diesem Uebermuth gesellten sie noch eine Schändung der Gläubigen, indem sie an die Stelle des Mihrab (Winkel in der Moschee, welcher die Richtung nach Mekka anzeigt) in ihrem Tempel ein Schwein setzten und die heiligen Waschungen mit Kameelharn begingen."

„Im Lande der Buschebr gab es aber viele Kraniche. Diese Vögel entsetzten sich über die unheiligen Handlungen und schickten einen Abgeordneten zu Suleiman, um den Frevel anzuzeigen. Der Prophet vernahm zürnend den Bericht und beauftragte den Wiedehopf, seinen Lieblingsvogel, alle Kraniche des Erdenrundes zu versammeln. Als diese beisammen waren, bildeten sie eine große Wolke, die ihren Schatten über alle Länder zwischen Mesda und Mursuk verbreitete. Jeder hatte einen Stein im Schnabel und so flogen sie über das gottlose Land der Buschebr und ließen ihre Bürde herabfallen. Dadurch wurden alle Aufrührer gesteinigt. Aber deren Geister irren ohne Ruhe in der felsigen Einöde umher und versperren den Kranichen den Durchzug durch dieselbe."

Diese Geschichte giebt einen Beweis davon, mit welcher Zähigkeit alte Sagen noch im Munde des Volkes leben. Man kann in dieser Legende trotz des muselmännischen Gewandes deutlich die Fabel vom Kampf der Pygmäen mit den Kranichen erkennen. Wenn darüber noch ein Zweifel wäre, so würde er niedergeschlagen durch die Identität des Namens Buschebr und Pygmäe. Buschebr bedeutet „Vater der Spanne," ein Mensch, der eine Spanne groß ist.

Der Monat December war da. Die Regenzeit wollte nicht beginnen und der Himmel war außerordentlich heiter. Nach dem öffentlichen Gebete am Freitag zog die ganze Bevölkerung aus der Stadt, der Pascha, der Kadi und die Imans aller Moscheen waren an der Spitze. Die Besatzung folgte mit Sack und Pack und stellte sich bei dem Brunnen von Sung-ettelate in Schlachtordnung auf.

Als das Geschrei: Amin, Amin! ausgestoßen wurde, um das lange Gebet zu schließen, welches der älteste Iman mit erhobener Stimme gehalten, nahm der Generalgouverneur eine Erdhacke und begann von dem Brunnen nach dem Meere hin eine Furche zu ziehen. Freiwillig nahm die ganze Bevölkerung hieran Theil und in kurzer Zeit war ein Graben vollendet. Darauf warfen die Marabuts siebenzig Lederschläuche, deren jeder genau tausend kleine Steinchen enthielt, in den Brunnen und suchten nun das Wasser in den Graben zu lenken, der bald zu einem kleinen Bach anschwoll. Zugleich umringte ein Trupp Kinder den Kadi und bewarf ihn mit Sand und Kies, bis dieser ehrwürdige Beamte, seines Turbans beraubt und barfüßig, die Flucht nach der Stadt nahm. Um das Zauberwerk zu vollenden, setzten sich nach der Flucht des Kadi die Truppen in Bewegung, marschirten bis an die Knie in's Meer und wateten, solchergestalt exercirend, den Strand entlang. Diese ganze Ceremonie sollte dazu dienen, den Regen herbei zu locken. Aber

der Regen kam nicht; einen Tag, zwei, drei, wartete man. Erst nach einer Woche erhob sich der Westwind, große graue Wolken ballten sich zusammen, die himmlischen Schleusen öffneten sich und überschwemmten das Land. Es war dies die Wirkung der 70,000 Steine. Zweifel ist nicht erlaubt.

Zwischen dem Dschebel Gharian und dem Ufer des Meeres lag einst eine üppige Weidegegend, welche viele Menschen und Heerden ernährte. Aber der wasserspendende Fluß verschwand und an die Stelle des glücklichen Landes trat eine dürre Wüste. Wie dies kam, das erfahren wir aus der Geschichte von dem schönen fremden Mädchen und dem großen schwarzen Fisch.

Eines Tags erschien an der Küste ein schönes Mädchen auf einem großen schwarzen Fische. Es war mit Gold und Geschmeide bedeckt, wie eine Verlobte, die den Bräutigam erwartet. Aber der Anblick der Menschen erschreckte die Jungfrau, und deshalb blieb sie in einiger Entfernung vom Ufer, schaukelte sich auf den Wellen und machte bei der leisesten Annäherung Miene, sich zu entfernen. Die Erzählung dieses Wunders ging bald durch das ganze Land und der Sohn des Sultans stieg selbst vom Ghariangebirge herab, um das Mädchen anzuschauen. Vor ihm war die Seejungfer weniger schüchtern, antwortete auf seine Fragen und erzählte, daß sie von einer Insel Namens Malta stamme. Sie willigte auch ein, näher an das Land zu kommen, beschwor aber den Prinzen, die Pflichten der Gastfreundschaft zu beobachten. Sie lenkte also ihren Fisch in eine Flußmündung, um zu landen. Doch kaum war sie im Flusse, als man ihr durch ein Seil den Rückzug zum Meere abschnitt. Bestürzt schwamm sie den Fluß aufwärts, verfolgt von den treulosen Menschen. Am eifrigsten zeigte sich dabei der Sohn des Sultans, uneingedenk seines Versprechens. Vergebens erinnerte sie ihn an seinen Schwur und bat ihn, ihr Vertrauen nicht zu täuschen; vergebens drohte sie ihm mit der Strafe Gottes; er ließ nicht ab. Flüchtig langte sie endlich am Fuße des Gebirges an, wo die Quelle des Flusses lag und schon wollte man sie ergreifen, als sich ein Abgrund unter ihr öffnete, in dem sie sammt den Wassern des Flusses verschwand, die sie unter der Erde zum Meere zurückführten. Der Abgrund schloß sich über ihr; aber die Wasser kehrten nicht wieder bis zum heutigen Tage.

Die Bestürzung unter der Bevölkerung war groß, als das Bett des fruchtbringenden Flusses trocken blieb, die Bäume und Blumen hinwelkten und an die Stelle des guten Bodens gelber Sand trat. Der Fluß war trotz aller Nachforschungen nicht wieder zu finden. Da entschlossen sich dann eine Anzahl Gebirgsbewohner von Tarhauna nach Malta zu wandern, um dort die Verzeihung der Meerjungfrau und mit derselben die Wiederkehr des Flusses zu erlangen. Sie gingen und kamen nie wieder heim.

Aus dieser phantastischen Erzählung ließe sich der Schluß ziehen, daß bei Tripolis ein unterirdischer See sich befindet und daß die Insel Malta einst von Leuten aus den Tarhaunabergen bevölkert war, die durch mehrere trockene Jahre und Mißernten aus ihrer Heimath vertrieben wurden.

Mongkut, König von Siam.

Alle Länder im fernen Orient haben vollauf Ursache gehabt, sich über die Berührung mit den Europäern zu beklagen. Wie blutig die Engländer in Indien zu Werke gehen, weiß Jedermann; Birma ist von ihnen zerstückelt worden, China binnen zwanzig Jahren dreimal mit Krieg überzogen, dem Könige von Annam oder Cochinchina sind die Franzosen und Spanier in's Land gerückt und Japan hat das Benehmen der Fremden nicht zu loben.

Nur ein einziges von jenen Ländern ist seither von den Fremden nicht mißhandelt worden: das Königreich Siam. Mit ihm stehen Europäer und Nordamerikaner in freundlichem Einvernehmen, das Land ist dem Handel eröffnet und der Herrscher hat Gesandtschaften an europäische Höfe geschickt. Im Jahre 1857 erschienen seine Vertreter in London, 1861 in Paris und Rom; alle, die mit ihm in Berührung kamen, sind seines Lobes voll.

Siam liegt in Hinterindien zwischen Barma und Cochinchina, an dem nach ihm benannten Meerbusen, unweit der großen Fahrbahn von und nach China und ist ein Nachbar des indischen Archipelagus. Sein großer Reichthum an werthvollen Erzeugnissen zieht die fremden Kaufleute an, und der König, welcher sie als willkommene Gäste betrachtet, läßt ihnen Schutz angedeihen. Er rühmt sich, ein Freund der Abendländer zu sein, und bis jetzt hat er durch die That bewiesen, daß er es ehrlich meine.

König Mongkut ist eine Erscheinung, wie die Welt sie noch nicht gesehen hat, ein Despot, ehemals Mönch und nun ein „philosophischer" Monarch, und in religiösen Dingen so duldsam und mild, daß man in manchen Staaten Europa's sich ihn billig zum Muster nehmen könnte. Protestantische und römisch-katholische Missionäre, welche einander befehden, sind doch einstimmig in der Anerkennung dieses buddhistischen „Heiden", der Alle mit gleichem Wohlwollen behandelt, und ihnen die Pforten seines Reiches geöffnet hat, damit sie ihre Lehren verkünden, wie es ihnen beliebt. Er hat ihnen gesagt, daß es ihm Freude mache, wenn die Bonzen seines Landes sich mit den Priestern aus Europa in wissenschaftliche Erörterungen und Streitigkeiten einlassen; der wohlwollende Monarch fügte aber zugleich bei, es sei den weißen wie den weizengelben Geistlichen wohl zu rathen, dabei die Liebe walten und, wie er sich ausdrückte, das odium theologicum nicht hervortreten zu lassen.

Denn Mongkut versteht nicht blos sehr gut die englische Sprache, sondern auch Lateinisch. Er unterzeichnet sich in seinem Briefwechsel mit Europäern als Rex Siamensium; er liest den Tacitus, Virgilius und Horatius in der Ursprache und kennt die Geschichte des Abendlandes in ihrem Zusammenhange von den Zeiten des Alterthums bis heute. Er besitzt lateinische und englische Bibelausgaben, auch kirchliche Bücher in Menge, denn die Missionäre lassen es ihm daran nicht fehlen; Londoner Zeitungen nimmt er täglich zur Hand. Mit einem Worte, der König von Siam ist ein wissenschaftlich gebildeter Mann und mit dem Ideengange der abendländischen Kulturvölker vertraut. Das war bis jetzt unerhört auf einem Thron im fernen Morgenlande. Aber daneben ist er auch ein orientalischer Despot, der eine unbegränzte Vollgewalt ausübt, und wird als Träger der Krone und Inhaber der höchsten Würde wie ein Gott verehrt. Alles liegt vor ihm auf den Knieen. Darin steckt ein schroffer Gegensatz, welchen der König selber wohl begreift und über welchen er sich mehr als einmal gegen Europäer ausgesprochen hat. Er bemerkte, daß er die Siamesen nicht anders machen könne als sie seien; die herkömmliche Ordnung dürfe er um so weniger über den Haufen werfen, weil die Gemü-

ther darauf gar nicht vorbereitet seien. Abendländische Begriffe von königlicher Amtsgewalt und Bürgerfreiheit lägen den Ostasiaten, also auch seinen Unterthanen, ganz fern und sie hätten dafür gar keinen Begriff. Er aber wolle seine irdische Allmacht mild, gnädig und gerecht walten lassen.

Der König war fast ein Vierteljahrhundert Mönch, ein Bonze, oder wie wir Europäer diese siamesischen Geistlichen nennen, ein Talapoine (nach dem Schirm, welcher aus den Blättern der Talapatpalme bereitet wird und welchen die Bonzen zu tragen pflegen). In Siam nennt das Volk die Geistlichen Phra, d. h. Große. Deswegen führt auch der König dieses Wort in einem langen Titel, welcher also lautet: „Phra Bard Somdetsch Phra Paramendr Maha Mongkut Phra Chau Klau Chau thu hua."

Mongkut, König von Siam.

Den Thron bestieg der merkwürdige Mann im Jahre 1851; bis dahin hatte er in der Einsamkeit eines buddhistischen Wat, das heißt eines Klosters, gelebt und eifrig den Studien obgelegen. Er las viele Sanskritwerke und die heiligen Bücher der Buddhisten. Als katholische Sendboten, insbesondere auch der vortreffliche Bischof Paillegoix, ihn in seiner Zelle besuchten, nahm er sie freundlich auf, trat mit ihnen in engen Verkehr und lernte zunächst Lateinisch. Nicht minder zuvorkommend war er gegen die protestantischen Missionäre aus Amerika, welche ihn im Englischen unterrichteten, dessen er, wie schon bemerkt, längst vollkommen mächtig ist. Er besaß schon als Mönch eine große Bibliothek, mathematische und physikalische Werkzeuge und ein chemisches Laboratorium, auch liebt er die Musik und spielt Klavier. In Betreff seiner theologischen Richtung ist er Reformator; aber er war schon im Kloster Führer einer Partei unter den Bonzen, welche dahin trachtete, eine Menge von Mißbräuchen abzuschaffen, welche sich nach und nach in Lehre und Kultus eingeschlichen haben.

Das gegenwärtige Herrscherhaus in Siam gelangte 1782 in Folge einer Umwälzung auf den Thron. Damals hatte ein von Wahnsinn heimgesuchter König denselben inne. Volk und Adel erhoben sich, setzten ihn ab und wählten Mongkuts Großvater, welcher damals Oberbefehlshaber des Heeres war. Er regierte neun und zwanzig Jahre, sein Sohn und Nachfolger dreizehn Jahre. Dieser hinterließ zwei Söhne, welche ihm die Oberkönigin geboren hatte; sie steht über allen andern Frauen des Monarchen und hat den Vorrang. Diese beiden Söhne waren Chau Fa Mongkut, der am 18. October 1804 geboren ist, und Chau Fa Noi. Eine Frau zweiten Ranges hatte den Prinzen Kromkluat geboren und diesem spielten die angesehensten Edelleute und Würdenträger die Krone in die Hand. Mongkut wurde übergangen. Der König hat nämlich ein Recht, seinen Nachfolger zu ernennen. Ein anderer orientalischer Prinz würde vielleicht zu den Waffen gegriffen und Krieg begonnen haben, aber Mongkut wollte kein Blut vergießen. Deshalb ging er in ein Kloster, blieb in demselben sieben und zwanzig Jahre lang, studirte und betrieb das Buchdrucken als eine Lieblingsbeschäftigung.

Erst nachdem der Usurpator Kromkluat, der sich, wie König Salomo der „Weise", mit einem Harem von siebenhundert Weibern begnügte, 1851 mit Tod abging, trat Mongkut aus dem Dunkel seiner Klosterzelle hervor. Die Edelleute hatten sich ihrer Pflicht erinnert. Am 18. März bestieg er den Thron und erhob seinen Bruder Noi zur Würde eines Waugna, das heißt jüngern Königs. Diese Einrichtung eines Nebenkönigs kennt man nur in Siam, sie kommt in keinem andern Lande derartig vor. Der zweite König hat eine untergeordnete Gewalt, eine „reflectirte Autorität", wie ein Missionär sich ausdrückt, bezieht ein Drittel der Reichseinkünfte und hat zweitausend Soldaten unter seinem Befehl. Noi starb 1858; er war, gleich seinem Bruder, ein sehr gebildeter Mann, sprach und schrieb Englisch und lebte wie ein Abendländer. Die von ihm nachgelassene Bibliothek und seine Gemäldesammlung sind sehr werthvoll. Der jüngere König ist, gleich

dem höchsten Monarchen, von Zeichen der Hoheit und Würde umgeben, hat seine Minister und wird vom Oberkönig in allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe gezogen.

In Mongkuts Palast zu Bangkok herrscht noch der alte, sprüchwörtlich gewordene Glanz und Pomp orientalischer Könige. Die weißen Mauern, von welchen die, man kann wohl sagen Palaststadt umzogen ist, kann man in einer halben Stunde kaum umgehen. Innerhalb derselben erheben sich viele schöne Gebäude, Tempelhallen, in welchen Behörden Sitzung halten, Kasernen und Häuser für den Aufenthalt der Thiere, sowohl des berühmten weißen Königselephanten, als auch der Kriegselephanten. Die Wohnungen für die königlichen Frauen bilden eine besondere Abtheilung. Ueberall sind die weiten Hofräume mit Granit- oder Marmorplatten belegt und inmitten des größten Hofes erhebt sich der Mahaprasat, die längliche Audienzhalle, in welcher der König Fremde, namentlich Gesandte, empfängt. Sie ist mit verglasten Ziegeln gedeckt, über welchen sich ein schlanker Thurm erhebt. An den Säulen hängen Bilder, z. B. des Papstes Pius des Neunten, der Königin von England, des Präsidenten der Vereinigten Staaten und jenes des nun verstorbenen Kaisers von China, Hien fung. In dieser Halle wird die Leiche des Königs ein ganzes Jahr lang in einer goldnen Urne aufbewahrt; dann verbrennt man sie und setzt sie in dem Palaste bei, welcher die Gräber der Monarchen umschließt. In jener Halle predigen auch die Talapoinen vor den Frauen des Königs.

Ein Siamesischer Prinz.

Wir wollen das Ceremoniel des siamesischen Hofes schildern. Der Thron steht auf einem zwölf Fuß hohen Gerüste und der König läßt den vor ihm befindlichen Vorhang herabziehen, wenn er sichtbar werden will. In der Halle sind die Angehörigen der königlichen Familie und die Würdenträger je nach ihrem Rang in Gruppen geordnet. Musik verkündet, daß der Herrscher nahe. Sofort werfen sich alle Anwesenden platt auf den Boden. Zunächst dem Throne strecken sich zur Rechten und zur Linken in zwei Abtheilungen die Prinzen von Geblüt platt hin; neben ihnen, aber nach rückwärts zu, die Minister. Den Rang eines jeden Würdenträgers erkennt man daran, wie nahe beim Throne oder wie weit von demselben Jemand sich auf die Erde legen kann. Alles ist sklavische Wegwerfung, Erniedrigung und gänzliche Unterwürfigkeit.

Unweit von der großen Halle führen Stufen zu einem Gerüst, auf welchem gleichfalls ein Thron steht. Dort giebt der König fast alltäglich Gehör, und manchmal liegen mehr als einhundert Edelleute platt auf dem Boden umher. Wer etwas mitzutheilen oder eine Gnade zu erbitten hat, theilt sein Anliegen einem Hofedelmanne mit. Dieser kriecht auf allen Vieren zum Thron hinan, darf aber dabei seine Hände nicht über die Köpfe der anderen umherliegenden Edelleute emporheben; das wäre ein entsetzlicher Verstoß gegen die Hofetikette! Alles was der König schreibt, wird in ein goldnes Gefäß gelegt.

An den Eingängen zu den verschiedenen Abtheilungen des Palastes erheben sich gewaltige Granitsäulen, die aus China gekommen sind, und bilden allerlei phantastische Gestalten: Riesen, Drachen, Vögel mit Menschenköpfen und allerlei andere Ungeheuer. Das Lusthaus des Königs ist ganz europäisch eingerichtet; über der Thür stehen mit lateinischen Buchstaben die Worte: Royal pleasure; dasselbe bedeutet auch eine Aufschrift in Sanskritbuchstaben. Aus dem großen Büchersaale tritt der König auf einen Söller, um den Vorstellungen der Schauspieler und Tänzer zuzuschauen.

Daß die Frauengemächer keinen geringen Raum einnehmen, finden wir glaubhaft, weil Seine Majestät allein sechshundert Gemahlinnen und Nebenfrauen unterhalten, während die Gesammtzahl der innerhalb der Palastmauern wohnenden Schönen auf etwa dreitausend angegeben wird. Die Gemächer der Gemahlinnen sind glänzend ausgestattet, auch mangeln schöne Gärten nicht, und diese werden um so höher geschätzt, da im Uebrigen die königlichen Damen von dem Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen sind.

Auch Gerichtshöfe, Schauplätze für das Volk, ein Zeughaus und eine Waffenschmiede befinden sich innerhalb der Palastmauern. Der weiße Königselephant hat seinen besondern Stallpalast und seine Dienerschaft, welche ihm die Fliegen abwehrt, ein mit Blumen bestreutes Lager bereitet, die Delikatessen als Futter reicht und für ihn Musik macht.

Siam hat fünf Rangstufen von Mandarinen, die aber wieder in eine große Zahl von Unterabtheilungen zerfallen und denen ein strenges Ceremoniel vorgeschrieben ist. Unsere Abbildungen zeigen einen Mandarinen in gewöhnlicher Tracht und einen Prinzen des königlichen Hauses in Staatstracht.

Weiter oben führten wir einen Titel des Königs an. Das

war aber nur der kleine, denn er hat noch einen größern, welcher folgendermaßen lautet: Phra bat somdet — Phra borom nithara — Maha makut — Thephajaphong — Wongsaditsaro krasat — Nikarodom borom — Maha schakraphatiraxa — Borom tham mamika — Maha raxathirat — Phra, schom klao in sua. Das heißt: die göttlichen Füße, Excellenz — der Erhabene, Vollkommene, Höchste — die große Krone — welche abstammt von den Engeln — des erlauchtesten Herrschergeschlechts — der großen und mächtigen Könige — der da hat die vollkommene Gerechtigkeit — der große Kaiser — der erhabene Gipfel, welcher herrscht.

Wir finden in dem Werke des Bischofs Paillegoix (Description du Royaume Thaï ou Siam, Paris 1854, Tome II. p. 261 sqq.) eine Beschreibung der Krönung des Königs, welche wir mittheilen, weil sie den asiatischen Pomp veranschaulicht. Nach dem Tode des „befehlenden Gipfels" tritt der neue „Gebieter der Welt" die Regierung an. Man führt ihn in den Palast ein und dort ist es seine erste Pflicht, die Leiche des Verstorbenen zu waschen. Dann leisten alle Prinzen und Würdenträger ihm den Eid der Treue, der auf das Haupt eines jeden Verräthers entsetzliche Flüche herabruft. Alle Anwesenden trinken das von den Bonzen geweihete Wasser aus einer goldenen Schale, nachdem des Königs Schwert in dasselbe eingetaucht worden ist. Alle Häuser in der Hauptstadt Bangkok sind mit Laternen geschmückt, in den Straßen tausende von Altären mit Blumen verziert und mit Seidenzeug überdeckt; brennende Wachskerzen stehen vor Spiegeln, Räucherwerk duftet empor und Alles jubelt. Die Hofastrologen schreiben den Namen des Königs auf eine mit wohlriechenden Flüssigkeiten übergossene Platte von Gold, die zusammengelegt und in ein goldnes Rohr gethan wird, welches man in einem silbernen Kasten verwahrt. Neun Mandarinen, deren jeder einen Leuchter mit drei Kerzen in der Hand hält, gehen neunmal um den Kasten herum, die Bonzen und Sterndeuter blasen auf Muschelhörnern, schlagen auf Trommeln und Kesselpauken. Damit geben sie das Zeichen für den Herrscher. Er kommt, tritt in die Halle, vertheilt an einhundert Bonzen gelbe Gewänder und reicht dem Oberpriester eine brennende Kerze. Dann trägt man ein Idol, die Göttin des Sieges, herein. Nachdem der König vor ihr seine Andacht verrichtet, umgürtet er sich mit einem goldgestickten weißseidenen Tuche und besteigt dann erst den Thron. Nachdem zwei Prinzen ihn mit Weihwasser besprengt haben, wäscht er sich die Hände und vertauscht den weißen Gürtel mit einem gelben. Dabei werden die Muscheltrompeten unaufhörlich geblasen.

Ein Siamesischer Mandarin.

Der König begiebt sich in eine andere Halle und besteigt den achteckigen Thron, welcher unter einem pagodenartigen, in sieben verjüngten Absätzen emporsteigenden, Schirmdache steht. Dieser Schirm ist der Savetraxat, das höchste Sinnbild des Königthums. Der Herrscher nimmt Platz und wendet sein Antlitz gen Osten; in ehrerbietiger Entfernung sitzen acht Priester um den Thron herum. Der, welcher dem Herrscher gerade gegenüber sitzt, spricht den Segen und gießt dem Könige Weihwasser in die Hand. Einen Theil desselben trinkt dieser, mit dem übrigen wäscht er sich das Gesicht, und diese Feierlichkeit wird an den sieben anderen Ecken des Thrones wiederholt. Der König besteigt dann ein viereckiges Throngerüst und setzt sich, diesmal das Gesicht nach Norden richtend, auf einen goldnen Löwen. Ein alter Priester singt den Segen, wirft sich zu Boden und überantwortet Volk und Land dem neuen Gebieter. Diesem reicht ein Page einen Savetraxat, ein anderer händigt ihm die erwähnte goldne Platte mit dem Namenszug ein, andere Würdenträger bringen die Krone, ein mit Diamanten besetztes Halsband, den Königsstab und das Schwert. Auch reicht man ihm acht Kriegswaffen, nämlich Lanze, Wurfspeer, Bogen, Schwert, Dolch, Schwertstab und Muskete.

Jetzt darf er reden. Er steht auf und verkündet mit lauter Stimme, daß er seinen Unterthanen erlaube, Bäume und Pflanzen, Wasser und Steine zu benutzen. Ein Mandarin entgegnet: „Deine Diener nehmen entgegen die vortrefflichen Befehle ihres Gebieters, dessen Stimme so majestätisch klingt wie des Löwen Gebrüll." Der König streuet Blumen von Gold und Silber unter das Volk aus und gießt Wasser auf den Boden, damit Alles, was auf Erden wächst und lebt, gesegnet werde. Die Priester machen tosenden Lärm mit Tamtams und Kesselpauken, Muscheltrompeten und anderen Instrumenten.

Die große Audienzhalle, wohin der König sich nun begiebt, ist mit einem von Edelsteinen und Diamanten funkelnden Teppich belegt. Die Bonzen murmeln Gebete, die Musik erschallt. Der höchste Edelmann kriecht auf allen Vieren zum König hinan und bringt die Huldigung der Edelleute dar. „Wir beugen unsere Häupter vor den geheiligten Füßen deiner Majestät, unserer Zuflucht, welche den diamantgeschmückten Thron bestiegen hat und mit uneingeschränkter Gewalt bekleidet ist; der da sitzt unter dem Savetraxat, welcher ein Schrecken ist unserer Feinde und dessen Name geschrieben steht auf der Goldplatte." Der König entgegnet, daß Jeder ihm ohne Furcht nahen könne. Die Minister treten vor. Einer erklärt, daß er dem Gebieter Schiffe, Zeughäuser und Soldaten überantworte; ein anderer überliefert

die Elephanten, Rosse und Städte, ein dritter die Paläste mit Allem was darin ist, ein Vierter die Hauptstadt, ein fünfter alle Felder und Ernten, ein sechster die Schatzkammer. Nun erst darf der König sich in die inneren Gemächer zurückziehen, wo er Erfrischungen nimmt und, während er in einem Palankin in den Tempel des smaragdenen Buddhabildes getragen wird, Geld unter das Volk austheilt.

Der mächtige König ist Herr über Leben und Tod, sein Wort gilt Alles; aber dieser vom Volke wie ein Gott gefürchtete Despot ist doch seinerseits ein willenloser Sklave des — Herkommens! Er, für seine Person, darf sich nicht etwa frei bewegen, kann nicht thun was ihm gefällt, denn Vorschriften, denen er gehorchen muß, binden ihn wie eiserne Fesseln. Der Despot ist einem strengen Despotismus unterworfen; Ueberlieferung, Dogmen und Vorschriften der heiligen Bücher sind seine Gebieter. Er muß sich nach der Phraraxamonthiraban richten und diese Norm schreibt ihm vor: wann er aufhören muß zu schlafen, wann er aufstehen soll, baden darf oder muß, und Almosen zu spenden hat; ferner: zu welcher Stunde er Fürsten u. Edelleuten Gehör ertheilen, Staatsgeschäfte erledigen, studiren, Nahrung zu sich nehmen oder seine Frauen sehen darf. Er ist in einem Käfiche von Vorschriften gefangen, aber in allen Dingen, über welche diese keine Bestimmung enthalten, gilt sein Wille unbedingt.

Tempel mit den Graburnen der Könige von Siam.

Wir sagten oben, daß König Mongkut ein duldsamer Mann sei. Dafür giebt auch ein Schreiben Zeugniß, welches dieser Buddhist durch zwei, vom Bischof Paillegoix nach Rom geleitete Siamesen dem Papst am 10. Novbr. 1852 überreichen ließ. In demselben heißt es: „Ich habe noch keinen Glauben an Christus, ich bin ein frommer Anhänger des Buddhismus, aber ich halte mich nur an die Philosophie dieser Religion, welche durch so ungeheuerliche und abgeschmackte Fabeln entstellt worden ist, daß sie einmal völlig aus der Welt verschwinden muß. Deine Heiligkeit kann sich fest versichert halten, daß unter meiner Regierung die Christen nicht verfolgt werden und die römisch-katholischen, welche ich unter meinen besondern Schutz nehme, zu keiner abergläubigen Feierlichkeit, welche ihrer Religion zuwider ist, sich herbei zu lassen brauchen. Ich habe den Bischof von Mallos (Paillegoix) beauftragt, das Deiner Heiligkeit zu erklären."

Auch durch Sir John Bowring haben wir interessante Nachrichten über König Mongkut erhalten (The kingdom and people of Siam, London 1857), aber eine viel gründlichere Darstellung dürfen wir wohl gelegentlich von unserem Landsmanne Robert Schomburgk erwarten, der schon seit Jahren als englischer Generalkonsul in Siam lebt und manchmal Berichte im Londoner Athenäum veröffentlicht. Neulich hat er (Nummer v. 5. October in einem Briefe aus Bangkok vom 20. Juli) die Gebräuche geschildert, welche das Volk bei einer Mondfinsterniß beobachtet. Als die Scheibe am Himmel sich verfinsterte, entstand eine ungeheure Aufregung, ein fürchterlicher Lärm. Die Siamesen wollten den großen Drachen verscheuchen, welcher einen Angriff auf den Mond machte. Sie schlugen auf Metallscheiben und Kesselpauken, bliesen auf den Muschelhörnern, schrien und feuerten Musketen ab. Als ein europäischer Schiffskapitän Raketen gegen den Mond aufsteigen ließ, war der Jubel groß. Die Hofastrologen berechnen ganz einfach mit Hülfe der vier Species den Eintritt von Sonnen- und Mondfinsternissen sehr genau im Voraus. Als der Komet erschien, erließ König Mongkut eine Erläuterung über diese Himmelserscheinung und eine Mahnung an das Volk; er sagt unter Anderem: „Krieg kommt nur, weil die Menschen daran schuld sind, die Kometen haben mit denselben nichts zu schaffen, sie sind auch nicht an Seuchen schuld. Wer sich vor den Blattern fürchtet, soll zu den beauftragten Aerzten gehen und sich impfen lassen."

Die Hauptstadt des Königs ist Bangkok, das jetzt schon zu einem der wichtigsten Handelshäfen im fernen Osten

sich emporgehoben. Denn Mongkut hat das Land den Fremden geöffnet, mit mehreren Staaten Verträge abgeschlossen, die frühern Monopole abgeschafft und mäßige Zölle auferlegt. Seit Jahren laufen hunderte von europäischen Fahrzeugen, auch deutsche, welche Reis holen, dort ein. Bangkok liegt einige Stunden oberhalb der Mündung des Menam in den Busen von Siam. Dieser Strom, gleichsam die Lebensader für das Land, ist in seinem untern Laufe zu beiden Seiten mit herrlichen Wäldern umgeben. Aus dem Gewirr grüner saftiger Zweige und Blätter lugen tropische Früchte hervor und in ungeheurer Menge flattern Vögel umher. Selbst auf den Sandbänken ist Leben, denn ein beidlebiger Fisch taucht aus dem Wasser hervor, bewegt sich über den festen Boden hin und verschwindet dann im Gestrüppwald. Hunderte und tausende von Booten fahren stroman und flußab, manche hoch beladen mit den vielfach benutzten Blättern der Atappalme. Am Ufer liegen Bambushütten zerstreut, auf dem Wasser chinesische schwimmende Häuser mit Schildern und Inschriften auf scharlachrothem Papier. Eine Strecke landeinwärts ragen Tempel empor. Vor denselben gehen oder sitzen Priester in gelben Gewändern, mit kahlgeschorenem Haupte und mit dem Fächer in der Hand. Je näher man der Stadt kommt, um so geräuschvoller und lebhafter wird das Ganze. Tempelpyramiden, Kuppeln und Gärten steigen über Wald und Gärten empor, über dem Grün blitzen die buntfarbigen Dächer. Festungswerke, weiße Mauern mit Schießlöchern beherrschen den Strom, an dessen beiden Seiten eine Reihe schwimmender Bazare liegt und viele hunderte von Häusern auf Pfählen sich erheben. In Bangkok sind Strom und Kanäle, meist die Straßen, Hauptverkehrswege und das Boot ist wie Droschke oder Omnibus. Aber was der Stadt ein besonders eigenthümliches Gepräge giebt, das sind die vielen reichen, glänzend geschmückten Buddhatempel und Tempelklöster. Sie sind so eigenthümlich gebaut, daß Bowring darauf verzichtete, sie zu beschreiben. Im Phra Chu Pon Tempel liegt eine Statue des ruhenden Buddha aus Backsteinen, 165 Fuß lang und mit dicken Goldplatten überzogen. In den Corridoren dieses einen Tempels haben die Missionäre mehr als neunhundert reich vergoldete Buddhabilder gezählt. Paillegoix, der so viele Jahre an Ort und Stelle lebte, erklärt, daß man in Europa sich von der Pracht der buddhistischen Tempel in Siam gar keinen Begriff machen könne.

In dieser phantastischen Hauptstadt Bangkok herrscht der philosophische Mongkut, Rex Siamensium.

Hermann Allmers über die Marschen der Weser und Elbe.

I.

Hermann Allmers, der Vogt von Rechtenfleth. — Die Marschen an Weser und Elbe. — Gegensatz von Marsch und Geest. — Platen und Sande im Strome. — Wurthen. — Schlengen. — Die Deiche; deren Bärme und Bestickung. — Spatenrecht. — Deichordnungen und Deichschau. — Sturmfluthen. — Deichbrüche. — Der Marschbewohner im Kampfe mit den Fluthen.

Nicht viele jener Reisenden, welche alljährlich von Bremen auf der Weser, von Hamburg auf der Elbe hinabfahren, haben Kunde von den Eigenthümlichkeiten des Landes, welches diese beiden Ströme von einander trennt. Die Gegend erscheint in der That „trostlos und langweilig", man sieht nur Wasser und grüne Ufer, die weiter abwärts in Nebel verschwimmen oder sich dem Blicke völlig entziehen; man sehnt sich, sobald als möglich nach Norderney oder Helgoland zu kommen.

Und doch übt gerade dieses Land mit seinen Marschen, Mooren und Haiden auf den, welcher es einmal kennt, eine mächtige Anziehungskraft aus, schon wegen des schroffen Gegensatzes, welchen es zu den fruchtbaren Ebenen des südlichen Niedersachsens, zu den Regionen der Mittelgebirge oder gar zu den Hochalpen bildet. Dort unten, im Ebbe- und Fluthgebiete jener Ströme und am flachen Meeresgestade, ist Alles ganz anders gestaltet; selbst die Luft trägt einen Charakter, der ihr im Binnenlande fehlt, Pflanzenwuchs und Thierleben sind eigenartig, und ganz eigenartig ist auch das Leben und Treiben der Menschen. Von alle dem wissen die draußen Wohnenden nicht viel; höchstens haben sie vernommen, daß die Marschen fruchtbar und die Bauern reich sind, daß aus jenen Gegenden unsere herrliche Kauffahrtei-, leider noch nicht deutsche Kriegs-, Flotte viele ihrer Matrosen erhält, Bursche so ruhig, voll Muth und Ausdauer, wie jemals auf dem Salzwasser gefahren sind. Auch steht in den Lehrbüchern der Geschichte, daß im Mittelalter die wackeren Stedinger-Bauern einen Heldenkampf gegen Ritter und Erzbischöfe gekämpft haben, welcher sich mit den Großthaten der Begleiter des Leonidas bei den Thermopylen vollauf messen kann. Sodann hat man vernommen, daß in jenen Marschen Leute friesischer Abstammung wohnen, und in den höher liegenden Theilen, der Geest, der niedersächsische Stamm vorwaltet.

Aber, wie schon bemerkt, wie Viele wissen Näheres über das Natur- und Volksleben jener Gegenden in unserm deutschen Norden, wer durchwandert ein flaches Land, dem die Anmuth jener landschaftlichen Reize, welche wir im Gebirge finden, durchaus mangelt? Wer zum Vergnügen Wanderungen macht, geht lieber in den Harz oder nach Thüringen, an den Rhein und in die Alpen.

Aber auch die Marschgegenden verdienen unsere Aufmerksamkeit und Theilnahme in hohem Grade. Der Altvater Goethe hat das schon vor länger als einem halben Jahrhundert vortrefflich ausgesprochen. Er sagt von den Friesen:

> Und dieses Leben sollt ihr billig kennen,
> Das Land wohl kennen, dem es angehört,
> Das immerdar, in seiner Fluren Mitte,
> Den deutschen Biedersinn, die eigne Sitte,
> Der edeln Freiheit längsten Sproß genährt;
> Das meerentrungne Land, voll Gärten, Wiesen,
> Den reichen Wohnsitz dieser tapfern Friesen.

So kennzeichnet er mit wenigen Worten Land und Leute der Marschgegenden, über welche wir durch Hermann Allmers ausführliche Kunde erhalten.

Wer ist Hermann Allmers? Am rechten Ufer der Unterweser, einige Meilen oberhalb Bremerhavens, liegt in der Osterstader Marsch hinter hohen Deichen das Dorf Rechtenfleth. Dort wohnt der Vogt Hermann Allmers, ein Mann von alter friesischer Abstammung, auf dem von den Vätern ererbten Hofe. Er mag jetzt in der Mitte der dreißiger Jahre stehen, ist mit Glücksgütern gesegnet und hat das Vertrauen seiner Mitbürger, die ihn zum bremischen Provinziallandtage nach Stade gesandt haben. Mit Stolz

kann er sich einen Bauer nennen und thut es auch, und es ist ein Glück für unser Deutschland, daß wir auch solche „Bauern" haben. Allmers ist mit Vorliebe Landwirth und pflegt seinen Viehstand, er hängt an seinem alten Erbe mit Freude und Stolz und möchte es mit keinem andern vertauschen. Er freuet sich seiner Heerden, ist aber auch emsig beflissen, seine nächste Umgebung zu bilden und zu veredeln. Er hat in seiner Gegend die Liebe zum Volksgesange geweckt und sorgt für Verbreitung guter Bücher. Wenn an langen Winterabenden die Fluth gegen die Deiche brandet und der Sturm tobt, sitzt Allmers wohl inmitten seiner Nachbarn und erzählt von seinen Wanderungen, oder er liest daheim die Nibelungen oder Dante in der Ursprache. Er ist kein „lateinischer Bauer", sondern ein durch und durch wissenschaftlicher Mann, der seine alten Sprachen und Klassiker kennt und die neueren dazu; er hat ein gründliches Verständniß der Geschichte und Literatur, und erfreut sich an den Werken der Kunst. Der Kunst und des Alterthums wegen ist er aus seinem Marschdorfe mehr als einmal nach München und über die Alpen nach Rom gewandert. Er besuchte die großen Hauptstädte Europa's, er hat eine gediegene, feine Bildung, er ist Poet, aber er ist gern auf seinem Hofe im Marschdorfe Rechtenfleth. Bremen hat er in der Nähe, und dieses ist seine städtische Heimath, mit welcher er stets in geistigem Verkehr bleibt. Es mag hier nebenbei bemerkt werden, daß man aus manchen Bauergütern, wie die Marschen sie haben, in anderen Gauen, z. B. in Obersachsen, ein paar „Rittergüter" herausschälen könnte, ohne daß der Verlust sehr zu merken wäre; aber der Besitzer solcher Marschhöfe will eben nur Bauer sein und er hat Recht. In Allmers, der entschieden auf der Höhe unserer Zeitbildung steht und von schöner Humanität durchdrungen ist, trieb die friesische Anhänglichkeit an den heimathlichen Boden tiefe Wurzeln, aber nicht minder stark ist seine Liebe zum „großen heiligen Vaterlande"; er ist ein kerndeutscher Mann, brav, bieder und herzlich in jeder Beziehung.

Seine „liebe, gottgesegnete Heimath" hat er in einem Werke geschildert, das geradezu mustergültig genannt werden kann. Es ist das „Marschenbuch. Land- und Volksbilder aus den Marschen der Weser und Elbe. Von Hermann Allmers. Gotha 1858." Durch eine Menge ungünstiger Zufälle, insbesondere durch die Schuld eines Verlegers, der sein Geschäft einstellen mußte, wurde die ausgezeichnete Arbeit wenig bekannt. Dieser Ungunst des Geschickes wollen wir, so viel an uns liegt, entgegen zu wirken suchen, und unsere Leser werden es uns Dank wissen. Vor etwa drei Jahren sagte Allmers in einem Briefe, welchen er an den Verfasser dieser Zeilen richtete: „Ich habe diese Heimathbilder mit ganzer liebevoller Seele und Hingebung entworfen. Sah ich doch die Abfassung dieses Buches für ein Stück meiner Lebensaufgabe an; denn es galt, meine liebe, entlegene, halbvergessene Heimath den Vaterlandsgenossen im übrigen Deutschland bekannt zu machen, und ich würde unsäglich glücklich sein, wenn mein Vorhaben mit einigem Erfolge gekrönt würde."

Die Leser mögen urtheilen, ob das Streben gelungen, und ob Allmers ein Meister in geschmackvoller, klarer und schwunghafter Darstellung sei, und ob er es verstehe, die Natur nicht nur zu beobachten, sondern auch wie ein Maler zu schildern.

Zuerst entwirft er ein Bild von der Entstehung der Marschen, und zeigt, wie sich dieselben bildeten. Hier können wir ihm nicht in die Einzelnheiten folgen, so trefflich auch die Darstellung ist. Dann bemerkt er: — Es sind nicht allein Kräfte und Verhältnisse der bewußtlosen Natur, welche Land schaffen; auch der Mensch greift mit starkem Arm in die Fluth und zwingt sie, ihm Tribut zu geben. Er legt Schlengen, Stakwerke und Deiche an, er entreißt ihr, was sie entführen will, er gebietet ihr, nach seinem Willen hierhin oder dorthin zu strömen und ruft ihr oft ein kräftiges Halt entgegen. Niemand kann mit so stolzem Selbstgefühl seinen Heimathsboden besitzen, als der Marschbewohner, der ihn zum Theil geschaffen, zum Theil mühevoll errungen hat, der ihn jahraus jahrein mit ungeheurer Kraft und Ausdauer vertheidigen muß gegen die wilden, ewig nagenden, ewig wühlenden und spülenden Fluthen. Aber dieses unablässige Ringen und Kämpfen hat ihn gestählt und geweckt, wie es ihn auch erfüllt hat mit Muth und Ausdauer, Freiheitsliebe, Selbstständigkeit und innigem Heimathsgefühle.

Ueberall lehnen die Marschen sich flach an den Rand des höhern sandigen Landes, an die Geest, oder lagern sich auch zum Theil auf ihm. In den Marschen nennt man schlechtweg Alles Geest, was nicht Marsch ist. Der hohe, jetzt mit Haide, Wald oder Kornfeldern bedeckte Geestrand war einst das wirkliche Flußufer und zum Theil Dünenbildung. Deutlich sieht man noch jetzt vielen sanften, wellenförmigen Geesthügeln ihre ehemalige Dünengestalt an, und wo keine Marschen davor liegen, gehen diese am Meeresufer, z. B. in der Nähe von Cuxhaven, auch in wirkliche Dünen über. So liegen alle Marschen um die minder fruchtbare Geest wie ein grüner, üppiger Rand, in welchem die letztere mit mannigfachen Landzungen und Vorhügeln hineintritt. Vom Herzogthum Bremen hat man daher schon vor Alters gesagt, es sei wie ein schlechter, mit goldener Kante besetzter Mantel, oder wie ein magerer Pfannkuchen mit leckerem Rande. —

Bevor wir weiter gehen, wollen wir kurz die verschiedenen Marschgegenden, welche Allmers behandelt, angeben.

1. Osterstade. Ein schmaler, fünf Stunden langer Streifen am rechten Weserufer, vom Amte Blumenthal bis zum Lande Wührden, das die Nordgränze bildet und eine halbe Stunde nördlich vom kleinen Binnenflusse Drepte beginnt.

2. Das Land Wührden, ein oldenburgisches Amt, ist die kleinste und am wenigsten eigenartige aller Marschen, kaum eine Geviertmeile groß.

3. Das Vieland, gleich nördlich vom vorigen. Hier wird die Marsch sehr schmal und zieht sich bis zum Geestefluß, zwischen der Weser und dem Sandlande wie ein schmales grünes Band hin. Das altfriesische Wort Vie bedeutet einen Sumpf. Im Vielande liegen Bremerhaven und Geestemünde.

4. Das Land Wursten, die nördlichste Marsch des rechten Weserufers, völlige Seemarsch mit echter Meerstrandsflora.

5. Land Hadeln, die nördlichste Marsch am linken Elbufer. Südlich von ihm

6. das Land Kehdingen, von jenem durch den Ostefluß getrennt; es endet stromauf bei Stade an der Schwinge, welche die Gränze bezeichnet zwischen Kehdingen und

7. dem Alten Lande, das aufwärts bis Altona gegenüber reicht.

8. Das Stedinger-Land am linken Weserufer, abwärts bis zur Mündung der Hunte, und weiter nördlich

9. das Stadland und das Butjahdinger Land.

Zwischen Marsch und Geest liegt häufig ein Moorstrich, oft aber gränzen jene beiden Bodenarten so hart aneinander, daß man mit einem Fuß auf trockenem Sandboden, mit dem andern auf fettem Marschboden stehen kann. Marschland entsteht auch jetzt noch vor unseren Augen, und wir sehen Neu- und Umbildungen. Was hier ein Ufer

gewinnt, muß ein anderes verlieren, denn Ebbe und Fluth tragen den schon abgelagerten Schlamm bald hierher, bald dorthin, und es ist die Aufgabe des Menschen, das Abgesetzte festzuhalten.

Die Geest ist hoch, wellenförmig und hügelig, von Quellen und Bächen durchrieselt, mit Geröll und zum Theil mächtigen Steinblöcken bedeckt, hat Wälder und Haiden, leichten Sandboden und wird nur in der Nähe der Dörfer, welche oft stundenweit auseinander liegen, bebaut. Die Marsch dagegen bildet eine fast mit dem Meeresspiegel gleichliegende vollkommene Fläche. Sie hat keine Wälder, keine Quellen, keine Haiden, keine Sandflächen, keinen einzigen Stein, er sei denn durch Menschenhände dorthin gebracht worden. Sie ist eine einzige, weite, grüne, fruchtbare, fast baumlose Ebene. Wild wenigstens wächst kein einziger Baum; nur in den Dörfern und Gehöften und an den Wegen hat man sie gepflanzt. Aber kein Fleck ist da, der unbenutzt geblieben wäre. Wiese reiht sich an Wiese, Acker an Acker; schnurgerade Wege, Kanäle und Gräben durchschneiden nach allen Seiten das mit zahlreichen Dörfern und stattlichen Einzelgehöften besetzte Land, und endlich, was die Haupteigenthümlichkeit der Marschen ausmacht, ein hoher starker Deich, der sie in ihrer ganzen Ausdehnung umzieht, und hinter welchem sie liegen wie hinter einem Festungswall, schützt sie vor den Fluthen.

Weser und Elbe durchströmen ihr Mündungsgebiet in nicht sehr bedeutenden Krümmungen. Aber der Strom beider wird unablässig aufgehalten und verändert durch eine Menge größerer und kleinerer Inseln und Bänke, die sich selber gebildet haben. In der Weser werden diese meistens „Platen" genannt, in der Elbe heißen sie „Sande", wenn sie auch nicht aus Sand bestehen. Diese Inseln verändern fast alljährlich ihre Gestalt, reißen hier ab und setzen dort wieder an, ziehen sich hier zu einer größern zusammen und werden dort von den reißenden Fluthen in mehrere kleinere zertrümmert. Von einer Küste nagt der Strom in diesem Jahrzehnd das Land ab und schwemmt es an die andere Küste, um es vielleicht abermals nach einigen Jahren auch von dieser wieder abzureißen, wenn der Mensch mit kräftiger Hand kein Veto einlegte. Auf diese Weise findet ein ewiger Stromwechsel statt, der das Fahrwasser zu großer Unbequemlichkeit der Schiffer fast alljährlich verändert. — Der Marschbewohner zieht von diesen Inselbildungen den mannigfachsten Nutzen. Die kaum bei niedriger Ebbe frei werdenden Bänke liefern ihm Sand zu seinen Wegebauten, zu seinen Ziegelfabriken, für seine Gartenpfade, und zu noch sonstigen allerlei häuslichen und technischen Bedürfnissen. Die Sandbänke vor der Mündung bieten reiche Lager von Muscheln, aus welchen der Marschbewohner Mörtel zu seinen Häuserbauten brennt. Die Sandbank überzieht sich bald mit weißem Schlamm und wird höher und höher, so daß sie nun Plate heißt. Nach einigen Jahren treten die ersten Pflanzen auf, meistens Binsenarten (Scirpus); wird sie noch höher und fester, so stellt sich das hohe Rohr ein (Phragmites communis), für die Marschen eine hochwichtige Pflanze; nicht sowohl weil sie ein passendes Material zum Dachdecken liefert, sondern auch hauptsächlich, weil sie der beste Verbündete des Marschbewohners in seinem Kampfe mit den Fluthen ist. Das Rohr hat nämlich eine dicke, gelblich-weiße, kriechende Wurzel, deren hohle Röhren durch eine Menge Knoten in Kammern getheilt sind und nach allen Richtungen schnell wuchernd und in tausend Schlangenwindungen den Boden durchziehen. Dadurch gewinnt diese Pflanze für die Erdbildung der Marschländer eine hohe Wichtigkeit. „Packwurzeln" nennt sie trefflich bezeichnend der Marschbauer; denn kaum hat ein aufgeschwemmtes Ufer oder eine Flußinsel die nöthige Höhe, um Rohr zu tragen, so sproßt dieses auch bald reichlich hervor, seine Wurzelschlangen packen in kurzer Zeit so sehr alles Erdreich, daß dasselbe bald den spülenden Fluthen trefflich zu widerstehen vermag. Daher wartet man auch meistens nicht erst so lange, bis jenes Rohr von selbst aufwächst, sondern beeilt sich, Wurzelballen in den jungen Boden zu setzen, wohl wissend, wie vortrefflich es beisteht, denselben zu behaupten. Auch das Rohr gedeiht nur in gewisser Höhe und wenn noch die regelmäßige Fluth das Land stets überschwemmen kann. Wird nun eine Insel so hoch und so trocken, daß die gewöhnliche Fluth sie nicht mehr bespült, so wird auch das Rohr von Jahr zu Jahr feiner, kürzer und kümmerlicher, bis es endlich ganz verschwindet, um dafür einem üppigen hohen Graswuchs mit mannigfaltigen blühenden Kräutern Platz zu machen. Jetzt liefert die Insel dem Marschbewohner schon manche Fuhre duftigen Heues auf den Boden, noch später weidet er sein Vieh darauf, und zuletzt kommt er selbst, wirft einen Erdhügel, eine „Wurth" auf, welche die Fluth nicht erreichen kann, baut sich auf der Spitze des Hügels seine Wohnung und führt nun mit Weib und Kind, Gesinde und Vieh hinfort sein einsames, beschauliches Inselleben. Die größten Inseln endlich, bei denen es sich der Mühe lohnt, werden durch ordentliche hohe Deiche immer den Fluthen entzogen, wie denn z. B. die Elbinsel Wilhelmsburg, zwischen Harburg und Hamburg, ringsum bedeicht ist.

Ein Hauptmittel zur Gewinnung neuen Landes und zur Erhaltung des vorhandenen sind die Schlengen, welche man in einigen Gegenden auch als Stakwerke bezeichnet. Sie wehren die dem Ufer sich nähernde Strömung ab und leiten diese von demselben fort, damit kein Einriß erfolge, und drängen das Fahrwasser, welches durch ihre Wirkung vertieft wird, mehr nach der Mitte. Der Strom, welcher sich an ihnen bricht, lagert die Schlammtheile ab, welche er mit sich führt, und giebt auf diese Art Land her. Solcher Schlengen liegen an Elbe und Weser hunderte, aber die Anlage ist theuer und schwierig. Sie sind wichtig, weil von ihnen oft die Sicherheit von Dörfern und ganzen Landstrichen abhängt.

Hat der Marschbewohner durch die Schlengen dem Strome so viel Land abgezwungen, daß dessen Umfang mit den Eindeichungskosten in gutem Verhältnisse steht, so schreitet er zur Bedeichung desselben. Bisher hieß es Vorland, Außendeich oder Helder und konnte nur als Wiese oder Weide benutzt werden, denn der Fluß hatte bisher noch eine Art Anrecht und bedeckte das Land bei jeder hohen Fluth mit seinen Wogen; an Ackerbau war also noch nicht zu denken. Aber durch die Deiche wird es denselben entrissen und erhält nun einen ganz andern Charakter. Gräben und Kanäle durchziehen es jetzt, Weiden und Saatfelder bedecken es, eine andere Pflanzenwelt sproßt hervor; Gräser und Kräuter verdrängen die Sumpfgewächse und bald sieht man nur noch an wenigen Spuren, daß es einst aus dem nassen Elemente hervorging. Von den Deichen hängen daher alle Fruchtbarkeit und aller Wohlstand, ja das ganze Dasein der Marschen ab, und so ist es natürlich, daß man alle Aufmerksamkeit und allen Ernst und Eifer auf Tüchtigkeit und Erhaltung jener Deiche hinwendet.

Streng genommen kann der Marschbewohner nicht im Plural von seinen Deichen sprechen, da diese nur einen einzigen hohen ununterbrochenen Damm ausmachen, der sich längs dem Flusse hinzieht, die Marschländer davon trennt und sie schützend umgiebt. Die hannöverischen Weser- und Elbemarschen besitzen allein einen Deich, der, vom Osterstade bis zum Alten Lande einschließlich gerechnet, die Länge von

21 geographischen Meilen hat und nur an der äußersten Nordwestspitze im Amte „Ritzebüttel", wo die Geest unmittelbar an's Meer tritt, durch Dünen auf eine kurze Strecke unterbrochen wird; ein Werk, an dem Jahrhunderte hindurch gebaut und gebessert wurde.

Je näher man den Flußmündungen kommt, desto stärker und geböschter werden die Deiche, welche zuletzt den Namen Seedeiche führen. Indeß ist die Grenze zwischen Fluß- und Seedeichen nicht scharf bezeichnet und die einen gehen ganz allmälig in die anderen über. Die Höhe der Seedeiche steigt auch nur um wenige Fuß über die der anderen, weil ja der Wasserstand sich überall ziemlich gleich bleibt. Durchschnittlich ist die Höhe sämmtlicher Deiche vom Boden an gerechnet zwischen 15 bis 30 Fuß schwankend, ihre Stärke dagegen beträgt bei der Mündung mehr als das Doppelte.

Die innere Seitenwand der Deiche ist überall ziemlich steil, die äußere hinwieder in einer sanften Schrägung aufsteigend. Diese Schrägung, Böschung oder Dossirung genannt, wird nach der Strecke, in der sie zu einer gewissen Höhe aufsteigt, bestimmt. So sagt man z. B., ein Deich habe eine dreifüßige Dossirung, wenn seine Seitenlinie auf einer Strecke von drei Fuß um einen Fuß ansteigt.

Der Fuß des Deiches, oder vielmehr die letzte Fortsetzung der Dossirung, wird die Bärme genannt. Die obere Deichfläche, welche durchschnittlich 6 bis 12 Fuß Breite hat, und, um dem Regenwasser Abfluß zu gewähren, oft etwas convex gebildet ist, heißt die Kappe.

Die Erde zum Deichbau wird mit seltenen Ausnahmen immer aus dem Vorlande geholt, welches man daher in der Nähe des Deiches ewig in großen flachen Gruben von quadratischer Gestalt abgegraben sieht. Ein solches ein oder zwei Fuß tief ausgestochenes Quadrat ist indessen oft schon in einem kurzen Zeitraum wieder vollgeschlemmt, weil man sorgt, daß größere und kleinere Kanäle (sogenannte Balgen und Grüppen) bei jeder Fluth das Wasser des Flusses hineinführen. Ueberhaupt erhöht sich das ganze Vorland, da es ja stets allen höheren Fluthen ausgesetzt ist; es ist im Laufe der Zeiten in einigen Gegenden fast sechs Fuß höher geworden als das Land innerhalb des Deiches. Dies ist unter Andern im nördlichen Osterstade der Fall.

Zunächst ist dann auf die zweckmäßigste Bekleidung der Deichwände zu sehen, welche die Erde vor den Fluthen, wie vor Abbröckelung durch Trockenheit zu schützen vermag. Die gewöhnlichste, natürlichste und in der Regel hinreichende Bekleidung ist Rasen, mit dem auch fast alle Deiche der Elbe und Weser überzogen sind. Er bildet, wenn er gut gepflegt, von allem Unkraut, Maulwurfs- und Mäuselöchern rein erhalten, und endlich, wenn er mit Vieh und Schaafen beweidet wird, bald ein immer dichter werdendes filzartiges Gewebe (die Grasnarbe in den Marschen genannt), welches den Wogen wie der Dürre trefflich widersteht.

Wenn aber diese Grasnarbe einmal zerstört ist, sowie an Stellen, die den heranstürmenden Wogen zu sehr ausgesetzt sind, wählt man eine andere Art der Bekleidung, nämlich das Besticken oder Benähen. Dieses besteht darin, daß man Schilf, oder wo dies fehlt, langes Stroh auf der Dossirung ausbreitet, und dann dasselbe durch quer darüberliegende Strohstreifen, die man vermittelst eines Instrumentes, „Deichnadel" genannt, in kurzen Absätzen einen Fuß tief in die Erde drängt, befestigt.

Diese Bekleidung bedeckt dann die äußere Dossirung wie eine Art Matte, ist aber stets nur für einen Winter berechnet, weil das Stroh in der Erde bald verrottet und das Ganze sich dann auflöst Es ändert sich die Bestickung der Deiche aber auch dahin ab, daß in einigen Gegenden Weidenruthen statt Stroh genommen worden; doch geschieht dieses sehr selten. An einigen holsteinischen Deichen bedient man sich dagegen zur Bedeckung einer starken Faschinenlage, die durch Pfähle fest an den Deich gehalten wird und gute Dienste leistet. In den hannöverischen und oldenburgischen Marschen kommt diese Art der Bedeckung nicht vor. Im Alten Lande dagegen ist sie gebräuchlich; hier werden die einzelnen Flechtwerke Flakken genannt.*)

Die allerdauerhafteste, aber auch bei weitem kostspieligste Bekleidung ist endlich die Steindossirung, bei der man den Deichkörper mit genau aneinander gefügten und durch Cement verbundenen Quadern von Granit oder Sandstein, oder auch mit äußerst hart gebrannten Ziegeln, z. B. sogenannten holländischen Klinkern, belegt. Diese Art der Bekleidung findet bei sehr wenigen oder nur bei den allerstärksten Seedeichen statt, welche den wüthendsten Wogendrang abzuhalten haben. Wir finden sie in Holland, Ostfriesland, an der Nordspitze des Butjadingerlandes und an der holsteinischen Küste.

Außerdem schützt man die Deiche noch dadurch, daß man am Fuße der äußern Bärme eine oder mehrere Reihen von Weidenbäumen pflanzt oder Pallisaden setzt, an denen sich die Wogen brechen.

Doch nützen sie im Ganzen wenig. Weiden gedeihen auch nur so weit der Fluß süßes Wasser führt, und kommen nicht fort, wenn Seewasser die Ufer bespült. Der beste Deichschutz jedoch ist und bleibt ein recht großes Vorland. Wo ein solches vorhanden, leiden die Deiche sicherlich am wenigsten.

Auf einer Seite Sumpf und Binsen, Schilfgeflüster und Fluthengerieſel, Wellengefunkel, ferne schwellende Segel und das öde weite Watt mit seinen flatternden Mövenschwärmen; auf der anderen aber die mächtige grüne Ebene mit ihren buschreichen Dörfern, mit Thurmspitzen und stattlichen Bauergehöften, mit Saatfeldern und Viehschaaren, mit Rädergerassel und Sensenklang, mit Taubengeflatter und Lerchengeschwirr. Wer auf all' dies üppige Leben und Treiben nah und fern hinabschaut, wie es die reichen blühenden Marschen hinter ihren hohen starken Deichen entfalten, die sich gleich mächtigen Festungswällen in ihrer ganzen Länge schützend vor ihnen herziehen, dem wird schwerlich der Gedanke in den Sinn kommen, daß auch diese gesegneten Fluren einst nichts Anderes waren, als was jenseits der Blick erschaut, ein weites sumpfiges Rohrfeld, oder gar ödes kahles Watt ohne alle Vegetation, oder allenfalls an ihren höchsten Stellen ein paar fleischige Salzpflanzen tragend, und daß sie sofort wieder in den alten wüsten Zustand übergehen würden, wenn einmal die Deiche verschwänden.

So sehen wir also in diesen letzteren die erste aller Daseinsbedingungen der Marschen, von deren Erhaltung das Leben wie das Wohl und Wehe vieler Tausende, ja von denen die Existenz ganzer Landstriche abhängt. Aber noch mehr — und daran mögen wohl Wenige denken — wir haben sie auch zugleich als ersten und einzigen Anlaß eines ausgebildeten, auf Gesetz und Recht begründeten Zustandes zu betrachten. Vor der Bedeichung stelle man sich die Marschen vor als weite, seichte und schlammgefüllte Busen von kahlen Sanddünen, den jetzigen Haidehügeln, begrenzt und nach dem Meere zu offen. Der träge Fluß rieselte wohl in hundert Armen hindurch, eine Menge kleiner oder größerer Inseln von Sand bildend. Die weiten Binsen- und Rohrfelder waren das einzige Grün. Zweimal des Tages kamen

*) Flakke ist das deutsche Wort, für welches man in der Sprache der Kriegskunst leider das Fremdwort Faschine angenommen hat. Wozu geht man im Auslande sprachlich betteln, wenn man daheim Alles eben gut und viel reichlicher hat? Red.

die grauen Fluthen und bedeckten Alles. In der einen Stunde sah man nichts als Schlamm, in der andern nichts als trübes Wellengerieſel; der nebelgraue Himmel vollendete das finſtere öde Bild.

In dieſer traurigen Einöde hatten ſich nun die Menſchen niedergelaſſen. Hier und dort auf den größten Inſeln hatten ſie, um ſich gegen die Fluthen zu ſchützen, einen Erdhügel, eine Wurth aufgeworfen; da verbrachten ſie in einſamer Rohrhütte, umgeben von Wellengemurmel und Schilfgeflüſter, ihr armſeliges Leben, von den Fiſchen, die ſie fingen, und den Sumpf- und Seevögeln, die ihre Pfeile erlegten, ſich kärglich nährend, aber in vollkommener Freiheit, in völliger Unabhängigkeit von einander. Höchſtens vereinigte ſich dann und wann ein Seeräuberzug. An ein gemeinſames Oberhaupt, an Geſetze und Spuren einer Verfaſſung war nicht zu denken

So fanden Roms Legionen die Marſchen. Sie mochten mit Recht dieſe Gegenden troſtlos, ihre Bewohner elend und bedauernswerth nennen und konnten wohl vor ſolcher unwirthbaren Natur zurückbeben; kamen ſie doch aus dem ſchönen, ſonnigen Italien.

Ein ganz ähnliches Bild bieten noch jetzt die Watten Nordfrieslands mit ihren Halligen. Auch hier iſt es gar mancher Schiffsmannſchaft wie ein Zauberſpuk erſchienen, wenn ſie bei dunkler Nacht und mitten im Wogengebraus plötzlich in die lampenhellen Fenſter eines traulichen bewohnten Stübchens ſchaute, an denen ſie hart vorbeiſegelte.

Die noch jetzt zahlreich vorhandenen Wurthen ſind ein deutliches Zeugniß von jener erſten Zeit der Marſchen. Doch auch als ſchon Deiche das Land umgaben, wurden noch Wurthen aufgeworfen, theils um trocknere Wohnungen zu gewinnen, theils aber auch der Sicherheit wegen, da die anfangs ſchwachen und niederen Deiche wenig Schutz gewähren konnten. Vor Allem wurden für Kirchen und Begräbnißplätze die höchſten Wurthen geſchaffen. Sie ſollten hoch und ſicher hinausragen, wenn alles Land umher die Fluthen überbrauſten.

Eine Menge Ortsnamen bezeichnen ebenfalls die Stelle ſolcher Wurthen; ſo im Lande Hadeln die Dörfer Lüdingworth, Ilienworth; in Oſterſtade das Dorf Wurtfleth; im Stadlande erinnert das Wort Wurp (von werfen, aufwerfen), wie Golzwarder Wurp, Schmalenfletber Wurp daran. Endlich hat das ganze Land Wurſten ſeinen Namen davon, welches nichts Anderes heißt, als das Land der Wurthſaſſen, der auf Wurthen Geſäſſigen. Doch wieder zurück in die Vorzeit!

Jener armſelige Zuſtand des vereinzelten Wurthlebens konnte nicht dauern. Die Bevölkerung nahm zu, die Wurthen vermehrten ſich, wurden höher und anſehnlicher; auch vereinigte man mehrere zu einer großen gemeinſamen, auf der nun die erſten Dörfer entſtanden. Die erſten Spuren von Viehzucht, welche einſt dieſe Gegend ſo reich machen ſollte, treten jetzt hervor, denn ſchon nähren die Hügel ein paar ſchlechte Schafe. Immer ſtärker und ſtärker wird die Bevölkerung, immer näher rückt man zuſammen, auch iſt bereits mancher kleinere und ſeichtere Flußarm abgedämmt; da endlich erwacht der Gemeingeiſt und durchdringt kräftig ermuthigend alle bisher in völliger Zerſplitterung und Unabhängigkeit von einander lebenden Wurthbewohner.

Man verbindet und rüſtet ſich zum ernſten Kampfe mit den Fluthen und beginnt mit vereinter Macht durch Aufführung von Deichen dem Meere ein kräftiges „Bis hierher und nicht weiter“ zuzurufen.

Eine ſolche Vereinigung Vieler mußte ſofort ein neues Leben entfalten. Gegenſeitige Pflichten und Rechte mußten feſtgeſtellt werden, Pflichten gegen den Deich, Rechte auf das dadurch geſicherte Land. Strafen wurden geſchaffen für den ſaumſeligen Arbeiter oder den muthwilligen Zerſtörer der Deiche, Richter gewählt, um entſtandene Streitigkeiten zu ſchlichten; den Erfahrenſten und Aelteſten unter ihnen wurde die Aufſicht und Leitung des Ganzen übertragen — : die Geſchichte der Frieſen, als Volk, hat begonnen, ein geordneter Rechtszuſtand iſt angebahnt und die reichen blühenden Marſchen ſind begründet.

Dieſe Vereinigung zu gemeinſamer Arbeit nannte man, wie ſie noch jetzt heißt, eine Deichacht oder ein Deichband, ihre Satzungen Deichordnung oder Deichrecht und die erſten Aufſeher und Leiter des Deichweſens Deichgräfen.

In dieſen alten Deichordnungen herrſcht oft eine Weisheit, Umſicht und Klarheit, eine ſolche der Wichtigkeit des Gegenſtandes angemeſſene Strenge, daß ſie uns immer noch mit Bewunderung und Verehrung für den Geiſt unſerer Vorfahren erfüllen müſſen, wenn ſie gleich für unſere Zeit nicht überall paſſen würden.

Schon aus dem 14. Jahrhundert haben ſich noch frieſiſche Deichordnungen erhalten, vielleicht die älteſten bekannten.

Die erſte Grundlage aller alten Deichordnungen beruht auf dem Spruche: Kein Land ohne Deich, kein Deich ohne Land. Alſo jedes von den Deichen beſchirmte Grundſtück iſt deichpflichtig, und die Deichpflicht iſt von dem Lande, worauf ſie haftet, unzertrennlich und geht als Reallaſt auf jeden Beſitzer deſſelben für alle Zeiten über.

Ein Kernſpruch heißt: De nich will diken, mot wiken. Auf ihm beruht das ſogenannte Spatenrecht. Wer die auf ſeinem Grundſtücke haftenden Deichpflichten, namentlich in Nothfällen, nicht erfüllte, ging deſſelben ohne Gnade verluſtig. Dem Eigenthümer ſtand aber ſelbſt ein Recht zu. Wollte oder konnte er bei wiederholten und großen Deichſchäden die hohen Koſten nicht tragen, ſo ſtach er ſeinen Spaten in das belaſtete Grundſtück und zeigte dies ſodann dem Deichgräfen oder Deichrichter an. Damit entſagte er gänzlich ſeinem Anrechte daran. Wer nun den Spaten zog, übernahm die Deichlaſten und ward Beſitzer des Grundſtücks. Fand ſich in beſtimmter Zeit keiner dazu, ſo mußte der Entſagende ſein aufgegebenes Eigenthum zurücknehmen; im Fall er jedoch durchaus unvermögend und unfähig war, nahm die Gemeinde Deich und Land an ſich. In den meiſten Gegenden iſt das Spatenrecht längſt aufgehoben, in anderen beſteht es bis heute. Allein ſchwerlich wird jemals noch ein Spaten in's Land geſtochen werden. Das letzte Mal dürfte es in Oſterſtade nach der furchtbaren Weihnachtsfluth 1717 in Anwendung gekommen ſein.

Von einer wahrhaft drakoniſchen Strenge waren in einigen alten Deichordnungen die Strafen. Wer nur Bäume, die zum Schutz des Deiches gepflanzt waren, beſchädigte, dem wurde die Hand abgehauen; wer ſeinen Deich in ſchlechtem Zuſtande hielt, alſo daß dieſer dadurch zum Verderben des Landes einbrach, der wurde lebendig mit ſammt dem Holz und den Steinen ſeines Hauſes darin bedeicht (Stedinger Deichrecht, 1424). Und wer muthwilliger und boshafter Weiſe den Deich beſchädigte, der ward ohne Gnade verbrannt. Noch in der Deichordnung für das Herzogthum Bremen, 1743, kommen ähnliche Strafen vor. In dieſer heißt es auch, daß Deichgräfen und Deichgeſchworne mit Strenge darauf zu halten haben und mittelſt harter Beſtrafung verwehren ſollen, daß bei den Deichen und der Deicharbeit, „als wobei man ſonderlich auf die gerechte und ſündenſtrafende Hand Gottes zurückzuſehen hat, nicht geflucht, liederlich geſchworen und gotteslästerliche oder ärgerliche Reden verführet werden.“ Ja in einer Deichordnung herrſchte ſogar ein Geſetz, das den Deich zu einem Aſyl

macht, und gebot, daß ein verfolgter Uebelthäter, wenn er gerade an dem Deich arbeitete, nicht eher, als nach vollbrachtem Tagewerke verhaftet werde, sondern so lange er arbeitet, unantastbar sei. Mit so viel Ernst, ja mit solch' hoher Ehrfurcht betrachtete man damals die Deiche, auf's Tiefste von ihrer hohen Bedeutung und Wichtigkeit durchdrungen.

Zum Deichgräfen wird, wenigstens in der hannoverschen Marsch, noch heute ein erfahrener, angesehener Bauer gewählt, der mit einem Wasserbaukundigen und den Deichgeschwornen jährlich zweimal einen Umzug zu Pferde in seinem Distrikt unternimmt, oder wie es genannt wird, Deichschau hält. Die erste heißt die Frühlingsschau und findet meistens im März oder April statt. Bei dieser wird nachgesehen, wie der Zustand der Deiche nach den Stürmen und Fluthen des vergangenen Winters beschaffen ist, und die daran vorzunehmende Arbeit bestimmt, während bei der Herbstschau, die man in der Regel im October hält, die vollendeten Arbeiten selbst abgenommen werden. Ist die Schau vorüber und deren Ergebniß zu Protokoll genommen, so geht es nach alter Sitte zu einem Gastmahle, welches entweder der Deichgräfe, der dafür die bei der Schau fallenden Strafgelder bekommt, oder, wie es im Oldenburgischen Sitte ist, der Beamte des Bezirks giebt, und wozu auch Andere geladen werden. In alten Zeiten hatten diese Deichmahle wahrhafte Bedeutung; eigene Gesetze bestimmten oft die Zahl und Art der Gerichte, und im Lande Wursten brachte der Deichgräfe stets den alten Spruch dabei aus:

Gott bewahre Damm und Diken,
Siehl un Bollwark un dergliken
Darto use Land un Good
Und en erlik Wurster Blood.

Mit der alten Kraft der Friesen verschwand in letzter Zeit leider auch manche ehrwürdige Sitte. So sind auch diese alten Deichmahle in vielen Marschen entweder ganz abgekommen oder höchstens in ein einfaches Frühstück verwandelt. Die Wurster aber hielten noch vor einigen Jahren, als eine große allgemeine Deichverstärkung vollendet war, ein feierliches Deichfest mit einem Umzuge zu Wagen und zu Pferde auf dem Deich, an welchem sich fast das ganze Land betheiligte, mit Gottesdienst in der alten Kirche zu Dorum und einem großen Gastmahle im Landeshause.

Um ganz die hohe Wichtigkeit und Bedeutung der Deiche zu begreifen, muß man einmal eine gewaltige Sturmfluth mit angesehen haben; denn wer ein solches Ereigniß nie erlebte, wird sich schwerlich von der Größe und Schrecklichkeit desselben eine Vorstellung machen können. Die rechte Zeit der Sturmfluthen ist vom October bis zum April.

Wenn eine Zeit lang ein anhaltender Westwind weht, der große Wassermassen in den Kanal trieb, und diese nun, sich nach Nordosten oder Norden umsetzend, gegen die Küsten und weit in die Flüsse hinaufpeitscht, wodurch die Ebbe sehr aufgehalten oder fast ganz gehemmt wird, wenn sich dazu noch eine Springfluth gesellt, dann steigen die wilden Wasser oft zu einer Höhe und Furchtbarkeit, die einem das Herz erbeben machen.

Aber ruhig erwartet sie der Marschbewohner; weiß er doch, daß seine Deiche hoch und stark genug sind, ihm sichern Schutz zu gewähren. Höchstens mag ihn ein trüber Gedanke an die Mühen und Kosten der Deicharbeit kommen, die durch wenige Stunden herbeigeführt werden können.

So steht er, unbekümmert um den heulenden Sturm, auf der Kappe des Deiches und schaut in ernstem Sinnen auf die wallenden Fluthen, von denen er genau weiß, wann sie gegen den Deich heranströmen werden.

Noch ist das Vorland trocken, noch sind die Fluthen in ihrem Bette, doch man sieht schon wie sie toben, wie sie sich bäumen und die weißen Zähne zeigen, als harrten sie voll Ungeduld der Stunde, da eine höhere Macht ihnen das Zeichen zum Angriffe giebt.

Jetzt nahen sie. Lauter und lauter wird das Brausen und Donnern. Sie erreichen das Vorland, in kurzer Zeit ist es bedeckt und heut nun, so weit das Auge reicht, nur eine einzige wilde Wasserwüste, deren Schaumkämme blendend weiß gegen das trübe Grau der Wogen abstechen. Kein Schiff ist weit und breit zu erspähen, alle sind sie vor dem Sturme in sichere Buchten geflüchtet, und nur hier und dort kündet ein einsamer Weidenbaum, der mit seinem nickenden, wild zerzausten Haupte aus den Fluthen ragt, daß da unter den wilden Wogen grünes fruchtbares Land liegt.

Und noch immer höher schwillt das Gewässer; jetzt ist auch die Bärme, der Fuß des Deiches, befluthet, endlich der Deich selbst, und es beginnt durch den Widerstand desselben eine furchtbare Brandung, ein wahrhaft majestätisches Schauspiel. Mit zerstörender Gewalt schnaubt Woge auf Woge an ihn hinauf; kaum wird die erste zurückgewiesen von seiner Schrägung, als schon die nächste mit erneuter Wuth heranrollt. Dazu steigt die Fluth noch mit jedem Augenblicke. Hoch aufbäumen sich die wilden Wasser und schauen gierig über den Deich in's gesegnete Land, weit hinein ihren stäubenden Schaum schleudernd, als ob sie der Anblick ihres alten Eigenthums mit doppelter Wuth erfüllte. Dazu der heulende Sturm, der des Himmels dunkle Regenwolken in rasender Eile vor sich hinjagt; Schaaren segelnder Möven, die umsonst mit dem Winde kämpfen, bis sie ermattet sich auf die geschützten Wiesen und Acker flüchten, und endlich hie und da ein Marschbewohner, der trotz Sturmgewalt und Wogendrang sich mühsam längs des Deichs durch den spritzenden Schaum arbeitet, um zu erspähen, ob ihm nicht die Fluthen einen Balken oder einige Bretter oder sonst eine Beute zutreiben. Alles Dies vereint, giebt ein Bild von wilder Großartigkeit.

Doch der Marschbewohner blickt noch immer kalt und ruhig in den Aufruhr. Hat nur der Deich hinreichende Höhe und Schrägung, so wird er nicht vor einer Fluth weichen, ob auch ihre Wogen noch so mächtige Stücke herausreißen und noch so tiefe Höhlungen in seinen Leib wühlen.

Doch wehe ihm! wenn das Wasser so hoch steigt, daß es mit dem Gipfel des Deichs gleich wird. Vom unablässigen Bespülen ist dann bald die festgetretene Kappe erweicht, und das Schicksal der Menschen hängt oft nur noch an einem Haar. Die geringste Lockerheit des Erdreichs, ein einziges Mäuseloch oder ein Maulwurfsgang kann jetzt Ursache des größten Unglücks werden. Durch die kleinste Rinne dringt sofort das Wasser, spült sie schnell weiter und im Nu reißt ein Stück der Kappe fort.

Ist aber Das geschehen, so ist auch ein Deichbruch unvermeidlich; denn mit furchtbarer Gewalt dringt jetzt die hoch aufgestaute Fluth durch die entstandene Oeffnung, die mit jeder Minute breiter und breiter wird. Da endlich bricht auch das letzte noch feste Erdreich bis auf den Grund fort, und durch nichts mehr gehemmt, schießt donnernd und brausend der rasende Strom durch die weite Gasse dahin, tief den Grund aufwühlend, Alles was er auf seinem Wege findet, mit sich fortspülend, Häuser im Nu zertrümmernd, Bäume ausreißend, Menschen und Thiere in seinen Fluthen begrabend und bald die weite ruhige Marschebene in eine wilde graue Wasserfläche verwandelnd.

Sowie sich daher eine Kappstürzung zeigen will, wird

in höchster Hast das Mögliche aufgeboten, um dieselbe zu verhindern. Sandsäcke, Mist, Stroh, Balken, Bretter, Alles was nur irgend dienlich sein kann, wird zur Verstärkung auf die bedrohte Stelle gebracht.

Ebenso eilt man auch nach einem wirklichen Deichbruche, so wie nur die Ebbe es zuläßt, die entstandene Lücke für die nächste Fluth so gut wie möglich zu verstopfen. Eiligst und mit großer Strenge werden selbst die umliegenden Ortschaften dazu aufgeboten, um schnell aus allem möglichen Material eine hohe mächtige Barrikade aufzuwerfen. Man arbeitet mit kaum glaublicher Anstrengung, und doch spült vielleicht schon wenige Stunden darauf die Fluth das ganze mühevolle Werk wieder fort, und Alles war umsonst.

Allmers giebt einen Ueberblick verheerender Sturmfluthen bis auf die jüngste Zeit. Furchtbar war jene am Weihnachtstage des Jahres 1717. Nachdem schon tagelang ein furchtbarer Sturm aus Westen geweht und ungeheuere Wassermassen aus dem britischen Kanal in die Nordsee gepeitscht hatte, brachen sie über die Marschen herein und richteten unbeschreibliches Unglück an. Nicht eine Gegend blieb verschont, namentlich litten die Oldenburger Marschen und fast in allen Kirchen hängen dort heute noch Gedächtnißtafeln, die aus ihren Kirchspielen manche grausige Geschichte erzählen. Man weiß genau, daß dort die Fluth 2471 Menschen und über 4000 Stück Vieh fortspülte; in Ostfriesland fast die gleiche Zahl, und auf der deutschen Nordseeküste überhaupt mehr als fünfzehntausend Menschen! Das war die letzte große Fluth des vorigen Jahrhunderts.

Am 21. October des Jahres 1845 stürmte das Meer noch einmal mit wilder Gewalt gegen die Küsten, aber seine Macht war vergeblich. Diesmal trotzten alle Deiche, weil sie doppelt so hoch und stark waren, wie jene von 1717. Die Wogen vermochten nur tiefe Höhlungen hinein zu wühlen und sie manchmal bis zur Hälfte zu zerreißen. Aber eine zweite, unmittelbar darauf folgende Fluth würde alle Deiche zertrümmert und unsägliches Unglück herbeigeführt haben. Das Schicksal des Osterstader Dorfes Offenwarden hing bei dieser Fluth an einem Haare. Der wegen eines Schleusenbaues neu aufgeworfene, noch ganz lockere Deich vor jenem Orte litt berrits auf das Höchste. Schon begannen die hochgeschwollenen, unablässig herandrängenden Fluthen, sich oben durch die Deichkappe einen Weg zu bahnen. Die Gefahr hatte den höchsten Gipfel erreicht, eine Kappstürzung war mit jeder Minute vorauszusehen und dann ein vollendeter Durchbruch unvermeidlich. Da warfen sich die Bewohner des Dorfes (der Ingenieur Schröter, Enkel des Astronomen, voran) voll Muth mit ihren Leibern auf die Deichkappe. Jeder ein Bündel Stroh vor sich, lagen sie dort so lange im Sturm und Wogendrang, bis das Wasser gefallen und die Noth vorüber war, und retteten mit Gefahr ihres Lebens und unter unsäglicher Anstrengung ihr Dorf.

Eine polnische Landkarte.

„Großpolen muß wieder erstehen. Es muß reichen von Smolensk bis Meseritz und von Danzig bis zum Schwarzen Meere!“

So rufen jetzt polnische Edelleute im Namen der „polnischen Nationalität“, der man wieder zu ihrem Rechte verhelfen müsse. Sie erheben den „Schmerzensschrei“, und zeigen von vorne herein, was die Gesittung von ihnen zu erwarten hätte, wenn überhaupt die Bestrebungen des polnischen Junkerthums auf Erfolg rechnen können. Sie mißhandeln die Juden, laufen Sturm gegen die Deutschen, welche Betriebsamkeit in das verwilderte Land gebracht haben und legen die Brandfackel auch an die Stätten der Gewerbsamkeit, an die deutschen Fabriken. Der Instinct des Müssiggängers wüthet gegen die fleißigen Menschen und steigert dadurch nur noch die große Nichtachtung, welche das gebildete Europa längst vor dem ursarmatischen Treiben an der Warthe und Weichsel hegt.

Trügen die Polen den Untergang ihres Staates mit würdigem Ernste, gingen sie in sich, trachteten sie mit sittlicher Energie darnach, ihre alten nationalen Sünden abzulegen und durch Tugenden zu ersetzen, sie würden dann auf Theilnahme und milde Beurtheilung rechnen dürfen. Aber sie thun gerade das Gegentheil; sie gebehrden sich turbulent wie im vorigen Jahrhunderte. Sie führen einen phantastischen Karneval auf, eine politische Tragikomödie, in welcher auch Rüpel auftreten, welche dem polnischen Volke zurufen: „Die Deutschen sind gefühllose Halbbarbaren, Despoten, welche an den Circus des Kaisers Nero gemahnen!“ Mit Sarmaten, die sich unter dem Jubel der Junker solche Aeußerungen gegen uns erlauben, dürfen wir nicht glimpflich verfahren, aber wir wollen auch gegen sie gerecht sein.

Man wirft wieder mit der Redensart von einer „Auferstehung Polens“ um sich, obwohl die Geschichte derselben längst ihr Recht angedeihen ließ. Sie erlaubt wohl, daß Staatenleichen für einen Augenblick galvanisirt werden, aber sie gestattet ihnen keine Lebensfähigkeit. Woran und wodurch ging der polnische Staat zu Grunde? Jedermann weiß es. Es ging zu Grunde an seiner unruhigen, unsittlichen, das eigene Land an die Fremden verrathenden Adelsdemokratie, an der religiösen und politischen Unduldsamkeit, an dem Zwange, welcher auf solchen Staatsangehörigen lastete, die nicht zur polnischen Nationalität gehörten. Er ging zu Grunde an dem Drucke, mit welchem der Edelmann den leibeigenen Bauer beschwerte, an der Trägheit, dem Luxus, der Verschwendung und Unwirthlichkeit der Adeligen, an dem Mangel eines Bürgerstandes, welchen die Polen aus sich selber herauszubilden nie vermocht haben. Mit einem Worte, Polen ging an der polnischen Wirthschaft zu Grunde. Jetzt eben treibt man wieder polnische Wirthschaft in Polen; die Enkel haben nichts gelernt, aber die Sünden der Väter vergessen.

Wir haben hier die Anmaßungen des polnischen Adels nicht etwa vom politischen Standpunkte zu beurtheilen; es ist aber unsere Aufgabe, die neusarmatischen Bestrebungen einer geographischen und ethnologischen Erörterung zu unterwerfen.

Die Polen haben Landkarten in Umlauf gesetzt, auf welchen das gesammte Gebiet der weiland polnischen Republik verzeichnet ist, und sie machen Anspruch nicht nur auf staatliche Selbständigkeit und Unabhängigkeit des polnischredenden Volkes, sondern verlangen zugleich Wiedervereinigung aller Provinzen, welche einst zum „polnischen Reiche“ gehörten. Was sie einmal besessen haben, wollen sie wieder erobern. Im Namen der „Nationalität“ möchten sie sofort die sehr berüchtigt gewordene „Annexion“ auch für

sich ausbeuten. Eine Minderheit will über die Mehrheit verfügen.

Das alte Polen war ein zusammenerobertes Land, in welchem nur der dritte Theil der Bevölkerung die polnische Sprache redete. Es konnte sich nach Osten hin ausdehnen, so lange sich die Russen der Mongolen und Tataren zu erwehren hatten und überdies unter Theilfürsten zerstückelt waren. Nach Westen hin drangen die Polen vor, so lange die Deutschen ihre Aufmerksamkeit vorzugsweise nach anderen Richtungen hin wandten. Sobald Rußland unter Einem Herrscher vereinigt und der Tataren ganz Herr geworden war, gebot es sofort den Polen ein Halt. Von der westlichen Seite her drangen die Deutschen mit Pflug, Axt, Mauerkelle, Hobel und Schwert immer weiter nach der Weichsel hin. Das alte Polen bestand aus dem sogenannten Klein-Polen, das heißt den Wojwodschaften Krakau, Sandomir und Lublin; aus Groß-Polen, nämlich Posen, Kalisch, Sieradie und Leuczyeza; Kujavien, d. h. Brzesc-Kujawsky und Inowraclaw; Masovien, also Masovien im engern Sinne, Plotzk, Rava und Dobrzyn. Es rechnete zu sich Pommern und Preußen mit den „Wojwodschaften" Kulm, Marienburg und dem Herzogthum Preußen; ferner Podlachien östlich von Masovien, das Großfürstenthum Lithauen, welches den ganzen Nordosten umfaßte; also Lithauen im engern Sinne, d. h. Wilna und Troki; das Herzogthum Samogitien; Schwarz- und Weiß-Rußland, d. h. die Wojwodschaften Nowogrodek, Brzesc-Litewski, Minsk, Polotzk, Witebsk, Mscislaw und Smolensk. Dazu kamen dann Kurland, das mit Semgallen ein Herzogthum unter der polnisch-lithauischen Krone bildete, die Wojwodschaft des polnischen Livland; Roth-rußland, d. h. Galizien, Pokukien, Belz und Chelm, Wolhynien, Podolien, die Ukraïna und das Land der Kosaken. Das Ganze hatte zur Zeit der ersten Theilung, bis 1772, einen Flächeninhalt von etwa 21,340 Geviertmeilen.

Schon vom Jahre 1588 an war Polen im wachsenden Verfall und Rußland wurde immer stärker. Das letztere gewann die ihm von den Polen aberoberten Länder allmälig zurück, nahm schon 1611 Smolensk wieder, und 1621 ging Riga für Polen verloren, die Moldau und Walachei lösten ihr Lehnsverhältniß mit dem letztern, in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts zog es den Kürzern in den Kriegen mit Schweden, mit dem Kurfürsten von Brandenburg und mit Siebenbürgen; 1667 mußte es die Ukraïna am linken Ufer des Dnjepr und Kiew an die Moskowiter abtreten und wurde auch von den Türken geschlagen.

Die Folgen der Einführung der Jesuiten, welche 1578 nach Polen kamen und das Liberum veto (Nie pozwalam, ich will nicht), durch welches seit 1652 eine zügellose Junkerdemokratie die Angelegenheiten des Staates bestimmte, machte sich fühlbar. Auch hatte man keinen Bürgerstand. Seit 1718 wurde der russische Einfluß überwiegend; die polnischen Edelleute, deren wirthschaftliche Verhältnisse durchaus zerrüttet waren, verkauften sich an die Feinde des Landes, und den Königsstuhl bestieg ein Günstling der russischen Kaiserin.

Früher waren die polnischen Wellen weit nach Osten hin vorgedrungen, nun kam die moskowitische Rückströmung, welche genau so weit reichte, wie die russischen Mundarten. Rußland nahm in der ersten Theilung Weiß-Rußland und Roth-Rußland, also Länder, welche Polen erobert hatte. Zwei weitere Theilungen blieben nicht aus, 1815 erfolgte die vierte. Rußland nahm auch das sogenannte Congreß-Polen, dessen östliche Gränze mit der polnischen Sprachgränze zusammenfällt, Preußen nahm Posen und Westpreußen, Oesterreich Galizien.

Diese Theilungen wird Niemand rechtfertigen; sie sind ebenso unsittlich wie die ganze polnische Wirthschaft und nur durch die letztere wurden sie überhaupt möglich. Diese ist auch Schuld, daß die Weltgeschichte mit eisernem Schritt über Polen hinweggegangen ist.

Es liegt in dem Gange, welchen die Geschichte in Polen und demselben gegenüber genommen hat, eine Art von historischer Gerechtigkeit, die freilich durch finstere Mächte vollzogen wurde. Dem Volke und dem ganzen Staatswesen fehlte der innere Halt; die wilde Adelsdemokratie hatte keine Berechtigung mehr zum Dasein. Sie hatte nicht das Zeug in sich, aus den zusammeneroberten Landschaften einen organischen Staat zu schaffen und ihn ethisch zu durchdringen; Alles war ein mechanisches Nebeneinander. Die Vergrößerung war rasch von Statten gegangen, die Verkleinerung war allmälig. Aber es bleibt bemerkenswerth, daß auf Lelewel's historischen Karten, welche Polens ursprünglichen Umfang in den Jahren 1025 und 1033 darstellen, die Gränze gegen Rußland sich genau eben so stellte, wie jene zwischen Rußland und dem „Königreich" Polen unserer Tage. In den Gegenden, welche östlich von dieser Gränze liegen, in ganz Lithauen zumal, waren die russische Sprache und die griechische Religion jene des Volkes, nicht etwa die polnische Sprache oder die katholische Kirche. Noch zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts bekannte sich dort der größte Theil des Adels, insbesondere die Wisnowiecki, Tschetwertinski, Czartoryiski, Oginski, Sanguszko, Ostrogski, Sapieha, Chreptowitsch und viele andere zur russischen Kirche. Sie sind ursprünglich keine Polen. Alle öffentlichen Documente wurden in russischer Sprache verfaßt, und das lithauische Gesetzbuch (Statut litewski) ist erst zu Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts in polnischer Uebersetzung erschienen, während der russische Text noch lange Zeit nachher der authentische war.

Klein- und Rothrußland gehörten niemals zum Urgebiete der polnischen Nationalität, Kiew ist die Wiege der russischen Herrscher. In Wolhynien und Podolien war Alles so unrussisch, daß noch Sigismund der Dritte 1589 ein besonderes Tribunal für die polnisch-russischen Provinzen errichtete, in denen nur das Russische Gerichtssprache war. Nachdem die Jesuiten in's Land gekommen waren, wurde der griechische Klerus mit barbarischer Grausamkeit verfolgt. Aber Polen hatte eine verhängnißvolle Bahn eingeschlagen; die Macht dieses Staates beruhete nicht auf eigener Kraft, sondern auf zeitweiliger Schwäche seiner Nachbarn. Als diese sich kräftiger fühlten, wurde der Spieß umgekehrt, und schon früh erklärten die Russen, „daß sie alles geraubte Eigenthum wieder erobern wollten." Und dieses Ziel haben sie im Fortgange der Zeit vollständig erreicht, denn Polen zog sich sein Schicksal durch eine wunderbar widersinnige Handlungsweise selbst zu.

Es hatte erbitterte Parteikämpfe, keine Ordnung im Staatswesen, kein organisirtes Heer und keine Finanzen, wohl aber eine Oligarchie, von welcher die Junkerdemokratie gegängelt wurde. Mit Recht sagt der englische Geschichtschreiber Alison: „Polen verband mit dem Ungestüm einer Adelsdemokratie das Ausschlußsystem der Aristokratie. Es besaß die Inconsequenz der Republik ohne die Energie derselben und den Druck der Monarchie, ohne deren Festigkeit." In der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts fielen die Kosaken ab, weil sie die polnische Unterdrückung nicht mehr ertragen konnten. Schon 1661 weissagte König Johann dem Reichstage die Theilung; das Land werde eine Beute der Nachbarn werden. „Der Moskowiter wird Lithauen zu seinem Antheil wählen, dem Brandenburger Groß-Polen offen stehen, das Haus Oesterreich Krakau für sich passend finden."

König Johann war ein Prophet. Im achtzehnten Jahrhundert ging Polen unter, im neunzehnten hat es Experimente gemacht, wieder aufzuleben, aber vergeblich. Der erste Napoleon benutzte es als Werkzeug seiner Leidenschaften, für den zweiten wird es lediglich ein Werkzeug der Berechnung sein. Ein Binnenland, ohne reiche Gliederung, getrennt vom Meer und dessen erfrischendem Hauche, mit einem unentwickelten Volke, könnte ohnehin nie einen kräftigen Staat bilden.

Aber die polnischen Adeligen und die mit ihnen verbündeten Priester verlangen das „alte Polen" zurück! Kosciuszko, der tapfere Mann und edle Vaterlandsfreund, mit dessen Namen und Andenken das heutige Geschlecht so viele Koketterie treibt, konnte in dem Verzweiflungskampfe, den er bei Maciejowice schlug, kaum zehntausend Streiter dem Feinde entgegenstellen. Weshalb waren die Leute des alten Polen nicht bei dem edeln Helden? Sie hatten ihn im Stiche gelassen und er rief das Wahrwort aus: Finis Poloniae! Phantastischer Enthusiasmus und politische Unfähigkeit sind nicht geeignet, einer Staatenleiche wieder Leben einzuhauchen.

Die Länder, welche östlich und südöstlich vom heutigen Königreiche Polen liegen, haben eine nicht-polnische Volksthümlichkeit, eine nicht-polnische Sprache, und zum größten Theil auch eine nicht-polnische Religion. Allerdings kamen auch im Fortgange der Zeit Polen in jene Gegenden, aber sie bildeten stets nur einen sehr kleinen Bruchtheil der Bevölkerung. Das ergiebt sich aus statistischen Nachweisungen. Die fünf ehemals polnischen Provinzen, nun russischen Gouvernements, Kiew, Tschernigow, Poltawa, Wolhynien und Podolien hatten nach der Zählung von 1835 zusammen 8,898,500 Einwohner; davon bekannten sich nur 1,361,500 nicht zur griechischen Kirche, also weniger als der fünfte Theil, der ohnehin noch die griechisch Unirten, die Juden und Protestanten umfaßt. Wie kann nun in einem Lande, wo kaum der siebente oder achte Mensch ein Pole ist, von einer „polnischen Nationalität" die Rede sein?

Ein polnischer Schriftsteller, Leonhard Chodzko, räumt auch ein, daß in der alten Wahlrepublik nur ein Drittel der Gesammtbevölkerung polnisch gewesen sei. Von den 18 Millionen waren etwa 6 Millionen Polen, 8 Millionen Russen, je eine Million Lithauer und Deutsche, während die Zahl der Juden sich nahe an 2 Millionen belief. Gegenwärtig mag die Anzahl polnisch redender Menschen im Ganzen sich auf $7^1/_2$ Millionen Köpfe belaufen, während das Gebiet der ehemaligen polnischen Republik etwa 28 Millionen Seelen zählt. Nun möchte ein Bruchtheil, welcher nur ein Viertel der Gesammtmenge zählt, die Herrschaft an sich reißen und in ähnlicher Weise verfahren, wie die Magyaren in Ungarn!

In Posen und Westpreußen besteht jetzt beinahe die Hälfte der Bevölkerung aus Deutschen, und bald werden diese letzteren das polnische Element wie längst an Gesittung und Fleiß, so auch an Zahl überflügelt haben. Eine Flur nach der andern kommt, in Folge der polnischen Unwirthschaftlichkeit, in deutsche Hände. Betriebsamkeit und Ordnungsliebe ziehen dort ein, wo die Trägheit weicht.

Wie fanden die „deutschen gefühllosen Halbbarbaren" das polnische Land, als sie dorthin kamen? Man kann es in Friedrichs des Großen Werken lesen. Der König schreibt: „Die Städte waren in erbärmlichem Zustande. Kulm hatte gute Mauern, große Kirchen, aber statt der Straßen nur die Kellergewölbe ehemaliger Häuser. Vierzig Häuser bildeten den großen Marktplatz; von ihnen waren 28 ohne Thüren, ohne Dach, ohne Fenster und ohne Besitzer. Bromberg (das jetzt etwa 20,000 Einwohner zählt) hatte 1775 nur 800 Seelen, und war völlig im Verfall seit der Pest von 1709. Die Polen thaten Nichts, diese Städte wieder zu heben. Friedrich fügt hinzu, man werde es kaum glauben und doch sei es Thatsache, daß in jenen unglücklichen Gegenden ein Schneider eine seltene Erscheinung war; eben so fehlten Apotheker, Stellmacher, Maurer und Tischler, welche dann der König hinschaffen ließ. Natürlich waren sie „deutsche Halbbarbaren." Napoleon der Erste hat gesagt, „daß Alles Gute und Ordentliche, aller Fortschritt in Polen, den Preußen zu verdanken sei." Die Halbbarbaren haben für Kulturmittel gesorgt. Im Jahre 1815 hatte Preußisch Posen gar keine Realschule, 1861 hat es deren 3; es besaß 2 Gymnasien und hat nun 6; die Zahl der Stadt- und Dorfschulen stieg von 543 auf mehr als 1200, die Zahl der in denselben beschäftigten Lehrer von 884 auf 2200, jene der Schüler von 31,000 auf mehr als 200,000.

Das sind Folgen der „deutschen Tyrannei." Einem polnischen Edelmann muß es seltsam erscheinen, daß unter preußischer Regierung Jedermann ohne Ausnahme gleiche Rechte hat, daß die Verwaltung keinen Unterschied macht zwischen dem Bauer und Adeligen, daß man gerichtlich angehalten wird, Schulden zu bezahlen und daß, wenn sie nicht bezahlt werden, die Güter unter den Hammer kommen, und dann durchgängig von Deutschen gekauft werden, welche den Kaufschilling erlegen.

Solche Betrachtungen drängten sich uns auf, als wir die Landkarte sahen, welche Jung-Polackien von dem Zukunftsreiche, dem wiederhergestellten „alten Polen" entworfen hat. Danzig spielt als Seehafen auf derselben eine Rolle, aber nicht als Danzig, sondern als Gdansk. Alle Städtenamen sind natürlich polnisch eingetragen worden, auch Königsberg als Krolewiec und Marienburg, die Stadt der deutschen Ritter, als Malborg. Thorn ist Torun, Graudenz Grudzionz, Kulm Chelmno, Dirschau Tczewo, Mewe heißt Gniew, Bromberg Bydgosz, Küstrin Kostrzyn und so fort. Die Weichsel und Oderfestungen will natürlich das Junge Polen für sich nehmen, — wenn es kann.

Von allen Staaten, welche untergegangen sind, verdient Polen die geringste Theilnahme. Wir haben schon gesagt, wodurch es sich zu Grunde richtete. Eine Wiederherstellung Polens erscheint aus geographischen und ethnologischen Gründen eben so unmöglich als überflüssig. Sie würde nur ein Element der Verwirrung mehr in Europa sein.

Ein Steppenbild.

Rußland hat, bei seinem Vordringen nach Innerasien, die Kirgisensteppe zwischen dem mittlern Laufe des Uralstromes und dem Syr Darja (Jaxartes) in Abhängigkeit zu bringen gewußt. Die Regierung gründete in der Steppe feste Ansiedelungen, zuerst Fort Orenburgskoje oder Neu-Orenburg, unter 49° 38′ 17″ nördl. Breite, 81° 15′ östl. Länge, am rechten Ufer des Flusses Turgai, 450 Werst (7 gleich 1 deutschen Meile) von Orskaja, dann in demselben Jahre Fort Uralskoje oder Nowo-Uralskoje, am linken Ufer des Irgis, unter 48° 37′ 29″ nördl. Breite, 78° 58′ 21″ östl. Länge; endlich unter 46° 4′ 19″ nördl. Breite und

79° 26′ 56″ östl. Länge am rechten Ufer des Syr Darja, etwa 60 Werst oberhalb der Einmündung desselben in den Aralsee, die Festung Rahim, welche aber bald nachher Aralskoje Ukreplenje genannt wurde. Seitdem sind noch andere solche Militärposten angelegt worden.

Im Sommer des Jahres 1847 wurden die neuen Plätze vom General Obrutschew besucht, und in seiner Begleitung befand sich der treffliche Naturforscher A. Röschel, um Beobachtungen anzustellen, welche Herr von Helmersen im achtzehnten Bande der „Beiträge zur Kenntniß des russischen Reiches und der angränzenden Länder Asiens" 1856 veröffentlicht hat. Obrutschew wollte die jüngst gebauten kleinen Festungen mit Besatzung und den nöthigen Vorräthen versorgen. Es war keine leichte Aufgabe, eine bedeutende Menge von Menschen, Pferden, Lebensmitteln, Vorräthen und Baumaterial durch eine wasserarme, von den Strahlen der Sonne durchglühete Steppe zu führen, in welcher das Reaumursche Thermometer im Schatten auf 35,5 Grad stieg, während der Sand sich zu 47,5 Grad erhitzte! Der Zug war in den letzten Tagen des Maimonats 1847 von Orskaja aufgebrochen, hatte in 33 Tagen etwa 1000 Werst zurückgelegt und begrüßte am 1. Juli wohlbehalten den blauen Wasserspiegel des Aralsees und die öden Ufer des Jaxartes, an welchem er mit Glockengeläut und Kanonendonner empfangen wurde. Damals brachte man zuerst ein verdecktes Segelboot und einige zwölfrudrige Barkassen auf den Aralsee, auf welchem bisher nur einige kirgisische Boote schwammen; die letzteren haben sich die Kirgisen in Chiwa und der Bucharei verschafft.

Röschel entwirft ein prächtiges, ungemein anschauliches Bild von der Steppe. Sie stellt sich dem Beobachter als eine baumlose, an Bergen arme Fläche dar, die sich mit einem meeresähnlichen Horizont an das blaue, oft ganz wolkenlose Himmelsgewölbe anzuschließen scheint. Allein diese Fläche bietet durchaus keine vollkommene Ebene dar, denn bei genauer Untersuchung zeigt sie sich wellenförmig gestaltet, sodaß Roß und Reiter und sogar das große Kameel auf dieser scheinbaren Ebene oft in geringer Entfernung dem Auge verschwinden, als wären sie untergetaucht. Sanfte Erhebungen wechseln mit flachen Vertiefungen, ähnlich den Wogen eines großen Meeres, sodaß der Gesichtskreis bald außerordentlich erweitert, bald sehr beengt ist.

Der gänzliche Mangel an markirten größeren Gegenständen, als Bäume, Gebäude und dergleichen, erschwert dem Ungeübten das Messen der Entfernung mit dem Auge so sehr, daß er den gröbsten Täuschungen ausgesetzt ist. Hügel von wenigen Hundert Fuß Höhe tauchen schon in weitester Ferne empor, aber viel überraschender sind die tiefen Wasserrisse und Thäler mit steilen Rändern, an welche der Reisende oft plötzlich gelangt, ohne sie vorher bemerkt zu haben.

Licht, Wind und Schall werden hier durch Nichts aufgehalten, sie gehen ungehindert ihren Gang. Nirgends Schatten, nirgends Windstillen, nirgends Wiederhall. Ueberall glüht es, überall weht es, überall ist es unheimlich still und stumm. Unter dunkelen Gewitterwolken wirbelt sich bisweilen der Staub empor und zieht in wilden Bewegungen durch die Fläche hin als eine Säule, die Alles zu überschütten droht. Nur in den unteren, stark erwärmten Luftschichten erleidet das Licht eine merkliche Aenderung in seiner Richtung und ruft die vielbesprochenen, trügerischen Bilder der Fata Morgana hervor. Leben und Bewegung erblickt man nur noch an den Ufern der Gewässer und auf den vereinzelten Hügeln und Bergen, die oasen- und inselartig in dem großen Steppenmeere auftauchen.

Zu den kennzeichnenden Eigenschaften der Steppe gehört auch der auffallend schroffe Wechsel verschiedener Bodenarten, welche von der fruchtbarsten Dammerde durch alle Grade der Güte hindurch bis zum lockern Triebsande und todten Salzsumpfe hinab anzutreffen sind, und die grelle Verschiedenheit der Erscheinungen in den einzelnen Jahreszeiten. Flora, Fauna und hydrographische Verhältnisse sind daher nirgends so sehr von dem Boden und der Zeit abhängig als hier. Jede Bodenart bietet besondere Erscheinungen, jede Jahreszeit ein anderes eigenthümliches Bild dar.

So breitet sich hier vor dem Wanderer ein wiesenartiger Teppich aus, bald bunt bewachsen mit üppigen Futterkräutern, Blumen und Gesträuchen, bald einförmig grün. Oder der Weg geht über sanfte Wellenberge hin, deren Gipfel mit Todtendenkmälern geschmückt, deren Thäler und Schluchten mit süßem Wasser erfüllt und mit malerischen Felspartien verziert sind. Hier bewegt sich mit langsamem Schritte der Zug der Nomaden, die ihre großen Heerden weiden. Dort ergötzt sich in munteren Sprüngen die Saiga-Antilope, ergeht sich das Murmelthier und die ganze Familie der Nagethiere der Steppe; es nisten Schaaren von Vögeln, verbergen sich Schlangen und grüne Eidechsen, summen zahllose Käfer und Fliegen, schrillt das Heimchen oder die gefräßige Heuschrecke und flattert der bunte Schmetterling.

Ein anderes Mal wird das Auge ermüdet durch unabsehbare, graugrüne und gelbe Flächen, die mit Wermutharten und anderen Pflanzen bedeckt sind. Aus diesen Flächen tauchen grüne, mit Salzpflanzen bewachsene Oasen und schneeweiße mit Salzausblähungen bedeckte Stellen, stinkende, schwarze, grundlose Salzsümpfe oder vereinzelte, steilansteigende Bergspitzen hervor. In den Ritzen und Spalten des salzigen Bodens hausen Skorpione, Taranteln, Phalangen und andere Spinnenarten, und auf der Oberfläche bewegen sich ungeschickte Kröten und Eidechsen. Aber Alles ist grau, gelb und fahl, selbst die meisten Wasser sind trübe und salzig. Dennoch sind diese unerfreulichen Flächen der beliebte Aufenthalt des sogenannten wilden Pferdes oder Esels, der Kameele und Schafe und bilden reiche Quellen von Kochsalz und von Feuerungsstoffen. Als letztere benutzt man besonders die Pflanze Atriplex cana, kirgisisch Kjuk Pok genannt.

Und wieder an einem andern Orte sieht man sich in einer endlosen, sandarmen Wasserwüste. Alles ringsum ist blendend gelb, die Luft staubig und trocken. Der Sand glühend und wie durch gewaltige Stürme zu Hügeln und Bergen zusammengeweht, zwischen denen kesselförmige, mit gutem Wasser versehene Vertiefungen erscheinen. Diese Sandwüsten entbehren jedoch nicht alles Lebens. Ein zarter Schimmer von Grün, der durch eigenthümliche Pflanzen gebildet wird, bekleidet oft die Abhänge und in den Vertiefungen verbergen sich grüne Flächen schilfartiger Gewächse, häufig sogar dichte Gebüsche von Weiden, Tamarix und Sacksaul. Diese kleinen Gärten werden durch besondere Arten von Insekten und Vögeln belebt.

Dem Reisenden, welcher nur den Ufern der Gewässer entlang zieht, bietet die Steppe wieder ein anderes Bild. Auch hier wechselt der Boden durch verschiedene Grade der Güte hindurch, nur mit dem Unterschiede, daß hier der Wechsel schneller ist; die einzelnen Bodenarten nehmen weniger Raum ein und erscheinen zerstückelter. Die Folge davon ist, daß ein und dasselbe Gewässer fast nie aller Orten mit ein und derselben Art von Wasser erfüllt ist. Es pflegt da, wo der Grund des Flusses oder Sees sandig ist, klar und süß oder nur wenig salzig zu sein; da, wo er thonig oder salzhaltig erscheint, ist auch das über ihm fließende oder stehende Wasser trübe, salzig und bitter. Größere Ansiedelungen können in dieser Steppe nicht gelingen, weil der fruchtbare Boden an den Gewässern so zerstückelt und in abgerissenen Partien erscheint. Auch bemerkt man, daß da, wo guter Boden in größerer Ausdehnung vorhanden ist, gewöhnlich die hinreichende Menge von Wasser fehlt, und wo dasselbe vorhanden ist, mangelt es oft an Acker- und Wiesenland. Aber jedenfalls gehören die Ufer der Gewässer zu den belebteren und freundlicheren Theilen der Steppe, denn die Nähe des Wassers ruft einen auffallend kräftigern und länger dauernden Pflanzenwuchs hervor. Oft sind ganze Flächen mit blühenden Pflanzen bedeckt; man sieht kleine Felder von Hirse, Gerste, Hanf, Arbusen und Melonen, welche irgend ein heerdenloser Kirgise durch künstliche, mühevolle Bewässerung pflegt. Dichte, hohe Schilfwälder begleiten

den Samm des Wassers; sie verbergen eine Menge von Sumpf- und Wasservögeln, Schildkröten und anderen Amphibien, große Heerden wilder Schweine, Ottern und gelegentlich auch Tiger. Menschen und Thiere werden durch Schaaren von Mücken und Fliegen belästigt.

Weiter oben wurde gesagt, daß der Anblick der Steppe je nach den Jahreszeiten verschieden sei. Sobald der Schnee zu schmelzen angefangen hat und von den Gipfeln der Hügel verschwunden ist, erwacht sogleich eine eigenthümliche Regsamkeit. Zwei mächtige Elemente, Wasser und Feuer, beginnen einen wilden Kampf. Es fluthet und brennt, als gelte es die Vernichtung der endlosen Fläche. Die Gewässer überschreiten ihre Ufer, jeder Bach wird zum Flusse, jeder Fluß zu einem reißenden Strome, jeder Sumpf zu einem fast uferlosen See. Die Kirgisen zünden an den bereits trockenen Stellen das dürre Gras und Gestrüpp des vorigen Jahres an. Rauch erfüllt die Luft und der Horizont erglänzt wie ein Feuermeer. In den Niederungen wogt das Frühlingswasser, als wolle es den Boden ertränken und auf den Höhen verzehren leckende Flammen mit blutiger Zunge das alte dürre Gras. Feuer und Wasser, jedes auf seine Weise, suchen die erschlaffte Kraft des Bodens zu erneuern und zu stärken. In der That folgt nach dem Erlöschen der Flamme und dem allmäligen Rücktritt des Wassers Schritt vor Schritt die wohlthätige Wirkung dieser großartigen Restauration des Bodens. Auf den schwarzgebrannten Höhen gewahrt man bald eine üppige, dunkelgrüne Decke, und auf dem vom Wasser kaum verlassenen Boden erscheint ein in den schönsten Farben prangender Blumenteppich, der von summenden Insekten und dichten, wolkenartigen Schaaren verschiedener Vogelgattungen belebt wird. Aber dieses freundliche Bild währt nicht lange; Iris, Tulpen und Mandelstrauch sind bald verblüht und wie durch Zauber ist alle Pracht dahin; die Insekten sind verschwunden, ebenso die Schaaren der Vögel. Nur ein blendendes, schattenloses Lichtmeer umfließt noch mit glühenden, austrocknenden Strahlen die weite, grüne Fläche; die Fata Morgana erwacht, in dunkeln Wolken dränet das Gewitter und in furchtbaren Säulen wirbelt der Staub empor. Aber der Sturm verscheucht die Wolken und vergebens sehnt man sich nach dem erquikkenden Regen. Immer deutlicher theilt sich das Grün in verschiedenfarbige Felder ein, die Salzsümpfe und Sandebenen treten immer bestimmter hervor, Flüsse und Seen weichen allmälig in ihre Betten zurück und schrumpfen zusammen. Das Wasser wird dick und trüb, voll Infusorien, der Sand glühend, der Biß der Schlangen, Skorpione und Taranteln immer gefährlicher und unerträglich das wilde Heer der Mücken und Fliegen. Das Gras wird gelb und dürr und nur an den Ufern und zwischen den Sandhügeln erhält sich auch den Sommer hindurch einiges Grün.

Nun kommt der Herbst. Die Sonnenstrahlen haben das Stechende, Versengende verloren, die Lüfte werden kühler, die Wolken dichter, Regenschauer erquicken den Boden und unter den sonnenverbrannten Halmen entsteht abermals ein grüner Schimmer. An den Ufern der Gewässer knospen sogar wieder Blüthen hervor, als wolle es noch einmal Frühling werden. Aber dann bricht der Winter mit Frost und Schneesturm (Buran) herein, und streuet seine Flocken aus. Er versetzt die wiedererwachte Natur mit eisiger Strenge in den langen Schlaf.

In solchen Steppen wählt sich da und dort ein Kirgise, welcher nicht so glücklich ist, Heerden zu besitzen, eine Stelle zum Anbau, die er dann bewässern muß. Er theilt die Oberfläche des Landstückes durch kleine Erdwälle in Vierecke von verschiedener Größe ein und zieht Wassergräben, die einerseits mit dem Fluß oder See in Verbindung stehen, andrerseits mit einem der entferntesten oder am höchsten gelegenen Vierecke. Er versieht die Leitungsgräben noch mit Querdämmen, im Fall der Boden vom Wasser aus landeinwärts steigt, weil dann das mühsam Eingeschöpfte nicht wieder zurückfließen kann. Aber wo das Land vom Ufer her sich neigt, bewässert er ohne Gräben, unmittelbar aus dem Flusse. Der arbeitsame Kirgise beginnt mit dem höchstgelegenen Viereck und schöpft so lange Wasser aus dem künstlichen oder natürlichen Becken, bis das Viereck gefüllt ist; dann durchbricht er den kleinen Erdwall zwischen diesem und dem nächsten Quadrat und schöpft wieder Wasser nach. So erntet er Getreide, das er, in Ermangelung von Gebäuden, in Erdlöchern aufbewahrt.

Der „unbekannte" Westen in Nordamerika.

Alles Unbekannte hat für die Menschen seine Schrecken; die Alten glaubten, das atlantische Meer sei eine fürchterliche Wasserwüste, über der ewige Nacht und Nebel lägen und in dessen Fluthen fabelhafte Ungeheuer hausen. Ebenso glaubte man noch in Amerika vor kurzer Zeit, daß nicht weit westlich von der Grenzlinie der Staaten Missouri und Iowa eine unwirthliche, öde Ebene beginne, die sich bis zu den Felsengebirgen erstrecke und jede Ansiedelung absolut unmöglich mache. Je mehr aber diese angeblichen Wüsten von Reisenden und Offizieren der Armee erforscht werden, desto mehr fruchtbare, grasreiche Thäler und wasserreiche Bäche werden gefunden, welche die Erhaltung von Heerden und den Anbau des Bodens möglich machen.

Die Auswanderung nach Californien auf dem Landwege war die erste Thatsache, die bewies, daß die angeblichen Wüsten nicht so absolut unfruchtbar sind. Die erfolgreiche Ansiedelung einer Gemeinde von 50—60,000 Mormonen zeigte abermals die Möglichkeit, diese Wüste bewohnbar zu machen Und jetzt hat sich in kurzer Zeit ein neues Gemeinwesen von Goldgräbern in der Gegend von Pikes Peak festgesetzt, die bereits damit umgehen, einen neuen Staat zu gründen. Wäre das Land wüst und unfruchtbar, so würde es Niemand einfallen, sich in jenen entfernten Gegenden niederzulassen. Es ist jetzt so viel festgestellt, daß das Land zwischen dem Missouri und der Goldregion reich ist an Wasser und Gras und daß es sich deswegen zum Anbau eignet.

Aber selbst der höchste Norden Nebraska's bis an die nördlichen Felsengebirge ist nicht öde, wie die Reisen des Major Schoonover, des Agenten der „sechs großen" Indianernationen zeigen. Dieser Strich wird der ganzen Länge nach, von Osten nach Westen vom Yellow Stone-Flusse durchzogen. 27,000 Indianer bewohnen noch diese Gegenden; den Weißen sind sie sehr feindlich gesinnt, da sie wohl wissen, daß sie von ihnen eines Tages aus ihren Jagdgründen werden vertrieben werden. Major Schoonover und seine Begleiter brachten ihre Waaren, die sie mitführten, beinahe 600 Meilen weit auf dem Yellow Stone hinauf. Er versichert, daß der Fluß im Sommer 900 Meilen über seiner Mündung in den Missouri für Dampfer schiffbar sei. Dieser Fluß ist viel stärker wie der Missouri, ähnlich wie der Missouri an seiner Mündung in den Mississippi. Der Yellow Stone-Fluß wäre daher der eigentliche Missouri. (?) Vier- oder fünfhundert Meilen oberhalb der Mündung ist das ihn begrenzende Land allerdings öde und unfruchtbar. Weiter hinauf aber hat das Land Wald und Prärie. Wenn diese Ansicht des Major Schoonover richtig ist, so könnten auf diesem Flusse die Vorräthe für die Regierungstruppen und andere Waaren bis auf eine Entfernung von 400 Meilen von Salt Lake City zu Wasser transportirt werden und ganz bis in die Nähe verschiedener Forts in jener Gegend.

Das zum Anbau geeignete Land in dem Thale des Yellow Stone bedeckt einen Flächenraum von 100,000 Quadratmeilen, ist so groß als der Staat Neu-York und die Neu-Englandstaaten zusammengenommen. Wenn die Berichte des Majors Schoonover über die Schiffbarkeit des Yellow Stone richtig sind, so können die Ackerbauprodukte jener Gegenden leicht verschifft werden.

Die Centralregierung hat bisher für diese Regionen so gut wie gar nichts gethan, besonders für eine Route nach dem Stillen Meere in jenen Gegenden. Alle ihre Anstrengungen gingen in der Richtung von Neu-Mexico. Der Norden und Nordwesten wurden von ihr den wilden Thieren und Indianern überlassen.

Erd- und Seebeben.

Die Erdbeben dauern fort. Man schreibt aus Lahnstein in Nassau vom 29. August, daß dort und in dem benachbarten Koblenz in der Nacht vom 28. auf den 29. ein heftiger Stoß empfunden worden sei. Wir haben (Globus S. 30) Mittheilungen über die Erdbeben gemacht, welche in der Mitte des Februars im indischen Archipelagus so große Verwüstungen anrichteten. Noch im März hielten dieselben an, wie uns folgender Bericht zeigt: Die Insel Simo, welche zu der Batu-Gruppe an der Westküste Sumatra's gehört, wurde am 9. März von einem schrecklichen Unglück heimgesucht. Die Insel zählte vor der Katastrophe 120 Häuser mit 1045 Bewohnern. Gegen Abend des 9. März verspürte man ein ziemlich starkes Erdbeben, die Einwohner liefen daher nach den offenen Plätzen zwischen den Gebäuden, begaben sich aber nachher auf das freie Feld, da man fürchtete, die Häuser, welche schon große Risse bekamen und zu wanken begannen, würden einstürzen. Kurz darauf vernahm man aus der Ferne mehrmals hintereinander ein furchtbares Krachen, wie von Kanonenschüssen, und gleich darauf sah man weit draußen im Meere eine riesige schaumweiße Woge, welche mit Blitzesschnelle dem Lande zuschoß; ihr folgte gleich eine zweite und dann noch eine dritte, und alle drei erreichten die fliehenden Bewohner und nahmen Alles — Menschen, Thiere, Häuser und Bäume — mit sich, da sie mit derselben Blitzesschnelligkeit, mit der sie gekommen, auch wieder zurückströmten. Von 282 Personen, welche da versammelt waren, wo sich unser glücklich verschonter Berichterstatter befand, wurden 206 vom Wasser fortgerissen, und von den 120 Häusern und 1045 Bewohnern der Insel wurden 96 Häuser zerstört und kamen 675 Menschen um, ohne die 103 zu rechnen, welche fremd und zufällig auf der Insel anwesend waren. Von den 4000 Bäumen einer Plantage blieben nur 6 stehen. Nach der Katastrophe bot die Insel ein Bild der entsetzlichsten Verwüstung dar und die Menge der umherliegenden verwesenden Leichname verpestete die Luft, obschon der größere Theil der Umgekommenen in der Tiefe des Meeres begraben liegt. — Große Felsstücke waren vom Meer 3—400 Fuß weit auf's Land geschleudert und einem riesenhaften Jawi-Jawi-Baum, welcher nahe am Ufer gestanden, fand man mit zerrissenen Wurzeln und Zweigen 400 Fuß von der Küste liegen. Bei alle dem Unglück kamen doch auch einige Beispiele wunderbarer Lebensrettungen vor, so z. B. fand man zwei Tage nach dem Unglück ein einjähriges Kind in der Krone einer 15 Fuß hohen Kokospalme, obschon geschunden und fieberkrank, doch noch lebend hängen; ein anderes Kind fand man lebend an der Brust seiner todten Mutter liegend. — Dieses Erd- und Seebeben wäre demnach das zweite auf der Batu- oder Batoagruppe gewesen, denn jenes, von welchem wir früher Meldung thaten, fand am 16. Februar statt.

Die Seebeben, welche sich schon im vorigen Jahre im atlantischen Ocean in der Nähe des Aequators bemerkbar machten, wurden 1861, wohl gemerkt im Märzmonate, wieder verspürt. Kapitän Wikander segelte mit dem russischen Schiffe Dallas von Maulmein an der hinterindischen Küste nach London. Am 20. März, 7 Uhr Abends empfand er auf 0 Grad 27 Minuten nördl. Breite und 20 Grad 30 Minuten westl. Länge einen heftigen Stoß und es war als ob die Dallas auf den Grund gerannt sei und die Masten erbebten. Das Wetter war schön, der Wind schwach. An demselben 20. März, Abends 7 Uhr 15 Minuten war das Barkschiff Melbourne von Dundee, auf der Reise von Port Adelaide nach London, auf 0 Grad 20 Minuten nördl. Breite, 20 Grad 35 Minuten westl. Länge. Plötzlich vernahm die Mannschaft ein lautes, rollendes Getöse, und in demselben Augenblicke erbebte das Schiff vom Bug bis zum Stern. Die Bewegung hielt vier bis fünf Minuten an. Kapitän Cowri schreibt: „Ich wußte, daß wir in der Region vulkanischer Erscheinungen waren, und folgerte, daß wir ein Erdbeben hatten. Doch war das Geräusch und das Erzittern des Schiffes so, daß man hätte glauben können, wir führen über harten Grund oder ein Korallenriff. Die See schäumte empor wie eine Brandung."

Zur Statistik der Schiffbrüche.

Aus einem Parlamentsberichte, welcher die im Jahre 1860 an den britischen Küsten stattgefundenen Schiffbrüche erörtert, geht hervor, daß durch dieselben jährlich im Durchschnitt ein Verlust von achthundert Menschen verursacht wird und Eigenthum im Belauf von anderthalb Millionen Pfund Sterling verloren geht. Das genannte Jahr zeichnete sich höchst unvortheilhaft aus, denn von der Mitte des Mai bis in jene des Juni ereigneten sich nicht weniger als 250 Schiffbrüche! Für das ganze Jahr beträgt die Summe derselben 1379. Schiffbrüche und Strandungen haben gegen früher zugenommen, dagegen ist die Zahl der Zusammenstöße geringer geworden; sie beträgt 298 Fälle, gegen 349 im Vorjahre. Auch sind nicht so viele Menschenleben als früher verloren gegangen, nämlich 264 weniger als durchschnittlich in den letztverflossenen neun Jahren. Bei den 1379 Schiffbrüchen von 1860 kamen 536 Menschen um, während 2152 durch Rettungsboote, Raketen und Mörserapparate und dergleichen Anstalten gerettet wurden. Von 2795 Fahrzeugen, welche in den Jahren 1859 und 1860 verloren gingen, waren nicht weniger als 1504 Kohlenschiffe; die übrigen gingen in Ballast, oder hatten Holz an Bord, oder waren Passagierschiffe. 912 waren Skuners, 644 Briggs. In England herrscht bekanntlich nicht, wie in unsern deutschen Seeplätzen, ein Prüfungszwang für Steuerleute und Kapitäne; deswegen sind auch so viele britische Kapitäne untüchtig. Von den Schiffbrüchen im J. 1860 kommen nicht weniger als 554 auf Kapitäne, welche keinen Nachweis ihrer Tüchtigkeit geliefert hatten. Unglücksfälle trafen zumeist kleinere Schiffe zwischen einer Tragfähigkeit von 50 bis 300 Tonnen. Bei Südwest gingen 111 Fahrzeuge verloren, bei Westnordwest 128, bei Nordwest 104. Acht scheiterten bei ganz ruhigem Wetter, 151 bei einer frischen Kühlte, 168 in heftigem Sturm, 101 in gewöhnlichem Sturme, 139 in einem Orkane. Bei 21 Schiffbrüchen hatte der Kapitän kein Senkblei am Bord, 2 gingen verloren durch Trunkenheit der Mannschaft, 35 wegen grober Fahrlässigkeit, 39 waren seeuntüchtig, 5 hatten unrichtigen Kompas.

Gegenüber einem so ungeheuern Verluste von Gut und Blut hat man in England gewiß alle Ursache, endlich die Vorsichtsmaßregeln zu treffen, welche wir Deutschen nie außer Augen gelassen haben. Nächst den Engländern und Nordamerikanern haben wir Deutsche die meisten Schiffe auf See, weit mehr als jedes andere Volk, die beiden genannten aus-

genommen; aber die Zahl unserer Seeverluste ist ganz ungeheuer geringer.

An den britischen Inseln sind während der letztverflossenen elf Jahre 6883 Menschen in den Wellen umgekommen. Auf einer Schiffbruchkarte sind die gefährlichsten Stellen verzeichnet worden. Auf die Strecke von Skerries und Lambay bis Fair Head und Mull of Cantire kommen allein 1453; auf jene von Farn Islands bis Flamborough 523, von Flamborough Head bis North Foreland 957; von Landsend bis Hartlands Point und bei den Scilly-Inseln 330, und so fort. Zwischen den Farn Islands und North Foreland sind jetzt 62 Stationen für Rettungsboote und eben so viele Raketen- und Mörserstationen. In jedem Winter werden durch sie dort viele Menschen dem Wassertode entrissen.

Daß Zusammenstöße von Schiffen in den englischen Gewässern vorkommen, erklärt sich leicht, theils aus der ganzen Gestaltung der Küste, dem engen Wasser zwischen den vielen Inseln und der ungeheuern Menge von Fahrzeugen, welche unablässig auf demselben schwimmen. Die Zahl derselben, welche einlaufen, beträgt für die letzten Jahre durchschnittlich 204,945 mit einer Tragfähigkeit von 29,530,906 Tonnen; jene der auslaufenden 209,402 mit 29,530,906 Tonnen. Binnen sechs Jahren sind aber trotzdem nur 1788 Collisionen, oder etwa 300 jährlich, vorgekommen. Viele von den Schiffen, welche in dunkler stürmischer Nacht mit einem andern zusammenprallten, sind binnen wenigen Minuten mit Mann und Maus spurlos verschwunden.

Die Baschikuay-Ameise.

Im Haushalte der Natur spielen bekanntlich die Ameisen eine wichtige Rolle, besonders in den tropischen Waldgegenden. In jenen Westafrika's findet man sie in ungeheuerer Fülle, und manche Arten sind für Menschen und Thiere in hohem Grade gefährlich. Du Chaillu fand in den von ihm durchwanderten Gegenden mindestens zehn verschiedene Arten, von welchen die Baschikuay, welche bei dem Mpongnevolke Nschunu heißt, am meisten gefürchtet wird; vor ihr schaudert selbst der grimmige Leopard zurück. Diese Thiere ziehen in langen regelmäßigen Reihen durch die Wälder, in Zeilen von etwa zwei Zoll Breite und oft in der Länge von einigen Wegstunden. Der ganzen, wenn man so sagen darf, Heersäule entlang, gehen größere Ameisen als Offiziere, um das Ganze in Ordnung zu halten. Sobald der Zug an Stellen kommt, wo er nicht gegen die Sonne, welche das Thier nicht ertragen kann, geschützt wird, bauet er sofort Gänge unter der Erde, und durch diese zieht das ganze Heer. Sobald es hungrig ist, macht es einen Frontmarsch und greift mit unwiderstehlicher Wuth an. Auch Elephanten und Gorillas ergreifen eben sowohl die Flucht wie die schwarzen Leute, denn was in den Bereich der Baschikuay kommt, ist ohne alle Rettung verloren. Strauße, Hunde, Leoparden, Antilopen werden in unglaublich kurzer Zeit überwältigt, getödtet und verzehrt; nur die nackten Knochen bleiben liegen. Diese Ameisen sind Tag und Nacht auf der Wanderung, und wenn sie einem Negerdorfe nahe kommen, läßt man Alles im Stiche und eilt hinweg. Sie ziehen in die Hütten und fressen alle Kakerlaken, Tausendfüße, Ratten und Mäuse auf. Eine große Ratte ist in wenigen Minuten in ein Geripp verwandelt, aber alle Pflanzenstoffe bleiben unberührt. Selbst die Insektenwelt flieht vor einem sehr gefährlichen Feinde, welcher seine Beute bis in die höchsten Spitzen der Bäume verfolgt. Die Baschikuay greift im Sprung an und packt mit ihren zangenartigen Fühlern; der Biß ist sehr schmerzhaft. Die Neger erzählen, daß man ehemals bei ihnen Verbrecher solchen Ameisen vorgeworfen habe. Diese besitzen einen scharfen Geruch. Sie sind größer als alle amerikanischen Ameisen und wenigstens einen halben Zoll lang, roth oder dunkelbraun und in so ungeheurer Menge vorhanden, daß der oben genannte Reisende einen ununterbrochenen Zug beobachtet haben will, der zwölf Stunden lang an ihm vorbeikam. Er erzählt ferner: daß sie beim Ueberschreiten von Bächen einen lebendigen Röhrenschacht bilden, welchen sie an beiden Seiten des Ufers etwa an einem Baume oder hohem Busche befestigen und daß durch diese Röhrenbrücke der Zug hindurch marschiere. (?) Eine andere, noch größere Art der Baschikuay kommt in den Gebirgen südlich vom Aequator vor; sie ist graulich weiß, und hat einen schwarzröthlichen Kopf und ein so starkes Gebiß, daß sie Stückchen aus dem Fleisch herausreißen kann. Aber sie bewegt sich langsam und ist auch nicht in so großer Menge vorhanden. Die Nschelay oder weiße Ameise greift keine lebenden Wesen an, sondern lebt von Pflanzenstoffen und hat eine große Abneigung gegen das Tageslicht. Auch sie bauet Gänge und außerdem Hügel, die wie ein riesiger Pilz aussehen, denn sie haben ein überhängendes Dach. Die rothen Blattameisen leben auf Bäumen und bringen manche derselben zum Absterben. Sie wählen das Ende eines Baumzweiges, das dicht belaubt ist, leimen die Blätter derart aneinander, daß sie einen Sack oder Beutel etwa von der Größe einer Orange bilden, und dieses ist ihr Nest. Es gewährt einen eigenthümlichen Anblick, wenn man die Bäume mit einer unzähligen Menge solcher Nester behängt sieht, aber der Wanderer flieht sie, weil der Biß dieser Baumeister ungemein schmerzt. Eine schwarze Ameise bauet ein an Baumzweigen hängendes Nest von zwei Fuß Länge und einen Fuß im Durchmesser; dasselbe hat im Innern Gänge und Gallerien; in diesen wird gearbeitet, das Ei gelegt, die Jugend erzogen. Das ganze Nest wird gegen den Regen durch ein aus einzelnen, übereinander hängenden Blättern gebauetes Dach geschützt, welches zugleich der Luft Eingang gestattet.

Fischwanderungen in Südamerika.

Durch Amadeus Moure haben wir eine sehr eingehende Beschreibung des gewaltigen Paraguay-Stroms erhalten, der recht eigentlich im Herzen Südamerika's, in der brasilianischen Provinz Matto grosso, entspringt, in sieben kleinen Seen, Siete Lagunas, etwa unter 13 Grad südl. Breite. Im obern Laufe empfängt er von der linken Seite her, noch in Brasilien, den S. Lourenço, der seinerseits unter 17 Grad 19 Minuten südl. Breite den Fluß Cuyabá aufnimmt. Dieses schöne Gewässer fließt an der gleichnamigen Stadt vorüber und kommt von der Serra dos Pareeis. In ihm bemerkte Moure eine eigenthümliche Erscheinung. Alljährlich, sobald die Regenzeit eintritt und dann das Land weit und breit überschwemmt wird, also Ende Octobers und zu Anfang Novembers, schaaren sich vier oder fünf verschiedene Arten Fische zusammen, beginnen zu wandern, und machen dabei ein Geräusch, das man über eine halbe Stunde weit hören kann. Es hört sich an, als ob Karren über ein schlechtes Pflaster rollen.

Diese Fische ziehen langsam stromab und verbreiten sich dann in dem Ueberschwemmungswasser. Ich sah dieses merkwürdige Phänomen zum ersten Male bei der Stadt Cuyaba am 1. November 1851 und sie währte bis zum 15. November. Der Curimbata eröffnet die Wanderung; der eben so große Pacu folgt und scheint jenen zu verfolgen. Nachher kommen andere Arten. Die Leute

fangen dann eine wahrhaft unglaubliche Menge Fische, nicht etwa mit Netzen, sondern mit den Händen und in Körben, oder mit Pfeilen. Dann herrscht Lustbarkeit und für den Fremden hat das Schauspiel viel Anziehendes.

Die Schwärme laichen in dem Ueberschwemmungswasser, und im Mai oder Juni beginnt dann eine Wanderung stroman, aber ohne jenes Geräusch. Die Zahl der Fische ist dann noch größer, die Ordnung des Zuges aber wieder dieselbe wie beim Hinabschwimmen. Die kleinen werden von den größeren verfolgt, welche wieder vor größeren fliehen, von denen sie eifrig verfolgt werden. Sobald das Ueberschwemmungswasser seichter wird, eilen alle fort, und ziehen durch die schmalen Wasserwege, welche zum Flusse führen. Viele hunderttausende bleiben zurück und kommen um. Fast alle Schuppenfische jener Gegenden machen eine Jahreswanderung von etwa 50 deutschen Meilen abwärts und ebenso weit wieder stroman; in der Zwischenzeit ist der Cuyaba von jenen Arten gleichsam verwaist. Das Ueberschwemmungswasser hat durchschnittlich eine Tiefe von 15 bis 18 Fuß. Unter den Fischen jener Gegend wird der obenerwähnte Pacu am meisten geschätzt, weil er ungemein wohlschmeckend ist. Bemerkenswerth erscheint der Piranha, die Scheere. Er ist äußerst grimmig und beißt mit seinen scharfen Hakenzähnen auf Alles ein, was er für Fleisch hält. Er kommt gleich in Massen an Stellen, wo er Blut wittert, und macht auch das größte Thier in wenigen Minuten zu einem Geripp. Die Menschen haben große Furcht vor diesem Flußtiger und er ist in der That unter den Fischen der allergefährlichste.

Kleine Nachrichten.

Die Golderdeckungen in Neuschottland. Wir haben dieses überraschenden Fundes schon erwähnt; jetzt liegen uns amtliche Berichte vom Anfange Septembers aus Halifax vor. Bis 1860 hatte Niemand eine Ahnung davon, daß in jener Provinz Gold zu finden sei; selbst den Geognosten, welche das Land untersucht hatten, blieb der Schatz verborgen. Dann verbreitete sich ein Gerücht, daß Gold unweit der Küste liege und einige Hundert Leute gingen auf gut Glück in die Wälder; sie fanden, etwa zehn Wegstunden vom Meer entfernt, in der Nähe der Quellen des Flusses Tangier wirklich etwas Gold, es war aber nur wenig. Man hörte bald nichts mehr von der ganzen Angelegenheit, aber im März sah ein Mann, der aus einem Bache trinken wollte, ein Stück Gold aus den Kieseln im Wasser hervorscheinen. Er nahm dasselbe auf, suchte weiter nach und fand wirklich mehr. Diese Stelle liegt eine halbe englische Meile östlich von der Mündung des Tangier; dieser ist ein sehr kleiner Fluß, dessen Quelle unweit von jener des Musquodoboit liegt; er strömt durch eine Kette kleiner Seen, führt die Gewässer aus einer wilden, rauhen Gegend ab und mündet dann, etwa 40 Miles östlich von Halifax in den atlantischen Ocean. Die Fundstätte des Goldes lag sehr günstig, nur eine Viertelstunde vom schiffbaren Wasser. Im Frühjahr kam etwas nach Halifax; die Regierung ließ die Ländereien auslegen, und einige alte Australier und Californier nahmen Lots. Durch diese erfahrenen Männer kam die Sache in Aufschwung. Aus einem 5 Fuß tiefen und 4 Fuß breiten Loche wurden im Mai, binnen drei Tagen, für 75 Dollars Gold gewonnen, nicht etwa so, daß man es in Klumpen gefunden hätte, sondern aus zerstampften Quarzgestein. Goldführende Quarzgänge laufen meilenweit an der Küste hin. Wer ein ausgelegtes Lot von 50 Fuß Front und 20 Fuß Tiefe nahm, sollte dafür anfangs eine Jahresrente von 40 Dollars zahlen; sie wurde aber im Mai um die Hälfte ermäßigt, und die Regierung läßt von dem Gelde Wege nach und in der Goldgegend herstellen. In den Sommermonaten sind immer vier- bis achthundert Goldgräber am Tangier beschäftigt gewesen, und haben gute Ausbeute gewonnen. Den Betrag kennt man nicht, da keine Abgabe gezahlt wird. Jeder gräbt aus seinem „Claim" heraus, so viel er will und kann. Aber die Menge des nach Halifax gebrachten Goldes ist schon beträchtlich. Compagnien schlagen Schächte und Stollen; man ist schon in 45 Fuß Tiefe gekommen und hat einen Klumpen von 300 Dollars Werth gefunden. Im Juni wurde eine zweite Fundstätte bekannt. Sie liegt bei Lunenburg ungefähr 60 Miles von Halifax auf einer etwa eine Viertelstunde breiten Halbinsel, die ganz aus Quarzstein besteht. Dort führt auch der Sand Gold, und diese „Küstenwäschereien" sind sehr ergiebig. Bald entdeckte man Gold auch bei Dartmouth, Shetharbour und Lawreneetown; an der ganzen Südküste und weit in's Innere hinein lagert goldhaltiger Quarz. Zehn Miles nördlich vom Halifaxhafen hat man zu Ende des August Gold bei Waverly am Thomas-See in zerstreut umherliegenden Quarzkiefeln gefunden und in denselben manche Stücke von 80 bis 100 Dollars Werth. Allem Anschein nach kommt auch noch in anderen Gegenden Gold zum Vorschein; inzwischen sind auch Londoner und Halifaxer Kapitalisten zusammengetreten und haben eine „Nova Scotia Gold-Mining-Company" gebildet.

Aus Westindien. Im Jahre 1860 sind etwa 40,000 Negersklaven aus Afrika auf der Insel Cuba gelandet worden; während der Ueberfahrt sollen etwa 7000 gestorben sein. An einer Ladung von 500 Schwarzen machten die Unternehmer binnen vier Monaten einen Profit von etwa 170,000 Dollars. Sie zahlen in Afrika durchschnittlich 50 Dollars für den Kopf, rechnen, daß unterwegs einhundert Schwarze sterben, Schiff, Ausrüstung ꝛc. werden zu 25,000 D. veranschlagt und in Cuba beträgt der Kopf 400 bis 500 Dollars. — Jamaica, wo wieder viele Zuckerpflanzungen unter dem Hammer stehen, läßt schwarze Einwanderer aus Sierra Leone holen; andere „Lehrlinge", die sich dazu verstanden, auf der Insel zu bleiben, haben jeder eine Prämie von 10 Pf. St. bekommen. — Trinidad hat wieder 500 Arbeiter aus China erhalten. — In Haïti betrug die Staatseinnahme für das Jahr 1860 die Summe von 1,292,000 D.; sie kam aus den Ausfuhr- und Einfuhrzöllen. An Kaffee wurden $10^1/_2$ Millionen Pfund mehr verschifft, als in irgend einem frühern Jahre. Die Bauern müssen nach Vorschrift der Regierung Kaffee bauen; es existiren dafür Zwangsgesetze. Mulatten aus den nordamerikanischen Sklavenstaaten bauen etwas Baumwolle und haben schon einige tausend Ballen verschifft; die farbigen Einwanderer aus den nördlichen Vereinigten Staaten sind viel weniger arbeitsam. — St. Domingo, die vormalige „braune" Republik, welche den östlichen, größern Theil der Insel Haïti umfaßt, ist bekanntlich seit dem Frühjahr 1860 wieder unter die Herrschaft Spaniens zurückgekehrt. Die königliche Regierung hat ausdrücklich erklärt, daß die Sklaverei nicht wieder eingeführt werden solle oder dürfe; sie sei dort keine Nothwendigkeit.

Volksmenge von Jamaica. Diese Insel hatte 1844 eine Bevölkerung von 377,433 Seelen; nach der Zählung von 1861 war dieselbe auf 441,264 gestiegen. Seit der Freilassung der Schwarzen vermindert sich bekanntlich die Zahl der Weißen, auf keinen Fall hält sie in Westindien Schritt mit dem Zuwachs der dunkelfarbigen Menschen. Die Voraussagung, daß die Antillen allesammt den letzteren anheimfallen und damit für eine höhere Gesittung verloren gehen werden, erhält schon jetzt ihre Bestätigung. Auf Jamaica z. B. leben nur 13,816 Weiße neben oder zwischen 346,374 Negern und 81,065 Mulatten. Viele Neger sind, den Klagen der Missionäre zufolge, wieder Fetischanbeter geworden und verehren die Schlange. Da die freien Neger sich zu regelmäßiger Arbeit nicht herbeilassen, so bringen die Engländer jene Schwarzen, welche sie auf gekaperten Sklavenhändlerschiffen finden, ohne Weiteres als „Lehrlinge" oder „freie Arbeiter" nach Jamaica. In den letzten Tagen des August brachten sie eine Ladung von 260 Köpfen und vertheilten dieselben ohne weiteres an Pflanzer, welche mit Hülfe dieser Arbeiter Baumwolle bauen wollen.

Auf den andamanischen Inseln im bengalischen Meerbusen haben die Engländer eine Strafkolonie angelegt, nach welcher sie Verbrecher aus ihren östlichen Besitzungen schicken. Die Ansiedelung ist bei Port Blair und steht unter einem Kapitän Houghton. Die Pinang-Zeitung bringt erfreuliche Nachrichten über diese Anstalt. Eine beträchtliche Landstrecke ist urbar gemacht worden und unter Anbau, und giebt reichlichen Ertrag. Bisher hat man nur Verbrecher aus Indien nach Port Blair gebracht, wahrscheinlich kommen demnächst Chinesen aus Hong kong hinzu. Kokosbäume und Betel gedeihen vortrefflich; jene in den niedrigen Gegenden, diese im Berglande. Die Kokosbäume pflanzt man in Entfernungen von je 30, die Betelrebe von 10 Fuß. Land und Klima eignen sich auch für den Anbau von Indigo, Ingwer, Curcumä, Guineapfeffer und Ignamen. Houghton hat auch auf der Insel Groß Koko eine Ansiedelung gegründet und läßt dort Tekholz schlagen. Das Klima auf den Andamanen ist ungesund. Im Jahre 1859 starben in Port Blair nicht weniger als 63, sage drei und sechszig Procent der Zwangsansiedler, im Jahre 1860 nur etwas über 13 Procent.

Ihr Betragen ist im Allgemeinen gut, und mit den Eingeborenen kommt man leidlich aus. Dann und wann plündern sie freilich noch. Sechs von ihnen sind gefangen und nach Maulmein geschafft worden, wo sie Englisch lernen und so weit als möglich ist, civilisirt werden sollen. Die Bewohner der Andamanen sind gleich den Simangs an den Gränzen der Provinz Wellesley, ungemein gefräßig; sie verschlingen eine ungeheuere Menge Nahrung, wenn sie sich dergleichen verschaffen können, und zermalmen auch Thierknochen. Im Allgemeinen sollen sie ziemlich fügsam sein.

Aus der Kapkolonie. Den Nachrichten vom 31. August zufolge befand sich dort die Frau des Reisenden Livingstone, um demnächst sich nach dem Sambesi einzuschiffen, an welchem ihr Mann verweilte. Aus Hamburg waren zwei Schiffe mit Auswanderern angekommen, die sogleich lohnende Beschäftigung fanden. — Mit einem Theile der Zulukaffern ist die Regierung in Schwierigkeiten verwickelt; es sind aber nicht dieselben, gegen welche England früher Krieg führte, sondern andere, mit denen die holländischen Boers (sprich Buhrs, d. h. Bauern) in Fehde lagen. Diese setzten den blutgierigen Häuptling Dingaan ab und erhoben dessen Bruder Panda. Dieser benahm sich friedlich gegen Holländer und Engländer, zu großem Mißvergnügen seines Sohns Ketschnayo, der von wilder Gemüthsart ist und größern Einfluß als sein Vater besitzt. Von dieses Ketschnayo Barbarei zeugt der Umstand, daß er vor einigen Jahren einen seiner Brüder verbrannte; ein anderer, welchem er nachstellte, ist zu den Engländern geflohen und wird vom Bischofe von Natal erzogen. Somit hat man gleich einen Prätendenten in Petto. Die Provinz oder Kolonie Natal wurde vor nun 22 Jahren von den Engländern in Besitz genommen. Damals war diese Gegend in Folge von Schaka's und Dingaans Wüthereien verödet. Sobald aber die englische Flagge Schutz gewährte, zogen Massen von Kaffern aus dem Zululande in das Gebiet von Natal, weil sie dort sicher waren. Ihre Anzahl beläuft sich jetzt an 150,000; fast alle haben Vieh, Frauen und Töchter mitgebracht, und ein Weib gilt bei jenen Leuten so viel wie zehn Kühe. Ketschnayo, der Alles was in seinem Lande lebt, als sein persönliches Eigenthum betrachtete, ist über solche Verluste höchlich erbittert. Um den Irrungen ein Ende zu machen, gedenkt man ihm nun sein Land zu nehmen. Uebrigens ist die Kapkolonie in finanzieller Bedrängniß; sie hat eine Jahresausgabe von 600,000 Pf. St. und hat sich jetzt um 100,000 Pf. St. höher besteuert, die Eingangsabgaben für Wein, Spirituosen und Tabak verdoppelt. Demnächst soll eine Zweigbahn von Wellington nach Malmesbury in Angriff genommen und eine Telegraphenlinie von Kapstadt über Port Elizabeth nach Grahams Town hergestellt werden. Die gesetzgebende Versammlung hat beschlossen, das seither unabhängige Kafferuland (Cafraria), vom Keïflusse bis Natal, der Kolonie einzuverleiben. Dasselbe ist so groß wie England mit Wales und zählt 35,000 Krieger, aber die Häuptlinge sind einer Vereinigung mit England günstig. Auch die Guanoinsel Ichaboe ist am 29. Juni für England in Besitz genommen worden und mit den benachbarten Eilanden soll ein Gleiches geschehen

Der Hafen Lagos an der afrikanischen Sklavenküste. Londoner Blätter bringen die kurze Notiz: „Am 5. August wurde das Gebiet von Lagos an die britische Krone abgetreten; der König hat den Vertrag unterzeichnet." Die Sache ist nicht unwichtig: Lagos bildet den Seehafen für das Land Yoruba, das man früher Yarriba nannte. Dasselbe liegt zwischen Benin und Dahomey, ist aber größer als diese, und erstreckt sich von der Meeresküste bis zum Niger. Früher war es unter einem Könige vereinigt, ist aber jetzt in eine Anzahl kleiner Landschaften getheilt, deren Häuptlinge oft in Fehde mit einander liegen. Bis in den nördlichen und östlichen Theil sind von Norden her die erobernden Fellata gedrungen, und verbreiteten den Mohammedanismus; von Westen her wird Yoruba durch den König von Dahomey bedroht. Er will Abbeokuta zerstören, eine von mehr als zwanzig verschiedenen Negerstämmen begründete Stadt, in welcher viele Christen wohnen und mehrere Missionäre sich aufhalten. Die Engländer haben viele halbcivilisirte Schwarze aus Sierra Leone dorthin geschickt, um den Baumwollenbau aufzumuntern, bis jetzt mit geringem Erfolge. Zu Rabba am Niger liegen noch immer die Leute von Baikie's bekannter Expedition, deren Dampfer dort scheiterte. Von Rabba aus wird seit einigen Jahren das Land oberhalb des Nigerdelta's nach verschiedenen Seiten hin durchforscht und von jener Stadt bis Lagos ist eine Reisestraße eröffnet worden. Uns scheint nun, als ob das Bestreben der Engländer auf dreierlei gerichtet sei. Sie wollen dem weitern Vordringen der Fellata Schranken setzen und diese nicht bis an's Meer dringen lassen; sie wollen sodann dem blutbesudelten Könige Bahadnu von Dahomey entgegen treten und die Unabhängigkeit von Abbeokuta sichern, damit die dortigen Christen und Baumwollenbauer nicht gestört werden. Das erreichen sie, indem sie sich das Gebiet von Lagos gesichert haben. Der gleichnamige Hafen war früher ein sehr berüchtigter Sklavenmarkt. Er liegt an der Mündung des großen Flusses, welcher aus dem Herzen von Yoruba kommt und dorthin leichten Zugang gewährt, an einer schiffbaren Lagune, die sich westlich bis zum Rio Volta erstreckt und nach Osten hin mit den Armen des Nigerdelta's in Verbindung steht. Im Jahre 1852 stürmten die Engländer den Platz, um der Sklavenausfuhr ein Ende zu machen; aber der Sieg kostete viel Blut, weil die Neger von Lagos, welche zum Volke der Popo gehören, nachdrücklichen Widerstand leisteten.

Englische Beamten in China. Die in Hong kong erscheinende Overland China Mail führt nachdrücklich Beschwerde gegen das barsche und hochfahrende Betragen, welches auch die englischen Beamten gegen die Chinesen sich zu Schulden kommen lassen. Wir Alle, schreibt sie, vom Gouverneur angefangen, sind gar zu geneigt, die Chinesen als niedriger stehende Menschen und untergeordnete Wesen zu betrachten. Vor wenigen Monaten hatte ein sechszigjähriger Mann vor dem vollziehenden Rathe eine Zeugenaussage zu machen. Man ließ ihn vier volle Stunden lang stehen und bot ihm keinen Stuhl an, trotzdem er sich aus Mattigkeit oft an die Wand lehnte. Dieser Zeuge, Herr Seko, war alt und rheumatisch; einem jungen Engländer, der gleichfalls eine Zeugenaussage gab, wurde sogleich ein Stuhl gereicht. Man sah wohl ein, welche Rücksichtslosigkeit in einem solchen Verfahren lag, aber — es gab ja keinen Präcedenzfall, daß ein Chinese in Gegenwart des Gouverneurs auf einem Stuhle gesessen hätte! Der chinesische Dolmetscher durfte sich nur zeitweilig setzen. Abgesehen von der Unhöflichkeit, welche in einem solchen Benehmen der Behörde liegt, wäre ihr von der ganz gewöhnlichen Klugheit ein rücksichtsvolleres Benehmen geboten; es ist ein verhängnißvoller Irrthum, zu wähnen, daß wir gebildete Chinesen wie rohe Neger behandeln dürften.

Die Chinesen in Australien werden von den englisch redenden Leuten in Neu-Süd-Wales in gehässiger Weise angefeindet und arg mißhandelt. Man will ihnen das Goldgraben verwehren, das man als Alleinrecht der Englischen betrachtet. Ein Brief aus Sydney erzählt manches Unerbauliche über diese Rohheiten. „Die Chinesen haben sich friedlich und ordentlich betragen; ihre Gegner schmiedeten gegen sie ein förmliches Complot. Eine Bande von fünfzig Kerlen zog aus dem Tipperary Gull nach Lambing Flat, um die Himmlischen aus den Goldstätten, welche sie bearbeiteten, zu verjagen. Unterwegs schlossen sich ihnen andere Pöbelhaufen an, und dann fiel die Rotte mit Musik über die Chinesen her. Sie wurden entsetzlich mißhandelt, mußten fliehen und alle ihre Habe in Stich lassen. Die Engländer plünderten und stahlen Alles was sie fanden, und was sie nicht mitnehmen konnten, wurde zerschlagen und verbrannt. Die trunkene Diebesbande rannte dann zwei Stunden weit nach dem Backs Creek, um dort dieselben Barbareien auszuüben. Viele Chinesen, welche rechtzeitig gewarnt worden waren, entflohen mit ihrer besten Habe, wurden aber von Reitern eingeholt und umzingelt. Dann ging es ohne Gnade und Barmherzigkeit über sie her; jeder Reiter packte einen Chinesen am Zopfe, zerrte die Köpfe bis an den Sattel und schlug auf sie los. Die Behandlung war ganz abscheulich. Natürlich wurden die Chinesen rein ausgeplündert und ihr Lager machte man dem Boden gleich. Die weich geprügelten, entkleideten, verwundeten Menschen jagte man fort; sie hatten nichts zu essen und kein Obdach. Ein rechtschaffener Squatter in der Nachbarschaft, Herr Roberts, erbarmte sich ihrer und gab ihnen zu essen. Dafür wurde er jedoch von der Bande bedroht, und die weiblichen Mitglieder mußten, um sich zu sichern, in das nächste Dorf fliehen. Eben heißt es hier in Sydney, Herrn Robert's Haus sei niedergebrannt worden. Die Regierung schickte Polizeimänner aus, um die Rädelsführer einzufangen. Drei derselben wurden verhaftet, aber sogleich entstand unter den Diggers ein „Roll up"; sie rotteten sich zusammen und verlangten die Freilassung der Verbrecher. Es fielen Pistolenschüsse. Dann wurde die Aufruhracte verlesen, aber die Bande ging nicht auseinander. Der Commissar ließ blind feuern; auch das half nichts, und als die berittene Polizeimannschaft einsprengte, wurde sie mit Schüssen begrüßt. Vier Mann sanken vom Pferde. Nun gab auch die Fußpolizei Feuer und die Reiter hieben ein. Die Bande wurde dadurch auseinander gejagt, aber einzelne Schüsse fielen noch. Die Rotte ließ einen Todten auf dem Platze, viele wurden verwundet. Am andern Tage erfuhr der Hauptmann der Polizeimannschaft, daß er von etwa dreitausend Diggers angegriffen werden solle, sie hätten geschworen, ihre Kameraden zu rächen. Seine Mannschaft war nur 57 Köpfe stark; er mußte deßhalb nach der Stadt Yaß zurückweichen und telegraphirte von dort nach Sydney, damit er Verstärkung bekäme. Die Rotte veranstaltete für den erschossenen Dieb ein feierliches Leichenbegängniß. Weit und breit werden Räubereien verübt. Die gefangenen Men-

terer wurden gegen Bürgschaft freigelassen, weil es den Behörden augenblicklich an Macht fehlte, die Rotte zu Paaren zu treiben." So standen die Dinge am 22. Juli; das Ganze ist ein Intermezzo, welches die europäischen Männer der vielgerühmten Civilisation aufführen.

Queensland, die vor einem Jahre von Neu-Südwales abgezweigte neue Kolonie, welche den nördlichen Theil der Ostküste von Australien einnimmt, eignet sich bekanntlich durch Bodenbeschaffenheit und Klima für den Anbau der Baumwolle. Jüngst hat sich nun eine „Queensland Cotton Company" mit einem Kapital von 50,000 Pf. Sterling gebildet; sie will den Baumwollenbau durch Arbeiter aus Indien in Angriff nehmen lassen.

Protestantische Missionäre in China sind in der jüngsten Zeit sehr thätig gewesen und ihre Zahl hat sich vermehrt. In der Provinz Canton leben 17 in der gleichnamigen Hauptstadt, 1 in Schanlung fu, 5 in Swatau und 6 deutsche Missionäre in den nordwestlich von Hongkong liegenden Distrikten San on und Tung kun. In Amoy und dem südlichen Theile der Provinz Fo kien 10; in Futschen 8; in der Provinz Schinkiang 10 oder 12; zu Schanghaï und überhaupt in der Provinz Kiang su 23; in der neu eröffneten Provinz Schan tung sind bereits 5 in Schi fu und in Tang tschei 2 thätig; die Provinz Tschi li hat 6 in der Stadt Tien tsin; Hankëu in Hupe 2, Nankin 1. Nicht minder eifrig sind die katholischen Missionäre, welche längst über ziemlich alle Provinzen zerstreut sind, und angeblich etwa 800,000 Chinesen bekehrt haben. Der Verbreitung des Christenthums steht bekanntlich in China kein Hinderniß mehr im Wege.

Bankerotte in Nordamerika. Zuverlässigen Berechnungen zufolge betrug die Zahl der während des Jahres 1859 in den Vereinigten Staaten stattgehabten Geschäftsbankerotte 3,913 mit einer Gesammtschuldenlast von 65,294,000 Dollars. Dabei muß berücksichtigt werden, daß in diesen Zahlen nur die Fallissements größerer Geschäftsfirmen eingeschlossen sind. Rechnet man die kleineren Geschäfte, welche während des Jahres 1859 zusammenbrachen, so kann man den Gesammtbetrag der Bankerottschulden auf volle 80 Millionen Dollars veranschlagen. Von diesen Fallissements kommen allein auf die Stadt Neu-York 290 mit Passiven im Betrage von 13,218,000 Dollars. 410 von den 3,913 Fallissements werden als betrügerische klassificirt, mit einer Gesammtschuldenlast von 5,650,000 Dollars. 130 Bankerotteure, deren Passiva sich auf die Gesammtsumme von 6,242,000 Dollars belaufen, werden als solche aufgeführt, die wahrscheinlich ihren Gläubigern vollauf gerecht zu werden im Stande sind. Rechnet man zu diesen Summen noch die Gerichtskosten und Advokatengebühren, welche durch die Fallissements veranlaßt wurden, so kann man annehmen, daß durch das Creditsystem mindestens 90 Millionen Dollars in den Vereinigten Staaten verloren gingen.

Flüchtige Sklaven aus den Vereinigten Staaten leben im westlichen Canada in großer Menge; man schätzt ihre Zahl auf ungefähr 55,000 Köpfe. Manche sind ganz ordentliche Leute, viele aber sehr träg und eine wahre Last für die Gemeinden, welche von ihnen heimgesucht werden. Schon mehrfach haben sie Unruhen angezettelt und die Weißen klagen über die unerträgliche Anmaßung des schwarzen Proletariats. Die Abolitionisten in den Vereinigten Staaten haben eine eigenthümliche Art von Menschenfreundlichkeit. Sie gründeten einen Verein, dessen Mitglieder verpflichtet sind, Sklaven ihren Herren abwendig zu machen, jene zur Flucht anzureizen und nach Canada auf Kosten der „Gesellschaft der unterirdischen Eisenbahn" zu schaffen. Sobald der Schwarze einmal in Canada ist, bekümmern jene Philantropen sich nicht mehr um ihn. Dieser Verein der unterirdischen Eisenbahn hat durch sein methodisches Sklavenstehlen viel dazu beigetragen, den Süden aus der Union zu treiben. In Canada ist man jener in's Land geworfenen Neger dermaßen überdrüssig, daß man schon mehrmals ganze Schiffsladungen nach Haïti geschafft hat, „um die arge Landplage zu vermindern."

Ein Clipperschiff, die Fiery Cross, das im vorigen December an der Mersey vom Stapel lief, segelte am 18. Januar von Liverpool ab, war am 8. Mai zu Hongkong in China und fuhr nach Fu tschen fu, um Ladung einzunehmen. Von dort stach der Clipper am 11. Juni wieder in See und war am 22. September in London. Das sind die schnellsten Reisen, welche je ein Segelschiff von und nach China gemacht hat. Der genannte Clipper hat keine hölzernen Masten, sondern sie sind aus Stahl geschmiedet und haben sich trefflich bewährt.

Französische Civilisation. Es ist ermittelt worden, daß in dem französischen Departement der obern Vienne 66 bis 67 Procent der Bevölkerung, also volle zwei Drittel der Gesammtbewohner, weder lesen noch schreiben kann. Gewiß hat Graf Gobineau Recht, wenn er in seinem ausgezeichneten Werke über die Ungleichheit der Menschenrassen ausdrücklich hervorhebt, daß „die ganz überwiegende Menge der Franzosen sehr zurückgeblieben sei und noch in tiefer Barbarei stecke." „Diese Menschen haben ein unüberwindliches inneres Widerstreben gegen unsere Civilisation. Sechsundzwanzig Millionen leben ganz außerhalb unseres Ideen-, Gesittungs- und Gesellschaftskreises. Mit unseren Massen in Frankreich verhält es sich, wie mit den Wilden. Diese Masse der Bevölkerung in Frankreich ist ein Abgrund, über welchem die Civilisation in der Luft hängt, und diese tiefen, stagnirenden Gewässer, welche auf dem Boden dieses Abgrundes schlummern, werden dermaleinst hervorbrechen, um auflösend und zersetzend zu wirken. Der französische Bauer sieht in uns höher gebildeten Menschen seine Feinde." So lautet das Urtheil eines ausgezeichneten Franzosen über seine eigenen Landsleute.

Gesundheitszustand in Manchester. In der British Association las ein Herr David Chadwick eine Abhandlung vor, in welcher er die ungeheueren Fortschritte rühmte, welche man in dieser Stadt gemacht habe. Alles wurde rosenfarben geschildert. Aber ein anderer Herr Chadwick, mit dem Vornamen Edmund, stellte ein ganz anderes Gemälde daneben, und es ergab sich, daß die Negersklaven in Amerika weit besser daran sind, als die freien britischen Arbeiter. Nirgends ist es mit den Gesundheitsverhältnissen so abscheulich bestellt, als in der Fabrikstadt Manchester. Der Typhus, welcher aus den Armenhäusern Englands längst verschwunden ist, richtet in den Wohnungen der Fabrikarbeiter schreckliche Verheerungen an. Hoher Arbeitslohn kann nicht für den Verlust der Gesundheit entschädigen. Man drängt die Leute in überfüllte Arbeitsräume und sie schlafen in Zimmern, deren Luft aus einem Gemisch der Ausdünstung von Kloaken und Mistgruben und von Kohlengualm besteht. Bösartige Fieber hören nicht auf. Dr. Greenhow bezeichnete die Kloaken als das Ungeheuer von Manchester. „In dieser Stadt erlebt die Hälfte aller Kinder, welche geboren werden, nicht das fünfte Jahr; auch Erwachsene leiden sehr an der, durch die Kloakenluft erzeugten, Diarrhöe, welche an einer großen Anzahl von Todesfällen schuld ist. Manchester wetteifert in Ungesundheit mit Liverpool, und die Verbrecherstatistik zeigt, daß es auch mit den sittlichen Verhältnissen sehr schlecht steht." Ein Herr Tartt bemerkte, daß kaum ein einziges großes Gebäude in Manchester ordentliche Lüftung habe. Selbst die viel gerühmte Freihandelshalle (— in welcher so viel Humbug veranstaltet wird, an welchen man auf dem Continente glauben soll —) sei schlecht gelüftet, „und der Gasthof, in welchem ich wohne, ist, wegen der schlechten Gaseinrichtung, wie ein Backofen." Da fehlt dann freilich das, was die Engländer Comfort, wir Deutschen Behäbigkeit, nennen.

Strauße in Europa ausgebrütet. Endlich ist ein Versuch gelungen. Seitdem die Franzosen im Besitze von Algerien sind, haben sie viele Strauße nach Europa gebracht und sich große Mühe gegeben, eine Brut zu erlangen, indeß alle Bemühungen schlugen fehl, auch im zoologischen Garten zu Marseille. Aber der Direktor desselben, Suquot, ließ sich nicht entmuthigen. Er wählte in der Gemeinde Montredon eine sandige Ebene aus, zwischen dem Meer und dem Gebirge, das südöstlich von der Bucht sich erhebt. Dort sind Bäume und Büsche, welche den Straußen Schutz gewähren, und der Sand ist warm. Man umzäunte eine Strecke von 2000 Fuß Länge und 1500 Fuß Breite und brachte am 2. März dieses Jahres einige Strauße dorthin. Anfangs fühlten sie sich dort nicht heimisch und liefen unruhig umher, aber bald gewöhnten sie sich und das Legen begann. Das Nest war weiter nichts als ein Loch im Sande und sah aus wie ein abgestumpfter Kegel, aber nach und nach wurde der Rand durch Anhäufung höher gemacht, und daran arbeiteten Männchen und Weibchen abwechselnd. Am 20. April waren fünfzehn Eier gelegt worden. Bis dahin hatte das Weibchen vor und nach dem Eierlegen einige Stunden auf dem Neste gesessen, ein paar Mal sogar einen ganzen Tag lang. Nach jenem Tage übernahm aber das Männchen die Wache, das Weibchen nur, wenn jenes einmal zeitweilig sich entfernte. In Algerien hat man beobachtet, daß die Brutzeit 56 bis 60 Tage daure; Hr. Suquot war deshalb erstaunt, daß schon am 3. Juni früh das erste Junge auskroch; am Abend jenes Tages waren schon elf Stück vorhanden. Am nächsten Tage verließen die Jungen das Nest und gingen unter Aufsicht der Aeltern umher; eines blieb etwas zurück und starb sehr bald. Die übrigen zehn sind gediehen, wuchsen auch rasch und am 8. August waren sie so groß wie junge Truthühner.

Verantwortl. Redakteur: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.
Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.

In Sibirien bei den Jakuten und Tungusen.

Die ungeheure Länderstrecke vom Ural, welcher Europa von Asien trennt, bis zur Behringsstraße, die eine Scheide zwischen der neuen und alten Welt bildet, bezeichnen wir mit dem Namen Sibirien. Der alten Ueberlieferung gemäß schaudert uns, wenn wir diesen Namen nur hören. Man denkt noch immer an dorthin verwiesene Verbrecher, Räuber und Mörder, welche für Europa unschädlich gemacht werden, indem man sie an einsame Stätten verbannt, und in die dichten Wälder am Aldan, an der Lena oder Olekma schickt, wo sie auf Zobel jagen müssen. Wir sehen diese Unglücklichen mit weit aufgeschlitzten Nasen, an denen man sie erkannte, wie an einem Brandmark, und uns fröstelt es bis in die Knochen hinein, wenn wir an die sibirische Kälte auch nur denken, und uns im Geiste in die öden Moosebenen, diese schwammigen Tundern versetzen, welche von der Waldregion bis in die Nähe des Eismeeres reichen.

Aber wir müssen uns hüten, zu verallgemeinern. Das Wort Sibirien hat einen weiten Begriff. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß es nach Süden hin bis zum fünfzigsten Breitengrade reicht, und denselben an mehreren Stellen überschreitet. Drei Fünftel des ausgedehnten Gebietes entziehen sich freilich jedem Anbau, und damit jeder höhern Kultur. Der Norden und der Osten werden bis an's Ende der Tage im Besitze der Jägernomaden bleiben, aber im Westen und Süden sind viele fruchtbare Gegenden, mit einem Klima, das wenig strenger ist, als jene der entsprechenden Regionen im europäischen Rußland, und den Südwesten hat man sogar mit Italien verglichen. Das heißt freilich die Farben etwas stark auftragen, aber so viel ist gewiß, daß Sibirien im Fortgange der Zeit sich zu einem Kulturland emporarbeiten wird.

Vor etwa zehn Jahren äußerte einmal der westphälische Freiherr von Haxthausen: Sibirien werde gewiß eine

Eine tungusische Zauberfrau.

größere Bedeutung für die Kulturentwickelung erhalten wie Nordamerika. Daß darin Uebertreibung liegt, wird Jedermann leicht begreifen. Wollte aber Herr von Haxthausen nur sagen, daß jenes Land ungemein werthvoll für den Verkehr sein und im Fortgange der Zeit eine große Wichtigkeit erhalten werde, dann hatte er ganz recht. Sibirien hat eine Weltlage, die man nicht leicht zu hoch anschlagen kann. Es ist ein großes Durchzugsland zur Vermittelung des Verkehrs mit Centralasien. Aus Buchara und Turkestan überhaupt, aus Yarkand und Kokand, und aus China und der Mongolei kommen Karawanen, deren Handel Rußland in

seine Steppenhäfen zu lenken gewußt hat. Gen Osten hin bahnt der Amur einen Weg nach Japan, China und dem Stillen Ocean. Auf ihm kommen europäische und amerikanische Waaren bis auf den Markt von Irkutsk. Ein großer Theil der Mongolen, welche Sibiriens Nachbarn sind, insbesondere die vier Millionen Chalchas (Kalkas), sind zum Czar in eine Art von Vasallenverhältniß getreten, und seit nun fünf Jahren ist Rußland in der Lage, alle Karawanenwege, welche aus dem innern Asien nach Norden ziehen, zu kontroliren.

Die russischen Schildwachen reichen von Armenien bis an die Gränzen der Halbinsel Korea. Binnen zweihundert Jahren hat Rußland in Asien langsam, aber unablässig und sicher Fortschritte gemacht, bis es nun auch einen großen Theil der Mandschurei erworben, und nur wenige Tagereisen bis Peking hat! Diese fortschreitende Machtausdehnung Rußlands ist von großartiger Bedeutung für die Ausdehnung des Handels und der Gesittung; sie reißt halb Asien in die Strömung der europäischen Civilisation hinein, erobert ein Wüsten- und Steppengebiet, eine Einöde von dreimalhunderttausend Geviertmeilen. Wir sehen die Anfänge einer großen weltgeschichtlichen Arbeit, welche Rußland zu vollziehen hat. Seine Kulturmission ist ihm im Osten angewiesen. Dort hat es seit zwei Jahrhunderten eine große kontinentale Spürkraft bewährt; die oceanische Begabung ist seinem Volke versagt, und im Westen, nach Europa hin, haben die Moskowiter nichts zu schaffen. Jede Politik in Rußland, welche ihren Schwerpunkt nicht in Asien sucht, ist übel berechnet, und muß mit ihren Plänen nothwendig scheitern. Nur in Asien kann sie Lorbeeren, in Europa nichts als Dornen einernten.

Binnen wenigen Jahren wird der elektrische Telegraph vom Winterpalast an der Newa bis in das Haus der russischen Gesandtschaft in Peking vollendet sein; eine Eisenbahn bis an die Mündung des Amur wird folgen, und ist vielleicht schon hergestellt, bevor unser Jahrhundert in den Schooß der Zeiten hinabgerollt ist. Schon jetzt gelangen die Postreiter von Peking in China bis nach Irkutsk, der Kernstadt Sibiriens unweit vom Baikal-See, binnen sechszehn Tagen, und die Nachricht vom Abschlusse des Tientsiner Friedens kam über Irkutsk und Sanct Petersburg fast vier Wochen früher nach London, als auf dem Seewege und über den arabischen Meerbusen. Die russische Regierung bietet Alles auf, um die Verbindung in Sibirien und in der Mongolei so viel als möglich zu beschleunigen. Auch im Winter wird sie nicht unterbrochen; sie ist dann, der trefflichen Schlittenbahn wegen, weniger anstrengend, und noch rascher als im Sommer.

Eilbote und Fuhrwesen in Sibirien.

Durch die Eröffnung der Amurschiffahrt hat Ostsibirien eine Pulsader für den Verkehr gewonnen. Früher war es von dem belebenden Elemente, dem Meere, völlig abgeschlossen. Nach den Häfen Ochotsk und Ajan am ochotskischen, sechs Monate im Jahre durch Eis versperrten Meere, war die Verbindung mit entsetzlichen Beschwerlichkeiten und großer Gefahr verbunden. Man mußte, je nach der Gegend, aus welcher man kam, das aldanische, das Jablonoi- oder Stanovoi-Gebirge überschreiten. Alle Städte Ostsibiriens werden sich nun heben, namentlich auch Nertschinsk, das einst als Verbannungsort so verrufen war. Es bildet einen Mittelpunkt für die ungemein ergiebigen Blei- und Silbergruben eines ausgedehnten Bergreviers, in welchem etwa 50,000 Menschen beschäftigt sind. Schwere

Verbrecher werden noch jetzt zu lebenslänglicher harter Arbeit in jene Gruben verbannt und streng behandelt; Andere, welchen kein todeswürdiges Vergehen zur Last fällt, erfreuen sich einer mildern Behandlung; das wird von dem leider so früh verstorbenen Reisenden Castrén aus Finnland bezeugt. Jeder gewöhnliche Verbannte bekommt monatlich zwei Pud Mehl und zwei Rubel Geld; Handwerker erhalten täglich 15 Kopeken. Wenn sie in den Gruben arbeiten, haben sie in jedem Monate eine freie Woche. Sobald ein gewöhnlicher Verbannter in Nertschinsk ankommt, nimmt man ihm die Ketten ab; wer zwanzig Jahre lang sich untadelhaft betragen hat, ist frei, zahlt auch keine Abgaben und erhält Ackerland.

Nertschinsk liegt am obern Amur, nämlich am Hauptarme desselben, der Schilka. Rußland schloß dort 1687 den ersten Gränzvertrag mit China. Im Jahre 1781 wurde die Ortschaft zur Stadt erhoben. Sie zählt etwa 3000 Einwohner, hat zwei russische Kirchen, eine Sternwarte und eine Bergschule. Neben Blei und Silber liefert das Grubenrevier auch Gold, Quecksilber und Zinn.

Der Verkehr ist lebendig. Vor dem nach Art der morgenländischen Karawanserais gebauten Kaufhofe (Gostinoi Dwor) sehen wir ein buntes Durcheinander von Russen, Tataren, Nord- und Ostasiaten. Der Kosack handelt einen Reitzaum oder ein Messer ein, russische und kirgisische Frauen haben ihre Kinder mit auf den Markt genommen, Kameele stehen beladen, um Waaren nach Irkutsk zu bringen, auch deutsche Handelsleute fehlen nicht. Die Nomaden kaufen Taback und Flintensteine, geschäftige Tataren rufen Kappen aus Buchara, Gürtel und Schlafröcke aus; selbst der Hausirer aus dem Yankeelande bietet hier seine „Notions", allerlei Waaren durcheinander, feil, aber der Tatar ist ihm gewachsen und nicht minder pfiffig. Denn der tatarische Hausirer, gegen welchen selbst der jüdische nicht aufkommt, ist in allen Schlichen erfahren. Im Vordergrunde sehen wir beturbante Bucharen, welche mit ihrer Ruhe und Gemessenheit einen scharfen Gegensatz zu den beweglichen Tataren bilden. Ihr bleiches, meist schön geformtes Antlitz sticht vortheilhaft ab gegen die breiten, gelben Gesichter der Mongolen oder der Kirgisen.

Auch Jagdnomaden aus dem nordöstlichen Sibirien, Jakuten und Tunguſen, erscheinen nicht selten in Nertschinsk, auch Buräten finden sich ein. Diese letzteren gehören zum großen mongolischen Menschenstamme; dagegen sind die Tunguſen, Bewohner des Kreises Nertschinsk, Stammgenossen der Mandschuren, und die Jakuten, in der Provinz Jakutsk, mit den Tataren verwandt, obwohl sie in Sprache und Blut manche mongolische Zuthat erhalten haben.

Die Tunguſen reichen bis an das ochotskische Meer, doch wohnen in einzelnen Gegenden auch Korjäken, Jakuten und russische Ansiedler zwischen ihnen zerstreut. Der Tunguſe ist entweder ansässig, ein „Stand-Tunguſe", oder ein Nomade, „Rennthier-Tunguſe", und dieser hat noch am meisten von der alten Urthümlichkeit seines Volkes bewahrt. Er ist gutmüthig, fröhlich, bleibt immer nur wenige Tage an einem und demselben Orte, zieht unabläſſig umher, und ist glücklich, wenn er unter freiem Himmel leben und die frische Luft genießen kann. Dieser kräftig gebaute Mensch hat eine offene Physiognomie, ist sanguinischen Temperamentes, sorglos, leichtsinnig, leichtgläubig, höflich und gutmüthig, gastfrei und fröhlich, ehrt das Alter, begreift leicht, ist aber oberflächlich und unbeständig.

Der Bazar von Nertschinsk.

Diese Rennthier-Tunguſen wohnen in Jurten, welche unten kreisförmig sind, und nach oben hin in einen Kegel auslaufen. Unser Bild zeigt die Bauart derselben. An die Querstäbe, welche auf den unteren Pfahlstöcken ruhen, bindet man lange Stangen, deren obere Enden derart an einander gelegt werden, daß sie einen zuckerhutförmigen Kegel bilden. Dieses Stangengerüst wird mit gegerbten Rennthierfellen bedeckt, und oben läßt man eine Oeffnung, durch welche der Rauch abziehen kann. Jede Jurte hat zwei einander gegenüberliegende Thüren, welche durch Rennthierfelle geschlossen werden; der Fußboden wird mit klein gehacktem Cedernholze belegt, in der Mitte, gerade unter der Abzugsöffnung, befindet sich der Herd.

Der Tunguſe bauet solch ein luftiges Obdach auch für den Winter, und ist in demselben allerdings gegen Kälte und Unwetter wenig geschirmt, aber er schlägt dasselbe an sehr geschützten Stellen auf, wo es vom Winde nicht bestrichen werden kann, und warme Kleider besitzt er in Hülle und Fülle. Sein Lieblingsgetränk ist der Ziegelthee. Solch einem Nomaden ist das Rennthier vom größten Werthe;

Ein Sommerdorf der Jakuten.

denn er reitet auf demselben, es ist außerdem sein Zug- und und Lastvieh, das Fleisch bildet eine Hauptnahrung, die Sehnen geben den Frauen Zwirn, die Felle Allen Kleidung und Dächer für die Jurten. Deshalb schätzt man auch den Reichthum eines Mannes nach der Anzahl der Rennthierweibchen, welche er besitzt, aber die genaue Zahl derselben erfährt man nie, weil der Tunguse den Aberglauben hat, daß seine Heerden aussterben, wenn ein Anderer weiß, aus wie vielen Häuptern sie besteht. Das Rennthier paßt vortrefflich zum Tungusen,i denn gleich ihm liebt es ein Umherschweifen, und bleibt nicht gern längere Zeit an demselben Orte. Der Mann besorgt die Heerde und geht auf die Jagd oder den Fischfang; das ist seine Beschäftigung, alles Andere liegt den Frauen ob. Uebrigens ist auch bei diesen Wanderhirten jetzt viel Russisches eingedrungen; sie rechnen bei ihren Einkäufen schon nach moskowitischem Maß und Gewicht.

So ist der Tunguse ein in der ihm zusagenden Weise glücklicher Mensch. Er braucht keinen fruchtbaren Boden, keine Wiesen oder Steppen, und lebt am liebsten im finstern Wald oder in den Bergen. Auf ihren Jagden durchstreifen die Tungusen eine ungeheuere Strecke Landes, von der Mündung des Amur bis in die Nähe des Baikal-Sees; man findet sie an der Angara und Lena, an der Kowyma und Indigirka, am Eismeer und an der Küste von Ochotsk. Die meisten von ihnen sind äußerlich zur griechischen Kirche bekehrt, aber das alte Schamanenthum spielt noch immer eine große Rolle, und die Zauberfrau, welche in hohem Ansehen steht, muß in wichtigen Fällen Rath durch Wahrsagung ertheilen.

Ein Jakut auf dem Schlitten.

Jurten der Tungusen.

Der Jakute liebt, im Gegensatz zum Tungusen, die weiten Ebenen, sowohl die bewaldeten, wie die offenen. Das Land, welches er durchstreift, ist so recht normal ostsibirisch. Im Osten und Süden von Jakutsk steigen hohe Felsengebirge empor; im Westen und Norden dehnen sich zum Theil bewaldete Ebenen aus, und der aus Dammerde

bestehende Boden ist ganz ungemein fruchtbar. Seine Triebkraft erscheint geradezu wunderbar, und in jener Gegend kann man wirklich das Gras wachsen sehen. In den ersten Tagen des Maimonats ist noch Alles mit Schnee bedeckt, und man erblickt vom Rasen noch keine Spur; drei Wochen später ist Alles grün, die Bäume sind vollständig belaubt, und auf den Inseln in der Lena erreicht das Gras binnen Monatsfrist eine solche Höhe, daß es einem Reiter bis an den Kopf reicht. Aber trotz der starken Sommerwärme thauet der Boden höchstens bis in eine Tiefe von vier Spannen auf, weiter kann die Hitze nicht eindringen; unterhalb ist Alles gefroren. Das weiß man genau, weil man in Jakutsk bis 370 Fuß Tiefe gegraben hat. Bis dahin fand man den Boden noch eisig, weiter konnte man nicht eindringen.

Ostsibirien ist ungemein reich bewässert, und mit einem Geäder breiter und tiefer Ströme gleichsam überspannt. Aber die Ufer sind öde, auf den Flüssen schwimmen nur kleine Kähne aus Birkenrinde, in denen zwei bis drei Menschen Platz haben, oder Nachen, die man aus sieben Brettern zusammen zimmert. Flüsse und Seen sind höchst ergiebig an Fischen. Diese ganze Region wird von sehr strenger Kälte heimgesucht; während der vier Wintermonate hat sie 40 bis 49 Grad Reaumur. Aber deshalb ist sie nicht ungesund; die Eingeborenen leiden zumeist nur an Husten und Rheumatismen, aber auch bei solcher Kälte gehen sie auf die Jagd und unternehmen weite Reisen. Im Sommer ist an allen Stellen, welche von den Sonnenstrahlen erreicht werden, die Hitze fürchterlich drückend, ärger und empfindlicher als in den Wüsten Afrika's; man hat kaum Lust, sich zu bewegen, und mit nackten Sohlen kann man gar nicht auf den Sand treten; man verbrennt sich die Haut. Deshalb gehen die Jakuten lieber im Winter (und in welchem Winter!) barfuß, als während der heißen Monate, und die Hitze ist ihnen weit empfindlicher, auch weit ungesunder, als die strenge Kälte, und Blutdurchfälle stellen sich dann häufig ein. Die russischen Aerzte kennen bis jetzt kein wirksames Gegenmittel.

Aber in dem weit ausgedehnten Jakutenlande sind die Temperaturverhältnisse natürlich sehr verschieden, je nach der Lage. Im westlichen Theile, zum Beispiel bei Olekminsk, wo die von den Jablonnoi-Gebirgen herabkommende Olekma in die Lena mündet, stellen sich die Fröste ziemlich spät ein, und deshalb wird Getreide dort reif. Dagegen thauet im Nordwesten, bei Dschigansk, unter dem nördlichen Polarkreise, der Boden nur zwei Spannen tief auf, und vom Monat August an fällt dort Schnee bis in den Monat Mai hinein. Bei solcher Kälte hüllen die Eingeborenen sich in wärmende Pelze. Ein wunderlicher Engländer, Kapitän Cochrane, unternahm 1820 eine Fußreise durch Rußland und Sibirien bis zum Eismeer und Kamschatka, und führte dieselbe glücklich zu Ende. Er kam im Oktober von Olekminsk nach Jakutsk, blieb dort drei Wochen und zog im November weiter nach Osten. „Meine Absicht war, das etwa dreihundert deutsche Meilen entfernt liegende Nischni Kolymsk (am Eismeer, im Lande der Jukagiren) zu erreichen, also in der kältesten Jahreszeit den kältesten Theil von Nordostasien zu durchwandern. Das hielt ich für eine leichte Sache, da ich gewiß wußte, mit meiner warmen Kleidung fünfzig Grad Reaumur Kälte aushalten zu können. Bei 27° R. ging ich in Jakutsk in einem Rocke von Nanking, in Beinkleidern von Nanking, in Schuhen und Strümpfen, und unter dem Hemde hatte ich weiter nichts, als eine abgetragene Flanelljacke.

Das sibirische Argali.

In Irkutsk bin ich während des Januars bei einer Kälte von vierzig Grad Reaumur ohne warme Bekleidung zu Bällen und Mahlzeiten gegangen. Selbst die Eingeborenen begreifen nicht, wie ich das aushalten könne, aber der Mensch vermag sich an Vieles zu gewöhnen, wenn er nur will. Ich habe Kälte, Hunger und Ermüdung ausgestanden, fühlte aber nie so viel Muth und heitern Sinn, als wenn Andere ihn verloren; daher dachte ich auch jetzt, daß ein paar leichte Handschuhe und eine Kappe auch im schlimmsten Falle mich schützen würden."

Man veranschlagt die Zahl der Jakuten auf etwa hunderttausend männliche und eben so viele weibliche Seelen. Sie sind fast alle nach russischem Ritus getauft, halten viele Kirchengebote, gehen alljährlich zur Beichte, aber nicht zum Abendmahl, und fasten nicht gern. Aber auch bei ihnen ist, gleich wie bei den Tungusen, viel vom alten Schamanismus hängen geblieben; namentlich kommen bei Unglücksfällen und Krankheiten die Schamanen, die Zaubermänner, zum Vorschein, stellen Beschwörungen an, um Teufel und böse Geister zu verscheuchen, und opfern ein Thier.

Durchschnittlich ist der Jakute ein Mensch von mitt-

lerem, kräftigem Wuchse, mit etwas plattem Gesicht, verhältnißmäßig gebauter Nase, braunem oder schwarzem Auge, schlichtem schwarzem Haar und ohne Bart. Die Hautfarbe ist bei denen, welche kein mongolisches Mischblut haben, weiß, aber etwas in's Gelbliche spielend; doch wechselt die ursprüngliche Hautfarbe in Folge äußerer Einflüsse drei- oder viermal im Jahre; im Frühling durch die Einwirkungen der Luft, im Sommer durch jene der Sonne, und im Winter durch die Kälte und den Rauch des Herdes. Diese Leute sind friedlich und führen keinen Krieg, außer gegen die wilden Thiere; sie zeigen sich sehr intelligent, und sind so schlau, daß selbst der Russe sie nicht übervortheilen kann. Ihre Gastfreiheit ist musterhaft, und gern geben sie dem Reisenden zu essen und zu trinken, ohne dafür etwas zu verlangen. „Gott hat mir zu essen und zu trinken gegeben, damit auch andere Menschen daran Theil nehmen können." Alte Leute werden hoch geehrt, man befolgt ihren Rath, und es wäre ein großes Verbrechen, sie zu beleidigen oder auch nur zu reizen. Die Kinder sind auch dann noch folgsam gegen die Aeltern, wenn sie längst geheirathet und ihren eigenen Hausstand haben. Viele Frauen sind recht hübsch, und Töchter reicherer Leute erhalten in Jakutsk eine sorgfältige Erziehung. Der Jakute liebt Taback und Branntwein, ist ein höchst ausdauernder Mensch, kann im Nothfalle drei Tage lang arbeiten, ohne etwas zu essen, und ist auf seinen Reisen jeder Entbehrung gewachsen. Der Waldjakute lebt manchmal Monate lang vorzugsweise nur von Wasser und Fichtenrinde, und meint, daß das eben so und nicht anders sein müsse; zu anderen Zeiten aber stopft er sich mit Fleisch voll. Diebstahl wird mit Ruthenstreichen bestraft; der Empfänger einer solchen Strafe verliert, wenn der Ausdruck erlaubt ist, seine bürgerlichen Rechte, kann nie wieder ein Zeugniß ablegen, und hat im Rathe der Männer keine Stimme mehr. Prozeßsucht ist eine der Schattenseiten im Charakter der Jakuten, welche übrigens zu Handwerken sehr anstellig sind. Manche sind zugleich Goldschmiede, Huf- und Kesselschmiede und Zimmerleute zugleich, sie können Schießgewehre auseinander nehmen und wieder zusammensetzen, und das Volk hat überhaupt ein großes Talent zum Nachahmen. Sie sind auch gute Schützen auf der Jagd und haben Neigung zum Handelsbetrieb.

Auch der Jakute wohnt in einer Jurte. Er schlägt auf einer weiten Wiese eine Sommerhütte von kegelförmiger Gestalt aus dünnen Stangen auf, und bedeckt dieses Gebäude, das die Gestalt eines spitzen Zuckerhutes hat, mit Birkenrinde; die Winterwohnungen haben eine ähnliche Gestalt, sind aber dauerhafter und werden von Innen und Außen mit Thon, Heu und Dünger überzogen; dazu kommt dann noch die Schneedecke. Eingesetzte Eisscheiben, Marienglas, Thierblasen oder geöltes Papier lassen etwas Licht eindringen.

Die westlichen Jakuten halten Rindvieh und Pferde; die östlichen treiben vorzugsweise Rennthierzucht. Als Zugthier dient, außer dem Hunde, auch das Rennthier. Zwei, höchstens drei derselben, spannt der Mann vor seinen leichten Schlitten, die Narta, und er fliegt mit ihnen wie ein Pfeil über die glatte Schneefläche.

In den Jurten der Tungusen und jener Jakuten, welche bis in die Thäler der Alpengebirge Ostsibiriens ziehen, herrscht allemal große Freude, wenn es im Herbst gelingt, ein wildes Schaf zu erlegen. Dieses Argali, Ovis Ammon, ist vom Altai bis zum Meerbusen von Ochotsk verbreitet, und geht nach Norden hin bis etwas über den sechszigsten Breitegrad hinaus. Ein ausgewachsener Bock mißt in der Länge siebenthalb Fuß und hat ungefähr vierthalb Fuß Höhe. Die Hörner erscheinen ungeheuer massig und werden dreißig bis vierzig Pfund schwer. Das wilde Schaf hat also die Größe eines Damhirsches; im Sommer ist die obere Seite schmutzig weiß, Seiten und Bauch sind braun, über das Kreuz läuft ein brauner Streifen. Im Winter wird die ganze Färbung weißlich, und nur an der Schwanzwurzel bleibt ein weißer Ring. Unter dem langen, starken Haare liegt eine dichte weiße Wolle. Dieses sibirische wilde Schaf lebt in Heerden, weidet im Sommer in den Alpenthälern, und ist im Herbst wohlgenährt und schmackhaft; im Winter nährt es sich von Moos und Flechten. Die Jägernomaden wissen diesem scheuen aber neugierigen Thiere auf eine schlaue Art beizukommen. Sie stellen eine Art von Puppe in's Freie, um die Aufmerksamkeit des Argali zu fesseln. Während das Thier den ihm neuen Gegenstand neugierig betrachtet, schleicht der Jäger von der andern Seite herbei und erlegt die Beute.

Sklaven und Sklavenhalter in Nordamerika.

Seit länger als dreißig Jahren ist, vorzugsweise durch die englischen sogenannten Menschenfreunde und ihre Nachtreter, die nordamerikanischen Abolitionisten, in alle Erörterungen über die Frage der Negersklaverei eine große Leidenschaft hineingetragen worden. Das hat nicht gut gethan; wir sehen die Folgen dieser so in jeder Hinsicht ungerechtfertigten Aufregung. Durch sie ist vorzugsweise der große überseeische Staatenbund in Trümmer gegangen, und ein Bürgerkrieg heraufbeschworen worden, der gleich von vorne herein mit einer Barbarei geführt wird, die ihres Gleichen sucht! —

Die Bestrebungen der Abolitionisten, welche unter dem Deckmantel der Philanthropie den Apfel der Zwietracht in die Welt geworfen haben, sind grundverderblich und erscheinen, von welcher Seite man sie auch ansehen möge, als ein gradezu heilloses Unglück für die weißen wie für die schwarzen Menschen in den heißen Ländern. Man darf sich darüber nicht länger täuschen; die salbungsvolle Phrase, welcher aller höhere sittliche Inhalt fehlt, darf nicht länger die Herrschaft behalten, der Fanatismus seinen verderblichen Einfluß auf die Gemüther nicht ewig behaupten. Er wird ihn einbüßen, wenn man in weiteren Kreisen sich mit den Thatsachen bekannt macht und von den Luftgebilden der Abstraction auf den Boden der Wirklichkeit zurückkehrt. Ohnehin ist ja der Abolitionismus den Ereignissen gegenüber bankerott geworden. Selbst in England, das bis vor einem halben Jahrhundert der größte und unbarmherzigste Sklavenhändler der Welt war, die Neger seinen Kolonien aufzwang, und nachher die Negerfreundlichkeit bis zum Zerrbilde steigerte, gewinnt nun bei vielen Leuten der gesunde Menschenverstand die Oberhand. In unserem Deutschland, wo man an der wichtigen Frage nicht unmittelbar betheiligt ist, gewahren wir dieselbe Erscheinung.

Wir werden uns angelegen sein lassen, den hochwichtigen Gegenstand im Globus, wie wir glauben vorurtheilsfrei, zu erörtern. Uns liegt es nur an der Wahrheit, an der wirklichen, praktischen Humanität, nicht an einer angeblichen Menschenfreundlichkeit, welche den Thatsachen gegenüber nicht Stich hält und in ein wahres Labyrinth von Jammer und Elend geführt hat.

Wenn die Erziehung der Menschen zu höherer Gesittung etwas gilt, wenn es als eine Pflicht der höher Gebildeten erscheint, für die sittliche und wirthschaftliche Entwickelung derer zu sorgen, welche ihrer Herrschaft oder Obhut anvertraut sind, dann läßt sich ohne Mühe nachweisen, daß die Abolitionisten sich schwer an der Menschheit, namentlich an dem schwarzen Theile derselben, versündigen, also gerade an jenen, welchen sie nützen möchten.

Nichts liegt uns ferner, als die gegenwärtige Form der Negersklaverei vertheidigen zu wollen; wir billigen sie eben so wenig wie die Uebertreibung, mit welcher man die Schwarzen in vielen Ländern emancipirt hat. Wo das geschah, und wo sie sich selbst überlassen blieben, namentlich überall in Südamerika und in Westindien, gewahren wir eine fortschreitende Verwilderung. Das allein Richtige liegt zwischen den beiden verwerflichen Systemen, der unbedingten Emancipation und der unbedingten Sklaverei in der Mitte. Für den Neger, der unter den großen Menschenstämmen von Anbeginn der Geschichte als der Minderjährige da steht und noch lange, vielleicht bis an's Ende der Tage, ein solcher bleiben wird, ist eine wohlwollende Vormundschaft von Seiten der Weißen, zwischen und neben denen er wohnt, das einzig und allein Angemessene. Er versteht mit der unbedingten Freiheit nichts anzufangen, und von einer schrankenlosen Gleichheit mit den Weißen ist ohnehin keine Rede.

In Nordamerika spielt eine verächtliche Heuchelei in die Frage hinein; der Abolitionismus steht in der Lüge, er steht im Widerspruch zwischen den Grundsätzen, welche er aufstellt und der Praxis, durch welche er sie zu schanden macht. Als im Juli dieses Jahres die freien Farbigen im erzabolitionistischen Staate Massachusetts sich als Freiwillige an die Regimenter der Bostoner anschließen wollten, wurden sie von diesen zurückgewiesen. Sie wandten sich dann, im Namen der, von den Abolitionisten immer so stark betonten, Gleichheit aller Menschen, der Freiheit, Brüderlichkeit und Nächstenliebe, mit einer Beschwerdeschrift an die Legislatur, und baten, als „Vertheidiger der Freiheit" am Kampfe gegen die südlichen Secessionisten theilnehmen zu dürfen. Was war die Antwort? Die Legislatur entschied, daß die Neger und Mulatten nicht in die Regimenter eintreten sollten; und dabei hatte es sein Verbleiben.

In der Armee der sklavenhaltenden Staaten dienen dagegen freie Farbige zu tausenden und in der für den prahlerischen Norden so schimpflichen Niederlage von Bulls Run haben sie mit Erbitterung gegen die angeblichen Wohlthäter der Neger gekämpft. In manchen südlichen Regimentern bekleiden sie Unteroffiziersstellen; bei den nördlichen aus den „freien" Staaten wäre dergleichen unmöglich.

Wir wollen noch mehr Beispiele anführen, durch welche die seltsame Liebe zur Gleichheit aller Menschen in den „freien" Staaten gekennzeichnet wird. Als das durch die Abolitionisten in blutigen Bürgerkrieg gestürzte Gebiet Kansas sich 1860 eine Staatsverfassung gab, schloß es nicht nur, und mit Recht, die Sklaverei aus, sondern nahm in seine Verfassung den Satz auf, daß kein freier Farbiger den Boden von Kansas betreten dürfe!

In Ohio wurden die farbigen Aeltern von der Schulsteuer befreit, damit man nicht genöthigt sei, schwarze und gelbe Kinder in die Volksschulen aufzunehmen. Man hat die Farbigen von aller nicht geradezu vorübergehenden Arbeitsbeschäftigung ausgeschlossen, indem ein Gesetz diejenigen, welche sich ihrer bedienen, auch verpflichtet, sie dann auch ihr Lebenlang zu unterhalten. Julius, ein Berliner Menschenfreund, aber ein ehrlicher, wunderte sich sehr, als er in den „freien" Staaten die Abneigung gegen die Farbigen weit stärker fand, als im Süden. Er sah, daß man sie im Norden nicht einmal in den Kirchen der Weißen zuließ; sie müssen ihre Kinder in „Niggerschulen" schicken; nicht einmal in den Rettungshäusern für jugendliche Verbrecher nimmt man Schwarze und Mulattenkinder auf, eben so wenig in den Taubstummen- und Blindenanstalten.

In New-York, Boston und Philadelphia und anderen großen Städten sind Häuser und Kirchen der Schwarzen nicht selten vom weißen Pöbel geplündert und eingeäschert worden, ohne daß die Missethäter bestraft worden wären. In den Sklavenstaaten Tennessee und Nord-Carolina hat der freie Neger und Mulatte Stimmrecht wie der weiße Bürger.

Im „freien" Staate New-York wird keinem Farbigen ein Erlaubnißschein zur Haltung eines von einem Pferde gezogenen Karrens ertheilt; dieses Privilegium ist den Weißen vorbehalten; der Neger darf nur Schub- und Stoß-Kärrner sein. Das ist Freiheit!

In Philadelphia und in Boston stehen die Namen der Farbigen im Wohnungsanzeiger abgesondert hinter denen der Weißen oder werden durch einen Stern bezeichnet. Das ist Gleichheit!

Auf dem Leichenacker zu Cincinnati in Ohio liegen die weißen Leichen in der Richtung von Osten nach Westen, die Schwarzen in jener von Norden nach Süden. Das ist Brüderlichkeit! Und noch dazu in einer so abolitionistischen Stadt. Absonderung sogar noch auf dem Gottesacker! —

Und die Philanthropie! Ein Farbiger in Boston klagte eine Geldforderung gegen einen Weißen ein, der nicht bezahlen konnte. Aber der fromme Mann war Inhaber eines Kirchenstuhles. Diesen wollte Niemand kaufen und das Gericht sprach ihn dem Gläubiger zu. Aber damit der Schwarze nicht in die Kirche komme, sie durch sein Gebet nicht etwa verunreinige, nahmen die Vorsteher der congregationalistischen Gemeinde ohne Weiteres den Stuhl in Beschlag, vermietheten ihn und gaben den Ertrag dem schwarzen Christen. Zu Randolph, in demselben erzabolitionistischen Massachusetts, ereignete sich genau der gleiche Fall.

Im abolitionistischen Staate Connecticut eröffnete eine wohlwollende weiße Frau Namens Crondall eine Schule, in welcher sie schwarzen Kindern unentgeltlichen Unterricht gab. Davon nahm die Legislatur dieses „freien" Staates Anlaß, ein Gesetz zu geben, welches verbietet, den nicht im Staate selbst gebornen Schwarzen Unterricht zu ertheilen.

Die „freien" Staaten Indiana und Illinois haben sich gegen alle Farbigen anderer Staaten völlig abgesperrt. Ein Neger, welcher die Gränze überschreitet, wird vierzehn Tage in's Gefängniß gesperrt, und dann wieder fortgeschickt. In abermaligem Betretungsfalle wird er ausgepeitscht und verkauft!

Von so erbaulichen Thatsachen, welche in den freien Staaten zur Tagesordnung gehören, könnten wir eine lange Reihe anführen. Doch genügen die obigen, um darzuthun, wie es mit der vielgepriesenen Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit jener nördlichen „freien" Staaten sich verhält.

Wer die Thatsachen erwägt, wird die Redensart verlachen, mit welcher man so lange Europa zu täuschen versucht hat. Wer möchte so thörig sein und auf die Phrasen solcher „Menschenfreunde" noch irgend einen Werth legen? Was uns entgegentritt, das ist die platte Lüge und die Inconsequenz.

Die Philanthropen des Nordens haben überall dem Neger und Mulatten die Stellung eines Paria, eines Aus-

würflings in der Gesellschaft aufgedrängt. Einem solchen „freien" emancipirten Paria gegenüber ist die Lage der bei weitem überwiegenden Menge Sklaven geradezu beneidenswerth. Im Süden hat der Neger eine klare Stellung und weiß, woran er ist. Man steckt dem schwarzen Manne gegenüber nicht in der Lüge, sondern sagt ihm ganz einfach und gerade heraus: „Du hast von Natur eine andere Anlage und Begabung als wir Weißen. Wir erkennen dir eine gesellschaftliche Gleichberechtigung nicht zu. Du hast auch eine andere Stellung als wir; fügst du dich in diese, so bleibst du in jeder Beziehung ungehindert" Die freien Farbigen haben sich in dieselbe gefügt. Es steht ihnen frei, auszuwandern, aber sie bleiben in den südlichen Staaten, und bis jetzt haben sie treu zu ihren weißen Landsleuten gestanden. Auch die Sklaven haben sich nicht gerührt, sondern gearbeitet nach wie vor. Sie mögen ihre Lage mit jener der „freien" Farbigen im Norden nicht vertauschen, und in vielen „freien" Staaten würden sie ja nicht einmal Aufnahme finden.

Es giebt verschiedene Arten von Abolitionisten. Zu den ehrlichen gehören die Abstract-Radikalen, welche für Alles nur Eine Formel haben und die Lehren der Ethnologie und der Geschichte, überhaupt alle Erfahrungen vollkommen unberücksichtigt lassen. Zu den unehrlichen gehören die Stellenjäger und Aemtersucher, welchen der „Nigger" lediglich ein Vorwand für eigennützige Zwecke ist; sie benützen ihn als Lastthier, um auf seinen Schultern in Amt und Würden einzureiten, und „von der Krippe zu fressen", d. h. sich einen Antheil an den Staatseinnahmen zu sichern.

Neulich sprachen wir in einer großen Stadt Mitteldeutschlands mit einem eifrigen Abolitionisten, welcher Feuer und Flamme gegen die südlichen Secessionisten war. Der Mann hatte die Mittheilungen, welche aus Neu-York vielen deutschen Blättern zugesandt werden, naiv genug, für Wahrheit genommen. Er befürwortete eifrig die Emancipation der Neger. Aber wir kennen denselben Mann als einen entschiedenen Gegner der Emancipation der Juden!

Seit einer langen Reihe von Jahren haben die Abolitionisten planmäßig eine Menge von Schriften in Umlauf gebracht, deren Zweck dahin geht, den Süden der ehemaligen Unionsstaaten so schwarz als möglich zu schildern. In vielen dieser Bücher spricht sich eine fürchterlich giftige Bitterkeit gegen die Sklaven haltenden Staaten aus. In erster Linie steht der durch und durch unsittliche Roman der Frau Beecher Stowe. Onkel Toms Hütte ist voll von lügenhaften Uebertreibungen und selbst in England hat man das Buch ein „Monstrum" genannt. Lügenhaft und planmäßig ist auch das Buch eines Mannes, der einst zu Raleigh in Nord-Carolina im Zuchthause saß. Wir meinen jenes von Rowan Hinton Helper über die „bevorstehende Krisis". Sie ist nun da.

Im Interesse der Abolitionisten durchreisete Frederic Law Olmsted mehrmals den Süden, über welchen er nun bereits fünf umfangreiche Werke veröffentlicht hat. Alle beziehen sich auf die Sklaverei und die Neger. Das letzte dieser Bücher: Journeys and Explorations in the Cotton Kingdom, erschien vor einigen Wochen in zwei Bänden zu London. Olmsted ist in einer Parteiansicht befangen, aber er verschweigt die Thatsachen nicht und seine Urtheile sind von der ingrimmigen Wuth, durch welche so viele seiner Parteigenossen sich charakterisiren, weit entfernt. Es liegt in ihnen eine Art von Milde und wir wollen aus den Mittheilungen dieses Abolitionisten Einiges hervorheben.

Olmsted gesteht zu, daß das System der „gezwungenen Arbeit" für den Neger viel Gutes mit sich bringe. Er schildert den „Nigger" im Allgemeinen als einen plumpen, schelmenhaften, trägen, grotesken Burschen, als eine glückliche Creatur, welche an Sonn- und Feiertagen tanzt und singt, und an den Wochentagen so viel als möglich das Arbeiten umgeht. Er ist gut genährt und für sein leibliches Wohlergehen wird emsig gesorgt. Einem Wesen, das achthundert bis dreizehnhundert Dollars werth ist, thut man ohne Noth nichts zu Leide. Der ländliche Arbeiter in England muß sich sehr häufig mit Brot und Wasser behelfen und freuet sich, wenn er ein Stückchen Käse von abgerahmter Milch dazu hat. Der Nigger hat alle Tage Brot und Schweinefleisch so viel er nur essen mag; Zeit zur Erholung und Ruhe von der Arbeit ist ihm vollkommen gegönnt, und es steht nur bei ihm, durch Extraarbeit, zu welcher er auch hinreichende Muße findet, Geld für sich zu erwerben. Er wird gerade so behandelt, wie ein weißer Arbeiter in England behandelt werden würde (aber nicht behandelt wird), wenn der Grundbesitzer erst zwei- bis dreihundert Pfund Sterling für den Ankauf einer solchen Arbeitskraft ausgeben müßte; wenn er ferner verpflichtet wäre, den Mann in Krankheit und in seinen alten Tagen zu verpflegen. Niemand kann in Zweifel ziehen oder in Abrede stellen, daß dann der englische Feldarbeiter eine weit bessere Stellung hätte; er würde mehr ausruhen können, weniger arbeiten, besser gekleidet sein und mehr und besser speisen. Jetzt nützt man ihn völlig aus, er muß sich überarbeiten, wird jeder Unguust des Wetters preisgegeben, leidet an chronischen Rheumatismen, Faulfiebern und Lungenkrankheiten. Diese nun richten unter den Feldarbeitern Verheerung an, nehmen dem Leibe Kraft und Leben. In dieser Beziehung steht der Nigger beneidenswerth gegen die Feldarbeiter anderer Länder da. Allerdings schwebt die Peitsche des Aufsehers über ihm, aber Olmsted, der Abolitionist, hebt hervor, daß er auch in dieser Beziehung nicht schlimmer daran sei wie der englische Bauer bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts, als der Gemeindebüttel und der Gutsbesitzer ihre Knüttel weidlich tanzen ließen gegen faule oder betrügerische Arbeiter und schlechtes Gesinde. (Die „Prügel" kommen noch überall vor, auch auf dem Festlande. Der Handwerksmeister „drischt und ohrfeigt" den Lehrjungen und die Meisterin thut nicht selten ein Gleiches, der Bauer prügelt den Jungknecht, und so fort. Das ist nicht hübsch, aber diese „kurze Justiz" ist unter den weißen Menschen zu allen Zeiten herkömmlich gewesen und wird es ohne Zweifel auch bleiben. — Vertheidigen wollen wir sie nicht, sondern nur die Thatsachen hervorheben. Die Mißhandlung von Negern, welche brutal gezüchtigt wurden, bildet immer nur Ausnahmen und einzelne Fälle, welche von den Abolitionisten angeführt werden, finden in England, in dem idyllischen Mecklenburg und auch sonst an der Ostsee ihre Nebenstücke.)

Olmsted sagt, daß harte Grausamkeit dem heutigen Sklavereisysteme fremd seien. In ganz Virginien erhalten nur Kinder, namentlich Burschen von zehn bis vierzehn Jahren, eine körperliche Züchtigung, wenn sie unnütze Streiche gemacht haben, aber genau in derselben Weise, wie ungezogene weiße Knaben und Mädchen in allen Ländern der Welt auch. Ein Pflanzer ist nicht so thörig, seine kostspieligen Diener zu mißhandeln, deren Arbeitskraft wesentlich durch heitern Sinn bedingt wird. Man stachelt den von Natur trägen Neger zur Arbeit an nicht durch Furcht vor Strafe, sondern dadurch, daß man ihm Geldvorschuß in Aussicht stellt. Er macht es gerade so wie der Handwerksgeselle, der in Feierstunden arbeitet, um sich Extrageld für einen lustigen Sonntag zu verschaffen oder sich besser zu kleiden. Der Pflanzer weiß, wie viel darauf ankommt, die Neger bei guter Laune zu erhalten.

Die obigen Stellen haben wir dem Londoner Athenäum entlehnt, weil in ihnen die Ergebnisse von Olmsteds Beobachtungen zusammengefaßt sind. Das Folgende ist wörtlich aus dem Buche des Abolitionisten.

„Die Sklaven haben sehr viele Gelegenheit, sich Geld zu erwerben. Dem Gesetze zufolge gehört dasselbe ihrem Herrn, ähnlich wie die Habe eines Minderjährigen dem Familienvater. Aber niemals nimmt man dem Sklaven das Geld, er kann dasselbe nach Belieben für sich verwenden, und ist dabei weniger behindert, als für seine Moral und seine Gesundheit gut erscheint. Ein Blatt zu Richmond beschwerte sich einmal, daß man den Ausschweifungen gegenüber zu nachsichtig gegen die Sklaven sei und erzählte, daß sie Abendessen mit Champagner hielten. Die Polizei jener Stadt hob eine Spielhölle auf, die höchst elegant eingerichtet war; zwanzig schwarze Gentlemen, Sklaven, spielten um hohe Summen. Unter ihnen waren mehrere, die im Geruche großer Frömmigkeit standen. Alle wurden Abends zur Haft gebracht, erhielten am andern Morgen ein Dutzend Hiebe und wurden dann entlassen."

„Auf der Straße gingen zwei Negersklaven vor mir her, und ich vernahm Folgendes. — Ich habe das ganze Jahr in der Tabacksfabrik gearbeitet und für die Weihnachtstage nur zwanzig Dollars, habe scharf gearbeitet, manchmals bis zwölf Uhr; habe einen Nigger zum Aufseher. — Einen Nigger? — Ja, einen schmierigen Nigger, der befehlen will, als wäre er ein weißer Mann. Das ärgert mich; sonst wäre Alles gut! — Es ist in den Tabacksfabriken Brauch, daß man Sklaven und freie Neger auf ein ganzes Jahr für einen bestimmten Jahreslohn annimmt. Jeder braucht täglich nur 45 Pfund Tabak aufzuarbeiten; was er darüber schafft, ist sein Privatgewinn, der ihm alle vierzehn Tage richtig ausgezahlt wird. Durchgängig verthut er dieses Geld mit Spielen, Trinken und auf noch schlimmerem Wege. Dem oben erwähnten Sklaven waren zwanzig Dollars nicht genug zum Verthun für die zwei Weihnachtstage."

Es kommt gar nicht selten vor, daß Negersklaven, welche sich freigekauft haben und nach anderen Staaten, z. B. Pennsylvanien, gegangen sind, von dort wieder in die Sklavenstaaten zurückkehren, obwohl das verboten ist. Sie fühlen sich unbehaglich in den „freien" Staaten, wo die falsche Stellung ihnen nicht behagt, und wo kein weißer Mann einen Farbigen am Tische oder im Omnibus dulden würde. Sie sind dort eben gesellschaftliche Parias, Ausgestoßene.

Das ist im Süden ganz anders; der Abolitionist selber bezeugt es: „Ich war erstaunt über das gesellige Zusammen- und Nebeneinanderleben von Weißen und Schwarzen. Negerfrauen tragen zugleich ein schwarzes und ein weißes Kind auf dem Arme; schwarze und weiße Kinder spielen miteinander; aus Thüren und Fenstern gucken, wenn ein Bahnzug vorüber geht, zumal weiße und schwarze Köpfe. Ich sah einen hübschen wohlgekleideten Mulatten von gutem Benehmen im Eisenbahnwagen neben einem weißen Herrn. Farbige sollen, den Bahnordnungen zufolge, nur in zweiter Klasse fahren, aber jeder Herr kann seinen farbigen Diener neben sich in die erste Klasse nehmen. Weiße Mädchen und Mulattinnen schwatzen freundlich mit einander; ich sah, daß schwarze und weiße Kinder Confect aus derselben Düte nahmen und daß sie alle mit einander, Groß und Klein, so freundlich und vertraulich mit einander umgingen, daß man im Norden dergleichen nicht nur mit Erstaunen, sondern auch mit dem äußersten Widerwillen und Mißbehagen ansehen würde."

Das klingt anders als die Lügen und die Zerrbildergeschichten der Frau Beecher Stowe.

Für uns Europäer ist schon der bloße Begriff der Sklaverei widerwärtig, namentlich seit etwa einhundert Jahren. Trotzdem zwangen die Engländer den Kolonien immerfort Sklaven auf; sie tragen viele Schuld daran, daß deren eine so große Masse, im Ganzen noch etwa neun Millionen vorhanden sind. Jetzt spielen sie die Ultraphilanthropen, obwohl sie mit ihrer eignen Emancipation, die ohnehin völlig übereilt war, kein Heil gestiftet haben! Der Neger selbst, und der Afrikaner insbesondere, hat freilich ganz andere Begriffe von Sklaverei als der Europäer. Die Ansicht vom Werthe und Wesen der persönlichen Freiheit ist bei den verschiedenen großen Menschenrassen sehr verschieden und es erscheint ungeeignet, die Abstractionen des sogenannten philosophischen Jahrhunderts für alle Rassen und alle Kulturstufen als gültig hinzustellen, etwa Rousseau's Heischesätze auf die ganze Menschheit ohne Weiteres anwenden zu wollen. Weil man vergessen hat zu individualisiren, ist man in ein Irrgewinde gerathen und hat vielfach die Natur der Dinge auf den Kopf gestellt. Wir sehen an der allgemeinen Verwirrung in ganz Amerika, von Peru bis zum St. Lorenz, wohin man mit den Abstractionen gerathen ist und welche Zerrüttung einen ganzen Erdtheil heimsucht. Man verkennt nicht ungestraft die von der Natur selbst ganz verschiedenartig gegebenen Kulturwerthe und anthropologischen Anlagen der verschiedenen großen Menschenrassen. Phrasen und Wünsche sind ohnmächtig gegenüber immanenten Begabungen.

Wir werden, wie schon bemerkt, diese wichtige, so tief in das sittliche, bürgerliche und Verkehrsleben eingreifende Frage nicht außer Acht lassen. Heute schließen wir unsere Betrachtungen mit einer Stelle aus dem zu New-York erscheinenden Hunt's Merchants Magazine, die von Belang ist, und zu besonderem Nachdenken Veranlassung giebt.

„Der gesammte Welthandel drehet sich um das Erzeugniß der Sklavenarbeit. Was wäre der Handel ohne Baumwolle, Zucker, Reis, Taback und die zum Schiffbau nöthigen Gegenstände? Sie alle sind aber mehr oder weniger Erzeugnisse der Sklavenarbeit. Es ist eine festgestellte Thatsache, daß freie Arbeit allein, jetzt wenigstens, die Nachfrage und den Bedarf der Menschen an diesen Waaren nicht befriedigen kann. Man hat gesagt, ein freier Arbeiter leiste so viel wie fünf Sklaven. Wenn dem so ist, weshalb hat man denn nicht schon längst freie Arbeit angewendet, um alle jene Artikel in hinreichender Menge zu schaffen? Versuche wurden gemacht, wir wissen auch, daß sie (so weit Neger in Frage kommen) gescheitert sind. Wenn freie Arbeit vortheilhafter wäre als Sklavenarbeit, so würde man sie längst in Brasilien, Cuba und Nordamerika eingeführt haben. In allen diesen Ländern ist ja die freie Arbeit nicht etwa verboten. Die Sklavenstaaten gehen weit liberaler zu Werke als die freien Staaten. Diese verbieten Sklavenarbeit, jene lassen auch freie Arbeit zu. Der Capitalist aus dem Norden kann mit seinem Gelde und der freien Arbeit nach dem Süden kommen und der Sklavenarbeit so viel Concurrenz machen als ihm beliebt. Hingegen verbieten die freien Staaten die Concurrenz der Sklavenarbeit, während der Süden seine Thore aller und jeder Arbeit weit geöffnet hat. Weßhalb kommt die freie Arbeit nicht? Was wird aus England, dem Erzagitator für den Abolitionismus, wenn die Baumwolle aus den Sklavenstaaten fehlt? Und noch eine Frage: Brasilien zählt auch mehr als drei Millionen Sklaven. Weshalb hat die englische Pseudophilanthropie immer nur gegen die südlichen Staaten Nordamerika's geeifert, während sie ein Gleiches gegen Brasilien mit nichten thut?"

Daß es mit der Logik der Engländer nicht weit her ist, weiß die Welt. Wir lesen jetzt eben in der Times, daß man von Manchester aus auch in Brasilien den Baumwollenbau durch englische Kapitalien aufmuntern und ausdehnen will. Natürlich mit Hülfe der Sklavenarbeit!

Die Stadt Oporto am Douro.

Die Mündung des Stromes. — Die Straßen der Stadt. — Der Portwein und dessen Verfälschung. — Recepte zu Mischungen. Einwohner und Volksleben.

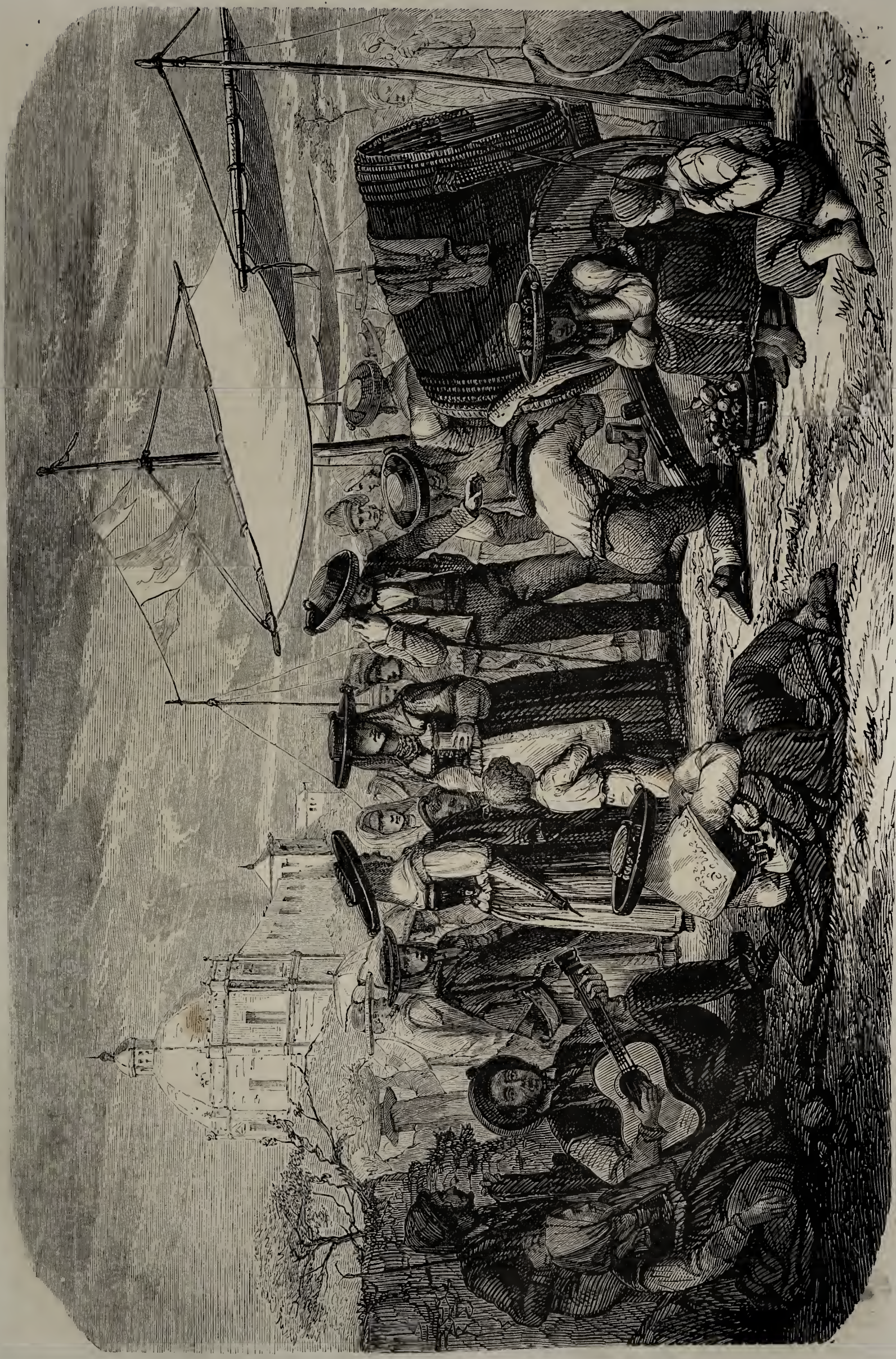
Oporto, das heißt der Hafen, ist in Portugal nächst Lissabon die wichtigste Stadt. Wer kennt nicht den weltberühmten Wein, welcher am Flusse Douro wächst und von diesem Hafen aus in alle Welt verführt wird? Er hat Feuer und Kraft und ist vortrefflich, wenn er unverfälscht bleibt. Aber leider läßt sich keine andere Weinart so leicht „nachmachen", und unsere Weinkünstler bringen „Portwein" in den Handel, der den Ufern des Douro so fremd ist, wie die Eisbären den Ländern unter dem Aequator. Doch davon sprechen wir später.

Die Stadt liegt etwa eine deutsche Meile weit von der Mündung des Stromes, dessen Barre sehr gefährlich ist und die einfahrenden Schiffe zu großer Vorsicht nöthigt; um die aus dem Wasser hervorragenden Felsen lagert sich Sand, welcher das Fahrwasser sehr veränderlich gestaltet. Die englische Handelsgesellschaft in Oporto schlug einst der portugiesischen Regierung vor, die Felsen zu sprengen und die Einfahrt frei zu machen, aber darauf ging man nicht ein, weil man jene Barre für die beste Schutzwehr des Hafens gegen Ueberfälle barbareskischer Seeräuber hielt. Und doch wären die Festungswerke, von welchen die Mündung beherrscht wird, vollkommen ausreichend gewesen, jenen Piraten den Zugang zu verwehren und heute giebt es ja ohnehin keine Barbaresken mehr. Uebrigens ist der Douro bei der Stadt nicht viel breiter als der Main bei Frankfurt, und er kann auch nur Schiffe tragen, welche höchstens dreihundert Tonnen Last halten.

Rua nova dos Inglezes in Oporto.

Das südliche Gepräge der ganzen Stadt und ihres Treibens fällt dem Reisenden gleich beim ersten Blick auf. Sie steht an und auf zwei großen Granithügeln zu beiden Seiten des Stromes, wenn man die Ortschaften hüben und drüben als ein Ganzes rechnet. Die eigentliche Stadt erhebt sich in der Provinz Entre Douro e Minho, am rechten Ufer; auf dem linken steht Villa nova de Gaia (Portus Cale, daher der Name Portugal), während die Altstadt im Alterthum als Castrum novum bezeichnet wurde. Ueber die Häuser ragt die Domkirche empor, welche 1832 von Dom Pedro als Citadelle benutzt wurde, und in der That beherrscht sie die Stadt. Beide Theile sind, wie das Bild zeigt, durch eine Hängebrücke verbunden. Der Hafen, in dem jährlich im Durchschnitte etwas mehr als zwei Tausend Schiffe einlaufen, ist sehr belebt und man trifft dort die Flaggen aller auf See fahrenden Völker. Aus der Ferne gesehen, bietet Oporto einen überraschenden Anblick dar. Die Straßen steigen hügelan, in vielen hat man Treppenstufen eingehauen, manche sind eng, düster, winkelig und natürlich sehr unbequem für den Verkehr. Dieser hat sich deshalb die neuen Stadttheile und das Ufer ausgewählt, und dort drängen sich die Geschäfte zusammen. Hier sind die Gassen breit und schnurgerade, die Plätze geräumig, es fehlt aber auch alles eigenthümliche Gepräge; sie sind eben modern, gleichartig und ohne architektonischen Charakter, wie der neue Anbau in so vielen andern Städten Europa's; der höhere Kasernen- und Pappkastenstyl, welchen

Fischhändler in Oporto.



Eine Gruppe von Portugiesen.

die platte Nüchternheit beliebt, herrscht vor. — Für die rege Geschäftsthätigkeit dieses Hafenplatzes zeugt schon die Thatsache, daß im Zollhause nicht weniger als dreihundert und siebenzehn Beamte angestellt sind. Im Jahre 1859 betrug der Geldwerth der Einfuhr mehr als achtunddreißig, jener der Ausfuhr mehr als vierundvierzig und eine halbe Million Francs; von der letztern kamen allein siebenzehn Millionen auf den Portwein; das Uebrige vertheilt sich auf andere Landeserzeugnisse, namentlich Oel, Korkholz, Rosinen, Sumach, Südfrüchte und dergleichen mehr. Auch hat Oporto einhundert und zwanzig verschiedene Fabriken.

Am Stromufer herrscht das regste Handelstreiben; auf dem Wasser liegen die Schiffe; dem Uferstrande entlang und in den benachbarten Straßen, namentlich in der Rua nova dos Inglezes, das heißt der Neuen Engländerstraße, befinden sich die meisten Comptoirs. Oporto hat auch ein recht hübsches Börsengebäude, aber unter dem blauen Himmel und bei dem meist schönen Wetter macht man die Geschäfte gewöhnlich im Freien auf der Straße ab. Sie drehen sich vorzugsweise um den Wein, von dem aber in der Stadt selbst nur wenig lagert; die Hauptkeller sind am linken Ufer in Villa nova de Gaia, und manchmal enthalten sie die beträchtliche Menge von fünfzigtausend Pipen! Die Niederlagen sind trefflich gebaut; man legt nur zwei Pipen übereinander.

Das unter dem Namen Portwein bekannte Gewächs wird nicht in der Umgegend der Stadt gebaut, sondern weiter landeinwärts am obern Douro. Wie wir die Weine von Rüdesheim, Geisenheim, Oestrich, Rauenthal ꝛc. als Rheingauer bezeichnen, und wie wir von Pfälzer-Weinen reden, um Weine aus einer gewissen Gegend mit einer allgemeinen Benennung zu bezeichnen, so spricht man im Handel auch im Allgemeinen von Portweinen. Doch kommen jene in Portugal auch wohl unter dem Namen anderer Häfen vor, in welchen sie zur Verschiffung gelangen, ähnlich wie man in Frankreich von Bordeaux- oder Cette-Weinen redet. So stammt der Figueiras-Wein aus der Gegend zwischen Coimbra und Aveiro, aus der sogenannten Bairrada. Er geht zumeist nach Brasilien, wohin er von Figueiras aus versandt wird. Die Weine aus dem portugiesischen Estremadura kommen von Lissabon aus in den Welthandel und heißen Lissaboner Weine.

Am Douro beginnt die beste Weingegend etwa zehn deutsche Meilen oberhalb Oporto's und zieht weiter stromau. Es ist die Cima do Douro, das portugiesische Rheingau.

Börse in Oporto.

Dort sind alle Hügel mit Reben bestanden, und die zumeist von Engländern gebildete Gesellschaft zur Bewirthschaftung der Weinberge am obern Douro, welche früher ein Monopol hatte, läßt eine sorgfältige Aufsicht führen. Sie bestimmt, in welcher besondern Gegend diese oder jene Rebensorte gepflanzt werden müsse, damit sie volle und kräftige, leichte oder halbschwere Weine erhalte. Alle, welche zur Verschiffung gelangen, erhalten bekanntlich einen Zusatz von Branntwein. Von den vierzigtausend Pipen einer Jahresernte gehen fast zwei Drittel nach England, wie denn überhaupt ein großer Theil der Weinberge am Douro in englischem Besitze sich befindet.

Man macht schon in Oporto den Wein für den Geschmack der einzelnen Länder zurecht. Die Engländer beziehen ihn am liebsten jung und in Fässern, lagern ihn in ihren

Kellern eine Zeitlang, ziehen ihn dann auf Flaschen und lassen ihn reif werden. Die Nordamerikaner nehmen meist zweite Qualität; sie muß mild schmecken und viel Farbe haben. Nordeuropa nimmt von Portugal direkt gern alte, reine, feine Sorten, und davon geht Manches nach Bremen und Hamburg, wo man trefflichen Portwein findet; doch kommt dort auch viel Ordinäres in den Handel, das aus den Londoner Docks stammt.

Die Fälschung der Portweine wird übrigens in mehr als einem Lande, vor Allem aber in London, ganz systematisch und in großartigem Maßstabe betrieben. Die von Parlamentsausschüssen angestellten Untersuchungen haben darüber merkwürdige Dinge zum Vorschein gebracht. Schon in Portugal beginnt die Versetzung mit Branntwein. Daran ist theilweise die dortige Gesetzgebung schuld. Weine zweiter Qualität dürfen gar nicht nach England geschickt werden, sondern nur nach außereuropäischen Gegenden. Die kleinen, leichten, der Gesundheit zuträglichen Weine, welche man ganz allgemein in Portugal selbst trinkt, sollen auch jetzt noch nicht ausgeführt werden. In England fabricirt man jährlich etwa vierzigtausend Pipen Portwein, namentlich in den Niederlagen an den Catherine-Docks. Ein Fabrikant theilte dem Parlamentsausschusse, welcher über die Weinverfälschungen zu berichten hatte, folgendes „Recept zu Portwein" mit. Man nimmt:

963	Gallonen	Wein aus Sicilien,
1766½	„	französischen, am liebsten Roussillon,
2604	„	verschiedene spanische Weine,
1419	„	Portwein,
394	„	Kapwein,
1620	„	„Melange",
205	„	Branntwein.

Das Ganze wird gemischt und ergiebt dann 8971½ Gallonen Portwein! Da die verschiedenen Mischungssorten bereits mit Branntwein versetzt waren, so ist klar, welche große Menge Alkohol in solchem unedeln Getränk enthalten ist.

Die ganze Sache wird so offenkundig getrieben, daß in den Londoner Docks besondere Vorschriften gegeben worden sind, welche der Weinfabrikant beobachten muß. Die Weine sind dort in zwei Klassen getheilt. Zum Verbrauch in England sollen die Mischungen nur aus Weinen ein und desselben Landes bestehen; die zur Ausfuhr bestimmten kann man dagegen, wie obiges Recept zeigt, aus allen möglichen Sorten zusammenbrauen. In der Praxis kommen aber auch die letzteren zum Verbrauch in England; man verschifft sie nämlich nach einer beliebigen Insel im Kanale, z. B. nach Jersey und führt sie von dort in den ersten besten englischen Hafen ein. Ein Sachverständiger bemerkte in dem erwähnten Ausschusse: „Man kann allemal Drei gegen Eins wetten, daß ein Mann, welcher in England Portwein zu genießen glaubt, nicht einmal verfälschten Wein aus Portugal trinkt, sondern ein Geschmier aus Weinen, die schon in ihrem Ursprungslande verarbeitet worden sind und dann in England als Gesammtgeschmier auf's Neue zurechtgemacht werden.

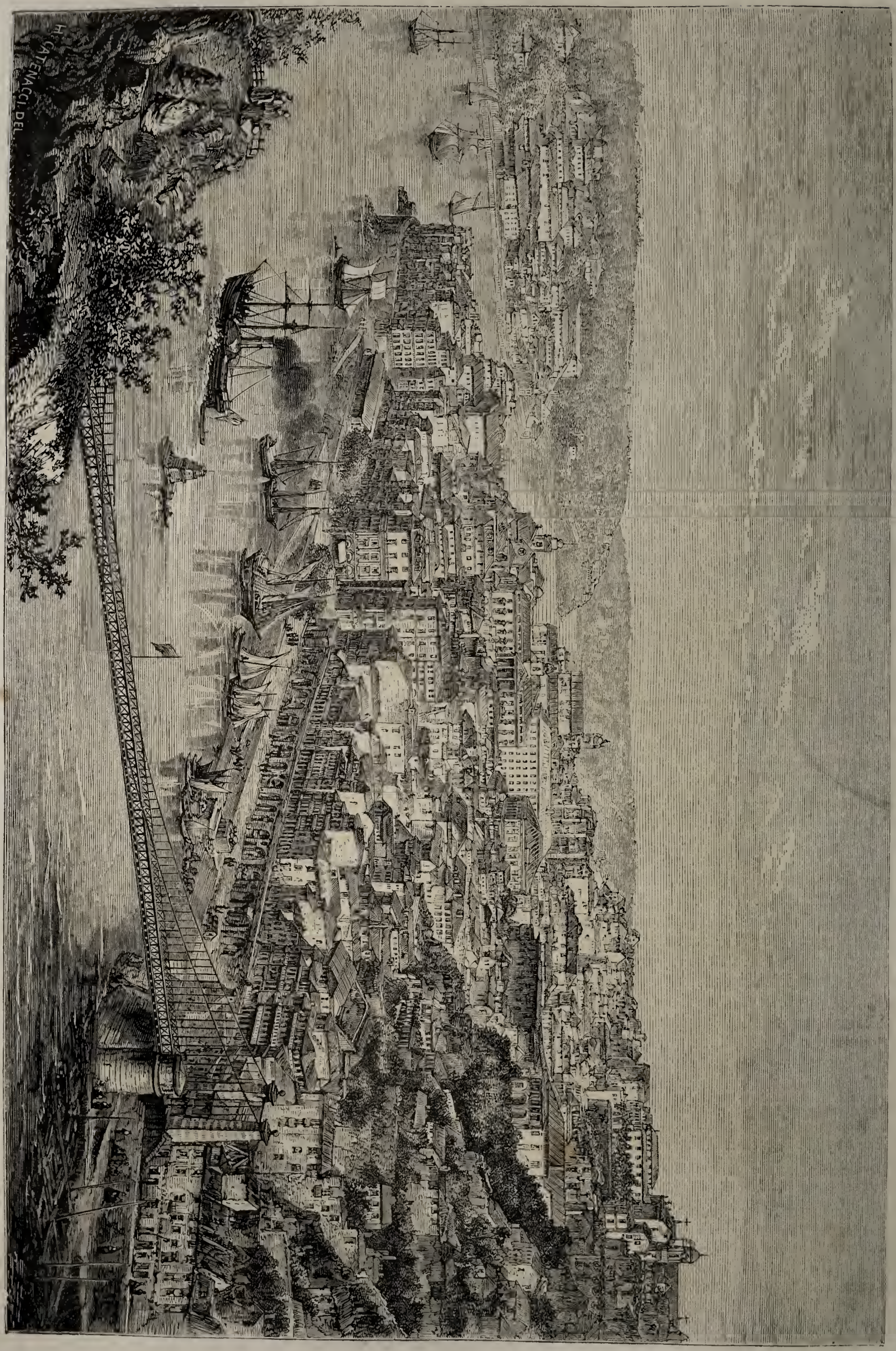
Aber dieser Mischmasch besteht doch wenigstens aus Wein; dagegen bildet der Rebensaft in manchem andern Gebräu nur den allergeringsten Bestandtheil. Dasselbe wird zusammengesetzt aus Ingwer, Stachelbeeren, Erdbeeren, Primelblüthe, Hollunderblüthen und Hollunderbeeren (Flieder). Ein beliebtes Recept für Portwein ist noch folgendes: man nimmt 45 Gallonen Aepfelwein, 6 Branntwein, 8 Portwein, 2 Gallonen Schlehen, die in 2 Gallonen Wasser gekocht werden; dann drückt man den Saft aus. Die Farbe giebt man mit rothem Sandelholz. Dieser „Portwein" kann schon nach einigen Tagen auf Flaschen gezogen werden; man gießt dann in jede Bouteille noch einen Theelöffel voll Kaschusaft, welcher dem Gemisch das Ansehen giebt, als ob es alt sei und taucht den Kork in eine Brühe von Basilholz mit Alaun. Eine Hauptrolle beim fabricirten Portwein spielt immer die Hollunderbeere und die Blüthe vom Hollunder; man nimmt auch sehr häufig Brasilholz, Hartriegel, Rübensaft und Lackmus.

So viel vom natürlichen und künstlichen Portwein.

Es gewährt ein großes Vergnügen, in den Straßen von Porto umherzuschlendern. Zunächst kann man den Kaufmann beobachten, der durchgängig ein sehr bedächtiger Mensch ist und im Verkehr große Vorsicht beobachtet. Sein Stand ist der einflußreichste in der Stadt, nachdem der Adel sich selber in die zweite Linie gestellt hat. Früher besaß dieser ein thatsächliches Alleinrecht auf Aemter und Würden; als er aber Partei für Dom Miguel genommen hatte, während die Bürgerschaft der liberalen Sache zugethan war, kam er in den Hintergrund. Jahre lang hielt er sich fern von der Stadt, und söhnte sich erst allmälig mit der constitutionellen Regierung aus. Nun lebt er wieder in Porto, wo die Häuser der Edelleute zumeist in der Nähe der Kathedrale stehen.

Am elegantesten nimmt sich die Blumenstraße aus. Die Häuser dieser Rua das Flores stammen zumeist aus dem sechzehnten Jahrhundert. Dort wohnen die Juweliere und Modenhändler; am Largo da Feïra sind die Wechslerläden; in den Gassen, welche dem Douro nahe liegen, drängt sich Alles zusammen, was mit Schifffahrt und Fischfang zu thun hat. Diese Unterstadt ist eng und finster. Als die hübschesten, geräumigsten Gassen kann man die Neue Johannes- und die Sanct Antons-Straße bezeichnen; außerdem noch die schon erwähnte Rua nova dos Ingleses. Diese bildet einen Sack, denn sie ist an einem Ende durch einen steil abfallenden Felsen geschlossen, auf welchem sich dann die Kathedrale und der bischöfliche Palast erheben. Der Pfaffenweg, Calzada dos Clerigos, führt zur Promenade der Tugenden, Passeio dos Virtudes, und zum Karmeliterplatz.

Das Volkstreiben ist regsam genug. Wir sprachen schon vom Kaufmanne und vom Edelmanne. Im Allgemeinen sind die Portuenses Leute, welche die Gemächlichkeit lieben; sie gehen langsam und auch Männer tragen den großen Sonnenschirm, Chapeo de sol; aber das Gesicht hat einen lebendigen Ausdruck, die Bewegungen sind lebhaft und bezeichnend. Bunte Bilder und Gruppen findet man überall. Da sieht man eigenthümliche Trachten auf dem Fischmarkte; wie denn überhaupt am Wasser viel Bewegung herrscht; in den Straßen rufen Bauern und Bäuerinnen Orangen, andere Früchte, Gemüse, Käse und Blumen aus, welche sie in ihren aus Binsen geflochtenen Körben tragen. Die Bäuerinnen lieben an ihrer Kleidung grelle und volle Farben. Ueber den Platz geht ein Maulthiertreiber und pfeift ein Liedlein vor sich hin; seine Thiere hat er mit rothen und blauen, gelben und grünen Bändern behängt. Ein Mann treibt Kühe, welche vor den Häusern gemolken werden; man weiß also, daß man unverfälschte Milch bekommt. Schwerfällige Karren werden von Ochsen gezogen, aber in vielen Straßen kann gar kein Fuhrwerk benutzt werden; sie sind zu steil und haben auch Treppenstufen. Dort hilft der fleißige und stämmige Lastträger aus, welcher aus der nordspanischen Provinz Galizien stammt. Der Gallego ersetzt das Lastthier, er trägt die Cadeirinha, Portechaise, und je zwei und zwei tragen in taktmäßigem Schritt eine solche Sänfte in den steilen Gassen; sie sind auch Wasserträger. Am Hafen sieht man Barqueiros, Bootführer, in Menge. Sie wittern bald heraus, ob man ein Fremder sei, nehmen die braune Wollenmütze vom Kopfe und schreien uns in allen möglichen Tonarten an:



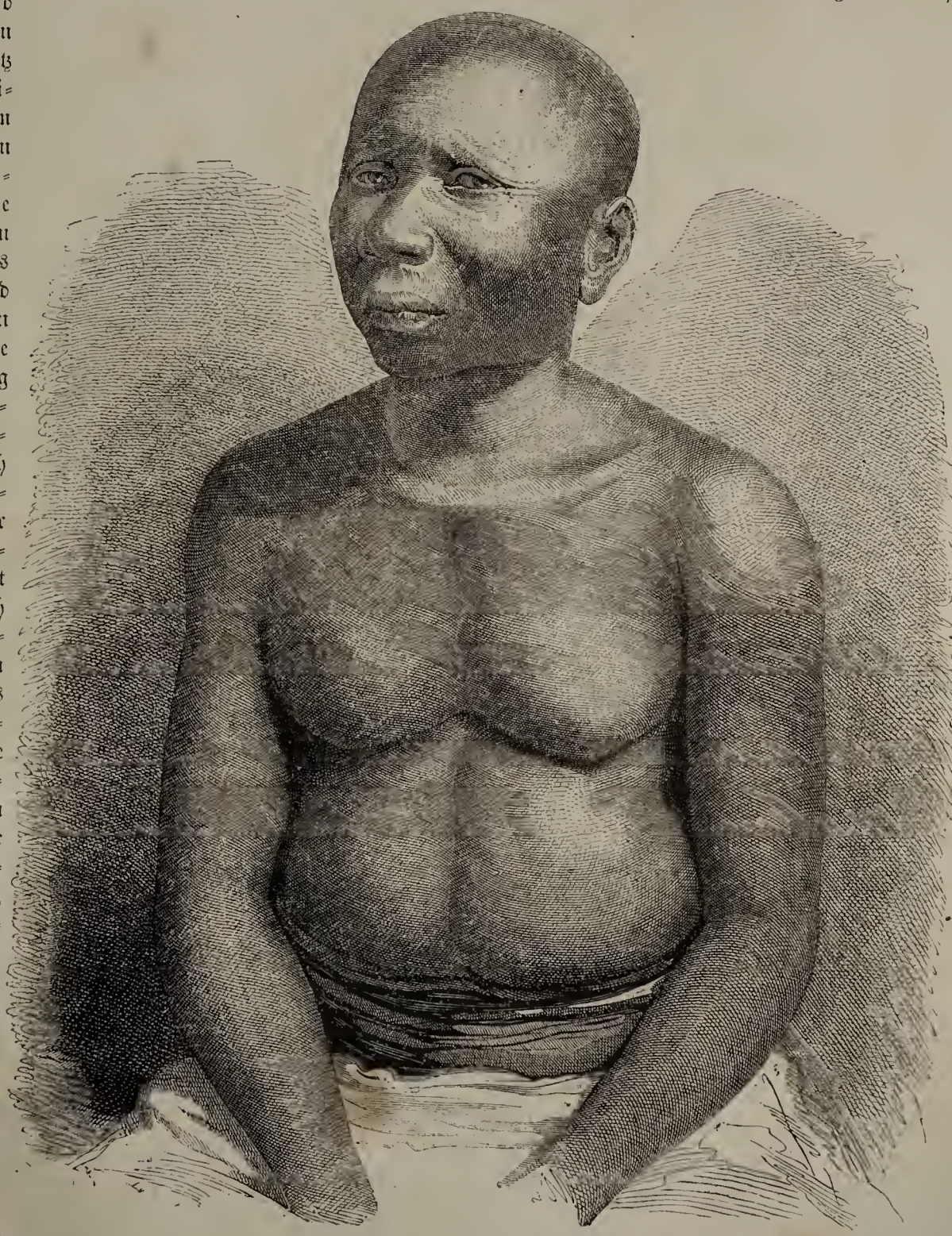
Oporto am Douro.

Hum Bote, Excellenzia, hum Bote, hum Bote, Bote, Bote, Bote! Also ein Boot. Daß Mönche und Nonnen nicht fehlen, versteht sich von selbst.

Der Portugiese ist kein rüstiger Arbeiter, und über die verschiedenen Beschäftigungen gehen noch immer manche Vorurtheile im Schwange. Ein englischer Kaufmann in Oporto wollte einst eine beträchtliche Menge Düngererde in seinen Garten bringen lassen und sich dazu eines Werkzeuges bedienen, das in jener Stadt zu den Seltenheiten gehört, nämlich eines Schubkarrens. Der Gärtner mochte aber von einem solchen, wie er meinte, neumodischen Dinge nichts wissen und erklärte dasselbe für unzweckmäßig. Da griff der Kaufmann selbst zu und schob den Karren, um zu zeigen, wie man die Sache anzugreifen habe. Sie wollte aber dem Gärtner doch nicht einleuchten, er schüttelte den Kopf. Der Kaufmann wurde abgerufen; als er wieder kam, sah er, daß der Gärtner sich einen Gehülfen geholt hatte und beide schleppten nun Düngererde in einem Korbe, der halb so viel faßte als der Schubkarren. Beide Leute wurden fortgeschickt; statt ihrer kam ein Neger, der die Arbeit ganz ordentlich verrichtete. Uebrigens gilt es auch für unanständig, Lasten auf dem Rücken zu tragen.

Ein Eingeborener der andamanischen Inseln.

Es ist merkwürdig, wie nahe oft die äußerste Barbarei neben der höchsten Civilisation liegt! Ostindien ist seit uralten Zeiten ein Kulturland und nun schon längst im Besitz einer europäischen Macht. Den bengalischen Meerbusen kennen wir als eine der belebtesten Fahrbahnen des Welthandels, und ganz nahe diesem Verkehrswege liegt die Haselung der Andamanen, deren Urbewohner noch heute zu den wildesten auf der ganzen Erde gehören. Man hat sie gemieden, sich in keine Berührung mit ihnen eingelassen, bis vor wenigen Jahren die englische Regierung Indiens diese Inseln als Station für deportirte Verbrecher auserkor; sie schaffte gefangene Sipahis dahin; die „Meuterer" sollten den Aufstand gegen ihre europäischen Gebieter auf den Andamanen büßen. — Die Inseln liegen unweit der hinterindischen Küste zwischen 10° 32′ und 13° 40′ N. Breite; die beträchtlichste derselben, Groß-Andaman, ist 140 englische Meilen lang und etwa 30 breit, aber durch drei schmale Meeressunde in drei Theile geschieden. Auf ihr erhebt sich der Saddle Peak bis etwa 2400 Fuß Meereshöhe. Der Pflanzenwuchs ist üppig, die Salangane bauet ihre eßbaren Schwalbennester in den Felsenlöchern.



Ein Urbewohner der Andamanischen Inseln.

Wissenschaftliche Reisende wurden beauftragt, diese Insel zu untersuchen; ein Arzt aus Bengalen, D. Monat, leitete das Unternehmen, welchem der französische Naturforscher Mallitte sich angeschlossen hatte; ein wohlbewaffneter Dampfer wurde vom Kapitän Baker befehligt. Die Engländer landeten im Monat December 1857 und begannen ihre Forschungen. Als der Dampfer sich in einer nur etwa flußbreiten Meeresstraße befand, zeigten sich bewaffnete Insulaner und steuerten ihre Nachen gegen das Schiff hin. Sogleich setzten die Engländer ihre Boote aus, um mit Jenen freundliche Verbindungen anzuknüpfen. Sie schwenkten ihre Tücher, erhielten aber einen wahren Hagel von Pfeilen als Antwort. Darauf gaben die Europäer Feuer, tödteten eine Anzahl Wilder und nahmen einen Krieger gefangen.

Diese Wilden wohnen in Hütten der allereinfachsten Art,

welche mit Palmblättern gedeckt und allen Winden offen sind. Der ganze Zierrath besteht in Schweinsknochen und Schildkrötenschalen. Die Engländer fanden nichts, das auf Menschenfresserei deuten konnte; bisher hielt man die schwarzen Bewohner der Inseln für Anthropophagen. Sie gehören zu jener großen Gruppe östlicher Schwarzen, welche man mit sehr verschiedenen Benennungen als Papuas, Alfurus, Endamenen, Aetas oder Negritos, bezeichnet. Bestimmte, zuverlässige Abtheilungen dieser Gruppe haben wir auch heute noch nicht. Die Leute auf den Andamanen sind sehr dunkel, und selten fünf Fuß hoch; der dicke Kopf sitzt tief zwischen den Schultern, das Haar ist wollig, wie bei den Negern. Bei sehr vielen steht der Bauch weit hervor; Arme und Beine sind hager. Diese Andamanesen gehen völlig nackt, statt aller Bekleidung beschmieren sie den Leib mit rothem Ocker oder Thon, welcher sie gegen die Stiche der Insekten schützt. Die Gesammtzahl dieser Insulaner wird auf etwa dritthalbtausend Köpfe geschätzt.

Unsere nach einer Photographie gezeichnete Abbildung liefert den Beweis, daß die Andamanesen unschöne Leute sind, aber viele Stämme auf dem australischen Festlande sind doch weit häßlicher. Wild sind sie auch, ob aber in den früheren Schilderungen dieser Leute, die namentlich nach den Aussagen birmanischer Holzfäller herrühren, welche auch Salanganen-Nester sammeln, nicht Manches übertrieben war, bleibt zweifelhaft. Der oben erwähnte Kriegsgefangene, welchen unser Bild darstellt, wurde nach Kalkutta gebracht, wo er an der Schwindsucht starb; er war nicht wild und stürmisch, sondern traurig und niedergeschlagen. Man ermittelte durch ihn, daß die Sprache auf den Andamanen keine Aehnlichkeit mit jener auf den Nicobaren oder von Tennasserim hat..

Die Waffen der Insulaner, namentlich die Bogen aus Eisenholz, sind ungemein stark und geschmackvoll gearbeitet, die Pfeile, theils glatt, theils eingezackt, sind vier Fuß lang; eine Art derselben hat eine bewegliche Spitze und dient als Harpune. Der Fischfang liefert die Hauptnahrung; diese Schwarzen sind recht eigentlich Ichthyophagen. Seit dem neunten Jahrhundert hielt man sie für Anthropophagen.

König Peppel, Herrscher von Bonny im Nigerdelta.

Er wollte die Welt und die Herrlichkeiten Europa's sehen. Also fuhr der schwarze König nach London, wo natürlich Alles, was um ihn her vorging, sein höchstes Staunen erregte. Nur schwer trennte er sich 1861 von allen diesen Herrlichkeiten. Ein Segelschiff brachte ihn nach Bonny zurück. Er trägt eine Admiralsuniform und seine Königin trägt Crinoline. Die schwarze Dame ist 17 Stein schwer, und wurde vom Bord in's Boot mit Hülfe von sechs stämmigen Kruleuten hinabgehoben. Peppel hatte eine aus vier Männern bestehende Regentschaft eingesetzt, aber die Regenten machen ihm nun alle möglichen Schwierigkeiten. Er sollte nur an's Land gehen, wenn er dreien dieser würdigen Männer jährlich 7000 Pfd. Sterling Einkünfte verbürgen wollte. Der vierte wollte ihn gar nicht wieder zur Regierung lassen. Keine Spur von Legitimitätsgefühl lebt in den Herzen jener Schwarzen, und König Peppel, der in Europa allerlei gelernt hatte, wollte sich die Krone auf's Haupt setzen.

Als wir diese Nachricht von König Peppel in der Times lasen, erinnerten wir uns einer Unterredung, die Hr. J. Smith mit diesem „Könige" vor etwa zehn Jahren gehabt hat. Burton, welcher jetzt in Fernando Po britischer Consul ist und sich gewiß mit dem König Peppel in Verkehr einlassen wird, erwähnt derselben in seinem Buch über Ostafrika. Die Schwarzen möchten gern einmal Gott vor Augen sehen, aber nur um Rache dafür zu nehmen, daß er ihre Freunde, Verwandten und Ochsen sterben läßt.

Smith erzählt: Ich nahm jede Gelegenheit wahr, mit ihnen über Gott und Religion zu sprechen. Eines Tages sagte ich zum Häuptling: Was habt Ihr gethan, König Peppel?

Dasselbe wie Ihr; ich danke Gott.

Für was?

Für alles Gute, das Gott mir sendet.

Habt Ihr Gott schon gesehen?

Schi! nein! Ein Mensch, der Gott sieht, muß sogleich sterben.

Werdet Ihr Gott sehen, wenn Ihr sterbet, König Peppel?

Das weiß ich nicht. (Dabei wurde er sehr aufgeregt.) Wie kann ich das wissen? Denke gar nicht daran und will auch über diesen Gegenstand gar nichts mehr hören.

Weshalb denn nicht?

Das geht Euch nichts an und Ihr habt nicht danach zu fragen, denn Ihr seid hierher gekommen, um mit mir Handel zu treiben.

Smith schreibt weiter: Ich wußte nun, daß ferner nichts mit ihm anzufangen sei, und ließ den Gegenstand fallen. Indem ich von Sterben und Tod sprach, hatte ich eine zarte, sehr empfindliche Saite berührt. König Peppel sah nun wild und grämlich aus, der Ausdruck in seinem Gesicht wechselte rasch, und er war innerlich sehr aufgeregt. Endlich gebärdete er sich sehr heftig, sein Antlitz zeugte von wildem Grimm und er fuhr dann mit den Worten heraus: Wenn ich Gott hier hätte, so würde ich ihn auf dem Flecke todtschlagen. — Nach so diabolischen Worten trat ich voll Entsetzen einen Schritt zurück: Ihr möchtet Gott todtschlagen, König Peppel? Ihr schwatzt wie ein Verrückter, Ihr könnt Gott nicht todtschlagen. Aber angenommen, Ihr könntet ihn umbringen, dann würde ja Alles gleich aufhören, denn er ist ja der Geist, welcher das Weltall zusammenhält. Er aber kann Euch tödten.

Ich weiß, daß ich ihn nicht todtschlagen kann, aber wenn ich ihn todtschlagen könnte, so würde ich ihn todtschlagen.

Wo lebt Gott?

Dort oben. (Er zeigte nach dem Himmel.)

Aber weshalb möchtet Ihr ihn denn todtschlagen?

Weil er die Menschen sterben läßt.

Aber, mein guter Freund, Ihr möchtet doch nicht etwa ewig leben? Oder möchtet Ihr das?

Ja, ich möchte immer leben.

Aber nach und nach werdet Ihr alt und dann schwach und hinfällig, wie jener Mann dort. (In der Nähe stand ein blinder abgemagerter Mensch.) Ihr werdet lahm und taub werden wie dieser, und blind obendrein und habt kein Vergnügen mehr auf der Welt. Wäre es nicht besser, Ihr stürbet vorher und machtet Eurem Sohne Platz, wie Euer Vater Euch Platz gemacht hat?

Nein, das will ich nicht; ich will bleiben, wie ich bin!

Aber bedenkt doch; wenn Ihr nun nach dem Tode an einen Ort kämet, wo es schön und herrlich ist und —

König Peppel fiel mir in's Wort: Davon weiß ich nichts, das kenne ich nicht; ich weiß, daß ich jetzt lebe, ich habe sehr viele Frauen, viele Nigger (Sklaven) und Kähne; ich bin König und viele Schiffe kommen in mein Land. Weiter weiß ich nichts, aber am Leben bleiben will ich.

Ich konnte zu keiner Antwort kommen, denn er wollte nichts mehr hören, und wir sprachen dann von Handelsgeschäften.

Eine Signare zu St. Louis am Senegal.

Es ist eine ausgemachte Wahrheit, daß man den Menschen nur in sehr bedingter Weise einen Kosmopoliten nennen kann. Jede große Menschenrasse ist vom Schöpfer auf gewisse klimatische Regionen angewiesen, innerhalb welcher sie völlig allein gedeiht. Der Bewohner der heißfeuchten tropischen Tiefländer und Küstenstrecken könnte in Norwegen und Sibirien nicht ausdauern. Der Europäer, auch jener aus den südlichen Ländern unseres Erdtheils, entartet an Leib und Seele in den glühenden Gegenden des äquatorialen Afrika. In Bengalen werden die Kinder aus ungemischtem europäischem Blute selten elf oder zwölf Jahre alt; man schickt sie deshalb früh nach Europa oder in die kühlen Gegenden der Vorberge des Himalaya. Es giebt weder in Mosambique, noch in Angola oder Benguela eine portugiesische Familie von reiner Abstammung im dritten Grade. Negerfamilien aus Benguela würden in Rußland es gleichfalls nicht bis zur dritten oder vierten Generation bringen.

Europäer, welche sich, zumeist des Handels wegen, oder als Soldaten längere Zeit in solchen heißen Ländern aufhalten, finden dort keine europäischen Frauen. Das gilt namentlich von den Kolonien und Faktoreien der an der westlichen wie an der östlichen Küste Afrika's. Die meisten, welche man aus der Heimath dorthin gebracht hat, sind rasch dem Klima erlegen, oder, mit siechem Körper, so schnell als möglich wieder heimgekehrt.

Deshalb gehen die Europäer Verbindungen mit eingeborenen Frauen ein, und so entsteht ein Mischlingsgeschlecht. Die Kinder bezeichnet man bekanntlich als Mulatten, wenn die Mutter eine Negerin, als Mestizen, wenn sie eine amerikanische Indianerin ist. Die Kreuzungen sind so manchfaltig, daß man zum Beispiel in Peru deren mehr als funfzig zählt. Die Manchfaltigkeit der Blutmischungen ist dort am größten, wo Menschen verschiedener Rassen neben und durch einander wohnen.

Am untern Senegal, in den französischen Besitzungen, namentlich in der Hauptstadt St. Louis, leben Europäer neben Negern verschiedener Völker; auch kommen Mauren, Araber, Berbern und Mischlinge, welche aus den Kreuzungen dieser verschiedenen Stämme entsprossen sind, nicht selten vor. Sie haben, je nach der Blutmischung, und je nachdem das Blut des einen oder anderen Stammes vorschlägt, ein sehr verschiedenes Gepräge. Die Frauen aus gemischtem Blute bezeichnet man am Senegal mit dem aus dem Portugiesischen verderbten Namen Signaren.

Viele von ihnen sind bildhübsch, besonders wenn auch berberisches und maurisches Blut in ihren Adern fließt, und der Negertypus mit den aufgeworfenen Lippen, den vorstehenden Backenknochen und dem Wollhaare zurückgetreten ist. Eine Signare wählt der Weiße sich als Genossin für die Zeit welche er in der Kolonie lebt; er betrachtet und behandelt sie als seine Frau, er feiert die Hochzeit, erkennt die Kinder an, aber eine bürgerliche und kirchliche Bestätigung einer solchen Verbindung gestattet das Herkommen nicht; es würde die Trauung nur mit einer weißen Frau aus ungemischtem Blut erlauben.

Die Signare leitet das Hauswesen, und wird von reichen Leuten wie eine vornehme Dame gehalten, welcher schwarze Dienerinnen zur Verfügung stehen. Den Verbindungen geht manchmal ein eigenthümlicher und landesüblicher Auftritt vorher. Die Signare verständigt sich mit einem Weißen, der sie zur Lebensgenossin wählt. Dann verläßt sie ganz in der Stille an einem Abend das Haus ihrer Mutter und entläuft. Die Sitte will, daß sie dabei von den schwarzen Dienerinnen unterstützt werde. Vorher hat eine Wahrsagerin, deren es unter den Negerfrauen viele giebt, Glück prophezeiet, Beschwörungen veranstaltet, Zauber gesungen und Glück verkündet.

Im Hause des Weißen nimmt die Signare dessen Namen an, wird Madame N. N., und die Kinder werden vom Vater anerkannt. Es giebt einzelne Fälle, in denen ein Weißer sich in späteren Lebensjahren die Mutter seiner Kinder auch in aller Form antrauen ließ, aber dergleichen bildet die Ausnahme.

Die Expedition auf dem oberen Yang tse kiang in das Innere von China.

Wir haben dieses höchst interessanten Reisezuges schon einige Male im Globus kurz erwähnt. Jetzt erhalten wir aus Hong Kong vom 12. September einen ausführlichen Bericht, welchen die dortige Overland China Mail in einem Supplement mittheilt. Wir geben einige Auszüge über die Regionen, welche früher von europäischen Reisenden noch nicht besucht wurden; sie eröffnen einen Einblick in die Verhältnisse des innern China.

Die vier Männer, welche den Zug unternahmen, waren Oberstlieutenant Sarel, Kapitain Blakiston, Dr. Barton und Hr. Schereschewsky von der nordamerikanischen Mission zu Schang haï. Sie verließen diese Stadt mit dem Geschwader des Admirals Hope am 11. Februar 1861 und fuhren mit demselben bis Yo chow (Jo tschen) unweit des Tung-thing-Sees, von wo sie dann in chinesischen Booten weiter stromauf fuhren. Unsere Leser wissen (Globus S. 64), daß es ihre Absicht war, durch die westliche Provinz Sze tschuen nach Tibet vorzudringen, Lhassa, die Hauptstadt des Dalai Lama, zu besuchen und von dort über den Himalaya nach Indien zu gehen. Das Unternehmen war riesenhaft und macht dem Muthe jener vier Männer alle Ehre, aber es ist fehlgeschlagen; weiter unten wird sich ergeben, weshalb man es nicht durchführen konnte.

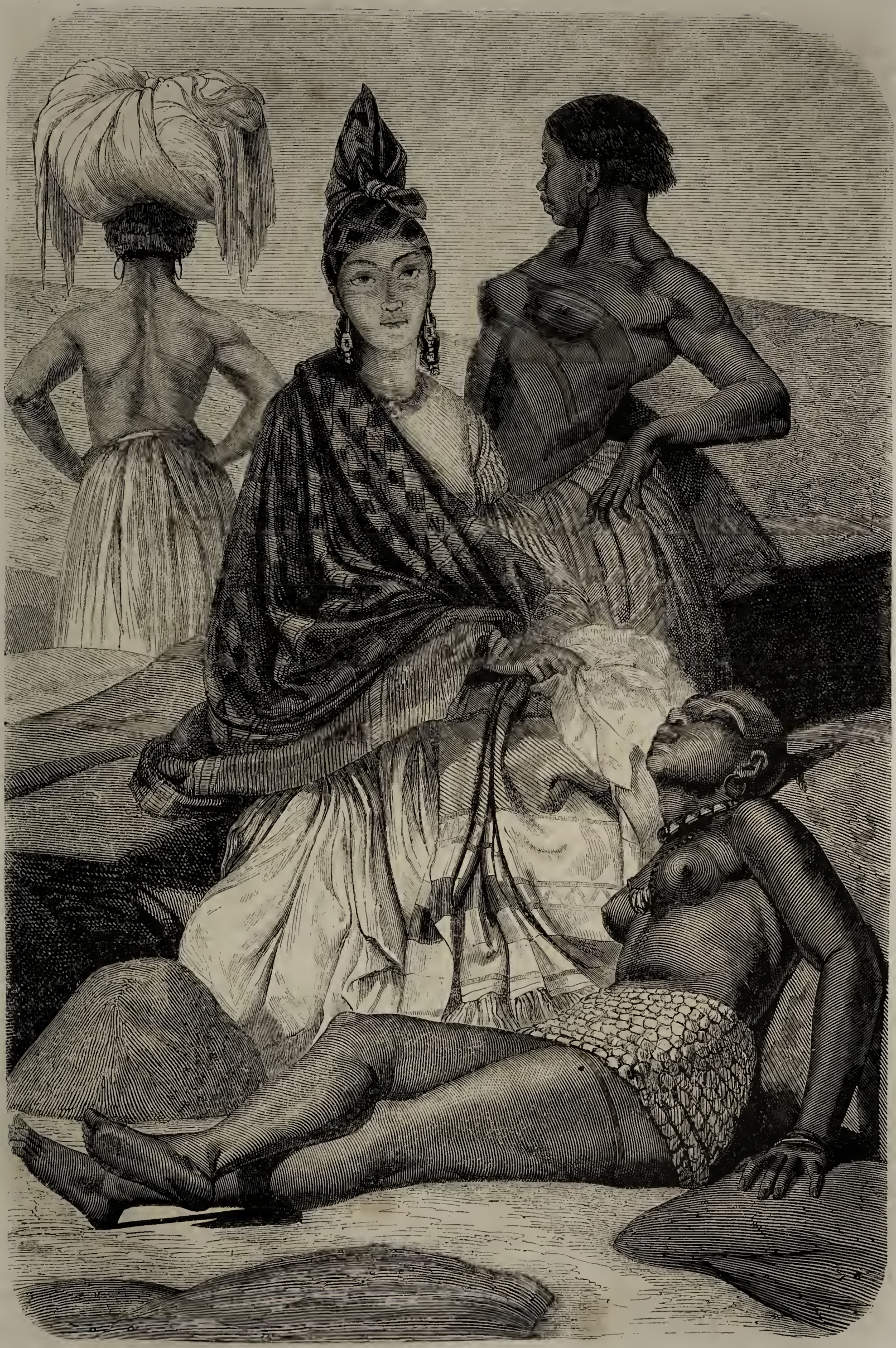
Der Yang tse kiang ist von der Mündung bis zu dem großen Stapelplatze Hanken genau bekannt; von dort bis Ping schan hat Blakiston ihn aufgenommen. Ueberall war der Strom mit Dschonken gleichsam besäet; sie kamen aus der Provinz Hu-nan, über den Tung-thing-See nach Hanken oder aus Tschung-king in Sze-tschuen. Manche waren sehr roh gezimmert und führten Mattensegel, namentlich jene, welche Steinkohlen aus Pau-king im Innern von Hu-nan brachten. In Hanken laden sie aus und werden, ähnlich wie manche Donauschiffe in Wien, auseinander geschlagen und als Nutzholz verkauft. Auch schwammen viele Holzflöße auf dem Strome; aus Sarel's Beschreibung ersehen wir, daß sie unseren großen Rheinflößen gleichen.

Die meisten Städtenamen, welcher Sarel erwähnt, findet man auf guten Karten von Ostasien, zum Beispiel jener in Kiepert's Handatlas. Bei Kuei sahen die Reisenden, wie die Chinesen ihre Kohlenwerke bearbeiten; diese lagen offen an Hügelabhängen. Wir wollen hier bemerken, daß in China das Wort Fu eine Stadt ersten Ranges bedeutet; tschëu (welches die Engländer, die ja überhaupt eine abscheuliche Namenschreibung haben, unrichtig als chow bezeichnen) eine solche zweiten, und hien eine solche dritten Ranges bezeichnet.

Unweit der Stadt Wu-schan-tien, wo Mohn zur Opiumverfertigung gebaut wird, liegt die Gränze zwischen den Provinzen Hu-pe und Sze-tschuen. Dort wachsen wilde Aprikosen, Walnüsse, die Castorölpflanze und der Baum Tung-Schu, dessen Nuß einen werthvollen Firnis liefert. Sie gleicht der sogenannten Brasilnuß (von der Bertholletia excelsa), ist aber giftig.

Weiter aufwärts liegt Kuei-tschen-fu (englisch Quaichow!), 1080 geogr. oder 1200 Statutmiles von Schang-haï, 444 der letzteren

Signare und Negerin zu St. Louis am Senegal.



Signare und Dienerinnen.

aufwärts von Hanken und 78 oberhalb I-tschang. Stroman von dieser letztern Stadt bietet die Schiffahrt einige Schwierigkeit, weil auf der Strecke bis Knei-tschen acht Stromschnellen liegen. Die größten Boote, welche aufwärts an Leinen gezogen werden, haben eine Länge von 120, eine Breite von 15 Fuß und gehen beladen drei Fuß tief. Dampfer können mit aller Sicherheit aufwärts und abwärts fahren. In einem Ort oberhalb Wan, im Dorfe Huling, wurden die Reisenden von römisch katholischen Chinesen sehr freundlich empfangen; die Leute klagten, daß sie von den Mandarinen sehr schlecht behandelt würden; vor einiger Zeit habe der von letzteren aufgereizte Pöbel die Kapelle ausgeplündert und verbrannt. Von Wan bis Tschung-king wird überall Mohn in großer Menge gebaut. Die Ernte findet etwa gegen Ende des Maimonats statt; dann pflügt man die Felder rasch um und bestellt sie mit Zuckerrohr, Mais und Baumwolle; auch Reis ist häufig.

Oberhalb Tschang-tschen hatte sich überall das Landvolk zusammengerottet, um sich der Rebellen zu erwehren. Diese westlichen Rebellen werden dort als Tu-fih, örtliche Räuber, bezeichnet und haben mit den bekannten Taï-ping im Osten keinen Zusammenhang; man nennt aber die einen wie die anderen Schang-mao, Langhaare. Die Tu-fih schneiden aber den Zopf ab. Tschung-king-fu liegt an der Mündung des Hotschenflusses, der aus dem nördlichen Sze-tschuen kommt, und hat eine vortreffliche Handelslage. Etwa 120 Miles weiter oberhalb mündet der Fusung, wieder 80 Miles höher der Min-ko bei Su-tschen; er ist mit Tsching-tu-fu, der Hauptstadt von Sze-tschuen, durch einen Kanal verbunden. Der Hotschen ist bis Schün-king für große Dschonken schiffbar, Seide, Wachs und Hanf kommen in großer Menge aus dem Bezirke Kia-ting am Min, der sich aber damals im Besitze der Rebellen befand. Oberhalb Tschung-king führen die Boote keine Segel mehr; die zu Thal fahrenden sind zumeist mit Salz und Landeserzeugnissen beladen; Baumwolle wird auf Bambusflößen stroman geschifft. Bei Lu mündet der Fu-jung, bei Sin-tschen, einer großen Stadt, der Min-kiang von Norden her. In der Umgegend richteten die Rebellen arge Verwüstung an; Leichen mit abgeschnittenen Köpfen, denen man die Hände auf den Rücken gebunden hatte, trieben in Menge den Min hinab. Der Handel mit gelber und weißer Seide, Wachs, Taback und Honig ist in ruhigen Zeiten sehr beträchtlich war aber jetzt völlig unterbrochen.

Oberhalb Siu-tschen ist das Land sehr gebirgig und der Fluß wird so schmal, daß seine durchschnittliche Breite nur etwa drittehalbhundert Yards beträgt Dort lagern überall Steinkohlen, welche man in etwa zwanzig Tagen nach Hanken hinabschifft. Den Reisenden war es auffallend, daß in jener Gegend viele Leute braunes Haar haben; weiter abwärts kommt dergleichen nicht vor. Von Siu-tschen aufwärts bekommt der Yang-tse-kiang den Namen Kin-scha-kiang „der Goldstrom;" die Schiffer bezeichnen ihn indeß gewöhnlich als Fluß von Yün-nan.

Die vier Reisenden gelangten nun bis Pin-Schang, einer kleinen, mit Mauern umzogenen Stadt am linken Ufer; dorthin war vor ihnen noch kein Europäer gekommen. Der Oberbeamte benahm sich anfangs höflich, bemerkte aber, daß die Rebellen in der Nähe seien und die Fremden wohl thäten, die Stadt zu verlassen. Das Volk schloß die Thore und feuerte gegen sie, aber die Europäer nahmen davon weiter keine Notiz. Mit den Rebellen hatte es übrigens seine volle Richtigkeit, denn sie unternahmen in derselben Nacht einen Sturm. Es war ächt chinesisch, daß jeder von ihnen im Gefecht eine Laterne trug; auch die Mauern waren beleuchtet! Ueber die Beschaffenheit des Stromes oberhalb Ping-Schan konnte Sarel nichts Näheres erfahren, er hörte nur, daß etwa 100 Li weiter aufwärts Wasserfälle oder Stromschnellen sich befänden. Die Bootsleute verweigerten ihre Dienste, weil die Rebellen zu gefährlich waren; auch gehen oberhalb Ping-Schan keine Boote mehr. Man mußte darauf verzichten, das Land der Miaotse zu besuchen, welches westlich von Ping-Schan liegt.

Aber es traf sich, daß ein Häuptling dieser unabhängigen Stämme mit einigen seiner Landsleute an Ort und Stelle war. Er machte den Reisenden einen Besuch und benahm sich sehr freundlich. Wir gaben ihm, sagt Sarel, Messer und Wein. Diese Miaotse (Mantse) sehen ganz anders aus als die Chinesen; ihr Gesichtsausdruck hat etwas Offenes und Rechtschaffenes, was man von jenem der Chinesen nicht behaupten kann. Einige hatten das Haar ganz abgeschoren, andere ließen es lang wachsen und einige hatten einen Zopf. Bei dem warmen Wetter trugen sie nur eine leichte Baumwollenjacke, Beinkleider und Grassandalen; den blauen Turban hatten sie oberhalb der Stirn in einen Knoten geschlungen. Sie selber nannten sich Huh-ei oder I-schin, schwarze Barbaren oder Fremde, und wiederholten mehrmals, daß sie keine civilisirten Leute seien. Alles was sie in den Kajüten sahen, wurde genau von ihnen betrachtet, sie waren überhaupt sehr neugierig, benahmen sich aber dabei durchaus anständig. Der Häuptling sprach etwas Chinesisch, von seinen Begleitern verstand aber keiner diese Sprache. Wir wurden von ihnen gewissermaßen als Anverwandte betrachtet und sie nannten uns weiße Mantse. Keiner von ihnen konnte schreiben oder lesen. Sie besitzen in ihrem Lande Pferde und Hornvieh, haben aber, wie sie selber sagten, kein anderes Getreide als Mais. Der Häuptling versicherte, daß wir in ihrem Lande Mittel zum Fortkommen genug finden würden, aber zuvor müßten wir eine sehr gebirgige Gegend durchwandern und in Ping-schan sei keinerlei Fuhrwerk zu bekommen. Wenn die Reisenden nicht unter dem Schutz eines Häuptlings ständen, würde man sie ausplündern. Ueber die Gränzen ihres Landes konnten wir nichts Genaues erfahren, nach Westen hin müssen sie aber in der Nähe von Barma und Assam liegen. —

Das Land in der Umgegend von Pin-Schang ist hügelig und fruchtbar; Mais, Reis, Zucker und Cucumae gedeihen vortrefflich, der Cactus erreicht eine beträchtliche Höhe, die Seidenzucht bildet eine Hauptbeschäftigung. Wasserschlangen und Aale fängt man in den Reisfeldern und sie werden gegessen. Die Bewohner sind ruhige, friedliche Leute, haben sich aber gegen die Rebellen bewaffnet, weil die Regierung ihnen nicht zu Hülfe kommt. Das Letztere ist ihnen in mancher Hinsicht ganz recht, denn wo die kaiserlichen Truppen im Felde stehen, werden die Leute auch von ihnen ausgeplündert. —

Schon oben wurde bemerkt, daß die Rebellen im Westen mit den Tai-ping in keiner Verbindung stehen. Sie sind aus Räuberbanden entstanden, die immer stärker und zahlreicher wurden, weil die kaiserliche Regierung ihrem Unfuge nicht steuerte. Ohnehin sind die Provinzen Yünn-an und Sze-tschuen allzeit durch Räuber mehr oder weniger beunruhigt worden. Vor zwei Jahren traten vier Räuberhauptleute auf, brachten große Banden zusammen, vereinigten sich und trotzen seitdem den Mandarinen. Ein großer Theil von Sze-tschuen ist in ihrer Gewalt, sie haben sogar die Vorstädte von Tsching-tu-fu und diese Hauptstadt selbst belagert. Auch ein Theil der mohammedanischen Bevölkerung von Yünnan ist im Aufstande. An ihrer Spitze steht ein Mekkapilger, der Hadschi Ma Yussu; er hat sein Hauptquartier im westlichen Theile der Provinz zu Ta-li-fu, und beherrscht die ganze Straße, welche aus Barma durch Yün-nan nach Sze-tschuen führt.

Man kann sagen, daß das westliche und südliche China den Händen der kaiserlichen Regierung entglitten ist. In einzelnen Bezirken und Städten regieren zwar die Mandarinen noch; wenn aber die Rebellen anrücken, ergreifen jene in der Regel das Hasenpanier. Der Handel ist im ganzen Westen gelähmt. Uebrigens sind jene Rebellen nicht so „fanatische Wilde" wie die Tai-ping, sie verwüsten nicht um zu verwüsten, obwohl sie freilich auch die Häuser niederbrennen, von welchen aus man ihnen Widerstand leistet. Die Tai-ping sind bis in die Provinz Knei-tschen gedrungen, weiter westlich aber bisher nicht gekommen.

Sarel bemerkt am Schlusse seines Berichtes Folgendes: „So viel wir abnehmen konnten, haben die Mandarinen unserer Expe-

dition keine Hindernisse in den Weg gelegt, mit Ausnahme jener von Tschung-ting; sonst sind wir überall von ihnen höflich behandelt worden Die Behörden waren neugierig, zu wissen, was wir eigentlich wollten; wir erhielten angeblich ein Ehrengeleit, aber dieses sollte offenbar uns überwachen und Bericht erstatten. Wenn wir nicht bis Tibet kamen, so liegt die Schuld nicht an den Behörden, sondern weil es unmöglich war, Reisebegleitung zu erhalten. Die Leute wollten nicht in Gefahr kommen, sich die Hälse abschneiden zu lassen. Der Vicekönig von Sze-tschuen ist auch Gouverneur von Tibet und soll den Fremden nicht abhold sein. Den besten Weg, auf welchem man in's Innere von China eindringt, bildet ohne Zweifel der Yang-tse-kiang."

Das Emporblühen Californiens.

Wir haben (Globus Nr. 1.) die Anfänge dieses Staates geschildert, der noch nicht einmal fünfzehn Jahre alt ist und doch schon eine so hohe Bedeutung für den Welthandel gewonnen hat. Er verdankt dieselbe dem großen Umschwung im Verkehr, zu welchem er selber durch seine höchst ergiebigen Goldgruben so wesentlich beigetragen, der raschen Entwickelung seiner Hülfsquellen überhaupt, seiner vortrefflichen Weltlage am Stillen Ocean und der unablässigen Einwanderung, welche ihm aus dem östlichen Amerika und aus China immer frische Arbeitskräfte zuführt.

Als in Folge eines beklagenswerthen, unverantwortlichen Strebens vieler Führer der sogenannten republikanischen Partei, welche ihr demagogisches Treiben mit dem Mantel der Philanthropie zu verdecken suchten, die südlichen Staaten der Union zum Ausscheiden gedrängt wurden, tauchte in Californien die Frage auf, ob man nicht einen besondern Staatenbund am Großen Weltmeere bilden solle. In der That erblicken wir in Californien den Ansatz, den Kernpunkt dafür, und wir sind auch überzeugt, daß sich im Fortgange der Zeit ein solcher bilden werde Die Nothwendigkeit und der Vortheil werden den Ausschlag geben. So lange einige Aussicht war, die große Union zu erhalten, mochte man in San Francisco Alles aufbieten, um mit derselben Hand in Hand zu gehen. Allein heute schon sieht jeder Unbefangene, daß die politische Verblendung der herrschenden Partei in den Nordstaaten den weiten Riß unheilbar gemacht hat. Der Scheidungsprozeß hat einmal begonnen und wird weiter gehen; eine neue Gruppirung der Staatencomplexe in Nordamerika kann nicht ausbleiben und ist nur noch eine Frage der Zeit. Eine pacifische Gruppe, eine Conföderation der Staaten am Großen Ocean, welche Californien, Oregon und Washington umfaßt, erscheint als etwas eben so Zweckmäßiges als Natürliches, und eben deshalb wird sie auch nicht ausbleiben. Die Bande des Verkehrs mit den Staaten am atlantischen Gestade sind einmal festgeknüpft, und sie werden auch nicht zerrissen werden, wenn der Staatenbund am Großen Weltmeere als selbstständige Gruppe dasteht. An der Hand der Union sind jene Gemeinwesen so sehr emporgewachsen, daß sie allein, auf eigenen Füßen gehen können. Sollten alle Versuche zu einer Wiederherstellung der Union scheitern, so kann Californien, vermöge seiner Lage, mit verhältnißmäßiger Ruhe dem Parteienkampfe zusehen und die Erschütterung am ersten verschmerzen. Die Wichtigkeit seiner Weltstellung würde erst dann völlig gewürdigt werden.

Die Redaktion des Globus verdankt freundlicher Theilnahme die Mittheilung eines Berichtes aus San Francisco, der manche werthvolle Angaben enthält, welche unseren Lesern willkommen sein werden. Wir geben einen Auszug.

Californien hat die Prüfungszeit überwunden, die harte und strenge Schule, durch welche neue Länder gehen müssen, ist überstanden. Das verderbliche Treiben gewissenloser Politiker, die gleich Haifischen nach Beute schnappen, die Verschwendung der öffentlichen Gelder und die schlechte Verwaltung, sie alle haben den Staat glücklicherweise nicht zu Grunde gerichtet. Die zerrütteten Finanzen wurden geordnet, der Wohlstand der Bürger ist im Wachsen.

Der Zuwachs der Bevölkerung Californiens betrug im Jahre 1860 ungefähr 30,000 Köpfe, so weit die Einwanderung in Betracht kommt. Die Anzahl derer, welche auf verschiedenen Wegen über Land kommen, läßt sich nicht genau ermitteln. Die Gesammtbevölkerung übersteigt gegenwärtig 650,000 Seelen.

Seewärts haben sich neue Handelswege nach China, Japan und dem Amur eröffnet, der Ackerbau wird immer bedeutender und dasselbe gilt von der Gewerbthätigkeit. Californien hat jetzt schon seine eigenen Wollfabriken, Papiermühlen, Zuckerraffinerien und Gießereien sammt Werkstätten zum Maschinenbau; der Ertrag der Goldgruben hat eher zu- als abgenommen und die Silberminen von Washoe haben sich als ausgiebig bewährt.

In dem Hafen von San Francisco kamen 1860 von auswärts 1686 Schiffe mit einer Tragfähigkeit von 538,081 Tonnen an; die ihnen ausgezahlten Frachtbeträge beliefen sich auf 4,110,050 Dollars. Im Jahre vorher waren etwa 60,000 Tonnen mehr angekommen, aber trotz der Verminderung blieb der Markt überfüllt, weil die auswärtigen Verschiffer nach einem sehr fehlerhaften System arbeiten, indem sie ihre überschüssigen Waaren in Californien um jeden Preis loszuschlagen trachten. Ein wilder Betrieb des Einfuhrgeschäfts ist für jenen Markt, der sich aus so weit entlegenen Quellen versorgt, gleichsam zur Regel geworden; er paßt aber um so weniger, weil, wie schon bemerkt wurde, Californien seine eigene Gewerbsamkeit steigert und dafür alle günstigen Bedingungen hat.

Die Ausfuhr, Gold abgerechnet, stellte sich auf $8^1/_2$ Millionen Dollars und beinahe die Hälfte davon bestand in californischen Landeserzeugnissen. Das ist eine Vermehrung von 125 und 132 Procent gegen die Vorjahre. Die Ausfuhr von Wolle, welche 1854 erst 175,000 Pfund betrug, war 1860 auf 3,055,525 Pfund gestiegen und außerdem hatten die inländischen Fabriken 266,000 Pfund verarbeitet Die Weizenernte stellte sich auf 6,650,000 Buschels, von welchen etwa 2 Millionen zur Ausfuhr gelangten. Californisches Getreide wird jetzt regelmäßig noch nach England, Australien und selbst nach den atlantischen Staaten verschifft, und mit der steigenden Arbeitskraft kann man sehr leicht das Drei- und Vierfache zur Ausfuhr liefern. Nachdem das Land dahin gekommen war, sich selbst zu versorgen, konnte es rasch zur Ausfuhr übergehen. Das ist auch für die Schifffahrt von Wichtigkeit. Früher mußten die fremden Schiffe, nachdem sie ihre Waaren gelöscht hatten, in Ballast versegeln, jetzt werden alle frei gewordenen Schiffsräume rasch für Getreide gewonnen. Die Aufgabe, das Getreide lohnend ausführen zu können, wird erfüllt, die Güte und Haltbarkeit der Waare ist erprobt und die Aufträge laufen in solcher Menge ein, daß dieselben seither kaum zur Hälfte ausgeführt werden konnten. Nun ist San Francisco noch mehr wie früher ein Sammelplatz unbeschäftigter Fahrzeuge aus allen Gegenden der Südsee geworden; sie kommen in Menge, sobald der Ernteertrag anfängt, aus dem Innern an die Küste zu kommen.

Das Alles wirkt nicht nur belebend auf den Hafenverkehr, sondern auch auf die Wechseloperationen. Unablässig zieht edles Metall, insbesondere Silber, nach Asien ab, in Folge der starken Ausfuhrbilanz zu Gunsten China's. Das ist ein hervorstechendes Merkmal im heutigen Welthandel. Die Controle darüber wurde seither von London ausgeübt. Nun aber hat San Francisco angefangen, in dieser Beziehung eine Rolle zu spielen. Es liegt den mexikanischen Häfen, aus welchen das Silber

zur Verschiffung kommt, nahe und bildet einen geeigneten Vermittelungspunkt zwischen den nur eintausend deutsche Meilen entfernten Endpunkten der großen commerziellen Bewegung, nämlich der Westküste Amerika's und der Ostküste Asiens. Mexico ist als die Wiege, China als die Gruft des Silbers zu betrachten. In Ostasien, Indien mit eingerechnet, das für sein Opium auch Silber erhält, verschwindet die Hälfte der Silberproduction Amerika's wie spurlos. Dafür zeugen schon die Extreme des englischen Courses, der zwischen 43 und 58 D. auf 40 Tage Segelentfernung eine Differenz von 30 Procent bildet, während die Hälfte genügend ist, die wirklichen Kosten und das Zinsverhältniß der direkten Ueberschiffung in westlicher Richtung zu decken. Bisher ist die Verbindung mit Ostasien durch raschsegelnde Klipper unterhalten worden, man geht aber ernstlich mit dem Plane um, eine regelmäßige Dampfschifffahrt herzustellen.

Gold, ein Stapelerzeugniß des Landes, wird fortwährend in großer Menge gewonnen. Zur Verschiffung kamen im Jahre 1860 für 42,303,346 Dollars, 1859 für 47,640,255 Dollars. Aber die Production war 1860 nicht etwa viel geringer, weil mehr im Lande selbst blieb. Silberwerke werden in einer größern Zahl in Angriff genommen. Dahin gehören die Coso-Gruben in Tulare County. Einige ergaben von 1100 bis 2300 Dollars Werth pro Tonne Erz, andere von 400 bis 2000 Dollars. Die Erze der Galena-Ader haben auf 15 Fuß Tiefe 800 Dollars und auf 40 Fuß Tiefe 2000 Dollars Gehalt geliefert. Zwei andere Adern versprechen gleichfalls gute Ergebnisse. Auch im Tejon Cañon und in der San Emedio-Schlucht sind Erze in mächtigen Adern aufgefunden worden. Die Prüfung ergab 600 Dollars Silber auf die Tonne Erz. Die Silberentdeckungen erstrecken sich von Mendocino nach San Diego. In Nevada, Amador, Napa, Santa Clara, fast in jedem County des Staates ist Silber nachgewiesen worden. Auf Kupfer wird in Crescent City gearbeitet; auch in Amador, Klamath, Napa und Sonoma kommt dieses Metall vor. Der Reichthum an Zinnober unterliegt jetzt keinem Zweifel mehr. Er findet sich nicht nur in der Gebirgsreihe, wo die Neu-Almaden-Quecksilbergrube liegt, sondern auch im Rücken der Küstenkette, wo rechts und links von Neu-Idria dieselbe Ader auftaucht, sodann auf Zwischenzügen durch Santa Clara County; in Klamath, Sonora, Eldorado, Calaveras und Mariposa, im Napathale bei den Geysern. Vom Helenaberge im Napathale wird auch Quecksilber zu Markte gebracht, von welchem überhaupt 9348 Fläschen zur Ausfuhr kamen, zumeist, so lange eines Prozesses wegen die Gruben von Neu-Almaden geschlossen waren, aus jenen von Neu-Idria, Guadalupe und Enriqueta. Neu-Almaden ist nun auch wieder im Betriebe. Californien kann den Quecksilberbedarf aller Erdtheile, Europa ausgenommen, reichlich decken. Es führte von 1854 bis 1859 nicht weniger als 126,661 Flaschen von dieser Waare aus.

Jedenfalls ist für Californien ein materielles Gedeihen gesichert, und die Ergebnisse, welche man in einem so kurzen Zeitraum erreicht hat, machen der Betriebsamkeit und der Ausdauer seiner Bewohner alle Ehre.

Dr. Hayes und das offene Polarmeer.

Am 7. Juli 1860 fuhr Dr. Hayes, welcher Kane's zweite Expedition nach dem Polarmeere (1853 bis 1855) mitgemacht hatte, aus den Vereinigten Staaten nach dem hohen Norden ab. Er wollte wo möglich zwei wichtige Probleme lösen, nämlich das Vorhandensein eines offenen Polarmeeres nachweisen und den Nordpol erreichen.

Am 9. August verließ er mit seinem kleinen Skuner „United States" Upernavik in Grönland, und war am 27. September im Winterhafen (Winter-Harbour), wo Kane überwintert hatte. Derselbe liegt, unter 78° Nördl. Breite, etwa vier Wegstunden vom Kap Alexander, welches den am weitesten nach Westen hin vorspringenden Punkt der ganzen grönländischen Westküste bildet, an der Ostküste der Smiths-Straße. Den nördlichsten Punkt, welchen einer von Kane's Begleitern, Morton, erreichte, bildet Kap Constitution, etwa unter 81° 22' N. Br.

Hayes litt im Winterhafen keinen Mangel an frischen Lebensmitteln; etwa dreihundert Rennthiere wurden an Bord gebracht, und manche andere am Lande getödtet und verzehrt; auch erlegte man zwanzig Polarhasen und sechszig blaue Füchse. Der Astronom Sonntag starb, während er mit dem aus Kane's Reisen wohlbekannten Grönländer Hans einen Ausflug machte. Hans war Morton's Begleiter. Dr. Hayes unternahm am 4. April 1861 eine Schlittenfahrt, welche bis zum 28. Mai dauerte. Er kam bis 82½° nördl. Breite; so behauptet wenigstens die kurze Notiz, welche uns bis jetzt über Hayes' Unternehmen vorliegt.*) Das offene Polarmeer, welches er suchte, und dessen Dasein er als gewiß angenommen hatte, fand er natürlich nicht, sondern nur offene Wasserstellen, dergleichen überall in den hochnordischen Meeren vorkommen. Am 15. Juli brachte er sein Schiff aus dem Winterhafen, war am 31. August wieder in Upernavik und Mitte Oktobers in New-York.

Wir wollen an die Umstände erinnern, welche zu der Annahme veranlaßten, daß ein offenes Polarmeer vorhanden sei. Sie ist von Manchen, auch von dem Schreiber dieser Zeilen, gleich anfangs bestritten worden.

Morton hatte Kane's Schiff, die Advance, welche unter 78° 37' N. Br., 70° 40' W. L. im Eise lag (und noch liegt), am 4. Juni 1854 verlassen, war mit jenem Hans in einem Hundeschlitten nach Norden hin gefahren, und hatte am 21. Juni das Kap Andrew Jackson, 80° 17' N. erreicht; auf der gegenüberliegenden Seite lag ein anderes Vorgebirge, das er Kap John Barrow nannte, in etwa 80° 17' N. Br., 69° 58' W. L. Bis dorthin reichte die feste Eismasse in der Smith-Straße; weiter nach Norden hin wurde das Eis weich und morsch. Den Meerestheil, welcher sich nördlich von dieser Eismasse in der Smiths-Straße ausdehnte, bezeichnete Kane als den Kennedy-Kanal. Da, wo er beginnt, mußte Morton das Meereis verlassen, und mit seinem Schlitten auf dem festen Lande weiter fahren. Gegen Norden hin erblickte er nach einiger Zeit offenes Wasser. Anfangs glaubte er an eine Täuschung, als er dann aber viele Seevögel von solchen Arten erblickte, die nur in offenem Wasser leben, glaubte er nicht mehr an dem offenen Polarocean zweifeln zu dürfen. Das Eis bildete ein großes Hufeisen von einer Küste der Straße bis zur andern. Der Wind, welcher drei Tage hinter einander aus Norden wehete, trieb keine einzige Eisscholle herbei, obwohl auch die Strömung von Norden her kam. Am 23. Juni erreichte Morton das Kap Constitution, 81° 22' N., 66° W.; weiter kam er nicht. Diese nördliche Ostküste des Smith-Sunder, respective Kennedy-Kanales, bezeichnete Kane als Washington-Land. Morton bestieg am Kap Constitution einen etwa 480 Fuß hohen Punkt, und gewahrte von dort aus auf der gegenüber liegenden Seite (also im Grinnell-Lande) des Kennedy-Kanales, in der Richtung nach Nordnordwest, einen abgestumpften Kegelberg. Er schätzte die Höhe desselben auf

*) Wir finden eben, in New-York Herald, vom 15. Oktober noch eine Notiz über Hayes. Dieser zufolge überwinterte er im Port Foulke, machte von dort aus Schlittenfahrten und kam nach Norden hin nur bis 81° 5' Nördl. Breite am 18. Mai dieses Jahres. Außer Herrn Sonntag starb auch der Schiffszimmermann Gibson Garuthers.

mehr als 2500 Fuß und nannte ihn Mount Edward Parry; er verlegt ihn unter 82° 30′ N.

Dieser Berg war bisher der nördlichste Punkt auf Erden, welchen weiße Menschen gesehen hatten, wenn nicht etwa anderswo irgend ein alter Walfischfahrer bei Spitzbergen eben so hoch hinaufgefahren ist. Jetzt wäre nun, der oben erwähnten kurzen Mittheilung zufolge, Dr. Hayes dem Pole zu eben so nahe gekommen. Sein Reisebericht wird darüber Näheres melden.

Die Bergkette, zu welcher der Parry-Berg gehört, nannte Kane Viktoria- und Albert-Kette; sie war höher als jene auf der grönländischen Seite. Morton sah vor sich nach keiner Richtung hin Eis, und Kane glaubte daraus folgern zu dürfen, daß der Ocean vom achtzigsten Grade bis zum Pol hin frei von Eis sei. Morton habe am Kap Constitution ein offenes Wasser gefunden, in welchem eine ganze Flotte von Fregatten segeln könnte, und dieser Kennedy-Kanal habe sich zu einer freien, unabsehbaren Meeresfläche erweitert. In jener eisfreien Region war ein munteres Thierleben, namentlich sah man Ringel- und Eidergänse in großer Menge. Namentlich die erstere (Anas berniela) kommt selten in's Binnenland und hält sich nur in offenem Wasser auf. Morton sah, daß sie in großen Zügen nach Norden und Osten hin zog, und folgerte daraus, daß nach jenen Richtungen hin kein Eis liege. Die Seeschwalbe (Sterna aretica), ein Vogel, welcher gleichfalls offenes Wasser verlangt, brütete am Kap Constitution. „Das Rauschen der Wellen schlug wie Musik an mein Ohr und tief unter mir brandete die offene See."

Daß er offenes Wasser gesehen hat, unterliegt keinem Zweifel, aber ob es zu einem eisfreien Polarbecken führte oder, was viel wahrscheinlicher, nur auf einen Theil jener Polarregion beschränkt ist, das war nicht nachzuweisen, und gehört in das Gebiet der Vermuthungen. Das offene Wasser des Kennedy-Kanales erschien mitten in der starren Eiswüste als eine mysteriöse Flüssigkeit. So viel ist sicher, daß Hayes das offene Polarmeer nicht gefunden hat, sondern „nur eisfreie Stellen, welche an der grönländischen Küste keineswegs ungewöhnlich sind."

Es möge daran erinnert werden, daß schon der holländische Seefahrer Heinrich Barentz 1596 nördlich von Nowaja Semlja freies Wasser fand. Seit Jahrhunderten spricht man von dem offenen Polarmeer und sucht, stets vergeblich, nach einem solchen. Scoresby glaubte an das Vorhandensein desselben; Wrangell wollte nördlich von Sibirien einen ausgedehnten, unendlichen Ocean gesehen haben, der aber, wie wir längst wissen, nicht vorhanden ist. Das Eismeer täuscht und ist in jedem Jahre anders. Genau da, wo einst Kapitän Parry im Wellington-Sunde freies Wasser fand, fror später Belcher mit seinen Schiffen ein. Inglefield wollte im Smith-Sund ein offenes Polarmeer gefunden haben, und genau an jener Stelle traf Kane auf eine undurchdringliche Eisschranke, und konnte mit seinem Schiff Advance nicht weiter. Der Schreiber dieser Zeilen äußerte vor länger als vier Jahren, als Kane's Bericht erschien, Folgendes:

„Den Kennedy-Kanal und das Meer nördlich und östlich vom Kap Constitution fand Morton gewiß frei vom Eise während und so lange er dort war. Aber nichts bürgt dafür, daß dieselbe Meeresstrecke zu anderen Zeiten ganz mit Eis angefüllt sei. Wenigstens spricht alle Analogie für das letztere, und wir unsererseits können uns nicht entschließen, an das Vorhandensein von Kane's oder vielmehr Morton's offenem Polarmeere zu glauben, bevor dasselbe bündig erwiesen und wiederholt befahren worden ist. Bis dahin steht weiter nichts fest, als daß Morton im Juni 1854 offenes Wasser im Norden des 80. Breitengrades gesehen hat."

Kane suchte seine Annahme in etwas seltsamer Weise zu begründen. Noch in historischen Zeiten sei das Klima in jenen Regionen weniger streng gewesen, als gegenwärtig; auch habe eine beträchtliche Erhebung der Küsten stattgefunden. Abgesehen von dem deutlich nachweisbaren alten Meeresufer, den verschiedenen Terrassen und anderen geologischen Anzeichen, erkenne man die Erhebung der Küste auch daran, daß die Steinhütten der Eingeborenen jetzt nicht selten an Stellen lägen, wo sie rings vom Eis umschlossen seien. Vielleicht dürfe man annehmen, daß der Golfstrom, den man vom Westen her bis zur Küste von Nowaja Semlja nachweisen könne, durch das letztere gleichsam abgebogen, und nach dem Meeresraum am Pol hingedrängt worden sei. — Diese letztere Vermuthung ist die schwächste; denn wie sollte der Golfstrom, nachdem er auf weiten Strecken durch das Eis des Polarmeeres geflossen, noch Wärme genug haben, in seinem verendenden Ausläufer und bei jedenfalls niedriger Wassertemperatur einen ganzen Polarocean frei von Eis zu halten, in einer Region, wo die mittlere Jahrestemperatur weit unter Null steht; wie könnte er in der Eiswüste eine immerwährende Oase nie gefrierenden Wassers schaffen?

Dove, ohne Frage die größte Autorität, hat nachgewiesen, daß die mittlere Jahrestemperatur am Pole 30° unter dem Gefrierpunkte betragen müsse, jene des kältesten Monats 58. 6°, und daß jene des wärmsten Monats noch einen Grad unter dem Gefrierpunkte stehe. Mit Recht konnte Admiral Beechey, der auf die von Parry mitgetheilten Temperaturtabellen von der Melville-Insel hinwies, fragen: „Wer kann solche entsetzlichen Mitteltemperaturen lesen und noch glauben, daß dabei das Meer schiffbar bleibe, außer in dem sehr beschränkten Raume zwischen zerbrochenen Eisflarden, und auch dann immer nur während einer sehr kurzen Zeit?"

Aus den Berichten aller Seefahrer, welche die hochnordischen Gewässer besucht haben, wissen wir, daß in jenem Oceane an vielen Stellen sich zeitweilig größere oder kleinere Becken offenen Wassers bilden, aber diese sind nicht andauernd, und werden zu anderen Zeiten wieder vom Eise ausgefüllt. Man kann sich gar nicht auf sie verlassen. Und deshalb mußten und müssen auch für alle Zeiten die Versuche, den Nordpol zu erreichen, fehlschlagen. Eine zusammenhängende feste Eisdecke, auf welcher man von Süden her mit Hunde- oder Rennthierschlitten beliebig weiter fahren könnte, ist nicht vorhanden. Schiffe können nicht einen Ocean befahren, der eine unablässige und durchaus unberechenbare Reihenfolge von festem Eis, Packeis, Treibeis, Eisbergen, Eisfeldern, Scholleneis und offenem Wasser darbietet, und wo ein fester Cours gar nicht inne gehalten werden kann.

So wird denn wohl der Nordpol wie der Südpol für uns mit ewiger Nacht bedeckt bleiben. Dr. Hayes, der mit so großer Zuversicht seine Expedition unternahm, hat weder das offene Polarmeer gefunden, noch den Pol erreicht, wohin beinahe ein halbes Jahrhundert vor ihm Edward Parry zu gelangen hoffte. Der Pol ist noch unzugängiger, wie seither die Nilquellen. Ueber diese werden wir in's Klare kommen, über den Nordpol schwerlich.

Thee und Theehandel in Rußland.

Im mittlern und westlichen Europa ist ziemlich allgemein die Meinung verbreitet, daß man in Rußland vorzugsweise nur ausgezeichnet gute Theesorten trinke. Man bezieht deshalb von dort den theuren „Karawanen-Thee", zahlt die Eingangsabgabe und hält sich überzeugt, daß man nun treffliche Waare habe. Manchmal ist das auch richtig, eben so oft aber auch nicht. Der Gegenstand selbst wurde durch einen sachkundigen Mann in Rußland erläutert, dessen Berichte das Ministerium des Innern veröffentlicht hat.

Der Thee kommt aus seiner Erzeugungsgegend, hauptsächlich

den mittleren Provinzen China's auf dem Kaiserkanale nach Norden und dann vermittelst der Kameel-Karawanen durch die Mongolei an die sibirische Gränze, also seither nach Kiachta. Die Kisten sind 63 bis 67, oder 87 bis 93 Pfund schwer; im ersten Falle heißen sie Quadratkisten, in letzterm halbe Kisten (Kwadratnyje und Polutornije). Aber der Blumenthee feinerer Sorten wird in kleine Kisten verpackt, und von diesen gehen 32 auf eine Kiste.

Der Käufer in Kiachta nimmt vor dem Abschlusse des Handels eine Probe vermittelst einer kleinen Schaufel, nachdem er ein Loch in die Kiste gebrochen. Diese wird, wenn ihm die Waare gefiel, in feuchte Kuhfelle genäht, und so geht sie nach den russischen Märkten Europa's. Hier wird der Thee aus den Originalkisten genommen und in Bündchen von verschiedenem Gewicht umgepackt, wenn er für den Verbrauch in Rußland bestimmt ist. Der russische Wiederverkäufer geht schlecht mit der Waare um, weil er sie im Kramladen neben Zucker, Kaffee und dergleichen mehr, aufstellt; dadurch verliert der Thee bald sehr viel von seinem feinen Geruche.

Der Thee, welcher aus Schang-haï und Canton nach Europa kommt, leidet durch die Seeluft und das Lagern im Schiffsraume; nachher geht man dann oft eben so barbarisch mit ihm um, wie in Rußland. In England, Deutschland und Frankreich steht er in den Verkaufsläden nicht selten mitten zwischen Kaffee, Liqueuren und dergleichen mehr; in Paris stellt man ihn sogar in offenen Schaalen aus, und dadurch verliert er natürlich allen feinern Duft. In den chinesischen Theehäfen ist dieser so stark, daß die Matrosen beim Einladen einen leichten Rausch bekommen.

Die „Thee-Barbaren" in Europa, auch in Rußland, gießen kochendes Wasser auf den Thee und stellen diesen auf die Feuerpfanne des Ssamovar; sie lassen ihn gleichsam schmoren und auslangen und dabei geht der seine Duft verloren. Ein Chinese würde Thee, welcher eine Viertelstunde auf der Maschine, und gar in einer Kanne gestanden hat, durchaus verschmähen.

Der ächte Sohn des großen Blumenreiches der Mitte befolgt bei der Bereitung des Thees fünf Regeln. Er nimmt erstens, wenn irgend möglich, frisches Berg- oder Quellwasser, und in Ermangelung desselben lieber Fluß- als Brunnenwasser. Zweitens nimmt er zum Kochen desselben einen irdenen Topf und gießt dasselbe auf den Thee, welcher sich in einer Porzellankanne befindet, oder noch besser in einer Tasse, welche in der Mitte mit einen Deckel zugedeckt werden kann. In der Nähe von rohem Fleische, Fisch, Oel oder Talg verliert der Thee seinen reinen Geruch und bekommt einen unangenehmen Beigeschmack. Drittens: der Chinese mischt nie verschiedene Sorten durcheinander. Viertens: er gießt lieber abgekochtes als völlig siedendes Wasser auf. Fünftens wird vor dem eigentlichen Aufgusse der Thee mit warmem Wasser abgespült, damit er allen Staub verliere.

Bevor Rußland von der chinesischen Regierung die Abschaffung der früheren Handelsbeschränkungen erwirkt hatte, kam der Tschai baichowy, der Karawanenthee besserer Sorte, nur über Kiachta, und in kleinen Quantitäten auch über Semipalatinsk, nach Europa. Von Kiachta ging er zunächst nach Irkutsk und von dort zumeist nach der Messe von Nischni Nowgorod. Die bisherige Gestalt nahm der Theehandel erst 1792 an, und seitdem ist die Theeeinfuhr fortwährend angewachsen. Damals betrug sie nur 6851 Pud (zu 40 Pfund); dann verbreitete sich der Theeverbrauch immer mehr, und 1820 kamen schon 101,000 Pud nach Rußland, 1847 schon 226,410 Pud; jetzt wohl weit über 250,000. Das gilt von dem Tschai baichowy, den feinen Sorten.

Aber auch die geringeren sind von Wichtigkeit. Von sibirischen Nomaden und von den Russen im Lande jenseit des Baïkal-See's, sodann westlich von demselben auch bei Kalmücken und Tataren, wird der Ziegel- oder Backstein-Thee, verbraucht. Dieser Kirpitschni tschaï geht seit 1830 zollfrei ein, und die Einfuhr stieg 1847 auf mehr als 130,000 Pud allein über Kiachta. Der gemeine Mann in Rußland kennt ihn nicht; er geht aber in großer Menge nach Nischni Nowgorod und von da, wohlgemerkt, an die Theehändler in Moskau und St. Petersburg. Wir werden sehen, wozu diese biederen Männer ihn verwenden.

In Irkutsk kostet ein Pfund Karawanenthee von der geringsten Sorte 1 Rubel 70 Kopeken Silber, in Petersburg gilt die angebliche gleiche Sorte 1 Rubel 50 Kopeken!

Man weiß aus Erfahrung, daß der allergewöhnlichste Thee, welcher in Irkutsk gekauft und in einer wohlverwahrten Kiste nach Petersburg geschickt wurde, von besserer Beschaffenheit ist, als die Petersburger Sorten zu zwei Rubel. Wenn man die Petersburger Theehändler fragt, woher sie ihre geringeren Sorten beziehen, dann sagen sie: aus Semipalatinsk. Aber von dort muß der Thee einen Weg von fünfthalbhundert deutschen Meilen bis zur Newa machen, Zoll bezahlen, Transport, Lagergeld ꝛc. tragen und kann also, wenn Alles mit rechten Dingen zugeht, in Petersburg nicht zu 1 Rubel 40 Kopeken verkauft werden, was doch oft geschieht. Auch kommt überhaupt, wie die Zollregister ausweisen, im Ganzen nicht so viel Karawanenthee nach Semipalatinsk, als nur allein die beiden Städte Moskau und Petersburg verbrauchen.

Die Sibirier, welche in den genannten Hauptstädten leben, ließen es sich angelegen sein, das „Geheimniß" aufzuklären. Woher kamen die ordinären Sorten und der billige Preis? Die Leute sahen genau zu, fanden in dem Thee ungewöhnliche Blätter, Spitzen und Stengel; der Aufguß war röthlich und trübe. Die Regierung wurde aufmerksam gemacht, ließ Untersuchungen vornehmen und dadurch wurde ermittelt, daß der Thee allerlei Verfälschungen erfuhr. In Petersburg mischt man ihn mit den Blättern des Weiderichs (Epilobium), in Nischni Nowgorod und Kasan mit Schartenkraut (Serratula). Diese Beimischungen sind der Gesundheit nachtheilig und die Verfälscher wurden deshalb gerichtlich verfolgt. Die stets anwachsende Einfuhr von Ziegelthee erregte Aufmerksamkeit; davon kamen 130,000 Pud nach Rußland, wo in Europa, außer den Tataren in Kasan, niemand ihn trinkt. Für wenigstens 65,000 Pud waren keine Verbraucher nachzuweisen. Es ist bekannt, daß der Baichowy tschai, der Karawanenthee aller Sorten, nur aus den frischen Blättern der Theestaude bereitet wird. Je jünger das Blatt, um so besser der Thee; von Stengeln und Stielen kann in dergleichen Sorten keine Rede sein. Dagegen wird der Backsteinthee aus reifen, vollkommen ausgebildeten Blättern bereitet, vielleicht auch mit aus solchen einer andern Staude. Man pflückt die Blätter mit Zweigen und Stengeln ab und preßt sie in hölzernen Formen zusammen wie Backsteine; daher der Name. Wenn man im Karawanenthee auch nur ein Stengelchen oder ein Bruchstück von einem Zweige findet; wenn unter den kleinen Blättern auch nur ein einziges langes, röthliches, die normale Größe übersteigendes Blatt vorkommt, dann ist sicherlich der Thee gemischt, hat eine Verfälschung erfahren.

Die Sibirier sind gründliche Theekenner und unterscheiden alle Sorten gleich am Geschmack des rohen Blattes, ohne sich zu irren. In Irkutsk zum Beispiel geht jede Hausfrau in die Läden, probirt den Thee, indem sie einige Blätter in den Mund nimmt, und weiß dann die Qualität genau anzugeben. Im europäischen Rußland wird eine solche Probe nicht vorgenommen; man nimmt den Thee aus den Kisten, macht Päckchen von verschiedenem Gewicht daraus und bietet diese feil.

Die sibirischen Kaufleute untersuchten den Petersburger Thee genau. Sie nahmen ein Pfund zum Preise von 1 Rubel 50 Kopeken, schütteten ihn in eine Theekanne, übergossen ihn anfangs mit heißem, aber nicht kochendem, Wasser. Der Geruch war dumpfig, wie von abgestandenen Theeblättern. Man ließ dieses erste Wasser ablaufen und begoß ihn mit noch heißerem; nun verwandelte sich der Geruch in jenen des Backsteinthees. Zuletzt nahm man siedendes Wasser und dann stellte sich der eigentliche Theegeruch ein. Durch dieses Verfahren überzeugten sich die Sibiriaken,

daß in der von ihnen geprüften Petersburger Mixtur nur ein Drittel aus reinem Thee, der Rest aber aus abgekochten Theeblättern und Backsteinthee bestand. So war nun auch das Räthsel gelöst, wo die oben erwähnten 65,000 Pud Kirpitschni tschai bleiben.

Der Theefälscher kauft die ordinäre Sorte reinen Thees zu 1 Rubel 50 Kopeken; das Drittelpfund kostet ihn 50 Kopeken; ein Drittelpfund Ziegelthee 16 Kopeken, die getrockneten Theeblätter hat er für höchstens 4 Kopeken; das Pfund, welches er als Thee verkauft, kommt ihm also auf höchstens 70 Kopeken zu stehen und er läßt sich dasselbe mit anderthalb Rubel bezahlen. Die Vermischung mit Ziegelthee ist übrigens ganz unschädlich.

„Wer in Petersburg Thee zu 1 Rubel 50 Kopeken verlangt wofür der Kaufmann schon in Kiachta eben so viel oder noch mehr bezahlen muß, betrügt sich selbst"

Mit dem Thee sollte man stets sehr sorgsam umgehen. Einst wurde von Moskau nach Petersburg eine Kiste mit der allerbesten und theuersten Sorte abgefertigt. Man hatte sie ungemein sorgfältig verschlossen und dann in Leder verpackt. Durch ein Versehen kam sie nicht sogleich an ihre Bestimmung, sondern blieb ein Jahr lang bei einem Pelzwaarenverkäufer stehen. Als man sie dann öffnete, war aller feine Geruch völlig verschwunden und der Thee war ganz ordinär.

Ein Schiffbruch an der Westküste von Australien.

Daß diese Westküste zu den unwirthlichsten Gegenden der Erde gehört, ist eine Thatsache, für welche wir jüngst wieder einen Beleg erhalten haben. Das Schiff Marie Gabriele aus Nantes kam am 12. Februar dieses Jahres jenem Gestade zwischen dem 22. und 23. Grade südlicher Breite nahe, also etwa da, wo das Eendragtsland und de Wittsland zusammenstoßen. Es scheiterte früh Morgens etwa 12 Seemeilen von der Cloatesspitze auf einer elf Fuß unter Wasser liegenden Korallenbank. Die Mannschaft rettete sich in der Schaluppe und zwei kleineren Booten durch die sehr gefährlichen Riffe an's Land, welches sie gegen 10 Uhr erreichten; den Strand bildeten weiße Sanddünen. Mittags unternahm der Kapitän mit einigen Begleitern einen Streifzug nach dem Innern hin. Er fand kein Wasser, die ganze Gegend trostlos öde, überall nur Sandhügel und hin und wieder einige durchaus kahle Bäume. In dieser Wüstenei konnten die Schiffbrüchigen nicht bleiben, sie mußten fort. Anfangs erwogen sie, ob eine Wanderung nach Süden hin bis zu den englischen Niederlassungen am Schwanflusse möglich sei; aber der Umstand, daß auch nach jener Richtung hin das Gestade überall eben so öde ist, war entscheidend. Also mußten sie sich zu einer gefährlichen Seereise entschließen; sie wollten das mehr als anderthalbhundert deutsche Meilen entfernt liegende Java zu erreichen suchen. Ein Theil der Mannschaft barg Alles, was vom Wrack her durch die Brandung an's Land gespült wurde, namentlich Fässer mit Mehl, Wein, Branntwein, Essig und andere Sachen, die Uebrigen gingen mit dem Kapitän bis an die Cloatesspitze, wo sie einen Eingeborenen antrafen, der bald fortlief. Man folgte ihm und sah hinter den Sanddünen mehrere Gruppen schwarzer Menschen. Jener Mann kam bald nachher an den Strand, machte allerlei Zeichen und wies auf einen schwachen Rauch, der hinter einigen Bäumen emporwirbelte. Zwei Matrosen unternahmen das Wagstück, mit ihm dorthin zu gehen. Etwa fünfzig Männer saßen oder lagen um ein kleines Feuer herum. Sie waren durchaus unbekleidet und hatten nicht einmal Hals- oder Armringe, die man bei jenen Wilden, welche mit Europäern in Berührung kamen, zu finden pflegt. Das Haar hatten sie mit röthlichem Oker beschmiert. Von Frauen, Hausthieren und Hütten war nichts zu sehen Jener Eingeborene, welchen die Schiffbrüchigen zuerst sahen, nahm nichts zu essen oder zu trinken an, warf aber gierige Blicke auf die Messer. Als man ihm ein ganz neues zeigte, wollte er sich überzeugen, ob es auch durchsichtig sei. Der Kapitän wollte ermitteln, ob er etwa schon mit Europäern, insbesondere mit Missionaren in Berührung gekommen sei und zeigte ihm ein Crucifix, das aber weiter keinen Eindruck auf ihn machte. Der Mann war hoch aber schwach gewachsen, unsauber im höchsten Grad und hatte die fleischigen Körpertheile tättowirt. Als die Mannschaft der Küste entlang fuhr, folgten ihr die Eingeborenen am Strande. Am 14. Februar fand sie mit der Schaluppe einen Weg durch die Riffe, war nun in diesem kleinen Fahrzeuge auf dem freien Ocean und schiffte westnordwestlicher Richtung nach Java zu. Am 22. Febr. traf sie unter 13° 23′ südl. Breite 108° 17′ westl. Länge von Paris, ein Holländerschiff, das von Java nach Europa fuhr; die Louise, Kapitän Buys von Amsterdam. Sie wurde an Bord genommen und kam wohlbehalten in die Heimath.

Geisterklopferei in den Vereinigten Staaten.

Der vierte Jahresbericht der Spiritualisten ist im Buchhandel erschienen. Verleger ist U. Clark in Auburn, N. Y. Das Dokument enthält verschiedene statistische Angaben, welche die Zahl der Anhänger des Spiritualismus in den Ver. Staaten und die Literatur dieser Verirrung des Geistes als im raschen Wachsen begriffen erscheinen lassen. Ihnen zufolge zählt der Spiritualismus 1,537,000 Anhänger in den Ver. Staaten und 63,000 in den beiden canadischen Provinzen, Cuba und Südamerika, also 1,600,000 in ganz Amerika. Im Staate New-York hausen 420,000, in Ohio 200,000, in Illinois 100,000, in Massachusetts 150,000, in Michigan und Wisconsin 160,000, in Maine 50,000, in Missouri 32,000 und in Pennsilvanien 40,000 Spiritualisten. Die südlichen Staaten stellen kein so zahlreiches Contingent, wie die östlichen und westlichen Staaten. Südcarolina und Arkansas figuriren in dem Berichte mit 3000, Kansas, Nebraska, Oregon und Neumexiko, alle vier zusammen genommen mit 8000. In jedem Staate und jedem Territorium leben dem Berichte zufolge spiritualistische Gläubige. Florida, das unter allen Staaten am schwächsten vertreten ist, prangt mit 1000 Anhängern in den statistischen Tabellen. Im Laufe des verflossenen Jahres sollen nicht weniger als 160,000 Proselyten gewonnen worden sein. Der Verfasser dieser statistischen Zusammenstellung giebt durchaus keine Quellen an, aus denen er geschöpft hat, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß dieselben in seinen eigenen Conjecturen zu suchen sind, und daß er die Zahl seiner Mitgläubigen durch die Vergrößerungsbrille des sich selbst schmeichelnden Egoismus gemustert hat. — Denn es läßt sich kaum denken, daß über 1½ Millionen mit Vernunft begabter Wesen am Gängelbande einiger auserwählten Betrüger und Taschenspieler laufen.

Blättern wir weiter in dem Jahresberichte, so finden wir, daß es in jenem Lande 226 Mediums (oder Mittelspersonen zwischen der Erde und den geschiedenen Geistern) giebt, welche im Zustande der Verzückung mit den Geistern verkehren und Orakel ertheilen; ferner 303, welche die Gabe, Krankheiten zu heilen, besitzen, und andere Mediums. Wenn doch ein „Medium" die Nordamerikaner von ihrer Parteiwuth heilen könnte!

Eine türkische Aeußerung.

Folgende Bemerkungen, welche ein Pascha in Kleinasien gegen einen europäischen Reisenden äußerte, verdienen mitgetheilt zu werden. Seit dreißig oder vierzig Jahren, so sprach der Osmane, hat Europa uns gequält und gedrängt, damit wir Bart, Serwal (Pumphosen) und Turban ablegen möchten; nur dann würden wir civilisirte Leute sein. Sultan Mahmud vernichtete die Janitscharen und gab sich unendliche Mühe, sein Heer auf europäische Weise einzurichten. Aber was sahen wir? Als die Franzosen im Kriege gegen Rußland nach Konstantinopel kamen, erschienen sie als Zuaven mit grünen Turbanen, als Turcos mit weißen Turbanen, als Spahis mit rothem Burnus, als afrikanische Jäger mit weißem Burnus; die ganze Armee hatte weite Pumphosen (Scharwar serjüal) und an den Beinen Terliks, gerade wie unsere Arnauten sie tragen. Ei, da war mir's, als ob ich eine Armee aus den Zeiten des Sultans Bajasid sähe! Was sollen wir vom gesunden Menschenverstande der Europäer denken? Ihr tadelt unsere Tracht und dann nehmt ihr sie selber an. Wir wissen gar nicht mehr was uns geschieht; den Turban haben wir verloren und nun werden wir auch bald den Kopf verlieren. Ihr habt über unsere langen Bärte gespottet. Wir haben sie uns gestutzt und nun laßt ihr sie lang wachsen. Maschallah, Maschallah! Welche Regel sollen wir nun befolgen, wonach uns richten? Ihr habt mit unserer Regierung besondere Capitulationen, denen zufolge ihr über euere Landsleute Gericht halten dürft. Wenn wir aber einen fränkischen Verbrecher festnehmen und dem Consul überantworten, läßt der ihn entwischen und stellt wohl gar noch eine Klage auf Schadenersatz gegen unsere osmanische Behörde an. Beim englischen Consul habe ich ein merkwürdiges Bild gesehen; es stellt indische Rebellen dar, die an Kanonenläufe gebunden sind und englische Artilleristen legen die Lunte an das Zündkraut. Der Indier wurde von der Kanone weggeblasen. So etwas thun christliche Europäer und ihr findet das in der Ordnung. Was würdet ihr aber schreien, wie würdet ihr gegen türkische Barbarei wettern, wenn wir mohammedanischen Osmanen Andersgläubige vor Kanonenläufe bänden und durch Kugeln auseinander rissen? Antworte mir, christlicher Europäer! — Der Reisende schwieg.

Stand der Gesittung in Irland.

Jüngst machte ein Londoner Blatt die ganz richtige Bemerkung: nachdem England sechs Jahrhunderte lang im Besitze der Smaragd-Insel gewesen, habe es noch nicht einmal wagen dürfen, diese Insel, wie sie wirklich sei, dem Könige zu zeigen. Jetzt sei das anders. Irland, das als seinen größten Wohlthäter die Auswanderung, Kartoffelkrankheit und Hungersnoth zu preisen habe, werde nun rasch so werden wie England, wo freilich auch der zehnte Mensch ein Almosenempfänger ist. Freilich sei viel irischer Boden in die Hände von Engländern gekommen, aber der Bauer achte das Gesetz mehr als früher, sei der Trunkenheit weniger ergeben; man höre nicht gerade oft, daß ein Grundbesitzer oder dessen Verwalter bei Tische oder vor der Thür todtgeschossen werde. Man könne jetzt in Irland leben und wie ein vernünftiger Mann leben.

Die Times haben seit einiger Zeit einen wandernden Berichterstatter in Irland, welcher ein Bild von den wirthschaftlichen und sittlichen Zuständen der verschiedenen Provinzen entwirft. Rosenfarben sind sie freilich nicht, aber der Engländer ist doch leidlich zufrieden. In den nördlichen Theilen von Tipperary, Kings County und einigen anderen Bezirken, die noch vor wenigen Jahren wegen der Familienkämpfe und blutigen Parteiraufereien berüchtigt waren, geht es nun friedlich her. Durch Auswanderung und Hungersnoth ist die Zahl der Raufbolde vermindert worden, welche in dieser Gegend so viel Unfug trieben; die Zurückgebliebenen bessern sich und das alte heiße Blut macht sich nicht allzu oft in alter Weise Luft. In den Landstädtchen sieht man allerdings noch große Begräbnisse mit Branntweintrinken, einen Auflauf mit Prügelei und zerschlagene Köpfe. Bei Jahrmärkten schließt der Handelsmann wohl seine Bude zu, um sich gegen die Steine zu schützen, in deren Werfen die Tipperary Roughs eine große Kraft und Geschicklichkeit zeigen. Gelegentlich wird bei Nacht und Nebel ein Karren mit solchem Wurfgeschütz heimgesucht, und nach Einbruch der Dunkelheit schlägt sich die junge muntere Welt in den Straßen herum, daß es nur so kracht und klappt. Auf dem Lande zeigt man uns das und jenes Dorf, in welchem Herr N. N. erschossen wurde, oder eine Stelle, wo man vor etlichen Monaten einen Mann, der Abends heimging, mit einem Steine todschlug, „aber er wurde doch nicht ausgeplündert, man ließ ihm sein Geld". Auch wird manchmal auf Agenten der Gutsbesitzer gefeuert und so weiter. Ein englischer Ansiedler sagte uns trotz alledem, daß die Leute in Tipperary so harmlos als möglich seien, und daß sie ihm nie etwas zu Leide gethan haben. Dabei zeigt er mir freilich allemal seine geladene Doppelbüchse und seinen Revolver, welchen er stets zu seiner Vertheidigung bereit hält. Manchmal entsteht ein Gefecht aus religiösen Zänkereien und Mordthaten sind am hellen Tage verübt worden. Jüngst war auf den Gütern des Grafen Derby bei Doon ein Gefecht, an welchem sich viele Menschen betheiligten; die Veranlassung lag in den vielen Uebertritten zum Protestantismus.

So sieht also ein Land aus, in welchem es sich, wie die Times sagt, für vernünftige Leute recht wohl leben läßt. Der Berichterstatter meint, die oben angeführten Vorgänge seien Ausnahmefälle und der Bauer sei jetzt besser daran als in irgend einer frühern Zeit. Das wollen wir glauben. Denn kläglicher als ehemals konnte ein Mensch überhaupt nicht daran sein.

Kleine Nachrichten.

Friedrich Gerstäcker ist von seiner Reise nach Südamerika, welche er im Frühjahr 1860 antrat, in der Mitte des Oktobers 1861 glücklich und in voller Frische zurückgekommen. Er fuhr von Southampton nach Aspinwall, über die Isthmus-Eisenbahn nach Panama. Ein Hauptzweck seiner Reise ging dahin, die Republik Ecuador näher kennen zu lernen. Deshalb schiffte er zunächst nach dem Hafen Esmeralda's und dann an den Pailon. Unter großen Mühseligkeiten stieg er landein, durchwanderte die Provinz Imbabura und verweilte einige Zeit in Quito. In Guayaquil schiffte er sich nach Lima ein, und durchstreifte einige Theile von Pern, indem er über Cerro do Paseo und Huánaco nach der von Tyrolern gegründeten Kolonie am Flusse Pozozu vordrang, um die Zustände dieser Ansiedelung kennen zu lernen. Ueber Huancabamba kehrte er nach Lima zurück, um sich in Callao, dem Hafen dieser peruanischen Hauptstadt, nach Chile einzuschiffen. Nachdem er kurze Zeit in dem ihm schon von früher her bekannten Valparaiso sich aufgehalten, fuhr er nach Valdivia. Dieser südchilenische Platz sollte den Ausgangspunkt für eine Reise in das Land der Patagonier bilden. Es war, so bemerkte uns der Reisende, sein Lieblingswunsch, diese vielbesprochenen Indianer, insbesondere den mächtigen Stamm der Pehuenches, näher kennen zu lernen, einige Zeit unter ihnen zu verweilen und bei El Carmen, an der Mündung des Rio Negro, am atlantischen Meere, wieder zum Vorschein zu kommen. Er gelangte aber nur bis zu den Indianern am Ranco-

und am Mayhue-Binnensee; ein weiteres Vordringen nach Osten hin erlaubten der südliche Winter und die hochangeschwollenen Ströme nicht; Gerstäcker hat aber keineswegs auf einen Besuch Patagoniens verzichtet und hofft, gelegentlich einmal unter den Pehuenches leben zu können. Im chilenischen Hafen Constitucion ging er an Bord eines nach Montevideo bestimmten Schiffes, fuhr um das Kap Horn, und gelangte glücklich in die Mündung des La Platastromes. Nachdem er in Buenos Ayres, das er schon von früher kannte, einige alte Freunde besucht, wanderte er von Montevideo zu Lande durch Uruguay nach Südbrasilien bis Santa Catharina, und fuhr von Rio de Janeiro mit einem Dampfer nach Bordeaux. Ueber Ecuador und Südbrasilien kann Gerstäcker gewiß manche interessante Aufschlüsse geben. In Porto Alegre wird, wie wir von ihm erfahren, zu Anfang des Jahres 1862 eine deutsche Zeitung erscheinen. Gründer derselben sind die dortigen deutschen Kaufleute; die Leitung wird Herr Theodor Oelckers, einer der vormaligen Maigefangenen in Sachsen, übernehmen.

Friedrich Gerstäcker über die Tyroler am Pozozu in Peru. Herr Damian von Schütz aus Nassau hatte sich gegenüber der peruanischen Regierung verpflichtet, eine Anzahl deutscher Ansiedler in's Land zu bringen und schaffte auch einige Hunderte über das Weltmeer. Nachdem wir vor zehn Jahren ein so schlagendes Beispiel von der Gewissenlosigkeit der peruanischen Behörden gegenüber unseren Landsleuten erhalten hatten, ließ sich voraussehen, daß auch jetzt das Schicksal der Tyroler kein beneidenswerthes sein werde. Von Zeit zu Zeit verlauteten auch sehr ungünstige Berichte über ein Unternehmen, das auch unter den günstigsten Umständen als ein unbesonnenes hätte bezeichnet werden müssen. Denn man brachte die Leute in eine Wildniß, wo sie von allem Verkehr mit der übrigen Welt abgesperrt sind. Durch Gerstäcker erfahren wir nun vermittelst der Allgemeinen Zeitung Näheres und Zuverlässiges, denn er ging selbst an den Pozozu, um mit eigenen Augen zu sehen. Er fand den Fluß als einen reißenden Bergstrom voll großer Steine und bezeichnet ihn als einen jungen Niagara. Die hinüberführende Brücke bestand in einer starken — Rebe, welche nothdürftig mit Messingdraht geflickt war; „eine bitterböse und auch gefährliche Passage, welche nur noch mehr dazu dient, die Colonie zu isoliren. Auf der andern Seite, wo die Richtung gerade nach Cerro do Pasco liegt, ohne daß man nöthig hätte, den Pozuzu zu überschreiten, existirt gar kein für Pferde oder Maulthiere zu begehender Weg. Ich wollte aber auch diese Gegend kennen lernen und mußte später fünf Tage ununterbrochen durch die furchtbarste Wildniß klettern, brechen und steigen, welche eine tropische Vegetation aufzubringen im Stande ist. Die Deutschen am Pozozu leben nicht unähnlich einer freundlichen aber von der Welt abgeschnittenen Insel im Ocean. Das Klima ist warm, aber nicht ungesund, der Boden sehr fruchtbar. Die Tyroler ziehen Alles, was sie gebrauchen: Kaffee, Mais, Reis, Yuca, Bananen, Kartoffeln, Zuckerrohr, Taback. Durch die Freundlichkeit eines Landsmannes, des Herrn Renner aus Hamburg, hat jede Familie eine Kuh und ein paar Schweine bekommen; wilde Schweine und Geflügel sind in den Wäldern häufig. Die Leute leben in Bezug auf Speise und Trank im Ueberflusse, können aber nicht für einen Thaler Werthes von allem Ueberfluß verkaufen, denn sie haben keine Absatzwege; nicht einmal Kleider und Schuhe können sie anschaffen. Auch fehlt ein Arzt. Sie erklärten, daß Herr von Schütz sich ehrenwerth gegen sie benommen habe. Der ursprüngliche Plan der peruanischen Regierung war darauf hinausgegangen, die Ansiedelung dicht an die oberen Ufer des Amazonenstromes oder dessen schiffbare Zuflüsse zu verlegen, um dort mit ausländischen Kräften dem peruanischen Staate neue Handelsverbindungen zu eröffnen, überhaupt den Verkehr an der Ostseite der Cordilleren zu beleben. Die Regierung gab das versprochene Geld, aber dasselbe wurde von ihren Beamten veruntreut; der Weg von Cerro do Pasco nach dem Pozozu, wohin man, nach Aufgeben des ersten Planes, die Tyroler brachte, wurde nicht gebaut. Die Regierung hat dann Herrn von Schütz im Stich gelassen und er nährt sich in Lima vom Unterrichtgeben." Gerstäcker stellte dem Präsidenten von Peru die Sachlage vor; ob aber Abhülfe kommen wird, bleibt mehr als zweifelhaft, da in Peru Revolutionen an der Tagesordnung sind. Die Niederlassung am Pozuzu zählt 143 Personen. Wir wollen hier bemerken, daß bis auf den heutigen Tag alle solche Niederlassungen im tropischen Südamerika nicht haben gedeihen können, und so wird es auch ferner sein; das liegt einmal unabwendbar in den Verhältnissen selbst und läßt sich eben nicht ändern.

Adolf Schlagintweit's Tagebücher sind gerettet. Sir Roderich Murchison meldete der Londoner Times vom 4. November diese für jeden Freund der Wissenschaft höchst willkommene Nachricht. Lord William Hay, Civilcommissar in Kaschmir, hatte keine Mühe gespart, um über das Schicksal unseres unternehmenden deutschen Landsmannes und dessen Nachlaß Erkundigung einzuziehen, und es ist ihm auch gelungen, das Tagebuch des Reisenden zu erlangen. „Dasselbe," schreibt Lord W. Hay an seinen Bruder, Lord Gifford, „ist nun in meinen Händen, und enthält 135 eng geschriebene Seiten. Dazu bekam ich auch einen Schädel, der, wie man mir vertraulich mittheilte, jener Schlagintweit's ist. Die letzten Notizen hat S. am 11. August 1856, wenige Tage vor seinem Tode, eingetragen." Dieses Tagebuch wird an die Brüder des Verstorbenen, die Herren Robert und Hermann von Schlagintweit, geschickt, welche dasselbe bei der Bearbeitung ihres großen Werkes benutzen werden. Die drei Reisenden hatten bekanntlich das Karakorum- und das Kuenluen-Gebirge überschritten, und waren bis Eltschi, in der Nähe von Yarkand, gekommen. Dort trennte sich Adolf von seinen Gefährten, ging in westlicher Richtung nach Norden hin, um Kokand zu erreichen, wurde aber bei Kaschgar von einem mohammedanischen Räuber enthauptet.

Eine Expedition nach Spitzbergen war im Frühjahr unter der Leitung O. Torrel's nach dem hohen Norden abgegangen. Sie erreichte am 22. Mai Danes-Insel, und erforschte die nordöstlichen, nördlichen und westlichen Küsten von Spitzbergen. Nachdem sie eine beträchtliche Anzahl von Punkten astronomisch bestimmt, und meteorologische und magnetische Beobachtungen angestellt hatte, kehrte sie zurück, und war am 23. September wieder im norwegischen Hafen Tromsöe. Durch ihre Aufnahmen wird die Karte von Spitzbergen manche Berichtigung erfahren. Torrel hat auch werthvolle Sammlungen für Geologie, Botanik und Zoologie mitgebracht; lebende Weich- und Schaalenthiere wurden aus einer Meerestiefe von 1000 bis 1300 Faden zu Tage gefördert.

Livingstone hat, wie die neuesten Nachrichten aus der Kapstadt melden, darauf verzichten müssen, den Rufuma-Strom zu befahren. In seiner Begleitung befand sich Mackenzie, aber alle Bemühungen der Reisenden schlugen fehl. Näheren Berichten sehen wir entgegen.

Japan und die europäischen Seemächte. Wir haben mehrfach darauf hingewiesen, daß Japan, in Folge der Eröffnung für den Weltverkehr, in manche Verlegenheiten gerathen ist. Das Volk hegt Abneigung gegen die Fremden, und daran sind vorzugsweise die Engländer durch ihr ganz ungeeignetes Benehmen schuld. Wir begreifen sehr wohl, daß die kaiserliche Regierung in Yeddo keine Neigung hegt, noch mehr Verträge abzuschließen. Sehr bezeichnend für ihre Ansichten ist ein Aktenstück, welches sie dem amerikanischen Ministerresidenten Townsend Harris übermittelt hat, damit derselbe es in Amerika und Europa bekannt mache. Es trägt das Datum vom 2. Mai 1861. Die Regierung sagt: „Seit fast drei Jahrhunderten standen wir in keiner Beziehung zu den auswärtigen Mächten. Die Erzeugnisse des Landes genügten den Bedürfnissen des Volkes; die gewöhnlichen Verkaufsartikel waren für mäßige Preise, die sich fast gleich blieben, zu bekommen; allenthalben herrschte Ruhe und Zufriedenheit." Dann wird des Abschlusses von Verträgen mit verschiedenen Mächten erwähnt; die Gestattung des auswärtigen Handels in den geöffneten Häfen haben aber zu ganz anderen Ergebnissen geführt, als man erwartet. Die vermöglichen Volksklassen sehen davon keinen Vortheil und den ärmeren erwächst daraus keine Wohlthat; die nothwendigsten Lebensbedürfnisse werden theurer, das Volk fühlt sich unbehaglich. Der Schluß lautet: „Es unterliegt übrigens keinem Zweifel, daß die Zeit nicht mehr fern ist, in der unser Volk zur Erkenntniß des Nutzens kommen wird, welcher ohne Zweifel aus einem Handelsverkehr mit auswärtigen Ländern entspringt. Aber bei dem jetzigen Stande der öffentlichen Meinung würde die Abschließung neuer Verträge mit anderen Mächten, schwere Folgen, vielleicht sogar eine Empörung nach sich ziehen. Wie man es bei den dermaligen Verhältnissen für nöthig erachtet hat, vorzuschlagen, daß die vertragsmäßig zugesicherte Eröffnung der Häfen von Hiogo und Niegata, so wie der Städte Yeddo und Osaca für den auswärtigen Handel vorläufig aufgeschoben werde, so haben wir auch zu constatiren, daß wir für jetzt außer Stande sind, uns in neue Verträge mit fremden Staaten einzulassen. Es ist der Zweck dieser Zuschrift, über den gegenwärtigen Stand der Dinge in unserm Lande zuverlässige Mittheilungen zu machen und dadurch der Sendung von diplomatischen Agenten zuvorzukommen, welche den Auftrag hätten, neue Handelsverbindungen anzuknüpfen, in die wir zu unserem Bedauern nicht eintreten könnten. Der Wunsch unserer Regierung geht dahin, daß die hiermit gegebene Auseinandersetzung zur Kenntniß der Regierungen der Hauptweltmächte gelange."

Uebrigens muß zwischen dem Mai und dem Juli doch wieder eine andere Strömung am japanischen Hofe die Oberhand bekommen haben, denn wir finden in einem neuyorker Blatte, dem Weekly

Herald vom 9. Oktober, einen Brief aus Kanagawa vom 3. Juli, demgemäß eine japanische Gesandtschaft nach verschiedenen europäischen Hauptstädten, auch nach Berlin, abgehen sollte. In den uns zugängigen chinesischen Blättern, welche bis zum 15. September reichen, haben wir darüber nichts gelesen.

Die Russen nehmen im nordöstlichen Asien einen wichtigen Punkt nach dem andern in Besitz. Nachrichten aus China vom 12. September melden, daß sie sich auf Tsu-sima festgesetzt haben, einer Insel zwischen Japan und Korea. Sie legten ohne Weiteres Waarenhäuser an und bauten ein Spital. Das Eiland ist wichtig, weil es einen vortrefflichen Hafen hat und man von dort mit Dampfern in wenigen Tagen nach Nagasaki oder nach Schanghaï fahren kann. Als die Engländer von dieser Besitznahme hörten, steuerte Admiral Hope sogleich nach Tsu-sima (Sima bedeutet im Japanischen Insel) und fand dort ein russisches Kriegsfahrzeug vor Anker. Das Eiland gehört eigentlich einem japanischen Fürsten, welcher sein gutes altes Recht auf einen so werthvollen Besitz nicht aufgeben mag.

Indische Baumwolle. Der Gegenstand ist von äußerster Wichtigkeit, und wir geben deshalb von Zeit zu Zeit darüber einige Notizen, welche das Urtheil wirklicher Sachkenner enthalten. Ein mit den indischen Verhältnissen genau bekannter Mann weist (im Englishman vom 14. September) nach, daß allerdings die hohen Preise der Baumwolle zu einer gesteigerten Anpflanzung Anlaß gegeben haben, aber nur in wenigen Bezirken. Im Allgemeinen sei der indische Bauer (der Reiot) sehr abgeneigt, sich auf neue Kulturen einzulassen, besonders wenn man sie ihm dringend anempfehle; er fürchte eine Vermehrung der Abgaben. In Dharwar, im Radsch Pore Duab und im westlichen Berar mache man allerdings große Anstrengungen, „was aber das Ergebniß sein wird, kann nur die Zukunft lehren.“ Die Preisverhältnisse fallen weniger in's Gewicht, als das große Risiko des Transportes bis an die Küste, und die damit verbundenen großen Auslagen. Als Erzeugungsland für Baumwolle wird das Pendschab, das Fünfstromland, dringend empfohlen, wo man 1860 schon 43,316,800 Pfund geerntet habe. Davon hätten etwa vier Millionen Pfund den Weg bis an die Küsten gefunden, das übrige werde im Lande selbst verbraucht. Als ein Baumwollenland wird auch Ober-Barma gerühmt, von wo vor der Rebellion in China jährlich zehn Millionen Pfund nach der chinesischen Provinz Yünnan ausgeführt wurden. Seit sechs Jahren ist dieser Markt nicht mehr zugängig, und man hat deshalb den Baumwollenbau fast ganz eingestellt. Rangun, die Hauptstadt des britischen Pegu, könne ein großer Markt für diese wichtige Stapelwaare werden, wenn man den König von Barma veranlassen könne, den Ausfuhrzoll abzuschaffen; das lasse sich erreichen, wenn England seine Ausfuhrzölle auf Reis oder Fisch aufhebe.

Hien-fung, Kaiser von China, ist am 22. August 1861 in seinem Palaste zu Yehol, an der Gränze der Mandschurei, mit Tod abgegangen. Sein Vater Tao-Kuang starb, nach einer Regierung von dreißig Jahren, im Februar 1850. Den Reichsgesetzen zufolge kann der Herrscher ein beliebiges Mitglied der kaiserlichen Familie zu seinem Nachfolger ernennen, also auch einen Bruder oder Oheim oder einen Sohn. Hien-fung war Tao-kuangs viertgeborner Sohn. Der Vater hoffte viel von ihm, aber der neue Kaiser ergab sich den Lüsten wie ein Sardanapal und lebte zumeist in seinem Harem. Die Leitung der Staatsgeschäfte übertrug er seinem Bruder, dem Prinzen Kung. Im Oktober 1860 verließ er die Hauptstadt und flüchtete vor den europäischen Barbaren nach Yehol, wo er, abgemattet durch ausschweifendes Leben, erst dreißig Jahre alt, starb. Auch in sehr kritischen Zeiten mochte er nichts von öffentlichen Angelegenheiten hören oder Geschäfte besorgen. Als er den Thron bestieg, war er zwanzig Jahre alt.

Der Vulkan bei Aïd, der Dschebel Dubbeh, welcher am 8. Mai dieses Jahres eine ungeheure Menge Asche auszuwerfen anfing, hatte im August nicht weniger als 19 Krater, die bei Tage rauchen, während man bei Nacht zugleich die Flammen aufsteigen sieht. Der eine ist 600 Fuß lang und halb so breit. An manchen Stellen des Vulkans stürzen Wasserfluthen hervor. Durch den Ausbruch sind zwei Dörfer völlig zerstört worden.

Britisch Cafraria. Der von den Engländern seither schon in Besitz genommene Theil des Kaffernlandes, mit Einschluß des sogenannten Transkei-Gebietes, hatte zu Anfang des Jahres 1860 eine Volksmenge von 64,212 Seelen. Davon waren Deutsche (welche zumeist der englisch-deutschen Legion angehört haben) 2659, andere Europäer 3236, die übrigen Landeseingeborene. Diese hatten 11,208 Hütten in 242 Dörfern, 25,148 Kühe und Ochsen und 8640 Pferde. Die Europäer, welche sich besonders auf die Schafzucht verlegen, hatten 76,146 Häupter Wollvieh und etwa 9000 Kühe und Ochsen. Im Allgemeinen gedeihet diese Ansiedelung.

Die Postverbindung mit der Westküste von Afrika ist sehr regelmäßig. Sie reicht bis in das Delta des Niger, nach Altcalabar. Der Dampfer, welcher am 29. August diesen Platz verlassen hatte, war am 11. Oktober in Liverpool. Er berührte Camerons am 1. September, Fernando Po am 2., Bonny am 5., Nun und Braß-Mündung am 6., Benin am 7., Lagos und Accra am 12., Cape Coast Caste am 14., Cap Palmas am 16., Sierra Leone am 21. Von Bathurst am Gambia fuhr er am 25. September ab, war am 1. Oktober bei Teneriffa, am 3. bei Madeira.

Der Archipelagus der **Salomons-Inseln**, welcher sich östlich von Neu-Guinea in einer langen Eilandkette von Nordwest nach Südost erstreckt, bildet eine der fruchtbarsten Regionen im Großen Ocean, und steht in dieser Beziehung weder den Molukken noch den Philippinen nach. Im laufenden Jahre ist dort im Auftrage einer antwerpener Gesellschaft eine belgische Expedition angelangt, um an einem geeigneten Punkte zunächst eine Handelsfactorei anzulegen. Es scheint, als ob man vor der Hand mit dem Anbaue edler Gewürze beginnen wolle.

Die Sträflinge in Westaustralien. Westaustralien ist die einzige Kolonie, wohin aus England noch Verbrecher deportirt werden; die Ansiedler selbst wünschten die Zusendung solcher Arbeitskräfte, weil die Einwanderung freier Leute allzu spärlich war. Allmälig hat man seit 1853 etwa 5000 „Convicts“ dorthin geschickt. Ein Geistlicher, welcher acht Jahre in Freemantle lebte und alle Theile der Kolonie kennt, hebt hervor, daß dieselbe sich in materieller Beziehung, eben in Folge der Einführung solcher Deportirter, gehoben habe; vor derselben befand sie sich, während der ersten 21 Jahre nach ihrer Gründung, in traurigen Verhältnissen, und stand 1850 geradezu am Rande des Abgrundes; durch die Arbeit der Deportirten wurde sie gerettet. Die Censusaufnahme von 1859 zeigte im Vergleiche zu jener von 1854 eine Bevölkerungszunahme von 26 Procent; die Einnahme der Kolonie stieg von 34,000 auf 48,000 Pfd. Sterling, und gab einen Ueberschuß von 3000; die Ausgabe der Reichsregierung verminderte sich von 132,000 auf 92,000 Pfd. St.; die Einfuhren fielen von 128,000 auf 125,000, die Ausfuhr stieg von 36,000 auf 93,600 Pfd. St. Im Jahre 1854 waren erst 11,000 Acker Landes urbar, 1859 schon mehr als 25,000; man hatte nun 8000 Pferde, 30,000 Stück Hornvieh, 234,000 Schafe; acht Kupfer- und vier Bleigruben sind im Betrieb. Das Betragen der „Convicts“ wird im Allgemeinen gelobt; sie wissen, daß sie nicht entfliehen können und streng beaufsichtigt werden, finden gute Behandlung, erwerben Eigenthum und fügen sich in die neuen Verhältnisse. Sie befinden sich in einem ungeheuern, überall von Wüsteneien und Meer umgebenen Gefängnisse, aber in demselben können sie sich auf einem Raume von mehreren Tausend Quadratmeilen frei bewegen. Jeder einigermaßen fleißige Convict kann ein unabhängiger und wohlhabender Mann werden. Nach einer, den Umständen gemäß kürzeren oder längeren Probezeit, bekommt er einen Urlaubsschein, und kann sich dann, ganz nach seinen Neigungen und Fertigkeiten, Beschäftigung suchen. Als Schäfer erhält er 175 Thaler jährlich und reichliche Kost; als Hausdiener erhält er Kost, Wohnung und 105 bis 200 Thaler jährlich; als Diener außer dem Hause wöchentlich 6 bis 10 Thaler; als Tagarbeiter 1 Thaler 5 bis 20 Neugroschen; Handwerker bekommen täglich 2 bis 3 Thaler. Er kann Grund und Boden erwerben und Ackerbauer werden. In Folge guten Betragens erklärt die Regierung ihn für vollfrei in der Kolonie; er wird dann in derselben Bürger, aber er muß im Lande bleiben, denn in Großbritannien oder in anderen Kolonien darf er sich nicht aufhalten. Rückfälle in das Verbrecherwesen kommen selten vor. Die Bevölkerung von Westaustralien ist über einen weiten Raum dünn zerstreut, und die verschiedenen bewohnten Distrikte, man könnte sagen die Oasen, sind durch ausgedehnte Waldländereien oder Sandstrecken von einander getrennt. Buschklepper (Buschrangers) kommen in Westaustralien nicht vor, von Straßenraub hat man kaum jemals etwas gehört. Verlaufen kann sich Niemand, der nicht in der Wüste verhungern will; jeden Flüchtling spürt die Polizei mit Hülfe ihrer schwarzen eingeborenen Diener aus. Im Jahre 1859 lebten in der Kolonie 3846 deportirte Männer, davon waren 1173 bedingt begnadigt worden, oder Leute, deren Termin ablief, 1666 hatten einen Urlaubsschein, 1007 waren Gefangene. Einen großen Uebelstand bildet das große Mißverhältniß zwischen den Geschlechtern, denn auf ein erwachsenes Frauenzimmer kommen sieben Männer.

Zur Gesellschaftsstatistik in Australien. Wir fügen der vorigen Notiz einige statistische Angaben über die anderen Kolonien Australiens bei. Das Mißverhältniß zwischen Männern und Frauen zeigt sich auch in diesen. In den achtzehn Jahren von 1842 bis 1859 kamen in die Kolonie Victoria (die von dort wieder Ausgewanderten abgerechnet) 235,770 Männer und 130,759 Frauen. Als 1860 die Volkszählung vorgenommen wurde, ergaben sich 64 weibliche auf 100 männliche Seelen; in Westaustralien nur 56, und 72 Procent der erwachsenen Männer waren unverheirathet oder hatten in der Kolonie keine Frau. Es erklärt sich also, daß die Gerichte manchmal gegen Männer wegen „Weiberverkaufs" einzuschreiten haben. — In Neusüdwales wurde, dem Blaubuche von 1859 zufolge, je der achtzehnte Mann in's Gefängniß gebracht; die Hälfte der Verhaftungen geschah in Folge von Vergehen, die in trunkenem Zustande verübt worden waren. Von 350,000 Köpfen wurden 9419 von der Polizei wegen Trunkenheit verhaftet. Die geistigen Getränke bilden den ärgsten Feind der Kolonien. In Neusüdwales besuchte jeder zehnte Kopf die Schulen, aber Südaustralien (Hauptstadt Adelaide) mit 122,000 Einwohnern hatte dagegen nicht weniger als 2123 Lehrer für Sonntagsschulen, welche von mehr als 20,000 Leuten besucht wurden. — Port Philipp, in der Kolonie Victoria, hatte 1836 erst 117 Ansiedler aus Europa; ehe ein Vierteljahrhundert verfloß, zählte es deren mehr als eine halbe Million.

Die Münzstätten und Münzen in den Vereinigten Staaten. Die Hauptmünzstätte der nun auseinander gerissenen Union befindet sich zu Philadelphia; daneben bestehen fünf Zweigmünzen. Die erstere begann 1793 ihre Thätigkeit; sie lieferte im Fiskaljahre 1858 (am 30. Juni endigend) für 10,221,877 Dollars Goldmünzen, für 4,971,823 Dollars Silbermünzen, für 234,000 Dollars Kupfermünzen, zusammen 15,427,700 Dollars Münze. Die im Jahre 1838 errichtete Zweigmünze zu Neu-Orleans lieferte für 1,315,000 Dollars Goldmünzen, für 2,942,000 Dollars Silbermünzen, zusammen für 4,257,000 Dollars Münzen. Die im gleichen Jahre errichtete Zweigmünze zu Charlotte (Nord-Carolina) lieferte 177,970 Dollars Goldmünze; die ebenfalls im Jahre 1838 errichtete Zweigmünze zu Dahlonega (Georgia) lieferte 100,167 Dollars Goldmünze. In der im Jahre 1854 in San Francisco (Californien) errichteten Münze wurden für 19,276,095 Dollars Gold- und für 147,503 Dollars Silbermünzen, und in der 1854 erstandenen Münze zu Neu-York (Assay-Office) für 21,798,691 Dollars Gold- und für 171,962 Dollars Silbermünzen geprägt. Im Ganzen wurden seit 1793 bis zum 30. Juni 1858 für 651,639,089 Dollars Gold in den Ver. Staaten gemünzt. Die Minen der Ver. Staaten lieferten dazu für 443,127,921 Dollars Gold und für 3,017,200 Dollars Silber. Der neue Cent besteht aus 88 Theilen Kupfer und 12 Theilen Nickel. Ein Silber-Dollar wiegt 412½ Gran, davon sind 371¼ Gran reines Silber, der Rest Kupfer. Ein Golddollar wiegt 25 8|10 Gran, wovon 23 22|100 Gran reines Gold sind, der Rest aus Kupfer und Silber besteht. Ein englischer Sovereign wiegt 123½ Gran; davon sind 113 Gran reines Gold.

Gold und Kohlen. Ein amerikanisches Blatt stellte neulich folgende Betrachtungen an, bei denen es die Bedeutung des Goldes, als eines Hebels im Verkehr, doch wohl etwas zu gering schätzt. Seit der Entdeckung des Goldes in Australien und Californien, repräsentirte der alljährliche Ertrag desselben einen bedeutenden Werth in den wechselseitigen Beziehungen des Weltverkehrs. Wohl mag ein Vergleich zwischen den Pittsburger Diamanten und dem gelben Metall Californiens anmaßend erscheinen; doch statistische Tabellen, welche schon manches Luftschloß zerstört, werden auch hier die Täuschung beseitigen, daß das glänzende Metall vom commereiellen Standpunkte aus betrachtet den Werth der fossilen Kohle übertreffe, womit viele unserer Hügel angefüllt sind. Die statistischen Tabellen für das Jahr 1859 schlagen den Gesammtwerth der Goldernte der Erde auf nicht mehr als 145,000,000 Dollars an, wovon Californien für 70,000,000 Dollars, Australien für 50,000,000 Dollars, und Europa, Asien, Afrika und die übrigen Theile Amerika's etwa für 25,000,000 Dollars Werth producirt haben. Dagegen weisen die zuverlässigen Tabellen desselben Jahres 1858 nach, daß in den verschiedenen Minen der Welt 150,000,000 Tonnen Kohlen gegraben worden sind, deren Werth sich auf wenigstens 187,000,000 Dollars oder nahezu auf die Hälfte mehr beläuft, als der Werth der Goldernte desselben Jahres beträgt. Die Umwandlung des Goldes in Münze verzehrt menschliche und mechanische Kraft. Die Münze als solche hat an und für sich einen bloß nominellen, die Kohle aber einen produktiven Werth. Während der Werth des Goldes im Golde selbst liegt, und in einem gewissen Grade ein blos relativer ist, ist der der Kohle ein reeller und productiver. Das Gold repräsentirt Werth, die Kohle producirt ihn. Die Kohle ist die Erzeugerin bedeutender Arbeitskraft, die Vereinerin des zu unserm Unterhalte und unserer Bequemlichkeit Erforderlichen. Der, welcher sich weigerte, den Werth und die Vortheile, die der Besitz des Goldes mit sich führt, anzuerkennen, wäre freilich im Unrecht: Kohlen würden ein schlechtes Taschengeld abgeben; doch sind sie im Allgemeinen viel werthvoller als das glänzende Metall. Pennsylvanien hat in dem weiten Schooße seines Gebietes einen ebenso großen und das Wohl der Menschheit fördernden Reichthum, als Californien und Australien zusammengenommen.

Die Oelquellen in den Vereinigten Staaten und Canada. Vor etwa zwei Jahren entdeckte man im westlichen Pennsylvanien und in den benachbarten Gegenden des Staates Neu-York eine große Menge von Erdölquellen, die einen reichen Ertrag geben. Neuerdings hat man dergleichen auch in Canada gefunden. In den Vereinigten Staaten liegen die ergiebigsten Quellen unweit der Atlantic und Great Western-Bahn, auf welcher das Oel nach Neu-York zum Markte gebracht wird. Jene in Canada fand man etwa zwölf englische Meilen von der Station Wyoming, die an der Great Western- und Canada-Bahn liegt. Vor zwei Jahren hatte man von den Quellen noch keine Kunde, denn sie lagen im dichten Urwalde; jetzt sind dort mehr als 500 Menschen angesiedelt; im vorigen Winter kamen in Landkutschen täglich etwa 50 Leute dort an, viele blieben, und zwei große Gasthäuser nehmen Fremde auf. Im August schöpfte man aus ungefähr einhundert „Brunnen" Oel. Die Grundbesitzer geben Landstrecken auf 99 Jahre ab, und erhalten dafür 300 Dollars Anzahlung und für jene Zeit ein Drittel des geförderten Oeles. Man gräbt die Brunnen bis zu 40 bis 60 Fuß Tiefe und kommt dann auf Gestein; oft quillt das Oel schon früher zu Tage, ist aber gewöhnlich von geringer Beschaffenheit, und nicht so gut wie das „Felsenöl". Man bohrt nämlich im Gestein etwa 40 bis 70 Fuß tief und ist dann fast allemal sicher, auf Oel zu treffen. Neben jedem Brunnen stehen große Behälter von Holz, welche von 500 bis 2000 Gallonen fassen; man pumpt in sie das Oel aus dem Brunnen, zieht es dann auf Fässer und verschickt es. Die Arbeit, einen Oelbrunnen zu bohren, dauert kaum einen Monat und kostet nur einige Hundert Dollars. Ein Arbeiter an der Pumpe erhält täglich einen Dollar und fördert dafür 4000 Gallonen oder 100 Fässer voll. Nimmt man, was sehr gering ist, nur an, daß jeder der einhundert Brunnen bei Wyoming täglich 15 Fässer oder 600 Gallonen liefere, so ergiebt sich schon ein großer Ertrag; man meint aber, daß vor Ablauf des Jahres 1861 mindestens fünfhundert in Betrieb sein werden. Aber schon jetzt geben jene hundert Brunnen 60,000 Gallonen täglich, 360,000 in jeder Woche oder 18,720,000 Gallonen jährlich. Nun fragt sich aber, wie lange diese natürlichen Oelquellen vorhalten werden.

San Francisco in Californien hat nach dem neuesten Adreßhandbuche 83,223 Einwohner. Davon sind etwa 3000 Chinesen und 2000 Neger und Mulatten.

Der Handel von Peru ist, trotz der bürgerlichen Zerrüttung dieses immer unruhigen Landes, nicht unbedeutend. Im Jahre 1859 betrug der Werth der eingeführten Waaren, so weit dieselben an den Zollhäusern controlirt werden konnten, 76,596,111 Francs, wovon für 12⅓ Millionen Baumwollenwaaren, für beinahe 6 Millionen fertige Kleidungsstücke waren. Kurzwaaren 18 Millionen Tuche mehr als 8½ Million; dazu kommt aber noch der sehr beträchtliche Schleichhandel. Die Ausfuhr betrug 83,583,286 Francs oder 16,716,657 Silberpiaster. Es fand statt aus den acht Häfen Callao, Iquique, Arica, Islay, Huanchaco, San Jose, Payta und Loreto und den Chincha-Inseln. Diese letzteren lieferten für 8,535,720 Piaster Guano. Deutschland (Hamburg) war bei der Einfuhr mit nur 503,495 Piastern betheiligt.

Walfischfang. Bekanntlich durchstreifen die Walfischfahrer alle Oceane, und suchen immer neue ergiebige „Wiesen" auf. Ehemals stellten sie vorzugsweise in den grönländischen Gewässern dem Leviathan der Tiefe nach, später kreuzten sie vorzugsweise gern im südlichen atlantischen Ocean, dann im südlichen stillen Weltmeere. Als die Walthiere, insbesondere jene, von welchen das Spermaceti kommt, dort an Menge abnahmen, fuhr der größte Theil der Schiffe in die nördlichen Theile dieses Oceans und bis über die Behringsstraße hinaus. Eben jetzt verändern sie abermals den Schauplatz ihrer Thätigkeit, und besuchen vorzugsweise den indischen Ocean und wieder die südlichen Theile des atlantischen Weltmeeres. In diesen Gewässern kreuzten im Jahre 1861 mehr als einhundert Schiffe, zumeist nordamerikanische. Die neue Walfischregion im indischen Ocean reicht von Java Head bis Kap Leeuwin in Australien, eine Strecke von etwa 1600 Seemiles, und die diesjährige Ausbeute hat dort etwa anderthalb Millionen Thaler eingetragen. Einzelne Geschwader kreuzten schon 1838 in

jenen Gegenden. Dieser Walfischfang belebt den Handel im indischen Ocean; die Nordamerikaner verkaufen nämlich allerlei Fabrikwaaren und nehmen dagegen Sandelholz, Wachs, Perlmutter und andere Landeserzeugnisse.

Ein neuer Punkt für den Stockfischfang. Die Hauptregion, auf welcher dieser wichtige Zweig der Schifffahrt betrieben wird, sind bekanntlich die Bänke von Neufundland; aber auch bei den Farörn und im Meere bei Island kommt der Fisch in großer Menge vor. Im Laufe dieses Jahres war er aber hier fast ganz ausgeblieben, und am 28. Juni kamen die Schiffe Resolution aus London und Adventure aus Gravesend ganz leer nach der Themse zurück. Indeß der Kapitän des letztern Schiffes erinnerte sich, daß ein isländischer Seefahrer ihm vor etwa fünfzehn Jahren eine Mittheilung über den Fischreichthum bei Rockall gemacht habe. Rockall ist ein Felsen, der 500 englische Seemeilen südwestlich von Island liegt und kaum 20 Fuß über die Meeresfläche emporragt; er liegt auf einer etwa 80 englischen Meilen langen Bank und wird bei hoher See völlig überfluthet. Das nächste Land ist St. Kilda, eine der Hebrideninseln, von wo Rockall etwa 130 Meilen entfernt liegt. Die Kapitäne der beiden obengenannten Schiffe stachen nun am 2. Juli wieder in See, um noch einmal ihr Glück zu versuchen und kamen schon am 13. Juli mit voller Ladung zurück; der Fang war so reich gewesen, daß sie nach fünf Tagen Arbeit wieder heimsegeln konnten. Sobald sie eine Leine mit den Haken ausgeworfen hatten, konnten sie auch schon eine andere aufziehen, so eifrig bissen die Fische an. Um die Fahrzeuge schwärmten blaue Haifische in großer Menge und hielten eine fette Ernte; die Seevögel waren so zahm, daß sie auf Deck kamen und den Fischabfall verzehrten. Die Stockfische waren ungewöhnlich groß, manchmal bis 100 Pfund schwer; die Leber giebt reichlich Thran; die Zunge ist dick und fett, aber kürzer als jener bei Neufundland. Die beiden Schiffe sind, von einigen anderen Fahrzeugen begleitet, noch einmal nach Rockall gefahren, das im künftigen Jahre sicherlich von vielen Schiffen besucht werden wird. Spätere Nachrichten aus Westray, nördliche Orkaden, bestätigen das Vorstehende. Die genannten Schiffe hatten binnen sechs Tagen abermals eine volle Ladung Fische gefangen. „Das Meer um jenen einsamen Rockallfelsen ist Millionen werth, ist ein Californien in der See. In solcher Anzahl und Größe hat nie zuvor ein Fischer Stockfische gesehen. Dazu kommen Haifische von 30 Fuß Länge; mit einem Rachen, der ein Kalb verschlingen könnte, und eine Menge von Walthieren. Auch sah man andere Fische, die noch unbekannt waren, und Tintenfische größer wie Delphine. Künftig wird man die nöthigen Geräthschaften mitnehmen, um den Haifischfang regelmäßig zu betreiben; die abscheulich gefräßigen Thiere sind in unglaublicher Menge vorhanden und liefern einander oft die wildesten Kämpfe. Drei zumal waren mit einander im Gemenge auf dem Kamm einer gewaltigen atlantischen Woge und peitschten sie dermaßen zu Schaum, daß sie einer an felsiger Küste sich brechenden Brandungswoge glich. Der dritte Hai, welcher sich in den Streit zweier anderer um die Beute, einen großen vom Angelhaken herabgefallenen Fische mengte, trug jene davon. Er hätte auch ein Faß verschlingen können, so mächtig war sein Rachen." Im laufenden Jahre kann man keine Fahrten mehr nach Rockall unternehmen; der September ist in jener Gegend schon zu unruhig, der Nebel zu dicht, die Nacht zu lang, und also Gefahr vorhanden, daß ein Fahrzeug gegen die Felsen treibe. Aber im nächsten April und Mai will eine ganze wohlausgerüstete Flotte ihr Glück dort versuchen, auch gedenkt man den Abfall der Fische nützlich zu verwenden, zu Thran oder Guano. Die Stockfische ziehen gern aus Gegenden fort, in denen man die abgeschnittenen Köpfe und Eingeweide in's Meer wirft. Auch Walfischfahrer gedenken bei Rockall ihr Glück zu versuchen.

Die Ausgrabungen von cyrenaischen Alterthümern. Cyrene war eine der blühendsten Kolonien der alten Griechen. Sie wurde im Jahre 631 vor unserer Zeitrechnung von Männern der kleinen Insel Thera, bei Creta, an der nordafrikanischen Küste gegründet, auf dem Hochlande von Barka, in fruchtbarer Gegend. Lange Zeit behauptete diese Republik ihre Unabhängigkeit, unterwarf sich dann den Macedoniern und später den Römern. Cyrene war Vaterstadt einiger der ausgezeichnetsten Männer des Alterthums, namentlich des Geographen Eratosthenes und des Philosophen Aristipp; auch der Dichter Kallimachus stammte von dort. Gleich so vielen anderen Städten, über welche die Völkerstürme vernichtend hinbrausten, versank es in einen Trümmerhaufen, aus welchem nun in unseren Tagen Schätze der alten Kunst hervorgegraben werden. Im Oktober wurden nicht weniger als 63 Kisten mit Standbildern und Denkmälern von Marsa Susa (dem alten Apollonia, Hafenstadt von dem drei deutsche Meilen landeinwärts liegenden Cyrene) nach Malta geschifft. Sie gehen nach England in's britische Museum, und wir wünschen nur, daß man dort nicht so mit ihnen verfahren möge, wie mit den Alterthümern aus Lycien und Ninive, die noch jetzt nicht einmal aufgestellt worden sind. Cyrene lag 2000 Fuß über der Meeresfläche, und es kostete nicht geringe Mühe, die Schätze des Alterthums bis an den Hafen zu bringen. Unter denselben befinden sich eine Statue der Minerva, in halber Lebensgröße, und ein kolossales weibliches Standbild; in einem andern Theile der Stadt fand man eine Statue, wahrscheinlich einen König aus dem Herrscherstamme der Ptolemäer darstellend; im Apollotempel gleichfalls eine weibliche Statue mit einem sehr schönen Kopfe; eine weibliche Gestalt in sitzender Stellung, mit ägyptischen Gesichtszügen, und vieles Andere, z. B. eine Jägerin mit einem Hunde, und im Tempel der Venus sehr schöne Skulpturen und Statuen. Ein Apollostandbild ist beinahe völlig unverletzt; ebenso eine Venus mit Cupido, der auf einem Delphine sitzt; verschiedene Reliefs, insbesondere eines der Nymphe Cyrene, welche einen Löwen erwürgt; sodann vortrefflich ausgeführte Köpfe in Lebensgröße, eine völlig erhaltene weibliche Büste. Die englischen Offiziere Smith und Porcher legten auch zwei große Tempel bloß, aber die Säulen waren zerstört. Die schöne Ausbeute an Alterthümern erhielt man aus nur fünf Häusern; die Nachgrabungen haben elf Monate in Anspruch genommen.

Die russische Handels- und Schifffahrtsgesellschaft, welche dem Triester Lloyd in den östlichen Theilen des mittelländischen Meeres Wettbewerb macht, hat gegenwärtig nicht weniger als siebenundvierzig Dampfer in Thätigkeit. Sie befährt mit denselben nicht blos die Häfen am azowschen und am schwarzen Meere, sondern unterhält von Odessa aus auch eine wöchentliche Verbindung mit Konstantinopel und Galatz. Gelegentlich besuchen diese Dampfer auch Smyrna, Salonichi, Jaffa, Alexandria, Messina, Neapel, Marseille und sind auch schon oft bis London gefahren. Sie arbeiten mit Verlust.

In Odessa kamen im Jahre 1860 nur 1135 Hochseeschiffe an; im Jahre vorher 1462. Von den Dampfern waren 90 russische, 5 englische, 4 belgische und 51 österreichische. Die Weizenausfuhr belief sich auf 11,735,651 Silberrubel, jene des Mais auf 1,767,109, des Hafers auf 1,341,206, der Gerste auf 1,211,025, des Roggens 800,695, des Mehls auf 789,132. Odessa ist bekanntlich einer der wichtigsten Getreidehäfen. Auch die Ausfuhr von Wolle, 1860 für 7,927,375 Silberrubel, ist von Bedeutung; jene von Leinsaamen stellte sich auf mehr als drei Millionen Rubel, die von Talg auf etwas mehr als eine Million. Die übrige Ausfuhr bestand in Erbsen, Rübsamen, Häuten, Seilerwerk ꝛc.; und der Gesammtwerth der 1860 ausgeführten Waaren betrug für das Jahr 1860 die Summe von 33,156,137 Silberrubel; jener der Einfuhr 14,476,513. Die anderen Getreidehäfen jener pontischen Region sind Kertsch, Theodosia, Berdiansk, Marinpol und Taganrog. Der Hafen und die Rhede von Theodosia waren im Januar, bei einer Kälte von 18 bis 20° R. so weit das Auge reicht, dick mit Eis bedeckt; dergleichen war seit 1812 nicht mehr vorgekommen.

Griechenland hat eigentlich nur ein einziges wichtiges Ausfuhrerzeugniß. Das sind die Korinthen; diese bilden die Grundbedingung seines Verkehrs und Wohlstandes, von dem Gedeihen dieser Frucht hängt das Land ab. Im Jahre 1860 gediehen sie beispiellos. Nicht weniger als 80,000,000 Pfund wurden ausgeführt; die Hafenstadt Patras allein exportirte 52 Millionen Pfund, während in den Vorjahren die Ernte des ganzen Landes kaum so viel betragen hatte. Gegen die Krankheit der Korinthentrauben hat man im Schwefeln ein untrügliches Heilmittel gefunden. Die Stadt Patras ist durch den Korinthenhandel zur Blüte gelangt; auch Vonitza nimmt an dem Handel theil. Die ionischen Inseln liefern im Durchschnittsjahr etwa dreißig Millionen Pfund.

Lübeck hat sehr viel von seinem alten Glanze verloren, ist aber immer noch eine wichtige Handelsstadt, welche namentlich mit allen baltischen Ländern einen lebhaften Verkehr unterhält. Im Jahre 1860 liefen 1134 Schiffe über See ein; dann kamen aus Rußland und Finnland 288, Schweden 369, Dänemark und dessen deutschen Herzogthümern 178, Großbritannien 168, Belgien 6, Frankreich 12, Holland 6, Norwegen 7. Von deutschen Flaggen waren betheiligt Preußen mit nur 37 Schiffen, Mecklenburg 11, Bremen 18. Die Zahl der abgegangenen Schiffe betrug 1151, wovon 742 mit Ladung, die übrigen in Ballast.

Verantwortl. Redakteur: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.
Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.

Die Länder am Senegal und ihre Eroberung durch die Franzosen.

Die Bedeutung des Senegal. — Charakter der Küste an der afrikanischen Wüste. — Die Portugiesen als Entdecker. — Ansiedelung der Franzosen. — Ihre Stellung zu den Häuptlingen der Eingeborenen. — Der Marabu Al Hadschi als Prophet und Eroberer. — Seine Kriegszüge und Verwüstungen. — Belagerung der Burg Medine und deren Entsatz durch den Gouverneur Faidherbe. — Tapferer Widerstand Paul Holls. — Eine Expedition nach dem grünen Vorgebirge. — Gorée. — Anfisque, die Geister des Meeres und ihre Paläste. — Die Republik Nones. — Christen in Joal. — Eine Schlacht mit dem Könige der Walofs. — Die Tiédos. — Leben und Treiben der Eingeborenen.

Alles drängt darauf hin, die schönen Länder am sagenreichen, aber in unseren Tagen zum größten Theil bekannt gewordenen Niger, in den europäischen Handelsverkehr hinein zu ziehen. Von Norden dringen europäische Waaren durch die große Wüste bis Kano und Timbuktu; nach dieser letztern Stadt, über welche wir durch René Caillié und Heinrich Barth ausführliche Berichte erhielten, trachten die Franzosen, von ihren Besitzungen am Senegal aus, einen sichern Handelsweg zu eröffnen; der untere Stromlauf des Niger, dessen Mündungen wir erst seit etwa einem Vierteljahrhundert kennen lernten, wird von englischen Dampfern befahren.

Ein Hofraum in Gorée.

Wir wollen heute einen Blick auf Senegambien werfen. Ein Schiffer, der vom Norden her an der westafrikanischen Küste hinsteuert, verliert bald die hohen, schneebedeckten Gipfel des Atlasgebirges und die anmuthigen Uferlandschaften zwischen dem Kap Spartel und der Bay von Agadir aus dem Auge. Er kommt auf die Höhe des Kap Nun, das früher von den Seefahrern gefürchtet wurde, und gewahrt dann zu seiner Linken einen hohen, kahlen Strand, auf welchen eine glühende Sonne herabbrennt, und gegen den auch der Wogendrang des atlantischen Oceans gewaltig anprallt. Das ist der oceanische Saum, die Einfassung der großen Wüste, der Damm, welcher das Sandmeer gegen das Eindringen der gewaltigen Wellen und Strömungen des Weltmeeres schützt. Schiffbrüchige haben diese Saharamauer erklommen; sie fanden an der innern Seite nur eine einförmige, trostlose, weit ausgedehnte Fläche, einen Horizont ohne Gränzen, ausgedörrten Boden, kein grünes Gras, keinen Strauch, kein Wasser. Der Wall der Wüste zieht sich auf einer Strecke von einigen hundert Stunden am Ocean hin. Erst am Weißen Vorgebirge fällt er allmälig ab, und statt seiner zieht sich am Gestade hin eine Dünenkette, die gegen Süden niedriger wird, und dann,

etwa unter dem sechszehnten Breitengrade, in eine lange und schmale Landzunge ausläuft. Bei dieser bricht sich ein großer Strom aus dem tropischen Afrika seine Bahn in's Meer. Das ist der Senegal. Den Namen erhielt er nach dem Berberstamme der Senaga, welche der portugiesische Seefahrer Lancarote im Jahre 1447 am rechten Flußufer fand. Hat schon der Karthager Hanno diesen Fluß gekannt? Ist dieser schöne Wasserlauf der Stachyris des alexandrinischen Geographen Ptolemäus? Wir Europäer lernten ihn erst seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts kennen; aber bis in's sechszehnte Jahrhundert ist er nur von den Portugiesen besucht worden. Sie trieben Handel mit den Anwohnern, und durch diesen ist in die Sprache der Walofs, Serere und Malinke mancher portugiesische Ausdruck gekommen. Sie gaben den zu Berber- oder Araberstämmen gehörenden oder aus beiden gemischten Bewohnern der westlichen Wüste die allgemeine Benennung Mauren.

Die Portugiesen konnten nur einen kleinen Theil ihrer vielen überseeischen Besitzungen behaupten. Jene am Senegal kamen in die Hände der Franzosen, welche niemals das Kolonisiren verstanden haben. In den Jahren 1626 bis 1758 bildeten sich nach und nach nicht weniger als acht große Handelsgesellschaften, die aber alle zu Grunde gingen. Sie besetzten das grüne Vorgebirge mit der Insel Gorée und gründeten die Stadt St. Louis. Es fehlte ihrem ganzen Treiben an Schwung. Aber durch einen ihrer Beamten, Andreas Brue, wurde das innere Land am Senegal bis zu den Felu-Katarakten bekannt; nicht minder der Faleme-Fluß und das Land Bambuk, dessen goldhaltige Distrikte Brue erforschen ließ.

Im Jahre 1758 nahmen die Engländer den Senegal in Besitz, 1777 kam er wieder an die Franzosen, welche ihn während der napoleonischen Zeit noch einmal verloren, und erst 1817 wieder in Besitz nehmen konnten. Sie schickten fünfzehn Gouverneure nach einander dorthin, aber alle zeigten sich unfähig. Von einer eigentlichen Kolonie konnte gar keine Rede sein, und Ansiedler aus Europa kamen nicht. Die Zahl der Europäer belief sich auf höchstens einhundert Köpfe; sie wohnten auf einer kahlen, armseligen Sandinsel, und trieben mit den anwohnenden Völkern einen wenig belangreichen Handel.

St. Louis, die Hauptstadt, hatte allerdings zwölftausend Einwohner, buntscheckig an Farbe und Lumpen, viele üppige Signaren und einige ausschweifende Europäer. Am Strome lagen mehrere kleine Festungswerke zerstreut, unter deren Mauern Tauschhandel getrieben wurde. Früher verkaufte man dort Sklaven, nachher handelte man Gummi aus der Sahara ein, oder Felle, welche die viehzüchtenden Fulbe brachten, und etwas Goldstaub. Vor acht Jahren beschränkten sich die Besitzungen der Franzosen noch auf die Stadt St. Louis an der Mündung des Senegal; stromaufwärts hatten sie eine Faktorei in Bakel, wohin 1854 der erste Dampfer ging, und ein Comptoir zu Senedebu am Faleme. Für jeden Fleck, auf welchem sie wohnten, mußten sie den eingeborenen Häuptlingen einen Jahrestribut zahlen; selbst für den Grund und Boden, auf welchem St. Louis steht, erhob der Häuptling von Sor, einem aus etwa einem Dutzend Strohhütten bestehenden Dorfe, eine Abgabe. Ein Franzose, der irgendwo Handel treiben wollte, mußte unter dem Namen Coutumes den Häuptlingen einen Zoll er-

Baobab, Adansonia digitata.

legen, ehe er noch wußte, ob man überhaupt Verkehr gestatten wolle. An den Escales, Stellen, wo die Gummimärkte abgehalten werden, zahlte ein Boot für sechshundert Francs Werth an die Mauren, und die Erlaubniß, das Gummi nach St. Louis zu schaffen, mußte gleichfalls erkauft werden. Die französische Regierung ihrerseits zahlte Tribut an den schon erwähnten Dorfhäuptling von Sor, an die Häuptlinge von Walo, den König von Cayor, an die maurischen Fürsten der Trarzas, Bracknas, Duaisch und Askörs, an den Almamy von Futa, den Häuptling von Dimar, an jenen von Gadiaga, an den Almamy von Bondu, und sogar an die Sklaven verschiedener Häuptlinge. Der König von Frankreich schloß Verträge „im Namen des Schöpfers von Himmel und Erde," welche z. B. folgende Bestimmung hatten: „Die Regierung zahlt dem Brak von Walo 10 Flaschen Branntwein ꝛc., seinem Diener zwei Flaschen Branntwein und eine Stange Eisen; der Prinzessin Gimbotte einen kleinen Koffer, ein Stück Musselin, vier Flaschen Branntwein, zehn Rollen Taback und ein Pfund Gewürznelken, außerdem noch, zu ihrem Lebensunterhalt, ein Faß Cognac."

Trotz alledem waren die senegambischen Handelsleute von Seiten der Häuptlinge manchen Erniedrigungen ausgesetzt, und wurden beraubt und bestohlen. Europäer durften auf dem Strome keinen Handel treiben, Eingeborene von St. Louis mußten jedem Dorfe, bei welchem sie anhielten, Tribut geben, und oftmals wurde ihnen, trotzdem sie französische Flagge führten, von den Mauren das erhandelte Gummi weggenommen. Schiffe, welche an der Mündung des Stromes auf den Strand geriethen, gehörten nach Eintritt der zweiten Fluth dem Könige von Cayor. Die Franzosen zahlten Tribut sogar für die Erlaubniß, in dem Flußnetze bei der Insel St. Louis mit Booten fahren zu dürfen. Der König der Trarzas-Mauren erhob Zölle in Getudar, einer Vorstadt von St. Louis! Er war der hochmüthigste und mächtigste aller maurischen Häuptlinge, und schrieb den Handelsleuten nach seinem Gutdünken Gesetze vor. An den Punkten, wo er den Verkehr gestattete, mußte der Kaufmann an Abgaben zahlen: Zwei Stück Guinee (blaues Baumwollenzeug) für jede 2000 Pfund eingehandelten Gummis; für das Abendessen des Königs und für kleine Ausgaben desselben je zwei Stücke, für die kleinen Ausgaben der Königin anderthalb Stücke, für den Minister und dessen Abendessen zusammen zwei Stücke. Außerdem mußte man allabendlich dem Minister, bei Strafe von fünf Ellen Guinee, eine Schüssel mit Reis senden. Beim Verweigern dieser Abgaben wurde „der Handel geschlossen."

Die „Räuber der Wüste", die Mauren, waren die eigentlichen Gebieter des Landes, und auch die eingeborenen Völker Walofs, Peuls, Sereres und Malinkes schmachteten unter ihrem Drucke. Die Trarzas hatten auch das linke Ufer des untern Senegal in Besitz genommen, und trieben

Ein Lager der Mauren am Senegal.

die Ausbeutung des Landes ganz systematisch. Der eine Maurenhäuptling erhob Tribut in Cayor, der andere in Dimar, ein dritter nannte sich Fürst von Dagana, ein vierter Herr von Daë und so fort. So arg war der Druck, daß im Verlaufe der Zeit nach und nach etwa anderthalbhundert einst volkreiche Dörfer der Walofs allein auf der Strecke zwischen dem See von Cayor und dem Meere völlig verschwanden. Einige eingeborene Häuptlinge nahmen den Mohammedanismus an, stellten sich unter die Schutzherrschaft der Mauren, und ihre schwarzen Krieger (Tiédos, Waffenmänner) waren bald eben so fanatisch und grausam, wie die maurischen Oberherren. Es war von Seiten der französischen Handelsleute sehr unklug, daß sie diesen Barbaren Schießpulver und Waffen lieferten.

Allen diesen Zuständen machte ein Mann ein Ende, der sich auch um die Länder- und Völkerkunde Verdienste erworben hat, und dessen wir im Globus schon mehrfach

Marktplatz in Gorée.

Häuptling der Walofs.

erwähnt haben. Das ist der Oberst Faidherbe, seit acht oder neun Jahren Gouverneur am Senegal. Er beschloß, um jeden Preis dem Unfuge der Mauren ein Ende zu machen, sie vom linken Ufer des Stromes zu verdrängen, und den schwarzen Bewohnern Ruhe und Frieden zu sichern. Er führte seine Streiche rasch und kräftig; 1857 bezwang er die Trarzas und den Fanatiker Al Hadschi, im April 1858 die Schwarzen von Ndiampur, 1859 jene von Ginn und Sine; er durchzog das Land vom Meere bis zu den Felu-Katarakten, und bis in die Nähe des Gambia. Die Folgen eines so nachdrücklichen Einschreitens waren sehr wohlthätig. Alle oben erwähnten Abgaben (Contumes) sind abgeschafft, Walo und Dimar ist den Mauren entrissen und unter die Kolonialverwaltung gestellt worden; die Volksmenge ist von 17,000 auf 34,000 Seelen gestiegen; die Oberherrlichkeit der Franzosen, welche, im Vergleich zu jener der Mauren oder fanatischer Fellata, als eine wahre Wohlthat erscheint, reicht nun schon bis zu den Schwarzen in den Landschaften Futa Toro, Bondu, Kasson und Bambuk. Ueberall hat Faidherbe Schulen für beiderlei Geschlechter gegründet, und bemüht sich, Civilisation zu verbreiten.

bar. Also ging er an's Werk. Zunächst versicherte er sich der Zustimmung seiner nächsten Nachbarn, und warb Verbündete, bewaffnete auch seine zahlreichen Sklaven, hatte bald einen beträchtlichen Heerhaufen beisammen, und predigte nun in allen Gauen der Fulbe (Peuls, Fellatah) den heiligen Krieg gegen die Kafirs, die Ungläubigen. In der linken Hand hielt er den Koran, in der Rechten ein Schwert. Allen, die mit ihm zogen, versprach er die Habe der Ungläubigen auf dieser Welt, und Mohammeds Paradies in jener. Bald strömten große Schaaren herbei; sie kamen aus den Wäldern von Futa, aus den Schluchten von Fuladu und Dschalonka, und Al Hadschi gebot über etwa zwanzigtausend beutelustige Fanatiker. Diese stürmten zuerst gegen die Malinkes (Mandingos) in der Landschaft Bambuk, und verschonten auch die ärmste Hütte nicht; Alles wurde ausgeraubt und niedergebrannt, im Namen Gottes und des Propheten. Dann zogen sie, plündernd und sengend, an den Bafing, das heißt den obern Senegal, und an den obern Niger, und bedroheten Sego, die Hauptstadt der Bamanas, den Mittelpunkt, von welchem aus das Heidenthum, der Fetischismus der Neger, dem fanatischen Mohammedanismus bis auf diesen Tag

Fort Lampsar am Senegal.

Es ist von Interesse, die Art und Weise der Kriegführung am Senegal näher zu betrachten; sie gewährt einen Einblick in das Leben und Treiben der Völker jener Gegend.

Wir haben in einer frühern Nummer des Globus (S. 23) die Wasserfälle von Felu geschildert; unweit derselben haben die Franzosen das Fort Medine angelegt, und dieser Posten ist wichtig für sie, weil er den Zugang nach den Landschaften Bambuk, Kasson und Kaarta sichert. Aber er gerieth einmal in dringende Gefahr.

Im Jahre 1854 oder 1855 kam ein Marabu aus dem senegambischen Futa von einer Pilgerfahrt nach Mekka zurück. Dieser Al Hadschi, Wallfahrer, Pilger, war ein ehrgeiziger Mann; es gelüstete ihn, am Senegal eine Rolle zu spielen, wie weiland der große Prophet in Arabien, oder wenigstens wie Abd el Kader in Algerien. Und hatte nicht erst zu Anfang unseres Jahrhunderts ein Emir der Fulbe, Sultan Danfodio, ein mächtiges Reich von Sokotu aus gegründet? War doch auch der Scheich Ahmadu am Niger, zwischen Dschenne und Timbuktu, mächtig geworden; und was Jenen gelungen, war doch auch für Al Hadschi erreichbar. Also ging er an's Werk. Zunächst versicherte er sich der Zustimmung seiner nächsten Nachbarn, und warb Verbündete, bewaffnete auch seine zahlreichen Sklaven, hatte bald einen beträchtlichen Heerhaufen beisammen, und predigte nun in allen Gauen der Fulbe (Peuls, Fellatah) den heiligen Krieg gegen die Kafirs, die Ungläubigen. In der linken Hand hielt er den Koran, in der Rechten ein Schwert. Allen, die mit ihm zogen, versprach er die Habe der Ungläubigen auf dieser Welt, und Mohammeds Paradies in jener. Bald strömten große Schaaren herbei; sie kamen aus den Wäldern von Futa, aus den Schluchten von Fuladu und Dschalonka, und Al Hadschi gebot über etwa zwanzigtausend beutelustige Fanatiker. Diese stürmten zuerst gegen die Malinkes (Mandingos) in der Landschaft Bambuk, und verschonten auch die ärmste Hütte nicht; Alles wurde ausgeraubt und niedergebrannt, im Namen Gottes und des Propheten. Dann zogen sie, plündernd und sengend, an den Bafing, das heißt den obern Senegal, und an den obern Niger, und bedroheten Sego, die Hauptstadt der Bamanas, den Mittelpunkt, von welchem aus das Heidenthum, der Fetischismus der Neger, dem fanatischen Mohammedanismus bis auf diesen Tag erfolgreichen Widerstand geleistet hat. Auch Al Hadschi wurde zurückgeworfen, und begab sich nun in nordwestlicher Richtung nach der Landschaft Kaarta, wo das meinige Volk mit einander in Fehde lag. Die Diavaras, die alten Besitzer des Grundes und Bodens, hatten sich gegen die Massassis aufgelehnt; diese sind Bambaras, welche im vorigen Jahrhundert als Eroberer aus Sego nach Kaarta kamen. Hier hatte Al Hadschi leichtes Spiel. Er fiel über beide Parteien her, schlachtete mit heiliger Unparteilichkeit Alle ab, die sich ihm in den Weg stellten, verwandelte ganz Kaarta in eine Wüstenei, und that ein Gleiches mit Kasson. Hier wüthete er am ärgsten gegen die Ulad Mbareks, einen mohammedanischen Stamm, der in dem plündernden Krieger keinen Heiligen erblickte.

Mit Beute beladen und mit Blut besudelt, wollte Al Hadschi nach dem senegambischen Futa zurückkehren, denn dieses sollte der Mittelpunkt seiner neuen Macht werden. In seinem Wege lag das Fort Medine, welches Oberst Faidherbe vor ein paar Jahren gegründet hatte. Während Al Hadschi in den umliegenden Landschaften mit Feuer und

Schwert wüthete, hatten sich viele Flüchtlinge aus Kaarta und Kassou zu den weißen Leuten geflüchtet, um bei ihnen Schutz zu suchen. Als ihren Häuptling betrachteten sie den Kassonke Sambala, welcher von ihren alten Königen abstammte. Unter den Kanonen von Medine hatten sie ein Dorf gebaut und daneben eine Tata, eine Art von Burg

in die Vertheidigungslinie der Burg einbezogen. Die Arbeiten waren kaum beendet, als am 18. April einige Flüchtlinge meldeten, Al Hadschi käme herangezogen. Sogleich nahm Holl mit Sambala Rücksprache; auch dieser war zur äußersten Gegenwehr entschlossen. Dann begab er sich zu den Bambara-Flüchtlingen, auf deren Ausdauer er weniger

aus Steinen und Erde. Ihre Zahl betrug mehr als sechstausend Köpfe.

Die kleine Besatzung der Burg stand unter dem Befehl eines tüchtigen und tapfern Mannes, Paul Holl. Der Name läßt auf deutsche Abstammung schließen. In der Voraussicht, daß Al Hadschi auch für das Fort Medine gefährlich werden könne, hatte Holl schon im Anfange des Jahres 1857 jene Tata durch eine doppelte Erdumwallung

rechnen zu dürfen glaubte; aber auch diese Schwarzen waren zum Widerstand entschlossen, wenn sie von weißen Männern angeführt würden.

Noch am Abend jenes Tages erfuhr Paul Holl, daß Al Hadschi einen Sturm gegen das Fort unternehmen wolle; die Leitern hatte er, mit seiner heiligen Hand, den wildesten Fanatikern seines Heeres anvertraut. Er hatte in offenem Felde gepredigt, seinen Streitern Lohn und Ruhm verheißen.

Walofs und Peuls am untern Senegal.

Schutz gegen die Mücken am untern Senegal.

Offenbar wußte er, wie viel gerade auf einen Sieg über die Weißen ankam, denn wenn er Medine eroberte, war seine Macht fester als je begründet.

Die regelmäßige Besatzung der Burg zählte nur vierundsechszig Mann; davon waren zweiundzwanzig schwarze Soldaten, vierunddreißig Laptots, das heißt schwarze Matrosen, dazu kamen der Sekretär des Kommandanten, zwei weiße Artilleristen, drei Seesoldaten und ein Sergeant.

Am andern Morgen, 20. April, zog Al Hadschi heran. Er hatte seine aus zwanzigtausend Kriegern bestehende Macht in vier Angriffssäulen getheilt, und diese warfen sich zumal gegen Sambalas Tata und gegen das Fort. Zum Erstaunen der Europäer schritten sie, ganz gegen die Gewohnheit der Schwarzen, in dichten Linien, ganz still und gesenkten Hauptes einher. Sie benahmen sich wie Leute, die einen festen Entschluß für alle Fälle gefaßt, und einen unerschütterlichen Glauben an die Worte ihres Propheten haben. Dieser hatte ihnen die Versicherung gegeben, daß die Kanonen der Weißen nicht losgehen würden; das habe Allah ihm offenbart; er wolle seine Gläubigen schützen und bewahren. Aber es kam anders.

Holl wartete ruhig, bis der Feind nur noch etwa hundert Schritte von den Mauern entfernt war. Dann ließ er Feuer auf Feuer geben, und in die dichten Reihen der Fanatiker hinein kartätschen. Aber immer füllten sich die gelichteten Reihen wieder, und bis elf Uhr Morgens wurde allemal der Angriff erneuert. Sechs Stunden hatte der Kampf gedauert; dann erst wichen Al Hadschi's Krieger zurück. Der Prophet hatte sich mit seiner Frau außerhalb der Schußweite aufgestellt; jetzt mußte aber auch er weichen. Weinend und in fürchterlicher Wuth zog er nach seinem Lager zurück. Die Tapfersten seiner Taliba's, gläubigen Anhänger, hatte er eingebüßt, sie lagen in Reihen und Haufen vor den Wällen von Medine. Allah hatte doch gestattet, daß die Kanonen losgingen.

Noch am Abend vorher hatte Holl Eilboten nach den verschiedenen französischen Posten gesandt, namentlich nach Bakel, das stromabwärts am Senegal liegt, und nach Senudebu am Faleme; ferner an den Befehlshaber des Dampfers Guet Ndar, welcher unterwegs war, um neue Vorräthe nach Medine zu bringen. Eilige Unterstützung war in der That vonnöthen, denn Al Hadschi gab sein Spiel noch nicht verloren. Im Laufe des Monats unternahm er noch zwei, allerdings vergebliche Stürme gegen Medine; aber hier ging der Pulvervorrath auf die Neige, und der Feind, der über viele tausend Krieger gebot, hielt die Festung umzingelt, und schnitt ihr alle Verbindung nach Außen ab. Gegen Ende des Maimonats stellte sich in Medine Mangel an Lebensmitteln ein, die Tausende von Flüchtlingen, welche in Sambala's Tata sich zusammengedrängt hatten, mußten hungern, und fristeten ihr Leben nur noch nothdürftig durch Erdnüsse, deren täglich eine kleine Menge vertheilt wurde. Bald stellten sich auch, in Folge der Entbehrung, Krankheiten ein. Die eigentliche Besatzung bekam außer Erdnüssen auch ein wenig Hirse; Wein und Branntwein war erschöpft, Mehl und Schiffsbrot beschädigt, aber zum Glück war noch Kaffee und Farinzucker vorhanden.

Die Blockade zeigte sich so wirksam, daß keine Seele aus dem Fort heraus konnte; es war unmöglich, bis an den Fluß zu gehen oder in Sambala's Tata, ohne daß den Leuten die Kugeln um den Kopf sausten. Al Hadschi hatte eine förmliche Belagerung unternommen, und seine Approschen bis etwa achtzig Fuß von den Wällen vorgeschoben. Von dort aus flogen Kugeln und Drohreden herüber, und mit den ersteren durfte die Besatzung nicht antworten, weil sie ihren Schießbedarf auf das Aeußerste zu Rathe halten mußte. Nachts konnte Holl ganz genau hören, was sie mit einander sprachen. Nicht selten riefen sie: „Verloren seid ihr, Männer von Medine; eure Dampfer (Sahare) haben wir bei Diakandape weggenommen; die Männer, welche euch zu Hülfe kommen wollten, sind durch uns aus einander gejagt. Schießbedarf werdet ihr auch nicht bekommen, denn er ist in unsere Hände gefallen. Der Gouverneur kommt auch nicht. Al Hadschi ist der Gebieter, ergebt euch. Die Muselmänner von St. Louis wollen wir schonen, die Bambaras wollen wir tödten; Paul Holl soll langsam verbrannt, Sambala in Stücke gehauen werden. Hört, ihr Tubab (wahren Gläubigen), weshalb haltet ihr es mit den Kafirs, den Bambaras und den Kassonkes? Ohne euch hätten sie längst einen rothen Streifen um den Hals herum."

Die Mohammedaner und schwarzen Soldaten unter Holl's Befehl riefen ihrerseits: „Ihr habt erfahren, wie stark unser Arm ist, und wir halten treu zu unseren Verbündeten. Die Weißen handeln anders, als euer Prophet, sie verrathen ihre Freunde nicht. Wir wollen standhaft zu ihnen halten. Ihr sollt ausgerottet werden; der Tag kommt. Der Gouverneur nahet mit seinem Feuerschiffe."

Ein paar Tage später kamen Feinde ganz in die Nähe der Tata Sambala's, um ihn abwendig zu machen. „O Sambala, du stammst von den Königen in Kasson ab, du bist Dawa Demba's Sohn, desselben Mannes, welchen die Weißen einst um Schutz anfleheten. Wie niedrig bist du geworden! Du bist nur ein Gefangener der Weißen und hast deine Familie entehrt."

Sambala antwortete: „Bin ich ein Gefangener der Weißen? Um so besser. Ich will gern ihr Gefangener sein. Die Weißen sind gut, sie haben Erbarmen mit den Unglücklichen, sie nehmen dem Manne das Weib nicht und lassen der Mutter die Kinder. Sie machen es nicht, wie euer Al Hadschi. Euer Al Hadschi ist ein Räuber. Weshalb verfolgt mich euer falscher Prophet mit seinem Hasse. Ehe er seinen Raub begann, sprach ich den Salam (war ein Mohammedaner); ich allein von allen Söhnen Dawa Demba's trank kein starkes Getränk. Nun sagt dem Hadschi, daß ich ihn und seine Lehre verachte; sagt ihm, daß ich Wein trinke, sagt ihm auch, daß ich sogar Sangara (Branntwein) trinke. Ja, sagt ihm das!"

So befehdeten sie einander auch mit Worten, wie einst Griechen und Trojaner vor den Mauern Ilions. Aber die Lage wurde immer bedenklicher, das Pulver war bis auf eine Kleinigkeit zusammengeschmolzen. Sambala kam und verlangte Schießbedarf, und Holl durfte doch nicht eingestehen, daß es ihm daran fehlte, weil er dann seine Verbündeten entmuthigt hätte; er mußte sie hinhalten. „Dort, im Magazin, habe ich noch viel Pulver, aber wir wollen davon gegen die Unglücklichen keinen Gebrauch machen. Haben wir nicht schon genug dieser Leute getödtet? Sieh nur, wie die Leichen umher liegen! Die Luft ist ohnehin schon stark verpestet. Wenn sie uns wieder angreifen, sollt ihr Pulver haben. Bleibt nur ruhig, in den nächsten Tagen kommt Entsatz."

Paul Holl hatte bis in den Juli standhaft ausgeharrt, und drei Angriffe abgeschlagen. Jetzt war er ohne Munition und Lebensmittel, und nicht im Stande, einen vierten Sturm abzuwehren. Seine Leute waren so abgemattet, daß die Wachtposten nicht mehr hinlänglich besetzt werden konnten, und von den sechstausend zusammengedrängten Schwarzen starben schon viele Hungers. Holl begriff vollkommen die ganz hoffnungslose Lage; es blieb ihm nichts weiter übrig, als wie ein tapferer Mann sein Leben theuer zu verkaufen, und ehrenvoll zu sterben. Er verständigte sich darüber mit seinem Sergeanten, Namens Deplat, und dieser dachte

eben so. Wenn der Feind eindrang, wollte der letztere im Blockhause, wo Bomben lagen, Feuer anlegen, und Holl ließ die noch übrigen Bomben in sein Zimmer bringen, um sich mit ihnen in die Luft zu sprengen, sobald der Feind da sei.

Am 18. Juli waren die Lebensmittel völlig ausgegangen, auch die letzten Ueberbleibsel hatte man aufgezehrt, für den andern Tag war gar nichts mehr vorhanden. Da vernahm die auf das Aeußerste bedrängte Besatzung einzelne Kanonenschüsse aus der Ferne. Sie horchte auf. Kleingewehrfeuer folgte. Das Geräusch kam aus der Gegend, wo die Kippes liegen; diese sind zwei hohe Felsen auf beiden Seiten des Senegal, stromabwärts, und bilden gleichsam eine Riesenschleuse, durch welche sich das Wasser mit reißender Schnelligkeit hindurchdrängt. Al Hadschi wußte vollkommen, wie wichtig dieser Punkt war, und hatte ihn besetzen lassen, um jedem Schiffe die Durchfahrt zu verwehren. Aber Faidherbe vereitelte seine Anschläge.

Der Gouverneur hatte sich am 4. Juli, als das Stromwasser anwuchs, von St. Louis nach Bakel begeben, wo er erfuhr, daß die mit dem Dampfer nach Medine abgeschickten Vorräthe noch unterwegs waren; das Schiff saß fest und war fast gescheitert. Die größte Eile war geboten, und doch war der Flußweg beschwerlich, weil das Wasser fiel. Aber Faidherbe wollte das Fort um jeden Preis entsetzen. Mit etwa einhundert Handwerkern, meistens Maurern aus Matam, einigen Laptots und sechszig weißen Soldaten zog er weiter, und war am 18. Juli Morgens bei den Kippes. Bis dahin war er mit seinem Dampfer glücklich gelangt. Die Stromenge wurde vom Geschütze Al Hadschi's beherrscht; mit dem Dampfer konnte man nicht hindurch. Faidherbe faßte rasch einen kühnen Entschluß. Er setzte seine Leute am rechten Ufer aus, griff von dort die eine Kippe an, und sein Plan gelang. Die Streiter des Propheten hatten von dorther keinen Angriff erwartet, und waren völlig überrascht. Nachdem man ihnen einige Ladungen gegeben, flohen sie; der Oberst pflanzte einen Mörser auf, und beschoß die gegenüberliegende Kippe.

Das Geräusch drang, wie bemerkt, bis nach Medine, aber Holl meinte, es komme von den Kanonen des Dampfers Gnet Ndar, dessen Eintreffen er so lange vergeblich erwartet hatte. Er ließ die Flagge aufziehen, stellte seine ausgehungerten Leute zum Streit auf, und erwartete in großer Aufregung die Ereignisse, welche kommen würden. Faidherbe hatte inzwischen seinem Dampfer, dem Basilisk, Befehl gegeben, im Strome vorzudringen, während er selber gegen die Krieger Al Hadschi's feuerte. Der Dampfer kam auch, wiewohl mit großer Mühe, über die Stromschnellen hinweg. Nun war Medine gerettet. Paul Holl erkannte durch sein Fernglas die Befreier, riß am Glockenstrange und verkündete das glückliche Ereigniß. Da war großer Jubel auch unter den Schwarzen. „Die Weißen sind da! Die Männer vom Senegal kommen! Der Gouverneur ist hier! Nun gegen Al Hadschi!"

Sambala eilte zu Holl und verlangte Pulver, um einen Ausfall zu machen; jetzt sei die rechte Zeit da. Er war wie vom Donner gerührt, als er die Antwort bekam, daß schon längst kein Pulver mehr vorhanden sei.

„Aber du sagtest mir doch, dein Magazin sei gefüllt."

„Aber wenn ich dir gesagt hätte, daß wir kein Pulver mehr hätten, was würdest du dann wohl gethan haben?"

Sambala dachte ein wenig nach und sprach: „Ihr Weißen seid kluge Leute, du thatest wohl daran, daß ich die Wahrheit nicht erfuhr."

Inzwischen kamen die Befreier in die Nähe von Medine und feuerten auf die Belagerer ein, gegen welche nun Holl einen Ausfall mit der blanken Waffe unternahm. Der Feind wurde auseinander gesprengt und floh nach allen Richtungen hin. Al Hadschi hat sich von diesem Schlage nicht wiederholt; ein Jahr später nahmen ihm die Weißen auch den Waffenplatz Gemu ab, welchen er dem Fort Bakel gegenüber errichten wollte. Vorläufig ist er so ziemlich verschollen, und den Europäern nicht mehr gefährlich.

Durch ein einfaches Dekret hat sich Frankreich auch die ganze Region vom rechten Ufer des untern Senegal bis zum grünen Vorgebirge, und weiter nach Süden hin bis an den Gambia, angeeignet. Schon im Jahre 1679 hatte ein Seeoffizier, Ducasse, mit den Häuptlingen oder „Königen" von Cayor, Baol und Sin Verträge abgeschlossen, kraft deren sie einen sechs Lieues breiten Landstreifen von der Halbinsel, welche mit dem grünen Vorgebirge endigt, bis zum Flusse Salum abtraten. Dieses Anrecht wurde nicht geltend gemacht; die am Gestade und an den Flüssen da und dort sich aufhaltenden Handelsleute aus Goree bekamen von den Häuptlingen oft nicht einmal Erlaubniß, sich Strohhütten zu bauen, und waren auch manchen Erpressungen ausgesetzt.

Im December 1858 machte in Rufisque (an der Halbinsel des grünen Vorgebirges) ein Verwandter des Königs von Cayor einen Mordversuch gegen einen französischen Handelsmann und dessen schwarzen Diener; er schoß drei Kugeln in ihre Hütte. Der Diener starb an der Wunde; auch der Kaufmann war schwer verletzt. In Joal, dessen Bewohner angeblich Christen sind (so weit eben ein Neger in Afrika Christ sein kann) wurden zwei Missionäre von den Tiedos des Königs von Sin mißhandelt. Der Tiédo ist ein Gegensatz des Marabu; das Wort bedeutet buchstäblich einen ungläubigen Mann, einen Gottlosen, einen Menschen ohne Glauben oder Gesetz. Diese Krieger sind der ärgsten Völlerei ergeben, und fast immer berauscht. In Joal war nun eine Rotte dieser Tiédos, in Gesellschaft zügelloser Weiber, in die Kirche eingedrungen, hatte sich in abscheulichen Orgien gewälzt, und einen Missionär verwundet. Gleich nachher war der Groß-Fitor, das heißt der Steuereinnehmer des Königs von Sin, nach Joal gekommen, hatte das Missionshaus überfallen, dort Alles auf den Kopf gestellt, einem Missionär die Taschen untersucht, und dem andern drei Messerstiche versetzt. Die Schwarzen jener Gegend benahmen sich überhaupt ohne alle Rücksicht; am grünen Vorgebirge plünderten sie, sogar im Schußbereich der Kanonen von Gorée, gestrandete Schiffe, und erzwangen Abgaben von den Waaren, welche aus Cayor an die französischen Kaufleute jener Stadt geschickt wurden.

Diesem Unfuge wollte Oberst Faidherbe mit Einem Schlage steuern. In den ersten Tagen des Maimonats begab er sich mit zweihundert senegambischen Scharfschützen und ein paar Feldkanonen von St. Louis nach Gorée, nahm dort noch anderthalbhundert Seesoldaten mit sich, und forderte die Schwarzen auf, sich ihm anzuschließen. Etwa einhundert Freiwillige traten unter seine Fahne. Die Bewohner der Halbinsel des grünen Vorgebirges wurden zu einer großen Versammlung einbernfen, und ohne Weiteres für französische Unterthanen erklärt. Das ließen sie sich gefallen. Dann predigte Faidherbe unter einem riesigen Baobabbaume den „heiligen Krieg" der Gesittung gegen die Barbarei.

Der Zug begann, und ging zunächst nach Rufisque, dessen Bewohner, einige Tausend an der Zahl, vorzugsweise dem Fischfang obliegen. Deshalb verehren sie die Geister der Tiefe, von denen sie abzustammen vermeinen. Diese Geister wohnen unten auf dem Meer in schönen Palästen, und wenn ein Sterblicher zu ihnen kommt, wird er freundlich empfangen. Die Wenigen, welche so glücklich waren, die

Geister zu sehen, erzählen Wunderdinge, welche sie dort erlebt haben wollen. Die Springfluth bei Rufisque ist sehr gefährlich (siehe das Bild, Globus S. 21), heftige Windstöße richten manches Fahrzeug zu Grunde, und die in unzähliger Menge vorhandenen Haifische halten manches leckere Mahl. Aber der Neger glaubt, daß die auf dem Meere Verunglückten in die Paläste der Geister eingehen und dort herrlich und in Freuden leben. Manchmal geben sie durch Blasen auf Muscheln, das aus der Tiefe heraufschallt, ihre Freude zu erkennen. Die auf der Oberwelt behaupten dann, daß jene dort unten eben köstlichen Palmwein trinken.

Bei Rufisque bauete Faidherbe ein Blockhaus und erklärte, daß fortan jeder französische Unterthan das Recht habe, steinerne Gebäude aufzuführen. Künftig solle kein bewaffneter Tiédo sich blicken lassen; keinem Fremden dürfe man Grund und Boden verkaufen. Der Vertrag von 1679 wurde in Kraft gesetzt. Damit waren die Neger einverstanden, stellten auch Freiwillige, und nun zog Faidherbe der Küste entlang. Seine Leute fischten Austern von den Manglebüschen, welche von der Fluth bespült werden.

zum Nachfolger dieses Bur bezeichnete Mann ist allemal dessen nächster Verwandter, führt den Titel Bumi, steht in hohem Ansehen und übt eine große Macht aus. Nun wußte der Bumi von Sin nicht, daß die Franzosen in Joal seien, und kam mit einem zahlreichen Gefolge dorthin, um, nach altem Brauche seiner Dynastie, ein Bad im Meere zu nehmen. Dieses sollte die Sühne für einen Mord sein, welchen er vor Kurzem an einem seiner Hofleute verübt hatte. Die Reiter kamen heran, als es eben dunkel wurde; die Franzosen, welche eine feindliche Absicht vermutheten, sandten zwei Patrouillen aus, und die eine derselben umzingelte den Bumi. In einem Handgemenge wurde derselbe verwundet, entkam aber, und wäre beinahe ertrunken; zwei Männer und zwölf Pferde blieben in den Händen der Franzosen.

Der eine dieser Gefangenen war ein Häuptling aus Sin, über dessen Gewaltthätigkeiten oft Klage geführt worden war. Aber Faidherbe ließ ihn vorsätzlich frei, schrieb zugleich dem Könige von Sin, daß er nach Fatik kommen werde, um zu erfahren, ob man Krieg oder Frieden haben wolle. Während des Zuges dorthin, wagte der Bumi

St. Louis am Senegal.

Zwischen dem rothen Vorgebirge und dem Kap Nase liegt ein eigenthümliches Gemeinwesen, die „Republik Noues“. Dort wohnt ein hübscher, kräftiger Menschenschlag, welcher sich durch Sprache und weniger niedrige Civilisation von den umwohnenden Walofs und Sereres unterscheidet. Diese Leute haben sich stets der Sklaverei erwehrt, und auch dem Sklavenhandel niemals Vorschub geleistet. Sie verboten, um jenen Handel bei sich nicht aufkommen zu lassen, jedem Fremden den Zugang, und wer ihnen verdächtig war, bekam eine wohlgezielte Kugel in den Leib. Dabei sagten sie: „Unsere Erde will dich nicht mehr tragen, kehre in sie zurück.“ Dann gruben sie der Leiche ein Grab.

Seit der Abschaffung des Sklavenhandels haben sie die frühere Absperrung auf, und kamen als Lohnarbeiter nach Gorée.

In Joal wurde Faidherbe von den Missionären und Einwohnern freundlich empfangen; die Tiédos und der Groß-Fitor hatten das Weite gesucht. Inzwischen begab sich ein Vorfall, der sich vortrefflich ausbeuten ließ. Die Landschaften der Walofs haben, gleich jenen der Djiolofs, wie Sin und Salum, zum Häuptling einen Bur. Der

einen Angriff, wich aber bald zurück. Als jedoch Fatik erreicht war, strömten die Männer von Sin aus den Wäldern hervor. Hier wurden sie mit Kartätschen empfangen; eine Abtheilung weißen Fußvolkes schoß Reiter und Pferde nieder, und ging dem sehr muthigen Feinde mit dem Bayonnet auf den Leib. Viele Häuptlinge wurden getödtet oder verwundet, und nach tapferer Gegenwehr floh endlich die Streitmacht von Sin. Auf dem Schlachtfelde lagen auch fünf entseelte Prinzen. Nun wurde Fatik eingeäschert. Der König zog in östlicher Richtung fort, und ließ kund und zu wissen thun, daß er sich niemals wieder in einen Kampf mit den Weißen einlassen wolle. Am andern Tage erhielt Faidherbe noch fünfzig Mann Fußvolk Verstärkung, und drang nun bis Kaolak, bei der Escale Kaun, der Hauptstadt von Salum vor, wo er den Alkaly, des Königs Minister, zu sich entbot.

Die Könige von Sin und Salum stammen von einer Mandingofamilie ab; ihre Unterthanen sind vom Stamme der Sereres. Die Eigenschaft eines Gelluar, und mit ihr die Ausübung der höchsten Gewalt, wird von weiblicher Seite übertragen. Der König von Salum war vor Kurzem

gestorben, und ein Jüngling von achtzehn Jahren, Namens Samba Laobe, sein Nachfolger. Gegen ihn hatte sich eine feindliche Partei aufgelehnt, und er war deshalb geneigt, mit den Weißen in gutes Einvernehmen zu treten. Sie konnten ihn schützen, und er fügte sich in alle ihm auferlegten Bedingungen.

In allen genannten Landschaften, welche einst das Königreich Walof bildeten, richtet die Völlerei großes Unheil an. Die Könige, ihre Familie, die Minister und die Tiédos sind nur selten nüchtern; sie verüben jede Gewaltthat, um sich Branntwein zu verschaffen. Jetzt sind sie unter Aufsicht gestellt worden und in Abhängigkeit gerathen; die Weißen haben bis auf zwanzig deutsche Meilen landeinwärts eine Anzahl von Blockhäusern aufgeführt, und sind nun im Besitze des ganzen Vierecks zwischen dem Senegal und dem Salum-flusse, der wenige Stunden nördlich vom Gambia mündet, und vom grünen Vorgebirge bis hinauf zu den Katarakten von Felu.

Senegambien kann, seiner trefflichen Lage halber, von großer Wichtigkeit werden; wir wiederholen, daß von dort aus die bequemste Handelsverbindung mit den Ländern am obern Niger sich herstellen läßt.

Thessalonich in Macedonien.

Diese alte Stadt, an deren griechische Bewohner der Apostel Paulus zwei Briefe schrieb, erregt in unseren Tagen allgemeine Aufmerksamkeit, weil sie, wenn nicht Alles täuscht, dazu bestimmt scheint, ein wichtiger Knotenpunkt für den großen Weltverkehr zu werden.

Sie hat eine vortreffliche Lage im innern Winkel des Busens von Selanik (Saloniki) und ein sehr fruchtbares Hinterland, welches der Wardar durchströmt. Bald nach der Gründung (auf der Stelle der Ortschaft Thermä) durch Kassander, Alexander des Großen Schwager, welcher sie zu Ehren seiner Gemahlin Thessalonika nannte, gewann sie Aufschwung; ihre Bedeutung für den Handel hat sie durch alle Zeiten bewahrt, und gegenwärtig zählt sie etwa siebenzigtausend Bewohner. Sie bilden, wie in allen Seestädten des südöstlichen Europa's, ein buntes Gemisch. Man darf sie nicht, wie manchmal geschieht, als eine griechische Stadt bezeichnen, denn die griechisch redende Bevölkerung bildet, selbst mit Hinzurechnung der gräkoslavischen Haushaltungen, eine Minderzahl, und ist gleichsam nur als Kolonie und Fremdenansiedlung zu betrachten. Fallmerayer meinte, der Volksmasse und dem allgemeinen Charakter nach sei Thessalonika viel mehr eine Stadt Israels, und sollte eigentlich Samaria heißen; denn von den etwa siebenzigtausend Insassen waren 1850 zwischen 30- und 36,000 Juden, in etwa 6200 Familien.

Ein Jude in Thessalonich.

Auch ist der Verkehr im Allgemeinen, die Börse, Cours und Geldwechsel nebst dem Kleinhandel in den Händen von Angehörigen des rührigen, immer betriebsamen, jeden Vortheil klug erspähenden und ewig zähen Volkes, das in den sonst sehr starren Orient eine Regsamkeit und Bewegung bringt. Fast alle Hausdienerschaft und ein großer Theil der Ruderer im Hafen sind Juden, welchen die Leute anderen Stammes auch das Lasttragen überlassen; die Bulgaren und Griechen können auch in dieser Beziehung dem viel fleißigern Juden keine Konkurrenz machen. — Abgesehen von dem scharfen, ganz semitisch gezeichneten Gesicht erkennt man den Juden leicht an seinem rothen Kopftuche, das er wie einen Turban gestaltet, und an dem mit Pelz besetzten Rocke. Die Kleidung der Frauen zeigt das gleichfalls pho-

tographisch aufgenommene Bild. In beiden Gesichtern liegt etwas Weinerliches, ein Leidenszug, der bei einem Volke, das ja seit Jahrtausenden fast überall einem schmachvollen Druck unterlag, und an welchem sich die Brutalität christlicher und mohammedanischer Völker um die Wette versündigte, nicht auffallen kann.

Aber in Saloniki geht es jetzt den Juden leidlich, und sie gedeihen wunderbar. Es giebt zwar ein eigenes Judenviertel in der Stadt, aber unsere Zeit schämt sich eines Ghetto selbst in der Türkei, und auch am macedonischen Meere durchbrechen die Söhne Abrahams Schranken, welche einst die Unduldsamkeit barbarischer Jahrhunderte gezogen. Fallmerayer, ein vortrefflicher Beobachter, bemerkt, daß die ehemals viel gerühmte hohe Schule der Rabbiner, an welcher 200 Lehrer thätig waren, längst nicht mehr bestehe; man weiß heute gar nichts mehr von ihr. Die Juden fabriciren auch keine Teppiche mehr, aber mit Nachkommenschaft sind sie reichlich bedacht. Keiner darf ledig bleiben, und in dieser Beziehung hat die Gemeinde sich strenge Vorschriften gesetzt. Jünglinge, die das mannbare Alter erreicht haben, werden vorgeladen, und man schärft ihnen ein, sich zu verheirathen. Ob und wie sie ihre Frau und Familie ernähren, das bleibt ihrer Betriebsamkeit überlassen. Stirbt die Frau, und ist dann der Wittwer noch nicht über die Schwelle des Alters getreten, so muß er von Gemeindewegen in möglichst kurzer Frist eine neue Verbindung eingehen. Nur Kindheit, Tod oder Altersschwäche befreien von der Last. Aermere Familien ernähren die Knaben nur bis zur Vollendung des zehnten Lebensjahres; von da an müssen sie selber für ihre Nahrung sorgen. Das schärft nun freilich die Sinne, aber es führt zu Unordnungen und Leichtfertigkeiten, die nirgends bedenklicher sind, als gerade in Saloniki.

Eine Jüdin in Thessalonich.

„Die Größe der Stadt, ihre Lage an der See, der milde Himmel, die schnelle und sichere Verbindung mit dem Occidente, der lebhafte Verkehr, der Zusammenfluß von Fremden, der duldsame Sinn der Bewohner aller Sekten, die Leichtigkeit des Erwerbes und Lebens, verleihen dem Aufenthalt in Thessalonika einen Reiz, wie ihn keine andere Stadt der europäischen Türkei besitzt. Selbst die Luft hat an dieser Küste etwas Weiches, Jonisches und zum frohen Genuß des Daseins Einladendes."

Das brüderliche Zusammenstehen der Israeliten gegen die Mitbewohner der Stadt ist in vielen Dingen musterhaft. Ein Christ oder Mohammedaner, welcher seinen jüdischen Diener ohne Grund fortschickt, mag sich selbst bedienen; um keinen Preis findet er einen andern, bis er sich mit dem vorigen verglichen hat.

Die Zahl der Osmanli beträgt etwa fünfundzwanzigtausend Köpfe, kommt also jener der Juden nahe. An Reichthum und Ansehen, Phlegma, Stolz und Macht behauptet der Türke den ersten Rang; von sogenannten Griechen leben nicht viel über dreitausend in der Stadt; vor der Zeit des griechischen Aufstandes waren ihrer etwa zehntausend.

Die Mohammedaner besitzen 37 Moscheen; manche sind einst christliche Kirchen gewesen, und an zehn derselben erkennt man noch jetzt die alten Basiliken. Die Türken haben Minarets hinzugefügt und Manches am innern und äußern Bau verändert. Die alte Demetrinskirche im Stadtviertel Eski Akapussi ist jetzt in eine Moschee verwandelt worden u. heißt Kassumihich Dschami. Der Maler Proust und der Photograph Schranz haben dieselbe besucht, und ein jüdischer Wechsler diente ihnen als Führer. Das allein kann schon von einer gewissen Duldsamkeit in Thessalonika zeugen.

Die Basilike des heiligen Demetrius ist zu Anfang des achten Jahrhunderts über den Gebeinen dieses von den byzantinischen Christen hochverehrten Kirchenlichtes erbaut worden. Demetrius fand im Jahre 307 in Thessalonich den Märtyrertod. So lange das Grab von den orthodoxen Priestern bewacht wurde, enthielt dasselbe eine Wunderquelle, aus welcher heiliges Oel hervorquell. Aber das Wunder nahm ein Ende mit dem Tage, da Sultan Amurath als Sieger einzog, denn gegen die Türken hielt der Heilige nicht Stand. Die mohammedanischen Imans haben jedoch Grab und Gebeine des Christen geachtet und unangetastet gelassen;

jenes wird in einem Winkel der Moschee den Fremden gegen ein Trinkgeld gezeigt.

Die Wichtigkeit der Handelslage von Thessalonich ist jüngst von Dr. J. G. von Hahn (österreichischem Konsul für das östliche Griechenland und Verfasser der „Albanesischen Studien") vortrefflich nachgewiesen worden. Ihm zufolge ist diese Stadt ein natürlicher Hauptpunkt für den raschesten Verkehr zwischen England und Indien, sobald er

Moschee in Thessalonich.

durch eine Eisenbahn mit Belgrad verbunden wird. Jetzt läuft von Norden her der Schienenstrang von Calais und Ostende ununterbrochen bis Temeschwar im Banate, und die Lücke bis Belgrad wird im Laufe der allernächsten Jahre ausgefüllt sein. Die Entfernung zwischen Saloniki und Alexandria in Aegypten beträgt nur 670 Seemeilen (deren vier auf eine deutsche Meile gehen), während sie von Triest auf 1200, von Genua 1300, von Marseille 1380 sich stellt. Wenn zwei Dampfer, welche mit der gewöhnlichen Schnelligkeit von zehn Seemeilen in der Stunde fahren, gleichzeitig Alexandria verlassen, so wirft der eine schon in Saloniki die Anker aus, wenn der andere noch 1700 Seemeilen nach Marseille zurücklegen muß, also in günstigem Falle noch 71 Stunden unterwegs bleibt. Sobald aber eine Eisenbahn von Saloniki nach Belgrad geht, auf welcher die Lokomotive in einer Zeitstunde nur zwölf Wegstunden zurücklegt, dann macht man über Wien die 670 Wegstunden weite Strecke von dem macedonischen Hafen bis Calais in 56 Stunden. Die ostindische Post gelangt demnach, allen Zeitaufenthalt mit eingerechnet, in derselben Zeit nach London, in welcher jener zweite Dampfer, wenn er günstige Fahrt hat, erst im Hafen von Marseille einläuft.

Belgrad ist von Saloniki nur 165 Wegstunden entfernt, und die Untersuchungen des Herrn von Hahn, welcher die ganze Strecke bereist und genau erforscht hat, zeigen, daß

die letztere dem Bau eines Schienenweges nicht das mindeste Hinderniß in den Weg lege, ja für die Anlage der Bahn von der Natur wie geschaffen sei. Die alte Annahme, daß quer durch das illyrische Dreieck, von der Küste des adriatischen Meeres bis zum Schwarzen Meer, eine Centralalpenkette mit unwegsamen Steilseiten und Schluchten sich ziehe, ist durchaus falsch. Es führt vielmehr ein bequemer, fahrbarer Weg von Belgrad nach Saloniki, eine „Naturrinne" längs den cascadenlosen Rinnsalen der Morawa und des Wardar durch Serbien und Macedonien. Herr von Hahn hat den ganzen Weg in einem Dreispänner gemacht, und ihn so flach und eben gefunden, daß eine Lokomotive nur 17½ Wegstunden Flußengen zu passiren hätte. — Von alle dem hat man vor den Mittheilungen Amy Boué's in Wien und des Herrn von Hahn nichts gewußt; es gab in Europa eine völlige Terra incognita in einer Region der Türkei, welche bei der immer wachsenden Steigerung des Verkehrs mit Nothwendigkeit eines der wichtigsten Passageländer der Welt werden muß. Dann wird auch Thessalonich zu einer Handelsstadt ersten Ranges sich erheben. Es kann nicht fehlen, daß man über kurz oder lang jene Eisenbahn baut und die klaffende Lücke ausfüllt.

Ein Winter in St. Petersburg.

Der erste Eindruck. — Vorkehrungen für den Winter. — Der Ofen. — Schnee und Eis. — Die Brücken. — Winterkleidung. — Schlittenbahn. — Nordlicht — Ein Traktir. — Eine russische Winternacht. — Schlittenkarawanen. — Weihnachten. — Dampfbäder. — Die Wasserweihe.

Peter der Große verlangte für sein Reich, das man wohl als „Steppenerdtheil neben Europa" bezeichnet hat, Sonne und Meer. Um das Land mit der Ostsee in Verbindung zu bringen, erbauete er am äußersten Rande des Moskowiterstaates die nach ihm benannte Stadt. Sie ist binnen anderthalb Jahrhunderten zu einer der größten Capitalen in der Welt empor gewachsen, und steht als Vertreterin des modernen, amtlichen Rußlands da; sie ist eine Hauptstadt der Regierung. Die Hauptstadt des russischen Volkes ist und bleibt Moskau.

Die Verbindung mit St. Petersburg ist von Deutschland aus nicht mehr schwierig; wir haben von Lübeck und Stettin aus Dampfschifffahrt bis in die Newa, und an das große europäische Netz von Schienenwegen sind nun auch die russischen Bahnen angeschlossen worden. An schönen Sommertagen ist die Fahrt auf der Ostsee keineswegs unangenehm, und sobald man in St. Petersburg am Uferstaden von Wassili Ostrow landet, sieht man sich gleichsam in eine neue Welt versetzt. Man findet ein ungemein reges Treiben, steigt in eine Droschke, und fährt über die Nikolausbrücke nach der innern Stadt. Es fällt uns auf, daß beiden Stromufern entlang Schiff bei Schiff liegt, eine unabsehbare

Schlitten in St. Petersburg.

vier- und fünffache Reihe von Fahrzeugen, die alle mit Brennholz beladen sind. Auch alle Kanäle finden wir mit solchen Kähnen gleichsam bedeckt; nicht minder begegnen uns unzählige Telegas, Wägen, welche eine ungeheuere Menge von Brennholz nach den verschiedenen Theilen der Stadt fahren.

Man denkt schon im Sommer an den langen Winter, und trifft sorgfältig alle nöthigen Vorkehrungen. Nordrußland hat ein strenges Klima, aber die Leute wissen sich vortrefflich mit demselben abzufinden. Die Winterzeit ist ihnen willkommen, dann beginnen die Lustbarkeiten, und Bauern drängen sich in großer Menge nach den Städten, wo sie guten Erwerb finden. Der Verkehr ist immer lebhaft, im Sommer auf den Flüssen und Seen, im Winter auf der vortrefflichsten Eis- und Schneebahn. Menschen und Waaren werden mit großer Raschheit befördert. Man hat Alles in Fülle, namentlich Lebensmittel; in Petersburg und Moskau liegen bei demselben Verkäufer frische Fische vom weißen Meere neben solchen von der Wolgamündung.

Der Oktober ist gekommen. Gestern waren die Bäume noch grün und trugen ihren vollen Blätterschmuck; aber während der Nacht kam ein Frost, und heute sind die Linden kahl. Die Birke hält noch ein wenig aus, doch das dauert nicht lange, und bald ist auch sie entlaubt. Nun findet sich ein sogenanntes Schlackerwetter ein, bald Regen, bald dichtflockiger Schnee; vom baltischen Meere her wehet ein heftiger, feuchter Wind, der unruhig bald nach Norden und dann auch nach Osten umschlägt. Sobald sich aber trockene Kälte einstellt, ist der Winter da, und seine Herrschaft bleibt sechs Monate lang unbestritten.

Indeß der Russe fürchtet sich nicht vor ihm. Er hat die Doppelfenster eingehängt, alle Ritzen und Spalten sorgfältig verkittet, und unten in den Raum zwischen dem innern und äußern Fenster feinen Sand gestreut, in welchen er künstliche Blumen steckt; auch stellt er wohl kleine mit Salz gefüllte Gefäße dorthin. Die Fortuschka's, bewegliche Glasscheiben im Fenster, erhalten einen neuen Rand, und Alles wird so behaglich, als nur immer angeht, hergestellt. Nun ist der Ofen des Menschen bester Freund.

Der Ofen spielt in der That eine große Rolle, und die Russen verstehen ganz trefflich mit ihm umzugehen. Es kommt darauf an, eine möglichst große Fläche derart zu erwärmen, daß die Hitze recht lange anhält. Zu diesem Behufe haben sie ein sinnreiches System von Röhrenleitungen ausgedacht, durch welche die Wärme einen sehr weiten Weg nehmen muß, bevor sie entweichen kann; wenn der Rauch

Eistransport in St. Petersburg.

seinen Austritt an die Luft nimmt, ist er beinahe kalt, und vom Heizungsstoffe sehr wenig verloren gegangen. Oft sind die Oefen recht hübsch aufgeziert. Man macht täglich einmal Feuer an, wirft die erforderliche Menge Holz hinein, schließt den Ofen fest ab, sobald Alles zu Kohlen verbrannt ist, und hat sich dann nicht über Kälte zu beschweren.

Ich war auf das Einsetzen des ächten russischen Winters sehr gespannt. Eines Abends trieb ein Wind von der Ostsee einen feinen Regen vor sich her, und auf dem Pflaster erdröhnte das dumpfe Rollen von hundert Wägen und Kutschen. Am andern Morgen dagegen war es still; als ich durch die Fensterscheiben blickte, war Alles schon hoch mit Schnee bedeckt. Die Droschke war verschwunden, und der Schlitten an ihre Stelle getreten. Aber den rechten, eigentlichen Winter hatten wir noch nicht, sondern nur erst einen Vorläufer, denn zwei Tage nachher rasselten die Räder abermals wieder durch

hohen Schmutz. Indessen die Wege für Fußgänger waren vollkommen sauber, dafür sorgt der Dwornik.

Der Dwornik entspricht dem Hausmeister in Wien, dem Hausmann in Leipzig. Das Wort bedeutet Hofmann, von Dwor, Hof. Dieser Portier muß auf Reinlichkeit in und vor dem Hause achten, und bei Tag oder bei Nacht den Schnee fortschaufeln, gleich nachdem derselbe gefallen ist. Es war jetzt noch nicht Vollwinter, aber bald stellten sich unverkennbare Vorboten desselben ein, denn einzelne Schollen begannen auf der Newa zu treiben, die Schiffe waren verschwunden, und in das schützende Hafenbecken bei Kronstadt oder in andere Winterhäfen gelegt worden. Die Zahl und die Masse der Schollen wuchs, sie rieben sich gegen einander, machten ein dumpfes Geräusch, und am Ufer bildete sich ein Eisrand. Nach zwei Tagen waren auch schon einige Bögen bezeichnet, und sobald es dunkel wird, zündet man die Lampen an. Tag und Nacht herrscht ein sehr reges Leben auf der Newa.

Die scharfen und höckerigen Stellen auf dem Eise verschwinden sehr bald. Auf die ersten Fröste und Schneefälle folgt allemal wieder Thauwetter, nachher friert es wieder, und oft ist die Bahn erst nach dem siebenten Schnee glatt. Zu Wintersanfang walten noch die Westwinde vor, und diese treiben das Wasser des finnischen Meerbusens über und zwischen die angehäuften Schollenmassen. Beim Umschlagen des Windes stellt sich dann strenge Kälte ein, das Wasser kann nicht wieder ablaufen, gefriert, auch Schnee fällt, und bald ist das Ganze eine aus Eis und Schnee zusammen gewachsene Fläche, ellendick und glatt wie ein Spiegel. Es bedarf schon beträchtlicher Wärmegrade, um

Ein Traktir in St. Petersburg.

der Nikolausbrücke vollgestaut, der Strom floß träge unter der gewaltigen Masse Eis, die er tragen mußte. Sie bildete nun ein unabsehbares Chaos, einen schwimmenden Gletscher von unübersehbarer Länge.

Die Stadttheile an beiden Ufern der Newa stehen durch vier Brücken mit einander in Verbindung, nämlich der Admiralitäts-, Sommer-, Liteyne- und Nikolausbrücke. Nur die letztere besteht aus Granit und Eisen, die übrigen liegen auf Schiffen, welche man beim Eintritt des Eisganges abführt und der Länge nach am Ufer hinlegt. Sobald aber das Newaeis fest steht, machen sich die Pioniere an's Werk, hauen das Eis auf und legen die Schiffe wieder hin. Außerdem bahnt man auf dem Eise noch eine Menge anderer Wege, die mit Tannenzweigen belegt werden. Bald deckt Schnee das Ganze; das Eis wird so fest, daßes Fuhrwerke tragen kann. Diese Wege sind durch Laternenpfähle diese Decke zu schmelzen, und ich habe gesehen, daß sie noch Menschen trug, als schon der Thermometer elf Grad Reaumur Wärme im Schatten zeigte.

Im Winter denkt der Russe schon wieder an den Sommer; auf den Newakanälen beginnt rasch die Eisernte. Man hauet aus dem gefrorenen Wasser große Würfelblöcke, und das ganze Treiben erinnert an jenes in großen Steinbrüchen. Das Eis wird fortgebracht auf Schlitten, welche der russische Bauer selber verfertigt. In jedem Hause hat man Eisbehälter, und die Zahl derselben soll sich auf mindestens zehntausend belaufen. Der Bauer, welcher die Blöcke an Ort und Stelle schafft, spannt seinen unansehnlichen aber kräftigen Gaul vor, und setzt sich auf das Eis. Das ist allerdings ein kalter Sitz, aber der dicke Schafspelz ersetzt ein warmes Polster.

Gewöhnlich ist die rechte Schlittenbahn in der Mitte

des Decembermonats fertig; dem November kann man noch nicht ganz trauen. Wenn der Schnee langsam und senkrecht in dicken Flocken herabfällt, dann bleibt er nicht lange liegen; aber er hält, wenn ein Nordwind ihn fast wagerecht in kleinen Flocken vor sich herjagt, und wenn er unter dem Tritte kreischt und knirscht. Das ist der sogenannte gute Schnee, den man haben will.

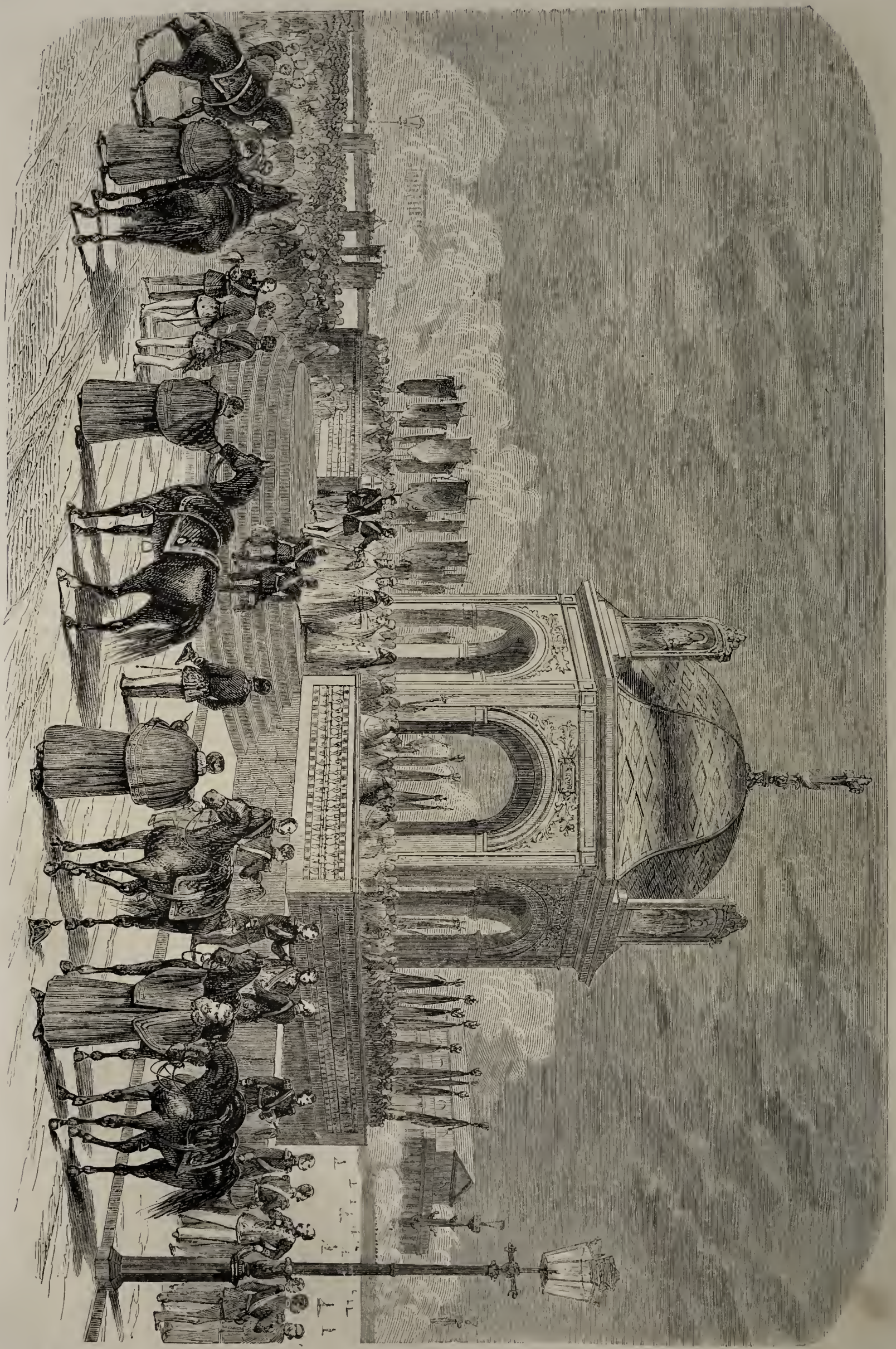
Nun kommt die rechte Winterkleidung zum Vorschein. Die Sonne steht als opalgelbe Scheibe an dem von Duft überzogenen Himmel, und färbt das leichte Gewölk rosenroth. Am Morgen sind alle Bäume im Sommergarten mit Krystall von blendender Weiße überzogen, man möchte sagen mit Diamantenstaub bedeckt. Die Menge drängt sich auf den breiten Fußwegen der Newski-Perspektive, und leicht erkennt man die Gardeoffiziere an ihren grauen, mit

Vor einem Badhause am Samstage.

Astrachanpelz verbrämten Röcken. Kutschen und Schlitten fliegen blitzschnell an uns vorüber; die großen, mit drei Pferden bespannten Kibitken, Reiseschlitten mit Verdeck, zählt man in großer Menge; manche nehmen Fahrgäste nach der Krasnoe Kaback ein, dem berühmten Traktir, das etwa zwei deutsche Meilen von der Hauptstadt entfernt an der Straße nach Peterhof liegt. In diesem Gasthause findet man vorzügliche Gänseleberpasteten aus Straßburg. Unsere Pferde rissen mit geradezu rasender Schnelligkeit die Kibitke fort; wir flogen förmlich, anfangs durch belebte Straßen, dann durch eine Vorstadt, in welcher die Häuser weit auseinander stehen. Sobald aber diese hinter uns lagen, fanden wir zu beiden Seiten hübsche Landhäuser. Es war Vollmond bei heiterm Himmel, die weiße Landschaft war mit einem eigenthümlichen magischen Licht übergossen; wir konnten auch die feinsten Birkenzweige unterscheiden, die Luft war ganz still. Die Pferde rannten über die Schneefläche, als wären sie in ihrer heimathlichen Steppe, und schleuderten mit ihren Hufen den Schnee hinter sich; die Glocken an dem Duga, dem Bogen über dem Geschirre des Rosses, klingelten melodisch in die Nacht hinein. Ich dachte nicht mehr an die Batwinia, die Fischsuppe, zu welcher ich nach Krasnoe Kaback eingeladen war. Mir war, als sei ich in einem phantastischen Traume befangen und schwämme im Aether. Die Pferde dampften, schnaubten mit den Nüstern, und es schien als ob sie durch Wolken flögen.

Aber bald machte die Wirklichkeit ihre Rechte geltend. Wir waren vor der Rothen Schenke, denn das heißt Krasnoe Kaback, die aber jetzt einen grauen Anstrich hat. Im Russischen hat der Ausdruck Roth einen Nebenbegriff von hübsch oder schön sein. Die Zimmer waren hell beleuchtet; im Hause fanden wir behagliche Wärme; draußen hatten wir zwanzig Grad Kälte gehabt. Die Zimmer waren nett; man sah gleich, daß sie für Gäste aus den wohlhabenden Ständen eingerichtet sind. In einer Ecke brannte eine Lampe vor Heiligenbildern.

Wir nahmen Platz, der Samovar, der berühmte russische Kessel mit warmem Wasser zum Thee wurde auf den Tisch gestellt, und bald genossen wir den Duft dieses herrlichen Erzeugnisses, welches wir dem Blumenreiche der Mitte verdanken. Auch brachte man Citronenschnittchen auf einem Teller und Milchrahm. In Rußland trinken die Herren den Thee nur aus Gläsern, die Damen aus Tassen. Thee ist immer ein erquickendes Getränk, aber bei kaltem Wetter geradezu unschätzbar. Bald kam auch Kwas und Meth und



Jordann (Wasserjegnung) in St. Petersburg.

Wein auf den Tisch; wir speisten verschiedene Fischgerichte, und der Sterlet mundete mir vortrefflich. Ich war mit der Rothen Schenke und Allem, was dort aufgetischt wurde, vollkommen zufrieden.

Auf der Heimfahrt wurde mir eine neue Ueberraschung zu Theil. Das vorher sanfte, milde Licht des Mondes war nun weit stärker. Am nördlichen Horizonte bemerkte ich einen Anfangs schwachen Glanz, der rasch immer heller und leuchtender wurde; dann schossen blaßgelbe und veilchenblaue Flammen daraus hervor. Das Ganze war wie ein ungeheurer Glorienschein, und der Himmel stand in voller Gluth. Aber aus dem Kernpunkte desselben zuckten Blitze von blendender Helle empor, weiße Meteore, die am Himmelsgewölbe hinliefen. Allmälig wurden sie seltener, das Nordlicht verschwand, und ich war nur noch vom Lichte des Vollmondes umgossen.

Ich wende mich wieder zu prosaischen Dingen. Petersburg hat eine große Menge von Wirthshäusern aller Art. In einigen vom ersten Range wird man von Tataren bedient; sie tragen — schwarzen Frack und weiße Halsbinde! Man kann sich nichts Alberneres denken, als diese geschmacklose Salontracht für Tataren, für diese guten Muselmänner, von denen Manche auch deutsch und französisch reden. Die Traktirs entsprechen unseren Speise- und Schankwirthschaften, die man jetzt einfältigerweise in „Restaurationen" umgetauft hat, wie den Speisewirth in „Restaurateur", den Gastwirth in einen — „Hotelier!" Traktir ist aus dem französischen Traiteur verballhornt. Einige sind recht großartig, und dort geht Alles ächt-russisch her; sie sind keine Zwitterdinge und man fühlt sich dort wohl. In anderen, wo man halb und halb ist, etwas Mode mitmachen will, hat man die Tschelawek, Aufwärter, in „Garçons" umgewandelt, und diese Bauernburschen in schwarzen Frack gesteckt. Die Traktirs werden fleißig besucht, und viele Kaufleute machen in ihnen beim dampfenden Samovar Geschäfte ab. Der Tisch ist immer gedeckt; vor der Mahlzeit trinkt man Zakuskas, starke Liköre, und nicht selten fließt der Champagner in Strömen, besonders wenn die Kaufleute aus Sibirien eingetroffen sind, welche aus dem Verkaufe von Edelsteinen und Pelzwerk große Summen lösen. Diese hyperboräischen Nabobs lassen sehr viel Geld springen, und führen in der Hauptstadt ein lockeres Leben.

In St. Petersburg kennt man den „Bodengeiz" der großen westeuropäischen Städte nicht, man knappt nicht mit dem Raume, sondern baut geräumig und bequem. Die Gastfreundschaft kennt keine Gränzen, man empfängt gern „Gäste", und das gilt von allen Klassen. In vornehmen Häusern wird man vom Schwetzar, Schweizer, einem Diener in voller Livrée empfangen; ein Lakai nimmt den Pelz ab, die breiten Treppen sind mit Blumen geziert, denn sie leiden nicht von der Kälte, weil das ganze Haus gleichmäßig geheizt wird.

Gegen Weihnachten zeigt sich das Winterleben ungemein lebendig. Auf Strecken von vielen hundert Werst kommen ganze Schlittenkarawanen nach der Hauptstadt, um den Sennaïamarkt zu versorgen. Auf diesem „Heumarkte" sind hohe Haufen gefrorenen Fleisches aufgestapelt, ganze Lämmer, Schöpse und Schweine, welche wie frisch werden, wenn man sie im Wasser aufthaut. Dort liegen ganze Berge von Lachsen, Stören, Sterlet und kleineren Fischen. Stets findet sich eine große Masse von Käufern ein und drängt durcheinander. Der Weihnachtsmarkt bietet einen andern Anblick dar. Die Russen haben den Christbaum und die Weihnachtsfeier der Deutschen, deren ja in St. Petersburg mehr als sechszigtausend leben, nachgeahmt, und vor den Weihnachtstagen halten sie einen Christmarkt vor dem Gostinoi Dwor, dem Kaufhofe, wo ganze Wälder grüner Tannen stehen, denn eine jede Familie will am heiligen Abend einen von Kerzen flimmernden Baum im Zimmer haben.

Die Dampfbäder sind für die Russen nicht etwa ein Gegenstand des Luxus, sondern ein wahres Lebensbedürfniß. Alle Stände bis zum Bettler herab nehmen solche Bäder, deren es drei verschiedene Klassen giebt. In der dritten kostet ein Bad nur drei, in der zweiten nur fünfzehn Kopeken, und man nimmt in ihnen das Bad in Gesellschaft anderer Leute. In Bädern erster Klasse befindet man sich allein, aber die Einrichtung, obwohl luxuriöser, ist im Wesentlichen dieselbe. Es giebt der Badanstalten eine große Menge, und alle sind sehr geräumig; Abends werden die Vorsäle glänzend erleuchtet. Zweimal in der Woche werden die Dampfbäder geschlossen, aber gewöhnliche warme Bäder kann man jederzeit haben. Am Sonnabend findet allemal der stärkste Andraug statt. Von allen Seiten kommen Muschiks (Bauern), Frauen, Soldaten, Bürger; jeder trägt ein Päckchen mit Wäsche unter dem Arm, und obendrein Wergbündel oder Büschel von Roßhaaren, um damit Reibungen vorzunehmen. Einzelne Dampfbäder zählen am Sonnabend drei- bis viertausend Besucher.

Der Neujahrstag ist kein Fest, wohl aber Epiphanias. In allen Städten, Flecken und Dörfern, wo Wasser läuft und ein Priester am Orte ist, wird das Wasser geseguet. Die Russen nennen diese Wasserweihe Jordann, zur Erinnerung an den Fluß Jordan im gelobten Lande, und in Petersburg wird sie mit großem Pompe vollzogen. Vor dem kaiserlichen Palast, am Ufer der Newa, wird auf dem Eis ein reich verzierter Tempel aufgeschlagen. In der Mitte des Fußbodens befindet sich ein Loch, durch welches man das an jener Stelle von Eis befreite klare Wasser sehen kann. Gegen Mittag versammelt sich die kaiserliche Familie sammt dem ganzen Hofstaat. Alles ist in Gallakleidung, der Metropolitan von St. Petersburg und von Nowgorod hält in der kaiserlichen Kapelle ein großes Hochamt, bei welchem alle hohen Würdenträger der Kirche assistiren.

Der kaiserliche Palast, ein gewaltiges Gebäude, steht am linken Ufer der Newa. Die nördliche Vorderseite ist von ihm stromaufwärts hin durch den Quai des Hofes getrennt; an diesem Quai liegen die Eremitage, die Kaserne des preobratschenskischen Regiments und viele Paläste der Großfürsten. Man sieht dort ferner das Admiralitätsgebäude und die zum Andenken Kaiser Alexander des Ersten errichtete Säule, sodann den Admiralitäts- und den Isaacsplatz und das kolossale Reiterstandbild Peters des Großen. Auf dem andern Ufer liegt die Festung und die Peters- und Paulskirche mit den Gräbern der Herrscher aus dem Hause Romanoff. Vor dem kaiserlichen Palaste theilt sich der Strom und bildet eine Insel, Wassili Ostrow, und diese bildet das belebteste Handelsquartier. Dort steht auch die Börse.

Am Morgen rücken die Gardetruppen aus und stellen sich auf dem großen Platze in Parade auf. Wenn die Kälte nicht viel über sechs Grad ist, dann tragen sie ihre beste Uniform ohne den grauen Mantel. Gewöhnlich liegt Schnee, und der Himmel ist heiter. Gleich nach dem Gottesdienste erschien der Kaiser mit seiner Gemahlin und den Großfürsten nebst deren Familie, den Ministern, Würdenträgern mit dem ganzen Hofstaate und mit der Klerisei. Die ungeheure Menschenmenge entblößte das Haupt; der von Gold, Diamanten und Stickereien strotzende Zug ging um den Palast nach dem an der Newa errichteten Tempel, neben welchem die Fahnen der kaiserlichen Garde und die Banner der Prozession aufgestellt waren. Der Monarch trat ein, und die Ceremonie begann

mit einem Kirchengesang. Dann weihete der Metropolitan alles Wasser im russischen Reiche, nahm das Kreuz und tauchte dasselbe in das klare Wasser der Newa. Nun donnern hundert Geschütze, die Soldaten knieen nieder, und nachher drängt sich das Volk zu der offenen Wasserstelle, um die Hände zu benetzen.

Der Kaiser ist zu Pferde gestiegen, und reitet mit seinem Generalstabe den Reihen der Soldaten entlang. Jedes Regiment empfängt ihn mit Hurrah, und marschirt dann an ihm vorüber. Er hält vor der Alexandersäule; hinter ihm sind Tscherkessen und andere Asiaten aufgestellt.

Diese Wasserweihe macht einen großartigen Eindruck.

Hermann Allmers über die Marschen der Weser und Elbe.

II.

Die Siele. — Fluth- und Stauthüren. — Schott und Sielhammer. — Sieltiefe. — Die standhaften Friesen und ihre Leidensgeschichte. — Die Bracken. — Pflanzenwuchs. — Klima. — Regen. — Seenebel. — Die salze Luft. — Krankheiten. — Luftspiegelungen. — Die Bodenverhältnisse. — Darg.

Wir entlehnen unserem trefflichen Gewährsmanne noch einige Schilderungen, um das Gemälde dieser interessanten Gegend zu vervollständigen.

Wir haben das wichtige Deichwesen geschildert. In demselben spielen die Siele, das heißt die Schleusen, eine wichtige Rolle. Durch sie sichert sich der Marschbewohner die Vortheile einer Verbindung mit dem Meere; sie bahnen dem überflüssigen Wasser einen Ausgang. Die Wassermenge, welche die kleinen Binnenflüsse und die Bäche der höher gelegenen Geest und endlich Regen und Schnee den Marschen zuführt, würde sich hinter den Deichen sammeln, anschwellen und in kurzer Zeit das ganze niedere Marschland überschwemmen, es in eine öde Sumpfgegend umwandeln. Man mußte daher bedacht sein, derselben einen bequemen Ausgang zu verschaffen, durch den sie ungehindert in's Meer fließen konnte. Wären nicht Ebbe und Fluth vorhanden und wäre der Meeresspiegel immer von gleicher Höhe, so hätte es zu diesem Zwecke nur eines einfachen, hinreichend weiten Kanals durch den Deich bedurft. So aber war man genöthigt, zugleich der andringenden Fluth, welche das Land ebenfalls überschwemmt haben würde, den Eingang zu versperren. Auf diese Weise entstanden die Siele.

Ein langer, der hindurchzulassenden Wassermenge angemessen geräumiger Kanal, oder besser gesagt Stollen, zieht sich quer unter dem Deichkörper sowohl, als unter seinen Bärmen hin. Er ist entweder mit Balken und starken Bohlen bekleidet und dann viereckig oder aus Sandsteinquadern bestehend und in diesem Falle mit einem Tonnengewölbe bedeckt. Vorne, das heißt nach der äußern Mündung zu, erhöht und erweitert sich der Stollen, hier fast immer aus Holz bestehend, und heißt Vorsiel. In diesem Vorsiel befinden sich zwei mächtige, aus starken Bohlen gezimmerte und reichlich mit Eisen beschlagene Thorflügel, die sich nur nach außen hin öffnen. Das Binnenwasser stößt sie daher leicht auf und fließt ungehindert hindurch, sobald aber die Fluth kommt, dringt dieselbe mit gewaltigem Drucke gegen die offenstehenden Thüren, diese geben dem Drucke des Wassers nach und schließen sich fest zu. Auf diese Weise hat sich die Fluth selbst den Eingang versperrt, so daß, wenn die Thüren gut schließen, auch kein Tropfen hindurch kann; weßhalb auch diese Thorflügel den Namen Fluththüren führen.

Da Beschädigung oder Zerstörung einer solchen Thüre von großen verderblichen Folgen sein kann, so hat man in den meisten Schleusen vor jenen noch ein anderes Paar Thüren angebracht, welche die äußeren Fluththüren oder Notthüren heißen. Für gewöhnlich sind diese aber an den Wänden festgehakt, wodurch sie aufgesperrt erhalten werden und werden nur dann freigelassen, wenn die inneren Fluththüren beschädigt sind oder ausgebessert werden.

Damit aber gerade so viel Wasser durch den Siel gehe, als der Marschbewohner für nöthig erachtet, so ist an den größeren und wichtigeren Schleusen endlich ein drittes Paar Thüren, die Ebbe- oder Stauthüren, angebracht. Diese haben ihren Platz vor der innern Mündung des Stollens und öffnen sich in einer den Fluththüren entgegengesetzten Richtung. Auch diese Thüren sind, wenn man ihrer nicht bedarf, durch Haken aufgesperrt, verschließen jedoch, wenn sie beweglich gemacht werden, nur die untere Hälfte des Stollens, da sie eigentlich nur Halbthüren sind.

Herrscht starke Dürre, so daß auch die Geest den Marschen wenig Wasser zuführt und das Vieh auf den Weiden zu dursten beginnt, dann läßt man die Ebbethüren los, um das mit jeder Ebbe mehr und mehr wegfließende jetzt so nöthige Wasser zurückzuhalten. Dieses drängt dann die Ebbethüren zu, staut davor bis zur Höhe derselben auf und das überflüssige Wasser strömt darüber weg, während der andere Theil zurückbleibt und die lechzenden Wiesen und Weiden erfrischen kann.

Anstatt der Ebbethüren besitzen auch manche Schleusen nur ein einziges Ziehthor vor ihrer innern Mündung, das Schott genannt, welches gleiche Bestimmung hat, aber durch Ketten und eine Art von Ankerwinden, oder durch eine Dammkraft aufgezogen und niedergelassen werden kann. Namentlich wird dieses Schott im Winter bei starkem Froste herunter gelassen, um zu verhüten, daß die Fluththüren nicht festfrieren, wodurch unfehlbar eine Ueberschwemmung verursacht werden würde.

Schließlich wird die äußere Mündung noch durch ein Balkengerüst, der Sielhammer genannt, bekrönt, das ihr theils als Zierrath, theils als schützendes Geländer dient; während sich über der innern Mündung häufig ein steinernes Denkmal von verschiedener Form erhebt, den Namen des Erbauers dieser Schleuse, die Zeit und Kosten ihrer Anlegung und die Namen des damaligen Deichgräfen, wie der Deichgeschwornen tragend.

Da sich fast immer zwischen Deich, Meer und Strom ein größeres oder kleineres Vorland befindet, so führt eine Fortsetzung des Kanals das aus der Schleuse hervorströmende Wasser vollends in den Fluß, dient häufig zugleich als Hafen für kleinere Schiffe und Kähne und wird Sieltief genannt.

Das Hindurchlassen der Binnengewässer ist aber nicht der einzige Zweck der Schleusen. Der nächste ist, zugleich die Schifffahrt zwischen den Binnenkanälen und dem Flusse herzustellen. Zwar werden hierzu nur die größeren Schleusen genommen und auch durch diese können natürlich ebenfalls nur schmale Schiffe, sogenannte Böcke, passiren, die entweder gar keinen Mast haben oder denselben niederlassen können. Sie warten, bis sich die Schleuse geöffnet hat und der hohe,

während der Fluth aufgestaute Wasserstand hinreichend gefallen ist, und arbeiten sich dann rasch hindurch, oder lassen sich ziehen. Am häufigsten wählen sie die allerletzte Ebbe dazu, müssen aber alsdann sehr vorsichtig und schnell zu Werke gehen, damit nicht die kommende Fluth sie überrasche, während sie sich vielleicht gerade zwischen den Thüren befinden. Die Gewalt, mit welcher diese mächtigen Bohlenwerke zuschlagen, ist so groß, daß eine Zertrümmerung der Schiffe unvermeidlich wäre. Das Wasser dringt mit jeder Minute heftiger gegen die halbzugesperrten Thüren, welche keine Macht mehr zurückbringen kann und eine allgemeine Ueberschwemmung ist unabwendbare Folge.

Noch wird durch die Schleusen ein dritter Zweck erfüllt. Die Bewohner der Marschen nämlich, deren Fluß süßes Wasser führt, haben durch sie den Vortheil, dieses nach Belieben in's Land lassen zu können, wenn dort Wassermangel herrscht. Durch eine Vorrichtung sperrt man die Fluththüren um ein Weniges auseinander, wodurch das frische Wasser einströmt, bis man genug hat. Die höher hinauf liegenden Flußmarschen haben daher einen großen Vorzug vor denen, welche vom salzigen Wasser bespült werden.

Die Schleusen gehören zu den wichtigsten Werken der Wasserbaukunst und die Kosten ihres Baues gehen immer in die Tausende. Die Anlage der größten derselben erforderte unzweifelhaft die Summe von 30 bis 40,000 Thalern.

So umgiebt denn sämmtliche Marschländer, viele Meilen weit, der Deich mit all seinen Schleusen. Hunderte von Thüren lassen ruhig und ungehindert das Binnenwasser in's Meer fließen und schließen sich zweimal jedes Tages mit dumpfem Gekrache, wenn die Fluth heranschwillt.

Die Geschichte des Friesenvolkes, so weit zurück wir sie verfolgen können, ist eine einzige Kette unsäglicher Kämpfe und namenloser Leiden, wie wir sie in solchem Maße bei keinem andern Volke wiederfinden werden.

Wo es auch seine Wohnungen aufgeschlagen, ob am Zuyderse, am Dollart oder am Busen der Jahde, ob im Stedinger- oder Butjahdingerland, in Osterstade, im Lande Wursten und weiter an der Nordsee bis hinauf zu Jütlands Küste: was seine Chroniken melden, ist ein ewiges Siegen und Erliegen, ein grausiges Ringen und Kämpfen ohne Ende; hier mit den Fluthen um den theuern Heimathsboden, um Existenz, um Hof und Herd, um Weib und Kind; dort um seine Freiheit und sein gutes Recht mit hochmüthigen Fürsten, kriegerischem Adel und den mächtigen herrsch- und habsüchtigen bremischen Erzbischöfen.

Es ist herkömmlich geworden, den Muth der Vesuvnachbarn anzustaunen, welche ohne Furcht, wenn kaum der alte Feuerspeier, der soeben ihre Hütten, Felder und Weinberge zerstörte, ausgetobt hat, immer und immer wieder an seinem Fuße ihre Wohnungen bauen und von Neuem zu säen und zu pflanzen beginnen in dieser gefährlichen Nachbarschaft. Allein was sind solche Gefahren gegen das namenlose Elend, welches das Friesenvolk seit so vielen Jahrhunderten erduldete! Was sind die einzelne Vesuvausbrüche, die dann und wann nach langen Zwischenräumen einige von ihren Bewohnern meistens schon verlassene Dörfer und Flecken zerstören und ein paar hundert Morgen Landes begraben, — was sind sie gegen die ungeheuren Sturmfluthen, deren das Volk der Friesen so viele in seinen Annalen aufzuweisen hat; — Sturmfluthen, von denen eine einzige oft 20 bis 30 Dörfer vom Erdboden verschwinden ließ, meilenlange reiche Landstriche in ödes Watt verwandelte, vielen Tausenden wackerer Menschen das Leben raubte, die kostbarsten Schleusen und Deichanlagen in wenigen Stunden vernichtete und ganzen Küstenstrichen nicht selten eine andere Gestalt gab!

Und dennoch trotz alledem und alledem verließen sie nicht ihre vielbedrängte, fluthenumtoste Heimath! Nie wanderten sie in sichere höher gelegene Gegenden, sondern immer und immer kehrten sie zurück, sowie sich nur das Wasser verlaufen, und suchten wieder die zerwühlten, kaum mehr kenntlichen Plätze, wo ihre Wohnungen gestanden hatten, begannen von Neuem ihre verwüsteten Felder zu bestellen und von Neuem die hundertmal zerrissenen Deiche zu bauen, wohl wissend, daß schon der nächste Tag ein gleiches Elend bringen konnte.

Nein gewiß, in gleicher Weise hat kein Volk der Erde gelitten und gestritten, mit so rührender Liebe und Treue keines seiner Heimath angehangen! Eine derartige tausendjährige Leidensgeschichte mußte ihm endlich das tiefste Gepräge aufdrücken.

Ein Blick auf die Karte genügt, die Zerrissenheit der ganzen Küste, von der Schelde bis Jütland, darzuthun. Wie früher gesagt, man kann dreist annehmen, daß noch zur Zeit Karls des Großen das Land der Friesen das Doppelte an Umfang hielt als ihr jetziges Gebiet. Was heute noch übrig ist, sind nur die Trümmer des großen Ganzen; jene Inseln, die sich in langer, nur von Weser und Elbe unterbrochener Reihe an der ganzen Küste hinziehen, sind ärmliche dünengeschützte Brocken, welche sich oben erhielten, als ringsum so viel schönes Land in die Fluthen sank. Und hier und da wühlten die Wogen noch tiefe Meerbusen in's Land, als wollten sie gierig bis zum Herzen Deutschlands vordringen. Die Zuyderse, das jetzt wieder nach vielen hundert Jahren trocken gelegte Harlemer Meer, der Dollart, der Jahdebusen: Alles, was dort die trübe salzige Meerfluth bedeckt, war einst Land voller Fluren und Saatfelder, voller Dörfer, Kirchen und Klöster, und belebt mit einer kernigen, wackeren Bevölkerung.

Die unbedeutende Landgewinnung in den letzten Jahrhunderten, die paar eingedeichten, mühsam erworbenen Polder sind ein kläglicher Ersatz gegen so viel Versunkenes. Auch an jenen Inselbrocken nagen fort und fort die Fluthen und werden sie allmählich sämmtlich ihrem Untergange zuführen, dem einige von ihnen schon längst anheim gefallen sind.

Ohne Zweifel beginnt die Zertrümmerung Frieslands schon in den vorgeschichtlichen Tagen, mit dem Durchbruche der Meerenge von Dover und Calais, oder vielmehr mit der im neunten Jahrhundert eintretenden Erweiterung derselben; denn die vom Süden kommenden Fluthwellen, welche vorher nach ihrem weiten Umwege um Schottland und nach dem Anprall gegen Norwegens Felsenwände nur höchst kraftlos die deutsche Küste erreichten, mußten wohl, durch diese neue Pforte zusammengedrängt und hoch aufgestaut, mit verderbenschwangerer Macht auf das unbeschützte Land heranbrausen.

Von den ältesten Sturmfluthen haben wir nur sehr dunkle Kunde, auch die späteren sind meistens mit wenigen dürren, oft von einander abweichenden Worten aufgezeichnet. Im Munde des Volkes haben sich ebenfalls verhältnißmäßig wenig Nachrichten darüber erhalten.

Von allen früheren und späteren Fluthen ragt keine mit so furchtbarer Großartigkeit hervor, als die im Jahre 1570, urplötzlich mitten in dunkler, stürmischer Nacht einbrechende Allerheiligenfluth. Namenlos war das Elend, das sie brachte. Von Holland bis Jütland wurde Alles in wenigen Stunden eine einzige wilde Wasserwüste; kein Deich widerstand, kein Dorf blieb verschont, keine Wurth blieb trocken, und man nahm an, daß in ihren Wogen mehr als 100,000 Menschen ihr Grab gefunden hätten. Vom Butjahdingerlande weiß man, daß allein hier über 4000 Menschen ertranken. Noch lange nachher lag eine Menge

Land unbenutzt und verwildert, weil die Hände fehlten, es zu bebauen. Im nämlichen Jahrhundert ging noch dreimal das gierige Meer über's Land.

Dreizehn Sturmfluthen ergingen sich im 17. Jahrhundert, doch sind nur drei wahrhaft bedeutend; die von 1634, dann die Fastnachtsfluth von 1648 und die Catharinenfluth von 1685. Von dieser litten die Marschen am rechten Weserufer am meisten. Osterstade lag drei Jahre lang offen und drohte eine öde Sumpfebene, die nur Binsen und Rohr trug, zu werden; — so waren die Deiche zerstört und fortgespült. Zum Andenken an diese Fluth beging man noch bis zum Anfange des jetzigen Jahrhunderts den Catharinentag (den 25. November) mit einer kirchlichen Gedächtnißfeier.

Für Nordfriesland brachte die von 1634 das meiste Elend. 15,000 Menschen ertranken, 50,000 Stück Vieh gingen verloren, 30 Mühlen und 6 Kirchen stürzten zusammen, und tiefe Armuth kam über's Land.

Am 21. October des Jahres 1845 stürmte das Meer mit wilder Gewalt gegen die Küsten, aber seine Macht war vergeblich. Diesmal trotzten alle Deiche, welche jetzt indessen auch doppelt so hoch und stark waren, als die von 1717, die Wogen vermochten nur tiefe Höhlungen hineinzuwühlen, und sie oft bis zur Hälfte zu zerreißen und fortzuspühlen. Aber eine zweite, unmittelbar darauf folgende Fluth würde alle Deiche zertrümmert und unsägliches Unglück herbeigeführt haben.

Dicht an der innern Seite der Deiche, gefüllt mit klarer Fluth und Wasserpflanzen, sieht man wohl hie und da stille, runde, rohrumkränzte Kolke, in den Marschen meistens Bracken genannt. — Das sind die Denkmale, welche einst die wilden Sturmfluthen sich selbst geschaffen haben, als sie durch die gesprengte Deichbresche donnerten und hier tief sich in den Boden wühlten.

Jetzt bieten solche Wasserbecken nur Bilder des tiefsten Naturfriedens dar. Das hohe Schilf nickt und flüstert leise, braune Rohrkolben und purpurne Butomus-Dolden heben ihre Häupter daraus hervor, blühende Wasseraloen und Nymphäen schwimmen auf klarer Fluth, indeß am Ufer der scheue nächtliche Fischotter haust oder das Wasserhuhn nistet, tief im Grunde aber bejahrte mächtige Schleien und Karauschen, braune Schlammpeizger und gefleckte Wassersalamander zwischen den schwarzen Blutegeln und Wasserkäfern lautlos hierhin und dorthin schleichen.

Die unmittelbare Nähe des Meeres und der großen Ströme, die niedere, ebene Lage und die Menge der Binnenkanäle und Gräben machen die Marschen wohl zu den allerfruchtbarsten, aber auch nebligsten und regenreichsten Landstrichen Deutschlands. Werden überhaupt nach den bis jetzt gemachten meteorologischen Beobachtungen durchschnittlich für das ebene nordwestliche Deutschland im Jahre eine Zahl von 176 eigentlichen Regentagen und eine jährliche Regenmenge von 23 Zoll angenommen, so wird von dieser Durchschnittsannahme doch sicherlich das Maximum der Regenmasse auf die Küstenstriche und also auch auf die Marschen fallen.

Den größten Theil des Jahres wölbt sich ein grauer wolkenumzogener Himmel über den Marschländern, ein trüber, kalter Nebel bedeckt oft Tage lang die weiten Fluren, und häufig strömt ganze Monate hindurch mit Ausnahme kurzer Pausen, der Regen hernieder. Namentlich sind Mai, Juli, August, October und November oft völlige Regenzeiten; dagegen März, Juni, September und Januar durchgehends die heitersten und beständigsten Monate. Nie steigt aber im Winter die Kälte zu der gleichen Höhe, wie im obern Deutschland, wo schon reinere Bergluft weht und 18—20 Grad Kälte (Reaumur) gehören zu den Seltenheiten. Im Frühlinge, ja oft an den wärmsten Tagen und bei dem reinsten und sonnigsten blauen Himmel, wälzt sich plötzlich aus Westen ein schwerer, grauer Seenebel daher, welcher Alles mit seinem kalten Hauch durchschauert. Die Sonne verliert ihren Glanz und ihre Wärme, die Vögel verstummen, grau und leblos wird Alles und die ganze Natur ist auf einmal so still, so ernst und finster geworden, als sie noch vor wenigen Minuten freundlich und sonnig war. Eine unbestreitbare Einwirkung auf dies kühlere Klima haben auch die Fluthwellen. So weit ihre Strömungen in die Flüsse hinaufgehen, ist immer die Temperatur im Sommer niedriger und im Winter höher, als über diese Grenze hinaus. An heißen Sommertagen erhebt sich sofort eine kühle Brise, wenn die Fluth kommt, und im Frühling ist die Natur hier immer um einige Tage weiter zurück, als höher hinauf.

Selbst aber wenn das Meer seine Nebel nicht sendet, ist im Frühling die Luft stets mit Dünsten angefüllt, die aus dem feuchten und von den warmen Sonnenstrahlen berührten Boden emporsteigen, und selten so klar, daß man mehrere Stunden weit sehen kann.

Dieser starke, bläuliche Duft, der sich oft den ganzen Tag hindurch auf Land und Meer lagert, ist ein Hauptmerkmal unserer Marschen; in ihm haben wir die Hauptursache der bei uns herrschenden Krankheiten zu suchen. Namentlich die Seemarschen, wie das Land Wursten, das Butjahdinger-Jeverland, deren Boden reichlich mit Salpeter, Natron, Schwefelwasserstoffgas und animalischen Theilen geschwängert ist, hauchen wahrhaft seuchenbringende Dünste aus. Es zeigen sich dann die heftigen und hartnäckigen Gallen- und Wechselfieber, von welchen letzteren die drei- und viertägigen die allergefährlichsten und langwierigsten sind, und nur allzu häufig mit dem Tode durch Auszehrung enden. Der Marschbewohner nennt jene verderbenbringenden Dünste „die salze Luft"

In den nördlichen Marschen ist es sogar schon gefährlich, im Frühling, und sei es auch nur eine Stunde, sich an der bloßen Erde zu lagern. Große Mattigkeit, Schwere und Uebelkeit, dumpfe Betäubung, Kopfweh und oft ein plötzliches Schwellen des Gesichts sind die augenblicklichen, noch leichtesten Folgen davon, und man kann froh sein, wenn nicht ein hartnäckiges Marschfieber nachschleicht.

Die Feldarbeiter in solchen Gegenden legen sich deßhalb niemals nieder, ohne vorher sorgfältig ihre Jacke oder etwas Stroh unter das Haupt zu schieben; fremde Wanderer aber müssen oft für ihre Unvorsichtigkeit büßen.

Die Flußmarschen, z. B. Osterstade, das Land Wührden, das Stedinger- und Stadtland, das alte Land und das Land Kehdingen sind ungleich gesünder und von den oben erwähnten Krankheiten seltener geplagt.

Eine reine Feuchtigkeit ist das eigentliche Element des Marschbewohners, der eine wahre Amphibiennatur besitzt. Je rauher und stürmischer die Witterung ist, je mehr Nebel und Regen den Himmel verdunkelt, desto wohler und gesunder befindet er sich. Lang anhaltende Trockenheit aber, und namentlich im Winter scharfer Ostwind mit Frost ohne Schnee, bringen sogleich überall Krankheitsfälle hervor.

Auf der unmittelbar an die Marschen grenzenden Geest dagegen findet, wie aufmerksame Beobachtungen der Aerzte bewiesen haben, gerade der umgekehrte Fall statt. —

Die schönste und interessanteste Erscheinung, welche die dunstgeschwängerte Atmosphäre der Marschländer verursacht, und zugleich wohl die wunderbarste Eigenthümlichkeit derselben sind die Luftspiegelungen. Diese auffallende Art der Strahlenbrechung, die noch immer nicht hinreichend von den Gelehrten erklärt ist, sieht man nirgends so häufig, so an-

haltend und deutlich als in den Marschen, wo sie sich meistens in folgender Gestalt darstellt.

Wenn Morgens, namentlich an heiteren, warmen Tagen, die Nebel von der weiten Ebene empor geschwebt sind, und die höher gestiegene Sonne die untersten Luftschichten erwärmt hat, glaubt man plötzlich die weite grüne Ebene, in der Entfernung von einer Stunde, durch eine mächtige Ueberschwemmung oder einen großen stillen See begränzt zu sehen. Die über diese Gränze hinausliegenden Gegenstände, wie z. B. Bäume, Häuser und Thurmspitzen, erscheinen, als lägen sie auf Inseln und zeigen ihr verkehrtes Spiegelbild in der stillen, klaren Fläche ganz so, wie es wirklich der Fall wäre, wenn sie an einem ruhigen Landsee lägen. Nähert man sich, so rückt auch die Erscheinung weiter, die vorher wie auf dem Wasser schwimmenden Gegenstände treten hervor, und die Täuschung erneuert sich nun für eine andere Gegend.

Die ganze seltsame Erscheinung ist so wunderbar täuschend, daß der fremde Reisende, der in der festen Meinung, einen Landsee mit vielen Inseln vor sich zu haben, darauf zugeht, auf das Höchste überrascht und erstaunt ist, wenn er das ganze Trugbild sich plötzlich in Duft auflösen oder zurückweichen sieht.

Wer denkt hier nicht an die zauberische Fata Morgana bei Reggio's Küste, an die arktischen Meerspiegelungen, oder an das Trugbild der afrikanischen Wüsten, das dem vor Durst verschmachtenden Karawanenpilger auf einmal von fern eine klare Wasserfläche zeigt, die aber, wenn er vor unendlicher Freude jubelnd hineilt, seine trockene, lechzende Zunge zu erfrischen, in bloßen trügerischen Duft verschwimmt und den armen grausam Getäuschten in dumpfer Verzweiflung stehen läßt.

Durch dieselbe Erscheinung, wie die in unseren Marschen, wurden die Franzosen öfter bei der ägyptischen Expedition in den nördlichen Nilebenen getäuscht. Und auch dort wie hier sind Marschländer.

Beim Auf- und Untergang der Sonne bemerkt man niemals dieses Phänomen, sondern es beginnt gewöhnlich erst gegen 10 Uhr Morgens. An warmen dunstigen, aber von hellem Sonnenschein begleiteten und durchaus stillen Frühlingstagen ist die Erscheinung am schönsten und dann oft viele Tage hindurch sich wiederholend, seltener im Spätsommer und Herbst. Im Winter zeigt sie sich niemals.

Auch auf der Wasserfläche der Ströme und des Meeres stellt sie sich bei warmem stillen Wetter dar. Alle dahinter befindlichen Gegenstände scheinen alsdann über dem Wasserhorizont hoch und frei in der Luft zu schweben und zeigen sich auch hier mit ihren nach unten gekehrten Spiegelbildern.

Während diese wunderbare Erscheinung den Fremden mit freudiger Bewunderung erfüllt, ist sie dem Marschbewohner etwas so Gemeines und Alltägliches, daß er sie kaum eines aufmerksamen Blickes würdigt; aber er liebt sie, weil sie auf beständiges, gutes Wetter deuten soll. —

Im Allgemeinen lassen sich in den Marschen fünf hervorstechende Erdarten annehmen, die in mächtigeren oder dünneren Lagen und durchschnittlich in folgender Ordnung aufeinander geschichtet sind.

Die alleroberste Schicht bildet Humuserde, auch Damm- oder Bauerde genannt. Sie besteht aus einem Gemisch von Thon, Sand und einer Menge ganz oder halb verwester Pflanzentheile, welche derselben die große Fruchtbarkeit verleihen.

Fast unmittelbar unter der Bauerde findet sich der sogenannte Knick oder Stört, eine harte, bröckliche, dunkelbraune und viel Eisen-Oxyd-Oxydul enthaltende Erdart. Sie ist die schlechteste von allen, fast ganz untauglich, und es bedarf langer Zeit und großer Mühe, wenn sie an die Oberfläche gebracht ist, dieselbe nur einigermaßen zum Ackerbau tauglich zu machen. Daher hütet man sich fast ängstlich, mit dem Pfluge den Knick aufzurühren, und oft geht diese eisenhaltige Erde in wirkliches Raseneerz über, ist indeß immer die dünnste Bodenschicht und nur sehr selten kommt sie über einen Fuß mächtig vor.

Nun folgt ein großes Thonlager oft mit seinem Sande vermischt, oft aber auch so rein, daß sich die Erde im feuchten Zustande fett und schmierig, fast wie Seife anfühlen läßt. Wo sie recht zäh und bindig auftritt, wird sie in einigen Gegenden Dwa oder Dwo genannt.

Diese obigen drei Erdschichten treffen wir überall; nun aber kommen zwei Schichten, die nur gewissen Gegenden angehören und auch hier nur in bestimmt abgegränzten Lagern von verschiedener Mächtigkeit, nicht aber gleichmäßig ausgebreitet wie die vorigen, und endlich niemals zusammen vorkommen. Diese sind die kohlensaure Kalkerde und der Darg.

Betrachten wir die erstere. Eingebettet in den reinen Thonboden meistens 4 bis 6 Fuß unter der Oberfläche treffen wir diese interessante Erdart, wie sie sich als fünf bis acht Fuß mächtiges Lager in einer Breite bis zu einer halben Stunde, aber ungemein lang gestreckt und stets mit dem Flusse in paralleler Richtung dahin zieht, an beiden Enden meistens dünn und spitz ausgehend. Sie besteht aus einem Gemisch von Thon, feinem Sande, aber vorzüglich aus kohlensaurem Kalk, der mitunter fast allein herrscht. Im feuchten Zustande ist die Erde bläulich grau, getrocknet aber hellgrau, und je mehr Kalk darin ist, desto weißer. Außerdem enthält sie, zwar im geringen Maße, noch Kiesel, Schwefel und einiges Andere.

Im Stedingerlande, Osterstade und Würden tritt sie nur in unbedeutenden Spuren auf. Im Butjadingerlande aber wie im Lande Wursten, Hadeln und den holsteinischen Elbmarschen erscheint sie in großer Mächtigkeit und Fülle und spielt im Ackerbau dieser Gegend eine bedeutende Rolle. Man bringt sie nämlich nach Art des Mergels nach oben und vermischt mit ihr die Ackerkrume, wodurch dem erschöpften Boden eine neue Güte und Fruchtbarkeit gegeben wird, namentlich, wenn man noch einen auch nur geringen Thei, thierischen Düngers hinzusetzt. Man nennt ein solches Verfahren verschieden: im Oldenburgischen heißt es „Wühlen"= im Lande Wursten und Hadeln „Kuhlen", in Holstein und Schleswig „Kleien" oder „Wallpiepen", und auch die Erde darnach „Wühl-, Kuhl- oder Pieperde".

Der Darg bildet, da wo er vorkommt, fast immer die letzte Lage, mit dem die Marscherde aufhört. Er besteht aus einer compacten, reich mit schwefligen Theilen durchzogenen dunkelbraunen Schicht von Blättern, Halmen und Wurzeln des gemeinen Rohrs (Phragmites), welche torfartig verwoben, durch gewaltigen Druck fest zusammengepreßt, aber meistens noch völlig erkennbar sind. Er findet sich in sehr verschiedener Tiefe, oft dicht unter der Oberfläche, manchmal 30, ja 60 Fuß im Grunde. Durchgängig aber bildet er die allerunterste Schicht und liegt unmittelbar auf dem Grundsande. Getrocknet hat der Darg die größte Aehnlichkeit mit leichtem Torf, brennt auch wie dieser, entwickelt aber beim Brennen einen so unangenehmen schwefligen Geruch, daß man ihn nie zur Feuerung benutzt, und selbst die ärmsten Leute ihn verachten.

Spärlich, unzureichend und oft grundfalsch ist, was bis jetzt über diese mächtigen Darglager und ihre Entstehung geschrieben wurde. „Es waren ungeheure Rohrfelder, die von darüber sich lagernden Schlammmassen begraben sind." Mit diesen oberflächlichen Worten pflegen

die meisten Geognosten der Marschländer den Darg abzufertigen. Wie leichtsinnig und unhaltbar das aber ist, wird auf den ersten Blick klar, wenn man die große Mächtigkeit mancher Schichten betrachtet; denn ein überschüttetes und zusammengepreßtes noch so üppiges Rohrfeld würde doch kaum ein Fuß dickes Lager bilden; auch das ungleiche Vorkommen der Schichten, bald hoch, bald in großer Tiefe, hier völlig wagrecht und gleichmäßig, dort wieder geneigt liegend und an Mächtigkeit an einem Ende das Doppelte als am andern haltend, läßt sich nicht dadurch erklären.

Alles aber wird plötzlich klar und begreiflich, sobald wir uns wieder das Bild, das die Marschen vor Jahrtausenden darboten, vor Augen stellen.

Da sehen wir von den Dünenhöhen, den jetzigen Hügeln am Seestrande, begrenzt die weiten, menschenleeren Sumpfebenen sich dehnen. Jede Fluth bespült sie, der träge Fluß windet sich in hundert kleinen oder größeren Armen hindurch, eine Menge flacher Inseln bildend; nirgends ein Baum oder auch nur ein Strauch, nirgends Gras und bunte Blumen. — Das einzige Grün dieser fluthenumrauschten Einöde aber waren die mächtigen hohen Rohr- und Binsenfelder, die unabsehbar alles höhere Land umwogten. Kein menschlicher Fuß betrat sie, keine Sense erklang in ihnen, wenn der Herbst kam; nur ungeheuere Schaaren von Sumpf- und Wasservögeln schwärmten und hausten dort. — War indeß das Jahr zu Ende, dann kamen auf hochgeschwollener Fluth scharfe gewaltige Eisschollen und mähten Alles kahl. Die ungeheueren Massen dieser Binsen- und Rohrhalme, die sonst spurlos verwittert wären, trieben nun dicht geballt lange Zeit Strom ab und Strom auf, hierhin und dorthin, lagerten sich zum Theil wie ein Wall an den Inselrändern, füllten oft ganze Flußarme aus und sanken endlich schwer geworden zu Boden, wo sie allmählich höher und immer höher vom abgesetzten Schlamme bedeckt wurden.

Namentlich hatten Weststürme, da vorzugsweise diese von den höchsten Fluthen begleitet sind, sie an die rechten Flußufer getrieben. In den Marschen der linken Weser- und Elbufer z. B. im Butjahdingerlande, im Lande Hadeln und Kehdingen findet sich der Darg nur in höchst unbedeutenden Spuren. Osterstade und Wührden so wie die holsteinischen und lauenburgischen Marschstriche besitzen ihn in großer Mächtigkeit.

So lagern nun die Massen hier Jahrhunderte lang tief im Grunde, hoch mit fruchtbarer Erde belastet, selbst aber wunderbar erhalten. Aus einem Stücke Darg kann man oft alle Wurzeln, Stengel und Blätter herauslösen, ja man sieht auch die feinste Structur an letzteren.

Die Fülle von Schwefelwasserstoffgas in diesem Darg, die ihn zum Brennen untauglich macht, ist auch in vielen Gegenden die Ursache des übelriechenden Trinkwassers. Es gewähren diese längst versunkenen, gewaltigen Rohrmassen ein eigenthümliches Interesse und erinnern lebhaft an die untergegangenen Urwälder unserer Stein- und Braunkohlenlager; ja in der Lettenkohle und im sogenannten Schilfsandsteine, beide Gesteine der Trias-Periode angehörend, haben wir eine völlig analoge Erscheinung und wohl nichts anders als verkohlten und verkieselten Darg vor uns.

Ein Bild aus den Llanos in Venezuela.

Unserer Schilderung einer asiatischen Steppe (S. 153) lassen wir ein Bild aus den Grasebenen des nördlichen Südamerika folgen.

Wir versetzen uns in die Llanos oder Ebenen von Venezuela, in einen Landstrich, den Viele mit den großen Pampas der argentinischen Staaten vergleichen, während andere Reisende durchaus diesen beiden großen Grasfluren Südamerika's keine Aehnlichkeit zugestehen wollen. Die Llanos, welche einen ungeheuern Raum einnehmen und von dem Orinoko und dessen Nebenflüssen durchströmt werden, sind ein Gegenstand, der eingehender Studien würdig ist. Ein Reisender, der von den an der Küste sich aufthürmenden Bergen herabsteigt und zuerst die Llanos erblickt, glaubt den Ocean mit seiner unermeßlichen Ausdehnung zu sehen. Je mehr er sich der Ebene nähert, desto täuschender wird das Bild; die endlosen Fluren scheinen zu wogen und zu zittern, wie ein vom Winde bewegtes Meer.

Gleich den Pampas von Buenos Ayres sind die Llanos ungeheuere fruchtbare Weiden, in denen sich umherschweifende Heerden nähren; aber der Unterschied zwischen beiden liegt darin, daß die Llanos Wasser haben und die Pampas nicht. Von Westen nach Osten durchzieht der majestätische Orinoko diese Gefilde und seine großen und zahlreichen Zuflüsse überschwemmen zeitweilig das von ihnen nach allen Richtungen durchschnittene Land.

Die Bewohner dieser Gegenden haben einen nicht minder eigenthümlichen Charakter als die Gegend, welche sie bewohnen. Ihre Wohnungen stehen in weiten Entfernungen; oft zehn Stunden weit auseinander. Aber die eigentliche Wohnung des Llanero ist der Sattel. Sein Dasein ist mit jenem seiner Heerden verwachsen. Die Bewachung der zahlreichen Pferde und Rinderheerden, welche diese fruchtbaren Weiden bevölkern, ist seine Hauptaufgabe. Er durcheilt die Ebene, auf denen kein einziger Pfad ist, mit derselben Sicherheit und Kenntniß der Gegend, wie ein Schiffer das ihm wohlbekannte Meer. Grenzmarken kennt man in diesen Ebenen nicht, aber der Llanero weiß trotzdem genau, ob seine Heerden auf eigenem Gebiete oder dem des Nachbars weiden. Sein Leben verfließt in Einsamkeit und Thätigkeit. Bis zum nächsten Nachbar hat er wohl eine Tagereise, von Zeit zu Zeit besucht ihn ein Reisender oder ein wandernder Kaufmann, den er in seiner verderbten Sprache merca chiles nennt. Von Dingen, die jenseit seiner Weiden und Heerden liegen, weiß der Llanero nichts.

Wie wohnt ein solcher Hirt und wie lebt er? Wenn wir uns in den Grasebenen auf einen erhöhten Punkt stellen, zum Beispiel auf einen Hügel in der vom reißenden Apure durchströmten Provinz Varinas, dann sehen wir hier und da unregelmäßige Gruppen von Palmen aus dem wellenförmigen Wiesenboden aufsteigen. Diese Baumgruppen werden in der Sprache des Landes Matas genannt und bilden zugleich die Grenzen der Ebene von Venezuela. In der Nähe einer jeden finden wir den Hato, die Wohnung des Llanero, eine einfach gebaute Hütte, deren Fußboden sich wenige Fuß über dem feuchten Boden erhebt; das Dach besteht aus Palmblättern. Ein Geflecht von Zweigen scheidet die Wohnung in zwei Theile, deren kleinerer für die Frauen bestimmt ist. Der größere ist mit einem halben Dutzend Rinderhäuten ausgestattet; die Haut eines Jaguar und einige hübsch aus Bambusrohr gearbeitete Sessel fehlen nicht. Dieses Zimmer dient zum Empfange der Fremden, als Schlafkammer, als Arbeitsraum während der Monate, in welchen die Llanos überschwemmt sind, und, wenn man die Phantasie zu Hülfe nimmt, auch als schützendes Dach für den Llanero selbst. In einiger Entfernung befindet sich der Corral oder Stall, eine weite Einzäunung, in welche man die Heerden treibt, wenn man sie mit der Brandmarke zeichnen oder zählen will.

Die Hatos oder Gehöfte gehören meistens Kreolen, welche die an den Grenzen gelegenen Städte bewohnen. Die Insassen derselben sind aber Hateros, Halbbarbaren, welche nur über das

ihnen anvertraute Vieh zu wachen haben. Obgleich sie sich rühmen, von den ersten spanischen Einwanderern abzustammen, findet man doch selten einen unter ihnen, der nicht Neger- oder Indianerblut in seinen Adern hätte. Der Hatero ward, wie sein Vater, in den Llanos geboren; daß es Gegenden giebt, wo keine Weiden sind und wo man die Thiere nicht nur wegen der Felle, sondern auch wegen des Fleisches hält, davon hat er keine Ahnung. Seine religiösen Kenntnisse beschränken sich auf Ueberlieferungen, welche aus der Zeit, da seine Vorfahren noch unter civilisirten Menschen wohnten, herrühren. Selten verirrt sich ein Missionär in diese einsamen Gegenden.

Zehn oder zwölf Leute bewohnen einen Hato und führen die Herrschaft über viele Tausend Stück Hornvieh. Die Frauen beschäftigen sich mit häuslichen Arbeiten und bebauen ein kleines Stück Feld mit Mais und Maniok. Nur allein während ihres Brautstandes haben sie vielleicht Gelegenheit, eine Stadt und ein gedrucktes Buch zu sehen. Frauen und Männer bilden einen einfachen und kräftigen, aber sehr unwissenden Menschenschlag; Sitten, Kleidung und Sprache nähern sich mehr jenen der Indianer, als der Spanier. Land und Mensch sind aber hier wie gegenseitig für einander geschaffen. Der Llanero ist von mittler Größe und kräftig gebaut, sein Hals ist kurz, der Schädel eckig, die Stirn frei und die schwarzen Augen blitzen und funkeln wie glühende Kohlen. Die Oberhälfte des Körpers ist ebenmäßig entwickelt, während die Beine durch das fortwährende Reiten eine krumme Form annehmen; dies zeigt sich auch bei dem wackelnden Gang des Hatero. Seine Tracht besteht aus Beinkleidern von Baumwollenstoff (Calzones), die etwas über das Knie hinabreichen, und einem Kittel von demselben Zeuge, der von einem Lederriemen zusammengehalten wird, in welchem das unvermeidliche Machete oder Messer steckt. Ueber die Schultern hat er den unentbehrlichen Poncho geworfen, eine verschiedenfarbige Decke, welche die spanisch-amerikanische Rasse von den Indianern angenommen hat und die als Kissen, Mantel oder selbst als Sattel dient. Als Fußbekleidung hat er Sandalen, auf dem Kopfe fehlt nie die Ledermütze. Seinen ganzen Stolz findet er in einem tüchtigen Reitpferd, in dem Lasso, den er mit bewundernswerther Geschicklichkeit wirft und in der Lanze, mit der er seine Viehheerden vor sich hertreibt, zuweilen auch an einem Kampfe theilnimmt.

Ein Hato hat gewöhnlich die Ueberwachung und den Unterhalt von vielen tausend Stück Rindvieh und Pferden zu besorgen und wird hier und da noch durch Vorposten unterstützt. Jede, aus mehreren tausend Häuptern bestehende Heerde wird durch zwei bis drei Stiere oder Hengste angeführt, die ein sehr despotisches Regiment führen. Sie ziehen mit ihren Untergebenen von Weide zu Weide und erlauben keinem Menschen oder fremden Thiere ihren Weg zu durchkreuzen.

Es ist vorgekommen, daß diese ungeheuern Züge in den Llanos auf einige Regimenter Soldaten stießen und diese durch ihr ungestümes Vorrücken gänzlich auseinandersprengten.

Ein besonderes Fest für die Llanero's ist das Brandmarken der Heerden. Nach und nach werden die Thiere eingefangen und in den eingezäunten Corral getrieben. Alle Nachbarn auf zwanzig Meilen in der Runde hat man eingeladen. Das Brüllen des Rindviehs, das Wiehern der Pferde und das Umhertoben einiger ausgelassenen Stiere, die mit dem Lasso eingefangen werden müssen, geben ein lebhaftes Bild, an dem sich der Hatero ergötzt. Das Zischen des glühenden Stempeleisens, mit dem man die Marke auf die Haut der Thiere brennt, ist dem Hatero wie Musik. Bei dieser Gelegenheit zeigen diese Leute auch ihre Geschicklichkeit im Bändigen der Thiere. Der Mann wählt ein junges, etwa dreijähriges Pferd aus, das etwas abseits von der Heerde weidet und schleicht ihm allmälig nahe. Plötzlich wirft er den Lasso (die Fangschnur) mit aller Geschicklichkeit um den Hals des Thieres, während ein anderer eine Schlinge um die Hinterbeine legt, so daß es niederstürzt. Um das Roß noch mehr zu betäuben, erhält es einige Schläge mit einem dicken Stock auf den Kopf und bekommt dann das Gebiß angelegt. So wie das Pferd sich erheben will, springt der Reiter auf dasselbe. Trotz aller Wildheit und Ungeberdigkeit bezwingt der Hatero es doch und verwandelt es binnen zwei Tagen in ein zahmes Geschöpf.

Ein anderes eigenthümliches Vergnügen bei dieser Gelegenheit besteht darin, daß man einen mächtigen Stier vermittelst zweier Lassos einfängt und die Enden derselben an einen starken Baum festbindet, so daß der Stier sich kaum bewegen kann. Der stärkste Llanero packt den wilden Bullen beim Schwanz und zieht daran so lange, bis das Schlachtopfer umfällt. Aber wehe, wenn die Schlingen des Lasso nicht halten; das gepeinigte und dann befreite Thier wendet sich um und vernichtet seinen Peiniger. Dies geschieht nicht gerade selten. Aber der Llanero macht sich nichts aus dem Tode. Er ist ihm täglich inmitten der vielen wilden Thiere nahe, der Fluß, in dem er badet, wimmelt von Alligatoren, in den Sümpfen lauern giftige Schlangen, deren Biß binnen einer Stunde tödtet. Hat er einige Liebesabenteuer, fehlt es ihm nicht an getrocknetem Rindfleisch, Maniokmehl und Guarapo (einer Art Rum), so kümmert sich der Llanero weder um Vergangenheit noch Zukunft. Im Ganzen ist er ein glücklicher Mensch in seiner Weise.

Ein blutiges Drama in der Südsee.

Es ist eine durch viele Thatsachen bestätigte Erfahrung, daß die Eingeborenen der Südsee-Inseln an Zahl ungemein zusammengeschmolzen sind, seitdem sie mit den Europäern in engere Berührungen kamen. Sie können diesen Contact mit unserer Civilisation nicht vertragen, und gehen an dem, was ihnen dieselbe bringt, rettungslos zu Grunde. Sie sind dem Untergange geweiht, und scheinen das instinctmäßig voraus zu ahnen. Das Neue, welches die weißen Menschen diesen Insulanern gebracht haben, will sich ihnen nicht einfügen. Die Europäer und Nordamerikaner haben wohl christliche Lehre und manche nützliche Waare gebracht, sie haben auch dadurch, daß sie Kühe, Schafe, Schweine, Ziegen und Geflügel nach jenen Inseln verpflanzten, der Menschenfresserei ein Ende gemacht. Aber es kamen mit ihnen auch die Blattern, und andere nicht minder schlimme ansteckende Krankheiten, welche bei der Berührung verschiedener Menschenrassen oft neue, grimmige Formen angenommen haben und entsetzliche Verwüstungen anrichten. Es kam endlich auch der gräßlich verheerende Branntwein, welchen alle Gebote und Gesetze nicht fern halten. Auf manchen Südsee-Inseln ist nun der Glaube verbreitet, daß alles Unheil, welches die Eingeborenen betreffe, durch die Weißen verschuldet werde, und daß diese viel Böses gebracht haben, ist auch vollkommen richtig.

Nun müssen die Unschuldigen büßen, namentlich die Missionare, welche doch in der besten Absicht zu den Heiden kamen. Sehr viele haben, aus Mangel an Menschenkenntniß und im Eifer für den Buchstaben des Dogma's, große Mißgriffe begangen; sie wußten keinen Uebergang zwischen puritanischer Herbigkeit und Strenge, welche der Insulaner nicht begreift und der Leichtfertigkeit zu finden, welche diesen Menschen eingeboren ist, und deshalb sind auf manchen Inseln die Erfolge der, jedenfalls redlich gemeinten, Bestrebungen nur gering gewesen. Wie dem aber auch sein möge, Missionare leben über die ganze Südsee zerstreut, namentlich auch auf den von Schwarzen bewohnten Eilanden, welche sich östlich von Neu-Guinea in einem weiten, in südöstlicher Richtung ziehenden Bogen bis nach Neu-Caledonieneinerseits und den Fidschi-Inseln andererseits erstrecken, also auf den Salomons-Inseln, dem Santa Cruz Archipel und den Neuen Hebriden. Zu den letzteren ge-

hören Tanna, Anitom oder Aniteum, und Erromango. Hier wurde 1839 der eigentliche Vorläufer der Mission in jenen Regionen, Missionar Williams, von den Kannibalen erschlagen und aufgefressen.

Nach ihm kamen Andere, ungeschreckt durch jenen grauenhaften Vorgang, und nun haben wir aus der neuesten Zeit wieder ein blutiges Drama, das sehr bezeichnend für die Ansichten und Vorurtheile der Insulaner auf Erromango ist und einen Einblick in ihr Leben und Denken gewährt.

Seit dem April des Jahres 1861 rafften die Masern unter den Eingeborenen der Neuen Hebriden viele Menschen hinweg. Die Schwarzen meinten, daß die unter ihnen lebenden Weißen die Schuld davon trügen, und auf Erromango bildeten sie eine Verschwörung, alle jene unheilbringenden Fremden zu ermorden. Sie wollten zur Ausführung schreiten, als unter ihnen selbst ein heftiger Streit sich erhob, welcher einen Aufschub herbeiführte.

Aber bald nachher gingen sie an ihr blutiges Werk, das in dem Bericht eines Engländers vom 7. Juni folgendermaßen geschildert wird.

Am 20. Mai schrieb ich eben einen Brief an den Missionär Gordon. Da sah ich, daß der Eingeborene David Uti nebst einigen Kindern in aller Eile auf meine Wohnung zukamen; sie schrien, daß die Leute von Bunkhill (einem Dorfe) den Missi getödtet hätten. Ich nahm sogleich meine Waffen und eilte nebst einigen Schwarzen von anderen Inseln, welche gerade in meiner Nähe waren, nach dem Schauplatze der blutigen That. Die Mörder fand ich nicht mehr, wohl aber die gräßlich verstümmelten Leichen Gordon's und seiner Frau. Ich ließ sogleich zehn Leute vor das Haus stellen und dann ein Grab graben, dicht neben der Stelle, an welcher einst Wilson den Märtyrertod erlitten. Dann zimmerte ich in aller Eile zwei Särge zusammen und am andern Nachmittage fand das Begräbniß statt. Ein Eingeborener, welcher einige Zeit bei den Missionaren auf den Samoa-Inseln (den Navigatoren) Unterricht genossen hatte und unter Gordon's Leitung als Lehrer thätig war, verrichtete die religiöse Feierlichkeit. Er sang und betete. Auf mich machte dieser Auftritt einen unaussprechlich tiefen Eindruck. Neben mir stand ja der Mann, welcher 1839 dem Missionar Williams den ersten verhängnißvollen Keulenschlag gegeben hatte. Jetzt war er am Grabe eines andern hingeopferten Missionars und heulte und weinte wie ein Kind.

Gordon's Ermordung fand in folgender Weise statt: Am 20. Mai kam der Häuptling Lova mit neun Männern vor das Missionshaus, angeblich um mit Gordon zu reden. Dieser war unten am Hügel beschäftigt, um sich eine Winterwohnung zu bauen. Dorthin gingen die Schwarzen, unterwegs versteckten sich aber acht von ihnen im Gehölze; der neunte, Narubulit, hatte den Auftrag, das Schlachtopfer in den Hinterhalt zu locken. Gordon hatte die jungen Leute, welche ihm Blätter und Rohr zur Dachbedeckung einsammelten, fortgeschickt und war allein. Der Wilde sagte, seine Gefährten seien im Missionshause und bäten dort jeder um ein Stück Baumwollenzeug. Gordon nahm ein Brett und schrieb mit Kohle darauf, daß seine Frau jedem ein Yard Zeug geben möge. Damit war freilich dem Wilden nicht genützt, aber sein verschlagener Sinn gab ihm etwas Anderes ein. Er sagte, Lova sei in der Mission und wünsche Arznei für einen kranken Freund, und nun ging Gordon mit. Als er dorthin gekommen war, wo die Mörder im Hinterhalte lagen, erhob Narubolit seine axtartige Keule und versetzte dem Missionar einen Schlag in den Rücken. Gordon schrie laut auf, sank gleich zu Boden und erhielt dann einen zweiten Streich, welcher den Hals beinahe ganz vom Rumpfe trennte. Dann erst kamen die Uebrigen aus dem Versteck und zerfetzten den ganzen Körper.

Inzwischen war einer der Mörder, Namens Uben, nach der Mission gelaufen. Frau Gordon ging ihm entgegen und fragte: was denn das entsetzliche Geheul bedeuten solle, welches sie vom Busche her vernommen hatte. Uben entgegnete: „das bedeutet nichts; die Kinder spielen." Als die Frau eine Wendung zur Seite machte, versetzte er ihr eine Anzahl Keulenschläge, und sie lag entseelt am Boden.

Gordon war 1857 nach Erromango gekommen und sein Bekehrungswerk hatte nur geringen Fortgang; schon früher schwebte sein Leben einige Mal in Gefahr. Als nun die Masern ausbrachen, war er unermüdlich, um die Kranken zu besorgen. Aber gerade diese Menschenfreundlichkeit wurde ihm verderblich. Er ging von Dorf zu Dorf und gab Arznei, aber trotzdem starben viele Leute, während Andere gesund wurden. Das begriffen die Schwarzen nicht; weshalb soll der eine zur Leiche werden, der andere genesen, da doch beide dieselbe Arzenei aus den Händen desselben Mannes erhalten? Gordon war auch zum Häuptling Nuiva gerufen worden, als die Krankheit schon einen tödtlichen Verlauf genommen hatte. Nuiva starb am andern Tage. Die Schuld davon maß man dem Missionar bei und nun verschworen sich die Wilden, alle Weißen umzubringen. Ein Schwarzer verrieth den bösen Plan, und so war es möglich, ihn zu vereiteln; nur Gordon wurde überrascht.

Uebrigens hatte er sich den bittern Haß vieler Wilden zugezogen. Er war offenbar kein Menschenkenner und verstand die niedrige Geistesstufe dieser Schwarzen nicht zu würdigen. Er hatte die Seuche zum Vorwand genommen, um, was man so nennt, den Leuten in's Gewissen zu reden und war streng aufgetreten. Er hatte viel von seinem gestrengen Gotte gepredigt, die Seuche als eine Strafe Gottes für die Sünden der Leute hingestellt. Was verstanden die wilden Leute von solchen Reden und Gebaren? Sie meinten, er habe Beschwörungen veranstaltet.

Gordon's Tagebuch zeigt, wie befangen der Mann war, und daß ihm jeder freie Blick fehlte. Er schrieb: „Dem Erscheinen der Krankheit ging ein fast allgemeiner Widerstand gegen das Evangelium voraus; die heidnischen Gebräuche und Mordthaten vermehrten sich dermaßen, daß es mir unmöglich schien, daß Gott dieses Volk nicht heimsuchen werde. Ich hatte ihnen ein paar Tage, bevor die Seuche auftrat, diese Heimsuchung verkündet; ich hatte sie ermahnt, vor dem Zorne des Herrn zu fliehen, aber ach, sie hörten nicht eher auf mich, als bis es zu spät war." Zwei Monate vor seinem Tode schrieb er: „Vor vierzehn Tagen wäre ich beinahe erschossen worden; nur ein Zufall hat mich gerettet. Ich schwebe in großer Gefahr inmitten dieses Volkes, wo der Glaube an Hexerei allgemein ist und das mich als einen Zerstörer betrachtet." In diesen Worten des Tagebuches findet das blutige Drama vollständige Erklärung.

Die Chinesen in ihrer bürgerlichen Stellung zu den Europäern.

Wir haben schon erwähnt, daß in Australien die dorthin eingewanderten Chinesen viele Angriffe von den europäischen Ansiedlern zu erfahren haben. Ein Gleiches ist schon häufig auch in Californien der Fall gewesen. Die Legislatur hat die einwandernden „Himmlischen" mit einem besondern Kopfgeld besteuert, und schon mehrfach ist ein Verbot gegen diese Einwanderung gegeben, aber allemal als ungesetzlich von dem höchsten Gerichtshofe cassirt worden. Es ist von Interesse, zu erfahren, wie ein sorgfältiger Beobachter diese nicht unwichtige Angelegenheit ansieht, und wir theilen deshalb die nachstehenden Betrachtungen mit, die wir im deutschen San Francisco-Journal fanden. Sie sind an Julius Fröbel, der sie im April 1855 niederschrieb.

Alle Fragen, welche über die Grenze des Grundsatzes der Rechtsgleichheit hinausführen, sind Lebensfragen für die Zukunft

der Vereinigten Staaten, und verdienen mit Aufmerksamkeit und Gründlichkeit behandelt zu werden. Solche Fragen sind alle die, welche sich auf Religions-, Geburts- und Racen-Unterschiede beziehen. In letzterer Beziehung haben wir die Negerfrage, die Indianerfrage, und in Californien die Chinesenfrage.

Welche Ansichten man auch über die Culturfähigkeit der nicht kaukasischen Racen haben mag, so viel ist gewiß, daß diese Racen thatsächlich nirgends eine Culturstufe einnehmen, die es rechtfertigen könnte, sie massenhaft zum vollen und aktiven Bürgerrechte in Republiken kaukasischer Völker zuzulassen. Je weniger das Bürgerrecht eines Staates an Recht und Verantwortlichkeit in sich schließt, desto weiter kann man seinen Kreis ziehen. In das Bürgerrecht der absoluten Monarchie, wenn dafür der Ausdruck noch zulässig ist, passen alle Racen und alle Culturstufen, — in das der Republik dagegen nur solche Menschen, bei denen die Fähigkeit vorausgesetzt werden darf, die Rechte des Bürgers auf culturgemäße Weise zu gebrauchen und der Verantwortlichkeit eines souverainen Individuums zu entsprechen. Wir halten zwar alle Menschenracen für culturfähig, und möchten es nicht wagen, für irgend eine Race die Gränzen der Culturfähigkeit zu bestimmen; dem ungeachtet ist es unbestreitbar, daß nicht alle Menschenracen in ihrem Culturgange mit einander Schritt halten können; und fordert auch die Humanität, daß der Stärkere auf den Schwächern Rücksicht nehme, so legt sie selbst uns auch die Pflicht auf, diese Rücksichten nicht so weit auszudehnen, daß die Erreichung des Zieles gefährdet wird. Auch der rücksichtsloseste Anhänger philantropischer und kosmopolitischer Theorien könnte z. B. nicht wünschen, daß hier in Californien einmal die kaukasische Race von der chinesischen überstimmt würde.

Kann man also, um bei den Chinesen stehen zu bleiben, nicht wollen, daß sie bei uns zum Bürgerrechte zulässig seien, so tritt die zweite Frage auf, ob man es wollen kann, daß in einem republikanischen Gemeinwesen sich eine Bevölkerung von politisch unberechtigten Menschen, von Heloten oder Parias anhäufe. Nur der gänzliche Mangel aller politischen und moralischen Einsicht könnte dieses wollen, und könnte die Folgen übersehen, die ein solches Verhältniß mit Nothwendigkeit nach sich ziehen müßte. Gegen die Neger und gegen die Indianer haben wir Pflichten. Die Letzteren sind vor uns in diesem Lande gewesen, die Ersteren haben wir wider ihren Willen in das Land gebracht. Dieses Land ist mindestens mit demselben Rechte das ihrige, mit dem es das unsrige ist. Zudem wissen wir, daß die Indianer uns politisch niemals gefährlich werden können, und die Umstände, unter denen die Neger es werden könnten, liegen noch zu fern, um auf die Fragen des Augenblicks auf eine andere Weise, als in der Form der Sklavenfrage Einfluß auszuüben. Die Racenfrage in Bezug auf die Neger liegt erst hinter der Entscheidung der Sklavenfrage.

Anders ist es bei den Chinesen für Californien. Sie sind uns unmittelbar in politischer und socialer Beziehung gefährlich, — gefährlich durch die Unausbleiblichkeit der Folgen, welche aus der Zulassung einer Heloten- oder Paria-Kaste hervorgehen müssen.

Es ist geschichtlich erwiesen, daß alles Kastenwesen, wie das indische und ägyptische, von dem die Ständeunterschiede der späteren Culturperioden, zum großen Theile wenigstens, nur der abgeschwächte Nachhall sind, von Racen-Unterschieden ausgeht. Das indische Wort Varna, welches Kaste oder Volksklasse bedeutet, heißt ursprünglich die Farbe. Gleiche Ursachen würden auch bei uns, aller Wahrscheinlichkeit nach, wieder die gleichen Folgen haben, und wir glauben nicht, daß solche Folgen Jemand wünschenswerth finden könnte.

Unserer Ueberzeugung nach kann sich also Niemand durch philantropische oder demokratische Ansichten so weit fortreißen lassen, daß er die Verhinderung des Zunehmens der chinesischen Einwanderung mißbilligen könnte. Die chinesische Bevölkerung, welche wir jetzt schon haben, und welche von vierzig- bis sechszigtausend geschätzt wird, bereitet uns schon hinreichende Verlegenheiten. Zum Glück aber ist sie nicht im Stande, sich, wenn neue Zufuhren abgeschnitten werden, durch natürliche Fortpflanzung zu erhalten. Sie wird mit der Zeit wieder aussterben, und ohne daß wir zu harten Mitteln genöthigt sind, wird der Uebelstand sich von selbst wieder beseitigen. Dagegen müssen wir den Maßregeln beistimmen, welche die Verhinderung einer weitern massenhaften Einwanderung zum Zwecke haben.

Die chinesische Stadt Tsche fu in der Provinz Schan tung.

In der neuesten Zeit ist häufig dieses Ortes erwähnt worden, welcher seit dem Vertrage von Tien tsin den Fremden zugängig wurde. Bisher wußten wir wenig von demselben; nun liegt uns aber eine Schilderung Bonhoure's vor, welche deutlich zeigt, wie diese chinesischen Städte jetzt in die große Bewegung hineingezogen werden.

Tsche fu oder Yen tai an der Mündung des Peiso, bildet den Haupthafen für die große Provinz Schan tung und treibt lebhaften Handel besonders mit der Halbinsel Korea, mit der chinesischen Provinz Fo kien, überhaupt mit dem ganzen Gestadelande. Schan tung ist eine wahre Kornkammer, und Tsche fu ein durchaus nicht ungesunder Platz. Man redet dort das Kuan rhoa, die Mandarinensprache, welche die gebildeten Leute im ganzen Reiche verstehen. Sie zerfällt in zwei Gruppen: die nördliche Mandarinensprache, oder jene von Peking, und die südliche, oder Mandarinensprache von Nanking; zwischen beiden bildet der Yang tse kiang so ziemlich die Grenzscheide. Aber die Abweichungen sind nicht sehr beträchtlich; doch hat die Nankinger Mundart weichere Töne und mehr Selbstlauter, ist auch wohlklingender als die nördliche, welche eine härtere, etwas gehackte Accentuirung hat.

Die Stadt liegt im Hintergrund einer schönen, stets von Schiffen ungemein belebten Bucht und in den Straßen herrscht ein sehr reges Treiben, besonders in jenen am Wasser und bei der großen Pagode. Die Waarenläden haben Schilder mit goldenen Inschriften; überall sind die Auslegebretter mit einer großen Menge sehr verschiedener Waaren bedeckt und die Verkäufer, welche jedem weißen Fremden allerlei Siebensachen entgegenhalten, schreien: „Ti tun, compien?" daß soll heißen: Dis donc, combien? Auch die Knaben, welche in den Straßen hausiren gehen, radbrechen einige französische oder englische Wörter.

Zwei Hauptgebäude der Stadt sind die Pagode und das Theater; sie stehen unweit von einander, ähnlich wie im christlichen Europa, wo auch die Schauspielhäuser gewöhnlich neben einer Kirche sich erheben. Auf zwei mächtigen Pfählen flattert eine weiße Fahne; sie deutet an, daß hier die Himmelskönigin verehrt werde. Die Vorderseite des Tempels unterscheidet sich nicht von jener anderer Häuser und ist ganz einfach. Durch mehrere Gänge und Säle gelangt man dann in einen Hofraum, in welchem eine herrliche erzene Vase steht mit sehr schönen Skulpturen. Sie ist mit Inschriften bedeckt und würde jedem europäischen Museum zur höchsten Zierde gereichen. Auf der großen Eingangsthüre liest man die Worte: „Die erhabene Mutter, Himmelskönigin!" Man tritt ein und gelangt in einen mit Fresken und Laternen geschmückten Saal. Unter einem Baldachin sitzt die Himmelskönigin; auf einem zu ihren Füßen angebrachten Altar stehen zwei flackernde Kerzen und aus eisernen Gefäßen steigt der Duft von Weihrauch empor. Auf einem Tische sieht man verschiedene Speisen, welche die Priester sich gut schmecken lassen, sobald die Gläubigen sich entfernt haben.

Zur Rechten und Linken stehen zwei Untergottheiten, nämlich Schuen fong, der günstige Wind, und Tsien li ien, das Auge, welches tausend Meilen weit sieht. Chinesische Matrosen gehen nur dann gern in See, wenn sie vorher diesen Göttern, Beschützern des Meeres, ihre Andacht bewiesen haben. Wie könnten sie auch auf glückliche Heimkehr rechnen, ohne sich noch zuvor dem Lung nan, dem Großen Drachen und dessen Gefolg empfohlen zu haben? Dieser mächtige und gewaltige Genius sitzt in einem andern Saale majestätisch da, eingehüllt in prächtige Gewänder. Zwei junge Mädchen sind immer zu seiner Verfügung, und sein Schreiber steht mit dem Pinsel in der Hand da, um alles, was der Götze äußert, niederzuschreiben.

Da ist auch noch der Götze Le tsa, der Durchdringer der Finsterniß, der auch einem muthigen Manne Schrecken einjagen kann. Hat er doch drei schwarze Hörner auf dem Kopfe, unter den Augen blitzen zwei glänzende Brauen hervor, seine rothen Nasenlöcher sind weit aufgesperrt. Er stützt sich auf eine Lanze und erwartet die Befehle seines Gebieters. Aber zum Hofstaat des großen Drachen gehören noch vier andere Götter. Fong schin, der Gott des Windes, trägt in seinem Brustbande einen Schlauch, in welchem er seine dienstbaren Sklaven gefesselt hält; diese läßt er los auf dem Meere, damit sie als Stürme einherbrausen oder als günstiger Fahrwind die Segel der Fahrzeuge schwellen. Da ist auch Le schin, der Gott des Donners, mit flammendem Auge, einem gewaltigen Adlerschnabel im Gesicht, einem gewaltigen Kamm auf dem Haupte, und der wuchtige Hammer, welchen er in der Rechten hält, ist immer bereit, auf das Eisen in seiner Linken zu schlagen. Nicht so schrecklich, aber mit sehr stolzer Miene und einer Art von phrygischer Kappe, nimmt sich Schien schin aus, eine junge Göttin, welche aus zwei Goldtafeln den Blitz in die Welt fahren läßt. Neben ihr sitzt Il schin, der Gott des Regens, welcher mit einem Sprengwedel Wasser in ein Gefäß thut. Daraus kann er Fluthen bilden, welche die ganze Welt überschwemmen.

In anderen Sälen findet man eine Anzahl von Götzenbildern, welche dem Gotte des Reichthums untergeben sind.

Das Theater ist sehr einfach, denn es besteht nur aus einem viereckigen Gerüste, das sich etwa in Mannshöhe über dem Boden erhebt und dessen Dach von vier Pfählen getragen wird. Es bildet zugleich Bühne und Orchester und die Garderobe ist eine einfache Bretterbude. Von einem Vorhang ist keine Rede, und die Zuschauer stehen oder sitzen auf der Erde. Frauenzimmer dürfen in China auf der Bühne nicht erscheinen, und deshalb werden ihre Rollen von Jünglingen, oft sehr gut, gespielt. Eintritts- und Zuschauergeld wird nicht verlangt. Die Schauspieler erhalten ihren Lohn von den Schiffsrhedern, welche des sehr löblichen Glaubens leben, daß die Schiffe gute Fahrt haben, wenn der Eigenthümer vorher seinen Mitbürgern ein Vergnügen bereitet hat.

Auf dem Platze zwischen dem Pagodentempel und der Schaubühne wandeln die Verkäufer von Lebensmitteln umher. Sie tragen auf der Schulter ein Brett, auf welchem etwa ein Dutzend verschiedene Gefäße stehen. Haben kann man von diesen Leuten vielerlei, zum Beispiel gehacktes Fleisch, Pasteten, Gemüse ꝛc.; Brot wird von Knaben verkauft, Thee oder warmes Wasser sind auf der Straße überall zu finden, denn unter hunderten von großen Kesseln brennt das Feuer. Leider sind die Chinesen sehr unsauber, und selbst ihre Leckerbissen können uns keinen Appetit machen.

Man entflieht den langen, schmutzigen Gassen und läßt den Blick über die freundliche Landschaft wandern. Auf grünen Todtenhügeln erheben sich schattige Bäume oder Büsche. Freundliche Dörfer sind mit Gärten umgeben. Das Geißblatt verbreitet seinen süßen Duft. Von den Hügeln kommen auf steilen, wohlgebahnten Wegen ganze Karawanen herab, Pferde, Maulthiere und Esel, alle mit sicherm Tritt. Sie bringen Holz und Getreide, Obst und Matten, Töpfergeschirr und Oelkuchen nach der Stadt. Dann und wann sieht man auch einen offenen Wagen, in welchem ein wohlhabender Landmann sitzt, oder eine reitende Frau, deren Maulthier vom Herrn Gemahl am Halfter geführt wird. Maulthiertreiber begrüßen einander unterwegs mit dem landesüblichen Tschin tschin, das heißt, sie legen beide geballten Fäuste aneinander, heben dieselben mehrmals in die Höhe und nicken dazu mit dem Kopfe.

Tsche fu war eine Zeitlang von europäischen Soldaten besetzt. Ob man nach deren Abzuge den Weißen gewogen ist, muß die Folge lehren. Aber die Leute benehmen sich höflich und belästigen nicht. Den fremden Kriegern waren sie natürlich nicht gewogen, und die Furcht ist erst aus den Gemüthern gewichen, seitdem eine Anzahl europäische Frauen in der Stadt leben. Bonhoure erzählt: „Wenn wir sonst in ein Dorf gingen, lief die weibliche Bevölkerung, was nur die Beine vermochten; die Kinder schrieen und die Hunde heulten. Man schreckte die Kleinen mit dem Worte: Uaï kua sin, und alle unsere Bemühungen, den Leuten die Furcht auszureden, halfen nichts. Da nahmen wir einmal unsere Frauen mit hinaus und ließen diese allein vorangehen. Das half. Die Chinesinnen kamen näher, betrachteten sie von oben bis unten, zupften an den Kleidern und wagten sogar einige Fragen. Habt ihr Kinder? — Ja. — Habt auch ihr Kinder? — Ja. — Wir möchten sie wohl einmal sehen. — Wir wollen sie herbringen. — Bald schafften sie auch dieselben zur Stelle, und die kleinen, olivengelben Creaturen wurden natürlich mit Liebkosungen bedacht. Einige Tage später ging ich mit meinem Kinde, und das bisher Unerhörte geschah; eine Chinesin redete mich an."

Es wäre sehr zu wünschen, daß die Europäer sich überall human gegen die Ausländer benehmen möchten; aber das geschieht leider nicht immer.

Ein neuer Gott in Indien.

Wir wissen, daß die Menschen im Alterthume Ihresgleichen zu Heroen und Göttern erhoben; daß sie ihre Helden in den Himmel versetzten und sie verehrten. Es scheint, als ob auf gewissen Culturstufen und bevor geläuterte Ansichten durchgedrungen sind, ein gewisses Bedürfniß vorhanden sei, Götter zu machen, die man sich leiblich vorstellen kann.

Aus der allerneuesten Zeit liegt ein Beispiel vor, an welchem wir deutlich sehen, in welcher Weise man einen noch lebenden Menschen zum Gott erhebt, ihm sofort auch einen besondern Cultus widmet und sich diesem mit einem wahren Fanatismus hingiebt. Die Thatsache ist folgende.

Der englische General Nicholson, welcher 1857 während der großen Meuterei in Indien von den Sipahis erschossen wurde, hatte früher längere Zeit hindurch im Pendschab (dem Fünfstromlande der Indusregion) befehligt. Die Eingebornen lernten ihn als einen tapfern Mann kennen, der sich auf dem Schlachtfelde durch großen Muth und kaltblütige Haltung auszeichnete. Das Land stand längere Zeit unter dem Kriegsgesetz, und die bürgerliche Verwaltung wie die Pflege der Gerechtigkeit unter der Leitung des Generals. Dieser führte sein Amt zugleich kräftig und mild und in wahrhaft väterlicher Weise. Dadurch erwarb er sich die allgemeine Zuneigung der Eingeborenen.

Als der General im Jahre 1850 auf einige Jahre nach Europa zurückreisen wollte, trat eine eigenthümliche Erscheinung zu Tage. Es ergab sich nämlich, daß in der Stadt Harripore eine Gemeinde von Fakirs bestand, welche ihrer alten indischen Religion den Rücken gekehrt hatten; an die Stelle derselben war ein Nicholson-Cultus getreten. Sie bezeichneten den Mann als ihren Vater,

Beschützer und Richter; sie beteten zu ihm als dem Guru Nikol sein, trugen ein safrangelbes Gewand, und eine schwarze Kopfbedeckung. Auch hatten sie geistliche Lieder, und jeder Vers derselben endete mit dem Namen Nicholson, der zugleich als Guru, Heiliger, bezeichnet wurde.

Diese Gemeinde bestand aus harmlosen, friedlichen Leuten, die ihre Beseligung darin fanden, ihren neuen Gott in aller Ruhe verehren zu können. Im Jahre 1856 kam Nicholson nach Indien zurück, um einen Befehl in Kaschmir zu übernehmen. Sein Weg führte ihn durch Harripore, wo sich gleich eine allgemeine Aufregung kund gab. Unter großem Jubel zog das Volk seinem Guru entgegen und brachte ihm Huldigungen dar. Der General war über das Alles in nicht geringem Grad erstaunt, wurde verdrießlich, suchte durch ernsthafte Mahnungen die Leute von ihrer Verirrung zurückzubringen, aber sein Bemühen war ganz vergeblich. Endlich griff er zu einem äußersten Mittel, er ließ einige seiner äußersten Verehrer öffentlich auspeitschen.

Aber die Wirkung war eine ganz andere als der Guru-General erzielen wollte. Denn durch diese Strenge erkaltete nicht etwa der Eifer, sondern wurde wo möglich noch gesteigert. „Wir haben die Züchtigung verdient, wir haben den Guru durch unsere Sünden beleidigt, unser Leben war noch nicht rein genug." So sprachen sie und führten ein noch strengeres Leben, beteten nur noch inbrünstiger.

Nicholson mußte der Sache ihren Verlauf lassen, er konnte an ihr gar nichts ändern. Während des großen Krieges fand er bei Delhi seinen Tod. Lange Zeit wollten die Leute in Harripore nicht glauben, daß ihr Gott gestorben sei: als sie endlich Gewißheit erhielten und nicht mehr zweifeln durften, gaben die Nikol sein-Fakire sich einem wahnsinnigen Schmerze hin. Der Gemeindevorsteher erklärte, daß er nicht länger in einer Welt leben könne, welche sein Guru verlassen habe. Er ging in seine Wohnung und schnitt sich den Hals ab. Ein anderer that desgleichen.

Ein dritter fing die Sache gescheiter an. Er sagte: ich will in denselben Himmel, zu welchem mein Guru eingegangen ist und will dieselbe Lehre annehmen, an welche er glaubte. Ein zu Calcutta erscheinendes Blatt, der „Friend of India" erzählt, daß dieser Mann stracks zu den Missionaren nach Peschawer gegangen, im Christenthum unterwiesen und dann getauft worden sei. Er ist jetzt Lehrer in der Missionsschule. Einige Andere sind seinem Beispiele gefolgt; was aus den übrigen Anhängern des Nicholsoncultus geworden ist, und ob sie noch fest in ihrem Glauben sind, wissen wir nicht.

Kleine Nachrichten.

Die angebliche Wasserverbindung zwischen dem schwarzen Meer und dem kaspischen See. Wir haben neulich (Globus S. 59) die Ansichten des Staatsrathes Dr. Bergsträsser in Astrachan über die Möglichkeit einer solchen, und die Ergebnisse der Expedition Kostenkoffs mitgetheilt. Ihnen zufolge kann von einem Kanal keine Rede sein, und das Land eigne sich nicht zu Ansiedelungen. Nun ist Dr. Bergsträsser in einer ausführlichen Abhandlung (Augsburger Allgemeine Zeitung, Nr. 264, außerordentliche Beilage) gegen Kostenkoff sehr scharf aufgetreten. In den Streit selbst gehen wir nicht ein, sondern heben nur Einiges hervor, das zur Erläuterung dienen kann. Ueber die Möglichkeit der Herstellung eines Kanals bemerkt Herr B. diesmal nichts, bringt aber Zeugnisse bei, denen zufolge eine Wasserverbindung zwischen beiden Meeren einst vorhanden gewesen sei. Wie kam dieselbe in Abgang? Darüber giebt ein Brief des Adelsmarschalls Major von Naidenoff, zu Georgijewsk im Gouvernement Stawropol, manche Andeutungen. Die Flüsse, welche vom Kaukasus in die Steppengegend herabkommen, waren früher wasserreich. Sie fließen theils nach Norden zum Manytsch, theils nach Nordost und Ost. Zu den ersteren gehören die drei Flüsse Jegorlick und der Kalaus mit seinen acht Armen; sie sind alle wasserarm geworden. Zu den zweiten gehört die Kuma, welche sich bald nach ihrem Ursprung unter Sandstellen verliert, später wieder zum Vorschein kommt und sich zuletzt theils in die Manytschniederung, theils in das kaspische Meer verliert. Ihre vielen Nebenflüsse waren einst wasserreich, jetzt sind sie sehr wasserarm. Die Ursache dieser Erscheinung ist die Ausrottung der früheren Urwälder; die Kuma, welche einst als ein stolzer Fluß ihre Wellen in's kaspische Meer rollte, kriecht und schlängelt sich jetzt als auszehrende Wasserader nur noch bis in die Nähe des Meeres, wo sie frühzeitig versiecht. Alle die genannten Flüsse haben nur noch ein Drittel oder Viertel ihrer frühern Wassermenge. Der Fluß Malka, jetzt der wasserreichste Arm des Terek, habe sich früher in die Kuma ergossen und mit ihr einen großen schiffbaren Fluß gebildet. Mehrfache Bemühungen, die Malka wieder in ihr altes Bett zu leiten, sind mißlungen. „So ging ein Wasserweg von der größten Wichtigkeit verloren, den wieder herzustellen jetzt unerschwingliche und nicht zu ersetzende Summen nöthig sein sollen." Herr B. bemerkt dazu: „Diese Mittheilungen eines so tüchtigen und zuverlässigen Gewährsmannes sind wenig erfreulich für die Möglichkeit, den frühern Wasserweg zwischen beiden Meeren auf einer so ausgedehnten Strecke wieder herzustellen, um so mehr, da die Entwaldung der kaukasischen Abhänge nicht ab- sondern zunimmt." Damit scheint B. auf seine frühere Aufstellung wegen eines Kanals zu verzichten, und die Hauptsache wäre damit erledigt. Er weist dann nach, daß Kostenkoff, Barbet de Marny und Kryschin nicht eine wissenschaftliche Reise, sondern nur eine „flüchtige Durchfahrt" durch die ponto-kaspische Niederung gemacht hätten, bestreitet aber nicht, daß sie, wie sie sich ausdrückten, „den Manytsch trockenen Fußes erforscht haben." Uebrigens scheinen allerdings die Untersuchungen Kostenkoffs und seiner Gefährten sehr oberflächlich gewesen zu sein, und Herr B. äußert sich auch in dieser Beziehung sehr scharf. Er wirft ihnen irrige Ansichten und Trugschlüsse vor; ihr Rechenschaftsbericht sei ungenau, enthalte ungerechte Ausfälle gegen ihn, Hrn. B., zeuge von Mangel an Kenntnissen und an hinreichender Thätigkeit. Kostenkoff habe den mit der Steppengegend vertrauten Beamten Tscherkasoff so ungeeignet behandelt, daß derselbe seinen Abschied nahm, und dann nur noch Kalmüken bei sich gehabt, „welche ihr größtes Interesse daran haben, diese Niederung, welche gleichsam ihr gelobtes Land ist, im unerfreulichsten Lichte darzustellen." Sie wollen die Ansiedelung ackerbautreibender Russen verhindern. Die wirkliche Reisedauer der Expedition betrage nur fünfzehn Tage; die angeblichen Resultate verdienten keinen Glauben; amtliche Documente seien absichtlich verdreht worden; es werden auch Andeutungen gegeben, daß man sich von den Kalmüken habe bestechen lassen. Uebrigens führt Hr. B. überzeugend den Nachweis, daß die Steppe anbaufähig sei, einst blühende Niederlassungen gehabt habe, und dieselben noch besitze.

Eisenbahnen in Indien. Die Engländer betreiben den Bau derselben mit großem Eifer. Im Herbst 1861 ist die 264 Miles lange Strecke von Kalkutta nach Bhagalpore in ihrer ganzen Länge befahren worden. Sie soll demnächst bis Monghyr, einer wichtigen Stadt am Ganges, eröffnet werden, und von dort verlängert man sie über Patna nach Benares. Sie hat dann (von Kalkutta bis Benares) eine Länge von 539 Miles. Gleichzeitig wird auch die Bahn von Benares nach Mirzapore fertig; jene von Allahabad über Kahnpur (Cawnpore) nach Etawah, 210 Miles, ist dem Betrieb übergeben worden. Die ganze Strecke von Allahabad bis Agra gedenkt man im Januar 1862 zu eröffnen.

Australien. Die Eisenbahn von Melbourne nach Ballarat soll zu Ende des Jahres 1861 eröffnet werden. — Die Goldausfuhr der Kolonie Victoria betrug vom 1. Januar bis 15. August 1,298,707 Unzen. — Der Ackerbau, insbesondere die Anpflanzung der Weinrebe, hat große Fortschritte gemacht. — Von erfreulichem Erfolge sind die Bemühungen Eduard Wilson's. Dieser Mann hat es sich zur Lebensaufgabe gemacht, europäische Thiere in Australien einzugewöhnen. Auf seinen Antrieb bewilligte das Kolonialparlament von Melbourne 2000 Pfd. St. für die Einführung der Alpakas, 500 für jene des Lachses und 500 für andere Thiere. Wilson hat den sogenannten Murray Cod, einen sehr großen Barsch, im Yarrafluss eingebürgert. Die Versuche mit dem Lachse schlugen bislang fehl, sollen aber erneuert werden. Manche unserer Singvögel gedeihen, insbesondere die Lerche, die schwarze Amsel und Graudrossel. — Die Goldfelder auf Neuseeland erweisen sich als ergiebig. In einer einzigen Woche kamen aus Auckland 3000 Unzen Gold nach Sydney und 700 Unzen nach Melbourne. — In Neusüdwales ist man durch Militärgewalt

der Meuterer und Räuber, welche die von uns geschilderten Missethaten gegen die Chinesen verübten, Herr geworden. Die arbeitende Klasse verlangt aber ein Verbot der chinesischen Einwanderung, weil durch diese der Arbeitslohn herabgedrückt werde!

Der unterseeische Telegraph von Malta nach Alexandria ist am 1. November eröffnet worden. An jenem Tage wurden 25 Telegramme, jedes von 20 Wörtern, und alle in je fünf Minuten befördert. Die Entfernung zwischen beiden Punkten beträgt 1400 Miles.

Die Telegraphenverbindung zwischen den beiden Weltmeeren ist im Oktober 1861 hergestellt worden. Die Drähte sind nun von San Francisco in Californien bis nach Cap Race auf Neufundland, auf einer Strecke von 5000 Miles gezogen worden. Wie schade, daß vorerst der unterseeische Telegraph, der von Neufundland nach Irland lief, sich vor der Hand nicht bewährt hat!

Zeitbestimmung, von New-York aus berechnet. Wenn in New-York die Glocke 12 Uhr schlägt, so ist es an allen Orten westlich von New-York Vormittag, an allen Orten östlich von New-York Nachmittag. Der Zeiger der Uhr wird dann stehen in

	St.	M.	Sek.	
Philadelphia	auf 11	55	52	Vorm.
Buffalo (N. Y.)	„ 11	56	32	„
Charleston (S. C.)	„ 11	36	40	„
Cincinnati (O.)	„ 11	16	18	„
Neu-Orleans (La.)	„ 10	55	40	„
Oregon City	„ 8	46	40	„
Honolulu (Sandwich-Inseln)	„ 6	24	8	„
St. Helena	„ 4	33	40	Nachm.
London (England)	„ 4	55	42	„
Rom (Italien)	„ 5	46	3	„
Jerusalem	„ 7	17	24	„
Calcutta	„ 10	49	49	„
Montreal	„ 12	1	44	„

Meeresströmungen. Am 29. Januar 1858 verlor der amerikanische Walfischfahrer John Gilpin aus Boston auf der Höhe von Kap Horn einen Theil seiner Ladung. Nun meldet ein Bericht aus Bunbury, einer kleinen Niederlassung an der Küste von Ostaustralien, daß dort am 18. Februar 1861, etwa 150 Seemeilen vom Land entfernt, zwei Thranfässer geborgen wurden, welche zur Ladung jenes Schiffes Gilpin gehört hatten. Sie waren binnen drei Jahren vom 70° westlicher bis 111° östlicher Länge getrieben worden, und hatten einen Weg von nahezu 8000 Seemeilen zurückgelegt.

Westküste von Afrika. Die letzten Nachrichten von dort melden, daß in der Mitte des Septembers endlich die englische Nigerexpedition von Rabba stromab gekommen war und die Mündung erreicht hatte. Sie war vom königlichen Dampfer Espoir geleitet und beschützt worden. Man fand den Leiter des Reisezuges, Dr. Baikie am Leben und gesund; seit zwei Jahren hatte er keinen unmittelbaren Verkehr mit Europäern gehabt. Er befand sich Ende Septembers an der Nigermündung. — Der König von Dahome traf Vorkehrungen zu einem großen Feste; er gedachte zur Feier des neuen Erntejahres fünfzehnhundert Menschen zu schlachten. — König Peppel, von Bonny, den unsere Leser kennen, befand sich zu Anfang Oktobers noch immer auf seinem Schiffe, weil ein Theil der Unterthanen darauf bestand, ihm den Gehorsam zu verweigern.

Die Dahlak-Inseln im Rothen Meere sind in der jüngsten Zeit mehrfach von Reisenden, unter Anderen von A. Roux besucht worden. Diese Gruppe liegt vor der Küste Abessiniens, ungefähr dem Hafenplatze Massawa gegenüber unter 15° 36′ N. Br. Die drei Hauptinseln sind Dahlak, Nora und Nakela. Die Großhandelsfahrzeuge legen dort nicht an, obwohl die erste der genannten Inseln einen sehr guten Hafen hat. Viele Spuren deuten darauf hin, daß einst die Abessinier und im sechszehnten Jahrhundert die Portugiesen eine Niederlassung auf derselben hatten. Noch jetzt sind Ruinen von Bauwerken vorhanden, welche von den Arabern als Kenissa el Kebira, große Kirche, bezeichnet werden. Dahlak hat nur etwa 1600 Bewohner, auf die beiden andern bewohnten Eilande kommen zusammen nur 200 Köpfe. Alle sind Mohammedaner, friedliche Menschen, die unter einem Scheich stehen; dieser erhält seine Belehnung vom türkischen Gouverneur zu Massawa, welchem er jährlich 1000 Maria-Theresia-Thaler zahlt. Wasserläufe giebt es auf den Inseln nicht, aber das Brunnenwasser ist gesund. Die Einwohner beschäftigen sich mit dem Fischfang und der Perlenfischerei. Eine Schilderung der letzteren geben wir an einer anderen Stelle unseres Blattes.

Bergbau in Preußen. Die Steinkohlenförderung, welche 1854 erst 40,739,129 Tonnen im Werthe von 19,167,327 Thalern betrug, war 1860 auf 53,283,626 Tonnen gestiegen, im Werth von 21,288,532 Thalern. Der Durchschnittswerth für die Tonne stellte sich auf 12 Neugroschen. Allein in der Provinz Schlesien wurden 17½ Millionen Tonnen Steinkohlen gefördert, im saarbrücker Revier beinahe 14 Millionen. Die Braunkohlenförderung betrug mehr als 21 Millionen Tonnen im Geldwerth von 2,971,879 Thaler. An Eisenerz wurden 2,245,754 Tonnen 1,598,191 Thaler mehr als im Vorjahr gefördert. Zinkerz im Ganzen 6,071,916 Centner, 1,599,823 Thaler, Bleierz 1851 erst 253,000 Centner, 1860 aber 894,949 Centner, 2,333,154 Thaler. Kupfererz 682,471 Tonnen, 112,311 Thaler. Der Hüttenbetrieb leidet durch die niedrigen Preise. Im Jahre 1858 hatten die sämmtlichen Hüttenerzeugnisse einen Werth von mehr als 80 Millionen Thaler, 1860 nur von 63,551,857 Thaler. An Roheisen wurden 7,807,019 Centner im Werthe von 11,820,131 Thalern erzeugt (1858: 8,108,510 Centner, 15,121,944 Thaler), Schmiedeeisen nebst Schwarzblech und Eisendraht 6,495,418 Centner; 25,406,741 Thaler. Zink 1,106,930 Centner; 6,424,363 Thaler. Die gesammte Salzerzeugung stellte sich auf 2,612,936 Centner.

Polnisch redende Bevölkerung in Preußen. Die Zahl derselben belief sich, den statistischen Ermittelungen zufolge, im Jahre 1860 auf 2,044,514 Köpfe. Sie bilden in allen Regierungsbezirken, mit Ausnahme eines einzigen, die Minderzahl. Es kommen im Regierungsbezirk

Posen 536,840 Polen auf 371,740 Deutsche,
Bromberg 246,852 „ „ 248,196 „

also im Ganzen dort 783,692 Polen auf 619,936 Deutsche. Ferner leben polnisch redende Leute im Regierungsbezirk Königsberg 132,947; in Gumbinnen 138,780; in Danzig 87,451 und 63,656, die auch deutsch reden; Marienwerder 251,644. Dazu kommen dann noch in Oberschlesien etwa 650,000, die man im gewöhnlichen Sprachgebrauch als Wasserpolaken bezeichnet.

Aus Japan bringt die Times den Bericht eines englischen Diplomaten, der „von diesem Lande durchaus entzückt" ist. Er hat nur Lob für Land und Leute. Er rühmt die allgemeine Sauberkeit und Ordnung, die er überall fand, auch in den Wohnungen der ärmsten Leute. Die Leute aller Stände fand er gutmüthig, höflich im Betragen und ungemein wißbegierig. Ihr Geschick und ihre Kunstfertigkeit in allen technischen Gewerben erregten sein Staunen; sie arbeiten in Allem so gut wie die Europäer, und in Vielem weit besser. Auch die Frauen der unteren Klassen können lesen und schreiben. Das weibliche Geschlecht nimmt in der Gesellschaft eine geachtete Stellung ein, und auch in dieser Beziehung bildet Japan einen scharfen Gegensatz zu den Chinesen. Jedes Dorf hat ein öffentliches Bad. Eine gewisse Art von Unsittlichkeit, welche man den Japanern zum Vorwurfe mache, sei nicht in Abrede zu stellen, aber sie sei doch nicht zum hundertsten Theile so arg, als jene in Paris oder London. Uebrigens dürfe man die Japaner und ihre Eigenthümlichkeiten nicht nach vorgefaßten europäischen Ansichten beurtheilen. Sie seien ganz vortreffliche Leute.

Zopf und Knopf. Ein englischer Kaufmann in Schanghai steht mit einem angesehenen Chinesen jener Stadt in freundschaftlichen Verhältnissen. Eines Tages kam zwischen Beiden die Rede auf die verschiedenen Trachten und Gebräuche, und der Sohn Albions machte einige scherzhafte Bemerkungen über den Zopf, welchen der Sohn des Blumenreiches der Mitte trug. „Wozu habt Ihr Chinesen diesen Zopf? Ihr habt ja nichts daran zu tragen; er ist in der That überflüssig." — Der Chinese lächelte, faßte an die Knöpfe, welche auf der hintern Seite des Fracks saßen, und entgegnete: „Wozu tragt ihr Engländer diese Knöpfe? Ihr habt ja nichts daran zu tragen; sie sind in der That überflüssig." — Beide lachten hell auf und kamen überein, daß man wirklich in einer närrischen Welt lebe. Wir Europäer bilden uns nur allzusehr ein, daß unsere Civilisation und deren Anhängsel eigentlich das Salz der Erde seien, aber diese Ansicht ist eben so verkehrt als wenig berechtigt. Wir schleppen entsetzlich viel Verkehrtes und Ueberflüssiges nach allen Erdtheilen und der Humor von der Sache ist, daß wir uns sogar etwas darauf zu Gute thun!

Verantwortl. Redakteur: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.
Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.

Ein Besuch in Rio de Janeiro.

Eine Reise über den atlantischen Ocean. — Ball am Bord des Dampfers. — Deutsche Musikanten. — Madeira, Teneriffa, St. Vincent. — Ein Sonnenaufgang unter dem Aequator. — Pernambuco und Bahia. — In Rio de Janeiro. — Anblick der Stadt. — Gasthöfe und Kakerlaken. — Spaziergänge und Ausflüge in die Umgegend. — Leben und Treiben auf Straßen und Plätzen. — Marktscenen. — Wunderliche Processionen. — Die Neger. — Eine Versteigerung von Sklaven. — Eine Prinzessin aus dem Lande der Aschantis.

Der Maler Biard hat von seinen Erlebnissen in Brasilien eine sehr ergötzliche Schilderung entworfen, und manche Volksscenen und Abenteuer durch Bilder versinnlicht. Wir werden sie den Lesern des Globus mittheilen. Zunächst geleiten wir den Reisenden nach Rio de Janeiro. —

Musik am Bord des Dampfers.

Am 9. April 1858 ging ich in Southampton an Bord des Dampfers Tyne. Die Fahrgäste waren zumeist Engländer, Portugiesen, Brasilianer und Franzosen. Auch ein deutscher Königssohn (Prinz Georg von Sachsen) fuhr mit bis Lissabon, um sich dort mit einer portugiesischen Prinzessin zu vermählen. Der Kapitän ließ für ihn eine Kajüte vor dem Hauptmast errichten, weil das Wetter sehr windig war, und der Prinz gern einen freien Blick auf das Meer haben wollte. Aber der Seemann verschwieg, daß in derselben Kajüte während der vorigen Reise kranke Leute untergebracht worden waren, die am gelben Fieber litten!!

Am 13. April waren wir im Tejo vor Lissabon, und stachen rasch wieder in's atlantische Meer hinaus. Ich war mißvergnügt mit meiner Kajüte, welche auf der Wetterseite lag; ich mußte das Fenster geschlossen halten und lag in einem unheimlichen Halbdunkel. Erst gegen Abend kroch ich hervor und ging auf's Verdeck, wo eben eine Gesellschaft deutscher Spielleute zu musiciren begann. Ich betrachtete mir diese Künstler etwas genauer. Es ist bekannt, daß nicht selten kleine Frauen riesengroße und starke Männer wählen, oder große Männer sehr kleine Frauen heirathen. So war es auch mit jenen Musikanten. Ein kolossaler Mensch mit gewaltigen Händen spielte die Pickelflöte oder Klarinette, und sein Sohn, ein Knabe von zehn oder zwölf Jahren blies eine gewaltige Posaune, die entsetzlich schmetterte. Das Konzert fand übrigens Beifall und wurde an jedem Tage wiederholt. Anfangs tanzten einige Herren mit einander, bald nachher trippelten die Damen mit den Füßen, und am Ende war ein förmlicher Ball. Dabei ging Alles recht gut, denn man machte sich nicht viel daraus, wenn man beim Rollen des Schiffes etwas aus dem Takte kam.

Am 14. April hatten wir Porto Santo, am 15. Madeira in Sicht, und hier, wo schon Miethpferde bereit standen, durften wir an's Land steigen. Zuerst besuchten wir eine Kirche, deren Namen ich vergessen habe; dann ritten wir durch Straßen, die mit Mauern eingefaßt waren. Man sagte mir, die Aussicht sei wunderschön, ich habe aber weiter nichts als Mauern gesehen, und einen mächtigen Blumenstrauß gepflückt. Uebrigens ist Madeira wirklich ein Garten, in welchem alle tropischen Gewächse neben unseren europäischen Pflanzen gedeihen. Die Luft ist mild und gesund,

und deshalb die Zahl der Kranken, welche durch sie Genesung suchen, nicht gering. Die hübschesten Häuser gehören den Engländern. Die berühmten Weinberge suchte ich vergebens; seit der leidigen Traubenfäule hat man beinahe alle ausgerodet, und pflanzt statt ihrer das jetzt einträglichere Zuckerrohr. Auf der Ostseite wächst aber noch Wein.

Bei Teneriffa, wo wir am 17. ankerten, ging ich nicht an's Land, zeichnete aber den weltberühmten Spitzberg, über dessen Schnee ein schwarzer Gipfel hinausragte. Am 19. kamen die Inseln des grünen Vorgebirges in Sicht. Sanct Vincent, wo der Dampfer anlegte, bot einen trostlos öden Anblick; ich sah auf der Insel nur verkrüppelte Bäume, und auch diese nur in spärlicher Zahl. Die Kinder liefen ganz nackt umher; für sie ist der Kleidermacher ein ganz überflüssiger Mensch.

Von St. Vincent bis Pernambuco in Brasilien steuert man quer durch den atlantischen Ocean. Die Reise wurde nun langweilig, und wegen der starken Hitze sehr ermüdend. Wir alle gähnten einmal über das andere und fühlten uns sehr abgespannt; mit den Bällen war es zu Ende. Dann und wann erregte ein Walfisch unsere Aufmerksamkeit, auch ergötzten wir uns an den fliegenden Fischen, von denen manche gehascht wurden. Die Matrosen spannten einige dieser Thiere auf kleinen Brettern derart aus, daß wir den Bau der Flossen, welche diesen Fischen als Flügel dienen, genau betrachten konnten. Das gab einigen Zeitvertreib. Für eine wirkliche Aufregung sorgte unser Kapitän. Einst vernahmen wir ein Signal, und sogleich lief die ganze Bemannung zusammen. Die Matrosen ließen alle Boote, auch die große Schaluppe, in's Wasser; man holte die Briefbeutel, um die Post zu retten, und bemannte die Boote. Was sollte das bedeuten? Die Sache nahm sich aus wie bitterer Ernst; vielleicht war dem Schiff ein Unfall begegnet. Zum Glück handelte es sich blos um eine Uebung, die man nur billigen kann; denn wenn ein Unglück eintreten sollte, wissen die Leute Bescheid, und jeder kennt seine Obliegenheit.

Am 29. April, Abends acht Uhr, passirten wir die Linie. Mit den bekannten und oft beschriebenen Feierlichkeiten und Späßen, welche den Reisenden von Seiten der Matrosen gewöhnlich nicht erspart werden, blieben wir verschont. Die Matrosen veranstalteten eine Geldsammlung, und wir tranken Schaumwein auf des Kapitäns Gesundheit.

Einen wahrhaft prächtigen Sonnenaufgang hatten wir am 1. Mai. Solch einen Anblick, mit so eigenthümlicher Wolkenbildung, hatte ich nie zuvor gesehen. In der Nacht bewunderten wir die uns neuen Sternbilder am südlichen Himmel, und am Morgen tauchte nach und nach das Land empor. Amerika lag vor mir. Es verkündete sich mir freilich nicht etwa durch Berge, denn die Küste in jener Gegend ist flach, sondern durch Palmen. Aber was kommt denn da auf uns zugeschwommen? Es sieht aus wie ein Segel ohne Schiff, das die Wellen durchschneidet. Ich frage einen Fahrgast, der neben mir steht, und erhalte die Auskunft,

Der Zuckerhut.

daß dieses seltsame Fahrzeug eine Jangada sei. Es besteht aus einem halben Dutzend Balken, die ein zusammengebundenes Floß bilden, hat eine Bank, und in der Mitte ein Loch für den Mast. Das ist Alles.

Wir waren vor Pernambuco, sahen aber nichts von der Stadt (Globus S. 111), und fuhren weiter, nachdem einige Fahrgäste sich der Jangada anvertraut hatten und der Briefbeutel abgegeben war. Auf der Fahrt nach Bahia sahen wir weiter nichts, als einige Wale, fliegende Fische und Tropikvögel, und fuhren bei Nacht unter gewaltigem Regenguss in den Hafen ein. Ich ruderte an's Land, und hatte nun brasilianischen Boden unter mir, aber von Allem, was ich dort zu sehen hoffte, fand ich nichts. Nicht ein einziger malerischer Eindruck! Nichts als Neger und immer wieder Neger, die laut schrieen, einander drängten und stießen; nichts als schmutzige Beinkleider, schmutzige Hemden und beschmutzte Füße. Ich hatte oft gehört, daß in Bahia die schönsten Negerinnen seien, und ich bemerkte auch einige, die recht leidlich aussahen. Aber in den engen Straßen der Unterstadt

drängte sich Alles wirr durcheinander, auch fremde Kaufleute, Juden wie Katholiken, und noch dazu in einer wahrhaft pestilenzialischen Atmosphäre. Ich eilte so rasch als möglich fort, die Straßen hinan, welche Treppenstufen haben und zur Oberstadt führen. Dort war die Luft reiner, und als ich vor einem hübschen Garten stehen blieb, sah ich den ersten Kolibri; er schwirrte um Orangeblüthen.

Drei Tage später, am 5. Mai, fuhren wir in die herrliche Bai von Rio de Janeiro, welche in der That jeder Beschreibung spottet. Ich sah Botafogo, das Spital, die Gloria mit ihren hübschen Häusergruppen, Santa Theresia, wohin, wie man sagt, das gelbe Fieber nicht dringt, das Kastell mit den Signalen, und eine prächtige grüne Landschaft. Das war doch etwas ganz Anderes als bei Pernambuco oder Bahia. Aber am Lande war auch hier nichts zu sehen als Neger und immer wieder Neger. Einige trugen Etwas auf dem Kopfe, das mir verdächtig schien, denn Seemöven flatterten darüber hin. War es eine Leiche? Ich sah auch den berühmten Berg, welcher seiner Gestalt wegen mit Recht den Namen Zuckerhut führt, und mein Blick haftete auf dem Corcovado, dem Buckelberge, den jeder Fremde besteigt, weil von oben herab die Aussicht wunderbar schön ist.

Negerinnen.

Wir stiegen an's Land. Jeder nahm ein Bündel unter den Arm, welches die nöthigen Kleider für die nächsten drei oder vier Tage enthielt, denn alle anderen Sachen mußten in's Zollhaus wandern. Ich wäre in dem großen Gedränge beinahe in's Wasser gefallen, kam aber doch glücklich in die Rua Direita, die gerade Straße, in welcher viele portugiesische Kaufleute wohnen. Dort stehen auch Zollhaus und Postgebäude. Auf dem Gehwege saßen die schönsten Negerinnen, welche ich je gesehen habe; sie waren ungemein stark und kräftig, fast wie Riesinnen. Meine Bewunderung erlitt aber doch einen Stoß, als ich sah, daß diese schwarzen Damen Ochsenmägen und Fettgedärme feilboten. Aus der Rua Direita kommt man in die Ouvidor-Straße; sie ist für Rio, was die Rue Vivienne für Paris, der Broadway für Neu-York. Aber noch hatte ich nicht Zeit, sie mir näher zu betrachten, denn vor allen Dingen mußte ich mir ein Unterkommen suchen.

Weiß gekleidet.

Im „Hotel" fand ich eine erträgliche Mahlzeit, aber leider nur ein ganz erbärmliches Zimmer mit einem einzigen armseligen Fenster; ein anderer Raum war nicht verfügbar, und mir blieb wirklich gar nichts Anderes übrig, als mit diesem Loche fürlieb zu nehmen. Wenn man in Brasilien kein luftiges Zimmer hat, leidet man eine Pein wie unter den Bleidächern von Venedig, und ist schlimmer daran, als bei Windstille unter dem Aequator. Mir wurde die Hitze geradezu unerträglich, und ich konnte es gegen Mitternacht gar nicht mehr im Bett aushalten. Ich stand auf und legte mich auf eine Rohrbank. Aber ich war aus dem Regen in die Traufe gekommen, denn unbekannte Feinde machten wüthende Angriffe auf mich. Schon vorher hatte ich große Noth gehabt, um mich der Stechmücken zu erwehren, und nun stürmten größere Ungeheuer auf mich ein. Ich wollte wissen, mit wem ich zu schaffen habe und zündete Licht an. Da sah ich Insekten mit zollangen Fühlhörnern, die wie Sternschnuppen im Zimmer umherschossen und nun plötzlich mit ungemeiner Schnelligkeit verschwanden. Ich suchte nach ihnen, konnte aber keine Spur mehr finden und löschte das Licht wieder aus. Sogleich begann der arge Spuk wieder. Im Nu brannte meine Kerze abermals, und jetzt gelang es mir, eines dieser schwirrenden Ungeheuer zu erwischen. Mein Schrecken war nicht gering, als ich sah, daß ich einen Kakerlaken (Blatta insignis) erwischt hatte. Entsetzliche Erinnerungen wurden in mir wach. Ich war früher ein ganzes Jahr lang am Bord eines Kriegsschiffes gewesen, welches am Senegal von einigen dieser abscheulichen Thiere besucht worden war, und sie hatten sich dann dermaßen vermehrt, daß sie eine wahre Pest für jenes Fahrzeug wurden. Jetzt dachte ich wieder mit wahrem Schauder an jene Zeit, und war in einer mehr als gelinden Verzweiflung. Ich ließ die Kerze brennen, setzte mich auf einen Stuhl und erwartete den Anbruch des Tages.

Am Morgen wandelte ich in der Stadt umher. Ich trug einen schneeweißen Anzug, den ich mir in Paris gekauft hatte, und der offenbar für ein warmes Land ganz geeignet war. Aber Jedermann starrte mich an und sah mir nach, etwa so wie in unseren europäischen Städten geschieht, wenn ein sonnengebräunter Araber im Burnus oder ein Albanese mit seiner Fustanella sich blicken läßt. Denn in Rio de Janeiro geht Jedermann schwarz gekleidet.

Es versteht sich von selbst, daß ich mir Mühe gab, eine angemessene Wohnung zu finden. Ich kam auf einen großen Platz, wo ich mir einen Springbrunnen betrachtete, der mit unzähligen Hähnen versehen war; an ihm konnten fünfzig schwarze Männer und Frauen gemächlich und gleichzeitig ihre großen Krüge mit Wasser füllen, sie schrien und gestikulirten

aber ganz entsetzlich. Dann schlenderte ich durch einige Straßen bis an's Meeresufer, und kam gerade an die Stelle, wo kurz vor meiner Landung die Seemöven in der Luft umhergeflattert waren. Jetzt wurde mir klar, weshalb; in der Nähe lag das Spital. Im Bereich eines solchen mochte ich nicht

Eine Frau von Stand in Rio.

wohnen, ging also weiter und fand reizende Gärten und hübsche Häuser; es war die auf einem Hügel sich hindehnende Straße, welche man die Gloria nennt. Dort war aber nichts zu vermiethen, und ich wollte nun einmal eine Wohnung haben, in der ich nicht allnächtlich grimmige Kämpfe mit Kakerlaken zu bestehen hätte. Allein ich fand keine. —

Da erbarmte sich der Kaiser von Brasilien des fremden Künstlers. Biard erzählt, daß er im Palaste St. Christoph wohlwollend von den Majestäten empfangen wurde, seine Empfehlungsschreiben abgab, und dann den Auftrag erhielt, das Portrait der Herrschaften zu malen. Er nahm seine Wohnung im kaiserlichen Stadtpalaste, und war nun aller weiteren Sorgen überhoben. Nachdem er die Stadt einigermaßen kennen gelernt hatte, machte er Ausflüge in die Umgegend.

Ich wollte, so fährt er fort, einige Landschaftsstudien machen, und wählte dazu die Berggegend, welche Tijuca heißt. Von Rio aus fährt man eine Strecke weit im Omnibus, und besteigt dann Maulthiere, welche bis an den Berg gehen. Man rieth mir, einen schwarzen Kofferträger zu miethen, der mir Alles richtig besorgen werde, ohne daß ich nöthig hätte, ihn zu beaufsichtigen. Ich ging aber hinter ihm her bis zu der Stelle, wo die Maulthiere bereit stehen. Darüber schlugen alle Leute die Hände zusammen; sie hielten mich für närrisch; ich würde, sagten sie, nicht lebendig ankommen. Zur Erklärung muß ich beifügen, daß die Europäer in Rio bald eben so träge werden, wie die Brasilianer selbst. Die Hitze wirkt drückend auf sie, die Erschlaffung bleibt nicht aus, und sie gehen höchstens gegen Abend eine kleine Weile spazieren. Nun begriffen sie nicht, wie ein weißer Mensch mit seinen fünf Sinnen es wagen könne, zur Mittagszeit eine Strecke von höchstens anderthalb Wegstunden zu Fuße zu gehen, — und unrecht hatten sie nicht. — Aber ich schritt um elf Uhr Morgens mit meinem Neger fürbas. Der Koffer war nicht leicht, und nach einer halben Stunde sah der Mann aus wie ein ehernes Standbild; seine Haut erglänzte von Schweiß. Ich hatte meinen Schirm aufgespannt, folgte mühsam nach, und wurde bei jedem Schritte matter. Endlich überfiel mich eine Anwandlung von Schwindel. Ich war sehr froh, daß ich am Fuße des Berges ein Gasthaus fand, wo ich übernachtete. Am andern Morgen lohnte ich meinen Schwarzen ab, frühstückte, und machte mich dann ganz allein auf den Weg. Da kamen gerade noch zu rechter Zeit einige meiner Reisegefährten, die klüger gewesen waren als ich,

Ein Palast-Schlüssel.

denn sie hatten Maulthiere. Sie wollten den Sonntag über bei mir bleiben. Nun nahm auch ich ein Maulthier, und fort ging es nach dem großen Wasserfalle. Der Ausflug war angenehm. Ueberall sah ich Anpflanzungen von

Kaffeebäumen, und bald vernahmen wir auch das angenehme Rauschen der Kaskade, die ich sehr malerisch fand.

Am andern Morgen packte ich in aller Frühe meinen Tornister, und begab mich auf Streifzüge, um Studien zu machen und Skizzen zu entwerfen. Ich war von einer prächtigen Natur umgeben, und fühlte mich ganz glücklich. Aber neben der poetischen Wallung machte sich bald ein sehr prosaischer Verdruß geltend. Während ich zeichnete, waren unverschämte Ameisen über mein Frühstück hergefallen, und hatten sich auf meine Kosten eine Güte gethan. Nachdem ich genug gezeichnet hatte, nahm ich den Tornister und den Schirm und ging weiter. Dann und wann begegneten mir Sklaven, die alle mich mit großen Augen anstarrten. Sie mochten ihren eigenen Blicken nicht trauen. Da war ja ein freier Mann, ein Weißer, vielleicht gar ein Doktor, und der trug eine Bürde auf dem Rücken! Unerhört! Und weiß gekleidet war er obendrein; was sollte das Alles bedeuten? Die schwarzen Leute begriffen es nicht.

Aber ihr Staunen sollte bald noch um ein Erkleckliches gesteigert werden. Als ich vor meiner Herberge anlangte, bemerkte ich einen reitenden Eilboten in kaiserlicher Livree, und eine bunte Menge stand um das Pferd herum. Der Bote hatte mir, dem weißen Manne, welcher einen Tornister trug, einen Brief zu überbringen! Dergleichen war im Gebirge noch niemals vorgekommen. Aber mit der Sache selbst hatte es seine Richtigkeit, der Brief war an mich, Herrn Biard, Ritter der Ehrenlegion, gerichtet, und wurde mir in der That eingehändigt. Der Inhalt veranlaßte mich, ohne weitern Aufenthalt nach Rio zu gehen.

Dort wohnte ich, wie schon bemerkt, im kaiserlichen Stadtpalaste, begab mich aber täglich nach dem St. Christophspalaste hinaus, der etwa eine Stunde von Rio entfernt liegt, um die hohen Herrschaften zu malen. Natürlich trug ich nun schwarze Kleider. Meist kehrte ich zu Fuße heim, um Beobachtungen zu machen, und in meiner Wohnung erfreuete ich mich voller Freiheit. Aber es fiel mir lästig, immer durch die Höfe und zwischen Schildwachen hindurch zu gehen, und es war mir deshalb sehr lieb, daß ich den Schlüssel zu einer Hinterthür bekam, welche auf die Misericordiastraße hinausging. Die Sache hatte aber doch, so zu sagen, einen Haken, denn der Schlüssel war von so ungeheuerer Länge, daß alle meine Rocktaschen für ihn viel zu klein waren. Trotzdem nahm ich ihn mit großem Dank an und ließ mir die Rocktaschen länger machen.

Fast an jedem Tage besuchte ich den Markt, weil ich dort das Volk mit seinen Eigenthümlichkeiten am besten studiren konnte. Früh Morgens kamen Fahrzeuge mit Orangen, Bananen, Holz und Fischen von den Inseln in die Bucht. Die Neger schrien, warfen sich einander über den Haufen, lachten, weinten, und Viele stürzten sich mit ihren Körben in's Wasser, um so rasch als möglich an's Land zu kommen. Bei hoher Fluth war der Lärm am ärgsten, und nicht selten kam es zu Schlägereien. Am Ufer saßen schwarze Weiber unter luftigen Schuppen, sie verkauften Kaffee, ge-

Schwarze Träger.

Sappeurs der Nationalgarde.

trocknetes Rindfleisch und Bohnen; die letzteren bilden bekanntlich für die größte Zahl der Brasilianer das tägliche Leibgericht. Auf dem Uferstaden trieben sich die Wiederverkäufer umher. Mehr als diese interessirten mich die vielen herrlich befiederten Vögel, die auf hölzernen Spießen staken, und die ich gern alle gekauft hätte; aber leider verstand ich nichts vom Ausstopfen. Auf einer andern Seite des Marktplatzes waren Kalebassen und Matten zum Verkauf ausgestellt, und daneben Fische, lebendige Vögel und Affen. Uebrigens scheinen die Brasilianer sich aus ihren herrlich befiederten Vögeln nicht viel zu machen; in Rio wenigstens sah ich in den am Fenster hängenden Käfichen insgemein einen Zeisig oder Stieglitz. Auch auf die tropischen Blumen legen sie keinen Werth, wohl aber auf Rosen.

So verlief mir die Zeit recht angenehm. Ohnehin hatte ich mir einen schwarzen Oberrock gekauft, und konnte demnach in Rio für einen anständigen Mann gelten. Das Kleidungsstück war allerdings etwas warm und deshalb lästig; aber davon durfte ich nichts sagen; die Herren Neger, die meinen weißen Rock verachtungsvoll angesehen hatten, verneigten sich vor dem schwarzen. Ich wohnte in einem Palaste; mir gegenüber lag die Kammer der Abgeordneten, deren Reden ich beinahe hören konnte, und immer machte es mir Vergnügen, wenn die Nationalgarde unter meinem Fenster vorüberzog. Die Sappeure waren ja rechte Prachtexemplare, und nahmen meine ganze Bewunderung in Anspruch. Ihre Schurzfelle waren, je nach den einzelnen Regimentern, verschieden. Bei einigen bestanden sie aus nachgemachten Tigerfellen, bei anderen waren Thee- und Kaffeepflanzen auf das Leder gemalt, genau so, wie Figura zeigt. Die Herren Offiziere trugen ihre Strohhüte oder Tschakos am liebsten unter dem Arme.

Ueber meine Mahlzeiten wäre weiter nichts zu sagen, wenn nicht die verwünschten Ameisen sich dabei in sehr lästiger Weise bemerkbar gemacht hätten. Abends hatte ich auch einige Ursachen zu klagen. Wenn ich die Fenster öffnete, um frische Luft einzulassen, begann allemal eine Musik, die gewöhnlich vor zwei Uhr Morgens nicht wieder aufhörte. Es war eine Guitarre und eine Flöte, deren Inhaber wahrhafte Sterbelieder klimperten, bliesen, und zum Ueberfluß auch noch sangen. Manchmal entrann ich dieser Qual und ging nach dem Kastell hinauf, wo ich herrliche Stunden verlebt habe. Man hat dort eine prächtige Aussicht auf die Bai und auf das Orgelgebirge, das sich mit seinen sonderbaren Formen ganz eigenthümlich vom Horizont abhebt. Sobald es dunkel geworden war, begannen die Lichter in der Stadt zu flimmern; dann kehrte ich heim.

In der Ouvidor-Straße habe ich mich nicht allzu oft blicken lassen. Aber mehr als einmal betrachtete ich mir doch beim flammenden Lichte der Waarenläden den Anzug der brasilianischen weißen Damen. Die Frau vom Stande hat gewöhnlich zwei Mulattinnen oder Negerinnen zur Begleitung und obendrein noch ein paar kleine Negerknaben. Sie schreitet so majestätisch als möglich einher, und manchmal geht der Herr Gemahl voraus. Die Brasilianerin liebt Farben, die recht in's Auge stechen. Das mag sein Gutes haben, denn wenn die Sonne einige Zeit solch ein Zeug beschienen hat, dann sieht es anders aus, und der Anzug ist so zu sagen ein anderer geworden; eine neue Mode kommt durch das Abblassen. Auch an Fortepianoklimpern war kein Mangel.

Negerinnen.

Ein Dienstmann.

Zwei wunderliche Prozessionen habe ich auch mit angesehen. In der einen spielte eine Puppe, welche den heiligen Georg in voller Rüstung vorstellte, eine große Rolle. Sie saß zu Pferde, und alle hohen Würdenträger folgten. Durch Nachlässigkeit der Leute, welche das Pferd führten, wäre der Heilige beinahe auf das Straßenpflaster herabgefallen. Bei einem andern Umzuge sah ich eine große Anzahl acht- bis zwölfjähriger Mädchen, die nach der Mode aus den Zeiten Ludwigs des Fünfzehnten in Sammet und Seide gekleidet waren, und allerlei Tänze aufführten. Neben den Mädchen schritten die Herren Väter in Kniehosen, mit Sonnenschirm und brennender Cigarre einher; Offiziere der Armee trugen ihre Kopfbedeckung unter dem Arm und Heiligenfiguren in den Händen; natürlich fehlten die Sappeure mit den getigerten Schurzfellen auch hier nicht. Den Zug

schlossen Neger, welche den Leuten Schwärmer zwischen die Beine warfen.

Der Neger bildet in Rio vorzugsweise die Charakterfigur; er ist überall. Gleich in den ersten Tagen, als ich im Palaste eben meine Wohnung bezogen hatte, vernahm ich ein sonderbares Geräusch, das ich mir nicht erklären konnte. Ich eilte an's Fenster und sah einen wunderlichen Auftritt. Eine Familie zog mit ihren Habseligkeiten aus einer Wohnung in eine andere, und der ganze Hausrath wurde von Negern weggetragen. Sie gingen hinter einander in einem gewissen Takt; jeder Einzelne wiederholte ein paar Sylben oder stieß Kehllaute hervor. Einer schleppte nicht weniger als fünf zusammengebundene Fässer auf dem Kopfe; die ganze Gesellschaft mochte wohl an die fünfzig Köpfe zählen. Zuletzt kam ein großer Flügel, dessen wandernde Unterlage von sechs Negerköpfen gebildet wurde. Der eine Mann war so eine Art von Musikdirektor, und gab den Takt vermittelst einer mit Kieselsteinen gefüllten Blechbüchse.

Ein andermal sah ich eine Gruppe von drei Negerinnen, die sich eifrig mit einander unterhielten. Die Eine trug auf dem Kopfe einen Schirm, die Zweite eine Apfelsine und die Dritte eine kleine Flasche. Die schwarzen Leute tragen jeden nur denkbaren Gegenstand auf dem Haupte, und dick genug ist ihr Schädel.

Versteigerungen von Sklaven habe ich auch mit angesehen. Die schwarze lebendige Waare wird in derselben Weise losgeschlagen, wie jede andere. Der Auktionator steht, wie es gerade kommt, auf der ersten besten Kiste oder auf einem Stuhle, und hat einen kleinen Hammer in der Hand. Ich war einst Zeuge, daß aus dem Nachlaß eines Verstorbenen, außer Lampen und Tischen und anderem Hausrath, auch fünf Neger zum Verkauf kamen. Die Leute waren nicht im Mindesten traurig, sondern ganz aufgeweckt, und wurden durchschnittlich jeder für eintausend Dollars losgeschlagen. Der eine Käufer erstand zwei schwarze Frauen, einen Negerknaben, einen Tisch, allerlei Geschirr und ein Pferd!

Ausnahmsweise kommen bei derartigen Verkäufen sehr lebhafte Auftritte vor. Einst wurden aus dem Nachlaß eines sehr wohlwollenden Mannes sieben Neger zum Verkauf gebracht; sie waren ihrem verstorbenen Herrn sehr zugethan gewesen, und mochten sich nicht darein finden, einen andern Gebieter zu bekommen. Da verschanzten sie sich, leisteten Widerstand, und konnten nur durch eine starke Uebermacht bewältigt werden. Grausame Behandlung der Neger kommt nur äußerst selten vor, und ganz allgemein verfährt man mit ihnen sehr gut. Auch sind sie ein sehr werthvolles Besitzthum, und seit Abschaffung des afrikanischen Sklavenhandels um das Drei- und Vierfache im Preise gestiegen. Auf jeden Fall ist ihr Schicksal unendlich besser, als das von solchen europäischen Ansiedlern, welche von gewissenlosen Menschen nach Brasilien verlockt und übervortheilt werden. Man begegnet in den Straßen von Rio armen Leuten aus allen Ländern; diese bleichen, abgemagerten Gestalten erbetteln ihr Brot. Auch habe ich gesehen, daß zwei Chinesen, von denen der eine blind war, von einem alten Neger Almosen erhielten. —

Bis hierher sind wir Biard gefolgt. Wir wollen seine Schilderungen des Negerlebens aus einer andern Quelle vervollständigen, nämlich aus den Briefen eines Nordamerikaners, welche wir in einer Augustnummer des zu New-York erscheinenden Saturday Evening Courier fanden.

Man sieht nur wenige Lastfuhrwerke oder Ziehkarren

Schwarzer Dienstmann.

Stutzer.

in Rio, weil auch Handelswaaren zumeist auf den Köpfen der Neger fortgeschafft werden. Gewöhnlich gehen diese in Rotten von acht bis zwölf Mann in einem eigenthümlichen Schritte, der rascher ist wie unser gewöhnlicher Gang, aber nicht ganz so schnell wie ein Trab, und dabei stimmen sie einen eigenthümlichen Gesang an. Dieser ist voll, laut, aber äußerst eintönig; der Fremde hört ihn anfangs gern, weil die Sache ihm neu ist, sie wird aber bald recht lästig.

Die Neger fühlen sich sehr glücklich, und brauchen nur ausnahmsweise in unbedingt nöthigen Fällen einmal angestrengt zu arbeiten. Immer bleibt ihnen sehr viele freie Zeit übrig, die sie ganz nach ihrem Gutdünken verwenden können, und Manche erwerben sich ein recht hübsches Sümmchen. Am Sonntage sind sie sauber gekleidet, gehen zu Stiergefechten oder anderen Schaustellungen und zum Tanz, zu welchem die schwarzen Schönen sich in Menge einfinden, um von ihren Anbetern bewundert zu werden. Die Neger, man muß es wiederholen, fühlen sich sehr glücklich, und sind lustig und heiter; das Klima sagt ihnen zu, sie haben gute Nahrung vollauf, und ihre Herren sind nachsichtig und träg. Der Sklav kann ohne allzu große Anstrengung so viel erwerben,

daß es ihm möglich wird, sich frei zu kaufen und sein eigener Herr zu werden. Dann und wann kommt wohl ein unruhiger Auftritt vor, dann aber trifft den oder die Schuldigen eine harte Strafe von Seiten der Obrigkeit. Man zieht ihnen Masken über das Gesicht, legt Handschellen an, und manchmal auch ein Halseisen. Bestrafung mit der Peitsche ist nicht allgemein üblich, und diese Art der Züchtigung nur dann streng, wo es sich um starke Vergehen bei sehr widerspänstigen und hartnäckigen Leuten handelt.

Eine Versteigerung.

Im Leben und Treiben der Neger begeben sich ganz eigenthümliche Vorfälle. Ein Engländer besaß eine schwarze Köchin, die ihm viel Verdruß bereitete. Sie war hartnäckig, widerborstig und von verdrießlicher Laune. Ihr Gebieter schickte sie aus dem Hause fort, und sie hält seitdem eine Speisewirthschaft an der Dom Pedro-Eisenbahn.

Schwarz gekleidet.

Diese Schwarze hatte den Beinamen Freiheit erhalten, und ist ein afrikanisches Prachtexemplar, schlank und kräftig gewachsen, mit schöner Büste und wohlgeformten Gliedmaßen. Dabei hat sie keine gequetschte Nase und keine wulstigen Lippen, sondern der Negertypus tritt in ihren Zügen nur schwach auf. Sie ist aus dem Aschanti-Land und erzählte uns, daß sie eine „Prinzessin" sei (— was man, beiläufig bemerkt, ihr wohl glauben konnte, da bekanntlich der König jenes Landes nicht weniger als dreitausend dreihundert und dreiunddreißig Frauen haben muß —). Sie war von einem feindlichen Häuptlinge geraubt, an einen portugiesischen Sklavenhändler verkauft u. von diesem nach Brasilien gebracht worden, als sie kaum fünfzehn Jahre zählte. Als wir sie sahen, mochte sie etwa doppelt so alt sein. Sie hielt in ihrem Hause vortreffliche Ordnung und übte eine unumschränkte Gewalt. Alle Schwarzen, die bei ihr speisten, blickten auf diese Frau

Lastträger.

mit einer Art von stupider Bewunderung, und was sie sagte, das galt unbedingt. Jedermann war beflissen, ihr einen Dienst zu erweisen, und wehe dem, welcher das Mißfallen dieser Dame erregte! Er war damit allgemeiner Mißachtung preisgegeben. Madame Freiheit war verheirathet, und versicherte, daß sie ihren Mann sehr liebe; er ist aber nur ein ganz unbedeutender, ältlicher Neger, der Alles thun muß, was sie haben will; er darf zum Beispiel nur höchst selten ihr Haus besuchen, und muß sich in der Stadt Beschäftigung suchen. So steht er anderen interessanteren Leuten nicht im Wege.

Dame Freiheit erzählte uns sehr gern von der Herrlichkeit und Pracht des königlichen Hofhaltes im Aschantilande; der kaiserliche Palast und der ganze Hofstaat in Rio sei dagegen so viel wie gar nichts! Wir behandelten diese Negerin mit zuvorkommender Artigkeit, und deshalb war sie gegen uns sehr mittheilsam. Wenn man ihr aber mit einer Zurechtweisung oder mit einem Tadel kam, dann schwollen ihre Nüstern und sie wurde zornig. Mit körperlicher Züchtigung und Einsperrung hatte man auch als sie noch jung war nichts mit ihr ausrichten können; sie war nur bei guter Laune, wenn sie wollte. Sie ging in die katholische Kirche und machte die äußeren Gebräuche mit; aber daneben hielt sie große Stücke auf ihren urafrikanischen Fetisch, den sie nie ablegte. Manchmal lud sie eine Anzahl von Negern zu sich ein, die sich Abends um das Feuer setzten; dann erzählte sie in ihrer Landessprache allerlei über die alte Heimath, und sang auch wohl Kriegslieder.

Schilderungen aus den La Plata-Staaten.

Charakter der argentinischen Pampas. — Die Campaña. — Der Gaucho und sein Treiben. — Der Commandante. — Die Montoneros und ihre Grausamkeiten. — Rosas und Artigas. — Die Mörderbande der Mazorca. — Aufzählung ihrer Opfer. — Beispiele von argentinischer Tyrannei. — Der Gauchohäuptling Ibarra. — Leidengeschichte seiner Schlachtopfer. — Doña Agostina de Libarona. — Die Strafe des Retobado.

Die weiten Regionen Süd-Amerika's, welche der La Plata mit seinen Nebenflüssen durchströmt, haben durch ihre Weltlage Anspruch auf eine große Zukunft. Sobald sie fleißige Bewohner erhalten, und wenn an die Stelle der blutigen inneren Kämpfe einmal Ruhe und Ordnung tritt, werden sie zu Wohlstand und Gedeihen sich emporschwingen. Aber seit nun schon vierzig Jahren sind sie fast ununterbrochen von Bürgerkrieg heimgesucht worden, der auch jetzt, im Spätjahre 1861, noch nicht zu Ende ist.

Der Staat oder die Provinz Buenos Ayres, mit der gleichnamigen großen Handelsstadt am rechten Ufer der La Platamündung, vertritt vorzugsweise die europäische Bildung, die Belange des Großhandels, und bildet die Eingangspforte zum innern Lande. Er hat stets einen überwiegenden Einfluß geltend machen wollen, gegen welchen die anderen Provinzen sich auflehnten. In diesen letzteren kamen seit dem Unabhängigkeitskriege die Obersten und Generale an die Spitze der Verwaltung, und wollten ihre Waffen nicht mehr ablegen. Ihre gegenseitige Eifersucht führte zu erbitterten Fehden, die mit einer entsetzlichen Barbarei, mit einer argen Blutgier, mit einer aller Schilderungen spottenden Grausamkeit geführt wurde. Die Häuptlinge der Rinderhirten und der ungebildeten Bewohner des innern Landes begannen einen Kampf gegen das städtische Element, einen Krieg der Rohheit gegen die Bildung. Diese Häuptlinge, Caudillos, schrieben das Wort Föderalismus, im Gegensatze zu dem Unitarianismus oder Centralismus von Buenos Ayres, auf ihre Fahne, und verlangten einen Bund nach Art des nordamerikanischen. Der Lokalgeist lehnte sich gegen das Allgemeine auf, und nun dauert dieser Kampf schon vierzig Jahre lang. Bald hat sich der Staat Buenos Ayres von den übrigen getrennt, bald wieder mit ihnen vereinigt, aber bisher hat die wechselseitige Selbstsucht und eine übel verstandene Rivalität den Ausgang aus einem blutigen Labyrinthe versperrt. Am Ende muß aber ein solcher doch gefunden werden, und richtig verstanden haben ohnehin beide Theile gar keine unvereinbaren Interessen, sondern sind sehr darauf angewiesen, sich gegenseitig zu ergänzen.

Das weite Gebiet der argentinischen Lande reicht vom Meere bis zu dem Hochgebirge der Cordilleren, durch welche es von Chile getrennt ist, und von der Südgränze Bolivia's bis in die patagonischen Ebenen hinein. Da sind unabsehbare Ebenen, die berühmten Pampas, dichte Wälder, und schiffbare Gewässer strömen in Menge dem gewaltigen La Plata zu. Acker- und Weideland sind in Fülle vorhanden. Die nördliche Region verschwimmt gleichsam in das Gran Chaco hinein. Diese erst theilweise bekannte Landschaft im Osten des Salado, welche nach Norden hin bis zur bolivianischen Provinz Chiquitos reicht, bildet einen großen „Schlupfwinkel für wilde Thiere" und das weite Jagdgebiet vieler Indianerstämme. Während der Regenzeit, vom Oktober bis März, bieten in manchen Theilen die Ebenen dieses Gran Chaco den Anblick eines unermeßlichen Oceans, in welchem grüne Inseln zerstreut liegen. Der Pflanzenwuchs ist einförmig, denn weite Strecken sind nur mit einer einzigen Pflanzenart bedeckt, z. B. mit unübersehbaren Anhäufungen von Palmen oder Algarroben.

Die Städte sind im argentinischen Gebiete spärlich über den großen Raum vertheilt, und liegen zumeist weit von einander. Auf dem platten Lande spielt der Gaucho (sprich Gautscho) den Meister; er ist der eigentliche Pambasbewohner, auf einer Fläche, die nach allen Seiten hin eine Ausdehnung von mehr als vierhundert Wegstunden hat. Auf ihr kann er, ohne Wege zu bahnen, mit belasteten Wägen fahren; er findet auch für sein rasches Roß nirgends ein Hinderniß; denn die Flüsse, auf welche der Gaucho noch niemals auch nur einen Kahn gebracht hat, hindern ihn nicht. Er treibt sein Pferd hinein, hält sich am Schweife fest, und schwimmt dergestalt bis zum nächsten Ufer. In seinem Lande wechseln die eigentlichen Pampas, baumlose Ebenen, mit Gehölzen ab, an anderen Stellen überwiegt ein Waldwuchs, der gewöhnlich in langes, stacheliges Haidekraut ausläuft. Aber nach Süden hin ist Alles eine freie, offene, unabsehbare Fläche, gleichsam ein Ocean mitten im Festlande.

Dieses platte Land, die Campaña, bildet auf großen Strecken herrliches Weideland, und deshalb ist der Landmann dort vorzugsweise Viehzüchter. Sein Hirtenleben erinnert in einigen Beziehungen an jenes der Mongolen und Araber. Aber der argentinische Hirt besitzt den Boden, welchen sein Vieh beweidet, als freier Eigenthümer; sein nächster Nachbar wohnt vielleicht zehn Stunden weit von ihm entfernt. Woher soll unter solchen Umständen bei Leuten, die nur Viehzüchter sind, geistiger Fortschritt kommen? Der Gaucho hat kein

Verständniß für die Civilisation der Städtebewohner, in ihm ist ein Widerwille gegen unterrichtete Leute rege, deren Kleidung, Sitten und Lebensweise ihm fremd sind. Als Soldat thut er seine Schuldigkeit, aber wenn er die Waffen trägt, kommt der Barbar erst recht zum Vorschein. Der Hirt hat von früher Jugend an Vieh getödtet, sah alle Tage Blut fließen, und ist taub geworden gegen das Röcheln seiner Schlachtopfer.

Solche halbwilde Menschen sind es, mit deren Hülfe die argentinischen Parteihäupter bisher ihre Bürgerkriege geführt haben. Vor allen Dingen bewundert der Gaucho die physische Kraft, starken Muth und die Kunst, ein wildes Roß zu bändigen. Er trägt stets ein scharfes Messer bei sich, welches ihm als Werkzeug und Waffe dient, und ihm auch so nothwendig ist, wie dem Elephanten der Rüssel; er kann ohne dasselbe gar nicht leben; es ist sein Arm, sein Finger, ja sein Alles. Bei der geringsten Veranlassung blitzt die Klinge und er spielt um Messerstiche, wie er um Würfel spielt. Ueber das Fechten mit Messern hat sich schon längst ein festgestellter Brauch gebildet; dieser verlangt, daß man beim Messerspiel das Leben des Gegners schone. Zwei Hirten finden sich in einer Pulperia, einer Pampasschenke, zusammen, und machen einen Gang, entweder aus Liebhaberei oder weil sie in eine Irrung mit einander gerathen sind. Nun trachtet der Kämpfer danach, den Andern zu zeichnen, ihm einen Schnitt in's Gesicht zu geben, der allzeit sichtbar bleibt. Die Augen aller Anwesenden folgen dem Blinkern der Klingen, die in raschester Bewegung sind, und der Kampf wird erst eingestellt, nachdem reichlich Blut geflossen ist. Und sollte einer den Gegner tödten, so hat der Ueberlebende auf allgemeine Theilnahme zu rechnen; auch der Mann, welcher vorsätzlich einen andern mordet, wird gelobt und gewinnt Ansehen, wenn er es mit den ihn verfolgenden Soldaten aufnimmt.

Der berüchtigte Diktator Don Manuel de Rosas, der 1853 aus den La Plata-Staaten vertrieben wurde, hatte auf seinen Estancias, Viehgehöften, förmliche Asyle für Mörder; aber Diebe, die verachtete Menschen, jedoch sehr selten sind, nahm er nicht in seine Dienste.

Unter den Gauchos hat der Commandante großes Ansehen. Man wählt oder ernennt dazu einen Mann, der Respekt einflößt. Alle Häuptlinge, welche in den argentinischen Revolutionen eine hervorragende Rolle gespielt haben, sind einmal Commandanten d. Campaña gewesen; so z. B. Lopez, Ibarra, von dem wir mehr sagen werden, Artigas, Facundo Quiroga und Rosas, lauter Namen, deren bloße Erwähnung uns schon mit einem Grauen erfüllt

Der Chasquis.

Der Gaucho ist unbändig und fügt sich doch dem ärgsten Despotismus. Das geht so zu. Selbst in jener halb barbarischen Gesellschaft fühlt man ein Bedürfniß, daß Recht gesprochen werden müsse. Man ernennt also in jedem Bezirk einen Richter, einen erprobten, muthigen Mann, dessen Name Schreck einflößt, und der nach manchen Abenteuern in reiferen Jahren sich einem geregelten Leben zugewandt hat. Sein Urtheil spricht er nicht etwa nach einer vorgeschriebenen Gesetzformel, sondern, ohne daß eine Berufung stattfinden kann, nach Gewissen oder Leidenschaft. So kommt es, daß das Volk in ihm mehr die Gewalt als das Recht sieht, denn nur das Ansehen des Mannes als solchen gilt. Und so erklärt es sich auch, daß ein beliebiger Häuptling und Parteiführer, der in Folge eines Aufstandes oder einer Revolution obenauf kommt, ohne alle Widerrede und ohne Einspruch von Seiten seiner Anhänger eine ganz unein-

geschränkte Willkürherrschaft, eine förmliche Tyrannei ausüben kann.

In der Campaña giebt es Montoneros (vom spanischen Worte monton, Haufen), Schaaren unregelmäßiger Truppen, welche in den Pampas umherschwärmen, die regelmäßige Armee belästigen und plündern. Ein solcher Trupp bildet eine Montonera; man könnte sie als einen Schwarm von Gaucho-Beduinen bezeichnen. Sie kennzeichnet sich durch wilde Barbarei. Artigas ließ gefangene Feinde in nasse Ochsenhäute nähen und auf freiem Felde liegen; so wurde die Haut von der Sonne getrocknet und der Mensch mußte langsam ersticken.

Dem Obersten Maciel wurde von den Montoneros ein Stück Fleisch aus dem lebendigen Leibe geschnitten, und Rosas band mit diesem Riemen aus Menschenfleisch sein Pferd an einen Pfahl.

Als einst General Urquiza (derselbe, welcher später jenen Rosas besiegte, und der jetzt eben, im September 1861, vom General Mitre, dem Befehlshaber der Truppen von Buenos Ayres, bei Pavon geschlagen worden ist) gegen Rosas anrückte, ließ dieser das dürre Gras und die meilenweiten Distelfelder in Brand stecken, um, wie er sich ausdrückte, seinen Feind zu rösten.

Dieser Rosas hatte als Haupthebel seiner tyrannischen Regierung nur blutigen Schrecken, Kerker, Vermögenseinziehung, Todesurtheile und vor allen Dingen den förmlich organisirten Meuchelmord. Im Jahre 1840 bildete er die fürchterliche Mazorca-Gesellschaft. Das Wort bedeutet Maiskolben. Als der Verein noch insgeheim für Rosas thätig war, übersandte derselbe ihr einen Maiskolben als Zeichen der Zufriedenheit, und von nun an war dieser das Sinnbild und Losungszeichen der Mörderbande. Sie wollte den argentinischen Boden von allen Feinden des Tyrannen, von der Partei der Unitarier, säubern, und räumte alle, welche ihr mißfielen, aus dem Wege. Sie drang ungestraft in die Häuser, mordete und plünderte. Verdächtig war, wer sich von der Mazorca fernhielt. Verdächtig war, wer sein Pferd nicht mit einem rothen Bande schmückte. Die ganze große Stadt Buenos Ayres war mehr als einmal Monate lang dem Wüthen der Mazorca preisgegeben. Rosas ließ die Bande allemal los, sie mußten massenweis morden und plündern, wenn er es für angemessen hielt, wieder einmal seinen Gegnern neuen Schrecken einzujagen.

Wir können eine gräßlich wahre, amtlich beglaubigte Ziffer anführen. Durch diesen Rosas, der jetzt, wie gesagt, in England den Gentleman spielt, waren schon zu Ende des Jahres 1843 nicht weniger als 22,030 Opfer gemordet worden. Es liegt unter Anderm eine den europäischen Großmächten übermittelte Liste vor, der zufolge bis zu dem genannten Zeitraume umgebracht worden waren: durch Gift 4, durch den Dolch 722, der Hals war 3765 Leuten abgeschnitten worden, 1393 wurden erschossen; die Uebrigen wurden als Kriegsgefangene niedergemacht.

Für Rosas war es immer ein Fest, wenn er in dem Gefängnisse von Santos Lugares bei Buenos Ayres große Hinrichtungen vornehmen ließ. Seine Soldaten erschossen die Schlachtopfer und sangen dabei den Resbalos, ein für solche Gelegenheit gedichtetes Lied, welches sie bei ihrem blutigen Werke erheitern sollte. Wer ruhig zum Tode ging, war bald abgethan, aber denen, welche dem Tyrannen fluchten, schnitt man zuvor die Zunge aus, und dann erst jagte man ihm Kugeln in die Brust. Rosas wollte wie ein Gott verehrt sein. Auf einem Wagen wurde sein Bild durch die Straßen von Frauen gezogen, denen keine andere Wahl blieb, wenn sie nicht entehrt werden wollten. Einst zwang Rosas die Frau des von ihm ermordeten Facundo Quiroga, sich an einen solchen Wagen zu spannen. Als sie in ihre Wohnung zurückkam, fand sie ein Kästchen, welches Rosas ihr dorthin geschickt hatte; indem sie es öffnete, fand sie Heu darin! Der Vergötterte ließ sein Bild in die Kathedrale tragen, Frauen mußten dasselbe auf den Hauptaltar stellen und die Priester ein Hochamt halten!

Folgende Thatsachen sind bezeichnend für die damaligen Zustände. Einst befahl Rosas bei hoher Strafe, daß bis zu einem gewissen Tage alle Häuser von Buenos Ayres weiß und mit einem rothen Streifen angestrichen werden sollten. Der Blutstreifen war das Symbol des Tyrannen. Die Rathhausuhr ging unrichtig; Rosas erklärte, sie gehe richtig, und jeder Uhrmacher habe sie als maßgebend zu betrachten. Das böse Gewissen peinigte den Diktator; manchmal wüthete er wie wahnsinnig, und oft gefiel er sich in abscheulichen Possen. Einst war Damengesellschaft bei seiner schönen Tochter Manuelita. Plötzlich erscheint Rosas im Saale, und zieht einen prächtig aufgeschirrten Esel hinter sich her, auf welchem ein Affe sitzt; dann sagt er jeder Frau einige unanständige Worte, und entfernt sich lachend mit dem Esel und dem Affen. Ein paar Zwerge waren seine Lustigmacher; der eine war ein buckeliger, krummer Neger. Als eine junge Dame sich weigerte, dem Diktator die Hand zu küssen, ließ er dieselbe aus dem Salon seiner Tochter Manuelita wegführen, draußen entkleiden und durch die Zwerge auspeitschen.

Eines Abends saß Manuelita am Klavier, und sang der versammelten Gesellschaft spanische Romanzen vor. Da trat ihr Vater in's Zimmer. In der einen Hand hielt er einen großen silbernen Teller. Was lag auf diesem? Ein paar Menschenohren, welche ein Mitglied der Mazorca einem Gegner des Tyrannen abgeschnitten und eingesalzen als Präsent überschickt hatte.

Ein volles Menschenalter hindurch schaltete dieser Tyrann als Oberhaupt einer — „Republik!" Es ist bemerkenswerth, daß solche Wütheriche in den argentinischen Staaten gewöhnlich ihre Schreckensherrschaft lange Zeit behaupten konnten. So war der Gauchohäuptling Ibarra, zu dem wir uns jetzt wenden, von 1820 bis 1851 unumschränkter Gebieter der Provinz Santiago del Estero. Nach den Thatsachen, welche wir angeführt haben, wird man nicht versucht sein, in der nachfolgenden Erzählung irgend etwas Uebertriebenes zu finden.

Im Jahre 1840 reiste eine junge Frau, Agostina Palacio de Libarona mit ihrem Gemahl, den sie vor zwei Jahren geheirathet hatte, von San Miguel de Tucuman nach Santiago del Estero, wo ihre Aeltern wohnten. Ihr Mann wollte nur wenige Tage in dieser Provinzialhauptstadt verweilen. Zum Mißgeschick brach in derselben ein Aufstand aus, in welchen er wider seinen Willen verwickelt wurde. Damals war Rosas Diktator der argentinischen Republik und Don Felipe Ibarra Gouverneur der Provinz Santiago. Dieser rohe Gauchohäuptling übte eine grauenvolle Willkürherrschaft. Unter Anführung des Don Santiago Herrera erhob sich ein Theil des Heeres gegen den Wütherich, welcher die Flucht nahm. Er wurde abgesetzt, und die Aufständischen zwangen auch den zufällig anwesenden Libarona, die Urkunde zu unterzeichnen, durch welche Ibarra geächtet wurde. Bald nachher kam Ibarra als Sieger zurück, und nahm wilde Rache an allen seinen Gegnern. Auch Libarona mußte ihm büßen und wurde sein Opfer.

Die Gemahlin dieses Mannes, ein Muster weiblicher Herrlichkeit und bewundernswürdiger Hingebung, lebt jetzt in der Stadt Salta, innig verehrt von Allen, die sich ihr nahen. Sie hat in der zu Buenos Ayres erscheinenden Zeitschrift „La Religion" im Jahre 1858 ihre Leiden und

Ibarra's Schlachtopfer.

Ein schwarzer Jaguar überfällt eine Indianerfamilie.

Ibarra's Tyrannei geschildert, und neuere Reisende, wie Martin de Moussy und Poncel, welche das herrliche Weib persönlich kennen gelernt haben, verbürgen die Wahrheit der Schilderung, die ja ohnehin das Gepräge der Aechtheit in sich selbst trägt.

Wir können aus den wahrhaft rührenden und ergreifenden Darstellungen nur einzelne Episoden hervorheben, durch welche die damaligen Zustände in den argentinischen Provinzen gekennzeichnet werden.

Die Soldaten Ibarra's pochten mit Kolben an die Fenster, schrien, schlugen die Thüren ein, schossen ihre Gewehre ab und suchten nach Libarona, der auf dem Lande war. Die Frau wußte, daß sie von der Rohheit dieser Halbwilden das Aergste zu befürchten hatte, und flüchtete in eine Cisterne. Sie war damals achtzehn Jahre alt und hatte zwei Kinder, Mädchen, von denen das Kleinste am Busen der Mutter genährt wurde.

Die Soldaten zogen ab, aber bald nachher kam eine andere Rotte. „Ich packte meine kleine Lucinde, gab meine Elisa rasch einer Magd in den Arm, eilte nach einer Terrasse, sprang zehn Fuß hoch hinab, fiel auf einen Haufen Holz und verwundete mich. Die Magd warf mir das Kleine nach, und ich fing dasselbe glücklich auf. Erst fand ich Zuflucht in einem unbewohnten Hause, dann versteckte ich mich im St. Domingo-Kloster in einem Zimmer, wo vier Leichen am Boden lagen. Dort hatte ich eine entsetzliche Nacht!"

Am andern Tage erfuhr Agostina, daß viele angesehene Bewohner, auch ihr eigener Bruder, verhaftet worden seien; man hatte Alle an Orangenbäume gebunden. Libarona war nach einer Estancia, einem Viehgehöft auf dem Lande, entflohen, wo ein Vaqueano, ein Viehhirt, ihn verrieth. Er wurde von Ibarra's Leuten eingefangen, nach Santiago gebracht, an einen Pfahl gebunden und einer scheußlichen Verhöhnung durch die Soldaten preisgegeben. Sie plünderten ihn aus, und wollten ihm den Finger abschneiden, an welchem sein Trauring steckte.

Agostina eilte zu ihm. Er stand am Pfahl in der brennenden Sonne, ohne Kopfbedeckung, über und über mit Schmutz besudelt. Als er seine Gemahlin sah, stürzten die Thränen ihm aus den Augen, aber er konnte sie nicht abwischen, denn seine Hände waren geknebelt. Als die Frau ihm nahen wollte, wurde sie von der Schildwache mit Kolben zurückgestoßen; sie durfte sich nicht einmal so hinstellen, daß sie ihn mit ihrem Schatten decken konnte.

Die Frau eilte in Verzweiflung zu Ibarra's Minister, dem Doktor Gallo, der eben schlief. Aber sie drang in sein Zimmer, und bat nur, ihrem Manne Schatten gegen die Sonne gewähren zu dürfen. Gallo antwortete: „Ich kann Ihnen nicht helfen; Sie wissen ja, wie Ibarra ist!" —

Der Führer des Aufstandes, Herrera, wurde eingefangen und mit Säbelhieben zerfleischt. Dann befahl Ibarra, ihm die Stellen, an welchen er Wunden hatte, mit Lederstricken zu umschnüren. Die Strafe des Retobado wurde mit scheußlich abgefeimter Grausamkeit an ihm vollzogen. Er mußte sich auf eine Kuhhaut setzen, man preßte ihm den Kopf zwischen die Beine, und nähete seinen Körper in das Leder ein. Während das geschah, setzten sich mehrere Gauchos auf ihn, um ihn recht zusammenzudrücken. So war er wie eine Kugel, welche man an ein Pferd band und durch die Straßen von Santiago schleifen ließ. Ibarra hatte von dem blutigen Artigas etwas gelernt!

Libarona wurde mit einem andern Geächteten, Unzaga, an die Gränze des Gran Chaco verbannt, wo das kleine Fort El Bracho liegt. Vorher hatte Ibarra Beide an Bäume binden und ihnen verkündigen lassen, daß sie erwürgt oder mit Lanzenstichen getödtet werden sollten. Aber der rasche Tod wäre allzuviel Gnade gewesen.

Alle Versuche der liebenden, hingebenden Gattin, den theuern Mann zu retten, waren vergeblich. Don Manuel Rosas kam nach Santiago, und sie wandte sich an diesen damals Allmächtigen. Er hörte sie an, und versprach ihr, von Tucuman aus Antwort zu geben, er wolle mit Ibarra Rücksprache nehmen. Aber nie hat er wieder etwas von sich hören lassen.

Einige Zeit nachher begab sich Agostina zum Bürger Ibarra. Er wollte eben ein Roß besteigen. Als er die Frau erblickte, rief er in wilder Wuth: „Was will das Weib hier? Sie soll sich im Augenblicke fortpacken! Bringt sie weg. Ihr Mann soll bleiben, wo er ist." Dabei fuchtelte er mit der Reitpeitsche so, daß sie ihr Gesicht abwenden mußte. Von einem solchen Ungeheuer war nichts zu hoffen.

Libarona wurde nach El Bracho abgeführt. Ibarra erklärte, daß er nichts dagegen habe, wenn Agostina, „die Närrin," auch dorthin gehe; die Indianer würden schon mit ihr umzuspringen wissen. Sie sandte einen Chasquis, Boten, voraus, um ihrem Manne Kunde zu bringen, daß sie kommen werde, und legte dann die Strecke von vierzig Meilen bis an die Gränze des Gran Chaco zurück.

Als sie unterwegs von Vinchuchas, Insekten mit giftigem Stiche, schwer geplagt endlich bei Libarona eingetroffen war, und ein paar Wochen den Unglücklichen gepflegt hatte, drohete ein Angriff von Seiten der wilden Indianer. Ihr Mann drang in sie, wieder nach Santiago zurückzukehren; er selber wurde noch weiter in den Gran Chaco hineingeschleppt, an eine höchst ungesunde Stelle, an der es von Stechmücken, Vinchurias, Abispas und anderen von Blut lebenden Insekten wimmelte. Längere Zeit erfuhr Agostina nichts von ihm; nachdem sie aber seinen Aufenthalt erkundet hatte, eilte sie sofort zu ihm in die Einöde.

Als sie in seine armselige Hütte trat, und mit offenen Armen auf Libarona zueilte, blieb der Mann gleichgültig, starrte sie mit irrem Blick an, und es ward ihr klar, daß der Unglückliche in Folge der vielen Leiden, Entbehrungen und Mißhandlungen Ibarra's den Verstand eingebüßt hatte! Ein Wink von Seiten Unzaga's beseitigte auch die letzten Zweifel.

Von nun an zeigt sich Agostina wahrhaft großartig und erhaben, als eine, ich möchte sagen, himmlische Dulderin. Ja, sie weint, sie haucht Kummer und Schmerz in manchem bangen Seufzer aus, aber sie ermattet nicht, sondern ist die Frau der That, ein wahrer Engel für ihren bejammernswerthen Mann, und duldet mit ungebeugter Seele auch das Entsetzliche.

Vor allen Dingen wollte sie ärztliche Hülfe herbeischaffen. Mit vieler Mühe und gegen hohen Lohn gelang es ihr, einen Chasquis (Boten) nach Santiago zu schicken, aber dort wollte, aus Furcht vor dem Tyrannen Ibarra, kein Arzt wagen, dem Kranken persönlich Hülfe zu leisten; sie sandten brieflich einige Vorschriften und schickten Arzneien. Oft kannte der Kranke seinen Schutzengel nicht und mißhandelte die Arme. Als sie ihm einst ein Bad bereitet hatte, kam die Nachricht, daß die wilden Indianer nur noch wenige Stunden entfernt seien. Sie brachte ihn mit unsäglicher Mühe während eines fürchterlichen Orkans in den Wald. Sie hatte ein Pferd gekauft, hob den Wahnsinnigen hinauf, setzte sich hinter ihn und sprengte in's Dickicht. Die Wälder im Gran Chaco bestehen, wie wir aus Weddel's Schilderungen wissen, zum großen Theil aus stacheligen Mimosen und Cactusarten; Libarona und Agostina waren am Abend mit Wunden bedeckt und bluteten. Sie übernachteten im Freien. Als die Indianer wieder fortgezogen waren, brachte

sie ihn nach der Hütte zurück, wo sie mit eigenen Händen eine Art von Badestätte für den Kranken herrichtete. Dann schickte sie wieder einen Boten nach Santiago zu den Aerzten, aber statt ihrer kam ein Befehl Ibarra's, die Verbannten noch weiter landein in den Gran Chaco zu bringen. Er hatte sie nun an einen Ort verwiesen, an welchem Wasser nur sehr spärlich zu haben war. Gutes Trinkwasser konnte man sich nur an einer vier Stunden weit entfernt liegenden Stelle verschaffen. Dorthin ging die hohe Frau allwöchentlich einige Male, um einen labenden Trank für ihren Don Jose zu holen; sie scheuete weder Sonnenbrand noch die Marter blutgieriger Insekten.

Oft wurde sie von dem Irrsinnigen geschlagen, gekratzt und gebissen, und am meisten gerade dann, wenn sie ihm die sorgsamste Pflege angedeihen ließ. Manchmal kamen die wachthabenden Gauchosoldaten und verlangten von dem Kranken allerlei Zwangsdienste, zu welchen er ganz unfähig war. Sie hatten es dabei auf Erpressungen abgesehen. Als sie mit eigenen Händen für den Unglücklichen ein schützendes Obdach hergerichtet, wurde sie aus demselben vertrieben; Ibarra befahl, solchem „Luxus" ein Ende zu machen, und ließ sie abermals an eine andere Stelle schaffen, wo sie dann sofort eine Hütte bauete, und auch jetzt wieder mit eigenen Händen. Denn auch hier wagte Niemand, ihr hülfreich an die Hand zu gehen, aber durch Bestechung gelang es, die Soldaten dahin zu beschwichtigen, daß sie dem Kranken die eisernen Ketten abnehmen durfte.

Das Tagebuch der Frau Libarona ist wahrhaft rührend. Sie gönnt sich Tag und Nacht keine Ruhe, und legt dem Kranken Blasenpflaster, trotzdem er sie dabei entsetzlich schlägt und manchmal bei den Haaren am Boden umherschleift. Außerdem pflegt sie noch Libarona's Leidensgenossen Unzaga, der mit Geschwüren bedeckt ist, und verbindet die Wunden. Als die wilden Indianer wieder einmal einen Raub- und Mordzug unternehmen, schleppt sie ihren Mann in den Wald, aber er mißhandelt sie dabei dergestalt, daß sie am Boden liegen bleibt. Als sie wieder zurückkommt, findet sie ihre Hütte eingeäschert und ist ohne Obdach. Sie bereitet ein solches aus Baumzweigen, und das ist für zwanzig Tage und Nächte der einzige Schutz gegen Wind und Wetter. Dann werden Beide abermals nach einer andern Stelle geschleppt; diesmal, auf Ibarra's ausdrücklichen Befehl, in eine Gegend, welche den Einfällen der Indianer noch mehr ausgesetzt war, und wo Jaguare, amerikanische Tiger, in Menge umherstreiften. Unterwegs hatten sie sechs Tage lang einen fürchterlichen Aguacero, ein Unwetter, bei welchem der Himmel alle seine Schleusen geöffnet hatte.

Bisher fehlte es doch nicht an den nothwendigsten Nahrungsmitteln; jetzt kam zu den übrigen Leiden manchmal der Hunger. Der Irrsinnige tobte nun noch mehr, und Unzaga schrie vor Schmerz; er litt entsetzlich an seinen Wunden. Ibarra hatte verboten, Arznei für die Kranken zu besorgen, er ließ ihnen auch die Büchse wegnehmen, damit sie kein Jagdgewehr besäßen. Eines Morgens wurde Libarona von den Soldaten auf eine Art von Tragbahre gelegt und in den Wald geschleppt. Sie belustigten sich damit, recht oft derart an Bäume zu stoßen, daß er unsägliche Schmerzen litt. Als Agostina Einsprache gegen solche Barbarei that, wurde sie von den Barbaren zu Boden geschlagen.

Jaguar.

Sie säugt das Kind einer Indianerin, und diese giebt ihr Fleischbrühe für den Unglücklichen; sie schneidet Jacken für die Indianer zurecht, und bekommt als Arbeitslohn getrocknetes Rindfleisch. Sie bereitet aus allerlei Kräutern, Wurzeln und Blättern verschiedene Farben, zerschneidet ein altes Hemde und macht künstliche Blumen; dafür bekommt sie von den Indianern etwas Mais. Dann verfertigt sie sogenannte Reliquarien in der Form eines Herzens, und legt beliebige kleine Dinge hinein. Die Wilden glaubten, das seien Zaubermittel, um die böse Sumpfluft zu verscheuchen. Agostina bauet wieder eine Hütte mit einem Dache, zu welchem sie das lange Gras selber gesammelt hat. Das war höchst gefährlich, weil die Jaguare in jener Gegend umherschlichen. Wenige Tage später überfiel solch ein Tiger eine Indianerfamilie, warf sich über eine Frau her, verwundete den Mann, welcher ihm mit einer Lanze zu Leibe ging, und schleppte ein Kind fort. Die arme Frau erzählte ihre Noth der Dulderin.

Jetzt trat Dürre ein; weit und breit war kein Wasser vorhanden, und die Leute mußten Gras und Kräuter kauen. Agostina ging wieder stundenweit, um labendes Naß für ihren Mann zu holen, trotzdem sie an abschwächender Dysenterie entsetzlich litt. Außerdem sammelte sie Brennholz. Sie war entsetzlich abgemagert, und hatte seit vier Monaten die Kleider nicht wechseln können. Nun war sie völlig abgerissen. Ibarra hatte erklärt, in jener Tiger- und Indianergegend sollten die Rebellen bleiben. Agostina nahm eine

Hacke zur Hand, machte einen kleinen Fleck Landes urbar und pflanzte Maiskörner. Als diese aufgehen wollten, schleppte man die Verbannten noch einmal weiter fort. Dort mußten sie sich längere Zeit mit unreifen Maiskolben behelfen; eine andere Speise hatten sie nicht; Agostina röstete die Kolben. Sie bereitete aus Wachs, das sie im Walde sammelte, und aus zusammengedrehten Lumpen mehrere Kerzen.

Die wilden Indianer schwärmten in der Gegend umher, legten sich in Hinterhalt und schossen nach den Weißen. Einst fand Agostina in der Nähe ihrer Hütte erst einige Pfeile mit drei Spitzen, und wenige Schritte weiter einen ermordeten Mann, neben welchem seine kleine, von Pfeilen durchbohrte Tochter lag.

„Mit Don Jose Libarona ging es immer schlimmer, seine Nervenzuckungen stellten sich häufiger ein, und dann fiel er jedesmal in eine schwere Ohnmacht. Am 11. Februar bekam er wieder entsetzliche Convulsionen. Ich war ganz allein bei ihm, nahm ihn in meine Arme und suchte ihn zu besänftigen. Aber Alles war vergeblich; ich sah wohl, daß es mit ihm zu Ende ging. Da warf ich mich auf die Knie und betete; ich nahm Don Jose's Kopf in meinen Schooß, ich streichelte ihn; aber dann überfiel mich ein Schauder und ich sank ohnmächtig um. Wie lange ich so dagelegen habe, weiß ich nicht; als ich wieder zum Bewußtsein kam, lag die Leiche Don Jose's auf mir; sie war schon eiskalt. Thränen hatte ich nicht."

Agostina Libarona war damals neunzehn Jahre alt. Vor sechs Monaten war sie eine junge, glückliche Frau, jetzt gränzenlos elend, krank, abgemagert und von Lumpen umhüllt, die kaum ihre Blöße deckten.

Sie blieb während der Nacht bei der Leiche. Dann und wann hatte sie nun Thränen; sie hörte das Gekreisch der Nachtvögel, namentlich des Cacuy und Quilipe, und das Brüllen des Jaguars, bald auch das Geschrei der Indianer. Sie entfloh in den Wald, wo sie erschöpft niedersank. Dort lag sie einen ganzen Tag und noch eine Nacht. Dann kam ein Mann, welcher nach ihr gesucht hatte, nahm sie auf den Rücken, und trug die halb bewußtlose Frau wieder dorthin, wo die Leiche lag. Sie wollte dieselbe nach Matara, der zunächst liegenden Stadt, in der Provinz Santiago, schaffen lassen, aber schon lösten sich die Glieder; Don Jose Libarona mußte an der Stelle begraben werden, wo er seinen letzten Athemzug ausgehaucht hatte.

Agostina verließ nun die grauenhafte Einöde im Gran Chaco und ging nach Matara. Dort verlangte der Commandant von ihr die Herausgabe der Fesseln (Grilhete), welche der Verstorbene getragen. Sie antwortete: er möge in die Wildniß schicken und sie dort suchen lassen.

Dann begab sie sich nach Santiago und sah ihre Kinder wieder. Gleich nachher fiel sie in eine lange, lebensgefährliche Krankheit, in welcher sie unablässig von Indianern, Jaguars und Gauchos träumte. Sie genas langsam, und kehrte dann der Stadt Santiago den Rücken, um fortan in Tucuman ruhigere Tage zu verleben. Dorthin bekam sie Nachricht, daß auch Unzaga gestorben sei. Er hatte entfliehen wollen, sich längere Zeit das Leben armselig mit Wurzeln und Früchten des Waldes gefristet, und war dann wieder eingefangen worden. Als Ibarra in den Gran Chaco kam, warf jener sich dem Wütherich zu Füßen. Während der mit Lumpen und Geschwüren bedeckte Mann vor Ibarra lag, ließ dieser vier Soldaten kommen, welche den Unglücklichen mit ihren Lanzen durchbohren mußten.

Agostina bat zwölf Jahre lang vergeblich um Erlaubniß, die Gebeine ihres Gemahls in geweihter Erde bestatten zu dürfen. Endlich konnte sie dieselben nach der Stadt Salta schaffen lassen; dort wohnt die edle Frau nun schon seit manchem Jahre.

Nach Ibarra's Tode begab sich Antonio Taboada, Neffe des Wütherichs, aber ein rechtschaffener Mann, nach der Stelle, wo Don Jose Libarona so elend umgekommen war. Dieselben Soldaten, welche den Unglücklichen überwacht und gepeinigt hatten, mußten einen Hügel aufwerfen. Dort steht nun ein großes Kreuz mit der von Taboada verfaßten Inschrift: „Huldigung der Freundschaft für ein Opfer der Tyrannei!"

Das ist ein Gemälde aus dem Leben der argentinischen Provinzen. Fast überall sind die Nachkommen der Spanier in Südamerika im Gemüthe verwildert, und die von grausamen und blutgierigen Eroberern, z. B. von Pizarro, ausgestreuete Saat trägt bis in unsere Zeit hinein blutige Frucht.

Die Prairiefeuer in Nordamerika.

Nach den Beschreibungen, welche Cooper in seinen Werken und noch andere Romanschriftsteller von den Bränden der Prairie geben, pflegt man sich ein solches Ereigniß gewöhnlich als etwas Außerordentliches, Großartiges, aber auch in demselben Maße Gefährliches vorzustellen. Wir wollen versuchen, das Sachverhältniß so darzustellen, wie es wirklich ist und nicht, wie es uns in romantischer Ausschmückung vor Augen gestellt wird. Jetzt sind die Prairiebrände nur selten ein Spiel des Zufalles, sie werden vielmehr absichtlich und in ganz bestimmten Gränzen veranlaßt, und wir werden die Gründe für dies Verfahren und wie es ausgeführt wird, gleich sehen.

Zahlreiche Heerden Schafe, Kühe, Ochsen, Pferde und dergleichen finden im Sommer ihre Weide auf den Prairien, dabei wird aber mehr Gras zu Boden getreten, als das Vieh eigentlich zu seiner Nahrung bedarf, und damit bildet sich eine oft mehr als 6 Zoll dicke Decke vertrockneten Grases oberhalb des Bodens. Fängt also das junge Gras im Frühjahr an zu wachsen, so muß es diese dicke Schicht erst durchdringen, bevor es sichtbar wird, und damit tritt die Nutzbarkeit um so viel später ein. Daraus geht aber hervor, daß diese Schicht in ganz wilden Prairien außergewöhnliche Dimensionen hat, denn von Jahr zu Jahr fallen neue welke Halme auf den Boden, während die Verwesung sehr langsam von Statten geht. Ein Feuer in einer solchen Prairie, welche vielleicht noch niemals in Flammen gestanden hat, ist allerdings ein ganz außerordentlicher Anblick; da findet sich eine solche Masse aufgehäuften Zündstoffes, daß die Flammen hochanschlagen und bis zu einer Höhe von 12 bis 16 Fuß hinzüngeln. Ringsum wird die Luft erhitzt und bis zu einer Entfernung von mehr als 15 Meilen verbreitet sich der Geruch des Dampfes. Dessenungeachtet schreitet das Feuer nicht so schnell vor, als man, in Folge der aus Romanen geschöpften Ideen, anzunehmen pflegt, und wenn es nicht gerade vom Winde gejagt wird, braucht man nicht eben allzu rasch zu gehen, um vom Feuer nicht erreicht zu werden.

Gefährlicher wird es in den Wäldern, weil dort die dürren Blätter am Boden leicht auffliegen und zündend an anderen Stellen niederfallen, so daß es bald hier, bald dort brennt. In solchen Fällen ist es auch außerordentlich schwer zu löschen; eigentlichen Schaden aber thut dies leichte Feuer, welches über den Boden in den Waldungen schnell dahingeht, nur sehr ausnahmsweise; ja selbst die niederen Gesträuche fangen oft schon im nächsten, sicher

aber im zweiten Jahre wieder an zu grünen; sie werden nur in ihrem Wachsthume zurückgebracht, sonst aber wenig beeinträchtigt, während die Flammen auf die größeren Bäume fast gar keinen Einfluß ausüben.

Ganz anders ist es in den bewohnten Prairien. Dort wird das Feuer rationell benutzt und dann hat es gar keine Gefahr, selbst für die Umzäunung nicht, denn ein geringfügiges Hinderniß ist vollkommen genügend, um den Flammen einen Damm zu setzen. Selten überschreiten sie einen unbedeutenden Fußweg. Das wissen auch die Farmer sehr wohl. Sie ziehen der Prairie entlang vor den Fencen (Umzäunungen) zwei oder drei Furchen mit dem Pflugschar und können sicher sein, daß das Feuer diese Gränze nicht überschreitet. Es ist oft nicht einmal leicht, das Prairiefeuer zu erhalten, und es müssen mehrere Nachbarn zusammen kommen, um es immer und immer wieder anzustecken, oder da zu löschen, wo man es nicht haben will. Das ist unter gewöhnlichen Umständen eben nicht schwer, indem man sich dazu ganz einfach eines Bündels grüner Zweige oder eines Besens bedient, und wo man hinschlägt, erlischt das Feuer fast augenblicklich. Ist nun auf diese Weise im Herbst ein Theil der Prairie abgebrannt, so setzt man andere Plätze erst spät im nächsten Frühjahre in Feuer, und gewinnt dadurch den Vortheil, daß das Vieh stufenweise frisches Futter findet, indem das Gras dort früher und hier später emporkommt. Wer etwa im Juni durch die Prairie fährt, kann den Unterschied auf der Stelle wahrnehmen, und es liegt darin und in dieser Verfahrungsweise ein großer Vortheil für alle in der Prairie wohnenden Farmer, die deßhalb dabei auch fast immer gemeinsam handeln.

Wenn wir hiermit auch die Romantik auf die einfache Prosa zurückführen mußten, so bleibt der Brand einer großen Prairie doch immer ein interessanter Anblick. Weithin sieht man das Feuermeer, wie es sich hinwälzt über die unendliche Fläche und züngelnd weiter schreitet; wie die Flammen hoch aufschlagend den Dampf emporwirbeln, während der heiße Boden hinter denselben zurückbleibt. Dennoch kann man auf jedem gebahnten Pfade ohne Gefahr zwischen denselben durchgehen, ja selbst die Pferde sind daran so sehr gewöhnt, daß man leicht durchreiten oder fahren kann. Kommt man dem Feuer näher, so gewahrt man, hinter den Flammen in dem Dunkel der Nacht, hin und wieder die düsteren Gestalten, welche das Element überwachen, wie sie sich hin und her bewegen, dort löschen und hier wieder anzünden. Zu solchen Zwecken aber wählt man immer eine möglichst windstille Nacht, da selbst dann durch die Hitze und die Flammen eine ziemlich fühlbare Bewegung in der Luft entsteht, welche es veranlaßt, daß dieser Luftzug das Fortschreiten des Feuers beschleunigt

Freilich gestaltet sich die Sache anders, wenn die Prairie von ruchloser Hand oder aus leichtsinniger Spielerei an einem stürmischen Abende in Brand gesteckt wird. Dann jagt das Feuer vor dem Winde her, die aufgethürmten Heuschober fallen ihm zum Opfer, die Fencen fangen an zu glimmen und schlagen endlich auch auf zu lichten Flammen; in den Kornfeldern verzehrt das Feuer die Blätter der Maisstengel alle, bei der Schnelligkeit des Elementes aber bleiben diese selbst gewöhnlich verschont, und daß die Frucht selbst dabei Schaden gelitten hätte, ist wohl nur selten erlebt, wie überhaupt Fälle der Art nicht oft mehr vorkommen. Für Gebäude aber ist fast niemals Gefahr, weil rings um dieselben das Gras längst verschwunden ist, und wo dies aufhört, ist natürlich auch dem Feuer ein Ziel gesetzt.

Wenn sonach die Prairiefeuer sich weniger als romantische Ereignisse darstellen, so gewähren sie doch immer einen sehenswerthen Anblick, die Hauptsache aber bleibt der Nutzen, welchen sie schaffen.

Die ausgedehntesten Prairien finden wir in Illinois; auch jene in Iowa sind von nicht geringem Umfange, diese sind aber von solchen Dimensionen, daß der Holzmangel nicht selten sehr fühlbar wird. Wisconsin dagegen hat eigentlich keine großen Prairien, diejenigen von Rock County und jene von Prairie du Sac mögen zu den weitesten gerechnet werden. Im Allgemeinen aber sind die Prairien dieses Staates immer von Waldungen umgeben und gewöhnlich 6, 8 bis 10 Meilen lang und nicht ganz so breit. Der Boden in denselben ist fast überall fruchtbar, sehr häufig aber macht sich in ihnen der Wassermangel sehr fühlbar. Das Land in Kultur zu setzen ist aber natürlich viel leichter als da, wo man erst Wälder ausrotten muß und dann der Pflug noch hundert Male in den Wurzeln hängen bleibt und zerbricht, und wo man dann vielleicht bis zur nächsten Schmiedewerkstatt 5 bis 6 Meilen zurückzulegen hat.

Unter der schöpferischen Hand des Menschen verschwindet das Ursprüngliche, es wird durch die Kultur verdrängt, und so wird eine Zeit kommen, wo man von den Prairien und ihren Feuern nur noch wie von einer Sage spricht.

Die Perlenfischerei bei den Dahlak-Inseln im Rothen Meere.

Die Araber machen sich von der Perlenbildung eine seltsame Vorstellung. Die Austern, in welchen die Perlen sich bilden, haben, so sagen sie, ein ungemein warmes Temperament. Sobald sie in Folge eines bewundernswürdigen Naturtriebes das Herannahen eines Sturmes verspüren, kommen sie an die Oberfläche des Meeres, öffnen liebend ihre Klappen und fangen einen Regentropfen auf. Dieser wird sofort durch Verschluß der Muschelschale eingefangen, und bildet sich allmälig zu einer kostbaren Perle heran. Daß diese aus kohlensauerm Kalk und Thiergallerte bestehe, wissen sie nicht, und daß man Perlen auch durch künstliche Mittel in den dazu geeigneten Muscheln künstlich erzeugen könne, kümmert sie gar nicht. Sie bleiben bei ihrer jedenfalls poetischen Ansicht.

Die Perlenauster ist nicht etwa für alle Zeit an einen bestimmten Ort gebannt, sondern hat die Fähigkeit, sich von einer Stelle zur andern zu bewegen. Der Taucher weiß das auch recht wohl. „Er muß bekanntlich sehr oft wieder aus der Tiefe emporsteigen, um auf's Neue Luft zu schöpfen. Es trifft sich dann, wenn er wieder hinab kommt, gar nicht selten, daß er an derselben Stelle, wo er noch vor Kurzem eine große Menge Austern gesehen hatte, auch nicht eine einzige wieder findet. Während der Taucher oben war und sich dort erholte, haben sie sich nach einer andern Stelle begeben.

Man findet sie gewöhnlich in Gruppen auf einem Grunde von eben gelagertem Sande beisammen, an welchem sie nur äußerst locker haften. Der Taucher kann sie ohne alle Mühe fortnehmen, und manchmal erbeutet er einen ganzen Block zusammenhängender Austern. Zuweilen bilden sie auch förmliche Bänke, welche dann allemal so fest liegen, daß man sie mit einem eisernen Werkzeuge losmachen muß. Das ist namentlich bei den durch ihre Perlen seit Jahrhunderten sehr berühmten Bahreïn-Inseln im persischen Meerbusen der Fall, während sie beim Dahlak-Archipelagus immer nur sehr lose am Boden haften, selbst da, wo sie in großer Menge beisammen liegen.

Die jungen Austern, deren Schale noch in der Bildung begriffen ist, haben die Fähigkeit sich fortzubewegen, so lange sie noch nicht völlig ausgewachsen sind. Im Fortgange der Zeit aber, und wenn die Schale sich sehr verdickt hat, werden sie träg, und begeben sich an solche Stellen, wo sie reichliche Nahrung finden. Dort bleiben sie ruhig liegen und gehen nicht mehr fort. Sie werden so zu sagen bodenständig, und leben in solchem Zustande noch lange Zeit. Dann aber bricht ein eigenthümliches Verhängniß über sie

herein. Wenn sie in großer Anzahl neben einander an einem Felsen hängen oder auf dem flachen Meeresboden liegen, dann findet sich eine große Menge von kleinen Austern und anderen Schalthieren ein, welche die Zwischenräume in einer solchen Gruppe und die hohlen Stellen auf der Außenseite der Muscheln ausfüllen. Allmälig werden dann die Perlenaustern von solchen Schmarotzern mit einer so dicken Kruste umschlossen, daß sie absterben. Ueber eine solche Bank lagert sich dann nach und nach und sehr allmälig, aber unablässig eine zweite Austernlage, welcher es genau so ergeht wie jener ersten; auch sie erhält ihre Parasiten, und so geht es fort, bis diese gewaltige Masse sich immer mehr ausdehnt, immer dicker wird, und zuletzt ganze Bänke, förmliche Felsen bildet, welche ganz und gar aus solchen Muscheln bestehen. Auf diese Weise geht manche herrliche Perlenauster verloren; denn wer sollte sie aus der unzähligen Menge anderer heraussuchen oder finden? Die verschiedenen Auswüchse und Anhäufungen von Perlenaustern bringen oft recht seltsame Gebilde zu Wege, welche den Beobachter auf den ersten Blick täuschen. Es ist, als ob er eine künstliche Arbeit von Korallenthieren vor sich habe, während die wunderlichen Verzweigungen doch nur das Werk einer Anhäufung von Muscheln sind.

Die Perlenauster, welche man bei den Dahlak-Inseln fischt, ist im Allgemeinen nur klein und beinahe rund; der Durchmesser beträgt 5 bis 6 Centimeter. Unter zwanzig bis dreißig Austern hat immer nur eine einzige eine kleine Perle, die man als Samen bezeichnet. Es scheint, als ob eigentliche, völlig ausgebildete Perlen nur in ganz ausgewachsenen Austern gefunden werden.

Die Dahlak-Insulaner bezeichnen die Perlenauster als Belbela. Ihr Fleisch ist weiß und genießbar (während jenes der Perlenaustern im persischen Meerbusen wegen seiner Zähigkeit nicht gegessen werden kann); man trocknet es an der Sonne, fädelt es auf, und dann bildet es einen Theil des Jahres hindurch die Hauptnahrung der Leute; sie wird für sehr gesund und kräftigend gehalten.

Der Fang beginnt im Mai und dauert etwa drei Monate. Jeder kann sich an demselben nach Belieben betheiligen, Abgaben werden nicht erhoben, und nicht selten kommen auch Fischer und Taucher von der gegenüber liegenden arabischen Küste. Man bedient sich zum Fange der gewöhnlichen Barken, der sogenannten Sambuks; sie werden gerudert, und haben auch Mattensegel. Von der aus zwölf bis vierzehn Köpfen bestehenden Mannschaft besteht etwa die Hälfte aus Tauchern.

Das Wasser ist sehr klar und durchsichtig, und das erleichtert den Fang sehr. Er findet nur an Stellen von zwei bis fünf Faden, also bis etwa dreißig Fuß Tiefe statt, und dort wirft man eine Art von Anker aus. Der Taucher bei den Dahlak-Inseln hat es bequemer als der bei den Bahreïn-Inseln, denn dieser muß sich an einem Tau in die beträchtliche Tiefe hinablassen, und seine Nasenlöcher mit einer hölzernen Klammer zusammendrücken.

Zuerst wirft man den Schleppanker aus, und läßt dann an Seilen mehrere Körbe hinab. Diese füllt der Taucher mit Austern, welche er so schnell als immer möglich zusammenrafft. Er geht nie in's Meer, ohne zuvor ein: Im Namen Gottes! Bismillah, gesprochen zu haben. Ein gefüllter Korb wird rasch heraufgezogen, ausgeleert und wieder hinabgelassen; so geht es fort, bis die Stelle abgeerntet worden ist. Dann steuert man mit dem Sambuk nach einem andern Punkte, wo sich jenes Verfahren genau wiederholt. Gewöhnlich ist nach zwei oder drei Tagen die Barke mit Austern gefüllt und fährt dann an's Land, wo man sogleich damit beginnt, die Austern zu öffnen, das Fleisch herauszunehmen und die Perlen zu suchen.

Auch der stärkste, wohleingeübte Taucher kann nicht länger als eine und eine Drittel-Minute unter dem Wasser ausdauern. Nachdem er in größter Eile seine Beute in den Korb geworfen, schwimmt er wieder empor, und klammert sich mit einer Hand an die Barke, um auszuruhen, und nachher wieder mit seiner schwierigen Arbeit zu beginnen. Mehr als dreißig, höchstens vierzig Mal kann er an einem und demselben Tage nicht untertauchen. Eine mit guten, recht erfahrenen Tauchern bemannte Barke wird im Laufe eines Tages bis vierthalbtausend Perlenaustern und etwa fünfhundert Perlmutteraustern erbeuten.

Der Ertrag wird zwischen den Tauchern und den übrigen Schiffern getheilt, denn die Bemannung bildet eine Genossenschaft. Zuerst werden die allgemeinen Ausgaben und der Arbeitsbetrag jedes Einzelnen in Anschlag gebracht; Schiff und Ausrüstung gehören insgemein der Gesellschaft selbst. Nie erhebt sich ein Streit über Vertheilung der Beute, und das spricht sehr zu Gunsten des friedlichen Sinnes dieser Inselbewohner.

Sie rudern mit dem gefüllten Schiffe nach ihrem Heimathdorfe, ziehen den Sambuk auf den Strand und werfen die Beute auf den Sand. Je vier und vier Mann bilden dort eine Arbeitsgruppe; sie öffnen jede Schale mit geübter Hand vermittelst eines eisernen Werkzeuges, das oft nur ein Nagel ist, und untersuchen das Fleisch, wobei sie sich kleiner Zangen bedienen, um damit die Perle sacht herauszunehmen. Diese legen sie vorsichtig in ein nebenstehendes Gefäß, und thun das Fleisch in einen mit Wasser gefüllten Kübel, während die Schalen in's Meer geworfen werden. Nachher waschen sie jenes Fleisch recht sorgfältig, fädeln es zum Trocknen an der Sonne auf, und gießen das Wasser langsam und vorsichtig ab, weil manchmal einige Austern im Kübel liegen.

Die Perlmutteraustern wird genau auf dieselbe Weise gefangen, aber ihr Fleisch wird nicht gegessen, sondern in's Meer geworfen. Uebrigens ist die Beschäftigung der Taucher ungemein anstrengend; die wenigsten erreichen ein hohes Alter, und sterben zumeist an Lungenkrankheiten.

Alljährlich bringen die Fischer ihre Ausbeute an Perlen und Perlmutter nach dem Dorfe Debeolo, wo vierzehn Tage lang Markt oder Messe gehalten wird. Dort legen sie beide Erzeugnisse des Meeres zum Verkauf aus; fremde Handelsleute finden sich regelmäßig ein, namentlich Banianen, indische Kaufleute aus den Häfen von Yemen, aus Massawa, ja aus Indien selbst. Gewöhnlich haben sie im verflossenen Jahre den Fischern Vorschüsse an Geld und Eßwaaren gegeben; die Leute sind in gewisser Beziehung von ihnen abhängig und müssen zu niedrigen Preisen losschlagen. Sie zahlen mit Silber oder Tauschwerthen, namentlich Lebensmitteln, Holz, Datteln und groben Baumwollenzeugen. Aber bei diesem Handel geht Alles ehrlich zu; man schätzt die Perlen nach ihrer Größe ab, nach ihrer Gestalt und nach der Reinheit des Wassers. Die Größe wird durch ein Haarsieb ermittelt, das Oeffnungen von verschiedener Größe hat. Perlen, welche nicht durch die größte Oeffnung hindurch fallen, bilden Nummer Eins, die kleinsten Nummer Sechs. Je nach den verschiedenen Gattungen wird der Preis bestimmt. Der Umsatz auf dem Markte von Debeolo beträgt im Durchschnitt an Geldwerth für fünfzig- bis sechszigtausend Thaler, jener von Perlmutter etwa zehntausend.

Uebrigens werden auch noch andere Schalthiere gefangen, namentlich Porzellanmuscheln, Argonauten, Kauri's und andere. Diese Kauri's, welche man als Uada bezeichnet, gelten bekanntlich in manchen Gegenden, namentlich in Afrika als Scheidemünze. Beim Fange solcher Muscheln benutzt man keine Sambuks, sondern ganz einfache Flösse, Ramas, die man aus fünf Planken von Korkholz zusammen zimmert; zwei Querbalken halten das Ganze zusammen, und die Bemannung besteht aus nur zwei oder drei Leuten, und die Ruder sind äußerst einfach; man nagelt nämlich ein schaufelförmiges Stück Brett an eine Stange. Auf der zum Fang auserkorenen Stelle, die allemal sehr seicht ist, läßt man einen dicken Stein an einem Seile hinab, der Taucher springt in's Wasser, rafft Muscheln mit beiden Händen, und kommt wieder zum Vorschein. Auf solche Weise gewinnt man von diesen Kauri's, den Porzellan- und Argonautenmuscheln, jährlich einen Geldwerth von etwa fünfzehntausend Thalern.

Die Goldentdeckungen auf Neu-Seeland.

Das edle Metall fluthet förmlich aus allen Himmelsgegenden auf uns herein. Zu Californien, Australien, Pikes Pik und Neu-Schottland, die alle Ertrag liefern, und durch welche jährlich für wenigstens für einhundert Millionen Thaler Gold in den großen Weltverkehr gelangt, kommt nun auch Neu-Seeland. Wir wollen zusammenstellen, was die neuesten australischen Berichte darüber mittheilen.

Daß Gold auf Neu-Seeland vorhanden ist, war längst bekannt; man glaubte aber, daß es nicht lohnend genug sei. Man fand es im Coromandelhafen auf der nördlichen Insel, wo man einige Zeit kleine Quantitäten zu Tage förderte, aber die Arbeit bald wieder einstellte. Nachher fand man Gold an der Massacre-Bay, in der Provinz Nelson, also an der Nordspitze der südlichen Insel, und nannte diese Bucht Goldene Bay; dort ist fortwährend eine allerdings nur sehr geringe Anzahl von „Diggers" thätig gewesen, der Ertrag war aber nicht bedeutend genug, um Goldgräber aus Australien anzulocken. Als vor zwei Jahren unser ausgezeichneter Professor Hosstetter Neu-Seeland durchwandert hatte, und dann nach Victoria ging, erklärte er dort, daß Neu-Seeland ein außerordentlich goldreiches Land sei.

Das hat sich vollkommen bestätigt. Während der Sommermonate des Jahres 1861 haben sich die Goldentdeckungen förmlich gedrängt, vor allen Dingen in der Provinz Otago. Diese nimmt die ganze Südspitze der südlichen Insel ein, und ihre Hauptstadt Dunedin liegt an der östlichen Seite. Es erregte zu Sydney in Neusüdwales kein geringes Aufsehen, als von dort ganz unvermuthet 3000 Unzen Gold eintrafen. Am 7. September brachte der Dampfer Oscar 5827 Unzen nach Melbourne. Als diese Nachricht durch die Zeitungen verbreitet wurde und in die Goldbezirke von Castlemaine und Ballarat gelangte, entstand eine große Bewegung unter den Leuten, und sie strömten nach Melbourne. Die großen amerikanischen Omnibus, welche sechszig Personen fassen, und die Verbindung zwischen den Goldgegenden und Melbourne unterhalten, waren gedrängt voll, und am 26. September hatten sich schon 9000 australische Diggers nach Neuseeland eingeschifft. Am 13. war ein Clipper mit 709 Fahrgästen in See gestochen, am andern Tage folgten ein Dampfer und zwei Segelschiffe mit 1300 anderen, und so ist es fortgegangen. Die weniger sanguinischen Digger wollten erst weitere Nachrichten und Thatsachen abwarten, die auch nicht lange auf sich harren ließen. Am 22. September brachte ein Schiff abermals 6900 Unzen, drei Tage später ein anderes mit 2400.

Mit diesem Golde kamen auch amtliche Berichte. Eine Eskorte aus den Goldfeldern hatte am 21. August 5066 Unzen nach Dunedin gebracht, am 4. September eine andere 7750, jene vom 18. September 11,181. Im August hatte man etwa 161,000 Unzen „geerntet"; die Zahl der Goldgräber betrug etwa dreitausend, so daß ungefähr 20 Pfund Sterling auf den Mann kamen. Große Klumpen, Nuggets, hat man noch nicht gefunden.

Es versteht sich von selbst, daß sich in Neu-Seeland dieselben Erscheinungen wiederholen, welche für Californien und Australien so bezeichnend waren. Alle Lebensmittel und Verbrauchswaaren sind spärlich vorhanden und außerordentlich theuer, die Wege schlecht, das Klima ist, im Vergleich zu dem südaustralischen, etwas rauh, und Obdach war noch nicht vorhanden. Aber daraus macht der Digger sich wenig, weil er weiß, daß nach kurzer Zeit die Handelsleute alles Nothwendige und Luxussachen obendrein herbeischaffen.

Am 26. September lagen im Hafen von Melbourne sieben Dampfer und einundzwanzig, zum Theil große, Segelschiffe zur Abfahrt nach Dunedin bereit. Aber weshalb verlassen die Leute in Masse Australien, das jährlich zwei Millionen Unzen Gold liefert? Die Antwort auf diese Frage ist leicht gegeben. In Australien ist die Goldförderung nach und nach ein Geschäft geworden, das von Gesellschaften mit großem Kapital bergmännisch betrieben wird. Eine beträchtliche Anzahl Diggers kann sich in diese Umgestaltung nicht recht finden, und bleibt noch bei der alten Arbeitsweise, hantiert mit Spitzhacke, Schaufel und Wiege. In Victoria ist aber der Goldsand ziemlich erschöpft und giebt spärliche Ausbeute. So erklärt sich, weshalb diese „Shallow sinkers und Surfacers" mit so großer Hast nach Neu-Seeland gehen. Dort haben sie für die nächste Zeit, vielleicht auf Jahre hinaus, guten Ertrag zu hoffen, besonders wenn sie nicht blos an der Oberfläche bleiben, sondern, wozu sie entschlossen sind, bis „unter die erste Schicht" hinabwühlen. Die Kapitalisten haben auch schon erfahrene Bergleute abgeschickt, die an Ort und Stelle prüfen sollen. Ganze Familien sind hinübergezogen, auch unbeschäftigte Aerzte und Advokaten; ein unternehmender Yankee hat mehrere Omnibusse eingeschifft, und ein anderer war mit einer vollständigen Druckerei und den nöthigen Arbeitskräften unterwegs, um eine Zeitung in Dunedin zu gründen.

Auch auf anderen Punkten Neuseelands ist Gold gefunden worden. Als man in Canterbury einen Brunnen grub, fand man in sechszig Fuß Tiefe einen kleinen Klumpen, und aus dem Flusse Karori bei der Stadt Wellington hat man Goldplättchen hervorgeholt. Das deutet auf reichliches Vorkommen des edeln Metalles. In Melbourne waren die Bankiers und Kaufleute über einen so starken Abzug von Menschen sehr besorgt, aber gewiß ohne Grund. Melbourne ist die Handelshauptstadt von Australien, und wird auch für den neuseeländischen Verkehr seine Wichtigkeit nach wie vor behaupten. In Neuseeland wird mit der Steigerung des Goldertrages auch der Ackerbau aufblühen und der Handel sich beleben. Schon jetzt sind aus Victoria Pferde und Schafe nach Dunedin geschickt worden. Das Gedeihen einer Kolonie wirkt günstig auf die anderen. Im Jahre 1851 hatten Australien und Neuseeland zusammen erst 550,000 Einwohner, 1861 schon 1,300,000; nach zehn Jahren, und wenn die neuseeländischen Goldfelder ergiebig sind, werden sie doppelt so viele zählen.

Wir wollen hinzufügen, daß in neuerer Zeit das Gipps-Land in Australien reichen Goldertrag liefert.

Bauern im badischen Schwarzwalde.

Der Bewohner der Marschen an der Nordsee, welchen unsere Leser aus einer S. 245 mitgetheilten Skizze kennen lernen, ist kein dichterisch angeregter Mensch, sondern nüchtern, prosaisch aber zäh. Er bewohnt die Strandebenen am Meere und den Mündungen der Ströme. In ihm haben wir insbesondere den ausgezeichneten Seemann anzuerkennen; seine Ruhe und seine Unbeugsamkeit sind so recht geeignet für die Kämpfe mit dem wilden Elemente. Furcht vor Sturm und Wellen kennt unser Küstenbewohner nicht. Er hat eine doppelte Heimath: eine in seinen Marschen und die andere, so weit salziges Wasser fluthet.

Kaum in einem andern Lande ergänzen sich die verschiedenen Stämme desselben Volkes so vortrefflich, als gerade in unserm großen, schönen, reich und mannigfaltig gegliederten Vaterlande. Wir sind von der Natur selber darauf hingewiesen, wechselseitig einander Etwas zu geben und dagegen Anderes zu nehmen.

Friesen, Alt- (Nieder-) Sachsen, Thüringer, Fran-

ken, Bayern, Schwaben nebst Allemannen, das sind die uralten Hauptstämme, welche der deutsche Kernbaum zunächst getrieben. Diese haben noch andere gesunde Zweige nach Osten hin ausgesandt, bis über die Memel hinaus, bis nach Esthland hin, abwärts gedrungen. Wir sind überall Kulturträger, erwarten aber keinen Dank von anders gearteten Völkern oder Stämmen, denen wir höhere Gesittung und geistige Bildung zubringen. Sie mögen sich stellen wie sie wollen, sie mögen noch so ungebärdig

Landleute im badischen Oberlande.

denn die norddeutschen Zweige reichen von Mecklenburg aus bis zur russischen Gränze. In der Mitte wohnen die betriebsamen Neusachsen, welche man besser mit dem alten Namen Meißner bezeichnen sollte; von Oesterreich aus sind die Deutschen donau-

sein, — unsere deutschen Kulturpillen müssen sie jetzt und in Zukunft verschlucken. Das ist einmal ihre Bestimmung.

Von unseren Hauptstämmen ist jeder mehr oder weniger stattlich von Wuchs, reich an Entfaltung, eigenthümlich von Art, immer

aber kerndeutsch. Wir finden den Friesen fest, zäh, spröde; er fährt kühn hinaus auf die See und hält an Freiheit auf heimischem Boden fest. Der Altsachse ist lebhafter, ausdauernd, nachhaltig in Arbeit und Glauben, mächtig durch Gedanken und Treue, und unerschütterlich, jede geistige Errungenschaft zu bewahren. Der Thüringer, offen an Verstand und Gemüth, zeigt sich regsam zu jedem wackern Thun, aufgelegt zu Handel und Wandel, ist betriebsam, heiter in Sangeslust, und ein treuer Bewahrer alter Sage. Dem Franken ist ein rascher wallendes Blutes eigen, er ist klug und gewandt, voll Funken der Erfindsamkeit, hochstrebenden Sinnes und tapfer, aber nicht so zäh und beständig wie der Altsachse. Den kräftigen Altbayer kennen wir als derben, handfesten Mann; er ist lustig und heiter, behäbig in frischem Lebensgenusse, und seine treue Biederkeit besteht alle Proben. Dann haben wir den mehr nach Innen gekehrten Schwaben, mit der reichen Fülle seiner poetischen Begabung; er ist tiefsinnig zum Dichten und Denken, versenkt sich gern in die geheimnißvolle Welt der Ahnung. Aber anstellig zum Größten wie im Kleinsten ist auch er, und außerdem besonders mannhaft und streitbar. Tapfer sind alle deutschen Stämme.

Die Stammbrüder der Schwaben, die Allemannen, namentlich im und am Schwarzwalde, sind besonders ein ganz prächtiger Menschenschlag, groß, stark, ungemein rührig, voll ursprünglicher Frische und dabei gutmüthig. Aber in ihren Adern strömt doch sehr feuriges Blut. Der schwarzwälder Allemanne ist der kräftigste Menschenschlag in Würtemberg und Baden.

Unser Bild zeigt allemannische Leute vom Schwarzwald und vom badischen Oberrhein in ihrer alten Bauerntracht, welche sie bis heute bewahrt haben.

Auf der andern Seite des Rheinstromes, im Elsaß, wohnen gleichfalls Allemannen. Das von dem herrlichen Strome durchzogene Land zwischen Wasgau und Schwarzwald ist ur- und kerndeutsch. Das Elsaß ist seit zweihundert Jahren in französischer Gewalt. Es wird der Tag kommen, an welchem das schwarz-roth-goldene Banner Deutschlands auf der Kammhöhe der Voggesen und auf dem Straßburger Münster flattert.

Die Marschbewohner an Weser und Elbe.

Unsre Leser kennen aus den trefflichen Schilderungen von Hermann Allmers diese in so vieler Beziehung eigenthümliche Gegend unsres großen Vaterlandes. Wir müssen aber das Bild vervollständigen, indem wir unserm Gewährsmanne noch einige Züge entlehnen, durch welche er seine Landsleute kennzeichnet.

Der Geestmann ist durchaus sanguinisch, leicht zu erregen, gelehrig, erfinderisch und bei seinen Festen heiter bis zur lärmenden Lustigkeit. Ganz anders dagegen der friesische Marschbewohner, dessen hervorstechendes Temperament, wie bei seinem Stammverwandten, dem Holländer, das phlegmatische ist. Viel weniger empfänglich für äußere Eindrücke, ist er fast nie wahrhaft begeistert. Seine kaltblütige Ruhe und sein würdevoller Ernst verlassen ihn nur äußerst selten. Alle Feste, Hochzeiten, Jahrmärkte und Ähnliches, werden von ihm auffallend still begangen, so daß man dieselben fast todt nennen kann. Darum ist sehr schwer auf ihn einzuwirken, alte Gewohnheiten zu vernichten und Neues bei ihm einzuführen. Hat er sich aber vom Guten desselben einmal überzeugt, und hat er eine neue Sitte einmal angenommen, dann hält er daran mit viel größerer Zähigkeit und Ausdauer fest, als der Geestmann. Gilt es alte Gewohnheiten, Recht und Freiheiten mit Kraft und Ausdauer zu behaupten und Alles daran zu setzen, sie nicht fahren zu lassen, dann stehen die Marschen in der ersten Reihe. Nur ihrer unermüdlichen Ausdauer und Zähigkeit haben sie den Besitz so vieler Freiheiten zu verdanken, auf welche die Regierungen schon oft genug Angriffe machten. Und auch neuere Zeiten haben es gezeigt, daß die alte Kraft und Festigkeit nicht verloren gegangen ist. Als im Jahre 1837 die hannöversche Regierung das Staatsgrundgesetz eigenmächtig umwarf, fand sie gerade in den bremischen Marschen den hartnäckigsten und lebhaftesten Widerstand. Es besitzt kein Volk ein so prächtiges Oppositionstalent als das der Marschen. Zur Revolution taugt es dagegen ganz und gar nicht, da ihm alles Feuer und alle echte Begeisterung abgehen und es conservativ durch und durch ist. —

Selbstgefühl und Stolz sind hervorstechende Züge im Charakter des Marschbewohners, namentlich des wohlhabenden. Vor Allem stolz ist der Marschbauer auf seine fruchtbare Heimath, die er um keinen Preis mit einer andern vertauscht, am allerwenigsten mit der nahen Geest, auf welche er nur mit einer gewissen Verachtung und mit Bedauern herunter- oder vielmehr hinaufsieht. Aeußerst charakteristisch ist daher die bekannte Anekdote von jenem alten Marschbauer, wie er seinen reiselustigen Sohn mahnend an die Hand nahm und ihn davon abzubringen suchte.

„Sieh Jung", sprach er, „hier is de Marsch, un de ganze anner Welt is man Geest. Wat wullt du dumme Jung nu in de Welt maken?"

Noch stolzer erscheint der reiche Marschbauer auf seinen Stand als freier Grundbesitzer oder wie es hier heißt als Hausmann. Diese angesehensten und ältesten Hausmannsfamilien sind vollkommene Aristokraten und vertreten den in den meisten Marschen fehlenden Adel in ihrer Art völlig. Den weniger Besitzenden, den Köthner, pflegt der Marschbauer meist nur über die Schulter anzublicken, ihn nicht anders zu nennen als den „litten Mann, geringen Mann", an welchen seine Tochter zu verheirathen, ihm eine ewig schmerzliche Schmach sein würde. Daher verbinden sich die Hausmannsfamilien fast ausschließlich mit Ebenbürtigen. Meistens aber geschehen die Verheirathungen in der Familie selbst, damit Geld und Gut ja recht zusammengehalten werde; denn dieses ist in der Marsch mit äußerst seltener Ausnahme doch bei allen Verbindungen das erste Hauptstück. Die Liebe, heißt es, wird schon nachher von selbst kommen.

Mag dieser Stolz des Marschbauern immerhin sehr zu tadeln sein, tausendmal jedoch wird man mit ihm versöhnt durch das mächtige und wahre Ehrgefühl, welches ihn begleitet. — Eine Kränkung seiner Ehre, und komme sie von wem sie wolle, erfüllt ihn mit dem lebendigsten anhaltenden Zorne. Eigentliche Verbrechen kommen daher in den friesischen Marschen beinahe gar nicht vor, und wäre nicht das Alte Land, das ich als völlig eigenthümlich ausnehme, wenn ich von den Marschen im Allgemeinen rede, so hätte seit langer Zeit kaum ein Marschbauer vor dem Criminalgericht gestanden. Gefängnißstrafe und sei sie auch noch so milde, sei sie nicht einmal eigentlich ehrenrührig, z. B. wegen Jagdvergehen, hält er für so schmachvoll, daß er Alles daran setzt, ihr zu entgehen; er würde oft lieber Tausende geben, würde lieber fliehen und auswandern, als im Gefängniß sitzen. Ja ein Marschbauer, der hörte, daß sein studirender Sohn kürzlich ein paar Tage im Carcer gehaust habe, begann vor Wuth und Scham zu weinen. „Ach Gott", rief er im tiefsten Schmerze aus, „warum hett de Jung mi dat nich schreven, ick harr jo gern dusend Daler un noch mehr baden (geboten), wenn he man nich sitten schull!" —

Von alter frischer Kriegerlust ist im Marschbewohner heute nicht die kleinste Spur mehr zu finden. Das Soldatenleben sieht er als das elendeste, bedauernswürdigste Loos unter der Sonne an, und wer nur immer kann, sucht sich durch Flucht, Vorschützung von leiblichen Fehlern oder Stellvertretung davon zu befreien. Freiwillige gehören zu den allergrößten Seltenheiten; ganz anders wie in den Marschen der obern Weser, wo z. B. im Hoyaschen die

Söhne der reichsten Bauern, getrieben von Reiterlust, sehr häufig freiwillige Dienste bei der Cavallerie nehmen. Diese Abneigung gegen alles Soldatenwesen muß man indessen nicht dem Mangel an Muth beimessen wollen. Dem Friesenjüngling behagt ein freies, rüstiges Schifferleben einmal besser; hier ist er ganz in seinem Elemente. Nicht im Landheer, wohl aber auf der deutschen Flotte wird er einmal seine Lorbeeren zu erringen haben.

Mit dem zähen, hartnäckigen Charakter der Friesen hängt noch seine Proceßlust, seine Unversöhnlichkeit, die selbst mitunter in die kleinlichste Rachsucht übergeht, zusammen. Streitsüchtig ist er nicht, allein rechthaberisch bis zum Eigensinn. Sehr häufig geschieht es, daß ganze Familien oft zeitlebens um geringer Sachen willen auf gespanntem Fuße leben.

Eine andere Schattenseite, die freilich ebenfalls mit dem ungemeinen Selbstgefühle des Marschbauern zusammenhängen mag, ist der gänzliche Mangel an Gemeinsinn, welcher in einigen Marschgegenden herrscht und öffentlichen, gemeinsamen Verbesserungen hemmend entgegentritt. So oft auch rege Fortschrittsmänner für das allgemeine Wohl streben und wirken wollten, meist wurden ihren Bemühungen überall Hindernisse in den Weg gelegt. Sie scheiterten fast immer an dem heillosen Egoismus der Einzelnen und wurden in der Regel nur mit dem schändlichsten Undanke belohnt. Daher steht denn der unglaublich schlechte Zustand so vieler öffentlichen Anstalten und Dinge, wie der Kirchen und Schulgebäude, der Begräbnißplätze, der Wege u. s. w., oft mit der Wohlhabenheit der Gegend und der Stattlichkeit der Wohnungen im grellsten Contraste. Als vor Jahren in den oldenburgischen Marschen die schönen, trockenen Fußwege von Dorf zu Dorf angelegt wurden, deren noch heutiges Tags die hannöverschen so schmerzlich entbehren müssen, fand diese so einleuchtende und nothwendige Verbesserung dennoch bei manchen alten Hausleuten den entschiedensten Widerstand, und aus welchem Grunde? Sie sagten ganz einfach: „Use Olen sind so lange dör den Drek komen, wie bruket et nicht bäter to hebben." (Unsere Alten sind so lange durch den Schmutz gekommen, wir brauchen es nicht besser zu haben.) Ja Einige trieb wirklich ihr starrer Eigensinn dahin, daß sie, nachdem die schönen Fußpfade vollendet waren, lieber nebenher im fußtiefen Klei gingen, als den verhaßten Weg der Neuerung zu betreten. Sie wollten ad oculos demonstriren, daß die Sandpfade unnütz seien und recht gut vermißt werden könnten. —

Der Osterstader und der mit ihm verwandte Stedinger ist der zahmste, gutmüthigste und loyalste aller Marschbewohner, der Butjahdinger, namentlich der Wurster derb, voll Kraft und Festigkeit, der Jeverländer der freisinnigste und thatkräftigste, allein zum Theil noch ziemlich roh, der Hadler und Kehdinger zwar auch kräftig und freiheitsliebend, aber luxuriös und oft etwas stark renommistisch, der Altländer endlich schlau, gewandt, mißtrauisch und verschlossen gegen Fremde, dagegen am strengsten auf alte Gebräuche haltend. —

Verschieden ist der Kulturzustand der Marschen. Die osterstader, wührder, wurster, vieländer und namentlich die altländer Bauern haben ihre alte Einfachheit noch am meisten bewahrt, und selbst die allerreichsten lassen ihre Kinder selten anderswo als in ihren heimathlichen Dorfschulen unterrichten; denn gegen den gebildeten oder sogenannten lateinischen Bauer waltet das entschiedenste Vorurtheil ob. Mehr schon berührt von moderner Kultur erscheint das Stedinger-, Stad- und Butjahdingerland.

Von allen Marschen steht das Land Hadeln, wo es sich um Luxus und Verschwendung handelt, oben an. Die glänzenden Staatszimmer, die herrlichsten, parkähnlichen Gärten, das kostbare Porzellan- und Silbergeräth und die eleganten Equipagen der hadler Bauern sind weit umher bekannt, fast sprichwörtlich geworden. Bei ihren Familienfesten pflegt ein so gewaltiger Luxus und Pomp zu herrschen, daß schon in den Jahren 1602—1733 eine Reihe von eigenen Gesetzen erlassen werden mußte, um diese Verschwendung nur einigermaßen zu zügeln. Freilich trifft man hier auch die gebildetsten und intelligentesten aller Marschbauern. Die Söhne der angesehensten Familien besuchen fast alle das Progymnasium in Otterndorf oder die Rectorschule in Altenbruch. Man kann dort junge Bauern in groben Arbeitskleidern hinter ihrem Pfluge finden, die englisch und französisch sprechen und dazu treffliche geographische, historische und litterarische Kenntnisse besitzen. Aus ihnen werden dann tüchtige und unerschrockene Ständemitglieder.

Das Alte Land ist die einzige Marsch, wo Einfachheit und alte Sitten sich bis auf den heutigen Tag und trotz der Nachbarschaft des großen Hamburgs in seltener Reinheit erhalten haben. Auch von alten Volksgebräuchen, Festen und Belustigungen gibt es im Allgemeinen nicht viel mehr. Doch wird Weihnachten wie in England mit tüchtigem Essen und Trinken gefeiert, und der Weihnachtsabend heißt deßhalb in manchen Gegenden Vullbuksabend, an dem ein gewaltiger Mehlpudding mit Rosinen und geräuchertem Schweinskopf die Hauptrolle spielen. Zu Ostern genießt auch in den Marschen Jedermann Eier, auf den Deichen lodern dann all überall mächtige Feuer und auf hohen Stangen brennende Theertonnen, zu Pfingsten aber schmückt man Zimmer und Diele mit grünem Birkenreis und richtet Maienbäume auf, wie in anderen Theilen Deutschlands.

Ein Indianer und Indianerinnen am Rio Colorado.

Als unser Landsmann Baldwin Möllhausen mit dem Lieutnant Ives im Auftrage der nordamerikanischen Regierung eine Forschungsreise auf und an dem Rio Colorado des Westens machte, traf er häufig mit Indianern zusammen. Zuerst sah er vier junge, sehr große, schöngewachsene Leute, deren kräftiger Bau und vollkommenes Ebenmaß der Glieder er bewundern mußte. Sie trugen nur einen schmalen, weißen Schurz; eine andere Bekleidung hatten sie nicht. Die Hautfarbe war dunkelkupferig, das Gesicht hatten sie kohlschwarz mit einem rothen Streifen bemalt, der sich von der Stirne herab über Nase, Mund und Kinn zog. Die starken schwarzen Haare hingen lang über den Rücken herab, und waren vermittelst aufgeweichter Lehmerde in Strähnen oder Stricke gedreht und dann steif zusammengetrocknet. Dieser Gebrauch ist bei den männlichen Indianern im Thale des Colorado allgemein. An dem dünnen Bastgurte, welcher die Zeugstreifen trägt, befestigt der Mann auch wohl Ratten, große Eidechsen u. Frösche, die er gelegentlich rösten will.

Bei den Colorado-Stämmen der Chimehwhnes, Kutschanas und Pah Yutas gehört eine männliche Gestalt unter sechs Fuß Höhe zu den Seltenheiten. Auffallend ist der Unterschied zwischen den Yampais und Tontos, die wie Wölfe im Gebirge leben, und kleine häßliche Gestalten mit widrigem, tückischem Gesichtsausdrucke sind, und diesen riesenhaften Gestalten, welche wie Meisterwerke der Natur dastanden. Gleich Hirschen setzen sie in mächtigen Sprüngen über Gestein und Gestrüpp hinweg. Der Ausdruck ihrer Augen war freundlich und fast offen. (S. 248.)

Ganz im Gegensatz zu den Männern sind die Frauen der Indianer am Colorado durchgängig klein, untersetzt und stark, oft sogar dick. Um die Hüften tragen sie einen Schurz oder vielmehr einen Rock, welcher aus Baststreifen derart angefertigt ist, daß ganze Bündel dieser Streifen mit dem einen Ende am Gürtel dicht und fest mit einander verbunden sind, während das andere Ende derselben bis an's Knie hinabhängt und dort so abgeschnitten ist, daß es Fransen bildet. Aus der Ferne gesehen gleicht solch eine Frau unseren Ballettänzerinnen; sogar die schaukelnde Schwingung des Rockes beim Gehen fehlt nicht und erinnert an die gezierten Bewegungen unserer Tänzerinnen auf der Bühne.

Beide Geschlechter tragen das Stirnhaar über den Augenbrauen stumpf abgeschnitten. Das übrige Haupthaar tragen die Frauen nicht so lang wie die Männer, drehen es auch nicht in Streifen. Ihre etwas breiten Gesichter zeigen, gleich jenen der Männer, den Ausdruck des Frohsinns, und wenn sie auch nicht gerade schön genannt werden können, so fehlt doch bei Manchen ein gewisser Reiz nicht. Beim Bemalen gehen sie sorgfältiger zu Werke als die Männer und tättowiren sich auch mehr als diese. Bei den meisten sind die Lippen ganz blau gefärbt und das Kinn ist von einem Mundwinkel bis zum andern mit blauen Punkten und Linien geschmückt.

Ein Brief Livingstone's.

Wir haben schon früher mitgetheilt, daß es dem Reisenden nicht gelungen war, den Fluß Rufuma oder, wie er schreibt, Rovuma, an der Ostküste von Afrika, zu befahren. Er kehrte unverrichteter Dinge nach Johanna, einer der Komoro-Inseln, zurück und schrieb von dort unterm 22. April 1861 Folgendes:

„Wir haben den Rovuma auf einer Strecke von etwa dreißig Miles mit einem Dampfer erforscht. Am Bord befand sich auch der Bischof Kensie mit einem seiner Priester; die Uebrigen waren auf Johanna zurückgeblieben. Unsere Hoffnung, auf dem Rovuma bis in den Nyassa-See zu gelangen, war groß, denn aus diesem soll, den Behauptungen der Eingeborenen zufolge, der Strom kommen. Ein wenig oberhalb der Stelle, bis zu welcher unser Dampfer „Pioneer" gelangte, beim Dorfe Dondi's, des Häuptlings der Makonda, scheint der Fluß enger und tiefer zu werden; er ist zwischen sehr hohen Felsen eingezwängt. Eingeborene behaupten, daß diese gefährliche Wasserschlucht in Kähnen zu passiren sei und daß man dann bis zum Nyassa-See gelangen könne. Das Bett des Stromes scheint, gleich jenem des Sambesi, aus einer Reihenfolge großer Sandbänke zu bestehen. Im Rovuma giebt es Flußpferde; die Uferlandschaften sind weit schöner als jene am Sambesi, denn nachdem wir über die Region der Mangrovebüsche hinausgekommen waren, fanden wir eine ungemein hübsche, baumreiche Gegend. Allmälig erhoben sich die Uferränder bis etwa 1000 Fuß Höhe; oben standen werthvolle Bäume, z. B. der Ebenholzbaum und ein anderer, welcher Aehnlichkeit mit dem Mahagony hat. Auf dem Rovuma sind, Sklaven ausgenommen, noch keine Waaren befördert worden. Der erste Mann, welchem wir begegneten, sagte, daß er die Engländer kenne; sie seien ein braves Volk, weil sie immer Geld, Kleidungsstücke ꝛc. in Menge besäßen; sie liebten den Sklavenhandel nicht; auch habe er ihre Schiffe gesehen. Die Eingeborenen sind arme Teufel und stehen unter dem Drucke der Araber, welche ihnen nicht viel übrig lassen. Sie reden die Sprache von Suma und jene des Mangarivolkes. Der Bischof bekam das afrikanische Fieber, wurde aber bald wieder hergestellt."

So weit Livingstone. Man sieht, daß er so gut wie gar nichts über den Rovuma zu berichten weiß.

Dann schreibt er weiter:

„Wir haben auch Mohilla, eine der Komoro-Inseln, besucht. Sie ist, gleich den übrigen, vulkanisch, eine gewaltige, vielfach zerrissene Gebirgsmasse, aber mit üppigem Pflanzenwuchse bedeckt. Die Bewohner sind Mischlinge, mit arabischem Blute und jenem ihrer Eroberer aus Madagaskar versetzt. Die Königin ist eine sehr intelligente Frau und redet sehr fließend französisch. Die Volksreligion ist die mohammedanische. In der Hauptstadt fanden wir Schulen, in denen auch Mädchen unterrichtet werden. Die Lehrer bekommen erst Lohn, wenn die Kinder etwas gelernt haben; sobald das Kind ordentlich lesen kann, giebt man dem Lehrer zehn Dollars. Zwei französische Agenten, die früher in Madagaskar waren, halten sich jetzt in Fumbone auf. Die Insel ist reich an Zuckerrohr, Reis und Kartoffeln und führt auch Hornvieh, Schafe und Ziegen aus. Das Volk lebt sehr enthaltsam, und wir konnten uns weder für Geld noch um Gotteswillen Grog verschaffen."

Die Reisen des Doctor Peney auf dem obern Nil.

Dr. Peney verließ, wie er in einem ersten Brief aus Gondokoro am Weißen Strom, vom 20. Februar dieses Jahres schrieb, Chartum zu Ende Oktobers 1861. Die ägyptische Regierung war ihm behülflich; sie gab ihm 25 Soldaten als Bedeckung und zwei Barken. Von wissenschaftlichen Instrumenten hatte der Reisende nur eine Uhr, ein paar Thermometer, Compasse, ein Teleskop und einen Sextanten; aber weder Barometer noch Chronometer.

Der Reisende Lejean war eben krank aus Kordofan zurückgekommen und konnte deshalb die Fahrt nicht mitmachen. Peney gelangte in achtundvierzig Tagen nach Gondokoro, das während der letzten zwanzig Jahre oft von Europäern besucht worden ist. Anfangs Januar schloß er sich dort einer Karawane von Elfenbeinhändlern an, welche nach der, uns bisher unbekannten Provinz Niambara zog; sie liegt westlich vom Strom und ist erst im vorigen Jahre dem Handel eröffnet worden. Ein Marsch von acht Tagen, mit nur einunddreißig Stunden Gangzeit, während welcher nur ein Grad in directer Richtung zurückgelegt wurde, führte Peney nach dem Districte Murn, der in der Provinz Niambara, am Flusse Itiéy liegt. „Dieser Fluß, welcher unter dem Parallel von Gondokoro (5° n. Br., 1° westlich von Gondokoro) in der Richtung von Südost nach Nordwest strömt, hatte an der Stelle, wo ich ihn bei niedrigem Wasserstand überschritt, eine Breite von 80 Meter, bei einer mittlern Tiefe von 0,35 M. und einer mittlern Schnelligkeit von 0,333 Mtr. in der Secunde. An Ort und Stelle erfuhr ich, daß er durch die Provinz Niambara strömt, dann in das Gebiet des Stammes Allah übergeht, nachher immer in der Richtung nach Nordwesten das Land der Niamniam-Maharaka umfließt. Von den Maharaka geht der Itiéy in die Provinz Dschur und mündet in den Bahr el Gasal oder Keïlak; er bildet einen der Hauptzuflüsse desselben. Ich habe allen Grund, diese Angaben für richtig zu halten, denn ich bekam sie von Anwohnern des Flusses und sie stimmen auch mit den Erkundigungen überein, welche Herr von Malzac und nach ihm die Gebrüder Poncet eingezogen haben. Ueber den obern Lauf des Itiéy, südlich vom District Murn, konnte ich nur unbestimmte Nachrichten erhalten. Diesen zufolge reicht er in südwestlicher Richtung bis zu den Moudu, etwa zwanzig Lieues oberhalb der Stelle, wo ich ihn überschritt. Ich weiß also nicht, ob der Itiéy ein natürlicher Kanal ist, welcher sich vom Nil abzweigt und wieder mit ihm vereinigt, oder als ob er einer der Hauptquellströme des Weißen Flusses betrachtet werden muß."

Peney hat manche, zum Theil noch unbekannte Pflanzen gesammelt. Die von ihm beobachteten Negerstämme gehören einem andern Schwarm als jene am Weißen Fluß an, und nähern sich mehr den westlichen Negern von Darfur und Waday.

Als er nach Gondokoro zurückkam, fand er dort Herrn Lejean, der in Chartum eine eigene Barke gemiethet hatte und von dort bis zu den Bary gekommen war. Während seines kurzen Verweilens waren ihm jedoch Land und Leute dermaßen zuwider geworden, daß er umkehren wollte. Das war auch in Rücksicht auf seine Gesund-

Indianer und Indianerinnen am Rio Colorado.

heitsverhältnisse rathsam und er fuhr im Anfang Februars von Gondokoro nach Chartum zurück.

Peney schreibt unterm 20. Februar weiter: „Ich erwarte hier in Gondokoro das Hochwasser, welches Ende dieses Monats anfängt, um mit leichten Fahrzeugen über die Stromschnellen von Garbo und Makedo zu kommen. Wenn weiter aufwärts der Nil nicht mehr schiffbar ist, will ich zu Lande weiter gehen. Ein alter sudanesischer Pionier, Herr Debono, der einen Theil der Nebenflüsse des Nils erforscht hat, schließt sich mir an."

Ein zweiter Brief Peney's ist datirt: „Am Weißen Flusse, Provinz Barry, 20. Mai 1861", von einem nach Chartum stromabfahrenden Naïs, arabischen Schiffsführer, dorthin besorgt worden, dann richtig in die Hände des Adressaten Jomard in Paris gelangt und im Bulletin der dortigen Geographischen Gesellschaft veröffentlicht worden. Folgendes ist der Inhalt:

Nach meiner Expedition zu den Niambaras habe ich einen Ausflug zu den Nilkatarakten oberhalb Gondokoro gemacht. Ich wollte mich persönlich überzeugen, ob ich mit den Booten (welche mein Reisegefährte Debono eigens zu diesem Zwecke in Chartum hatte anfertigen lassen) die Hindernisse überwinden könne, vor welchen alle meine Vorgänger hatten zurückweichen müssen. Am 20. Februar fuhr ich von Gondokoro ab. Außer jenen beiden Booten besaß ich noch einen Nachen. Wir waren 25 Mann und hatten 30 Mann zur Bedeckung. So fuhren wir stroman, kamen am 22. bei der Insel Dschankehr (Janker) vorbei und gelangten an die ersten Stromschnellen im Districte Dschendoky-Garbo. Dann schlug ich aber nicht die Route der früheren Expeditionen ein, welche auch Miani 1860 genommen hatte (er war ebenso unglücklich wie alle seine Vorgänger und mußte umkehren), sondern fuhr, dem Rathe der Neger folgend, in einen östlich vom Hauptarm fließenden Kanal. Dann erleichterte ich unsere Fahrzeuge, ließ bei den ausgeladenen Sachen Leute zurück, und so überwanden wir binnen einer halben Stunde das Hinderniß. Die Beschwerlichkeiten gingen aber nun erst recht an; das bemerkten wir sehr bald, denn 4 Kilometer oberhalb Dschendoky-Garbo wurden sie sehr ernsthaft.

Wir fanden nämlich im District von Teremo-Garbo, Stromschnellen und Wasserfälle, welche durch unzählige Klippen gebildet werden. Wir lagen dort zwei Tage fest und kamen dann wieder los, aber erst als wir den größten Theil unserer Taue und Leinen eingebüßt hatten. Diese schwierige Passage ist nur etwa 750 Meter lang. Oberhalb Dschenkody-Garbo, auf einer Strecke von 32 Kilometern, läuft der Fluß ungehindert über sedimentäre Ablagerungen, die auf beiden Ufern von kleinen Gefließen durchschnitten werden. Diese Kanäle werden bei Hochfluth reißende Wasser; sie zeigen sich nach Norden hin zuerst gegenüber dem Pik von Logonek, und der vom Pater Knoblecher genannte Kyk ist der erste in der Reihe. Dieser Zuflüsse giebt es eine so große Menge, daß ich auf einer Strecke von 40 Kilometern deren mehr als Hundert gezählt habe. Auch in der trockenen Jahreszeit liefern ihre Quellen dem Weißen Fluß unaufhörlich Wasser, so daß er in jener Gegend einen gleichmäßigen Höhestand behält. Man kann diese Gefließe schon als wesentliche Theile der Nilquellen betrachten.

Ich will eines Flusses erwähnen, den ich noch auf keiner Karte angezeigt gefunden habe; ich meine den Lukuédi, der im westlichen Theile der Rego-Kette, 4° 10′ n. Br., entspringt und mitten in der ersten Stromschnelle von Dschendoky-Garbo am linken Ufer einmündet.

Acht Lieues südlich von Dschendoky-Garbo liegen die Katarakten von Makedo. Ich sage Katarakten, weil die Passage durch zwei, $1^1/_2$ Meter hohe Wasserfälle gebildet wird. Unglücklicher Weise wurde bei Makedo eine unserer Barken schwer beschädigt, und da wir ohnehin Mangel an Seilwerk litten, so mußte ich unterhalb der Wasserfälle ankern. Es konnte nicht mehr die Rede davon sein, die Reise zu Wasser fortzusetzen.

Ein Flußdurchschnitt, unterhalb der Katarakten, gegenüber dem Dorfe Tambur ergab: Breite 45 Meter, mittlere Tiefe 5 Meter 20, mittlere Strömung 85, Strom in der Mitte des Flusses 180 Meter in der Minute. Ich beschloß meine Reise auf dem Landwege fortzusetzen, miethete einige schwarze Träger und ging am Flusse hin. Gegenüber dem Katarakte von Makedo verfolgte ich an der Ostseite einen Kanal, der über ein Bett vom Gneiß strömte und so breit war, daß ihn unsere Barken recht gut hätten befahren können. Ich verfolgte diesen Kanal bis zu der Stelle, wo er sich aus dem Nil abzweigt, setzte meinen Weg nach Süden hin fort und war nach drei Tagen in gerader Linie mit der Kette des Berges Rego, die nur 8 Kilometer (etwa 2 deutsche Meilen) entfernt lag. Diese Kette bildet die südliche Gränze der Provinz Barry; jenseit dieser letztern beginnt die Provinz Mady, welche sich, in der Breite von etwa einem halben Grade, von Südsüdost nach Nordnordwest hindehnt. Ihren südlichen Ausläufer oder Endpunkt bildet der Spitzberg Gniri, an welchem der Fluß vorüberzieht. Hier liegen Klippen, welche sehr schwierig für die Schifffahrt sind. Dort war das Ende unseres Ausfluges, denn die Neger wollten nicht weiter vorwärts, weil sie im Kriege mit den Mady seien.

Meiner Berechnung zufolge liegt der Pik Gniri einige Kilometer unterhalb Galuffi (bis wohin im vorigen Jahre Miani kam) und 25 Lieues, also einen Grad, südlich von Gondokoro, genau unter dem Meridian dieses letztern. Ich konnte zur Breitenbestimmung den Sextanten nicht benutzen, weil die Sonne um Mittag zu hoch stand, und nahm für meine Berechnung die Insel Janker als Ausgangspunkt, also, nach Arnaud, 4° 42′ 42″ n. Br. Vermittelst eines Routencompasses, eines Graphometers und einer Taschenuhr habe ich Winkel und Flächen bestimmt, den ganzen Weg von Gondokoro bis Rego zu Fuße gemacht und glaube, daß meine Bestimmung, vielleicht bis auf wenige Minuten, genau ist.

Ich zog bei den Eingebornen Erkundigungen ein. Sie sagen, daß der Strom oberhalb der Regoberge sich völlig von diesen entferne und dann eine weite, sehr schwach strömende, aber sehr tiefe Wasserfläche bilde. Dieser Bericht ist wahrscheinlich genau, denn Aehnliches hatte auch Miani gehört; er veranlaßte mich demnächst mit Hülfe der Barken meine Forschungen wieder aufzunehmen. Im Anfange des Julimonates wollen wir wieder unter Segel gehen.

Torell's Expedition nach Spitzbergen.

Wir haben bereits erwähnt, daß die schwedische Expedition aus dem hohen Norden glücklich nach Tromsö zurückgekehrt sei. In dieser Stadt, von wo aus sie die Reise antrat, hatte sie zwei kleine Schiffe, den Skuner „Aeolus" und die Schaluppe „Magdalena" gemiethet. Ueber den Seezug selbst und dessen Ergebniß finden wir in der Deutschen Allgemeinen Zeitung einen Bericht aus Stockholm vom 24. Oktober, welchem wir das Nachstehende entlehnen.

Der Zweck der Expedition war ein doppelter: 1) so weit wie möglich auf dem Eise gegen den Nordpol vorzudringen, und 2) Spitzbergen mit seinen Küsten näher zu untersuchen und dort die Messung eines Meridianbogens wenigstens vorzubereiten. Zu dem erstern Zweck hatte Torell sich mit einem eisernen und zwei großen hölzernen Booten, zwei Schlitten und einer Anzahl von 50 Zughunden, zu dem andern aber mit den vorzüglichsten Instrumenten versehen. Schon am 23. und 25. September sind diese

kühnen Polarfahrer sämmtlich gesund und zufrieden zurückgekehrt. — Am 9. Mai lichteten beide Fahrzeuge bei Karlsö in Finnmarken die Anker. — Am 21. bekamen sie Spitzbergen und zwar die Südspitze von Prince Charles Foreland im Nordosten zu Gesicht; das Treibeis wurde in zwei Tagen glücklich durchsegelt; hinter demselben fanden sie eisfreies Fahrwasser und liefen am 22. Mai in Kobbe-Bai auf Danes-Island, 79° 40′ nördl. Br. und 10° 45′ östl. L., in den Hafen. Die prächtigen hohen Berge hatten schon viele schneefreie Stellen. Nun nahmen die Arbeiten für die Schlittenreise mit den Hunden ihren Anfang. Am 30. verließen sie Kobbe-Bai und ankerten nach einer Fahrt durch das Treibeis längs der nördlichen Küste am 7. Juni in Treurenberg-Bai, 79° 56′ 6″ nördl. Br., 16° 38′ östl. Länge. Die Temperatur zu Anfang des Juni wechselte zwischen — 6° 5 bis + 5° 6 C.; das Wetter war ausgezeichnet schön. Jetzt wurde für die Schlittenreise alles in Ordnung gebracht; aber eine ungeheure Masse von Treibeis thürmte sich plötzlich sowol in der Bai als auch vor derselben so weit das Auge reichte auf, und schloß nicht allein Aeolus und Magdalena ein, sondern auch drei oder vier norwegische Fangschiffe, sodaß dort nicht weniger als 120 Mann versammelt waren. Eine Inschrift auf einem am Ufer errichteten Kreuze zeigte an, daß der Skuner Aeolus schon vor einigen Jahren in eben diesem Hafen vom Eis eingeschlossen gewesen war — in der That keine gute Aussicht! Zu Ende des Juni aber öffnete sich das Eis, und die beiden Fahrzeuge entkamen glücklich ihrem Gefängniß. Eine Schlittenreise gegen Norden war nun unmöglich; das Treibeis gestattete die Erreichung des festen Eises nicht und auch dies wäre in der vorgerückten Jahreszeit nicht mehr fahrbar gewesen, man hatte einmal + 14° C. in der Sonne und gleichzeitig + 7° 5 C. im Schatten.

War also der eine Zweck der Expedition verfehlt, so war es jetzt ein großes Glück, daß eine solche Widerwärtigkeit berechnet und die Expedition so angelegt war, daß, wenn auch die unsichere geographische Excursion gegen Norden sich als unausführbar zeigen sollte, statt derselben doch viel Werthvolles erreicht werden konnte. Der Aeolus verblieb an der Nordküste, die Magdalena begab sich an die westliche. Sechs Wochen lang machten Torell, Nordenskjöld, Chydenius und Petersen mit den Booten lange Ausflüge von zwei und vier Wochen, während Malmgrén für naturgeschichtliche Untersuchungen sich in der Nähe des Fahrzeuges aufhielt, mit welchem der Lieutenant Lilliehöök in dem nun eisfreien Fahrwasser längs der Küste von Valden-ö bis an den südlichen Theil von Hinlopen-Strait kreuzte. Die Magdalena besuchte die Croß-Bai, die Kings-Bai, den Isfjord, und die Bootexcursion wurde von den Herren Blomstrand und Dunér in der Weide-Bai, von jenem und Herrn v. Yhlen im Forelands-Sunde ausgeführt, während Smitt und v. Goës die Arbeiten verrichteten, welche beim Fahrzeuge ausgeführt werden mußten. Durch diese Thätigkeit ist eine große Anzahl von Punkten astronomisch bestimmt worden, die alten Karten erhielten ansehnliche Correctionen, die Häfen wurden mappirt, und der Theil der beabsichtigten Gradmessung, welcher in diesem Jahre zugänglich war, wurde recognoscirt. Die südliche Fortsetzung desselben war unmöglich, weil der ganze Stufjord, der in Süden und in Norden Spitzbergen in zwei Theile theilt, von gepacktem Treibeis gänzlich angefüllt war. Fangfahrzeuge, welche dorthin gegangen waren, lagen sechs Wochen lang eingeschlossen in vollkommener Unthätigkeit.

Auch andere Beobachtungen von großem Interesse sind gemacht worden. So ist die Erstreckung des Golfstroms bis Spitzbergen erwiesen worden durch den Fund von Früchten der westindischen Mimosa scandens, durch gläserne Flaschen und Treibholz. Man soll auch an der Nordküste ganz eigene atmosphärische Verhältnisse, eine unerwartet hohe Schneegränze und eine geringere Gletscherbildung gefunden haben. In ein vollständiges Abstract log sind ununterbrochene meteorologische Beobachtungen eingetragen, es sind bei diesen hohen Breitegraden äußerst wichtige magnetische Observationen angestellt, ungemein reichhaltige Sammlungen sind gemacht über Spitzbergens Naturgeschichte, zoologische von großem Werth, eine Menge von Pflanzen, umfassende Reihen geologischer Specimina, eine große Anzahl von Zeichnungen und Photographien von der ganzen besegelten Küste ꝛc. Man dürfte mit Grund annehmen können, daß diese Sammlungen zusammen das größte Material zur Kenntniß des hohen Nordens hergeben werden, das je auf einmal nach Europa geführt worden ist. Auch die Jagd scheint nicht übel gegangen zu sein; man hat 12 Eisbären, über 40 Walrosse ꝛc. erlegt.

Ueber die Verbreitung des organischen Lebens in der Meerestiefe sind wichtige Untersuchungen glücklich ausgeführt worden. Es ist bekannt, daß Thiere und Gewächse in horizontalen Zonen im Meere vertheilt sind, sodaß diejenigen Arten, welche in der Nähe der Oberfläche wohnen, in größerer Tiefe von anderen und diese wiederum von anderen abgelöst werden. Die Pflanzen hören zuerst auf, und man ist jetzt lebhaft beschäftigt, zu erforschen, wo die Gränze für die Lebensbedingungen der Thiere ist. Im Mittelländischen Meere hat das zwischen Sardinien und Afrika aus einer Tiefe von 2 bis 3000 Meter hervorgezogene, gesprungene Telegraphenkabel einige Art lebendiger Thiere mit heraufgebracht. Auf M'Clintock's letzter Reise zur Erforschung der Möglichkeit, ein Telegraphenkabel zwischen Shetland, Grönland und Labrador auszulegen, sind lebendige Seesterne ꝛc. aus einer noch größern Tiefe heraufgeholt worden. Die schwedische Expedition kann nun zu diesem neue, wichtige Beobachtungen hinzufügen. Im Eismeere wurden aus einer Tiefe von 1600 bis beinahe 2500 Meter eine Anzahl Arten von Mollusken, Crustaceen und Zoophyten heraufgeholt. Die dazu angewendeten Apparate wurden nach Broake's und M'Clintock's Modellen, doch mit gewissen Verbesserungen, in Tromsö angefertigt.

„Uns hat", so schreibt der Lieutenant Lilliehöök, „ein ganz besonderes Glück begleitet. Während mehrere Unglücksfälle vorgefallen sind unter den Fangfahrzeugen, von denen zwei von dem Eise ganz zerschmettert wurden, andere das Ruder verloren, oder mehrere Planken hoch von dem Packeise aufgeschraubt wurden, oder einen Theil ihrer Besatzung an Skorbut krank oder beschädigt hatten, wurden unsere beiden Fahrzeuge gänzlich verschont von solchem Unglück. Zuletzt hatten wir widrige Winde, Sturm und Nebel, sodaß alle Versuche, noch in der dunklen Herbstzeit Südspitzbergen und die Bäreninsel zu untersuchen, aufgegeben werden mußten." Alle Fangfahrzeuge sollen schon in den ersten Tagen des September wieder in Norwegen angekommen sein.

Mehrere der Nordpolfahrer sind bereits in ihre Heimat zurückgekehrt. Am 22. Oktober kam der Professor Nordenskjöld mit dem Dampfschiffe von Haparanda, wohin er sich von Tromsö zu Lande durch Finnmarken und Lappland begeben hatte, hier in Stockholm an.

Eine Besteigung des Vulkans Demavend in Persien.

Im Süden des großen kaspischen Binnen-Sees erhebt sich das vulkanische Hochgebirge des Elburs oder Albordsch, das nach Westen hin mit den Hochgebirgen Armeniens in Verbindung steht. Unter den Kegelbergen des Elburs ragt der Demavend über alle anderen hervor; er ist jedenfalls der höchste Berg Asiens im Westen des Himalaya, und frühere Messungen ergaben 18,845 Fuß über der Meeresfläche. Neuen Beobachtungen zufolge soll er 20,000 Fuß haben. Während der letzten Jahre ist er von zwei

Deutschen, dem Herrn von Minutoli und Professor Brugsch erstiegen worden, und von dem Letztern dürfen wir eine ausführliche Beschreibung erwarten. Aber fast gleichzeitig mit unseren Landsleuten scheuete ein französischer Artilleriehauptmann, Nicolas, die Anstrengung nicht, welche mit einer Wanderung bis zur Spitze des Demavend verbunden sind, und wir finden seine Erzählung in der jüngsten Nummer des Bülletins der Pariser geographischen Gesellschaft.

Schon früher, bei unseren Mittheilungen über Persien, in Nr. 2. des Globus, erwähnten wir, daß der Spitzberg Demavend sich nordöstlich von Teheran erhebe. In gerader Richtung ist er etwa zwölf starke alte Wegstunden oder vielmehr französische Lieues von jener Hauptstadt entfernt, also ungefähr so weit, wie der Brocken von der Stadt Braunschweig.

Hauptmann Nicolas trat seine Reise während des Moharrem 1860 an, und nahm einen Casella'schen Hypsometer mit, da er einen tragbaren Barometer sich in Teheran nicht verschaffen konnte. Nach seinen Messungen hat der Demavend über 6000 Meter Höhe. Am ersten Tage kam N. bis Afdsche, das, sieben Lieues von Teheran entfernt, zwischen hohen Bergen liegt. Der Sadraësam, Großvesier, hatte in diesem Dorfe einen Palast, welcher jedoch vom Schah confiscirt worden war, nachdem der Würdenträger sich die Ungnade des Herrschers zugezogen hatte. Der fremde Reisende konnte ohne Weiteres in jenem Gebäude Herberge nehmen.

Während in Teheran eine wahrhaft erstickende Hitze herrschte, stieg am 16. Juli in Afdsche der Thermometer nicht über 26° C.; für die obere Palastterrasse fand Nicolas 2270 Meter; die Ebene, auf welcher Teheran liegt, hat 1280 Meter Höhe über dem Meere. Nach einer Wanderung von drei Stunden erreichte Nicolas die Ebene des Larr. Dieser schnellströmende Fluß bewässert ein üppiges Weideland, auf welchem zur Sommerszeit die Ilyats, Wanderstämme, ihre schwarzen Zelte aufschlagen. Als ich während des Ramadan, so erzählt der Reisende, einen Ausflug von Teheran nach Ispahan machte, begegneten mir viele Ilyat-Karawanen, die aus dem heißen Land in der Gegend von Schiras kamen, wo sie während der Winterszeit ihre Heerden grasen lassen. Auf jedem Kameel hingen nach beiden Seiten herab Körbe, aus welchen die Köpfe von Lämmern herausguckten; sie zogen nach der Larr-Ebene. Man braucht sechs Stunden, um diese zu durchwandern, trifft aber unterwegs nicht ein einziges Haus, in welchem ein persischer Herr seine Frauen unterbringen könnte, falls er hier oben seine Sommerfrische aufschlagen wollte. Der Larr hat viele Forellen, die Temperatur ist wie im nördlichen Frankreich; fast an jedem Abend zieht ein Gewitter herauf und grollt, während in Teheran, das nur wenige Meilen entfernt ist, der Himmel wenigstens acht Monate lang blau und heiter bleibt. Von der Larr-Ebene gesehen, erscheint der Demavend wie ein ungeheurer Kegel. Die Ilyats verkauften mir ein großes Lamm für 20 Neugroschen; Eier, Milch und etwa ein Dutzend großer Forellen erhielt ich als Zugabe. Ich merkte, daß ich nicht weit von der Provinz Masanderan war, jenem Schlaraffenlande, wo man für einen Groschen ein Hundert der schönsten Apfelsinen bekommt und einen Fasan nebst einem großen Lachs mit vier Neugroschen bezahlt.

Der Demavend in Persien.

Von Afdsche gelangte ich, zumeist am Ufer des Larr hinziehend, binnen sieben Stunden nach Ask. Ich bemerkte auf der Ebene mehr als achthundert Mutterpferde und Füllen, welche frei umherliefen; sie gehören dem Schah. Wenn hier das Gras abgeweidet ist, treibt man sie nach der Ebene von Weramin in der Nähe von Teheran, und dort bleiben sie während des Winters. Ask, ein hübsches Dorf in sehr malerischer Gegend, liegt noch am Larr, der hier schmal ist und sehr schnell länft. An beiden Ufern befinden sich schwefelhaltige Quellen, an anderen Stellen eisenhaltige.

Die Bergbewohner von Ask leben mit der Außenwelt in geringem Verkehr, sie kümmern sich wenig um den Schah und sind unter ihren eigenen Serdars fast unabhängig. Die Thürschwelle des Serdar, dessen Haus in der Mitte des Dorfes liegt, hat 2250 Meter Meereshöhe. Von Ask kann man in gerader Richtung bis zum Fuße des Spitzberges gelangen; ich begab mich aber nach Ab Gherm, um die Mineralquellen zu besuchen, welche etwa eine Stunde vom Dorfe entfernt sind. Bei den Quellen befindet sich kein Wohnhaus; wer dorthin geht, sucht Schutz unter seinem Zelt oder unter einem Baume. Das Bad für Männer ist offen, jenes für Frauen überdeckt; Wärme der Quelle selbst 65° C.; das Wasser ist klar, farblos und schmeckt und riecht wie faule Eier. Am 20. Juli stieg zu Ab Gherm in freier Luft und im Schatten die Temperatur nicht über 24° C.; Meereshöhe der Bäder 2750 Meter.

Am 22. Juli begann ich meine Besteigung des Demavend, und nicht weniger als drei Führer drängten sich mir auf, obwohl Ein tüchtiger Mann ausgereicht hätte. Man thut wohl, ein gutes Maulthier bis zu denjenigen warmen Quellen zu nehmen, welche am Fuße des Spitzberges selber liegen, und wohin man in fünf Stunden gelangt. Meine Führer bezeichneten die Stelle, an welcher wir übernachteten, als Beschemal; ich fand dort nichts als eine kleine Quelle trinkbaren Wassers und dicke Steine. In der Umgegend weiden viele Pferde und Maulthiere, und die Hirten sind wohlbewaffnet, weil in den Gebirgsschluchten Panther (persisch Palenk) hausen, welche erst vor einigen Tagen Maulthiere fortgeschleppt hätten. In den benachbarten Wäldern von Masanderan halten sich allerdings Panther und Tiger in Menge auf. Als ich mich zu den heißen Quellen am Fuße des Demavend begab, hörte ich unablässig den Ruf des Kepk e Deri, eines Repphuhns, das die Größe unserer stärksten Haushenne erreicht und sich nur in unzugängigen Bergschluchten aufhält. Die Nacht an der eben erwähnten kleinen Quelle war herrlich; Alles ruhig und still, die Luft leicht und frisch und der blaue Himmel bot einen wahrhaft zauberischen Anblick dar. Die Sterne flimmerten wie Karfunkel. Venus erglänzte wie eine kleine Sonne und die Milchstraße erglühete förmlich in weißem Lichte. Höhe über dem Meere 4300 Meter; am 22. Juli, bei Sonnenuntergang, Lufttemperatur bei der Quelle + 7° C.; am 23., Nachmittags 3 Uhr, + 25° C.

Bei Sonnenaufgang, am 23., brach ich auf, um den Spitzberg zu ersteigen, und benutzte während der ersten Stunde mein Maulthier, bis ich den Schnee erreichte, welcher dann bis zum Gipfel hinaufreicht. Plötzlich hörte ich ein gewaltiges Gekrach und meine Führer schrieen laut auf; ein ungeheurer Stein kam kugelschnell herabgestürzt und unweit von mir vorüber. Wahrscheinlich war der Schnee oder das Eis, von welchem er seither umschlossen war, hinweg geschmolzen und nun rollte er wie eine Lawine. Ich ging dann zu Fuß, und hatte während der ersten Stunde eine ganz erträgliche Temperatur; bald aber kam von oben herunter ein scharfer, trockener, durchdringender Wind, der mir sehr empfindlich und unangenehm wurde. Nach zwei Stunden wurde mir das Athmen beschwerlich, ich bekam Kopfweh, verspürte eine allgemeine Mattigkeit und als ich an einen mauerartigen Felsgürtel kam, welcher die höchste Spitze umzieht, mußte ich mich niederwerfen, um mich ein wenig zu erholen. Ich war fünf Stunden lang bergauf gestiegen und nun in einer Höhe von 5540 Meter. Der Thermometer zeigte + 3° 3′ C.

Von diesem Gipfel, der schon alle anderen weit überragt, hatte ich eine ungeheure Fernsicht. Mein Führer zeigte mir das kaspische Meer, ich weiß aber nicht gewiß, ob ich dasselbe gesehen habe. Einige tausend Fuß unter mir lagen Wolken, welche die Thäler füllten und einem wogenden Meer von Milch glich.

Zwei Führer waren zurückgeblieben, aber der dritte hielt bis jetzt aus. Der eben erwähnte Felsengürtel ließ einen, allerdings durch Eisblöcke äußerst beschwerlichen Durchweg, den ich benutzte, um noch höher zu steigen. Aber nun wollte der Führer nicht mehr weiter und suchte mir zu beweisen, daß wir uns auf dem höchsten Gipfel befänden; auch sei kein anderer Reisender höher hinaufgegangen. Ich mußte also umkehren. Ueberall am Abhange findet man Schwefelkrystalle und schwefelhaltiges Eisen; außerdem liegen dort viele kleine Samenkörner. Mein Führer behauptete ganz ernsthaft, sie seien vom Himmel gefallen, sie sind aber in der That nichts als ölhaltige Körner mit etwas harter, weißlicher Rinde, welche der Wind hierher getrieben hat. Während wir hinabstiegen, sah ich eine junge wilde Ziege. Drei Uhr Nachmittags war ich wieder bei der Quelle und ritt dann nach Ab Gherm.

Am andern Morgen begegnete mir der preußische Gesandte, Herr von Minutoli, mit seinem Gesandtschaftspersonal und zwei Engländern. Ich theilte ihm mit, daß mein Führer mich im Stiche gelassen habe, und er zwang dann auch seine Führer, ihm bis auf den höchsten Gipfel zu folgen. Er sagte mir nachher, daß er oben einen alten Krater und einen zweiten von neuerer Bildung gefunden habe; aus den Spalten des letztern drangen heiße Dämpfe hervor. —

Der Gipfel des Demavend hat, nach Nicolas, 6636 Meter Höhe über dem Meere; er wäre demnach nur 1500 Meter höher als der Ararat; der Elburs im Kaukasus hat 5630 Meter.

Der Demavend hat, nach den Barometermessungen Taylor Thomson's 1837, 19,400 Pariser Fuß oder 6300 Meter; nach Lemm's trigonometrischen Messungen im Jahre 1839 beträgt die Höhe 19,923 Pariser Fuß oder 6441 Meter. F. Thomson, Lord Schomberg, Kerr und St. Quentin fanden sie 1858 nach Barometermessungen 6558 Meter.

Die Landeseinwohner haben niemals Flammen aus dem Demavend aufsteigen sehen, und persische Gelehrte versichern, daß in keinem Buche des Berges als eines thätigen Vulkans erwähnt werde.

Kleine Nachrichten.

Doctor Peney am obern Nil gestorben. Die Wissenschaft hat abermals einen edlen Märtyrer zu beklagen. Wir haben an einer andern Stelle dieses Blattes die Berichte mitgetheilt, welche Dr. Peney über seine beiden Reisen am obern Nil nach Europa gesandt hatte. Jetzt aber wird aus Kairo gemeldet, daß er auf der von ihm in Aussicht gestellten dritten Expedition am 26. Juli seinen Tod gefunden habe. Er starb, nachdem er nur vierundzwanzig Stunden krank gewesen, in einem Dorfe am Ufer des Stromes. Seine Frau und ein Kind waren bei ihm. Unverweilt schiffte sein Gefährte Debono nach Chartum zurück und kam dort am 26. August an. Peney's Tagebücher, Aufzeichnungen, Sammlungen und Karten sind gerettet. Er war in der Nähe der Nilquellen, aber auch ihm blieb es versagt, sie zu entdecken. Seit 22 Jahren kannte der treffliche Mann den östlichen Sudan und dessen Völker. Kaum ein Anderer war zur Expedition in jenen Gegenden besser geeignet, als er, und nun hat er, ein Arzt, dem afrikanischen Fieber unterliegen müssen. Ausführliche Berichte werden wohl nicht lange auf sich warten lassen.

Die Niger-Expedition. Wir finden im Londoner Athenäum Folgendes: Diese Expedition unter der Leitung von Kapitän Douglas ist nach Lagos zurückgekehrt. Sie war 81 Tage auf dem Flusse, und wurde während dieser Zeit vom afrikanischen Fieber heimgesucht, das nun einmal von Fahrten auf dem Niger unzertrennlich ist. Douglas verfuhr mit Gewalt gegen die Eingeborenen und zerstörte fünf Dörfer, deren Bewohner feindlich waren, und die Wirkung war, daß andere Häuptlinge sich höflicher benahmen. Der höchste Punkt, welchen Douglas erreichte, war Onitscha, wo die Expedition einen Monat lang blieb. Von dort trat sie mit Dr. Baikie in Verbindung. — Der Letztere ist, wie wir schon im Globus gemeldet haben, auch von Rabba nach der Küste zurückgekehrt.

Das Innere der großen Landschaft Guyana, überhaupt das Gebiet zwischen dem Amazonenstrom und Orinoco, ist auch jetzt noch theilweise wenig bekannt. Ausgezeichnet sind die For-

schungen unseres Landsmannes Richard Schomburgk, der im Auftrage der englischen Regierung in den Jahren 1840 bis 1844 unsere Kenntnisse über einen großen Theil Guyana's wesentlich bereicherte. Nun lesen wir, daß auch von Seiten Hollands und Frankreichs das Innere erforscht werden soll. Die Gouverneure von Cayenne und von Paramaribo haben nämlich ein Uebereinkommen getroffen, demgemäß eine internationale Kommission bis an die Quellen des Maroni vordringen soll. Dieser Strom bildet die Gränze zwischen dem holländischen und dem französischen Guyana. Zwei frühere Versuche, dieses Ziel zu erreichen, sind fehlgeschlagen; auch ist die Aufgabe keineswegs leicht, weil die dichten Urwälder, die Gebirge und die zum Theil sehr bedeutenden Flüsse in dieser Aequatorialregion eben so viele Hindernisse für die Reisenden bilden. Die Kommission besteht von jeder Seite aus einem Marineoffizier für geographische Ortsbestimmungen und Hydrographie, einem Genieoffizier für Geologie und Meteorologie, einem Botaniker, Arzt und den nöthigen Leuten zur Bedienung und Bedeckung. Am 9. September hatten die französischen Reisenden von St. Louis am Maroni aus ihren Zug begonnen. Sie fuhren in drei großen Pirogen, deren jede mit 18 Negern bemannt war, und hatten Lebensmittel auf vier Monate eingelegt. Die Holländer hatten gleichfalls drei Pirogen, die mit indianischen Ruderern bemannt waren.

Eine Expedition nach Ceará, und zwar nach dem nördlichen Theile dieser Provinz, wurde von der brasilianischen Regierung vor etwa zwei Jahren ausgerüstet, um diese noch wenig bekannte Gegend näher zu erforschen und wissenschaftliche Sammlungen zu machen. Angeschlossen hatte sich Doktor Gonsalves Diaz, ein auf deutschen Hochschulen (Jena, Berlin, Leipzig) gründlich gebildeter Mann, der auch längere Zeit in Dresden sich aufhielt. Während nun die Expedition nach Rio de Janeiro zurückgekehrt ist, blieb Doctor Diaz im nördlichen Ceará und macht Ausflüge, um die Indianer jener Region näher kennen zu lernen. Im Jahre 1858 erschien von ihm in Leipzig ein Wörterbuch der Tupi-Sprache. — Naturwissenschaftlicher Leiter war der Botaniker und Zoolog Professor Freire Alemao; er brachte alle seine Sammlungen glücklich zurück, während jene des Physikers und Geognosten Schuch de Capanema während des Transportes von Granja nach Fortaleza im Wasser verloren gingen.

J. M. Stuart, der australische Entdeckungsreisende, ist, den Nachrichten aus Adelaide vom 26. September zufolge, von einer Expedition nach Norden hin im Anfange Septembers zurückgekehrt. Er kam der Nordküste bis auf 95 englische Meilen nahe, mußte dann aber umkehren, weil er einen undurchdringlichen Wald und kein Wasser fand. Den Punkt, welchen er erreichte, liegt unter 17° südl. Br. und 133° östl. L. Auf seiner frühern Reise war er bis 18° 45′ S. und 130° O. gekommen. Gregory drang von Norden her bis 18° S. und 130° O. Stuart ist entschlossen, abermals eine Reise zu wagen, um bis an die Nordküste vorzudringen.

Noch mehr Gold in Amerika. Wir haben an einer andern Stelle auf die Golderdeckungen in Neu-Seeland hingewiesen. In den neuesten nordamerikanischen Berichten finden wir, daß auch auf der westlichen Erdhälfte der Goldertrag sich steigert. Zu San Juan del Norte, dem Hafenplatze von Nicaragua, waren im Oktober Maschinen aus Europa zur Bearbeitung der reichen Goldgruben bei Libertad in der Provinz Chontales angekommen. Die ganze Umgegend ist goldreich, und californische Männer waren mit den nöthigen Geräthschaften eingetroffen, um die Arbeiten kräftig in Angriff zu nehmen. — An der Nordwestküste hat man in Oregon, bei den Nez-percés-Gruben, neue sehr ergiebige Goldlager aufgefunden, welche eine große Ausdehnung haben. Ein Theil der Ausbeute ist schon nach San Francisco gekommen, und im Frühlinge wollen viele Digger in jene Gegenden kommen.

Das Erdbeben in Mendoza, welches diese schöne Stadt in einen Trümmerhaufen verwandelte, war auch im Laufe der Sommermonate immer noch nicht verschwunden. Die Lage des Ortes ist günstig für den Handel über die Cordilleren nach Chile, und ein Theil der Bewohner, welcher aus der grauenvollen Katastrophe das Leben gerettet hatte, fing an, auf den Ruinen neue Wohnungen zu bauen. Aber in der Erde wurde es wieder unruhig, sie hat sich einige Male wellenförmig bewegt, und so sieht man denn jetzt ein, daß Mendoza ein unbewohnbarer Haufen von Ruinen bleiben muß.

Die Oelquellen im westlichen Pennsylvanien, deren wir schon früher erwähnten, bewähren ihre Ausgiebigkeit, und man betrachtet sie nun als unerschöpflich. Sie liegen unweit des Great Western Railway. Man kann monatlich an zwanzigtausend Barrels (Fässer) mit diesem aus der Erde hervorquellenden Oel füllen, und jedes Faß hat an Ort und Stelle einen Geldwerth von $2^2/_3$ Thalern. Am Ende dieses Jahres wird sich der Ertrag auf eine halbe Million Dollars belaufen haben.

Massenarmuth in der Stadt Neu-York. Der sechszehnte Jahresbericht des Neu-Yorker Vereins zur Verbesserung der Lage der Arbeiter enthält über diesen Gegenstand eine Menge bemerkenswerther Angaben. Er bringt grauenerregende Thatsachen über Verarmung, Krankheitsverhältnisse und Entsittlichung bei einem großen Theil der städtischen Bevölkerung. Man sieht, welch' eine ungeheure Summe von Elend in der größten Stadt der westlichen Welt sich schon jetzt angehäuft hat. Im Jahre 1859 hatte sich die Bevölkerung um etwa 4000 Familien vermindert, allerdings mit in Folge einer schwächer gewordenen Einwanderung, und weil im innern Lande große Nachfrage nach Arbeitern war. Die Zunahme der Verarmung war reißend schnell. Den amtlichen Angaben zufolge wurden 130,150 Stadtarme im Verlaufe des mit dem 1. December 1858 endenden Jahres unterstützt, also der 7. Theil der ganzen Bevölkerung und eine Zunahme von 37,011 gegen das vorhergehende Jahr; dabei wurden $ 500,000 verausgabt.

Die Fälle von Verurtheilungen wegen begangener Verbrechen erreichten die Höhe von 35,172; sie ergaben einen Zuwachs von über 25 Procent gegen das vorhergehende Jahr und verursachten eine Ausgabe von mehr als $ 300,000. Die jährlichen Ausgaben für Pauperismus und Verbrecher allein, welchen die Steuerzahler zu tragen haben, betrugen ungefähr $ 800,000.

Was aber vielleicht als die beunruhigendste Seite dieses großen Uebels des Pauperismus durch jenen Bericht sich herausstellt, ist die Widerlegung der beliebten Idee, daß unter den Eingeborenen nur wenig Pauperismus zu finden sei, weil sie uns alle Maßregeln zu dessen Verhütung hat vernachlässigen lassen. Denn dies Verhältniß der almosenempfangenden eingebornen Bürger unserer Stadt zur ganzen Bevölkerung wird auf 38 zu 100 angegeben, und dasselbe soll in den inneren Counties des Staates weit größere Dimensionen erreichen.

Es ergiebt sich, daß die Masse von Pauperismus stufenweise gestiegen ist, nämlich: Im Jahre 1831 hatten wir unter 123 Personen, 1841 unter 39 Personen, 1851 unter 24 Personen, in 1859 unter 17 Personen 1 Armen. Wenn dieselbe Steigerung noch 15 Jahre anhält, so wird auf je 5 Personen 1 Armer kommen, d. h. je 5 Personen im Staate müssen einen Armen ernähren.

Der Gesundheitszustand der Stadt nimmt einen bedeutenden Raum in dem Bericht ein, und wie gewöhnlich wird über die alten Uebel, schmutzige Straßen, enge und schlecht gelüftete Wohnhäuser, feuchte und ungesunde Keller, und die davon herrührenden traurigen physischen und moralischen Folgen geklagt. Es wird ferner nachgewiesen, wie es schon unzählige Male früher geschehen ist, daß wegen Mangels an geeigneter Gesundheitspolizei Neu-York, trotz seiner herrlichen Lage, die ungesundeste Stadt in der Welt ist. In Bezug auf die Sterblichkeit wird es mit verschiedenen europäischen Städten in folgender Weise verglichen: London ist 1:40, Berlin ist 1:40, Turin ist 1:38—46, Paris ist 1:36—72, Genua ist 1:32, Lyon ist 1:30, Hamburg ist 1:28, Neu-York ist 1:27—15. Ja noch mehr. Der Bericht liefert den Beweis, daß während in London sich der Gesundheitszustand reißend schnell verbessert, in Neu-York eben so schnell das umgekehrte Verhältniß eingetreten ist.

Im Jahre 1664, also vor weniger als 200 Jahren, war die Verkommenheit, der Schmutz und die Ansteckung in London so groß, daß außer den 28,000 Todesfällen, die gewöhnlichen Krankheiten zuzuschreiben waren (also $^1/_{24}$ der Bevölkerung, und 5000 mehr als im vergangenen Jahre in Neu-York) — in einem Jahre nahe 68,000 Menschen an der Pest starben. Damals war die Bevölkerung von London etwa so stark, wie die von Neu-York jetzt ist. Jetzt jedoch ist das Verhältniß der Sterblichkeit in London wie 1:40, während das von Neu-York beinahe so groß ist, wie das von London vor 200 Jahren, nämlich im Jahre 1827 wie 1:27. Vor fünfzig Jahren jedoch war es noch besser, als das von London jetzt ist, nämlich 1:46.

Armuth in England. Aus öffentlichen Mitteln erhalten Unterstützung in der Hauptstadt 1 von 20; in den drei östlichen Grafschaften 1 von 14; in den südöstlichen mit Berks und Hants 1 von 19; in den südwestlichen 1 von 18; in Wales 1 von 16; in den westlichen binnenländischen von Gloceſter bis Stafford 1 von 25; in den südlichen binnenländischen von London bis Northamptonshire 1 von 17; in den nördlichen binnenländischen von Leiceſter nach Norden hin 1 von 23; in den nordwestlichen, Lancashire und Cheshire, 1 von 36; in Yorkshire 1 von 32 und in den nördlichen Grafschaften 1 von 27. Diese Zahlen beweisen, daß in den gewerblichen Gegenden die Armuth weit geringer ist als in den übrigen.

Volksmenge in Canada. Dieselbe besteht nach der Zählung von 1861 aus 2,498,888 Seelen; davon kommen auf West-(Ober-) Canada 1,395,222, auf Unter-Canada 1,103,666. Montreal hat 90,498, Quebec 51,109, Toronto 44,743, Hamilton 19,096, Ottawa 14,669, Kingston 13,743, London 11,555 Einwohner.

Australien. Die in der Mitte des Jahres 1861 in Neusüdwales veranstaltete Volkszählung hat nahe an 350,000 Seelen für diese Kolonie ergeben. Der nördliche Theil, welcher jetzt von ihr abgetrennt ist und die Kolonie Queensland bildet, ist in dieser Ziffer nicht mitbegriffen. Neusüdwales hat seine Volksmenge im Verlauf der letzten fünf Jahre um etwa 100,000 Seelen gesteigert.

Die Anzahl der Erdbewohner kann man annähernd zu 1300 Millionen Menschen annehmen. Davon kommen auf Europa 372, Asien 720, Amerika nicht 100, Afrika 100 und Australien sammt den polynesischen Inseln 2 bis 3 Millionen. Im Durchschnitt stirbt jährlich 1 Mensch von 40, jährlich etwa 32 Millionen, täglich 87,861, in jeder Secunde endet auf Erden ein Menschenleben und in jeder Minute werden 70 bis 80 geboren.

Der Postverkehr in England ist von Jahr zu Jahr in wahrhaft kolossaler Weise gestiegen. Amtlichen Berichten zufolge wurden 1860 im Vereinigten Königreiche nicht weniger als 564,000,000 Briefe an die Adressaten abgegeben; davon kamen auf Irland 48, auf Schottland 54 Millionen, die übrigen auf England. Das sind die Wirkungen des billigen Postporto's. Bevor dasselbe eingeführt wurde (1840), betrug, 1839, die Gesammtzahl der Briefe nur 82,471,000, wovon nur etwa $6^1/_2$ Millionen frankirt waren. Im folgenden Jahre steigerte sich, beim Pennyporto, diese Ziffer sofort auf 168,768,000, also um mehr als 122 Procent. Von da ab beträgt die Vermehrung in jedem Jahre durchschnittlich $4^1/_2$ Procent. Auf London allein kamen 1860 schon 137 Millionen Briefe. — Viele gehen verloren, weil die Adressen unleserlich sind; im vorigen Jahre waren aus diesem Grunde etwa zwei Millionen unbestellbar; 20,000 hatten Adressen wie folgt: „Herrn William Jones, London," und solche gelangten natürlich auch nicht an ihre Bestimmung. — Außer den Briefen besorgte die Post noch 71 Millionen Zeitungen und 11,700,000 Bücher-sendungen. Die Anzahl der von der Post besorgten „Money-Orders" betrug 7,229,146, im Geldwerthe von 13,858,404 Pfund Sterling. — Die Bruttoeinnahme der Postbehörde stellte sich auf 3,524,710 Pfund Sterling; davon war Rein-Einnahme 1,102,479 Pfund Sterling. Auf Gehalte und Pensionen 1,066,920; an die Eisenbahnen zahlte die Postbehörde 488,000 Pfund Sterling. Bei der inländischen Post hat sie Profit, aber an jener nach dem Auslande und den Kolonien erleidet sie jährlich 410,000 Pfund Sterling Verluste, der z. B. für jeden Brief nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung 9 Pence beträgt, nach Westindien 1 Schilling, nach der Westküste von Afrika 1 Sch. 8 P. Aber der größte absolute Verlust kommt auf die Linien nach Brasilien, Westindien und dem Stillen Ocean, denn hier hat die Post etwa 200,000 Pfund Sterling zuzulegen. Dagegen bringt die Dover-Calais-Linie 56,000 Pfund Sterling Profit. Die Post zahlt für die Beförderung ihrer Briefbeutel an die Peninsular-Dampfer 5800; die nordamerikanischen Linien 189,400 (Verlust 78,000); an jene nach Westindien, Brasilien, Stillen Ocean 302,400 (Verlust 198,000); Westküste von Afrika 30,000 (25,000 Verlust); nach Kapkolonie 38,000 (Verlust 28,700); Australien 94,500 (Verlust 64,200); ostindische Posten 180,300 (Verlust 69,300). Die Kontrakte, welche die britische Postbehörde zur Beförderung ihrer Briefe mit Privatkompagnien geschlossen hat, stellten sich auf 863,800 Pfund Sterling.

In Paraguay ist zu Anfang Oktobers die erste Eisenbahnstrecke eröffnet worden. Sie bildet einen Theil des Schienenweges, welcher die Hauptstadt Asuncion mit Villa rica verbinden wird.

Ein Nachtbild aus Afrika. Seit vielen Jahren haben Missionäre aus Schottland eine Mission bei dem Volke der Effiks am Alt-Kalabar, also an der afrikanischen Westküste, so zu sagen im Nigerdelta, welches den europäischen Einflüssen offen steht. Aber trotz aller Bemühungen, und obwohl sie stets von den Königen des Landes begünstigt wurden, haben sie kaum einen Eindruck auf die Gemüther dieser schwarzen Barbaren gemacht. Die jüngste Zeit hat dafür wieder einen Beweis geliefert; es geht bei den Effiks so grauenvoll her wie beim Könige von Dahome.

Vor drei oder vier Jahren folgte König Eyo Honesty der Dritte seinem Vater auf dem Throne, hatte sich taufen lassen, war aber, wie gewöhnlich, wieder in den Fetischdienst zurückgefallen, und hatte dann auf seinem Todtenbette wieder die Mahnungen eines christlichen Predigers sich gefallen lassen. Er starb am 12. Mai 1861 im größten Dorfe des Landes, welches die Europäer Creek Town nennen. Nach den Vorstellungen der meisten Negervölker erfolgt der Tod, namentlich bei Häuptlingen, durch Zauber und Behexung; ein geheimer Feind hat es dem Verstorbenen angethan. Nach Eyo's Tode wurde sein Oheim Egbo Eyo des Verbrechens beschuldigt, und nun benutzten die Feinde des Mannes, welcher für sehr hochmüthig galt, die Gelegenheit zur Rache.

Die Leiche wurde mit den landesüblichen Feierlichkeiten begraben. Man gab dem Todten allerlei werthvolle Gegenstände und einige Stücke von einer zu diesem Behufe geschlachteten Kuh mit. Aber an jenem Tage wurde noch kein Mensch geopfert, und Egbo Eyo blieb unangetastet. Doch am nächsten Morgen stürmten seine Feinde mit einer Rotte Schwarzer heran, überfielen sein Haus und schossen eine seiner Frauen todt. Der Mann konnte nicht entfliehen, und händigte sich selber den Anführern aus. Sie schleppten ihn nach dem Marktplatz, und schnitten ihm unterwegs ein Stück Fleisch nach dem andern vom Leibe; dabei schlugen sie mit Knütteln und Flintenkolben auf ihn ein. Trotzdem blieb er kaltblütig, und antwortete nicht blos ganz ruhig, sondern auch mit Scharfsinn auf alle Fragen und Beschuldigungen. Die Missionäre eilten herbei und gaben sich alle Mühe, den Unglücklichen zu beschützen, doch dies war vergebens; auch die europäischen Kaufleute richteten nichts aus bei diesen „Todtenrächern". Egbo mußte bis zum Abend im Sande liegen und wurde dann an einen Baum gehängt. Er schlang sich den Strick selber um den Hals!

Die Henker wären keine ächten Afrikaner gewesen, wenn sie sich mit einem Blutopfer begnügt hätten. Am Abend erwürgten sie einen Sklaven, weil er dem Egbo Eyo einen Zauber verschafft haben sollte. Eine zweite Frau Eyo's wurde von einem Schwarme wüthender Weiber in den Straßen umhergeschleift und dann an einen Baum aufgeknüpft. Einige Tage später wurde abermals ein Diener Eyo's ermordet.

Aber noch war das gräßliche Schauspiel nicht zu Ende. Der verstorbene König hatte zwei Schwestern, die in schlechtem Einvernehmen leben. Die eine hieß Ansa und beschuldigte die andere, Inyang, durch ein Isot, d. h. einen Zauber, am Tode des Bruders sich betheiligt zu haben. Auch sei sie schuld daran, daß ein anderer Bruder blödsinnig geworden. Also verlangte Ansa, daß Inyang die Probe des Esere machen müsse. Esere ist eine äußerst giftige Bohne; dem Volkswahne zufolge wird sie von einem Unschuldigen gleich nach dem Verschlucken wieder ausgebrochen, während der Schuldige daran stirbt. Inyang verlangte nun, daß die Klägerin gleichfalls die Bohne essen sollte, aber Ansa hatte ihre Sklaven mit neuen Musketen bewaffnet und erzwang ihren Willen. Inyang wurde auf einen öffentlichen Platz geschleppt, nahm die Bohne ein, und war wenige Minuten nachher eine Leiche. — So steht es noch heute um die Sitten und Gebräuche der Effik-Neger.

Westküste von Afrika. Die Hauptstadt von Sierra Leone, Freetown, ist im Jahre 1859 noch ungesunder als gewöhnlich gewesen. Das afrikanische Fieber raffte unter anderen weißen Opfern auch fünf katholische Missionäre hinweg. Pater Borghero, welcher sie im Frühjahr 1861 auf seiner Fahrt nach Dahome besuchte, giebt Bericht über eine Predigt, welche ein schwarzer Pastor in Freetown zur Osterzeit hielt. Er suchte seiner andächtigen Gemeinde den Unterschied zwischen Weißen und Schwarzen in seiner Weise klar zu machen. Er ging von der Annahme aus, daß Vater Adam und seine Kinder von Hause aus schwarz gewesen seien. Als aber Gott den Stempel auf Kain's Stirne drückte, wurde dieser sofort zum weißen Manne und Kain's Kinder erbten diese Schmach. Daher kommt die weiße Race.

Als Borghero Whaida (Whydah), die Hafenstadt von Dahome, besuchte, fand er dort die Schlangenverehrung sehr im Schwunge. Sie ist bekanntlich an der ganzen Westküste verbreitet, aber in Whaida hat sie Tempel und ist ein eigentlicher Cultus. In einem besondern Raume werden nahe an hundert nichtgiftige Schlangen gefüttert; aber diese heiligen Fetische dürfen nach Belieben auch in der Stadt spazieren kriechen. Wer solch' einem Fetische begegnet, wirft sich in den Staub und bleibt liegen, bis das heilige Thier vorübergekrochen ist. Manchmal hebt man auch dasselbe auf und trägt es in sein Heiligthum zurück.

Eine heilige Schlangenart ist sehr gefräßig und verschlingt viele kleine Thiere. Wenn sie aber ein kleines Kind frißt, dann ist die Freude groß, die Aeltern werfen sich nieder und danken dem Fetisch, daß er so überaus gnädig gewesen sei, sich mit ihrem Kinde zu sättigen.

In Dahome hatte der neue König bis zum April 1861 schon mehr als 3000 Menschen geopfert, nicht aus Grausamkeit, sondern weil die Landesreligion nach dem Tode eines Monarchen solche Blutopfer vorschreibt. Die Priester, Fetischmänner, halten natürlich, als streng conservative Leute, an alten Bräuchen so fest, wie ein märkischer Edelmann an der Befreiung von der Grundsteuer.

Die englischen Antillen. Es ist bis in die jüngste Zeit hinein in England Brauch, den Verfall der westindischen Inseln zu läugnen, und die Folgen der Negeremancipation als günstig hinzustellen. Man beruft sich auf Schriftsteller wie Sewell, der doch ein außerordentlich unkritischer und befangener Kopf ist. Selbst die Edinburgh Review hat sich dazu hergegeben, die Dinge, wie sie sind, zu vertuschen und Zahlen sophistisch zu gruppiren. Aber die Zunahme der Barbarei unter den freien Negern bleibt darum doch eine Thatsache, die man nicht wegläugnen kann. Wir finden in der Novembernummer der Annales de la Propagation de la Foi einen Bericht des Bischofs Poirier von Rosean auf Dominica, in welchem es heißt: — Alle diese kleinen englischen Antillen sind in einem Zustande des Verfalls, welcher dem völligen Ruin nahe kommt. Fast alle alte Kulturen (Pflanzungen) sind aus Mangel an Geld und Arbeitern eingegangen. Bis zum Jahre 1832 erzeugte Dominica durchschnittlich vier Millionen Pfund Kaffee; in diesem Jahre (1861) hat es, nach den Ausweisungen des Zollamtes noch keine zwanzigtausend Pfund ausgeführt. Die freien Neger erhalten von den Grundbesitzern — welche durch die Emancipation zu Grunde gerichtet worden sind — keinen Lohn, der sie zur Arbeit ermuthigt, und „arbeiten" für sich selbst. Das heißt, sie bestellen einen kleinen Fleck Landes, um mit ihren Familien leben zu können, oder richtiger gesagt, um nicht Hungers zu sterben. Die der Negerrace ein- und angeborene Faulheit und Sorglosigkeit läßt diese Leute nicht über die Bedürfnisse des Tages hinausdenken. Man kann sich gar nichts Kläglicheres vorstellen, als ihre Lage. Ihre Hütten bestehen aus einigen in die Erde gerammten Pfählen und einem Strohdache; sie schützen nicht gegen den Regen und draußen wälzen sich die halbnackten Kinder im Staube, oder puddeln im Bach umher wie die Enten. Nur selten essen diese Menschen sich recht satt, Krankheiten mit tödtlichem Ausgange sind häufig und in manchen Gegenden vermindert sich die afrikanische Bevölkerung sehr schnell. — In Jamaica denkt man jetzt daran, Baumwolle zu bauen und Boden wie Klima eignen sich dazu vortrefflich. Aber von den freien Negern erwartet man Nichts, denn sie leisten keine regelmäßige Arbeit, und deshalb ist ein ausgiebiger Anbau der Baumwolle von „Immigranten-Arbeit" bedingt, nach der man sich jetzt umsehen will. Auch in Venezuela geht man mit dem Plan um, Baumwolle zu pflanzen.

Die Turner in Cincinnati und die freien Farbigen. Wir haben neulich gezeigt, wie ausschließlich gerade in den sogenannten freien Staaten der ehemaligen nordamerikanischen Union sich die weißen Amerikaner gegen die Schwarzen verhalten. Das Nachstehende finden wir als neuen Beleg in einer zu St. Louis erscheinenden deutschen Zeitung.

In der Turnhalle in Cincinnati wurde unlängst eine Gewerbe-Ausstellung veranstaltet, deren Besuch dem Publikum gegen eine Eintrittsgebühr frei stand. Einige freie Farbige wollten die Ausstellung gleichfalls sehen. Sie hatten bereits ihre Eintrittskarten gekauft, als ihnen von den Turnern, die an der Thüre standen, bemerkt wurde, daß sich unter den anwesenden Damen und Herren von amerikanischer Geburt große Aufregung über die Zulassung von Farbigen kundgebe, und daß ärgerliche und für die Ausstellung nachtheilige Folgen zu erwarten wären, wenn sie dennoch eintreten wollten. Die Farbigen entfernten sich darauf, ohne die Ausstellung zu besuchen. Wir sind begierig zu hören, ob Cincinnati's Turngemeinde dieses Verhalten einzelner ihrer Mitglieder gebührend rügen oder wie sie, wenn sie es nicht thut, die Zurückweisung von Menschen dunklerer Hautfarbe aus ihrer Halle mit der Turner-Platform in Uebereinstimmung bringen wird. Der Sache nach war dies in Wahrheit eine schnöde Zurückweisung, wie höflich auch die Form gewesen sein mag. Man opferte dem Vorurtheile und dem vorübergehenden Vortheile ein Prineip und beging einen Akt der Servilität und Brutalität, den wir von den „radikalen" Turnern von Cincinnati zu allerletzt erwartet hätten. Wenn das am grünen Holze geschieht, was ist von dem dürren zu erwarten? —

Heiligenfest in Peru. Bekanntlich sind die meisten Indianer in den ehemals spanischen Besitzungen Amerika's wenigstens äußerlich zum Christenthume bekehrt und machen eifrig die Kirchengebräuche mit, aber sie geben dabei mancherlei wunderliche Zuthaten. Ernst Grandidier schildert ein Charfreitagsfest, an welchem er in Chorillos bei Lima Zeuge war. Zwölf Cholos, Abkömmlinge von Weißen und Indianern, waren als Soldaten gekleidet und hielten Wacht am heiligen Grabe. Diese zwölf Männer dürfen volle vierundzwanzig Stunden lang sich nicht von der Stelle bewegen, Nichts essen und Nichts trinken. Am andern Tage waren sie fast alle krank. — Am Fronleichnamstage war der Reisende in Cerro de Paseo. Dort fand er die Hauptkirche mit Teppichen, allerlei Trophäen und brennenden Kerzen geschmückt; vor manchen Häusern standen tragbare Altäre, von den Dächern weheten Flaggen und die Behänge vor den Häusern waren mit Gold- und Silbermünzen reichlich verziert. Auf den Straßen hatte man Kapellen in freier Luft gebaut; in denselben hing das Marienbild zwischen lithographirten Schlachtenbildern aus Europa und anderen Steindrücken, auf welchen zum Theil sehr unerbauliche Liebesauftritte dargestellt waren. „Seltsame religiöse Bilder! Die Procession zog aus der Kirche; vor dem Allerheiligsten Gut, der Monstranz mit der Hostie, führten Indianergruppen allerlei groteske Tänze auf; ein alter Neger, welcher den Teufel darstellte, macht entsetzliche satanische Gebehrden und prügelt fürchterlich auf einen Engel los. Sobald die Procession vorüber ist, wird flugs der Ruhaltar in eine ambulante Schaubühne verwandelt; man nimmt die Vorhänge von der heiligen Stätte fort und benützt sie als Gardine bei diesem Puppentheater. Die Marionetten, Tikarcs, führen unzüchtige Tänze auf und jeder derselben endigt mit Geberden, die nicht näher geschildert werden können. In den Zwischenakten erscheinen größere Puppen; diese sind wie Geistliche gekleidet, äffen als Zerrbilder diesen nach, halten Predigten und disputiren mit einander. Nachdem das geschehen ist, reicht man jeder Puppe ein Gefäß mit Chicha, berauschendem Getränk aus gegohrenem Mais, und der Inhalt wird über die Köpfe der lustigen Zuschauer ausgegossen. — In Peru sieht man solche innige Vereinigung kirchlicher Gebräuche mit Aberglauben und Unsittlichkeit gar nicht selten."

José Maria el Rastrero. Das ist der Name eines Mannes, bekannt über ganz Sonora wegen seiner außerordentlichen Fähigkeit, die Fußstapfen von Thieren und Menschen unter den größten Schwierigkeiten durch Gebirge, Wüsten und Flüsse zu verfolgen. Ein Fremder, der durch den kleinen Ort Pitiquite reist, wo dieser sonderbare Mann wohnt, erstaunt über die vielen Geschichten, die man sich von demselben erzählt. Den Tritt eines Pferdes auf fester Erde vergißt er Monate nicht, und scheint in diesen, wie Andere in den Gesichtszügen der Menschen zu lesen. Im Monat Mai verlor ich ein Pferd in der Nähe von Altar, und ging hinunter nach Pitiquite, eine Entfernung von 5 Legnas, um daselbst Vaqueros auszuschicken, und es zu suchen. Ich hatte ein anderes Pferd gekauft, und mit diesem hielt ich im Hause des Rastrero. Dieser ist ein einfacher Mann, welcher bedeutende Intelligenz und gesunden scharfen Verstand besitzt, den er schon oft zur Anwendung von Diebstählen angewandt hat. Er versprach, mich zu benachrichtigen, im Falle mein Pferd gefunden würde. Einige Monate später traf es sich, daß ich wieder in die Nähe von Pitiquite kam, und zwar passirte ich diesen Platz zur Nachtzeit und ging nach Caborca. An demselben Tage suchte mich ein Indianer, welcher der Spur meines Pferdes gefolgt war, und ohne zu fragen, gerade auf mich zukam. Er war von dem Rastrero geschickt, der mir sagen ließ, daß mein Pferd gefunden sei. Auf einem Morgenritt in die Felder hatte er die Spur meines Pferdes erkannt, und vermuthete, daß ich in Caborca sei. Ein anderes Mal, als eine bedeutende Summe Geld ꝛc. gestohlen worden war, verfolgte er die Spur unter außerordentlichen Schwierigkeiten im Bette des Flusses entlang, durch Sand und Wasser, durch Mesquite und anderes dickes Gebüsch — plötzlich hielt er still, wo die Spur sehr deutlich und ohne Unterbrechung fortging. Hier im Gebüsch, sagte er, muß das Gestohlene liegen. Und wirklich, man fand es dort. Der Rastrero ist jetzt alt und verliert allmälig sein außerordentliches Talent, aber noch immer wird seine Meinung in derartigen Dingen als unumstößlich angenommen. (A. d. San Francisco-Journal.)

Der Nachkomme des großen Mogul, nämlich der König von Delhi, wurde in Folge des großen indischen Aufstandes seiner Einkünfte für verlustig erklärt, und 1857 als Gefangener nach Rangun in Pegu abgeführt. Dort lebt dieser alte Mann, Bahadur Schah, seit Jahren in ärmlichen Verhältnissen. Das großmüthige England zahlt dem Abkömmlinge Aureng Seb's, nachdem es seine Vorfahren aller ihrer Länder beraubt, monatlich zehn Rupien. „Er genießt jeden Comfort, welchen man sich für eine solche Summe (die Rupie gilt 20 Neugroschen) verschaffen kann. Auch hat man ihm und seiner Familie gestattet, auf Ehrenwort innerhalb der Cantonnements frei umherzugehen. Sein Sohn Dschamma Bacht und zwei von dessen Brüdern lernen sehr gut Englisch. Schah Bahadur wird wohl die kalte Jahreszeit nicht überleben." So schreibt der „Friend of India".

Eine tamulische Druckerei ist von den französischen katholischen Missionaren zu Pondichery gegründet worden. Aus derselben gehen nicht blos Erbauungsschriften, sondern auch Schulbücher hervor. Pater Victor zu Quiton an der Malabarküste hat die „Nachfolge Christi", das berühmte Andachtsbuch, welches man lange dem Thomas a Kempis zuschrieb, in's Tamulische über-

setzt. Der größte Kenner der tamulischen Literatur ist ohne Zweifel Dr. Graul, Vorsteher der protestantischen Mission zu Leipzig, wo gleichfalls tamulische Werke gedruckt werden.

Anarchie im westlichen China. Als wir neulich die Expedition Sarel's und Blakistone's schilderten, welche den Versuch machten, durch die westlichen Provinzen China's nach Tibet vorzudringen, erwähnten wir, daß die Reisende an der Gränze der Provinz Sze tschuen (Szy-tschhuan) umkehren mußten. Die Führer und Träger wollten nicht weiter mitgehen, weil weiter nach Westen Alles in Verwirrung sei. Wir finden für diese Angabe eine Bestätigung in dem Brief des katholischen Sendboten Delamare aus Tschen-fu, der Hauptstadt von Sze tschuen, welcher manche interessante Angaben enthält.

Delamare verließ im Dezember 1860 die Hauptstadt Peking mit Pässen für 27 andere Missionäre, welche sich in verschiedenen Theilen von Sze tschuen, Yünnan, Kui tschen und im östlichen Tibet aufhalten. In allen jenen Gegenden entfalten die französischen Missionäre eine große Thätigkeit; seit dem Pekinger Vertrage, welcher ihnen Religionsfreiheit zuerkennt, können sie sich überall sicher fühlen. Delamare ließ während der Reise eine kleine französische Fahne vor sich hertragen, auf welcher sein Stand vermerkt war. In vielen Ortschaften wurde er von den Mandarinen mit Auszeichnung empfangen und gastlich bewirthet; auch gab man ihm Unterbeamte als Geleit mit. In der Hauptstadt von Schensi verweilte er bei den Franziskanern, welche dort eine Mission haben; er lobt die Toleranz der Chinesen. Es wäre zu wünschen, daß auch andere Leute eben so duldsam wären. Der Gouverneur veröffentlichte einen besondern Erlaß zu Gunsten des Christenthums und hob hervor, daß die Europäer in China ungehindert reisen, sich an jedem beliebigen Punkt aufhalten und ihre Religion nach Gutdünken verkündigen dürften. So weit sind wir in Europa bekanntlich noch lange nicht. Was würde man z. B. in Rom zu einem buddhistischen Priester sagen, der sich einfallen ließe, im Angesichte des Vaticans eine andere Lehre als die römische, als die wahre zu verkündigen?

Die Zerrüttung in den westlichen Provinzen, namentlich in Sze tschuen hat im Oktober 1859 begonnen. Der Missionar entwirft folgende Schilderung: „Seit jener Zeit haben sich Verbrecherbanden in verschiedenen Landestheilen erhoben und fast überall in der Provinz geplündert, gefengt, gemordet und Abscheulichkeiten aller Art verübt. Ueberall Verwüstung und allgemeiner Schrecken! Die Behörden sind unfähig, diese Rebellion niederzuschlagen, weil manche kaiserliche Offiziere dieselbe begünstigen. Mehrere sind deshalb schon abgesetzt worden, und nun beginnt das Volk selbst die Sache in die Hand zu nehmen. Aber bis jetzt sind schon mehr als einmalhunderttausend Menschen hingemordet, unzählige Häuser eingeäschert worden und auch unsere christlichen Gemeinden haben schwer gelitten."

Der Gorilla und Hanno's Seereise jenseit der Säulen des Herkules. In einem Londoner Blatte wirft J. B. Doyle von Dublin her die Frage auf, ob nicht etwa Hanno, der alte karthagische Admiral und Feldherr, der eigentliche Entdecker des Gorilla gewesen sei. Er meint, es liege nichts Unvernünftiges in der Annahme, daß die Häute jener Affen, welche Hanno nach Karthago mitbrachte, vom Gorilla gewesen seien.

Aber der Gorilla du Chaillu's hat offenbar mit denen Hanno's nichts zu schaffen. Im Tagebuche des Karthagers lauten die Stellen, worauf es ankommt, folgendermaßen. Nachdem er gesagt, daß er nach Süden hin der Küste entlang gefahren sei und Flammen gesehen habe, die aus einem hohen Berge kamen, dem sogenannten Götterwagen, und nachdem er noch drei Tage weiter gesegelt war, „kamen wir an einen Busen, den man das Südhorn nennt. Im Hintergrunde desselben lag eine Insel mit einem See und in diesem lag ein anderes Eiland, das mit Wilden besetzt war. Die meisten derselben waren Weiber, die einen rauhen Körper hatten; sie wurden von unseren Dolmetschern Gorillas genannt. Wir verfolgten sie, konnten aber von den Männern keine erhaschen, weil sie über Abgründe und Felsen entflohen und von dort mit Steinen nach uns warfen. Drei Weiber wurden gefangen, setzten sich mit Kratzen und Beißen zur Wehre und mußten getödtet werden. Wir zogen ihnen die Felle ab und brachten diese mit nach Karthago. Weiter haben wir unsere Schifffahrt nicht fortgesetzt, weil es uns an Lebensmitteln fehlte." —

Nun sind die Gelehrten darüber einig, daß Hanno's Südhorn einerlei sei mit dem Vorgebirge der drei Spitzen, 4° 49', 30° nördl. Br., welches die Gränze zwischen der Zahn- und der Goldküste Guinea's bildet. In diesen Gegenden findet man den Tschimpanse, Simia troglodytes, welcher gesellig lebt und auf den die Beschreibung des karthagischen Admirals paßt. Dagegen läßt sich du Chaillu's Gorilla nördlich vom Aequator nirgends nachweisen. Er tritt erst im Süden desselben auf und lebt nicht gesellig, auch nicht an der Küste, sondern einsam, paarweise, in den dichtesten Wäldern des Innern, im Hinterlande der Gabunregion und in den Gegenden der Sierra del Crystal. Die Vermuthung Doyle's hat demnach gar keine sichere Unterlagen und die Affenart, welche Hanno's Dolmetscher als Gorilla bezeichneten, ist nicht der durch du Chaillu näher bekannt gewordene Gorilla im Süden des Erdgleichers.

Alterthümer in Kleinasien. Der Archäolog Tremeaux hat unter sehr günstigen Verhältnissen eine beträchtliche Anzahl alter Städterninen besucht, und der geographischen Gesellschaft in Paris vierzehn höchst interessante Pläne vorgelegt. Von Troja ist keine Spur mehr vorhanden, von Tralles in Carien nur wenig, weil dieser Ort gleichsam als Steinbruch für die gegenwärtige Stadt Aïdin gedient hat. Aber manche sind vortrefflich erhalten, und Tremeaux fand viele wichtige Denkmäler, die fast ganz unversehrt sind. Er hat an mehr als vierzig Stellen oder in alten Städten eine reiche Ernte gehalten, namentlich viele Inschriften copirt und Münzen gefunden. Seine Pläne enthalten Festungswerke und Ringmauern, Stadien, Theater und Tempel, Basiliken, Bäder, Palästren, Marktplätze ꝛc.

Perga in Pamphylien (dessen auch in der Apostelgeschichte XIII. erwähnt wird) und das ein wenig landeinwärts vom sataliischen Meerbusen liegt, war im Alterthum wegen Verehrung der Diana berühmt, welche dort einen herrlichen Tempel hatte. Nun, dieses Perga bietet den Blicken dessen, der es besucht, noch heute eine ganze Stadt dar, welche man in allen ihren Einzelnheiten übersehen kann. Tremeaux war über diese Erscheinung im höchsten Grad erfreut und erstaunt. Vor der Stadt fand er eine prachtvolle Agora; er konnte noch die zu derselben führenden Straßen mit ihren Säulengängen erkennen. Die Ringmauer der eigentlichen innern Stadt ist beinahe unversehrt erhalten. Man sieht eine große Anzahl viereckiger Thürme, von denen einige sogar noch ihre Mauerkrönung haben. Im Innern der Ringmauer sind Gewölbe angebracht, welche wahrscheinlich als Kasernen dienten, und deren Dach einen Laufgang für die Vertheidiger bildete. An der Nordseite liegt, in Verbindung mit der Mauer, eine Akropolis, eine Burg, auf steiler Höhe. Die alten Denkmäler befinden sich allesammt in der Unterstadt, namentlich eine Palästra, die Thermen, Basiliken und dergleichen mehr. Ein großartiges Theater und das Stadium sind, gleich manchen Palästen und anderen Denkmälern, fast unversehrt.

In Aspendus am Eurymedon, das nicht weit von Perga, gleichfalls im alten Pamphylien, liegt und jetzt Minugat heißt, findet man eine Wasserleitung, welche Tremeaux für die schönste in der Welt erklärt. Die berühmte Wasserleitung des Gard bei Nimes in Frankreich hat 260 Meter Länge und bis 46 Meter Höhe; dagegen der Aquäduct von Aspendus über 50 Meter Höhe (mehr als 160 Fuß) und 1440 Meter Länge. So hatte der Hippodrom zu Seleucia eine dritthalb Mal größere Arena als der größte Circus in Rom.

Hierapolis, in der nordsyrischen Landschaft Cyrrhestice, unweit vom Euphrat (jetzt Mambedsch), war eine der größten Syriens und hatte einen berühmten Tempel der Astarte. Dort fand der Reisende viele warme Bäder. Das Wasser kommt von einer Bergkette, welche dem Lyens entlang läuft. Die Stadt liegt auf einer Hochfläche, und die Monumente sind jetzt bis zum Drittel ihrer Höhe von den Kalkablagerungen dieses Wassers bedeckt. Im Alterthum war Hierapolis ein berühmter Badeort; zwei große Theater sind noch, man kann sagen, ganz erhalten, eben so ein befestigtes Lager und eine Ringmauer mit Thürmen. Von den drei Basiliken scheint die eine als Gerichtshof gedient zu haben; in den beiden anderen haben die Christen Gottesdienst gehalten, denn man sieht in ihnen griechische Kreuze. Am Haupteingange der Stadt liegt die Agora, der Marktplatz, mit Säulenhallen. Aber das Merkwürdigste sind die Grabdenkmäler, welche in unzähliger Menge vorkommen. Auf einer Strecke von vier- bis fünftausend Schritten vor der Stadt zieht der Weg durch Gräber, Mausoleen, Sarkophage und Todtendenkmäler aller Art.

Tremeaux bemerkt, daß Hierapolis von den Türken Tambuk Kalessi genannt wird, das ist Baumwollen-Schloß. Es heißt so nach den schneeweißen Kalksteinablagerungen, welche von dem Wasser der Thermen gebildet werden.

Wir können hinzufügen, daß schon bei den alten Griechen Hierapolis als Bambykä, Baumwollenstadt, bezeichnet wurde, weil der Kalk so weiß aussieht wie Baumwolle. Dieser Kalkstein ist leicht, kann ohne Mühe behauen werden, und gab den Baustoff zu den Grabdenkmälern und anderen Monumenten her. Nur die Theater wurden aus härterem Gestein aufgeführt.

Verantwortl. Redakteur: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.
Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.

Gefangenschaft und Abenteuer bei den Patagoniern.

I.

Eine mühselige Wanderung durch die Pampas von Patagonien. — Ausbeute der Jagd. — Gefangennahme durch die Indianer. — Ermordung des Italieners Pedritto. — Guinnard unter den Wilden. — Ein Mazeppa-Ritt. — In der Sklaverei. — Die verschiedenen Indianerstämme. — Ihre Raubzüge. — Der gute und der böse Geist. — Berauschungen. — Zelthütten und Kleidung. — Glücksspiele.

Wir schildern unseren Lesern die Erlebnisse eines Reisenden, der in den Einöden der Südspitze von Amerika Jahre lang in Gefangenschaft wilder Indianerhorden schmachtete. Schon mehr als ein Europäer ist in jenen Wüsteneien als Sklave mit den Patagoniern umhergezogen, die zum größten Theil bis jetzt von unserer Gesittung noch völlig unberührt geblieben sind. Wir lernen sie in ihrer ganzen Urwildheit kennen, und sehen sie vor uns in ihrem nomadischen Treiben.

Der Reisende in den Pampas.

Unser Reisender hatte vollauf Gelegenheit, diese Steppenbewohner zu beobachten, denn er stand mitten in ihrem Leben. Er heißt A. Guinnard und verdient unsere Theilnahme.

In den ersten Monaten des Jahres 1856 streifte dieser

junge Europäer im Süden der argentinischen Conföderation umher; er besuchte Carmen am Rio Negro und das Fort Argentino im Hintergrunde der Bahia Blanca und war in manchen Niederlassungen am Rio Quequen, einem Flusse, der auf den meisten Karten fehlt.

Im Jahre 1855 war er nach Montevideo und Buenos Ayres gegangen, um dort als Kaufmann sein Glück zu versuchen, aber Fortuna schien ihm nicht hold; er verließ die Stadt und begab sich in die Indianerdistrikte. Nachdem er Mulita, Bragado, Azul, Tendil, Tapalquen, Quenquen grande und andere Punkte an der argentinischen Gränze gesehen hatte, beschloß er, nach Rosario am Rio de la Plata zurückzukehren. Ihm schloß sich ein Italiener Namens Pedritto an.

Es war ein unbedachtsames Unternehmen von Seiten der beiden jungen Leute, daß sie den weiten Weg durch die Einöden zu Fuß machen wollten. Einen Führer hatten sie nicht, und mußten sich also lediglich auf einen Kompaß verlassen. Uebrigens wußten sie recht gut, wie viele Beschwerden und Gefahren auf dem weiten Wege durch die Pampas ihnen bevorstanden. Sie machten sich indessen am 18. Mai 1856 getrost auf den Weg.

Damals setzte gerade der Winter ein. Es regnete in Strömen; ein kalter Wind blies aus Patagonien herüber. Dieses schlechte Wetter dauerte vier Tage ohne Unterbrechung, und während dieser Zeit konnten sie weder auf die Jagd gehen, noch ein Feuer anzünden. Dann brach endlich die Sonne wieder hervor, und sie hatten eine ruhige Nacht.

Am andern Tage gingen sie fürbaß, aber der Weg war ungemein beschwerlich; sie glitten auf Tritt und Schritt aus, und in der nächsten Nacht verirrten sie sich. Bald nachher kamen sie an einen schmalen, aber tiefen Fluß mit steilen Ufern. Sie mußten hinüber; aber es war schon eine schwere Arbeit, nur hinunter bis an den Rand des Wassers zu gelangen. Da blieb ihnen nichts Anderes übrig, als unten am Flusse ihr Nachtlager aufzuschlagen. Sie höhlten mit Hülfe ihrer Messer eine kleine Grotte in das steile Ufer, um Schutz gegen den kalten und feuchten Nachtwind zu gewinnen; es gelang ihnen auch, ein kleines Feuer anzuzünden; aber kaum hatten sie sich zum Schlafen niedergelegt, als das Wasser plötzlich stieg und bis in die Grotte hineindrang. Nur mit genauer Noth und unter großer Gefahr retteten sie sich auf das hohe Ufer. Dort hielten sie Nachtrast. An den beiden nächsten Tagen litten sie Hunger, wanderten am Flusse auf und ab, und erst am dritten Tage fanden sie eine Furth. Aber auch diese hatte tiefe Stellen, und nur mit Mühe schwammen sie hindurch.

Sie wurden auch von Hunger gepeinigt. Indessen hatten sie um Mittag das Glück, ein Reh zu schießen; sie konnten sich sättigen. Auf den schlechten Wegen waren ihre Schuhe feucht geworden und von den Füßen gefallen. Jetzt bereiteten sie aus dem Leder des Rehes Sandalen, die freilich nur wenig gegen die spitzen Steine und gegen die Dornen schützten; ihre Wunden schmerzten sehr, sie mußten langsam gehen, entschlossen sich jedoch, um weiter zu kommen, Tag und Nacht zu wandern.

So gelangten sie in ein Campo, eine jener Gegenden der Pampas, in denen keine Spuren von Thieren vorkommen, weil der Pflanzenwuchs ganz ungemein dürftig ist. Der kalkartige Boden ist mit Salpeter überzogen. Abends fanden sie kein Obdach und lagerten sich auf dem platten Boden. Von Hunger und Durst wurden sie auch am andern Tage gepeinigt; sie fühlten sich unwohl und waren tief betrübt im Gemüthe.

Als die Nacht kam, senkte sich kein Schlaf auf sie herab. Sie lagen mit geöffneten Augen in der Wüste und klagten einander ihre trostlose Lage. Auch am andern Tage mußten sie fasten. Von Zeit zu Zeit redeten Beide irre; sie waren vom Hunger auf das Aeußerste gequält, konnten nur langsam weiter gehen, sanken oft erschöpft nieder, waren aber schon glücklich, als sie in der wasserlosen Wüstenei etwas Gras fanden. Zur Nahrung dienten ihnen allerlei Wurzeln. Nachdem sie ein sehr spärliches Abendmahl gehalten, sammelten sie die auf dem Boden der Pampa umherliegenden Stacheln und zündeten mit ihnen ein Feuer an. Da saßen sie traurig und zum Tode betrübt. Sie fühlten sich zu schwach, um länger die Qualen des Hungers zu tragen, und jede Hoffnung war aus ihrer Seele gewichen. Endlich schliefen sie ein. Matt und müde, wie sie waren, gingen sie am andern Morgen weiter. Sie hielten es für ein unaussprechliches Glück, daß der sandige Boden nun einer Grasebene Platz machte. Sie wußten, daß das Koëny gewöhnlich am Ufer von Lachen und Teichen wächst. Bald trafen sie ein stehendes Wasser und konnten ihren brennenden Durst löschen. Das Wasser gab ihnen einige Kraft zurück, dann aber stellte sich der Hunger nur noch empfindlicher ein.

Beide Männer beschlossen, den Teich zu umkreisen, um zu sehen, ob sie Wassergeflügel oder irgend ein jagdbares Thier fänden. Anfangs waren ihre Bemühungen vergebens, und Guinnard kehrte schon entmuthigt nach dem Lagerplatze zurück, als er plötzlich ein Geräusch hinter sich vernahm. Er wandte den Kopf um, und gewahrte einen Puma. Dieser sogenannte amerikanische Löwe, der freilich mit dem Wüstenkönig Afrika's nur geringe Aehnlichkeit hat, sollte ihm eine willkommene Beute werden. Guinnard legte an, gab Feuer und traf den Puma in die Brust. Das wüthende Thier schleppte sich auf der Erde fort gegen seinen Feind hin, sank dann aber halb verendet zu Boden, und der Wüstenwanderer gab ihm mit seinem Dolche den Rest.

Inzwischen war der Italiener herbeigeeilt, und eine Viertelstunde nachher saßen Beide um ein Feuer, an welchem sie die Hintertheile des Puma rösteten. „Wir waren," so erzählt der Reisende, „gefräßig wie wilde Thiere, und verschlangen mit Gier das zugleich fette und zähe Fleisch, welches uns ein Göttermahl dünkte. Endlich waren wir nach so vielen Beschwerden und Entbehrungen wieder einmal gesättigt, und beschlossen, ein paar Tage lang auszuruhen. Wir befanden uns an einer günstig gelegenen Stelle, hatten Gras genug, konnten uns ein Schutzdach gegen das Unwetter bereiten, und machten uns ein weiches Lager auf dem halb gefrorenen Boden.

Nach zwei Tagen verließ uns das Fieber, aber die Wunden an unseren Füßen wurden nur schlimmer, und wenn wir auf die Erde traten, glaubten wir zerbrochenes Glas unter den Sohlen zu haben. Nachdem wir zwei Tage Rast gehalten, mußten wir doch wieder aufbrechen, waren aber so glücklich, während der nächsten drei Tage einen Hasen und einen Hirsch zu schießen. Es stand indessen geschrieben, daß alles Unglück, welches bereits über uns gekommen war, gering sein sollte im Vergleich zu dem Mißgeschick, das uns noch bevorstand. Mein Kompaß, der für uns so unendlich werthvoll war, hatte in jener Nacht, in der wir uns vor den Wellen des Flusses an das hohe Ufer retteten, eine Beschädigung erhalten. Während der ersten Tage hatte ich nicht mehr an ihn gedacht; als ich ihn jetzt wieder zur Hand nahm, war er unbrauchbar geworden. Wonach sollten wir uns nun richten? Wir waren auf falscher Fährte; statt am Rande des Indianergebietes hinzuwandern, waren wir mitten in dasselbe hineingekommen!

An dieser traurigen Gewißheit ließ sich nichts mehr ändern. Wir versuchten indessen eine andere Richtung zu nehmen und den Gebirgen näher zu kommen, die in einiger

Entfernung vor uns lagen. Dort war es möglich, Schlupfwinkel zu finden. Schon am Morgen drohte ein Sturmwetter, das gegen Abend heraufzog, aber erst dann losbrach, als es uns schon gelungen war, aus einer Menge flacher Steine ein schützendes Obdach herzurichten. Unter diesem lagen wir bei entsetzlichem Orkan und fürchterlichem Schlagregen volle achtundvierzig Stunden lang. Wir verzehrten, was uns vom Ertrage der letzten Jagd noch übrig geblieben war, konnten uns aber nicht hinauswagen, da das Wetter zu abscheulich wüthete, die Windstöße zu fürchterlich waren. Zum Glück fanden wir auch hier Dornengesträuch, nahmen aber auch zu unserm Schrecken wahr, daß in jener Gegend schon vor uns ein Feuer gebrannt hatte. Das deutete auf die Nähe von Indianern, welche allemal die Umgegend ihres Lagers anzünden, wenn sie dasselbe verlassen.

Bevor wir weiter gehen konnten, mußten wir nothwendig uns Lebensmittel zu verschaffen suchen, und in die Ebene zurückkehren, in welcher wir viele Rehe bemerkten. Mehrere wurden leicht angeschossen und entkamen uns; ein einziges trafen wir so, daß wir annahmen, es werde nicht weit fliehen können; deshalb verfolgten wir es, so rasch unsere Fußwunden das erlaubten. Schon waren wir ihm näher gekommen, wir hatten die Hoffnung auf ein schmackhaftes schauen? Wir drückten einander die Hände, wollten als tapfere Leute sterben, und gaben dann Feuer auf die vordersten Feinde. Der eine wurde verwundet, aber mit desto größerer Wuth stürmte die Masse auf uns ein. Mein italienischer Gefährte wurde von Lanzenstichen durchbohrt und ist nicht wieder aufgestanden. (S. 261.)

Ich erhielt einen Lanzenstich in den linken Arm. Bald darauf warf einer dieser Patagonier mir eine große Steinkugel an den Kopf, so daß ich bewußtlos zu Boden sank. Ich habe auch noch andere Wunden und andere Beulen erhalten, aber davon wußte ich nichts, ich lag ohnmächtig da. Erst nach langer Zeit versuchte ich mich emporzuraffen, fiel aber sogleich wieder zur Erde. Als die Indianer sahen, daß ich zusammenzuckte, schickten sie sich an, mir den Garaus zu machen. Aber einer von ihnen, der ohne Zweifel dachte, daß ein Mensch von so großer Lebenszähigkeit ein nützlicher Sklav werden könne, trat seinen Gefährten entgegen. Nachdem er mich vollständig ausgeplündert hatte, knebelte er mir die Hände auf dem Rücken zusammen, legte mich dann nackt, wie ich war, auf ein Pferd, und band mich auf demselben fest.

Nun begann für mich eine wahrhaft schreckliche und fürchterliche Reise. Anderthalb Jahrhunderte nach Mazeppa

Ein Mazeppa-Ritt.

Mahl, als plötzlich eine Horde Indianer in der Ferne sichtbar wurde. Zum Glück bemerkten sie uns nicht, und wir krochen nach unserer Hütte zurück. Dort verbargen wir uns abermals zwei Tage lang, immer in Furcht, entdeckt und angegriffen zu werden von einem wilden, erbarmungslosen Feinde; aber ein noch schlimmerer Feind war auch jetzt für uns der Hunger. Am dritten Tage mußten wir hinaus auf die Jagd, und waren so glücklich, ein Reh zu schießen.

Schon hatte ich dasselbe über meine Schultern geworfen, als die Indianer, deren Zahl diesmal weit beträchtlicher war, von allen Seiten wie durch Zauber hervorkamen, uns umringten, laut aufjubelten, wilde Kehltöne ausstießen, ihre Lanzen schwangen, ihre Bola's (Wurfkugeln) und ihre Lasso's (Fangschnüre) warfen. Wir waren verloren.

Diese braunen Menschen boten einen fürchterlichen Anblick dar. Sie waren halb nackt, saßen auf flinken Rossen, die sie mit einer wilden Geschicklichkeit leiteten; ihr gewaltiger Leib, ihr dickes, wirr um den Kopf hängendes Haar, das auf die Schultern fiel, das Alles sah geradezu schrecklich aus. Der ganze Eindruck war unedel; ihre breit ausgewirkten Züge sind häßlich, der ganze Anblick hatte geradezu etwas Infernalisches. Der Ausgang eines Kampfes zwischen uns und dieser Horde konnte nicht zweifelhaft sein. Aber was blieb uns übrig, als dem Tode standhaft in's Gesicht zu

habe ich am andern Ende der Welt einen Ritt gemacht, wie jener Mann in Rußland. Mein Blutverlust war groß; ich fiel aus einer Ohnmacht in die andere, wurde auf dem Pferde hin und her gewiegt, wie ein Waarenballen, und das Roß wurde von seinem barbarischen Gebieter zu wildem Galopp angetrieben. Wie lange diese Marter dauerte, weiß ich nicht; ich erinnere mich nur noch, daß am Ende jedes Tages die Indianer mich auf die Erde legten, aber die Hände mir nicht losbanden. Sie hätten es thun können, denn in meiner kläglichen Lage wäre jeder Versuch zur Flucht unmöglich gewesen; ich konnte ja nicht einmal gehen. Diese Reise erschien mir wie eine Ewigkeit. Ich nahm keine Speise zu mir, obgleich die Indianer mir von Zeit zu Zeit Wurzeln anboten.

Endlich kamen wir an den eigentlichen Lagerplatz der Horde, und dort nahm man mir die Bande von Händen und Füßen ab. Beide waren geschwollen. Ich konnte nicht gehen, ich konnte nicht kriechen, ich mußte auf der Erde liegen bleiben, umgeben von den wilden Räubern. Männer, Weiber und Kinder starrten mich mit wilder Neugier an, aber Niemand gab sich die Mühe, mein entsetzliches Schicksal auch nur einigermaßen zu erleichtern. Erst am Abend bot man mir etwas zu essen, doch ich hatte weder Hunger, noch die Kraft, Speise zum Munde zu bringen. Auch widerte mich

Patagonische Jagerhütte.

Unter den Pohu-tsches.

rohes Pferdefleisch, das Hauptnahrungsmittel dieser Nomaden, an. In der Nacht hatte ich fürchterliche Träume, und wenn ich meine Augen aufschlug, dachte ich nur an meinen ermordeten Reisegenossen.

Was wollten die Indianer mit mir beginnen? Wollten sie mich am Leben lassen, oder sollte ich ein Opfer ihrer Blutgier werden? Der Gedanke, daß sie mich für irgend eine feierliche Gelegenheit aufsparten, um mich dann als Schlachtopfer hinzumorden, war mir entsetzlich peinlich.

In den nächsten Tagen ließen sie mich unbehelligt, und verlangten keine Arbeit von mir, die ich Elender auch gar nicht hätte leisten können. Von Mitleiden zeigte sich keine Spur bei ihnen. Ich gewann einige Kraft wieder, und mit meinen Wunden schien es sich zu bessern. Aber die Barbaren ließen mich vollkommen unbekleidet. Ich war nackt wie ein neugeborenes Kind, und das Wetter recht kalt. Ich mußte auf der Erde schlafen, ohne Obdach, ohne irgend eine Decke, und mein Unwohlsein nahm zu; in allen meinen Gliedern verspürte ich stechenden Schmerz. Dann stellte sich auch der Hunger wieder ein. Die Wurzeln schmeckten mir nicht, und ich mußte mich endlich entschließen, rohes, blutiges Fleisch hinabzuschlingen wie ein Indianer. Allemal, wenn ich das Fleisch zum Munde brachte, verspürte ich eine Anwandlung von Ohnmacht, aber was half das? Ich mußte mich an den Genuß des rohen Pferdefleisches gewöhnen, wenn ich nicht verhungern wollte, und konnte noch von Glück sagen, wenn ich um ein so elendes Gericht nicht mit den hungrigen Hunden kämpfen mußte, deren die Patagonier ganze Schaaren besaßen. Wie oft habe ich damals an das civilisirte Europa gedacht, und an den Familientisch, an meinen wärmenden Mantel, an saubere Wäsche und an europäische Reinlichkeit! Wie war das jetzt ganz anders! —

In den Tagen, wo die Sonne über den Besitzungen des Königs von Spanien nicht unterging, gehörten die weit ausgedehnten Ebenen zwischen Buenos Ayres und der Magellanstraße einerseits, andererseits zwischen dem atlantischen Ocean und der Cordillera de los Andes zum Vicekönigreiche des La Plata-Stromes. Aber die meisten Nomaden, welche diese Einöde durchstreifen, waren damals wie jetzt freie Leute, und dem europäischen Joche nicht unterworfen. Gegenwärtig zieht sich eine gewundene Linie (die im Osten durch die Cordillera de Medanos und den Rio Salado, im Norden durch den Rio Quinto, den Cerro Verde und den ganzen Lauf des Diamante, welchen sie bis zu den Andes verfolgt, gebildet wird) als gemeinschaftliche Gränze der argentinischen Conföderation und der unabhängigen Pampa auf weiter Strecke hin. Im Süden des Rio Negro beginnt Patagonien.

Drei fürchterliche Jahre habe ich in diesen südamerikanischen Einöden verlebt, und während dieser Zeit drei verschiedene Stammgruppen kennen gelernt, deren jede einer natürlichen Abtheilung des Landes entspricht.

In der östlichen Zone, vom Rio Salado bis zum Rio Negro, leben die Indianer, welche von den Spaniern als eigentliche Pamperos, Pampasbewohner, bezeichnet werden, in sieben Stämmen. — In der mit Gebüsch und Bäumen bewachsenen Region an der Laguna de Bevedero und der Laguna Urre Lasquén und an den Gewässern, welche aus diesem letztern See bis in den Rio Diamante fließen, leben die Mamueltsches in sechs Stämmen; diese sind die Ranqueuls-tsches, Agueco-tsches, Catrule-Mamueltsches, Guine-Uitru-tsches, Conqueuil-Uitru-tsches und Renang-neco-tsches.*)

*) Tsche ist so viel als Mann, Mensch. So bedeutet Pehuentsches, Männer, die sich vorzugsweise von der Pehuen, Fichte, nähren, das heißt den kugelrunden Fichten der Araucaria imbricata, deren Samenkerne doppelt so groß wie Mandeln sind und für einige Stämme die einzige Pflanzennahrung bilden. Ranqueles oder Ranqueuls, von Ranquel, Distel; die Einöden, welche diese Horden durchstreifen, sind zum großen Theil mit Disteln bewachsen. Pikuntsches, Leute im Norden, Puel-tsches, Leute im Osten, Huillitsches, Leute im Westen. Pöppig, Reise in Chile, I. S. 403. Andree, Buenos Ayres und die argentinischen Provinzen, S. 86 u. 118. Anm. d. Redaktion.

Im Süden des schmalen aber tiefen Rio Negro, dessen Lauf länger ist als jener des Rheins oder der Loire, habe ich neun patagonische Stämme gezählt, nämlich die Poyutsches, Puel-tsches, Caillthe-tsches, Tschenë-tsches, Cangnecanë-tsches, Tschao-tsches, Huilli-tsches, Dilma-tsches, Yakana-tsches.

Die Lebensweise dieser Wandervölker ist durch die Beschaffenheit des Bodens und Klima's in den verschiedenen Regionen bedingt. Die nördlichen Pampas-Indianer leben unter einem gemäßigten Himmelsstriche, sind halb bekleidet, und stehen in friedlicher oder feindlicher Verbindung mit den Argentinern oder Chilenen. Die südlicheren oder eigentlichen Patagonier sind wilde, umherschweifende Nomaden in ganz rohen Zuständen.

Ich war unter die Poyu-tsches gerathen, welche im Süden des Rio-Negro, von der Nachbarschaft der Insel Pacheco bis an den Fuß der Cordillere umherschweifen.

Alle diese Stämme, mit Einschluß der Araukanier in Chile, welche zum Theil Christen sind, reden im Wesentlichen dieselbe Sprache, natürlich in verschiedenen Mundarten, die man aber leicht versteht, wenn man jene der Araukaner oder Mamuel-tsches kennt. Die Pamperos, Mamuel-tsches und Puel-tsches, in deren Bereich die Gränzniederlassungen der Weißen liegen, machen aus dem Plündern ein Handwerk; die übrigen Stämme müssen sich forthelfen, wie es eben angeht, und sind zumeist sehr arm und dürftig. Sie haben keine weiteren Hülfsquellen, als die, welche die Natur und ihre Geschicklichkeit ihnen darbietet. Sie ertragen aber tapfer ihr Elend und alle Entbehrungen, welche die strenge Jahreszeit mit sich bringt.

Die Indianer unternehmen, wie bemerkt, häufige Raubzüge in das Gränzgebiet der argentinischen Republiken und Chile's. Ihr Hauptzweck geht dahin, den Christen so viel Vieh als möglich hinwegzuführen, weil ihnen das bequemer ist, als die Heerden langsam aufzuzüchten. Sie hegen ingrimmigen Haß gegen die Europäer, welche ihnen freilich einen Theil ihres Gebietes genommen haben. In jedem Weißen sehen sie einen Feind. Wenn sie können, tödten sie ihn mit barbarischer Grausamkeit, und verschonen nur die Kinder oder junge Mädchen und Frauen, denen unter ihnen ein schreckliches Loos beschieden ist. Alle diese patagonischen Wilden haben, wie schon gesagt, im Wesentlichen einerlei Sprache und einerlei Glauben. Sie nehmen zwei Götter an, einen guten und einen bösen. Sie bewundern und achten die Macht des guten Gottes Widaventru; aber eine bestimmte Ansicht über den Ort, an welchem dieses höhere Wesen sich etwa aufhalte, haben sie nicht.

Der Gott des Bösen heißt Huakuwn. Sie glauben, er schwärme auf der Oberfläche der Erde umher, und gebiete den bösen Geistern; sie nennen ihn auch Gualitschu, und bezeichnen ihn als die Ursache alles des Bösen, von welchem die Menschen heimgesucht werden. Auch haben sie Wahrsager beiderlei Geschlechts, welche das Zukünftige voraus verkünden, aber Priester fand ich bei ihnen nicht. Die Kinder erlernen die Religion von Vätern und Müttern. Der patagonische Indianer nimmt keine Speise und keinen Trank zu sich, ohne verher den Göttern einen Antheil geweiht zu haben. Er wendet sich gegen die Sonne, welche der gute

Gott geschickt hat, wirft ihr ein wenig Fleisch entgegen, oder schüttet Wasser aus. Diese Handlung begleitet er mit folgenden Worten:

Oh tscha tschai, wita ventru, reyne mapo,
O, Vater, großer Mann, König dieser Erde,
freuean votrey, fille enteux, come que
gieb mir Gunst, theurer Freund, alle Tage, einer guten
siloto, come que ptoco, come que omautu.
Nahrung, eines guten Wassers, eines guten Schlafes.
Paven laga, intsche, silo to elanmy? Tefa quinie
Ich bin arm, ich, hast du Hunger? Siehe hier ist
wusa silo. Siloto fu fignay.
ein armer Esser. Iß, wenn du willst.

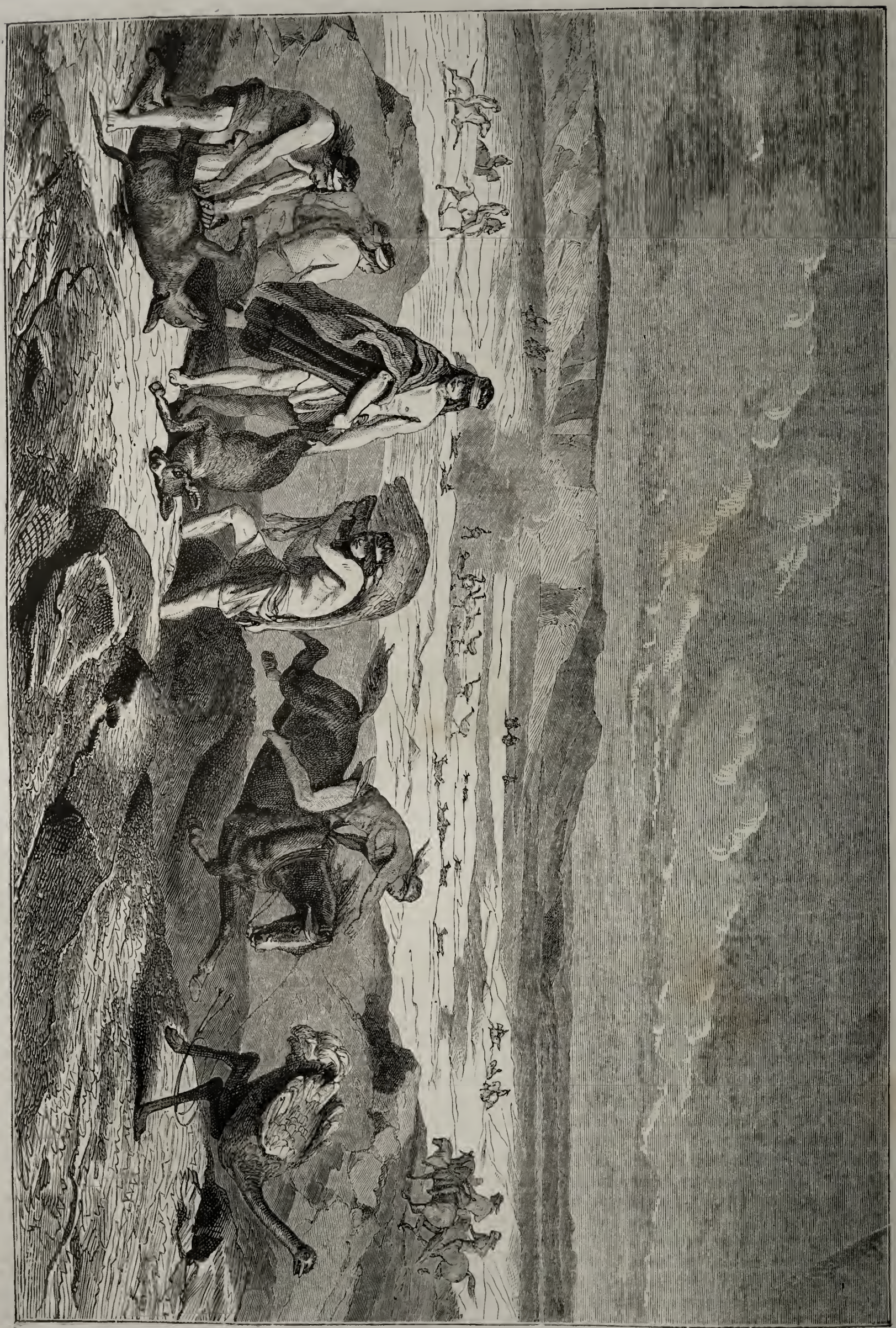
Nachdem er sich gesättigt hat, bereitet er Taback mit Pferde- und Kuhdünger, stopft denselben in einen steinernen Pfeifenkopf, den er selber ausgehöhlt hat, legt sich auf den Bauch, und zieht den Qualm der Pfeife ein. Er stößt ihn durch die Nasenlöcher erst wieder hervor, wenn er ihn nicht länger im Munde behalten kann. Der indianische Raucher bietet einen schrecklichen Anblick dar. Er verdreht die Augen, von denen man nur noch das Weiße sieht; sie treten hervor, als ob sie aus dem Kopfe herausgedrängt würden, die Pfeife entfällt seinen Lippen, der Mann scheint alle Kraft verloren zu haben, verfällt in einen Rausch, welcher der Ekstase nahe kommt, wälzt sich in zuckender Bewegung auf dem Boden umher, der Speichel fließt, ich möchte sagen, stromweise aus seinem weit geöffneten Munde, und mit seinen Händen und Füßen zappelt er wie ein schwimmender Hund. In diesem entsetzlichen Zustande vollständiger Verthierung findet der Indianer das höchste Glück. Die Umstehenden lassen den Raucher gewähren; sie bringen in Ochsenhörnern Wasser für ihn herbei und stellen dasselbe dicht neben ihn hin. Natürlich hat vorher der Gott seinen Opferantheil von dieser Ergötzlichkeit erhalten, denn die ersten drei oder vier Züge werden ihm zu Ehren in die Luft geblasen. Der Raucher trinkt das Wasser, steht auf, dreht sich um sich selbst herum, und legt sich dann auf den Rücken, um zu schlafen. Frauen und Kinder nehmen Antheil an solchem Vergnügen!

Alle diese Nomaden, gleichviel, ob sie in der Nachbarschaft der Chilenen oder der Argentiner leben, oder die Einöden Patagoniens durchstreifen, führen im Wesentlichen ein gleiches Leben. Ihre Beschäftigungen sind Jagd, Raubzüge, Ueberwachung ihrer Hausthiere, Reiten, Hantieren mit der Lanze, mit den Bolas, mit der Schleuder, mit dem Lasso. Die meisten Pamperos haben jetzt auch Küchengeräthe, welche sie den Gränzbewohnern geraubt haben, und in denen sie ihr Fleisch kochen; aber bei ihnen gilt es schon für gahr, wenn es nur eine Viertelstunde in heißem Wasser gelegen hat und noch weiß ist. Dann ziehen sie dasselbe sofort aus dem Kessel, und es wird noch halb roh mit Salz gegessen, denn der Gebrauch des Salzes ist ihnen bekannt. Stämme, welche den Weißen unterworfen sind, essen das Fleisch ordentlich gebraten und gahr gekocht, aber auch diese Pampas-Indianer halten es für einen Leckerbissen, Lunge, Leber und mehrere andere Theile der Eingeweide roh zu verzehren. Auch trinken sie sehr gern das rothe Blut, wenn es noch warm ist.

Ihre Wohnungen bestehen in ledernen Zelten, welche auf allen Wanderungen mitgenommen werden. Ihre Bekleidung ist ein einfaches Stück Zeug, das in der Mitte ein Loch hat; durch dieses stecken sie den Kopf. Hier haben wir also den Poncho. Ein anderes kleineres Zeugstück schlingt man um den Gürtel; um den Kopf wird ein Fetzen Zeug gewunden, welcher das Haar vorn auf der Stirn auseinander hält, hinten fällt es lang über die Schulter herab. Auf üppiges Kopfhaar halten sie große Stücke, aber am Leibe reißen sie jedes Haar sorgfältig aus, sogar die Augenwimpern. Sie bemalen das Gesicht mit verschiedenen Erdfarben, welche sie von den Araukanern erhalten. In dieser Farbenverzierung folgt jeder seinem eigenen Geschmack, doch sind roth, schwarz, blau und weiß am beliebtesten.

Kampf mit hungrigen Hunden.

Die Frauen schlingen ein Stück Zeug um den Leib, das sie aus der Wolle ihrer Schafe verfertigen; außerdem tragen sie aber auch allerlei Zeug, welches ihre Männer auf ihren Raubzügen erbeutet haben. Diese Bekleidung reicht von den Schultern bis unter die Kniee, und gleicht einem Sacke, aus welchem Kopf, Arme und Beine ohne alle Harmonie und ohne alle Kunst hervorgucken. Oben befestigen sie diese Kleidung mit einem Tupu, d. h. einer silbernen Spange, deren Kopf rund, inwendig platt ist, und einem Kasserol ähnlich sieht. Um die Hüften tragen sie einen Gürtel von rohem Leder, der mit Zeichnungen von bunten Farben verziert ist, sehr enge geschnürt wird, und das Kleid zusammenhält. Auch die Frauen reißen sich alle Körperhaare aus und bemalen sich das Gesicht, dessen wunderlicher und harter Ausdruck noch verstärkt wird durch einen Schmuck von großen Glasperlen, der die langen Haare, welche in zwei Strängen bis auf die Hüften herabfallen, zusammenhält. Einen Hauptschmuck bilden große viereckige Ohrringe. Junge Mädchen tragen auch Reifen an Hand- und Fußknöcheln; diese bestehen gewöhnlich aus Schnüren buntfarbiger großer Glasperlen, welche auf Thiersehnen gezogen werden. Aeußerlich gleichen die Frauen den Männern sehr. Durchgängig sind sie häßlich, einige aber auch leidlich hübsch, und diese letzteren stammen aus einer Beimischung von europäischem Blute;



Jagd auf Strauße und Guanacos.

zumeist sind sie Töchter gefangener Creolinnen. Auch die Frauen wissen mit der Lanze, den Wurfkugeln und der Fangschnur vortrefflich umzugehen, und reiten eben so gewandt wie die Männer.

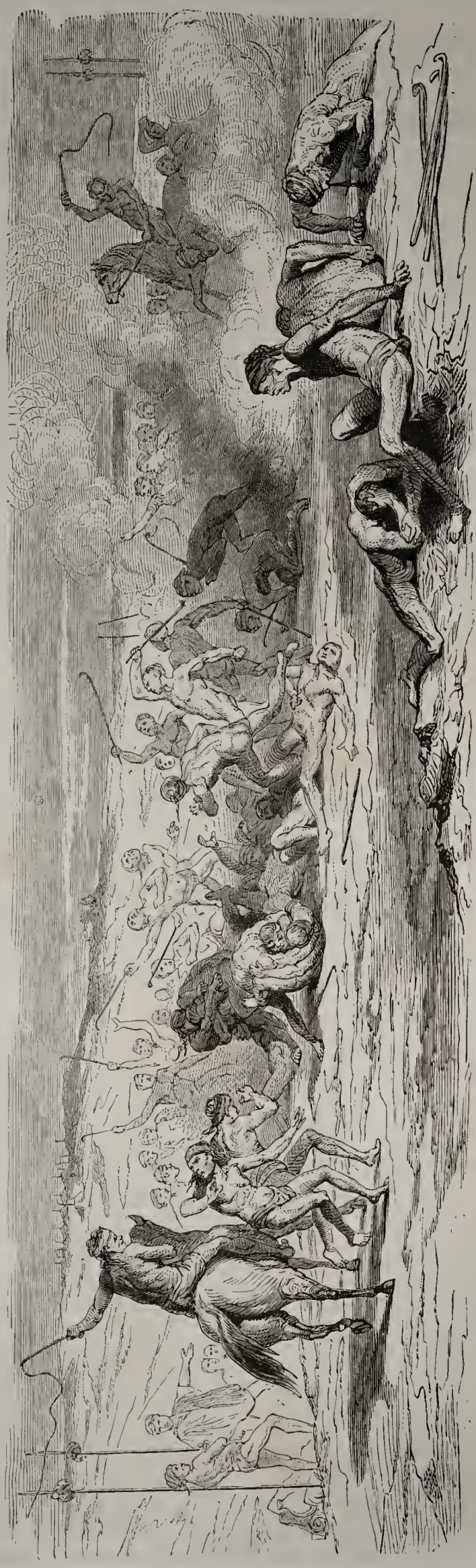
Ich glaube nicht, daß die Zahl der Indianer, welche in den weiten Räumen Patagoniens umherstreifen, die Ziffer von 40,000 Seelen beträchtlich überschreitet. Und auch diese geringe Zahl vermindert sich von Jahr zu Jahr. Es ist eine auffallende Erscheinung, daß bei den nördlichen Stämmen, den speciell sogenannten Pampasindianern, die Frauen in viel geringerer Zahl vorhanden sind, als die Männer. Zum Theil rührt diese Erscheinung daher, daß vor etwa 30 Jahren General Rosas mit diesen Patagoniern einen Krieg auf Leben und Tod führte. Sie wurden in die Flucht gejagt, retteten sich in die Cordilleren, nach der chilenischen Gränze hin, und in die Nachbarschaft der Araukaner, bei welchen dann viele ihrer Frauen zurückblieben. Die Zahl derer, welche ihren Männern treu waren, erscheint nicht hinreichend für den Bedarf jener Pampasindianer, die späterhin wieder auf ihre alten Weidegründe zurückkehrten. Jetzt machen sie zwar immer noch Gefangene, aber bei manchen Horden hat sich das Verhältniß so ungünstig gestellt, daß oft auf fünf Männer nur ein Weib kommt. Dagegen sind die Frauen bei den Araukanern ganz entschieden in der Mehrheit. Ein Pampasindianer darf mehrere Frauen haben, und reiche Leute besitzen auch zuweilen eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Lebensgefährtinnen, während die ärmeren sich einen solchen Luxus völlig versagen und ledig bleiben müssen.

Die Patagonier entsprechen vollständig dem Lande, in welchem sie umherstreifen. Die Pampas sind dieser Indianer, und die Indianer der Pampas würdig. Man kann sich nichts Traurigeres und Trostloseres denken, als diese weiten, ebenen, wilden Einöden, die nur dann und wann von einigen Nomadengruppen belebt werden. Hin und wieder sieht man Reiter mit Lanzen, deren Schmuck, Federn des patagonischen Straußes, im Winde flattert und weithin sichtbar ist. Am Tage vernimmt man wohl den schrillen Ruf von Raubvögeln, die eine Leiche umkreisen; Nachts brüllt der Puma oder der hungrige Jaguar. Dazu kommt noch Geheul des Windes. Das ist die Musik und die Harmonie in den Pampas.

In einem so schrecklichen Lande bin ich Jahre lang ein armseliger Sklave gewesen. Meine Lage war um so schlimmer, da ich lange Zeit nicht wußte, was die Leute, von denen mein Schicksal abhing, sprachen. Ich wurde schlecht behandelt, weil ich sie nicht verstand; ich konnte keinen Schritt thun, ohne von Indianern begleitet zu werden. Wenn ich betrübter als gewöhnlich erschien, drohten sie mir mit wilden Geberden und belegten mich mit Schimpfreden. Sie meinten, ich sänne auf Flucht. Selbst in der Nacht kamen sie oft an mein Lager und betasteten mich, um sich zu überzeugen, ob ich noch da sei.

Nachdem ich einige Zeit unter ihnen verweilt hatte, sollte ich arbeiten, das heißt zu Pferde steigen, um das Vieh zu überwachen. Ich mußte stets dicht bei der Heerde bleiben, und sie an jedem Morgen und an jedem Abend den Patagoniern zuführen, welche dann die Häupter zählten. Fehlte etwa ein Stück, dann wurde ich allemal mißhandelt und gezüchtigt. Als ich nach und nach die indianische Art zu reiten erlernt hatte, und mit ihren Waffen umzugehen verstand, nahmen sie mich mit auf die Straußenjagd oder auf die Guanacojagd; das war dann für mich eine unter meinen unglücklichen Verhältnissen sehr angenehme Zerstreuung.

Die Hauptbeschäftigung der Indianer ist die Jagd. Das ganze Jahr hindurch stellen sie dem Wilde nach, besonders aber in den Monaten August und September, also in



Das Tschueka-Spiel.

DIE
PAMPAS
von
Buenos-Ayres
und
Patagonien.
Maasstab 1: 9,500000
Deutsche geogr. Meilen
0 5 10 15 20 30 40
Kilometer
0 50 100 200 300
75 westl. L. v. Paris
70
65
55 westl. L. v. Ferro
50
45
40
35
SANTIAGO
CHILE
PATAGONIA
PAMPAS
ARAUCANER
PUELCHE IND.
PEHUENCHE IND.
MOLUCHE IND.
HUILLICHE IND.
CHILLAU IND.
TEHUELHET IND.
Rio Negro
Rio Colorado
Rio Salado
Rio Tercero
Rosario
Buenos Ayres
Valparaiso
Mendoza
Concepcion
Talcahuano
Valdivia
Arauco
Chiloe
Port Desire
Port S. Julian
Port Malaspina
St. GEORGS BUSEN
Port S. Antonio
Port St. Cruz
Cap Blanco
C. Francisco de Paulo
Cerro Verde
L. Bevedero
Urre Lauquen
Cobu Leubu od. Rio Colorado
Cobu Leubu od. Rio Negro
Rio Diamante
Rio Desaguadero
Rio Chadi Leubu
Rio Quequen
Rio Tapalquen
Rio Salado
Rio Chupat
Rio Deseado
Rio Chico
Rio Gallegos
Rio Santa Cruz
Rio Coig
Rio Mesier
Rio Negro
Rio Baker
Rio Pascua
Rio Barbara
Rio Paine
Rio Serrano
Rio Hollemberg
Rio Gallegos
Rio Coig
Rio Santa Cruz
Rio Chico
Rio Deseado
Rio Chupat

der Zeit, welche auf der südlichen Halbkugel den Frühling bildet. Dann finden sie junges Wild in Menge und sammeln auch Hühner- und Straußeneier. Das größere Wild geben sie zumeist den Kindern, Eier werden gemeinschaftlich von der ganzen Familie genossen. Die Zubereitung derselben ist eigenthümlich. Man öffnet das Ei am oberen Ende, stellt es auf ein Feuerbecken, in welchem Kuhdünger brennt, und mischt das Gelbe mit dem Weißen.

Zur Straußen- und Guanacojagd versammeln sich die Patagonier in großer Menge, und umzingeln einen Raum, der mindestens eine Stunde im Durchmesser hat. Sobald Jeder auf dem Anstand sich bereit hält, wird ein Zeichen gegeben, und nun bewegen sich Alle langsam gegen den Mittelpunkt des Kreises hin. Auf solche Weise veranstalten sie gleichsam ein Kesseltreiben. Sobald das Wild eingeschlossen ist, machen die Indianer halt, nehmen ihre Wurfkugeln zur Hand, schreien und hetzen die Hunde auf Strauße und Hirsche. Die Thiere versuchen zu entfliehen, aber nun wirft eine größere oder geringere Anzahl von Jägern die Bolas, und diese verfehlen selten ihren Zweck. Wenn die Jagd vorüber ist, werden die erbeuteten Thiere mit einer in der That merkwürdigen Gewandtheit ausgeweidet und zerlegt. Nach einem solchen Treiben bringt in der Regel jeder Mann sieben bis acht Stück Wildpret nach seiner Zelthütte zurück.

Die Tschehuel-tsches, gleichfalls ein patagonischer Stamm, haben zwar keine Pferde, sind aber nichtsdestoweniger sehr gewandte Jäger.

Die Rückkehr von der Jagd ist allemal ein Festtag für die Indianer. Sobald sie wieder daheim sind, veranstalten sie Orgien, und geben sich ihren beiden Hauptleidenschaften hin, dem Spiel und der Trunksucht, denn sie sind im höchsten Grade leidenschaftliche Spieler. Jene Stämme, welche mit den Argentinern oder Chilenen in nähere Berührung kommen, haben spanische Karten. Falsche Spieler sind keineswegs selten. Die Patagonier verstehen sich vortrefflich darauf, an den Karten Merkmale anzubringen, die kein Anderer erkennt. Sie haben ein vortreffliches scharfes Gesicht, unterscheiden leicht an der Außenseite die guten Karten von den schlechten, und der Mann, an welchem die Reihe zu geben ist, wird sich allemal die besten in die Hand spielen. In der Regel besteht der Einsatz des Spieles in einem Paar Steigbügeln oder silbernen Sporen.

Außer dem Kartenspiel haben sie noch das Tschoëka oder Uinju, und Würfel eigenthümlicher Art. Das Würfelspiel bezeichnen sie auch als Schwarz und Weiß.

Bei dem Tschoëka hat jeder Mann einen am einen Ende gekrümmten Stock. Es ist hergebracht, daß die Spieler sich den Leib besonders bunt bemalen und das Haar mit einem Zeuglappen in die Höhe binden. Man sucht sich einen Gegner, der eben so viel Einsatz zu bieten hat, und dieser letztere wird bei Seite gelegt. An diesem Spiel nehmen Mehrere Theil, und sie stellen sich dabei paarweise einander gegenüber. Zwischen je zwei Spieler wird eine kleine Holzkugel gelegt. Nach dieser langen sie mit ihren Stäben, und zwar so, daß der gekrümmte Theil den Boden berührt. Jeder versucht die Kugel oder den Ball an sich heranzuziehen; sobald dieselbe einmal in Bewegung ist, kommt es darauf an, wer sie in der Luft treffen kann. Er giebt ihr entweder einen neuen Schwung mit dem Stocke, dessen sie so sich bedienen, wie wir des Ballholzes, oder er trifft sie nach einer andern Seite hin, damit der Gegner sie nicht erreichen kann. Bei diesem Spiel kommt es sehr häufig zu Schlägereien, und die Wilden raufen einander die Haare aus. Auch sind dabei zerbrochene Beine und Arme gar nicht selten. An Kopfbeulen fehlt es gleichfalls nicht, und die Richter, welche die Aufsicht über das Spiel haben, peitschen sehr häufig von ihren Pferden herab auf die Kämpfer los, aber nicht um sie auseinander zu bringen, sondern um sie auf diese seltsame Weise zu neuer Anstrengung zu ermuntern.

Zum Würfelspiel bedienen sie sich acht kleiner viereckiger Knochen, die auf der einen Seite geschwärzt sind. Die beiden Spieler legen ein Fell zwischen sich hin, damit sie die einzelnen Würfel besser fassen können. Dabei wird laut geschrien, man schlägt oft in die Hände, und Einer sucht den Andern zu übertäuben. Wenn die schwarzen Würfel einen Pasch bilden, dann kann der Spieler abermals werfen, so lange bis ungleich kommt; dann beginnt der Andere. Man begreift, daß solches Spiel in alle Ewigkeit fortgesetzt werden kann, aber am Ende werden beide Männer müde und machen ein Ende. Auch dabei kommt in der Regel Streit vor, denn gewöhnlich weigert sich der Verlierende zu zahlen.

Die Urbewohner Australiens.

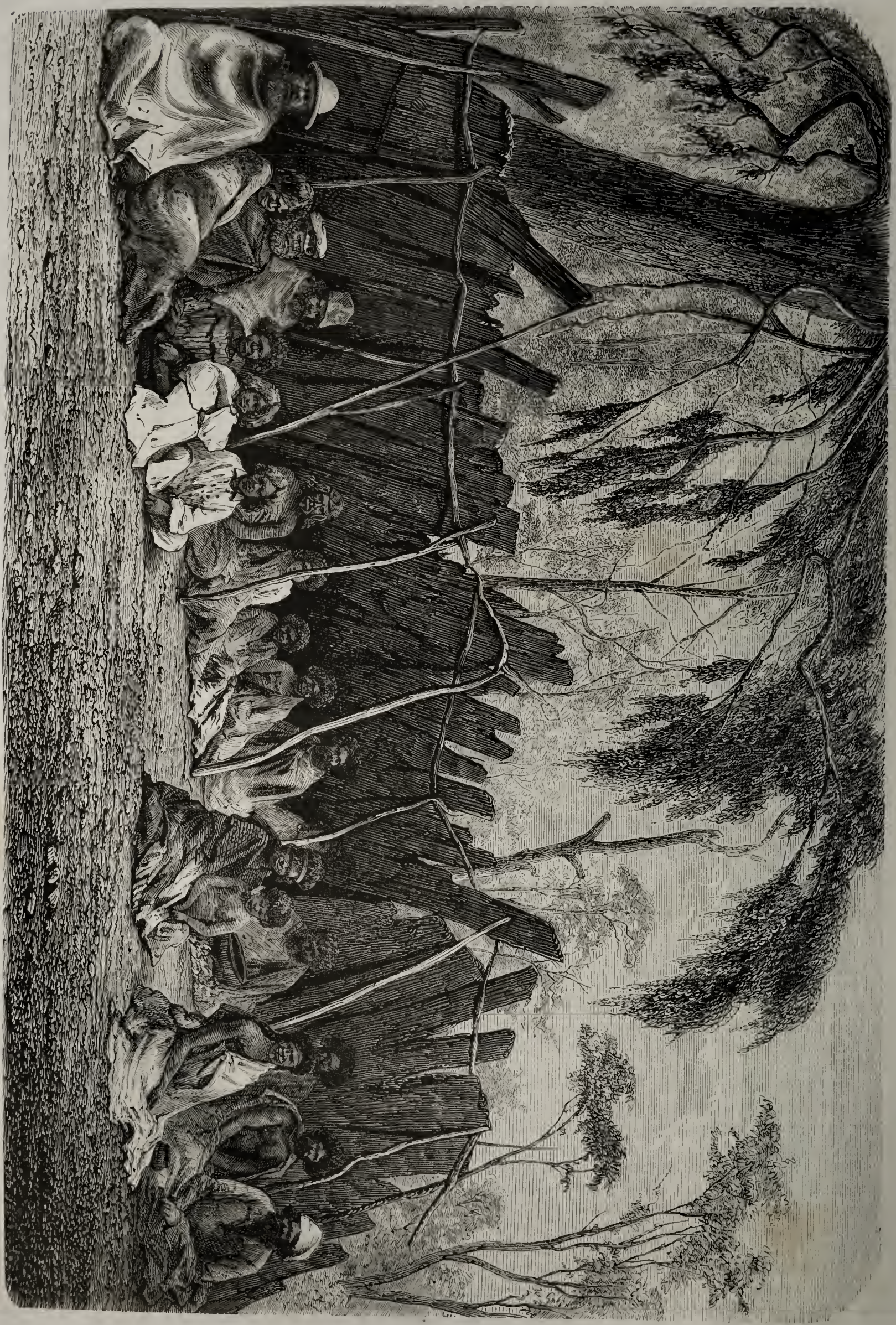
Daß der Erdtheil Australien eine sehr schwache eingeborne Bevölkerung hat, ist bekannt. Die Entdecker fanden nirgends auch nur Ackerbauer, viel weniger eine Gesellschaft, die irgend etwas an einen Staat Erinnerndes gehabt hätte. Alles war und ist noch heute in umherschweifende Horden zerklüftet.

Wir haben früher gemeldet, daß der Reisende Stuart auf seiner Reise von Süden nach Norden mit den Eingeborenen in feindliche Berührungen gerieth; sie zwangen ihn umzukehren.

Ueber die Horden im centralen Süd-Australien hat Herr W. P. Stanbridge, der volle achtzehn Jahre in sehr naher Berührung mit den Eingeborenen lebte und ihr ganzes Treiben sehr genau beobachtete, der ethnologischen Gesellschaft in London folgende Mittheilungen gemacht.

Sie zerfallen, sagt er, in eine große Menge von Stämmen (besser Horden), deren Zahl sehr verschieden ist. Jeder steht unter einem erblichen Häuptlinge, aber die Familienväter besitzen über ihre Angehörigen eine uneingeschränkte Gewalt, sogar über Leben und Tod ihrer Frauen. Eine ganz abscheuliche Erscheinung im Leben dieser Wilden ist ihr Kannibalismus, der sich auf eine gräßliche Weise äußert. Die Aeltern ermorden nicht selten ihre neugeborenen Kinder, um sie aufzufressen. Auch herrscht ein entsetzlicher Aberglaube, demgemäß ein älterer Bruder in dem Wahne lebt, daß er sofort auch die Körperkraft seines jüngern Bruders sich aneignen könne, wenn er diesen erschlägt und verzehrt. Das geschieht unter Festlichkeiten, und bei diesen dringen Vater und Mutter mit eifriger Ermahnung in den ältern Sohn, so viel Fleisch von dem Leichnam hinabzuwürgen, als irgend möglich ist. Die Aeltern erschlagen einen Sohn aus — Liebe zu einem andern! Viele wilde Männer haben drei oder vier Frauen, obwohl die herkömmliche Zahl sich eigentlich auf nur zwei beschränkt. Uebrigens erkennt man ein festes Grundeigenthum an; jeder Stamm und jede Familie in demselben hat einen bestimmten Landantheil, über welchen nicht hinausgegriffen werden darf.

Diese Australier sind ungemein gewandte Schiffer und



Lagerstätte südaustralischer Eingeborener.

Australier aus der Kolonie Victoria, Südost-Australien.

verstehen ihre Segel ganz außerordentlich rasch zu richten. Manche Stämme halten zu Neumond allgemeine Zusammenkünfte, bei denen allerlei Spiele stattfinden. Jeder sucht zu zeigen, wie gewandt er sei; man singt und ist lustig, aber nicht selten erhebt sich Zank, der auch wohl mit Lanzenstichen und Messerstößen endigt.

Bei diesen Zusammenkünften treiben sie Handel; sie tauschen unter einander die Erzeugnisse aus, welcher sie bedürfen.

Ueber den Tod haben die Eingeborenen allerlei seltsame Vorstellungen. Der allgemeinen Annahme zufolge stirbt Niemand, wenn nicht ein Feind es ihm unmittelbar oder durch Zauber angethan hat. Die Richtung, nach welcher hin die Füße des Todten liegen, zeigt, wie sie meinen, nach der Gegend hin, in welcher man den Mörder entdecken kann. Dann machen sich die Verwandten des Todten auf, und ermorden jeden, welchen sie in jener Richtung treffen.

Aus Stanbridge's Bemerkungen ersieht man nicht, ob die Leichen der auf natürlichem Wege Gestorbenen gegessen werden. Manchmal verbrennt man sie oder scharrt sie ein; zuweilen legt man sie auch auf Bäume, läßt sie dort verwesen und übergiebt späterhin die Ueberreste dem Feuer.

Der Mond gilt ihnen für eine Person, wie jeder Stern auch. Jeglicher Himmelskörper hat seine eigene Lebensgeschichte und seinen besondern Einfluß. Die Sonne ist aus einem Kasuar-Ei entstanden, das einst im Weltenraume mit irgend einem andern Körper zusammenstieß. Die weisen Männer, welche man doch nicht wohl als Priester bezeichnen kann, halten es, wenn man nach langer Dürre Regen haben will, für sehr ersprießlich, Menschenhaare zu verbrennen. In manchen Gegenden schwellen auch in der trockenen Zeit die Flüsse stark an und treten über ihre Ufer; dann hat es in den Gegenden, in welchen der obere Lauf desselben strömt, stark geregnet.

Die Sprache ist bei den verschiedenen Horden so ganz verschieden, daß die Bewohner etwas entfernt liegender Distrikte einander gar nicht verstehen. —

Von den Stämmen, welche in dem südöstlichen Theile Australiens leben, liegen uns zwei Schilderungen vor, aus denen sich ergiebt, daß bei ihnen andere Sitten und Bräuche herrschen als bei jenen, die uns Stanbridge schildert. Ein ungenannter Reisender, welcher den Weg von Sydney nach Adelaide zu Lande machte, war überrascht, daß er auf einer Strecke von etwa hundert deutschen Meilen ungemein wenig Eingeborene und nur sehr spärlich jagdbares Wild antraf. An den Zuflüssen des obern Murray, wo einst Mitchell und Stuart manche Horden von mehreren hundert Köpfen antrafen, ziehen jetzt nur kleine Schwärme je von sechs bis acht abgehungerten Menschen umher, die nicht einmal mehr ihre Todten in alter feierlicher Weise unter Erdhügeln bestatten oder die Gräber ihrer Vorfahren in gutem Stande erhalten. Jetzt wirft man auf den Verstorbenen eine Kängerhaut, welche ihn weder vor Raubvögeln noch wilden Hunden schützt.

Diese Wilden sind allerdings barbarisch, doch fehlen ihnen manche höhere Anlagen keineswegs. Freilich reichen diese immer nur bis auf einen gewissen Punkt und über eine bestimmte Gränze hinaus gehen sie nicht. Ihr Begriffsvermögen ist lebhaft; sie beobachten neue, ihnen bisher unbekannte Gegenstände ziemlich genau und haben, gleich manchen anderen Wilden, ein ganz ungemeines Nachahmungsvermögen. Sie sind gar wohl im Stande, sich die Gegenstände in ihren genauen Verhältnissen vorzustellen, und lassen sich, wenn sie z. B. eine Zeichnung oder ein Bild betrachten, keine Einzelnheit entgehen. Daß sie mit der Wurflanze und der ihnen durchaus eigenthümlichen Waffe, dem Bumerang, außerordentlich geschickt umgehen, weiß Jedermann.

Aber alle reflektiven Eigenschaften mangeln diesen Australiern; sie haben gar keine Folgerichtigkeit, keinen ununterbrochenen Zusammenhang im Denken, und darin liegt das größte Hinderniß für ihre Civilisirung, denn dieser Fehler ist ihnen an- und eingeboren. Ein Herr Thomas, Direktor der Eingeborenen im Distrikte Victoria, hebt in einem Berichte hervor, daß die Kinder beiderlei Geschlechts sehr leicht lesen und schreiben und Gedichte auswendig lernen, auch mit dem Singen geht es leidlich; sie sind sehr aufmerksam in den geographischen Lehrstunden und begreifen, was eine Landkarte bedeutet. Ein junger Australier erhielt zwei Jahre hintereinander im Schullehrerseminar zu Sydney einen Preis in der Geographie, aber von der Arithmetik konnte er plattterdings gar nichts begreifen. Die Mädchen nähen recht gut und die Knaben sind anstellig zu Ackerbau und Viehzucht. Aber sie halten nicht lange aus.

Nicht alle Stämme Australiens sind gleich häßlich; es giebt unter ihnen manche, die gar nicht so übel aussehen. Von den weißen Ansiedlern sind sie im Allgemeinen abscheulich behandelt worden. Der „civilisirte" Europäer hat sich nicht gescheut, diese Leute niederzuschießen, als wären sie wilde Thiere; er hat ihnen ihr Land, ihre Jagdgebiete genommen und sich weiter nicht darum bekümmert, wie und wovon die Unglücklichen nun sich ernähren sollten. In der ganzen Provinz Victoria sind kaum noch Stätten, wo diese Eingeborenen ein ungestörtes Fleckchen finden können. Die Squatter sagen, das Vieh wolle dort, wo Schwarze wohnen, nicht bleiben, und nun opfert man den dunkelfarbigen Menschen, damit Ochsen und Schafe gedeihen!

Der Schweizer Castella, dessen wir schon früher im Globus (S. 11.) erwähnten, kam häufig mit den Eingeborenen Südostaustraliens in Berührung. Ganz richtig hebt er hervor, daß Bodenbildung, Pflanzenwuchs und Thierleben für die höhere Entwickelung dieser Wilden nicht günstig waren. An Ackerbau konnten sie nicht denken, denn das Land hatte ursprünglich keine Getreideart; auch fehlen eßbare Wurzeln und Obst. Dagegen waren Kängern und Opossum, Eichhörnchen und die wilde Katze häufig, und diese konnte der Mensch ohne große Mühe erlegen; das Klima ist mild und man braucht kein sorgfältig hergerichtetes Obdach; schädliche Thiere sind, einige Arten giftiger Schlangen abgerechnet, nicht vorhanden.

Auch Castella weist auf die Thatsache hin, daß die Eingeborenen rasch dem völligen Untergange zueilen. Die einst zahlreiche Horde am Yarra bestand 1859 nur noch aus siebzehn Köpfen. Die Kolonialregierung hat zwar diesen Leuten eine sogenannte Reserve angewiesen, welche ihr Eigenthum bleiben soll, aber man hat dazu gerade die allerschlechteste Landstrecke ausgesucht, „die abscheulichste Gegend, welche ich in Australien gesehen habe; aber sie liegt umgeben vom allerbesten Lande." Die Eingeborenen waren daran gewöhnt, ihre Lagerplätze am Ufer von Flüssen, unter hohen Gummbäumen, auf ergiebigen Jagdgründen zu nehmen, aber solche Gegenden hat man ihnen nur in Ausnahmefällen gelassen. Freilich wissen sie jetzt mit dem Schießgewehr umzugehen und können namentlich Wasservögel schießen.

Diese schwarzen Menschen haben eine Ahnung von dem, was ihnen bevorsteht, und wissen, daß sie bald ganz verschwinden werden. Auch haben sie sich darein ergeben, und leben des Trostes, daß sie nach ihrem Tode als Weiße wieder auferstehen werden.

Bei den Australiern, mit welchen Castella verkehrte, hat jeder Mann nur eine Frau, die er aber nicht in seiner eigenen Horde wählt, sondern aus einem andern Stamme entführt. Darüber erhebt sich dann zwischen beiden Horden ein Scheingefecht, das allemal mit großen Tänzen endet. Der Entführer behält die Braut.

Je nach Horden halten sich die Schwarzen zusammen und haben gemeinsame Lagerplätze. Feste Hütten bauen sie nicht. Im Sommer gewähren Baumzweige, die man auf eingerammte Stäbe legt, hinlänglichen Schutz; im Winter schält man, wie unser Bild zeigt, große Stücken Baumrinde ab und befestigt dieselben an einem rohen Stangengerüste derart, daß sie gegen Wind und Regenschlag ein nothdürftiges Obdach bilden. Seit Jahren haben nun diejenigen Horden, welche mit den Weißen in Verkehr stehen, Decken und andere Gegenstände zur Bekleidung, und dazu auch, wie schon bemerkt wurde, Schießgewehre, nebst Beilen, Aexten und dergleichen mehr.

Ihre Lieblingsbeschäftigung ist und bleibt die Jagd. Sie hauen an den Bäumen, in welchen sie ein Opossum oder eine wilde Katze vermuthen, große Kerben ein, klettern mit wunderbarer Gewandtheit hinauf, ziehen dann mit einer Art von Hakenharpune das Thier aus den hohlen Löchern heraus, und werfen die Beute der unten aufpassenden Frau zu. Diese trägt Alles fort: Opossum, Katze, ein kleines Kind in einem an dem Halse hängenden, aus Binsen geflochtenen Korbe, und eine brennende Holzfackel. Der Mann geht voraus und trägt weiter nichts als seine Waffen; die Frau tritt hinter ihm einher, dann folgen die Kinder je nach ihrer Größe, alle im sogenannten Gänsemarsch, nach Art der Kängerus und der schwarzen Schwäne. Nie gehen mehrere Australier neben einander. Wahrscheinlich rührt dieser Brauch aus Vorsicht her, wegen der giftigen Schlangen, denn wenn Ein Mann sicher und unbeschädigt geht, können es auch alle folgenden.

Aale fängt man mit Lanzen, Kähne macht man aus Baumrinde und benutzt die Lanze als Ruder. Der Australier wird ein guter Reiter, und manche haben in der Polizeiwache gute Dienste geleistet. Aber sie blieben nicht lange; sie thaten sich am Feuerwasser viel zu gütlich, und als die Uniformen für sie nichts Neues mehr waren, gaben sie der Civilisation den Abschied und eilten wieder in den — Busch.

Die Playa von Granada.*)

See von Nicaragua.

Von Julius Fröbel.

Wir versetzen den Leser in eine jener reichen und charakteristischen Scenen, welche sich, wenn man sie in der Wirklichkeit gesehen, auf immer der Phantasie einprägen, und durch deren Vorstellung immer wieder die Seelenstimmung erzeugt wird, in die man beim ersten Anblick versetzt wurde.

Wer, der es gesehen, könnte je dieses reiche, bunte und doch harmonische Schauspiel vergessen? — diese glänzende Wasserfläche unter wolkenlosem Himmel, — die waldigen Inseln und kühnen Bergpyramiden, welche sich aus ihr erheben, — die blauen Höhen, welche ihren fernen Horizont bilden, — das schmale Uferband von glattem Sande, vor dem Saume schattiger Bäume und blüthenbedeckter Sträucher, — die lauen Fluthen mit Hunderten brauner Gestalten von badenden Männern und Frauen und Knaben und Mädchen, — das alte Castell, an dessen verfallenen Mauern die Welle schlägt, und das nur da zu stehen scheint, um durch den Kontrast der Vergangenheit die freie Heiterkeit der Gegenwart fühlbarer zu machen, — die finstere Stirn des waldbedeckten Mombacho, von den Strahlen der untergehenden Sonne gestreift, oder im purpurnen Scheine des Abendrothes, wider Willen zum Lächeln gezwungen, — die warme und doch frische Luft, in welcher die Federkronen der Kokospalmen spielen, und hoch über dem Wasser, mit langem, bewegungslosem Flügel, die leichte Fregatte**) schwebt, — — wer könnte dieses Schauspiel jemals vergessen? —

Zu allen Zeiten des Tages ist die Playa von Granada reich belebt. Ein Weg durch blühendes Gesträuch, auf welchem man sich fast in eine Wildniß versetzt glaubt, führt von der etwas erhöht liegenden Stadt, die sich unten dem Blicke vollständig verbirgt, an das Wasser herab. Mit dem frühesten Morgen ist dieser Weg von Menschen zu Pferd und zu Fuß bedeckt. Viele begeben sich hinab, um sich vor der Hitze des Tages durch ein Bad zu stärken. Pferde und Maulthiere werden zur Tränke geritten. Die Wäscherinnen, ihre beladenen Mulden auf dem Kopfe, ziehen in Schaaren an ihr Tagewerk, welches ausschließlich an der Playa verrichtet wird. Frauen und Mädchen, mit eleganter Haltung große irdene Krüge auf dem Kopfe balancirend, oder mit schöner Biegung des Armes sie auf der Schulter tragend, gehen, um das für den Tag nöthige Wasser zu holen, denn die ganze Stadt zieht zum Trinken das Wasser des See's dem der Ziehbrunnen vor, die sich in den meisten Höfen befinden.

Unten sind vor Tagesanbruch die Kanots der Indianer von den Inseln gekommen, und haben Kokosnüsse, Orangen, Mangos, Papayas, Wassermelonen und andere Früchte gebracht. Große Boote — Bongos oder Piraguas genannt — sind in der Nacht angekommen mit Ladungen von San Juan del Norte, mit Waaren von Jamaica und Neu-York, die für das Land bestimmt sind. Langsam beginnen die Bootsleute auszuladen, während sich, mit lautem, weit hörbarem Geknarr, die ungeschickten zweirädrigen Ochsenkarren der Straße herab bewegen, um die angekommenen Kisten und Ballen hinauf zu führen. Nahe bei, unter dichtbelaubten Bäumen, setzt sich die Axt des nordamerikanischen Schiffszimmermanns in Bewegung, der mit seinen zierlich gebauten kleinen Skuners und Sloops die ungeschickten Fahrzeuge der Einheimischen verdrängt.

Um die Mittagsstunde vermindert sich die Bewegung an der Playa; die wesentlichen Geschäfte werden indessen den Tag über nicht unterbrochen. Niemand scheut in diesem Lande die Mittagssonne. Feldarbeiter, Bauleute, Reisende pflegen erst gegen Abend innezuhalten, zu essen, und dann den Rest des Tages der Ruhe und dem Genuß zu widmen. An der Playa haben unterdessen die Wäscherinnen auf dem glatten Sande des Ufers die halbe Garderobe der ganzen Bevölkerung zum Trocknen ausgebreitet, und eine ganze Meile weit ist der Strand mit dem weißen und farbigen Zeuge bedeckt. Hier und da liegen träge Menschen im Schat-

*) Playa heißt auf spanisch Strand oder Ufer. Die Playa von Granada ist also der Strand des See's von Nicaragua bei der Stadt Granada, welche etwa eine gute Viertelstunde vom Wasser entfernt liegt. Die Bedeutung des Wortes wird aber auch auf das Gewässer ausgedehnt, welches einen Strand bildet. Aqui no hai playa — es ist hier kein Strand — soll soviel heißen, wie: es gibt hier keinen See oder kein Meer, der See oder das Meer reicht nicht hierher. Ebenso sagt man: die Playa ist heute warm, womit das Wasser gemeint ist.

**) Ein tropischer Wasservogel.

ten eines Baumes. Die Vorräthe von geröstetem Maismehl, Chokolade und Zucker werden zur Hand genommen, und in den Jicaras — Bechern aus der Schale der Frucht der Crescentia — wird der beliebte Trank des Landes, die erfrischende und nahrhafte Tiste gequirlt. Da und dort wird ein Feuer angezündet und die Bereitung eines frühen Mittagsmahles oder eines verspäteten Frühstücks begonnen. Piragnas, mit Häuten beladen, die nach San Juan del Norte bestimmt sind, bereiten sich langsam zum Abgange vor, der für den frühen Morgen bestimmt war und gegen Abend stattfinden wird. Kleine Skuner nehmen ihre Passagiere auf — heimkehrende Californier, die, mit Früchten beladen, an Bord gehen, — und lichten endlich die Anker.

Aber die Playa von Granada ist zugleich der öffentliche Paseo der Stadt, und am Abend vermehrt sich hier wieder die Bewegung und das Leben. Von Neuem wird von Hunderten das Bad in der lauen Fluth gesucht, der man sich hier, auf weichem Sande ruhend und von der plätschernden Welle leicht gehoben, gern auf längere Zeit überläßt; unbekümmert um Alligatoren und Haie, welche sich nicht in die Nähe dieses allzu belebten Ufers wagen. Aus dem Wasser kommend, besteigt man das Pferd zu einem Ritte längs dem Strande, welcher nach beiden Seiten interessant und genußreich ist.

Wendet man sich rechts, so hat man eine Meile bis zu den Isletas oder Corales, einer dichten Gruppe von mehr als hundert kleinen, waldbedeckten Felseninseln, welche von dem festen Lande am Fuße des Mombachovulkans nur durch einen schmalen Kanal getrennt sind. Hier stellen sich dem Blicke die reizendsten Gruppirungen von Wasser und Land, schwarzem Gestein, majestätischem Baumwuchs, dunklen heimlichen Plätzchen, und glänzenden Fernen dar. Die stillen, fischreichen Arme des See's zwischen diesen kleinen Inseln, mit dunkler spiegelglatter Oberfläche, oft von gewaltigen Bäumen überwölbt, bilden ein schwer zu kennendes Labyrinth, in welchem sich nur der indianische Bewohner dieser verborgenen Winkel zurecht zu finden weiß. Neben den steinernen Götterbildern seiner Vorfahren, deren Bedeutung er nicht mehr kennt, hat er hier seine Rohr- und Palmenhütte erbaut und mit seiner kleinen Bananenpflanzung umgeben. Kaum ist wohl auf einer dieser Inseln mehr als eine Familie. Einige sind ganz unbewohnt. Die Gruppe ist ein interessantes Jagdrevier, reich an vielerlei seltenem Wassergeflügel.

Wendet man sich vom Mittelpunkte der Playa links, so kann man dem Strande bis zu beliebiger Entfernung folgen. In der Nähe bildet das Ufer einen nicht hohen aber senkrechten Abbruch, unter welchem man jedoch während der trocknen Jahreszeit auf glattem Sandboden durchreitet. Immer auf diese Weise am Wasser hin, kann man, mit immer gleicher Scenerie in der Nähe, aber allmälig sich verändendem Blick in die Weite, zwanzig Meilen weit den Weg fortsetzen. Man gelangt in dieser Richtung nach Los Cocos, einem kleinen indianischen Dörfchen am Wasser, und etwas weiter nach dem Paso real, dem Uebergange über den Estero de Panaloya*). Es ist der Weg nach den Gebirgsprovinzen Chontales und Matagalpa.

Kehrt man gegen Granada zurück, so nimmt man auf diesem Strandwege erst die ganze wunderbare Schönheit der Lage dieser Stadt wahr, obgleich diese selbst nirgends zu sehen ist. Aber hinter ihr tritt nun der majestätische Mombacho frei in die Landschaft. Zu seinem Fuße liegen die reizenden Isletas. An ihn schließen sich die Höhen der Insel Zapatera und die beiden Piks der Insel Ometépek an, vulkanische Kegelberge von merkwürdiger Regelmäßigkeit; — und in dieses Land schmiegt sich, in zartgebogener Busenlinie, der glänzende See mit dem grünen waldigen Ufersaume.

Einige hundert Schritte landeinwärts findet man auf diesem Wege, hinter Bäumen und Gebüsch versteckt, ein ausgedehntes sumpfartiges Gewässer, theilweise mit riesenhaftem Schilfe verwachsen. In der dürren Jahreszeit ist ein Theil dieses Terrains trocken gelegt, und der noch übrig bleibende Sumpf ist dann der Aufenthalt unzählbarer Schaaren von Reihern, Störchen, Rohrdommeln, Gänsen, Enten, Wasserhühnern, Parren, Strandläufern u. s. w. Einige indianische Familien haben, hierdurch angelockt, am Rande dieses Gewässers ihre Hütten gebaut. Ihre Existenz ist auf den Besitz einer rostigen Flinte gegründet, welche, wenige Schritte von der Wohnung, zu jeder Zeit und ohne Mühe die nöthige Nahrung liefert. Dieser Sumpf ist in Granada mit keinem besonderen Namen bekannt, denn „el pantano" heißt nichts Anderes als: „der Sumpf". Ohne Zweifel ist dies die Lagune von Songozana, von welcher der Geschichtschreiber Oviedo erzählt, welcher wenige Jahre nach der Eroberung in diesem Lande war. Damals war die Gegend voll schwarzer Panther, die den Ansiedlern das Vieh raubten.

Die Indianer, welche die Ufer des See's bewohnten, als die Spanier in das Land kamen, nannten denselben Cocibolca. Was auch die Stellung sein wird, die Nicaragua in dem um sich greifenden neuern Weltverkehr zufallen mag, immer wird das Land um dieses schöne Gewässer dem neuern Ansiedler einladende Aussichten eröffnen. Granada wird, welche Projekte auch hier den Sieg davon tragen mögen, immer der Mittelpunkt für den innern Handel von Nicaragua bleiben, und in dieser Stellung seine jetzige Bedeutung in hohem Grade steigern. Die Playa wird dann, aller Wahrscheinlichkeit nach, noch viel mehr Leben und Thätigkeit zeigen als heute, aber nicht mehr wie jetzt mit beiden das idyllische Glück, und die durch keine menschliche Geschmacklosigkeit gestörte, reine, harmonische, unvergleichliche Schönheit der Natur verbinden.

*) Der Estero de Panaloya ist ein schmaler, tief in das Land schneidender Arm des See's, der zu dem natürlichen Kanal gehört, welcher früher diesen See mit dem von Managua verband.

Ein Besuch in der Grotte von Antiparos.

Diese berühmte Höhle ist in der neuern Zeit nicht häufig besucht worden, denn nicht oft kommen Reisende nach der kleinen Insel, welche zu der Mittelreihe der Cykladen gehört. Die nachstehende Schilderung verdanken wir dem Umstande, daß E. A. Spoll wegen Havarie auf Paros einlaufen mußte, und von dort aus einen Ausflug zu dem „Wunderwerke der Natur" unternahm.

Paros war schon im Alterthum seines herrlichen weißen Marmors wegen berühmt. Antiparos liegt gegen Südwesten und ist nur durch einen schmalen Kanal von der größern Insel getrennt. Spoll fuhr in den ersten Tagen des Julimonats 1859 hinüber; das Meer war ruhig, aber die Strömung, welche eine kleine Scylla und Charybdis bildet, heftig. Doch kam der Nachen ohne Unfall hinüber nach Antiparos, das im Alterthum Oliaros genannt wurde. Es ist merkwürdig, daß man das „Naturwunder" der Insel bei den alten Schriftstellern nicht erwähnt findet; offenbar kannten sie die herrliche „Tropfsteinhöhle" nicht.

Ein Besuch in der Grotte von Antiparos.

Im Jahre 1714 mußten die Venetianer das Eiland an die Türken abtreten; jetzt gehört sie zum Königreiche Griechenland. Sie ist an und für sich sehr unbedeutend, ihr Flächenraum beträgt etwa eine halbe Geviertmeile und sie hat kaum zwölfhundert Bewohner, welche Schiffer sind und Gerste bauen.

Aber die Landschaft ist in gewisser Beziehung nicht ohne Reiz. Dann und wann ruht das Auge mit Wohlgefallen auf kleinen Cedern- und Cypressenhainen, der wilde Thymian haucht erquickende Düfte aus, der Kapernstrauch grünt an den Felsen und der Mastixbaum, welcher auf den Inseln des Archipelagus seine wahre Heimath hat, fehlt auch hier nicht. Man bereitet aus ihm ein Raki, ein geistiges Getränk, das, mit Wasser vermischt, gelblich weiß wird, und unsern Wermuthextract ersetzt.

Gegen elf Uhr Morgens, sagt Spoll, langten wir am Eingange der Grotte an. Derselbe bildet ein geräumiges, von Felsenquadern gestütztes Portal, an welchem Kapernsträuche und Schlingpflanzen wuchern. An der rechten Seite liegt ein offenbar aus sehr altem Mauerwerk bestehendes Haus halb in Trümmern und ohne Dach; in demselben befindet sich eine Platte von weißem Marmor mit einem Kreuze; die darauf befindliche griechische Inschrift ist jetzt kaum noch leserlich. Sie lautet: „Als Kriton hier die Obrigkeit verwaltete, kamen hierher: Menander, Socharmos, Menekrates, Antipatros, Hippomedon, Aristeas, Phileas, Gorgos, Diogenes, Philokrates, Onesimos." Eine Ueberlieferung will wissen, daß dies die Namen von Verschworenen seien, welche Alexander dem Großen nach dem Leben getrachtet hätten, und nach Antiparos geflüchtet seien, als ihr Mordanschlag gescheitert war. Natürlich ist das Fabel, wahrscheinlich aber, daß jene Männer die ersten waren, welche die Grotte erforschten.

Unsere Schiffsleute und Führer schlangen ein Schiffstau um einen gewaltigen Pfeiler und dann glitten wir zunächst bis auf eine Felsenfläche hinab, die nur einige Schritte breit ist, stiegen nun zur Rechten an einem kleinen Abhange hinauf, und dort erst begann die eigentliche Einfahrt, welche nicht ohne Gefahr ist. Wir gingen auf einer langen Strickleiter hinab und gelangten auf eine feuchte, mit Moos überzogene Felsplatte. Dort mußten wir uns links halten, weil an der andern Seite ein tiefer Schlund gähnt, und kamen in eine lange, enge Röhre, in der wir gebückt gehen und manchmal auf allen Vieren kriechen mußten. Sehr unangenehm war der Qualm von den Fackeln und der übelriechenden Höhlendunst. Endlich waren wir an der Oeffnung, welche einige Fuß über dem Boden liegt und in die innere Höhle führt.

Grotte von Antiparos.

Diese bietet in der That einen zauberhaften Anblick und in unserm Bilde liegt nicht etwa Uebertreibung. Zunächst sind die räumlichen Verhältnisse in der That kolossal. Die Grotte liegt mehr als zweihundert Fuß unter der Oberfläche, ist nahe an dreihundert Fuß lang, anderthalbhundert Fuß breit und etwa einhundert Fuß hoch.

Das Gewölbe bildet einen unregelmäßigen Dom und von diesem hängen, in der Gestalt umgekehrter Kegel, sehr lange Stalaktiten herab; das gelbliche Weiß derselben wird nach den Spitzen hin durchsichtig weiß. Manche haben ganz seltsame Formen; einige gleichen genau einem Sterne, andere sehen aus wie ein Kopf Blumenkohl, wieder andere gleichen einer Kaskade, oder der Verschlingung phantastischer Pflanzen, kurz, man gewahrt eine „Apokalypse von Mineralien."

Der Boden ist mit Stalagmiten bedeckt, deren Formen nicht minder seltsam und mannigfaltig sind. Zunächst fällt dem Beschauer eine Stalagmitenmasse auf, welche bei einer Höhe von zwanzig Fuß deren etwa sechszig im Umfange hat. Man bezeichnet sie als den Altar, seitdem 1673 ein französischer Gesandter in der Türkei, Nointel, dort zur Weihnachtszeit hatte Messe lesen lassen. Er war drei Tage lang mit etwa fünfhundert Leuten in der Höhle; einhundert Wachskerzen und vierhundert Lampen brannten Tag und Nacht und die Grotte war einer erleuchteten Kirche vergleichbar. Die zum Andenken jenes Ereignisses in der Höhle angebrachte, lateinische Inschrift ist jetzt nicht mehr vorhanden.

Links vom Altar steht eine noch höhere Anhäufung von Stalagmiten; sie ist aber nicht so massenhaft und sieht aus wie eine kolossale, an den Felsen gelehnte Fenchelpflanze. Am innern Ende der Grotte, deren Boden eine sanfte Neigung hat, liegt eine kleinere Höhle, gleichsam ein Wohnzimmer neben einem großen Gesellschaftssaale, in gleicher Fläche mit der ersteren. Die Wände von weißem Marmor sind mit durchsichtigen Krystallen überzogen, die beim Bruch rauten- oder auch würfelförmige Stücke geben, etwa wie jene in der Baume (provenzalisch für Grotte) von San Michieco d'aïgue douço bei Marseille. In jener kleinen Grotte auf Antiparos bemerkte ich Stalagmiten, die kleinen, mit Rauhreif überzogenen Bäumen ähnlich sahen; beim Bruch zeigten sie Adern, concentrische, unregelmäßige Kreise gleich dem Splint grün gesägten Holzes.

Wir waren vollkommen befriedigt und stiegen wieder an das Tageslicht empor. Die Sonne goß abendlichen Purpurschein über das Meer aus; die Inseln Nio, Sikino und Polieandro stiegen veilchenblau aus dem Wasser und hoben sich scharf vom Horizont ab, während Paros wie eine schwarze Masse vor uns lag.

Annehmlichkeiten einer Postreise in der Wüste.

Wer hätte sich vor einem Vierteljahrhundert träumen lassen, daß Postkutschen in der afrikanischen Sahara fahren würden? Oder daß man in einem Eilwagen der sogenannten Klepperpost vom Missouristrom über die nordamerikanischen Prairien, die Felsengebirge, die Einöde des großen Binnenbeckens und über das kalifornische Schneegebirge bis nach San Francisco am Stillen Ocean befördert werden könnte?

Aber freilich, solche Wüstenreisen in der Postkutsche haben ihre ganz besonderen „Annehmlichkeiten", von denen wir uns auf den schönen macadamisirten Landstraßen Europa's wenig träumen lassen. Daß wir über den Splügen oder den Brenner ganz gemächlich hinrollen, finden wir in der Ordnung, und über den Semmering haben wir längst einen Schienenweg. Den Gegensatz zu unseren Reisen möge ein afrikanischer Wanderer erzählen.

Im östlichen Algerien liegt auf dem Wege von der berühmten Stadt Constantine nach Biskra, ungefähr mittwegs, die Stadt Batna, wo wir den Reisenden Thierry-Mieg finden. Am 4. Oktober 1859, sagt er, wollten wir um sechs Uhr Morgens nach der Oase El Kántara und Biskra abreisen. Der Postwagen, welcher den stolzen Namen Messagerie der Sahara führt, geht jeden fünften Tag ab. Wir hatten der Vorsicht halber unsere Plätze schon von Constantine aus belegt und waren zur anberaumten Stunde bereit. Aber unser Gastwirth wollte aus Eigennutz uns so lange als irgend möglich in Batna festhalten und machte allerlei nichtsnutzige Einwendungen; die Pferde seien von der letzten Fahrt her noch abgemattet, auch noch nicht gefüttert; die Stränge wären zerrissen, der Wagen müsse ausgebessert werden und weder Schmied noch Sattler sei zu finden.

Als zwei Stunden mit allerlei widerwärtigen Erörterungen vertrödelt waren, eröffnete man uns um acht Uhr, es sei nun zum Abreisen viel zu spät. Nun lief uns die Galle völlig über, wir waren in der That grimmig und erklärten bestimmt, daß wir uns nach irgend einer andern Reisegelegenheit umsehen wollten. Da wurden dann sofort auch andere Saiten aufgespannt; Sattler und Schlosser stellten sich ein, besserten rasch einige Kleinigkeiten aus, die Pferde wurden vorgelegt und um neun Uhr ging es vorwärts.

Gleich jenseit Batna gelangten wir in eine dürre, verbrannte Gegend, denn die Sommerhitze hatte den Pflanzenwuchs, der zur Winterzeit in einigen Gegenden recht hübsch sein soll, völlig zerstört. Der Weg führt amtlich den prunkvollen Namen Kaiserstraße von Stora nach Tuggurt, wurde aber immer schlechter und bald sah man gar nichts mehr von ihm; die Bahn verlor sich völlig. Vier kräftige Araberpferde zogen unsern Wagen im Trab oder Galopp über Stock und Block, und wir meinten schon jetzt, er müsse jeden Augenblick zusammenbrechen. Der trockene Boden wird immer härter und steiniger; der Pfad geht über und durch Felsblöcke, die dicht mit Staube bedeckt sind; die Pferde können also den Tritt fest aufsetzen. Das Thal wird allmälig immer enger und hat zu beiden Seiten hohe, ganz kahle Steinwände.

Das Alles möchte noch hingehen, aber neben dem Pfade läuft in tiefer Schlucht ein Fluß, der Uëd Breuis oder Kántara, durch welchen man immer und immer wieder hindurch fahren muß; denn was bleibt uns denn übrig an Stellen, wo ein vorspringender Fels den Weg versperrt? Man muß sich auf dem andern Ufer einen Weg suchen, weiß aber im Voraus, daß es dort gerade so geht. Endlich hört aller Pflanzenwuchs auf, Erdboden, Berge, Alles, so weit der Blick reicht, ist gleichförmig fahlgelb, die Sonne brennt vom durchsichtig blauen Himmel wie ein Feuerball, strahlt das Licht funkelnd zurück und aller Schatten verschwindet. Statt der Bäume sieht man die Stangen des elektrischen Telegraphen, und hin und wieder begegnet man den Karawanen afrikanischer Nomaden, welche in die Sahara ziehen.

Die Flußübergänge sind von ganz eigenthümlicher Art. Von Brücken ist natürlich gar keine Rede. Das Strombett hat an vielen Stellen nur sehr wenig Wasser und bietet an sich geringe Schwierigkeiten dar, aber es liegt nicht selten zwischen Uferwänden von zwanzig bis dreißig Fuß Höhe; man muß also auf dem einen Ufer den steilen Abhang hinunter und am anderen wieder hinauf fahren. Der Weg machte eine große Menge von Windungen und ist so schmal, daß der Wagen unfehlbar in den Abgrund stürzen muß, sobald die Räder ausweichen. Auf so halsbrechenden Pfaden würde in Europa auch der tüchtigste Pferdelenker mit ganz besonderer Vorsicht zu Werke gehen, weil er weiß, daß Alles verloren ist, sobald ein Thier stürzt; er würde die Fahrgäste an manchen Stellen, namentlich an solchen, wo es vom Wasser aus steil anwärts geht, aussteigen lassen, damit der Wagen weniger beschwert sei. Aber in Afrika kennt man so kleinmüthige Verzagtheit gar nicht und ist weder so geduldig, noch so ängstlich. Sobald der Kutscher an den Uferrand kommt, läßt er die Pferde „langsam" gehen, das heißt in kleinem Trabe, und der Wagen rollt abwärts. Der ängstliche Fahrgast meint jeden Augenblick, daß er in die tiefe Schlucht hinabstürzen werde, sieht mit Schrecken die mächtigen Kiesel, an welchen der Wagen zerschellen oder ein Pferd ausgleiten könne, er überdenkt, wie tief das Wasser sei, und meint, da es doch einmal ohne Umstürzen nicht abgehen könne, so werde doch besser sein, wenn er an einer Stelle in den Abgrund fiele, wo Sand oder Rasen liegt.

So weit ist noch Alles ohne Halsbrechen abgegangen, aber nun ist der Postillon etwa zur Hälfte abwärts gekommen. Was macht der tollkühne Mensch, ist er wahnsinnig geworden? Er peitscht ja auf die Pferde wie besessen, läßt die Zügel schießen, knallt dann mit der Peitsche und hinab geht der Wagen wie eine Lawine! Die Kutsche fliegt über Stock und Stein, über Felsen und Kiesel wie ein Fangball. Die Seiten krachen, die Schrauben kreischen, die Nägel wackeln, die Fenster klirren und die eine Scheibe geht in Scherben. Zehnmal ist handgreifliche Gefahr da, daß Alles überschlagen und hinabstürzen werde; aber der Fuhrmann kümmert sich gar nicht darum, sondern kommt mit heiler Haut hinab, sprengt in's Wasser hinein, gelangt an's andere Ufer und läßt die Gäule im Trab eine Anhöhe hinauf rennen!

Wenn man dergleichen zum ersten Mal erlebt, wird es einem sehr unbehaglich zu Muthe; man macht im Geiste schon sein Testament, denn man hält sich für unrettbar verloren Das ist ja ein wahrer Höllenspektakel; man wird im Wagen auf und ab, hin und her geworfen, man wird braun und blau geschlagen. Aber der Mensch gewöhnt sich an Alles, auch an die Todesgefahr. Wenn man die Sache binnen wenigen Stunden ein halbes Dutzend Mal mitgemacht hat, wird man, so zu sagen, dickfellig gegen die Gefahr, welche man kaum noch in Betracht zieht; man schläft sogar trotz aller Stöße und Rucke ein und öffnet nur dann und wann einmal die Augen.

Es bleibt aber doch unbegreiflich, daß der Wagen nicht in tausend Trümmer geht und die Pferde Alles ohne Beinbruch überstehen. Freilich hatten wir treffliche Gäule und der Postillon verstand seine Sache aus dem Fundament. Die Pferde waren acht Tage unterwegs gewesen, hatten täglich zehn deutsche Meilen gemacht und doch war ihnen keine Ermüdung anzumerken. Der Rosselenker, ein junger Mann von etwa zwanzig Jahren, hatte vor zwei Jahren den ersten Wagen, welcher überhaupt zwischen Batna und Biskra ging, gefahren. Im Herbste und bei Tage, meinte er, sei die ganze Sache ein Spielwerk, aber wenn im Winter die Flüsse angeschwollen seien und man bei dunkler Nacht vorwärts müsse, dann sei die Geschichte gar kein Kinderspiel; zuweilen ist es dann unmöglich hindurchzufahren, und man muß warten, bis das Wasser sich etwas verlaufen hat. Der junge Mann erzählte: „Im vorigen Winter fuhr ich einen Engländer nach Biskra. Ich sah wohl,

daß am Kantaraflusse große Gefahr zu besorgen stand und theilte das dem Reisenden mit. Der war ein unerschrockener Mann und sagte, was ich thue, sei ihm auch recht; so viel Muth wie ich selbst hätte, besäße auch er. Nun mußte ich achtzehn Mal durch den angeschwollenen Strom fahren; manchmal schwamm der Wagen, und die Pferde hatten auch keinen festen Grund unter den Hufen. Wir sind aber mit heiler Haut nach Biskra gekommen, und der Engländer hat mir in seiner Freude achtzig Francs geschenkt."

Der Ausbruch des Vesuv.

Seit 1855 ist der Vesuv eigentlich nicht mehr ruhig gewesen. Der Eruption jenes Jahres folgten seitdem manche andere, aber keine war so gewaltig als die, welche am 8. December 1861 begann und seitdem ungeheure Verwüstungen anrichtete. Man hat einige Tage lang befürchtet, daß sie eben so verheerend sein werde, wie die weltberühmte vom 24. August 79, welche aus dem alten, bis dahin ruhigen Krater den jetzigen Vesuvkegel emporhob. Damals wurde Herculanum mit sechs nach einander folgenden Lavaströmen überdeckt, auf welchen nun Portici und Resina stehen. Erst im Jahre 1709 entdeckte man die alte Stadt wieder. Pompeji wurde unter einem Aschenregen begraben und ist uns erst seit 1755 wieder bekannt; auch Stabiae wurde verschüttet, und über dieser alten Römerstadt ist nun Castellamare gebaut. Damals warf der Vesuv eine so gewaltige Menge von Asche aus, daß der Nordwind sie bis Aegypten und Syrien trieb; in Rom sah man die Sonne nicht.

Seitdem ist der Vesuv, dessen Gipfel nicht bis zu 4000 Fuß Höhe über dem Meer hinanreicht, ein thätiger Vulkan und hat die Anwohner des Golfes von Neapel oftmals in Angst und Schrecken versetzt. Im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert hielt er eine Zeitlang Ruhe, dann aber folgten wieder Ausbrüche in längeren Zwischenräumen, und jene von 1639, 1767, 1834 und 1835 waren gewaltig. Bei der Eruption von 1839 stieg die Feuersäule mehr als elfhundert Fuß über den Krater empor.

Wir haben mehrere Mittheilungen von Augenzeugen über den jetzigen Ausbruch vor uns liegen, aus denen wir das Nachfolgende zusammenstellen.

Unterm 10. December meldet ein Bericht: Von Neapel aus sah man gestern weiter nichts als mächtige Rauchsäulen, die bis zu gewaltiger Höhe emporstiegen. Ich bin überzeugt, daß sie von den unteren Oeffnungen des Berges bis zu zehntausend, vom untern Krater bis dreitausend Fuß hoch aufwirbelten. Unsere Straßen hier in Neapel blieben bisher frei von Asche, aber die Sonne sah aus wie bei einer Finsterniß. Ich begab mich nach Torre del Greco, wohin eine große Menge von Zuschauern strömte, um das gewaltige Naturschauspiel in der Nähe zu betrachten. Der Wind wehete vom Norden nach Süden, und so waren wir dem Staubregen, welcher unaufhörlich und in dichter Masse herabfällt, nicht ausgesetzt. Das Athmen wurde mir schwer. Die unglückliche Stadt, in welcher seither etwa zweiundzwanzigtausend Menschen wohnten, fand ich fast ganz verlassen, die Häuser gänzlich verödet, und die Menschen waren so schnell entflohen, daß noch Melonen und andere Früchte außen vor den Fenstern hingen; man hatte sich nicht die Zeit gegönnt, sie mitzunehmen. An der Eisenbahnstation war ein Menschengedränge; viele Flüchtlinge hatten etwas Bettwerk und andere Habseligkeiten gerettet, um damit weiter zu ziehen; Nationalgardisten und Bersaglieri hielten Wacht gegen die Schaaren von Dieben, welche das gräßliche Unglück ihrer Mitbürger ausbeuten.

Alles weit und breit sieht schwarz aus; der feine Staub, der wie ein Regenschauer herabgefallen ist, liegt fünfthalb Zoll hoch auf Straßen und Dächern. Von den letzteren fand ich manche, die querüber und wagerecht, andere, die senkrecht auseinander gebrochen waren. Aber den ganzen ungeheuern Schaden übersieht man erst, wenn man ein wenig weiter geht. Dort zählte ich zwischen vier- bis fünfhundert Häuser an der Berghalde, die unbewohnbar sind. Der Eigenthümer einer sehr hübschen Villa, welcher zurückkam, um noch Einiges zu retten, fand dieselbe derart verschoben, daß er keine Thür öffnen konnte; er zerschlug die Fenster und drang hinein.

Der bekannte Vesuv-Führer Giovanni Cozzolino, welcher die Eruption vom Anfang an beobachtet hat, erzählt Folgendes.

Am 8. December Morgens 11 Uhr und 15 Minuten verspürte man in Torre del Greco eine heftige Erderschütterung, welche in Zwischenräumen von fünf bis zehn Minuten wiederkehrte. Die Einwohner ängstigten sich sehr, denn sie besorgten ein förmliches Erdbeben. Auch in Resina empfand man um Mittag eine zitternde Bewegung, aber nicht so stark. Um drei Uhr Nachmittags that sich dann oberhalb Torre del Greco die Erde mächtig weit auf, etwa eine halbe italienische Meile unterhalb des bei der Eruption von 1774 gebildeten Kraters. Das Haus des Herrn Francesco Cruci wurde nebst vier anderen nahe gelegenen in die Luft geschleudert. Am 9. December Morgens kam die Lava bis auf etwa eine Viertelstunde Weges oberhalb des Kapuzinerklosters, das zerstört ist. Der Strom war eine halbe Miglie breit. Alle Häuser in Torre haben Risse und die Bewohner sind entflohen. Während sich oben im Krater neue Kegel bildeten, war der Berg ruhig, aber um zwei Uhr Morgens brach der große Krater mit fürchterlichem Gekrach aus, und schleuderte Asche und Steine bis in eine gewaltige Höhe empor. Jedes Aufstoßen ist mit donnerähnlichem Getöse verbunden. Der Führer Gennarino Sannino näherte sich der glühenden Lava, um eine Münze hinein zu drücken, wurde aber dabei von einem großen Steine, welcher ihm auf den Kopf hernieder fiel, sofort erschlagen.

So weit der Führer Cozzolino. Es hat sich jedoch ergeben, daß sich an der von ihm bezeichneten Stelle zwei größere und mehrere kleinere Kegel gebildet haben; an manchen Stellen gab die Erdkruste dem innern Feuer nach und stürzte zusammen. Der größte unter den neugebildeten Kegeln bildet nur eine Ellipse. Aus Beiden drang zuerst ein Lavastrom hervor, welcher ganz Torre del Greco mit Untergang bedrohete, aber er wurde durch eine Erdschwellung abgelenkt und theilte sich an derselben in zwei Ströme, auch wurde die Gewalt dieses untern Lavaergusses dadurch gemindert, daß um 2 Uhr früh (am 9. December, Montags,) der Hauptkrater sich öffnete; sonst wäre wohl Torre völlig überfluthet worden.

In Torre del Annunziata fand ich in den Straßen eine große Menge von Flüchtlingen; viele saßen auch auf den flachen Dächern der Häuser und beklagten ihr Mißgeschick. Schon am Sonntage waren etwa fünftausend heimathlos gewordene Menschen hier eingetroffen, und seitdem hat ihr Einzug unaufhörlich fortgedauert. Man kehrte den Staub von den Dächern. In Castellamare sah ich noch mehr Jammer. Boote, mit Bettzeug, Stühlen und Tischen beladen, kamen in Menge an; der Marktplatz war bedeckt mit Fuhrwerk aller Art, in welchem die Armen sich gerettet hatten; viele lagen dumpf vor sich hinbrütend auf Matratzen, namentlich Alte, Kranke und Kinder. Jedermann blickte nach dem Berg hin, denn alle Augenblicke erwartete man, daß die „Artillerie der Natur" sich entladen werde. Die Behörde that, was in ihrer Macht stand, um den Leuten Nahrung und Unterkommen zu verschaffen, und stellte alle öffentlichen Gebäude zur Verfügung.

In Castellamare hatten wir keinen Aschenregen, sondern blauen Himmel; aber ich ging weiter, um den Bergvorsprung herum, und dort war es sogleich ganz anders. Ich fand Alles mit Asche überdeckt, auch mich selber. Die silbergrauen Olivenbäume sahen schwarz aus, die gelben Orangen hatten am obern Drittel einen schwarzen Ueberzug. Der Aschenregen war dick. Unsere nordischen Knaben

pflegen mit den Fingern oder mit Stöcken Namenszüge in den Schnee zu machen; Knaben am Vesuv schrieben sie in die Aschenlagen, welche der Vulkan herabgeregnet hatte. Auch in Sorrent fand ich diese Asche, und dort sogar in den Häusern, obwohl man Fenster und Thüren sorgfältig geschlossen hatte. Auch auf Capri und an der ganzen Küste hin ist sie gefallen. Ueber dem ganzen herrlichen Golf lag ein schwarzes Leichentuch, und so dunkel war es, daß die Marktschiffer, welche tagtäglich von Sorrent nach Neapel fahren, am Morgen des neunten Decembers sich nach dem Kompaß richten mußten, um nicht irre zu segeln. Mir knirschte die Asche unter den Zähnen, die Augen schmerzten mir und thränten, obwohl ich meinen Schirm aufgespannt hatte.

Am 9. Abends hatte ich hier ein großartiges Schauspiel. Die schwarze Säule erhob sich majestätisch und wurde vom Winde weit über das Meer hinausgetragen, während aus dem Krater unaufhörlich Blitze hervorzuckten. Heute früh, 10. December, rollen die Rauchwolken in und durch einander, und die Sonne, welche hinter denselben steht, gewährt einen seltsamen Anblick, der sich nicht beschreiben läßt. Was jenseit des schwarzen Bahrtuches, das über dem Meere hängt, vorgeht, ist unsichtbar; nur dann und wann reißt ein Windstoß eine Lücke hinein und ich erblicke Capri und Sorrent in einem kohlschwarzen Rahmen. Schiffer versichern mich, daß sie am Sonntag Abend ein Seebeben verspürt haben. Gewiß ist, daß dieses sonst so klare, blaue Meer, unter der schwarzen Luftdecke, wie Schlammwasser aussieht, und daß bei jedem Ruderschlage eine Masse Staubes zur Rechten und Linken hinfliegt.

Am 11. December war der Vesuv nicht mehr so wild; aber wenn der Berg ruhiger wird, dann kommen die Erdbeben. Wir haben schon mehrere Stöße gehabt. —

In einem Bericht der Allgemeinen Zeitung, aus Neapel vom 10. December, heißt es: — Hinter Torre del Greco, am besten von den Kratern aus, bietet sich dem Auge im trüben, vom Aschenregen geschwächten Sonnenlichte, da wo sonst die kostbaren Trauben der Lacrimä Christi hingen, ein grausiges Chaos. Das plötzliche, anfangs gar nicht zu hoffende Stillstehen der Lava dicht vor Torre del Greco ist dem Einfluß einer spätern zweiten Eruption auf der pompejanischen Seite zuzuschreiben. Diese wälzt ihre glühenden Massen ohne Gefahr für die angebaute Gegend über alte Lavafelder vor. Auch der große Vesuv zeigt unverkennbar die Absicht, bei dem Ausbruche sich gleichfalls zu vertheidigen. Seit gestern grollt er so vernehmlich, daß seine Stimme bis nach Neapel tönt. Eine gewaltige Rauchsäule, in ihrem unteren Theil von einem hellen Feuerschein geröthet und oft von leuchtenden Blitzen durchzuckt, entsteigt seinem Krater und breitet sich hoch oben über den ganzen Golf von Neapel aus. Es sind wirklich elektrische Blitze, vermuthlich durch die Reibung der großen Dampfmassen erzeugt, welche scheinbar von oben in die dunkle Säule hineinschlagen. Ich bemerke von meinem Fenster aus, daß auch der große Krater jetzt angefangen hat, einen Lavastrom hinunter zu senden. In den Ortschaften am Fuße des Berges fürchtet man, so wie die Sachen jetzt stehen, weder die Lava, welche schwerlich über die alten Felder hinaus kann, noch den lästigen Aschenregen, welcher die Erde stellenweis mit einer zollhohen grauen Decke belegt hat; wohl aber besorgt man eine Wiederholung der Erderschütterungen.

Vom 11. December Schon gestern Abend bildeten die neuen Krater am Fuße des Vesuvs nur noch flache Trichter, in welche Jeder hinabsteigen konnte, der die Schwefeldämpfe nicht scheuete. Auch der Hauptkrater hatte ausgetobt und schickte nur noch hin und wieder in einzelnen Stößen schwarze Rauchmassen in die Höhe. Heute ist Alles vorüber. Der Vesuv ist von den Aschenwolken, welche ihn drei Tage lang einhüllten und die ganze Umgegend mit zollhoher Asche bedeckten, befreit, und ragt wieder so ruhig wie vorher in den blauen Himmel hinein. —

Vom 12. December. Die Eruption ist zwar seit vorgestern vorüber, doch hat sich die Hoffnung, daß nun auch die Erdbeben ein Ende haben würden, leider nicht bestätigt. Viele der schon durch die früheren Erschütterungen stark beschädigten Häuser konnten den neuen, nur am Fuße des Vesuvs verspürten Stößen nicht widerstehen und stürzten gestern zusammen. Torre del Greco, welches am 8. und 9. December wie durch ein Wunder der Zerstörung durch die Lava entging, wird jetzt, wie es scheint, vom Erdbeben in einen Trümmerhaufen verwandelt werden. Auch von dem nahe bei Resina gelegenen königlichen Lustschloß Favorita ist ein Theil zusammengestürzt. Die Eisenbahnbrücke ist stark beschädigt. Die Schienen sind an mehreren Stellen durch klaffende Erdspalten auseinander gerissen; die Fahrten hat man einstellen müssen. Am Wasserstande kann man bemerken, daß der Erdboden sich in und bei Torre del Greco um etwa einen Fuß emporgehoben hat. Der Hauptkrater zeigt nach der Eruption eine ganz neue Gestalt. Auf der Spitze des Berges, wo früher eine Ebene, in dieser Ebene der große Krater, und in diesem wieder an der einen Seite die eigentliche Oeffnung von nur 15 oder 16 Fuß Durchmesser sich befand, ist jetzt ein riesiger, mehrere hundert Schritte breiter Schlund, dessen Boden man wegen des beständig heraufsteigenden Qualms noch nicht gewahren kann. Das Zusammenbrechen der Häuser und die Fortdauer der Erdstöße geben zu der Befürchtung Anlaß, daß der ersten Eruption bald noch eine zweite folgen werde. —

Torre del Greco ist nun zum neunten Male durch vulkanische Gewalt zerstört worden, aber immer wieder haben Menschen auf dieser dem Untergange geweihten Stelle sich angebaut. So lockend ist der Zauber dieser Gegend. Schon vor dem 17. December waren zwei Drittel der Stadt eingestürzt, die schönsten Paläste waren ein Trümmerhaufen, die Pfarrkirche war eine Ruine. Die Brunnen sind vertrocknet, aus den Erdrissen steigen bläuliche Flämmchen und Schwefeldünste auf, das Meer hat sich der Küste entlang etwa zehn Fuß weit zurückgezogen. Das Wasser sprudelt wie siedend. Diese Erscheinung setzt die benachbarten Orte in große Schrecken, man befürchtet einen Regen siedenden Wassers. Der Jammer ist gränzenlos, die Hilfsquellen sind ungenügend, viele einst wohlhabende Leute bitten um Almosen, mehr als 24,000 Menschen sind ohne Obdach und haben keine Hoffnung, jemals ihre Wohnungen wieder zu sehen. Am 16. December schleuderte der Vesuv dichte Aschenwolken aus. Torre del Greco hat sich mehr als anderthalb Ellen über die Meeresfläche erhoben.

Auf dem großen Platze vor der Kirche von Torre del Greco hat sich ein weiter Schlund geöffnet, in dessen Grund man eine verhärtete Lavaschicht und die alte Straße der Stadt erkennt. Piazza Constantinopoli bei der Kirche Madonna addolora ist um zwanzig Fuß gesunken. —

Berichte vom 21. December schreiben: Torre del Greco ist nun vollständig ein Trümmerhaufe; die wenigen noch stehenden Häuser sind unbewohnbar und stürzen allmälig ganz ein. Die sechsundzwanzigtausend Bewohner sind in der Umgegend untergebracht worden. —

Am 24. December spie der Vesuv wieder eine dicke Aschensäule aus, welche der Wind bis nach Neapel trieb; an einigen Orten verspürte man am Tage vorher acht Erdstöße.

In den letzten Tagen des Decembers meldete ein Augenzeuge Folgendes: Torre del Greco ist eine Stadt auf Krücken; viele Krüppel von Häusern sind bereits eingefallen, und viele andere stürzen nach. Professor Palmieri, die große Autorität über den Vesuv, bestätigt, daß eine Erhebung des Bodens stattgefunden hat, und ermahnt die Eigenthümer, sich nicht früher wieder anzubauen, als bis die zu erwartende Senkung eingetreten sei. Aber mit einer Verblendung, die wie Wahnsinn aussieht, lassen sich die Einwohner kaum mit Gewalt von der Rückkehr in ihre wankenden Häuser abhalten. Nach allem zu schließen, ist der Berg von oben bis unten gespalten, und der Riß geht bis weit in das Meer hinaus. In wenigen Worten läßt sich das klar machen. Elf Krateröffnungen über Torre del Greco stoßen Schwefeldämpfe aus, und der größte derselben ist 70 bis 80 Fuß weit und 100 Fuß tief. Von diesem Punkt aus spaltete sich am 8. Decem-

ber, nach heftigem Getöse und Aufschwellen der Oberfläche, der Boden, und es entstand ein feuriger Riß bis fast an den Außenrand der Stadt, durch welchen dieselbe unsichtbare dämonische Gewalt vordrang, die Straßen offen legend und einen Theil der verschütteten ältern Stadt aufdeckend und dann in das Meer hinausrennend. Alles das liegt vor Augen... Gestern kehrte der englische Dampfer Exmouth, welcher ausgelaufen war, um seine Armstrongkanonen zu probiren, an Torre del Greco vorüber zurück, und mußte dabei einen Wirbel im Meer umschiffen, der sich seit dem Ausbruch des Vulkans gebildet hat, und ungefähr 360 Fuß im Durchmesser groß sein mag. Er kochte heftig und hauchte einen starken Schwefelgeruch aus. Ein 30 Fuß langes Boot wurde niedergelassen und in die Mitte des Wirbels gesteuert, der es wie einen Kreisel herumdrehte. Die Sondirung ergab 23 Faden Wasser, und das Senkblei brachte Sand und Schwefel herauf. Von der Peripherie des Wirbels aus läuft ein etwa 60 Fuß langer Schweif in der Richtung auf Sorrent aus, und ist von schöner hellgrüner Farbe. Alles Wasser war lauwarm, hatte einen starken Schwefelgeruch, und viele Fische sind abgestanden. Die Erhebung des Bodens, auf welcher Torre steht oder vielmehr stand, beträgt genau 1,12 Meter, und die zu Land aufsteigenden Gase sind stärker als die sich zur See entwickeln, so zwar, daß vor ein paar Tagen ein Mann dadurch getödtet wurde, und mehrere Leute, die sich da verweilten, fast in Ohnmacht fielen.

Die constitutionelle Verfassung des Königreichs Tunis.

Wir haben jüngst den Text der Constitution des Staates Tunis gelesen; sie ist ein merkwürdiges Aktenstück. Wer hätte sich noch zu Anfang unseres Jahrhunderts träumen lassen, daß dieser ehemalige Barbareskenstaat, das Seeräubernest, dessen Piraten ein Schrecken aller friedlichen Handelsschiffer waren, sich in einen constitutionellen Staat umwandeln würde, und daß in einem mohammedanischen Lande die politische und religiöse Freiheit eine Stätte finden könne? Wie wird einem Franzosen zu Muthe werden, wenn er sich sagen muß, daß der tunesische Staatsbürger sich unendlich freier bewegt, viel mehr politische Rechte besitzt, als der Angehörige der „großen Nation" unter der napoleonischen Dictatur! Auch andere europäische Staaten könnten sich an einigen Bestimmungen dieser Verfassung des Barbareskenlandes ein Muster nehmen.

Daß der letztern europäische Muster als Maßstab dienten, ist klar. Es fragt sich, wie viel von den Formen sich im Fortgange der Zeit halten kann und bewähren wird; aber die allgemeinen Unterlagen und die Grundsätze der Freiheit für alle Staatsangehörigen und der Gerechtigkeit gegen Jedermann, ohne Unterschied der Abkunft und Religion, sind gut; es kommt also darauf an, sie zu behaupten und in's Leben zu führen.

Tunesien, an der nordafrikanischen Küste, hat eine vortreffliche Lage zwischen Algerien und dem tripolitanischen Gebiete; es liegt Sicilien und Sardinien gegenüber, unweit von den Trümmern des alten Karthago, in der Region, wo das westliche Becken des Mittelmeeres mit dem östlichen zusammenhängt. Das Gebiet hat einen Flächeninhalt von nicht ganz viertausend Geviertmeilen, besitzt zum großen Theil fruchtbaren Boden und das Klima ist gut. Alle natürlichen Bedingungen zu Gedeihen und Aufschwung sind vorhanden, es kommt also nur auf die Menschen an, die reichen Hülfsquellen des Landes angemessen zu benutzen und zu entwickeln. Die Bevölkerung ist, wie in allen levantinischen und insbesondere den nordafrikanischen Gegenden, sehr bunt, doch bilden von den etwa drei Millionen Bewohnern Araber und Mauren die Mehrzahl. Dazu kommen nahe an 200,000 Juden, welche dort eine Gleichberechtigung gefunden haben, welche in manchen „christlichen" Gegenden ihnen auch heute noch nicht gewährt ist, viele Neger, sodann Malteser und andere Europäer.

Der Bey ist dem Namen nach abhängig vom türkischen Sultan, in der That aber souverän, und seine Würde ist erblich; darin liegt ein großer Vorzug gegenüber dem Paschawesen, das einen häufigen Wechsel bedingt. Tunis machte schon 1842 Ernst mit dem Fortschritt, denn es hob damals den Sklavenhandel auf; die Sklaverei selbst wurde 1846 abgeschafft. Elf Jahre später that der Bey einen entscheidenden Schritt; er veröffentlichte am 9. September 1857 in Gegenwart der Vertreter der europäischen Mächte ein Staatsgrundgesetz, welches 1860 so manche Erweiterungen erfuhr, daß man nicht umhin kann, dasselbe nun als eine constitutionelle Verfassung in vollem Sinne des Wortes zu bezeichnen.

Tunis hat mit den alten orientalischen Ueberlieferungen völlig gebrochen, um in den Kreis der abendländischen Anschauung und Gesittung zu gelangen. Sitten, Gebräuche und Religion werden morgenländisch bleiben, aber das Staatswesen soll europäisirt werden, in die Verwaltung kam eine Regelmäßigkeit und eine Beseitigung von Willkür, dergleichen man im übrigen Oriente nicht hat.

Die neue Verfassung wurde schon 1858 entworfen, sorgfältig geprüft und 1860 vom Bey Sidi Mohammed Sadak veröffentlicht und beschworen. Der erste Text vom 20. Moharrem 1274 der mohammedanischen Zeitrechnung (28. Juli 1858) gewährte bereits der gesammten tunesischen Bevölkerung vollständige Religionsfreiheit und Gleichheit vor dem Gesetze, persönliche Freiheit und Sicherheit; er führte die Conscription ein, damit fortan der Soldat nicht mehr von Willkür abhänge und auf ungewisse Zeit dienen müsse; er gab Sicherheit für das Eigenthum und die Freiheit der Arbeit, und enthielt ein Kapitel über „die Gewährleistung der Ehre und der Sicherheit des Einzelnen."

Dergleichen war im Orient unerhört, und der türkische Hattischerif von Gülhane und der viel besprochene Hat Hümajun, welche den christlichen Bewohnern des osmanischen Reiches gewisse Rechte verbürgen, wollen im Vergleiche zu den tunesischen Bestimmungen so viel wie gar nichts bedeuten. Der gegenwärtige Bey ließ die früheren Bestimmungen revidiren, und veröffentlichte dann ein nun geltendes „Organisches Gesetz, oder politischer und administrativer Codex für das Königreich Tunis," im Namen des allbarmherzigen Gottes.

In der Einleitung sagt Mohammed el Sadak, Bascha Bey: „Als die hohen Beamten mich mit Einstimmigkeit und gemäß dem Erbfolgegesetz gewählt haben, nach dem Ableben meines Bruders, das eintrat, als meine Pflichten mich von der Hauptstadt fern hielten, da folgte ich ihrem Rufe. Ich kam ganz allein, ohne Schwert oder Lanze, ohne Soldaten oder irgend welche Gewalt. Sie huldigten mir, nachdem ich vor ihnen geschworen hatte, das von meinem verewigten Bruder am 20. Moharrem 1274 veröffentlichte Staatsgrundgesetz zu beobachten und darauf leisteten sie mir den Eid. Ich schwor den meinigen in folgender Weise:

Im Namen des allbarmherzigen Gottes! Gesegnet sei der, welcher gemacht hat, daß das Vertrauen die wirksamste Ursache des Gedeihens und der Wohlfahrt ist. Segen und Heil über unsern Herrn Mohammed, seine Aeltern, Gefährten und Alle, welche auf dem Pfade der Tugend ihm gefolgt sind.

Dann sagte der arme Sklav Gottes, ich, der Muschir Mohammed el Sadak, Bascha Bey — möge Gott ihn stärken bei seinen löblichen Absichten und der ihm anvertrauten Würde, — Ich habe die Huldigung der hohen Würdenträger empfangen, gemäß dem Staatsgrundgesetze, welches allen Bewohnern gewährleistet die Sicherheit ihrer Ehre, ihrer Habe und ihrer Personen. — — Ich habe geschworen und schwöre vor Gott, daß ich alle Grundsätze be-

folgen werde, welche in demselben enthalten sind, und Nichts thun will, was denselben zuwider ist."

In der Einleitung zum Staatsgrundgesetz sagt der Bey unter anderen vortrefflichen Dingen auch Folgendes:

„Indem ich von Allah die Obliegenheit erhielt, über seine Kreaturen zu regieren, legt er mir gebieterische Pflichten auf, die ich nur unter seinem Beistande erfüllen kann. Ich setze, Allmächtiger, mein Vertrauen in Dich! Ich bin entschlossen, daß auf Keinem, der meiner Fürsorge anvertraut ist, Ungerechtigkeit lasten soll, und ich werde Nichts verabsäumen, um einem Jeden in seinem Rechte zu schützen. Gott ist mein Zeuge dafür, daß ich seine hohen Gebote annehme, um zu beweisen, daß ich die Wohlfahrt des Staates meinem persönlichen Vortheile vorziehe. Dafür opfere ich meine Zeit, meine Kräfte und strenge dafür meinen Geist an. Ich habe bekanntlich schon angefangen, die Steuern zu vermindern, und Gott hat gewährt, daß diese Verbesserung eine Quelle des Glückes wurde. Mein Volk darf sich auf noch andere Verbesserungen Hoffnung machen. Die Hand ungetreuer Haushälter ist fortan gelähmt. Für Verbesserungen muß man allgemeine Grundlagen finden, denn ohne solche schafft man unübersteigliche Schwierigkeiten."

„Ich habe mich überzeugt, daß die meisten Angehörigen meiner Staaten kein volles Vertrauen zu dem hegen, was ich doch in der besten Absicht gethan habe. Es ist aber ein Gesetz der Natur, daß der Mensch erst dann zu vollem Glücke gelangt, wenn ihm seine Freiheit voll und ganz gewährleistet ist, wenn er mit Sicherheit weiß, daß er gegen Unterdrückung Schutz findet hinter dem Bollwerke der Gerechtigkeit, und wenn er seine Rechte geachtet sieht. Das Herz des Menschen, der Glauben auf die Freiheit setzt, wird gekräftigt."

Die Grundzüge des tunesischen Gesetzbuches über Rechtspflege und Verwaltung sind folgende:

1. Allen Unterthanen wird für Person und Habe volle Sicherheit gewährleistet.

2. Jedermann ist steuerpflichtig; zu Gunsten der Vornehmen findet kein Privilegium statt.

3. Alle Landeseinwohner sind vor dem Gesetze gleich, „denn das ist ein Recht, welches von Natur allen Menschen zukommt. Die Gerechtigkeit auf Erden ist eine Waage, welche das gute Recht gegen die Ungerechtigkeit, den Schwachen gegen den Starken oben hält."

4. Die israelitischen Unterthanen sollen nicht zum Religionswechsel gezwungen werden und in der Ausübung ihres Gottesdienstes auf keine Weise gehindert sein; man wird ihre Synagogen gegen jeden Unfug schützen.

5. Das Heer ist der Sicherheit Aller wegen vorhanden. Fortan sollen die Krieger nach einer bestimmten Verordnung eingestellt werden; die Conscription gemäß dem Loosziehen ist eingeführt, und Niemand braucht über die gesetzlich bestimmte Zeit hinaus bei der Fahne zu bleiben.

6. Israeliten können in Kriminalsachen nur gerichtet werden, wenn auch israelitische Richter dem Tribunal angehören.

7. Es wird ein Handelsgericht eingeführt. Die Richter bestehen aus Muselmännern und Unterthanen befreundeter christlicher Mächte.

8. Kein Muselmann hat Privilegien vor Andersgläubigen voraus.

9. Es findet Handelsfreiheit für Alle in gleicher Weise statt; Niemand kann ein besonderes Handelsprivilegium erhalten.

10. Jeder Ausländer kann beliebige Industrien oder Gewerke treiben, steht unter dem Schutze der Landesgesetze und ist den Landeseinwohnern vollkommen gleichgestellt.

11. Ausländer können alle Arten von Grundeigenthum erwerben, genau so wie Inländer.

„Wir schwören bei Gott, daß wir diese großen Grundsätze in der angedeuteten Weise durchführen werden. Sie sind in gleicher Weise auch für unsere Nachfolger verbindlich. Keiner von diesen kann zur Regierung gelangen, wenn er nicht vorher geschworen hat, diese liberalen Einrichtungen als gültig anzuerkennen. Die Gerechtigkeit ist das höchste Gut."

Diesen Aufstellungen sind vier erläuternde Kapitel beigegeben, dann folgen die 116 Artikel des Staatsgrundgesetzes, in welchem unter Anderm festgestellt wird, daß die Herrschaft in der Husseinitischen Familie erblich sei. Der Bey soll sein Recht auf den Thron verlieren, sobald er wissentlich und freiwillig gegen das Staatsgrundgesetz handelt. Er erklärt sich dem höchsten Rathe verantwortlich für jede Uebertretung der Gesetze.

Tunis hat nun einen Ministerrath, einen höchsten Rath und Tribunale. Die Gesetze und Verordnungen werden in der amtlichen Zeitung Er raïd et Tunssy, dem tunesischen Moniteur, bekannt gemacht. Die Civilliste ist auf 12,000 tunesische Piaster, gleich 840,000 Francs, also etwa 200,000 Thaler festgestellt, was für einen Beherrscher von 3 Millionen Seelen gering erscheint im Vergleich mit europäischen Civillisten.

Die Minister sollen ihre Erlasse schriftlich geben, damit für alle Fälle geschriebene Beweisstücke vorhanden seien. Dasselbe gilt vom höchsten Rath und von den Gerichten.

Die Mitglieder des höchsten Rathes sollen dem Vaterlande zulieb dienen und beziehen deshalb keine Besoldung.

Diese tunesische Verfassung ist auf alle Fälle ein interessantes Aktenstück, steht im Orient einzig da und liefert den Beweis, wie mächtig die europäischen Einflüsse in den mohammedanischen Ländern werden.

Frauentrachten im Elsaß.

Wir haben jüngst die allemannischen Bauern vom badischen Oberrhein dargestellt; körnige kräftige Menschen voll Muth und Feuer. Drüben, am linken Rheinufer von Landau bis in die Nähe von Basel, zwischen dem Strom und der Kammhöhe des Wasgaugebirges, lebt gleichfalls allemannisches, urdeutsches Volk von demselben Schlage.

Das Elsaß, eine der schönsten und fruchtbarsten Gegenden Europa's, war eine Perle Deutschlands; in Folge des dreißigjährigen Krieges wurde es ein Juwel — Frankreichs! Es gehörte bis 1268 zum Herzogthum Schwaben; später, als es in eine Menge von reichsstädtischen, geistlichen, fürstlichen und reichsritterschaftlichen Territorien zerfiel, kam diese Landgrafschaft an das Haus Oesterreich.

Es war ein Bollwerk des Reiches. Schon Kaiser Karl der Fünfte hatte gesagt: „Wenn Wien und Straßburg gleichzeitig bedroht würden, dann nehme ich im Nothfall keinen Anstand, Wien preiszugeben., um Straßburg zu retten." Und Friedrich der Zweite hat nicht minder die große Bedeutung des Elsasses für Deutschland und dessen Vertheidigung erkannt. Dafür zeugt sein Ausspruch: „Wasgau's Höh, Deutschlands Thermopylä!"

Moritz von Sachsen trägt die Schuld, daß die drei Reichsbisthümer in Lothringen: Metz, Toul und Vierdun (Verdun) in die Gewalt der Franzosen kamen. Andere Völker haben auch Religionskriege geführt und im Wahnwitz sich wegen verschiedener theologischer Dogmen, welche jede Partei für „himmlische Wahrheiten" ausgab, mit Blut befudelt. Aber sie fochten die Kriege theologischer Barbarei unter sich selber aus und gewährten den Feinden keinen Einlaß. So konnten sie sich allmälig erholen und wieder erstarken. Aber Deutschland, das Herz Europa's, wurde der Kampfplatz für alle Völker; die katholischen Kaiser zogen Spanier

und slavisches Kriegsvolk in's Land, den Protestanten halfen Schweden und Dänen. Und nachdem der über alle Beschreibung heillose Krieg volle dreißig Jahre gewährt hatte, und unser Vaterland, aus tausend Wunden blutend, todesmatt am Boden lag, da ging

gesehen; die Italiener sind in dieselbe Falle gegangen. Die Leidenschaft lernt bekanntlich nichts aus der Geschichte. Ein Bonaparte, welcher Frankreich despotisch beherrscht, trat in Italien, unter dem Jubel eines verblendeten Volkes und herbeigeholt von einem

Frauentrachten im Elsaß.

im münsterschen Frieden das Elsaß an Frankreich verloren. Die katholische Macht hatte die Protestanten unterstützt, und sie wußte wohl, weshalb sie es gethan Eine der schönsten Provinzen Deutschlands sollte der Lohn für eine solche „Unterstützung der deutschen Freiheit sein!" In unseren Tagen haben wir ein ähnliches Spiel

ränkeschmiedenden Hofe, als Vorkämpfer der „Idee" von Unabhängigkeit und Freiheit auf. Er nahm sich „uneigennützig" seinen Lohn in Nizza und Savoyen, und überließ die Italiener sich selbst, die nun weder Einheit noch Freiheit haben, sondern ein Chaos, in welchem sie sich abschwächen müssen.

Jedes Volk, das den Ausländern die Thore zu bewaffneter Einmischung öffnet, bedeckt sich mit Schimpf und Schande und muß solchen Frevel am Vaterlande allemal theuer bezahlen. Noch nie hat eine Nation Segen oder Vortheil davon gehabt, wenn sie Fremden erlaubte, mit Wort oder Waffen sich in ihre Angelegenheiten zu mischen. Dafür geben insbesondere Italiens und Deutschlands Geschichte die traurigen Belege.

Als Frankreich das Elsaß besaß, und besonders seitdem 1681 auch Straßburg („die wunderschöne Stadt", wie es im Volksliede mit Recht heißt) durch Verrath in Ludwig des Vierzehnten Gewalt kam, wurde es vorwaltende Macht in West- und Mitteleuropa. Gleich nachher nahm es auch Lothringen in Besitz, und erhob Ansprüche auf das ganze linke Rheinufer, auf das seit Anbeginn unserer Geschichte kerndeutsche Land! Es erfand zu seinem Vortheil den geradezu verrückten Satz: daß Flüsse „natürliche Gränzen" bilden. Aber in allen Ländern und Erdtheilen wird dieser Satz von Völkerkunde und Geschichte Lügen gestraft.

sische Politik hat insbesondere seit der ersten Revolution, ganz besonders aber unter Ludwig Philipp und Napoleon dem Dritten planmäßig daran gearbeitet, das deutsche Wesen zu untergraben, und dasselbe namentlich aus den Schulen und Kirchen zu verdrängen, aber bis jetzt ohne entscheidenden Erfolg. Der Elsasser bleibt der „deutsche Dickkopf" (tête carrée allemande), über welchen sich der Pariser gern lustig macht; aber wenn dem Dickkopf die Geduld reißt und er „querelle allemande" erhebt, also empfindlich wird, dann schlägt er „dem Wälschen derb auf's la Tête", legt ihm die Faust unsanft auf den Kopf.

Politisch halten die Elsasser zu Frankreich trotz so vieler Gebrechen in den öffentlichen Einrichtungen dieses Landes. Sie wissen vollkommen zu würdigen, wie viele Vortheile es mit sich bringt, einem großen und mächtigen Staat anzugehören. Aber da Stammverwandtschaft und Interessen nach Deutschland gravitiren, so würden sie nichts dagegen haben, künftig einem großen und mächtigen Deutschland anzugehören, und in's alte Mutterhaus

Die Kirche unserer lieben Frau vom Oelzweig in Guimaraens. (S. 282.)

Für jeden redlichen Deutschen ist der Verlust des Elsasses, unserer uralten Vorburg am Oberrhein, eine schmerzlich brennende Wunde, die niemals heilen kann. Sollten wir einst wieder einen Krieg gegen Frankreich zu führen haben, dann wird das Elsaß der Preis sein müssen, damit wir wieder unsere rechte natürliche Gränze wiedererwerben, nämlich das Land zwischen Oberrhein und Wasgaugebirge. Dann erst wird das Wort wahr: „Jedem das Seinige." — Im Laufe von zwei Jahrhunderten ist viel wälsches Wesen in das Elsaß eingedrungen, aber der Kern der Bewohner ist noch immer mit allemannischer Zähigkeit deutsch geblieben; wo man französischen Firnis findet, ist er nur ein leichter Ueberzug, der unter naturgemäßen Verhältnissen bald entfernt werden könnte.

Das allemannische Blut ist vom französisch-romanischen Blute grundverschieden. Deshalb wird sich im Elsaß in Sitte, Gemüth und Hauswesen das deutsche Element allezeit erhalten. Die französ-

zurückzukehren. Einer Kleinstaaterei jedoch, welche noch nie Beweise geliefert hat, daß sie für des großen Gesammtvaterlandes Macht, Würde und Freiheit begeistert wäre, oder daß es ihr am Herzen läge, die Ehre und den Ruhm unseres Volkes zu wahren, — einer solchen sind sie begreiflicherweise abhold.

Noch immer klingen herrliche deutsche Dichtungen aus dem Elsaß zu uns herüber; die Stimmen von Männern wie der Brüder Stöber und Otte's gehören zu den anmuthigsten Weisen, von welchen der deutsche Dichterwald ertönt. Im Volksleben tritt das deutsche Wesen eben so scharf hervor, wie im Hauswesen. Die Männer sind stramm, tapfer und kräftig, Mädchen und Frauen drall und gesund und elsasser Schönheiten gar nicht selten. Die „gebildeten" und wohlhabenden Klassen äffen Pariser Moden nach, was ja in der ganzen Welt der Fall ist; die Frauen aus dem Volk haben in Städten wie auf dem platten Lande ihre alte Kleidertracht bewahrt

Zwei Bauwerke in Portugal.

Die pyrenäische Halbinsel wurde bekanntlich im frühen Mittelalter von einem deutschen Volke, den Westgothen, beherrscht, deren Reich zu Anfang des achten Jahrhunderts den siegreichen Waffen der Araber unterlag.

Unter den westgothischen Königen war Recceswinth der mildeste und liebenswürdigste. Er starb im Jahre 672, und das ganze Volk beklagte den Verlust eines so tüchtigen Mannes. Ein großer Theil des Adels war nach Gerticos in der Nähe von Salamanca gekommen, um den Leichenfeierlichkeiten beizuwohnen. Nach dem Gesetze mußte der neue König am Sterbeorte des Vorgängers gewählt werden. Alle Stimmen fielen auf einen durch Alter und Erfahrung bewährten Mann, Wamba; dieser erschien ihnen als der würdigste Thronfolger. Aber er schlug die Krone aus; er war nicht ehrgeizig genug, um sein ruhiges Leben mit dem vielbewegten eines Regenten über ein so trotziges Volk zu vertauschen.

Als er sich standhaft weigerte, erhob sich zürnend ein westgothischer Adeliger und drohete Wamba niederzustechen, falls derselbe ferner bei seiner Ablehnung verharre. „Wenn Du", rief er, „Deine Ruhe und Bequemlichkeit dem allgemeinen Besten nicht zum Opfer bringst, dann bist Du als ein Verräther des Vaterlandes zu betrachten. Von Deiner Einwilligung hängen Friede und Wohl des Landes ab." Nun erst gab Wamba nach und wurde neunzehn Tage später in Toledo zum Könige gesalbt.

Das ist der historische Hergang, welchen Joseph Aschbach in seiner trefflichen Geschichte der Westgothen, Frankfurt am Main 1827, S. 277 erzählt.

Aber eine poetische Sage lautet anders. Im nördlichen Portugal, in der Provinz Entre Minho e Douro liegt die kleine Stadt Guimaraens. Von ihr ist gewissermaßen der Glanz des Landes ausgegangen; dort wohnte Heinrich, Graf von Bisanz, ein tapferer Mann, welcher aus Burgund gekommen war, um für König Alfons den Sechsten von Castilien gegen die Mohammedaner zu kämpfen. Nachdem er manche tapferen Thaten verrichtet,

Schloßthor von Penha da Cintra.

gab ihm der König seine Tochter Therese zum Weib und als Aussteuer das Land zwischen den Flüssen Minho und Douro, die damalige Grafschaft Portugal. In Guimaraens gebar ihm seine Gemahlin einen Sohn, Alfons, den Eroberer, welcher große Schlachten gewann, die Mauren zurückdrängte und 1143 zum Könige von Portugal ausgerufen wurde. Mit Unterstützung deutscher Seefahrer aus Bremen gewann er Lissabon den Ungläubigen ab.

Guimaraens liegt in einem hübschen Thale, vielleicht auf der Stelle des alten Araduca, am Flusse Ave und ist mit alten Festungswerken umgeben, von denen ein Theil aus den Zeiten maurischer Herrscher, der Almoraviden, herrührt.

Aber diese Festungswerke sind unbedeutend; das Volk legt größern Werth auf die Kirche unfrer lieben Frau vom Oelzweige, an welche sich die angedeutete Sage knüpft, welche folgendermaßen lautet.

In den westgothischen Zeiten war eines Tages Wamba, ein tapferer Mann, auf seinem Acker beschäftigt. Er lenkte selber den Pflug und trieb mit dem Stachel die Ochsen an, als Abgesandte des westgothischen Adels erschienen, um zu melden, daß man ihn zum König erwählt habe. Wamba war im hohen Grad überrascht, denn er hatte nie daran gedacht, daß er die Krone tragen solle. Indem er ungläubig den Kopf schüttelte, entgegnete er den Abgesandten: „Ich werde König sein, wenn mein Stab hier Blätter trägt." Bei diesen Worten rannte er den Stachelstab in den Acker. Und siehe da, gleich nachher schlug derselbe aus und erhielt Zweige, Blätter und Früchte.

Dicht bei der Kirche Nossa Senhora da Oliveira auf dem Schulplatze bezeugt ein steinernes Denkmal, daß jene hübsche Sage schon sehr alt sei. Das kleine Bauwerk im gothischen Style, welches unsere Abbildung zeigt, ist aus dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts. Es ist dicht neben der Stelle aufgeführt worden, an welcher die Sage das Wunder geschehen läßt. Ja, Wamba's Oelbaum, so glaubt das Volk noch jetzt, grünt und blühet immerdar

und man hat ihn mit einem eisernen Geländer umgeben. — Die Bauart der Kirche, welche gleichfalls aus dem vierzehnten Jahrhundert herrührt, trägt einen ernsten Charakter, ist aber leider durch eine stümperhafte und, was leider so oft vorkommt, barbarische Ausbesserungswuth im Aeußern wie im Innern auf geschmacklose Weise entstellt worden.

Viele andere Bauwerke in Portugal sind einer solchen Barbarei entgangen. Wir haben schon mehrere derselben in früheren Nummern des Globus mitgetheilt und reihen denselben heute das Eingangsthor des Schlosses von Cintra an.

Cintra liegt nordöstlich von Lissabon, in entzückender Gegend des Gebirges, hoch und kühl, und ist recht geeignet zum Genuß einer Sommerfrische in dem warmen Lande. Das königliche Schloß enthält noch manche Ueberreste maurischer Baukunst, welchen dann spätere Jahrhunderte manches Andere hinzugefügt haben. An dieses Schloß knüpfen sich viele Erinnerungen. In der Nähe sind die „Gärten der Armida", und inmitten derselben erhebt sich das Schloß de la Penha; ein „Zauberpalast" auf dem Grunde eines Klosters, das einst gestiftet war vom Könige Manoel, welcher sich König von Portugal, Herrn Guinea's und der Eroberung, der Schifffahrt und des Handels von Aethiopien, Arabien, Persien und Indien nannte. Zu diesem Schlosse hat Ferdinand August, Herzog von Sachsen-Coburg und Gemahl der Königin Donna Maria da Gloria den Plan selbst entworfen.

Wir werden in der nächsten Nummer eine Abbildung vom Schloß in Cintra und von jenem in Guimaraens mittheilen.

Ein Schiffskanal durch die Landenge von Darien.

Daß es möglich sei, das Rothe Meer mit dem Mittelländischen Meere vermöge einer schiffbaren Wasserstraße in Verbindung zu bringen, ist niemals bezweifelt worden. Wohl aber unterliegt es ernsten Bedenken, ob man praktikabele Häfen an beiden Enden des Suezkanales werde schaffen können, und ob überhaupt dieser Kanal die Kosten zu tragen vermöge. Was einen Kanal durch Centralamerika anbelangt, so haben alle bisherigen Untersuchungen ergeben, daß ein solcher entweder gar nicht möglich sei, wie z. B. die von Alexander v. Humboldt befürwortete Atrato-Truandó-Linie, oder so ungeheure Summen verschlingen würde, daß die Einbildungskraft davor zurückbebt. Nun ist aber, wie wir schon in einer frühern Nummer des Globus andeuteten, von französischer Seite das Projekt wieder aufgenommen worden. Der Kaiser in Paris hat Vorliebe für große Kanäle; er ist Schirmherr des Suez-Unternehmens und hat als Staatsgefangener in Ham eine Abhandlung über einen Kanal durch Nicaragua geschrieben, dessen Direktor er damals zu werden hoffte.

Die Möglichkeit eines Kanals durch Central-Amerika wurde vor etwa zehn Jahren von einem irländischen Arzte, Doktor Cullen, eifrig befürwortet. Jetzt, da französische Ingenieure unter Bonardiol's Leitung einen Theil der Landenge von Darien untersucht haben, und im neuen Jahre eine Linie für den Kanal zwischen dem Stillen Weltmeer und dem atlantischen Ocean vermessen wollen, tritt er im „Athenäum" vom 30. November wieder hervor, um zu erklären, weshalb sein Plan nicht ausgeführt wurde.

Die Linie, welche von den französischen Ingenieuren jetzt untersucht werden soll, ist, Cullen's Angaben zufolge, 1849 von diesem entdeckt worden, nachdem er lange und gefährliche Erforschungszüge durch die Wälder gemacht hatte. Sie erstreckt sich vom Golf San Miguel am Stillen Weltmeer in der Richtung nach N. O. zu O. $^1/_2$ O. bis zum Caledonia-Hafen und Port Escoces am atlantischen Meere. Der Golf von San Mignel, sagt Cullen, empfängt zahlreiche Ströme; unter diesen sind am bedeutendsten der Tuyra und der Savana, welche kurz vor der Mündung sich mit einander vereinigen. Der Savana ist bis zu der Stelle, wo der Lara sich in ihn ergießt, für die größten Seeschiffe fahrbar. An diesem Punkte, 14 englische Meilen von der See, müsse der Kanal beginnen und 12 Meilen landein bis zum Chuquanaqua geführt werden. Von diesem Flusse ab folge er dem Bette des Sucubti, eines seiner Nebenflüsse, 9 Meilen weit, bis dahin, wo der Asmati in den letzteren münde, und laufe dann wieder am Bette des Sucubti abermals 9 Meilen weit; von dort betrage die Entfernung bis zum atlantischen Ocean nur noch sechs Meilen. Die ganze Länge des Kanals werde also 35 See- oder 41 englische Meilen betragen.

Cullen begann seine Forschungen auf der Landenge von Darien, nachdem er sich durch Reisen in Guyana und Venezuela vorbereitet hatte, im Jahre 1849, und setzte dieselben bis 1852 fort Dann ging er nach Bogotá, der Hauptstadt von Neu-Granada, erhielt dort vom Congreß ein Privilegium für den Kanalbau, sammt einer Bewilligung von 200,000 Ackern Landes, am 1. Juni 1852, und ging nach London, wo sich die Atlantic and Pacific Junction Company bildete. Am 29. März 1853 war Cullen mit anderen Herren der Compagnie beim Kaiser Napoleon, der die Erklärung abgab, daß er den Kanal herstellen lassen wolle, wenn die Sache irgend möglich sei. Am 17. December 1853 fuhr Cullen mit mehreren Ingenieuren, deren erster Lionel Gisborne war, nach Centralamerika. Ein Theil ging nach der pacifischen Seite hinüber, um dort die Arbeiten zu beginnen, zunächst an den Golf von San Miguel und die Mündung des Savana, während Cullen mit Gisborne am 21. Januar 1854 am Caledonia-Hafen, also an der atlantischen Seite, landete. Im Februar und März wurde die Linie vom Stillen Ocean bis zu dem oben angedeuteten Punkt am Sucubti, also bis auf nur sechs englische Meilen Entfernung vom atlantischen Ocean, von den Ingenieuren vermessen; sie fanden die Verhältnisse für die Anlage eines Kanals günstig. Cullen bemerkt nun weiter, über diese nicht vermessene Strecke von sechs Meilen habe Gisborne ein leichtfertiges Urtheil gefällt. Er habe die Gegend in falscher Richtung und nur höchst oberflächlich durchstreift, und dann behauptet, durch eine Strecke von drei Meilen, also anderthalb Wegstunden, müsse man einen Stollen schlagen; zugleich sage er aber in seinem Berichte, daß seine Untersuchung jener Gegend keineswegs vollständig gewesen sei. Die Compagnie, welche vor dem Tunnel zurückbebte, löste sich auf.

Fünf Monate später veröffentlichte die britische Admiralität eine Vermessung des Caledonia-Hafens und des Port Escoces, vom Commodore Parsons. Auf der betreffenden Karte ist nun ganz deutlich ein breites, tiefes Thal verzeichnet, unmittelbar nordwestlich von dem Gebirge, durch welches man, nach Gisborne's Bericht, einen Tunnel graben müsse. Ein solcher sei gar nicht nothwendig; Cullen habe jenes Thal schon vier Jahre vor Parsons nachgewiesen; er habe sich wiederholt gegen Gisborne anheischig gemacht, diesen letztern in das Thal zu führen, und der Nachweis desselben sei ja recht eigentlich der Zweck der Expedition gewesen. Aber Gisborne wollte für sich selbst auf eigene Faust ein Thal und in einer von Cullen's Linie abweichenden Richtung einen Kanalweg finden. Deshalb durfte Cullen nicht mit ihm gehen, ja der Ingenieur brachte es dahin, daß der Doktor gleichsam als Gefangener am Bord des Schiffes bleiben mußte. Gisborne kam mit seinen oberflächlichen Untersuchungen am 29. März zu Ende, und veröffentlichte darauf in London seinen Bericht, in welchem er die Nothwendigkeit eines großen Tunnels nachzuweisen suchte. Im Jahre 1857 prüfte Napoleon der Dritte alle Karten und Aktenstücke, und übergab sie einem Ausschusse von Ingenieuren zur Begutachtung. Diese fiel zu Gunsten eines Kanals ohne Tun-

nel aus. Cullen war 1859 wieder in Bogotá, und hatte nach seiner Heimkehr von dort eine dritte Audienz bei Kaiser Napoleon, der sich für die Möglichkeit eines Kanales aussprach und bestimmt erklärte, daß er denselben herstellen lassen wolle. Nun sind französische Ingenieure auf der Landenge von Darien, und der Erfolg wird beweisen, was sie ausrichten.

Kleine Nachrichten.

Reisen in Afrika. Diese bildeten den Gegenstand der Erörterung in der Decembersitzung der Londoner Geographischen Gesellschaft. Der Vorsitzende, Lord Ashburton, erklärte, daß Einiges aus dem Nachlasse Mungo Park's auf dem Tische liege, nämlich ein Logarithmenbuch und einige Papierstreifen mit Berechnungen. Smith O'Connor, früher Gouverneur der Besitzungen am Gambia, sprach über die westafrikanischen Gegenden zwischen diesem Flusse und Lagos, und hob hervor, daß dort überall das Christenthum so gut wie gar keine Fortschritte mache, während der Mohammedanismus unter den Negervölkern sich rasch immer weiter ausbreite. — Der bekannte südafrikanische Reisende Galton las einen Brief vor, welchen Speke aus Khoko im westlichen Ugogo an den Consul Rigby in Sansibar geschrieben hat; derselbe schildert die großen Schwierigkeiten, welche bis dahin zu überwinden waren. Galton theilte auch ein Schreiben Petherick's mit, datirt Kosko, 9. August 1861; der Reisende wartete in dieser Stadt am Nil Boote und Mannschaft aus Kairo ab, um dann nach Chartum zu gehen. Briefe von Livingstone über seine schon von uns erwähnte Fahrt auf dem Rovumafluss scheinen nichts Bemerkenswerthes zu enthalten. Baikie, der, wie wir gleichfalls schon früher mitgetheilt, seine Station bei Rabba am Niger verlassen hat, meldet, daß er Straßen eröffnet, Häuser gebaut, den Handel belebt und einen offenen Weg nach Nupe praktikabel gemacht habe.

Karl Andersson, der ausgezeichnete Entdeckungsreisende, welchem wir die lehrreichen Werke über den Ngami-See und über den Okavangofluß verdanken, ist bekanntlich aus Schweden gebürtig. In England hatte sich neulich die Nachricht verbreitet, er sei in Südafrika gestorben, aber in London sind Briefe aus der Kapstadt vom 7. Oktober 1861 eingelaufen, in denen Andersson meldet, daß er sich wohl befinde und Vorbereitungen zu einer neuen Reise treffe.

Blondhaarige Bewohner im Atlasgebirge. Daß eine nicht unbeträchtliche Anzahl Kabaylen mit blondem Haar, namentlich im östlichen Theil Algeriens vorhanden sind, unterliegt längst keinem Zweifel mehr. Man trifft diese Erscheinungen, welche in Afrika bei Landeseingeborenen allerdings etwas Auffallendes haben, häufig an. Thierry-Mieg, welcher 1859 Streifzüge durch Algerien unternahm und im Oktober von Constantine nach Dschidschelli reiste, erzählt: „Ich war von zwei Kabaylen begleitet, welchen sich bald ein dritter beigesellte. Anfangs hielt ich diesen Mann, trotz seiner arabischen Kleidung, für einen Europäer, denn er hatte blaue Augen, blondes Haar, weiße Hautfarbe und einen ganz und gar germanischen Gesichtsschnitt. Und doch war er ein ächter, eingeborener Kabayle. Es giebt in den Gebirgen Kabayliens ganze Stämme, welche diese charakteristischen Eigenschaften haben, und sie stammen ohne Zweifel von Leuten ab, die aus dem europäischen Norden nach Afrika eingewandert sind. Schon vor den Vandalen kamen römische Legionen, die in Deutschland und Gallien ausgehoben worden waren, nach jenen Gegenden Nordafrika's. Von diesen Soldaten sind viele in den Gebirgen zurückgeblieben, und von ihnen stammen die blonden Kabaylen ab." Eine andere Erklärung möchte schwierig sein.

Ausbeute der schwedischen Expedition nach Spitzbergen. Wir haben unsere Leser bereits (S. 249) mit einigen wissenschaftlichen Ergebnissen dieser interessanten Reise bekannt gemacht, und geben heute nach einem Schreiben im Athenäum aus Christiania, wo Torell sich im November befand, ein paar Nachträge. Wir wissen nun mit Bestimmtheit, daß der Golfstrom die Küste von Spitzbergen berührt. Man fand an derselben nicht blos Saamen von Mimosa scandens, sondern auch Glasflaschen von jener Art, welche die Bewohner von Finnmarken und der Lofoden-Inseln an ihren Fischnetzen befestigen, damit diese oben schwimmen. Derjenige Golfstrom also, welcher bis Spitzbergen geht, ist eine Fortsetzung des Zweiges, welcher nach Norwegen zieht. Das Treibholz dagegen, welches man in großer Menge bei Spitzbergen findet, kommt durch eine Strömung von Osten her dorthin, von Sibirien. Dafür spricht, daß man eigenthümlich zusammengerollte Birkenrinde findet, genau dieselbe, welche die Fischer an den Küsten Sibiriens verfertigen, um damit ihre Netze über dem Wasser zu erhalten. Bimsstein fand man in großer Menge; wahrscheinlich kommt er von Island, dessen südliche Küste von einer Verzweigung des Golfstromes gestreift wird. Dieser selbst übt auf das Leben der Seethiere keinen Einfluß; dasselbe ist durchaus das des Eismeeres; aber Temperatur und Klima werden von ihm berührt. Man nahm bisher an, daß im nördlichen Theile von Spitzbergen die Gränze des ewigen Schnees bis beinahe an den Meeresrand hinabreiche, allein die auf abgerundeten, regelmäßig gestalteten Bergen vorgenommenen Beobachtungen ergaben, daß jene Gränze wenigstens eintausend Fuß hoch über dem Ocean liegt; unterhalb dieser Höhe können sich also keine Gletscher bilden. Ueber die Temperatur des Meeres in großer Tiefe giebt folgender Versuch Aufschluß. Man hat angenommen, daß dieselbe im arktischen Ocean mindestens + 2° C. betrage. Torell ließ nun, vermittelst des sogenannten Mac Clintock-Apparates eine compacte Masse Thon aus einer Tiefe von 2800 Yards heraufholen. Ein Thermometer zeigte zwei Zoll unter der Oberfläche dieses Erdklumpens 0° 6° C. und in der Mitte 0° 3° C.; Temperatur an der Oberfläche des Wassers 4° C. Beim Heraufholen aus der Tiefe, welches dritthalb Stunden Zeit in Anspruch nahm, mag die nach oben hin anwachsende Temperatur des Meeres allerdings auf den Thonklumpen Einfluß geübt haben, aber doch wohl schwerlich auf das Centrum desselben. Die Temperatur auf dem Meeresboden kann nicht weniger als 0° 3° betragen haben; trotzdem fand man verschiedene Seethiere, namentlich ein Polyparium und daran einige Tunicata, eine zweiklappige Muschel, Anneliden und eine hellfarbige Crustacee. Die Flora von Spitzbergen ist arm, aber die Expedition hat doch etwa sechszig Arten von Phanerogamen gesammelt. Den Magen eines weißen Bärs fand man mit Pflanzen gefüllt; damit ist der Beweis gegeben, daß er auch ein pflanzenfressendes Thier sein kann. Auch wurde ermittelt, daß das Walroß seine Zähne unter Anderm dazu anwendet, Nahrung aus dem Boden herauszuwühlen; denn in dem Magen hatte ein erlegtes Exemplar eine Anzahl von Myn truncata, einer Sandmuschel, die immer wenigstens einen Fuß tief unter der Oberfläche des Schlammes liegt. Das Walroß kann sich dieselbe nur dadurch verschafft haben, daß es dieselbe hervorwühlte und sich dazu seiner Zähne etwa in der Art einer Mistforke bediente. Von Landvögeln fand man Falco, Gerfalco, Stryx nyctea, ein Schneehuhn und eine Schneeammer, von Strandvögeln nur Tringa maritima. Eidergänse, Lummen und Möwen waren in Menge vorhanden. Das Meer ist arm an Fischen. Die paläontologischen Bildungen scheinen der permischen und der Jura-Formation anzugehören. Fossilien fand man in großer Menge, unter Anderen Ammoniten und Eindrücke von Dicotyledonen, welche Palmenblättern gleichen.

Seefahrten der Japaner. Die Bewohner des schönen ostasiatischen Inselreiches sind unter allen Asiaten die rührigsten Leute; die Bewohner Japans muß man als ein in hohem Grad aktives Volk anerkennen. Auch als Seefahrer zeichnen sie sich aus. In einem Bericht vom 8. September aus der russischen Hafenstadt Nikolajewsk an der Amurmündung, finden wir Folgendes:

Zum ersten Mal ist ein japanisches Kriegsschiff bei uns eingelaufen; es heißt Kamita Mara und führt die weiße Flagge mit einer rothen Kugel in der Mitte. Es wurde unter Leitung des Ingenieurs Mizona Siedaï in Japan selbst nach europäischem Muster gebaut, ist ganz vortrefflich ausgefallen und läßt sich von den besten europäischen Fahrzeugen nicht unterscheiden. Die innere Einrichtung ist natürlich den Bedürfnissen der Japaner angepaßt. Die Bemannung besteht aus sechs Schiffsoffizieren, einem Arzt und siebenzehn Matrosen. Mizona Siedaï, der Erbauer, führt das Schiff; Zweck der Reise ist, die Amurmündung näher zu erforschen und Handelsnachrichten einzuziehen. Am Bord befinden sich zwei Kaufleute mit einer reichen Auswahl von Mustern japanischer Waaren. Derselbe Schiffsbauer hat jetzt auch einen Schraubenklipper auf dem Helgen; die Maschinen zu demselben werden in Nagasaki von japanischen Arbeitern angefertigt. Mit diesem Klipper will Mizona Siedaï eine Reise um die Erde machen und auch die Ostsee besuchen. Der Kapitän trug zwei Revolver von japanischer Arbeit, und besaß eine Miniébüchse, welche sich mit den besten europäischen messen kann.

Die schon früher von uns mitgetheilte Nachricht, daß die japanische Regierung eine Gesandtschaft an mehrere europäische Höfe schicken will, wird wiederholt bestätigt. Dieselbe wird aus etwa dreihundert Personen bestehen und soll nach London, Paris, Berlin, dem Haag und Petersburg kostbare Geschenke überbringen.

Waldlandschaft in Victoria, Süd-Australien. (S. 288.)

Der neue Kaiser von China wird bezeichnet als Ki siang, das heißt Gutes Glück. Sein Vater war Hien fung, „Allgemeiner Ueberfluß". Die Aera, welche nach dem Verstorbenen bezeichnet wurde, soll mit dem 29. Januar 1862 zu Ende gehen. Der eigentliche Name Ki siang's ist Tsaï tschün.

Der König von Barma hat in seinem Lande die Münzeinheit eingeführt. Seine neuen Silbermünzen tragen auf der einen Seite das Wappenzeichen der Herrscher von Ava, den Pfau, und auf der andern das Datum, an welchem König Mendo men den Thron bestiegen hat.

Eine Sternwarte auf dem Berge Ararat will der Kaiser von Rußland errichten lassen. Er hat zu diesem Zwecke den Astronomen Otto von Struve, unter dessen Leitung das Observatorium von Pulkowa steht, beauftragt. Also an die Stelle der Arche Noäh kommt ein Observatorium.

Der Winter in Texas ist manchmal sehr scharf, namentlich jener von 1859 auf 1860 trat sehr streng auf. Ein Landwirth in der deutschen Niederlassung Friedrichsburg schrieb unterm 2. December: „Der Winter hat sich hier eben so plötzlich, als mit großer Strenge eingestellt. Sie müssen nur wissen, daß unsere Häuser, ihrer ganzen Bauart nach, mehr auf die warme Jahreszeit als auf kühle Nächte berechnet sind. Denken Sie sich ein leichtes, mit Schindeln bedecktes Haus und eine Stube darin, welche keine andere Decke hat, als leichtes Zeng, das ganz und gar nicht geeignet ist, die scharfen durchdringenden Nordwinde abzuhalten, welche nun schon seit vielen Tagen wehen. Denken Sie sich, daß Essig, Oel, ja sogar Wasser in unseren Stuben zu Eismasse wird, und Sie werden mir dann glauben, daß dieser Winter zu den härtesten gehört, die in Texas erlebt worden sein mögen. Seit vielen Jahren bin ich Einwohner dieses Staates, aber ich sah nie zuvor so viel Schnee als jetzt, ja sogar das Vieh sucht eine schützende Heimath und Futter; ein Umstand, der sonst kaum vorzukommen pflegt und besonders viel Verluste an Schweinevieh herbeiführen dürfte, da dieser Sommer keine besondere Mast geliefert hat. Sollte der Schneesturm die Treiber auf den Hochebenen überrascht haben, so werden dieselben großen Mühseligkeiten und Gefahren ausgesetzt sein, denn das Wetter war so arg, daß Menschen und Vieh sehr leicht auf den Hochebenen ihren Weg verloren haben und umgekommen sein können. Der Ofen in meiner Stube ist fast glühend und doch ist es so kalt, daß ich kaum zu schreiben vermag, und Sie werden sich dieses Phänomen vorstellen können, wenn ich bemerke, daß das Eis auf stehendem Wasser bereits drei Zoll dick ist, daß die kleineren Vögel in die Wohnungen der Menschen kommen und selbst in den Wohnstuben Schutz suchen."

Pfahlbauten in der Schweiz. Im östlichen Theile des Cantons Zürich haben neue Arbeiten zur Untersuchung der Pfahlbauten im pfäffikoner See bei Robenhausen wieder sehr gute Ergebnisse geliefert. Man fand im December ein Schiff (einen Einbaum) von 12 Fuß Länge, 2 Fuß breite und 5 Zoll Tiefe, sodann Bogen aus Eibenholz, Hörner vom Bison (Wisent) und Hirschgeweihe von sechszehn Enden.

Die Oelquellen in Nordameriha. Wir haben derselben schon einigemal erwähnt, kommen aber auf den Gegenstand zurück, weil er eine große Bedeutung hat. Es wird nämlich in einem liverpooler Handelsberichte Folgendes bemerkt. Petroleum (Steinöl), Kerosin, Photogen oder Brunnenöl. Die Einfuhr dieses Artikels wird geradezu gewaltig. Wenn die Oelfelsen und Oelbrunnen in Pennsylvanien, Canada und anderen Bezirken auch künftighin noch so ausgiebig bleiben wie seither, dann wird der Handel mit diesem Oel so wichtig werden, wie jener mit amerikanischer Baumwolle. Die Stadt Montreal in Canada wird schon jetzt mit raffinirtem weißem Steinöl beleuchtet. Das Oelgas, welches man aus dem rohen Steinöl gewinnt, ist ganz unvergleichlich besser und leuchtet unendlich viel stärker als unser aus Steinkohlen erzeugtes Gas. Seit Jahren haben wir englische Kohlen zur Gasgewinnung nach Amerika gesandt; fortan wird uns wahrscheinlich Canada sein Steinöl zur Gasbereitung schicken. Man gewinnt aus demselben auch Oele, welche sich beim Fabrikbetriebe anwenden lassen, sodann Wachs zur Paraffinbereitung, Naphtha, Benzoin (zur Bereitung der Modefarben Magenta, Rosenin, Annilin ꝛc.), Theer und noch andere nützliche Gegenstände. Ferner bereitet man daraus eine Waare, durch welche der Terpentinspiritus ersetzt wird, außerdem auch eine Masse, welche das Kautschuk ersetzen kann. — So schreibt A. S. Macrae, ein großer Mäkler in Liverpool und fügt hinzu, daß Mitte Decembers etwa 20,000 Fässer solchen amerikanischen Brunnenöles nach England unterwegs gewesen seien.

Die Goldgruben in Neu-Schottland. Sie liegen etwa eine Wegstunde von dem westlichen Ufer des St. Marysflusses entfernt beim Dorfe Sherbrooke. Der Entdecker heißt Nickerson. Ende Oktobers waren in der Goldgegend schon etwa vierzig „Lots" genommen. Der Betrieb war noch ganz roh, trotzdem gaben aber die Quarzgänge reichen Goldertrag. Ein Augenzeuge berichtet dem Montreal Advertiser, daß ein Mann, ohne anderes Werkzeug als einen Hammer, im Verlauf eines Nachmittags für vierzig Dollars Gold gewonnen habe. Eine Schüssel voll Schlamm ergiebt durchschnittlich für einen halben Dollar Gold. Auch die etwa acht Wegstunden entfernt liegende Mine Harbour Diggings lohnte die aufgewandte Mühe reichlich.

Volksmenge von Belgien und der Hauptstadt Brüssel. Die Bevölkerung Belgiens belief sich am 31. December 1860 auf 4,731,957 Seelen, oder 60,731 Seelen mehr als im Vorjahre. Von diesen 60,731 kommen fünf Sechstel auf den Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle; ein Sechstel oder 10,000 Personen sind mehr ein- als ausgewandert. Geboren wurden im Jahre 1860 144,668 Kinder, 5144 weniger als im Vorjahre, und doch blieb 1860 ein viel größerer Ueberschuß der Geborenen über die Gestorbenen, nämlich 13,635 mehr! In der Kürze zusammengefaßt, ergiebt, wie die „Deutsche Allgemeine Zeitung" bemerkt, das Jahr 1860 folgende statistische Verhältnißzahlen: $32,_{7}$ Einwohner auf eine Geburt; $50,_{9}$ auf einen Todesfall; 135 auf eine Heirath; $20,_{7}$ Geburten auf eine Todtgeburt; $1,_{06}$ männliche Geburten auf eine weibliche; 1 illegitime Geburt auf $8,_{2}$ Geburten überhaupt in den Städten, 1 : $18,_{4}$ auf dem Lande; $3,_{8}$ Geburten auf 1 Heirath. Der Ueberschuß der Geborenen über die Gestorbenen drückt sich im Procentsatz wie $0,_{56}$ aus. — Die Stadt Brüssel allein, ohne Vorstädte, zählte 1859 169,640 Einwohner; 1860 stieg diese Zahl auf 174,819. Die acht angränzenden Gemeinden zählten 1860 99,119 Einwohner, was eine Anhäufung von 273,948 Einwohnern ausmacht, 10,467 mehr als im Vorjahre. Die Hauptstadt ist zum 17. Theil des Landes angewachsen, sie macht 6 Procent von Belgien aus, eine Höhe, welche weder Paris noch Berlin bei weitem erreichen, und welche nur von dem abnormen Koloß London überboten wird. Hier aber spielen Themse und Hafen eine nicht zu übersehende Rolle, und die Unabhängigkeit der einzelnen Parishes bewahrt London vor dem Schrecken der Centralisation. Es steht zu fürchten, daß sich die Belgier durch die wachsende Disproportion zwischen Hauptstadt und Land einen Krebsschaden an's Herz pflanzen. Von den 16,731 neuen Seelen, welche Belgien in Jahresfrist gewonnen hat, kommen 10,467, über der sechste Theil auf Brüssel; in vier Jahren also, wenn Belgien bei 5 Millionen angelangt sein wird, wird Brüssel über 300,000 Einwohner zählen. Die Stadt hatte 1859 133 öffentliche Schulanstalten aller Grade; die Zahl ist im vorigen Jahre auf 140 gewachsen. Also hat die Möglichkeit der Bildung gleichen Schritt mit der Zunahme der Bevölkerung gehalten. Sieben Schulanstalten mehr! Am 31. December 1859 gab es in Brüssel 2000 Estaminets, Cafés und Schenken, eine auf 82 Einwohner oder auf 16 Familienväter! Im Laufe des Jahres 1860 sind neueröffnet worden: 62 Estaminets, 7 Schenken, 22 Branntweinverkäufe, im Ganzen 114 Etablissements. Sieben neue Schulen und 114 neue Kneipen! Eine sechzehnfache Zunahme! Die Zahl der Schüler und Schülerinnen wird auf 25,000 angegeben.

Telegraphen- und Eisenbahnlängen auf der Erde. Man hat berechnet, daß im Jahre 1860 auf der Welt in runder Zahl 20,000 deutsche Meilen elektrische Telegraphen gezogen sind, ungerechnet die mehrfachen Leitungen und die unterseeischen Telegraphenlinien; dies würde also dem Vierfachen des Erdumfangs gleichkommen. Nach deutschen Meilen gezählt, besitzen die Vereinigten Staaten 6670, der Deutsch-Oesterreichische Telegraphenverein 3260, Frankreich 2160, Großbritannien 2630, Rußland 1200, Britisch-Ostindien 1100, Italien 500, Südamerika 320, Schweiz 280, Australien 250, die Pyrenäische Halbinsel 150 Meilen Telegraphendraht. An Eisenbahnen waren in sämmtlichen Welttheilen 1860 ungefähr 12,500 Meilen im Betrieb; die bedeutendsten Völker erscheinen mit ihren Eisenbahnen in derselben Reihenfolge wie mit ihren Handelsflotten, obenan die Nordamerikaner, Engländer und Deutschland mit 5500, 2200 und 2000 Meilen. Die Gesammtlänge der befahrenen Schienenwege würde schon jetzt mehr als zweimal um die ganze Erde reichen, und die bereits vermessenen oder im Bau begriffenen dürften wohl ein Dritttheil Aequatorlänge haben. Nach einem Ueberschlag ist in den letzten Decennien in Großbritannien, Frankreich, Deutschland, der Schweiz, Belgien, den Niederlanden, Italien und Rußland ein Kapital von beinahe 4000 Millionen Thalern auf Eisenbahnbauten verwendet, und in dem einen Jahre 1858 sind mehr als 250 Millionen Personen und wenigstens 2500 Millionen Centner Güter auf kürzern oder längern Strecken mittels Eisenbahnen befördert worden. Mit der

Fortschaffung sämmtlicher Schienen, Schwellen ꝛc. auf den deutschen Eisenbahnen allein würden täglich acht Züge von 50 vierräderigen Wagen à 100 Centner Ladung länger als drei Jahre zu thun haben; die Maschinen, Tender und Wagen, hintereinander aufgestellt, würden, wie die Allgemeine Zeitung berechnet, eine Bahn von 70 Meilen Länge beanspruchen, also hierzu ungefähr die Strecke Lindau-Augsburg-Hof nothwendig sein.

Der Weinbau in Algerien macht sehr gute Fortschritte. Bis jetzt sind etwa 4000 Hektaren, also weit über 10,000 Morgen, mit Reben bepflanzt worden. Sie geben in Durchschnittsjahren einen Ernteertrag von 15- bis 20,000 Hektoliter; doch ist bisher dieser Wein in Algerien selbst verbraucht worden und nicht zur Ausfuhr gekommen. Blume und Geschmack sind jenen der gewöhnlichen französischen Weine weit vorzuziehen. Die Sorten, welche in der Umgegend von Algier, bei Medeah und Milianah wachsen, zeichnen sich gleich denen von Oran und Mascara durch Farbe, Aroma und „Schmalz" aus. Von der Traubenkrankheit sind auch die Reben in Algerien nicht verschont geblieben.

Eine Zigeunerkönigin. Die „Gipsies" auf den britischen Inseln haben die alten Gebräuche ihres wundersamen, in so mancher Beziehung räthselhaften Volkes beibehalten. Auf den britischen Inseln bilden sie unter sich ein besonderes „Reich" mit einem eigenen Oberhaupte. Im Oktober starb Seine Majestät der Zigeunerkönig; im November fand die Krönung Ihrer Majestät der Königin Esther Faa Blythe statt. Das Volk hat ein Wahlrecht und ernennt ein Mitglied der königlichen Familie. Diesmal waren für die erledigte Ehrenstelle zwei Bewerberinnen aufgetreten, aber Esther wurde einstimmig zur höchsten Würde ernannt. Dann erließ sie eine königliche Proklamation an das Volk, damit es sich versammele. Esther wurde von Prinzen und Prinzessinnen aus königlichem Blute bedient, insbesondere von ihrem Bruder, dem Prinzen Karl, einem Neffen und etlichen Enkeln. Die Königin saß hoch zu Roß und ritt nach „dem Kreuz" bei Kelso am Tweed in Schottland, wo die Krönung stattfand. Der „Kröner" trat vor, und setzte ihr die mit schottischer Distel geschmückte Krone auf das Haupt. Dann entrollte er ein Pergament, und las mit lauter Stimme vor, daß er auch den verstorbenen Vater Ihrer Majestät, den allerhöchst verblichenen König Charles, gekrönt habe. Das Volk rief nemmal Huzza! und wünschte der neuen Gebieterin Glück und Heil. Nachdem die große Cour überstanden war, ging der Humpen in der Runde herum; die braunen Leute erquickten sich mit „Bergthau", das heißt Branntwein von der besten Sorte. Auf dem Rückwege ritt ein Pfeifer vor der Königin her und spielte lustig auf; der Zug sprach vor jeder Schenke vor. Abends war dann ein sehr lustiger Zigeunerball.

Die Neger und Weißen in Nordameriha. Wir haben neulich ausführlich erörtert, welche unwürdige Behandlung den farbigen Leuten in den sogenannten freien Staaten der nordamerikanischen Union zu Theil wird. Jeder Tag liefert neue Beispiele. Eines davon hat jüngst wieder Herr Russel, der bekannte Correspondent der Times, hervorgehoben. Er bemerkt: Wenn man in den nördlichen Staaten so viel Aufhebens davon machte, daß man die Sklaven im Süden emancipiren müsse, so geschieht das offenbar nicht aus gutem Willen für die Afrikaner, die man ja nicht als gleichstehende Mitglieder der Gesellschaft anerkennt. Sie sind ja im Norden in gesellschaftlicher Beziehung geächtet. Folgender Vorfall, welchen die Blätter mittheilen, ist bezeichnend:

„Die Leute zu Cleveland in Ohio sind in Aufregung über eine Amalgamirung, welche in voriger Woche stattfand. Ein farbiger Mann, Mitglied eines Kunstreitercirens, verheirathete sich mit einem weißen Mädchen, Emilie Fuller. Alle zum Abschluß der Ehe erforderlichen Papiere hatte er beigebracht. Nach der Hochzeit ging Emilie wieder in ihres Vaters Haus. Ihr dunkelfarbiger Herr Gemahl argwöhnte, daß sie dort von ihren Eltern zurückgehalten würde, und erwirkte vom Gericht einen Habeas-Corpus-Befehl, der aber weiter keine Folgen hatte, als sich herausstellte, daß Emilie freiwillig im elterlichen Hause blieb. Ihr Vater seinerseits erwirkte einen Verhaftsbefehl gegen den Richter, von welchem die Ehe legalisirt worden war. Denn noch im verflossenen Winter hat die Legislatur von Ohio ein Gesetz erlassen, welches den Titel führt: „Ein Gesetz zur Verhinderung der Amalgamation der weißen und der farbigen Rasse." Demzufolge ist es „gesetzwidrig für jede Person, welche irgend welche sichtbare Beimischung von afrikanischem Blute hat, sich mit einer Person von reinem weißen Blute zu verheirathen." Wer eine solche Verbindung legalisirt, soll 100 Dollars Strafe zahlen oder drei Monate lang eingesperrt werden. —

So machen es die Leute in den „freien" Staaten, die „Negerfreunde". Ohne alle Frage ist es ein ganz richtiger Instinct, welcher die Leute bewegt, solche Ehen nicht zu dulden, weil ihre Producte nichts weiter sind als ein ethnologisches Proletariat. Aber wenn man sich einerseits auf das hohe Pferd des Abolitionismus setzt und von salbungsvollen Freiheitsredensarten überfließt, während man die farbigen Menschen wie Parias behandelt, wo bleibt da die Logik? Wir sehen darin nur Heuchelei armseligster Art und brutale Lüge, welche überhaupt ein Merkmal im ganzen politischen Treiben der nördlichen Unionsstaaten bilden.

Das scheint auch der Timescorrespondent zu wissen. Er ersucht seine englischen Landsleute, die „Heiligen", welche in der Londoner Exeterhalle so viele Thorheiten begehen, über die Thatsachen nachzudenken, und bemerkt: „Der Vorschlag, die vier Millionen Sklaven des Südens als Mitbürger aufzunehmen und als solche anzuerkennen, wäre den Leuten des Nordens im allerhöchsten Grade widerwärtig. Ohnehin weiß Jedermann, daß der gegenseitige Haß zwischen den niedrigen Klassen der Weißen und den freien schwarzen Arbeitern im Norden sehr groß ist und daß ernsthafte Unordnungen nicht ausbleiben würden, wenn das schwarze Element sich verstärkte. In keiner andern Gegend habe ich mit solchem Haß und solcher Verachtung gegen die Neger sprechen hören, als von Seiten der armen Weißen an der canadischen Gränze. Ein Lohnkutscher sagte mir am Niagara, wenn es ihm und seinen Genossen nachginge, dann würde er alle Nigger in den Wasserfall hinabstürzen."

Nordamerikanische Complimente. Nordamerikanische Rohheit und Großprahlerei ist nachgerade eben so sprüchwörtlich geworden wie die Yankee-Lüge. Während des gegenwärtigen Krieges zwischen dem Süden und dem Norden tritt die Verwilderung mit einer wahrhaft abschreckenden Barbarei hervor. Viele Zeitungen der nördlichen Partei überbieten sich in Schmähungen der südlichen Leute, deren Blätter denn auch dem Feinde den Schimpf und Hohn mit Wucher heimzahlen. Ein Blatt zu Norfolk in Virginien schrieb neulich: „Wir haben das Geheimniß gefunden, die Yankee's in nützlicher Weise zu verwenden. Aus den Leichen derer, welche wir auf den Schlachtfeldern erschossen oder todt geschlagen haben, kochen wir Talg, und aus dem Talge bereiten wir Stearinkerzen." Ein Yankeeblatt antwortet: „Wir sind nicht in dieser Lage; denn eure Todten sind ein so elendes, schäbiges, abgehungertes und erbärmliches Gesindel, daß wir aus Hunderten eurer Leichen nicht ein einziges Pfund Talg gewinnen würden. Aus euch kann man nicht einmal Talglichter machen." Leider geben manche deutsch-amerikanischen Blätter, die immer tiefer in einen kläglichen Fanatismus hineinrennen, den Yankees an Geläufigkeit im Schimpfen nichts nach; sie sind von der gemeinen amerikanischen Atmosphäre mit verpestet worden. So erhalten in zwei Blättern, welche zu St. Louis erscheinen, die Secessionisten folgende Charakterwörter: „Intriguante Canaillen; Niggerbarone, elende Syrupsritter, tyrannische Baumwollenjunker; Freibeuter; Seeräuber; feige Corsaren; Mörder; Strauchdiebe; Barbaren; Spitzbuben; Verräther; in der Wolle gefärbte, langfingerige Halunken; Busennadeln stehlende Gaudiebe; altes Eisen; Gannerbande" ꝛc. Redensarten wie folgende sind beliebt: „Die Eule will sich mit den Schwingen des Adlers schmücken; der Aasgeier meint, er sei zum Adler geworden, wenn er die Marseillaise krächzt." Bei allen anständigen Leuten in Europa erregt das ganze Treiben der Yankees Widerwillen und Verachtung. Selbst John Bull hat ihnen seine Stammverwandtschaft aufgekündigt und will von einem solchen „rabble, der ein Abschaum oder Grundschlamm aller Nationen sei," nichts mehr wissen. In der Times lasen wir neulich, daß ein Redner in einer öffentlichen Versammlung sich eine solche Vetterschaft ernstlich verbat, und dann hinzufügte: „Der Yankee hat ungefähr eben so viel Aehnlichkeit mit einem Engländer, wie ein Affe mit einem gesitteten Menschen." Daß die Nordamerikaner sich um jeden moralischen Credit gebracht haben, ist unbestreitbar; auch der beschränkteste Mann glaubt längst nicht mehr, daß solche Leute Vorkämpfer oder Stützen einer freiheitlichen Entwickelung seien.

Tyrannei der Missionare in der Südsee. Es ist schon sehr häufig Klage darüber geführt worden, daß die Missionare auf manchen Inseln im Großen Ocean, den Eingebornen in sehr übelangebrachtem, mißverstandenem Eifer zu wahren Quälgeistern geworden sind. Das ist namentlich auf Roratonga, der Hauptinsel der Hervey-Gruppe der Fall. In den Berichten von dort heißt es: „Ein Eingeborner, welcher am Sonntag in der Kirche fehlt, muß einen Dollar Strafe zahlen. Wer Taback raucht, muß einen Dollar zahlen." Das Rauchen gilt nämlich bei den finsteren puritanischen Geistlichen für eine arge Sünde. Kein Wunder, daß solche Menschen von den Insulanern gehaßt werden und daß diese wenig Neigung für eine Lehre zeigen, welche durch solche Vertreter zu ihnen kam. Viele Leute verlassen die Insel, um nur mit den

Missionaren nicht ferner in Berührung zu kommen. Diese finsteren Gesellen haben ein förmliches Spionenwesen eingerichtet und die Folge davon ist eine arge Heuchelei. Sie haben die unschuldigsten Sachen als „Sünde" gebrandmarkt und mit Strafen belegt. Aber hoffentlich werden die Leute von Roratonga dieser Tyrannei ein Ende machen und künftighin ihre Pfeife Taback rauchen, ohne einen Dollar für solche Todsünde an die höchst widerwärtigen dürren Fanatiker zu zahlen. Selbst in England, das doch von so viel Humbug im Missionswesen heimgesucht wird, meint man, auf Roratonga trieben es die Sendboten doch zu arg und „tyrannisch."

Missionäre bei den Zulukaffern. Die Sendboten haben mit diesen Wilden ihre liebe Noth und treffen bei ihrem wohlgemeinten Bekehrungswerke nicht selten auf Einwendungen, an welche sie vorher gar nicht denken konnten. Der Baptist Joseph Jackson, welcher zu Urban im Natal-Lande wohnt, hielt im Sommer 1861 im Kraal Ifipingo vor vielen Zulukaffern eine etwas gepfefferte Predigt über das jüngste Gericht und schalt die Leute, daß sie am „Sabbath" ihr Getreide eingeerntet und in Erdgruben zum Aufbewahren geschafft hätten. Da trat ein Mann auf und meinte, bei der Ernte müsse man das gute Wetter benützen; das Getreide sei eine Gabe Gottes; bei schlechtem Wetter verderbe es, wenn man es auf dem Felde liegen lasse; das könne dem Herrn nicht angenehm sein; die Menschen, welche er geschaffen habe, müßten essen. — Andere Kaffern fragten, weshalb die Engländer Arbeiter aus Indien, sogenannte Kulis, nach der Kolonie geschafft hätten? Der Missionar entgegnete: es sei geschehen, weil die Kaffern träge Leute seien und nicht rechtschaffen arbeiten wollten. Einen solchen Vorwurf mochten aber die Wilden nicht auf sich sitzen lassen; sie beriethen unter einander über die Entgegnung, welche folgendermaßen lautete: „Als Gott die Menschen gemacht hatte, wollte er, daß die Weißen nach ihrer besondern Art, die Schwarzen aber auch nach ihrer besondern Weise leben sollten." Jackson las ihnen darauf das erste Kapitel des Römerbriefes vor und fügte, wohl etwas unverständlich für die Zulukafferntöpfe, hinzu: „ihre Lage habe, gleich jener der übrigen Menschenkinder, ihren Grund darin, daß sie das von Oben kommende Licht nicht in sich aufgenommen, sondern die Wahrheit Gottes in Lüge verwandelt hätten!" Die armen Zulukaffern. Diese unverständlichen Vorwürfe des Baptisten, welcher sie abkanzelte, erregten ihren Unwillen und sie fragten schnippisch: „Sag' uns doch, weshalb dein Gott, der Alles gemacht hat, nicht auch den Affen gebot, den Sabbath zu halten und am Sabbath unsere Felder nicht zu plündern?" Darauf ist denn Jackson die Antwort schuldig geblieben. Viele Sendboten wissen für ihre Hacke keinen rechten Stiel zu finden.

Aus dem Pendschab in Ober-Indien. Dieses Land der streitbaren Sikhs ist bekanntlich den Engländern unterworfen und während des letzten großen Krieges denselben treu geblieben. Die Einkünfte betrugen im Finanzjahre 1860 die Summe von 2,957,058 Pfd. Sterl. Mit dem Bau von Straßen und Kanälen geht es rüstig voran, und der Postverkehr hat sich binnen fünf Jahren verdreifacht. Auch das Schulwesen nimmt einen erfreulichen Fortgang, aber die Aristokratie des Landes ist so ausschließlich, daß man für sie besondere Unterrichtsanstalten hat eröffnen müssen, sonst wären die Söhne derselben nicht in die Schule gekommen. Der Kindermord, welcher früher sehr im Schwange ging, hört nach und nach auf; auch die berüchtigte Mörderbande der Thags läßt nur selten von sich hören. Dagegen ist die Vergiftung durch Stechapfel leider sehr häufig, und wird von Räubern nach einer förmlichen Methode betrieben. Diese giftige Pflanze, die Datura, wächst im Pendschab sehr häufig. Der Räuber nimmt gewöhnlich die Rolle eines Fakirs oder Braminen an, verschafft sich in den Familien Eingang, und vergiftet die Leute mit Süßigkeiten. Häufig werden Bayaderen sein Opfer; er nimmt diesen Tanzmädchen das gesammelte Geld und den Schmuck ab. Sehr oft fallen ihm auch Ochsentreiber in die Hände; die Behörden fingen einen solchen Vergifter, einen Muselmann, ein, der nicht weniger als siebenzehn solcher Giftmorde bekannt hat. Unter den Anhängern des Propheten von Mekka herrscht eine gewisse Aufregung, weil sie die Ankunft des Imam Mihndi erwarten, eines Propheten, der kurz vor dem Untergange der Welt erscheinen soll.

Strafe für einen Verbrecher in China. In der asiatischen Gesellschaft zu London theilte ein Herr Linton folgende Thatsache mit. Ein chinesischer Kaufmann in der Hafenstadt Amoy war überwiesen, daß er seine Frau ermordet habe. Die Richter verurtheilten ihn zu einer eigenthümlichen Strafe; er sollte nämlich, solange er lebe, nie wieder schlafen. Im verflossenen Juni wurde er in ein Gefängniß gesperrt, in welchem drei Gerichtsdiener darauf achteten, daß er kein Auge zuthun durfte. Der Unglückliche litt entsetzliche Qualen, und war am achten Tage dermaßen in Verzweiflung, daß er die Wächter dringend bat, ihm den Tod zu geben. Erst am neunzehnten Tage starb er.

Zur Sittengeschichte Italiens. Im Neapolitanischen hat man ein bequemes Mittel gefunden, sich politischer Gegner zu entledigen. Als die Bourbonisten unter dem spanischen General Borges geschlagen waren, erschossen die Piemontesen diesen Mann. Eine Anzahl seiner Leute flüchteten sich in eine Grotte in der Gegend von Melfi, und diese wurden in der Höhle lebendig verbrannt, respective durch Rauch erstickt. Das erinnert an eine ähnliche Heldenthat des französischen Generals Pelissier gegen die Kabylen. Denkt man außerdem an das Vorderkanonewegblasen, welches die Engländer in Indien practicirten und an die Barbarei, mit welcher die Yankees Krieg führen, dann muß man eingestehen, daß wir es im neunzehnten Jahrhundert als „Christen" doch sehr weit in der Humanität gebracht haben. — In Bologna ereignen sich Dinge, welche in einem Räuberromane von weiland August Leibrock vollkommen am Platze wären. Im Anfange Decembers erschien dort, bei der volkreichen Stadt, eine Bande von etwa vierzig Missethätern; alle waren als Carabinieri, Polizeidiener oder Gardisten der öffentlichen Sicherheit verkleidet, und trieben ihre Gewerbe nicht etwa heimlich als „Ritter vom Mondschein", sondern mit preiswürdiger Offenheit. Sie überrumpelten die Eisenbahnstation, banden die Beamten mit Stricken, schleppten fort, was ihnen anstand, und erbeuteten insbesondere 100,000 Lire, also mehr als 25,000 Thaler in Gold. Ein paar Tage vorher waren mehrere Polizeidiener ermordet worden und die allgemeine Unsicherheit war so arg geworden, daß Polizeidirector, Bürgermeister und Provinzialgouverneur nichts Besseres thun zu können glaubten, als ihre Stelle niederzulegen

---

Die geographische Verbreitung des Schneehasen. Kürzlich meldeten die Zeitungen, daß man in Schlesien einen Schneehasen erlegt habe. Das seltene Vorkommen dieses Verwandten unseres gemeinen Hasen veranlaßt uns, hier Einiges über seine geographische Verbreitung zu sagen, wobei wir das treffliche Werk des Braunschweiger Professors J. H. Blasius über die „Fauna der Wirbelthiere Mitteleuropa's" zu Rathe ziehen. Im Sommer ist das Fell dieses Hasen meist dunkelfarbig graubraun; im Winter dagegen wird er weiß, und nur die schwarzen Ohrspitzen stechen auffallend ab. Pallas nannte daher diesen Nager den veränderlichen Hasen, Lepus variabilis. In Irland, Schweden, Schottland, Finnland, Rußland und Sibirien, sowie in den Pyrenäen und Alpen zeigt sich sein Fell in der angegebenen Weise veränderlich, in den Polargegenden aber, wo er auch vorkommt, tritt selbst während der Sommermonate, durch das kalte Klima bedingt, die dunklere Farbe nicht auf, so daß man diesen Hasen hier fortwährend ganz weiß findet und ihn für eine eigene Art (L. glacialis Leach) hielt. Hier ist ein deutlicher Beweis gegeben, wie die geographische Verbreitung und das Klima ändernd auf eine Thierart wirken. Der Schneehase ist nicht ganz so fest an den Ort seiner Geburt gebunden, wie der gemeine Hase. In den Alpen geht er im Winter von den Hochgebirgen in die Wälder hinab, jedoch nicht tiefer als etwa 3000 Fuß Meereshöhe; im Sommer dagegen trifft man ihn in der Krummholzregion regelmäßig, also bis zu einer Höhe von 8000 Fuß, ja bis zu 10,000. Menétriés fand ihn im Kaukasus in der Nähe des ewigen Schnees. Den Tag über bringen die Schneehasen zwischen Steinen und unter Krummholz zu und schlafen mit offenen Augen. Morgens und früh geht der Hase seiner Nahrung nach, die meist aus Alpengräsern, Schafgarbe und Rinde von jungem Holze besteht.

Wir erhielten die vorstehenden Bemerkungen aus Böhmen von einem Freunde des Globus, und können hinzufügen, daß auch in der Nähe von Leipzig am 23. December 1861 ein Schneehase geschossen worden ist. Wir haben das Exemplar gesehen.

Ein Urwald in Victoria, Südaustralien. Als wir vor einiger Zeit die Jagden in Australien schilderten, insbesondere auch jene auf den Leyerschwanz, erwähnten wir, wie dicht und üppig die Wälder in einigen Theilen der Kolonie Victoria, und wie sehr eigenthümlich die Bestandtheile der dortigen Flora sind. Das Bild, welches wir jetzt mittheilen, kann dazu beitragen, diesen südaustralischen Urwald noch anschaulicher zu machen. Wir werden in einer spätern Nummer auf diesen Gegenstand einmal zurückkommen.

Verantwortl. Redakteur: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.
Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.

Gefangenschaft und Abenteuer bei den Patagoniern.

II.

Berauschungsmittel der Patagonier. — Religiöse Feste. — Tanz und Musik. — Huaku, Oberster der bösen Geister. — Häusliches Leben. — Brautbewerbung und Ehe. — Die Frauen. — Kindermord. — Begräbnisse. — Mord an Argentinern verübt. — Raubzüge der Patagonier. — Aufenthalt beim Kaziken Kalfurcura. — Flucht und Rettung.

Alle Patagonier, ohne Unterschied von Stamm, Alter oder Geschlecht, lieben den Rausch leidenschaftlich. Wer sich Branntwein verschaffen kann, trinkt ihn ununterbrochen. Seltsamer Weise scheint dieser übermäßige Genuß starker Getränke auf ihre Gesundheit keineswegs nachtheilig einzuwirken. Manche Männer reiten zehn oder vierzehn Tage lang, um bei irgend einem argentinischen Posten Branntwein zu kaufen. Sie bringen zu den Spaniern Lederhäute verschiedener Art und Straußenfedern; dagegen tauschen sie Taback ein, den sie Pitrem nennen, und geistige Getränke, Pulku. Die letzteren schütten sie in Schläuche aus Schaffell. Auch aus Straußenschenkeln verfertigen sie Schläuche. Die ersteren sind ihnen jedoch lieber, weil sie sich auf dem weiten Transport zu Pferde besser halten.

Sobald der Indianer mit seinem Branntwein daheim vor der Zelthütte ankommt, eilen die Frauen herbei, laden die Schläuche ab, und Nachbarn finden sich ein, um an dem Feste Theil zu nehmen. Allemal wird Taback vertheilt. Wer sich dessen weigert, wird unbeliebt, obwohl man ihn deshalb nicht tadeln kann. Selbst während der starken Sommerhitze trinken Männer und Frauen Branntwein in ungemessener Menge, bis sie toll und voll einander in die Haare fahren, ohne Unterschied des Geschlechts mit einander raufen, sich schlagen und das fürchterlichste Schimpfwort über ihre Lippen bringen, nämlich Uiñcaes, Christ. Dieses Raufen nimmt erst ein Ende, wenn die Trunkenen matt und müde sind, und nachdem einige weniger stark berauschte Männer sich in's Mittel legten und die Zänker auseinander bringen. Häufig ereignet sich indessen Todschlag. Die Orgie dauert mehrere Tage hintereinander; man trinkt so lange, bis die Schläuche völlig geleert sind.

Manchmal vergeht längere Zeit, ohne daß die Patagonier sich Uiñcaes-Pulku, das heißt Getränk der Christen, verschaffen können; dann behelfen sie sich mit Piquinino und mit Algarrobe.

Die Algarrobe (Soë) gleicht einer Bohnenschote, und enthält einen sehr harten Kern; dieser wird weich gekocht, zwischen zwei Steinen zerrieben, in einen Ledersack gethan und mit Wasser beschüttet; dann geräth er in Gährung und giebt ein stark berauschendes Getränk. Die Wirkung ist aber nachtheilig für den Körper, denn dieser Algarrobe-Trank erzeugt Koliken und eigenthümliche Nervenzuckungen. Die rohe Frucht hat einen säuerlichen Geschmack, und ist daneben doch auch süß, aber sie greift die Gaumenwände und die Zunge an.

Der Trulka oder Piquinino ist eine kleine Frucht, roth oder schwarz, länglich rund, etwa so dick wie eine Erbse, und schmeckt sehr angenehm und sanft. Der Strauch, an dem sie wächst, hat sehr dichtes Gezweig und eine Menge von außerordentlich kleinen Blättern. Kaum ein anderes Gewächs weist eine so ungeheure Menge kleiner Dornen auf, und es wäre unmöglich, die Früchte mit den Händen zu pflücken. Deshalb wenden die Patagonier ein sehr einfaches und bequemes Mittel an. Sie legen unter den Strauch eine Lederhaut, schlagen auf Zweige und Blätter mit einem Stabe, und die Frucht fällt herab. Diese wird sorgfältig geworfelt, in kleine Ledersäcke gethan und auf das Pferd gelegt. Dann reitet der Patagonier im Galopp, die Trulkafrüchte zerplatzen, und geben nun einen Syrup, der eine Weinfarbe hat. Das Ganze wird nachher in einen größern Ledersack gethan, um zu gähren, und ist dann ein in der That vortreffliches Getränk, welches die Indianer mit Wonne schlürfen. Zwar erhitzt dasselbe den Kopf, greift aber nicht, gleich dem Getränk von der Algarrobe, die Eingeweide an. Dagegen erzeugt die Frucht der Trulka, wenn man sie in größerer Menge genießt, eine außerordentliche Reizbarkeit, allein die Indianer haben ein erprobtes Gegenmittel; sie schlucken nämlich eine große Menge Pferdefett hinab.

Die Patagonier feiern zwei religiöse Feste. Das erste findet im Sommer statt, und ist Wita uentru, dem guten Gotte geweiht. Das zweite, im Herbst, feiert man zu Ehren des Huakuhu, des Oberhauptes der bösen Geister. Zum Feste des guten Gottes versammeln die Kaziken alle zu ihrer Horde gehörenden Männer. Sie treffen mit jedem nur möglichen Pomp allerlei Vorbereitungen, bestreichen die Haare mit Fett, und bemalen sich das Gesicht mit mehr Sorgfalt als gewöhnlich. Während dieser Feiertage tragen sie vorzugsweise Kleider, welche sie den Christen geraubt haben; diese werden mit großer Sorgfalt zum Behufe des Schmucks beim Feste aufbewahrt. Und so sieht man denn den einen Patagonier mit einem Hemde, das über seinen anderen Kleidern im Winde flattert; Andere, die kein Hemde haben,werfen einen alten spanischen Mantel über die Schulter oder ziehen einen kurzen Rock an, während sie natürlich keine Beinkleider haben; noch Andere tragen Beinkleider, ziehen aber dieselben verkehrt an, oder haben eine Soldatenkappe ohne Schirm, auch wohl gar einen gewöhnlichen seidenen Hut. Das Ganze sieht lächerlich genug aus, und es gewährt einen eigenthümlichen Eindruck, wenn man Männer mit ernster Miene auf diese Weise ausstaffirt sieht.

Das Fest beginnt. Die Männer stellen sich in einer langen Reihe auf, kehren das Gesicht nach Osten, und Jeder steckt seine Lanze vor sich in den Boden. Hinter den Männern bilden die Frauen eine gleiche Linie. Dann beginnt, wenn man so sagen kann, der Tanz; er besteht darin, daß man sich von der rechten zur linken Seite bewegt. Die Weiber singen dazu, und einige schlagen eine Trommel, deren Fell aus einer bunt bemalten Katzenhaut besteht. Dann drehen die Männer sich um ihre eigene Achse, heben ein Bein bis zur Hälfte in die Höhe, und blasen aus voller Brust in ein ausgehöhltes Binsenrohr, das etwa einen Ton von sich giebt, wie wenn wir in einen großen hohlen Schlüssel blasen. Dann giebt der Kazike ein Zeichen, alle Anwesenden schreien laut, die Männer springen zu Pferde, und unterbrechen plötzlich den Tanz, um einen phantastischen Ritt zu machen. Sie jagen nämlich dreimal um den Platz herum, auf welchem das Fest gefeiert wird. Während der Pausen nimmt Jeder einen Schluck gegohrener Milch aus einem

Schlauche von Pferdeleder; das gilt bei ihnen für eine ganz besondere Leckerei und hat zugleich eine abführende Wirkung. Am vierten Tage wird früh Morgens ein junges Pferd und gleich darauf ein Ochse, welchen irgend ein wohlhabender Mann zu diesem Behufe geschenkt hat, dem Gotte geopfert. Beide Thiere werden auf den Boden geworfen, und zwar so, daß ihr Kopf gen Osten gerichtet ist. Der Kazike bezeichnet einen Mann, welcher die Brust der Thiere öffnen und das Herz herausschneiden muß. Dieses wird, während es noch zuckt, auf eine Lanze gesteckt, dann drängt sich die Menge neugierig herbei, starrt auf das Blut, welches aus einem großen Einschnitt im Herzen herabläuft, und zieht daraus Augurien, die sie fast immer zu ihrem Vortheil deutet. Nachher verläßt sie die Opferstätte und ist überzeugt, daß der gute Gott dem Stamm in allen seinen Unternehmungen gutes Glück geben werde. (S. 293.)

Auch bei dem Feste des Huakuhu, des Direktors der bösen Geister, schmücken sich die Patagonier nach besten Kräften, versammeln sich hordenweis, und allemal führt der Kazike den Zug an. Der böse Gott soll sie vor allem Unheil bewahren. Alle treiben ihr Vieh zusammen; die Männer schließen einen doppelten Kreis um die Heerden, und ziehen um dieselben derart herum, daß der eine Kreis nach dieser, der andere nach jener Seite hin geht. Dabei rufen sie den Huakuhu laut an, opfern tropfenweise gegohrene Milch, welche die Weiber ihnen zureichen. Nachdem diese Feierlichkeit drei- oder viermal wiederholt worden ist, schütten sie die noch übrige Milch auf die Thiere, weil diese dadurch vor jeder Seuche bewahrt würden. Nachher werden die Heerden wieder von einander gesondert, jede einzelne wird auf einem eignen Platze aufgestellt, der Kazike hält eine lange warme Anrede an die Männer, und ermahnt sie, sich auf einen Raubzug gegen die Christen wohl vorzubereiten. Der Stamm müsse seine Beute vermehren.

Das letztere leuchtet natürlich jedem Patagonier ein. Alle schwingen ihre Lanzen, bitten noch Huakuhu, sie zu segnen, und aus der Lanze ein Werkzeug des Glücks für den Stamm, des Unglücks für die Christen zu machen.

Wir wollen einige Eigenthümlichkeiten aus dem häuslichen Leben dieser Indianer schildern. Der Mann nimmt eine Frau. Aber was ist für ihn die Ehe? Lediglich ein Tauschhandel, ein Auswechseln verschiedener Thiere gegen eine weibliche Person; denn die Eltern geben den Gegenstand, welcher verhandelt werden soll, nur gegen eine reiche Gabe fort.

Ein Patagonier, der sich eine Frau wünscht, hält Rundschau unter den Töchtern der Steppe; er geht von einer Zelthütte zur andern, besucht seine Verwandten und Freunde, und macht ihnen seine Absicht kund. An gutem Rath fehlt es ihm nicht. Die Freunde sprechen ihre Billigung oder Mißbilligung aus, und rathen ihm, für reiche Geschenke zu sorgen. Diese bestehen in Pferden, Ochsen, Steigbügeln und großen plumpen Silbersporen, welche sie von den Araukanern eingehandelt haben.

Nun will der junge Mann sich bewerben. Seine ganze Familie geht mit ihm, und nimmt am Abend vor dem Verlobungstage einen Platz in der Nähe der Eltern des auserkorenen Mädchens ein. So muß sie verfahren, weil das Herkommen will, daß der Bräutigam mit seinem Gefolge am andern Morgen in aller Frühe Vater und Mutter überraschen soll. Dann beginnt die Verhandlung. Zuerst werden die Gäste schlecht empfangen, Vater und Mutter behandeln sie mürrisch, aber diese werden nicht müde, in allerlei möglichst poetischen und zierlichen Redensarten ihren Wunsch auszusprechen. Nach und nach nehmen die Mienen freundlicheren Ausdruck an. Ein Mann tritt vor und weist auf den Bräutigam hin, der in der Nähe des Zeltes mit seinen Geschenken steht. Sobald diese genügend erscheinen, kommt die Sache bald in Ordnung. Nun verschwindet Stolz und Anmaßung des Vaters. Er lächelt vor sich hin, macht ein freundliches Gesicht, und dann weiß man, daß er zu der Heirath seine Einwilligung geben werde. Die Gäste bleiben den ganzen Tag bei der Familie und schmausen tapfer, denn der Bräutigam hat eine fette Stute zum Besten gegeben, die von den Frauen abgeschlachtet, zertheilt und zum leckern Mahle hergerichtet wird. Es ist herkömmlich, daß kein Mitglied der Versammlung sich aus dem Zelt entfernen darf, bevor das ganze Thier verschlungen ist; nur Knochen und Haut dürfen übrig bleiben; die ersteren nagt man sorgfältig ab, um sie dann in der Nähe der Zelthütte in die Erde zu vergraben. Das ist ein Erinnerungszeichen der Vereinigung beider jungen Leute, die von nun an für Mann und Frau gelten. Wir können es als die patagonische Trauung bezeichnen.

Nach dieser Feierlichkeit folgen sämmtliche Anwesende dem jungen Paare nach der Zelthütte des Bräutigams, wo auf's Neue geschmaust wird. Die Eltern der Braut nehmen die Haut der am Morgen geschlachteten Stute mit sich, um sie am Abend dem Ehepaare zu schenken; von diesem wird sie dann derart hergerichtet, daß sie als Bedeckung für das Zelt verwendet werden kann. In den nächsten Tagen strömt eine Menge von Neugierigen herbei, um den Vermählten Besuch abzustatten. Alle, besonders die Weiber, erkundigen sich bei der Frau nach den Eigenschaften des Mannes, und bei dem Manne nach den Eigenschaften der Frau in einer Weise, die uns Europäern im höchsten Grade undelikat erscheinen würde. Die junge Frau muß, um in guten Ruf zu kommen und für eine liebenswürdige Person zu gelten, einem Jeden, der da erscheint, Fleisch und Taback darreichen; auch muß sie dazu einige höfliche Worte sprechen.

Wenn die Gatten nach einiger Zeit finden, daß sie sich mit einander nicht vertragen können, so kommen sie überein, sich zu trennen, und die Eltern machen dagegen keinerlei Einwendungen; auch geben sie einen Theil der vom Bräutigam erhaltenen Geschenke zurück. Derartige Scheidungen kommen indessen sehr selten vor, denn in der Regel leistet die Patagonierin dem Manne, was er verlangt, und Beide sind zufrieden mit einander. Uebrigens hat der Mann eine große Gewalt über die Frau, und wenn sie eine Untreue begeht, steht es ihm frei, sie selber und ihren Verführer zu tödten. Darüber wird ihm Niemand einen Vorwurf machen. In der Regel zieht er es jedoch vor, seine Frau zu behalten, und ihrem Liebhaber eine starke Ranzion aufzuerlegen. Wer also die Mittel hat, kann sich sein Leben erkaufen.

Die Frau ist für den Patagonier ein sehr nützliches Thier. Sie muß hart für ihn arbeiten, selbst wenn sie sich in anderen Umständen befindet. Der Mann geht müßig; seine ganze Beschäftigung besteht im Jagen wilder Thiere oder im Beaufsichtigen seiner Heerde; allemal, wenn er von einem Platze zum andern zieht, muß die Frau das Zelt abschlagen und wieder aufschlagen, manchmal auch die Waffen ihres zu Roß sitzenden Mannes tragen. Es ist wunderbar, mit welcher Leichtigkeit diese armen Weiber ihre Kinder ohne irgend welche Beihülfe gebären. Sobald ein Kleines das Licht der Welt erblickt hat, wird es in kaltem Wasser abgewaschen, und die Mutter arbeitet unmittelbar nach ihrer Entbindung weiter, als ob gar nichts vorgefallen sei.

Nun ist das Kind da. Ob man es aber aufziehen wolle, das bildet den Gegenstand ernstlicher Erwägung zwischen Vater und Mutter; sie entscheiden über Leben und Tod. Wollen sie das Kind beseitigen, dann ersticken sie es, und werfen es auf die Pampa hinaus, wo dann die

Leiche von umherschwärmenden Hunden oder von Raubvögeln verzehrt wird. Aber ein Kind, das am Leben bleiben soll, ist, von dem Augenblicke der Entscheidung an, Liebling der Eltern, die ihm jede mögliche Zärtlichkeit erweisen, und sich auch die größten Entbehrungen auferlegen würden, um alle seine Wünsche zu erfüllen. Drei Jahre lang wird es an der Brust der Mutter genährt, beim vierten Jahre durchsticht man ihm die Ohrläppchen. Diese Feierlichkeit ist von großer Bedeutung im Leben der Indianer, und bedeutet bei ihnen so viel wie bei uns die Taufe.

Am Feiertage giebt der Vater dem Kinde, gleichviel ob einem Knaben oder Mädchen, ein Pferd, das auf den Boden geworfen wird, nachdem man ihm die Füße fest zusammengebunden hat. Das Kind ist am ganzen Leibe bemalt. Verwandte und Freunde der Eltern stehen umher. Dann legt das Oberhaupt der Familie oder auch der Kazike des Stammes das Kind auf das Pferd und durchsticht ihm die Ohren mit einem spitzen Straußenknochen; nachher steckt er ein Stückchen Metall in jedes Loch, damit die Oeffnung allmälig immer größer werde.

Auch bei diesem Feste wird eine Stute geopfert; die nächsten Verwandten bekommen die Rippenknochen. Jeder bei der Feierlichkeit anwesende Gast legt die von ihm abgenagten Knochen vor dem Kinde nieder, und verpflichtet sich dabei, ihm irgend ein Geschenk zu geben. Die Feierlichkeit schließt damit, daß der Mann, welcher die Ohrläppchen durchstochen hat, jedem Anwesenden mit demselben Straußenknochen einen Einschnitt in die Haut der linken und der rechten Hand macht, und zwar an der Stelle, wo der Zeigefinger sich von der Hand scheidet. Das aus einer solchen Wunde fließende Blut wird dem guten Gotte als Sühnopfer dargeboten.

Von nun an beschäftigt man sich mit der Erziehung des Kindes, das schon im fünften Jahre allein zu Pferde steigt und sich nützlich macht, denn es hütet die Heerden. Vom Vater lernt es den Gebrauch des Lasso, der Bolas, der Lanze und der Schleuder. Ein junger Patagonier von zehn oder zwölf Jahren ist schon so selbstständig, wie ein Europäer von 25; er ist dann bereits vollständig Mann in seiner Weise und nimmt an den Raubzügen lebhaften Antheil.

Auch die Indianerinnen folgen sehr häufig ihren Männern auf den Kriegszügen, und während diese letzteren über die Soldaten oder über die Hirten herfallen, beeilen sich die Weiber, das Vieh fortzutreiben, und dabei sind ihnen ihre Kinder behülflich. Diese wilden Menschen haben viel Muth und Kühnheit; sie weichen auch nicht sogleich, wenn ein Angriff gegen sie gemacht wird, sondern wehren sich tapfer und ziehen sich erst zurück, sobald sie sehen, daß ihre Bemühungen erfolglos seien. Wer im Handgemenge fällt, wird auf ein Pferd geladen und heim geschleppt; die, welche unterwegs sterben, verscharrt man ohne alle Umstände in aller Eile.

Ein Mann dagegen, der inmitten der Seinigen im Zelte stirbt, wird unter großer Feierlichkeit begraben. Man bekleidet ihn mit seinem besten Schmuck und legt ihn auf eine Roßhaut; zu beiden Seiten breitet man seine Waffen und andere werthvolle Habe aus, insbesondere Sporen und silberne Steigbügel. Dann wickelt man die Pferdehaut um die Leiche zusammen, so daß die letztere gewissermaßen eine Mumie bildet, bindet diese auf das Lieblingspferd des Verstorbenen, welchem man zuvor das linke Vorderbein lahm geschlagen hat, damit es bei dem Gehen hinke, und solchergestalt auch seinerseits Trauer über den Dahingeschiedenen bekunde. (S. 296.) Alle Frauen des Stammes besuchen die Wittwe, stoßen entsetzliches Geschrei aus und helfen jener beim Weinen. Die Männer malen sich Hände und Gesicht schwarz

Ein festliches Wettrennen der Patagonier.

Tanz der Patagonier.

Pferdsopfer.

und geleiten den Todten bis auf einen Hügel, in welchem sie eine Grube aushöhlen. In diese legen sie die Mumie, schütten Erde auf dieselbe und schlachten auf dieser Stelle das Pferd, welches die Leiche bis dorthin getragen hat. Auch mehrere andere Thiere, namentlich Pferde und Hämmel, werden geopfert, damit, wie die Patagonier meinen, der Todte in der Unterwelt reichliche Nahrungsmittel habe. Alle weniger werthvollen Gegenstände, und dazu noch die Haut, in welche er eingewickelt war, verbrennt man, damit keine Erinnerung an ihn bleibe. Die Frauen weinen und heulen mehrere Tage hintereinander, und geleiten dann die Wittwe in die Zelthütte ihrer Verwandten, bei denen sie nun ein Jahr lang bleiben muß. Während dieser Zeit darf sie keine andere Verbindung eingehen. Ein Uebertreten dieses Gebotes würde Todesstrafe nach sich ziehen. —

So war ich nun Sklave bei den Poyntsches, mit denen ich umherziehen mußte. Eine Zeit lang wanderten wir in den kalten, wilden und unfruchtbaren Ebenen des Südens, wo der Sturm gewaltig brauste und der Witterungswechsel rasch war. Nach etwa einem Vierteljahre verkaufte mich mein erster Gebieter an einen Andern, der mich bald nachher an einen Dritten verhandelte. So ging ich aus einer Hand in die andere, kam von Stamm zu Stamm, und war endlich wieder weit nach Norden hin bis an das linke Ufer des Colorado-Stromes mitgezogen. Aber meine Beschäftigung blieb dieselbe, und einer Verbesserung in meiner Lage hatte ich mich nicht zu erfreuen. Meine Tage verflossen langsam und traurig. Monate vergingen, bevor ich im Stande war, auch nur unvollkommen die Sprache meiner barbarischen Gebieter zu verstehen oder zu reden. Der Gedanke an Flucht verließ mich niemals, aber wie sollte ich ihn verwirklichen, da ich das Land nicht kannte und stets von argwöhnischen Aufpassern umgeben war?

Es mochte wohl ein Jahr verflossen sein, als ein trauriger Vorfall mir von Neuem Klugheit einschärfte und mich zu noch größerer Verstellung zwang. Mehrere junge Argentiner waren, gleich mir, in Gefangenschaft gerathen und zu demselben kläglichen Schicksal verurtheilt. Mehrere von ihnen, welche auf ihre Landeskunde sich verließen (denn sie waren ja mit der Pampa vertraut, die mit den Ebenen ihrer Heimat so große Aehnlichkeit hat, und verstanden sich auf das Reiten der patagonischen Rosse), ergriffen die Flucht; aber nach langer Verfolgung wurden sie von den Indianern eingeholt, zurückgebracht und zum Tode verurtheilt. Man stellte sie in einen Kreis berittener Indianer, von denen sie mit Lanzen erstochen wurden. Ich sah die Mörder zurückkommen, sie schrien und heulten vor Freude und zeigten die Spitzen ihrer Lanzen, mit denen sie jene Männer durchbohrt hatten. So ritten sie an mir vorüber, streckten mir die blutigen Mordwaffen entgegen, und bedrohten mich, falls ich die Flucht versuchen würde, mit demselben Schicksal.

Seit jener Zeit stellte ich mich gleichgültig und ruhig; nur wenn ich allein war, machte ich meinem Schmerze Luft. So viel begriff ich wohl, daß längere Zeit vergehen konnte, bevor eine günstige Gelegenheit zum Entrinnen sich mir darbieten würde. Nun gab ich mir noch größere Mühe als zuvor, die Indianersprache zu erlernen, und bald machte ich rasche Fortschritte. Uebrigens wußte ich wohl, daß die Indianer ganz unbefangen unter einander sich unterhalten würden, so lange sie meinten, daß ich ihre Sprache nicht verstehe, deshalb ließ ich mir auch nichts merken, daß diese mir geläufiger wurde. Auch schien ich vollkommen gleichgültig gegenüber Allem, was sie sagten und thaten. Späterhin habe ich Ursache gefunden, mir dazu Glück zu wünschen.

Es vergingen volle drei Jahre, ohne daß ich einen weißen Menschen zu Gesicht bekommen hätte, ausgenommen jene unglücklichen Argentiner. Allerdings schien es während dieser langen Zeit mehr als einmal, als ob die Gunst der Umstände mir die Flucht ermöglichen würde, aber allemal stellten sich unvorhergesehene Hindernisse der Ausführung meines wohlausgesonnenen Planes in den Weg, und manchmal wurde ich so stumpf, daß ich auf jede Flucht verzichtete. Aber das war doch immer nur kurze Zeit. Zum Glück verließ mich mein kaltes Blut niemals, und wenn die Indianer Verdacht gegen mich schöpften, fand ich jedesmal Ausreden, und sie mußten meinen Worten glauben. Vierzehn Mal hatte ich die Flucht versucht; jedes Mal war sie mir vereitelt worden; das Mißtrauen der Indianer wuchs und verschlimmerte meine Gefangenschaft. Ich gestehe, daß ich in meiner jammervollen Lage mehr als einmal Gedanken an Selbstmord hegte. Ich wollte meinem Leben mit einem Messerstoße ein Ende machen, und war schon einmal nahe daran, mir dasselbe in's Herz zu rennen, als mein indianischer Gebieter mir die Waffe fortnahm. Er rettete mir das Leben, weil es ihm werthvoll war, erklärte aber auch, daß er fortan mich unter noch strengere Aufsicht stellen würde.

Die Patagonier unternehmen sehr häufig Raubzüge an die Gränze, um den Argentinern Vieh wegzutreiben. Bei solchen Gelegenheiten zeigen sie großen Scharfsinn und eine ganz ungemeine Behendigkeit. Während ein Theil gewisse Posten bedroht, um die Gränzbesatzung dorthin zu locken, fallen andere Horden über die entblößten Gegenden her, wo sie dann keinen Widerstand finden und Alles morden, was ihnen in den Weg kommt. Sie verschonen nicht einmal alte Frauen; aber junge Mädchen und Frauen und deren Kinder schleppen sie mit fort in die Wüste. Das traurige Loos, welches denselben zu Theil wird, brauche ich nicht näher zu schildern. Die Kinder werden als Sklaven gehalten. Sehr häufig verkauft man beide aus einem Stamm in den andern, sie werden aus einer Gegend in die andere geschleppt und haben in diesen Einöden eine wahrhafte Hölle. Für ihre Familie sind sie auf immer verloren. Die Kinder vergessen allmälig jede Erinnerung an ihr früheres Leben, sie verlernen auch ihre Muttersprache und werden selber Nomaden. Von den Indianern werden sie gut behandelt, man verzeiht ihnen sogar, daß sie Weiße und Christen sind. So gestalten sie sich selbst zu Patagoniern um und führen das Leben der Wilden.

Niemals war die Rede davon, daß ich meine Gebieter auf ihren Kriegszügen begleiten sollte. Während sie in den Pampas umherstreiften, wurde ich von anderen Indianern, welche das Vieh hüteten, sehr streng überwacht. Allemal nach Verlauf mehrerer Wochen kamen die Krieger zurück, insgemein reich beladen mit Zucker, Taback und Mate, das heißt Paraguay-Thee. Auch brachten sie gewöhnlich Kleider, Hemden, Leinwand und Baumwollzeuche, also Schmuck für ihre festlichen Versammlungen. Ich selber habe aber niemals ein anderes Kleidungsstück von ihnen erhalten, als einen zerfetzten Mantel, den sie einem erschlagenen Soldaten abgenommen hatten.

Zufällig fielen mir mehrere Blätter bedruckten Papieres in die Hände; sie hatten als Düten für Taback gedient, und waren fortgeworfen worden. Ich war ganz glücklich, daß ich wieder lesen konnte; es gewährte mir eine ganz unverhoffte und sehr angenehme Zerstreuung. Tag für Tag las ich den Inhalt der Blätter, obwohl ich ihn längst auswendig wußte. Einst wurde ich dabei von Indianern überrascht, welche sich über diese Entdeckung freuten und sogleich dem Kaziken Kunde gaben. Das beunruhigte mich anfangs; aber als ich am Abend mit dem Vieh in die Nähe der Zelthütte kam, um die Häupter abzählen zu lassen,

wurde ich ungemein freundlich empfangen. Mein Herr richtete mehrere Fragen an mich, aus denen ich abnahm, daß er stolz auf den Besitz eines so werthvollen Sklaven sei. Er deutete mir an, daß ich fortan dem Kaziken des Stammes Dienste zu leisten hätte. Dazu bot sich auch bald die Gelegenheit dar.

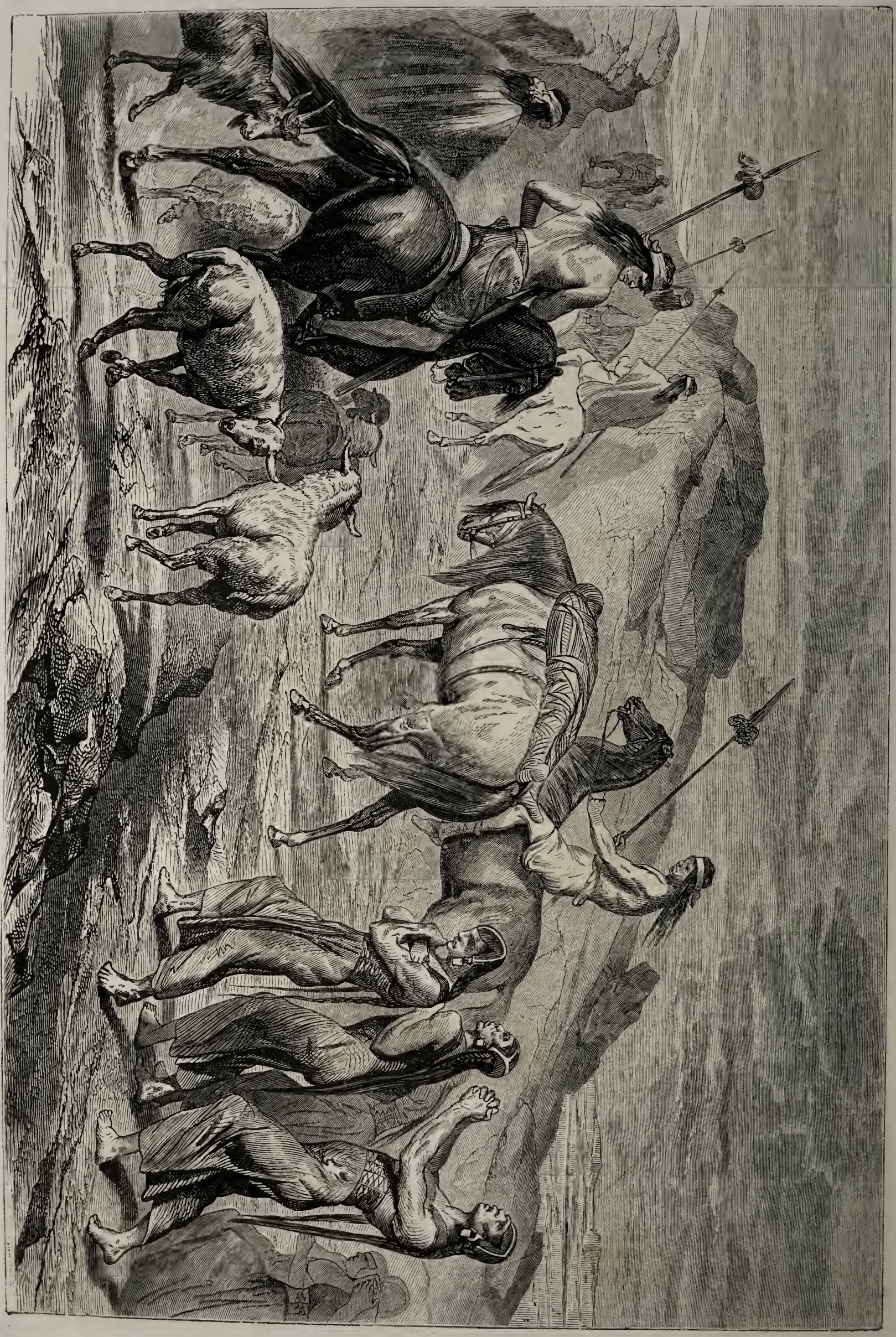
Die patagonischen Horden suchen von Zeit zu Zeit in ein friedliches Einvernehmen mit den Gränzposten der Argentiner zu kommen, und unterwerfen sich scheinbar den Weißen. Dann ist Frieden, und die ruhige Zeit benutzen sie zum Austausch von allerlei Gegenständen. Sie verhandeln Straußenfedern und Pferdehäute verschiedener Art, und nehmen dagegen Taback, Zucker, Wein und Branntwein. Während eines solchen Friedens sollte ich nun Beweise meiner Geschicklichkeit ablegen, und der Kazike ernannte mich zu seinem Schreiber. Sehr gern hätte ich den Argentinern gemeldet, wie mir's um's Herz war und was mich drückte, aber das konnte ich um keinen Preis wagen; ich durfte nur schreiben, was man mir vorsagte, und um sich davon zu überzeugen, daß ich es that, schlugen die Indianer einen sehr zweckmäßigen Weg ein. Der Kazike sagte mir vor, was ich zu melden hätte, dann mußte ich Alles, was ich geschrieben, zu verschiedenen Zeiten mindestens zwanzig Mal wieder und immer wieder vorlesen. Auf solche Weise konnten sie sich überzeugen, ob ich Zusätze machte oder nicht. Manchmal ließen sie mich auch einzelne Bruchstücke meines Briefes lesen, die dann später wiederholt werden mußten. Hätte ich nur ein einziges Mal die Worte anders gelesen, als sie auf dem Papier standen, oder als sie mir diktirt worden waren, dann wäre ich verloren gewesen; diese Leute haben ein ganz ausgezeichnetes Gedächtniß. Außerdem hatten sie noch eine besondere Controle. Bei einem benachbarten Stamme lebten einige argentinische Gautschos in Gefangenschaft, die zwar nicht schreiben, wohl aber Geschriebenes lesen konnten. Diesen überreichten sie die Papiere; zum Glück für mich traf Alles richtig zu.

Der Nandu, südamerikanische Strauß.

Mein erster Brief wurde von zwei Vertrauten des Kaziken an die Gränze gebracht. Mit ihnen gingen einige Knaben, welche die zum Austausch bestimmten Gegenstände unter Aufsicht hatten. Nach etwa 14 Tagen kamen diese Knaben ganz erschöpft zurück und schrieen im Lager laut auf. Sie erzählten, daß man den Brief des Kaziken gelesen, dann aber sogleich die beiden Ueberbringer in Ketten geschlagen habe; ohne Zweifel wären sie längst ermordet worden; ich hätte das allgemeine Vertrauen getäuscht und den Spaniern allerlei Nachrichten über die Raubzüge der Horde mitgetheilt. Die Patagonier glaubten natürlich allen diesen Mittheilungen und schrien dem Kaziken entgegen, daß ich sterben solle. Das Alles hörte ich, weil ich mich in der Nähe befand, ohne daß die Indianer mich sahen. Der Kazike seinerseits ermahnte die Wüthenden zur Ruhe und sagte ihnen, sie möchten das Schreien doch lassen, damit ich nichts merke. Nur bis morgen sollten sie warten und dann die Stunde meines Todes selber bestimmen.

Man kann denken, wie ich die Nacht verbrachte. Der Morgen kam. Ich erhob mich und trieb mein Vieh aus; als ich aber das Pferd besteigen wollte, welches ich gewöhnlich ritt, fand ich, daß man statt desselben einen lahmen Gaul hingestellt hatte. Darüber machte ich nicht die mindeste Bemerkung, verrieth auch den beklommenen Zustand meiner Seele weder durch Stimme, noch durch Mienen oder Gebehrden. Kaum war ich einige hundert Schritte weiter auf meiner alten Mähre geritten, als ein Trupp Indianer in vollem Galopp und mit lautem Geschrei gegen mich anstürmte. Ich that nicht, als ob ich sie bemerkte oder mich um sie bekümmere, und sie begnügten sich, drohend an mir vorüber zu reiten. Ein glücklicher Zufall kam mir zu Hülfe. Ich wußte, wo die bessern Pferde weideten. Als ich keine Patagonier in der Nähe sah, ritt ich auf dieselben zu, sprang von meinem alten Gaul, schwang mich auf ein junges flüchtiges Roß und ritt spornstreichs fort. Den ganzen Tag über galoppirte ich und hielt nicht eher an, als bis ich gegen Abend bei den Zelten Kalifurcura's eintraf.

Dieser Mann ist der Oberkazike der patagonischen Indianer, und der Stamm, bei welchem ich Sklave war, stand unter seiner Herrschaft. Als ich vor ihn hintrat, sprach er sein Erstaunen aus, fragte, woher ich komme, was ich wolle, und wie ich so kühn sein könne, allein vor ihn zu erscheinen. Ganz offenherzig erzählte ich ihm alle Vorgänge und was ich am Abend zuvor gehört; ich sei zu ihm geflohen, um ihn um Rettung zu bitten, er könne sich auf die Wahrheit meiner Angaben verlassen; ich sei nun seit drei Jahren bei den Indianern, die ich niemals betrogen hätte, und Niemand könne mir irgend welchen Vorwurf machen. Die Zeit werde schon herausstellen, daß ich unschuldig an dem Verbrechen sei, das



Photographisches Begräbniß.

man mir aufbürde; er möge mich in Schutz nehmen, ich wolle sein treuer Diener sein und könne ihm nützen.

Dieses Zutrauen schien ihm zu schmeicheln. Außerdem hatte ich einige Worte hinzugefügt, die seiner Eitelkeit angenehm sein mußten. Wirklich war dieser Mann viel menschlicher, als die anderen Indianer. Er behandelte mich, ich möchte sagen, mit Güte und versprach mir seine Unterstützung. Uebrigens bemerkte er von vornherein, daß ich niemals ein Pferd zu meiner Verfügung erhalten werde. Schon am andern Morgen kamen Reiter des Stammes, welchen ich verlassen hatte. Ein Häuptling ritt an der Spitze, verlangte Gehör bei Kalfurcura und forderte, daß ich augenblicklich getödtet würde; das müsse sich von selbst verstehen. Der Kazike machte Einreden; man verhandelte lange hin und her. Ich war dabei gegenwärtig und sprach kein Wort; als ich aber fand, daß die Horde immer blutdürstiger sich gebärdete und meinen Tod auf das Allerbestimmteste verlangte, da konnte ich nicht ferner schweigen. Ich erinnerte den Oberkaziken daran, daß er mir seinen Schutz zugesagt habe; ich gab mir alle Mühe, nachzuweisen, daß ich unschuldig sei; ich wiederholte, was ich schon am Abend zuvor gesagt hatte, und stachelte zugleich die Eigenliebe des mächtigen Mannes auf. Kalfurcura, das heißt der blaue Stein, sprach sich günstig für mich aus. Er sagte seinen Patagoniern, es sei durchaus unmöglich, daß ein Mann, der so rede, wie ich, schuldig sei. Außerdem verbot er Jedem, mir irgend etwas Leides zu thun, suchte mich zu beruhigen, erklärte, daß ich bei ihm bleiben solle und daß ich es gut haben werde. Meinem bisherigen Gebieter, der gleichfalls zugegen war, gab er zu verstehen, daß er mich ihm nur ausliefern würde, wenn er vollständige Beweise für meine Treulosigkeit beibringen könne; sobald das der Fall sei, möge er nach Gutdünken über mich verfügen. Das war der endgültige Spruch. Die Versammlung ging auseinander, die Indianer ritten heim, warfen mir aber grimmige Blicke zu und drohten mit den Lanzen.

Monate vergingen, ohne daß man irgend etwas über die beiden gefangenen Patagonier, welche von den Argentinern zurückgehalten wurden, erfuhr. Der Haß und der Grimm der Indianer gegen mich wurde immer ärger. Sie lagen dem Oberkaziken in den Ohren, suchten ihm Mißtrauen gegen mich einzuflößen, und er behandelte mich oft mit übler Laune, während er manchmal wieder mir volles Vertrauen zu gewähren schien. Häufig fragte er mich aus, forschte nach diesem und jenem, offenbar um mich gelegentlich auf einem Widerspruch zu ertappen; aber meine Antworten blieben sich unwandelbar gleich. Das gefiel ihm, denn mehr als einmal versicherte er mich ausdrücklich seines Schutzes. Trotzdem aber bemerkte ich sehr wohl, daß ich fünf Monate lang unter der strengsten Ueberwachung stand.

Manchmal wurden Streifpartien der Indianer ausgesandt, um in der Nähe der argentinischen Ansiedelungen Erkundigungen über die beiden Gefangenen einzuziehen, aber immer kamen sie unverrichteter Dinge zurück; sie vernahmen über ihre Landsleute nicht die geringste Kunde. Nachher verfloß einige Zeit, ohne daß sie sich um die Sache weiter bekümmerten. Da erschienen plötzlich die beiden Leute, welche man verloren geglaubt hatte. Alle Männer des Stammes liefen zusammen, um die Abenteuer dieser Männer zu vernehmen. Meine Unschuld war nun an den Tag gekommen; auch erklärten die Beiden, sie seien von den Argentinern zurückgehalten worden, weil an jenem Gränzposten einige Soldaten sie als Theilhaber eines frühern Raubzuges erkannt hätten. Da sie aber als Friedensboten gekommen waren, so hatte der Befehlshaber des Gränzpostens nach Buenos Ayres um Verhaltungsbefehle geschrieben. Aus der Hauptstadt kam ein Befehl, die beiden Patagonier als Kettengefangene festzuhalten und sie arbeiten zu lassen. Es war die Rede davon gewesen, sie hinzurichten; weil aber in der Depesche, welche sie von Seiten des Stammes brachten, Friedenseröffnungen standen, so verdankten sie diesem Umstande ihre Rettung. Die Freiheit hatten sie sich verschafft, weil ihre Wärter nachlässig gewesen waren.

Nun erfolgte ein gänzlicher Umschlag in der öffentlichen Meinung zu meinen Gunsten. Meine ärgsten Feinde belobten mich sehr, und von nun an schwand alles Mißtrauen; man schien kaum noch daran zu denken, daß ich schon einige Fluchtversuche gemacht hatte. Ich durfte jetzt auch reiten und mußte die Indianer auf allen ihren Zügen begleiten mit einem Worte, ich hatte das allgemeine Vertrauen und war so zu sagen Generalsecretair der patagonischen Nomadenconföderation.

Die Flucht des Gefangenen.

Der Tag der Befreiung kam für den armen, so schwergeprüften Dulder endlich heran.

Zwischen dem Staate Buenos Ayres und den übrigen Provinzen des argentinischen Bundes brach im Jahre 1859 wieder einmal Krieg aus. Für die Indianer ist allemal gute Zeit, wenn die beiden Theile einander befehden, weil dann gewöhnlich die Gränze nicht sorgfältig bewacht wird. Dann streifen sie mit dem Instinct der Raubthiere in der Nähe derselben umher, und lauern auf günstige Gelegenheit zu einem Plünderungszuge. Manchmal bieten sie aber auch dem einen oder andern Theile ein Bündniß an. Das war auch jetzt der Fall. Der weiße Sklav mußte an den General Urquiza mehrere Briefe schreiben, welche von nahen Verwandten Kalfurcuras überbracht wurden. Sie fanden eine freundliche Aufnahme und kamen mit reichen Geschenken zurück, insbesondere hatte man ihnen eine große Menge Branntwein gegeben.

Als sie zurückkamen, begannen in der schon früher geschilderten Weise die Ausschweifungen. Die ganze Horde war ununterbrochen, Tag und Nacht, völlig berauscht. Diesen Umstand benutzte der weiße Mann. Als alle bewußtlos, toll und voll betrunken, oder in tiefem Schlafe lagen, kroch er vorsichtig dorthin, wo die besten Pferde des Kaziken standen, nahm Bolas und bemächtigte sich auch eines Lasso, um damit die Pferde aneinander zu binden. Das gelang. Er führte drei Rosse hinweg und schwang sich dann auf das eine, um zu entfliehen. Daß für ihn Leben und Tod auf dem Spiele stand, wußte er sehr wohl. Er galoppirte die ganze Nacht hindurch wie ein Mann, welchen der böse Feind verfolgt; er ritt auch am Tage eine weite Strecke weit und gönnte sich erst gegen Mittag einige Ruhe. Dann und wann war er abgesprungen und legte das Ohr platt auf den Boden, um zu horchen, ob er verfolgt werde; aber sein Blut war heiß, sein Herz klopfte gewaltig und aus seinen Ohren wollte das Sausen und Klingen nicht weichen.

Am vierten Tage hatte er ein Pferd zu Tode geritten, und einige Tage später fiel ihm auch ein zweites unter dem Leibe; er bestieg das dritte, mit welchem er nur langsam vorwärts ritt. Aber als das Abenddunkel hereinbrach, ging es von selbst rascher, weil es Wasser witterte. So gelangte Guinnard an den Rio Quinto, einen Fluß, an welchem ein gleichnamiger Flecken liegt. Nach einem Ritte von dreizehn Tagen war er halbverhungert, und ganz erschöpft fiel er bewußtlos vom Pferde.

So hatte endlich der weiße Sclav, zu Ende des Augustmonates 1859, seine Freiheit wieder erlangt. Eine spanische Familie nahm ihn gütig auf und pflegte ihn in der schweren Krankheit, welche ihn volle sechs Wochen lang an das Lager fesselte. Die Leute von Rio Quinto gaben ihm dann die Mittel, über das nun in Trümmer gesunkene Mendoza und über den Uspallata-Paß nach Valparaiso in Chile zu reisen.

Im Januar 1861 war er wieder in Europa zurück und jetzt arbeitet er ein umfangreiches Werk über Patagonien und dessen Indianer aus. Nach unseren obigen Mittheilungen zu schließen, wird es gewiß viel Interessantes enthalten.

Die nordamerikanischen Verhältnisse.

Von **Karl Andree.**

Erster Artikel.

Die Ausartung des Staatswesens. — Parteiberichte. — Die Frage über die Sklaverei und deren Ausdehnung. — Missouri-Compromiß. — Heinrich Clay und der Congreß. — Parteistellungen. — Angriffe gegen den Süden. — Die Parteifanatiker. — Theodor Parker's Fundamentalsätze. — Die Abolitionisten und das „höhere Gesetz." — Nullification im Norden.

Ueber die Vereinigten Staaten von Nordamerika ist ein schweres Verhängniß hereingebrochen. Das ganze Land von den großen Seen bis zum mexikanischen Golf hat sich in ein ungeheueres Kriegslager verwandelt und dreißig Millionen Menschen gepackt. Die alte Union steht nur noch als ein Rumpf da. Es zeugt von Fanatismus oder Beschränktheit, in einer so gewaltigen und furchtbaren Revolution nur eine „Rebellion" erblicken zu wollen.

Die alte Union mit ihrer Verfassung ist unwiederbringlich dahin. Kein Zwang vermag sie in der frühern Weise herzustellen, und eine durch Bajonette und Bomben zeitweilig dem Süden aufgedrungene Wiedervereinigung wäre für beide Theile unersprießlich. Die Frucht war reif und fiel deshalb ab. Compromisse nützen nicht mehr; der Norden hat die früher abgeschlossenen nicht gehalten und der Süden kann ihm nie wieder trauen. Alle Brücken sind abgebrochen.

Man hat von der bisherigen Geschichtschreibung über ein gewisses Königreich gesagt, daß sie in vieler Beziehung eine fable convenue sei. Dasselbe gilt von der Art und Weise, in welcher das große Publikum in Europa sich die Verhältnisse der nordamerikanischen Union bis vor Kurzem vorstellte. Es war aus den früheren, besseren Tagen derselben hergebracht, in ihr einen Hort der Freiheit, der völlig ungehinderten Entwickelung im Staatsleben, in Wissenschaft und Kirche zu erblicken, und die große Schöpfung Washington's mit einer gewissen Ehrfurcht anzustaunen. In der That bot jene Union ein großartiges Schauspiel dar, und bis vor etwa zwanzig Jahren verdiente sie im Allgemeinen das Lob, welches sie selber sich so reichlich spendete, und in welches Europa gern einstimmte.

Aber seitdem ist im Staatswesen Alles bergab gegangen und namentlich eine Corruption eingerissen, die anderwärts ihres Gleichen nicht hat. Die alten Vorstellungen passen nicht mehr auf ein völlig entartetes Geschlecht; die einst berechtigte Tradition ist jetzt eine Unwahrheit, eine fable convenue, die, gegenüber den Thatsachen, ferner nicht bestehen kann.

Diese Thatsachen beweisen, daß kein anderes Volk so rasch und leider auch so schmachvoll von sich selber abgefallen ist, als die Yankee's. Kaum trat die erste große Krisis an sie heran, als auch schon die uncontrolirte Demokratie des Nordens, welche in sich selber kein Maß und keinen Halt zu finden wußte, ihren völligen Bankerott erklärte. Damit verflog auch der Wahn, als ob man in einem solchen Volke einen Hort und Vorkämpfer der Freiheit zu achten habe. Gleich im Anbeginn des Krieges schrie der „freie" Norden nach einer Soldatendiktatur; in den einflußreichsten Blättern wurde offen ausgesprochen: „Wir bedürfen eines Napoleon!" So rief man, nachdem Washington erst seit etwa einem halben Jahrhundert im Grabe ruht! Das Soldatentreiben überwuchert Alles. Freiheit der Person und Sicherheit des Hauses gelten nichts; man confiscirt Eigenthum, denn man hat Confiscationsverordnungen; man hat ein schwarzes Kabinet und eine völlig organisirte geheime Polizei; ein von den Parteiführern aufgereizter Pöbel zerschlägt Buchdruckereien in Menge und Preßfreiheit ist nicht mehr vorhanden. Die Regierung entzieht mißliebigen Blättern den Postdebit; mehr als einmal ist, von Seiten der herrschenden „republikanischen" Partei, die doch ein ultraradikales Programm hat, die Nothwendigkeit der Censur gepredigt und verlangt worden! Man hat das Paßwesen eingeführt, man hat ein Gesetz gegen Verdächtige, überall sind bezahlte Denuncianten aufgetaucht; alle bürgerlichen Verhältnisse sind zerrüttet, die Entsittlichung ist allgemein und die Verwilderung in den Gemüthern geradezu grauenhaft. Alle Rowdies sind losgelassen; man lyncht die politischen Gegner, verwüstet ihnen die Felder, brennt ganze Städte nieder, feuert in die Eisenbahnzüge hinein, unterfägt Brücken, plündert überall. Der Terrorismus führt das Scepter. Eine haarsträubende Corruption überwuchert Alles, politische Abenteurer der

schlimmsten Art stehen in vorderster Linie, Handwerkspolitiker und Stellenjäger führen das große Wort und geben den Ausschlag, und in finanzieller Beziehung wird ein Schwindel getrieben, der seit Anbeginn der Geschichte in keinem Lande der Welt ein Nebenstück findet. Eintausend Millionen Dollars Schulden in einem einzigen Jahre! Man befindet sich aber mit alle dem erst in den Anfängen.

Es ist hergebracht, daß die Neu-Yorker Berichterstatter in fast allen deutschen Blättern ihren Mittheilungen eine specifisch nördliche Färbung geben. Sie stehen in der Partei, und sind zumeist fanatisch erregt; der Süden ist ihnen ein Teufel, der „rebellirt" hat. Man darf keine Unbefangenheit von solchen Leuten erwarten. Wie unverständig sie die Dinge betrachtet und dargestellt haben, das ergiebt sich aus dem Verlaufe der Ereignisse, der Allem, was diese Berichte behaupteten und prophezeieten, diametral entgegen lief. Das Publikum wurde planmäßig irre geführt, und auch dadurch getäuscht, daß viele charakteristische Thatsachen verschwiegen oder in ein falsches Licht gestellt wurden. Darüber ist weiter nichts zu sagen, weil dergleichen Parteimanöver einmal hergebracht sind. Aber man verwirkt dadurch auch jeden Anspruch auf Glaubwürdigkeit und unbefangenes Urtheil.

Ich meinerseits stehe außer aller Partei, und habe auch keinerlei „Sympathieen", am allerwenigsten für die nördlichen Staaten und deren Sache, denn diese hat mit der „Freiheit" gar nichts zu schaffen, desto mehr aber mit der Rohheit und der Corruption. Die Aufsätze, welche ich hier mittheile, sind schon im Frühlinge des vorigen Jahres niedergeschrieben worden; ich veröffentliche sie jetzt, weil ich hoffe, daß sie dazu beitragen können, die Sachen und Personen in ein richtiges Licht zu stellen. Daß die Parteigänger der Yankees damit keineswegs einverstanden sein werden, weiß ich sehr wohl; aber das verschlägt auch nichts. Seit einem Menschenalter habe ich den amerikanischen Verhältnissen besondere Aufmerksamkeit zugewandt, und ich sage nur, was ich für recht und wahr halte.

* * *

Die gewaltige Krisis, durch welche nun der große transatlantische Staatenbund aus Rand und Band getrieben worden ist, warf schon seit langer Zeit ihren Schatten vor sich her. Bis vor etwa dreißig Jahren trug man eine Art von heiliger Scheu, an die Möglichkeit einer Auflösung auch nur zu denken, geschweige denn einen völligen Bruch für wahrscheinlich zu halten. Aber das Verhängniß ist dennoch über ein großartiges, stolzes, blühendes Gemeinwesen hereingebrochen und ein Bau zertrümmert worden, auf welchen die Völker der Erde mit Staunen und Bewunderung hinsahen.

Schon seit einem Menschenalter zeigte er Risse, die endlich zu einer tiefen Kluft wurden, weil ein Theil der Bewohner planmäßig daran arbeitete, sie zu erweitern. Längst galt es nicht mehr für Landesverrath, die Möglichkeit einer Trennung in Erwägung zu ziehen; sie wurde zu einer Frage, die man in der Presse, in Volksversammlungen und selbst in den Hallen des Congresses zu Washington mit Leidenschaft erörterte. Die wilde Parteiwuth bebte auch vor dem Aeußersten nicht zurück. Abolitionisten im Norden riefen „Gottes Fluch auf diese heillose Union" herab; das allzeit unruhige Süd-Carolina stellte ein Austreten als Drohmittel hin, und seine Gesetzgebung bewilligte Gelder für Aufstellung einer bewaffneten Macht. Die Parteien wurden gegenseitig und in sich selbst immer mehr entsittlicht, und allmälig entfremdeten die Menschen in ein und demselben Lande sich einander dermaßen, daß Millionen von ihnen das gegenseitige Verständniß abhanden gekommen ist, daß sie offen aussprachen, sie seien Einer des Andern überdrüssig. Ein Ausbruch der Krisis war unvermeidlich, als das Zerwürfniß ein geographisch-sectionelles Gepräge gewann, als Norden und Süden sich nicht mehr als Volks- und Bundesgenossen, sondern als Feinde behandelten. Seitdem eine ganze Reihe von nördlichen Staaten, voran das neuengländische Massachusetts, in ihren gesetzgebenden Versammlungen Beschlüsse zur Geltung brachten, durch welche sie Congreßgesetze und Entscheidungen des höchsten Bundesgerichtes für ungiltig und nicht verbindlich erklärten, und als der Bund eine solche Auflehnung geschehen ließ, hatte die Auflösung der Union thatsächlich begonnen.

Die uneingeschränkte Demokratie hat in sich selber kein Correctiv gefunden; sie hat in dem großen Staatenbunde nicht Maß gehalten, und deshalb ist dieser zerschellt. Man hob in Nordamerika mit großem Stolz und vielem Selbstbewußtsein oftmals hervor, daß man dort den Staat lediglich als ein Rechenexempel betrachte, und daß die Ziffer der Mehrheit Alles entscheide. Es hat sich gezeigt, daß das Facit gerade dann nicht stimmte, als Alles darauf ankam.

Den Angelpunkt des verhängnißvollen Streites bildet die Frage über die Sklaverei und deren Ausdehnung auf neue Staaten und Gebiete. Ueber die abstrakte Seite der Negersklaverei, ihre Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit, und über die sehr verschiedenen Kulturwerthe der einzelnen großen Menschenstämme, verlieren wir hier kein Wort; wir haben die Frage, durch welche nicht blos das Schicksal eines halben Welttheils bedingt wird, sondern die auch tief in unsere europäischen Verhältnisse eingreift, von der staatlichen, gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Seite zu betrachten. Wir wollen nachweisen, wie sie seit nun vierzig Jahren sich mit ihrer schärfsten Ecke und wie ein Keil in die Union und deren politisches Leben hineingedrängt hat.

Als der Staatenbund aus den ehemaligen dreizehn britischen Provinzen gegründet wurde, hatten alle neuen Staaten Negersklaven. Nur allein Massachusetts bildete eine Ausnahme, trieb aber dafür mit seinen Schiffen den Sklavenhandel aus Afrika nach Amerika so schwunghaft, daß es sich widersetzte, als die übrigen Staaten jenen verwerflichen Verkehr schon mit Eintritt des neuen Jahrhunderts verbieten wollten; es erlangte, daß die Frist bis 1808 hinausgeschoben wurde. Gerade in diesem Staate begann später das Sturmlaufen gegen die Negersklaverei. Als die europäische Einwanderung einströmte, als nach und nach Millionen fleißiger Arbeiter in die nördlichen und mittleren Staaten kamen, weil dort die klimatischen Verhältnisse ihnen besser zusagten als weiter nach Süden hin, verkaufte der Norden viele seiner Sklaven an diesen letztern für baares Geld. Er brauchte sie nun nicht mehr zu kleiden, zu ernähren und im Alter für sie zu sorgen; die weißen Arbeiter, welche er beliebig an jedem Tage entlassen konnte, waren billiger zu haben. Reichlich vier Fünftel der Einwanderer, deren Ziffer binnen vierzig Jahren sich auf nahe an fünf Millionen belief, siedelte sich in den Staaten nördlich vom Ohio an, und nur ihnen verdankt der Norden und Nordwesten sein Uebergewicht an Volksmenge und zu großem Theil seine Entwickelung in Ackerbau, Gewerben und Handel. Der Süden trieb unter seinem warmen Himmel vorzugsweise großen Plantagenbau durch Negerarbeit, und dieser wurde von den nördlichen Staaten um die Wette mit England aufgemuntert. Die Schwarzen gediehen so gut, daß ihre Zahl von 697,879 Köpfen im Jahre 1790, auf 3,204,313 im Jahre 1850 stieg und gegenwärtig vier Millionen (1860: 3,999,283) beträgt. Sie haben einen Geldwerth von ungefähr viertausend Millionen

Thalern. Auch war früher der Norden weit entfernt, dem Süden einen Vorwurf daraus zu machen, daß er Sklaven halte, und die gräßlichen Folgen der Emancipation auf Haïti waren nicht geeignet, die Freilassung auch in Nordamerika wünschenswerth erscheinen zu lassen. Später ist dann auch das übrige Westindien durch dieselbe in schwere Bedrängniß gekommen, und in Südamerika hat sie nicht minder die Verwilderung der Schwarzen im Gefolge gehabt.

Die abstrakte Philanthropie zieht sich aber bekanntlich eben so wenig Lehren oder Nutzanwendungen aus der Geschichte wie der absolute Radikalismus; beide verwerfen alle Erfahrung, und haben in dieser Beziehung große Aehnlichkeit mit vielen Heidenmissionaren, welche, über Wirklichkeit und Thatsachen hinweg, sich stets auf's Neue in Wünschen und Hoffnungen wiegen. In Nordamerika, wo die Lehren von Wilberforce und Clarkson Eingang fanden, traten erst 1830 Lloyd Garrison und einige Quäkerphilanthropen in polemischer Weise als Abolitionisten auf. Längere Zeit fanden sie nur geringen Wiederhall im Lande und galten für nicht gefährlich. Als aber Geistliche den Abolitionismus auf die Kanzel brachten, als sie erklärten; daß Jeder ewig verdammt sei, der hienieden nicht gegen die Sklaverei auftrete, da war es um den Frieden in Kirche und Staat geschehen. Jene Verdammungslehre wurde, besonders in den sechs neu-engländischen Staaten, der Jugend eingeschärft; als diese heranwuchs, wirkte sie politisch in jenem Sinne, und bald warfen sich Handwerkspolitiker auf diese Frage, um sie im Parteiinteresse auszubeuten.

Die Folgen sind gewesen:

1) Ein völliger Bruch zwischen den Mitgliedern eines und desselben kirchlichen Bekenntnisses im Norden und Süden, eine förmliche Trennung und gegenseitiger Haß, namentlich unter nördlichen und südlichen Methodisten und Baptisten.

2) Eine politische Aufregung und eine Verbitterung des Parteitreibens, welche zur Sprengung der Union führten.

3) Bei dem Streit um die Negersklaverei handelt es sich auch um eine sociale Frage von unermeßlicher Wichtigkeit und tief eingreifender Bedeutung. Sie wurde in den Strudel der Parteipolitik hineingezogen, und die Handwerkspolitiker setzten sie als Hebel an, um die Regierungsgewalt zu erlangen. Sie verfuhren angriffsweise gegen den Süden, drängten ihn in den Zustand der Nothwehr, und dann erst kam die Union in Gefahr.

Die ersten Streitigkeiten über die Ausdehnung oder geographische Beschränkung der Sklaverei erhoben sich 1819, als das Territorium Missouri seine Aufnahme als Staat in die Union beantragte. Sie wurden 1820 durch einen Vergleich geschlichtet, demgemäß nördlich von der Gränze des Staates Missouri, also über 36° 30′ nördlicher Breite hinaus, keine Zwangsarbeit der Schwarzen stattfinden sollte. Durch dieses Missouri-Compromiß schien die Frage eine Zeit lang erledigt zu sein; doch kam die Wunde wieder zum Ausbruch, als der neue Staat Californien sich zur Aufnahme meldete. Er hatte sich, ohne Rücksichtnahme auf den Bundescongreß, eine Verfassung gegeben, und in dieser ohne Weiteres ausgesprochen, daß er die Sklaverei nicht gestatte. Norden und Süden standen sich schon damals feindselig gegenüber; der erste wollte keine Ausdehnung der Sklaverei überhaupt gestatten, der letztere nahm sie als ein Recht in Anspruch, und glaubte sich über eine Menge von Beeinträchtigungen beschweren zu können. Die Drohungen von Trennung der Union und vom Ausscheiden mehrerer Staaten gingen hinüber und herüber, und nur mit großer Mühe gelang es den Anstrengungen eines ausgezeichneten Staatsmannes, Heinrich Clay aus Kentucky, einem wohlgemeinten Compromiß Annahme zu verschaffen. Er hob hervor, daß der Staatenbund unmöglich noch lange zusammenhalten könne, wenn nicht das frühere gegenseitige Wohlwollen wieder in die Gemüther der Bürger zurückkehre, und wenn man fortfahre, die Sklavereifrage als Mittel politischer Aufregung zu benutzen. Damals hörte man noch auf diese Mahnungen. Die alten Gesetze über die Auslieferung flüchtiger Sklaven wurden ausdrücklich erneuert, weil der Süden erklärte, nur unter dieser Bedingung auf die Verständigung sich einlassen zu wollen.

Die gegenseitige Heftigkeit wird begreiflich, wenn man in Erwägung zieht, daß bereits seit zwanzig Jahren der Norden einen großen Zuwachs an politischer Macht durch die starke Einwanderung erhalten hatte. Er besaß schon damals die Mehrheit im Repräsentantenhause des Congresses, und die Entscheidung aller Fragen lag in seiner Gewalt, wenn er sich auch im Senate, wo jeder einzelne Staat, gleichviel ob groß oder klein, durch zwei Stimmen vertreten ist, das Uebergewicht gewann. Der Norden konnte aus den weiten und fruchtbaren Gebieten im Nordwesten einen freien Staat nach dem andern bilden, der Süden dagegen war eng begränzt, und konnte sich westlich von Missouri, Arkansas und Louisiana nicht mehr ausdehnen. Nur zwischen dem letztern Staate und dem Rio Grande war noch eine Landstrecke, in welcher man mit Nutzen Baumwolle und Zucker bauen konnte. Dieses Gebiet war Texas. Man begreift also, weshalb die sklavenhaltenden Staaten so nachdrücklich auf den Anschluß von Texas drangen und der Norden so eifrig gegen denselben arbeitete. Er wurde am 29. December 1845 genehmigt.

Die Folge war ein Krieg mit Mexiko, welcher die Erwerbung Californiens und Neu-Mexiko's nach sich zog. Während der Debatten über den Friedensschluß, und als es sich darum handelte, eine Geldentschädigung für Mexiko zu bewilligen, beantragte Wilmot eine Klausel (oder wie man sich in der politischen Sprache Nordamerika's ausdrückt, ein Proviso), demgemäß von den neu erworbenen Landen die Sklaverei ausgeschlossen werden solle. Sie widerspricht dem Missouri-Compromiß, denn ein großer Theil der neu erworbenen Lande lag südlich vom 36° 30′ N. Br., wurde aber trotzdem vom Norden eifrig befürwortet. Das Repräsentantenhaus, wo nördliche Abgeordnete die Mehrheit besaßen, nahm sie an, der Senat jedoch verwarf sie.

Aber sie war ein Feuerbrand; sie zerklüftete die beiden großen Parteien, Whigs wie Demokraten. Die letzteren theilten sich fortan in Gegner des Proviso oder national-conservative, Old Hunkers, auch Harte genannt, und in Anhänger desselben oder Radikale, Barnburners, Weiche. Bei den Whigs fand Aehnliches statt; sie schieden sich in Hunker-Whigs oder Silbergraue, welche der Union zulieb in der Sklavenfrage conservativ und national waren und von Webster geleitet wurden, und in Wollköpfe, welche die radikale Abtheilung bildeten und von demselben Senator Seward aus Neu-York geleitet wurden, der seit jener Zeit eine so einflußreiche und verhängnißvolle Rolle spielt. Auch regten sich die Freibodenmänner, welche überhaupt keine Sklavenstaaten mehr in die Union zulassen wollten, und schon 1848 bei der Präsidentenwahl über mehr als 300,000 Stimmen verfügten.

Bei den oben erwähnten Streitigkeiten verlangten diese Freesoilers, die radikalen Whigs und die Abolitionisten die Anwendung des Wilmot-Proviso auf Californien und Neu-Mexiko. Clay stellte, wie bemerkt, seine Vergleichsvorschläge auf, als kaum noch Hoffnung zu einem friedlichen Ausgange möglich schien. Californien sollte selbst entschei-

den, ob es Sklaverei haben wolle oder nicht; es sei gesetzwidrig zu Werke gegangen, als es sich ohne Weiteres oder mit Nichtachtung der Bundesregierung als Staat constituirt habe. Sklavenhandel solle im Bundesdistrikte nicht ferner stattfinden, flüchtige Sklaven sollten, wie schon gesagt, ausgeliefert werden. Aus Texas könne man im Fortgange der Zeit, und wenn wieder eine Anzahl freier Staaten im Nordwesten in die Union getreten seien, vier Staaten bilden. Trotz alledem verwarf der Senat anfangs diese Vorschläge, erschrak aber sofort im Hinblick auf die Folgen vor seiner eigenen That und nahm das Compromiß an. Im Repräsentantenhause geschah ein Gleiches, und diesmal wurde die Union, wenn auch unter Mühe, Noth und nach ungeheurer Aufregung, vorläufig gerettet.

Der Süden war durch unablässige Anfechtungen und in der festen Ueberzeugung, daß man ihn planmäßig beeinträchtigen wolle, schon damals auf das Höchste gereizt und erbittert. Ein Vertreter des stets sehr besonnen und versöhnlich auftretenden Staates Nord-Carolina, wollte alle Geldbewilligungen aussetzen, bis die Streitfrage so gelöst sei, daß sie nicht länger den Süden ängstige und bedrohe; Süd-Carolina wollte weder Senatoren noch Repräsentanten zum Congreß abordnen und sprach das Wort Secession, — Ausscheiden, Trennung — aus, das freilich schon früher oftmals von einem nördlichen Staate, Massachusetts, gleichfalls in den Vordergrund geschoben worden war. In Virginien faßte man in Volksversammlungen Beschlüsse, dahin lautend: daß die Aufrechterhaltung der Union nur von sekundärem Interesse sei. Nord-Carolina stimmte diesen Ansichten bei; Mississippi wollte ein Schutz- und Trutzbündniß unter den Sklavenstaaten bilden. Ein aus England abgeschickter Abolitionist, Georg Thompson, goß Oel in's Feuer, zog als Reiseprediger im Norden umher, reizte die Massen auf, und in vielen Städten widersetzten sich aufgeregte Volkshaufen der Auslieferung flüchtiger Sklaven. In Versammlungen nördlicher Methodistenprediger wurde es für Pflicht erklärt: „das abscheuliche Gesetz über die Auslieferung flüchtiger Sklaven zu hassen, zu verabscheuen, zu verfluchen; man speie das Compromißgesetz an und halte sich verpflichtet, dem Auslieferungsgesetze leidenden und thätigen Widerstand zu leisten." Schon diese Art des Ausdrucks zeugt von Fanatismus; die Folge war, daß die oben erwähnte Trennung der Kirche in eine nördliche und südliche stattfand. Senator Seward schürte am meisten und erklärte mit wohl berechnetem Hohn gegen den Süden: bei der nächsten Wahl werde er den Neger Friedrich Douglaß zum Vicepräsidenten vorschlagen. Bald erschien auch, recht aus der Mitte der Abolitionistenpartei heraus, der unheilvolle, durch und durch lügenhafte und tief unsittliche Roman „Onkel Tom's Hütte", von der Frau Beecher-Stowe. Auch er war ein Nagel zum Sarge der Union.

Wir sehen, daß schon längst das Gewitter heraufgezogen war; aber man hat sich durch Blitz und Donner nicht warnen lassen, sondern ist in beklagenswerther Verblendung auf der abschüssigen Bahn immer weiter gegangen, bis man den Abgrund erreicht hat.

Wer außerhalb des Parteigetriebes steht und die Sachen unbefangen ansieht, kann nicht umhin, dem Ausspruche beizupflichten, daß es sich bei dem ganzen Streit wegen der Negersklaverei und deren Ausdehnung lediglich um „eine elende und armselige Abstraktion" handele. Die Sklaverei besteht in fünfzehn Staaten. Auch die republikanische Partei hat noch am 4. März 1861 durch ihren Präsidenten Lincoln erklären lassen, daß sie dieselbe innerhalb dieser Staaten nicht antasten wolle. Das sollte sich eigentlich von selbst verstehen, denn diese „innere Einrichtung" geht nur die südlichen Staaten etwas an, die sich ihrerseits nie in die Angelegenheiten der nördlichen Staaten gemischt haben. Von Anbeginn der Union waren alle Staaten verpflichtet, entlaufene Sklaven auszuliefern. Aber im Norden bauete man die sogenannte unterirdische Eisenbahn, das heißt, eine große Anzahl von Abolitionisten und viele Republikaner vom radikalen Flügel der Partei bildeten Vereine, deren Mitglieder sich ausdrücklich verpflichtet haben, Neger aus den Sklavenstaaten zur Flucht zu überreden. Sie erleichtern ihnen das Entrinnen, und haben seit Clay's Compromißmaßregeln mehr als vierzigtausend flüchtige Sklaven nach Canada geschafft, wo man sie dann ihrem Schicksal überläßt. Diese Neger sind den Canadiern so lästig, daß man ganze Schiffsladungen der unwillkommenen Gäste nach Haïti hat bringen lassen, um der „Anstaunung eines schwarzen Pöbels von Müssiggängern" entgegen zu wirken. Vor mir liegt der Text einer Rede, welche 1859 ein reicher Quäker, Thomas Garret zu Philadelphia, zum Lobe der unterirdischen Eisenbahn hielt. „Ich habe," sagt er, „für meine Person allein 2245 Neger den weißen Tyrannen gestohlen und rühme mich dessen. Jeder derselben war gut und gern tausend Dollars werth; Alles kräftige Jungen und schmucke Mädchen."

Wie weit die „Menschenfreunde" sich verirren, geht aus den „Fundamentalsätzen" hervor, welche Theodor Parker aufstellte, und die in Millionen von Abdrücken vertheilt wurden. Die drei ersten lauten:

1) Ein Mann, der wider seinen Willen als Sklav dienen muß, hat ein natürliches Recht, Jeden todtzuschlagen, der ihn am Genusse der Freiheit hindern will.

2) Es ist ein natürliches Recht der Sklaven, dieses natürliche Recht in praktischer Weise zu verwirklichen.

3) Der freie Mann hat ein natürliches Recht, dem Sklaven zur Erlangung der Freiheit behilflich zu sein und zu diesem Zwecke ihm auch beim Todtschlagen hilfreiche Hand zu leisten.

Diese Maximen wurden von den Abolitionisten, welche sich im Süden einschlichen, den Sklaven eingeschärft. Was Wunder, daß man an die Verbreiter solcher Lehren rauhe Hand anlegte?

Die planmäßige Aufreizung des Nordens gegen die Sklavenstaaten gewann einen immer größern Umfang, man gefiel sich in maßlosen Angriffen gegen die „Baumwollenritter, Zuckerjunker, Negerbarone, gegen diese hochmüthigen Aristokraten, welche die mörderische Axt an die Wurzel der nördlichen Freiheit legen" wollten. Abolitionisten schlichen sich im Süden ein. Schon vor vierzig Jahren hatten sie in Süd-Carolina einen Sklavenaufstand angezettelt, und seitdem ist erklärlicherweise die Erbitterung dort nicht mehr geschwunden gegen Leute, welche, im Namen der Religion und der Gleichheit aller Menschen Unruhe und Gefahr, Brandstiftung und Mord in's Land brachten. Sie vertheilten aufreizende Schriften unter die Schwarzen, und die Folge war, daß diese nicht mehr Lesen und Schreiben lernen durften, daß überhaupt die Sklavengesetze verschärft wurden. Abolitionisten wurden gehängt oder betheert und befiedert. Als vor einigen Jahren ein blutbefleckter Mann, John Brown, bewaffnet in Virginien einfiel, um einen Sklavenkrieg zu erregen, wurde er nicht blos von den Abolitionisten vergöttert, auch ein Hauptorgan der republikanischen Partei, die New-York Tribune, stimmte mit ein, und erklärte jenen Mann für den Simson, welcher die Thore der Zwingburg habe einreißen wollen; in Gedichten wurde er

als Heiland hingestellt und mit Jesus Christus verglichen. Wer nicht viele Jahre lang die Blätter der republikanischen Partei und die Reden ihrer Leiter und Führer gelesen hat, macht sich schwerlich eine richtige Vorstellung von der geradezu abscheulichen Unsittlichkeit, mit welcher die Sklavenstaaten angegriffen wurden. Sie ist, so weit unsere Kunde reicht, beispiellos in der Geschichte des Parteitreibens, sie erklärt aber auch, daß allmälig die Erbitterung einen so hohen Grad erreichte, daß Jahr für Jahr wilde Auftritte die Hallen der Volksvertretung entehrten und ein Bruch unvermeidlich wurde.

Die Abolitionisten und ein großer Theil der republikanischen Partei stellen den Bundesgesetzen über die Sklavenangelegenheiten ein sogenanntes „höheres Gesetz", higher law, entgegen, welches ihnen verbiete, sich an jene zu kehren, denn es sei „von Gott". Dieses höhere Gesetz richtete sich vorzugsweise gegen die Auslieferung flüchtiger Sklaven und gegen eine Entscheidung des höchsten Bundesgerichtes, der gemäß der Besitzer einen flüchtigen Sklaven überall wieder nehmen darf. Dem Gesetz von 1850 zufolge sind die Marschälle der Vereinigten Staaten verpflichtet, dabei mitzuwirken; die gerichtlichen Behörden des Einzelstaates haben die Obliegenheit, sie in ihrem Amtsberufe zu unterstützen; im Nothfalle sollen auch die Bürger ihre Beihülfe nicht versagen. Die letztere Bestimmung erregte begreiflicherweise Anstoß; es wird dem Gefühl Mancher zuwider sein, zum Verhaften eines flüchtigen Sklaven mitzuwirken. Aber deshalb war man noch nicht berechtigt, sich offen gegen das ganze Bundesgesetz überhaupt aufzulehnen. Das that man aber im Norden und Nordwesten, wo die Republikaner bei den Wahlen zu den Staatslegislaturen den Sieg erfochten, und dann sogleich das „höhere Gesetz" dem Bundesgesetze gegenüber zur Geltung brachten. Sie erklärten das letztere für nichtig und nicht verbindlich; zwölf Staaten annullirten das Bundesgesetz und die oben erwähnte Entscheidung des höchsten Bundesgerichtes, und gaben ihrerseits Personal-Liberty-Acts, Gesetze über persönliche Freiheit, in welchen die Auslieferung flüchtiger Sklaven geradezu verboten wird. Man ging aber noch weiter. Wer dem betreffenden Bundesgesetze Folge giebt, also seinem, der Bundesverfassung geleisteten Eide treu bleibt, wird, laut der Personal-Liberty-Act bestraft: in Maine mit 5 Jahren Gefängniß und 1000 Dollars Geldbuße, in Vermont mit 15 Jahren Haft, in Massachusetts und Connecticut mit 5 Jahren, in Pennsylvanien mit 3 Monaten, in Indiana mit 14, in Michigan mit 10, in Iowa und Wisconsin mit 2 Jahren. Dazu kommen noch Geldbußen im Betrage von 1000 bis 5000 Dollars. Fünf Staaten verweigern jedes öffentliche Gebäude für Aufbewahrung eines flüchtigen Negers, neun Staaten geben jedem Flüchtling von Amtswegen einen Vertheidiger gegen die Beamten der Bundesregierung, drei erklären jeden Neger, welchen sein Herr mitbringt, ohne Weiteres für frei.

Das mag philanthropisch für die Schwarzen sein, aber es liegt in diesen Personal-Liberty-Acts eine offene Herausforderung gegen die 15 südlichen Staaten und eine nicht minder offene Auflehnung, eine Rebellion gegen die Bundesgesetze. Der Norden also begann die Rebellion, indem er „nullificirte". Dieser Vorwurf trifft die Staaten Maine, New-York, New-Hampshire, Pennsylvanien, Connecticut, Michigan, Wisconsin, Iowa, Indiana und Rhode Island. Das letztere hat im Januar 1861 erklärt, daß sein Erlaß der Personal-Liberty-Acte durchaus ungesetzlich sei, und widerrief sie ausdrücklich, während Ohio erst neuerdings, und seitdem die republikanische Partei bei den Wahlen siegte, eine solche gegeben hat.

Ueber diese Auflehnung des Nordens gehen die öffentlichen Organe der Republikaner leicht hinweg. Wenn ihnen solche Annullirung der Gesetze vorgeworfen wird, erklären sie, wer damit nicht einverstanden sei, könne ja die Frage zur Entscheidung an das höchste Bundesgericht bringen. Darin liegt ganz einfach ein Hohn; denn in jenen Personal-Liberty-Acts ist implicite schon die Entscheidung des höchsten Gerichtes in der Dred Scottfrage, über Auslieferung der flüchtigen Sklaven, für unverbindlich erklärt worden. Indem man in mehr als einer Legislatur diese Annullirung damit rechtfertigte, daß „die Sklaverei nicht von Gott, sondern vom Teufel sei," und aus dieser Behauptung das Recht herleitete, unbedingt gültige, vom Congreß gegebene, vom Präsidenten bestätigte, vom höchsten Gericht für verbindlich erklärte Landesgesetze über Bord zu werfen, indem man solchergestalt sich auflehnte, konnte es nicht fehlen, daß die „tyrannischen Negerbarone" nur noch mehr gereizt wurden. Wir werden zeigen, wie viel gerade diese Auflehnung des Nordens dazu beigetragen hat, den Süden aus der Union zu treiben.

Volksleben in Neapel.

I.

Das Paradies. — Die Eindrücke. — Sacktücher in Gefahr. — Der urwüchsige Lazzarone. — Der Vastaso und seine Civilisation. — Bummler. — Abenteuer beim Platzregen. — Ein Corricolo. — Treiben in den Straßen. — Allerlei Verkäufer. — Wie man die Zeit berechnet. — Die Geschichte von Pinerol. — Am Hafen. — Melonen- und Maccaroni-Verkäufer. — Volkswitz.

Man hat von Neapel gesagt, es sei ein auf die Erde gefallenes Stück des Himmels, und sicherlich gehört es zu den schönsten Punkten. Dem Entzücken, welches den Fremden überwältigt, wenn er zum ersten Male diese Stadt sieht, hat Adolf Stahr in seinem prächtigen Buch über Italien Ausdruck gegeben.

„Als ich," sagt er, „den Molo auf- und abwandelte, und nun die fabelhafte Pracht und Herrlichkeit dieser einzigen Stadt sich vor meinen Augen entfaltete, mit ihrem bunten Menschengewoge, ihren Schiffen und Leuchtthürmen, ihren hohen Felskastellen und grünen Gebirgshäuptern mit der meilenweiten Perlenschnur hellschimmernder Städte um den ganzen Golf von Portici bis Castellamare, Vico und Sorrento — als der Vesuv seine Feuergarben durch die wirbelnden Rauchwolken gen Himmel schleuderte und das schönste Meer der Welt seine Wellen zu meinen Füßen heranrollte, da waren alle kleinen Reiseleiden vergessen in dem beglückenden Gedanken: das Alles ist kein Bild, kein Traum, es ist Wahrheit, es ist Wirklichkeit. Was man auch sagen möge, der Genuß des ersten Momentes trägt einen Zauber in sich, welcher sich mit keinem spätern Eindrucke mehr vergleichen läßt. Das märchenhafte Empfinden einer lang ersehnten Wirklichkeit gegenüber, in deren Mitte man sich selbst als ein Fremder erscheint, durchzittert die Seele wie ein elektrischer Blitz. So, wie an jenem Abend, sah ich Neapel nicht wieder. Eine Barke trug mich hinaus in das Meer.

Wie ein liebeseliges Weib am Busen des Geliebten lag die Stadt hingestreckt an dem bergumkränzten Gestade des Meeres, und der blaue Himmel schien mit lächelnder Freude niederzuschauen auf das schöne Paar, welches er mit seiner Gaben reichster Fülle gesegnet hat, mit ewiger Jugend und ewiger göttlicher Schönheit. Alle Höhen umflossen vom flammenden Goldglanze der scheidenden Sonne, im Schatten die Buchten und Küsten, das Meer den Himmel spiegelnd im tiefsten Blau, weiße Segel fern und nah, Gesang der Marinari, Zitherklang und frohes Jauchzen, und von der Ferne herüber das summende Getön der brausenden unendlichen Stadt, — es ist etwas an dem: Siehe Neapel und dann stirb." —

„Neapel ist ein Paradies," so lautet ein altes Wort, aber die Spanier, welche einst dessen Herrscher waren und so manche Revolution niederzuschlagen hatten, setzten hinzu: „aber von Teufeln bewohnt." Aber abgesehen von gelegentlichen Dolchstichen und dem Stehlen von Taschentüchern, ist es doch nicht allzu arg mit der Teufelei, vom Höllenschmutz der Italiener natürlich abgesehen. Stahr fand bestätigt, daß Neapel, und namentlich die Toledostraße, für die Taschen der Fremden einer der gefährlichsten Orte der Welt ist. Daß ein unachtsamer Fremder sein Taschentuch wieder mit heimbringt, möchte eine Seltenheit sein. Und kein Vorübergehender, der eine solche Gaunermanipulation merkt, wird Dich warnen, denn sicher würde ihn die Rache des entdeckten Diebes treffen. Ich muß an einen Berliner Professor denken, der binnen einer Woche alle seine Sacktücher eingebüßt hatte. Eines Tages kam er ganz erfreut nach Hause und rief triumphirend aus: Diesmal habe ich die Spitzbuben angeführt; ich steckte ein baumwollenes ein und die Schelme haben es gewiß für ein seidenes genommen!

Wir wollen uns das Leben und Treiben in diesem Neapel näher ansehen. Der Edelmann und die Mittelklassen bleiben dabei außer Acht, denn sie sind ohne besondere Originalität und gleichen den Großstädtern der übrigen europäischen Capitalen mehr oder weniger. Aber in den unteren Schichten tritt jetzt noch viel Eigenthümliches hervor. Doch mehr und mehr geht es damit doch schon auf die Neige, die Alles beleckende Civilisation wirkt auch hier nagend und zersetzend ein, der Lazzarone wird nach und nach alle, er fängt an zu verschwinden, wenigstens nimmt er fremde Zuthaten an. Wer ihn noch in seiner alten Urwüchsigkeit beobachtet hat, wie Marc Monnier, kann von Glück sagen. Vor dreißig Jahren schlenderte solch ein „Teufel" in den Straßen Neapels auf und ab oder lag in der Sonne, ohne eine andere Kleidung als seine erzfarbene Haut und einen leichten Schurz und mit offenem Hemd; zuweilen mit Beinkleidern, die bis an's Knie reichten. Am Morgen verrichtete er irgend eine Arbeit, um etwa fünf Soldi zu verdienen, und diese reichten für seinen Tagesbedarf aus. Manchmal stahl er auch, am liebsten ein Taschentuch. Aber wenn er satt war, gab er sich die Mühe auch nicht einmal dazu; die Anstrengung wäre für ihn zu viel gewesen. Er legte sich hin und schlummerte; Abends betete er als rechtgläubiger Christ seinen Rosenkranz herunter und sang ein Lied, und schlief dann den Schlaf des Gerechten.

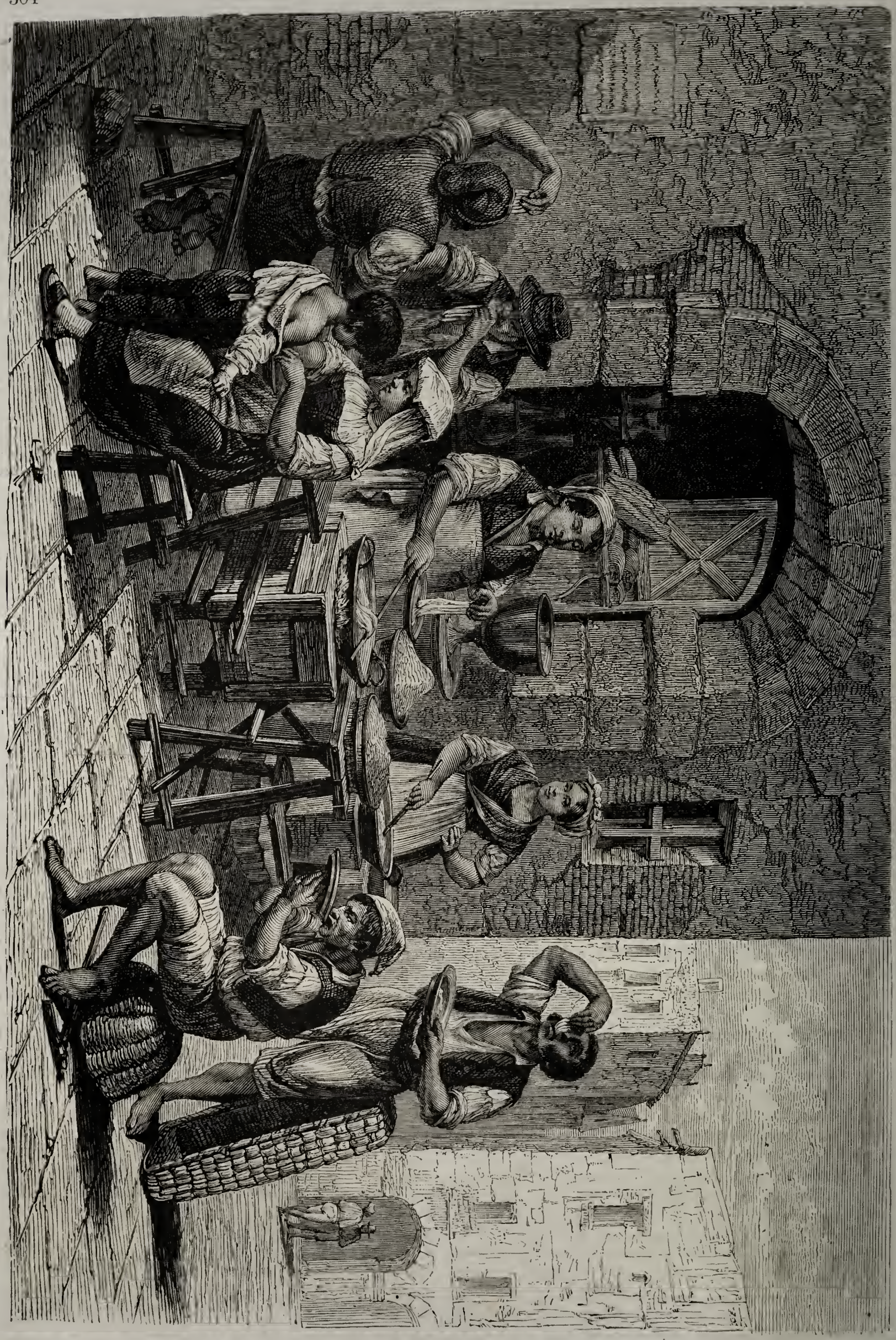
Diese schönen Tage gehen, wie gesagt, allmälig zu Ende. Mancher Lazzarone hat schon seine eigene Wohnung und treibt irgend ein Handwerk, heirathet sogar, hat Kinder, ist also Familienvater. Einst wäre ein Philosoph in Lumpen, wenn er sich einmal satt gegessen hatte, für einen Thaler nicht zehn Schritte weit gegangen, wenn eben Zeit der Siesta war; jetzt ist das anders, denn der Familienvater will Geld verdienen, er ist etwas, sei es nun Fischer, Ruderer, Lohndiener oder Lastträger beim Zollhause und dergleichen. Er will kein Lazzarone mehr sein, er hält diesen Namen, welchen ihm die Spanier zum Andenken an den aussätzigen St. Lazarus gaben, für eine Beleidigung. Der Lastträger nennt sich Vastaso, einen Träger, und er ist obendrein in seiner Art ein rechtlicher Mensch, wenn man vom Schleichhandel absieht; er schmuggelt, weil die Regierung ein Abstractum, nicht eine greifbare Person ist.

Einen Mann von Fleisch und Bein betrügt der Vastaso nicht. Als ich, sagt Monnier, in Neapel landete, gab ich einem dieser Lastträger einen Wink und deutete ihm an, daß mein Koffer nicht in's Zollhaus dürfe. Er verstand mich, zwinkerte mit den Augen und sprach leise: „Seien Sie ganz unbesorgt." Das konnte ich auch sein; von meinen Sachen fehlte auch nicht eine Stecknadel. Auf solche Weise wurden in Neapel Bücher, insbesondere die bei sehr schwerer Strafe verbotenen Bibeln, eingepascht. Der Vastaso ist unter den Plebejern Neapels der rechtschaffenste; er spielt in seinem Quartier eine Rolle, gilt viel am Hafen, und eine Frau, die solch einen Lastträger zum Manne hat, rühmt sich dessen.

Der Vastaso kann als der civilisirte Lazzarone betrachtet werden. Etwas tiefer steht eine andere Klasse; sie liefert Küchenjungen, Pferdejungen, Diener vom untersten Range, welche von den Köchen, Kutschern und Kammerdienern guter Häuser besoldet werden. Diese Halbsklaven arbeiten sich manchmal empor und werden Handwerker, aber dann tragen sie auch lange Beinkleider, Schuhe, Rock und Mütze oder gar einen Filzhut; sie wandeln sich in schlecht gekleidete Europäer um und der Lazzarone ist hin! Denn nun arbeiten diese Leute, und die Schuster in der Straße der Fiorentini sind sogar unermüdet fleißig von früh sechs Uhr bis zum späten Abend. Der neapolitanische Farniente ist völlig umgewandelt, wenn ihn der Ehrgeiz packt und obendrein eine Familie ernährt werden muß. Die Zahl dieser nützlichen Menschen, welche der Faulheit den Absagebrief schreiben, nimmt zu, aber sie verlieren das alte Gepräge, lernen sogar lesen, gehen nicht in die Messe und theilen keine Messerstiche aus. Noch mehr, sie zweifeln an den Mirakeln des heiligen Januarius und ziehen den Leuten kein Sacktuch aus der Tasche. Ausgeartete Lazzaroni! Ein „Alteonservativer" an Donau oder Spree könnte Thränen über solche revolutionäre Entartung weinen.

Aber zum Glück ist auch in dieser argen Zeit die Romantik noch nicht ganz in Abgang gekommen. Es giebt noch Menschen alten Schlages, welche uns Erinnerungen an die gute alte Zeit heraufzaubern, barfüßige Bummler, die keinerlei Geschäft haben, poetisch in den Tag hinein leben, von der Hand in den Mund leben, wie die Franzosen sagen au hasard et à la diable. Diese Romantiker treiben Alles und Nichts, verkaufen Alles, was sie finden oder betteln, und sind in Gruppen und Banden überall anzutreffen, wo etwas zu machen, das heißt, ohne Arbeit und Anstrengung zu verdienen ist. Sie bilden eine für die Fremden sehr lästige Menschenklasse; sie sind Bummler und Lungerer von Handwerk.

Dann und wann machen sie sich aber auch einmal nützlich, und dafür sorgt der gütige Himmel, wenn es ihm gefällt, seine Schleusen zu öffnen, und namentlich im Frühjahr oder Herbst ungeheure Wasserströme auf Neapel herabzuschütten. Dann giebt es allemal eine wahre Sintfluth; die Terrassen der Häuser werden in Fontänen umgewandelt, welche aus den altmodigen, weit über die Straßen hinausragenden Abläufern der Dachrinnen ganze Wasserströme hinabgießen, wilde Katarakten, die mit Rauschen und Geplätscher auf das Pflaster fallen. Dann sind die Straßen wie Betten von Bergströmen, in welche aus allen Seitengäßchen schlammiges Wasser sich hineinwälzt und zum Meer



Maccaroniverkäufer in Neapel.

hinabfließt. Unterwegs bildet es aber förmliche Seen, deren Wogen vom Winde bewegt werden, mit einem Worte, Neapel wird dann in eine Wasserstadt, in ein Venedig umgewandelt.

Manchmal werden diese Gassenströme den Fußgängern gefährlich, und mehr als einmal sind auch Wägen von den wilden Fluthen umgerissen worden. Auf dem Largo delle Pigne, einer breiten, in der Mitte ausgehöhlten Straße, die vom Museo borbonico zum Marsfeld hinabführt, ereigneten sich manche Unglücksfälle. Diese Straße ist in Zwischenräumen mit eisernen Brücken überspannt, denn zur Zeit der Fluthen würde sich nicht einmal ein Elephant in diese „Lave" wagen. Betrunkene Schweizersoldaten wollten ihnen Trotz bieten und waren verloren!

Doch Unwetter und Platzregen dauern nicht ewig; der Himmel wird wieder blau, aber die Straßen Neapels sind dann noch sehr schmutzig und naß, und einem wohlgekleideten Fußgänger grauet vor ihnen. Was soll er machen, wenn er an eine mehr als zweideutige Stelle kommt, hinüber will und doch keine Brücke in der Nähe findet? Dann helfen die oben erwähnten Gassenromantiker aus. Diese würdigen Männer kommen in Hülle und Fülle aus den vielen Gäßchen, welche vom Fort St. Elmo nach der Stadt hinabführen, waten mit Lust durch den Schlamm und rufen aus Leibeskräften: „Wer will hinüber, oh, qui passa? oh, qui passa?" Dazu finden sich immer Liebhaber. Unser Romantiker packt den ersten besten Mann, der so wohlbeleibt sein kann wie er wolle, und allemal den Regenschirm aufgespannt läßt, und trägt ihn hinüber.

Dabei geht es freilich ohne tragikomische Zwischenfälle nicht ab, und der grundgelehrte Biderba, welcher einen vortrefflichen Wegweiser durch Neapel und die Umgegend geschrieben, hat einen solchen nicht nur erlebt, sondern auch ergötzlich genug dargestellt.

Die Lave in der Toledostraße, sagt er, bildete vor den Palast der Foresteria reale einen förmlichen See; ein anderer Wasserstrom fluthete von der Taverna Penta nach San Giacomo. Ich stand an einer Ecke des Kreuzweges neben vielen Dienstboten, welche zu Markte gehen wollten und sich lebhaft unterhielten, aber noch nicht hinüber wagten. Da trat ein Wassermann auf mich zu und fragte, ob ich hinüber wolle. Der Mann schien mir nicht sicher genug, seine Beine sahen nicht gerade kräftig aus, und ich entgegnete ihm ein trockenes Nein. Aber der Bandit machte es wie der Liebhaber mit der Geliebten, er übersetzte sich mein Nein in ein Ja, weil er mir an den Augen absah, daß ich allerdings gern hinüber wollte.

Wir wollen hinüber, Herr?

Laß nur, ich bin viel zu schwer.

Bah, Sie sind nicht schwerer wie ein Strohhalm.

Nun, meinetwegen. Wir wollen sehen, wie's abläuft.

Er packte mich, ging in den Schlamm hinein, gab sich alle mögliche Mühe und bot alle Kraft auf, um mich zwischen Himmel und Erde zu halten, aber die Sache wurde bedenklich. Die Dienstboten an der Ecke riefen mir nach: „Hu, hu, der Herr! Er wird fallen! Der kann ihn nicht tragen. — — Da liegt er!"

So war es. Der Wassermann konnte mich nicht mehr halten, sank in die Knie, zu Boden und ich fiel über ihn her! Da blieb er liegen und bat mich, aufzustehen. Aber ich alter Mann, mit dem aufgespannten Schirm in der einen Hand, konnte mich nur mit Mühe in's Gleichgewicht bringen. Endlich ging es, unter den spöttischen Beileidsbezeugungen der Dienstboten an der Ecke. Ich hatte eine Anwandlung von Großmuth und gab meinem nichtswürdigen Charon,

Melonenverkäufer.

der mich nicht an's andere Ufer gelootst hatte, einen Obolus. Aber ich konnte nicht unterlassen, ihm zu sagen:

Siehst Du, daß ich doch schwerer bin als ein Strohhalm?

Der Lazzarone stellte sich entzückt über meine Großmuth und sagte: Sie haben ganz recht, Sie wiegen schwer, denn Sie sind ein Goldmann. —

Die Antwort war vortrefflich, aber man kann dergleichen bei diesem faullenzenden Volke täglich hören, weil es ein aufgewecktes Temperament hat.

Wir schlendern umher und gehen vor die Stadt. Da begegnet uns ein Corricolo, ein Einspänner vom Lande. Der Gaul ist armselig und die Italiener sind Pferdeschinder, ärger als die weiland zwischen Berlin und Charlottenburg fahrenden Kutscher, welchen allemal so lange „nur noch eene lumpigte Person" fehlte, bis achtzehn Fahrgäste in dem Wagen saßen. Unser neapolitanischer Corricolo hat nur siebzehn. Vier nahmen Platz auf dem Sitze und die beste Stelle hat sich natürlich der Pater gesichert. Es ist eine bunte Gruppe; an der Straße sitzt der unvermeidliche Bettler, er wird aber von diesen Fahrgästen nichts erhalten.

Es lohnt sich, früh Morgens einen Wandelgang durch Neapel zu machen, bald nach Sonnenaufgang, wenn in der Toledostraße, der Pulsader des großen Treibens und Verkehrs, noch Alles still ist. Dann kann man in aller Muße die vielen großen Prachtgebäude mit ihren geräumigen Söllern betrachten; die Läden, welche den Raum zu ebener Erde einnehmen, sind noch nicht geöffnet. Die Straße hat (obwohl weniger als manche andere, weil sie vielfach modern geworden ist) Charakter; man merkt auch hier gleich, daß man in Neapel ist. Mitten durch das Gewühl treiben im italienischen, victor-emanuelistischen Neapel, wie weiland im bourbonischen, Schweinehüter das liebe Borstenvieh zu jeder Tageszeit durch die Toledostraße. Es läuft den Menschen und den Pferden grunzend zwischen die Beine und wird sehr lästig. Der Ziegen- und Schafheerden, die sich in Italien von selbst verstehen, will ich weiter nicht gedenken, weil sie harmloser sind, auch nicht der Kühe, welche man von Thür zu Thür treibt, wo sie gemelkt werden. So bekommt man in Neapel unverwässerte Milch. Hühner und Hähne schreiten gemüthlich aus den Nebengäßchen herab und beschauen sich, was in der eleganten Welt vorgeht; natürlich fehlen auch die bescheidenen, aber oft sehr laut vernehmlichen Esel nicht, und eben so wenig die Bettler, welche in Gruppen vor den Palästen liegen und mit ihren malerischen Lumpen einen scharfen Contrast zu dem galonirten Thürsteher bilden, der uns an das achtzehnte Jahrhundert gemahnt.

Gemüseverkäufer in Neapel.

Inzwischen ist es in anderen Straßen, wo die kleinen Leute wohnen, schon sehr lebhaft geworden. Wer sie durchwandert, findet Stoff zu mancherlei Betrachtungen, denn er sieht, in welcher Verkommenheit die trägen Armen leben. In den höher gelegenen Stadttheilen, von der Toledostraße bis zu dem neuen Corso Victor Emanuel, sieht es schon besser aus. Dort wohnen die liberalen Popolani, die nicht mehr Lazzaroni sein oder heißen wollen, politische Clubbs bilden, Zeitungen halten und vom einheitlichen Italien sprechen. Für den Begriff dieses letztern haben sie ein ganz besonderes Zeichen. Sie heben nämlich den Zeigefinger der rechten Hand bis zur Höhe des Auges; wer das thut, deutet damit an, daß er ein Anhänger der Einheit sei. Unter diesen Popolani sind viele Freigeister; sie tragen lange Beinkleider und Fußbekleidung, schlafen in eigenen Betten, führen die Stricknudeln, d. h. die Maccaroni, nicht mit Adams Gabel, nämlich den fünf Fingern, welche der liebe Gott geschaffen, zum Munde, sondern bedienen sich einer Zinngabel. Das ist ein gewaltiger Fortschritt, zu welchem noch kommt, daß diese Popolani weder an Wunder glauben, noch stehlen, und daß sie sogar arbeiten.

Bei diesen Leuten ist es mit dem alten Neapel so ziemlich vorbei; aber dafür entschädigen wir uns in der eigentlichen Altstadt und am Meeresstrande; sodann in den Gassen, welche zu dem Marktplatze führen. Dort tauchen sogleich geschichtliche Erinnerungen auf, denn wir sehen die Stätten, wo der junge Hohenstaufe Conradin enthauptet und wo Masaniello ermordet wurde. Zwischen armseligen Häusern hin laufen Gäßchen, so schmal, daß zwei wohlbeleibte Mönche, wenn sie neben einander gehen, nur mit Mühe hindurch können. Durch wurmstichige Thüren, welche oft nur halb in den Angeln hängen, haben wir einen Einblick in Höfe, die so schmutzig, so, man verzeihe den Ausdruck, unfläthig uritalisch sind, daß ein rechtschaffenes nordeuropäisches Schwein vor solchem Gräuel zurückschaudern würde.

Aus jenem Stadttheile kommen nun Morgens die Vagabunden hervor, welche bis zum späten Abend sich umhertreiben, auf der Straße singen, betteln, Zeitungen und Katzenfutter ausrufen und feil haben, und, vor allen Dingen, Sacktücher stehlen. Alle diese Leute glauben an die Wunder des Heiligen Januarius.

Früh erheben sie sich von ihrem armseligen Lager, sobald der Morgen hinter dem Vesuv aufdämmert. Dann ist auch schon der Branntweinverkäufer auf den Beinen und ruft aus voller Kehle sein Centerbe, Centerbe! Er ist gleichsam der Hahn, welcher die wilde Bevölkerung aus dem Schlafe aufkräht.

Der geringe Mann in Neapel hat natürlich keine

Taschenuhr und richtet sich auch nicht nach der Sonne. Er hat ganz andere Merkzeichen, an denen er abnimmt, was die Glocke geschlagen hat. Das sind die herumziehenden Händler, welche allemal zu bestimmter Tageszeit an ein und derselben Stelle eintreffen. Biderba hat diesen Gegenstand ergötzlich genug an der Tagesgeschichte Pinerol's erläutert.

Pinerol war Sergeant unter den Seesoldaten, starb und hinterließ seiner Wittwe eine Taschenuhr und einen Sohn. Die Frau lebte nach Ordnung und Regel. Morgens wachte sie auf, sobald der Branntwein-Verkäufer rief, schlug ein Kreuz, murmelte ein Gebet und ging an die Arbeit. Vorher hatte sie ihren Sohn, den jungen Pinerol, geweckt. Der erhob sich dann wohl vom Lager, schlug einmal die Augen auf, fiel aber sogleich wieder hin, wie ein Zappelmann, dessen Faden man losläßt. Bald nachher rief die Mutter noch einmal, aber Pinerol hörte nicht; sie schüttelte ihn derb, aber das focht den Jungen nicht an; sie schalt und drohete, aber Pinerol schlief. Nachdem einige Zeit verflossen war, sprang er plötzlich auf, fuhr in seine Beinkleider und rannte nach der Hausthür. Weshalb? Die Kastanienhändlerin ging durch die Straße und rief ihre Waare aus. Sie war an jedem Morgen Pinerol's Weckuhr.

Nach dem Frühstück mußte Pinerol für seine Mutter Kohlen kaufen. Daß er dabei Umwege machte, versteht sich von selbst; er traf seines Gleichen, die es gerade so machten, wie er selber; die liebe Jugend trieb allerhand Schäkerei und Kurzweil. Inzwischen zählte seine Mutter die Minuten, denn es gingen ja die Leute vorüber, welche weißen Käse (Ricottello) und Buttermilch verkaufen. Endlich kommt der junge Bummler und singt einen Gassenhauer, der eben bei Seinesgleichen Mode ist.

Ich kenne ein Mägdlein
Wie Honig so süß;
Das heißt Caroline,
Hat 'ne liebliche Miene u. s. w.

Bettlerinnen in der Toledostraße, Neapel

„Hängen sollst Du (Meiso)!" ruft die Mutter. „Hast eine ganze Stunde vertrödelt, Taugenichts!"

„Eine Stunde sagst Du, Mutter?"

„Ja, eine volle Stunde. Hörst Du nicht die Ziegen draußen?" — Ziegen und Kühe kommen nämlich um 7 Uhr Morgens vorüber. Pinerol weiß sich zu helfen und antwortet:

„Die Ziegen müssen heute sehr früh aufgestanden sein." Darauf versetzt ihm die Mutter einen Klaps, Pinerol flennt und verwünscht Kühe und Ziegen, weil sie so genaue Stundenweiser sind.

Wittwe Pinerol hat jetzt Feuer auf dem Herde. Jetzt kommen Leute vorüber, welche Fleisch und Gemüse verkaufen. Nun ist es acht Uhr. Die Eierhändlerinnen erscheinen nicht vor neun Uhr. Sobald sie sich blicken lassen, muß Pinerol den Besen zur Hand nehmen und kehren. Nach vollendeter Arbeit vernimmt er die rauhe Stimme des Marinaro, der aus Sorrent kommt, und Butter ausruft. Jetzt geht Pinerol zur Mutter, sagt ihr, daß der Topf auf das Feuer müsse, denn es ist zehn Uhr.

Um elf Uhr kommen die Ricotte aus Castellamare, und Pinerol singt ein Liedlein; bald nachher schreien allerlei Verkäufer durch einander, und nun weiß er, daß Mittagszeit sei. „Mutter, Mutter, zu essen!" Ohimà, a magnà!

Um ein Uhr stellen sich die Radieschen-Verkäufer ein. Mutter und Sohn danken dem lieben Gott für die gesegnete Mahlzeit; sie geht an ihre Arbeit, er wäscht die Teller und ist damit fertig, wenn er rufen hört: „Geröstete Kastanien!" Nun hat es zwei Uhr geschlagen. Um drei Uhr wird gerufen: „Schwefelwasser!" und die Wittwe trinkt ein Glas. Um vier Uhr, wenn die Kühe da sind, darf Pinerol spielen und kann ausgehen, aber nur bis fünf, weil dann die Kühe zurückkommen. Vom Besuch der Schule ist natürlich keine Rede.

Bis dahin zeigt das Ausrufen genau an, was die Glocke geschlagen hat; nun ist aber eine Lücke, wenn nicht der Fischhändler kommt, der sich um sechs Uhr einstellt. Aber der Fischfang hängt sehr von Wind und Wetter ab, und ist unsicher. Indessen, man sieht ja daß die Sonne zur Neige geht. Es wird dunkel; Pinerol zündet die Lampe an, und nun kommen die Abendverkäufer. Um neun Uhr jene mit Oliven. Die Wittwe und der Sohn speisen zu Nacht. Der Kastanienhändler; also zehn Uhr. Um elf ruft der Kaninchenhändler, und nun ist es Zeit zum Schlafen gehen. Die Mutter erzählte gerade ein Mährchen, aber der Kaninchenhändler hat gerufen, folglich muß die hübsche Historia abgebrochen und ein Rosenkranz gebetet werden. Also zu Bette. Um zwölf Uhr läuten die Glocken der dreihundert und siebenzig Kirchen Neapels, und das dauert wohl eine Viertelstunde lang. Nun schläft Alles.

Wir gehen Abends in die Hafengasse, in welcher wir ein ganz besonders reges Treiben finden. Eßwaaren aller Art stehen in Menge feil, im Freien und in Läden, in Buden

Ein Corricolo in Neapel.

und in Zelten, die dürftig genug aussehen, aber doch gegen Sonne und Schlagregen ein Obdach gewähren. Wir finden Alles beleuchtet, aber nicht gerade glänzend, denn die Laternen schimmern nicht stark und ein Oellämpchen in einer Papierdüte thut auch seinen Dienst. Die Menschenmenge wogt auf und ab. Viele sind, an Sommerabenden, mehr als dürftig gekleidet; nackte Beine, nackte Füße, nackte Arme, oft nur Beinkleider bis auf die Schenkel und dazu ein Hemd; das ist Alles. Es herrscht ein wirres Durcheinander und ein unbeschreiblicher Lärm. Der Neapolitaner bewegt sich stets in Uebertreibungen; er kann nichts kaufen, ohne dabei zu zanken, und beim Zanke schwatzt er sich in die Wuth hinein. Streit um ein paar Pfennige führt nicht selten zu Messerstichen. Es regnet Schelte und Flüche; man schreiet, kreischt, brüllt und lacht, und durch diesen Höllenspectakel donnert die Stimme der Händler hindurch, welche ihre Waare anpreisen.

Da ist der Castagnano, der, mit heiserer Kehle aus hohler Brust, seine gerösteten Kastanien anpreist. Aber er erscheint unbedeutend neben den Verkäufern der Wassermelonen, Pasteken. Diese prahlen entsetzlich und überbieten einander in Aufschneidereien. Vor der Bude des einen sehen wir ein Bild, auf welchem sich Polichinello und Don Nicolaus präsentiren, wie sie eine gewaltige Melone auseinander sägen. Vor einer andern finden wir eine gewaltige Kanone, aus welcher Melonen hervorplatzen; ein drittes Bild stellt einen Vulkan dar; er speit Melonen aus. Die Melone ist eine Lieblingsfrucht der Neapolitaner. Oft steckt der Kopf eines Jungen in der Schale einer Melone; er ißt, er trinkt Melone und wäscht sich mit der Melone sein braunes Gesicht.

Nichts ist ergötzlicher, als wenn zwei Mellonari, deren Zelte einander gegenüber stehen, sich überbieten wollen im Anpreisen ihrer Waare. Der eine ruft so viel seine Lungen nur ausgeben:

„Castellamare, Castellamare! Seht hier das Wunder. Sie sind aus Castellamare!“

Ein anderer versucht ihn zu überbieten und schreiet aus Leibeskräften: „Meine Melonen kommen aus dem Schnee, und sind doch Feuer!“

Nun spaltet jeder eine Melone, hält sie triumphirend empor und schlägt mit dem Messer auf das Brett. Dabei hört man: „O, seht nur diese Herrlichkeit, schauet das Wunder, staunet die Pracht an. Hier geht die Sonne auf!“

Der andere nimmt die beiden Halbschnitte seiner Melone in die Hände, schlägt die Arme kreuzweis übereinander, indem er sie der gaffenden Menge entgegen weit ausstreckt und ruft wie ein Besessener: „Das dort soll die Sonne sein? Seht hier den Mond.“ Nun ist die Schlacht eröffnet. Der Mann der Mondmelone läßt einen Lazzaroneknaben herbeikommen, der eine mächtig große Melone auf dem Kopfe trägt. Der Mellonaro, keck wie einst Wilhelm Tell, zerschneidet die Melone auf dem Haupte des Jungen. Der Schnitt war meisterhaft. Der Verkäufer lehnt sich weit nach vorne über, streckt Kopf, Arme, den ganzen Oberleib vor und schreiet aus voller Kehle:

Wasserverkäufer.

Bäuerin.

Obst- und Essig Händler.

„Hier seht ihr das achte Wunder der Welt! Feuer, Feuer ist hier.“

Aber sein Gegner bleibt ihm nichts schuldig und setzt nun erst recht einen Trumpf auf: „Hier ist der Vesuv, der Vesuv, eine Melone wie der Vesuv!“

Der andere heult: „Hier halte ich den Aetna in der Hand, den Mongibello! Meine Melone ist der Aetna!“

Wie kann eine solche Hyperbel noch überboten werden? Der Mellonaro macht eine Pause, während der andere stolz und siegesgewiß ihn anblickt. Aber dann bricht das Ungewitter los, und eine Donnerstimme brüllt:

„Hier, hier, meine Melone ist die Hölle mit allen Teufeln! Nun sieh zu, was Du dagegen ausrichten kannst!“

Er blieb Sieger. Das Volk lachte und pfiff und klatschte in die Hände, kaufte von beiden Händlern Melonen, verzehrte Vesuv und Aetna, Sonne und Mond, Hölle und Teufel, und wusch damit das braune Gesicht.

Doch wir wenden uns zu einem andern Manne, dem Maccaroniverkäufer. Er ist ein gesetzter, ruhiger, wohlbeleibter Mann und seine Frau nicht minder gut conditionirt, eine Gestalt, wie Rubens sie gern malte. Der Maccaronaro redet ächt neapolitanisch und wir haben Mühe zu verstehen, was er sagt. Er ruft: A vi cca la cotta de li vierdi! Das bedeutet etwa so viel als: Hier ist es, das Gekochte der Grünen! Grün ist gleichbedeutend mit frisch, und das Ganze soll sagen: die Strickudeln seien frisch gekocht, nicht etwa aufgewärmt. Ein Neapolitaner redet am liebsten farbig und in Bildern. Der Maccaronaro fährt mit Stab oder Löffel, manchmal auch mit den Händen in seinen Kessel, langt die Nudeln heraus, und vertheilt sie auf schüsselartigen Tellern an seine Kunden. Der Hungrige nimmt den Teller in die eine Hand, langt mit Adams Gabel die Mehlstricke heraus, und läßt sie, bei hinten übergebengtem Kopfe in den weit geöffneten Mund gleiten. Dabei schwimmt sein gen Himmel gerichtetes Auge in Seligkeit. Hinterher schlürft er etwas Brühe von Paradiesäpfeln oder geschmolzene Butter. Mit zwei Pfund Strickundeln ist der Lazzarone in drei Minuten fix und fertig. Er verschlingt in derselben Zeit noch zwei Pfund, wenn Jemand für ihn bezahlen will.

Ein anderer Mann verfertigt Fraufellichi, eine sehr beliebte Speise aus Mehl, Honig und Eiern, welche man durcheinander rührt und zum Teige knetet, und der in unendlich langen, elastischen gelben Bändern zusammengerollt wird. Der Pizzaiolo kocht seine duftige Waare unter freiem Himmel; einen Hauptbestandtheil bildet Knoblauch in überreichlicher Menge; dazu kommen Gemüse, Sardinen, Schinken, Mazzarella, d. h. faseriger, zäher Käse und allerlei Gewürze. Zu dem Pizza trinkt man Wein, nämlich Falerner, Lacrimä Christi und Marsala.

Mit dem neapolitanischen Wein hat es freilich eine ganz eigene Bewandniß. Die Christusthräne ist längst ausgegangen; die Stellen, wo sie einst gedieh, sind unter der Lava des Vesuvs begraben. Der Marsala, der Falerner und der Wein von Capri sind heutzutage Fabrikate. In Neapel soll man eigentlich nur Gragnano oder apulischen Wein trinken, wohlverstanden, wenn man sie rein bekommt.

Am Hafen sitzen auch noch die Vendispighe, Verkäuferinnen, welche geröstete Maisähren feil bieten. Mit dieser Speise behelfen sich die ganz armen Leute; diese Kolben werden als — junge Truthähne bezeichnet und als „schön, zartig und saftig" angepriesen. Uebertreibung, oft sehr naive, in allen Dingen!

Kapitän Richard Burton bei den Mormonen in der Stadt am Großen Salzsee.

Burton ist ein in jeder Beziehung ausgezeichneter Mann und ein Entdeckungsreisender, welchem an Tüchtigkeit nur wenige gleichkommen. Nachdem er eine gründliche Schulbildung, namentlich in den Sprachen des Alterthums erhalten, trat er in das englisch-ostindische Heer, machte Reisen durch die Länder, welche sich im Süden des Himalaya zwischen dem Indus und dem Bramaputra ausdehnen, und schrieb ein höchst anziehendes Werk über die Malabarküste und die Nilgherris, welchem bald ein zweites über Sindh, überhaupt das Gebiet am untern Indus folgte. Er lernte mehrere indische Sprachen gründlich, und beobachtete unbefangen Alles, was er sah. Vor den meisten seiner britischen Landsleute zeichnet er sich rühmlich dadurch aus, daß er keinerlei Vorurtheile hat; dadurch ist er in den Stand gesetzt, redlich zu prüfen und ein sicheres Urtheil zu fällen.

Arabisch redet er so fließend wie ein Beduine, die Sitten und Gebräuche des Orientes kennt er wie ein Eingeborener, und er weiß sich völlig in die Anschauungen der Morgenländer hineinzuleben. Er gehört zu den wenigen Europäern, denen es gelungen ist, bis nach Mekka an das Grab des arabischen Propheten zu gelangen, und er wußte seine Rolle als Muselmann mit glänzendem Erfolge durchzuführen. Das Buch, welches er über seine Pilgerfahrt veröffentlicht hat, ist ungemein anziehend und bezeugt seine gründliche Gelehrsamkeit so sehr, daß es ihm eine Stelle in den vordersten Reihen der Kenner des Orientes sichert. Schon vorher unternahm der kühne Mann das Wagniß, nach Härrär vorzudringen, welches vor ihm noch nie eines Europäers Fuß betreten hatte. Deshalb wurde diese Mohammedanerstadt als das „ostafrikanische Timbuktu" bezeichnet. Burton brach den Bann, indem er von Zeyla aus glücklich durch die Wüste der Somal bis nach Härrär gelangte und wohlbehalten nach Berbera zurückkam.

Die großen Dienste, welche er der Wissenschaft geleistet, brachten ihm nicht geringen und wohlverdienten Ruhm, aber Burton erhöhete denselben noch durch seine Reise in nie zuvor erforschte Gegenden Ostafrika's. Er entdeckte den Tanganyika-See, wie sein Gefährte Speke den Victoria-Nyanza-See. Burton's Werk über diese Entdeckungsreise enthält eine wahre Fülle wichtiger Ergebnisse für die Länder- und Völkerkunde und ist ungemein anziehend geschrieben. Denn Burton, ein Mann von Geschmack, stellt vortrefflich dar, hat einen lebhaften Styl und vermeidet jene Weitschweifigkeit, durch welche so viele englische Bücher lästig werden. Nie legt er, gleich so manchen seiner Landsleute, Gewicht auf Unbedeutendes. Er hat neben Geist und Gelehrsamkeit auch Humor und gebietet über eine feine satyrische Ader. Als Reisender zeigt er sich klug und gewandt, und sein kaltblütiger Muth bietet allen Gefahren Trotz.

Auf jener ostafrikanischen Reise litt seine Gesundheit durch die Einflüsse des afrikanischen Fiebers entsetzlich. Er wollte sie in der reinen Luft der nordamerikanischen Prairien und in den Schneegebirgen stärken, und unternahm deshalb einen „kleinen Ausflug" nach der Neuen Welt, die er vom Hudson bis zum goldenen Horn bei San Francisco in Californien durchzog. Die Resultate derselben hat er kürzlich in einem ausführlichen Buche: The City of the Saints and across the Mountains to California, by Richard F. Burton, London 1861, 707 Seiten, veröffentlicht. Im Laufe des vorigen Sommers ist Burton als englischer Konsul nach Fernando Po an der Westküste von Afrika gegangen, und wir dürfen von ihm interessante Nachrichten über die Niger-Länder erwarten.

In dem großen nordamerikanischen Binnenbecken, zwischen den Felsengebirgen und der Sierra Nevada, dessen Ströme und Seen keinen Abfluß zum Ocean haben, wohnen bekanntlich jene wunderlichen Leute, welche man gewöhnlich als Mormonen bezeichnet. Diese in den Vereinigten Staaten abscheulich mißhandelten, von der Unduldsamkeit und dem Neide blutig verfolgten Leute, suchten seit 1847 in jener Einöde eine Zuflucht, und wandelten durch ihren Fleiß die Wüste in einen Garten um. Von der Stadt am Großen Salzsee aus haben sie weit und breit Ansiedelungen gegründet, und das „Territorium Utah", welches die Mormonen als Deseret, Land der Honigbiene, bezeichnen, hat gegenwärtig mehr als 60,000 Bewohner.

Die Mormonen weichen in ihren religiösen Ansichten vielfach von jenen der verschiedenen christlichen Kirchen ab; sie sind wunderliche Schwärmer; ihre Polygamie, obwohl sie dieselbe aus der Bibel und mit der Majorität des Menschengeschlechtes rechtfertigen, hat für uns etwas Anstößiges, und mit der demokratischen Theokratie dieser Schwärmer werden wir uns nicht befreunden können.

Aber diese Mormonen bilden eine der interessantesten Erscheinungen in der Geschichte der Völkerpsychologie aller Zeiten, und wenn sie bisher durch die „Pöbelhaftigkeit der Yankees" verfolgt, geschmäht und verleumdet worden sind, so wird damit nichts erklärt. Man hat den Mormonen viel mehr Uebles nachgesagt, als zu rechtfertigen ist; sie sind keine „Teufel in Menschengestalt", keine „Ungeheuer", sondern ordentliche, fleißige, ungemein betriebsame Leute mit seltsamen religiösen Begriffen und eigenthümlichen Staats- und Kircheneinrichtungen, welche bei ihnen zusammenfallen. Burton hat den Muth, diese Leute unbefangen zu würdigen, und sie nicht mit dem Maßstabe des ordinären Fanatismus zu messen. Wir werden gelegentlich einige seiner Schilderungen mittheilen; heute erzählen wir den Besuch des Briten bei dem Präsidenten der Mormonen, Brigham Young, welcher an der Spitze der Mormonen steht, seitdem Joseph Smith, der Gründer und „Prophet", zu Carthago in Illinois von den Yankees ermordet wurde.

Ein Besuch beim Präsidenten Brigham Young.

Burton war mit dem von Washington aus zur Verwaltung des Utah-Gebietes nach der Stadt am Salzsee geschickten Gouverneur Cumming bekannt geworden. Er bat denselben, ihn bei Brigham Young einzuführen, und erhielt den Bescheid, daß er am 31. August 1860, Morgens um elf Uhr willkommen sein werde. Nun erzählt er: Der „Präsident der Kirche Jesu Christi der Heiligen des jüngsten Tages über alle Welt," muß beim Empfange von Fremden einige Vorsicht beobachten, nicht blos aus Rücksicht für seine persönliche Sicherheit, sondern auch um die Würde seiner Stellung gegen manche Leute zu behaupten, die da vermeinen, sie könnten einem Mormonen gegenüber die Gebote der Höflichkeit hintenansetzen und sich Grobheiten erlauben.

Gegen Mittag begab ich mich mit Gouverneur Cumming zum Präsidenten. Der Thürsteher war ganz einfach gekleidet, scheinbar unbewaffnet und ging in der Veranda auf und ab. Im Arbeitszimmer des Propheten fanden wir mehrere Männer; sie erhoben sich, um den Gouverneur zu begrüßen. Brigham Young trat auf mich zu, schüttelte mir in schlichter Weise die Hand, stellte mich den Anwesenden vor und bat mich, auf einem Sopha Platz zu nehmen.

Indem ich diesen Mann schildere, mache ich mich keiner Indiskretion schuldig und verletze die Gastfreundschaft nicht. Young ist kein gewöhnlicher Sterblicher, sondern ein „Seher, Offenbarer und Prophet, der von Gott alle Gaben hat, mit welchen der Herr das Haupt der Kirche begnadete;" seine Erlebnisse, Lithographien und Photographien sind schon oft veröffentlicht worden. So bin auch ich berechtigt, ihn zu schildern, und ich bin es um so mehr, da ich nur Günstiges über ihn zu sagen habe.

Der Prophet ist am 1. Juni 1801 zu Whittingham im Staate Vermont geboren; er war also neunundfünfzig Jahre alt, sah aber aus wie ein Mann von fünfundvierzig. Ich hatte mir unter ihm einen Greis vorgestellt, aber sein blondes Haar, das halb gelockt bis unter die Ohren hinabfällt, hatte kaum eine Spur von Grau. Stirn etwas niedrig, Augenbrauen dünn, Augen graublau, mit ruhigem, gefaßtem, auf etwas Zurückhaltung deutendem Ausdrucke; das linke Augenlid hing etwas herab, eine Folge früheren Nervenleidens; deswegen trägt er, wo es irgend statthaft ist, den Kopf bedeckt, aber zu Hause und im Tabernakel nicht. Nase dünn, etwas zugespitzt und nach der linken Seite hin etwas gebogen; die Lippen sind geschlossen, wie bei so vielen Neuengländern; die Zähne, besonders jene des Unterkiefers, mangelhaft, Wangen fleischig, Kinn etwas spitz, Hände wohlgeformt, Gestalt breitschulterig.

Der Prophet trug sich einfach wie ein Quäker, nach altem Schnitt, „in Homespun", Zeug, das im Lande selbst gesponnen und gewebt ist; Halstuch und Weste waren von schwarzer Seide, die Uhr hatte eine goldene Kette.

Der Prophet glich einem neuengländischen „Gentleman-Farmer", und kann auch als ein solcher betrachtet werden; sein Vater war Ackersmann, diente als Soldat während der Revolution und siedelte sich „Down East", in Neuengland, an. Young hat sich, wie bemerkt, vortrefflich conservirt, weil er einen guten Schlaf besitzt. Sein ganzes Benehmen ist einfach, höflich, gesprächig und macht einen guten Eindruck; es liegt gar keine Prätension darin, und sticht sehr günstig ab mit dem Gebahren gewisser Pseudo-Propheten in anderen Ländern, die alle den Logos selber in der Tasche zu haben vermeinen und bis fast zum Wahnsinn hochmüthig sind. Young zeigt auch nicht die Spur von Dogmatismus, Bigoterie und Fanatismus; mit mir sprach er nicht einmal über Religion. Auf den Fremden macht er den Eindruck, daß man es mit einem Manne von nicht gewöhnlicher Kraft und Gewalt zu thun habe, und seine Anhänger sind von seinen Geistesgaben geradezu entzückt. Gewöhnlich sagt man, es gebe in der Stadt am Salzsee nur ein Oberhaupt und das sei „Brigham".

Brigham hat ein ruhiges, gleichmäßiges Temperament, sein Benehmen ist, wie der Ausdruck des Gesichts, ruhig; aber er ist nichts weniger als mürrisch oder methodistisch, und wo er es für nöthig hält, weiß er die Waffe des Lächerlichen meisterhaft zu handhaben und ein Wort zu sprechen, das nicht so leicht wieder vergessen wird. Seine irrenden Anhänger tadelt er oft mit Vorsatz in sehr heftigen Ausdrücken; er beobachtet scharf, hat ein ausgezeichnetes Gedächtniß und ist ein vollendeter Menschenkenner. Einen Fremden, der ihm nicht behagt, läßt er nie wieder vor. Ueber seine mäßige, ungemein nüchterne und enthaltsame Lebensweise herrscht nur Eine Stimme. Er lebt wie ein Ascet; seine Lieblingsspeise besteht in gerösteten Kartoffeln und Buttermilch; er trinkt zumeist Wasser, verschmähet, wie alle strengen Mormonen, die geistigen Getränke, erlaubt sich nur leichtes Lagerbier, und nimmt keinen Taback. Man hat ihm nachgesagt, er sei ein Trinker, aber das gerade Gegentheil ist der Fall.

Ueber seine wissenschaftliche Bildung habe ich kein Urtheil; er wird mehr das Leben als in Büchern studirt haben. Mir fiel auf, daß er einmal impĕtus statt impētus sagte; aber er drückt sich fließend und correct aus, näselt nicht, trägt keine Salbung in seine Reden hinein und spricht als Sachkenner sehr verständig über Ackerbau und Viehzucht. Auch spielt er nicht im Geringsten den heiligen Mann, sondern macht den Eindruck schlichter Ehrbarkeit. Seine Anhänger sehen in ihm einen Engel des Lichtes, seine Gegner einen verdammten Kobold; ich glaube, er ist weder das eine noch das andere. Man hat ihn einen Scheinheiligen, Schwindler, Betrüger und Mörder gescholten, aber danach sieht er am allerwenigsten aus. Andere Gewährsmänner finden in Brigham Young „einen hartnäckigen, selbstsüchtigen Enthusiasmus, der es mit seiner Sache ernsthaft meint, der angefacht sei durch Verfolgung und in Flammen gerathen durch Blutvergießen." Er ist der Sanct Paulus der neuen Offenbarung. Aufrichtig in seinem Glauben und mit Wahrhaftigkeit brachte er in dem zusammenhanglosen, unruhigen und unbedachtsamen Fanatismus des Gründers Joseph Smith Ziel und Nachdruck, und daß er sich in großartiger Weise auf die Leitung der Dinge und die Benutzung der Verhältnisse versteht, das hat er bewiesen. In seinem ganzen Wesen ist auch nicht eine Spur von Anmaßung; er übt die Gewalt schon so lange aus, daß ihm sicherlich nichts daran liegt, sie zur Schau zu tragen. Eine fremdartige Masse widerstreitender Elemente bewältigt er durch unbeugsame Willenskraft, tiefe Verschwiegenheit und eine ganz ungewöhnliche Schlauheit.

So ist Seine Excellenz Brigham Young „Anstreicher und Glaser" (was er in seiner Jugend war), Prophet, Offenbarer, Uebersetzer und Seher, der Mann, welcher verehrt wird wie ein König oder Kaiser, Papst oder Hoherpriester; der gleich dem Alten vom Berge Tod und Leben Aller, die in seinem Bereiche sind, in der Hand hat, der verwaltet und regiert, mit dem Schwerte des Herrn zum Kampfe bereit war, und mit einigen hundert Männern den damals mächtigen Vereinigten Staaten entgegen trat, der alle seine Diplomatie zuschanden gemacht hat, und endlich mit dem

Präsidenten der großen Republik einen Vertrag abschloß, wie Großmacht mit Großmacht.

Man hat schon oft die Frage aufgeworfen: „Was soll denn endlich einmal mit den Mormonen werden?" Ich fragte mehr als einen „Heiligen": „Wer kann oder wer wird Herrn Young's Nachfolger sein?" Das wußte Niemand, es bekümmert aber auch Keinen. Um den gewöhnlichen Verlauf der Geschichte kümmert man sich nicht; die Mormonen meinen, daß ihr starker Cromwell keinen schwachen Richard zum Nachfolger haben werde. Sie sagen, daß in schwerer Zeit der Herr in Brigham Young, einem damals wenig beachteten Manne, den rechten Nachfolger für den Propheten Joseph Smith erweckt habe. Von diesem letztern sprechen die Mormonen ehrerbietig, mit halblauter Stimme, etwa wie Christen vom Begründer ihres Glaubens. Wenn nun die Zeit der Nachfolge eintrete, dann werde unter den Heiligen schon ein Theokrat auferstehen, um das Volk Israel zu erhöhen.

Ich glaube, der Prophet Young führt sein Amt kraft einer Art von geistiger Lehnspflicht und Treue gegen die Familie Smith. Der älteste Sohn derselben, welcher gleich seinem Vater, dem Gründer der Mormonen, Joseph heißt, ist zwar von seinem Vater gesegnet worden, hat aber vor einigen Jahren ein Schisma erregt. Seine Mutter heirathete nach dem Tode des ersten Propheten einen Nichtmormonen, einen „Gentile"; auf ihren Antrieb erklärte sich Joseph der Jüngere gegen die Polygamie und wohnt seitdem zu Nauvoo in Illinois. Die Mormonen sind bereit, diese Familie in der Stadt am Großen Salzsee aufzunehmen, falls der HErr eine Offenbarung dazu giebt, indeß ich glaube kaum, daß sie in jenem Joseph ihr zukünftiges Oberhaupt erblicken; aber von dem jüngern Sohne David, welchen die Mutter gebar, nachdem der Vater als Märtyrer in Carthago gefallen war, hoffen sie große Dinge. Auch vom ältesten Sohne Brigham's, von Joseph A. Young, der Reisen in Europa gemacht hat, wird Großes erwartet.

Nachdem ich mir den „Löwen des Herrn" genau betrachtet hatte, sah ich mir die anderen Leute im Zimmer an. Neben mir saß Daniel H. Wells, der „General", Befehlshaber der Nauvoo-Legion und Oberaufseher der öffentlichen Arbeiten. Er ist im Mormonentrimvirate der dritte Präsident, und war einst Friedensrichter und Aeltermann in Illinois, als dort 1839 die Mormonen sich aufhielten. Dieser „Squire Wells", wie man ihn gewöhnlich nannte, trat zu den Heiligen über, als diese 1846 aus Nauvoo vom Yankeepöbel verjagt wurden. Squire Wells focht tapfer mit den Waffen. Er ist ein hochgewachsener, knochenstarker Mann mit röthlichem Haar und genießt große Achtung. Der zweite Präsident, Heber C. Kimball, war nicht bei Brigham Young; dieser machte mich aber bei einer andern Gelegenheit mit ihm bekannt.

Als Kimball in England in einer Methodistenversammlung war, versuchte ein Geistlicher, ihm den Stuhl unter dem Leibe hinwegzuziehen, damit er zu Fall käme. Kimball ist mit Young in demselben Jahre geboren, wurde 1832 getauft, ist ein unbedingter Anhänger des Propheten, ein Jonathan für den David, ein Omar für den neuen Islam. Der kräftige Mann sieht aus wie ein Grobschmied, und ein solcher ist er in jungen Jahren auch gewesen; jetzt hat er schöne Häuser und Scheuern, Gärten und Felder.

Ich lernte beim Propheten auch den Apostel Georg A. Smith kennen. Er ist ein Neffe des ersten Propheten und Geschichtschreiber und Archivar, ein lebendiger Kalender aller Ereignisse, welche das Mormonenthum betroffen haben, und war als Missionar in England.

Doch ich wende mich wieder zum Propheten. Er empfing uns, wie bemerkt, in seinem Privat-Arbeitszimmer. Dort besorgt er den größten Theil seiner Geschäfte, entwirft seine Reden und führt die sehr ausgedehnte Privatcorrespondenz. In dem einfachen, saubern Gemache stehen die nothwendigsten Möbel und ein eiserner Geldschrank, an den Wänden hingen ein Pistol, eine Büchse und ein zwölfläufiger Revolver, welchen ein Mormone erfunden hat. Alles war ordentlich im höchsten Grad; eine knarrende Thür, ein nicht regelmäßig hängendes Rouleau kann Brigham Young um alles in der Welt nicht leiden. Er giebt den Arbeitern in der Schreibstube oder auf dem Feld ein für allemal gründliche Anweisung in klaren Ausdrücken, und kommt dann nicht wieder auf den Gegenstand zurück. Das ist bezeichnend für sein ganzes Verfahren; er geht bedächtig, langsam, aber auch entschieden zu Werke. Einst war er ein armer Mann, jetzt gilt er für reich. Die „Ungläubigen" sagen, er habe sein Geld vom Zehnten, durch Ausplünderung seiner Anhänger, und weil er die Ungläubigen beraubt habe. Ich meinerseits hege die Ueberzeugung, daß Niemand Almosen und Kirchenabgaben pünktlicher entrichte als der Prophet. Im Jahre 1859 soll sein Vermögen etwa 250,000 Dollars betragen haben. Das ist sehr viel für jenes Land. Er hat es zumeist durch den Handel erworben, denn Brigham ist, wie der Imam von Maskat, zugleich Hoherpriester und Kaufmann; er sendet Güterwägen nach den alten Staaten und versorgt Karawanen und Ansiedler mit mancherlei Bedürfnissen. An den Holzlieferungen für die Truppen der Vereinigten Staaten im Camp Floyd verdiente er eine beträchtliche Summe.

Ich sagte dem Propheten, daß es mein Wunsch gewesen sei, Utah aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Dann sprach er mit mir über Viehzucht, Ackerbau und die verschiedenen Bodenarten. Nachher kam die Rede auf die sogenannten Indianerkriege. Er sagte, daß darüber manche Uebertreibungen in Umlauf gesetzt worden seien; er richte mit etwas Mehl und Zeug mehr aus, als die Truppen mit Säbeln und Büchsen. In demselben Sinne äußerten sich die anwesenden Herren. Der, wie die Mormonen meinen, israelitische Stammbaum Lemuels, d. h. der amerikanischen Indianer, und die Prophezeiung der Mormonenbibel, daß „nicht viele Geschlechter vergehen werden, bis sie in ein weißes und hübsches Volk sich umwandeln," stößt zwar geschichtlich und ethnologisch auf alle denkbaren Schwierigkeiten, hat aber in der Praxis eine gute Wirkung. Denn die Mormonen behandeln den braunen Mann ungleich humaner als die Amerikaner; sie geben ihm Nahrung, Kleidung und Unterkommen, und binden ihn durch gute Werke an ihr Interesse.

Sklaverei wird in Utah geduldet, aber nur, damit die Heiligen verlassene Indianerkinder kaufen und erziehen. Das Gesetz darüber ist von wahrhafter Menschenliebe diktirt worden. Die Indianer bieten nicht selten ihre Kinder zum Verkauf aus oder verspielen sie. Kinder, welche anderer Indianer Sklaven sind, werden wohl nicht erschlagen, immer aber sind sie in der beklagenswerthesten Lage. Nun sagt das Gesetz: „Ziehen wir alle diese Thatsachen in Erwägung, so will es uns als Pflicht für ein menschenfreundliches und christliches Volk bedünken, diesen unglücklichen Menschen Abhülfe ihrer Leiden zu gewähren."

Diese angekauften Indianerkinder werden sehr gut behandelt. Ich habe bei den Mormonen nur etwa ein halbes Dutzend Neger gesehen; das Klima giebt überhaupt den Ausschlag in Betreff der Verwendbarkeit weißer oder schwarzer Arbeiter. In kaltem Klima hält man schon deshalb keine Sklaven, weil sie weit mehr kosten, als ihre Arbeit einbringt.

Uebrigens wird bei den Mormonen der Neger nicht in die Gemeinschaft der Heiligen zugelassen; bitter genug für den schwarzen Mann, wenn es wahr wäre, daß die Mormonenkirche die allein seligmachende sei. Gegen die Indianer, „die Lamaniten", sind dagegen die Heiligen, wie schon bemerkt, sehr freundlich; und der braune Mann kommt in den Himmel. Die Gegner der Heiligen wittern dahinter eine böse Absicht und meinen, daß man die Indianer als Krieger gegen die Yankees benutzen wolle. Was die Utah-Indianer anbelangt, so würden diese ohne Zweifel mit ihren Beschützern, den Mormonen, gemeinschaftliche Sache schon deshalb machen, weil sie von diesen gut behandelt werden. Diese Wilden theilen die weißen Menschen in zwei Klassen, nämlich in Mormonen und in Schwob, das heißt Amerikaner.

Meine Unterredung mit dem Propheten dauerte etwa eine Stunde. Nachdem Young mit mir über meine Reisen in Afrika

gesprochen, standen wir auf, schüttelten nach Landessitte jedem Anwesenden die Hand und gingen fort.

Der erste Eindruck, welchen mir dieser Besuch machte, fand nachher volle Bestätigung. Der Prophet ist kein gewöhnlicher Mann, und ohne alle die Schwäche und Eitelkeit, welche insgemein den gewöhnlichen ungewöhnlichen Mann kennzeichnet. Nur wenige Gegner der Mormonen haben es gewagt, Herrn Brigham Young als einen „herzlosen Betrüger" zu bezeichnen. Seine Anhänger verehren ihn, lieben ihn aufrichtig und schenken ihm unbedingtes Vertrauen.

Schlangenbeschwörer in Mrokako.

Die Araber im Gebiete des Kaisers von Marokko wissen viel von gewaltigen Schlangen zu erzählen, welche in der Provinz Sus in solcher Menge vorhanden seien, daß die Karawanen manchmal Nebenstraßen einschlagen müßten, um ihnen aus dem Wege zu gehen.

Gewiß ist, daß aus jener südwestlichen Provinz alle die sogenannten Eisowys*) kommen, welche das Geheimniß kennen, mit giftigen Vipern zu hantieren und von denselben nicht gebissen zu werden. Davon überzeugte sich Richardson in der Stadt Mogador.

Eines Morgens sah er auf dem Marktplatze vier Eisowys; drei derselben waren Musikanten und spielten auf einem Rohr, das der Flöte glich, melancholische Weisen. Wir luden sie ein, so erzählt Richardson, uns ihre Schlangen zu zeigen, und sie waren gern dazu bereit. Sie erhoben zuerst ihre Hände so, als ob sie in denselben ein Buch hielten, murmelten gemeinschaftlich ein Gebet und riefen Sidna Eiser an, welcher in Marokko für den Schutzpatron der Schlangenbeschwörer gilt. Man darf diesen Sidna Eiser nicht mit Sidna Aïsa verwechseln, denn mit diesem Namen wird von den Arabern Christus bezeichnet; sie nennen ihn auch wohl Rohallah, den Athem Gottes.

Nachdem Sidna Eiser angerufen worden war, begann die Musik und der Beschwörer fing zu tanzen an. Er drehete sich rasch um einen aus Binsen geflochtenen Korb, der mit einem Ziegenfelle bedeckt war. In demselben befanden sich die Schlangen. Plötzlich blieb er stehen, steckte den nackten Arm in den Korb und zog eine Cobra capella hervor, die er drehte und wickelte wie einen Turban. Während er abermals den Tanz begann, wand er die Schlange

Aïssawa, Schlangenbeschwörer in Marokko.

um seinen Kopf, und sie schien Alles, was er wollte, zu thun; sie behielt allemal die Lage, welche er ihr gab. Nachher legte er sie auf die Erde; sie hob sich empor, wiegte sich hin und her und folgte den Bewegungen, welche er ihr vormachte.

Der Eisowy drehete sich abermals rasch mehrmals um sich selbst, steckte den Arm wieder in den Korb und zog zwei äußerst giftige Schlangen hervor; in Sus nennt man diese Art Leffa. Ihre Haut ist gemarmelt und schwarz gefleckt; sie hat einen dicken Leib, wird aber nur zwei bis drei Fuß lang. Diese beiden Leffa's waren nicht so gut abgerichtet, wie die Cobra und viel hitziger als diese. Sie ringelten sich gegen den Eisowy an, sperrten den Rachen auf und sprangen wie ein Blitz gegen ihn los; aber ihr Schwanz blieb unbeweglich und bald ringelten sie sich zusammen. Der Mann wehrte ihre Angriffe gegen seine Beine mit dem wollenen Leibschurz ab, welcher das Gift der Leffa's aufnahm.

*) Eigentlich Aïssawa. Diese Schreibart ist richtiger.

Der Beschwörer rief wiederum seinen Schutzheiligen Sidna Eiser an, packte dann eine Schlange im Nacken und setzte seinen Drehtanz fort. Nachher öffnete er mit einem Stabe den Rachen, damit wir die Hakenzähne, aus denen ein weißlicher, öliger Saft herauskam, sehen könnten. Nun bot er der Lessa seinen Arm dar, und sie schlug gierig ihre Zähne in denselben hinein, während der Mann, immerfort tanzend, sich in häßlichen Zuckungen drehete und dabei unaufhörlich seinen Schutzpatron anrief. Die Schlange biß inzwischen immer zu, bis der Eisowy glaubte, daß es genug sei. Dann warf er sie bei Seite und zeigte uns das vom Arme herabrinnende Blut. Er brachte den Mund an die Wunde, drückte sie mit den Zähnen zusammen und fing wieder an zu tanzen, aber jetzt nach einem noch weit rascheren Takte. Endlich war er ermüdet und hörte auf.

Ich hielt das Ganze für ein Gaukelspiel, meinte, er habe vorher das Gift aus den Zähnen entfernt, und fragte, ob ich die Schlange anfassen dürfe.

„Bist Du ein Eisowy?" fragte der Mann aus Sus, „und hast Du festen Glauben zu der Macht unseres Heiligen? Du sagst Nein. Wenn die Schlange Dich beißt, so ist Deine letzte Stunde gekommen. Gebt mir jetzt ein Huhn oder irgend ein anderes Thier; ich will Dir beweisen, daß ich die Wahrheit sage, und Du wirst Dir dann die Lust vergehen lassen, eine Lessa anzurühren."

Ich ließ ein Huhn herbeibringen. Der Beschwörer nahm eine seiner Schlangen, die auch ohne langes Zögern nach der Henne biß, welche man sofort auf die Erde legte. Sie sprang auf, drehete sich etwa eine Minute unter Zuckungen rund um, schwankte hin und her und fiel todt zu Boden. Bald nachher war ihre Haut über und über bläulich. Daß ich nach einer solchen Probe keine Lust verspürte, eine Lessa anzufassen, wird man mir gern glauben.

Der Eisowy legte diese Schlangen wieder in den Korb und zog andere Arten hervor, welche in der Umgegend von Mogador vorkommen, namentlich eine Bumen fahk, d. h. Vater der Anschwellung, deren Biß zwar giftig ist, aber doch nicht den Tod verursacht. Mit diesen Thieren spielte er eine Zeit lang, und sie bissen in seinen nackten Körper hinein, daß das Blut an dem immerfort tanzenden Manne herablief. Ein wahres Kraftstück führte er uns vor, als er den Schwanz einer Schlange mit den Zähnen packte und an ihm herumkauete, während die anderen sich um ihn herumringelten. Jene erstere wand sich vor Schmerz und biß den Eisowy in Hals und Arme; aber das ließ er sich nicht im Mindesten anfechten, sondern kauete so lange, bis er das Thier bis in die Nähe des Kopfes zermalmt hatte; dann spie er aus. Ich habe nie etwas Ekelhafteres gesehen. *)

Auf meinen Ausflügen im Lande sind mir oftmals Eisowys begegnet, und immer habe ich gefunden, daß sie mit Skorpionen und anderem giftigen Gezücht hantieren, ohne daß sie Schmerz oder Schaden davon erlitten. Während ich in Tandschehr mich aufhielt, machte sich ein junger Maure über einen Eisowy lustig und erklärte ihn für einen Betrüger. Er war so tollkühn, eine Lessa anzugreifen, wurde sofort gebissen und war bald nachher eine Leiche.

Die Eisowys bilden eine zahlreiche Sekte, und man findet sie in allen Städten der westlichen Berberei. In gewisser Beziehung erinnern sie an die tanzenden Derwische des Orients, und versammeln sich gleich diesen an gewissen Festtagen in heiligen Hänsern zur Ausübung gewisser religiöser Gebräuche. Sie glauben durch ihre Verehrung für Sidna Eiser weit über die Gränzen der menschlichen Vernunft hinausgerückt zu werden. Sie versetzen sich in Extase, und während sie in derselben befangen sind, wähnen sie, in wilde Thiere, namentlich in Löwen und Tiger oder auch in Hunde verwandelt zu sein, und ahmen das Gebrüll und Gebell derselben nach. Sie rufen diese Verzückung theils durch Haschisch hervor, theils durch die Kilpflanze, welche sie rauchen. In solchem Zustande werden sie manchmal, zu Zweien an einander gekettet, in den Straßen umhergeführt; ihr Emkaden, Oberhaupt, reitet voraus. Sie heulen dann ganz fürchterlich und machen wundersame Sprünge. Dann und wann wird ihnen ein lebendiger Hammel vorgeworfen, den sie auf der Stelle zerreißen und roh verzehren. Wenn es ihnen gelingt, sich der Ketten zu entledigen, fallen sie wie rasend über Juden und Christen her. Vor ein paar Jahren rissen sie auf offener Straße ein Judenkind in Stücke. Ich selber wurde einmal von einem solchen Fanatiker angefallen, bearbeitete ihm aber mit meinem Gehstocke den Schädel so unbarmherzig, daß er zur Besinnung kam und in eine nahe Bude lief, wo er dann sogleich grünen Kohl fraß.

*) Dieses Schlangenfressen der Aïssawa wird auch von Narcisse Cotte bestätigt, der 1857 im marokkanischen Küstenlande verweilte. Er sah, daß sie einen lebendigen Esel zerrissen und gläserne Flaschen zerkauten.

Unsere schwarzen Brüder.

Auf der Landenge von Panama wurde ein Europäer von einem baumstarken Schwarzen angebettelt, als gerade großer Mangel an Arbeitern war und der Tagelohn anderthalb Dollars betrug. Der Weiße fragte den Neger: „Aber weshalb arbeitet Ihr denn nicht?" Die Antwort lautete buchstäblich: „Arbeiten? Nein, Massa. Zur Arbeit hat Gott der Herr die Ochsen, Esel und Pferde geschaffen; die mögen arbeiten." Der Europäer gab natürlich dem schwarzen Faullenzer keinen Heller, sondern erinnerte ihn an die Worte der Schrift: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod erwerben", und: „Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen."

Ohne Zwang ist in heißen Ländern gar nicht daran zu denken, daß der Schwarze regelmäßig arbeiten werde. Dort ist Emancipation, über welche eine unklare Pseudophilanthropie so viele salbungsvolle Redensarten, denen aber klarer Sinn fehlt, gleichbedeutend mit Verwilderung. Dafür liegen von überall her die Beweise vor und wir werden gelegentlich diesen wichtigen Gegenstand eingehend erörtern. Heute wollen wir nur einige, für die Rassenphysiologie nicht uninteressante Anecdoten mittheilen, welche von Freunden „unserer schwarzen Brüder" erzählt werden.

Der englische Consul Lyons Mc. Leod, dem wir ein treffliches Werk: „Reisen in Ostafrika," London 1860, verdanken, kam aus Mosambik nach der britischen Insel Mauritius, welche östlich von Madagaskar im Indischen Ocean liegt. Als man dort die Neger emancipirt hatte, war keine Rede mehr von arbeiten, und man mußte Malabaren von der indischen Küste holen, deren nun etwa hunderttausend, alles fleißige Menschen, auf dem Eilande leben. „Unser schwarzer Bruder", frei wie er ist, hat es vorgezogen, in den Busch zu gehen, oder zu bummeln, vom Tage zum Tage zu leben, oder sich als Dienstbote zu verdingen. Die Weißen erklären, nächst den Höllenplagen sei es die fürchterlichste Pein, schwarze Dienstboten zu haben. Gewiß ist, daß der freie Neger sich auf Mauritius nicht minder als in Westindien durch zwei sehr unliebenswürdige Eigenschaften kennzeichnet. Er ist unglaublich faul und benimmt sich mit empörender Unverschämtheit.

Consul Lyons Mc. Leod erzählt Folgendes. Als ich vor dem Gasthofe abstieg, nahm mir ein schwarzer Diener einen Vogelkäfig aus der Hand, trug ihn in mein Zimmer und forderte Bezahlung Da ich keine kleineren Münzen in der Tasche hatte, so gab ich ihm einen Schilling, also zehn Neugroschen. Der schwarze Mann legte

das Silberstück in die flache Hand, betrachtete dasselbe mit einem Blick, aus welchem tiefe Verachtung sprach, trat ein paar Schritte zurück, und sprach zu mir:

„Sie halten sich wohl gar für einen Gentleman, und bieten mir doch nur einen Schilling an?"

Ohne meine Antwort abzuwarten, klopfte er an seine Hosentasche und ließ das darin befindliche Geld klappern; dann zog er einen Schilling hervor, legte ihn auf die flache Hand zu dem, welchen er von mir erhalten, warf mir beide Stücke vor die Füße und rief: „Da hier, Du armer Teufel!" Und dann ging „unser schwarzer Bruder" hochmüthig aus dem Zimmer.

Unseren weißen „Menschenfreunden" und den abstracten, mit der Stange im Nebel herumfahrenden Abolitionisten wäre zu gönnen, daß sie einmal ein Jahr lang unter freien Negern leben müßten und keine andere Bedienung hätten, als jene durch „unsre schwarzen Brüder."

Lyons Mc. Leod berichtet, daß sie stahlen wie die Raben und bemerkt weiter: Alle Klassen sind auf Gnade und Ungnade ihren Dienern preisgegeben und ich kann das an einem pikanten Beispiel erläutern.

Oberst B. gab gute Diners, und seine Gemahlin, die mit recht philanthropischen Gesinnungen nach der Kolonie gekommen war, lächelte mitleidig, wenn sie von anderen Frauen erfuhr, wie viel diese mit ihren schwarzen Dienstleuten auszustehen hätten. (Weiße Diener sind nicht zu haben.) Frau Oberst B. behauptete, daß diese „armen Schwarzen" doch recht dankbare Leute seien; wenn sie ein „Dinner Party" habe, seien sie immer ganz ordentlich. Sie blieb dabei, obwohl es ihr gar nicht selten begegnete, daß der eine Diener oder die andere Magd es für angemessen fanden, tagelang und über Nacht aus dem Hause zu bleiben, ohne auch nur gefragt zu haben. Wenn Oberst B. nebst Frau am Sonntag aus der Kirche kam, fanden sie in der Regel kein Mittagsessen, sondern nur Brod und Käse auf dem Tische; der Hausmeister lag toll und voll betrunken im Speisezimmer unter dem Tische; der Koch hatte die Küchenthür verrammelt und drohete, Jeden kalt zu machen, der hineindringen wollte, und so weiter.

Der Oberst hatte eine zahlreiche Gesellschaft geladen, um seinen Hochzeitstag recht glänzend zu feiern. Die Essenszeit nahete heran, der Oberst wollte sich ankleiden, konnte aber seine lackirten Stiefeln nicht finden. Die Diener wurden befragt, aber keiner wollte etwas von den Stiefeln wissen. Da sagte der Oberst zu dem, welcher das Kleiderdepartement zu besorgen hatte, derselbe solle die fehlenden Stiefeln bezahlen, denn nur durch seine Nachlässigkeit könnten sie abhanden gekommen sein. Der „schwarze Bruder" hatte aber eine so freche Antwort, daß der Oberst ihm einen „Pfiff" mit der Reitpeitsche gab.

Inzwischen hatten sich die Gäste eingefunden, der Hausherr kleidete sich rasch an, um sie zu begrüßen, und dachte nicht mehr an jene Stiefeln.

Die Gäste wurden in den Speisesaal geführt; Suppe und Fisch wurden ganz so aufgetragen, wie es sich gebührt. Dann folgte eine Pause, die sich zu bedenklicher Länge ausdehnte. Man bemerkte, daß von der Dienerschaft auch nicht ein einziger mehr im Saale anwesend war. Das fiel der Frau Oberstin auf; sie erhob sich und ging hinaus, um zu sehen, was sich begeben habe. Im Hausgang und in der Veranda war kein Diener zu sehen. Sie geht in die Küche; auch da findet sie Niemand; sie ruft, erhält aber keine Antwort.

Auf dem Anrichtetische stehen die Gerichte, und, rings von Näpfen und Schüsseln umgeben, die vermißten Stiefeln. Aus jedem Stiefelschaft guckt eine gebratene Ente hervor, übergossen mit Puddingbrühe! Der Puterhahn lag stattlich auf einer großen Schüssel, aber man hatte ihn mit Asche garnirt. Das war der Frau Oberstin doch zu viel; sie schrie hellauf, sank ohnmächtig zu Boden und als der Oberst kam, fand er sie bewußtlos am Boden liegen und sah die ganze Bescheerung, welche „unsere schwarzen Brüder" angerichtet hatten.

Diese Geschichte ist allgemein bekannt und, sagt Mc. Leod, ich könnte noch viele andere ähnlicher Art erzählen. Mit dem Gesetz ist gegen unsere schwarzen Brüder nicht viel auszurichten, denn wenn man die nichtsnutzigen Burschen einsperren läßt, so zählt die Haftzeit so, als ob sie Dienstzeit gewesen wäre und der Lohn geht fort. Prügelt man kurzer Hand einen frechen Taugenichts durch, so hat man schwere Geldstrafe zu zahlen.

So ist unser „schwarzer Bruder" im Osten, und auf der andern Seite der Erde ist er gerade so. Anthony Trollope hat in seinem trefflichen Buche über „Westindien und das spanische Festland (London 1860)" seinen englischen Landsleuten den Staar gestochen und ihnen ein ergreifendes Bild vorgeführt über den seit der Emancipation unaufhaltsam fortschreitenden Ruin der meisten, ehemals blühenden Antillen; aber die Philanthropen, welche Schuld an der Verwilderung der Neger sind und an den Rückschlag in die Barbarei, welcher diese Menschen wieder anheimfallen, werden sich natürlich nicht durch Thatsachen bekehren lassen. Sie haben einmal eine abstracte, mit christlichen Redensarten verbrämte Formel, und die Formel muß recht behalten, obwohl die freien Neger wieder Schlangen anbeten und Menschenfresser werden.

Wir haben neulich im Globus durch Zahlen nachgewiesen, wie entsetzlich herabgekommen die Stadt Kingston auf Jamaica ist. Die ganze Stadt gleicht einem Leichenacker, so ausgestorben erscheint sie. In Spanisch Town, wo der Gouverneur seinen Sitz hat, erlebte Trollope ein Abenteuer im Gasthofe. Alle Diener sind Schwarze. Das Benehmen dieser Leute, schreibt er, kommt einem Fremden sehr seltsam vor. Sie sind nicht gerade absolut grob, ausgenommen bei gewissen Gelegenheiten, aber sie nehmen uns gegenüber eine patronisirende Haltung an und betragen sich sehr frei. Wenn man etwas an ihnen tadelt, so behalten sie allemal das letzte Wort, das sie sich niemals nehmen lassen. Geldgierig treten sie nicht gerade auf, sind aber auch nicht erkenntlich für das, was man ihnen giebt. Wer sich nicht mit würdiger Gemessenheit gegen diese Leute benimmt, wird das allemal schwer zu bereuen haben.

„Heda, alter Bursch, wie steht's mit meinem Bade?" fragte ich Morgens einen alten Neger, der mir ein Bad zu besorgen hatte. Er war eben mit Stiefelputzen beschäftigt, that aber gar nicht, als ob er mich gehört hätte, und stand nur wenige Schritte von mir entfernt.

„Ich frage: Wie steht's mit dem Bade?" Der Neger verzog keine Miene. Nun trat ich dicht an ihn hinan und sprach: „Nun, mein Herr, wollen Sie nicht die Stiefeln weglegen und thun, was ich Sie heiße?"

„Wen nennen Sie Bursch? Zu einem Gen'lman, wie ich bin, muß man gen'lmanly reden. Dann füllt er das Bad."

„James, wollen Sie sich gefälligst die Mühe geben, diese Stiefeln hinzustellen und einmal nachsehen, ob das Bad für mich bereit ist?"

Dabei machte ich ihm eine Verbeugung, die er erwiederte, und dann sagte er: „Wohl, Herr; soll sogleich besorgt werden." Nun ging er fort, ohne auch nur zu ahnen, daß ich mich lustig über ihn gemacht hatte.

Das süße Nichtsthun geht unserm schwarzen Bruder über Alles. Ach, wenn er, der urkräftige, muskelstarke Mensch auch nur halb so viel arbeiten sollte, wie unsere Tagelöhner und Mägde, unsere Handwerker, Fabrikarbeiter, Kaufleute, Gelehrten, und wie sie weiter heißen! Nach zehn Uhr Morgens thut er keinen Handschlag mehr, sondern legt sich in die Sonne, um zu lungern. Trollope wollte, gegen gutes Geld, eine kleine Dienstleistung von einem Neger haben; aber es war zehn Uhr und unser schwarzer Bruder antwortete: „Nein, jetzt nicht Massa; danke; bin müde; brauche heute kein Geld mehr." Ein anderer sagt: „Will nicht mehr arbeiten; habe Geld genug" Auf Jamaica arbeitet ein Neger nur an vier Tagen in der Woche und dann nur bis zehn Uhr Morgens. Zur Weihnachtszeit macht er zehn volle Feiertage, und wenn der

Zuckerpflanzer ihm für jede Stunde Arbeit nach zehn Uhr einen Schilling bietet, er rührt sich nicht, sondern sagt trocken: No, me no more workee now.

Aber warum nicht? „Ich verhungere ja nicht; Gott hat mir Yamswurzeln gegeben, so viel ich nur haben will. Jetzt giebt es keinen Affenschwanz mehr; me no workee.“ Affenschwanz war der Ausdruck für die Peitsche, mit welcher man im Nothfalle, nach Art unserer weißen Schulmeister, dem allzufaulen Nigger einen Denkzettel gab.

Weshalb sollen unsere Arbeiter in Europa fleißig sein, während der Neger sich das Privilegium nimmt, nichts zu thun, und der faulste Mensch auf Gottes weiter Erde zu sein? Aber unsere Emancipationsfanatiker finden das ganz in der Ordnung; den schwarzen Bruder darf ja kein rauhes Lüftchen berühren, und die Rosenblätter auf seinem Schlaflager müssen alle glatt liegen, damit sie ihn nicht drücken. Er ist einmal Sklav gewesen, also (lautet die Logik der Menschenfreunde) muß er wie ein Sybarit gehalten werden. Sein Vater mußte arbeiten, also darf der Sohn faullenzen. Allwöchentlich zwölf Stunden träg arbeiten und während der übrigen Zeit gar nichts thun, das versteht sich für „unsere schwarzen Brüder“ von selbst, eben so daß unsere weißen Brüder, die leider keine Nigger sind, von Morgens sechs bis Abends sieben Uhr, sechsmal in der Woche angestrengt arbeiten. Dafür läßt sich aber auch die Frau eines weißen Tagelöhners oder Fabrikarbeiters oder Handwerkers, am Sonntage, wenn sie zur Kirche geht, das Gesangbuch nicht von einer Dienerin nachtragen, noch dazu von einer, die das Buch nicht unter dem Arme, sondern allemal auf dem Kopfe trägt. Das ist einmal so Brauch bei „unseren schwarzen Schwestern.“ — Ganz richtig bezeichnet man diese seltsame Schwärmerei für den Neger, bei großer Gleichgültigkeit gegen das Wohl der weißhäutigen Menschenkinder, als eine Form der Geistesverirrung, als „Negromania.“

Ein Wald auf den andamanischen Inseln.

Wir haben neulich die andamanischen Inseln und ihre schwarzen, noch ganz wilden Bewohner geschildert. (Globus S. 177.) Heute führen wir unsere Leser in die düsteren Wälder dieser Inselgruppe. Sie sind die Heimath des herrlichen Paradiesvogels

Lange Zeit wußten die Schwarzen nicht, welch ein werthvoller Schatz von Baum zu Baum, von Gebüsch zu Gebüsch flatterte, und sie lernten den Werth des herrlichen Gefieders erst vor etwa vierzig Jahren vollkommen würdigen, als die weißen Schiffer mehr und immer mehr davon verlangten. Sie sind gewandte Bogenschützen und erlegten Tausende von Paradiesvögeln mit Pfeilen oder Bolzen. Das kostbare Produkt war billig zu haben, denn man bezahlte jeden Paradiesvogel mit ein wenig Weißblech, an dessen Glanz und Blinkern die Insulaner eine kindische Freude hatten. Alle möglichen Gefäße, Zinnbüchsen, Kupferstücke wurden blank geputzt und galten für baare Münze. Nach Metall waren die Eingeborenen um so gieriger, weil sie aus demselben Arm- und Beinspangen oder Reife verfertigen konnten; Alles was sich krumm biegen und in derartigen Schmuck verwandeln ließ, war willkommen. Als aber Blech und Zinn ihren Glanz verloren, wurden die Andamanesen stutzig und wollten eine so veränderliche Waare nicht mehr in Tausch nehmen; sie verlangten Silbergeschirre und bald nachher sogar klingende spanische Piaster, deren Gepräge mit den beiden Säulen (nach welchen man diese Thaler auch Colonnaten nennt) sie sich gar wohl merkten. Geld in unserm Sinne ist freilich in jenen Wäldern eine überflüssige Waare, aber der Wilde verlangte das Silber, um sich Armringe daraus zu verfertigen. Mit diesem Putz stolzirte der Schwarze so selbstgefällig einher, wie nur bei uns eine Modedame mit einem Paradiesvogel im Haar auf irgend einem Hofballe.

Die Jagd auf den Paradiesvogel erfordert große Gewandtheit, denn der Vogel ist scheu, sitzt oft auf den höchsten Zweigen und darf durch den Schuß nicht am Gefieder verletzt werden. Der schwarze Nimrod salbt sein Haar mit einem Gemisch aus gelbrothem Oker und Fett; dieser Putz bildet gleichsam seinen Jagdhut. Ueber die Schultern wirft er eine Matte, welche sein Weib aus Pandanusblättern geflochten hat, und dann geht er vor Sonnenuntergang in den feuchten Wald. Als Waffe hat er einen hübschen Bogen und feine, sehr spitze Pfeile aus Palmenholz. Er schleicht vorsichtig in das Gestrüpp, in den prachtvollen Wald, welcher in der That des Paradiesvogels würdig ist. Auf den Andamanen, in einer durchaus tropischen Region, entfaltet der Pflanzenwuchs eine wunderbare Ueppigkeit; er ist großartig, majestätisch, bewältigend. Alles ist Wald mit Riesenbäumen von mächtigem Umfange und kräftigen Formen; die Lianen schlingen sich an den Stämmen bis hoch in das Gezweig hinauf und fallen oft in anmuthigen Bogen wieder nach abwärts. Der Boden trägt eine unerschöpfliche Fruchtbarkeit in sich, erhält durch den sechs Monate anhaltenden Regen Feuchtigkeit in Menge und an belebender Wärme fehlt es eben so wenig.

In diesen andamanischen Urwäldern tritt das Grün der Pflanzen in einer wunderbar mannigfaltigen Schattirung und Abstufung auf; am Gezweig hängen große, herrliche Blumen oft von wundersamen Formen, und das Vorkommen der Palmen giebt der Landschaft noch einen ganz besondern Reiz. Neben gigantischen Mimosen stehen Aroïdeen mit breiten Blättern, Orchideen verschiedener Art, und vor allen mächtig sind die Schmarozerpflanzen. Man sieht Arecapalmen, Bambus, baumartige Farren, die Lataupalme (welche unser Bild zeigt), Teckbäume, den Muskatbaum und Spondias.

In einem solchen Walde lauert der schlaue Andamanese dem Kalao, Nashornvogel, auf, der glänzend schwarzes Gefieder und weißen Schwanz hat, und dessen Flügelschlag ein Geräusch macht wie die Vorboten eines aus weiter Ferne heranstürmenden Orkanes. Er belauert den Kakadu mit gelber Haube, den geschwätzigen Lori, dessen rothes Kleid prächtig vom Grün des Laubes sich abhebt, und den Kassikan. Der Wilde lockt sie alle in seine Nähe, indem er ihren Ruf mit täuschender Aehnlichkeit nachahmt. Er stellt sich unter einen Teckbaum und ist allemal sicher, auf demselben einen Saya, Paradiesvogel, zu finden. Aber dieser ist noch nicht der rechte; den Schmuck, welchen die Modedamen lieben, trägt ein verwandter Vogel. Dieser kleine smaragdgrüne Paradiesvogel fliegt anmuthig in wellenförmigen Schwingungen und die glänzenden, lang herabhängenden Seitenfedern erglänzen wie eine Sternschnuppe.

Diesen Vogel, Paradisaea apoda, nennt der Andamanese Mambe sore. Der Pfeil trifft, das Thier fällt aus der Luft herab, der Wilde hebt es auf, trocknet es sorgfältig ab und steckt es in einen Bambus. Von den schönsten Exemplaren kommen nur wenige nach Europa, indem die meisten von den malayischen Radschas des indischen Archipelagus und von indischen Fürsten gekauft werden. Diese Vögel werden bei großen Festlichkeiten als ein stattlicher Putz getragen.

Waldregion auf Groß-Andaman.

Die Forschungsreise von Burke und Wills in Australien von Melbourne im Süden bis nach dem Carpentariabusen im Norden.

Als eben der vierte Bogen der vorliegenden Nummer des Globus in die Presse gehoben werden sollte, erhielten wir Mittheilungen aus Melbourne in der Kolonie Victoria mit der Nachricht, daß es gelungen sei, das Festland Australien von Süden nach Norden hin zu durchwandern. Damit ist wieder ein großes geographisches Problem gelöst worden.

Leider sind die Männer, welche das kühne Wagniß unternahmen, gleich unserm Landsmanne Leichardt, demselben zum Opfer gefallen, vielleicht durch ihre eigene Schuld. Wie dem auch sein möge, die Wissenschaft hat der langen Reihe von Märtyrern, welche im Interesse der geographischen Forschung ihr Leben lassen mußten, wieder einige Namen hinzuzufügen.

Wir können heute nur einige kurze Mittheilungen geben und müssen uns Näheres für die nächste Nummer vorbehalten.

Am 2. November traf in Melbourne auf telegraphischem Wege die Nachricht ein, daß Howitt, Befehlshaber der sogenannten Reservepartie zur Aufsuchung Burke's, den Reisenden Brahe aufgefunden habe. Bald nachher kam Howitt an und überbrachte Burke's Tagebuch, und Notizen und Kartenentwürfe über die Reise selbst von Herrn Wills, dem astronomischen Begleiter Burke's. Es stellte sich heraus, daß Burke mit seinen Begleitern Wills, Gray und King den ganzen Continent durchwandert hat und am 11. Februar 1861 den Meerbusen von Carpentaria erreichte.

Aus Wills' Kartenskizzen ergiebt sich, daß die Reisenden dem von Sturt eingeschlagenen Wege bis zu dessen Ende unter 24° südlicher Breite folgten, und das Land weiter nördlich durchaus unpraktikabel fanden. Burke nahm also eine östliche Richtung bis zum 140° östlicher Länge und ging dann in gerader Linie nördlich, bis er an den Albert-Fluß kam, der in den Meerbusen von Carpentaria mündet.

An diesem Punkte, unter 17° 53', verweilten die Reisenden drei Tage lang und beobachteten deutlich Ebbe und Fluth. Sie hatten also das Ziel ihrer Unternehmung erreicht; obwohl zu wünschen bleibt, daß sie zu ausführlicheren Ergebnissen gelangt wären.

Die Rückreise verfolgten sie zumeist auf demselben Wege, welchen sie nach Norden hin genommen hatten; sie war aber ungemein beschwerlich, weil man meist zu Fuße wandern mußte; die Pferde und einige Kameele schlachtete man, weil Burke, ein etwas unbedachtsamer und leichtblütiger Irländer, unvorsichtiger Weise nur für drei Monate Lebensmittel mitgenommen hatte. Sie litten viel vom Hunger.

Gray starb an Erschöpfung, noch bevor das Depot am Coopers Creek erreicht war. Am Abend des 21. April langten die Uebrigen hier an; am Morgen desselben Tages war Brahe, der dort lange Zeit ihrer geharrt hatte, seinen Verhaltungsmaßregeln gemäß, nach Menindie am Darling aufgebrochen. Die Reisenden waren zu schwach, ihm, der von ihrer Ankunft keine Ahnung hatte, auch nur zu folgen, obwohl sie wußten, daß er ihnen nur um wenige Meilen voraus sein konnte.

Sie gruben die von Brahe niedergelegten und wohlverwahrten Lebensmittel hervor, aber Burke fühlte sich zu schwach, den 400 englische Meilen weiten Weg nach Menindie am Darling zurückzulegen. Er machte mit Wills und King zwei Versuche, die nächstgelegene Niederlassung in Südaustralien zu erreichen, aber diese schlugen fehl; man mußte wegen Wassermangels umkehren.

So verging der Monat Mai, die Lebensmittel wurden immer spärlicher, das Land selbst bot keine Hülfsquellen dar. Ende Juni, zu derselben Zeit, als Howitt von Melbourne aus nachgeschickt wurde, um die lange Vermißten aufzusuchen, starb Burke vor Erschöpfung, als er eben mit King wieder einen Versuch machte, Eingeborene aufzufinden, um für sich und dem gleichfalls äußerst erschöpften Wills Hülfe und Unterstützung zu erlangen. Wills war in einer unbewohnten Australierhütte zurückgelassen worden, wo er verendete. King traf Eingeborene, bei welchen er von Ende Juni bis zum 15. September lebte. Dort fand ihn Howitt und rettete ihn.

Auch unser Landsmann Dr. Becker ist, durch Burke's Schuld, während dieser Expedition gestorben.

Diese war am 20. August 1860 von Melbourne aufgebrochen, und hatte auch Kameele mitgenommen; am 11. November, also nach zwölf Wochen, erreichte sie das erste Depot an dem, schon durch Sturt's Reise bekannten, Coopers Creek; vom zweiten Depot, welches Burke an demselben Creek anlegte, bis nach dem Busen von Carpentaria 8½, von dort zurück 9½ Woche (vom 15. December bis 21. April 1861). Das sind zusammen achtzehn Wochen. Burke, dem überhaupt manche Unbedachtsamkeit zur Last fällt, hatte aber, wie schon bemerkt, nur für zwölf Wochen Lebensmittel mitgenommen.

Kleine Nachrichten.

Die australische Kolonie Victoria auf der Londoner Ausstellung von 1862. — Eine Vorbereitung zu derselben hatte man, wie wir aus der zu Melbourne erscheinenden deutschen Zeitung „Germania" vom 22. November 1861 ersehen, in dieser Stadt getroffen. In der Mitte des dortigen Ausstellungsgebäudes erhob sich, gleichsam als Commentar zu den Ausstellungsgegenständen, eine Pyramide aus vergoldetem Material, 43¼ Fuß hoch, 10½ Fuß auf jeder Seite breit. In Relief waren die in den Goldfeldern aufgefundenen großen Klumpen (Nuggets) angebracht, und an den vier Seiten befanden sich Tafeln mit statistischen Angaben.

Auf der ersten Tafel steht Folgendes: Diese Pyramide stellt genau die Masse Goldes dar, welche aus Victoria vom 21. Oktober 1857 bis zum 1. Oktober 1861 ausgeführt worden ist. Bruttoquantität 26,162,432 Unzen Troygewicht, gleich 1,793,995 Pfund Kramergewicht oder 800 Tons, 17 Centner, 3 Quarters und 7 Pfund, oder in Maß 1492½ Kubikfuß. Der solide Inhalt dieser Pyramide betrüge 104,649,728 Pfd. Sterling.

Auf der zweiten Tafel: — Volksmenge von Australia Felix, das nun Victoria heißt: im Jahre 1836 erst 177 Seelen; 1851 schon 77,345 und 1861 schon 540,323.

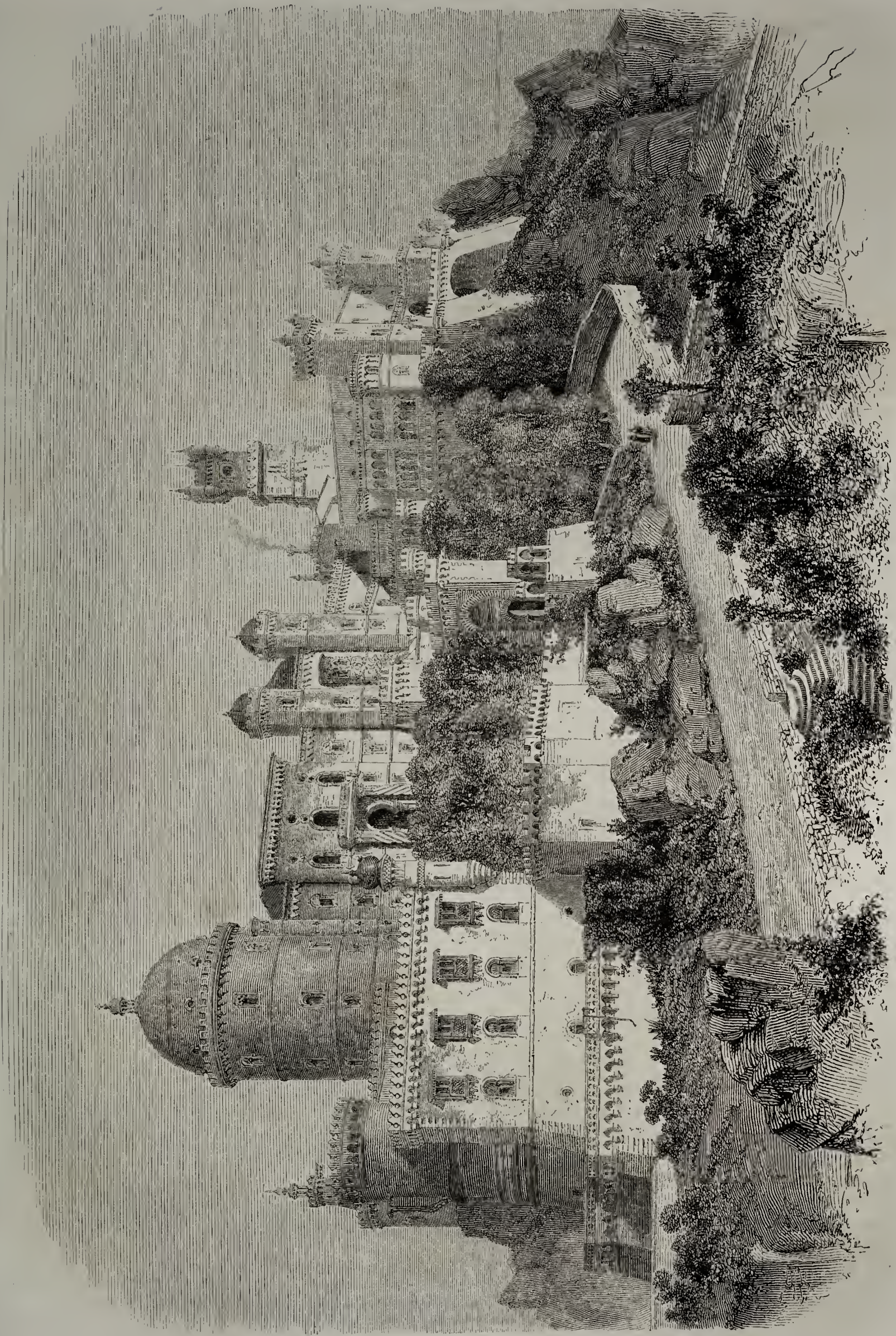
Auf der dritten Tafel: — Victoria. 86,831 englische Quadratmeilen oder 55,571,840 Acres. Bis zum Jahre 1860 wurden 3,998,844 Acres verkauft. Unter Cultur waren 419,592 Acres.

Ausfuhr zwischen den Jahren 1850 und 1860: Wolle: 227,504,610 Pfund im Geldwerth von 15,601,800 Pfd. Sterling. Talg: 38,111,169 Pfund im Werthe von 552,399 Pfd. Sterling. Häute: im Werthe von 796,203 Pfd. Sterling.

Auf der vierten Tafel: Ausgaben für Straßen und Brücken 5,272,620 Pfd. St; für öffentliche Werke und Gebäude 3,391,753; Einkünfte im Jahre 1860: 3,066,220 Pfd. St. Einfuhren im Jahre 1860 für 15,093,780; Ausfuhren für 12,962,701 Pfund Sterling.

Solche Zahlen, so trocken sie aussehen, beweisen freilich einen colossalen Aufschwung.

Erzeugnisse der sklavenhaltenden Staaten in Nordamerika. Die nördlichen „freien" Staaten gefallen sich bekanntlich in Ruhmredigkeit und Aufschneiden. Folgende Ziffern sprechen laut. Der Werth der Produkte der Sklavenarbeit wird im Norden sehr oft unterschätzt. Aus dem Folgenden werden Viele sehen, daß er bedeutend größer ist, als sie glaubten, und daß besonders die Exportation von Roh-Produkten aus dem Süden die des Nordens bei



Das königliche Schloß zu Cintra in Portugal.

Weitem übersteigt. Nicht minder geht daraus hervor, daß die Production des Südens in diesem Jahrhundert große Fortschritte gemacht hat und daß die Zahl der Sklaven nicht einmal in dem Verhältniß gewachsen ist, wie die Productionskraft. Wenn von dem ganzen Werthe der Production des Südens auf den Kopf, Weiße und Schwarze zusammengerechnet, im Jahre 1830 acht Dollars auf den Kopf kamen, so kommen von dem des Jahres 1859 nicht weniger als 22 Dollars auf den Kopf. Im Jahre 1800 z. B. produzirte der Süden Baumwolle für $ 5,250,000 mit 893,641 Sklaven, auf den Kopf ein Ertrag von etwa $ 16. Nach dem Census von 1859 produzirte der Süden Baumwolle im Werthe von etwa 208 Millionen Dollars mit einer Sklavenzahl von 4,000,000. Mit den übrigen Produkten, Zucker, Reis und Taback beträgt in 1859 der Totalwerth der südlichen Produkte 263 Millionen Dollars. Schlägt man diesen Werth auf die Kopfzahl der Sklaven aus, so finden sich auf den Kopf $ 62½, statt vor 60 Jahren nur $ 16 — ein bedeutender ökonomischer Fortschritt. Der Census von 1850 gab die Ernte in Welschkorn in der ganzen Union auf 592 Millionen Buschel an und von diesen waren 395 Millionen in dem Süden geerntet. Von 100 Millionen Buschel Weizen war etwa ein Drittel in den Sklavenstaaten produzirt. In den letzten 20 Jahren ist die Verhältnißzahl der Production des Nordens, was den Weizen betrifft, sehr gestiegen. In 1840 verhielt sich die Production des Nordens zu der des Südens wie 43 zu 30 und in 1859 wie 73 zu 27. Das Wachsen der Production ist demnach hauptsächlich in Baumwolle und Zucker zu suchen und diese Artikel geben dem Süden auch sein großes Uebergewicht in der Ausfuhr über den Norden. So wurden 1850 für 130 Millionen Dollars südliche Produkte ausgeführt und nur 47 Millionen Dollars aus dem Norden. In 1858 exportirte der Süden Rohprodukte im Werthe von 166 Millionen Dollars und der Norden für 84 Millionen Dollars.

Ein Charakterzug aus dem Leben der Araber. Bekanntlich haben die Araber eine große Menge von Eigenthümlichkeiten und zu diesen gehört auch die Muruwwe. Dieses Wort entspricht etwa dem lateinischen virtus, denn es schließt die Begriffe Tapferkeit, Großmuth, Männlichkeit und Edelmuth in sich. Wenn Einer in Gefahr sich befindet und in der Angst seines Herzens ausruft: „Fen ahl el muruwwe, d. h. wo sind die Männer des Edelmuthes?" dann ist Jeder verpflichtet ihn beizustehen und er kann der Hülfe versichert sein.

Ein gelehrter Professer, H. Petermann in Berlin, der die morgenländischen Literaturen gründlich kennt, hat „Reisen im Orient" (Leipzig, Verlag von Veit) veröffentlicht, die ungemein viel Neues und Interessantes enthalten. Er erzählt zwei Beispiele der Muruwwe, welche er in Damascus erfuhr.

Vor länger als dreißig Jahren hauseten in jener Stadt die arnautischen Truppen des türkischen Sultans in arger Weise. Einst wollte ihr Anführer, der Deli Baschi, eine vorübergehende Frau mit Gewalt in das Serail schleppen. Da rief die Arme in ihrer Todesangst „O Volk Mohammeds, ihr Leute des Edelmuthes!" Sogleich trat ein Kleiderhändler hervor, bat den Arnauten um Entlassung dieser Frau und versprach, ihm statt ihrer einhundert andere Mädchen oder Frauen zu verschaffen. Der wilde Baschi Bosuk wies den Mann mit Hohn zurück, der aber zog sein Schwert (denn damals ging jeder bewaffnet), spaltete dem zu Pferde sitzenden Arnauten den Kopf und nahm die Frau mit sich. Von den ihm nachgesandten Kugeln wurde er nicht getroffen. Das ganze Volk nahm seine Partei und machte der Wütherei der Arnauten ein Ende.

Das zweite Beispiel ist folgendes. Ein zum Richtplatz geführter Verbrecher rief aus: „Wo ist ein edler Mann, der für mich einsteht, damit ich Frau und Kinder noch einmal sehen und von ihnen Abschied nehmen kann?" Ein vornehmer Mann trat aus der Menge hervor und überlieferte sich dem Scharfrichter. Dieser gestattete dem Delinquenten eine Stunde Frist. Der Verbrecher ging zu den Seinigen, auf dem Rückwege kam ihm jedoch der Gedanke zu entfliehen. Er entlief, verspürte aber bald Gewissensbisse und bedachte, daß er den Mann, welcher ihm Muruwwe bewiesen, nicht dem Tode preisgeben dürfe. Also kehrte er um, und traf gerade noch zu rechter Zeit ein, denn eben sollte jener hingerichtet werden. Der Verbrecher brach sich Bahn durch die Menge und trat vor den Scharfrichter hin. Dieser ging, in menschlicher Wallung, mit Beiden zum Pascha und dieser fragte den Verbrecher, weshalb er die gute Gelegenheit zum Entrinnen nicht benutzt habe? Dieser erzählte aufrichtig, was in ihm vorgegangen sei und daß er es nicht habe über sich gewinnen können, den Edelmuth, die Muruwwe, des Andern mit schändlichem Undank zu belohnen. Damals hatten die Pascha's im türkischen Reiche noch Gewalt über Leben und Tod, und jener von Damascus sprach: „Nun, so will ich auch Muruwwe gegen Dich zeigen; Du bist frei." Wem fällt dabei nicht Schiller's Bürgschaft ein? — Die jungen Leute von Damascus haben unter sich eine gewisse Muruwwe. Keiner nimmt die Geliebte eines Andern zu seiner Geliebten, und sie leiden auch nicht, daß irgend ein anderer sich dem Mädchen nähere, um dessen Gunst zu gewinnen.

Die Lachlan-Goldfelder in Neu-Südwales, welche erst vor Kurzem in Angriff genommen worden sind, erweisen sich als ungemein ergiebig. Aus einem Zuber oder Eimer Sand wurden durchschnittlich 5 Unzen Gold herausgewaschen. Ein Schacht lieferte aus dem ersten Zuber, welchen man überhaupt füllte, 73 Unzen, einige andere, welche in der Nähe liegen, ergaben durchschnittlich 30 bis 40 Unzen Gold. An der Hauptader waren im November 6000 Menschen beschäftigt.

Das Schloß Penha de Cintra und das Schloß von Guimaraens in Portugal. Wir haben in unserer vorigen Nummer, S. 282, einen Artikel des in architektonischer Hinsicht ausgezeichneten Eingangsthores des Schlosses von Cintra gegeben; heute bringen wir eine Darstellung des Schlosses selbst, in welchem die, in jüngster Zeit so schwer heimgesuchte würdige und ehrenhafte Königsfamilie von Portugal so manche schöne Tage während der Sommermonate verlebt hat. — Ueber die geschichtliche Bedeutung von Guimaraens haben wir gleichfalls gesprochen; sie knüpft sich zum Theil an das alte Schloß, von welchem wir eine Abbildung geben.

Das alte Schloß in Guimaraens, Portugal.

Verantwortl. Redakteur: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.
Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.

Volksleben in Neapel.

II.

Der ordinäre Carneval. — Piedigrottafest. — Lustiges Treiben auf der Villa reale. — Volkstypen. — Morraspiel und Tarantella. — Die Posilippo-Grotte. — Wallfahrt nach Monte Vergine. — Ein phantastischer Corso. — Ein Spaziergang am Molo. — Don Pirichiaechio. — Der Canta storie und die Geschichte von Rinaldo. — Der Straßenprediger. — Allerlei Industrie. — Der Acquaiolo. — Marinari. — Auf dem Quai Santa Lucia an einem Sommerabend. — Das Schwefel-Wasser. — Messerstiche. — Der Balkon. — Der öffentliche Schreiber. — Kellerwohnungen. — Heirathsgeschichten. — Lottospiel. — Aberglauben und Grabgefolge.

Der Neapolitaner hat vor allen Dingen die Sonne gern; er bewegt sich lieber in der freien Luft, als im Hause. Heiter und angeregt ist er immer, aber in der Faschingszeit geht er aus Rand und Band. Ich höre, sagt Marc Monnier, so eben eine Musik, welche mir das Ohr zerreißt, und weiß nun, daß ein Maskenzug kommt. In früheren Zeiten führten die verlarvten Leute die Zeza auf, eine Art von atellanischer Posse, aber diese ist seit etwa dreißig Jahren in Abgang gekommen, und die neapolitanischen Maskenzüge sind auf den Strich unserer civilisirten Verkleidungen herabgesunken; man sieht zum Beispiel sehr häufig Türken, oder einen Polichinell, welcher auf einem alten Weibe reitet, und nicht selten tritt eine Maske an uns heran, um sich eine Gabe auszubitten. Der neapolitanische Carneval ist ordinär geworden und hat keine Bedeutung mehr.

Wer das Volk recht in seinem eigentlichen Elemente betrachten will, muß dasselbe an kirchlichen Festtagen beobachten. Dann giebt es sich ausgelassener Lustigkeit hin, weil die Religion in Neapel einen heitern Anstrich hat. In vorderster Reihe steht das berühmte Piedigrottafest, das auf den 8. September fällt. Ursprünglich war es eine Soldatenprozession; man feierte zugleich ein Fest der Madonna und einen Sieg Karls des Dritten über die Oesterreicher. Wenigstens zwanzigtausend Mann schritten im Parademarsch

Der Schreiber für das Volk.

vor dem königlichen Palaste vorüber, stellten sich dann in Reihe und Glied auf dem Quai Santa Lucia und der Chiaja auf, bis dicht vor den Eingang der Posilippogrotte. Der König stieg in einen von acht Rossen gezogenen Staatswagen, die Prinzen folgten in glänzenden Equipagen, und hinterher ging das carnevalistisch angeputzte hohe und niedere Hofgesinde. In der Piedigrottakirche kniete die königliche Familie vor einem Madonnabilde, und der Pfarrer überreichte dem Könige ein Bild, das dieser küßte, und einen Blumenstrauß, welchen er mitnahm.

Vor zwei Jahren versah beim Piedigrottafeste Joseph Garibaldi die Stelle des Königs, und die Geistlichkeit hatte Fürsorge getragen, die Puppe, welche die Madonna vorstellte, mit dreifarbigen Bändern zu schmücken.

So weit Parade und königlicher Zug in Frage kommen, war das Fest ganz regelrecht und trug ein etwas einförmiges Gepräge. Aber das Volk, welches sich am Strande, auf der Villa Reale, umhertummelte, war desto ausgelassener. Sobald die Dämmerung einbrach, begann das seltsam bunte und lustige Leben und Treiben. Jetzt freilich halten piemontesische Soldaten mehr „Ordnung".

Wer das Treiben auf der Villa Reale am Abend des Piedigrottafestes zum ersten Male sah, wurde von Staunen und Entzücken gepackt. Welch ein buntfarbiges Gedränge! Man sieht eine wunderbare Mannigfaltigkeit von Gesichtstypen, Trachten und Schönheiten; denn von weit und breit strömen auch Mädchen und Frauen herbei, um das heitere Fest mitzumachen.

Da sehe ich Procidanerinnen mit langem, weitem Oberkleide, wie die Athenienserinnen trugen; ein farbiges Kopftuch hängt nachlässig über das klassische Profil mit der geraden Nase hinab. Schönheiten aus Großgriechenland tragen ein goldenes Stirnband und einen silbernen Gürtel, wie die Frauen, welche uns Homer geschildert hat. Die Capuanerin, eine Tochter Campaniens, schlingt, gleich einer Sibylle oder Vestalin auf antiken Gefäßen, ihre Magnosa um das Haupt. An der Tracht der Samniterinnen ist von Nähterwerk nichts weiter als das Hemd; denn alles Andere ist freie Gewandung aus einem Stoffe, welchen die Frauen selbst weben und färben. Das Mieder hängt lose auf der Brust und die Aermel werden von Bändern gehalten. So sind die etwas starknochigen und dazu wilden Weiber aus der Grafschaft Molise. Jene aus den Abruzzen haben die Haarflechten auf dem Kopfe derart zusammengelegt, wie bei griechischen Statuen. Ihre Männer hüllen sich zur Winterszeit in Schafspelze und tragen Sandalen wie die alten Lästrygonen. So haben Etrusker, Griechen, Römer und selbst Araber und Normannen (an diese erinnern Tracht und Mundart der Puzzuolanerinnen) in diesem merkwürdigen Lande etwas zurückgelassen.

Dazu kommen dann noch die Frauen aus der Provinz, Cafone, angethan mit Sammet und Seide; in ihrem vollen dichten Haar steckt ein Dolch, zugleich als Schmuck und als Waffe. Neu verheirathete Paare machen ihre Hochzeitsreise nach Neapel zum Piedigrottafeste, und in Calabrien wie in Apulien wird darüber auch wohl bei der Verlobung eine Verabredung getroffen. Der Sposo muß dann seine Sposa zum 8. September nach Neapel führen, und ein geübter Blick erkennt solche Paare leicht heraus. Mit Wohlgefallen ruhet unser Auge auch auf dem Fischer, der nur Hosen und Hemde trägt, beides von grober Leinwand, oder auf dem Gebirgsbewohner aus den Abruzzen mit der phrygischen Mütze und dem Calabresen mit zugespitztem Filzhute. Der Calabrese ist gewöhnlich schlank aufgeschossen und seine Haut gebräunt, so daß er aussieht als wäre er aus Erz gegossen.

Das Morraspiel.

Das Alles durcheinander bildet bunte, immer sehr malerische Gruppen vor den Springbrunnen und Standbildern, am Eisengitter des königlichen Gartens oder auf den Rasenplätzen. Die wandelnden Handelsleute schreien ihre Waare aus; ein munterer Junge möchte wetten, daß er zwei Pfund Feigen in die Luft werfen und jede einzelne, ohne Athem zu holen, mit dem Munde auffangen und verschlingen wolle.

Einige belustigen sich mit Scopa, einem Kartenspiele; andere mit dem bekannten und oftmals beschriebenen Morrаspiele, bei welchem es darauf ankommt, zu rathen, wie viele Finger der Andere ausgestreckt hat oder geschlossen an die Hand gedrückt hält. Andere vertreiben sich die Zeit mit der Cazetta, das heißt ein halbes Dutzend Lazzaroni steigen einer auf des andern Schulter und singen dabei, bis diese Menschenpyramide in's Wanken geräth und umfällt, oder man zieht Glückslooſe, und was dergleichen mehr ist.

Unablässig vernimmt man den Schall des Tamburins, das wohl so alt ist wie die Göttin Cybele, jedenfalls bis in die Zeit hinaufreicht, in welcher die Wandbilder in Herculanum gemalt wurden, denn auf diesen sind Bacchantinnen dargestellt, welche das Tamburin schlagen.

Doch da höre ich auch Castagnetten klappern! Die Tarantella wird getanzt. Die beiden Tänzer begrüßen sich, machen schüchterne Tritte, treten beiderseits etwas zurück, kommen einander wieder nahe, öffnen die Arme und drehen sich rasch im Wirbel. So geht es fort auf Villa Reale, die ganze Nacht hindurch, und manche Familien schlafen unter freiem Himmel im Garten, und das Aufrauschen des Meeres ist ein Lied, welches sie in den Schlummer wiegt.

auch hier verschwistert. Ich sehe die Canta Figliole, welche etwa den Improvisatoren der Posilippogrotte entsprechen. Diese „Besinger der jungen Mädchen" halten unter einander Wettgesänge, welche an die alten Eklogen erinnern; wer Sieger bleibt, bekommt eine seidene Börse. Das Volk ist Richter. Die Dichter singen aus dem Stegreife nach der Weise eines bekannten Liedes, und am Ende jeder Strophe bildet den Refrain das Wort Figliole. Die jungen Mädchen lächeln, denn bei diesem Feste werden sie verherrlicht.

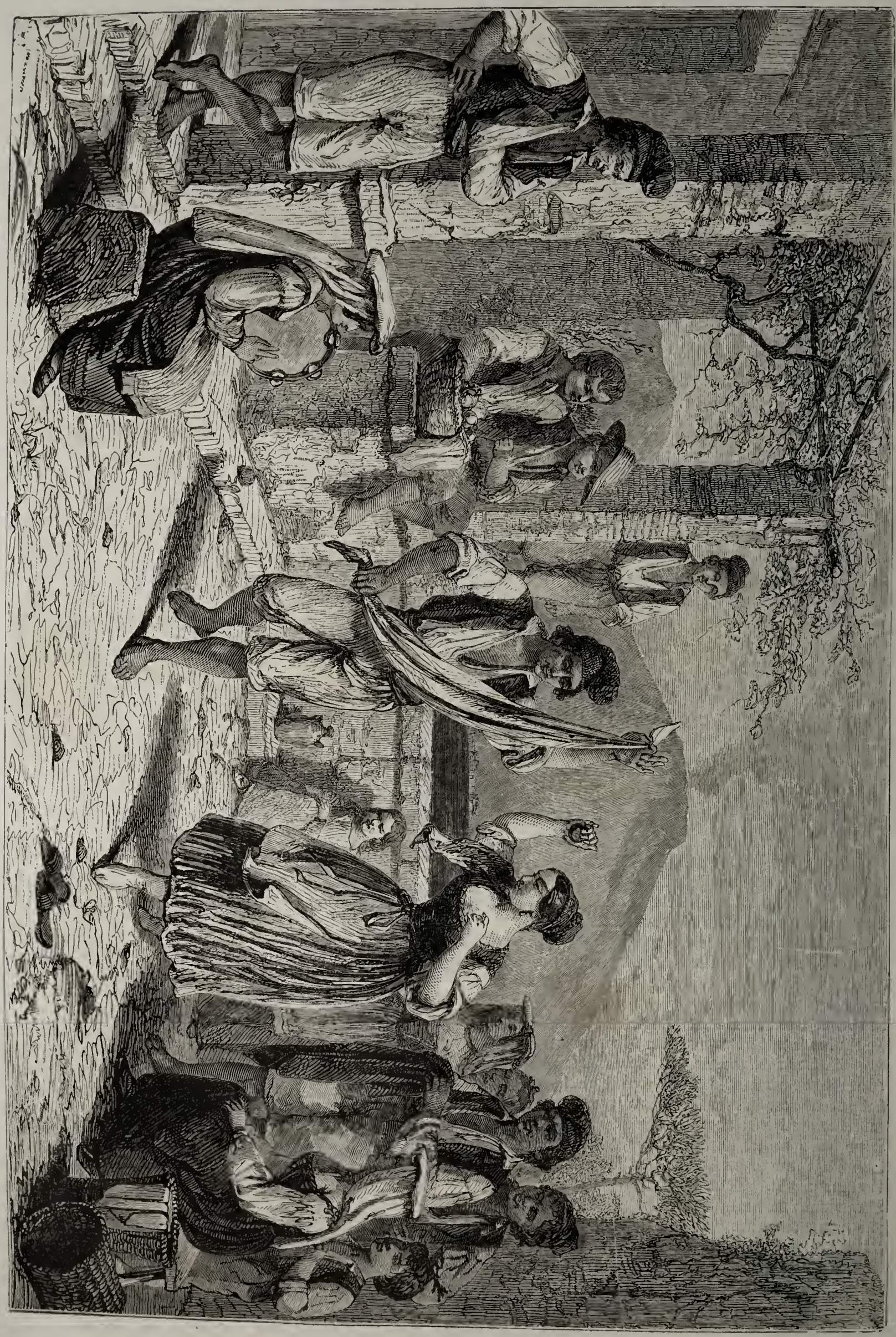
Ganz besonders merkwürdig für den Fremden ist bei dieser Wallfahrt die Heimkehr der lustigen Pilger von der letzten Station vor Neapel, also von der sogenannten Madonna del Arco bis in die Stadt. Man kann diesen Zug als einen phantastischen Corso bezeichnen. Tausende von Fuhrwerken aller Art fahren mit geradezu rasender Schnelligkeit, während zugleich manche Karren, die von einem Ochsen oder von Kuh und Esel gezogen werden, sich nur langsam fortbewegen. Sie haben eine mit Rosen und Myrthen verzierte Zeltüberdachung, die jungen Mädchen schmücken das Haar mit Blumen, die Männer mit Eichenlaub und Kirschen, und überall ragen Stangen mit Laternen,

Wasserkarren.

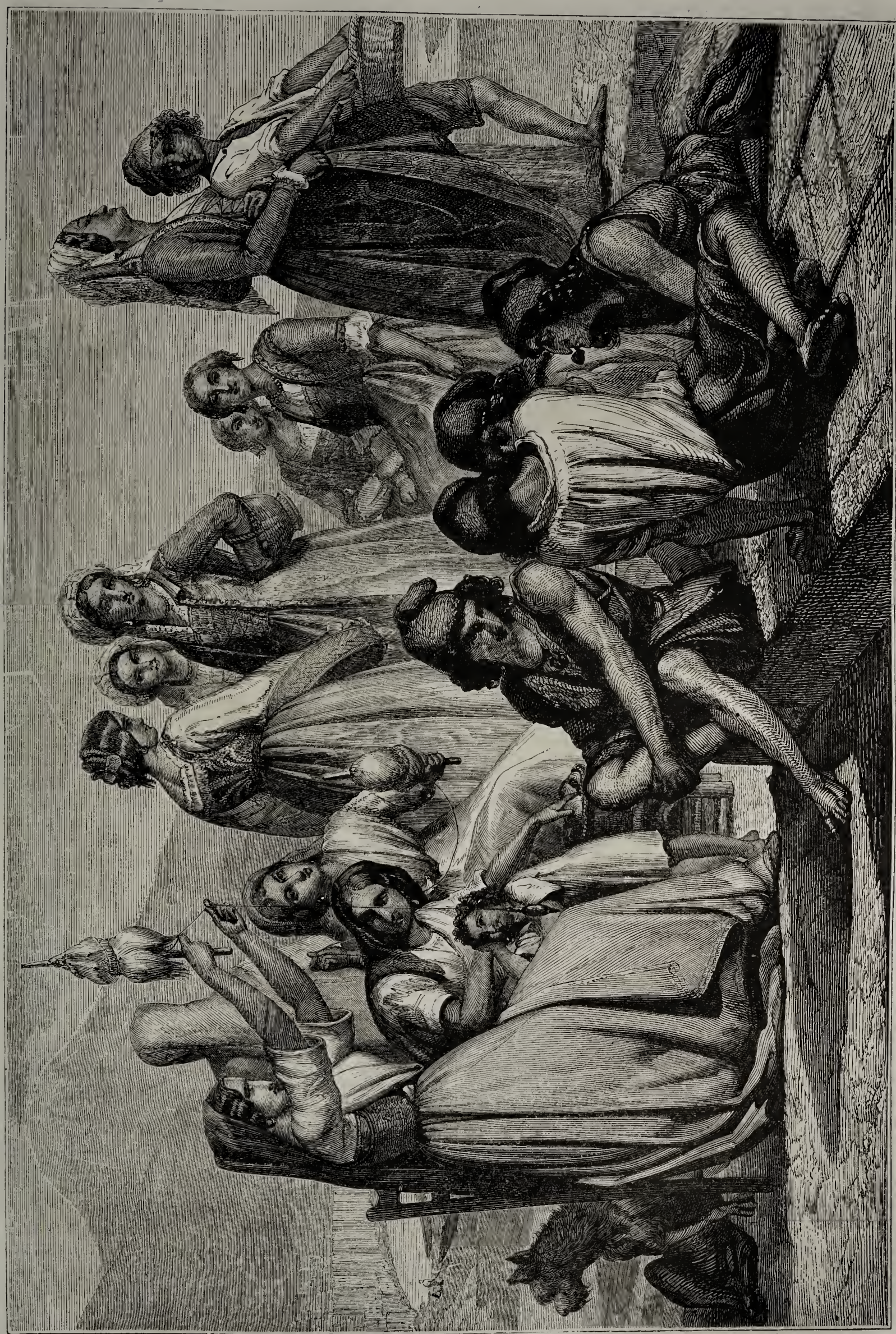
Inzwischen war es auch bei der Posilippo-Grotte lebhaft, welche als beinahe eintausend Fuß langer, dreißig Fuß breiter Stollen unter einem Berge hindurch führt. Die Fackeln flackern hin und her; auch dort wird getanzt und gesungen, das Volk ist Herr und alle Zügel sind losgelassen. Das Fest in dieser Grotte hat einen wilden und heftigen Charakter, es liegt eine gewisse Wuth in der Lustbarkeit, namentlich in den Gesängen. Aber in dieser Grotte sind von barfüßigen Leuten auch Sangweisen improvisirt worden, die theilweise in berühmte Opern übergingen.

Doch wir betrachten uns eine andere Lustbarkeit, die Wallfahrt nach Monte-Vergine, welche zu Pfingsten stattfindet. Sie ist dem Neapolitaner, was dem Calabresen das Piedigrottafest; Vergnügen und Andacht gehen Hand in Hand. Die jungen Mädchen legen Gelübde ab und Reuige thun Buße in dem Heiligthum, das sich auf einem Berge bei Avellino erhebt. Man geht Nachts, bei Fackelschein, den Berg hinan; die verschiedenen Gruppen bewegen sich langsam und singen Litaneien. Eine zahllose Menschenmenge schlängelt sich in fast ununterbrochenem Zuge durch Eichen- und Kastanienwälder den Berg hinan. Die Büßerinnen gehen mit aufgelöstem Haar, manche auch barfuß; einige kriechen in der Kirche umher und lecken die Steinplatten mit der Zunge ab.

Aber Andacht und Lustbarkeit sind, wie schon bemerkt, Madonnenbildern, Körben, Eimern und geweiheten Zweigen in die Luft. Die Weiber erscheinen so ausgelassen, daß man sie für ganz berauscht halten könnte, und sind doch nur freudetrunken; sie nehmen den Männern den Hut ab, stülpen ihn auf ihren Kopf und tanzen nach dem Tamburin. Andere, die im Wagen sitzen, schlagen die Zymbel oder Castagnetten, während die nun längst in aller Welt bekannten Zampognari springen oder hüpfen und dabei auf dem Dudelsack oder dem Flageolet spielen. Diese Ochsen- oder Eselfuhrwerke sind patriarchalisch, man möchte sagen homerisch. Aber das junge Volk raset im Galopp; ein armer Gaul hat eine Ladung von fünfzehn Leuten zu befördern, und muß heute das mit Blumen und Gewinden verzierte Corricolo in rasender Eile ziehen. Dabei hört man ununterbrochen den Ruf: Junge Mädchen, junge Mädchen! Corricoli und Carrozzelli und Miethskutschen und herrschaftliche Equipagen rasen durch und neben einander, und daß es an lustigen und traurigen Unfällen nicht mangelt, versteht sich von selbst. Es ist schon vorgekommen, daß bei diesem phantastischen Corso ein Dutzend oder anderthalb Dutzend Leute das Leben eingebüßt haben. Aber was macht das aus? Sind sie doch auf dem Monte Vergine gewesen und haben vier bis fünf Wegstunden in sechszig Minuten zurückgelegt, ihr Geld in den Schenken von Mercogliano



Tarantella.



Kleidertrachten bei Neapel.

oder Monteforte verthan, die jungen Mädchen besungen, die Tarantella getanzt und vor dem Madonnabilde gebetet.

Aber nicht jeder Tag im Jahre bringt ein Fest, und wir wollen das Volksleben in seiner Alltäglichkeit betrachten. Ein Spaziergang am Molo wird sich lohnen, obgleich dieser Hafendamm schon sehr modernisirt worden ist. Die Verbesserungen sind zu loben, aber manche romantische Gestalten sucht man heute vergebens.

Da war einst Don Piriquacchio, der volksthümliche Barbier, vor dessen Bude ein Schild mit der Aufschrift hing: „Don Piriquacchio, freundlich gegen Jedermann, schneidet Haar und scheert den Bart für eine Kleinigkeit.“ An einer Stange der Bude hingen Scheermesser herab, deren jedes einen besondern Namen hatte. Das eine hieß der Hautschinder, das andere führte den poetischen Beinamen Mira stelle, Schaue die Gestirne an; ein drittes: Beiß die Zähne zusammen; ein viertes: Zieh am Fuß, und so fort.

Ein Lazzarone tritt in's Zelt, setzt sich auf den alten mit Leder beschlagenen Stuhl und nimmt einen Apfel in den Mund. (In Neapel wurde also nicht, wie in Deutschland auf den Dörfern noch vor etwa sechszig Jahren, über den Löffel barbiert, sondern über den Apfel.) Jetzt nahm Don Piriquacchio den Hautschinder und rasirte, bis dem Gemarterten die Thränen aus den Augen liefen; er rief in Verzweiflung: „Meister, ich kann's nicht mehr aushalten, nimm ein anderes!“ Dann kam Beiß die Zähne zusammen an die Reihe, aber das kratzte nur noch ärger, und mit den übrigen war ein Gleiches der Fall. Zuletzt ging der geschundene Lazzarone mit blutigem Kinn fort und würgte in Verzweiflung den Apfel hinunter.

Ein Bürger aus der alten Zeit.

Leider, leider ist Don Piriquacchio verschwunden; auch den Canta storie, der so schöne Historien sang, sucht man heute vergeblich. Ich habe ihn in meiner Jugend noch gesehen und sein Publikum betrachtet. Es waren Leute, die nur Hosen und Hemd auf dem Leibe hatten, Kinder und Frauen und Männer jeglichen Alters bis zum Greise. Aber alle hörten mit musterhafter Andacht zu; sie sperrten den Mund weit auf, lachten und weinten und fluchten. Das waren die sogenannten Passionirten; hinter den Bänken, auf welchen sie saßen, bewegten sich die bloßen Liebhaber. Meister Michel stand auf einem Gerüst und hielt einen Stab in der Hand, welcher Rinaldo's Schwert vorstellte. Den Hintergrund der Scene bildete Castell nuovo, das mit Kanonen bespickt war, Vordergrund war der von Schiffen belebte Hafen, durch den Mastenwald erblickte man den Vesuv mit seiner Rauchsäule, und die Höhen von Castellamare hoben sich malerisch vom blauen Himmel ab.

Nun begann Meister Michel:

Rinaldo allora un gran fendente abbassa:
E il Saracin percuote sulla testa;
La spada trincia il capo ed oltro passa
Trincia in due parti il corpo e non s'arresta.
Anche il cavallo in due meta trinció
E sette palmi sotta terra entró.

Also: Rinaldo führt einen gewaltigen Hieb mit seinem Flammberg und trifft den Kopf des Saracenen. Das Schwert spaltet den Kopf und geht noch weiter, spaltet den Leib in zwei Halben, schneidet außerdem das Pferd mitten durch und geht obendrein noch sieben Palmi tief in den Erdboden!

Rinaldo ist der Lieblingsheld des neapolitanischen Volkes. Meister Michel deklamirte die Verse nicht her, sondern sang sie ab. Je nachdem er es für angemessen hielt, sprach er italienisch oder in neapolitanischer Mundart und beides mit verschiedenem Accente. Er übersetzte die Verse Ariosto's in die Volksmundart und fügte die nöthigen Erläuterungen hinzu. Natürlich galt er beim Volke für einen grundgelehrten Mann, wenn er auseinandersetzte, wie der Paladin Rinaldo gegen die Heiden Assyriens in's Feld rückte; wenn er von der Sirene Cleopatra und von Friedrich Rothbart und von der heiligen Diana sprach, die er als Jungfrau und Blutzeugin schilderte. Sie hat in Baia eine Kapelle. Das Volk entblößt das Haupt und schlägt ein Kreuz. Meister Michel erzählt weiter, wie die Christen von den protestantischen Arabern viele Verfolgungen erleiden mußten, denn sie gossen geschmolzenes Blei in die Ohren des heiligen Procopius (allgemeiner Schrei der Entrüstung). Indessen giebt Michel der Menge auch wieder einen Trost. Die Jungfrau Judith hat nämlich dem Sultan den Kopf abgehauen. Rinaldo eilt zu ihrer Hülfe herbei und massacrirt ein ganzes Mohrenheer. Aber dabei schwebt der Paladin in großer Gefahr. Die Passionirten sind gespannt, worin diese Gefahr eigentlich bestehe, und diese Spannung benutzt der Historiensänger, um eine Gabe zu erbitten, denn er sei nun mit dem achten Gesange fertig.

Ein Abbate.

Ach, Meister Michel ist nicht mehr. Ich habe vor einigen Jahren den letzten der Canta storie gesehen, aber nicht auf dem Molo, sondern hinter dem Zollhause auf einem feuchten Kreuzwege. Der Mann war knochenstark wie ein Hercules, trug eine Brille und fand noch immer seine Zuhörer. Aber ein Mann wie Michel war er doch nicht, und auch er ist, gleich diesem, verschwunden. Für diesen Mangel lieferte, als ich zum letzten Mal in Neapel war, ein Mönch-Demagog, der vielgenannte Pater Gavazzi, einigermaßen Ersatz. Er war mit Garibaldi's Schaaren gekommen und predigte, angethan mit einem blutrothen Kittel, unter freiem Himmel. In seinen Reden wetterte er gegen den Papst und gegen den König von Neapel.

Der Straßenprediger in der guten alten Zeit stand auf einem Brettergerüst und hatte ein Crucifix in der Hand; hinter seinem Stande hingen colossale Andachtsbilder, welche die Ungeheuerlichkeiten des ultramontanen Aberglaubens versinnlichen mußten. Der Prediger schrie und eiferte gegen die Ungläubigen, wie ein ächter Gassenkapuziner und fuchtelte mit dem Crucifix in der Luft herum. Der Bühne des Straßenpredigers gegenüber erhob sich das Gerüst Polichinells, der dem Mönch allzeit gefährliche Concurrenz gemacht hat, natürlich zu großem Leidwesen des Letztern. Eines Tages paradirte Polichinell auf dem Molo, küßte seine Co-

lumbine, führte Kassander hinter das Licht, prügelte den Gendarmen, schlug den Teufel todt und was dergleichen mehr ist. Das gefiel der Menge besser als die Predigten des Kapuziners, der trotz allen Schreiens sein Publikum nicht zu fesseln vermochte. Die Leute liefen zum Hanswurst, und endlich war es vor den Andachtsbildern öde und leer. Da betete der verlassene Mönch, schluchzte, drohete, schalt, aber Alles wollte nicht helfen. Da riß er endlich, um einen rechten Trumpf auszuspielen, die Kutte herab, entblößte Brust und Schulter und that, als ob er sich mit Ketten geißele. Aber auch das war vergeblich; die Leute blieben beim Polichinell. Was that nun der Kapuziner? Er packte sein Crucifix mit beiden Händen, streckte es weit hin gegen das Volk aus und schrie aus Leibeskräften: „Seht, hier ist der wahre Polichinell!" Genauer betrachtet liegt in dieser Unbefangenheit nicht etwa eine Entweihung, sondern ein tiefer Sinn.

Die schönen Tage solcher Straßenprediger sind nun auch vorüber; nur in einigen abgelegenen Theilen der Stadt regen sie das Volk gegen die Piemontesen und deren König auf.

Auf dem Molo begegnen wir Leuten, die sich ihren Lebenserwerb auf seltsame Weise verschaffen. Da sind zum Beispiel Männer, welche Nachts, wenn die Gassen leer sind, weggeworfene Cigarrenstümpfe auf den Straßen, in den Ecken und aus dem Kehricht hervorsuchen; sie trocknen den Taback dann an der Sonne und verkaufen ihn an arme Leute. Da ist auch der Lazzarone, welcher sich zu allem Möglichen herbeiläßt und in einem Tage zehnmal sein Gewerbe wechselt. Im Winter verkauft er am Morgen Branntwein und Mittags erscheint er vor dem Kaffeehause, um den Kunden die Stiefeln zu putzen. Der Neapolitaner, welcher nicht gerade den höheren Ständen angehört, geht mit ungewichster Fußbekleidung aus, trinkt eine halbe Tasse Kaffee vor dem Kaffeehause, und nun erscheint auch der Stiefelputzer, welcher ihm das Pedal blank macht. Dieser Biedermann denkt nicht daran, sich die Hände zu waschen, obwohl er Nachmittags mit sicilianischen Oliven handelt; spät Abends verkauft er Kaninchen. Im Sommer bietet er Morgens eisenhaltiges, um Mittag Schnee-Wasser und Abends Melonen feil.

Neapolitanische Magd.

Hausmädchen.

Den Acquaiolo findet man an allen Ecken, wo er eine mehr oder weniger zierliche Bude aufgeschlagen hat. Gegen die Sonne schirmt ihn ein Zeltdach, unter welchem Citronen und Apfelsinen hängen; die Fässer sind mit Schneewasser gefüllt; oben hängen Laternen und Gewinde, und im Hintergrunde gewahrt man allerlei seltsame Pinseleien aus der heidnischen Mythologie und der Bibel, was beim Neapolitaner so ziemlich auf eins hinauskommt. Moses z. B., der Wasser aus dem Felsen herausschlägt, gleicht einem ausgedienten Taschenspieler. Schon vom frühen Morgen an drängt sich das Volk vor der Bude des Acquaiolo, trinkt dort kühles Wasser, Limonade, Orgeade oder den Sambuco, einen mit Fliederfaft versetzten Liqueur.

Auf alle diese Leute blickt der Strandanwohner der Marinella oder des Quai's Santa Lucia mit einem gewissen Hochmuth herab. Er hält sich für den eigentlich freien Mann, er ist der Bürger des Meeres. Ein Marinaro, der eine Barke oder auch nur ein Netz sein nennt, gehört einer besondern Kaste an, und hat mit dem übrigen Volke nur wenig zu schaffen. Diese Kaste hat besondere Gesetze, Bräuche und Vorrechte. Auf dem lang hingedehnten Strande von der Magdalenenbrücke bis zu den Klippen von Mergellina gewahrt man überall Gruppen von Fischern, welche tapfer und lustig in Gemeinschaft arbeiten.

Wir gelangen an den Strand von Chiatamone und sehen, wie solch eine Gruppe sich ganz zufällig zusammenfindet. Einer schiebt die Barke in's Wasser, Andere kommen hinzu und helfen, und noch ein Anderer, der herbeiläuft, giebt ein Zeichen, daß sie einen Augenblick warten mögen. Vielleicht haben alle diese Leute einander nie zuvor gesehen oder sind doch nicht näher mit einander bekannt gewesen, aber das macht nichts aus; sie treiben ein und dasselbe Gewerbe, duzen sich und gehen vertraut mit einander um, als ob sie Jugendgespielen gewesen wären. Brotneid kann nicht aufkommen. Denn das Meer ist weit und giebt Ausbeute für Alle, ohne Jemand zu beeinträchtigen. Wer ein Netz und einen Haken besitzt, ist dem Marinaro willkommen.

Aber auf gewisse Privilegien wird streng gehalten. Wenn zum Beispiel ein Fischer eine Stelle ausfindig macht, wo die Fische, namentlich das Meerauge (Occhio di Mare), häufig sind, dann hat er ein Anrecht, ein Privilegium auf dieselbe, und Niemand darf ihm dort in den Weg kommen. Wehe dem, der es wagt. Jeder Fischer hat am Hals ein Bild der Madonna und in der Tasche ein Messer. Wenn Einer ihn in seinem Privilegium beeinträchtigt, so murmelt er ein Gebet und sticht den Menschen todt.

Der Fischer ist eigentlich der ächte Neapolitaner, ein Mann in Hemd und Hosen, mit der phrygischen Mütze und zuweilen mit einer rothen Gürtelschärpe. Die Schönheit dieses gebräunten Meermenschen ist eine andere als jene des Lazzarone. Der Marinaro, ein Mann, welcher arbeitet, ist auch ohne Vergleich malerischer, jede Bewegung, jede Gruppe ist pittoresk. Aber das Betteln verschmähet auch er im Nothfalle nicht, es gilt ihm gleichsam als eine freie Kunst, welche er nur ausübt, wenn er bei unruhigem Wetter keine Ernte aus dem Meere holen kann. Gemein und kriechend benimmt er sich indessen nie, und man muß sich wohl hüten, ihn zu beleidigen, denn er ist stolz und unerschrocken, das letztere namentlich auf See. Manche Fischer, insbesondere jene von Torre del Annunziata, fahren in ihren gebrechlichen Barken bis an die Küste von Afrika, bleiben halbe und ganze Jahre lang aus und kommen dann an einem schönen Tage mit einer Ladung Korallen oder Schwämmen zurück.

Diese Amphibienmenschen beobachtet man sehr gut an einem Sommerabend auf dem Quai Santa Lucia. Ich will hier, sagt Monnier, beiläufig eine Bemerkung einschieben. Ein Fremder, der Neapel recht genießen will, sollte

Bettelmönche.

im Juni dorthin kommen, nicht im Winter oder im Frühjahr. Der letztere ist eine schlechte Zeit, weil dann in Neapel, das unsere nordische Behäbigkeit und Behaglichkeit gar nicht kennt, die Häuser zugig und feucht sind, und viele nicht einmal Kamine, geschweige denn Oefen haben. Die Zimmer sind groß und hoch, die Fenster und Thüren schließen nicht, Regen und Wind finden überall Eingang, und der Fremde kann mit Sicherheit auf Schnupfen und Rheumatismus rechnen. Auch ist dann die Landschaft von weit geringerm Reize, kahl und nackt, das Wetter oft sehr schlecht und der Regen hält manchmal Tage lang an. Man muß also im Frühsommer nach Neapel kommen, dann hat man vollen Genuß.

An einem warmen Abend sind wir auf dem Quai Santa Lucia. . Dieser selbst ist sehr hübsch; aber hinter den schönen Häusern liegen enge, unsaubere Gäßchen, in denen das arme Volk wohnt. Es ist dort nicht geheuer und es wäre nicht wohl gethan, in dieses Quartier am Monte Echia einzudringen. Vom Quai aus hat man den ganzen Vesuv vor sich. Prachtvoll nimmt er sich aus, wenn er seine Rauchsäule hoch in die Lüfte sendet und dann am Abend, bei Sonnenuntergang röthlich umhaucht ist. Die Färbung wird nach und nach bläulich, geht in's Violette über, in's Lila, dann in's Dunkelbau. Wunderherrlich ist der Anblick, wenn gerade der Mond aufgeht. Hinter dem Vesuv ragt das Vorgebirge, welches so oft von Dichtern gepriesen worden ist, schimmern die weißen Gebäude von Castellamare und Sorrento bei heiterm, blauem Himmel und die Nacht ist so weich und warm, die Lüfte sind so lieblich schmeichelnd!

Man feiert zudem das Fest der heiligen Anna, und folglich herrscht große Lustigkeit. Der Neapolitaner ist im Allgemeinen sehr mäßig im Genusse geistiger Getränke und man sieht an gewöhnlichen Tagen selten oder nie einen angetrunkenen Menschen. Aber an Festtagen sind alle Osterien und Tavernen vollgepreßt mit plebejischen Zechern, die sich eine rechte Güte thun und für monatelange Entbehrungen entschädigen wollen. Dann halten sie olympische Mahle und jedem Kirchenfest entspricht eine besondere Speise. Ostern hat seinen Casatello, Eierkranz; zu Weihnachten speist man Capitoni, große Meeraale; am St. Josephstage Zeppole, ein leichtes Gebäck. Am St. Annenabend bildet der ganze untere Theil des Quais eine zusammenhängende Osteria, und der Popolano mit seiner Familie läßt es sich wohl sein.

Am Meeresstrande, unter dem Santa Lucia-Quai, liegt die Grotte, aus welcher sich ganz Neapel mit Schwefelwasser versorgt. Sie gehört den Lucianern, und die ganze Nacht hindurch werden Fässer gefüllt, welche man nach Castellamare und anderen Städten der Umgegend schafft. Am Morgen kommen dann die Karren, welche das Getränk für Neapel selbst in Mommare (sprich Mume), Krüge, füllen. Da sitzt eine Mutter auf dem Karren und sieht zu, wie diese Krüge gefüllt werden. Sie hat ein Kind an der Brust; aber siehe da, der Säugling springt behend herab, geht an den Quell, trinkt Schwefelwasser, klettert wieder zur Mutter hinauf, um sich abermals mit Muttermilch zu erquicken. Der Säugling wird demnächst bald vier Jahre alt. Das Schwefelwasser riecht abscheulich, aber die Neapolitaner haben sich daran gewöhnt, finden es vortrefflich und halten es für ungemein gesund.

An der Schiffslände liegen die Barken in großer Menge neben einander. Wir wollen auf das Meer hinausfahren, und ein beliebiges Fahrzeug wählen. Aber das dürfen wir nicht; eine Ordnung, welche die Schiffer sich selbst gemacht haben, will und verlangt, daß wir die Barke nehmen, an welcher eben die Reihe ist.

Leichenbegängniß.

Zum neapolitanischen Volksleben gehören die Messerstiche. Die Zweikämpfe finden manchmal auf freier Gasse oder offenen Plätzen statt und Niemand mischt sich darein. Ich habe gesehen, daß ein solcher dicht neben einer Wache stattfand. Der eine Kämpfer blieb; als die Polizei kam, war der andere längst verschwunden. Man sieht viele Plebejer, die einen Menschen auf dem Gewissen haben, aber das Volk betrachtet sie etwa so, wie wir einen Mann, der einen andern im Duell getödtet hat. Jener hat nur „Unglück gehabt", und die Polizei der Bourbons mischte sich möglichst wenig in solche Dinge; die Sbirren ließen sich etwas in die Hand drücken und damit war die Sache abgethan. Wenn sie ausnahmsweise vor das Gericht kam, so wurde sie in die Länge geschleppt und am liebsten ganz niedergeschlagen. In sehr schweren Fällen verurtheilte man den Mörder zur Zwangsarbeit, was aber unter Ferdinand dem Zweiten auch nicht eben viel zu bedeuten hatte. Denn wenn ein Prinz geboren wurde, erließ die königliche Gnade den Galeerensträflingen einige Jahre, und da Königin Therese sehr viele Prinzen bekam, so traf es sich, daß ein Mörder zeitig wieder auf freien Fuß gelangte.

Es ist schon gesagt worden, daß man in Neapel häusliches Leben in unserm Sinne nicht kennt. Alles ist mehr oder weniger offen und öffentlich und, wenn es nicht gerade regnet, auch kein Fenster geschlossen. Eine Neapolitanerin verbringt ihre halbe Lebenszeit auf dem Balkon; die Magd windet, um nicht die Treppen hinab und hinauf zu gehen, den Gemüsekorb an einen Strick hinauf, und das Fräulein erhält und befördert auf diesem Wege Liebesbriefe. Fenster und Balkone spielen in Neapel eine hervorragende Rolle; sie sind gleichsam Theaterlogen, aus denen herab man das Schauspiel auf der Gasse betrachtet; ein Salon, in welchem man Besuche aus der Ferne empfängt, ein Ballzimmer, in welchem die jungen Mädchen zur Schau aussitzen. Man hat für das Alles das Wort affacciarsi, sich an's Fenster setzen; man will sehen und gesehen werden.

Alle Arbeiten werden mehr oder weniger im Freien verrichtet, das ganze Haus ist gleichsam unter den blauen Himmel hinausgerückt; der Vorübergehende kann in Werkstatt und Küche gucken, und wie viele Schlafstätten bieten nicht nur die Kirchentreppen, sondern auch die öffentlichen Plätze dar? Ach, und was ist nicht sonst noch Alles öffentlich! Wer gesehen hat, wie ein halbes Dutzend Weiber in einer Reihe hintereinander kauern und auf ihren Köpfen insectologische Forschungen anstellen, der vergißt es gewiß nicht, und auf die neapolitanischen Eindrücke lagert sich dann ein sehr dunkler Schatten. Sehen kann man dergleichen aber alle Tage und zu jeder Stunde. Das Haar dieser Plebejerinnen ist wunderschön, aber ein Mensch aus dem Norden, der denn doch andere Begriffe von Schicklichkeit hat, findet ein Haar darin.

Von großer Bedeutung ist der öffentliche Schreiber. Das Volk kann desselben nicht entbehren, denn es versteht sich von selbst, daß ein Neapolitaner aus dem Volke weder lesen noch schreiben kann. Kirche und König hatten sich um andere Dinge zu kümmern. Der Schreiber hat seinen Tisch an einem Platze, der ihm und seinen Kunden paßt, also in der Nähe des Molo oder unter den Bogengängen des San Carlotheaters. Er ist ein äußerst gelehrter Mann, denn erstens kann er lesen und schreiben, und zweitens sogar aus dem Französischen übersetzen. Die Brille fehlt natürlich nicht; sie verleiht ihm eine gewisse Würde; sein Hut ist derart, daß man in dem sanftgeübten München erklären würde, er sei schon oftmals „angetrieben" oder „gefelbert" worden; auch der übrige Anzug kann nicht gerade als elegant bezeichnet werden. Das macht aber weiter nichts aus. Der Schreiber versteht seine Sache, verfertigt herzergreifende Liebesbriefe oder ist Dolmetscher für solche, welche einer seiner Collegen verfaßte und ist der Mann des Vertrauens. Was hat man ihm nicht schon Alles in seine Ohren hineingeflüstert!

Viele Popolani wohnen in Vasci (Bassi, Kellergeschossen), dergleichen man unter vielen alten Häusern findet. Unter dem Neapel, das man sieht, liegt noch eine unterirdische Stadt; ich meine aber nicht blos Keller und Küchen, Ställe und Katakomben, sondern die Schleusen und Aquäducte, welche uralt sind und sich wie ein wahres Labyrinth unter Neapel hin erstrecken. Die Vasci, in welcher der Popolano wohnt, erhalten ihr Licht durch die Thüröffnung. Wir treten hinein und finden ein hohes Gewölbe mit kahlen Wänden und einem Estrich, der unserm Asphalt gleicht. Das Hausgeräth besteht aus einem Koffer, Kommode, Tisch und etlichen Stühlen; dazu kommt noch ein Bett, gewöhnlich von Eisen und so groß, daß die ganze Familie darin schläft. Es wird je nach Bedarf vergrößert.

Ein Bursch von siebenzehn Jahren schaut sich nach einer passenden Geliebten um; an ein vierzehnjähriges Mädchen kann man dreist die Frage richten, ob sie schon verlobt sei. Aber in der Frage liegt schon eine Art von Beleidigung, denn die Sache versteht sich von selbst; die „Nennelle" wird also schnippisch entgegnen: „Bin ich etwa häßlich und antipathisch, daß Sie mich noch fragen?" Sie wird dabei roth vor Zorn werden. Daß der Geliebte sie heirathet, versteht sich von selbst; „Cour machen" ohne reelle Absichten, ist nicht Brauch und wird auch nicht geduldet. Man will die Nennelle heirathen und denkt daran, ihr ein „Nest zu bauen", also einen Hausstand einzurichten. Dieser besteht zunächst aus einem Gegenstand, auf welchem man ruhen kann, zu deutsch, einem Bette. Der junge Bursch kauft nun, je nach Zeit und Gelegenheit, Eisen, Bretter, Strohsack, Matratze, Decke, und zu diesem Zweck arbeitet der Lazzarone. Oft hat er erst nach Jahren alles Erforderliche beisammen. Darin liegt keine Uebertreibung; es ist vorgekommen, daß solch ein keuscher Brautstand zehn Jahre dauerte. Marc Monnier sagt: „In dieser Hinsicht sind die Neapolitaner das beste Volk, welches ich kenne."

Aber ein Bett könnte doch wohl in kürzerer Zeit beschafft werden? Allerdings, wenn das Lotto nicht wäre. Die nichtsnutzige Lotterie, welche überall und unter allen Umständen zu verwerfen ist, verwuchs mit den Neapolitanern derart in Fleisch und Blut, daß selbst Garibaldi nicht wagen durfte, sie anzutasten. Zwar erließ er eine Verordnung zur Abschaffung und wollte Sparcassen einrichten, aber das Alles ist lediglich auf dem Papier geblieben. Die Vollziehung hätte sichtlich eine Rebellion gegen ihn erregt. Das Volk will getäuscht sein; es ist träg, die Faulheit möchte Geld gewinnen ohne Arbeit, und wenn die lustige Hoffnung auch hundertmal sich getäuscht sieht, so wird der Gimpel doch wieder in die Lotterie setzen; er hat einmal sein Luftschloß aufgebaut und dabei bleibt es; er will Nebelbilder und Fata morgana nicht fahren lassen. Der gemeine Mann in Neapel ist aber mit einer wahren Wuth auf das Lotteriespiel versessen. Sein Lotto, Estrazione, wird an jedem Sonnabend gezogen, in einem großen Saale des Castel Capuano. Ein mit Reliquien behängter, in einen gelben Rock gekleideter Gassenjunge, welchen ein Priester einsegnet, zieht aus einem mit 92 Nummern gefüllten Sacke die fünf Treffer heraus und diese werden laut ausgerufen. Die Capuzinermönche sind Verkäufer von Lottonummern, und machen der Pachiana Concurrenz. Diese ist eine Bäuerin aus Pozzuolo, welche sich in der Grotte der Sibylle begeistert hat. Sie stürmt aus derselben mit aufgelöstem Haare hervor und hält dem bleichen

Mond einen Spiegel entgegen, in welchem sie, angeblich mit Blut geschrieben, die Treffer sieht, welche bei der nächsten Ziehung herauskommen würden. An solche Spiegelfechtereien glaubt man nicht etwa blos in den niedrigsten Volksschichten. Natürlich spielen auch Träume eine Rolle; denn wo wäre das nicht der Fall? Wer nicht herausgekommen, geht betrübt von dannen, und zu diesen gehört auch der Lazzarone, welcher doch nur so viel gewinnen möchte, um ein Bett kaufen zu können. Wenn er dem Lotto fern geblieben wäre, besäße er längst ein so nothwendiges Stück Familiengeräth.

Nach zehn Jahren hat er endlich das Bett zusammengebracht und obendrein ein Madonnenbild, das an der kahlen Wand hängt. Vor demselben brennt eine Lampe. Das Bett könnte im Nothfalle nicht vorhanden sein, das Bild darf durchaus nicht fehlen. Oft hat man kein Brot, aber Oel für jene Lampe wird beschafft.

Die Madonna hat sogar seit der jüngsten Revolution nichts von ihrem Ansehen verloren. Auch leistet sie der öffentlichen Sicherheit gute Dienste. Früher glaubten die Herren Lazzaroni als ihr Privilegium geltend machen zu dürfen, daß Nachts die Straßen dunkel blieben, und als man Laternen einführte, wurden sie von den conservativen Leuten zerschlagen. Die Kehlabschneider freueten sich dessen sehr. Da kam ein schlauer Priester, Namens Rocca, auf den guten Gedanken, die Laternen mit Madonnenbildern zu versehen, und von nun an blieben sie unangetastet.

Auch die Heiligen haben durch die Revolution nicht viel von ihrem alten Ansehen eingebüßt. Die Theater haben nach wie vor einen Heiligen zum Schutzpatron und werden nach diesem benannt. Bei Kirchenfesten dürfen Kanonenschläge nicht fehlen und in der Osternacht donnern sie zu tausenden. Dazu kommt dann noch das arge Geknatter von Schwärmern.

Marc Monnier meint, von dem alten Aberglauben sei jetzt Einiges verschwunden, aber, fügt er hinzu: bisher war dieses Volk heidnisch in Grund und Boden. Es verehrte Alles, sogar ein Roß von Bronze, eine Copie des Castor zu Rom; die Kutscher führten kranke Pferde bei nächtlicher Weile um dasselbe herum und murmelten dabei geheimnißvolle Worte. Dann wurde es gesund. Ein Erzbischof von Neapel hatte im Jahre 1568 den Muth, solchem Götzendienst ein Ende zu machen, und ließ das eherne Roß einschmelzen und eine Kirchenglocke daraus gießen, die jetzt im Glockenthurm des heiligen Januarius hängt. Aber seitdem und bis auf den heutigen Tag ist das Amt, kranke Pferde zu curiren, dem heiligen Antonius zugefallen. Kopfschmerzen bringt man fort, wenn man den Kopf in gewisse Kirchennischen steckt. Buckelige und Hinkende, Krüppel, Gelähmte und Krummbeinige gehen, der Abhülfe ihrer Leiden wegen, in die Carmeliterkirche, aus der sie in Masse ohne Krücken hinauslaufen, als ein gottloser Garibaldianer den Säbel zog, angeblich um sie zu massacriren. Trotzdem glaubt man noch, daß ein Christusbild in jener Carmeliterkirche, 1439, bei der Belagerung, den Kopf gesenkt habe, um nicht von einer Kugel getroffen zu werden.

Die Religion der Neapolitaner ist im Grunde etwas ganz Apartes, und hat eigentlich mit europäischen Begriffen nichts zu schaffen, sondern ist eine wilde, sinnliche Leidenschaft. Unter den Heiligen steht Sanct Januarius oben an; er modificirt sich nach Zeit und Umständen, und ist revolutionär oder reactionär, je nachdem es eben kommt. Als 1799 die Franzosen kamen, war er anfangs hartnäckig und wollte kein Blut von sich geben; als aber General Championnet drohte, die Priester seiner Kirche todtschießen zu lassen, floß das Blut sehr rasch. Sanct Januarius hat auch Garibaldi gehorcht. Ich habe am Mirakeltage das Volk in der Kirche beobachtet; es war wie trunken und Viele bekamen Zuckungen. Als das Blut auf sich lauern ließ, hörte ich Schimpfreden gegen den Heiligen, so abscheulich, daß ich sie nicht nachschreiben kann. Auch die Calabresen machen nicht viele Um-

Siesta der Lazzaroni.

stände. Einst trat Dürre ein, die trotz aller Bittgänge nicht wich. Da gingen sie in ihre Kirchen, nahmen alle Heiligenbilder und sperrten sie in's Gefängniß.

Kein Volk in der Welt ist jemals leichtgläubiger gewesen. Jenes Gebahren der Calabresen erinnert an die Art und Weise, in welcher die Neger mit ihren Fetischen manchmal umgehen.

Lustig lebt der Neapolitaner, aber mit großem Ernst wird er zu Grabe getragen. Die Grabefolge-Brüderschaften geleiten auch den Aermsten auf dem letzten Wege. Der Sarg ist oft reich verziert und geschmückt; die Mitglieder des Vereins schreiten vor, hinter und neben demselben einher und tragen Wachskerzen; Gassenbuben fangen die herabgefallenen Wachskerzen in Papierdüten auf. Aus dem Tode macht sich der Neapolitaner nicht gerade viel; er fürchtet sich weniger vor ihm als vor dem Sterben. Mitten im wilden Carnevalgewühl auf der Toledostraße hörte ich Geigen, Tambourine und Castagnetten; Soldaten marschirten unter dem Schmettern der Trompeten und bei Trommelgewirbel vorüber, die Equipagen rasselten hin und her. Da erschallte ein helles Glöcklein und plötzlich war Alles still, wie im Grabe. Es erscholl abermals, die Soldaten machten Halt und die Trommeln erklangen dumpf zum Trauermarsch. Die Karossen hielten

an, das Volk fiel auf die Knie, die Frauen auf den Balkonen knieten auch und beteten. Ein Leichenzug kam vorüber, und gleich hinterher ein Geistlicher, welcher einem Sterbenden das Viaticum brachte.

Als aber die Monstranz, oder wie man dort sagt Jesu-Cristo, sich einige Schritte weiter entfernt hatte, begann sofort das tolle Durcheinander des Faschings von Neuem. So ist nun einmal Neapel.

Die nordamerikanischen Verhältnisse.

Von **Karl Andree.**

Zweiter Artikel.

Was die Ausdehnung der Sklaverei anbelangt, so weiß Jedermann, daß Negerarbeit nirgends lohnt, wo das Klima gemäßigt ist. Dieses schiebt ihr den Riegel vor, und die ganze Frage ist wesentlich eine geographische und wirthschaftliche. Deshalb wich die Sklaverei allmälig aus dem Norden zurück, und hätte man den Dingen ihren naturgemäßen Verlauf gelassen, so würde sie auch in jenem Gürtel von Staaten, welcher den Norden von der Baumwollenregion trennt, also in Maryland, Delaware, Virginien, Kentucky, Tennessee und Missouri ganz von selbst mehr in's Gedränge gerathen sein. Man würde in ihnen nur so lange Neger „gezüchtet" haben, als die Baumwollenstaaten, um Englands und Europa's Nachfrage zu befriedigen, den Baumwollenbau ausdehnen können, also höchstens ein Menschenalter lang. Dann hatten sie Sklaven genug. Jene Gürtelstaaten, die nördlichen Sklavenstaaten, hätten es im eigenen Interesse gefunden, sich ihrer Schwarzen zu entledigen, denn man weiß in ihnen sehr wohl, daß die Negersklaverei nicht etwa für die Neger, sondern vielfach für die weiße Gesellschaft ein Uebelstand ist. Fest aber steht die wirthschaftliche Thatsache, daß die Sklavenarbeit dort keinen Mitbewerb aushalten kann, wo es dem weißen Menschen möglich und zuträglich ist, unter freiem Himmel zu arbeiten, namentlich im Felde thätig zu sein. Das ist in der Baumwollen- und Zuckerregion durchschnittlich nicht der Fall, und nur 15 Procent der weißen Bevölkerung, und diese in höher liegenden Gegenden, z. B. im westlichen Texas, treibt selber den Ackerbau. Auf den eigentlichen Plantagen arbeitet der Neger. Die Baumwolle, welche durch die freie Arbeit der Deutschen in Texas geerntet wird, kann nur auf einer sehr kleinen Landstrecke gewonnen werden, und gerade diese Ausnahme bestätigt die Regel. Plantagenbetrieb verlangt vor Allem Regelmäßigkeit und Stätigkeit der Arbeit. Es ist abermals Thatsache, daß der freie Neger sich zu einer solchen nicht bequemt. Diese Erfahrung hat man, wenn sie sonst nicht durch alle Zeiten hindurch gemacht worden wäre, wieder auf Haïti und überhaupt in ganz Westindien bestätigt gesehen, und England war gezwungen, Arbeiter aus Afrika, China und Indien zu holen, wenn die Kolonien überhaupt noch einen belangreichen Ertrag liefern sollten.

Wohin könnte der Süden die Sklaverei ausdehnen? Man blicke auf die Karte. Er ist beschränkt auf die Region vom Delaware bis zum Rio Grande. Im Osten und Süden hat er das Meer; im Westen liegen Wiesensteppen, deren geographische Lage und Bodenbeschaffenheit jeden Plantagenbetrieb von selber ausschließt und auf Landwirthschaft nach europäischer Art und Viehzucht hinweist. Weiter nach Westen finden wir Neu-Mexiko, ein Gebirgsland mit Hochebenen und die Wüsteneien am Colorado und Gila. Große Ausdehnung der Sklaverei ist demnach aus geographischen und klimatologischen Gründen platterdings unmöglich, und der Streit auch darüber läuft auf eine „klägliche Abstraction" hinaus. Kansas, in welchem wegen der letztern so viel Blut floß, ist ein sklavenloser Staat geworden, und jeder Sachkenner wußte es im Voraus.

Nach einer Seite hin wäre zwar nicht eine Ausdehnung der Sklaverei, wohl aber eine Verstärkung der Interessen der Sklavenstaaten möglich. Damit berühren wir die Cubafrage. Die „Perle der Antillen" beherrscht den mexikanischen Meerbusen; der fremde Handel ist zum größten Theil in den Händen der Nordamerikaner, deren neuengländische Staaten die Schifffahrt vermitteln. Ihr Westen liefert für Cuba Hanf, Getreide, Fleisch, Ackerbaugeräthe und Maschinen, Massachusetts und Rhode Island bringen Fische und Wollenwaaren; aber dieser Verkehr würde bei einer freisinnigern Tarifpolitik Spaniens oder bei einem Anschluß der Insel an die große Union in großartiger Weise gesteigert werden können. Deswegen waren es nicht blos südliche „Flibustier", sondern auch Ackerbauer, Rheder, Fabrikanten und Gewerbsleute in den mittleren Staaten, im Osten und im Westen, welche einen Ankauf Cuba's für wünschenswerth hielten. Auch hätten die Sklavenstaaten kein Uebergewicht über den Norden gewonnen; dieser würde vielmehr seinen bisherigen Vorrang behauptet haben, auch wenn Cuba zwei Sklavenstaaten bildete. Schon 1850 hatte der Norden 148 Vertreter im Repräsentantenhause des Congresses, der Süden nur 90; Cuba würde dem letztern höchstens ein Dutzend Vertreter mehr gegeben haben, während der erstere damals schon Aussicht hatte, eine ganze Reihe nicht sklavenhaltender Staaten in die Union aufzunehmen, nämlich Kansas, das 1861 eintrat, Nebraska, Dakotah, Washington, Utah und Neu-Mexiko. 1850 hatte der Norden 13,454,169 Seelen, der Süden 6,412,503 Freie und 3,200,412 Sklaven.

Seitdem hat sich das Verhältniß noch ungünstiger für den Süden gestaltet; er zählte 1860 Freie 8,434,126 und 3,999,283 Sklaven; der Norden 18,950,750 Seelen. Nach der Zählung von 1850 kam ein Repräsentant auf je 91,340 Seelen, nach jener von 1860 auf je 127,275, weil die Zahl der Vertreter nach Ablauf von zehn Jahren wieder auf 234 gebracht wird. Demgemäß würde jetzt der gesammte Süden nur 84 Repräsentanten behalten, der Norden deren 150 bekommen. Es stände also auch in Zukunft, wie schon seit langen Jahren, bei jeder Frage in der Macht des letztern, den Süden zu überstimmen; jener ist in der Mehrheit, und das allgemeine Stimmrecht giebt ja den Ausschlag. Schon aus den bloßen Ziffern ergiebt sich, wie durchaus unbegründet die Beschuldigungen sind, daß der südliche „Negerbaron" den Norden „tyrannisirt und die Freiheit mit Füßen getreten" habe. Allerdings sind die tüchtigsten und talentvollsten Präsidenten der Union Männer aus dem Süden und Sklavenhalter gewesen: Washington, Jefferson, Madison und Monroe aus Virginien, und Jackson aus Tennessee.

Die obigen Mittheilungen werden, wie wir glauben

zu einer unbefangenen Würdigung und zum Verständniß der gegenwärtigen Lage in Nordamerika beitragen. Die überwiegende Menge der deutschen Zeitungen erhält ihre Berichte über jenes Land aus der Feder von Parteimännern des radikalsten Flügels der Republikaner, die ein Anliegen daran haben, die Sachen nur in ihrem Sinne und zu ihrem Vortheil darzustellen. Wir unsererseits fassen die Dinge nicht einseitig auf, stehen, wie bemerkt, außerhalb aller Partei und wollen gleich austheilende Gerechtigkeit üben. Dabei verschwindet allerdings jener Nimbus, welcher in früheren Zeiten den jungen Staatenbund umschwebte. Schon die bloße Thatsache der gegenwärtigen Zerrüttung liefert den Beweis, wie sehr das Staatsleben ausgeartet ist.

Einen großen Theil der Schuld tragen die Führer der Parteien und die Aemterjäger, deren Zahl sich nicht genau berechnen läßt; die Angaben lauten auf mehr als 50,000 Köpfe. Seitdem ein Präsident aus dem Norden, Martin van Buren, im Jahre 1837 die Maxime aufgestellt und durchgeführt hatte, daß „dem Sieger die Beute" gehöre, und eine zur Regierung gelangte Partei die Beamten, welche sie vorfindet, „ausfegen" müsse, hat eine große Verderbniß um sich gegriffen. Sie wucherte bald auch in den Einzelstaaten auf; alle Aemter werden, durch die Wahlen, von der Partei an ihre Anhänger vergeben. Die Amtsdauer ist gewöhnlich nur kurz, zwei bis vier Jahre; während derselben macht die Gegenpartei alle möglichen Anstrengungen, um wieder an's Ruder zu gelangen und die Stellen für sich zu erobern. Die Inhaber nutzen die Gelegenheit, weil sie ja doch nicht lange dauert, so gut als möglich zu ihrem Vortheil aus. Der landläufige Ausdruck lautet: „Man muß an der Krippe fressen." Siegen die Gegner, so sehen die bisherigen Beamten sich auf das politische Pflaster geworfen und sind oft ohne alle Habe oder regelmäßigen Erwerb. Politik machen oder treiben ist ihr Handwerk, und sie bieten Alles auf, um wieder in ein Amt zu kommen. Das ist aber nur möglich, wenn ihre Partei siegt; also arbeiten sie unablässig, um ihr Stimmen zu gewinnen und sich selbst wieder zu heben. Diese Aemterjäger sind die gefährlichste Menschenklasse in der Union, welche vorzugsweise durch ihr Treiben zerrüttet worden ist. Als Lincoln am 4. März 1861 in's Kapitolium eingeführt wurde, befanden sich in Washington mehr als elftausend Stellenjäger aus allen Theilen des Landes, welche um Aemter nachsuchen wollten. Seit dem Novembermonat war er in seinem Heimathorte Springfield in Illinois täglich von Hunderten solcher Leute belagert worden. Das wachsende materielle Gedeihen hat wesentlich dazu beigetragen, die Zahl der Aemtersucher zu vermehren; schon im Jahre 1856 betrugen die Einkünfte der Union 74 Millionen Dollars, und der Gewinn einer solchen „Beute" verlohnt sich der Mühe.

Wir sagten weiter oben, daß vor fünfzehn Jahren die beiden großen Parteien der Demokraten und der Whigs einander gegenüberstanden. Durch die Spaltung der ersteren in Harte und Weiche wurde bei der Präsidentenwahl von 1848 den letzteren der Sieg in die Hände gespielt. Aber schon am 9. Juli 1849 starb Präsident Taylor und der Vicepräsident Millard Fillmore trat an dessen Stelle. Er sprach sich nachdrücklich für die Durchführung der Compromisse aus. Als im Jahre 1852 die Zeit der Präsidentenwahl herannahete, vereinigten sich die beiden Flügel der demokratischen Partei, indem die Barnburners ihre Freibodenlehre fallen ließen und die im Juli 1852 das zu Baltimore festgestellte Glaubensbekenntniß der Partei annahmen. In dieser Plattform (so nennt man ein politisches Parteiprogramm) heißt es: „daß dem Congresse verfassungsmäßig keine Macht zustehe, sich in die inneren Angelegenheiten der einzelnen Staaten einzumischen oder dieselben zu controliren. Alle Bemühungen der Abolitionisten und Anderer, welche den Congreß zur Einmischung in die Sklavereifrage zu bewegen trachten, können nicht verfehlen, die schrecklichsten und gefährlichsten Folgen herbeizuführen. Alle derartigen Bestrebungen müssen unvermeidlich das Wohlergehen des Volkes mindern, die Festigkeit und Dauer der Union gefährden, und dürfen von keinem Freunde der Union unterstützt werden. Und deshalb wird die demokratische Partei der Union auf dieser nationalen Plattform stehen, und an einer getreuen Ausführung der Compromißgesetze und des Gesetzes über Auslieferung flüchtiger Sklaven festhalten. Die demokratische Partei wird sich jedem Versuche, im Congresse oder außerhalb desselben, die Agitation über die Sklavenfrage zu erneuern, widersetzen, gleichviel in welcher Art und Gestalt ein solcher Versuch gemacht werden möge."

Damit siegten die conservativen Nationaldemokraten über die Radikalen in ihrer Partei, welche, wie gesagt, die Freibodendoctrin fallen ließen und sich zu jener Plattform bekannten. Aber im Stillen wirkte der Zwist fort, und die Versöhnung, welche immer nur zeitweilig stattfand, wenn es sich um Sieg, das heißt Vertheilung der Beute, handelte, war keine aufrichtige. Die demokratische Partei hatte sich vor dreißig Jahren unter dem Präsidenten Jackson gebildet, zunächst um das Monopol der großen Vereinigten Staatenbank zu brechen; sie ist an ihren inneren Zwistigkeiten 1860 zu Grunde gegangen.

Ein ähnliches Schicksal betraf schon weit früher die Whigs. Auch in sie war durch die Freibodenlehre und die Liberty-Partei ein weiter Riß gekommen; doch einigten sich ihre Delegaten nach dem Beispiele der Demokraten, und gleichfalls auf einer Convention zu Baltimore, noch einmal über ein gemeinschaftliches Programm, in welchem die Compromisse auch für alle Whigs verbindlich erklärt wurden. „Wir sind gegen alle weitere Agitation in Bezug auf diese nun entschiedenen Fragen; denn eine solche Aufregung wäre gefahrdrohend für unsern Frieden, und wir werden deshalb allen Bestrebungen entgegentreten, welche eine solche Agitation erneuern wollen. Und wir werden dieses System befolgen, weil es wesentlich nothwendig ist für den nationalen Charakter der Whigpartei und die Aufrechterhaltung der Union." Man wußte also schon damals sehr wohl, was durch eine Aufregung in der Sklavenfrage auf das Spiel gesetzt wurde. Aber sechsundsechszig wollköpfige Delegaten erklärten sich gegen diese Sätze. Bei der Präsidentenwahl im Herbst 1852 wurden im ganzen Lande 3,135,091 Stimmen abgegeben, von welchen der demokratische Candidat Franklin Pierce 1,590,490 Stimmen erhielt; für jenen der Whigs, General Winfield Scott, wurden 1,378,589 Stimmen abgegeben, die übrigen zersplitterten sich.

Pierce war ein Mann von geringen Fähigkeiten und ohne ein festes, selbstständiges Urtheil. Er verdankte seine Wahl lediglich dem Umstande, daß die Demokraten sich über einen hervorragenden Politiker nicht einigen konnten, denn die Führer waren gegeneinander in Rivalität. Deshalb wählte man einen unbedeutenden Charakter, und dieser wurde von verschiedenen Einflüssen bedrängt. Ein ehrsüchtiger und talentvoller Mann, der sich vom Tischlergesellen zu einer der einflußreichsten Stellungen emporgeschwungen hatte, Senator Stephan Douglas aus Illinois, arbeitete darauf hin, 1856 von seiner Partei zum Präsidenten gewählt zu werden. Es lag ihm besonders daran, sich die Stimmen der südlichen Demokraten zu verschaffen, denn der nördlichen glaubte er sicher zu sein. Er wählte dazu eine unheilvolle Maßregel, indem er durch die Kansas-Nebraska-Bill

die nur sehr oberflächlich verharschte und im Innern forteiterude Wunde über die Sklaverei und deren Ausdehnung wieder aufriß, und somit die Baltimore-Plattform seiner eigenen Partei, der demokratischen, beschädigte. Im Westen der Staaten Jowa und Missouri liegen weit ausgedehnte Prairiegegenden, Kansas und Nebraska, in welchen sich nach und nach Tausende von Ansiedlern niedergelassen hatten, die nun eine Territorialregierung vom Congresse verlangten. Schon 1853 war eine solche beantragt worden; Douglas, als Vorsitzender des Senatsausschusses über die Territorialangelegenheiten, schlug zu dem ursprünglichen Entwurf eine Ergänzung vor. Sie lautete dahin, daß der auf die Sklaverei bezügliche Punkt im Missouri-Compromiß (demgemäß die Ausdehnung der Sklaverei vom Gebiet im Norden von 36° 30′ B. Br. ausgeschlossen bleibt) fortan unwirksam sein solle; in einem neu zu organisirenden Gebiete solle es lediglich und allein den Bewohnern desselben gestattet sein, ihre inneren Angelegenheiten selbst zu regeln, nur dürften dadurch die Bundesgesetze nicht beeinträchtigt werden.

Damit war der Aufregung Thor und Thür geöffnet; es erhob sich ein bitterer Streit über diese „Sgatterfouveränetät", und seit dem Mai 1854, in welchem diese Kansas-Nebraska-Bill von beiden Congreßhäusern angenommen wurde, ist keine Ruhe mehr gewesen. Die Schuld, zuerst wieder im Congreß an den Compromissen gerüttelt zu haben, fällt also auf die demokratische Partei, welche sich durch diesen Fehler völlig zu Grunde gerichtet hat. Jener Vorschlag war ganz überflüssig; Kansas und Nebraska konnten schon in Rücksicht auf Bodenverhältnisse und Klima nie sklavenhaltende Staaten werden.

Inzwischen war die alte Whigpartei aus den Fugen gegangen, und aus ihren Trümmern, aus abgesprungenen Demokraten und anderen Bestandtheilen hatte sich die Partei der Knownothings gebildet, welche wie ein Meteor glänzend emporstieg, aber nach einigen Jahren wieder verschwand. Sie verbreitete sich rasch über das ganze Land, setzte in mehreren Staaten ihre Candidaten durch, und konnte 1856 für den ihr angehörenden Millard Fillmore bei der Präsidentenwahl 885,960 Stimmen abgeben. Aber sie zeichnete sich anfangs durch eine unrepublikanische Geheimnißkrämerei aus, brachte sich bald durch viele Gewaltthätigkeiten um alle Achtung, und ihr Wahlspruch: „Amerika für die Amerikaner", war durch und durch unamerikanisch. Denn jenes Land ist ein Aufnahmebecken für Menschen aller Erdtheile, gerade die Einwanderung bringt ihm stets neue Säfte und Kräfte zu; es wäre unbillig und unverständig, die adoptirten Bürger hinter die ohnehin durch die Beschaffenheit der Dinge an sich begünstigten Eingeborenen zurückzusetzen, und jenen erst nach einundzwanzigjährigem Aufenthalt Bürger- und Wahlrecht gestatten zu wollen. Die Knownothings waren eine geil aufschießende, aber bald wieder verwelkende, politische Schmarotzerpflanze.

Diese Knownothings wurden von einer neuen Partei überflügelt, der republikanischen, welche durch die Mißgriffe und Fehler der Demokraten bald zu einer bedeutenden Macht anwuchs. Sie bildete sich aus wollköpfigen Whigs, theoretischen Abolitionisten, weichen Demokraten, deutschen, ultraradikalen Flüchtlingen von 1848, und einer großen Menge von ämterlosen Politikern, für welche die Demokraten keine einträglichen Stellen zu vergeben hatten. Nachdem durch Douglas der Bann einmal gebrochen war, erhob die republikanische Partei den Neger und den Widerstand gegen jegliche Ausdehnung der Sklaverei auf ihre Plattform. Ihre Führer warfen sich mit unermüdlichem Eifer vorzugsweise auf die Bekehrung des Landmannes in den mittleren und westlichen Staaten, dessen Herz sie rührten und dessen Kopf sie gegen die „Negertyrannen" einnahmen. Bei vielen wohlwollenden Leuten empfahl sich die Partei durch die menschenfreundliche Phrase; die eigentlichen Röhrenleger, Blockwälzer und Lenker legten es aber darauf an, diese Menschenfreundlichkeit zum Vortheil der Partei und ihrer Personen auszubeuten, und wetteiferten darin mit den um kein Haar besseren Demagogen der demokratischen Partei. Der abgefeimteste Stellenjäger von allen, Senator Seward (jetzt Minister der auswärtigen Angelegenheiten), verkündete bei jeder Gelegenheit, daß der Gegensatz zwischen Norden und Süden gar nicht ausgeglichen werden könne (er sei ein irrepressible conflict), so lange überhaupt Sklaverei vorhanden sei. Ein aus dem Gefängniß zu Raleigh in Nord-Carolina entlassener Mann, Rowan Helper, schrieb im Solde der Abolitionisten 1859 ein Buch über die „bevorstehende Krisis", das von 86 republikanischen Congreßmitgliedern ausdrücklich gut geheißen wurde. Es ist durch bösartigen Ton, planmäßige Feindseligkeit, unrichtige Angaben und falsche Gruppirung der Ziffern eben so unsittlich wie Onkel Tom's Hütte, und war lediglich darauf berechnet, den Süden noch mehr zu erbittern.

Das größte Unheil lag aber darin, daß die republikanische Partei lediglich auf eine geographische Abtheilung des Landes, auf den Norden, beschränkt blieb, daß sie somit sektionell war. Durch sie wurde der Gegensatz von Süd und Nord, das feindselige Auftreten des letztern gegen den ersteren in ein System gebracht, dessen bittere Früchte die oben erwähnten Personal-Liberty-Gesetze waren. Dazu kam der blutige Kampf in Kansas. Als Sklavenhalter mit ihren Negern aus Arkansas und Missouri in das neue Gebiet einzogen, bildeten sich im Nordosten und Westen Vereine von Abolitionisten und Freibodenmännern, brachten große Geldsummen auf, warben Leute zur Ansiedelung in Kansas und rüsteten diese Einwanderer mit Waffen aus, um die Einführung von Sklaven zu verhindern und Zwangsarbeit der Schwarzen nicht aufkommen zu lassen. Handwerkspolitiker beider Theile machten Kansas zum Schauplatz ihrer verderblichen Thätigkeit, Raufbolde aus dem Norden trafen zusammen mit Raufbolden und „Gränzstrolchen", Border Ruffians, aus den Sklavenstaaten, und bald brach ein förmlicher Bürgerkrieg aus, der Jahre lang das Gebiet zerrüttete. Er ist reich an Abscheulichkeiten, an Mord und Raub, an politischen Betrügereien aller Art, und die Verderbtheit beider Theile wetteiferte mit einander. Die Bundesregierung zeigte sich schwach und vermochte dem Unfuge nicht zu steuern. Wir können in die häßlichen Einzelnheiten der Wirren im „blutenden Kansas" nicht näher eingehen, müssen aber hervorheben, daß sie wesentlich dazu beitrugen, den ohnehin schon klaffenden Riß noch zu erweitern. Endlich, im Februar 1861, wurde dann Kansas, als freier Staat, mit einer Bevölkerung von 143,645 Seelen in die Union aufgenommen. Er war der vierunddreißigste in der Reihe.

Die Sklavenfrage war ohne Noth auf die Spitze getrieben worden; zum ersten Mal war eine große sectionell-geographische Partei, jene der Republikaner, gebildet worden. Whigs, Demokraten und Knownothings hatten ihre Anhänger in allen Bundesstaaten ohne Ausnahme; bei ihnen fiel der sectionelle Gegensatz von Nord und Süd fort, welcher bis 1856 überhaupt noch nicht so scharf hervorgetreten, wenigstens nicht in die politischen Organisationen übergegangen war. Nun tauchte er zuerst auf. Die Demokraten erhielten für ihren Präsidenten Buchanan 1,850,960 Stimmen, die Knownothings für den ihrigen, Millard Fillmore, 885,960, sowohl im Süden wie im Norden. Die republikanische Partei gab für

Fremont 1,334,553 Stimmen ab, von denen aber nur 1267 auf die südlichen Staaten kamen, und zwar lediglich auf die äußersten nördlichen Gränzbezirke in vier Borderstaaten; in allen anderen südlichen Staaten erhielt er auch nicht eine einzige Stimme.

Der gegenseitige Widerwille, der sectionelle, scharf ausgeprägte Charakter der republikanischen Partei, trat in aller Schroffheit hervor, ein tiefer Schnitt ging quer durch das ganze Land bis in's Herz hinein; zwei feindliche Heerlager standen sich gegenüber und kämpften mit einer Leidenschaftlichkeit, welche das Schlimmste befürchten ließ. Gegen die Republikaner hatten 2,736,920 Wähler gestimmt; die Partei war damals in der Minderheit, wie noch jetzt. Der demokratische Candidat siegte.

Jakob Buchanan aus Pennsylvanien, der früher diesen Staat als Bundessenator vertrat, und als Gesandter im Auslande für einen gewandten Diplomaten galt, gehörte zu der alten Schule nordamerikanischer Politiker, und man hielt ihn für einen der wenigen noch übrig gebliebenen staatsmännischen Köpfe, an deren Stelle längst die bloßen Partei- und Handwerkspolitiker getreten sind. Aber seine Amtsführung hat den guten Ruf nicht gerechtfertigt. Nachdruck des Charakters und Festigkeit waren dem hochbejahrten Manne abhanden gekommen; er verstand es eben so wenig als sein Vorgänger Pierce, der Gegenströmungen im Lande wie in seiner eigenen Partei Herr zu werden. Auch vergriff er sich in der Wahl seiner Minister; Jeder wußte bald, daß das Steuer sich in schwachen Händen befand. Die „Corruption", schon früher arg genug, griff schreckenerregend um sich; ein kostspieliger, völlig ungerechtfertigter, zumeist im Interesse der Lieferanten unternommener Flottenzug gegen Paraguay verschlang große Summen; ein Gleiches war der Fall mit dem fruchtlosen Heerzuge gegen die Mormonen, und in der Kansas-Angelegenheit fallen dem Präsidenten allerlei Winkelzüge zur Last. In seiner eigenen Partei wurde gegen ihn rebellirt, und auch jetzt war es wieder Senator Douglas, welcher ihm feindlich entgegentrat. Die Präsidentenwahl von 1856 war nicht auf diesen, nun verstorbenen, Aemterjäger gefallen, deshalb spekulirte er auf jene von 1860. Durch ihre eigenen habsüchtigen und ränkeschmiedenden Führer sprengte sich die demokratische Partei, und auf ihren Conventionen zu Charleston und Baltimore trennten sich ihre beiden Abtheilungen als geschworene Feinde; sie bekämpften einander mit furchtbarer Wuth, wühlten in ihren eigenen Eingeweiden und spielten ihrem gemeinschaftlichen Gegner, der republikanischen Partei, den Sieg in die Hände. Jede Abtheilung ernannte ihren eigenen Candidaten und diese Zersplitterung führte den Untergang herbei.

Bei den Wahlen hat jede Partei ein Programm, einen „Ausgang", issue, durch welchen sie die Massen in Bewegung zu bringen sucht. Ist der eine erledigt, so findet sie einen anderen. Bei der Wahl von 1860 drehete sich Alles um die unglückselige Sklavenfrage. Der eine Flügel der Demokratie „nominirte" jenen Senator Douglas, dessen Programm lautete: — „Es muß dem Volk in einem jeden Territorium frei gestellt bleiben, ob es die Sklaverei einführen oder ausschließen wolle." Das war also wieder die oben erwähnte Squatterfouveränetät. Der andere Flügel der Demokratie stellte den bisherigen Vicepräsidenten Breckinridge auf, welcher daran festhielt, daß die Bundesregierung das Recht zum Einschreiten habe, um die Sklaverei in den Territorien gegen Angriffe sicher zu stellen. — Der erste Candidat vertrat die Ansichten der nördlichen Demokratie, und auf ihn fielen bei der Wahl am 6. November 1,288,043 Stimmen; der zweite sprach die südlichen Ansichten aus; für diese erklärten sich 836,801 Wähler. Das demokratische „Ticket" belief sich demnach auf 2,124,844 Stimmen, und die Partei ist beträchtlich in der Mehrheit über jene der Republikaner, welche im Ganzen nur 1,865,840 Stimmzettel in die Wahlurnen warf. Gegen die Ansichten der Republikaner trat im Laufe des verflossenen Jahres eine neue Partei auf, welche sich aus den Ueberresten der alten silbergrauen Whigs, Knownothings und mißvergnügten Demokraten gebildet hatte. Diese Unionspartei stellte als Programm hin: „Aufrechterhaltung der Union, strenges Festhalten an der Verfassung und Durchführung der Bundesgesetze." In dem letzteren lag ein Protest gegen die Personal-Liberty-Acts. Sie ernannte den Senator Bell aus Tennessee zu ihrem Candidaten, und dieser erhielt 742,747, so daß die demokratische und Unionspartei zusammen 3,010,804 zählten gegen 1,865,840 Stimmen der Republikaner, welche also um mehr als eine Million in der Minderheit sind. Das republikanische Programm hat seinen Schwerpunkt in der Ansicht, daß der Congreß einschreiten müsse, um in keinem Territorium Sklaverei zu dulden; er dürfe sie außerhalb der Staaten, in welchen sie einmal hergebracht sei, nirgends aufkommen lassen.

Es lag auch darin eine offene Kriegserklärung gegen den Süden. Der republikanische Bewerber war Abraham Lincoln aus Illinois, und bei der Wahl wiederholte sich genau dasselbe, wie vor vier Jahren bei jener Fremonts; der sectionelle Candidat der republikanischen sectionellen Partei bekam nur Stimmen in den nördlichen und nordwestlichen Staaten. Der Süden warf gegen sein Programm ein, daß von jenem Satze nichts in der Bundesverfassung stehe, daß die Gebiete der gesammten Union gehören und gemeinschaftliches Eigenthum seien, daß der Congreß keinerlei Verbietungsrecht habe, und daß man ihm ein solches auch nicht einräumen werde.

So war der von Seward so scharf hingestellte „unausweichliche Streit und Zusammenprall" auf die äußerste Gränze vorgerückt. Er mußte zur Auflösung der Union führen, wenn die republikanische Majorität des Nordens ihre Ansichten nicht änderte, sich nicht aufrichtig entschloß, den Süden in Ruhe zu lassen, und zu der Ueberzeugung gelangte, daß der Ausdehnung der Sklaverei von der Natur selbst genau die Gränze vorgezeichnet ist, über welche hinaus sie sich nicht ausdehnen kann. In der Union ist sie längst so weit vorgedrungen, als sie überhaupt sich auszubreiten fähig ist. Praktisch genommen hatte also der ganze Streit keinen Sinn, und die nichtsklavenhaltenden Staaten befaßen ohnehin das Uebergewicht.

Sir James Brooke, Radscha von Sarawak und die Seeräuber im indischen Archipelagus.

I.

Ich will die Leser mit einem großen und guten Manne bekannt machen, dessen Thaten auch für die Länder- und Völkerkunde von Wichtigkeit geworden sind. Durch den Radscha von Sarawak haben wir in viele Verhältnisse des

Lebens und Treibens mancher Völker des indischen Archipelagus, insbesondere auf Celebes und Borneo, neue und tiefe Einblicke erhalten.

Jüngst las ich in der Times, daß Brooke, der nun dem Greisenalter nahe und dessen Gesundheit geschwächt ist, von seinen Freunden im fernen Morgenlande Abschied genommen habe, um auf längere Zeit, vielleicht für immer, nach Europa heimzukehren. Nach einem so thatenreichen Leben ist ihm Erholung zu gönnen. Als er von Borneo Abschied nahm, umdrängten ihn Malayen und Dayaks, gaben ihm rührende Beweise von Theilnahme und sagten, daß ein Vater von ihnen scheide. Selbst Männer, die ehemals Piraten gewesen sind, vergossen Thränen; ein Europäer, dem sie einst den Tod geschworen, war ihnen theuer geworden, und sie sind ihm gefolgt wie Kinder.

Unser deutsches Volk, das eine so schöne Empfänglichkeit hat, Großes anzuerkennen und Edles zu würdigen, weiß noch wenig von Brooke. Aber der Mann verdient auch unsere Bewunderung.

Ich will sofort den Schauplatz kennzeichnen, auf welchem Brooke sich fast ein Menschenalter hindurch bewegt hat, und die Menschen, mit denen er verkehrte. Er führte einen unerbittlichen Kampf gegen die Piraten, und nie haben diese einen rastlosern Feind gehabt.

Diese Seeräuber habe ich in einem Werke zu schildern versucht, welches im Laufe dieses Jahres die Presse verläßt*), und entnehme demselben nachstehende Schilderung der malayischen Korsaren.

„Den großartigsten Umfang hat die Seeräuberei im indischen Archipelagus gewonnen; sie ist dort mit dem gesellschaftlichen und staatlichen Leben der vielen Stämme innig verwachsen und in ein regelrechtes System gebracht worden. Die Piraten durchschwärmen alle Meerestheile von Sumatra's Nordspitze bis über Neu-Guinea hinaus, und von Timor, das unter dem 10. Grade südl. Br. liegt, bis zu den Babuyanen und den Baschi-Inseln, nördlich von den Philippinen. Der große Schauplatz ihrer verderblichen Thätigkeit erstreckt sich also über 50 Längen- und 30 Breitengrade. Er ist mit Tausenden von größeren und kleineren Inseln übersäet, der Heimath werthvoller Erzeugnisse, welche seit langer Zeit im großen Handel eine hervorragende Bedeutung haben. Gewürze kommen von den Molukken; Perlen, Ebenholz und kostbare Federn aus Neu-Guinea; Borneo liefert Kampher, Gold und Diamanten, Java und Sumatra sind reich an Pfeffer und Reis; Kaffee, Zucker, Indigo und Taback werden auch von den Philippinen verschifft; Wachs, eßbare Vogelnester, Tripang und Harze von vielen Inseln. Diese Eilandfluren, Regionen mit wunderbar lieblichen oder großartigen Landschaftsbildern, üppiger Fruchtbarkeit und zumeist gesunder Luft, sind von rührigen, tapferen Menschen bewohnt, welche einen regsamen Handelsverkehr mit einander unterhalten. Auch liegt diese weit ausgedehnte Hafelung mitten in der großen oceanischen Fahrbahn nach Australien, China, Japan und dem nördlichen Theile des Stillen Weltmeeres, und Tausende von europäischen Segeln durchkreuzen alljährlich dieselbe in allen Richtungen. Dazu kommen die vielen chinesischen Dschonken und die unzählige Menge von Prahu's, welche mit Malayen und Bugis, Javanesen, Badschau's und Papua's bemannt sind und den Austausch zwischen den verschiedenen Gegenden vermitteln.

Dieser Handel erleidet unberechenbare Verluste durch den Seeraub. In früheren Jahrhunderten war derselbe verhältnißmäßig von geringem Belang; einzelne Piraten trieben ihn auf eigene Faust, oder verbanden sich zu Genossenschaften, ähnlich wie einst die Bukaniere in den westindischen Gewässern; der Staat und die Gesellschaft blieben dem Raubgewerbe fern. Aber zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts erschienen die Portugiesen im Archipelagus, drangen rasch bis zu den Gewürzinseln vor, baueten auf den Molukken feste Burgen, raubten im Großen, verübten Grausamkeiten aller Art und machten den europäischen Namen verhaßt. Die Spanier eigneten sich die Philippinen an, und 1596 wehete zum ersten Mal die Flagge Hollands in diesen östlichen Meeren. Ein Menschenalter nachher wurde dann ein fester Grund zu dem niederländischen Kolonialreiche gelegt, die Portugiesen mußten weichen, den Spaniern blieben nur Besitzungen im Norden, und die Holländer erwarben das Monopol des Gewürzhandels. Sie waren Herren im Archipelagus und gründeten eine große Anzahl von Factoreien auf verschiedenen Inseln.

Durch jene Europäer wurde die Macht vieler einheimischen Fürsten vermindert oder völlig gebrochen. Diese hatten bisher den Seeraub einigermaßen in Schranken gehalten. Nun aber schlossen manche von ihnen Bündnisse mit den Seeräubern und wurden selbst Piraten, um den europäischen Eroberern Schaden zu bereiten oder Rache an ihnen zu nehmen. So wurde der Seeraub gleichsam ein patriotisches Gewerbe; es erschien als eine Pflicht; man wollte sich durch ihn der Fremden entledigen, von welchen man sich bedrückt glaubte, und die jedenfalls geringe Schonung gegen die Besiegten beobachteten. Seeraub galt fortan nicht mehr für ein Verbrechen, sondern ward für löblich und

*) Geographie des Welthandels. Mit geschichtlichen Erläuterungen. Von Karl Andree. Stuttgart, bei J. Engelhorn. Zwei Bände. 1862.

ehrenvoll gehalten, in ähnlicher Weise wie bei den mohammedanischen Barbaresken in Nordafrika, die es für erlaubt hielten, Ungläubige auszuplündern und Alle, welche Gegenwehr leisteten, über den Yatagan springen zu lassen. Als vor einigen Jahren die englischen Behörden in Singapore mehrere, auf frischer That gefangene, des Seeraubes klar überwiesene Malayen zum Tode verurtheilten, legten diese nachdrückliche Verwahrung gegen eine so schreiende Ungerechtigkeit ein, und beriefen sich darauf, daß sie lediglich den Befehlen ihrer Herrscher gehorsam gewesen seien, und nur gethan hätten, was in ihrem Lande herkömmlich erlaubt sei! . . Die Holländer nehmen an, daß mehr als hunderttausend Männer im Archipelagus den Seeraub gewerbmäßig betreiben. In der That ist keine andere Gegend auf Erden nach Neu-Guinea im Osten, von Java, Bali, Lombok und Flores im Süden, bis nach Magindanao und Palawan im Norden senden fast alle Inseln in jedem Jahre Schiffe auf den Seeraub aus. Der Pirat treibt sein Gewerbe im Allgemeinen nur während gewisser Monate im Jahre; in der übrigen Zeit ist er friedlicher Fischer, bestellt seinen Acker oder ist Handelsmann. Er bewohnt ein reizendes Dorf in herrlicher Lage, am liebsten an einem Bache, der eine Strecke weiter abwärts in die See mündet. Seine Häuser stehen auf Pfählen. Die Bewohner sind freundlich und fleißig, der Hausvater empfängt den Fremden zuvorkommend und betet täglich zu Allah. Aber der freundliche Landmann ist ein Seeräuber, und in seinem Gemache hängen als Siegeszeichen aufgereihete Schädel über einer Drehbasse, oder über

Radscha Brooke's Wohnhaus auf Borneo.

so völlig geschaffen, so günstig zurecht gemacht für Piraten. Die Tausende von Eilanden werden oft nur durch schmale und sehr verwickelte Straßen von einander geschieden, eine sichere Bucht liegt neben der andern, die Küsten sind vielfach von Sandbänken und Riffen umgeben, und Fahrzeuge mit einigermaßen beträchtlichem Tiefgang vermögen den leichten Prahus in diese gefährlichen Schlupfwinkel nicht zu folgen. Erst seitdem kleine Kriegsdampfer in Thätigkeit sind, gelang es, manche dieser „Piratennester" zu zerstören, aber noch heute ist die Arbeit nicht zur Hälfte gethan. Sie erscheint auch im höchsten Grade schwierig, weil die Hydra mehr als hundert Köpfe hat und für jeden, welchen man abhaut, ein anderer nachwächst*). Denn von Sumatra im Westen bis Luntengewehren, Spießen, Pfeil und Bogen und über einer noch verderblichern Waffe, dem Sampitan, jenem Blasrohr, aus welchem man vergiftete Pfeile schießt.

Diese Seeräuber ziehen in Geschwadern und ganzen Flotten aus. Jene der See-Dayaks auf Borneo bestehen aus kunstlos gezimmerten kleinen Boten, die sehr leicht und zumeist nur für die Fahrt an der Küste bestimmt sind. Die Bemannung plündert nur kleine Fahrzeuge der Eingeborenen oder überfällt Dörfer, um Menschen zu rauben. Stattlich dagegen sind die großen Flotten der Illanos auf Magindanao und der Balanini, welche viele und langwährende Raubzüge unternehmen. Oft sind hundert der größten Prahu's mit doppeltem Deck, jede mit mehr als fünfzig Ruderern bemannt, beisammen. Die Krieger kleiden sich in Scharlachtuch, die blanken Kanonen sind geladen, vom hohen Maste wehen bunte Wimpel und das Schiff, dessen breite Segel

*) Zu Anfang des Jahres 1861 ließ die niederländische Regierung abermals durch einige Kriegsdampfer Jagd auf die Piraten machen und mehrere ihrer Schlupfwinkel zerstören.

den Wind auffangen, durchschneidet leicht und rasch die Wellen. Man hat diese Piratengeschwader mit jenen der nordeuropäischen Wikinger und die Malayen mit den normännischen Seekönigen verglichen. In vieler Beziehung ist das richtig. Auch jene haben Länder und Städte erobert, und ihre unverzagte Tapferkeit, ihr Todesmuth steht hinter jenen der nordischen Seerecken in keiner Weise zurück.

Im indischen Archipelagus herrscht auf weiten Räumen und an vielen Küsten gar keine Sicherheit; Menschen und Schiffe müssen stets eines Ueberfalles gewärtig sein. Manche Piratengeschwader bleiben volle zwei Jahre lang unterwegs und durchschwärmen alle Gegenden der großen Eilandflur. In einer von den Engländern an der Nordwestküste Borneo's aufgebrachten Prahu fand man Sklaven aus Neu-Guinea und Waaren aus der Straße von Malakka an Bord; sie hatte also den ganzen Meeresraum von Neu-Guinea bis zum bengalischen Meerbusen durchmessen! Aus dem Kaufmann und Schiffer wird in jenen Gegenden leicht ein Seeräuber; er will lieber Hammer als Amboß sein. Vor allen Dingen werden Menschen geraubt; für die Güter findet man Märkte überall, denn welche kleine Stadt würde es wagen, den Piratenflotten zu trotzen?

Neben den Illanos trieben bis vor wenigen Jahren die Unterthanen des Sultans von Sulu, dessen Inseln zwischen Magindanao und Borneo liegen, den Seeraub in großartiger Weise. Die Holländer hüteten sich stets, mit diesem Seekönig in offene Feindschaft zu gerathen. Neuerdings ist er zwar von den Spaniern einigermaßen gebändigt worden, doch hat der Seeraub nicht aufgehört, weil es unmöglich ist, alle Häfen zu überwachen oder alle Prahu's zu verfolgen. Früher, als der Sultan noch mächtig war, entbot er die Schiffe seiner Unterthanen nach der Insel Sulu. Im April stach die Flotte, gewöhnlich an dreihundert Fahrzeuge stark, in See, und trennte sich dann, um in zwei Abtheilungen Borneo zu umsegeln. Verwüstung bezeichnete ihren Weg; überall wurden Menschen geraubt. Beide Abtheilungen stießen an der Sunda-Straße zusammen, fuhren nach Osten an der Südküste von Java hin, plünderten, nahmen sehr oft Holländer und besonders deren Frauen mit fort und verkauften sie. Aller Orten brandschatzten sie auch die holländischen Besitzungen, steuerten nach Norden hin zu den Molukken, und kehrten, reich beladen mit Zeugen, Juwelen, Sklaven und Gewürzen, nach ihren Inseln zurück, um sich, bis zum nächsten großen Zuge, friedlichen Beschäftigungen zu widmen. Sie waren und sind noch um so gefährlicher, da sie auch europäische Fahrzeuge angreifen. Die Sklaven werden auf offenem Markte feil geboten. Ein Seemann, welcher Monate lang auf Sulu gefangen war, sah ein spanisches Schiff in den Hafen bringen; wenige Tage später brachten die Piraten einundzwanzig beladene Handelsprahu's; einige Zeit nachher eine holländische und bald auch eine englische Brigg. Die Mannschaft der letztern war ermordet worden. Die Balanini hatten einst einen ihrer Schlupfwinkel mit mehr als einhundert Kanonen bespickt, und leisteten den Spaniern hartnäckigen Widerstand. Alle Piraten kaufen ihr Pulver von Franzosen, Nordamerikanern und Chinesen ein; die holländische Regierung hat einen solchen Handel streng verboten.

Bisher sind alle Bemühungen der Europäer, die Seeräuberei im Archipelagus auszurotten, nur theilweise von Erfolg gewesen, und es wird auch kaum jemals möglich sein, ihn völlig lahm zu legen. Er ist durch die örtlichen geographischen Verhältnisse, die gesellschaftlichen Einrichtungen und den Geist der Malayen allzu sehr begünstigt. Der Seeräuber sucht das Frachtschiff auf und benutzt gleich diesem die Jahreszeitenwinde. In den Monaten von Oktober bis Januar kreuzt er in der Gegend der Malakkastraße; in den drei nächsten Monaten pflegt er in seiner Heimath der Ruhe; während der Sommerzeit schwärmt er bis in den Meerbusen von Siam und südlich bis Banka und Billiton. In anderen Meeresgegenden werden regelmäßige Zeiten nicht beobachtet. Als Brauch gilt, daß europäische Segel in voller Fahrt nicht angegriffen werden; der Pirat erspähet und überfällt am liebsten solche, welche in der Nähe der Küste etwa bekalmt liegen. Schon oft sind englische Fahrzeuge und Frachtprahus sogar in der Nähe von Singapore genommen worden; die Seeräuber luden die erbeuteten Waaren in unverdächtige Fahrzeuge über, brachten sie als Kaufleute unter den Augen der britischen Behörden auf den Markt, kauften für den Erlös Pulver und Blei und kehrten dann unerkannt und unbelästigt heim.

Einen harten Schlag hat ihnen an der Nordwestküste von Borneo Sir James Brooke versetzt. Dieser Radschah von Sarawak ist ohne Frage einer der ausgezeichnetsten Männer unseres Jahrhunderts. Ich zweifle keinen Augenblick, daß das alte Griechenland ihn unter die Heroen versetzt haben würde."

* * *

James Brooke, Gouverneur der Insel Labuan und Radscha von Sarawak auf Borneo ist ein gewaltiger Mensch. Seit der Verfasser dieser Zeilen vor nun elf Jahren den Reisebericht des Kapitäns Keppel gelesen, welcher mit der Fregatte „Dido" die malayischen Piraten im indischen Archipelagus zu Paaren trieb, hat er vor Brooke eine uneingeschränkte Hochachtung gehegt und seitdem diesen bewunderuswürdigen Mann nicht mehr aus den Augen verloren. Wer das Leben und das Denken des Radscha näher kennt, wird keine Uebertreibung darin finden, wenn man die Ansicht ausspricht, daß Brooke zu den seltensten Charakteren nicht blos unserer Tage oder unseres Jahrhunderts gehört. In ihm ist eine wunderbare Summe von Eigenschaften vereinigt, die man nur höchst selten bei einem Menschen beisammen antrifft. Ein feingebildeter und zugleich starker Geist paart sich mit einer fast weiblichen Milde und einer Menschenliebe voll Hingebung gegen Andere. Sein ganzes Leben bildet eine ununterbrochene Kette von Opfern, die er einer Idee bringt, und die Verwirklichung dieser Idee verfolgt er mit einer beispiellosen Energie. Er ist patriotischer Engländer durch und durch, aber ohne jene starre Abgeschlossenheit, welche uns bei vielen seiner Landsleute unerquicklich berührt; er ist Kosmopolit im guten Sinne des Wortes, dabei Soldat, Seefahrer und Mann der Wissenschaft; er fördert den Ackerbau, nimmt Bergwerke in Angriff, treibt Handel in großem Maßstabe und war zu allen Zeiten reich. Aber nie hat er Werth auf Glücksgüter gelegt, und derselbe Mann, der im Parlamente seines Vaterlandes ohne Zweifel eine hervorragende Stellung einnehmen und in der hohen Gesellschaft, wie in den Kreisen der Literatur unter den Ersten glänzen würde, zieht es vor, an einem entlegenen Winkel der Erde unter Barbaren zu wohnen, deren Haupterwerb bis vor Kurzem Seeraub war, oder deren Siegeszeichen in geräucherten Köpfen ihrer Feinde bestehen! Keppel's Werk und Brooke's eigener Briefwechsel, sammt Auszügen aus seinen wunderbar fesselnden Tagebüchern, erklären das Räthsel, weshalb ein solcher Mann die Abgeschiedenheit im fernen Morgenlande dem rauschenden Treiben der Weltstadt an der Themse vorzieht. Diese Tagebücher bilden eines der interessantesten Werke, die jemals gedruckt worden; Brooke's Geistesleben ist so reich, wie die Fülle seines Gemüthes, seine herzgewinnende Milde erscheint mit einer Kraft und Männlichkeit gepaart, die stärker, voller und gewaltiger

Ein Krieger der Dayaks.

nicht gedacht werden können. Brooke hat, man erschrecke nicht, Tausende von Menschen mit kaltem Blute, mit einer Art von wildem Enthusiasmus durch Kartätschen, durch das Schwert und durch die Flammen getödtet; er hat Hunderte von malayischen Schiffen in den Grund gebohrt, und die Zahl der Dörfer, welche er dem Boden gleich gemacht, ist beträchtlich. Das Alles that er aus Pflichtgefühl. Er handelte so als ein wahrer Philanthrop. Als solcher hatte er sich eine doppelte Lebensaufgabe gestellt: einmal, dem Seeraub im indischen Archipelagus ein Ende zu machen, sodann die Tyrannei der malayischen Despoten zu brechen, deren Joch insbesondere auf den Dayaks in Borneo schwer lastet. Diese letzteren wollte er sittigen, soweit ihr Naturell die Civilisation verträgt. Er hat sich zu ihnen in das Verhältniß eines zwar strengen, aber gerechten und liebevollen Vaters zu bringen gewußt. Sein System hat bei dem Chinesenaufstande zu Sarawak, welcher vor einigen Jahren das Gedeihen dieser Ansiedelung in die größte Gefahr brachte, vollkommen die Probe bestanden. Die Dayaks und selbst die Malayen bewahrten ihm in der bedenklichsten aller Krisen, an welchen sein Leben so reich ist, volle Treue und Hingebung.

In Europa sind, wie schon bemerkt, dem Radscha von Sarawak Anfeindungen nicht erspart geblieben. Beschränkte Zeloten, welche in der Exeterhalle zu London alljährlich mit so vielem Lärmen, so großer Salbung und so großem Gepränge Zeugniß für das ablegen, was sie für Philanthropie halten oder ausgeben möchten, haben Jahre lang gegen Brooke Sturm erhoben und es über sich vermocht, ihn als den verruchtesten aller Sterblichen zu schildern, als einen Verbrecher, welchem die Strafe des Galgens gebühre. Ihre Anklagen fanden im Parlamente Wiederhall, aber sie mußten den Thatsachen gegenüber verstummen; und als dann der vielgeschmähete „Nero" in London erschien, mit seiner edeln und kräftigen Persönlichkeit für Alles, was er gethan, einstand und einige Jahre später seine Tagebücher und seinen Briefwechsel erscheinen ließ, da war seinen Verleumdern Zunge und Feder gelähmt *).

*) Dieses Urtheil über Brooke kann enthusiastisch erscheinen; es wird aber schwer sein, einem so bedeutenden, liebenswürdigen und wahrhaftigen Menschen gegenüber nicht in Wärme zu gerathen. Bei mir steht es seit Jahren fest. Keppel's Reise und Brooke's Correspondenz, welche ich vor mehreren Jahren gelesen, habe ich gegenwärtig nicht zur Hand, um die Aussprüche im Einzelnen zu belegen, wohl aber einige andere Gewährsmänner. Forbes, Five years in China, London 1848, sagt S. 297: „Der Radscha von Sarawak bedarf meiner Lobeserhebungen nicht. Ich habe die Ehre, mit ihm bekannt zu sein, und weiß, daß er in seiner Bescheidenheit sie ungern hören würde. Ich will hier nur sagen, daß er schon jetzt wahrhaft Uebermenschliches geleistet hat; aber die Wirkungen seiner Politik werden erst nach und nach zu Tage treten. Und wenn unsere Generation noch nicht alle Wohlthaten ernten sollte, so wird gewiß die folgende ihn als vielleicht den größten, weisesten und geschicktesten unter den Helden bezeichnen, welche in der Geschichte Großbritanniens im Orient glänzen." — Frank Marryat, welcher als Seemann auf der von Kapitän Belcher befehligten Samarang fuhr und ein lehrreiches Werk geschrieben hat (Borneo and the Indian Archipelago, London 1848), sagt S. 90 von Brooke: A more mild, amiable and celebrated person I never know. Every one loved him, and he deserved it. Auch Belcher's Werk: Narrative of the Voyage of H. M. S. Samarang, during the years 1843—1846 etc. London 1848, 2 Vol., enthält eine Menge von Notizen über Brooke's frühere Wirksamkeit. Diese drei eben genannten Werke besitzt die königliche Bibliothek zu Dresden. Mit gleicher Bewunderung sprach sich W. J. Hamilton 1847 in der geographischen Gesellschaft zu London aus; als Vorsitzender hatte er dem Radscha die große goldene Ehrenmedaille für wichtige geographische Entdeckungen zu ertheilen. Journal of the royal geographical Society, vol. VIII. 1848. p. XXVI. Dazu kommt noch das treffliche Werk des ehemaligen Kolonialsekretärs zu Labuan, Hugh Low: Sarawak, its inhabitants and productions: being notes during a residence in that country with His Excellency Mr. Brooke. London 1848.

Die australische Expedition von Burke und Wills.

In der vorigen Nummer (S. 318) konnten wir die Ergebnisse dieser Reise melden. Wir tragen nun Manches nach und benutzen dabei einen Bericht aus Melbourne vom 26. November in der Times vom 14. Januar, ferner eine Nummer der zu Melbourne erscheinenden deutschen Zeitung Germania vom 22. November, und eine Kartenskizze, welche de Gruchy und Leigh nach Burke's ꝛc. Tagebüchern und Angaben entworfen haben; sie beruht aber nur auf Giffung.

Die Expedition verließ, wie wir schon gemeldet, unter der Leitung des Irländers Robert O'Hara Burke am 20. August 1860 Melbourne, erreichte den Carpentariabusen in Nordaustralien an der Mündung des Albert- (oder wohl richtiger des etwas weiter südwestlich in's Meer fallenden Flinders-) Flusses, und auf dem Rückwege starben Burke und Wills an Hunger und Erschöpfung.

Im Jahre 1859 machte ein Ungenannter in den Zeitungen bekannt, daß er eine Expedition zur Erforschung von Central-Australien mit 1000 Pfd. Sterling unterstützen werde, falls das Publikum sich mit einem Beitrage von gleicher Höhe betheilige. Fast gleichzeitig hatte die Regierung der Kolonie Victoria 3000 Pfd. Sterling zur Einführung von Kameelen aus Indien bewilligt, und bald trafen 27 dieser Thiere wohlbehalten in Melbourne ein. Geldmittel waren nun genug vorhanden, und die Gesellschaft der Wissenschaften berieth über die beste Art und Weise, in welcher die Reise ausgeführt werden könne. Manche Stimmen äußerten, daß sie am besten von der Blunder Bay, also von der Nordküste aus, unternommen werde, aber in diesem Falle konnte man die Kameele nicht benützen, und so beschloß man, daß ein Depot am Coopers Creek den Ausgangspunkt der Expedition bilden und daß sie auf der Heimreise auch wieder dorthin kommen solle. Coopers Creek, der auf allen neueren Karten von Australien verzeichnet ist, wurde von Sturt entdeckt, welcher ihn unter 27° 44′ südlicher Breite und 140° 22′ östlicher Länge erreichte und bis 27° 56′ S. und 140° O. verfolgte.

Burke brach, wie schon bemerkt, am 20. August 1860 von Melbourne auf; zweiter Befehlshaber war Georg Landells, welcher die Kameele aus Indien gebracht hatte und nun die Aufsicht über sie führte. Angeschlossen hatten sich ferner W. J. Wills als Astronom und Geometer, Hermann Beckler als Arzt und Geolog, Dr. Ludwig Becker, ein sehr geschickter Zeichner und Naturforscher. Dazu kamen noch zehn andere Leute und drei Sipahis aus Indien, ferner die 27 Kameele, mehrere Pferde, Gepäckwägen und dergleichen mehr. Die ganze Ausrüstung war umfassend, aber schwerfällig.

Unter etwa 32½° S. Br. fällt in den großen Murraystrom der Darlingfluß, nachdem er einen langen Lauf in südwestlicher Richtung gemacht und sich dann weiterhin südlich gewandt hat. Die Mündung liegt etwa 40 englische Meilen östlich von der Gränzlinie, welche Südaustralien von Neusüdwales trennt. Da wo der Darling die Biegung nach Süden macht, sind auf der Karte einige kleine Seen eingetragen, der eine als Cowndilla Lake, der andere als Laidleys Ponds. Dieser letztere Punkt ist neuerlich von den Squatters am Darling in Menindie umgewandelt worden; aber dieser neue Name steht noch nicht auf den Karten. Die Expedition ging zuerst nach diesem Menindie, und dort entstand ein Zerwürfniß zwischen Burke und Landells über die Kameele und wohl auch über die Oberleitung. Landells verließ die Uebrigen und Beckler machte mit ihm gemeinschaftliche Sache.

Die Reisenden zählten nun noch 13 Mann und 3 Sipahis, und Burke sonderte sie in zwei Abtheilungen. Er selbst ging mit Wills und sechs Anderen nach dem Coopers Creek und ließ die Uebrigen unter Wright zurück, damit sie die Vorräthe nach dem in Vorschlag gebrachten Depot bringen konnten. Die Reise von Menindie nach dem Coopers Creek, wo sie im December anlangten, nahm 20 Tage in Anspruch. Am Coopers Creek theilte Burke seine Partie noch einmal. Brahe mußte mit einigen anderen Leuten das Depot überwachen und sollte bis Burke's Zurückkehr dort an Ort und Stelle bleiben, oder, wie Brahe behauptet, drei Monate lang auf ihn warten, und wenn Burke dann noch nicht wieder eingetroffen sei, nach Menindie zurückgehen. Dieser Mangel an genauer Bestimmung in den Verhaltungsbefehlen ist verhängnißvoll geworden.

Am 16. December 1860 brach Burke nebst Wills, King und Gray mit sechs Kameelen, einem Pferde und Lebensmitteln für drei Monate von Coopers Creek auf, zunächst nach dem etwa 300 englische Meilen in nordwestlicher Richtung entfernten Eyre Creek, dem äußersten Punkte, welchen Sturt 1845 erreicht hatte (diese Stelle ist auf den meisten Karten verzeichnet, etwa 24° S. Br.); doch giebt es auch noch einen zweiten Punkt, der als „Sturt's Farthest" eingetragen ist, und an welchem derselbe Entdeckungsreisende noch in demselben Jahre sich befand. Burke schlug von dort eine östliche Richtung ein, bis er unter den 140. Meridian gelangte. Auf diesem hin zog er weiter fast gerade nach Norden hin bis zu 17° 53′ S. Br. Wills sagt in seinem mangelhaften Tagebuche, daß sie dort den Cloncurry erreicht hätten; man meint aber, es sei der von Stoke entdeckte Albert-River, während Andere sich für den Flinders entscheiden. Gewiß ist, daß die Reisenden Ebbe und Fluth bemerkten. Der Albert mündet in 17° 35′ S. und 139° 49′ O. Stokes, welcher das Schiff Beagle befehligte, fuhr 1841 in Booten den Strom aufwärts bis unter 18° S. Die Reisenden ließen ihre Kameele und Pferde zurück und gingen bis an's Meer; es ergiebt sich aus den Tagebüchern, daß sie einen Blick auf Ebbe und Fluth gewonnen haben; allein den offenen Ocean bekamen sie nicht zu sehen. Sie können höchstens 25 englische Meilen vom Meere selbst entfernt gewesen sein. Nachdem sie eine beträchtliche Strecke weit gegangen waren, kamen sie an einen salzigen Sumpf, welchen sie durchwateten, und dann „zu einem Kanal, durch welchen das Seewasser einfließt". Sie sahen Schwarze, welche ihnen den besten „abwärts" führenden Weg zeigten, also wahrscheinlich zum Meere hin. Sie „bewegten sich dann langsam drei Meilen vorwärts und lagerten sich; am andern Morgen setzten sie sich bei Tagesanbruch wieder in Bewegung". Mit diesen Worten bricht das Tagebuch über die Reise von Coopers Creek nach dem Carpentariabusen plötzlich ab.

Eine Ansiedelung in Südaustralien.

Das Tagebuch, welches die Heimkehr vom Carpentariabusen nach dem Coopers Creek schildert, beginnt mit dem 19. Februar, an welchem sie die Rückreise antraten. Auf derselben starb Gray. Burke hatte gemeint, er stelle sich schwächer und matter, als er in der That sei; aber die Anderen gewannen an sich selber bald die Ueberzeugung, daß nichts weniger als Verstellung im Spiele gewesen sei.

Am 21. April, nach einer Abwesenheit von 4 Monaten und 5 Tagen, erreichten sie das Depot am Coopers Creek; wir haben in der vorigen Nummer geschildert, unter welchen Umständen es geschah. Man kann sich die schmerzliche Ueberraschung denken, als sie die schriftliche Bemerkung fanden, daß Brahe am Morgen gerade desselben 21. April, nur sieben Stunden vor dem Eintreffen von Burke, Wills und King, nach Menindie abgereist war. Er hatte einen Monat länger gewartet, als ihm vorgeschrieben war, und jene Drei fühlten sich zu schwach, ihm zu folgen. Burke beschloß,

die bewohnten Gegenden Südaustraliens zu erreichen und ließ eine Notiz im Depot. Aber sie waren zu schwach, nach Mount Hopeleß, dem ersten bewohnten Punkte, zu gelangen. Inzwischen war Brahe, welcher auf seinem Wege nach Menindie mit Wright zusammentraf, noch einmal zum Depot zurückgekehrt, öffnete jedoch dasselbe nicht, weil er gar keine Anzeichen bemerkte, daß es von Jemand berührt worden sei, und so fand er leider Burke's Notiz nicht. Kameelspuren sah er allerdings, meinte aber, daß sie von Thieren herkämen, die sich verlaufen hätten. Aber von Leuten, die sich drei Tage an jener Stelle aufgehalten, mußten doch auch noch andere Spuren zu finden sein.

Wie dem auch sein möge, Brahe zog mit seiner Partei wieder vom Depot am Coopers Creek ab. Burke hatte einen zweiten erfolglosen Versuch unternommen, Mount Hopeleß zu erreichen, und war wieder umgekehrt. Eine Zeitlang fristeten die drei Unglücklichen dann ihr Leben mit dem Samen der Nardupflanze. Am 26. Juni bricht Wills Tagebuch ab. Burke und King gehen am Cooper aufwärts, um schwarze Eingeborene aufzusuchen. Nach einigen Tagen sinkt der erstere um und stirbt. King geht dorthin, wo man Wills zurückgelassen und findet ihn todt, und nun ist er allein in der grausigen Wildniß. Er schleppt sich elend umher, bis Eingeborene ihn finden. Sie nehmen sich seiner an und so wird er gerettet.

Von Melbourne aus hatte man Herrn Howitt nachgesandt, um der Expedition Hülfe zu bringen. Von denen, welche Burke nicht nach Norden hin mitnahm, starben vier oder fünf, unter ihnen Dr. Becker.

Das Obige haben wir dem Berichte in der Times entlehnt. In der „Germania" wird Brahe wegen seines Verfahrens in Schutz genommen. Er hatte von Burke die mündliche Weisung erhalten, dreizehn Wochen lang am Coopers Creek zu warten; dabei hatte jener hinzugefügt, daß er seine Richtung nach Queensland, also nach Osten hin, nehmen wolle, falls er auf dem Wege nach dem Carpentariabusen auf unvorhergesehene Hindernisse stoße. Burke kehrte in der von ihm anberaumten Frist nicht zurück, und Brahe wartete fünf Wochen länger, als verabredet worden war, auf ihn.

In dem letzten Schreiben Burke's (vom 22. April), welches im Depotlager am Coopers Creek gefunden wurde, sagt er: „Wir haben sehr vom Hunger gelitten. Die Vorräthe, welche wir hier fanden, werden wohl unsere Kräfte wieder herstellen. Wir haben eine gangbare Straße nach dem Carpentariabusen gefunden. Der größte Theil derselben liegt unter 140° Ö. Zwischen hier (Depot am Coopers Creek) und der steinigen Wüste liegt mehrfach gutes Land. Von der Wüste bis zum Wendekreise ist der Boden trocken und steinig; zwischen dem Wendekreise und dem Meerbusen zu bedeutendem Theile gebirgig, aber wohl bewässert und mit Gras bewachsen. Die Kameele können nicht weiter, sonst würden wir der Abtheilung (Brahe's) folgen. Wir werden sehr langsam den Creek hinunterreisen."

Unterm 30. Mai schrieb Wills: „Wir sind unfähig, den Creek zu verlassen. Beide Kameele sind todt und unsere Vorräthe aufgezehrt. Herr Burke ist mit King den Creek abwärts gegangen. Ich werde zu ihnen zurückkehren und dann werden wir wahrscheinlich diesen Weg heraufkommen. Wir versuchen, uns wie die Eingeborenen zu ernähren so gut es eben geht, finden es aber sehr schwierig. Unsere Kleider gehen in Fetzen."

Aus King's Bericht geht hervor, daß die drei (er, Burke und Wills) nur noch zwei Kameele und 1½ Pfund getrockneten Fleisches hatten, als sie am 21. Februar Abends Coopers Creek erreichten. Er erzählt dann, wie es ihm und Burke erging, als sie den Weg nach Südaustralien eingeschlagen hatten.

„Als wir an dem Creek hinabzogen, erhielten wir etwas Fische von den Eingeborenen. Bald darauf versank das Kameel „Landa" in ein Sumpfloch und wir konnten es, trotz all unserer Anstrengung, nicht befreien, so daß Herr Burke endlich Befehl gab, es zu erschießen. Wir schnitten so viel Fleisch von dem Kameel ab, als möglich war und dörrten dasselbe; ließen darauf alle entbehrlichen Gegenstände zurück, machten eine Ladung für das andere Kameel, und beluden uns selbst Jeder mit Utensilien von ungefähr 25 Pfund an Gewicht. Alle Creeks, an welche wir kamen, waren jedoch wasserleer und wir mußten zurückkehren, da auch das Kameel nicht mehr fort konnte. Während das letztere sich erholen sollte, suchten die Herren Burke und Wills Eingeborene zu finden, was auch gelang, und sie erhielten von ihnen Nardu-Kuchen (aus dem Samen der Nardu-Pflanze bereitet) und Fische, so viel sie essen und mitnehmen konnten; allein sie konnten den Eingeborenen ihren Wunsch nicht verständlich machen, ihnen die Nardu-Pflanze zu zeigen. Das Kameel ward jedoch so schwach, daß keine Aussicht zu dessen Genesung vorhanden war und wir tödteten es nun deshalb, um von dem Fleische desselben so viel als möglich einzusalzen. Wir vergruben alle Artikel, welche wir nicht mit uns führen konnten und machten uns abermals auf den Weg nach Mount Hopeleß, alle unsere Provisionen und nur die nöthigsten Sachen mit uns nehmend, was für einen Jeden eine Last von 30 Pfund betrug. Außerdem trugen Herr Burke und ich jeder ein Gefäß mit Wasser. Nicht lange nach unserem Fortgange entdeckte ich die Nardu-Pflanze, was große Freude verursachte. Abermals mußten wir jedoch nach fünf Tagen wegen Wassermangels wieder zurückkehren. In einiger Entfernung vom Depotlager fanden wir auf unserm Rückwege nach demselben mehrere verlassene Hütten der Eingeborenen, in welchen wir uns einquartierten. Herr Wills und ich gingen darauf täglich aus, Nardu-Samen zu sammeln, welchen Burke mit einer Keule stampfte. Wills ging jetzt nach dem Depotlager, um dort eine Anzeige unseres Aufenthaltes und das Reise-Journal zu vergraben.

Am Tage nach der Abreise des Herrn Wills kamen Eingeborene zu uns, um am Creek zu fischen. Sie gaben uns von ihrem Fange eine kleine Quantität und als Herr Burke ihnen am andern Tage zwei kleine Säcke gab, füllten sie dieselben mit Fischen. Wir verwahrten alle unsere Habseligkeiten in einer Hütte und wohnten in einer andern. Ein Eingeborener nahm einen Regenrock aus der Hütte und lief damit fort; Herr Burke verfolgte ihn mit einem Revolver und feuerte denselben über seinem Kopfe ab, worauf jener seine Beute von sich warf. Während der Zeit luden mich die anderen Eingeborenen ein, mit ihnen nach einem etwas entfernten Wasserloche zu gehen, um dort Fische mit ihnen zu essen. Ich wollte aber nicht in Herrn Burke's Abwesenheit die Hütten verlassen, weil sie sonst unsere Effecten geraubt haben würden. Zufolge meiner Weigerung legte ein Eingeborener seinen Boomerang auf meine Schulter und machte Zeichen, daß, wenn ich fortführe, nach Herrn Burke zu rufen, er mich damit schlagen würde. Ich bewog sie, sich alle mir gegenüber zu stellen und feuerte dann einen Revolver über ihre Köpfe ab. Allein solches schien sie nicht zu erschrecken; als ich aber meine Flinte hervorvorbrachte, liefen sie alle davon. Da Herr Burke meinen Schuß gehört hatte, kam er zurück; wir sahen indeß die Eingeborenen nicht eher wieder, als spät Abends; sie kamen mit gekochten Fischen und riefen: „White fellow!" Herr Burke, mit seinem Revolver bewaffnet, ging ihnen entgegen und fand, daß von dem Stamme sich alle bemalt hatten und mehrere von ihnen kleine Netze mit Fischen trugen. Sie suchten Herrn Burke zu umringen, derselbe nahm ihnen aber so viele Netze ab, als er konnte, und rief mir dann zu zu feuern, welches ich that, und worauf sie davon liefen. (— Schlechtes Betragen gegen die guten Schwarzen! —) Wir nährten uns nun von diesen Fischen, bis Herr Wills zurückkam. Dieser berichtete, daß er bald nach seiner Abreise Eingeborene angetroffen habe, welche sich sehr freundlich gegen ihn bewiesen und ihm sowohl auf der Hin-, als auf der Herreise immer Speise gegeben hätten. Er glaubte, daß wir ohne besondere Schwierigkeit bei ihnen leben könnten, da ihr Lager nahe bei uns wäre. Er ging am nämlichen Tage wieder zu ihnen und blieb zwei Tage dort. Dann hatten sie ihm Zeichen gemacht, daß er

fortgehen möge. Während seiner Abwesenheit, als Herr Burke gerade kochte, erhob sich ein starker Wind und die Flammen, welche hoch auffloderten, ergriffen die Hütte, worin sich unsere Sachen befanden. Es war uns nicht möglich, das Feuer zu löschen und wir konnten gar nichts von unseren Effecten retten, mit Ausnahme eines Revolvers und einer Flinte. Wir entschlossen uns alsdann, den Creek aufwärts zu gehen und bei den Eingeborenen zu leben, deren Aufenthalt Herr Wills, wie er sagte, kenne. Wir packten daher Dasjenige, was wir noch besaßen, zusammen und gingen ab, wurden jedoch, als wir an Ort und Stelle kamen, in unserer Erwartung getäuscht, indem wir die Hütten leer fanden. Doch trafen wir hier eine Fläche mit Nardu-Pflanzen an und beschlossen, uns dort niederzulassen. Herr Wills und ich gingen täglich und sammelten Nardu, während Herr Burke aus demselben das Essen bereitete."

King erzählt weiter: „Schon am ersten Tage der Reise fühlte sich Burke sehr schwach und klagte über große Schmerzen in seinen Beinen wie im Rücken. Am zweiten Tage schien er besser zu sein und sagte: er glaube, daß seine Kräfte wieder zunähmen; wir waren aber kaum zwei Meilen gegangen, als er nicht weiter konnte. Ich sprach ihm Muth zu und unterstützte ihn, brachte ihn auch etwas weiter, bemerkte aber bald, daß er gänzlich erschöpft war. Er warf sein Bündel von sich und sagte: er wäre unfähig, es weiter zu tragen. Auch ich entledigte mich des meinigen, um Herrn Burke besser unterstützen zu können, und nahm nur eine Flinte, Munition, eine Tasche und Zündhölzchen mit. Wir brachen wieder auf, waren aber nicht weit gekommen, als Burke sagte: „Wir wollen hier für die Nacht bleiben." Der Ort war dem Winde ausgesetzt, und ich beredete ihn, noch bis zum nächsten Wasserloche zu gehen, was auch geschah. Ich fand dort Nardu, schoß einen Vogel und bereitete aus diesen Gegenständen unser Abendessen. Von der Zeit, daß wir Halt gemacht hatten, schien der Zustand des Herrn Burke sich mehr und mehr zu verschlimmern, obgleich er mit Appetit sein Mahl zu sich nahm. Nach demselben sprach er seine Ueberzeugung aus, daß er nicht lange mehr leben werde, gab mir seine Uhr mit dem Bemerken, daß solche Eigenthum des Comité's sei, und ein Taschenbuch mit Notizen für Sir William Stowell. Er sagte dann: „Ich hoffe, Sie werden bei mir bleiben, bis ich todt bin, es ist ein Trost zu wissen, daß Jemand gegenwärtig ist; wenn ich jedoch im Sterben liege, so geben sie mir einen Revolver in meine rechte Hand und laffen mich unbegraben auf der Stelle, wo ich gestorben, liegen. Während der Nacht sprach er wenig, am andern Morgen war er sprachlos, und ungefähr um 8 Uhr verschied er. — Ich blieb noch einige Stunden bei der Leiche. Da ich ein längeres Verweilen jedoch für nutzlos hielt, so folgte ich dem Laufe des Creeks aufwärts, um Eingeborene aufzusuchen. Zwei Tage nach dem Tode des Herrn Burke fand ich einige von ihnen verlassene Hütten und in einer derselben einen Sack mit Nardu, genug, um mich 14 Tage davon zu nähren. Ich schoß diesen Abend auch einen Vogel, war jedoch in großer Besorgniß, daß die Eingeborenen kommen und mir das Nardu wegnehmen würden. — Ich blieb hier zwei Tage und ging dann zu Herrn Wills zurück. Unterwegs schoß ich drei Vögel für ihn. Bei meiner Ankunft fand ich ihn jedoch als Leiche. Eingeborene hatten ihn eines Theiles seiner Kleidung beraubt. Ich bedeckte seinen Körper mit Sand und blieb mehrere Tage bei ihm. Da aber mein Nardu-Vorrath zur Neige ging, so folgte ich den Fußspuren der Eingeborenen, welche hier gewesen, und schoß unterwegs mehrere Vögel. Die Eingeborenen, welche meine Schüsse gehört hatten, kamen mir entgegen, brachten mich nach ihrem Lager, und gaben mir Nardu und Fische. Sie kochten die geschossenen Vögel für mich und wiesen mir eine Hütte zum Schlafen, mit drei von ihnen zusammen, an.

Leiche eines Reisenden in Australien.

Am andern Morgen begannen sie folgende Zeichensprache mit mir: Sie legten einen Finger auf die Erde und bedeckten ihn mit Sand, wiesen nach der Richtung hin, wo Herrn Will's Leiche lag und riefen: „White fellow!“ woraus ich entnahm, daß sie den Tod des Herrn Wills bezeichnen wollten; auch war jetzt ziemlich gewiß, daß dieser Stamm sich Wills' fehlender Kleidungsstücke bemächtigt hatte. Die Eingeborenen fragten dann weiter, wo der dritte weiße Mann sei. Ich machte dieselben Zeichen mit dem Finger, wie sie vorher, und zeigte nach der Gegend hin, wo Herrn Burke's Leiche sich befand. Sie schienen großes Mitleid mit mir zu haben, als ich ihnen verständlich machte, daß ich allein sei, und gaben mir reichliche Nahrung. Nachdem ich vier Tage bei ihnen gewesen, schien ihnen meine Anwesenheit nicht länger wünschenswerth, indem sie mir bedeuteten, daß sie am Creek hinaufgehen wollten und ich besser thue, dem Laufe desselben abwärts zu folgen; aber ich that, als verstünde ich sie nicht. Am selbigen Tage verließen sie ihr Lager; ich ging jedoch mit und schoß am neuen Halteplatz mehrere Vögel, welches ihnen so sehr gefiel, daß sie mir eine Schirmwand gegen den Wind in der Mitte ihres Lagers aufstellten und sich um mich herumsetzten, bis die Vögel gekocht waren, welche wir dann zusammen verzehrten. Eine Frau, der ich einen Theil eines Vogels gegeben hatte, kam später zu mir, gab mir Nardu und sagte, daß sie mir mehr geben würde, wenn sie nicht einen wunden Arm hätte und daher unfähig sei, den Nardu-Samen zu stampfen. Sie zeigte mir ihren Arm, worauf ich Wasser kochte und die Wunden mit einem Schwamme wusch. Während der Operation saß der ganze Stamm, untereinander murmelnd, um uns herum. Ihr Mann saß neben ihr, und sie weinte bitterlich während der ganzen Operation. Nachdem ich die Wunden rein ausgewaschen, tupfte ich dieselben mit Silbersalpeter, worauf sie „Mokau, Mokau!“ (Feuer!) schrie und fortlief. Von der Zeit an erhielt ich täglich des Morgens sowie am Abend etwas Nardu von ihr, und als der Stamm auf den Fischfang ausging, forderte der Mann mich zur Begleitung auf. Auch waren sie mir stets, wenn der Stamm seine Lage veränderte, bei Errichtung einer Hütte behülflich. Ich schoß gelegentlich Vögel, welche ich ihnen als Beweis meiner Erkenntlichkeit gab. Aller 4 oder 5 Tage wurde ich gefragt: ob ich den Creek auf- oder abwärts gehen wolle, bis ich ihnen endlich verständlich machen konnte, daß ich denselben Weg einschlagen würde, als sie selbst. Von der Zeit an schienen sie mich als zu ihrem Stamme gehörend zu betrachten und versorgten mich regelmäßig mit Fischen und Nardu. Sie waren sehr begierig, Herrn Burke's Leiche zu sehen, und als wir an einem Tage in der Nähe fischten, führte ich sie nach diesem Orte. Als sie seine Leiche erblickten, weinten sie bitterlich und bedeckten dieselbe mit Gebüsch. Nach dieser Leichenschau waren sie noch freundlicher gegen mich als früher, wiewohl ich ihnen auch mehrfach verständlich machte, daß binnen zwei Monaten weiße Männer kommen würden, welche für sie Geschenke mitbrächten. Sie verstanden mich sehr gut und betrachteten jeden Abend den Mond, um die Ankunft der weißen Männer zu berechnen, und behandelten mich während der ganzen Zeit auf's Beste. An dem Tage, an welchem die Reserve-Partie (Howitt) ankam, war einer des Stammes fischen gegangen und kam mit der Nachricht in's Lager, daß die „weißen Männer“ kämen, worauf der ganze Stamm denselben nach allen Richtungen entgegenlief.“

Howitt traf am 15. September in einiger Entfernung von seinem Lager einen Eingeborenen, welcher gewaltig gesticulirte und, mit der Hand den Creek hinunterzeigend, fortwährend schrie: „Gau, gau!“ Als er auf denselben zuritt, ergriff er die Flucht und Herr Howitt kehrte nach seinem Lager zurück, traf aber auf dem Wege dahin zwei seiner Leute, welche ihn benachrichtigten, daß King, der einzige noch Lebende von der Partie des Herrn Burke, aufgefunden sei. Er begab sich sogleich nach einem in der Nähe befindlichen Lager der Eingeborenen, wo er King in einer Hütte fand. Derselbe bot einen traurigen Anblick dar, war abgezehrt gleich einem Skelette, und ohne seine zerfetzte Kleidung hätte ihn Niemand für ein civilisirtes Wesen gehalten. Er war fast ganz entkräftet und schien mitunter Mühe zu haben, das mit ihm Gesprochene zu verstehen. Am andern Tage hatte sich sein Befinden jedoch auffallend gebessert, so daß er zwei Tage darauf fähig war, die Herren Howitt, Brahe, Walsh und Wheeler nach dem Orte zu führen, wo Herrn Wills' Leiche sich befand, welche dann von ihnen anständig begraben wurde. Auf den Grabhügel wurden Zweige gelegt, eine bei den Eingeborenen übliche Bezeichnung eines Grabes.

Die Reise-Journale und ein Notizbuch von Herrn Burke, sowie verschiedene Kleinigkeiten, welche letztere nur Werth als Erinnerungszeichen haben, wurden von Herrn Howitt sorgfältig gesammelt. King war sehr erschöpft bei der Zurückkunft in's Lager, so daß das Begräbniß des Herrn Burke noch verschoben werden mußte. Da aber King's Besserung sich verzögerte und er für eine zwei- oder dreitägige Reise noch zu schwach war, so begaben sich die Herren Howitt und Brahe mit Walsh, Wheeler und Aitkin nach dem ihnen von King bezeichneten Orte, wo sie nach einigem Suchen die Leiche des Herrn Burke, mit Zweigen bedeckt und den Revolver noch in der Hand haltend, fanden. Der Leichnam wurde in eine National-Flagge gehüllt und beerdigt.

Aus Consul Petherick's Reisen in Aegypten, im Sudan und Centralafrika.

Der ägyptische Sudan. — Das seltsame Bad Dilka. — König Nimir von Schendy. — Ein Pascha lebendig verbrannt. — Türkische Justiz. — Die Frauen der Hassanieh-Araber. — Eigenthümlicher Ehestand. — Behandlung der Pferde. — Die glücklichen Tage Kordofans. — Goldschmuck der Frauen. — Aegyptisches Regiment.

Unter den neuern Reisenden, welche das östliche Afrika besucht haben, nimmt Petherick eine hervorragende Stelle ein. Er kam, wie wir schon früher erwähnt haben (S. 109), bis zu den Nyam Nyam, in die Nähe des Aequators, und giebt über die Region am Bahr el Gasel manche werthvolle Nachrichten. Seit 1845, nachdem er als Bergingenieur in die Dienste des Vicekönigs von Aegypten getreten war, zog er in den Nil-Ländern auf und ab, und kam erst 1860, nachdem er längere Zeit Kaufmann und britischer Consul in Chartûm gewesen, nach Europa zurück, um seine Reisebeschreibung zu veröffentlichen. Sie ist 1861 in London erschienen.

Der östliche Sudân steht bekanntlich unter ägyptischer Herrschaft. Er umfaßt die Provinzen Dongola, Chartûm, Sennâr, Fasogl, Taka und Kordofân. Die Hauptstadt ist Chartûm; die einzelnen Bezirke in den Provinzen werden von Kaschefs verwaltet, die bewaffnete Macht besteht zum großen Theil aus Negerregimentern. Der jetzige Vicekönig Said Pascha hat den Sklavenhandel und die Sklaverei abgeschafft.

Einen wichtigen Bestandtheil der Bevölkerung bilden die nomadischen Araber, welche, je nach der Art des Viehstandes, in drei Abtheilungen zerfallen, nämlich in die Kameel-Araber, die Rindvieh-Araber, und in die, welche nur Schafe und Ziegen besitzen. Jeder Stamm hat einen erblichen Häuptling und dieser ist der Regierung für den Eingang der Steuern verantwortlich. Die ackerbautreibenden Bewohner, zumeist Schwarze, stehen in den Dörfern unter Scheichs, welche von der Gemeinde gewählt und von der Regierung bestätigt werden. In den Städten lebt ein buntes Gemisch von allerlei Volk.

Petherick verweilte einige Zeit in der nubischen Stadt Berbera, die etwa zehntausend Einwohner hat. Er war nach seiner Ankunft in Folge einer Reise durch die Wüste zugleich abgespannt

und fieberisch aufgeregt, und bestellte ein „türkisches Bad", bei welchem bekanntlich das Drücken und Kneten der Muskeln eine Hauptrolle spielt. Sein türkischer Begleiter, welcher zugleich den Dienst eines Schreibers versah, ordnete ein solches für den Abend an; man werde es ihm bringen.

Wie konnte man aber ein solches Bad mit allen dazu gehörenden Vor- und Herrichtungen transportiren? Auf diese Frage entgegnete der Türke, daß man in Nubien ganz eigenthümlich verfahre, aber die Sache sei probat. Also speisete Petherick schon um sechs Uhr zu Abend; gegen zehn Uhr trat dann eine alte Negerin ein, um zu melden, daß das Bad bereit sei. Ibrahim entfernte sich. Dann erschien die Alte mit einer Gehülfin, einer rabenschwarzen Person, welche in der einen Hand einen kleinen hölzernen Napf, in der andern das Köppchen einer Theetasse hielt. Die Alte wünschte dem Europäer eine gute Nacht. Als dieser Halt rief und fragte, wo denn das Bad sei, zeigte sie auf den Napf, welchen die Rabenschwarze in der Hand hielt und sagte: „Darin ist das Bad; es wird dir sehr gut bekommen."

Nun wollte es Herrn Petherick doch gar nicht einleuchten, daß er in einem kleinen Napf ein Bad nehmen könne, und in der Theetasse ging die Sache offenbar noch viel weniger. Er ließ sich beide Gegenstände herreichen und betrachtete sie näher. In dem Napfe war Brotteig, in der Tasse aromatisches Oel. Mit jenem wurde der ganze Körper sorgfältig abgerieben und nachher mit dem Oele bestrichen, das in alle Poren drang. Ein solches Bad nennt man in Nubien Dilka. Petherick ließ die landesübliche Operation geduldig an sich vornehmen, und fand sie gar nicht übel. Er schlief ganz vortrefflich und erwachte am andern Morgen wie neu belebt. Vom Fieber war keine Spur mehr vorhanden, der Puls ging ruhig, die Glieder hatten Spannkraft und der Kopf war leicht und frei. Diese Dilka ist im Sudan sehr beliebt. Wer es haben kann, läßt sie allabendlich an sich vornehmen, weil er dann auf eine gute Nacht rechnen darf. Die Eingebornen sagen, daß sie Hautkrankheiten nicht aufkommen lasse, die Haut kräftige und gegen die scharfen Winterwinde weniger empfindlich mache.

Im Sudan giebt sich wohl ein Araber zum Diener her, niemals aber eine Araberin. Sie thut es um keinen Preis; deshalb werden alle Hausarbeiten von Negerinnen verrichtet.

Die Eroberung des Sudan durch die Aegypter hat viel Blut gekostet, und es sind dabei entsetzliche Grausamkeiten verübt worden. Zwischen Berber und Chartûm liegen die Städte Matamma und Schendy. Die erstere ist ein sehr belebter Marktplatz und treibt ausgedehnten Handel mit Baumwollenschärpen, die dort versertigt werden; die letztere liegt gegenüber am rechten Nilufer und ist im Verfall, seitdem sich das Nachstehende begab.

Der Stamm der Schaygieh wohnt am östlichen Ufer und leistete den Aegyptern heftige Gegenwehr. Diese waren unter Ismail Pascha, dem Sohne des Vicekönigs, herangezogen. Die Schaygieh rückten ihm von ihrer Hauptstadt Schendy aus entgegen, aber nur mit Reiterei, deren blanke Waffe gegen Kanonen und Musketen regelmäßig gedrillter Soldaten nichts ausrichten konnte. König Nimir wurde geschlagen, mußte sich unterwerfen und Ismail Pascha zog weiter gen Süden nach Sennar. Aber dort erlitt sein Heer während der Regenzeit große Verluste durch das afrikanische Fieber, und er wollte nach Aegypten zurückgehen, nachdem er in Chartum und einigen anderen Städten eine Besatzung zurückgelassen hatte. Er kam nach Schendy, wo der ehemalige König als ägyptischer Statthalter fungirte und verlangte von diesem für den nächsten Morgen die Ablieferung einer beträchtlichen Geldsumme und dazu noch Pferde, Kameele, Kühe und Schafe in sehr beträchtlicher Menge.

Es war den Schaykieh geradezu unmöglich, diesen Forderungen zu genügen. Nimir und seine Aeltesten machten Gegenvorstellungen, aber Ismail Pascha blieb hart. Nimir berief die angesehensten Mitglieder der Gemeinde zusammen und hielt mit ihnen Rath. Es wurde beschlossen, den Dränger noch in derselben Nacht um's Leben zu bringen.

Die ägyptischen Soldaten lagen weit und breit in der Stadt zerstreut im Quartier und wurden sehr gastlich bewirthet. Man gab ihnen Merissa, das Bier des Sudan, so viel sie nur trinken mochten, und bald waren die meisten berauscht. Sie schliefen ein. Mit der Wache des Pascha verfuhr man in derselben Weise. Um Mitternacht kamen auf ein Zeichen die Einwohner aus ihren Häusern hervor; jeder trug ein Bündel Reisig und legte dasselbe ganz still bei der Hütte des Pascha nieder, dessen Wächter alle betrunken waren und im Schlafe lagen. Bald war die Hütte mit einem Zaun von Reisig und dürrem Rohr umgeben, der dann angezündet wurde. Der Pascha wurde verbrannt; zwei Mamelucken, welche aus seiner Hütte durch den Feuerring hinaus stürmten, wurden sogleich niedergesäbelt. Die übrigen Soldaten durften am andern Morgen ruhig abziehen und gingen wieder nach Chartûm.

Ueber Schendy kam dann eine fürchterliche Strafe. Der Defterdar Mehemed Ali's hatte eben Kordofan erobert und rückte gegen die Schaygieh heran. Nimir wußte, daß er einer solchen Uebermacht keinen Widerstand leisten könne, forderte sein Volk zur Auswanderung auf und zog mit einem großen Theile desselben bis an die Gränzen Abessiniens. Manche, die bei der Verbrennung des Pascha ganz unbetheiligt gewesen waren, blieben ruhig zurück; sie meinten, der Defterdar werde Unschuldigen nichts zu leide thun. Aber sie befanden sich im Irrthum; der Feldherr wüthete grauenvoll mit Mord und Brand, und ein großer Theil von Schendy wurde zerstört.

Dieser Defterdar war ein Wütherich. Von Recht und Gerechtigkeit hatte er ganz eigenthümliche Begriffe, und strenge Mannszucht hielt er auch. Nach dem Blutbade von Schendy verbot er das Plündern; im ganzen ägyptischen Sudan solle das Eigenthum der Unterthanen sicher sein. Als er einst zu Chartûm in seinem Diwân saß und Geschäfte besorgte, kam eine arme arabische Bäuerin aus einem benachbarten Dorfe und klagte, daß ein Soldat ihr die Milch, welche sie zu Markte bringen wollte, weggenommen und vor ihren Augen getrunken habe. Den Betrag von wenigen Piastern wollte er nicht bezahlen. Der Defterdar fragte, ob sie den Mann wieder erkenne, und erhielt eine bejahende Antwort. Flugs wurde der Soldat herbeigeholt. Er läugnete, während die Bäuerin bei ihrer Aussage blieb. Da sprach der Defterdar, er wolle sich durch den Augenschein überzeugen, ob sie die Wahrheit gesagt; sie müsse sterben, wenn sich das Gegentheil herausstelle. Damit war sie einverstanden. Nun ließ der Pascha den Soldaten zu Boden werfen und ein Mamelnck mußte ihm den Leib aufschneiden. Man fand Milch im Magen. Der Defterdar warf der zitternden Frau ganz gelassen einen Maria-Thereſia-Thaler hin und äußerte gegen die Umstehenden, der Soldat habe sein Schicksal verdient, einmal weil er gestohlen, sodann weil er gelogen habe. —

Von Chartûm aus machte Petherick einen Ausflug zu den Hassanieh-Arabern, welche eine Strecke weit oberhalb dieser Stadt am Weißen Nil wohnen. Die Frauen dieses Stammes verschmähen alle Nadelarbeit und würden sich nie zum Nähen verstehen. Das ist bei ihnen eine Arbeit für Ehemänner und Brüder. In Bezug auf den Ehestand herrscht bei diesen Arabern ein sehr merkwürdiger Brauch. In der ganzen übrigen Welt heirathet eine Braut den Bräutigam ein für allemal, beide gehören einander ganz an und die Frau ist eben des Mannes Frau. Bei den Hassanieh beliebt man es ganz anders. Bei der Verlobung wird von der Mutter der Braut mit dem Bräutigam gegen Ochsen und andere Gaben darum gehandelt, wie viele Tage in der Woche seine Frau ihm angehören solle, ob zwei oder vier; jeden Tag muß er mit einer vierjährigen Kuh, einigen Ochsen und Rindern zahlen. So giebt es Männer, welche nur für Montag und Donnerstag, andere obendrein für Dinstag und Mittwoch und so weiter verheirathet sind. An den nicht im Ehevertrag ausbedungenen Tagen ist die Frau nicht verbunden, in ihres Mannes Hause zu wohnen, oder für ihn und dessen Hauswesen zu arbeiten. Sie ist dann vollkommen frei und kann thun, was sie will. Die

Hassanieh sind wohlhabend und sehr gastfrei. Eifersucht ist bei ihnen unbekannt.

Mit ihren Pferden gehen sie eigenthümlich um. Sie geben denselben täglich nur einmal gegen Sonnenuntergang ein Durra-Futter und das Thier kann von dieser Hirse (Sorghum) so viel fressen, als es nur immer will. Es bekommt auch nur einmal Wasser zu trinken und zwar um die Mittagszeit. Dabei bleibt es, die Sommerhitze kann noch so arg und das Thier noch so sehr angestrengt worden sein. Aber Morgens und Abends giebt der Hassanieh seinem Rosse viel Milch zu trinken, und es gedeiht bei dieser Behandlung ausgezeichnet.

Petherick ging von seinen guten Freunden, den Hassanieh-Arabern, in südwestlicher Richtung nach El Obeid, der Hauptstadt von Kordofân. Dieses in unseren Tagen oft genannte Land, welches zwischen Sennâr und Dar Fûr liegt, war ursprünglich von den Nuba's bewohnt, einem Negerstamme, dessen Ueberreste noch jetzt im Dschebel Nuba, einem Gebirgsdistricte etwa dreißig Stunden südlich von Kordofan wohnen. Sie wurden von Arabern und von Mischlingen aus Araber- und Negerblut vertrieben, und dann kamen auch noch andere nomadisirende Araberstämme in's Land, z. B. die Hadedschad, Dschumma und Bederieh, welche Pferde mitbrachten.

Kordofan wurde dann Kriegsschauplatz zwischen den Königen von Dar Fur und Sennar. Das letztere Reich war in der Mitte des vorigen Jahrhunderts mächtig geworden und erstreckte sich von den Gebirgen des Fasogl bis an den Weißen Nil. Sein König Adlân sandte 1770 seinen Scheich Nassib mit Soldaten nach Kordofan. Dieser mischte sich in die inneren Streitigkeiten der Häuptlinge, eroberte das Land und wurde zu dessen Melek, das heißt Vicekönig, ernannt. Das erregte die Eifersucht des Königs Ibn Fadl von Dar Fur, welcher sich nach und nach ein starkes Heer heranbildete und seinen Karawanenhandel nach Tunis benutzte, um von dort Waffen und Kriegsvorräthe kommen zu lassen. Auch nahm er dreitausend berittene Beduinen in Sold und stellte einen tapfern Eunuchen an die Spitze des Heeres. Dieser fiel in Kordofan ein, schlug die Krieger von Sennar dermaßen auf das Haupt, daß nur wenige mit dem Leben davon kamen, und erklärte das Land für eine Provinz von Dar Fur.

Unter dessen Herrschaft hatte Kordofan glückliche Tage. Das Volk kannte damals noch kein Geld und zahlte nur geringe Steuern in Naturalien. Mit Aegypten stand es nicht in unmittelbarer Verbindung, sondern bezog von dort Waaren durch Vermittlung der Bewohner von Dongola. Der Sklavenhandel nach Außen war kaum der Rede werth, aber die reichen Kordofanesen besaßen eine große Anzahl höriger Menschen, welche die Felder bestellten und die Heerden hüteten. Wenn man heute von jenen glücklichen Tagen spricht, heißt es: „Die Schaale der Wonne war so gefüllt, daß sie überfloß." Man hatte Alles, was gewünscht wurde, vollauf.

Geprägte Münzen kannte man, wie schon bemerkt, noch nicht, aber Gold und Silber war in Menge vorhanden. Eingeborene Künstler verarbeiteten beides zu Schmucksachen und selbst die Sklaven trugen Bein-, Arm- und Nasenringe oder Halsbänder von edlem Metall. Die Frauen waren so üppig, daß sie mit goldenen Sandalen prunkten und in jedem Ohre einen vier Loth schweren Goldring hatten. Damit derselbe ihnen nicht beschwerlich falle, war er vermittelst schöner Bänder am Haarputze befestigt. Jeder Nasenring wog ein Loth und hing allemal am rechten Nasenflügel. Mancher Armring war achtzehn Loth schwer, und bei festlichen Gelegenheiten ereignete es sich wohl, daß eine putzliebende Frau bis zu fünfzig Unzen Gold- und Silberschmuck an sich hängen hatte.

Das Gold kam aus Sennar oder aus dem von Negern bewohnten Scheibun-Gebirge, südlich von Kordofan, und aus dem Dschebel Tekele. Dort tauschten die Dschellabs, arabischen Kaufleute, es gegen allerlei Waaren ein. Dar Fur eröffnete nun über Sennar einen Handel mit Arabien. Karawanen aus Aegypten brachten syrische Seidenstoffe und Baumwollenwaaren; auch Erzeugnisse Indiens und Abessiniens kamen auf die Märkte von Bara und El Obeid.

Bis 1821 stand das glückliche Kordofan unter der Herrschaft von Dar Fur; dann erschien der obenerwähnte Defterdar, des Vicekönigs von Aegypten Mehemed Ali Schwiegersohn; er besiegte das Heer von Dar Fur und nahm den Einwohnern ihren Schmuck und ihre Sklaven. Er machte sie arm und behandelte sie mit entsetzlicher Grausamkeit. Petherick erzählt einige Vorfälle, welche an die oben mitgetheilten erinnern.

Ein Soldat hatte einem Bauer ein Schaf weggenommen und obendrein den Mann geschlagen. Dieser führte Klage beim Defterdar, der grimmig rief: „Du Hund! Willst Du mich mit einer solchen Kleinigkeit belästigen?" Dann schwieg er, fing eine Fliege und befahl darauf, den Mann vor den Kadi, Richter, zu bringen. Die Leute wußten schon, was das bedeuten sollte. Vor dem Hause, in welchem der Defterdar Diwan hielt, stand eine geladene Kanone, und diese nannte er seinen Kadi.

Der klageführende kordofanesische Bauer wurde vor den Lauf des Geschützes gebunden und — weggeblasen, wie das die christlichen Engländer nennen. Diese sind nicht etwa Erfinder einer solchen Todesstrafe, welche sie während des letzten indischen Aufstandes so oft vollstreckten; sie sind Nachahmer eines — türkischen Barbaren.

Noch ein Beispiel von ägyptischer Wütherei im Sudan.

Ein Mann klagte, daß ein anderer auf dem Markte ihn geschlagen habe.

Wo ist der Mann?

Hier.

Ist die Sache wahr?

Ja, Excellenz, aber —

Kein Aber! Mit welcher Hand hast du ihn geschlagen?

Mit dieser hier; mit der Rechten.

Nun, ich will dir einprägen, daß du nicht befugt bist, die Verwaltung der Rechtspflege in deine Hand zu nehmen; dafür bin ich hier. Ich werde dir deine Handfläche abreißen lassen.

Sogleich traten zwei Schergen herbei, nahmen ein Werkzeug, welches der Defterdar selbst erfunden hatte, und zerrissen dem Bauer die Hand.

Nun, so ist es recht, sprach des Vicekönigs Schwiegersohn. Nun geh' an die Arbeit.

Der Bauer, von fürchterlichen Schmerzen gepeinigt, schrie laut und rief: Wie kann ich arbeiten? Sieh nur meine Hand.

Hund, du willst mir widersprechen? Reißt ihm die Zunge aus; er weiß nicht mit ihr umzugehen.

Der Befehl wurde vollzogen.

Es ist in den mohammedanischen Ländern Brauch, daß die Diener nach dem Ablaufe des Beiramfestes Geschenke von ihrem Herrn erhalten. Ein Dutzend oder mehr Stallknechte des Defterdar kamen zu ihm, küßten ihm die Hand, wünschten Glück und langes Leben und baten dann um neue Schuhe, weil sie deren benöthigt wären.

Neue Schuhe sollt ihr haben, sprach der Defterdar.

Am andern Morgen ließ er ihnen eiserne Schuhe an die Sohlen nageln.

Wir wollen zum Schlusse bemerken, daß es für europäische Reisende gerade deshalb so ungemein schwierig hält, nach Dar Fur zu gelangen, weil der Beherrscher dieses Landes in jedem Fremden einen ägyptischen Sendling wittert. Jetzt denkt man freilich in Kairo nicht an eine Eroberung jenes Landes, aber das alte Mißtrauen ist geblieben.

Wäre Dar Fur geöffnet, so könnte ein Reisender leicht bis Waday gelangen, wenigstens bis an dessen Gränze. Dort hinge es freilich von dem Beherrscher des letztern Landes ab, den Fremden den Weg zu versperren oder zu eröffnen. Will die Heuglin'sche Expedition wirklich nach Waday, so muß sie durch Dar Fur. Ueber Vogel's Tod würde sie aber schwerlich viel mehr erfahren, als was wir ohnehin längst wissen. Geht sie in die Länder südlich von Abessinien, dann ist zu erwarten, daß sie die Wissenschaft bereichern werde.

Das Münster in Straßburg.

Wer von Baden-Baden aus den kaum ein Stündchen weit entfernten Fremersberg besteigt, hat von dort eine wunderbar schöne Aussicht. Das Rheinthal liegt zu seinen Füßen; auf der einen Seite erhebt sich das Wasgaugebirge, dessen Kuppen breite, mächtige, abgerundete Massen bilden, unter denen der Ballon von Sulz oder Gebweiler die Höhe des Brockens um tausend Fuß überragt. Im Norden der Lauter bildet das vielfach ausgezackte Haardtgebirge eine Fortsetzung der Vogesen; es trägt, gewaltiger Mast ragt das herrliche Gebäude aus der Ebene hoch empor. Für uns Deutsche steht es da als ein Warnungszeichen, das an schlimme Tage unserer Geschichte erinnert; als ein Ausrufungszeichen des Schmerzes darüber, daß unsere westliche Vorburg in die Gewalt Fremder fiel, und als ein Fragezeichen nach unseren natürlichen Gränzen.

Es ist bemerkenswerth, wie leichtfertig die Franzosen mit der Geschichte des Elsasses und Straßburgs umgehen. Das letztere

In Straßburg.

aus der Ferne gesehen, den Charakter einer spanischen Sierra. Auf dem rechten Rheinufer läuft von Basel bis Pforzheim in gleisiger Richtung mit den Vogesen, der Schwarzwald, welcher im Feldberg bis zu 4600 Fuß Höhe über dem Meer aufgipfelt.

In der Ebene, welche von diesen Bergwänden eingeschlossen ist, strömt der Rhein. Vom Fremersberg aus kann man seine gleich Silber schimmernde Fluth auf einer weiten Strecke verfolgen. An Sommerabenden ist die Beleuchtung wunderschön; dann ist der Thurm des Straßburger Münsters mit rosigem Schein umgossen, und hebt sich mit wunderbarer Schärfe ab Wie ein ist ihnen eine französische Stadt, das Münster ein hervorragendes Werk der französischen Kunst; dem Erfinder der Buchdruckerkunst, welchem man ein Denkmal in der alten Reichsstadt gesetzt, haben sie französische Worte in den Mund gelegt. Auf dem Standbilde Gutenbergs steht: et la lumière fut! Natürlich ist ihnen Gutenberg ein Franzose, wie das deutsche Münster ein „Werk französischer Kunst".

Am Abhange des Fremersberges gewahren wir ein sauberes, freundliches Dorf. Es ist Steinbach; in diesem Ort erblickte der Erbauer des Münsters das Tageslicht. Vor etwa zwanzig Jahren

hat ihm der Bildhauer Friedrich dort ein einfaches Denkmal gesetzt. Von dort kann man nach Straßburg hineinschauen.

Der herrliche Dom und die alte Reichsstadt sind oftmals ausführlich geschildert worden, und wir werden uns kurz fassen.

Straßburg ist eine von den wenigen Provinzialstädten des französischen Gebietes, in denen geistige Oede nicht herrscht. Man muß eingestehen, daß es „zunächst nach Paris" kommt in Allem, was wissenschaftliche Regsamkeit, musikalisches Verständniß und Sinn für Kunst anbelangt. Ein Tourist aus Lutetia findet die Stadt beinahe ausgezeichnet, denn er traf dort falsche Hemdskragen zum Verkauf, „gerade wie in Paris". Aber leider fand er auch „Mangel an Pariser Grazie". Sehr natürlich. Die allemannischen Klotzköpfe sind gleichsam gutes Roggenbrot gegenüber dem Pariser Spritzgebackenen; ohnehin ist „ihr französischer Dialekt nicht besonders fein". Wir glauben es gern; auch der deutsche Dialekt ist nicht eben zart; er ist eben Allemannisch, und nicht die Sprache der „Herren Dütschländer".

Erwin's Standbild hat einen herrlichen Platz. Der Meister schauet hinab auf sein großes Werk, das zweithöchste Gebäude auf Erden, denn sein Gipfel ragt bis 490 Fuß empor; nur die größte Pyramide Aegyptens übertrifft diesen deutschen Dom, welcher selbst den Stephansthurm in Wien hinter sich läßt. Meister Erwin begann den Bau mit vollem Bewußtsein, daß er ein Riesenwerk unternehme; dafür zeugen die Pläne, welche er zeichnete; sie sind auch heute noch vorhanden. Ihm selber war es nicht vergönnt, den Bau zu vollenden; im Jahre 1318 rief der Tod ihn ab; allein er schied mit dem Bewußtsein, daß sein Sohn und Gehülfe in gleichem Geiste fortarbeiten werde. Und als auch dieser frühzeitig starb, ging Erwin's Tochter Sabina rüstig an's Werk und führte dasselbe herrlich hinaus. Keine andere Familie in der Welt hat ein so prächtiges Mausoleum als jene Meister Erwin's aus Steinbach; sie ruhet unter diesem Münster.

Der herrliche Vorderbau auf der westlichen Seite mit den erstaunlich reichen und überraschend mannigfaltigen Schnitzwerken, diese gewaltige „Poesie in Stein", ist zum großen Theile Sabinens Werk. Das ganze Gebäude, ein wahrer Triumph der deutschen Kunst, steht im schönsten Ebenmaße, und die Einsatzrose erhöhet den Eindruck, welchen das Ganze auf den staunenden Beschauer macht. Als wir zum ersten Male dieses Werk sahen, standen wir im Anschauen und Bewundern wie verloren; tiefere und gewaltigere Eindrücke haben wir auch in Italien nicht in uns aufgenommen.

Der zweite Thurm, welcher in Erwin's Absicht lag, ist nicht gebauet worden, und so blieb auch dieser Dom, wie bisher jener in Köln, unvollendet. Nun steigt man bequem bis zur sogenannten Plattform hinan, von welcher man einer entzückenden Aussicht sich erfreut. Unter den dort oben eingegrabenen Namen lesen wir auch jenen Goethe's, der im Elsaß so schöne Tage verlebte.

Im Innern des Münsters konnte unser deutsches Gemüth weder zu Andacht sich erheben, noch zu Genuß an Kunstwerken sich abdämpfen. Wir wollen es offen gestehen, daß wir in jener Kirche vor Ingrimm gebebt haben, und daß der Gegensatz von Gebet über unsere Lippen kam. Wir traten ein in das Hauptportal, an welchem ein für alle Zeiten mit Schmach und Schande bedeckter Landesverräther den liederlichen Ludwig den Vierzehnten von Frankreich mit den Worten begrüßte: „Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben Deinen Heiland gesehen."

Dieser Hochverräther am deutschen Namen war der Erzbischof, ein Mann aus dem Hause der Fürstenberg. Er ertrug die Noth der Umstände nicht mit Würde, fügte sich nicht mit Anstand in das, was für den Augenblick unvermeidlich war, sondern der hohe Würdenträger der Kirche würdigte sich vor einem Könige, dessen ganzes Leben Ein Skandal war, herab zu einem schweifwedelnden Schmeichler, indem er einen notorischen Sünder seinen Heiland nannte.

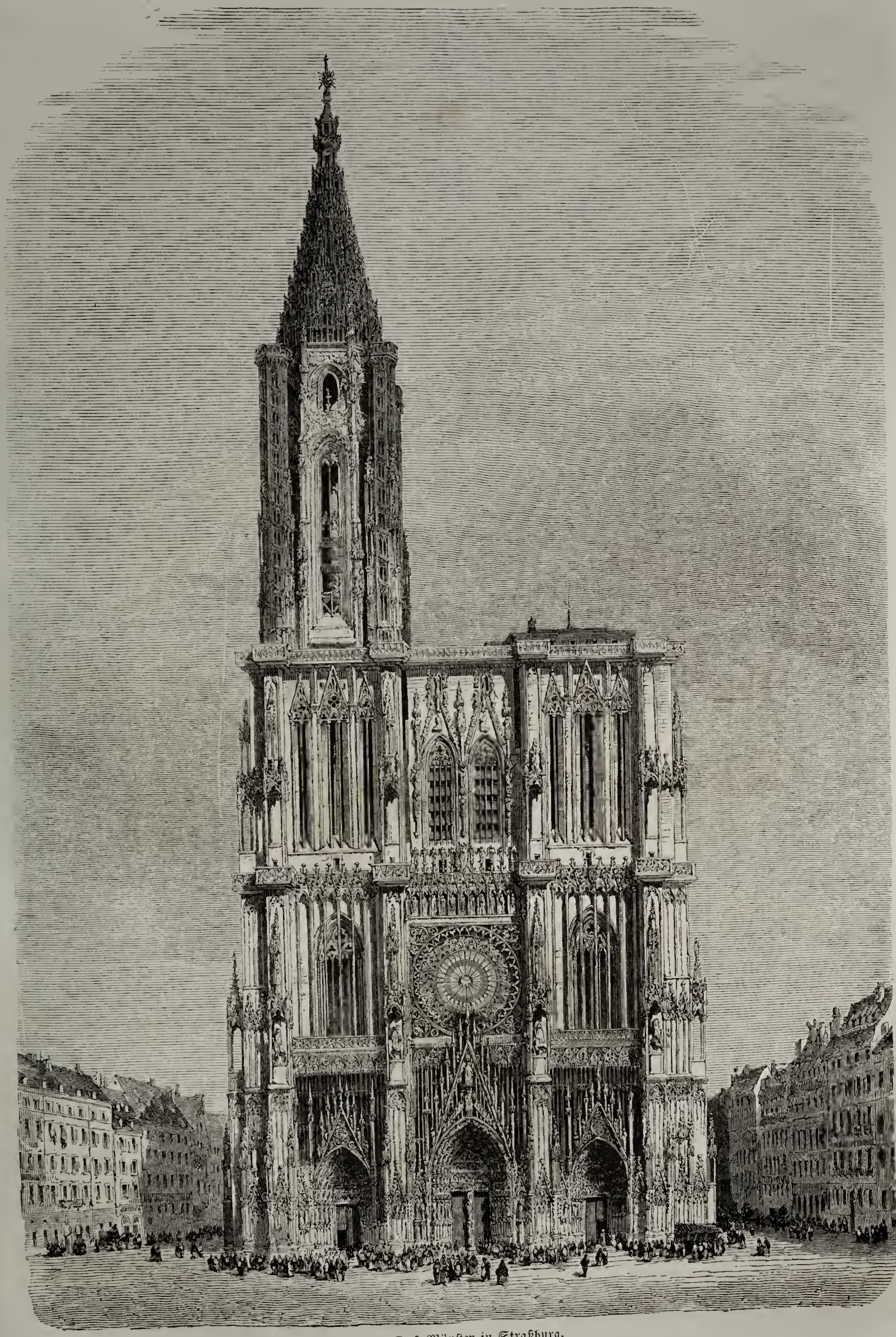
Einen solchen Schimpf wäscht alles Wasser des Rheins nicht ab. Am 28. September 1681 ging Straßburg mitten im Frieden und durch Verrath an Frankreich über. Daß wir es 1814, als es in unsern Besitz kam, wieder herausgaben, gehört auch zu den Sünden jener Zeit.

Erwin von Steinbach's Denkmal.

Doch wir verlassen das Münster und wandeln durch die Stadt, welche theilweise modern geworden ist, wie sich das von selbst versteht, aber doch in vielen Dingen noch an die alte deutsche Reichsstadt gemahnt. Sie war ja die Hauptstadt des rheinischen Oberdeutschlands, und hat bis gegen den Ausgang des ehevorigen Jahrhunderts alle unsere Geschicke getheilt. Sie war von einer sehr stolzen und waffenstarken Bürgerschaft bewohnt, erfreuete der Freiheit und Selbstverwaltung, und stand im Reich überall in großem, wohlverdientem Ansehen. Von den Kaisern wurde sie hochgeehrt.

Jetzt ist sie eine Provinzialstadt, Departementsstadt des Departements Niederrhein und zählt etwa 78,000 Einwohner, ohne die französische Besatzung.

Der allemannische Bewohner ist in politischer Beziehung Franzose, aber das Heimathgefühl für sein Elsaß lebt ungemein stark in ihm. Er behauptet seine Individualität, das elsassische Wesen steckt in Fleisch und Blut, wenn auch der äußere Pariserische Firnis auf der Haut glänzt. Diesem Gefühl hat Ehrenfried Stöber, ein Straßburger, in einem Gedicht Ausdruck gegeben, das er „Heimkehr in's Elsaß" überschrieb. Es wird Wiederhall finden in der Brust aller Leser:



Das Münster in Straßburg.

Willkomm', ihr heimischen Vogesen!
Noch steht die alte Säule da,
Wo meine Blicke fröhlich lesen
In Stein gehau'n: Alsatia!
Wie sehnt' ich mich das Ziel zu schauen,
Der Heimath erste Station!
Du fuhrest brav durch Welschlands Gauen,
Hab' Dank! Du welscher Postillon.

Ade! Auf Lotharingens Hügel
Kehr' um, Du lockst mich nicht zurück!
Elsässer Bursch, führ' Du die Zügel,
Und stoß in's Horn — ein fröhlich Stück!
Ja, laß ein helles Lied erklingen
Hoch jubelnd in des Himmels Blau,
Ein Vivat unserm Land zu bringen,
Dem Elsaß und dem Rheinthalgau!

Den Berg hinab fährt sacht der Wagen,
O legt ihm nur den Hemmschuh an,
Daß ich mein Elsaß mit Behagen
Nach Herzenslust betrachten kann.
Willkomm', ihr heimathlichen Thäler,
Beschirmt von hoher Berge Wall,
Und ihr, der Vorzeit graue Mäler,
Ihr sagenreichen Schlösser all'!

Willkomm', ihr grünen Rebenhügel,
Wo purpurroth die Traube schwillt,
Wo unter heißer Lüfte Flügel
Des goldnen Weines Feuer quillt.
Sieh, wie vom Himmel reich gesegnet
Das weite Fruchtgebilde sprießt,
Wo kaum ein Fleck dem Aug' begegnet,
Der nicht von Segen überfließt.

Und sieh die traulen Dörflein alle
Von Obstbaumgärten rings umlacht,
Die Städtchen dort mit Thurm und Walle,
Wo Bürgermuth das Land bewacht'.
Und sieh wie dort im Abendglanze,
Wo silbern blinkt des Rheines Strom,
Aus Straßburgs altem Mauerkranze
Gen Himmel ragt der schlanke Dom.

Du hehres Münster, grauer Zeuge
Der deutschen Kraft und Frömmigkeit!
Ob alles neuem Tand sich beuge,
Du hältst am Ernst der alten Zeit.
Bewahre Du als treuer Hüter
Der ehrenfesten Väter Zucht,
Daß unser Volk die höchsten Güter
In Festigkeit und Treue sucht.

Und weiter siehst Du dort erglänzen
Des Rheines schillernd Silberband.
Ein Band, o ja! nicht scharfe Gränzen,
Das ganze Rheinthal ist **ein** Land!
Ob jenseits andre Mächte thronen,
Die Herzen bleiben sich verwandt;
Die hüben und die drüben wohnen,
Sie reichen sich die Bruderhand.

Gesegnet seid, ihr Schwarzwaldgipfel,
Gegrüßt das Volk an eurem Fuß,
Es weht durch alle Wasgauwipfel
Zu euch hinüber trauter Gruß!
Auf, Schwager! laß Dein Horn erklingen
Hoch jubelnd in des Himmels Blau,
Ein Vivat unserm Land zu bringen,
Dem Elsaß und dem Rheinthalgau!

Kleine Nachrichten.

Die Expedition des Herrn von Heuglin.

(Correspondenz.) Herrn L. v. Br. in W. In die Streitigkeiten über die Heuglin'sche Expedition werden wir uns nicht einmischen. Im Sophokles heißt es einmal: „Die künftigen Tage sind die besten Zeugen." Man muß also Thatsachen abwarten. Daß man das menschliche Interesse, welches wir Alle an Eduard Vogel's Schicksal nehmen, in den Vordergrund schob, um an der, doch sehr wesentlich auch zu wissenschaftlichen Zwecken ausgerüsteten, Expedition Theilnahme im größern Publikum zu erregen, kann nicht befremden, und wir können uns Ihrem strengen Tadel darüber nicht anschließen. Es giebt manche Leute, die immer noch vermeinen, unser jedenfalls beklagenswerther Landsmann sei am Leben. Allerdings läßt sich, so viel wir absehen, nicht ein Schatten von Wahrscheinlichkeit für diese Annahme geltend machen. Wenn Sie äußern, daß die Angaben eines Takruri, welche Dr. R. Hartmann (der Begleiter des Freiherrn von Barnim) zu Roseres über Vogel erhielt, von gar keinem Belang seien, so stimmen wir Ihnen darin vollkommen bei. Die Nachrichten, welche Dr. Baikie in Rabba am Niger von zwei Reisenden einzog, die in Wara gewesen sind, und jene, die Consul Hermann in Tripolis aus Wadaï erhielt, lauten ganz anders. Daß Vogel's Papiere noch vorhanden oder wieder zu bekommen seien, und daß sie viel Belangreiches enthalten könnten, läuft auf eine ungewisse Vermuthung hinaus. — Aber deshalb ist die Expedition Heuglin's nicht, wie Sie meinen, „Mondschein." Man hat sich freilich in der Zeit, als es sich darum handelte, die öffentliche Meinung für das Unternehmen zu gewinnen, da und dort, offenbar in wohlgemeinter Absicht, einige Uebertreibungen erlaubt, aber es ist jetzt ganz einerlei, wie viel dabei Berechnung und wie viel Naivetät war. Wir konnten uns nur freuen, daß Deutschland aus eigenen Mitteln die Reisenden aussandte, und daß sie nicht ihre Gesundheit oder ihr Leben auf das Spiel setzen für ein fremdes Land, um hinterher vielleicht Undank zu ernten, oder sich mit einer widerwillig gezollten Anerkennung begnügen zu müssen. Wir sind mit der unserigen (Globus S. 110) nicht zurückhaltend gewesen. Auch heute bleiben wir der Ansicht, daß jeder Erfolg unserm gesammten Vaterlande zur Ehre gereichen werde. Aber eine lebhafte Betheiligung hat sich doch nur in verhältnißmäßig engen Kreisen gezeigt; und leider haben auch nur sehr wenige Fürsten oder Regierungen eine Mitwirkung bethätigt. Das Unternehmen ist für die, welche es fördern, ehrenvoll; man kann es aber nicht ohne Weiteres zu einem „nationalen" stempeln; wenn es scheitert, so liegt darin auch nicht entfernt „ein Schimpf und eine Schande für Deutschland," und noch weniger für die, welche ihre Gaben dargebracht haben. Daß die, auf eine frühere Reise bezüglichen Geldverhältnisse, über welche Herr v. Heuglin mit der österreichischen Regierung sich zu benehmen hatte, von ihm an die Oeffentlichkeit gezogen worden sind, macht allerdings einen peinlichen Eindruck schon an und für sich, besonders aber nachdem jene Regierung (Allgemeine Zeitung vom 15. Januar 1862) den Nachweis geführt hat, daß Hofrath von Heuglin „nicht nur Alles erhalten, was er selbst

verlangte und berechnete, sondern überdies eine früher schon von Sr. Maj. dem Kaiser ihm zuerkannte außerordentliche Remuneration von 4000 Gulden, wofür er quittirt, respective seinen Dank ausgesprochen, sich amtlich und actenmäßig zufriedengestellt habe."

Doch das sind Thatsachen, die mit der gegenwärtigen Expedition nicht in directem Zusammenhange stehen. Bedenklicher lauten die Mittheilungen des Professors Munzinger in Bern (Allgemeine Zeitung vom 14. Januar), welche einem Briefe seines zu Keren im Lande der Bogos lebenden Bruders Werner Munzinger entnommen sind. Dieser wollte, gemeinschaftlich mit Herrn Kinzelbach, unverzüglich nach Chartum und von dort nach Wadaï aufbrechen. Seine Ansichten über den Weg, welchen die Expedition zu nehmen habe, wichen von jenen Heuglin's ab; beide Männer hatten mehrmalige Besprechungen; Heuglin erklärte sich mit Munzinger's Plan einverstanden und stellte ihm eine Summe Geldes zur Verfügung. So trennte sich Munzinger von Heuglin, welcher seinerseits das „Kaffa-Projekt" verfolgt, d. h. in die bisher noch nicht erforschten Landschaften südlich von Abessinien vordringen will, wo allerdings von Vogel nichts zu finden oder zu erfahren sein wird.

Von dieser Trennung, die keineswegs ohne Bedeutung ist, finden wir noch nichts erwähnt in einem, auch als Flugblatt vertheilten Aufsatze: „Zum Verständniß der gegenwärtigen Lage der deutschen Expedition zur Aufsuchung Vogel's" von Dr. Otto Ule in Halle, einem rüstigen Mitgliede des Comités. Nur so viel wird gesagt, daß Herr v. Heuglin schon in einem Briefe, datirt Massaua, 12. Juli, den Wunsch geäußert habe, nach Kaffa zu gehen. Professor Munzinger seinerseits sagt, der Plan seines Bruders, mit Kinzelbach nach Chartum und Wadaï aufzubrechen, habe „die volle Anerkennung des Comités in Gotha gefunden und dieses habe auch seither alle wünschenswerthen Schritte gethan, um das direkte Vordringen dieser beiden Männer gegen Wara zu ermöglichen." Professor Munzinger spricht dann sein Bedauern aus, „daß das Comité nicht von vornherein durch klare und offene Darlegung des Sachverhalts die unerquickliche Discussion in den Zeitungen, die gerade so klingt, als wenn sich verschiedene Interessen gegenüberständen, unterdrückt hat." In Dr. Ule's Aufsatz, der im Namen des Comités spricht, wird nur gesagt: „Das Comité hat sich nicht ermächtigt geglaubt, einen bloßen Wunsch zum Gegenstand einer öffentlichen Mittheilung zu machen und dadurch das Vertrauen der Nation (!) zu beirren, bevor noch eine Thatsache wirklichen Grund dazu giebt. Es hat sich aber auch nicht die Möglichkeit verhehlt, daß die Reisenden von wissenschaftlichem Eifer sich verleiten lassen könnten, diesem Wunsch eine Folge zu geben."

Professor Munzinger's Mittheilungen zufolge ist nun diese Thatsache eingetreten.

In Gotha ist dann am 1. December eine zweite Expedition nach Wadaï beschlossen worden, welche nach Dr. Ule's Mittheilung „in keinerlei Verbindung mit einem Zweifel an der Heuglin'schen steht." Die „bedeutendsten Sachkenner" waren von vornherein für zwei Expeditionen; die eine sollte Heuglin unternehmen; zu der zweiten hat sich Herr von Beurmann entschlossen. Er ist Ende Decembers über Malta nach Bengasi abgegangen und will dort versuchen, entweder über Audschila und Kebabo oder über Murfuk und Borgu nach Wadaï zu gelangen. Dr. Ule nennt ihn einen „Propheten der Wissenschaft, einen Parteigänger", der als mohammedanischer Kaufmann, nur mit den dürftigsten wissenschaftlichen Hülfsmitteln ausgerüstet, Wadaï erreichen wolle.

Das ist der Stand der Angelegenheiten, insoweit wir dieselben nach den vor uns liegenden Mittheilungen übersehen können. Aus der einen Expedition sind demnach drei geworden. Mit einem endgültigen Urtheile über das Comité, über Heuglin's Verfahren ꝛc. müssen Sie zurückhalten, bis von allen Seiten her ausführliche Berichte vorliegen. Leidenschaftliche Discussionen nützen ebensowenig wie sanguinische Hoffnung; man muß eben die Erfolge abwarten, und weitere Thatsachen, welche allein den Ausschlag geben.

Baron Karl von der Decken und der Schneeberg Kilimandscharo im östlichen Aequatorial-Afrika. Es war die Absicht des Herrn von der Decken, gemeinschaftlich mit Theodor Roscher von der Ostküste aus in's Innere Afrika's, südlich vom Aequator vorzudringen; dieser Plan wurde jedoch durch Roscher's Ermordung vereitelt. Herr von der Decken wählte dann ein anderes Feld für seine Thätigkeit. Er ging nach Mombasa, der bekannten Hafenstadt nördlich von Sansibar, in deren Nähe Rebmann's und Krapf's Missionsort Rabbaï Mpia liegt, und unternahm von dort einen Ausflug nach Kilima. Ein Engländer, R. Thornton, hatte sich als Begleiter ihm angeschlossen.

Beide bestiegen den Kilimandscharo bis zu einer Höhe von 8000 Fuß, und gingen dann über Dafeta zurück nach Wanga an der Küste. Der genannte Berg, dessen Gipfel eine Kuppel bildet, ist etwa 20,000 Fuß hoch und in der Höhe über 17,000 Fuß mit Schnee bedeckt. Herr von der Decken war, unseren letzten Nachrichten zufolge, in Aegypten eingetroffen.

Durch seine Beobachtungen ist nun die Richtigkeit der Angaben der deutschen Missionare Krapf und Rebmann außer allen Zweifel gestellt. Rebmann sah, während seiner ersten Reise nach Dschagga, den Kilimandscharo zum ersten Mal am 11. Mai 1848, und beobachtete ihn auf seinen folgenden Reisen mehrmals. Krapf bemerkte ihn auf seiner ersten Wanderung nach Ukambani und späterhin, im Jahre 1851, gleichfalls. Beide Männer behaupteten mit unumwundener Bestimmtheit, daß der Gipfel mit Schnee bedeckt sei; Rebmann konnte denselben, als er am Fuße des Berges Nachtlager hielt, ganz deutlich erkennen. Auch sagten die Eingeborenen, daß das Weiße dort oben, wenn man es in Gefäße fülle, weiter abwärts durch die Wärme zu Wasser werde.

Ein zweiter Schneeberg in jener Region ist der Kenia oder Kima Dscha Dschen, welchen Krapf am 3. December 1849 von Kitui aus bemerkte; er erkannte deutlich, daß der Gipfel desselben von zwei mächtigen Hörnern gebildet wird, welche, nordwestlich vom Kilimandscharo auf einer gewaltigen Bergunterlage sich erheben. Dieser Kenia liegt sechs Tagereisen von Kitui entfernt. Von den Leuten, welche in der Nähe desselben wohnen, erzählte ein Mann aus Uembu, er selber sei oft am Fuße des Berges gewesen, aber nicht hoch hinaufgestiegen, weil es dort sehr kalt sei und der weiße Stoff mit großem Geräusch den Berg hinabrolle (Lawinen). Diese Angaben wurden durch Leute aus Kikuyu bestätigt, und ein Mnika aus Rabbaï, welcher dort gewesen war, sprach zu Krapf häufig von einem Berge, der wie mit weißem Mehl bedeckt sei.

Dieser Schnee speiset viele Flüsse das ganze Jahr hindurch mit Wasser; Rebmann zählte deren etwa zwanzig, die vom Kilimandscharo herabkommen; zwei derselben, der Gona und der Lumi, sind nicht unbedeutend und bilden Hauptquellflüsse des Pangani. Krapf überschritt den Zawo, welcher in der trockensten Jahreszeit dritthalb Fuß Tiefe hatte; den Dana fand er sechs bis sieben Fuß tief.

Unsere beiden Landsleute haben durch v. d. Decken und Thornton nun eine glänzende Genugthuung erhalten. Als wir die neuesten Nachrichten über die Wanderung der beiden letztgenannten Männer gelesen, schlugen wir einmal wieder das Buch von Desborough Cooley nach (Inner-Africa laid open etc. London 1852). Dieser in mancher Beziehung verdiente Geograph stellte die Angaben beider Missionare, über das Vorhandensein von Schneebergen im äquatorialen Afrika, plattweg in Abrede, und griff die hochverdienten Männer mit einer Heftigkeit an, die ohne Maß und deshalb unwürdig ist. Rebmann's Annahme beruhe lediglich auf Sinnentäuschung (S. 90); sie sei ein Kind der Phantasie und der eternal snow nicht vorhanden; ohnehin leide der Missionar an Kurzsichtigkeit der Augen und gebe sich einem dash of rhetoric hin. Die Landeseingeborenen wüßten gar nichts von Schnee (s. oben) und seien doch sehr wohl im Stande, weiß von schwarz zu unterscheiden (S. 93). Ludwig Krapf, der doch ein äußerst gewissenhafter Mann ist, wird von dem rechthaberischen Engländer noch weit giftiger behandelt (S. 125); er sei von einem ungerechtfertigten Ehrgeiz besessen, hänge blind an großen Problemen und sei so hartnäckig, daß er seine Täuschungen nicht fahren lassen wolle. Miserably poor in facts, he is profuse of theory; noch mehr: he seems to want altogether those habits of mental accuracy without which active reason is a dangeroos faculty. — Science owes nothing to oracles, und nichts einem oberflächlichen Wissen, dem Systemaufbauen und hohlen Prätensionen. „Die Entdeckung des ewigen Schnees, an welche die Herren Krapf und Rebmann ihr Herz gehängt, ist aber so weit von aller Wesenheit entfernt, hat so gar nichts Wirkliches an sich, daß sie einen gespenstischen Charakter trägt."

So anmaßend und grob äußerte sich Herr Cooley, und nun haben die deutschen Missionare doch Recht behalten, der Schnee ist vorhanden! —

Nachdem das Obige schon gedruckt worden war, lasen wir Heinrich Barth's Notiz über die Reise des Herrn v. d. Decken in Nr. 34 der Augsburger Allgemeinen Zeitung. Die einfache Angabe über die Besteigung des Kilimandscharo haben wir aus dem Athenäum vom 18. Januar d. J. genommen, wo es heißt, Thornton habe die Reise „in company with a German, Baron von Decken" gemacht. Im Athenäum wird verschwiegen, daß auf dem Berge Schnee liegt. Wir unsererseits vermutheten ganz richtig in der Art und Weise der englischen Mittheilung und deren Fassung eine Finte. Der Ruhm mußte doch wenigstens einem Engländer zugeschoben, es durfte nicht gesagt werden, daß ein Deutscher die Hauptperson war. Barth, der es wissen kann, bemerkt: „Der ganze Reiseentwurf, die Mittel und die ganze Unternehmung sind vollständig auf deutscher Seite. Der Kilimandscharo hat sich als weit in die Schneeregion hineinreichen-

der ausgestorbener Vulkan erwiesen." — Es wird den auf nichtenglisches Verdienst neidischen Leuten in Großbritannien aber doch nichts Anderes übrig bleiben, als auch hier wieder deutschem Unternehmungsgeiste die Ehre geben zu müssen.

Die Andamanen. In der Londoner ethnolog. Gesellschaft vom 14. Jan. wurde ein Aufsatz des vergleichenden Anatomen Prof. Owen über die Osteologie der Bewohner dieser Insel verlesen. Wir haben, Globus S. 177, die Abbildung eines solchen Andamanesen, welche photographisch aufgenommen wurde, mitgetheilt. Diese Leute sind kühn und griffen sogar ein englisches Dampfboot an. Seither haben sie stets große Feindseligkeit gegen die Fremden gezeigt. Sie gehen ganz nackt, und die Mädchen sind im Verkehr mit Männern keinerlei Zwang unterworfen, bis sie einen bestimmten Gemahl haben. Sie hüllen ihre Todten in Blätter ein, so daß dieselben ein Bündel bilden; man schleift sie in ein Grab und läßt sie dort einige Monate liegen, damit von Ameisen und Landkrabben die Knochen abgenagt werden. Die letzteren werden dann von den Verwandten herausgewühlt, und jeder nimmt etwas als Andenken; der Schädel gehört dem nächsten Verwandten. Das Gerippe eines Mannes, welches Professor Owen maß, ist 4 Fuß 10 Zoll hoch, der Schädel oval; er zeigt keine Aehnlichkeit mit jenen der afrikanischen Neger und eben so wenig mit denen der Papuas, Australier, Malayen oder Mongolen. Es liegt kein anatomischer Grund vor, die Andamanesen von irgend einem der jetzt vorhandenen Continente herzuleiten; er will aber damit nicht sagen, daß diese Leute ursprünglich dort entstanden seien, wo wir jetzt sie finden.

Australien. In der Kolonie Victoria ist man hocherfreut, daß bei Daylesford Steinkohlen, bei Corduroy in der Nähe von Ballarat Braunkohlen gefunden worden sind. Beide zeigen sich sehr ergiebig und die erstere soll den besten englischen Kohlen gleich kommen.

Sehr unangenehm ist man in der südlichen Sommerzeit, nämlich in der Nacht vom 14. auf den 15. November, im Ballaratdistriete von einem Nachtfrost überrascht worden, der an Feld- und Gartenfrüchten großen Schaden anrichtete. Die Gerstenhalme erfroren bis zum Boden hinab, der Hafer litt bedeutend, das Erbsenblatt wurde schwarz, das Kraut der Kartoffeln kräuselte sich, alles Obst ist vernichtet und der Wein erfror bis in die Nähe der Wurzeln. Im November hat man dergleichen dort nie zuvor erlebt.

Die Gesellschaft, welche Thiere aus fremden Klimaten in Südaustralien eingewöhnt, hat ein paar nordamerikanische Moosethiere und ein nordeuropäisches Elenn erhalten.

Der nachhaltige Goldreichthum der Lachlangegend ist nun außer allem Zweifel. Eine Partie hat durchschnittlich 5 Unzen Goldes aus jedem Zuber Sandes gewaschen. Man hatte noch zwei reiche Adern aufgefunden. In der Stadt Bathurst brachten diese Nachrichten eine große Aufregung hervor; an der Hauptader arbeiteten in der Mitte Novembers an sechstausend Menschen, während aus Südaustralien und von den Lambing Flats andere Tausende herbeiströmten.

In der neuen Kolonie Queensland, deren Hauptstadt Brisbane ist, hatten die schwarzen Wilden neunzehn Weiße (zum warnenden Exempel wurden 30 Eingeborene hingerichtet), darunter auch Frauen und Kinder, ermordet.

Ueber deutsche Einwanderer finden wir in der zu Melbourne erscheinenden „Germania" folgenden Bericht: Das Schiff „Grasbrook" von Hamburg mit den von der Baumwoll-Compagnie gemietheten deutschen Arbeitern ist glücklich in Brisbane angekommen. Die Arbeiter wurden dort auf dem Cutter „Cleveland" eingeschifft, um nach der Baumwollen-Pflanzung am Cabulture-River befördert zu werden. Beim Erreichen der Mündung jenes Flusses hinderten Ebbe und der Wind das Einlaufen des Schiffes und deshalb die Landung der Passagiere. Kaum war dieses bemerkt worden, als sich einige hundert Eingeborene am Strande sammelten, und, wie gesagt wird, feindselige Absichten gegen das Landen der Passagiere an den Tag legten. Die Ersteren blockirten die Mündung des Flusses während der Dauer von zwei Tagen, worauf sie abzogen, weil ihnen wahrscheinlich die Zeit des Wartens überdrüssig wurde. Eine Bemerkung, welche dieser Nachricht beigefügt ist, läßt vermuthen, daß diese Demonstration der Eingeborenen von den dortigen Officianten der Pflanzung angezettelt wurde, um die neuen Ankömmlinge in Furcht zu setzen und sie von dem Fortlaufen von der Pflanzung zurückzuhalten, indem das Erscheinen einer Abtheilung der berittenen Polizei die Eingeborenen sogleich verjagt haben würde: „Die Deutschen scheinen durchaus einen solchen Empfang bei ihrer Ankunft im Lande der Verheißung nicht erwartet zu haben, und werden um so williger bei ihrer Arbeit bleiben, wenn sie erkennen, daß sie solche kriegerische Nachbarn haben."

Angriff der Andamanesen auf einen Dampfer.

Australische Blätter vom November berichten Folgendes: Die südaustralische Erforschungsexpedition unter M'Kinlay ist nach den angesiedelten Gegenden der Kolonie zurückgekommen. Ihren Angaben zufolge hat sie zwölf englische Meilen vom westlichen Theile des Coopers Creek die Ueberreste von Leichen weißer Männer gefunden, die allem Anschein nach von den Eingeborenen ermordet und theilweise aufgefressen worden sind. — Aus Westaustralien berichtet die letzte Post von Spuren weißer Leute, die von Dempster's Partie gefunden wurden. Man meint, daß dort wie hier die Gerippe Ueberbleibsel von Leichardt's Expedition seien. Ist das richtig, so muß diese letztere den Versuch gemacht haben, nach Westaustralien vorzudringen; auch lag es ja in Leichardt's Absicht, dorthin zu gehen. Zwei Mitglieder der Erforschungsexpedition geben an, daß, den Aussagen einiger Eingeborenen zufolge, die Pferde der weißen Männer noch am Leben seien.

Verantwortl. Redakteur: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.
Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.

Eine Eilfahrt durch den Kaukasus.

Georgische Edelleute. — In Tiflis. — Gebirgsvölker. — Frauenschmuck. — Ein Ball. — Gepanzerte Tuschinen. — Tarantasse und Jemtschik. — Mtzchetha, Ducheti, Ananur. — Der Terek und der Aragwi. — Das Teufelsthal und die Lawinen. — Der Darielpaß. — In Wladikawkas. — Eine Dschiguitowka.

Im Jahre 1856 ward ich vom Fürsten Alexander Bariatinsky eingeladen, ihn auf seinen Zügen im Kaukasus zu begleiten, wo er die Stelle eines kaiserlichen Namestnik oder Statthalters einnahm. Am Bord des Dampfers Astara verließen wir zusammen den Hafen von Astrachan an der Mündung der Wolga in das kaspische Meer und fuhren nach Petrowsky, wo ich zum ersten Mal kaukasischen Boden betrat. Unser Zug durch Daghestan ward durch eine Reihe von Festen bezeichnet, die mit wahrhaft orientalischer Pracht gefeiert wurden. Ueberall beeilte man sich, dem Stellvertreter des mächtigen Czars zu huldigen. Unsere Fahrten während der Nacht waren wirklich feenhaft, denn etwa hundert Reiter in ihren orientalischen Trachten ritten neben unserm Zuge her; in den Händen trugen sie mächtige Fackeln, die, mit Naphtha gespeist, ihr magisches Licht weit über die Gegend verbreiteten.

In Kwarel, wo wir den christlichen Boden Georgiens betraten, standen zweihundert „Fürsten" dieses Landes bereit, den Namestnik zu empfangen. In ihren herrlichen Kleidern, mit köstlichen Waffen und auf feurigen Kabardinerpferden, bildeten sie auf einer beträchtlichen Strecke unser glänzendes Gefolge. Ueber Alles prachtvoll aber war unser Einzug in Tiflis, wo der ganze georgische Saltanat in vollster Ausdehnung sich zeigte. Das Wort Saltanat bedeutet Prunk, und die Orientalen haben ein bezeichnendes Sprichwort: den

Festung Ananur am Aragwi im Kaukasus.

Reichthum besitzen die Inder, Geist die Europäer, aber das Saltanat ist nur bei den Osmanen zu finden. Die einfachen aber hübschen dunkeln Uniformen der russischen Soldaten stachen ab gegen die lebhaften, prunkvollen Trachten der Orientalen, die aus allen Gegenden herbeigeeilt waren, um den Einzug des mächtigen Namestnik Bariatinsky zu sehen. Von den platten Dächern der Häuser und den hervorspringenden Söllern blickten die schönsten Georgierinnen herab, aber nicht verschleiert, wie ich sie in Smyrna und Konstantinopel fand, sondern mit freiem, offenem Gesichte.

Aber, so schreibt Blanchard weiter, wer zählt die Völker, nennt die Namen, die gastlich hier zusammen kamen?

Neben den Gebirgsvölkern, die ihre turbanartigen Pelzmützen (Papacha) und langen Ueberwürfe (Beschmet) trugen, standen die Linienkosaken; neben ihnen Georgier und

Armenier mit ihren zuckerhutförmigen Kopfbedeckungen und russische Kaufleute in Kaftanen. Nicht weit davon sahen wir die Anhänger Ali's, angethan mit der kaukasischen Burka, einem langen dicken Mantel; wir sahen den Parsi aus Bombay, der auf der Pilgerschaft nach Baku begriffen war; er trug einen niedrigen, abgeplatteten Turban. Auf dem Bazarplatz mischten sich Türken und Kurden unter die Menge, im Hintergrunde standen plumpe zweihökerige asiatische Kameele. Weiber waren in Menge herbeigeströmt; meist schöne christliche Georgierinnen und Armenierinnen, die von der Erlaubniß, das Gesicht frei zu zeigen, den besten Gebrauch machten. Ihre Haartracht, Tassakrani, war geschmackvoll. Die Flechten ziehen sich wie ein breites Band um den Kopf und halten den spinnwebfeinen, mit Silber und Gold durchwirkten Musselinschleier, der sich unter dem Kinn hinzieht, und so das Gesicht einrahmt. Ihre Kleider sind von brennenden Farben, die Aermel ihrer ganzen Länge nach aufgeschlitzt; das Untergewand aus schwerer Seide wird an der Taille von einem Band zusammengehalten, in dem ein kleiner Dolch und ein Pistol stecken. Während des Winters tragen die Georgierinnen einen hellrothen Sammetüberwurf, der mit kostbarem Pelzwerk besetzt ist und auf der Brust von drei goldenen Spangen zusammengehalten wird; im Sommer dient ein weißer faltiger Mantel aus Baumwollenstoff, Tschadré genannt, der vom Kopf bis auf die Erde herabwallt, als Ueberkleid.

Nachdem in der alten, erst kürzlich vom Fürsten Gagarin wieder neu hergestellten, Domkirche ein feierlicher Gottesdienst für die glückliche Ankunft des Namestnik gehalten war, begab sich Fürst Bariatinsky mit dem glänzenden Gefolge in den Regierungspalast, um die Glückwünsche der Würdenträger zu empfangen und ein Festmahl zu geben. Gegen Ende desselben tönte vom Hofraum ein betäubender Lärm von Flöten und Tamburinen herauf. Wir gingen auf den Söller hinaus, von wo wir in das Menschengewühl auf dem Platze hinabschauten. Alle Anwesenden hielten kleine Wachskerzen in der Hand, und so weit der Blick in die benachbarten Straßen reichte, sah man in langen Zügen Menschen mit eben solchen Lichtern heandrängen. Es waren die Innungen von Tiflis, mit Fahnen und Musik, um den Statthalter zu begrüßen. Als er auf dem Altan erschien, tönte ein betäubendes „Hurrah" zu uns herauf, man schloß einen Kreis und in denselben traten die besten Tänzer an, um die „Leskinka" oder wie die Georgier selbst den Tanz nennen, die „Lekury" aufzuführen. Gewöhnlich erscheint nur ein einzelner Tänzer in dem Kreise; Anfangs drehet er sich auf demselben Flecke und stampft, dann schreitet er vorwärts und rückwärts, und bewegt die Arme wie ein Telegraph. Zuweilen tritt wohl auch eine Frau in diesem Tanze auf, der selbst in der höchsten georgischen Gesellschaft beliebt ist.

Unter meinen Erinnerungen aus Tiflis muß ich des Balles erwähnen, welchen der Adel dem Fürsten Bariatinsky veranstaltete. Es war ein kunterbuntes Durcheinander von europäischen und asiatischen Trachten, von russischen Uniformen und georgischer und muselmännischer Bekleidung, von banschigen Pariser Krinolinen und geschmackvoll faltig niedergleitenden Gewändern der Frauen von Tiflis. Ein Nebensaal, Darbas, nach persischer Art eingerichtet, fesselte meine Aufmerksamkeit ganz besonders. Persische Wasserpfeifen (Kalian's) von allerhand Formen, Spiegel mit sonderbaren Rahmen, merkwürdige Gemälde, verschiedenartige Silbervasen und werthvolle Waffen waren auf einem Gesims angebracht, das sich um das Gemach herumzog, in verschwenderischer Masse; eine große Reihe Kerzen warf blendendes Licht auf alle diese Herrlichkeiten und auf die geschmackvollen persischen Teppiche, welche die Wände bedeckten. Die vom Orchester benutzten Instrumente wichen vielfach von unseren europäischen ab; mir fiel eine Art Klarinette auf, der Duduk oder Salamuri, eine Geige, Tschianuri genannt, und der Dimplipito, das heißt ein paar scharf tönende kleine Zimbeln.

Die Fastenzeit ward vom Fürsten Bariatinsky mit all der Strenge gehalten, welche die griechische Kirche vorschreibt; Eier, Fische und Butter, die in der katholischen Welt noch erlaubt sind, verschwanden vom Tische; man lebte nur von Stoffen aus dem Pflanzenreiche', und genoß selbst zum Thee nur Mandel- und keine Kuhmilch. Ostern, die Zeit der Erlösung vom Fasten, war herangenaht, und als Zeichen, daß dieselben vorüber seien, fand man in allen Häusern, nach ächt russischer Sitte, in großer Menge Butter auf den Tischen, die in sehr verschiedenen Formen, meist aber als Lamm geformt, aufgetragen wurde. Die gefärbten Ostereier waren, wie im westlichen Europa, in Jedermanns Händen, oft aus Porzellan oder noch kostbareren Stoffen gearbeitet.

Zur Osterzeit kam auch eine Gesandtschaft der Tuschinen oder Chessurs zum Fürsten. Dieser christliche Stamm wohnt im Nordwesten Georgiens zwischen den Hochgebirgen Daghestans und dem Lande der Osseten. Ich hatte früher nur im Gefolge des Czars Leute in Panzerhemden gesehen; hier standen aber die ächten Söhne der Berge in dieser Tracht vor mir, welche in der That einen originellen Anblick bot. Ihre anliegende Kleidung bestand aus einer dicken Tunika von rother Farbe und eben solchen Beinkleidern, die bis zur Mitte der Wade reichten, wo sich dann lederne Beinschienen anschlossen; die Fußbekleidung besteht aus spitzen Halbstiefeln. Die Kopfbedeckung bildet ein verzierter Eisenhelm, über den eine Binde von Kupfer hinläuft; am Hinterkopf hängt vom Helm bis über beide Schultern ein eisernes dichtes Maschennetz; ein eben solches befindet sich vor dem Gesicht, welches bis zu den Augen mit demselben bedeckt ist. Ueber Brust und Rücken der Tuschinen kreuzen sich zwei Riemen, deren einer die Patrontasche, der andere den Schaschka hält, einen Säbel ohne Kreuzgriff oder Stichblatt am Heft. Die Lederriemen sind mit allerlei Buckeln und Zierrathen versehen, von Strecke zu Strecke hängen an ihnen kleine Schnüre, die in ein silbernes Kreuz auslaufen. An der rechten Hüfte hängt eine silberne Büchse mit Fett zum Einölen der Waffen; an der linken hängt der lange kaukasische Dolch, Kindschall, welcher bei keinem Einwohner dieses Landes fehlt. Vom Hals hängt an einer langen und dünnen Lederschnur ein runder Holzschild herab, auf dessen Außenseite concentrische Eisenbänder mit Nägeln angebracht sind; die Innenseite dieser Schutzwaffe ist doppelt mit Leder gefüttert und hat nur einen Handgriff. Die Bewaffnung wird durch eine lange dünne Flinte mit damascirtem Laufe vervollständigt.

Diese Gesandtschaft bat um die Versetzung eines ihrer Führer, der ein Verbrechen begangen hatte. Der Namestnik gewährte ihre Bitte, worauf die Männer aus Dankbarkeit einen Kriegstanz aufführten und sich in ein Scheingefecht einließen, das uns recht deutlich die Art ihrer Kampfweise vor Augen führte.

Die Zeit meiner Rückreise nach St. Petersburg nahte heran. Der Fürst sorgte dafür, daß ich die große, durch wüste Steppen gehende Reise mit aller möglichen Sicherheit und Bequemlichkeit zurücklegen konnte. Zunächst war die Auswahl eines passenden Fuhrwerkes von Wichtigkeit. Ich nahm eine Tarantasse, das heißt russisches Fuhrwerk, auf dessen hohem Bocke der Jemtschik (Postillon) sitzt. Die drei Pferde waren neben einander gespannt, über jedem erhob sich ein hoher hölzerner Bogen, in dessen Mitte ein

Glöcklein lustig klingelte. Außer einem guten Fuhrwerk sind aber noch ein Paß und Geld in Fülle nothwendig. Wer nur einen gewöhnlichen Paß (Poderoschnaia) hat, muß auf jeder Station lange warten, bevor er frische Pferde bekommt, die dann sechs bis acht Werst in der Stunde zurücklegen. Hat man aber einen Courierpaß, so wird man überall mit der größten Zuvorkommenheit aufgenommen. Ein Jeder ist bemüht, dem glücklichen Besitzer dieses Talismans zu dienen, und die besten Rosse werden eingespannt. Mir hatte der Fürst einen solchen Talisman ausgestellt, und vermittelst dessen legte ich dann die weite Strecke von 2700 Werst, beinahe 400 deutsche Meilen, von Tiflis bis zu den Ufern der Newa in acht Tagen und fünf Stunden zurück.

An einem schönen Nachmittage verließ ich Tiflis; die Luft war so rein und durchsichtig, wie ich sie nur in Attika gefunden hatte; die fernsten Gegenstände erschienen klar und deutlich, und das stolze Haupt des Kasbek, mit Schnee bedeckt, hob sich weißglänzend vom Horizonte ab. Durch bunte Wiesen, deren würzige Blumen uns ihre Düfte zusandten, flogen unsere Fuhrwerke schnell dahin. Der Fluß Kur, der Cyrus der Alten, lag zu unserer Rechten und sandte seine schmutzig braunen Wogen dem kaspischen See zu. Er ist nur bis etwa dreihundert Werst unterhalb Tiflis schiffbar, obgleich seine Wassermenge bei dieser Stadt nicht unbedeutend erscheint, zumal wenn der Schnee im Kaukasus zu schmelzen beginnt.

Ehe wir Mtzchetha erreichten, begegnete uns ein Regiment donischer Kosaken. Von einer eigentlichen Uniform ist bei ihnen keine Rede, da Alles, sogar das Pferd, den Leuten selbst gehört. Jeder kleidet sich nach Belieben, und die alten Schafpelze, Tulupen, gleichen nicht im Geringsten den sauberen Uniformen der russischen Garde; was aber die Erscheinung dieser Truppen an militärischer Gleichförmigkeit verliert, gewinnt sie in malerischer Beziehung wieder. Dem Kosakenpulk folgten eine große Anzahl Gepäckwagen, beladene Pferde und Kutschen der Offiziere.

Mischeta (Mtzchetha), an der Mündung des Aragwi in den Kur, war in früherer Zeit von großer Wichtigkeit für Georgien, dessen Hauptstadt es bis in's sechste Jahrhundert gewesen ist. Jetzt bildet es nur einen kleinen Marktflecken, der kaum noch an den ehemaligen Glanz erinnert. Die schöne, im byzantinischen Style erbaute Kirche ist die Begräbnißstätte der alten Könige von Georgien; sie steht von einer großen Anzahl zum Theil verfallener Gebäude umgeben, in denen einst Mönche wohnten. Herr v. Gille (in

Tschertowaia Dalina, Teufelsthal, im Kaukasus.

seinen Briefen aus dem Kaukasus) erwähnt dieser schönen Kirche mit folgenden Worten: „Die alte Kirche von Sweti Tschoweli, zu welcher Mirian, König der Sassaniden, der im Jahre 318 zum Christenthum übertrat, den Grund legte, ward nach ihrem Verfall im fünfzehnten Jahrhundert vom König Alexander nach dem alten Plane wieder aufgebaut. Sie ist aus rothem Porphyr im alten georgischen Styl erbaut; in ihr wurden die georgischen Könige gekrönt und begraben; ihre Leichensteine sind jetzt dem Pflaster der Kirche einverleibt; die der beiden letzten Könige, Heraclius und Georg, ließ Czar Alexander der Erste restauriren."

Der Weg bis zu der kleinen Stadt Ducheti, wo wir Nachtlager hielten, bot nichts Bemerkenswerthes. Die Felder waren besser bebaut, als in anderen Gegenden des Kaukasus, die Herberge war wie andere georgische Schenken niederer

Der Dariel-Engpaß im Kaukasus.

Art (Dukans) und ich machte mich schon auf eine schlaflose Nacht gefaßt. Einer meiner Reisegefährten war jedoch mit den Verhältnissen des Landes besser bekannt als ich, und führte uns in ein hübsches Haus mit schönem Garten. Der Hausherr erschien sogleich; die grünen Aufschläge seiner Uniform bezeichneten ihn als einen Straßenbaubeamten. Mit freundlicher Miene stellte er uns sein ganzes Haus, ganz nach unserem Belieben, zur Verfügung. Bald brodelte Wasser in dem Samovar (dem russischen Theekessel) und der herrlichste Karavansky tschaj (Karavanenthee) erquickte uns.

Von Ducheti an wurde der Weg immer steiler, wir näherten uns den Hochgebirgen. Zu unserer Rechten schäumte der Bergstrom Aragwi in seinem steinigen Bette; bei einer Quelle fanden wir eine georgische Familie, welche Rast gemacht hatte, um die Pferde zu tränken. Es war ein malerischer Anblick.

Zu unserer Linken erhoben sich steile Berge, die von Strecke zu Strecke mit Wartthürmen besetzt waren. Nicht weit abseits lagen die Ruinen eines alten Schlosses, das auf einem Kegelberge wie ein Schwalbennest angebaut war und fast uneinnehmbar schien. Hier ereignete sich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts eine Geschichte, wie man sie im Mittelalter zu Zeiten der Raubritter und Blutrache erlebt hat. Ein Fürst N. N., Besitzer dieses Schlosses, sah auf der durch das Thal ziehenden Straße eine hübsche junge Frau mit Kaplan und Dienerschaft vorüberreisen. Er bemächtigte sich der Schönen und schickte deren Kleider, gleichsam zum Hohne, ihren Anverwandten. Eine furchtbare Rache war die Folge dieses Bubenstreichs. Die ganze Sippschaft der beleidigten Familie zog mit ihren Mannen vor das Schloß und erstürmte dasselbe trotz der festen Lage. Die Vertheidiger wurden niedergemetzelt, die ganze Familie des Räubers ausgerottet und die Mauern des stolzen Schlosses sind geschleift worden.

Wir befanden uns nun schon in den Gebirgsschluchten, aus denen der Aragwi hervorströmt, und die nur einen engen Weg für Reisende frei lassen. Hier liegt zur Vertheidigung des Engpasses die Feste Ananur. In dem unbedeutenden Dorfe gleichen Namens sind zwei dem heiligen Chitobel geweihte Kirchen; sonst findet man nichts Bemerkenswerthes. Früher war hier auch der Sitz der Eristaff (d. h. Volkshäupter) vom Aragwi; sie waren einst die mächtigsten Vasallen der Könige von Georgien.

Die Bergschluchten fand ich mit Hochwald und Unterholz bedeckt; von Zeit zu Zeit begegneten uns in ihnen kleine Mauleselkaravanen, die von Osseten geführt wurden. Die Thiere waren stark beladen, neben denselben ging der Treiber, mit seiner langen Flinte auf der Schulter, und den Dolch an der Seite. Ich glaubte ein Bild aus den Sierren Spaniens vor mir zu haben.

In Passanaur hielten wir Mittagsmahl. Hinter diesem Flecken begann das Hochgebirge, das uns noch von Europa schied; jetzt nahmen wir nun von den schönen transkaukasischen Ländern Abschied.

Auf Befehl des Fürsten Bariatinsky hatte sich hier ein Straßenbaubeamter uns angeschlossen, um uns über die gefahrvollsten Stellen des Weges zu geleiten. Für unsere Wagen ward Ochsenvorspann genommen, ich selbst ritt zu Pferde voraus. In einer wunderschönen klaren Nacht, deren

Eine Dschiguitowka in der kaukasischen Steppe. (S. 359.)

Stille nur durch das Quaken der Frösche unterbrochen ward, langten wir in Kaischaur an, wo Nachtruhe gehalten ward. Doch schon vor Tagesanbruch brachen wir wieder auf. Der am Tage gefallene und von der Sonne aufgethaute Schnee war über Nacht wieder gefroren; das verschlug indessen unseren Kosakenpferdchen nichts, sondern sie trabten munter darüber weg. Die Straße war abschüssig, und zu unserer Linken konnten wir beim Funkeln der Sterne eine mit Schnee bedeckte Bergkette unterscheiden. Nach und nach brach der Tag an, der Himmel färbte sich mit den schönsten Tinten, die Umrisse der Berge traten deutlich hervor und ich konnte den zurückgelegten Weg erkennen. Nun waren wir auf der höchsten Stelle, die wir zu übersteigen hatten. Der Weg, eben noch breit genug für uns, schlängelte sich zwischen mächtigen Felsblöcken hindurch, die von den benachbarten aber gerade an einem der engsten Punkte begegnete uns eine ossetische Karavane, in der sich eine Anzahl stark beladener Maulthiere befanden. Diese Leute waren indeß auf derlei Fälle schon vorbereitet; sie stellten ihre sicheren Thiere in langer Reihe an dem tiefen Abgrunde auf und ließen uns den freien Durchgang; wie sie unseren nachfolgenden Wagen auswichen, weiß ich nicht.

Nachdem wir diese gefahrvollen Engpässe etwa vier Werst weit durchzogen hatten, erweiterte sich der Weg und wir kamen am Fuße der Bergspitze an, auf welcher jenes Kreuz steht, das dem Durchpaß dem Namen gab. In dem vor uns liegenden Thale konnten wir die noch frischen Spuren von vierzig Lawinen beobachten; zwei derselben waren erst am verflossenen Abend gefallen. Unten, tief im Thale, sahen wir unsern Wagen gerade einen abschüssigen Weg

Sion und Orsete im Kaukasus.

Bergen herabgestürzt waren. Etwa dreitausend Fuß unter uns wand sich der Aragwi durch ein wildes Thal. Dieser schöne Fluß, dem wir von Mischeta an gefolgt waren, führt hier in seinem obern Laufe den Namen Tschernaja Rjetschka, schwarzer Fluß. Vor uns lag der Berg Guda oder, wie die Russen ihn nennen, Krestovaja Gora, Kreuzberg, weil hier im Jahre 1824 der General-Gouverneur des Kaukasus, Fürst Yermoloff, als Zeichen der Herrschaft des heiligen Rußlands über diese Länder, ein Kreuz aufrichtete.

Allmälig verengte sich der Weg so sehr, daß er eben nur noch breit genug war, um einen einzigen Wagen hindurch zu lassen. An den steilen Abhängen des Kreuzberges hatte sich der Schnee zusammengeballt, und wir sahen zwei oder drei gewaltige Lawinen hernieder stürzen. Unsere Führer riethen zu näherem Aneinanderhalten unserer Reitthiere; hinabfahren; zwei Paar Ochsen waren vorgespannt und vier Paar dienten hinten als Hemmschuh. An diesem Orte störten wir auch die Mahlzeit einiger Wölfe, die sich an dem Fleische eines frisch gefallenen Maulthieres sättigten, welches die Osseten, die vor uns den Weg passirten, zurückgelassen hatten.

Das Thal, in dem wir uns nun befanden, führt den romantischen Namen Tschertowaja Dalina, Teufelsthal; und die wilde, felsige Gegend rechtfertigt denselben in der That. An diesem Orte ward im Frühjahr 1855 der russische General Bartolomäi, als er einen Transport türkischer Gefangenen hier durchführte, von einer Lawine verschüttet und hätte beinahe das Leben verloren. Bei dem Geschrei: eine Lawine! entstand eine große Verwirrung. Der ganz in Pelzwerk eingehüllte General saß in einem

Schlitten und sah, daß für ihn keine Rettung sei. Da befahl er seine Seele Gott. Der Schlitten ward ganz von Schnee umhüllt und in das Thal tief hinab geschleudert. Ein Diener des Generals, welcher der Gefahr entronnen war, hatte sich den Ort gemerkt, wo sein Herr hinab gestürzt war, und rief die Kosaken und einige in der Nähe befindliche Osseten zu Hülfe, die nach einer Stunde Arbeit den General auch glücklich aus dem Schnee ausgruben. Er erzählte, daß ihn hauptsächlich die unbequeme Lage seiner Arme und Beine gepeinigt habe; das Athmen war nur erst später schwer geworden, im Uebrigen befand er sich in einem angenehmwarmen Zustande und spürte nichts von Kälte. Vierzehn Menschen verloren durch diese Lawine ihr Leben.

Die Osseten entrinnen meist durch ihre Geschicklichkeit im Springen und ihre Erfahrung den drohenden Lawinen. Bald darauf kamen wir durch ein ossetisches Dorf, einen ärmlichen Haufen von Strohhütten, wo nun alle Gefahr vorüber war. Hier wurde der Weg schon so gut, daß wir unsere Thiere in Galopp setzen konnten; als wir den Flecken Kobi erreicht hatten, bemerkten wir an mancherlei Dingen wieder den Einfluß abendländischer Kultur.

Aus einem Versehen war die Tarantasse, die uns von hier weiter bringen sollte, noch nicht angelangt, wir behalfen uns daher mit zwei russischen Telega's, die auch ein ausgezeichnetes Fuhrwerk sind, und besonders von den russischen Couriren, die man mit dem deutschen Namen „Feldjäger" bezeichnet, gebraucht werden.

Vor uns öffnete sich das Thal des Terek, zu unserer Linken jenes des Baidar, welcher ihm zuströmt. Mit reißender Schnelligkeit fuhren unsere ossetischen Jemtschiks an den gefahrvollsten Stellen hin, ohne auch nur den Galopp der edlen Pferde zu mäßigen, und das schöne Thal des Flusses flog an unseren Blicken vorüber. Meist wälzte sich der Terek durch große Felsenblöcke; an einer Stelle engen ihn zwei hervorragende Felsen ein; auf jedem derselben erhebt sich eine alte georgische Burg. Auf dem linken Ufer liegt das zerstörte Orsete, auf dem anderen das besser erhaltene Sion.

Zu unserer Rechten traten nun die Berge immer mehr zurück, auf der Linken aber erschien hinter den schäumenden Wogen des Terek der riesige Kasbek, der in seiner ganzen Herrlichkeit bei dem Dorfe gleichen Namens vor uns lag. Die weiße Schneehaube hob sich prächtig von dem blauen Himmel ab; seine Höhe beträgt 16,533 Fuß englisch, übersteigt also die des Mont Blanc um beinahe 2000 Fuß. Der Name Kasbek ward ihm von den Russen gegeben; sein georgischer Name ist Mkinvari, Eisberg, die Osseten nennen ihn Kinuli, weißer Berg.

Der Weg führte uns nun zunächst durch den berühmten Engpaß von Dariel (Caucasi Pylä, die Pforten des Kaukasus). Es ist bei Weitem das Großartigste, was ich an Gebirgspässen auf meinen Reisen gesehen habe. Zwei ungeheure Felsenwände erhoben sich senkrecht bis an die Gränze des ewigen Schnees; zwischen ihnen durch tobte der brausende Terek, überall gegen die zahlreichen in seinem Bette liegenden Felsblöcke anprallend. Der Weg, der in das Gestein eingehauen wurde, und auf dem wir uns fortbewegten, ist nur etwa zehn Fuß breit. Wer ihn beherrscht, hat die von Europa nach Asien führende Militärstraße in seiner Gewalt; hier sind die Thermopylen des Kaukasus. Am Ausgange dieser Schlucht liegen auf der einen Seite des Flusses die Ruinen eines alten georgischen Schlosses, auf der andern erhebt sich stolz eine kleine russische Feste, welche vollkommen hinreicht, den Paß zu decken.

Bei Lars wird das Land schon offener, die Berge sind weniger hoch und treten zurück. Der nun nicht mehr eingeengte Terek, welcher hier aus dem Hochgebirge tritt, läßt aber diese Gegend manchmal seine ganze Gewalt fühlen, seine Ueberschwemmungen richten fürchterliche Verwüstungen an und scheinen in Zeiträumen von sieben zu sieben Jahren wiederzukehren. Hier hatte er vor Kurzem eine herrliche Porphyrbrücke zerstört, die vorerst durch eine hölzerne ersetzt war.

Der Weg, auf welchem wir nach Wladikawkas gelangten, gehört zu den schönsten der ganzen Umgebung. Nach Westen hin dehnt sich bereits die Steppe aus, während im Osten hübsch abgerundete Berge mit dem schönsten Laubwalde den Blick erfreuen. Wladikawkas, das heißt Zwingkaukasus, ist bis jetzt eine rein militärische Stadt, sie wird aber wohl, seitdem das umliegende Land nicht mehr von Kriegen heimgesucht ist, bald auch einen bürgerlichen Anstrich erhalten. Die Tscherkessen nennen die Stadt Terek-Kala. Potemkin gründete sie, um dorthin sein Hauptquartier und zugleich den Mittelpunkt seiner Armee zu verlegen, die sich mit dem rechten Flügel an das Schwarze Meer, mit dem linken an den kaspischen See lehnte. Jetzt hat Wladikawkas den größten Theil seiner frühern Bedeutung verloren, weil der Statthalter in Tiflis wohnt. Vom Flusse her betrachtet scheint die Stadt sehr beträchtlich zu sein; aber die Plätze und Straßen sind so breit und die Promenaden so weitläufig, daß sie den größten Theil des Raumes einnehmen; dabei sind die Häuser niedrig, so daß der Ort nur eine Stadt vierten oder fünften Ranges ist.

Von nun an ging die Reise durch die ebene, grüne, mit Blumen überdeckte Steppe. In einem großen Dorfe machten wir Halt. Alle diese Dörfer, welche sich in einer Linie vom kaspischen bis zum Schwarzen Meere hinziehen und eine Kette um den nördlichen Kaukasus bilden, haben eine soldatische Bevölkerung, und werden deshalb als Stanitzen bezeichnet. Die männlichen Bewohner sind gut ausgerüstete Linienkosaken, alle wohl beritten und bewaffnet; wenn sie keine Soldatendienste zu versehen haben, bebauen sie ihre Felder; Alles steht unter militärischer Gewalt; und diesem Umstande verdankten wir es auch, daß der befehlhabende Oberst der Stanitza, in welcher wir Rast gemacht, uns ein eigenes Schauspiel, die Dschigunitowka, vorführen ließ. Wenige Minuten nachdem der Befehl ausgetheilt war, erschienen vor uns vierzig Kosaken, um eins der herrlichsten Reiterspiele aufzuführen. Bei unseren Kunstreitern habe ich dergleichen Kraftstücke nie besser gesehen. Sie machten die schönsten Schwenkungen und Wendungen, luden ihre Flinten im vollsten Galopp, warfen ihre Mützen und Pistolen während des Rennens auf den Boden, sprangen herab, um sie aufzuheben und waren im Nu wieder im Sattel. Ueber eine Stunde belustigten mich diese Centauren, die mit ihren Pferden in Eins verwachsen zu sein schienen. Aber meine Tarantasse stand zur Abfahrt bereit, ich mußte weiter. Eine Strecke von zwölf Werst weit begleiteten mich fünfzehn Kosaken und zeigten fortwährend ihre Kunststücke, während mein Wagen im schnellsten Galopp dahin fuhr.

Ueber Jkaterinograd und Georgiewsk gelangte ich nach Stawropol und nahm dort vom Kaukasus und seiner Gastfreundschaft Abschied.

Die nordamerikanischen Verhältnisse.

Von **Karl Andree.**

Dritter Artikel.

Die Präsidentschaftscandidaten. — Lincoln, Candidat der republikanischen Partei, gewählt. — Die Forderungen des Südens. — Politische Programme des Borderstaates Kentucky und des Baumwollenstaates Mississippi. — Die gegenseitige Erbitterung. — Der Congreß. — Die Wide Awakes und die Minute-Men. — Die ersten Schritte zur Secession. — Das Ende der Union.

Bevor wir in unseren Erörterungen weiter gehen, wollen wir ein Moment von großer Bedeutung hervorheben, das zum ersten Male sich bei der Präsidentenwahl von 1860 geltend machte. Früher lag der Schwerpunkt der Union in den Staaten am atlantischen Ocean, aber allmälig hat er sich, in Folge der Einwanderung, immer mehr über die Alleghanies hinaus in das große Mississippithal gerückt, dorthin, wo einst der Indianer den Büffel auf den Prairien jagte. Hier sind die Städte wunderbar rasch emporgewachsen, und die westlichen Staaten bilden nun die eigentlichen Mark- und Kernländer. Eine Million Menschen nach der andern drängte sich in den Westen hin an die großen Seen, an den Mississippi, in die Wiesenflächen bis an die Ausläufer der Felsengebirge. Dieses große Mississippibecken bildet ein geographisches Ganze, das man nicht dritteln oder fünfteln kann; es wird also schwierig sein, hier eine Gränzscheide zwischen getrennten Staatengruppen zu finden. Nun hat dieser Westen zum ersten Male seine Bedeutung geltend gemacht; alle vier Präsidentschafts-Candidaten waren „Männer des Westens": Bell aus Tennessee und Breckinridge aus Kentucky gehören Sklavenstaaten an; Douglas und Lincoln waren Beide aus dem freien Staate Illinois.

Lincoln's Partei siegte mit ihrem Programme, aber sie gewann nur eine „Pluralität"; die Mehrheit hatte sie gegen sich und die Minderheit ist zur Regierung gelangt. Dem Buchstaben des Gesetzes zufolge ist sie dazu vollkommen berechtigt; es bleibt lediglich die Schuld ihrer Gegner, daß sie sich zersplittert haben. Aber mit Lincoln sind die Männer an's Ruder gelangt, welche seit Jahren dem Süden feindselig gegenübertraten, welche, entgegen den Bundesgesetzen und den Entscheidungen des höchsten Gerichtes, die Personal-Liberty-Acts erließen, jene nördlichen Nullifiers, die Verkündiger des unausweichlichen Kampfes, die Männer, welche die „Unverträglichkeit der weißen und der schwarzen Arbeit" auf ihre Fahne geschrieben hatten. Viele von ihnen haben erklärt, daß die Sklaverei überhaupt ausgerottet werden solle; der Süden sagte dagegen, er könne sie nicht aufgeben, wenn er auch wolle.

Man würde die gewaltige Krisis, welche Nordamerika durchbebt und bis in den Grund aufwühlt, völlig verkennen, wenn man sie (wir haben es schon früher betont) für etwas Anderes als eine große Revolution halten wollte. In der That handelt es sich nicht um eine Rebellion, sondern um eine völlige Umwälzung. Anarchie und Revolution waren thatsächlich seit sechs Jahren vorhanden; die Unverträglichkeit war hüben und drüben längst zu Tage getreten, das wechselseitige Verständniß den Menschen längst abhanden gekommen. Beide Theile haben das Gesetz mißachtet und unter die Füße getreten, und an böser Leidenschaft mit einander gewetteifert. Aber nie darf man außer Acht lassen, daß der sklavenhaltende Süden der angegriffene, gehetzte und planmäßig mißhandelte Theil war. Er wurde der unaufhörlichen Aufstachelungen am Ende müde. Die Secessionserklärungen sind ein Widerhall von Helper's Buche, der Congreßreden der Republikaner und der Personal-Liberty-Gesetze gewesen.

Lincoln's Erwählung war vorauszusehen, trotzdem der Süden gewarnt und sich bis zu Drohungen vergessen hatte. Diese waren bei dem ungeheuer gereizten Zustande der Gemüther begreiflich und erklärlich. Die Gährung in den sklavenhaltenden Staaten kam gleich nach der Novemberwahl zum Ausbruche. Die republikanische Partei hatte erklärt, daß sie sich an ihre Chicago-Platform „angenagelt" habe und zu keinerlei Nachgiebigkeit, zu keinem Compromiß herbei lassen werde. Sie wollte nicht berücksichtigen, daß von Anfang an das gemeinsame Leben der großen, zu einem gemeinsamen Staatenbunde vereinigten Gruppe bis auf den heutigen Tag auf Compromissen beruht hat; sie vergißt, daß ohne gegenseitige Nachgiebigkeit und Duldsamkeit eine Verbindung von 34 Staaten, welche die ganze Breite des Continentes einnehmen und so verschiedene Bedingungen der Existenz haben, platterdings unmöglich erscheint.

Also kein Compromiß! riefen die Republikaner. Dann Trennung! entgegnete der Süden.

Was hatte der letztere verlangt? Worauf berief er sich „laut der Bundesverfassung, den Compromissen von 1850 und der Billigkeit?" „Wir verlangen, als uns gebührendes, in der Bundesverfassung begründetes Recht,

1) daß wir in die Territorien, so lange sie noch nicht Staaten sind, Sklaven mitbringen dürfen. Ob dann später, wenn das Volk sich eine Staatsverfassung giebt, der Staat sklavenhaltend sein will oder nicht, das hat das Volk des betreffenden Staates zu entscheiden.

2) Wir verlangen Widerrufung der verfassungswidrigen Personal-Liberty-Gesetze.

3) Wir verlangen, daß man einem Sklavenbesitzer, der mit seinem Neger in einem nicht sklavenhaltenden Lande reist oder sich dort zeitweilig aufhält, jenen Neger nicht stehle, um ihn für frei zu erklären.

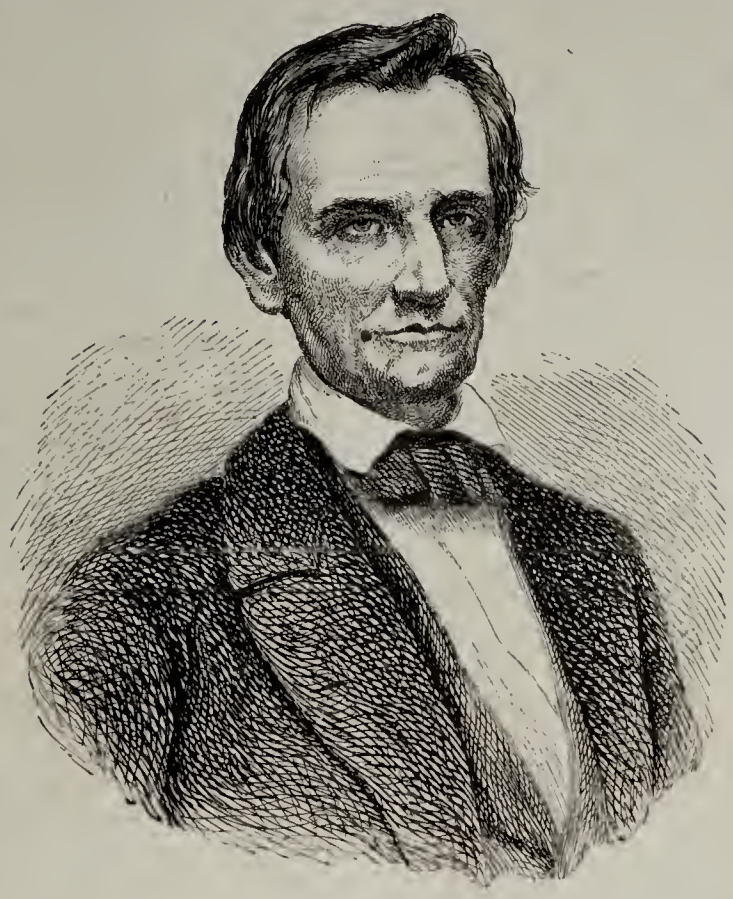
4) Der Congreß soll sich nicht in die Sklavenfrage mischen, weil er dazu verfassungsmäßig gar nicht befugt ist."

Das Alles sind durchaus billige und gerechte Forderungen. Die Republikaner wollten sie nicht erfüllen und die Union zerfiel. Die letzten Brückenpfeiler waren durch den Fanatismus abgebrochen.

Ehe wir die Trennung schildern, müssen wir hören, wie der Süden seine Handlungsweise zu rechtfertigen suchte. Wir wählen aus der Menge der uns vorliegenden Urkunden die Erlasse zweier Gouverneure aus, und zwar aus einem der Union ergebenen Sklavenstaate und aus einem Baumwollenstaate.

Gouverneur Mac Goffin von Kentucky sagte im November 1860: „Lincoln's Wahl kann an und für sich keinen Grund für Rebellion oder Scheiden aus der Union abgeben. Allerdings ist er durch die sectionelle Partei erwählt worden, nach sectionellen Ideen und einer rücksichtslosen sectionellen Feindschaft gegen Einrichtungen, welche der Süden nicht aufgeben wird. Aber er ist gewählt worden. Kentucky erklärt, daß er seine Grundsätze, welche lediglich sectionell sind, nicht zur Geltung bringen darf oder soll. Die Väter der Republik, Washington voran, haben uns vor der Bildung einer sectionellen Partei

gewarnt, weil in ihr, und in ihr allein, die Gefahren für die Freiheit des Volkes und für die Sicherheit des Bundes liegen. Auf diese Mahnung hörten die Republikaner nicht, sondern blind und toll und ohne die Folgen zu bedenken, haben sie erklärt, das Land könne nicht halb frei und halb sklavenhaltend sein, und alle Sklaverei müsse abgeschafft werden. Sie haben gedroht, uns über kurz oder lang unseres Eigenthumes berauben zu wollen, und in den freien Staaten ist diese Drohung schon vielfach ausgeführt worden. Unseren Bruderstaaten des Südens können wir Kentuckier sagen, daß wir weit mehr Ursachen zu Beschwerden finden als sie, denn wir liegen an der Gränze. Die Abolitionisten haben uns immerfort Neger gestohlen, wir haben alljährlich große Verluste erlitten; man hat sich geweigert, das Gesetz über flüchtige Sklaven zu vollziehen, man hat das Leben ihrer Eigenthümer gefährdet, man hat die Bundesbeamten, welche ihre Pflicht thun wollten, mit Schmach und Schande überhäuft. Die Gouverneure von Wisconsin und Ohio haben die Gesetze zu unserm Nachtheil und Schaden öffentlich verhöhnt. Und wir könnten uns noch über manches Andere beschweren; aber ich meine nicht, daß wir die Union deshalb verlassen sollen, weil ein Mann Präsident wird, der auf einer uns anstößig erscheinenden Platform steht. Wir möchten gern die Rolle des Friedensstifters übernehmen und ausgleichen. Euch im Norden sagen wir ruhig, aber fest: Ihr dürft unsere verfassungsmäßigen Rechte nicht kränken, ihr dürft das höchste Gericht des Landes und Bundes nicht verhöhnen. Ihr müßt den Fanatismus, die blinde Leidenschaft, das Rachegefühl und die Gewaltthätigkeit ablegen, denn wir unsererseits sind fest entschlossen, unsere verfassungsmäßigen Rechte auf Tod und Leben zu vertheidigen. Wir dulden keinen Angriff, wir vertheidigen die Union. Nur möchten wir hoffen, daß Lincoln seine Drohungen nicht ausführe; vielleicht halten Vernunft und Gerechtigkeitsgefühl ihn davon ab. Ein Tollhäusler oder Bösewicht tritt mir vielleicht auf dem Wege vor meinem Hause entgegen und drohet, daß er mich berauben und meine Gebäude in Brand stecken wolle. Ich kann ihn für einen Prahler halten, der seine Drohungen nicht ausführt. Versucht er es aber, kommt er mir über den Zaun, legt er wirklich Hand an, nun, dann ist es immer noch Zeit, daß ich den Halunken niederschieße. Also wollen wir auch jetzt noch den Republikanern mit Vernunftgründen gegenübertreten, wollen ihnen unermüdlich Gegenvorstellungen machen und auf alle Fälle warten, bis sie Hand an's Werk legen. Wenn aber das Letztere geschieht, dann kann und wird Kentucky sich den südlichen Staaten anschließen. Diesen Gang gebietet die Besonnenheit. Ich möchte mich noch immer der Hoffnung hingeben, daß im Norden die Leidenschaften sich abkühlen und den Leuten dort die Einsicht komme, wie sehr ihre eigene Wohlfahrt von der Zwangsarbeit der Neger bedingt sei. Vielleicht giebt es dort auch Leute, welche sich durch den Augenschein und die Erfahrung belehren lassen, daß der Sklav in sittlicher, geselliger und religiöser Beziehung bei uns besser daran ist, wie als freier Farbiger; denn dieser ist ein träger Landstreicher, ein armseliger Mensch, eine Last für Andere. Oder wäre dem nicht so in den freien Staaten? Weshalb gaben sie denn Gesetze, welche dem freien Neger den Eingang in freie Staaten verbieten? Vielleicht kommen die Leute noch zu der Einsicht, wie sehr sie sich haben irre leiten lassen durch ehrgeizige, rücksichtslose, gefährliche und talentvolle Demagogen, die auch das Aeußerste nicht scheuen, um Aemter zu erjagen."



Abraham Lincoln, Präsident der nördlichen Union.

Diese Ansichten sind von Bedeutung, weil sie die Ueberzeugung der Border-Staaten aussprachen und weil alle Gouverneure derselben sich in ähnlichem Sinne erklärten. Aber weiter nach Süden hin war besonders seit dem Auftreten der Republikaner und seit Sewards Verkündigung eines unausweichlichen Conflictes, eine Partei thätig, welche sich von der Ueberzeugung durchdrungen fühlte, daß überhaupt mit dem Norden keine ehrliche Ausgleichung mehr möglich sei, und daß der Süden deshalb wohl thue, je früher desto besser, aus der Union zu scheiden. Durch das rücksichtslose Auftreten der Abolitionisten und Republikaner gewann diese Partei der südlichen Secessionisten oder Feuerfresser ungemein an Verbreitung, und als es sich herausstellte, daß in der That keine Hoffnung mehr sei, die oben erwähnten Forderungen befriedigt zu sehen, wiesen sie darauf hin, wie richtig der Gang der Dinge von ihnen vorausverkündet worden sei und trieben dann zu raschem Austreten. Die Ansichten dieser, zunächst in den Baumwollenstaaten siegreichen Partei hat Gouverneur Pettus aus Mississippi nach Lincoln's Erwählung scharf ausgesprochen.

„Der Norden hat sein Verdict dahin abgegeben, daß die Sklaverei sündhaft wäre und beseitigt werden solle. Das sagt er zu fünfzehn Staaten, als ob sie erobertes Land seien. Unterwerfung unter ein solches Gebot ist unstatthaft. Man könnte eben so leicht erwarten, daß ein mit Wahnsinnigen bemannter Dampfer die Reise über den Ocean glücklich zurücklegen wolle, als man hoffen dürfte, daß der Süden unter der Herrschaft der Schwarzrepublikaner zu gedeihen vermöchte. Sie haben ihre niedrige Selbstsucht dadurch bethätigt, daß sie alle Gebiete, welche doch gemeinsames Eigenthum des Bundes sind, für sich allein in Beschlag nahmen. Sie haben mit Vorbedacht die Jugend im Hasse gegen den Süden aufgezogen. Sie haben die Bundesverfassung beschworen und doch mit Vorbedacht Staatsgesetze gegeben, welche eine der klarsten Bestimmungen dieser Verfassung beseitigen. Sie haben Congreßmitglieder mit Geld bestochen, um Gesetze in ihrem Interesse durchzubringen. Sie haben stets darnach getrachtet, uns in den Augen anderer Völker zu erniedrigen, sie haben uns als Barbaren, Piraten und Räuber geschildert, die man weder als Christen noch als civilisirte Menschen betrachten dürfe. Sie haben unsere Sklaven zum Aufstand angereizt, dieselben aufgehetzt, unser Eigenthum einzuäschern, unsere An-

gehörigen zu morden, und haben ihnen Waffen gegeben, um sie in solchem blutigen Werke zu unterstützen. Und wenn südliche Männer, nach Vorschrift des Gesetzes, ihrer flüchtigen Sklaven wieder habhaft zu werden suchten, dann haben sie diese südlichen Männer ermordet und die Mörder sind unbestraft geblieben. Sie haben Geld und Waffen hergegeben, damit ein sklavenhaltender Staat (Virginien durch John Brown) überfallen werden konnte; und als der Unruhestifter mitten unter Mord und Verrath ergriffen und abgestraft wurde, haben sie geschworen, Rache dafür zu üben. Sie haben zu Ehren eines blutbesudelten Hochverräthers und seiner Genossen die Kirchenglocken geläutet und seine Familie so belohnt, wie noch nie die Familie eines rechtschaffenen Kriegers belohnt wurde, der bei Vertheidigung des Vaterlandes seinen Tod fand. Presse, Kanzeln, Hör- und Gerichtssäle erschallen jeden Tag und jeden Abend von Ermahnungen an das Volk, unseren Einrichtungen den Krieg zu erklären. In Hinblick auf dieses lange Verzeichniß von Beleidigungen und Schmähungen, in Anbetracht, daß die uns feindselige Section an Macht wächst, bin ich vollkommen berechtigt, zu erklären, daß das Volk des Nordens alles Vertrauen des Volkes von Mississippi verwirkt habe, und daß wir Herrschern, die von solchen Leuten gewählt wurden, unser Eigenthum eben so wenig preisgeben dürfen, wie unsere Freiheit. Darüber ist das gesammte Volk des Südens einig, denn der zum Präsidenten erwählte Mann hat in unseren fünfzehn Staaten auch nicht eine einzige Electorenstimme erhalten. So lange unsere nördlichen Feinde uns nur in der Presse, durch Pöbelhaufen und durch ihre Staatsregierungen befehdeten, hielten bei uns viele der besten Männer dafür, daß wir uns mit Hülfe der Bundesregierung wohl noch verkheidigen und also in der Union verharren könnten. Nachdem aber durch die neuesten Wahlen entschieden ist, daß die Bundesregierung denselben Leuten überantwortet werden solle, welche sich aller jener Gewaltthaten gegen uns schuldig gemacht, wäre es Thorheit und Wahnsinn, von einer solchen Regierung Schutz zu erwarten. Wenn wir länger in der Union bleiben, so kräftigen wir nur den Arm, welcher Streiche gegen uns führt und benehmen uns die Macht, solche Schläge zu erwidern. Ich sehe nur noch einen einzigen Weg der Ehre und Sicherheit für Mississippi. Wir wollen den schwarzrepublikanischen Staaten sagen, wie Abraham zu Lot: „Willst du zur Rechten, so will ich zur Linken gehen." —

Man sieht, wie auch in den Sklavenstaaten die Leidenschaft mit hoher Fluth ging, aber mit völliger Gewalt kam sie erst nach Lincoln's Wahl zum Ausbruche. Präsident Buchanan hatte in seiner vorletzten Botschaft im Januar 1861, schon auf die „Symptome einer unheilbaren Krankheit" hingewiesen und warnend hinzugefügt: „Die Union ist ein Schatz von so unberechenbarem Werthe, daß wir unablässig darüber wachen müssen, uns denselben zu bewahren. Und deshalb beschwöre ich euch, Landsleute im Norden und Süden, die früheren Gefühle gegenseitiger Milde, der Nachsicht und des guten Willens zu hegen, und Alles aufzubieten, damit der teuflische Geist sectionellen Hasses und Haders, der gegenwärtig im Lande wuchert, wieder verschwinde."

Die Mahnung fruchtete nichts, am allerwenigsten in der Presse und bei den Congreßmitgliedern. Die Auftritte und Reden im Capitolium zu Washington gaben schon seit dem December 1859 deutliche Anzeichen von dem, was ein Jahr später kommen sollte. Die Republikaner schlugen im Repräsentantenhause einen ihrer extremsten Parteimänner, Sherman aus Ohio, zum Sprecher des Hauses vor; er gehörte zu denen, welche das oberwähnte Brandbuch Helper's unterzeichnet hatten. Darin lag wieder eine Kriegserklärung gegen den Süden, und volle sieben Wochen wurden, bevor ein Sprecher von milderen Ansichten gewählt wurde, mit wilden Reden vergeudet, die sich um den einen Satz dreheten: „Im Fall ein abolitionistischer Präsident gewählt wird, scheiden wir Südstaaten aus der Union." Dagegen riefen die anderen: „Dann halten wir euch mit Waffengewalt in derselben zurück." So spielte man schon längst hüben und drüben mit dem Gedanken an Bürgerkrieg, häufig hörte man die Hähne der Drehpistolen in den Hallen der Gesetzgebung knacken, man besorgte ein blutiges Gemetzel im Capitolium, „Beelzebub war immer losgelassen", jeder Volksvertreter nahm Revolver mit in die Sitzung, mancher sogar noch ein Bowiemesser und Jeder war zur Schlacht gerüstet. Auch im Senate gab es wilde Scenen, und Ausdrücke, wie: „Ich würge dem Senator seine Lügen in seinen lügenhaften Rachen hinab" waren an der Tagesordnung. Der Congreß verwirkte alle Achtung; ein Mitglied erklärte, es sei kein anderes Heilmittel mehr, als daß er sich selber auflöse und an das Volk Berufung einlege, denn es sei doch nichts mit ihm anzufangen; er bringe nur Unheil. Ein außerhalb der Parteien stehendes Blatt bemerkte dazu: „Die Rotte von elenden Parteipolitikern, welche in der lärmenden und tobenden Massenversammlung zu Washington, welche man Congreß nennt, über Beute und Aemter sich herumbalgen, wird sich nicht selber abdanken wollen. O, wenn doch diese Leute, denen alle Würde und Selbstachtung fremd ist, wieder in die Dunkelheit zurückträten, aus welcher sie nur hervorgetaucht sind, um Schimpf und Schande über unser Land zu bringen."

Die südliche Presse spie Feuer gegen die „puritanischen näselnden Halunken, Heuchler und Negerdiebe;" die nördliche bohrte unablässig; sie wetterte gegen die „Disunionshunde, elenden Negerbarone, Baumwollenritter, Menschenschinder, verwahrlosten, unwissenden, tyrannischen Buben, gegen verruchte Anarchisten, die des Menschennamens unwürdig sind, elende Verschwörer, denen man die Schlinge um den Hals legen muß; Knechte des Königs Baumwolle, werth am Galgen zu baumeln; gemeine Tröpfe und Volksbetrüger." Diese Ausdrücke finden wir in einer einzigen Nummer eines republikanischen Blattes. Im Congresse werden die Ausdrücke eben so wenig gewählt. Am 22. Januar 1861 sprach der Repräsentant Lovejoy aus Illinois, als von Compromissen mit dem Süden die Rede war und von etwaigem Zwang gegen die ausgeschiedenen Staaten: „Zwang ist einfach so zu erklären: Wenn ein Verbrecher in einem Privathause Zuflucht sucht und die Diener der Gerechtigkeit ihn dort verhaften wollen, dann ziemt es sich für die Bewohner des Hauses nicht, die Unverletzlichkeit der Privatwohnung gegen das Gesetz vorzuschützen. Wenn aber die ganze Familie (— der Süden —) mit dem Verbrecher sympathisirt und ihn rechtfertigt? Nun, dann würde ich das Haus niederbrennen und jeden Rebellen hängen, und wenn auch an jedem Baume eines Urwaldes ein Verräther baumeln sollte. — Der Süden sagt uns, daß wir kämpfen müßten, ehe wir ihn unterjochen. Ah, wir sind von viel milderer Natur, wir unterjochen uns ja selbst, und beugen gleich dem dienstbaren Ochsen unsern Nacken, um das vom Süden bereit gehaltene Joch aufzuhalsen, welches die Buchstaben C. C., das heißt Compromise Collar (Halsband des Vergleichs und der Nachgiebigkeit) trägt, und danken Gott und dem Massa (— so nennt der Neger seinen Herrn —), daß es nicht noch

schwerer ist. Wir halten unsere Gelenke bereit, um uns Handschellen anlegen zu lassen; wir röcheln ein Herr Gott dich loben wir, weil das Halsjoch so eng, die Handschelle so leicht, die Kette so klein ist!"

Im Senate verlangte gleich am Tage nach der Eröffnung ein Abolitionist, Hale aus New-Hampshire, Zwang gegen den Süden. Ihm entgegnete Senator Iverson aus Georgia: „Wir sind mitten in der Revolution; jeder Staat hat das Recht zur Revolution und darf auf seine Gefahr aus der Union scheiden. Nichts in der Welt kann einen südlichen Staatenbund verhindern; wenn ihr jetzt auch alle verfassungswidrigen Gesetze zurücknehmen wolltet, es ist zu spät. Zwischen beiden großen Landestheilen ist der Haß tiefer als der Abgrund der Hölle. Der Norden haßt den Süden ingrimmiger, als je ein Engländer einen Franzosen haßte!"

Alle diese Aeußerungen sind charakteristisch. Sie zeigen, daß die Union schon längst in den Gemüthern nicht mehr vorhanden war; nicht mehr wohlwollende Brüder, Staats- und Bundesgenossen standen neben einander, sondern zwei feindliche Heere bekämpften sich. Anlaß, respective Vorwand zur offnen, völligen Trennung gab dann die Wahl Lincoln's; sie war das Zeichen zur Revolution, bei welcher auf das formale Recht nichts mehr ankommt, man greift eben zum letzten Mittel. Die „Unverträglichkeit" brach hervor. Die „Baumwollenritter, Palmetto- und Pelikanjunker, Rebellen und Sklavenzüchter" kündigten den „Stockfisch-Aristokraten, näselnden Puritanern und Niggeranbetern," die Gemeinschaft auf.

Wer die Sache nicht oberflächlich nimmt, weiß, daß Staaten, die in und mit der Union blühend wurden, nicht blos aus Leichtfertigkeit, Liebhaberei oder Muthwillen ein Band zerrissen, durch welches sie seit Menschenaltern mit anderen Staaten eng und brüderlich verknüpft waren. Sie lassen es gewiß nicht auf das Aeußerste ankommen, setzen nicht Alles auf das Spiel, wenn nicht sehr zwingende Ursachen sie zum Aeußersten treiben, wenn nicht eine Art von Verzweiflung, und die Ueberzeugung, daß auf anderm Wege keine Rettung sei, die Erbitterung der Gemüther auf den höchsten Grad steigert.

Zwischen dem 6. November 1860 und dem 4. März 1861 traten sieben südliche Staaten aus der Union. Süd-Carolina ging voran. Schon am 9. November verzichtete Senator Chesnut aus diesem Staat auf seinen Sitz in Washington, und in Charleston legten mehrere Richter des Vereinigten Staaten-Gerichtes ihre Stellen nieder. Drei Tage später schied Senator Hammond aus, um nach Süd-Carolina zurückzugehen. Schon am 14. November berief die gesetzgebende Versammlung einen Staatsconvent, um zu berathen, auf welche Weise man sich von der Union trennen wolle. Am 17. wurde zu Charleston die Flagge der Union abgenommen und die Palmetto-Flagge aufgezogen. Man begrüßte sie mit 100 Kanonenschüssen, läutete die Glocken, hielt feierlichen Gottesdienst unter freiem Himmel, redete für einen südlichen Staatenbund und sang die Marseillaise. In den übrigen Baumwollenstaaten, besonders in Georgien, war die Aufregung nicht geringer. Ueberall wurde die blau-orangegelbe Kokarde der Trennung getragen. Der Rückschlag auf die Geschäfte machte sich in allen Gegenden bemerkbar; in vielen Staaten und Städten, zunächst in Virginien, im District Columbia, zu Baltimore, Philadelphia, Wheeling, Norfolk, Charleston, Augusta und Trenton; alle Banken in Tennessee stellten die Barzahlungen ein.

Im Frühjahr 1860 hatten sich, zuerst in Connecticut, viele junge Männer der republikanischen Partei als „Wide Awakes" eine Art von militärischer Einrichtung gegeben. Dieses böse Beispiel wurde in den südlichen Staaten nachgeahmt, indem sich hier in den Herbstmonaten die „Minute Men" gleichfalls bewaffneten; im November zählten sie schon mehr als 50,000 Eingeschriebene. Seit die Demokratie durch innern Zwist den Sieg aus der Hand gegeben hatte und kein Zweifel mehr war, daß die republikanische Minorität den Präsidenten ernennen werde, kaufte der Süden Waffen auf, um nach Lincoln's Wahl jeden etwaigen Zwangsversuch abweisen zu können. Nach dem 6. November meldeten Bundesbeamte aus vielen südlichen Staaten, daß sie, den Vorgängen in Süd-Carolina folgend, ihre Stellen niedergelegt hätten; viele Officiere der Flotte erklärten, unter keiner Bedingung das Blut ihrer südlichen Mitbürger vergießen zu wollen; von den Officieren der Landarmee schieden nach und nach mehr als siebzig und zwar durchgängig die tüchtigsten, aus. Die Verwirrung und Ungewißheit wurde immer größer und in dieselbe hinein fiel, im November, das Wiederauftreten eines republikanischen Freibenters, Montgomery, der Rekruten warb, die Sklavenhalter in Kansas überfiel, mehrere Mordthaten beging und die Beamten der Bundesregierung vertrieb. Er verschwand, als der Staat Missouri Milizen gegen ihn ausschickte; aber dieser Ausbruch eines Genossen des alten Brown, welcher in Virginien einen Sklavenkrieg hatte erregen wollen, goß noch Oel in's Feuer. Der Mörder Montgomery ist nun Oberst im Dienste der Yankee-Union.

Am 3. December trat der Congreß zusammen. Buchanan's Botschaft enthielt eine staatsrechtliche Abhandlung; sie empfahl zweckmäßige Abänderungen an der Bundesverfassung oder Zusätze zu derselben, um alle Zweifel und Ungewißheiten zu beseitigen. Sie betonte, daß diejenigen Staaten, welche das Gesetz über die Auslieferung flüchtiger Sklaven abgeschafft hätten, bundesbrüchig seien. Noch im November hatte der Staat Vermont erklärt, daß er seine Personal-Liberty-Acte aufrecht erhalten wolle. Der Hauskaplan betete für die Rettung der Union, aber sofort regnete es Erklärungen für die Trennung und für den Zwang! So brach gleich von vornherein der Streit wieder aus, und die Stimmung wurde nicht milder, als die republikanischen Senatoren und Repräsentanten in ihren Parteiversammlungen beschlossen, sich auf keinerlei Compromiß einlassen zu wollen. Nach diesen Erklärungen waren dann alle späteren Versuche, die von verschiedenen Seiten gemacht wurden, um zu einer Ausgleichung zu gelangen, nur verlorene Mühe. Jetzt glaubten im Ernste nur noch Wenige an die Rettung der Union, nicht einmal die „Border-Staaten", diese nördlichen Sklavenstaaten, die „Tabaksstaaten", welche zwischen den Waizen- und Baumwollenstaaten in der Mitte liegen, also Delaware, Maryland, Viginien, Kentucky, Tennessee und Missouri; auch Nord-Carolina kann dahin gerechnet werden. Sie boten Alles auf, um eine Versöhnung anzubahnen, im schlimmsten Fall aber eine friedliche Trennung zu ermöglichen, die Vielen als das Beste erschien, weil man die schroffen Gegensätze doch nicht mehr vermitteln könne, indem kein Theil nachgeben wolle. „Löst eine Ehe auf, in welcher doch kein Frieden mehr ist oder werden kann."

Am 6. December wurde auf Antrag eines virginischen Repräsentanten ein Ausschuß von 33 Mitgliedern ernannt, um über die gefährliche Lage des Landes zu berichten. An demselben Tage wählte Süd-Carolina Bevollmächtigte zu einer Staatsconvention; alle ohne Ausnahme waren Secessionisten. Gleichzeitig machte sich im Norden ein Rückschlag gegen die republikanische Partei bemerkbar; selbst in Massachusetts fielen die städtischen Wahlen nun zu ihrem

Nachtheil aus. Die fünfprocentigen Schuldscheine der Vereinigten Staaten sanken auf 89; seit 1812 hatten sie einen so niedrigen Stand nicht gehabt. Der Süden kündigte den nördlichen Fabrikanten und Kaufleuten vielfach die Kundschaft auf und manche Geschäftsmänner erklärten, daß sie nicht mehr zahlen könnten. Der Präsident schrieb, in Anbetracht der zerrütteten Lage des Landes, auf den 4. Januar einen allgemeinen Bußtag aus. Am 20. December erklärte Süd-Carolina seine Trennung von der Union; sämmtliche 169 Delegaten waren einstimmig dafür.

Die Nachricht von diesem verhängnißvollen Schritte wurde im Süden weit und breit mit Jubel aufgenommen, in Virginien, in Nord-Carolina, in Georgien, zu Pensacola in Florida, zu Mobile in Alabama, wurde unter hellem Jubel die Palmetto-Flagge aufgehißt und mit 101 Kanonenschüssen begrüßt; in Neu-Orleans zog man die rothe Flagge mit dem Pelikan auf, in Texas wehete schon seit November jene mit dem Einen Stern. Die Borderstaaten hatten vor Ueberstürzung gewarnt; als aber die Kugel einmal im Rollen war, konnte nichts mehr ihren Lauf verhindern, und die „Cooperationisten", welche mit dem Austritt wenigstens bis zum 4. März hatten warten wollen, sahen sich vom Sturme der öffentlichen Meinung fortgerissen.

Die Ereignisse nahmen einen raschen Verlauf, besonders nachdem vermittelnde Vorschläge des Senators Crittenden über Herstellung der Missouri-Compromißlinie im Congreß abgelehnt wurden. Zunächst waren Aller Blicke nach dem Hafen von Charleston gerichtet. In demselben liegen auf kleinen Inseln mehrere Festungswerke, nach deren Besitz der Staat Süd-Carolina strebte. Zwei derselben waren militärisch nicht zu halten, Castle Pinkney und Fort Moultrie; sie wurden deshalb vom Major Anderson, welcher die Kanonen vernagelte, in aller Stille geräumt; er schiffte bei Nacht und Nebel nach Fort Sumter hinüber, welches bei weitem das wichtigste Festungswerk im Hafenbecken ist. Er war entschlossen, dasselbe als ein Bollwerk für die Union zu behaupten. Die beiden anderen wurden, nebst dem Zeughause, der Post und dem Zollhause vom Staat in Besitz genommen.

So ging das Jahr 1860 zu Ende, das letzte der alten Union. Die Congreßausschüsse konnten sich über keine Versöhnungsvorschläge einigen, die Leidenschaft wogte auch in der Presse und in Volksversammlungen fort, und man ließ den Dingen ihren Lauf. In Washington selbst fanden täglich blutige Raufhändel zwischen Secessionisten und Republikanern statt, in den Straßen fand man Todte und Verwundete. Unheilvolle Gerüchte tauchten auf; es hieß, zehntausend virginische Freiwillige würden nach der Bundeshauptstadt ziehen und das Capitolium besetzen. In Neu-England mußte in vielen Fabriken die Arbeit eingestellt werden, weil alle Aufträge aus dem Süden fehlten; in Kansas herrschte eine fürchterliche Hungersnoth.

Sir James Brooke, Radscha von Sarawak, und die Seeräuber im indischen Archipelagus.

II.

James Brooke ist am 29. April 1803 zu Coombe Grove bei Bath in England geboren. Sein Vater hatte lange als Civilbeamter der Compagnie in Indien gedient. Einer seiner Vorfahren im siebzehnten Jahrhundert ist unter König Karl dem Zweiten Mayor von London gewesen.

Brooke war schon als junger Mann in Vermögensverhältnissen, die ihn unabhängig stellten; nachdem er Griechisch und Lateinisch gelernt, trat er als Cadet in die indische Armee und zeichnete sich 1837 in dem ersten Kriege gegen Birma durch Muth und kaltblütige Tapferkeit vortheilhaft aus. Schwere Wunden bewogen ihn, den Dienst aufzugeben; er verließ 1830 Calcutta und fuhr nach China, um seine Gesundheit wieder herzustellen. Damals sah er zuerst die herrlichen Inseln des östlichen Archipelagus; er war erstaunt über die wunderbare Schönheit, über die üppige Fruchtbarkeit dieser Region, in welcher sein Vaterland, außer dem eben aufblühenden und erst vor zehn Jahren gegründeten Singapore, keine einzige Besitzung hatte. Die große Eilandflur liegt in der Mitte des Weges zwischen Indien und China. Es entging dem Scharfblicke des jungen Mannes nicht, daß sie nothwendig eine immer größere Bedeutung für den Welthandel und eine steigende Wichtigkeit für England werde gewinnen müsse; er begriff, daß auch dort in Folge der Dampfschifffahrt eine neue Zeit mit neuen Entwickelungen sich anbahne. Diese Neugestaltung herbeirufen und mit allen Kräften fördern zu helfen, schien ihm eine würdige Aufgabe seines Lebens zu sein, und der Erfüllung derselben hat er sich mit dem vollen Feuer seiner starken Seele hingegeben.

Brooke ging aus China über Calcutta zurück nach England und erlernte den Seedienst praktisch. Nachdem er mit Steuermannskunst und Schiffsbefehl völlig vertraut geworden, ließ er eine Schoonerjacht bauen, den „Royalist," und befuhr mit diesem Fahrzeuge ein volles Jahr hindurch das Mittelländische Meer, um seine mit Sorgfalt gewählte Bemannung tüchtig einzuüben und für die Aufgabe in den östlichen Gewässern vorzubereiten. Dorthin lenkte er von England aus sein Schiff am 27. Oktober 1838 und am 1. August 1839 warf er Anker bei Tandschong Api vor der Küste von Borneo. Nachdem er die Mündungen mancher Ströme an der Nordwestküste dieser großen Insel erforscht und über die politischen Verhältnisse der malayischen Staaten in jener Region genaue Erkundigungen eingezogen, fuhr er nach Singapore zurück, um sich für eine Erforschungsreise an den Gestaden von Celebes auszurüsten. Diese Fahrt war reich an wissenschaftlichen Ergebnissen über den Golf von Boni und die Geschichte der malayischen Reiche auf jenem schönen, aber seither nur mangelhaft bekannten Eiland.

Ein Theil von Borneo, welches die Malayen als Pulo Kalemantan bezeichnen, ist im Besitze der Holländer; das Innere ist wenig bekannt; an den Küsten, soweit sie den Niederländern nicht unterworfen sind, herrschen malayische Sultane. Unter diesen nimmt jener von Borneo oder Brunei am nordwestlichen Gestade den ersten Rang ein. Im Staate dieses Potentaten setzte James Brooke seine ersten Hebel an, um die Seeräuber auszurotten, einen geregelten Handelsverkehr zu begründen und für England festen Fuß zu gewinnen. Unter den Flüssen, welche auf jener Küste münden, empfahl sich ihm vor Allen der Sarawak zu einer Niederlassung. In der Nähe desselben liegt Pulo (Insel) Labuan, eine kleine Insel, die wegen ihrer Kohlenlager

von hervorragender Bedeutung geworden ist, und die zwischen China und Singapore fahrenden Dampfer mit den nöthigen Brennstoffen versorgen kann. Am Sarawak, in der Stadt Kötschin (Kuchin) gewann Brooke die Gunst des Radscha Muda Hassan und seines Bruders Bedreddin. Beide waren eben im Kampfe mit einigen widerspänstigen Vasallen; Brooke unterstützte sie mit seiner an Zahl geringen Mannschaft in wirksamer Weise und brachte die Aufrührer zum Gehorsam. Einen so nützlichen Verbündeten wünschte der Radscha in seiner Nähe zu behalten, und Brooke wurde durch glänzende Versprechungen leicht zum Bleiben bewogen; er wohnte seitdem in Kötschin. Nach Art der Asiaten suchte Muda Hassan die freiwillig eingegangenen Verpflichtungen zu umgehen, allein Brooke zwang ihn durch Muth und Ausdauer zur Erfüllung derselben und drang durch. Der Malayenfürst trat ihm eine Strecke Landes am Sarawak ab, als deren Radscha oder Fürst der Engländer von dem Oberherrn des Landes, dem Sultan von Bruni (Borneo), bestätigt wurde.

Zu diesem Herrscher stand Muda Hassan in einem Verhältnisse, das einen Blick in die Eigenthümlichkeit jener malayischen Staaten gewährt. Er war erster Minister des Sultans gewesen und hatte als gesetzlicher Thronerbe Anspruch auf die Herrschaft. Auf diese verzichtete er zu Gunsten seines Neffen, blieb aber unter dem neuen Fürsten in seiner bisherigen Stellung, welche er zur allgemeinen Zufriedenheit ausfüllte. Dem undankbaren Neffen wurde der Einfluß des beim Volke sehr beliebten Oheims unbequem, Parteistreitigkeiten am Hofe brachten Verwirrung in's Land, und Muda Hassan, des Streites überdrüssig, zog sich mit seinem Harem und seiner Dienerschaft nach Sarawak zurück. In Bruni wurde ein Araber, der Pangeran (diesen Titel führen Prinzen und hohe Würdenträger) Usop, sein Nachfolger, der sich durch Ehrsucht und Erpressungen so verhaßt machte, daß Hassan's Rückkehr vom Volke verlangt wurde. Usop verstand es, den Herrscher, einen Mann von sehr beschränkten Fähigkeiten, gegen den Oheim immer mehr einzunehmen und Brooke's Anwesenheit in Kötschin gab ihm willkommenen Anlaß, den Sultan in der Ueberzeugung zu bestärken, daß Hassan und Bedreddin mit den Feinden einen Bund geschlossen hätten, um ihn vom Throne zu verdrängen.

Unter diesen Umständen beschlossen die Brüder nach Bruni zu fahren und vor dem Sultan wie vor dem Volke zu erklären, daß diese Beschuldigungen ungegründet seien. Brooke hatte bei Uebernahme seiner Radschawürde sich verpflichtet, an Hassan eine Jahresrente von dreihundert Pfund Sterling zu zahlen und den Malayenfürsten nach Bruni zu schaffen, falls er diese Hauptstadt besuchen wolle. Die Anwesenheit Hassan's mochte ihm nicht selten lästig werden, und er bestärkte ihn in dem Vorsatze, sich am Hofe des Neffen nicht nur zu rechtfertigen, sondern auch die ihm von rechtswegen gebührende Stelle eines Premierministers wieder einzunehmen. Damals lagen das Schiff Samarang unter Kapitän Belcher und der Dampfer Phlegethon im Sarawak, und die Gelegenheit war günstig, vom Sultan Geständnisse zu erpressen. An Vorwänden fehlte es nicht; Bruni war offenkundig ein Hafen und Markt, wo die Seeräuber eine Zuflucht und Absatz für ihre Waaren fanden. Muda und Bedreddin hatten sich bisher als standhafte Freunde der Engländer bewährt; sobald sie ihren frühern Einfluß wiedergewannen, war mit Sicherheit anzunehmen, daß ein Vertrag über Abschaffung des Seeraubes und zu gemeinschaftlicher Verfolgung der Piraten zum Abschluß gelangen werde.

Der Dampfer Phlegethon brachte die beiden Brüder nach Bruni, einer Stadt von dreißig- bis vierzigtausend Einwohnern, die man als ein östliches Venedig bezeichnet hat, weil ein großer Theil der Häuser im Wasser oder dicht an demselben steht. Brooke, nur von sieben Europäern begleitet, führte seine beiden Schützlinge in den Palast des Sultans und trat, während ein Seemann die britische Flagge vorantrug, vor den versammelten Hof. Von den Festungswerken auf Pulo Cheremon, an der Mündung des Brunistusses, sei auf ein englisches Boot gefeuert worden; er müsse deshalb verlangen, daß jene Forts geschleift würden. Sodann drang er darauf, daß Hassan und Bedreddin die ihrem Rang entsprechenden Würden und Stellen zurück erhielten. Dagegen that der Minister, Seraib Yussuf, Einsprache, und die Zusammenkunft brachte kein günstiges Resultat. Der Dampfer Phlegethon lag in Pistolenschußweite vom Ufer, aber die Lage war bedenklich. Frank Marryat bemerkt: „Wir waren nur acht Europäer unter vielen Hunderten von Eingeborenen, die zusehen mußten, wie wir ihren Sultan sozusagen beim Bart nahmen. Er hätte nur ein Zeichen geben dürfen und es wäre unrettbar um uns geschehen gewesen. Wir sahen, daß mehr als ein Häuptling die Hand an seinem Krihs (malayischen Dolche) hatte, als wir den Saal verließen. Vor dem Palaste war der ganze Raum mit unbekleideten Wilden bedeckt, mit Maruts, einem Dayakstamm, der im Gebirge wohnt und dessen Name „tapfer" bedeutet. Diese nackten Herren waren gekommen, um erforderlichen Falls dem Sultan beizustehen, trugen Schilde und lange Messer, welche sie kriegslustig schwangen. Dabei heulten und schrieen sie und hatten offenbar nicht übel Lust, uns über ihre Klingen springen zu lassen. Ich war froh, als ich wieder in unserm Boote neben dem mit Kartätschen geladenen Sechspfünder stand."

Brooke blieb eine ganze Woche in Bruni. Nach Ablauf derselben fand eine feierliche Audienz statt, zu welcher er sich mit vier Europäern begab, nachdem er freiwillig seine Waffen abgelegt hatte. Aber Frank Marryat und ein anderer Offizier lagen mit dem Boote vor der offenen Palasthalle auf dem Strome. „Ich stand bei der Kanone, die wir mit einer doppelten Ladung von Schrot und Kartätschen versehen und gerade auf den Thron des Sultans gerichtet hatten. Es war eine Zeit ängstlicher Spannung; die Halle war mit hunderten bewaffneter Männer angefüllt, draußen fehlten auch diesmal die Maruts nicht, die ganze Bewohnerschaft von Bruni war bis an die Zähne bewaffnet, und unter solchen Umständen erschienen fünf Europäer vor dem Sultan, um ihm Bedingungen zu dictiren. Wir im Boote waren darauf gefaßt, im Nothfall fürchterliche Vergeltung zu üben. Wäre Herr Brooke mit seinen Begleitern ermordet worden, so hätten wir ohne weiteres mit Schrot und Kartätschen in die dichte Menschenmasse hineingefeuert, und Hunderte wären todt niedergestürzt. Der Dampfer lag da, er bestrich Halle und Palast, ein Geschütz war direct auf den Thron des Sultans gerichtet und die Lunten waren angebrannt. Außerdem hatte jeder Europäer am Bord sein geladenes Doppelgewehr in Bereitschaft. Die Audienz währte eine gute halbe Stunde. Dann schritt Herr Brooke mit den Europäern aus der Halle; es war ihm gelungen, durch Drohungen Alles zu erreichen." Der Sultan hatte einen Vertrag unterzeichnet, demgemäß er fortan die britische Flagge zu respectiren hat; er trat die Insel Labuan ab, willigte in die Schleifung der Forts auf Puto Cheremon, versprach zur Abschaffung der Seeräuberei mitzuwirken, und die Brüder Hassan und Bedreddin, seine Oheime, in ihre Würden wieder einzusetzen.

So kam das wichtige Eiland Labuan mit seinem Reichthum an Steinkohlen in die Gewalt der Engländer, welche

am 24. Oktober 1846 von demselben förmlichen Besitz ergriffen. Brooke wurde Gouverneur der Colonie und blieb zugleich Radscha von Saráwak. Von beiden Punkten aus hat um Großbritannien eine Controle über Borneo, das reich an Gold und Kohlen, Diamanten, Eisen, Spießglanz, Zinn und Kupfer ist. Sie sind ihm aber auch noch deshalb wichtig, weil sie die einzigen englischen Besitzungen im Archipelagus bilden. Einem Vertrage gemäß, welchen England im Jahr 1824 mit den Niederlanden abschloß, erhielt dasselbe Singapore, Malacca und Alles, was Holland auf der Halbinsel Malacca besaß, verzichtete aber dagegen auf seine sumatranischen Besitzungen und obendrein auf das Recht, jemals auf irgend einer Insel des Archipelagus im Süden der Straße von Singapore Colonien anzulegen oder mit einheimischen Fürsten Verträge zu schließen. Ein Blick auf eine Karte zeigt, daß England durch diesen Tractat sich von dem reichsten Theil dieser Inselwelt ausgeschlossen hatte, und wir begreifen sehr wohl, daß ein solcher Tractat, bei der Umwandlung, welche die Verkehrsverhältnisse seit jener Zeit im fernen Osten genommen haben, sehr unbequem erscheint.

Radscha James Brooke hat von Anfang an den Seeräubern im Archipelagus Vernichtung geschworen und vom ersten Tage an ihnen niemals Ruhe gelassen. Er wollte dem alljährlich wiederkehrenden, massenhaften Morden, mit welchem die malayischen Piraten weit und breit die Küstenlande heimsuchten, ein Ende machen, und Banden züchtigen, die seinem Ausdruck zufolge, die Hände gegen Jedermann erheben. Während in China der Seeräuber ein Mensch ist, welchen Staat und Gesellschaft ausgestoßen haben, beruht auf vielen malayischen Inseln das ganze Gemeinwesen auf dem Korsarenthum und der Fürst ist Oberhaupt der Piraten. Er segelt in der Balla (der Seeräuberflotte) voran, befehligt das nicht selten aus fünfzig bis einhundert Fahrzeugen bestehende Geschwader, zieht weit und breit im Archipelagus umher, nimmt Kauffahrer weg, geräth in Kampf mit anderen Seeräuberprahus, welchen er die Beute abnimmt. Oft werden Städte und Dörfer überfallen, die Bewohner als Sklaven mitgenommen, und nach beendigtem Raubzuge kehrt der malayische Wikinger nach seiner Hauptstadt zurück, um nach einiger Erholung abermals in See zu stechen. Das ist schon weiter oben ausführlich erzählt worden.

Ich möchte die Malayen als ein Randvolk bezeichnen. Ueberall im Archipelagus haben sie die Küstengegenden in Besitz, weiter im Innern wohnen andere, zumeist stammverwandte Völker. Der malayische Seeräuber läßt Andere für sich den Acker bauen, das Bestellen eines Reisfeldes dünkt ihm nicht ehrenvoll. Von Kindesbeinen ist er zu Schiffe und wächst als Seeräuber auf gleich seinem Vater und Großvater. Europäische Fahrzeuge greift er nur in Ausnahmefällen an, doch müssen die Führer derselben stets auf der Hut und wohl bewaffnet sein. Der Malaye versteht sich meisterhaft auf das Entern, und sobald er einmal auf dem Deck ist, mordet er Alles, was am Bord lebt. Die Beute wird in möglichster Eile auf die Prahus geschafft und das geenterte Fahrzeug in Grund gebohrt. So verschwindet jede Spur. Vorzugsweise hat der malayische Pirat es auf die Handelsdschonken der Chinesen abgesehen, schwerfällige Fahrzeuge, die er mit seinen raschen, das Wasser leicht durchschneidenden Prahus bald einholt. Noch heute werden im Archipelagus hunderte von einheimischen und chinesischen Schiffen eine Beute der Piraten; denn so viele Ballas auch von den Europäern vernichtet worden sind, der Seeraub ist einmal mit dem malayischen Volkscharakter so innig verwachsen, die Neigung zu abenteuerlichen und stets gefährlichen Seeunternehmungen so stark, daß die Drachensaat immer wieder emporwächst. Man glaubt die Freibeuter an einem Punkte vernichtet zu haben, aber bald nachher erscheinen sie in einer andern Gegend mit einer doppelten Anzahl von Kriegsfahrzeugen, ohne daß man erfährt, wo diese Schiffe gebaut worden sind. Sie verlegen die engen Seepassagen in dem Inselgewirre der ausgedehnten Hafenbuchten und dringen in die Buchten und Mündungen der Ströme ein, wohin tiefgehende Schiffe ihnen nicht folgen können. Der Befehlshaber oder Lootse einer malayischen Prahu kennt alle Schlupfwinkel und jedes Fahrwasser; gegen ihn sind nur kleine Dampfer von Erfolg. Es könnte auffallend erscheinen, daß man noch keinen Versuch gemacht hat, den Seeräubern die Zufuhr von Waffen abzuschneiden, es ist aber klar, daß alle Bemühungen in dieser Hinsicht vergeblich sein müssen. Wer will dem Kaufmann verwehren, Schießbedarf und Flinten einzuhandeln, und wer kann ihm den Absatz dieser Waaren controliren? Der Pirat wird unter allen Umständen Mittel finden, sich seinen Bedarf auf Umwegen zu verschaffen, und sei es auch erst aus der vierten oder sechsten Hand. In Singapore ist der Bazar stets mit Gewehren aller Art gut versorgt, und die malayischen Seeräuber gehören zu den besten Kunden der englischen Waffenfabrikanten. Flinten und Kanonen, welche man ihnen abnimmt, tragen zumeist Birminghamer Fabrikzeichen, und gewähren somit den Siegern den Vortheil, daß sie für die englischen Patronen das geeignete Kaliber haben, und gleich gegen den Feind benutzt werden können.

Die Dayaks, Eingeborene des nordwestlichen Küstenlandes von Borneo, stehen unter der Herrschaft malayischer Fürsten, die sich als Eroberer festgesetzt haben. Unter ihnen begann Brooke seine wohlthätige Wirksamkeit, indem er sie eines drückenden Joches enthob, als Friedensstifter in einheimischen Fehden vermittelte, Sicherheit für Personen und Eigenthum schuf und ein gerechtes Abgabensystem einführte. Dadurch und vermittelst seiner gewaltigen Persönlichkeit gewann er die Zuneigung der Dayaks, und auch die Malayen, denen er Furcht einflößte, sind ihm nicht abhold. Als er Ruhe und Ordnung geschaffen, kamen sie in Menge herbei und bauten Dörfer am Sarawak. Sie arbeiteten in den Gold- und Antimoniumgruben, welche dem kühnen Radscha gehören.

Die Ströme an der Nordwestküste von Kalemantan bieten, mit Ausnahme jenes von Brunei, keinen malerischen Anblick dar, sondern ermüden das Auge durch ihre Einförmigkeit, die Ufer sind niedrig und flach, die Dschengel (der Wald und das Gestrüpp) reichen bis in's Wasser. Am untern Laufe erheben sich Nipapalmen, die allmälig verschwinden und dem Mangrovebaum Platz machen. Meilenweit ist Alles Einöde; man gewahrt keine menschliche Wohnung, nur dann und wann gleitet ein Nachen über das Wasser hin. Erst weiter aufwärts, wenn man um irgend eine Landspitze gesteuert ist, wird man durch den Anblick eines befestigten Dorfes oder einer Stadt überrascht; denn verschanzt ist Alles, um den Piraten den Zugang zu erschweren. Bei Loudu zum Beispiel haben die Dayaks den gleichnamigen Fluß unterhalb der Stadt mit Baumstämmen versperrt und Forts angelegt. Die meisten Dörfer liegen weit im Binnenlande, möglichst nahe den Quellen der Küstenflüsse, am Gebirge. In den Häusern wohnen gewöhnlich einige hundert Menschen beisammen, damit die Vertheidigung leichter und wirksamer sei. Ein Dorf zählt etwa zehn bis zwanzig solcher Gebäude. Jeder Mann ist Krieger und versteht ein Boot zu rudern. Bevor ein Dayakstamm in den Krieg zieht, führt er, gleich den Indianern Nordamerika's, den Kriegstanz auf. Weiber, Kinder und fahrende Habe werden tief in den Wald geschafft, und Späher folgen dem Feinde auf Tritt und Schritt. Neben der Beute

hat der Dayakkrieger es vorzugsweise darauf abgesehen, von seinen Gegnern so viel Köpfe als möglich zu erbeuten. Sobald ein Feind zu Boden fällt, trennt er ihm flugs das Haupt vom Rumpfe. Die siegreiche Schaar brennt allemal die Dörfer der Geschlagenen nieder, hauet alle Kokosbäume ab und tanzt auf den Trümmern, bevor sie heimzieht, um die erbeuteten Köpfe in dem „Kopfhause" aufzuhängen, in welchem, mitten unter blutigen Trophäen, die stimmfähigen Männer Berathung halten. Die Dayaks unternehmen oft Raubzüge, lediglich um Köpfe zu erbeuten. Sie kehren, wenn der Erfolg günstig war, triumphirend in ihr Heimathdorf zurück, um ein großes Freuden- und Siegesfest zu veranstalten. Die Bemannung der Prahus erhebt gellenden Schrei, welchen Alle am Ufer wiederholen. Man bringt das in Blätter der Nipapalme gewickelte Haupt unter allerlei Ceremonien an's Land. Hugh Low erzählt, die Dayaks hätten ihm oft betheuert, daß der Geruch eines in Verwesung übergegangenen Kopfes in ihre Nase herrlicher dufte, als jener des gewürzigen Durian, ihrer Lieblingsfrucht. Monate lang bildet solch ein Kopf den Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit im Dorfe, und er wird mit allen Ausdrücken der Zärtlichkeit geradezu überhäuft. Man steckt ihm die besten Bissen in den Mund, ermahnt ihn, seine ehemaligen Freunde zu hassen; er sei nun in den Stamm derer aufgenommen, dessen Leute ihn getödtet hätten, und sein Geist müsse nun bei ihnen weilen. Oft steckt man ihm auch eine Cigarre zwischen die Lippen. Das Alles ist ernsthaft gemeint, man will den Geist durch Freundlichkeit versöhnen und ihn für den Stamm gewinnen, als dessen Mitglied er nun betrachtet wird. — Am Siegesfest schlachtet man die fettesten Schweine, bringt Fische, Reis und andere Speisen nebst Taback in Menge herbei, schmauset, raucht Taback, kauet Betel, trinkt Arak und Palmwein. Während des Zechens beginnt der Tanz, bei welchem die auf dem letzten Zug erbeuteten Köpfe am Leibe der Sieger befestigt sind. Diese schreiten stolz auf und ab, strecken die Arme weit aus, erheben zuweilen ein wildes, gellendes, durchdringendes Geschrei, während die Tänzer sich nach dem Schalle der Kesselpauken, Schanangs, Tortewaks und anderer Instrumente bewegen.

Solche Gräuel hat Radscha Brooke beseitigt, so weit sein Einfluß reicht. Er ist zu den Häuptlingen im Innern in freundschaftliche Beziehungen getreten und zeigt ihnen, wie viel mehr sie durch friedlichen Verkehr als durch vernichtende Kämpfe gewinnen. An der Nordwestküste von Borneo hat er dem Seeraube gesteuert, und seit zwanzig Jahren fährt er unermüdlich fort in seinem schwierigen Werke, das den Meister lobt. Eine Lebensbeschreibung dieses Mannes müßte ein hohes Interesse gewähren; es ist zu verwundern, daß die Schriftsteller bis jetzt einen so ungemein dankbaren Stoff sich haben entgehen lassen. A.

Im brasilianischen Urwalde.

Santa Cruz. — Fahrt auf dem Saguassu. — Ueppigkeit des Pflanzenwuchses. — Eine Wohnung im Urwalde. — Der Saki. — Der Sapo boï. — Die Sukuruhyu-Schlange. — Stechmücken.

Unsere Leser wissen (Globus Nr. 8), welcherlei Eindrücke der Maler Biard in Rio de Janeiro erhielt, und wie ergötzlich er dieselben zu schildern versteht. Nachdem er längere Zeit in der Hauptstadt verweilt hatte, trieb ihn ein unwiderstehlicher Zug in die Wildniß hinaus; er wollte sich die viel gerühmten und viel besprochenen Urwälder näher betrachten, und Abenteuer erleben, an denen es dann auch nicht fehlte. Wir wollen ihn auch jetzt auf seinen Ausflügen begleiten.

Die Sukuruhyu-Schlange.

Im November 1858 fuhr Biard auf einem Dampfer nach dem Hafen Victoria in der nördlich von Rio gelegenen Provinz Espiritu Santo. Von dort ritt er nach Nova Almeida und weiter nach dem Dorfe Santa Cruz, von wo er seine Ausflüge antrat. Drei volle Wochen mußte er an diesem trostlosen Orte verweilen, weil sein Gepäck ausblieb, aber als dasselbe eingetroffen war, rüstete er sich flugs zur Fahrt in den Urwald. Ein Italiener, welcher in Santa Cruz Palissanderholz einkaufte, schloß sich ihm an und schaffte drei Kähne mit den erforderlichen Ruderern herbei. Und nun steuerte man in den Fluß Saguassu hinein, der im Bereiche der Ebbe und Fluth zu beiden Seiten mit vielen Mangrovebäumen bestanden ist. Wo dann weiter aufwärts das Wasser nicht mehr brakig erscheint, beginnt sofort ein anderer Pflanzenwuchs.

Die Fahrt war, des sehr abscheulichen Wetters wegen höchst unangenehm; es regnete und stürmte, und der Nachen, in welchem der Maler sich befand, war bald halb voll Wasser. Da kam ein Indianer auf den Gedanken, dasselbe vermittelst eines Trinkglases auszuschöpfen! —

Bald kam ich an einen wirklichen, ächten Urwald. Der Fluß war noch breit. Aus der Entfernung sah ich große weiße Vögel; es waren herrliche Reiher. Bald kamen auch Kraniche mit himmelblauem Schnabel u. einem auf beide Seiten herabfallenden Federbusche. An uns vorüber fuhr in einer Pirogue ein junges Ehepaar; der Mann steuerte, während die Frau in der Mitte des Kahnes aufrecht stand und einen dicken Zweig hielt, der als Ersatz für ein Segel den Wind auffangen sollte. Nun endlich war ich im Urwalde, in einer Gegend, die auf weite Strecken hin noch nie von einer Axt berührt worden war, und mir ging ein ganz neues Leben auf. Meine Stimmung wurde ernst; der Anblick dieser wilden Natur wirkte überwältigend auf mich ein. Der Fluß wurde immer enger, die Ufer rückten nahe zusammen und waren mit merkwürdigen Wasserpflanzen bestanden. Jetzt traten auch gewaltige Riesenbäume auf, reichlich überdeckt mit Schmarotzerpflanzen, Blumen und mit Orchideen, diesen „Töchtern der Luft", die oft auch an Schlinggewächsen hängen. Häufig ragten die Aeste der Bäume weit in den Fluß hinein und wir mußten uns bücken. Der Wald bildete über uns Bogengänge, förmliche Lauben, und dünne, schlanke Palmenstämme gaben dem wunderbar üppigen Vegetationsbild einen ganz eigenthümlichen Charakter. — Mein Italiener, sagt Biard, begriff gar nicht, weshalb ich so erstaunt und entzückt war. Was kümmerten ihn die mit Blumen fast überladenen Kletterpflanzen und alle die wunderbaren Formen der Pflanzenwelt? Ich aber war Maler und Naturfreund. Da sah ich bald Tempel, bald einen Circus, phantastische Bildungen, welche an Thiergestalten erinnerten; ein Bild folgte dem andern und Alles war eine wunderbar mannigfaltige Abwechselung. Die Lianen reichten bis zum Gipfel der Bäume hinan, fielen auch in Strängen und Gewinden hinab, strebten und kletterten an anderen Schlingpflanzen wieder empor, und bildeten oft ein wirres Gewebe von Blumen, Blättern und grünen Seilen. Andere Lianen fielen von oben so regelmäßig hinab, daß man sie mit dem Tauwerk an Schiffswanten hätte verwechseln können, und an ihnen kletterten Uistiti's, die bekannten winzig kleinen Affen, in ganzen Familien; aber sie erschraken nicht vor uns, sondern stießen ihren pfeifenden Schrei aus.

Im Urwald.

Auf der einen Seite des Flusses lag eine Lichtung; sehr viele Bäume waren gefällt worden, aber eine beträchtliche Anzahl hatte man stehen lassen. Dort war das Wasser, das am Ufer über einen weichen goldgelben Sand floß, höchst einladend zum Bad. In dieser Lichtung standen Hütten und hier sollte ich ein halbes Jahr lang bleiben. —

Von Bequemlichkeit war dort keine Rede. Biard fand

Auf dem Saguassu in Brasilien.

bald, daß sein Italiener sich wenig um ihn bekümmerte. Nur mit Mühe konnte er sich leidlich einrichten, und mußte dabei selber durch Handanlegen das Beste thun. Alles war unsauber über alle Beschreibung, besonders aber die Küche, in welcher eine alte Indianerin herrschte. Den Herd bildeten lose zusammengelegte Steine; unweit vom Feuer standen Bänke, auf welchen Indianer sich zum Schlaf ausgestreckt hatten. Auf einem langen Stocke hatte ein boshafter Ürstiti Platz genommen und biß nach Jedem, der ihm nahe kam; sechs bis acht abgehungerte Hunde und eine Katzenfamilie waren auch nicht geeignet, das Behagen zu fördern, und dazu kamen dann auch noch Hühner, Enten und Schweine, die alle in ungezwungener Vertraulichkeit mit den Menschen lebten. —

In dieser Hütte sollte ich nun schlafen. Man hatte mir zwischen allerlei Kisten und Kasten eine Matratze hingelegt; aber Gott Morpheus blieb meinem Lager fern. Das Geschrei wollte die ganze Nacht hindurch kein Ende nehmen, und vor allen Dingen brachte mich der Saki zur Verzweiflung. An diesen Vogel knüpfen die Indianer allerlei abergläubige Vorstellungen, und meinen namentlich auch, daß die Seelen abgeschiedener Menschen in ihn übergehen. Ich habe mir auf meinen Jagden die größte Mühe gegeben, diesen Vogel zu erlegen, habe ihn aber niemals zu Gesicht bekommen, obwohl ich ihm bis spät Abends nachstellte. Aber wenn ich im Dunkel heimging, wurde ich für die verlorene Mühe reichlich entschädigt. Myriaden leuchtender Insekten erglänzten wie Sterne, und dann dachte ich nicht mehr an Saki's oder Krauiche, hörte nicht mehr auf das Geschrei der wilden Katzen, sondern war ganz verloren in der Bewunderung dieses köstlichen Feuerwerkes, welches die Natur an jedem Abend zum Besten gab. —

Wie man im Urwalde Skizzen zeichnet.

Der Maler hatte vollauf Gelegenheit, nach Herzenslust Vögel, vierfüßige Thiere, Schlangen und Insekten zu sammeln, auch brachte er häufig Blumen heim. So vergingen November und December, und an allerlei aufregenden Zwischenfällen war kein Mangel. Einst kam er gegen Abend von einem Jagdausfluge zurück. Die Dunkelheit brach rasch herein, denn den tropischen Gegenden fehlt ja unsere Dämmerung. Biard ging fürbas, aber plötzlich trat er mit seinen bloßen Füßen auf etwas, das sehr weich und schlüpfrig war. Wir können uns seinen Schrecken denken, denn vielleicht war der Gegenstand eine Schlange? Diesmal handelte es sich freilich um ein nicht so gefährliches Thier, nämlich um eine Riesenkröte, welche man in Brasilien als Sape boï, Ochsenkröte, bezeichnet. Der Wanderer warf sogleich seinen Rock über das kriechende Ungethüm, stellte einen Fuß auf dasselbe und band ihm die Hinterbeine zusammen. So brachte er seine Beute nach der Hütte und legte sie dort bei den Indianern nieder. Da schnappte sie zu wie eine Hyäne und wollte beißen. Ein solches Thier mußte nun nach Europa geschafft werden, um dort den Schmuck einer Naturalien-Sammlung zu bilden. Aber wie sollte man es tödten und doch nicht beschädigen? Während der weiße Mann darüber hin und her sann, wußte ein kluger Indianer guten Rath. Ohne nur zu fragen, versetzte er dem Thier mit einem dicken Stein einen Schlag auf den Kopf. Was versteht solch ein Sohn des Urwaldes von einer naturwissenschaftlichen Sammlung? Zum Glück richtete dieser braune Mann an dem Kopfe der Kröte keinen allzustarken Schaden an, und so prangt sie nun in Biard's Museum.

Man hatte ihm schon viel von einer großen, äußerst giftigen Schlange, der Sucuruhyu, erzählt und begreiflicherweise wandelte ihn die Lust an, einen solchen Drachen zu erlegen. Als er einen so frevelhaften Wunsch äußerte, standen dem Italiener die Haare zu Berge. „Sie rennen in einen sichern Tod und sind unbedingt verloren! Das Ungeheuer hat gewaltige Giftfänge, eine Zunge, welche Dolche schießt, einen Stachel am Schwanze und flieht vor dem Menschen niemals. Fragen Sie nur die Indianer, die wissen es." Allerdings ist ein Biß von dieser Schlange unbedingt tödtlich; es handelte sich also hier nicht etwa um ein Kinderspiel.

Biard war auf der Jagd nach Vögeln und stand bis an die Knie im Wasser, als er plötzlich einen Kopf und zwei Augen erblickte, die ihm aus Gras und Gebüsch entgegen starrten. Das war gewiß die Sucuruhyu! Den Jäger durchrieselte ein Schauder, denn er hatte gehört, daß diese Schlange gegen den Menschen einspringe. Also trat er schnell zurück und lud noch eine zweite Kugel in sein Gewehr. Der Kopf des Thieres war nun verschwunden, aber Bewegungen im Grase zeigten an, daß die Schlange noch an Ort und Stelle sei. Er gab Feuer. Nichts rührte sich. Es kam nun darauf an, zu ermitteln, ob die Schlange wirklich todt war. Erst nach Verlauf von etwa einer Viertelstunde ging Biard näher. Das Thier lag entseelt am Boden, aber es war keine Schlange, sondern eine Riesenkrabbe, welche an einem Bein einen Lianenstrick hatte. Die Indianer hatten, wie sich später ergab, in beträchtlicher Entfernung von jener Stelle Krabben gefangen und das Exemplar war ihnen entwischt.

Wie man Skizzen zeichnet.

Diesmal war es also Nichts mit der Sucuruhyu, aber ein anderes Mal traf Biard wirklich mit ihr zusammen. Er war mit den Indianern, welche ihn begleiteten, stundenlang in einem Bache gewatet, hatte Vögel geschossen und auf eine sehr nasse und unbequeme Weise allerlei Skizzen entworfen, wie Figura zeigt. Am Ufer versanken die Wanderer bis an die Knie im Schlamm und mußten sich oft mit dem Haumesser einen Weg durch das Gestrüpp bahnen, ehe sie auf halbtrockenen Boden gelangten. Plötzlich blieb ein Indianer stehen und zeigte mit der Hand auf einen Baumstamm, der im Wege lag. Biard begriff nicht, was das bedeuten sollte und blieb auch ruhig stehen. Der Indianer schlug an und feuerte gegen den Baumstamm. Unter denselben kam eine Sucuruhyu hervor, ein Thier von etwa zehn Fuß Länge, das noch mit dem Schweif umherpeitschte, den Kopf emporbäumte und gegen die Menschen einspringen wollte. Aber sie war tödtlich getroffen worden und konnte nicht mehr schaden. Ich sehe sie, schreibt der Maler, noch heute vor mir mit ihrem aufgesperrten Rachen, mit den beiden Fangzähnen, die mit dem augenblicklich den Tod verursachenden Gifte gefüllt sind. Sie lebte wohl noch eine halbe Stunde lang. Die Indianer wollten ihr den Garaus machen, aber ich litt es nicht, weil mir daran lag, ein so schönes Exemplar unbeschädigt zu erhalten. Als die Schlange, nach langem, schwerem Kampfe verendet war und keinerlei Bewegung machte, hieb ich eine starke Liane ab, ging vorsichtig näher und berührte sie am Kopfe. Sie war todt; und ich schlang ihr nun eine lange dünnere Liane um den Hals und schleppte sie mit mir, denn die Indianer wollten nicht zugreifen. Endlich verstand sich aber doch einer, mir hülfreiche Hand zu leisten; allein sie baten mich, die Beute in einer nicht weit entfernten Waldhütte niederzulegen, damit nicht noch mehr Sucuruhyuschlangen kämen, denn sie folgen den Blutspuren. Ich that ihnen den Gefallen, ging aber gleich am andern Morgen früh wieder hin, um meinen Schatz in Sicherheit zu bringen. Nachdem ich ihr den Kopf abgeschnitten und diesen in Weingeist gelegt hatte, hing ich sie an einen Baum und zog ihr, zu großem Erstaunen der Indianer, die Haut ab. Die braunen Leute waren sehr verwundert, daß das Thier keinen Dolch am Schwanz und im Rachen hatte. —

Stechmücken.

Die Bewunderung der Naturschönheiten eines Urwaldes wird oft durch manche Unbequemlichkeiten sehr stark abgedämpft. Es ist nicht angenehm, bis an die Knie durch Wasser waten zu müssen. Aber das ließe sich noch ertragen; auch wäre nichts daran zu erinnern, daß man an Kleidern und Haut arg zerfetzt wird und gar oft ohne warme Speise sich behelfen muß. Wenn nur die verwünschten Moskito's nicht wären! Diese Stechmücken bringen uns zur Verzweiflung; sie sind überall, man kann ihnen weder bei Tage noch bei Nacht entrinnen; man hat vor den Blutsaugern keine Ruhe. Von allen Creaturen auf Erden sind sie die abscheulichsten; sie sind unerbittlich und, ob man sie auch noch so viel abwehre, immer kommen sie wieder. Auch kann man sich an den Schmerz, welchen sie verursachen, nicht gewöhnen; man wird durch denselben fieberisch aufgeregt.

Das Alles empfand der Maler schon bei seinem ersten Ausflug im Urwalde. Doch bietet sich dem bezauberten Blick so viel Neues und Ueberraschendes dar, daß man wenigstens auf Augenblicke die Mückenqual vergißt. Man sieht nach den Papageyen, welche laut schreiend sich im höchsten Gezweige der mächtigen Baumriesen schaukeln, man betrachtet die Tukans mit ihren gewaltigen Schnäbeln. Da raschelt im Gras ein niedliches zinnoberrothes Thier; es ist so hübsch, daß man es mit der Hand angreifen möchte. Aber hüte Dich! Es ist eine äußerst giftige Korallenschlange, und gefährlicher als die Jaguars, Panther, Bären und Tigerkatzen, deren man sich mit der Kugel erwehren kann. Doch ärger als Alles sind und bleiben die verruchten Moskitos.

Die Probleme am obern Nil. Das Land Kaffa und der Godschob. Debono's Fahrt auf dem Sobat. Brun Rollet in Bellenia und Gondokoro.

Irgend etwas über die Quellen des Nils und seiner oberen Zuflüsse müssen wir im Laufe dieses oder des folgenden Jahres erfahren. Speke und Grant kommen von Südosten her, und wollen von der Seenregion den Stromarm zu erreichen suchen, welcher bis jetzt für den eigentlichen Nil gilt, und den man auch als Tubiri oder Schurifiri bezeichnet. Er nahm seit 1827, als Linant Bey von Chartum aus auf ihm vordrang, und bis El Ais (Eleis), 13° 43′ N. Br. gelangte, die Aufmerksamkeit der Elfenbeinhändler und der Entdeckungsreisenden vorzugsweise in Anspruch. Nachdem Mehemed Ali, Vicekönig von Aegypten, den andern Hauptarm, nämlich den Bahr el Azrek, Blauen Nil, bis in's Dar Fasogl hinauf befahren hatte, beschloß er, den Weißen Nil näher untersuchen zu lassen und rüstete in den Jahren 1839 bis 1842 drei Expeditionen aus, welche auch in früher unbekannte Regionen gelangten. Die zweite kam am höchsten stroman; bis 4° 42′ N. Br. 31° 33′ O.-Länge. Damit war die Bahn für Kaufleute und Entdeckungsreisende gebrochen; Ulivi kam noch weiter hinauf bis Garbo, etwa unter dem dritten Breitegrade; Miani will im März 1860 bis zum zweiten Grade vorgedrungen sein.

Von Westen her empfängt dieser Weiße Nil, etwas nördlich vom 9.° N. Br. den Bahr el Gasel, welcher einem ausgedehnten Wassersystem als Abzugskanal dient. An einem seiner Hauptflüsse will Petherick bis in die Nähe des Aequators gekommen sein.

Etwas unterhalb der Mündung des Bahr el Gasel strömt von Südosten her, also am rechten Ufer des Weißen Nils, der Sobat ein, und dieser erregt eben jetzt wieder die allgemeine Aufmerksamkeit. Von Einigen wird behauptet, daß dieser Sobat als der eigentliche Nil, als der Hauptarm des großen Stromes betrachtet werden müsse; von Anderen wird diese Annahme mit großem Nachdrucke bestritten. Zu den ersteren gehört Charles T. Beke, der auch in seinem neuesten Werk über die Nilquellen seine früheren Behauptungen aufrecht erhält. Arnaud, welcher, gleich unserm Landsmann Werne, die zweite ägyptische Expedition beschrieben hat, gab an, daß etwa dreißig lange Wegstunden jenseit des von der Expedition erreichten Punktes mehre Flußarme sich vereinigen; der beträchtlichste derselben komme aus dem Lande der Berry, das etwa vierzehn Tagereisen östlich von den Bergen von Bellenia liege. Diesen Zweig bezeichnete er als Schoa Berry, und auf seiner Karte ist der God Scheb so eingetragen, daß er aus Kaffa kommt und in den Schoa Berry, an dessen linkem Ufer, einmündet.

Bellenia, im Barylande, unweit vom obern Weißen Nil.

Als die Ergebnisse der zweiten ägyptischen Expedition in Abessinien bekannt wurden, befanden sich dort, in der Landschaft Godscham (am Abaï, obern Blauen Nil) Beke, der belgische General-Consul Cruylebroeke und der Irländer Anton Abbadie. Der Letztere, sagt Beke, habe angeblich eine Reise nach der Landschaft Kassa gemacht; er behauptete, 1843 im December den „Nil" zwei Tagereisen von der Quelle entfernt überschritten zu haben. Diese Quelle liege im 7° 25′ N., 80′ westlich von Sakka, der Hauptstadt von Enarea, also 32° 58′ 56″ O. von Greenwich. Beke stellte die Wirklichkeit dieser Reise entschieden in Abrede. Im Jahre 1859 behauptete dann Abbadie in einer spätern Arbeit, er habe 1846 die Nilquelle entdeckt in Enarea, 7.° 50′ 8″ N., 31° 39′ 5″ O. von Paris, während er früher angegeben, sie läge in dem Djebel el Kamr.

Arnauds Angaben über den Schoa Berry und dessen Zufluß, den God Scheb, waren nicht genau. Brun Rollet hat ermittelt, daß der obere Lauf des Sobat, welcher aus dem Lande der Berry komme, Schol genannt werde.

Beke war 1841 mit Krapf in Schoa (Abessinien). Beide nahmen damals an, daß der God Scheb nach Süden hin fließe. Diese Ansicht theilten sie dem Major Harris mit, der die bekannte Gesandtschaftsreise nach Abessinien unternahm. Beke hatte sich inzwischen überzeugt, daß seine Ansicht über den Lauf des God Scheb irrig sei. Er schrieb das auch nach Europa. Harris selbst war der Ueberbringer dieser Mittheilungen, der Major blieb aber trotzdem der Ansicht, daß jener nilotische Godschob oder God Scheb ein und derselbe Strom mit dem Juba sei, welcher in den indischen Ocean mündet. Der Leser findet weiter unten, daß diese Ansicht auch neuerdings an Debono und Lejean Anhänger erhalten hat. Beke bleibt aber dabei, „daß der God Scheb nur einer von den oberen Zweigarmen des Sobat, nicht des Bahr el Abiad, sein könne." Diese Annahme stützte sich auch auf die Aussagen des Mohammedaners Omar ibn Nedschet, der überhaupt viele Mittheilungen über die südlich von Abessinien liegenden Landschaften machte. Am 9. Februar 1843 entwarf Beke zu Yejubbi in Godscham eine Kartenskizze über jene Länder und deren Flüsse.

Im Süden Abessiniens gruppiren sich mehrere hochgelegene Gebirgsregionen, die wir seither nur wenig kennen; und namentlich über die Stromläufe wissen wir lediglich Unbestimmtes. Jene sind: das hohe Bergland Guragué mit einem großen Alpensee; Kambwat, gleichfalls ein Bergland, das inselartige Plateau Enarea mit der Hauptstadt Sakka, Wolamo auf dem linken Ufer des Godscheb und zwischen diesem Fluß und Enarea das Bergland Dschindschiro.

Dazu kommt aber noch das in diesen Tagen oft genannte Reich Kaffa, „ein ausgedehntes, mächtiges und hohes, mit dicken Waldungen, besonders auch mit Kaffeebäumen bestandenes Bergland, das im Norden durch den Godscheb von Dschindschiro getrennt ist, und noch durch denselben Fluß, nach dessen Vereinigung mit dem Gnibe, wie von einer Spirale, im Osten, Süden und Westen umzogen wird." Die Bewohner sind christliche und heidnische Gongas.

Dort sind interessante Probleme zu lösen und diese waren es ohne Zweifel, welche Herrn von Heuglin zu einer Expedition nach Kaffa reizen. Auch Ludwig Krapf hat die Absicht, jene wenig bekannten Berglandschaften zu erforschen. Wir haben schon früher (Globus S. 108, aus einem an uns gerichteten Briefe Krapfs) mitgetheilt, daß es auf der Expedition, welche er im Sommer 1861 antrat, seine Absicht war, erst eine neue Mission an der

Aegyptische Niederlassung am Dar Fasogl.

Nordostküste bei den Gallavölkern einzurichten und dann die Region zwischen dem Aequator und Abessinien zu durchwandern. Den Missionar interessirt zunächst die Frage, ob und wie viele christliche oder vielleicht jüdische Ueberreste in jenen Ländern vorhanden seien; sodann will er aber auch erforschen, wo die südöstliche Wasserscheide des Bahr el Abiad liege, und wo die Quellen des Sobat und Godschob zu finden seien.

In Kassa leben seit einigen Jahren katholische Missionare. Der eine derselben, Pater Léon des Avanchers, schrieb aus Kaffa unterm 14. Oktbr. einen Brief an Herrn von Heuglin, in welchem er sagt: „Der Sobat ist der wahre Weiße Nil des Ptolomäus; seine Quelle liegt in einem Sumpf oder See, der von den Berghöhen bei Gobo herab sichtbar ist; (Gobo liegt südöstlich von Kaffa)." Dann kommt ein uns unverständlicher Zusatz; der Franziskanermönch sagt nämlich: „Diese Thatsache habe ich schon er-

kannt, als ich in Sansibar war" Wie konnte er das an der ostafrikanischen Küste? Er stellt eine Denkschrift über das Land in Aussicht. Seine obigen Angaben, welche in den zu Gotha erscheinenden „Mittheilungen aus J. Perthes geographischer Anstalt," veröffentlicht wurden (1861 V.), entscheiden noch gar nichts, weil man nicht erfährt, ob der Pater als Augenzeuge spricht.

Der zweite Missionar, Pater Massaja schreibt, Kassa 12. Oktober 1860, gleichfalls, daß er den Sobat oder Barro für den Weißen Nil halte „Diese Möglichkeit kommt mir wahrscheinlich vor, denn der Fluß, den man von den Berghöhen Kassa's, in der Entfernung von etwa einer Tagereise sehen kann, hat viel Wasser, ruhigen Lauf, er bewegt sich träge, und es scheint, als ob man ihn mit großen Booten befahren könne."

Auch diese Angaben sind, wie man sieht, ganz unbestimmt, und die weiteren Vermuthungen Massaja's über die Möglichkeit einer Handelsverbindung zu Wasser von Aegypten bis Kassa, schweben völlig in der Luft, weil Massaja nichts Sicheres weiß, und auch nur sagt „es scheint." Der Barro (Sobat) entspringt ihm „wie es scheint" aus einem drei bis vier Tagereisen von Kassa entfernten See ꝛc.

Also wir wissen noch gar nichts Sicheres; und es bleibt so ziemlich nicht weniger als Alles erst zu ermitteln und festzustellen. Auf Brun Rollets Karte liegt die Quelle des Sobat in dem „Himadongebirge" zwischen 6 u. 7° N. und 33 u. 34° O. v. P. Der Fluß macht dann einen weiten Bogen nach Südwesten hin, nimmt, etwa unter dem 4.° N. im Lande des Stammes der Lutuke eine westliche Richtung, fließt dann, als Schol, in nordnordwestlicher Richtung bis zum 9.° N. und zwischen dem 29. u. 30.° W. nach Westen. Dann mündet er als Sobat in den Weißen Nil. Auch Debono's Reise, aus welcher wir nun einen Auszug geben, entscheidet über den obern Lauf des Sobat selbst nichts, und der Ausspruch des Elfenbeinhändlers über den obern Lauf desselben und daß im Grunde genommen der Sobat ein seichter Fluß sei, ist doch nur Vermuthung, denn Debono segelte den Hauptstrom nur bis etwas südlich vom 8.° N. Br. hinan und fuhr dann in einen Zufluß desselben, den Bondschack, der von Südosten her am rechten Ufer des Sobat einmündet.

Andreas Debono, ein aus Malta gebürtiger Elfenbeinhändler, wohnte seit Jahren in Chartum am Zusammenflusse des Blauen und des Weißen Nils. Zu Ende des Jahres 1854 rüstete er zwei Barken (eine größere, Dahabieh, und eine kleinere, Sandal) aus, bemannte sie mit siebenundsechszig Leuten, fuhr den Bahr el Abiad hinauf und befand sich am Neujahrstage 1855 an der Mündung des Sobat. Er segelte in diesen Fluß hinein, welcher viele Windungen macht, und war am folgenden Tage bei der im vorigen Jahre von ihm gegründeten Station, welche er unter Obhut des Italieners Terranova gelassen hatte. Am 4. Januar schiffte er weiter stroman und sah während der folgenden Tage erst Dörfer der Dinka's und dann der Schelluks. Er bemerkt, daß man Beide nicht mit dem gleichnamigen Volke am Weißen Nil verwechseln dürfe, denn jene am Sobat gehorchen einem Sultan, der unter ihnen selbst wohnt, haben Hütten aus Stroh und Einbäume als Fahrzeuge. Vermittelst dieser letzteren retten sie sich und ihre Habe, wenn ihre gefährlichsten Feinde, die Nuehr, Raubeinfälle unternehmen.

Am 10. Januar traf Debono am linken Ufer eine beträchtliche Anzahl dieser Nuehrs beisammen und kaufte Vieh von ihnen. Sie schlugen ihm eine Bundesgenossenschaft vor; beide Theile sollten gemeinschaftlich alle anderen Stämme am Sobat ausrotten, Vieh und Kinder wegnehmen und die ganze Beute theilen. Die Wilden prahlten damit, daß sie fünfzigtausend Krieger und im Nothfalle noch sechsmal mehr Streiter in's Feld stellen könnten, ohne Weiber und Kinder, welche während der Fehden und Raubzüge die Männer begleiten. Aber Debono erklärte jetzt, wie späterhin stets, wenn ihm ähnliche Anträge gemacht wurden, er sei gekommen, nicht um sich in den Krieg einzumischen, sondern um Elfenbein zu kaufen, und versprach ihnen, in einem Kampfe zwischen den Schelluks und Nuehrs keine Partei zu nehmen. Alle jene Wilden glauben, daß sie unüberwindlich seien, wenn sie den Beistand weißer, mit Flinten bewaffneter Männer haben können.

Der maltesische Kaufmann durfte seine Fahrt ungehindert fortsetzen, aber der Strom machte auch weiter aufwärts ungemein viele Krümmungen. Am 15. Januar traf Debono mit dem Dschak, das heißt Häuptling, zusammen, welcher ihm einen Elephantenzahn und eine Tigerhaut schenkte. Eine solche Gabe mußte in würdiger Weise erwiedert werden, und der schwarze Potentat bekam einen vollständigen Anzug. Dieser bestand in einem Hemd, einem Turban und ein paar Schuhen. Dieser Häuptling bat den weißen Mann dringend, in seinem Gebiet eine Niederlassung zu gründen, und ihm solchergestalt Schutz gegen die Nuehrs zu gewähren. Der Kaufmann versprach, die Sache in Erwägung zu ziehen; augenblicklich könne von derselben keine Rede sein, da er sich beeilen müsse weiter zu fahren. Der Häuptling rieth ihm davon ab, weil seine Fahrzeuge bald auf dem Trocknen sitzen bleiben würden. Debono, der wohl wußte, daß alle Schwarzen lügen, kehrte sich aber nicht an diesen, wie die Folge ergab, wohlgemeinten Rath.

Am 19. fuhr der Reisende, welcher den Sandal, das Boot, vorausgeschickt hatte, in seiner Dahabieh weiter, um dem alten Sultan der Schelluks einen Besuch abzustatten. Am Abend fuhr er an der Mündung des ersten Zuflusses vorüber, des Nuol Dei, welchen er zur Linken hatte.

Während der Fahrt am 20. Januar, die von gutem Winde begünstigt war, lagen ihm zur Rechten die Nuehr, zur Linken gewahrte er Dörfer der Schelluks. Der Flußarm des Sobat, welcher den Namen Dschibba führt, blieb ihm zur Rechten. Am andern Morgen um elf Uhr war er bei dem dritten Stromarme, dem Nikana, und gelangte etwa eine Stunde später an ein Dorf, wo er anlegte, um einige Einkäufe zu machen.

Am 22. Januar traf er sein Boot bei dem alten Sultan Luol Anian, der am folgenden Tage mit zahlreichem Gefolge bei der Barke sich einfand. Er trug einen grünen Zweig in der Hand, wollte sich aber erst nicht auf die Dahabieh wagen, denn eine Barke dieser Art hatte er nie zuvor gesehen. Gleich dem oben erwähnten Dschak überreichte er Geschenke und bat um Hülfe gegen die Nuehr, welche oftmals sein Gebiet arg verwüsteten, Männer niedermetzelten und Heerden wegtrieben. Auch der Sultan hob hervor, daß demnächst das Wasser stark abfallen werde. Aber Debono glaubte auch jetzt nicht daran; der Strom hatte bei dem Dorfe noch volle zehn Fuß Wasser, und konnte doch nicht in ein paar Tagen ein trockenes Bett haben. Debono wollte gern bis zu den Gebirgen der Berry vordringen, welche, seiner Meinung nach, nicht sehr weit entfernt liegen konnten. Er wußte, daß 1852 Angelo Vineo, der vortreffliche Missionar, von seiner Station Belenia (am obern Weißen Nil, etwa unter dem 5.° S. Br.) dorthin gegangen war. Er berichtete, daß er über einen schmalen, aber tiefen Strom gekommen sei, der wohl kein anderer als der Sobat sein konnte. Dieser bei dem Elfenbeinhändler einmal festgewurzelte Vorsatz, bis zu den Berry zu gelangen, bewog ihn zu eiliger Weiterfahrt.

Bei einem zweiten Sultan, Namens Adam Adabukadsch, blieb Debono zwei Tage, wechselte mit demselben Geschenke aus, setzte am 28. Januar seine Reise fort und kam an einem Flusse vorüber, welcher sich in den Nikana ergießt. Am andern Tage kam er an zwei andere Mündungen von Flüssen; der eine strömt aus dem Lande der Dschebbas, der andere aus jenen der Bondschaks, und in diesen letztern fuhr er hinein. Er erzählt:

Am 1. Februar. Im Bondschakflusse traf ich eine Reihefolge von Schleusen, welche quer über denselben angelegt worden und mit Reusen zum Fischfang versehen waren. Das Wasser war dort sechs bis sieben italienische Ellen tief. Die Schwarzen wollten mich von der Durchfahrt zurückhalten, welche nur möglich war, wenn ich diese Schleusen beschädigte; sie versicherten auch, daß ich in diesem Flusse nach wenigen Wochen auf dem Trocknen sitzen bleiben würde, aber ich glaubte nicht, was sie sagten. Gern hätte ich es

vermieden, die mühsame Arbeit dieser Leute zu zerstören, aber ich wollte um jeden Preis weiter und ließ also in die verschiedenen Schleusen Oeffnungen machen, nur eben weit genug, um hindurchfahren zu können. Der Schaden wurde von den Schwarzen sofort in aller Eile wieder ausgebessert.

So fuhr ich stromau bis zum 9. Februar, an welchem ich zu den äußersten Dörfern der Bondschaks gelangte; man sagte mir, daß weiter stromauf an diesem Flusse keine Wohnungen mehr vorhanden seien. Also eröffnete ich dort einen Verkehr mit den Stammeshäuptlingen und ersuchte zugleich um die Genehmigung, einen Agenten an den Sultan der Bondschaks zu senden. Dieser wohnte im Dorfe Nikana. Am ersten März erschien ein Häuptling und sprach: „Unter uns Königen ist es Brauch, daß wir uns gegenseitig beschenken, nicht aber mit einander Handel treiben." Er überreichte mir auch einige Geschenke und ich gab ihm andere. Zugleich überbrachte er die Genehmigung, und ich wählte sogleich die Leute aus, welchen meinen Bevollmächtigten Terranova zum Sultan begleiten sollten. Sie trafen Abends bei demselben ein, und er wieß ihnen sogleich eine Stelle an, wo sie ihr Lager aufschlagen sollten. Kein Unterthan durfte die Fremden besuchen, ehe der Sultan bei denselben erschienen war; aber trotzdem drängten sich viele Schwarze herbei, welche sich über die Hautfarbe und die Kleidertracht der Ankömmlinge wunderten und lustig machten. Darüber war der Sultan so ärgerlich, daß er solchen Missethätern all ihr Vieh wegnahm.

Am andern Morgen schickte er meinem Bevollmächtigten und dessen Begleitern ein großes Gefäß mit Milch und einen Ochsen, auch ließ er den Boden zwischen dem Zelte derselben und seiner eigenen Wohnung mit Pantherfellen belegen. Dann erschien er selbst, gefolgt von etwa zweihundert Männern. Einige derselben trugen Sitze für ihn und er nahm auf denselben in der Art Platz, daß er seine Füße auf zwei Häuptlinge setzte, die sich platt auf die Erde gelegt hatten. Dann spie er diesen beiden Hofleuten in's Angesicht; sie waren darüber hocherfreut und rieben sich den Auswurf Seiner Majestät im Antlitz herum.

Der Selbstherrscher geneigte, meinen Bevollmächtigten zu fragen, weshalb er seine Heimath verlassen habe und in's Land der Bondschaks gekommen sei? Terranova entgegnete, des Handels wegen, worauf der König bemerkte: „die Sultane geben Geschenke und treiben keinen Handel." Er sagte also genau dasselbe, wie der oben erwähnte Häuptling, begleitete aber seine Worte flugs mit einer werthvollen Gabe, nämlich mit einigen Elephantenzähnen. Terranova seinerseits blieb hinter einer solchen Großmuth nicht zurück und äußerte dabei, daß es mein Wunsch sei, im Dorf eine Niederlassung für den Elfenbeinhandel zu gründen. Der Sultan

Gegend im Lande der Scheluks am Sobat.

entgegnete aber, daß Elephantenzähne erst im folgenden Jahre wieder vorhanden seien, und zeigte sich auch keineswegs geneigt, eine solche Niederlassung zu erlauben.

Am 1. April. Das Wasser ist gefallen und ich sitze wie in einem Gefängnisse. Als wir den Versuch wagten, fortzukommen, geriethen wir auf eine Sandbank, machten die Barke mit großer Mühe flott, rannten aber zum zweiten und bald nachher zum dritten Mal wieder auf. Am zweiten April hatte ich allerlei Zerwürfniß mit den Schwarzen, welche uns beim Loskommen behülflich sein sollten; sie verlangten Bezahlung im Voraus. Durch einen vom Sultan abgeschickten Häuptling wurde die Sache noch verwickelter; er wollte die Vorsteher der Arbeiter veranlassen, über meine Leute herzufallen, während diese im Wasser beschäftigt waren, um das Fahrzeug flott zu machen. Aber die Sache wurde unserm Dolmetscher mitgetheilt; ich ließ sofort meine Leute unter's Gewehr

treten, auch eine Kanone mit Kartätschen laden, und das half denn auch.

Aber am 3. April nahmen die Schwarzen eine kriegerische Haltung an und rotteten sich in der Nähe meiner beiden Schiffe zusammen. Ich wollte nicht gern ein Feuer gegen sie eröffnen, mußte sie aber doch einschüchtern. Also ließ ich ihnen sagen, daß ich in friedlicher Absicht und lediglich des Handels wegen gekommen sei; aber ich besäße Waffen, die weit wirksamer seien als ihre Lanzen, denn sie drängen durch Schilde hindurch. Um ihnen das zu beweisen, ließ ich zwei Schilde zusammenstellen, schoß, und die Kugel drang durch beide hindurch. Von nun an sannen sie nicht mehr auf Ueberfall oder Verrath, aber ich hielt doch gute Wacht, denn auf meine Leute, die als Muselmänner Fatalisten waren, konnte ich mich in dieser Beziehung nicht verlassen.

Erst am 8, April, nachdem ich durch reichliche Spenden von Glasperlen die Arbeiter angefeuert hatte, wurden wir flott. Am 9. war, zu unserer Ueberraschung, weit und breit kein Mensch zu sehen; aber bald erfuhr ich die Lösung dieses Räthsels. Die Nuehrs hatten einen Raubzug in's Gebiet der Bondschaks gemacht, die dann geflüchtet waren und viel Vieh im Stiche gelassen hatten. Diese Nuehrs sind überall, auch bei den Schelluks, dermaßen gefürchtet, daß ein Paar von ihnen genügen, um ein ganzes Dorf in die Flucht zu jagen.

Am 12. April stieg das Wasser eine halbe Elle, fiel aber gleich wieder ab. Am 1. Mai wollte ich die Umgegend erkunden, ging zu Fuß stromau, fand aber schon nach einer halben Stunde das Bett völlig trocken. Ich kam zurück, untersuchte unsere Vorräthe, sah aber, daß wir nur noch auf einen Monat Lebensmittel hatten!

„So steht es in der That und Wirklichkeit mit dem Sobat, welchen der übrigens sehr zuverlässige und gewissenhafte deutsche Reisende Russegger mit dem Weißen Nil verwechselt hat, und den neuere Geographen für den untern Lauf des in Enarea fließenden Godschob halten. Es ist aber schwer zu begreifen, wie dieser letztere Fluß, welcher schon in den Gebirgen, wo er entspringt, eine größere Wassermenge führt, als der abessinische Nil (der Bahr el Azrek) in den Ebenen der Schelluks zu einem wasserlosen Kanal, in welchem meine Fahrzeuge auf das Trockene geriethen, werden könne, nachdem er die Zuflüsse aus dem Hochlande von Kassa und Sendschero aufgenommen hätte." —

Debono war, wie aus seinem Schreiben an Lejean hervorgeht, elf Monate wegen jenes Mangels an Fahrwasser in großer Gefahr und Verlegenheit. Lejean bemerkt in Bezug auf die eben mitgetheilten Ansichten des maltesischen Kaufmanns: „Der Sobat wird, nach der bisher von den meisten Geographen aufgestellten Hypothese, für den Fluß von Enarea (Südabessinien) gehalten. Er ist unter den Zuflüssen des Weißen Nils noch der am wenigsten bekannte. Alle Nachrichten, welche ich über denselben einziehen konnte, bestärken mich in dem Gedanken, daß seine Quelle sehr weit nach Südsüdost hin liegen müsse, daß er einen großen Theil seines Wassers aus Abzweigungskanälen des Weißen Nils bekommt und endlich, daß er mit dem schon erwähnten Flusse von Enarea gar nichts zu schaffen hat. Den letztern betrachte ich, bis das Gegentheil erwiesen wird, als einerlei mit dem Dschuba (Webi Sidama, Jub), welcher sich in den indischen Ocean ergießt."

Am obern Weißen Nil, jenseit des Stammes der Schir, wohnt der große Stamm der Berry, dessen Besitzungen bis zum dritten Grade nördlicher Breite reichen. Der Hauptort eines seiner größten Bezirke ist Belenia oder Bellenia, das zwischen dem 4. und 5. Breitegrade liegt, nur bis fünf Wegstunden landeinwärts vom linken Ufer. Diesen Ort wählte sich Brun Rollet, dessen Werk Le Nil blanc et le Soudan, Paris 1855, eine wahre Fundgrube für die Kunde der Regionen am obern Bahr el Abiad bildet, zum Mittelpunkte für den Elfenbeinhandel seit dem Jahre 1844. Er benutzte die „Barylente" als Zwischenhändler und Mäkler mit den Völkern, die weiter landein wohnen, und solchergestalt bekamen sie in Interesse daran, die Faktoren des weißen Kaufmanns zu beschützen. Brun Rollet befreundete sich Rignello, der ein Bruder des Königs von Bellenia war. Als der Schwarze sich überzeugt hatte, daß das Schiff des Fremdlings nicht ein durch Ueberschwemmung vom Ufer abgerissenes Haus, sondern ein mit Leinwandflügeln, Segeln, versehenes Holzgebäude sei, kam er mit zweien seiner Frauen an Bord, wollte die Barke nicht mehr verlassen und mit nach Chartum reisen. Darauf ging Rollet gern ein, aber die Türken wurden neidisch, und raubten ihm seinen Freund Rignello, den er erst im folgenden Jahre in Chartum wieder befreien konnte. Die Türken hatten diesen Prinzen sehr schlecht behandelt, aber er hat gelernt, sie von den Franken zu unterscheiden und diesen ist er gewogen geblieben.

Als er nach Bellenia zurückkam, erzählte er seinen Landsleuten Wunderdinge von der großen Stadt, wo ganze Häuser mit Glasperlen angefüllt sind, wo die Menschen auf Zebras (d. h. Eseln und Pferden) und auf Giraffen (Kameelen) reiten. Die Türken verfuhren mit ihrer gewöhnlichen Brutalität, indem sie die Männer aus dem Gefolge Rignello's als Sklaven verkauften oder unter die Soldaten steckten. Nur einen einzigen konnte Rollet loskaufen und mit in die Heimath zurücknehmen.

Diese Reise Rignello's nach Chartum gab dann mittelbar Veranlassung zu der bekannten katholischen Missionsstation Gondokoro, in der Nähe von Bellenia. Rollet stellte unserm, nun auch an den Folgen der Einwirkung des afrikanischen Klima's schon gestorbenen, Landsmann Pater Ignaz Knoblecher eine Barke zur Verfügung und gab ihm den halben Gewinnantheil von der Handelsunternehmung. Die österreichische Regierung unterstützte dann die Mission zu Gondokoro, die auf dem von Rollet (der, beiläufig bemerkt, kein Sardinier, sondern ein Savoyarde war) erworbenen Grund und Boden erbaut wurde. Man hat sie aber wegen des ungesunden Klima's schon vor mehreren Jahren aufgeben müssen. Am eifrigsten wirkte ein vortrefflicher Missionar, Don Angelo Vinco, in Knoblechers Auftrage; er machte von Bellenia aus manche Ausflüge und knüpfte Verbindungen mit verschiedenen Stämmen an. Nachdem er lange Zeit sich abgemühet hatte, starb er zu Mardschu bei den Bary.

Wir haben schon früher bemerkt, daß Petherick gegenwärtig unterwegs nach Gondokoro und wahrscheinlich schon dort angelangt ist, um die Herren Speke und Grant zu erwarten, welche vom Nyanza-See dorthin zu kommen beabsichtigen.

Am Rothen Meer und im östlichen Sudan.

Die Handelsbedeutung des Rothen Meeres. — Suez. — Kosseïr. — Yanbo, der Hafen von Medina. — Dschidda, der Hafen von Mekka. — Das Grab der Urmutter Eva. — Suakin und die Troglodyten. — Eine Reise nach Kassala in Takka.

Der beinahe vierhundert deutsche Meilen lange Meerestheil, welcher sich zwischen der Küste des nordöstlichen Afrika und jener von Arabien, von Suez bis zur Bab el Mandeb erstreckt, bildet in unseren Tagen eine viel befahrene Post- und Handelsstraße. Ueber ihn führt der nächste Weg nach Indien; bei Suez endet die Eisenbahn, welche von Alexandria bis an das Rothe Meer führt. An dem Gestade desselben laufen Telegraphendrähte, auf dem Wasser schwimmen Dampfer. Ganz richtig hat man betont, daß an diesem arabischen Golf auch der Schlüssel zu Indien liege, und deshalb haben die Engländer sich dort Stellungen gesichert, durch welche

sie die Einfahrt in jenes schmale Binnenmeer beherrschen. Am indischen Meer unweit der Bab el Mandeb besitzen sie Aden, am Eingange des Golfes das Felseneiland Perim.

Das Rothe Meer hatte einen wenig belangreichen Handel, bis die Dampfer kamen und neuen Aufschwung brachten. Gegenwärtig macht man Lustreisen, Touristenausflüge nach allen Küsten, und wenn es den christlichen Europäern auch heute noch nicht vergönnt ist, die Moschee zu besuchen, in welcher der arabische Prophet Mohammed ruhet, so steht ihnen doch nichts im Wege, bis Tayf zu gelangen, von wo aus sie einen Blick auf die heilige Stadt Mekka gewinnen können. Mit einem Worte, jene Gestade sind nun, so zu sagen, angebrochen worden, und europäische Reisende sind in den verschiedenen Hafenplätzen gar keine Seltenheit mehr, sondern gehören zu den täglichen Erscheinungen. Von Massaua aus führt der Weg nach Abessinien hinein, von Suakin führt eine Karawanenstraße durch Ober-Nubien an den Blauen Nil und nach Chartum, der Hauptstadt des ägyptischen Sudan.

Wir wollen über einige Punkte, deren jetzt oft erwähnt wird, Nachricht geben. In Suez endet, wie schon bemerkt, die Eisenbahn. Der Handel dieses Platzes ist nicht unbedeutend, die Einwohnerzahl beläuft sich auf höchstens viertausend Seelen, von denen aber Viele nicht einmal in der Stadt ansässig sind. Es fehlt an Trinkwasser, das aus Kairo gebracht werden muß. Täglich befördert ein Extrazug eine ganze Reihe von Cisternen-Waggons. Einen Hafen hat Suez nicht, sondern nur eine Rhede; deshalb müssen die Dampfer weit entfernt von der Stadt Anker werfen. Man findet auf ihnen Reisegelegenheit nach den übrigen Häfen, regelmäßig aber nur mit den englischen Postschiffen der Peninsular- and Oriental-Company, denn jene der ägyptischen Medschidiehcompagnie haben sich noch nicht an Pünktlichkeit gewöhnt. Sie befördern vorzugsweise Pilger und legen zuerst in Kosseïr an, um dort fromme Wallfahrer an Bord zu nehmen, oder Reisende, zumeist Kaufleute abzusetzen, welche auf der Karawanenstraße nach Käneh am Nil gehen. Der Strom macht in dieser Gegend einen weiten Bogen nach Osten und nähert sich dort dem arabischen Golfe mehr als an irgend einer andern Stelle.

Von Kosseïr steuert der Dampfer in südöstlicher Richtung nach der arabischen Küste hinüber, und landet in Yanbo oder Yanbua el Bahr, das heißt Eingangsthor zur heiligen Stadt, nämlich Medina, für welches dieser Platz den Hafen bildet. Er ist zugleich das dritte Hauptquartier auf der Karawanenstraße von Kairo nach Mekka, treibt beträchtlichen Transporthandel und erhält viele Einfuhrwaaren von der westlichen Küste des Rothen Meeres. Hier hört die Herrschaft des Pascha von Aegypten auf und jene des türkischen Sultans beginnt. Uebrigens ist Yanbo nicht bemerkenswerth, es liegt am Rande einer unfruchtbaren

Uebergang über den Atbara.

Ebene, die sich vom Meere bis zum Gebirge erstreckt. Die Einwohner haben seither für ungemein fanatische Mohammedaner gegolten, treten sehr stolz und zuversichtlich auf, tragen großes Selbstgefühl zur Schau, gehen stets bewaffnet, müssen sich aber doch allmälig daran gewöhnen, Europäer in ihrer Mitte zu sehen und dieselben in Frieden zu lassen.

Von Yanbo geht der Dampfer nach Dschidda, der „Ebene ohne Wasser." Aber dieser Hafenplatz, das Seethor für Mekka, ist in vieler Beziehung wichtig und namentlich zur Zeit der Pilgerwanderungen sehr belebt. Viele Leute finden alsdann kein Unterkommen in den Herbergen und müssen unter freiem Himmel lagern. Die Umgegend gilt den Mohammedanern für sehr heilig. Wie könnte das auch anders sein? Dort liegt ja die Ur- und Stammmutter des Menschengeschlechts begraben, nämlich Siitna Hewwa, welche wir Mutter Eva nennen. Richard Burton, der vom Grabe des Propheten kam, das er in der Verkleidung eines Moham-

medaners besucht hatte, wollte es sich nicht versagen, das Grab zu sehen. Er bestieg eines Nachmittags einen Esel, ritt aus den Melkathore gen Nordosten hin und gelangte nach einem Ritt von etwa einer halben Stunde zu einigen armseligen Hütten und Kaffeezelten. Dort ist das Grab der Eva innerhalb einer Umfriedigung. Mutter Eva, die natürlich für eine gute Mohammedanerin gilt, liegt als solche nach der Kaaba hingerichtet, mit den Füßen nach Norden, mit dem Kopf, den sie auf die rechte Hand gestützt hält, gen Süden. Schon aus der Ferne erblickt man eine nur kleine, weiß angetünchte Kuppel, in der sich auf der westlichen Seite eine Oeffnung befindet. Unter ihr befindet sich ein aufrechtgestellter viereckiger Stein, welcher den Nabel des menschlichen Leibes vorstellen soll; er ist mit allerlei eingegrabenen Verzierungen versehen. Burton mußte, laut Weisung seines Führers, diesen Stein erst küssen und dann beten, das letztere sowohl am Nabel wie am Kopfe Eva's. Die parallel laufenden Mauern, welche etwa sechs Schritte auseinander liegen, deuten die Umrisse von Eva's Körper an. Zwischen ihnen, gerade auf Eva's Nacken, liegen zwei Gräber, nämlich jene Osman's und seines Sohnes, welche einst das etwas in Verfall gerathene Grabmal der Urmutter ausbesserten.

Burton spielte den Freigeist und sprach zum Führer: „Wenn, wie wir hier sehen, unsre Urmutter vom Kopf bis zum Unterleib 180, und von da bis zur Fußsohle 80 Schritte lang gewesen ist, dann hat sie gewiß wie eine Ente ausgesehen." Der Führer bemerkt: „Ich danke den Sternen, daß die Mutter unter der Erde liegt, sonst würden ja die Menschen vor Schrecken um ihre Sinne kommen."

Von Dschidda steuert der Dampfer nach Südwesten hin zur afrikanischen Küste hinüber, nach Suakin, das einen recht hübschen Anblick gewährt. Der Hafen hat eine sehr schmale Einfahrt, die auf der Ostseite liegt, ist aber für kleine Schiffe vollkommen sicher. Man sieht auf den ersten Blick, daß er durch Korallen gebildet worden ist. Die Stadt zählt etwa 12,000 Einwohner, und steht unter der Regierung der ottomanischen Pforte, welche einen Pascha einsetzt. Dieser hängt von jenem zu Dschidda ab. Zu allen Zeiten kamen nach Suakin aus dem Innern Gummi, Elfenbein und Sklaven auf den Markt. Außer den arabischen Handelsleuten sind auch einige levantinische und europäische Kaufleute in der Stadt. Der vortreffliche schottische Reisende Hamilton machte in Suakin eine eigenthümliche Bekanntschaft. Er ging mit dem Zollinspector, einem Abessinier, über den Marktplatz, um sich die Leute näher anzusehen. Da rief Jemand: Comment cela và, mes chers amis? Hamilton drehete sich um und sah einen alten zerlumpten Mann mit glänzenden, stechenden Augen. Der Gruß wurde freundlich erwiedert, es stellte sich aber heraus, daß der Mann

Kassala.

weiter kein Wort französisch verstand. Ach, er war eine gefallene Größe und hatte einst glänzendere Tage gesehen, da er noch als Scharfrichter des letzten Deys von Algier Missethätern und Nichtmissethätern die Köpfe herunterfäbelte. Das Schicksal hatte ihn an's Rothe Meer verschlagen!

In Suakin sieht man viele Leute, die fast nackt gehen. Sie wohnen in der Umgegend, geben sich für Araber aus, sind aber höchstwahrscheinlich Abkömmlinge der alten Troglodyten. Ihr Wuchs ist schlank, der Gliederbau fein, das Haar kraus, die Haut chokoladenbraun. Solch ein Troglodyt sieht aus wie ein Standbild von Erz. Seine ganze Kleidung besteht in einem Stück Baumwollenzeugs, das er um den Unterleib schlingt. Negerartig erscheint nur das wollige Haar, sonst Nichts. Am Fuße hat der Troglodyte Sandalen aus Kameelhaut, am Halse trägt er einen Rosenkranz und Amulete.

Hamilton ging von Suakin nach Chartum über Kassala,

das einst die Hauptstadt des Königreichs Takka war. Dieses ist nun eine ägyptische Provinz. Er miethete Kameele von den Hadénudoa-Arabern, welche vom Rothen Meer bis in die Nähe von Kassala reichen. Es führen zwei Wege von der Küste nach Takka; der eine geht über Langeb, der andere, südlichere, über Takka, zieht sich an der Gränze Abessiniens hin. Hamilton schlug den erstern ein. Er kam über grasbedeckte Fluren und durch Haine von Tamarisken (Tamarix mannifera), die mit ihren rauhen Stämmen und dem bläulichgrünen Blätterschmuck so angenehme Gruppen bilden. Im Schatten saßen zwei Araber an einem klaren Bache, ein dritter lag in der Nähe am Boden und sprach sein Nachmittagsgebet; ringsum weidete das blökende Vieh. Das Ganze war eine Geßnersche Idylle. Weiterhin wurde der Boden sandig und steinig; dort trat an die Stelle der Tamarisken riesiger Cactus, achtzehn Zoll im Durchmesser und bis zu dreißig Fuß hoch.

Eine beträchtliche Strecke landeinwärts, bis zum steilen Passe von Haddameib, gleicht diese ostafrikanische Küstengegend dem gegenüberliegenden Hedschas in Arabien; weiterhin bekommt sie dann einen völlig afrikanischen Charakter und die Hochebenen beginnen. Auf dem Granitboden wächst die melonenartige Koloquinte, Hándal der Araber, aus deren grünen, sechs Zoll im Durchmesser haltenden Frucht die Küstenaraber eine Art Theer gewinnen. Allmälig tritt auch die Dûmpalme auf, zuerst an der Gränze der Gegend von Langeb. Weiter, in südwestlicher Richtung, kommt der Reisende über eine Stufenfolge von zumeist mit Kies bedeckten Plateaus, und dann und wann über Wiesensteppen. Unterwegs traf Hamilton einen Fellatapilger, der über Bornu, Baghirmi, Wadaï und Darfur bis hierher gekommen war. Er befand sich nun schon ein Jahr unterwegs, und die Wüste hatte für ihn keine Schrecken. Er wollte nach Suakin, um nach dem heiligen Mekka hinüberzuschiffen.

Hamilton legte den Weg von der Küste bis Kassala in den Tagen vom 16. bis zum 28. März zurück. Diese Stadt war vor etwa achtzehn Jahren noch ganz unbedeutend; die Hawatty-Araber wohnten in armseligen Strohhütten; jetzt bildet K. die Hauptstadt einer großen ägyptischen Provinz, die nach Osten hin bis Suakin, nach Süden bis Abessinien, nach Norden bis zur Wüste der Berber reicht und nach Westen hin bis an den Atbara. Sie steht unter einem Mudir, Präfecten, der seine Kaschefs, Unterbefehlshaber, in verschiedenen Orten hält und jedem vierzig bewaffnete Leute beigiebt. Im Ganzen hält der Vicekönig in der Provinz Takka vier Negerregimenter, meist Sklaven, die aus den Gebirgen des Fasogl hergebracht wurden. Ihr Unterhalt erfordert höchst geringe Kosten, da alle Lebensmittel unglaublich wohlfeil sind. Ein solches Sklavenregiment zählt achthundert Mann; außerdem stehen unter dem Mudir noch einige hundert Mann irreguläre türkische Soldaten und Reiter aus Dongola; man fürchtet diese letzteren wegen ihrer Gewaltthätigkeit noch mehr als selbst die Arnauten. Als Hamilton in Kassala war, hatten sie eben einen Raubzug in das Land der Bogos (wir schildern dasselbe in unsrer nächsten Nummer) gemacht, etwa vierthalbhundert Menschen, sämmtlich Christen, und achtzehnhundert Ochsen fortgeschleppt. Die eine Hälfte dieser Leute fiel

Kosseïr.

Suakin.

den Räubern zu, die andere wurde zum Vortheil der Regierung verkauft, welche von dem Erlös an die Soldaten rückständigen Sold bezahlte! Der italienische Missionar Stella begleitete die Bogos; er verlangte vom türkischen Mudir die Herausgabe jener 340 freigeborenen Abessinier. Aber der Türke lachte über eine solche Zumuthung. Die Sache machte aber Aufsehen, weil es sich nicht um Heiden, sondern um Christen handelte, und der englische Consul kam aus Massaua nach Kassala, um sie zu untersuchen. Was weiter geschehen ist, wissen wir nicht.

Kassala ist, wegen seiner Lage in der Nähe von wichtigeren Handelsplätzen Sennars und Abessiniens, ein wichtiger Handelsplatz für vortreffliches Elfenbein, für Häute, Talg, Straußenfedern und andere Landeserzeugnisse; Gummi, Wachs und Kaffee kommen aus Abessinien; der große Gummimarkt von Gadaref liegt nur vier

Dschidda.]

Tagereisen entfernt. — Der Weg von Kassala nach Chartum führt unweit der erstern Stadt über den Atbara. Da wo die Fuhrt ist, war er zwar sehr breit, aber das Wasser reichte den Kameelen nicht viel bis über die Knie, höchstens bis an den Hals.

Ein Blick auf Madagaskar.

Die große und schöne Insel Madagaskar ist ein wichtiger Fleck Erde, der wahrscheinlich bald die Aufmerksamkeit Europa's in höherm Maße als seither auf sich lenken wird. Länger als ein Menschenalter war das Eiland den Fremden, insbesondere den Engländern und Franzosen, aus guten Gründen, fast ganz verschlossen; Radama, die Königin der Howas, welche mit eisernem Scepter herrschte, kannte die Praktiken der Ausländer und suchte dieselben fern zu halten. Nach ihrem Tode beeilte sich der Gouverneur der britischen Insel Mauritius, welche für die Zufuhr ihrer Lebensmittel, insbesondere für Reis und Vieh, von Madagaskar abhängig ist, eine Gesandtschaft an den neuen König abzuordnen, und ein Mitglied derselben hat darüber einen kurzen Bericht in der Londoner Times mitgetheilt. Wir entlehnen demselben die nachfolgenden Mittheilungen, behalten uns indessen vor, die Verhältnisse von Madagaskar eingehend zu erörtern.

Königin Ranovalo starb am 16. August 1861. Seit drei Wochen hielt die Leibgarde bei Nacht und bei Tage vor dem Palaste Wacht. An jedem Morgen fragten die Offiziere, ob die Herrscherin noch am Leben sei, und erhielten auch an dem Todestage noch eine bejahende Antwort. Aber einige Stunden nachher verlautete, die Königin sei nicht mehr. Da kam große Freude über Offiziere und Soldaten; sie schleuderten ihre Wurflanzen, Schilde und Säbel mit Jubel in die Luft. Aber rasch gewannen sie die Besonnenheit wieder, suchten ihren Fehler sofort gut zu machen und schickten einen Berichterstatter in die Stadt, welcher verkünden mußte, daß Ranovalo schwächer geworden sei. Allein die Wahrheit kam doch bald an den Tag.

Erbprinz Rakoto, jetzt Radama II., war der gesetzmäßige Thronerbe, konnte aber sein Anrecht nur mit Mühe geltend machen. In Betreff des Charakters bildet er den geraden Gegensatz zu seiner verstorbenen Mutter; diese war streng bis zur Grausamkeit, er ist allzu mild. Sein Vetter Rambusalama versuchte sich des Thrones zu bemächtigen, aber sein Anschlag mißlang. Der neue König ließ den Rebellen nicht hinrichten, sondern hat ihn durch eine „ehrenvolle Gefangenschaft" unschädlich gemacht. Indeß Rambusalama zählt viele Anhänger unter den Alteonservativen, und wenn es ihm einst gelingen sollte, den König zu stürzen, dann würde er wohl das alte, grausame System der Ranovalo wieder zur Geltung bringen.

Seit dreißig Jahren ist in der Hauptstadt Antananarivo Blut in Strömen vergossen worden. Unter solchen Umständen bleibt es in der That eine merkwürdige Erscheinung, daß der Sohn der grausamen Königin sich weigerte, das Todesurtheil gegen Rambusalama zu vollziehen, der als offenkundiger Rebell nach der Krone gestrebt hatte. Radama II. hat als „Princip" aufgestellt, daß er kein Blut vergießen werde. Er ließ auch die Anhänger der Rebellen nicht hinrichten, sondern begnügte sich damit, ihnen ein Brandmal auf die Stirn zu drücken und sie in entlegene Provinzen zu verbannen.

Blutige Strenge waltete unter Ranovalo; wenn aber das Mitglied der englischen Gesandtschaft sich von einem Palastbeamten erzählen läßt, daß sie „binnen ein paar Jahren" einmalhunderttausend Menschen hingeopfert habe, einmal tausend Stück zusammen, so hat man ihm Uebertreibungen berichtet. Die Frauen und Kinder der Hingerichteten seien als Sklaven verkauft worden (wohin?). Der Howa-Offizier, welcher dem Engländer diese Scenen ausmalte, spekulirte auf die Theilnahme des letztern, indem er, schlau genug hinzufügte: „ich konnte es gar nicht mit ansehen, daß man Männer, Frauen und Kinder von einander trennte, und habe oft weinen müssen." Es sei dann zu den Ohren der Königin gelangt, daß er geweint habe, und seitdem wäre er mit dem Auftrage zu Executionen verschont worden.

Die Verfolgungen gegen die Christen (welche eine Art von politischer Partei bildeten und sich mit Europäern tief eingelassen hatten) waren allerdings ungemein grausam, und erinnern an

jene, welche z. B. Frankreich besudelt und zum Gemetzel der Bartholomäusnacht geführt haben. Die Heidin Ranovalo war nicht grausamer als der christliche König von Frankreich, aber fast eben so raffinirt. Sie schickte z. B. ein Dutzend oder mehr an einer Kette befestigte Menschen im Land umher; sie mußten sich Nahrungsmittel suchen; starb einer, so blieb er doch an der Kette und mußte weiter mitgeschleppt werden, und so ging es fort, bis Alle todt waren. Doch sind nicht Alle ein Opfer der Barbarei geworden. Der Engländer erzählt, daß am Tage vor seiner Abreise von Antananarivo eine siebenzigjährige Frau ihn besucht und erzählt habe, daß sie vor elf Jahren mit siebenzehn anderen Opfern aneinander gekettet worden sei. Nachdem sie alle gestorben waren, schleppte sie allein vier Jahre lang die Kette hinter sich her, und man konnte noch jetzt sehen, wie tief einst die Eisenreifen im Nacken und über den Fußknöcheln in's Fleisch gedrückt hatten. Der König hatte diese Frau vor etwa acht Wochen begnadigt.

Daß Ranovalo viele Christen hat um's Leben bringen lassen, unterliegt gar keinem Zweifel, aber die Ziffer der Hingemordeten wird sich schwerlich jemals ermitteln lassen. Viele wurden mit Seilen an ein Kreuz befestigt und dann zu Tode gesteinigt. Manche Opfer warf man von einem Felsen etwa sechszig Fuß hoch hinab.

Der Engländer bemerkt, daß man von der Küste bis zur Hauptstadt bequem in etwa sechs Tagen reisen könne, wenn man nicht zu sehr mit Gepäck beschwert sei. Er behauptet, daß manche Theile der Insel, auch von der Hochebene abgesehen, nicht ungesund seien, besonders die weit ausgedehnten Weidegründe. Wenn er aber beifügt, daß ihm das Thierleben auf Madagaskar sehr spärlich erscheine, so ist er gewiß im Irrthum, denn alle anderen Reisenden haben das Gegentheil gefunden. Er sah „wildes" (verwildertes?) Hornvieh, das keinen Höcker hat, während andererseits alles Rindvieh, welches in großer Menge von der Insel nach Mauritius und Bourbon ausgeführt wird, sehr stark entwickelte Höcker trägt.

Die englischen Abgesandten, welche den König begrüßen wollten, landeten im Hafen Tamatawe, von wo sofort ein Eilbote des Königs nach der Hauptstadt Antananarivo abging, um die Ankunft der Fremden zu melden. Am 16. Oktober Morgens kam diesen ein bewaffnetes Geleit entgegen. Von den fünf Offizieren desselben gehörten drei zur königlichen Palastwache. Ihre Uniform bestand aus einem Frack von blauem Sammet, reich mit Gold besetzt, einem dreieckigen Hut mit rothen und weißen Federn und dunkeln Beinkleidern mit Goldstreifen; der eine Offizier war hellolivengelb und hatte fast europäische Gesichtszüge. Der König hatte der Gesandtschaft Reitpferde entgegen geschickt, und erwies ihnen dadurch eine ganz besondere Ehre; die Wege waren aber so beschaffen, daß man auf denselben nicht reiten mochte. Selbst unweit der Hauptstadt geht der Pfad durch ein sumpfiges Reisfeld.

In der Nähe von Antananarivo drängte sich das Volk in Menge herbei, um die Fremden zu sehen. Seit dreißig Jahren war keine Gesandtschaft dort gewesen; Königin Ranovalo liebte (wohl keineswegs mit Unrecht) die Europäer nicht, gab aber ausnahmsweise Einzelnen die Erlaubniß, in's Land zu kommen. Jetzt schickte der König noch ein zweites Geleit, eine Art von Ehrenwache, welcher eine Musikbande voranzog. Sie spielte God save the Queen.

Den Palast durfte, wegen der noch anhaltenden hohen Trauer, Niemand betreten. Dieses merkwürdige Gebäude ist schon früher von Ellis ausführlich geschildert worden, und wir werden gelegentlich eine Beschreibung desselben mittheilen. In der Mitte steht ein gewaltiger, 120 Fuß hoher Balken, welcher das Dach stützt. Es wäre interessant, zu erfahren, auf welche Weise man es angefangen hat, ein so ungeheures Stück Holz vierzig Stunden weit aus dem Niederlande auf die Hochebene zu schaffen, durch Urwälder, steile Schluchten und über hohe Berge. Die Bevölkerung der Hauptstadt beträgt etwa 30,000 Köpfe und die nächste Umgegend ist sehr dicht bewohnt, aber fast ohne alle Bäume; dergleichen sind dreißig englische Meilen um die Hauptstadt kaum zu sehen. Es heißt, man habe die Wälder alle niedergeschlagen, damit die Stadt nicht von einem Feinde überrascht werden könne.

Der Empfang in der Hauptstadt war von Seiten des Volkes sehr lärmend. Am andern Tage schickte man den Gesandten allerlei Geschenke, z. B. vier fette Ochsen, und dazu Briefe in englischer Sprache. Einen wollen wir in der Urschrift hersetzen:

To Colonel Middleton. — I send you and your companions a bullock, by my son. How are you after your journey? Saith

Ramonja, 14 th. Honour,
Officer of the Palace, Prince.

Viele Offiziere verstanden überraschend gut Englisch. Einige derselben hatten vor fünfunddreißig Jahren in England Unterricht erhalten, unter diesen der gegenwärtige Hauptsekretär des Königs. Er spricht Englisch äußerst geläufig und vollkommen richtig, und versteht auch Französisch.

Der König nahm die Gesandten sehr herzlich auf, erkundigte sich angelegentlich nach Königin Victoria und Lord Palmerston, „der auf Madagaskar ganz besonders beliebt ist", wie der Reisende versichert. Radama der Zweite ist von gedrungenem Körperbau und hat einen freundlichen Gesichtsausdruck; seine Gemahlin macht einen recht angenehmen Eindruck. Die Gesandten überreichten dann im Namen des Gouverneurs und der Kaufleute von Mauritius Geschenke.

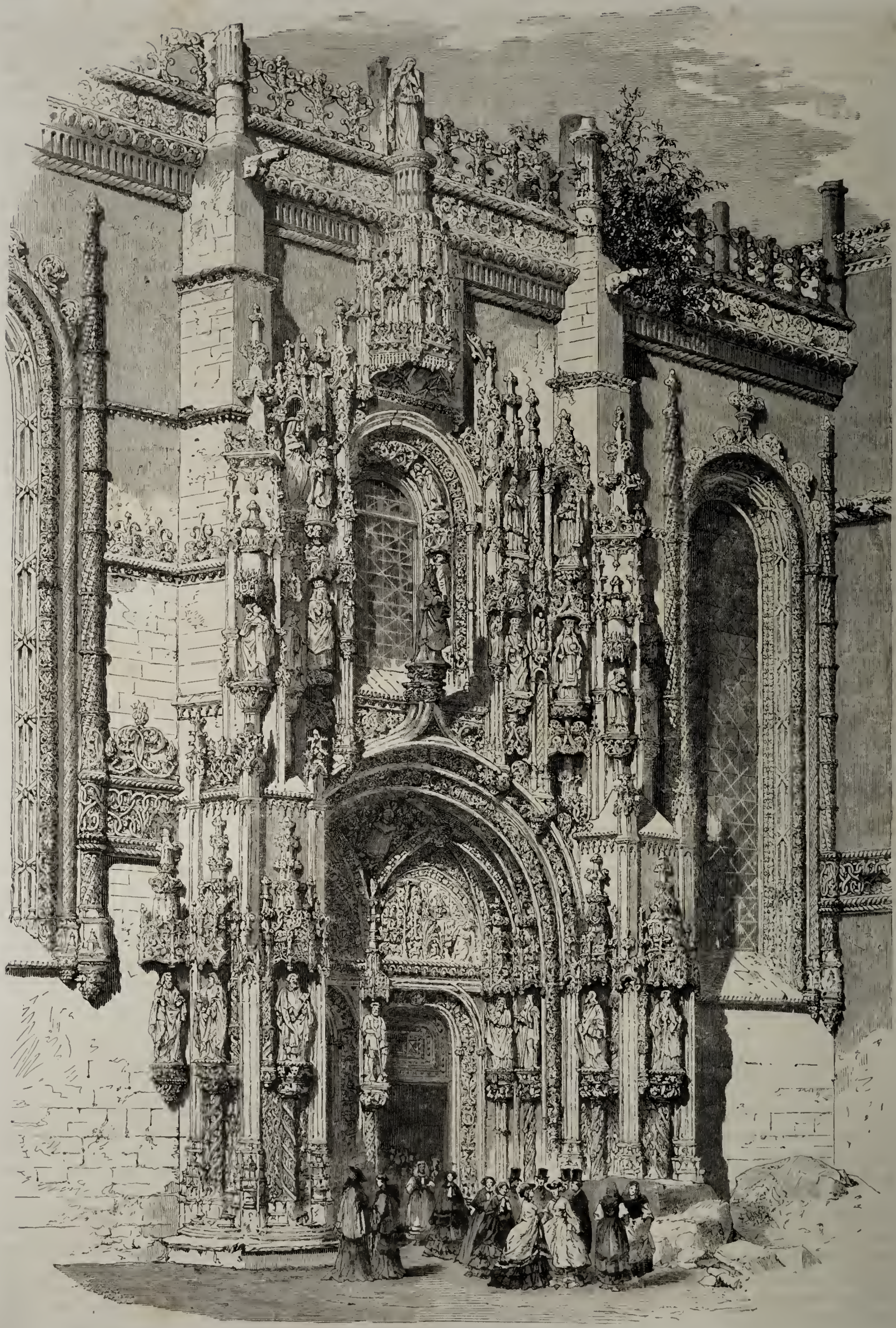
Man hat oftmals gesagt, der König sei Christ, doch ist diese Behauptung zum Mindesten voreilig; man hat aber Grund zu der Hoffnung, daß er einmal Christ werde. Gegenwärtig bekennt er sich zu einer Art von Deismus; die Anleitung dazu hat er von dem schon erwähnten Hauptsekretär erhalten. Eine durch ihn in der Hauptstadt gegründete Schule zählte im Herbste des vorigen Jahres schon etwa achtzig Zöglinge.

Belem in Portugal.

Reisende, welche Lissabon besuchen, versäumen nicht, einen Ausflug nach Belem zu machen. Man kann diesen Ort, gleich Junqueira und Alcantara, als eine Vorstadt der großen Capitale betrachten.

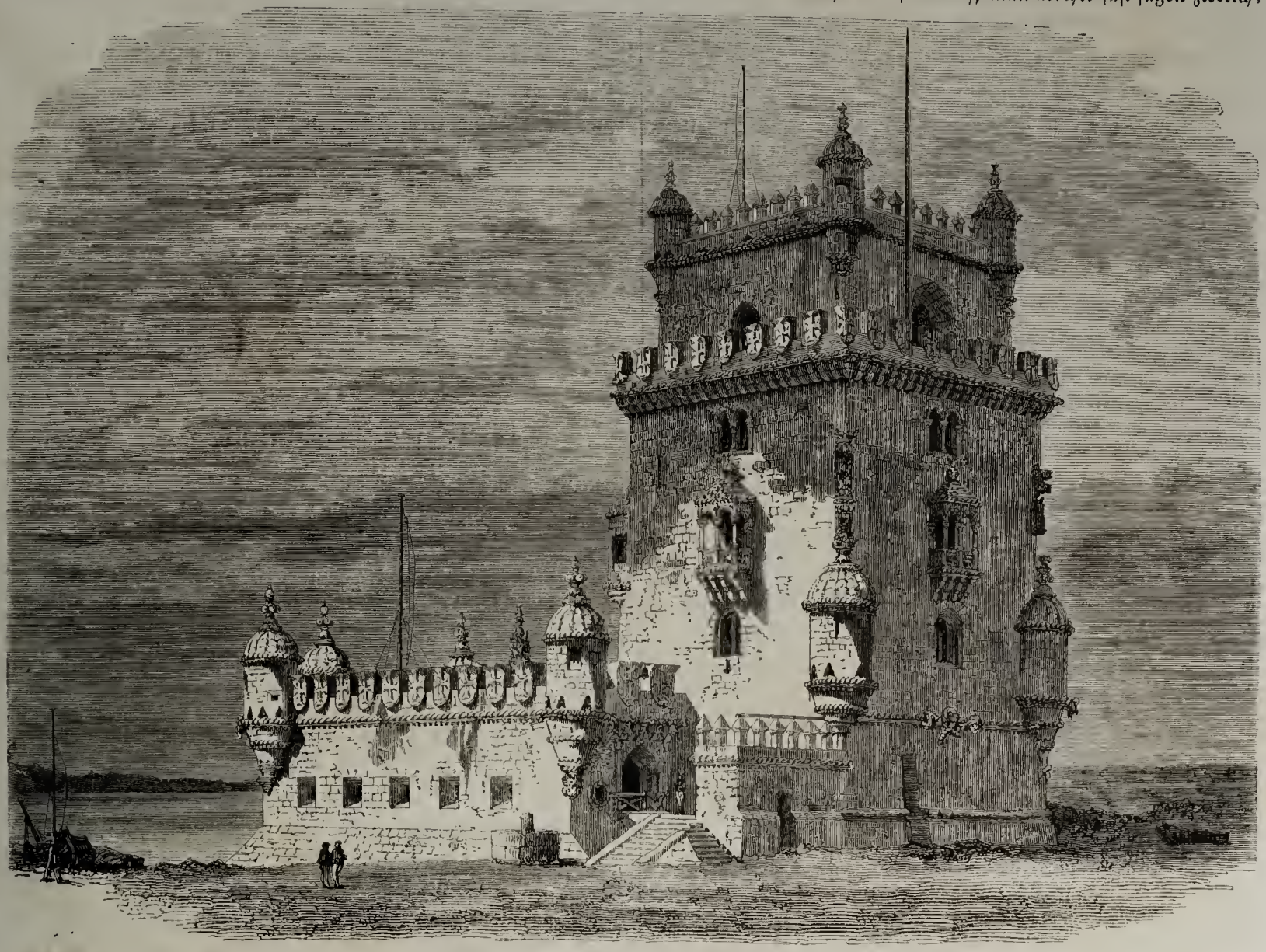
Gewöhnlich geht man in Lissabon an den Sodre-Quai, wo die Dampfer bereit liegen. Sie steuern durch die Kriegsfahrzeuge und die große Menge der Handelsschiffe, welche im Hafen liegen, mit großer Vorsicht hindurch und fahren den Tejo stromab bis in die Nähe des berühmten viereckigen Thurmes, der in der Geschichte der Erdkunde eine Stelle einnimmt. Denn von Belem fuhr Vasco da Gama aus, um Afrika zu umschiffen und Eroberungen in Indien zu machen. Der alte, dicke „Torre" hat jetzt einen Telegraphen und eine Batterie; er liegt am linken Stromufer auf einem Bergvorsprunge, von welchem man eine weite, prächtige Aussicht auf Lissabon und dessen Umgebungen hat. Der Thurm macht architektonischen Eindruck; Joao, der „vollkommene Prinz", hat ihn bauen lassen.

Bemerkenswerth, und gleichfalls an die Geschichte der Entdeckungsreisen erinnernd, ist das Kloster der Hieronymitenmönche in Belem. Es steht auf dem Platze, welcher einst ein altes Kloster der Christusritter einnahm. König Emanuel, hoch erfreut über die glückliche Fahrt Vasco da Gama's, beschloß zu ehrendem Andenken des kühnen Seemannes eine Abtei zu bauen. Er versetzte in dieselbe Hieronymitenmönche aus Penha Longa. Den Bau



Portal der Marienkirche in Belem.

entwarf und leitete der italienische Architekt Botoqua, ein Schüler Bramante's; aber die Portugiesen wollen die Ehre nicht gern einem Fremden gönnen und behaupten, ihr Landsmann Joao da Castilho sei der Erbauer. Wie dem nun auch sein möge, das Kloster steht als ein schönes, groß gedachtes und ganz vortreffliches ausgeführtes Gebäude da. Wenn man in's Innere eintritt, ist der Eindruck bewältigend; man erstaunt über die Kühnheit in der allgemeinen Anordnung, über den reichen Geist und die Erfindungsgabe, welche uns entgegentreten aus den tausenden von überschwänglich mannigfaltigen Einzelnheiten, die sich nirgends wiederholen. Nichts ist schwer oder drückend, Alles sinnreich, man möchte fast sagen zierlich.



Der Thurm von Belem bei Lissabon.

Im Chor dieser Santa Maria de Belem ruhen Dom Manoel, seine Gattin Fernanda, und mehre andere gekrönte Häupter. Von der reichen Architektur giebt unser Bild Zeugniß.

Kleine Nachrichten.

Gregory's Reise in Westaustralien. Im Frühjahr 1860 wurde das Schiff Delphin von Perth in Westaustralien nach einem Punkt an der Nordwestküste geschickt, von wo aus F. T. Gregory das Innere jener Region erkunden sollte. Am 10. Mai landete er in der Nickol-Bay, einem kleinen Meerbusen, welchen die Gruppe des Dampier-Archipels einschließt. Dort ließ er das Schiff zurück und brach gegen Ende des Monats mit acht Personen, zwölf Packpferden und Lebensmitteln für zwei Monate auf, um einen großen Fluß aufzusuchen, dessen Vorhandensein er vermuthete. Er machte von der Nickol-Bay zwei Ausflüge. Auf dem zweiten glaubte er seine Vermuthung bald erfüllt zu sehen. Er war an einen Punkt gekommen, an dem, wie er sich ausdrückt, Alles darauf hindeutete, daß innerhalb einer Entfernung von 40 bis 50 englischen (also etwa 10 deutschen) Meilen, ein großer Fluß vorhanden sei. Die Gegend senkte sich, und Gregory wähnte, dem großen Strome, vermittelst dessen ein großer Theil der Wasser Central-Australiens einen Abzug finde, nahe zu sein. Er hat aber diesen vermeintlichen Fund nicht entdeckt, wohl aber, wie er glaubt, zwei bis drei Millionen Acker Landes gefunden, das sich zur Viehzucht, auch etwa zum zehnten Theile für den Ackerbau eigne. Die Region trägt also den bekannten australischen Charakter; ein eigentliches Culturland kann sie so wenig werden, wie die von Burke und Wills durchwanderten Oasen oder Halboasen. Gregory ging von der Nickol-Bay theils in südöstlicher, theis in südwestlicher Richtung, und legte respective 780 und 985 engl. geograph. Meilen zurück. Seine Wanderzüge umspannen also einen beträchtlichen Theil des Gebietes zwischen der Nickol-Bay und dem Exmouth-Golf, und weder die Bodenbeschaffenheit noch die Eingeborenen legten der Expedition Hindernisse in den Weg. Leider waren die Pferde den tagtäglichen Anstrengungen nicht gewachsen und acht derselben fielen. Gregory meint, daß irgendwo in Nordwestaustralien ein Strom fließe, etwa wie der Schwanenfluß im südwestlichen Theile dieser Küstenregion. Da, wo er wanderte, fand er da und dort gutes Wiesenland, Flüsse, Fische, Aale, Perlen, Austern, Brotfrüchte, wohlschmeckende wilde Feigen, süße Pflaumen und allerlei schöne Blumen. Somit ist Australien „weder eine Wüste noch ein Morast," wohl aber ein unfertiger, wenig entwickelter, im Innern gar nicht gegliederter und deshalb auch zu einer hohen Culturentfaltung nur an einzelnen Theilen der Küste geeigneter Erdtheil.

Reisen in Afrika. Mittheilungen in schweizer Blättern vom Anfange Februars melden, daß beim Bundesrath in Bern bereits Tagebücher Werner Munzingers aus Chartum eingetroffen seien. Demnach ist dieser Reisende rüstig an das Werk gegangen, welches der Heuglinschen Expedition als Aufgabe gestellt worden war. Ein andrer Reisender aus der Schweiz, Dr. Schläfli, hat zum Zweck naturwissenschaftlicher Forschungen eine Wanderung von Sansibar aus nach der gegenüberliegenden afrikanischen Küste unternommen.

Den Ursitz der Sklavenverschiffung über See bildet das Küstenland zwischen dem Gambia und Sierra Leone. Auf dieser Strecke münden die Ströme Casamansa, Cacheo, Jeba, Rio Grande, Bolola, Rio Nuñez (Kakandy), Campani, Rio Pongo, Dembia und Debueka. Vor der Küste liegen die Bischnga- und die Los-Inseln. Auf dieser ganzen Strecke und abwärts bis Sierra Leone trieben die Portugiesen schon von 1434 an den Sklavenhandel, und zu schwunghaftem Betrieb desselben gründete Pedro de Cintra im Jahre 1480 Sierra Leone und bauete im folgenden Jahre eine Burg zu Elmina, welche jetzt den Holländern gehört. Die Engländer betheiligten sich an dem Handel mit „lebendigem Ebenholze" zuerst 1562. Ein Kapitän Hawkins brachte Sklaven nach Sauet Domingo und verkaufte sie gegen Kuhhäute, Zucker und andere Landeserzeugnisse. Seitdem wurde dann in England zwei Jahrhunderte hindurch der Sklavenhandel unter der Könige besonderm Schutze betrieben, und die Regierung munterte ihn nach Kräften auf. Hawkins fand seine erste Reise so vortheilhaft, daß er eine zweite Reise und zwar mit nicht weniger als zehn Schiffen unternahm. Eins derselben hieß Jesus, ein anderes Johannes der Täufer. Als Hawkins von der Sklavenhandelsfahrt nach England zurückkam, schlug Königin Elisabeth ihn zum Ritter, denn ein Mann, welcher sich so große Verdienste erworben hatte, mußte doch würdig belohnt werden. Im Jahre 1618 ertheilte König Jacob der Erste dem Sir Robert Rich einen Freibrief zur Gründung einer Compagnie, welche den Sklavenhandel in möglichst großer Ausdehnung treiben sollte. Sie wollte aber nicht gedeihen, und 1631 wurde unter König Karl dem Ersten eine zweite Compagnie zu demselben Zwecke gegründet; 1662 entstand eine dritte Compagnie für den Sklavenhandel, an deren Spitze der Herzog von York stand. Der königliche Freibrief wurde ihr unter der Bedingung gewährt, daß sie sich verpflichtete, jährlich mindestens dreitausend Sklaven aus Afrika nach Jamaika hinüber zu schaffen.

Eine Eigenthümlichkeit bei den Frauen in Tibet. In diesem Lande herrscht ein Gebrauch, welchem die Europäerinnen sich niemals anbequemen würden. Jede weibliche Person muß allemal, wenn sie das Haus verläßt, ihr Gesicht mit einem schwarzen klebrigen Syrup anpinseln. Jede rechtschaffene Frau hat die Pflicht, im Publicum recht häßlich zu erscheinen; sie muß jene schmutzige Salbe kreuz und quer über das Antlitz schmieren. Der Reisende Hue, welcher in der Hauptstadt Hlassa war und sich über eine so seltsame Erscheinung nicht wenig wunderte, erzählt, daß die Tibetanerinnen kaum noch ein menschliches Ansehen hätten. Daß jene Sitte schon im dreizehnten Jahrhundert im Schwange ging, wissen wir aus ganz zuverlässiger Quelle; sie ist in Hochasien überhaupt sehr alt. In Hlassa erzählte man dem genannten Reisenden Folgendes.

Vor langen Jahren war der Nomeehan, das heißt der Regent, im westlichen Tibet ein sittenstrenger Mann. Damals waren die Weiber noch nicht verpflichtet, sich recht häßlich zu machen, wohl aber der Putzsucht und einem übertriebenen Luxus ergeben. Die Unsittlichkeit nahm in sehr bedenklicher Weise sogar unter der Priesterschaft Oberhand und die Klöster waren in Folge der großen Unordnungen der Auflösung nahe. Diesem Unfuge wollte der Regent steuern und gab deshalb eine strenge Verordnung. Kein Frauenzimmer solle sich öffentlich blicken lassen, ohne zuvor das Gesicht in der oben beschriebenen Weise beschmutzt zu haben. Widerspänstige wurden hart bestraft und verfielen obendrein dem göttlichen Zorne. Merkwürdig bleibt, daß die Frauen sich ohne Widerstand fügten; die Ueberlieferung sagt nicht, daß sie sich gegen eine so empfindliche Maßregel aufgelehnt hätten, sondern berichtet im Gegentheil ganz ausdrücklich, die Damen seien nun so eifrig gewesen, sich selber anzustreichen, daß es den Männern vor ihnen angst und bange werden müsse. Heutzutage gilt die Beschmutzung des Gesichtes für eine Art von religiöser Pflicht; je widerwärtiger eine Frau aussieht, um so frömmer ist sie. So meinen die Leute. Unter dem Landvolke würde auch der strengste Richter nichts gegen die Frömmigkeitstoilette einzuwenden haben, denn die Bäuerinnen sehen ganz abscheulich aus; in der Hauptstadt selbst wagen aber doch manche Damen ungeschwärzt einherzugehen. Freilich kommen sie dadurch in schlechten Ruf und müssen das Haupt verhüllen, wenn ein Polizeidiener naht. Uebrigens genießen die Frauen in Tibet große Freiheit, führen ein arbeitsames Leben, besorgen das Hauswesen, haben den Kleinhandel in Händen, gehen hausiren, halten Verkaufsläden und helfen auf dem Lande bei allen Feldarbeiten.

Robert Fortune, der bekannte Reisende, welchem wir bekanntlich werthvolle Nachrichten über die Theebezirke China's verdanken, ist jetzt von einer Reise in Japan nach Europa zurückgekommen. Er hat auch diesmal wieder eine beträchtliche Sammlung von Bäumen und Sträuchern mitgebracht, welche geeignet sind, in unserm mitteleuropäischen Klima auszudauern. Manche derselben zeichnen sich durch bunten Blätterschmuck aus. Alle jene Gewächse stammen aus Japan und Nordchina, und werden, da sie an Winterfröste gewöhnt sind, unsern Winter ertragen können. Ein Verzeichniß mit Beschreibung soll demnächst erscheinen.

Auf der Insel Rhodus ergeben die antiquarischen Nachgrabungen manche interessante Ausbeute. Gegen Ende des vorigen Jahres fand man bei Calavarda, das etwa acht Wegstunden von der Hauptstadt entfernt liegt, phönikische Grabmäler, Vasen und allerlei Zierrath. Merkwürdigerweise fand man auch mit und bei diesen phönikischen Gegenständen Werke griechischer Künstler, namentlich Marmorstatuen, die ohne alle Frage einer weit spätern Zeit angehören als jene. Bekanntlich war Rhodus eine Zeitlang den Athenern unterworfen.

Räuber in den Goldfeldern von Neuseeland. Wir haben früher berichtet, daß Tausende von Menschen nach den Goldfeldern von Dunedin im südlichen Neuseeland gezogen sind. Unter diesen befinden sich auch Buschklepper (Buschrangers) aus Australien, die ohne Anstrengung edles Metall erwerben wollen. Ein Theil hat eine förmliche Räuberbande gebildet, welche an jene Fra Diavolo's erinnert, und ihr böses Gewerbe mit einiger Romantik treibt. Sechs Buschklepper verkleideten sich, banden Masken vor das Gesicht und lauerten Wanderern auf, bei denen sie wohlgefüllte Felleisen vermutheten. An einem einzigen Tage wurden sechszehn Leute ausgeplündert. Die Bande gab sich Zeichen durch Signalstangen; sobald ein Wanderer nahete, wurde er überfallen, fortgeschleppt und gebunden in's Lager gebracht. Man behandelte alle Gefangenen mit ausgesuchter Höflichkeit, vertheilte Grog unter sie und gab ihnen den guten Rath, nie wieder ohne Revolver zu reisen. Von Morgens bis Abends betrug ihre Beute 185 Pfund Sterling und einige Uhren. Nach Einbruch der Dunkelheit ritten sie fort. Eine solche Diebsromantik scheint in allen neuen Goldregionen zu spielen, denn auch aus Californien und Australien sind dergleichen Missethaten berichtet worden. Die Diggers machen indessen mit solchen Romantikern kurzen Proceß; sie schlagen dieselben ohne Weiteres todt oder hängen sie zum warnenden Beispiel an den ersten besten Baum.

Der russische Telegraph nach Sibirien ist nun, seit dem 13. Januar, über den Ural hinübergeleitet worden und hat also die Gränze Asiens überschritten. Er läuft an der großen sibirischen Heerstraße hin und wird bis an die Amurmündung und nach Peking weiter geführt. An dem eben genannten Tage wurde die Strecke von Perm bis Tjumen dem Verkehr übergeben.

Steinkohlenhandel Englands im Jahre 1861. — Die Verschiffung schwarzer Diamanten nach dem Ausland und an der Küste belief sich auf die ungeheure Masse von

im Jahre 1859	. .	17,218,972 Tonnen,
„ „ 1860	. .	18,159,418 „
„ „ 1861	. .	19,161,615 „

Was die einzelnen Kohlenhäfen anbelangt, so verschifften

	über See.		Küstenweise.	
	T. Kohle.	T. Coke.	T. Kohle.	T. Coke.
Newcastle . . .	1,916,588.	128,773.	2,345,017.	20,972.
Sunderland . . .	1,023,495.	39,319.	1,881,299.	268.
Hartlepool . . .	595,674.	18,566.	1,402,258.	6508.
Liverpool . . .	650,106.	9582.	—	—
Cardiff	1,123,557.	5153.	880,961.	7976.
Swansea	411,377.	1398.	190,612.	53.
Newport	213,585.	22.	711,225.	2040.
Shields	56,589.	2133.	23,746.	—
Blyth	147,440.	—	133,065.	—
Seaham	60,837.	—	620,465.	—
Middlesborough	106,506.	37,159.	198,958.	3082.
Hull	129,849.	422.	10,262.	—
Llanelly	106,376.	4779.	262,201.	—
Glasgow	81,171.	1542.	—	—
Port Glasgow . .	16,852.	—	—	—
Greenock	65,245.	899.	—	—
Grangemouth . .	71,045.	377.	—	—
Alloa	58,635.	37.	9334.	—
Whitehaven . . .	2498.	—	182,146.	—
Maryport . . .	—	—	374,801.	—
St. Davids . . .	55,898.	—	5166.	—

Das Uebrige vertheilt sich auf die Hafenplätze **Androssan, Charlestown, Inverkeithing** und **Borrowstouneß.**

Verantwortl. Redakteur: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.
Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.

Globus.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Chronik der Reisen und Geographische Zeitung.

Herausgegeben von

Karl Andree.

Deutsche Kolonialgesellschaft BERLIN

Zweiter Band.

Hildburghausen.

Verlag vom Bibliographischen Institut.

1862.

Vorwort.

Mit der vorliegenden Nummer schließen wir den ersten Jahrgang des Globus. Es gereicht uns zur Freude und Genugthuung, daß diese Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde sich rasch Bahn gebrochen und in ausgedehnten Kreisen Freunde erworben hat.

Der Globus, das sagten wir von vorne herein, soll kein strengwissenschaftliches Blatt sein und ist nicht für Gelehrte vom Fach bestimmt. Er soll aber, immer auf wissenschaftlicher Grundlage, den Forschungen auf dem Gebiete der Geographie und Ethnologie folgen und die Ergebnisse derselben in geschmackvoller Darstellung den Lesern vorführen.

Wir legen Gewicht auf die Form und auf guten Styl. Es läßt sich nicht verkennen, daß der letztere gegenwärtig nur gar zu oft unbeachtet bleibt. Unter den Zusendungen, welche wir erhielten, waren viele von mehr oder weniger werthvollem Inhalte, aber wir konnten sie nicht veröffentlichen, weil die Form manchmal geradezu abstoßend erschien. Schon früher haben wir die Erfahrung gemacht, daß zumeist Gelehrte, Männer, welche Universitäten und Gymnasien besucht haben, am wenigsten ansprechend schreiben und daß gerade sie den Styl vernachlässigen. Das ist in England und Frankreich anders; dort wird mit vollem Rechte an jeden Fachgelehrten auch die Forderung gestellt, sich klar, fließend, geschmackvoll und verständlich auszudrücken, und die Gelehrten selber wissen auch sehr wohl, daß sie der Würde der Wissenschaft keinen Eintrag thun, wenn sie den Geboten der Aesthetik gerecht werden.

Wer das Inhaltsverzeichniß der bis jetzt erschienenen Nummern des Globus überblickt, wird ermitteln können, daß wir, bei aller Mannichfaltigkeit und dem bunten Wechsel unserer Mittheilungen, uns immer bestreben, einem durchdachten Plane gemäß zu verfahren. Wir haben den verschiedenen Erdtheilen gleiche Aufmerksamkeit gewidmet und sind den Entdeckungsreisenden überall hin gefolgt. Wir wollen, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, ein Panorama der Bewegungen auf dem Gebiete der Geographie und der Völkerkunde aufstellen, und den Eindruck durch die bildlichen Erläuterungen erhöhen. Daß durch Illustrationen die Anschauung eine lebendigere wird, weiß Jedermann.

Von mehreren Seiten ist uns die erfreuliche Mittheilung geworden, daß, von Familienkreisen abgesehen, auch in manchen Schulanstalten, sowohl Gymnasien als Real- und höheren Bürgerschulen, Aufsätze aus dem Globus vorgelesen werden und die Lehrer Erläuterungen an dieselben knüpfen. Der Unterricht in der Geographie wird in vielen Schulen noch immer nicht nach Gebühr

gepflegt; selbst die Grundzüge der Völkerkunde bleiben unbeachtet. Und doch sollte gerade in unseren Tagen, wo der Verkehr die ganze Erde umspannt, und selbst der kleine Gewerbsmann seinen Blick über die nächste Heimath hinaus richten muß, der Länder- und Völkerkunde viel mehr Beachtung geschenkt worden, als auf vielen unserer Lehranstalten im Allgemeinen der Fall zu sein pflegt. Jeder kommt heute mit Menschen aus sehr weit entfernten Gegenden in Berührung, und es ist schon deshalb eine berechtigte Forderung, zu verlangen, daß man die Jugend über das Erdenrund und die verschiedenen Völker orientire. Auch läßt kaum eine andere Wissenschaft so ansprechend sich darstellen, und keine fesselt die Aufmerksamkeit mehr als gerade die Geographie. Aber freilich, man muß nicht ein dürres Geripp geben, sondern Fleisch, Blut und Leben; nur dann kann ein Lehrer auf warme Empfänglichkeit bei den Schülern hoffen.

In einigen Recensionen, welche den Globus besprachen, ist geäußert worden, unsere Zeitschrift sei eine Art von deutscher Ausgabe von Charton's, in Paris erscheinendem, Le Tour du Monde. Schon eine oberflächliche Vergleichung beider Zeitschriften kann zeigen, daß eine solche Auffassung keine Begründung hat. Ein Theil der Illustrationen, welche das französische Blatt enthält, wird allerdings durch Vertrag zur Benutzung für den Globus erworben, aber in Bezug auf viele andere Bilder, und ganz besonders für den Text, verfahren wir ganz selbständig. Auch ist die Anlage unserer Zeitschrift eine ganz andere, und der Kreis, innerhalb dessen wir uns bewegen, viel ausgedehnter als jener des Le Tour du Monde, welcher nur Reisebeschreibungen mittheilt. Unter diesen befinden sich manche sehr werthvolle Aufsätze und diese bearbeiten wir, und benutzen sie, wie andere Quellen auch. Eine geographische Zeitschrift muß ihren Stoff aus allen Erdtheilen zusammenholen.

Gutgeschriebene, dem Plane des Globus entsprechende Beiträge werden uns stets willkommen sein, und wir verweisen in dieser Beziehung auf eine Veröffentlichung, welche auf der innern Seite jeder Nummer zu lesen ist.

Der Herausgeber.

Inhaltsverzeichniß.

Nr. 13.

	Seite
Lambert's Reise nach Futa Djalon	1
Die nordamerikanischen Verhältnisse. Von Karl Andree. IV.	13
Der Maler Biard bei den Puris-Indianern in Brasilien	17
Die Bogos und ihr Land	22
Das Vordringen der Europäer nach Tibet, dem Lande des Dalaï Lama	24
Aus China	27
Der Goldreichthum in Britisch Columbia	28
Doctor Pitschner's Besteigung des Mont Blanc	29
Kleine Nachrichten: Das Grabdenkmal des Königs Mausolus in London. — Spitzbergen. — Auswanderungen aus Böhmen	32

Nr. 14.

Der heilige Berg Athos, seine Klöster und seine Mönche	33
Ein Blick auf Mexiko und die Republiken im spanischen Amerika	13
Lambert's Rückreise von Timbo in Futa Djalon nach St. Louis am Senegal	46
Choutâles in Central-Amerika, das Land der edlen Metalle	49
Thomas Hutchinson's Fahrten im Niger-Delta	51
Unglaube und Zweifelsucht in der Geographie	54
Die neapolitanischen Volksstämme. I.	55
Besteigung der Maladetta	57
Das Braunauer Ländchen	58
Aus Westindien	59
Der südamerikanische Strauß	60
Ein Besuch beim alten Bonpland	60
Kleine Nachrichten: Woher stammen die Cigarren? — Tänzerinnen in der afrikanischen Wüste. — Zur Charakteristik des Staatslebens in Nordamerika. — Der Löwentödter Gerard. — Die Goldrégion in Ostindien. — Die Goldgruben in Neuschottland. — Kohlenreichthum Australiens. — Roheisen in Schottland. — Die Thee-Einfuhr Großbritanniens. — Canadas Bevölkerung. — Die große Strenge des verflossenen Winters. — Der Acquajolo in Neapel	61—64

Nr. 15.

Land und Volk von Paraguay	65
Die Kaiserlichen und die Taïping-Rebellen in China	76
Streifzüge in der Sahara von Algerien	79
Gotschee und die Gotschewer	86
Die Deutschen in Australien	87
Das Heidenthum in Mexiko	89
Die neapolitanischen Volksstämme. II.	92
Kleine Nachrichten: Die Volksmenge Frankreichs am 1. Januar 1862. — Deutsche Bestandtheile der englischen Sprache. — Die Engländer am untern Niger. — Unruhen und Fortschritt in Ostindien. — Wallfahrten in Indien. — Artesische Brunnen in Algerien. — Eisberge im atlantischen Ocean. — Die Bewegung des auswärtigen Handels von Oesterreich. — Wasserstraßen in Preußen. — Die Ausfuhr Großbritanniens. — Getreideeinfuhr von Großbritannien im Jahre 1861. — Die Rübenzuckerproduktion Frankreichs. — Der Handel in Japan. — Amerikanische Notizen. — Philadelphia und die deutsch-amerikanische Journalistik vor 100 Jahren	94—96

Nr. 16.

Nikolaus Chanikoffs Reise nach Chorassan. Sein Aufenthalt in Nischapur und Mesched	97
Die chinesischen Rebellen, ihre Religion und der amerikanische Missionär Roberts	105
Der silberreiche Staat Chihuahua	108
Die Wasserverbindung zwischen dem schwarzen Meer und dem kaspischen See	117
Der letzte Indianerkönig von Tehuantepec	119
Das edle Roß der Araber	121
Seine Majestät Orelie-Antoine der Erste, König der Araukanier	123
Zur Geographie von Britisch-Columbia	125
Kleine Nachrichten: Ursachen der letzten Ueberschwemmung in Deutschland. — Aus San Francisco in Kalifornien. — Südaustralische Notizen: Kirchen- und Missionsblatt für die deutsch-australischen Gemeinden — „Christenbote" — Steinkohlenflöze in Queensland — Telegraphenlinie — Dampfschifffahrt — Hagelwetter — Rübenzucker — Parlament — Naturalisirter Chinese zum Alderman gewählt — Polizeiverordnung betreffs der Apfelsinenschalen — Hitze in Melbourne — Einwirkung der Goldentdeckungen — Handelsbewegung von Victoria — Goldausbeute — Silberentdeckungen — Auffinden von Kaolin und Porzellanerde. — Obstbau in Queensland, Australien. — Weinbau in Südaustralien	126—128

Nr. 17.

Aus Richard Burton's Reise zum Tanganyika-See in Ostafrika. I.	129
Die friesischen Uthlande	142
Bemerkungen über Japan. I.	145
Schilderungen aus Niederländisch-Indien	150
Lejean's Bemerkungen über den Bahr el Gasal	153
Die Verbreitung des Alpaca	155
Die Franzosen in Cochinchina und auf Pulo Condor	157
Kleine Nachrichten: Japanische Industrie. — Aus Cochinchina. — Mekka in Arabien. — Kulianswanderung. — Die Errichtung von Telegraphen in Asien. — Neue Dampferlinien über See. — Englische Annexionen in Westafrika. — Anthropophagie im Nigerdelta. — Das Ovampoland. — Die Kapkolonie an der Südspitze Afrikas. — Pietermaritzburg, Hauptstadt der Kolonie Port Natal. — Nordaustralien soll kolonisirt werden. — Baumwolle auf Neu-Caledonien. — Der Entdeckungsreisende Stuart. — Ein altkeltischer Nachen. — Aegyptische Alterthümer. — Die Abkunft der Neugriechen. — Die Brutplätze des Seidenschwanzes	158—160

Nr. 18.

Vier Wochen im westlichen Kleinasien	161
Aus Richard Burton's Reise zum Tanganyika-See in Ostafrika. II.	171
Bemerkungen über Japan. II.	176
Lebensweise der Europäer in Niederländisch-Indien	180
Die Camorra in Neapel	182
Rosse und Reiter in Persien	184
Das Kloster Batalha in Portugal	185
Eine indische Königin	189
Kleine Nachrichten: H. Berlepsch's Neuestes Reisehandbuch für die Schweiz. — Astrachan an der Wolga. — Marktleben und Theegärten in China. — Mouhot's Reise in Kambodscha. — Vulkanischer Ausbruch auf der molukkischen Insel Makian. — Die Bergvölker an der Nordgrenze Bengalens. — Asiatische Notizen: Die Insel Tsusima nicht von den Russen besetzt — Buchdruckerpresse und französisches „amtliches Blatt" in Saïgong — Pro-	

Seite

jekt eines Freihafens und einer Kolonialbank in Saigong — Der Prinz Kong in China — Volkszählung in Hongkong — Schanghai soll Gasbeleuchtung erhalten. — Eine Jagd bei den Kimbundu-Negern in Südwestafrika. — Ein Patriarch in Südafrika. — Volksmenge in Algerien. — Afrikanische Thiere nach Australien übergesiedelt. — Die öden Küsten Patagoniens. — Die Insel Candia 189—192

Nr. 19.

Ein Blick auf Madagaskar 193
Die Montenegriner und ihr Gesetzbuch 201
Aus Richard Burton's Reise zum Tanganyika-See in Ostafrika. III. 205
Kaufleute, Märkte und Handelsverkehr im alten Mexiko . 209
Ein Besuch in der Magellans-Straße bei den Pescherä's . 213
Scherz und Spott in der geographischen Sprache der Völker 217
Die Bewohner der nikobarischen Inseln 220
Waren die Holländer in Japan gezwungen, Christusbilder mit Füßen zu treten? 221
Kleine Nachrichten: Landsborough's Reise in Nordaustralien. — Munzinger's Expedition nach Wadaï. — Aus Südafrika. — Gogobera, der australische Eisvogel. — Die Chinchona soll in Indien angebaut werden. — Goldgruben in Venezuela . . . . . 223—224

Nr. 20.

Bagdad, die Stadt der Chalifen. — Die Ruinen von Babylon und Ninive 225
Von Mensa nach Keren im Lande der Bogos. Von E. H. z. S. C. G. 236
Die Insel Sardinien und ihre Bedeutung 240
Der König von Dahome und seine Blutopfer 242
Die Wenden und die Wendei in der sächsischen Lausitz . . 245
Scherz und Spott in der geographischen Sprache der Völker 248
Die Insel Puynipet im Stillen Ocean 250
Deutsche Ansiedler in der Marmarosch 252
Kleine Nachrichten: Feste und Spiele im Kanton Luzern. — Liegende und fahrende Habe in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Schafe aus China nach Australien verpflanzt. — Die amtliche pekinger Zeitung. — Der Wüstenwind in Mesopotamien. — Eine Niederlassung in Australien. — Deutsche Ansiedler am Oberu-See. — Aus Kalifornien. — Die Frauen des Sultans von Brnni auf Borneo. — Bergöl in Galizien . . 253—256

Nr. 21.

Ausflug durch Cilicien und in das Taurusgebirge . . . 257
Eine Fahrt von Drontheim über Hammerfest bis zum Nordkap 262
Schiffbruch des Dreimasters Sankt Paul im Louisiade-Archipel 265
Eine Fahrt auf dem Irawaddy nach Amerapura, der Hauptstadt des Königreichs Barma. I. 272
Die Negerstadt Abbeokuta in Yoruba 279
Aus den Aufzeichnungen eines Kabeljaufischers in Labrador. I. 281
Auswanderung und Handel mit weißen Menschen vor hundert Jahren 284
Kleine Nachrichten: Richard Burton. — Der Rennsteig des Thüringerwaldes. — Die unabhängigen Armenier im cilicischen Taurus. — Die Zuckerinsel Mauritius im indischen Ocean. — Darfur. — Zahme Fische im Irawaddy. — Riesenschlangen auf Borneo. — Eisenbahn in Peru. — Feste und Spiele im Kanton Luzern. — Negerbräuche . . . . . 286—288

Nr. 22.

Seite

Wanderungen in Mexiko 289
Eine Fahrt auf dem Irawaddy nach Amerapura, der Hauptstadt des Königreichs Barma. II. 303
Das Reisen im Alterthum. Eine antiquarische Rundschau von Dr. Georg Ebers. I. 306
Ruhla in Thüringen und die Rühler 311
Aus den Aufzeichnungen eines Kabeljaufischers in Labrador. II. 314
Gondokoro am Weißen Nil 316
Kleine Nachrichten: Nachrichten vom obern Weißen Nil. — O'Hara Burke's Reise durch Australien bis zum Carpentariabusen. — Der Naturforscher Mouhot. — Ein Urtheil über Du Chaillu. — Aus Algerien. — Das barmanische Reich und die Engländer. — Neue Vögel in London . . . . . 319—320

Nr. 23.

Wanderungen in Mexiko. II. 321
Das Reisen im Alterthum. Eine antiquarische Rundschau von Dr. Georg Ebers. II. 335
Werner Munzinger's Bericht über den Tod Eduard Vogel's 338
Stuart's dritte Reise in Australien 341
Ein paar Worte über die Ober-Abyssinier von Friedrich Gerstäcker 342
Leichtgläubigkeit und Fabel in der Geographie 343
Die Affen an den Felswänden Gibraltars von Dr. Brehm 345
Türkische Bäder 346
Bornholm und die Bornholmer 347
Kleine Nachrichten: Die australischen Entdeckungsreisen. — Das Emporblühen Kaliforniens. — Ueberschwemmungen in Kalifornien. — Aus Britisch-Columbia. — Uebersiedelung von Tschechen aus Amerika nach Sibirien. Aus China nach Europa. — Die Franzosen in Cochinchina. — Fortschritt in Tunesien. — Die Pitcairn-Insulaner auf der Norfolk-Insel. — Von den Faröern. — Eine große Tigerjagd in Ostindien. — Eine große Jagd in Südafrika. — Volkszahl in deutschen Städten. — Gasbeleuchtung in Deutschland. — Der Flächeninhalt des russischen Reiches. — Statistik Schwedens. — Der Kanal von Brunsbüttel nach Neustadt. — Aus dem asiatischen Rußland. — Der Reichthum Slavoniens. — Die Wanderungen der Zugvögel. — Die Eingeborenen Süd-Australiens . . . . . 349—352

Nr. 24.

Chartum, die Hauptstadt des ägyptischen Sudan. — Die Anwohner des Weißen Nils und des Gazellenflusses . . 353
Das Reisen im Alterthum. Eine antiquarische Rundschau von Dr. Georg Ebers. III. 360
Der mohammedanische Sudan, insbesondere Dar Fur . . 364
Das Kloster Mafra. — Die Stadt Barcellos, Wiege des Königshauses Braganza 369
C. F. Hall's Rückkehr aus den Polargegenden. Ergebnisse seiner Forschungen 371
Rena Sahib, der „indische Würger" 372
Die Graphitwerke in Sibirien 374
Ist das Einhorn ein Fabelthier? 375
Das Koralleneiland Vanikoro in der Südsee 376
Ein Opferfest bei den Adighe im Kaukasus. Von Theodor Lapinski 378
Livingstone auf dem Nyassa-See. Missionen und Baumwolle 380
Kleine Nachrichten: Der australische Reisende Landsborough. — Die Kolonie Victoria in Südost-Australien. — Eisenbahnen in Brasilien. — Eine Eisenbahn über die Pyrenäen eröffnet. — Japanisches Papier. — Die Hansestädte Hamburg und Bremen. — Bestand und Kosten der der stehenden Heere in Europa. — Feste und Spiele im Kanton Luzern. — Bräuche in Ostafrika . . . . 382—384

Verzeichniß der Illustrationen.

Zu Nr. 13.

	Seite
Schmiede in Futa Djalon	1
Der Kakriman	3
Eine Sklavin. Nichte des Almamy	4
Mariam, Umar's Frau	4
Das Stromthal des Tomine	5
Ein Hochofen in Futa Djalon	6
Am Cogon	8
Timbo, Hauptstadt von Futa Djalon	9
Wasserfall des Tomine	11
Jefferson Davis, Präsident der südlichen Conföderation	16
In einer Urwaldhütte	18
Ameisenwanderung	19
Brand im Walde	20
Moskitoplage	20
Indianerleiche	21
Der Maler im Urwalde	21

Zu Nr. 14.

Halbinsel des Hagion Oros. Athosberg	33
Albanesische Frauen bei Wasilika	35
Siegel des Klosters Karyäs	36
Albanesischer Polizei-Soldat	36
Die Epistaten im Kloster Karyäs	37
Das Cönobitenkloster Iwiron	39
Der Igumenos im Kloster Iwiron	40
Kloster Esphigmenu	41
Hofraum im Slawenkloster Kiliandari	42
Hütten der Soninke an der Nordgrenze von Futa Djalon	46
Portraits: Djalonke. Sori Ibrahima. Fula von reinem Blute	48
Bude eines Acquajolo in Neapel	64

Zu Nr. 15.

Tabaksbauer bei Villarica	65
Verfallene Missionskirche	66
Doktor Francia	67
Schenke auf der Grenze von Paragnay. Argentinische Gauchos	68
Indianer im Gran Chaco	69
Tobas-Indianer	70
Lengnas	72
Ohr der Lengnas	73
Machicuy-Indianer	75
Engpaß von El Kantara mit der Römerbrücke	80
Ein Negerdorf bei Biskra	81
Lager eines arabischen Scheichs bei Biskra	82
Tuarek's in der Sahara	83
Die Häuserterrassen von Tuggurt	84
Waarenläden in Tuggurt	85

Zu Nr. 16.

Die Chodscha-Nebi-Moschee, nördlich von Mesched	97
Ruinen des Mussallah in Mesched	99
Der innere Hof in der Moschee des Iman Ali Risa	101
Das Mausoleum Nadir-Schahs	103
Verschiedene Cactusarten in Chihuahua	109
Karawanenwagen	110
Hofraum einer Silberschmelze	111
Eine Dachterrasse zu Corralitos in Chihuahua	112
Eine Silberschmelze	113
Mexikanisches Rastlager in Chihuahua	114
Indianer in einer Silbergrube	115
Pflanzenwuchs in Chihuahua	116
Ein Encalyptusstamm als Brücke über den Nammoy in Südaustralien	128

Zu Nr. 17.

Ein Dorf in der Mrima	129
Ansicht von Sansibar	130
Said Said, Imam von Maskat	131
Karte zu Burton's und Speke's Entdeckungen in Inner-Afrika	132
Burton auf der Reise	134
Negerhütten	135
Ostafrikanische Negroïden	137
Pflanzenwuchs in Ugogi	139
Träger in einer Karawane	140
Ein Schwarzer aus Uganda	141
Ein Dorf im Innern von Java	152
Alpaca von einem Tiger überfallen	156

Zu Nr. 18.

Geiwhe	161
Anatolische Gesichtstypen	162
Mohnkapsel	162
Torbaly	163
Ghel Ara	164
Griechisches Grabmal in Siwri Hissar	165
Alte Ruinen in Kaïmas	166
Siwri Hissar	167
Ein Reisewagen, ein Heuwagen und ein Bauernhaus bei Ismid	168
Ein Kaffeehaus in Siwri Hissar	169
Gemleck, die Hafenstadt von Brussa	170
Kloster Batalha	186
Die unvollendete Kapelle in Batalha	187
Ein Grabmal in der Kirche von Batalha	188

Zu Nr. 19.

Reisspeicher auf Madagaskar	193
Der Pandanus mericatus	194
Der Baum des Reisenden, Urania speciosa	195
Pflanzenwuchs und Brücke auf Madagaskar	196
Howas auf Madagaskar	197
Eine Straße in Tamatawe	199
Haus eines Howahäuptlings in Tamatawe	200
Spitzberge am Admiralitäts-Sunde	214
Karte der Magellanstraße	216
Wohnung der Insulaner auf Kar Nikobar	221

Zu Nr. 20.

Ein Kaffeehaus in Bagdad	225
Moschee des Imam Mussa in Bagdad	227
Hilla am Euphrat	228
Schiffbrücke in Bagdad	229
Ansicht von Mosul am Tigris	232
Ausgrabungen in den Ruinen von Ninive	233
Aus den Ruinen von Ninive	235
Eine Niederlassung in Australien	255

Zu Nr. 21.

	Seite
Burg Neurun (Lamproi) im cilicischen Taurus	257
Ansicht von Selefke in Cilicia Trachäa	258
Römische Wasserleitung bei Lamos	259
Ruinen eines griechischen Tempels und einer byzantinischen Kirche in Selefke	259
Eine Gebirgsschlucht im cilicischen Taurus bei Annaschа Kalessi	260
Wasserleitung bei Anazarbus in Cilicien	261
Der Dreimaster St. Paul strandet bei der Insel Rossel	266
Ermordung der Chinesen	268
Verfolgung der Eingeborenen auf der Insel Rossel	269
Kampf mit den Eingeborenen auf der Insel Rossel	271
Ansicht vom Irawaddy	273
Eine Riesenstatue Buddha's	276
Vornehme Herren in Barma	277

Zu Nr. 22.

Der Vulkan Orizaba im Staate Vera Cruz	289
Krater des Vulkans Orizaba	291
Puebla de los Angeles von der Westseite gesehen	292
Puebla de los Angeles von der Ostseite	292
Portal der Kathedrale in Mexiko	293
Der Salto del Agua, öffentlicher Brunnen in der Hauptstadt Mexiko	294
Markthändler	295
Frauen aus dem Volke	295
Marktverkäufer	295
Ein Evangelista oder Schreiber für das Volk	296
Markt an der Roldanbrücke in Mexiko	297
Soldaten	298
Lastträger	298
Mönche	298
Indianische Bettler	298
Regenmantel	299
Eine Rast mexikanischer Reisender	300
Ruinen von Tlalmanalco	302
Getreidespeicher bei den Schwarzen am Weißen Nil	317

Zu Nr. 23.

Plaza mayor in Guanaxuato	321
Das Schloß in Chapultepec	323
Der Hafen Guaymas in Sonora	324
Gefangene französische Flibustier in Guaymas	325
Brandung bei San Benito im kalifornischen Meerbusen	326
Plaza de Armas in Guadalaxara	327
Einernten des Pulque	328
Die Stadt Guanaxuato	329
Der Mamanchota	330
Baum der Noche triste in Popotla	332
Der Cypressenhain bei Chapultepec	333
Ein mexikanischer Mönch in Reisetracht	334
Hahnenverkäufer	334
Hutverkäufer	334
Eimerhändler	334

Zu Nr. 24.

Kriegsbaum in einem Dorfe der Deor	353
Zusammenfluß des Blauen und des Weißen Nils	355
Der Gouverneurplatz in Chartum	356
Dorf der Awan am Gazellenflusse	357
Ein Dinka-Neger, der eine Trommel ausbessert	358
Ein Baggara	359
Kloster Mafra in Portugal	369
Die Stadt Barcellos im nördlichen Portugal	371
Die Manevai-Bay auf der Insel Vanikoro	377

Lambert's Reise nach Futa Djalon.

Reisende in Senegambien. — Lambert's Auftrag. — Der Rio Nuñez. — Die Bagu's, Nalu's und Landuma's. — Die Gegend hinter Kakandy. — Der Nettehbaum. — Mandrill-Affen. — Der Fulbehäuptling Abdullahi. — Das Flußthal des Cogon. — Karawane der Soninke's. — Das Dorf Gueme. — Ueber den Kobapaß. — Alpha Kikala. — Der Bach Yangole und Campbell's Expedition — Der Wasserfall des Tomine. — Fulahso's und Rumbde's. — Die Weißen als Menschenfresser. — Der Fluß Kakrimán. — Die Hochöfen der Fulbe. — In Assanquere. — Fokumba, die heilige Stadt. — Die Wahl des Almamy. — In Poredaka. — Der Almamy Sori Ibrahima. — Die Quelle des Senegal. — In Timbo. — Almamy Umar. — Das Kori-Fest. — Die Notabeln von Futa Djalon. — Sokotoro. — Der Weiße Mann als Arzt. — Die Regenzeit. — Geschenke und Rückreise.

Die Regionen am Senegal und Gambia sind uns seit etwa zehn Jahren viel genauer bekannt geworden als früher. Um die Erforschung derselben haben sich mehrere Franzosen ganz entschiedene Verdienste erworben, z. B. Hecquard, Raffenel und Pascal, dessen Reise nach Bambuk wir geschildert haben (Globus Nr. 1, S. 19 ff.). Wir gaben einen Ueberblick von Senegambien (Nr. 7.), schilderten die Kämpfe der Franzosen mit dem fanatischen Marabu Al Hadschi, erwähnten (S. 119) der in hohem Grad anziehenden Reise des Marine-Infanterie-Lieutenants Lambert, und versprachen, dieselbe unseren Lesern mitzutheilen. Dieser unternehmende und umsichtige Mann hatte die Aufgabe, mit den Fellata-Herrschern von Futa Djalon freundschaftliche Verbindungen anzuknüpfen. Seine Sendung stand im Zusammenhange mit dem Plane, auch von dieser Seite her dem Verkehr zwischen der Küste und den Ländern am obern Niger eine Straße zu eröffnen.

Futa Djalon ist ein Gebirgsland, auf dessen centraler Hochebene die Quellen des Niger, des Senegal, Faleme,

Schmiede in Futa Djalon.

Gambia, des Rio Grande und noch etwa zwanzig anderer Ströme liegen. Die ganze Region ist stark bevölkert, die Menschen sind weniger roh als andere Schwarze, und hier wird, wie eben angedeutet, künftig ein wichtiger Handelsweg hindurchziehen.

Lambert war zwei Jahre lang am Senegal gewesen, als er am 20. Februar 1861 St. Louis verließ, und sich mit zwei Begleitern, dem Steuermann Cocagne und dem schwarzen Tirailleur Koly Kumba, einschiffte. Der erstere diente als Dolmetscher, der zweite war Aufwärter und Koch. Am 1. März landete Lambert bei der Faktorei Bel Air an

der Mündung des Rio Nuñez, richtete dort eine kleine Karawane ein und ging stromau nach Kakandy. Der Rio Nuñez wurde bisher auf den Karten (auch auf der Globus S. 199 mitgetheilten) als ein Fluß dargestellt, welcher aus Futa Djalon herabströme; er ist aber in der That nur eine Einbuchtung des Meeres, eine schmale Föhrde, in welche sich, etwas aufwärts von Kakandy, der kleine Fluß Tiquileuta ergießt, welcher von der nächstgelegenen Hügelreihe herabkommt. Die ganze Uferlandschaft ist schön und fruchtbar; Kakandy selber hat eine ungemein reizende Lage; es erhebt sich amphitheatralisch zwischen Hainen von Orangen, Bananen und Mangobäumen. Bisher kommen aber von dort in den Handel nur Palmöl und Erdnüsse; Kaffee wächst weiter landein im Gebirge wild.

Am Meeresgestade wohnen die Bagu's, weiter aufwärts am Rio Nuñez die Nalu's, bei Kakandy und höher im Lande die Landuma's. Diese letzteren sind am zahlreichsten, ihre Sprache hat viel Aehnlichkeit mit jener der Djalonke's, die ihrerseits ein Zweig des großen Malinke- (Mandingo-) Stammes zu sein scheinen. Einst sollen sie mächtig gewesen sein; jetzt plündern sie einzelne Handelsreisende oder unbewaffnete Karawanen und zahlen Tribut an den Almamy von Futa Djalon, der sich Mühe giebt, diese Heiden zum Islam hinüberzuziehen. Sie sind Fetischverehrer und in ihre heiligen Wälder darf sich kein Uneingeweiheter hinein wagen; denn in denselben wohnt Simo, ein geheimnißvolles Wesen, und es ist immer eine Vorbedeutung wichtiger Ereignisse, wenn dasselbe den Menschen erscheint.

Lambert entbot den König und die angesehensten Landuma's zu einem Palaver und machte ihnen strenge Vorwürfe über ihre Raubsucht. Ihr dürft, sagte er, nicht ferner plündern; dadurch beeinträchtigt ihr den Verkehr auf dem Rio Nuñez und den Handel mit den europäischen Faktoreien. Das müßt ihr bleiben lassen, sonst wird euch von St. Louis her eine Züchtigung kommen. — Sie versprachen das Beste.

Die Nalu's sind zum Islam übergetreten, seitdem ihr König Yura Mohammedaner geworden. Dieser berühmte Krieger kleidet sich wie ein Europäer; seine Unterthanen sind thätiger wie die Landuma's und vermittelten früher den Sklavenhandel zwischen der Küste und dem Innern. Seitdem ihnen dieses Handwerk von den Franzosen gelegt worden ist, bauen sie Erdnüsse. Die Bagu's stehen auf einer noch weit tiefern Gesittungsstufe, und wohnen in kleinen Weilern, die aus zwei oder drei langen, niedrigen und schmalen Hütten bestehen. In diesen kauern viele Familien zusammen, wie das Vieh im Stalle. Der Schmutz in diesen Hütten ist über alle Beschreibung arg; kein Bagu wird sie nach Eintritt der Dunkelheit verlassen, denn das verbietet ihm der Aberglaube. Augiasställe sind Muster von Sauberkeit im Vergleich zu diesen Bagahütten. Aber diese schmutzigen Menschen halten große Rindviehheerden und ernten mehr Reis, als sie verzehren können. Seltsam genug: diese Neger arbeiten. Aber weshalb? Es ist Brauch, daß die Familie eines Verstorbenen den ganzen Nachlaß desselben öffentlich zur Schau stellt, und Jeder ist eitel darauf, daß mit recht großem Reichthum geprunkt werden könne. Die Hinterbliebenen sagen dann zur Leiche: „Weshalb hast Du uns verlassen? Alle, die Dich kannten, hatten Dich gern; Dir fehlte es nicht an Reis, an Ochsen, an Baumwollenzeug; warum bist Du davon gegangen?" Nachher wird dann der gesammte Nachlaß verbrannt und die Kinder des Verstorbenen behalten auch nicht das Allermindeste; sie müssen von vorne anfangen. Die Kaufleute am Rio Nuñez halten es unter solchen Umständen für keine Sünde, die Bagu's über's Ohr zu hauen. Für Ochsen, Reis oder Oel im Werthe von dreißig Thalern geben sie zum Beispiel eine Gypsfigur, die ein paar Groschen werth ist.

In Kakandy traf Lambert einen Feudalhäuptling der Fulah's. Dieser Mann, Abdullahi, war ein Untervasall des Häuptlings von Landely und erbot sich, dem Reisenden sicheres Geleit zu geben. Dieser ging, aus manchen Gründen, gern auf den Antrag ein; er brauchte nun weder für seine Person, noch für sein Gepäck etwas zu befürchten, und zahlte 41 Francs theils in Geld, theils in anderen Gegenständen. Dafür stellte ihm Abdullahi zehn Träger, mit welchen er am 8. März von Kakandy aufbrach.

Gleich hinter der Stadt steigt das Gelände an, ist waldig, von manchen Bächen bewässert, aber mit Felsen und eisenhaltigen Steinen übersäet. Die Nacht schlief Lambert unter freiem Himmel, weil menschliche Wohnungen nicht in der Nähe waren. Der junge, erst vierundzwanzigjährige Mann wagte sich unerschrocken auf den Weg, welchen dreiunddreißig Jahre vor ihm der vortreffliche Reisende Caillé eingeschlagen hatte. Lambert giebt diesem vielfach verleumdeten Mann dasselbe Zeugniß der Wahrhaftigkeit, welches auch unser Heinrich Barth ihm ausgestellt hat.

Die Wanderung war sehr angenehm; eine Menge bunter Vögel belebten den von Bächen durchzogenen Wald, der von Honig duftete und in welchem es von Bienen schwärmte. Viele Bäume erreichen eine kolossale Höhe, vor allen der gewaltige Bombax mit seiner mächtigen Verzweigung, und der Netteh, einer der schönsten aus der Familie der Leguminosen. Dieser ist über den ganzen Sudan verbreitet; seine Frucht gleicht einer Bohnenschote und die Körner enthalten eine süße, breiartige Masse, welche in den Monaten April bis Juni einen nicht unwesentlichen Bestandtheil der Nahrung für die Karawanenleute bildet. Es ist in der That auffallend, daß die Neger, welche sich doch aus allen möglichen Dingen Götzen bilden, diesen schönen und nützlichen Baum noch nicht zum Fetisch gemacht haben. Reißende Thiere bemerkte Lambert in diesen Wäldern nicht, wohl aber hundsköpfige Affen in Menge. Diese Mandrille (Cynocephalus mormos) benehmen sich sehr dreist. Auf einer Jagd an den Ufern des Senegal war Lambert Zeuge, daß sie nach einem Manne mit Steinen warfen, weil sie nicht dulden mochten, daß er einen getödteten Mandrill mitnehmen wollte. In den Wäldern hinter Kakandy hätte eine zahlreiche Bande dieser Thiere den Reisenden sehr gern den Weg durch eine Lichtung verwehrt; sie wichen nur langsam zurück, und als sie sahen, daß sie doch nichts ausrichten konnten, liefen sie, wie eine Meute Doggen bellend, in das dichteste Gestrüpp.

Nachts schlief Lambert wieder unter freiem Himmel; am andern Tag erreichte er Dreussu, ein hübsches Dorf, das von Bananen und Orangen umgeben ist. Aber die Einwohner sind arm, weil sie von den Fulahfürsten ausgesogen werden. Abdullahi wollte hier den Reisenden in Empfang nehmen, erschien aber erst nach anderthalb Tagen. Richard Lander bemerkt einmal, daß in Afrika die Majestät und Würde eines Häuptlings, und die hohe Meinung, welche er von sich selber hat, im Verhältniß zu seiner Nachlässigkeit steht. Abdullahi nun war im hohen Grade nachlässig, und suchte den Unwillen des Europäers dadurch zu besänftigen, daß er demselben einen ganzen Ochsen zum Geschenk machte, den er natürlich den Bauern von Dreussu abgenommen hatte. Er war sehr erstaunt, daß Lambert die Annahme verweigerte. Statt der ausbedungenen zehn Träger stellte er nur drei, und versprach, das Gepäck nach Gueme zu bringen, welches 70 Kilometer entfernt an dem Wege nach Labe liegt. Lambert hielt ihn beim Wort und wanderte mit seinen beiden senegalesischen Begleitern und den drei Trä-

gern fürbas über eine waldige Hochebene, an welcher nach Osten hin das Flußthal des Rio Nuñez endet. Nachdem er dann eine etwa 150 Meter hohe Anhöhe erreicht, lag das Thal des Cogon (oder Kasafara) vor ihm. An dem steilen Abfalle begegnete ihm eine Karawane von Soninke's oder Sarrakole's, welche nach der Küste unterwegs war, um bei den Bagu's Salz einzuhandeln. Die Leute waren hoch erfreut, als sie erfuhren, daß sie fortan ungehindert mit Kakandy oder jedem anderen Platze am Rio Nuñez Handel treiben könnten, ohne, wie bisher, von den Landuma's beeinträchtigt zu werden. Sie dankten dem weißen Manne dafür mit schönen Worten, und boten ihm einen magern Hammel an, der aber dreimal so viel kosten sollte, als er werth war. „Die Soninke's gelten mit gutem Recht für die Juden Afrika's; Handel und Schacher geht ihnen über Alles."

Der Weg nach Gueme war sehr malerisch, aber höchst mühsam. Dieses Dorf liegt auf einem Hügel, an einem von vielen Bächen durchzogenen Walde. Die Einwohner, etwa zwei- bis dreihundert Seelen, halten Straßen und Hütten reinlich; die letzteren sind sehr klein, und die Oeffnung ist so niedrig, daß man hineinkriechen muß. Zwischen den einzelnen Wohnungen befinden sich Mauern von Erde oder lebendige Zäune von Carcas hurgens, einer Euphorbie; der Hofraum ist mit Kies beschüttet und mit Bananen und Orangenbäumen eingefaßt. Gueme bedeutet in der Fulahsprache Vereinigung, und will so viel sagen, als daß einst hier Mandingo's, welche vor den Fulah's flüchteten, ein Asyl fanden. Sie blieben auch lange Zeit unbehelligt, wie die ganze Provinz Buve, in welchem Gueme liegt. Buve bedeutet Markt.

Der Kakriman.

Späterhin schickte aber doch der Karawanenhauptmann einige Zwiebeln und etwas Honig zum Geschenk, das mit Schiffszwieback und Zucker erwiedert wurde. Lambert war inzwischen auf das jenseitige Ufer des Cogon hinübergegangen.

Dieser Fluß ist seither auf den Karten fälschlich mit dem Flusse von Kakandy verwechselt worden, denn er bildet einen durchaus selbstständigen Stromlauf. Lambert überzeugte sich, daß sein Becken von Süden nach Norden um das Thal des Taguilenta (d. h. des obern Rio Nuñez) herumzieht, und dann in gerader Richtung nach Westen bis an's Meer läuft, ganz unabhängig vom Rio Grande, der nördlich, und dem Rio Nuñez, welcher südlich vom Cogon fließt. An der Stelle, wo Lambert ihn erreichte, war er 40 bis 50 Meter breit, 30 bis 60 Centimeter tief, und floß mit klarem Wasser durch einen Wald von Bombax- und Nettelhbäumen.

Als Lambert acht Tage in Gueme verweilt hatte, kam endlich Abdullahi an, und zwar mit seinen Frauen, die er auch auf der Reise nicht entbehren mochte. Den Damen gefiel es in Gueme, ohnehin war Anfang des Fasteumonats Ramadan und man that sich noch einmal gütlich. Der Reisende mußte dort vier oder fünf Tage länger warten, dann aber war seine Geduld zu Ende, er erzwang sich einen Führer und ging weiter nach Kompeta. Dort traf er einen Fulah, der in alle politischen Verhältnisse von Futa Djalon eingeweiht war und werthvolle Mittheilungen machte. Seit ungefähr fünfzehn Jahren waren zwei, ein und derselben Sippe angehörende Nebenbuhler, Sori Ibrahima und Umar, im Streit über die Herrschaft. Sie hatten sich nun dahin verständigt, daß Sori Ibrahim auf zwei Jahre zum Almamy (weltlichen und geistlichen Oberhaupt) ernannt

Eine Sklavin. Nichte des Almamy. Mariam, Umar's Frau.

Das Stromthal des Tomine.

worden war. Dieser Mann hatte vor mehreren Jahren dem Reisenden Hecquard allerlei Widerwärtigkeit bereitet, und Lambert war schon deshalb für Umar eingenommen, welcher obendrein den Franzosen günstig gestimmt war. Aber der Auftrag des Reisenden lautete dahin, daß er mit dem regierenden Almamy Verbindungen anknüpfen sollte; er mußte also mit Sori Ibrahima unterhandeln und konnte Umar nur besuchen, wenn der dermalige Herrscher ihm dazu Ermächtigung gab.

Oestlich von Kompeta beginnt die Wasserscheide, welche das Becken des Cogon von jenem des Tomine trennt; dieser letztere ist der Hauptzufluß des Rio Grande (Comba). Man überschreitet sie vermittelst des Nade-Koba-Passes, der etwa 250 Meter über dem Meere liegt. Nach Osten hin ziehen sich anmuthige Thäler und der Blick reicht bis zum Berge Seniaki, dessen zwei abgerundete Gipfel am rechten Ufer des Tomine den Horizont begränzen. Der östliche Abhang des Nade-Koba-Passes wird von Schieferlagen gebildet, die einer unregelmäßigen, sehr steilen Treppe gleichen. Lambert kam mit Mühe und Noth zu Fuß hinab und mußte sich oft anklammern; es ist ihm unbegreiflich, daß sein Pferd auf einem solchen Wege nicht Hals und Beine brach.

Als er eben über dieses Räthsel hin und her dachte, erschien vor ihm ein Mann, der wie ein Waffenherold seinen Namen nannte und sogleich hinzufügte, weshalb er gekommen sei. Er hieß Alpha Kikala, war Abgesandter des Häuptlings von Labe, und wollte wissen, aus welchen Gründen der Fremde das Land betrete. Die Antwort wurde genügend erfunden; Alpha Kikala war von nun an der unzertrennliche Begleiter Lambert's bis nach Timbo, und einen bessern Führer hätte dieser sich gar nicht wünschen können; er war ein durch und durch landeskundiger Mann. Als der Franzose an einer reizenden Stelle, wo ein Waldbach über Felsen plätscherte, sich dem Gedanken hingab, daß er der erste Europäer sei, welcher diesen Punkt betrete, bemerkte Kikala, daß der Bach Yangole, d. h. der Engländer, genannt werde. Wie kam er zu dieser Bezeichnung? Als Kakala noch ein Kind war, versuchten weiße Männer durch diese Gegend nach Futa Djalon einzudringen. Sie zogen in einer starken Karawane mit mehreren Kameelen und etwa vierzig Eseln; ihre Anführer erstiegen die Seniakiberge, um das Land zu überblicken, und schrieben Alles in ihre Bücher. Aber beim Durchwaten eines Gewässers, das nun Tiangol Parlobe, Bach der Weißen, genannt wird, ertranken mehrere von ihnen und sie verloren auch viele Lastthiere. Der Almamy verbot seinen Unterthanen, mit diesen Weißen in irgend eine Verbindung zu treten, weil dieselben ohne Führer kamen und nicht vorher angezeigt hatten, weshalb sie das Land besuchen wollten. Sie büßten alle elendiglich ihr Leben ein; der letzte war eine Zeitlang gefangen gehalten worden, starb dann aber an diesem Bache, Yangole. Diese, in manchen Einzelnheiten ungenaue Angabe, bezog sich auf eine Thatsache. Im Jahre 1817 hatten Engländer den Versuch gemacht, durch Futa Djalon bis an den Niger vorzudringen, kamen aber nur bis halbwegs zwischen Kakandy und Timbo. Geschichtlich ist der Hergang folgender. Kapitän Campbell, welcher die Expedition leitete, fand Hindernisse für seinen Plan in der allgemeinen Zerrüttung, welche damals in Futa Djalon herrschte und in dem Uebelwollen der Häuptlinge.

Ein Hochofen in Futa Djalon.

Während langer und fruchtloser Unterhandlungen verlor die Karawane alle ihre Lastthiere, mußte umkehren, büßte aber von einhundert Leuten nur einen einzigen Mann ein. Ihm selber ging jedoch das Mißlingen seines Unternehmens derart zu Gemüthe, daß er unweit von Kakandy starb. Dort hat Caillé noch sein Grab gesehen.

Am folgenden Tage erfreuete sich Lambert an einem prächtigen Schauspiel, an einem Wasserfalle, welchen der Tomine bildet. Der Strom fällt im Wald über eine quer überlaufende Felsenmasse herab, in einer beträchtlichen Anzahl größerer oder kleinerer Kanäle. Ueberhaupt bietet dieser Fluß eine große Menge pittoresker Ansichten dar; aber die Thalgründe sind zumeist unbewohnt und nicht angebauet, weil sie während der Regenzeit, demnach etwa sechs Monate im Jahre, von Ueberschwemmung heimgesucht werden. Von den Bergen und über die Felsen stürzt dann eine gewaltige Wassermenge hinab, jede Schlucht wird zu einem Gießbach, und das ganze Thalbecken wird in einen unruhigen See verwandelt. Deshalb nennen die Eingeborenen sehr bezeichnend diese Gegend Donhol, Abkürzung von Dongon-ol, das heißt Land des Wassers. Die Menschen wohnen auf der Hochebene. Dort findet man die Fuhlaso's, Dörfer der Fulahhirten, und die Rumbde's (Ormde's bei Caillé), Weiler der Sklaven, welche für ihre, nur Viehzucht treibenden, Herren und Gebieter den Boden beackern müssen. (S. 389.)

Caillé fand diese Leute freundlich und gastfrei, und Lambert bestätigt diesen Ausspruch. Er erzählt Folgendes.

Beim Dorfe Pamhoye bot mir ein Fulah eine Tracht Holz und sechszig Apfelsinen für zwei Schuß Pulver an. Ich gab ihm das Doppelte; er war darüber hoch erfreut und versprach mir Hühner zu bringen, wenn ich am nächsten Morgen durch sein Dorf kommen würde. Einige Stunden später kam er wieder und hatte ein junges Mädchen bei sich, das nur sehr langsam näher kam und sich entsetzlich vor mir zu fürchten schien. Endlich faßte sie Muth, schritt wie im Ruck auf mich zu, faßte meine Hand, zitterte aber wie ein Espenlaub. Als ich fragte, weshalb sie sich fürchte, blieb sie stumm, aber ihr Bruder sprach: Sie glaube, daß die Weißen Menschen fressen! — Ich lachte hellauf und schenkte dem Mädchen ein Halsband von Glasperlen. Nun begriff sie den Irrthum. Ich habe übrigens auf meiner Reise mehrmals mich davon überzeugt, daß in diesem Theil Afrika's nicht blos Kinder und Weiber uns Weiße für Menschenfresser halten. Einige Fulahmänner haben mir sogar sehr ausführlich und mit allen Einzelnheiten erzählt, wie wir es bei unseren Kannibalenmahlzeiten zu halten pflegen, und daß dabei ein großer Kessel und eine Glocke die Hauptrolle spielen. Das Uebelwollen der maurischen Marabuts, welche gern alle Christen fern halten möchten, mag theilweise Schuld an der Verbreitung solcher Märchen sein, gewiß hat aber auch der mehrhundertjährige Sklavenhandel wesentlich beigetragen, daß sie überall bei den Schwarzen Glauben fanden.

Ein steiler Bergabhang führt durch eine üppige Waldvegetation in das Flußbecken des Kakriman hinab, dann am Wasserlaufe des Digue hin; diesem fallen, von den Höhen herab, unzählige Bäche zu, und die meisten derselben bilden anmuthige Kaskaden.

Lambert wurde in dem Fulahso freundlich aufgenommen; sein neuer Freund hielt Wort, und gab für drei Schuß Pulver fünf Hühner; das junge Mädchen brachte die gesammte weibliche Einwohnerschaft des Dorfes mit, und that sich nicht wenig darauf zu Gute, daß sie, nun ganz ohne Furcht, dem Weißen herzhaft die Hand drückte. Auch Pferde und Esel wurden bewundert, denn in jene Gegend kommen nur Trägerkarawanen und die Leute dort haben nur Rindvieh und Schafe. „Hübsche Hämmel das, sehr groß," sprach eine Frau und wies auf die Esel; eine andere zeigte auf die Pferde und meinte, diese Art Ochsen sei doch sehr mager.

Der Kakriman war an der Stelle, wo der Reisende ihn sah, nur etwa 15 Meter breit, sein Wasser strömte in raschem Laufe über ein schwarzes Felsenbett und im Schatten hoher Bäume; dadurch bekommt seine Landschaft ein düsteres Ansehen. Nach Kikala's bestimmter Aussage ist der Kakriman nicht, wie manche Karten angeben, der obere Hauptarm des Rio Pongo, sondern er läuft parallel mit dem Scarcies zum Meere, und wäre demnach einerlei mit dem Kissi Kissi der englischen Karten. Der Rio Pongo ist, gleich dem Rio Nuñez, nur eine Föhrde, in welche ein paar unbedeutende Flüsse münden. Die Berghöhen am Kakriman und dessen zahlreichen Nebenflüssen haben schönes Weideland für die Fulahhirten, deren Vieh vor reißenden Thieren sicher ist, denn sie fehlen in dieser Gegend. Das Rindvieh klettert so gewandt, wie eine Ziege. (S. 387.)

Der Reisende betrachtete nicht ohne Aufmerksamkeit die kleinen Thonöfen, in welchen Eisenerz geschmolzen wird, Hochöfen in Miniatur, mit allem Zubehör der unserigen. Man legt abwechselnd Erz- und Kohlenlagen übereinander, thut aber, um das Schmelzen zu beschleunigen, weder Quarz noch Flußspath hinzu. Entweder wissen von dem letzteren die Fuhlah's nichts, oder ihr reichhaltiges Eisenerz bedarf solcher Zuthaten nicht. (S. 385.)

Die Gebirgsmasse, welche vom Kakriman und dessen Zuflüssen durchschnitten wird, fällt gen Osten hin in breiten Hochebenen ab, auf denen viele Rumbde's zerstreut umherliegen. Hier ist das Land nicht bewaldet, denn die Fulah's, als ein Hirtenvolk, rotten an Oertlichkeiten, die zur Weide geeignet sind, das Gestrüpp aus und kappen die Bäume. Anderes Ackergeräth als eine rohe Hacke kennt man nicht; als Dünger verwendet man Rasenasche und Stoppeln.

Am 1. April kam Lambert nach Assanquere, dem Hauptort eines Lehnsfürstenthums, welches dem Vasallen Umar gehörte. Er ist ein Bruder Abdullahi's, auf dessen Ankunft der Reisende hier warten wollte. Umar war abwesend, aber seine Frauen wiesen dem Fremden eine Wohnung an, und schickten ihm außer Reis, Mais, Bananen und Apfelsinen auch Kolanüsse; die letzteren giebt man nur Leuten von Rang und Stand. An Besuchern beiderlei Geschlechts war nichts weniger als Mangel; Neugierige drängten sich in ganzen Schaaren herbei. Viele Mädchen waren, trotz der braunen Hautfarbe, sehr hübsch; sie trugen außer dem Leibschurz auch ein Stück Zeug über den Schultern und einem Theile des Kopfes. Ihr Haar ist nicht wollig, wie bei den Negerinnen, sondern glatt und hängt in Flechten, die oft mit Korallen, Glas- und Bernsteinperlen, auch wohl mit Silberstückchen verziert und oben auf dem Kopfe zusammengebunden werden. An den Armen tragen sie mächtige silberne Reifen, Ringe auch an den Fingern, und oben auf der Hand ist eine silberne Platte befestigt.

Erst nach acht Tagen erschienen Abdullahi und Umar, beide in sehr übler Laune. Dem einen war Lambert zu schnell vorausgereist, der andere hatte sich allerlei nachtheilige Dinge über die Absichten des Fremden erzählen lassen. Er war sehr argwöhnisch, denn — der weiße Mann hatte etwas in ein Buch geschrieben und obendrein Skizzen gezeichnet, also „das Land aufgeschrieben, um späterhin dasselbe in Besitz zu nehmen! Er kannte nun das Land, war tief in dasselbe eingedrungen und konnte also mit einer ganzen Armee wiederkommen. Man eröffnete ihm, daß er in Assanquere bleiben müsse, bis der Häuptling von Labe nähere Befehle gegeben habe. Einreden und Vorstellungen fruch-

Am Gogon.

Timbo, Hauptstadt von Futa Djalon.

teten wenig, aber nach vier Tagen erschien ein Bote aus Labe mit der Meldung: „Der Weiße möge erfahren, daß wir seine Ankunft sehr gern sehen. Umar hat unrecht, wegen des Aufschreibens besorgt zu sein. Wir wissen, daß die Weißen anders sind als wir. Was sie sehen, das schreiben sie auf, und verfertigen daraus Bücher, welche Jedermann liest. Auf diese Art bewahren sie das Andenken an geschehene Dinge auf. Die Vorsteher von Labe und auch ich, wir hätten den Mann gern bei uns empfangen, aber einige Aelteste sind dagegen und wir wollen ihnen nicht zuwider sein. Er möge also ohne Weiteres sich zum Almamy begeben, und will er mir ein Geschenk machen, so kann er es Umar einhändigen, der wird es mir schon bringen."

Das war eine angenehme Botschaft und Umar bekam sofort für seinen Herrn einen Burnus, einen Säbel, mehrere Stücke Baumwollenzeuges, etwas Scharlachtuch und eine mit Goldstreif besetzte Sammetkappe. Lambert machte sich dann unverweilt auf den Weg nach Timbo; mit ihm gingen drei Sklaven und drei Sklavinnen, welche von Seiten Abdullahi's und Umars eine Abschlagszahlung auf fällige Abgaben bildeten. Sie mußten dem Fremden als Lastträger dienen, aber er machte ihnen die Bürde so leicht als möglich.

Von Assanquere nach Fokumba geht der Weg über eine Reihenfolge von Hochebenen und von Thälern, welche theils, mit dem Kokulofluſſe und dessen Nebengewässern, nach Südwesten hin abfallen, theils nach Nordosten hin zum Faleme. Von einer hochgelegenen Stelle beim Dorfe Telkre gewahrte Lambert den Einschnitt, welchen der Hauptarm dieses Stromes, der Tene, sich gebahnt hat in dem westlichen Kreisbogen, welchen die Gebirge von Futa Djalon bilden.

Fokumba ist die heilige Stadt von Futa Djalon, die Wiege des Mohammedanismus in diesem Lande. Von dort aus erhoben sich, vor noch nicht einem Jahrhundert, die Fulaheroberer, welche die Djalonke's unterjochten. Deshalb hat Fokumba das Privilegium, die Almamy's zu ernennen; das Recht kommt den Stadtältesten zu, es fehlt aber an genauen Bestimmungen über die Einzelnheiten der Wahlberechtigung. Einflußreiche Männer aus allen Theilen des Reiches kommen herbei, um ihre Stimmen abzugeben und manchmal auch mit dem Schwerte darein zu fahren. Eine eigentliche Abstimmung kennt man nicht, Jeder spricht für seinen Candidaten und nachher ernennt man den Almamy durch Zuruf. Es geht etwa her wie auf einem polnischen Reichstage. Aber die Thronbewerber wissen sich zu helfen; sie erscheinen mit ihren bewaffneten Anhängern bei der Berathung, und es kommt dann wohl zu blutigen Kämpfen. Der Stärkste setzt, wenigstens für den Augenblick, seinen Willen durch; der Schwächere wartet eine gelegene Zeit ab, um wieder mit seinen Ansprüchen hervorzutreten, und daher kommen denn die fast unaufhörlichen Fehden, welche für Futa Djalon zu einer wahren Landplage geworden sind.

Am 15. April Abends kam Lambert nach Poredaka, das etwa eben so groß ist als Fokumba, und hatte am andern Tage mit dem Almamy Sori Ibrahima eine Besprechung, die einen sehr günstigen Verlauf nahm. Sori war ein Mann von etwa 45 Jahren, ein Fulah von beinahe unvermischtem Blute mit röthlicher Hautfarbe, wie wir sie auf altägyptischen Statuen finden, und schlichtem, fast seidenweichem Haar; seine harten Gesichtszüge und seine Wohlbeleibtheit erinnerten an einen Römer aus der Kaiserzeit. Als der Reisende ihm eröffnete, daß er einen Brief des senegambischen Gouverneurs zu überreichen habe, und daß dieser wünsche, die Karawanen aus dem innern Lande möchten fortan regelmäßig ihren Zug nach den französischen Comptoiren Kakandy und Senedebu nehmen, äußerte der Almamy sich beifällig; es freue ihn, daß der Fremde gekommen sei, er möge thun was ihm beliebe, auch zu seinem Collegen Umar gehen; „sprich mit ihm oder mit mir, das ist Alles einerlei; jetzt sind wir Beide wie Ein Mann." Lambert ließ ihn den eigentlich an Umar gerichteten Brief lesen, und bemerkte, daß der Gouverneur diesen Mann für den Almamy gehalten habe. Sori Ibrahima war mit dem Inhalt einverstanden und ließ das Schreiben wieder versiegeln. Nachher sandte er Geschenke und Alles nahm einen erwünschten Verlauf. Der Herrscher drehete dem Freunde, welchen die Fulah fortan als Abul Abbas bezeichneten, herzhaft den Arm, und das war ein Beweis von großer Hochachtung und Auszeichnung.

Sori Ibrahima machte einen Ausflug in nördlicher Richtung; Lambert seinerseits wäre gern sofort nach Südosten hin weiter gegangen, um möglichst rasch die Hauptstadt Timbo zu erreichen. Aber der Häuptling von Poredaka hielt ihn fest, er mußte zwei Tage verweilen, um einen ihm zu Ehren geschlachteten Ochsen verzehren zu helfen, benutzte indessen diese Zeit, um sich die nur einige Stunden weit entfernt liegenden Quellen des Senegal zu betrachten. Von einem Höhenzuge, der zwischen Fokumba und Poredaka sich erstreckt, sah er den Ursprung des Flusses, der von Nordwest nach Südost läuft.

Nachdem der Reisende einem Theile der Sehne des großen Bogens, welchen der Senegal um das Plateau von Timbo herum beschreibt, gefolgt war, befand er sich, nach zwei Tagereisen im Angesichte dieser kleinen Stadt, die am Fuß eines etwa 900 Fuß hohen Berges liegt, und kaum den Umfang oder die Einwohnerzahl von Fokumba hat, also höchstens 3000 Seelen zählt. Sie ist aber trotzdem die Hauptstadt von ganz Futa Djalon und wird unmittelbar von Almamy regiert. Das Wort time bedeutet im Peul (der Sprache der Fulbe, Fellatah, Fellah's) Gränze, Ende, und diese Benennung erhielt das Thal, als die Fulah's nach einem Sieg über die eingeborenen Djalonke's dorthin vordrangen; sie meinten damals, ihre Eroberungen würden nicht weiter reichen.

Als Lambert unter einem Bombaxbaume Platz genommen und Alpha Kikala seine Ankunft gemeldet hatte, beriethen nach altem Brauche die Stadtältesten und der Herold, ob man ihm Einlaß gewähren solle. Unter den obwaltenden Umständen lief das lediglich auf eine Förmlichkeit hinaus, und bald erfolgte dann auch die Einladung, eine bereits zum Empfang hergerichtete Wohnung einzunehmen. Almamy Umar wollte am andern Tage vom Feld herbeikommen und den Gast empfangen. Dieser zog, bekleidet mit wollenem Kittel, weiten Beinkleidern, bestaubten Stiefeln und mächtigem Strohhut in die Hauptstadt ein und nahm seine Herberge in einem Hause, das einem Beamten des Almamy gehört. Dieser selbst kam Abends spät zur Stadt, sandte aber sogleich eine Art von Kammerherrn, um den Fremden zu begrüßen, der ihn dann am andern Morgen besuchte.

Umars Auftreten machte einen sehr günstigen Eindruck. Aus seinen Gesichtszügen sprach Sanftmuth, Würde und Kraft; seine ungezwungene Haltung steht ihm gut und er scheint wie zum Herrscher geboren. Er bildet einen völligen Gegensatz zu seinem Nebenbuhler Sori Ibrahima, in dessen ganzem Wesen etwas Gemachtes und Gekünsteltes liegt. Umar ist vierzig und einige Jahre alt und neigt, wie jener zur Wohlbeleibtheit, welche sonst im Lande nicht vorkommt. Aber die beiden Almamy's machen sich nicht viel leibliche Bewegung. Umars Mutter und Großmutter waren Djalonkefrauen, und daraus erklärt sich seine nicht röthliche, sondern schwärzliche Hautfarbe. Sein Bild ist im Globus Seite 120 mitgetheilt worden.

Sori hatte den weißen Mann nicht einmal zum Sitzen eingeladen, Umar ließ für denselben sogleich einen Lehnsessel

bringen. Dann begann eine zwanglose Unterredung, in welcher Lambert offen mit der Sprache herausging, und Umar versicherte, daß er den Europäern durchaus gewogen sei. Lambert erzählt weiter:

An jenem Abend, es war gerade Neumond, und in ganz Timbo auf den Straßen Alles ruhig und wie ausgestorben, schlich ich mit Cocagne und mit Musa, einem Dienstmanne des Almamy und aus Bondu gebürtig, zu Umar, um demselben Geschenke zu überbringen. Afrikanische Monarchen lieben das Geheimniß. Nachts, gegen elf Uhr, überreichte ich dem Almamy einen schönen Säbel, eine mit Gold gestickte Sammetmütze, einen werthvollen Burnus, vier Stück Baumwollenzeug, sieben Ellen Scharlachtuch, feine Glaswaaren, ein Bernsteinhalsband, ein Dolchmesser, Opernglucker und einige andere optische Sachen.

Am folgenden Tage hätte Umar mich nicht empfangen können, denn er mußte das Kori-Fest und die öffentlichen Gebete leiten. In allen Ländern der Pëuls, also in Futa Toro, Bondu, Djalon, Massena ꝛc. hat der Träger der Almamywürde zugleich die geistliche und weltliche Gewalt, und betrachtet sich, gleich dem Emir von Sokotu, dem Scherif von Morokko und dem Sultan der Osmanen, für einen unmittelbaren Erben des Propheten. Am Morgen des 23. April ertönte der Ruf der Marabuts, welche die wahren Gläubigen zusammenberiefen. Da kamen die Bürger, angethan mit ihren besten Kleidern und gingen nach der Wohnung des Almamy, vor welcher ein Tamtam geschlagen wurde. Auch aus den umliegenden Dörfern strömte eine beträchtliche Menschenmenge herbei. Die Frauen beteten in ihren Wohnungen. Es war ein schönes und rührendes Schauspiel, als so viele Männer mit der Stirne den Erdboden berührten, sich emporhoben und abermals bückten. In dieser ganzen Feierlichkeit lag eine tiefe Sammlung; sie zeugte von festem, aufrichtigem Glauben, und machte einen so tiefen Eindruck, daß auch ich beten mußte.

Plötzlich vernahm man lautes Geschrei und allerlei Rufen und Lärmen wirr durcheinander, und die Menge lief nach verschiedenen Richtungen hin auseinander. Ich vermuthete anfangs, daß der eben damals mit der Regierung mißvergnügte Stamm der Ubu's, welche im Gebirge südlich vom Senegal wohnen, einen Angriff gegen Timbo ausführte. Sie sind Fulah's, welche der (früher von uns geschilderte, Globus S. 198) wilde Al Hadschi vom Hauptstamme der Peuls abgezogen und zum Widerstande gegen die Almamy's aufgereizt hat. Auf Antrieb dieses falschen Propheten, erstürmten sie im Jahre 1859 die Stadt Timbo und plünderten sie aus. Da zog Umar von seiner ländlichen Besitzung Sokotoro gegen sie heran, nahm ihnen den größten Theil der Beute wieder ab und warf die Ubu's in ihre Berge zurück.

Das Geschrei war harmlos; der Salam war zu Ende und die nun des Zwanges entledigte Jugend stürmte in's Freie hinaus, denn man hatte allgemeinen Festtag, der außerdem ein seltenes Schauspiel darbot, nämlich den Weißen Mann! Jeder wollte ihn sehen und mit ihm sprechen. Wenigstens ein Dutzend Leute stellten sich, um mit ihm in Berührung zu kommen, als Väter, und wohl zwei Dutzend als Brüder des Almamy vor, und alle anderen Neugierigen gaben sich zum Allermindesten für Vettern Umars aus. Ich verbot allen diesen „Prinzen vom Geblüt" den Eingang, aber trotzdem stürmten sie in meine Wohnung hinein. Die Thür hatte ich allerdings verschlossen, aber man durchbrach die Hecke, welche meinen Hofraum umschloß. Cocagne hatte wider mein Wissen erklärt, daß ich nur Leute vorlassen wolle, welche Lebensmittel brächten und nun war ich sofort mit einer wahren Lawine von Hühnern, Apfelsinen, Bananen und Eiern überschüttet, namentlich mit diesen letzteren, welche von jenen Afrikanern nicht genossen werden. Sie bilden sich noch jetzt, wie schon zu Mungo Parks Zeiten, steif und fest ein, wir Europäer verzehrten die Eier roh, und das hätten die schwarzen Leute doch gar zu gern einmal sehen mögen. Einer von diesen zudringlichen Verfolgern machte mir den Vorschlag, mich zu seinem Oheim Ndiogo zu führen, und das nahm ich an, um endlich loszukommen. Ndiogo ist ein

Wasserfall des Tomine.

General Umars, klug im Rath, auch tapfer im Kampfe und steht in großem Ansehen. Er benahm sich vortrefflich. —

Einige Tage später wurde Lambert den Notabeln von Futa Djalon vorgestellt. Umar hatte diese Senatoren und Würdenträger, etwa einhundert an der Zahl, bei sich versammelt. Der Fremde mußte, dem Sitze des Almamy gegenüber, auf einem Sessel Platz nehmen und wurde dann von Umar aufgefordert, über den Zweck seiner Reise Mittheilungen zu machen. Lambert schickte einige, für die Versammlung verbindliche Worte voraus, und erklärte, daß er im Auftrage des Gouverneurs vom Senegal gekommen sei. Dieser wünsche eine regelmäßige Handelsverbindung von Kakandy und Senedebu aus mit den Fulah's. Sie würden dort Alles finden was sie gebrauchen könnten, namentlich Zeuge aller Art, Schießgewehr und Pulver, um sich damit gegen ihre Feinde zu vertheidigen, und sie könnten das Alles gegen ihre Landeserzeugnisse, insbesondere Erdnüsse, Gold und Elfenbein eintauschen. So würde die beiderseitige Freundschaft befestigt, und Staaten und Völker könnten nur durch den Handel und im Frieden gedeihen.

„Das ist wahr!" rief ein alter Senator, „wir wollen Allah jeden Tag bitten, daß er uns weiße Männer herfende."

Dann wurde der Brief des Gouverneurs Faidherbe vorgelesen und, der Inhalt vollkommen gebilligt. Als die

Stelle kam, in welcher der Gouverneur Wünsche für das Wohlergehen des Almamy ausdrückt, wurde von Allen ein Gebet gesprochen. Dann nahm Umar das Wort: „Von der Gegend her, wo die Sonne aufgeht und von da, wo sie untergeht, und von der rechten und von der linken Seite (Süd und Nord) kommen täglich Abgesandte zu mir. Aber Keiner ist mir so lieb als die Botschaft des Gouverneurs vom Senegal. Denn er ist ein großer Häuptling, ein mächtiger Herrscher, gleich mir bekannt im Sonnenaufgang und im Sonnenuntergang, und man liebt ihn überall, weil er nur will was gerecht ist. Ich bete zu Allah, daß zwischen uns Freundschaft obwalte und Handelsverkehr bestehe. Ich hoffe, daß Allah unsere Wünsche erhöre!" Nun sprach die ganze Versammlung wieder ein Gebet. Nachdem Lambert Worte des Dankes geäußert, ließ der Almamy die Geschenke vorlegen, bis auf den Operngucker, das Dolchmesser und das Bernsteinhalsband; diese Sachen wollte er offenbar als seinen Antheil zurückbehalten, das Uebrige jedoch vertheilen.

Lambert wurde von Umar auf dessen ländliche Besitzung Sokotoro eingeladen; sie liegt etwa drei Stunden nordöstlich von Timbo in einer ganz reizenden Gegend. Es ist eine Idylle. Die weite Ebene wird auf der einen Seite vom Bafing (Senegal) umflossen, auf der andern ist sie von hohen Bergen umgeben. Auf einem Hügel, der sich ziemlich im Mittelpunkte dieser Ebene erhebt, stehen unter Bäumen und von Gebüsch umgeben die Wohnungen der Hirten und der etwa zweitausend Kriegsgefangenen, welchen in dieser park- oder gartenähnlichen Gegend der Ackerbau obliegt. Die Wohnung des Herrschers ist einfach; sie unterscheidet sich wenig von jenen seiner Untergebenen, nur hat sie eine Art von Veranda, während jene der Frauen aus runden Hütten bestehen, die an unsere Heuschober erinnern. Umar soll etwa zwanzig solcher Rumbdes, Landgüter, besitzen. Vom Ertrage derselben ernährt er in Kriegszeiten seine Vasallen und nach dürftigen Ernten hilft er mit seinen Vorräthen aus.

Der Almamy setzte die übliche Hofordnung durchaus hintan, als er dem weißen Mann einen offiziellen Besuch abstattete. Er kam zu Roß, umgeben von einem zahlreichen Gefolge, und setzte sich vor der Thür auf einen Teppich hin. „In Timbo hätte ich Dich nicht besuchen können, aber hier hoffe ich Dich häufig zu sehen, und meine Thür ist für Dich immer offen."

Das waren nicht etwa leere Redensarten, denn Wort und That standen bei ihm in Einklang und er benahm sich von Anfang bis zu Ende mit gleichem Wohlwollen und mit zarter Aufmerksamkeit gegen seinen Gast, der zu jeder Tagesstunde, mit oder ohne Waffen, Zutritt bei ihm hatte, und einige Male sogar in Beisein der Frauen empfangen wurde. Umar unterhielt sich stundenlang hintereinander mit Lambert, theils unter der Veranda, theils im freien Felde, und am liebsten sprach er über die Sitten und Gebräuche im Lande der Weißen. Es versteht sich von selbst, daß er es an Lebensmitteln nicht fehlen ließ; täglich schickte er aus seiner Küche Geflügel, Kalebassen mit Reis gefüllt, Bananen, Apfelsinen und Töpfe voll Honig oder Sangalas. Ein Aufguß von diesen kleinen rothen Beeren giebt ein angenehmes, erfrischendes Getränk, das wie ein leicht mit Zucker versüßter Wein schmeckt und wenn es gegohren hat, etwa dem Bier ähnelt. Manchmal schlachtete man für den Fremden einen ganzen Ochsen.

Lambert fand Gelegenheit, dem Almamy solche Freundlichkeiten durch allerlei kleine Dienste zu erwiedern. Als eine von Umars Frauen erkrankt war, besuchte er dieselbe. Sie lag an einem Fieber darnieder. Der Weiße fühlte ihr an den Puls, der sehr stark schlug, verordnete Einreibungen von Quinin und gab ihr zugleich eine starke Dosis von dieser wirksamen Arznei. Vorsichtig bemerkte er jedoch, daß der Fall höchst bedenklich sei und daß die Genesung nicht verbürgt werden könne. Aber Alles ging vortrefflich, die Kranke bekam Schlaf, nachdem sie einige Tropfen Laudanum genommen hatte, und genaß allmälig.

Zu Umar's Hausgesinde gehörte eine Frau, welche einen Albino geboren hatte. Der kleine Kakerlake war milchweiß und hatte rothe Augen. Der Almamy fragte scherzhaft: „Was denkst Du von Deiner kleinen Schwester?" Er hörte aufmerksam zu, als ihm entwickelt wurde, daß diese krankhafte Eigenthümlichkeit auch bei den Weißen vorkomme.

Eines Abends spät ließ der Almamy melden, daß einer seiner kriegsgefangenen Sclaven von einer Schlange gebissen worden sei, und ließ anfragen, ob Lambert nicht den Mann am andern Morgen besuchen wolle. Dieser machte sich trotz vorgerückter Nacht und obwohl ein Gewittersturm drohete, sogleich auf den Weg zu Umar, der über eine solche Aufmerksamkeit hoch erfreut war. Bei dem Sclaven war keine Zeit mehr zu verlieren, und man hatte ihn schon als unrettbar verloren betrachtet. Aber das Ammoniak half und die Heilung wurde wie ein wahres Wunder betrachtet.

Umar wollte nichts von der Abreise seines Gastes hören, und doch drängte diesen die Zeit. Unter allerlei Vorwänden suchte er ihn noch länger hinzuhalten, aber es war Eile vonnöthen, weil nun schon, im Anfange des Maimonats, allabendlich Gewitterstürme das Herannahen der Regenzeit verkündeten. Das Wasser strömte in ungeheuren Massen aus den schwarzen Wolken herab und von dem gewaltigen Donner erbebte die Erde. Man hat von der Heftigkeit der Gewitter in jener Gebirgsgegend, in Europa und nicht einmal am untern Senegal, einen auch nur annähernden Begriff. Nach jedem Regenguße bekam Lambert einen Fieberanfall. Um diese Jahreszeit beginnen die Feldarbeiten und man nimmt die Aussaat vor. Der Almamy gewährte seinen Sclaven einen Feiertag und gestattete ihnen den Fischfang im Bafing (Senegal) und dessen Nebenbächen. Lambert war Zeuge eines bunten, lebhaften Auftrittes; am Flußufer hatte sich eine große Anzahl von Männern, Frauen und Kindern zerstreut, alle waren heiter, man hörte ihr Freudengeschrei aus weiter Entfernung. Einzelne Gruppen zerstampften singend und tanzend Schoten des Nettehbaumes mit den Füßen. Die Masse wurde dann in seichte ruhige Stellen des Bafing geworfen und betäubte die Fische, welche halbmatt an die Oberfläche kamen. Dort schoß man sie mit Pfeilen oder fing sie in Netzen. Der gesammte Ertrag gehört den Arbeitern, welche den Fisch zubereiten und aufbewahren.

Am 26. Mai war Lamberts Geduld zu Ende; er ging zum Almamy und erklärte, daß er unmöglich länger warten könne. Er erinnerte ihn an seine Versprechungen, hob hervor, daß die Fieberanfälle heftiger würden und sich häufig einstellten, daß sein weißer Begleiter auch an denselben zu leiden habe. Umar entgegnete: „Ich schäme mich, daß ich Dich so lange zurückgehalten habe, und weiß wohl, daß der Gouverneur (von Senegambien) gegen meine Leute ganz anders verfahren würde. Aber wir Fulahkönige gehen nun einmal anders zu Werke; bei uns geschieht Alles langsam. Seit langer Zeit beschäftigte ich mich mit Deiner Abreise; nun ist die Zeit dafür gekommen."

Dann lud er, sagt Lambert, mich ein, am andern Tage mit ihm die Felder zu besuchen, und ich war gern dazu geneigt, weil ich voraussah, daß wir nicht zu Fuße gehen würden. Noch an demselben Abend, etwa um neun Uhr, als ich bereits schlafen gegangen war, pochte man an meine Thür. Es waren Hofleute, welche mir im Auftrage des Almamy unter großem Pomp ein Pferd brachten, ein Geschenk Umars für den Gouverneur. Nun mußte ich um-

ständlich antworten, und noch eine Anzahl langer Reden, selbst jene des Reitknechtes, anhören, jede einzelne Ansprache nach Gebühr erwiedern, und das Alles mußte draußen bei dem Pferde geschehen. So gebietet das Herkommen. Dabei war mir der Schweiß zurückgetreten, ich erkältete mich, und hatte am andern Tage nicht nur einen verschwollenen Hals, sondern auch ein tüchtiges Fieber. Der Almamy mußte ohne mich seine Felder besuchen.

Das Fieber wich erst nach Verlauf einer Woche. Alle Tage schickte mir Mariam, die jüngste von den Frauen des Almamy, eine Kalebasse voll Reis und dazu einen prächtigen Kapaun. Als ich einigermaßen wieder hergestellt war und der gütigen Spenderin mündlich meinen Dank sagen konnte, erfuhr ich zu meiner nicht geringen Ueberraschung, daß der Dame, dieser Frau eines Herrschers, der über ein paar Millionen Seelen gebietet, nichts so angenehm sein würde als — ein paar Schuhe. Glücklicherweise hatte ich einige paar leichter Schuhe, die ich recht blank wichsen ließ und der gütigen Mariam sandte. Aber dieses Geschenk zog Folgen nach sich, die ich mir nicht hatte träumen lassen. Die drei anderen Frauen des Almamy wollten natürlich eine eben so hübsche Fußbekleidung haben; sie zettelten eine Verschwörung gegen meine Ruhe und gegen den Almamy selbst an, und gaben sich erst zufrieden, als ich ausdrücklich angelobt hatte, für alle drei Damen blanke Schuhe am Senegal verfertigen zu lassen. Umar selbst fing sich auch in Fallstricken und gab mir zu verstehen, wie sehr ihm blanke Lederstiefeln gefielen. Ich versprach, ihm dergleichen zu schicken, und nahm dann ganz ernsthaft allen vier legitimen Frauen des Beherrschers der Gläubigen das Maß. Dabei sprach ich noch einmal der gütigen Mariam meinen Dank aus und sie entgegnete, wie eine barmherzige Schwester: „Ich wußte, daß Du krank seiest, und da habe ich Dir geholfen; jede Andere an meiner Statt hätte dasselbe gethan."

Am 10. Juni trat Lambert seine Rückreise an, die wir in einer folgenden Nummer schildern werden.

Die nordamerikanischen Verhältnisse.

Von **Karl Andree.**

Vierter Artikel.

Secessionserklärungen der Baumwollenstaaten. — Der Congreß. — Lincoln's Antrittsbotschaft. — Das Cabinet der schwarzrepublikanischen Partei. — Gegensätze. — Der Congreß der Südstaaten. — Die Verfassung der südlichen Conföderation und deren Vorzüge vor jener der Nord-Union.

Während der nördlichste Sklavenstaat Delaware sich am 2. Januar scharf gegen jede Trennung von der Union aussprach, nahm am folgenden Tage der Staat Georgien die Forts Pulaski und Jackson im Hafen von Savannah in Besitz. Commissare aus Süd-Carolina, welche im Namen ihres Staates dem Präsidenten Eröffnungen hatten machen wollen, kehrten unverrichteter Dinge nach Charleston zurück. Am 4. Januar 1861 besetzte der Staat Alabama das Fort Morgan im Hafen von Mobile und gleichzeitig auch das Zeughaus des Bundes in derselben Stadt; die Truppen Nord-Carolina's nahmen die Forts Johnson und Caswell. In Florida, Alabama und Mississippi traten Staatsconventionen zusammen.

Am 9. Januar wagte Süd-Carolina einen ganz offen feindseligen Schritt gegen die Bundesgewalt. Diese hatte den Dampfer Star of the West von Neu-York mit Verstärkungen für Major Anderson abgeschickt; als er aber in den Hafen von Charleston einfahren wollte, feuerten die Batterien auf ihn und er mußte umkehren. In derselben Stunde, als jene Batterien feuerten, beschloß die Convention von Mississippi, mit 84 Stimmen gegen 15, die Trennung von der Union. Am 10. Januar besetzten Truppen des Staates Louisiana die Forts St. Philipp und Jackson am Mississippi und Fort Pike am Pontchartrain-See; zugleich nahmen sie das Zeughaus zu Baton Rouge in Besitz. Am 11. erklärte die Convention von Alabama den Austritt mit 61 gegen 39 Stimmen; die letzteren gehörten Männern, die gern bis nach dem 4. März gezögert hätten. An demselben Tage erließ auch Florida mit 62 gegen 7 Stimmen ein Trennungsdekret und nahm das wichtige Seearsenal zu Pensacola in Besitz; Truppen des Staates Georgia leisteten Beihülfe. Am 12. Januar schieden die Repräsentanten des Staates Mississippi aus dem Bundescongreß, in welchem nun viele Thränen flossen; der fürchterliche Ernst der Lage war nachgerade Allen klar geworden; aber die Parteileidenschaft blieb ungebrochen. Am 19. erklärte Georgien mit 208 gegen 89 Stimmen seinen sofortigen Austritt. Am 21. verließen die Senatoren der ausgetretenen Staaten Washington. Am 24. wollte die große Antisklaverei-Gesellschaft in Boston ihre Jahresversammlung halten; die öffentliche Meinung war aber nun selbst in der alten Burg des Abolitionismus so sehr gegen die Fanatiker erbittert, daß die Stadt diesmal kein öffentliches Gebäude zu den Versammlungen bewilligen mochte; die Abolitionisten und besonders ihr Hauptredner Wendell Philipps, waren allerlei Unbilden preisgegeben. Auch darin zeigte sich ein politischer Rückschlag, daß am 24. Januar Rhode Island seine Personal-Liberty-Acte als verfassungswidrig zurücknahm, während Ohio sich zu einem solchen Schritte nicht verstehen wollte. Am 26. trat Louisiana mit 113 gegen 17 Stimmen aus dem Bunde; am 30. wurde Kansas in die Union aufgenommen; am 31. nahm der Staat Louisiana die Vereinigte Staaten-Münze in Neu-Orleans und das Zollhaus, und aus beiden mehr als 500,000 Dollars in Besitz; diese Gelder stellte er dem südlichen Bunde zur Verfügung.

Der Februar war herangekommen. Gleich am ersten Tage desselben stimmte die Staatsconvention von Texas mit 166 gegen 7 Stimmen für die Trennung, welche vom Volke genehmigt und am vierten März vollzogen wurde. Man war nun in der vollen Revolution, die ihre Kreise immer weiter zog. Der Congreßausschuß der Dreiunddreißig kam aber auch jetzt zu keiner Einigung, während die Vorderstaaten ihre Bemühungen fortsetzten. Die öffentliche Meinung in denselben schien anfangs geneigt, vorerst gerades Weges mit den Baumwollenstaaten zu gehen, mit diesen eine südliche Conföderation zu bilden, und dann wo möglich noch die Union zu retten. Dazu wäre aber freilich auch ein Compromiß nöthig gewesen. Aber die Schwierigkeiten erschienen doch geringer, wenn die Republikaner sich zu demselben ohne langes Zögern herbeigelassen hätten. Man wollte Alles aufbieten, um einen Vergleich

zu erwirken, und deshalb trat am 4. Februar in Washington eine „Friedensconferenz" zusammen, um, neben dem Congreßausschusse der Dreiunddreißig, Vorschläge zur Einigung auszuarbeiten. Sie bestand aus Bevollmächtigten der Vorderstaaten, und solcher aus Neu-York, Ohio, Neu-Jersey, Pennsylvanien, Indiana, Illinois, Connecticut, Neu-Hampshire, Rhode Island, Delaware und Massachusetts. Sie hielt ihre Sitzungen bei verschlossenen Thüren.

An demselben Tage versammelte sich ein Congreß der ausgeschiedenen Staaten zu Montgomery in Alabama, und wählte den vormaligen Schatzsekretär Cobb zum Vorsitzenden. Seine Sitzungen begannen am 6.; Neu-Orleans war beleuchtet; Pelikanflaggen flatterten in ganz Louisiana, nachdem dessen Vertreter Washington verlassen hatten. Der Staat Arkansas, welcher sich bisher der Bewegung gegenüber ziemlich theilnahmlos verhalten, nahm das Bundeszeughaus zu Little Rock in Besitz, und eignete sich 9000 Musketen, 40 Kanonen und eine große Menge von Schießbedarf an. Am 9. Febr. wählte der südliche Congreß den vormaligen Bundeskriegsminister Jefferson Davis aus Mississippi zu seinem Präsidenten, und den ehemaligen Bundessenator Stephens aus Georgia zum Vicepräsidenten. Davis, geboren am 3. Juni 1808, als der Sohn eines reichen Pflanzers in Georgien, der im Unabhängigkeitskriege als Reiteroffizier mit Auszeichnung gedient hatte, erhielt seine militärische Ausbildung auf der Militärakademie zu Westpoint. Er machte seit 1833 als Lieutnant mehrere Kriege gegen die Indianer mit, und zog sich nach dem Tode seines Vaters in's Privatleben zurück, um eine seiner Pflanzungen im Staate Mississippi zu verwalten. Bald sandten ihn aber seine Mitbürger in den Congreß, in welchem er in der Partei der Nationaldemokraten eine hervorragende Stellung einnahm. Als der Krieg gegen Mexico ausbrach, eilte er aus den Hallen des Congresses in das Feldlager, führte als Oberst ein Freiwilligenregiment, zeichnete sich in der Schlacht bei Buena Vista rühmlich aus, und bewährte überall persönliche Tapferkeit, militärischen Scharfblick und kaltes Blut. Unter dem Präsidenten Pierce verwaltete Jefferson Davis das Kriegsministerium, und auch seine Gegner haben nie in Abrede gestellt, daß er dabei Talent und Energie in hohem Grade bethätigt habe. Er brachte strenge Ordnung in die Heerverhältnisse, führte die Scharfschützen ein, gab der Armee gezogene Waffen. Als Senator des Staates Mississippi vertheidigte er die verfassungsmäßigen Rechte des Südens im Congresse mit Geist, Wärme und Beredtsamkeit. Ein Mann mit so scharfem Blick konnte sich nicht darüber täuschen, daß mit dem Norden, überhaupt mit dem Yankeethum, eine brüderliche, ehrliche Union für den Süden auf die Dauer doch unmöglich sei. Er sah voraus, was nicht ausbleiben konnte und hatte die Eventualitäten längst in's Auge gefaßt. Er war gleichsam der Mittelpunkt der „südlichen Feuerfresser" und, als der Bruch unvermeidlich geworden war, der leitende Kopf der Secessionisten. Daß ein so ausgezeichneter Mann an die Spitze des neuen Bundes gestellt wurde, verstand sich eigentlich ganz von selbst. Dieser Congreß erklärte die alte Unionsverfassung als provisorisch gültig auch für den südlichen Bund, und nahm nur einige wenige Abänderungen an derselben vor. Er verbot außerdem ausdrücklich und unbedingt den afrikanischen Sklavenhandel. Ein anderer Zusatzartikel war wohl berechnet. Demgemäß soll der Sklavenhandel im Innern nur zwischen solchen Staaten geduldet werden, die zum südlichen Bunde gehören. Die Vorderstaaten, welche keinen Baumwollenbau treiben, haben einen Ueberschuß an Negern, den sie selber nicht verwenden können; sie verkauften denselben seither nach den Golfstaaten. Jene Bestimmung zielte offenbar darauf ab, auch jene Vorderstaaten nach dem Süden hinüberzuziehen. — Inzwischen nahm das Repräsentantenhaus in Washington folgenden Beschluß an: „Weder der Congreß, noch das Volk oder die Regierung der keine Sklaven haltenden Staaten haben verfassungsmäßig ein Recht, über die Sklaverei in irgend einem sklavenhaltenden Staate Gesetze zu erlassen oder sich in dieselbe einzumischen." Damit war aber rein nichts gesagt, weil die Hauptangelpunkte, nämlich die Personal-Liberty-Bills und die Ausdehnung der Sklaverei auf die Gebiete ganz unberücksichtigt blieben.

Während am 11. Februar Lincoln von Springfield in Illinois seine Reise nach Washington antrat, und in den nördlichen und mittleren Staaten Reden hielt, in welchen er jeden offenen Ausspruch über das, was er zu thun beabsichtige, sorgfältig vermied, wurde am 18. Februar Jefferson Davis zu Montgomery als Präsident des Südlichen Bundes eingesetzt. Am 27. übersandte der Friedensconvent dem Senate einen Compromißvorschlag, der jedoch ohne weitere Folgen blieb. Das Repräsentantenhaus genehmigte mit 133 Stimmen gegen 65, welche der radikalsten Seite der Republikaner angehörten, einen Zusatzvorschlag zur Bundesverfassung, demgemäß zu der letztern kein Abänderungsartikel angenommen werden dürfe, welcher den Congreß ermächtige, die Sklaverei in irgend einem Staate abzuschaffen. Auch damit war keine Schwierigkeit gelöst, denn verfassungsgemäß verstand sich das ganz von selbst.

Die Dinge blieben nach wie vor verwickelt; der März war herangekommen. Am 1. erließ der Kriegssekretär ein Dekret, demgemäß General Twiggs aus dem Bundesheer ausgestoßen wurde, weil er Verrath an der Flagge des Landes begangen, indem er die unter seinem Befehl stehenden Militärposten im Staate Texas dem Süden übergeben habe. In der That übte dieser Offizier doppelten Verrath, weil er außerdem noch die unter ihm stehenden Truppen aufgelöst hatte. An demselben Tage ging im Repräsentantenhause ein Vorschlag durch, welcher das Gesetz über die Auslieferung flüchtiger Sklaven verbessert. Demgemäß soll ein entlaufener Sklave in dem Staate, aus welchem er entfloh, vor ein Geschworenengericht gestellt werden.

Am 12. Februar wurden im Congreß die Wahlzettel eröffnet, welche nach der Abstimmung über die Präsidentschaftscandidaten von den Regierungen der einzelnen Staaten an den Vicepräsidenten geschickt worden waren. Sie ergaben an Elektoralstimmen für Lincoln und den Vicepräsidenten Hamlin 180, für Breckinridge und Lane 72, für Douglas und Johnson 13, für Bell und Everett 39 Elektoralstimmen.

Abraham Lincoln war also der erwählte Präsident der Vereinigten Staaten. Er ist am 12. Februar 1809 zu Harlem in Kentucky geboren. Sein Vater starb früh; die Mutter zog mit ihren Kindern nach dem südlichen Indiana. Abraham wuchs zu einer beträchtlichen Größe heran, denn er ist 6 Schuh 3 Zoll hoch geworden. Der Jüngling war abwechselnd Feldarbeiter, Holzschläger und Matrose auf Schiffen, welche den Wabash und Ohio befuhren. Als er 1830 in den Staat Illinois kam, ernährte er sich anfangs als Taglöhner, wurde dann Bursch in einem Spezereiladen, ging nachher unter die Soldaten, um in Florida gegen die Indianer zu kämpfen, zeigte sich tapfer und brachte es bis zum Hauptmann. Als solcher kam er nach Illinois zurück und wurde 1833 in die Legislatur des Staates gewählt. Einige Jahre später trat er als Advokat auf, schloß sich der Whigpartei an und wurde 1846 in den Congreß geschickt; 1858 ernannte man ihn zum Bundessenator. Er war eifriges Mitglied der republikanischen Partei und stand dem radikalen Flügel derselben sehr nahe.

Am 4. März wurde er als Präsident eingewiesen, ohne daß irgend eine Ruhestörung eingetreten wäre. Gegen eine solche waren alle Vorkehrungen getroffen worden; denn wenn auch ein Gerücht, daß man den neuen Präsidenten auf der Eisenbahn vermittelst einer Höllenmaschine in die Luft habe sprengen wollen, sich als ein Parteimanöver herausstellte, so erleidet es doch keinen Zweifel, daß demokratische und südliche Raufbolde Schlimmes im Sinne führten. Lincoln hielt seine Antrittsrede. Sie ließ Alles im Ungewissen und hat ganz entgegengesetzte Urtheile hervorgerufen. Sie berührt die eigentlichen Schwerpunkte des großen Streites gar nicht, und enthält nicht ein einziges klares Wort über die Maßregeln, welche der Präsident zu treffen gedachte. Wir vermissen in ihr ein festes Prinzip und finden, daß häufig ein Satz den andern aufhebt. Des Südlichen Bundes wird nicht gedacht; Alles bewegt sich in Allgemeinheiten. Lincoln sagt, daß für die sklavenhaltenden Staaten gar kein Grund zu Beschwerden vorliege, „und doch scheint es, als ob unter dem Volk in den südlichen Staaten die Besorgniß vorhanden sei, daß ihr Eigenthum, ihr Friede und ihre persönliche Sicherheit bedrohet seien. Zu einer solchen Befürchtung ist aber nie eine vernünftige Ursache gewesen. Der Augenschein lehrt vielmehr, daß stets das Gegentheil der Fall gewesen; das sieht Jedermann. Ist es wahr, daß irgend ein Recht, welches in der Verfassung geschrieben steht, verweigert wurde? Ich glaube: Nein!" — Ueber die Sklaverei in den Gebieten wird in zwei Zeilen hingeschlüpft: „Muß der Congreß die Sklaverei in den Gebieten schützen? Das wird in der Verfassung nicht ausdrücklich gesagt."

Lincoln erkennt an, es sei seine Pflicht, das Gesetz über die Auslieferung flüchtiger Sklaven vollziehen zu lassen, wirft dann aber sofort, im Hinblick auf die Gunst der Abolitionisten, ganz ungehörig eine Frage über die freien Neger ein; ob es sich nicht empfehle, ihnen überall volles Bürgerrecht zu geben? Ob Zwang gegen den Süden geübt werden solle oder nicht, läßt die Rede völlig im Unklaren. Sie sagt einerseits: „Ich werde dafür sorgen, daß die Gesetze in allen Staaten der Union vollzogen werden. Aber indem ich den Gesetzen Kraft gebe, braucht weder Blutvergießen noch Gewaltthat vorzukommen, und beide sollen auch nicht vorkommen; außer sie würden der Bundesgewalt aufgezwungen. Ich werde die mir anvertraute Macht benutzen, um das Eigenthum und die Plätze, welche der Regierung gehören, zu erhalten, zu occupiren und zu besetzen, und die Zölle und Abgaben erheben lassen; aber darüber hinaus soll keine Gewalt stattfinden und keine Gewalt irgendwo gegen das Volk ausgeübt werden. — Meine mißvergnügten Mitbürger! Die Regierung wird euch nicht angreifen; wir sind nicht Feinde, sondern Freunde; wir dürfen keine Feinde sein!"

Der Congreß hatte in den letzten Tagen vor der Einsetzung des neuen Präsidenten noch äußerst stürmische Sitzungen. Nachdem so viele Senatoren und Repräsentanten der südlichen Staaten ausgeschieden waren, befanden die Republikaner sich in der Mehrheit. In dieser Partei selbst tritt schon seit dem November ein scharfer Gegensatz hervor. Der eine Theil, erschrocken und zur Besinnung gekommen durch die Zerrüttung im Lande, möchte einlenken und einige Billigkeit gegen die sklavenhaltenden Staaten obwalten lassen; denn es ward ihm klar, daß ohne Compromisse auch die Borderstaaten sich abtrennen würden. Der andere Flügel der Partei, die „rothen Radikalen unter den Schwarzrepublikanern", verlangten Zwang und wollten gar kein Compromiß. Die ersteren brachten mit Hülfe der demokratischen Stimmen die oben erwähnte Bestimmung durch, nämlich den Zusatz zur Verfassung im Betreff der Nichtberechtigung des Congresses, sich in die Sklaverei in den Staaten einzumischen, und den Beschluß wegen Auslieferung aller flüchtigen Sklaven. Die Radikalen boten Alles auf, um einen nationalen Convent zu hintertreiben, welcher, direkt vom Volk aus allen Staaten gewählt, die Landeslage erörtern solle. Nun war die Nation in ihrer Mehrheit antirepublikanisch, die öffentliche Meinung hatte einen starken Umschwung zu Ungunsten dieser Partei erfahren, und sobald sie reden konnte, war die Partei verloren. Das wollte sie um jeden Preis vermeiden. Eine solche Volksconvention kann aber nur einberufen werden, wenn zwei Drittel im Congreß sich dafür entscheiden. Ein gemäßigter Republikaner, Kilgore aus Illinois, warf den Radikalen seiner Partei „wilden Fanatismus" vor, und erklärte mit ihr brechen zu wollen, wenn sie nicht endlich Vernunft annehme. Die obigen Resolutionen enthalten aber gar kein Compromiß; sie sind abgeschwächte Maßregeln, die obendrein ungern beliebt wurden. Die Radikalen drängten zum Kampfe, sie traten als „Coercionisten" auf. Aber der Congreß nahm den Gesetzentwurf, welcher den Präsidenten ermächtigt, zur Unterdrückung von Aufruhr Freiwillige oder Milizen aufzubieten, nicht an; eben so wenig hatte er die Verlegung von Zollstätten an Bord von Kriegsschiffen genehmigt; der vollziehenden Gewalt waren also die Hände gebunden.

Senator Seward, den wir oben als einen Hauptanstifter der Verwirrung genannt haben, bemühete sich in der letzten Zeit, eine Brücke zum Verständniß zu schlagen. Die Radikalen griffen ihn dafür maßlos an und erklärten ihn für einen Verräther an der Partei, für ein „knickebeiniges Teiggesicht". Sie boten Alles auf, um seinen Eintritt in Lincoln's Kabinet zu hintertreiben, und den Führer der Aeußersten unter den Radikalen, Senator Chase aus Ohio, der stets rücksichtslos in seinem Fanatismus war und seine grimmige Feindschaft gegen die Sklavenstaaten offen zur Schau trägt, an die Spitze des Kabinets zu bringen. Lincoln ist dann von vorn herein von beiden Flügeln seiner Partei in's Gedränge gebracht worden, und hat seine Staatssekretäre aus beiden Theilen wählen müssen. Seward erklärte anfangs, mit Chase nicht in demselben Kabinet wirken zu wollen, gab aber dann nach. Das Ministerium bestand aus folgenden Männern: W. H. Seward aus New-York, Staatssekretär des Auswärtigen; Salmon P. Chase aus Ohio, Schatzsekretär; Simon Cameron aus Pennsylvanien, Krieg; Gideon Welles aus Connecticut, Seemacht; Caleb Smith aus Indiana, Inneres; Montgomery Blair aus Maryland, Postmeister, Eduard Bates aus Missouri, General-Staatsanwalt. Für einigermaßen gemäßigt konnten nur Seward, Cameron*) und Smith gelten, die Uebrigen sind radikale Feuerfresser. Lincoln fuhr von Anfang an zwischen den spitzen Klippen seiner Partei, ähnlich wie vor acht Jahren der demokratische Präsident Pierce, der auch allen Parteischattirungen gerecht werden wollte, und, wie Lincoln, nicht als Landespräsident, sondern als Parteigeschöpf verfuhr. Im Kabinet des Letztern sind Elemente der Zwietracht zwischen nebenbuhlerischen Fraktionen, die sich bekämpfen und hassen; Blair, Bates und Chase waren stets Seward's offene Feinde.

So standen die Dinge zu Washington in der zweiten Märzwoche. Buchanan's Kabinet war kläglich zerbröckelt. Der Schatzsekretär Cobb aus Georgia schied am 10. De-

*) Cameron ist im Januar 1862 abgetreten. Er war seit längerer Zeit in enge Verbindung mit den Abolitionisten getreten und auch der Betrügerei beschuldigt worden. An seine Stelle trat der Pennsylvanier Stanton.

cember aus, bald nachher Staatssekretär Caß, ein Gleiches that der Kriegsminister Floyd, ein Virginier, am 29. December. Gegen diesen Mann ist eine Anklage auf Betrug einer Summe von mehr als sechs Millionen erhoben worden. Thompson aus Mississippi legte am 8. Januar das Ministerium des Innern nieder, und es zeigte sich, daß alle südlichen Mitglieder des Kabinets den Secessionisten in die Hände gearbeitet hatten. Anarchie war überall. Der Congreß war zu Ende. Die sieben Baumwollenstaaten kümmerten sich längst nicht mehr um ihn, sondern gingen ihren eigenen Weg. Auch ihre Gegner haben eingeräumt, daß der Congreß der „Conföderirten Staaten von Nordamerika" rasch, mit Ruhe und Ordnung, Würde, Umsicht und staatsmännischem Takte bisher zu Werke gegangen sei. Zunächst wurde, nach den schon oben getroffenen Maßregeln, die völlige Freiheit der Schifffahrt in der Mississippimündung und auf dem Strome selbst erklärt. Während die republikanische Mehrheit in Washington einen neuen Tarif mit hohen Schutz- und Verbotszöllen zu Gunsten der Fabrikanten in Neu-England und Pennsylvanien annahm, erklärte sich der Congreß zu Montgomery principiell für die Handelsfreiheit, und nahm bis auf Weiteres im Wesentlichen den alten Tarif der Vereinigten Staaten an. Er eröffnete der Schifffahrt neue Einfuhrhäfen, und hob die Navigationsgesetze auf, durch welche seither, und in der nördlichen Union noch jetzt, die fremden Flaggen von der Küstenschifffahrt ausgeschlossen werden. Diese fremden Flaggen stellte der Süden seiner eigenen gleich. Er beschloß ferner die Herstellung einer direkten Dampferlinie zwischen Charleston und Liverpool, ließ einige eisengepanzerte Schiffe bauen, und belegte jedes Pfund Baumwolle mit einem Ausgangszoll von $^1/_8$ Cent. Diese Maßregel sollte nach dem 1. August 1861 in Wirksamkeit treten; der Ertrag dazu dienen, eine Anleihe von 15 Millionen Dollars heimzuzahlen. Am 12. März hatte der südliche Bund etwa 40,000 streitbare Männer zur Abwehr etwaigen Zwanges bereit. Selbst aus nördlichen Staaten waren ihm für den Nothfall Kaper zur Verfügung gestellt.

Am 11. März nahm der südliche Congreß eine definitive Verfassung an, welche in der nächsten Zeit dem Volke der sieben vereinigten Staaten: Süd-Carolina, Georgia, Florida, Alabama, Louisiana, Mississippi und Texas zur

Jefferson Davis, Präsident der südlichen Conföderation.

Genehmigung vorgelegt werden sollte. Wesentliche Grundlage derselben ist die alte Bundesverfassung; die Abänderungen, welche man getroffen hat, zeugen entschieden von staatsmännischer Einsicht. Das Repräsentantenhaus besteht aus 46 Volksvertretern, jeder Staat sendet zwei Senatoren. Richterliche oder Bundesbeamte können durch zwei Drittel der Staatslegislatur in Anklagezustand versetzt werden. Die Staatssekretäre und Oberbeamten der vollziehenden Gewalt dürfen in beiden Congreßhäusern Platz nehmen und an den Erörterungen über die von ihnen gemachten Vorlagen Theil nehmen und Erläuterungen geben. Das ist im Congreß zu Washington nicht der Fall. — Die Vertretung auf der Grundlage von $^3/_5$ der Sklaven bleibt nach wie vor. — Der Congreß hat kein Recht, irgend einen Gewerbszweig durch Schutzzölle zu begün-

stigen. Der auswärtige Sklavenhandel bleibt verboten. — Sehr wichtig, und offenbar durch die vielen ärgerlichen Betrügereien in Washington hervorgerufen, ist die Bestimmung, daß der Congreß Gelder nur bewilligen kann, wenn zwei Drittel der Stimmen beider Häuser die Genehmigung geben, außer eine Bewilligung wird (für den regelmäßigen Dienst) vom Präsidenten oder einem Staatssekretär verlangt. Gleichfalls im Hinblick auf die Corruption in Washington ist folgender Paragraph festgestellt: Nach Abschluß eines Contracts oder geleisteter Dienste wird keinem Unternehmer, Lieferanten, Agenten oder Beamten Nachschuß bewilligt.

Die alte Union kommt während der vier Jahre, welche zwischen zwei Präsidentenwahlen liegen, gar nicht zu Ruhe. Sobald die eine entschieden ist, geht die Aufregung sofort wieder an, die Ränkemacher und Handwerkspolitiker bleiben in unaufhörlicher Thätigkeit. Der Süden will mehr Ruhe und Stätigkeit; deswegen bestimmt die Verfassung, daß Präsident und Vicepräsident sechs Jahre im Amte bleiben. Der Präsident kann die Hauptbeamten der verschiedenen Departements und die diplomatischen Agenten nach Belieben entfernen. Andere Civilbeamte sind absetzbar, wenn ihre Dienste unnöthig werden, oder aus anderen guten Ursachen und Gründen. Falls irgend thunlich, müssen Absetzungen dem Senate berichtet werden. Absetzungen aus Arglist oder ohne Grund sollen nicht geduldet werden. Andere Staaten können in den Bund treten, wenn zwei Drittel beider Häuser dafür sind. Der Bund kann Gebiete erwerben, und die Sklaverei soll vom Congreß und der Territorialregierung anerkannt und geschützt werden. Die frühere provisorische Verfassung, welche jetzt gilt, bleibt noch ein Jahr in Kraft.

Die alte Union ist somit in zwei Theile gespalten. Für den Augenblick ist die Frage: ob eine Wiedervereinigung stattfinden werde, vollkommen müßig. Der Keil, welcher den großen Staatenbund sprengte, war die heillose Sklavenfrage. Rebellion, Auflehnung gegen die Bundesgesetze, gegen die Bundesgewalt und gegen das höchste Gericht war schon lange, im Süden wie im Norden, an der Tagesordnung, und der Präsident hatte weder Gewalt noch Willenskraft, der Rebellion zu steuern. Auch der Streit darüber, ob ein Staat das Recht habe, aus dem Bunde zu treten, ist müßig, denn sieben Staaten sind ausgetreten; die Revolution ist da. Wenn man in derselben den Beginn eines Kampfes zwischen dem beweglichen und unbeweglichen Eigenthum innerhalb eines und desselben politischen Verbandes sehen will, so ist das nicht richtig. Das bewegliche Eigenthum, die städtische Bevölkerung bildete bei weitem den geringsten Theil der für Lincoln günstigen Wähler; den Kern und die überwiegende Menge der für ihn Stimmenden bildeten mehr als eine Million irregeleiteter, zu großem Theil in gewissenloser Weise fanatisirter Bauern in den nördlichen, mittleren und westlichen Staaten.

Wir haben in Vorstehendem die große Krisis gekennzeichnet. Unsere Auffassung entspricht nicht jener, welche früher in den Berichten fast aller deutschen Zeitungen zur Geltung kam. Aber diese haben, wie wir schon hervorhoben, ihren Ursprung in Neu-York und werden von Anhängern des radikalen Theils der republikanischen Partei verfaßt; sie sind planmäßig einseitig und voll arger Uebertreibungen; auch übergehen sie viele wichtige Punkte mit Stillschweigen. —

Das Vorstehende ist, wie schon früher angedeutet wurde, im Frühlinge des Jahres 1861 geschrieben worden. Seitdem ist die alte Union völlig auseinander gesprengt worden; unsere Ansichten sind allesammt durch die Thatsachen gerechtfertigt worden. Nie ist ein Staatenbund so rasch gesunken, in so kläglicher Weise allen ruhmreichen Ueberlieferungen untreu geworden, so schmachvoller Corruption und völligem politischen Bankerott anheimgefallen, wie die nördliche Yankee-Union. Gelegentlich soll der Fortgang der großen Revolution geschildert und dieselbe in ihren Hauptmerkmalen gekennzeichnet werden.

Der Maler Biard bei den Puris-Indianern in Brasilien.

Noch einmal die Moskitos. — Sandflöhe, Kakerlaken, Ratten. — Eine Wanderung der Ameisen. — Fest des heiligen Benedictus. — Das edle Getränk Kaueba. — Ein Kapitän. — Brand im Walde. — Ein todter Indianer. — Unter den Puris.

Wir haben unseren Lesern einige Abenteuer erzählt, welche der Maler Biard im brasilianischen Urwald erlebte. Aber sie schreckten den Künstler und Naturfreund nicht etwa zurück, sondern reizten ihn nur. Er blieb in der Einöde, die ihm täglich lieber wurde, weil sie ihm eine reiche Ausbeute gewährte. Nur mit den Stechmücken konnte er sich nicht befreunden und wir begreifen sehr wohl, weshalb er sich in Verwünschungen über diese Moskitos beinahe erschöpft. Wenn er zeichnen oder malen wollte, fielen sie wie Vampyre auf Hand und Finger. Er erfand eigene Vorrichtungen gegen die abscheulichen Blutsauger, zündete Feuer an, verfertigte aus Draht eine Maske mit Brillen, behing sich über und über mit Baumwollenzeug und doch half das Alles nur bis zu einem gewissen Grade. Die Stechmücken benutzten jede Lücke.

Dazu kamen noch allerlei andere unangenehme Gesellschafter, vor allen die Sandflöhe, diese Tique's oder Jiggers, welche sich unter die Fußnägel einfressen und dort ein beutelartiges Geschwür verursachen, wenn man sie nicht sofort entfernt. Das geschieht vermöge einer schmerzhaften Operation, die mit Nadel und Federmesser vorgenommen wird. Die Negerinnen und Mulatinnen verstehen sich darauf ganz vortrefflich und sind wahre Wohlthäterinnen der heimgesuchten Füße. Biard ließ solche Kunststücke der Wundarzneikunst allabendlich an sich vornehmen. Dann hatte er Ruhe vor den Sandflöhen, aber nicht vor den abscheulich riechenden Kakerlaken, welche ihm sogar Farben, mit Vorliebe die rothen, wegfraßen. Sie kamen erst Abends zum Vorschein und schwirrten in ganzen Flügen in der Hütte umher, sobald der Maler Licht anzündete. Um Mitternacht fanden sich dann auch Ratten ein, die sich trotz alles Umherschlagens mit einem Knüttel nicht verscheuchen ließen.

Im Walde ging es nicht minder ergötzlich her. „Ich war," erzählt Biard, „gerade darüber aus, einen Baumstamm zu malen, der dicht von Lianen umschlungen war. Sie zogen sich um den Stamm, ich möchte sagen wie Faßreifen, und die Masse dieser verschiedenen Schmarozerpflanzen setzte mich in Erstaunen. Während ich ämsig bei der Arbeit war, vernahm ich schon aus der Ferne ein eigenthümliches Geräusch. Der ganze Erdboden war belebt; Eidechsen in großer Menge, allerlei Insekten liefen ängstlich an mir vorüber, alle nach Einer Richtung hin; auch die Vögel schrien ängstlich. Anfangs glaubte ich, daß das Alles auf einen herannahenden Gewittersturm hindeute, und wollte rasch

In einer Urwaldhütte.

meine Siebensachen zusammenpacken, um eilig nach meiner Hütte zu gehen, die eine gute Wegstunde weit entfernt lag. Aber bald begriff ich die wahre Ursache; unermeßliche Züge von Ameisen waren auf einer großen Wanderung; ich konnte ihnen nur mit genauer Noth entfliehen und mußte meine Sachen im Stiche lassen. Das kriechende Heer bildete eine dichtgeschlossene Masse von etwa funfzehn Ellen Breite, und diese Myriaden von Ameisen wichen vor keiner Art von Hinderniß zurück.“ Biard entging ihnen nur mit genauer Noth, aber an Bissen fehlte es nicht. Er hatte einige Vögel geschossen, die am Boden lagen; binnen wenigen Minuten waren sie von den Ameisen aufgefressen, und nur das Gerippe blieb übrig. Auch seine Hütte war nicht frei von der Ameisenplage, doch verschonten die grimmigen Thiere alle Sammlungen, welche durch Arsenik geschützt waren.

Die Mücken- und Ameisenstiche machten den Mann ungemein reizbar; er war in sehr übler Laune, schlug wie toll und blind mit einem Knüttel um sich und schwor den abscheulichen Ratten einen Vernichtungskrieg. Nur wenn er ein stundenlanges Bad in einem klaren Bache genommen hatte, fühlte er seine Nerven einigermaßen beruhigt.

Eines Morgens vernahm Biard schon in aller Frühe ein ganz eigenthümliches dumpfes Geräusch; irgend Jemand schlug wohl auf eine Trommel, deren Fell naß sein mußte. Aber wozu geschah das in dunkler Nacht? Am andern Morgen klärte sich die Sache auf. Die Indianer feierten das Fest des heiligen Benedict, an welchem es bei ihnen hoch hergeht. Die Trommel hat Tag und Nacht keine Ruhe; dieses Instrument besteht aus einem hohlen Klotz, über welchen man ein Stück Ochsenhaut gespannt hat. Bald nach Sonnenaufgang hatten die Indianer sich versammelt und gingen von Hütte zu Hütte, um Kaueba und Zuckerbranntwein zu trinken; sie ließen nicht ab mit einem Geheul, welches ohne Zweifel Gesang bedeuten sollte. Nach den Tönen der Trommel und eines Saiteninstrumentes von Bambus, tanzten alte Weiber einen nichts weniger als sittsamen Caucan, und wenn die Gesellschaft in der einen Hütte genug getrunken, geheult und getanzt hatte, dann zog sie nach einer andern, um dort wieder von vorne anzufangen. Es war ein Hexensabbat.

Biard bot Alles auf, um mit den Indianern auf einen guten Fuß zu kommen; er trank sogar mit ihnen Kaueba, obwohl er recht gut wußte, wie dieses Getränk bereitet wird. Die alten Weiber nämlich kauen Maniokwurzeln und speien dieselbe in einen Kessel, wo sie dann gährt, einen Zusatz von Wasser erhält und solchergestalt ein berauschendes Getränk bildet.

Nach Verlauf einiger Stunden ließen sich zwei wichtige Personen blicken. Ein hochgewachsener Indianer, angethan mit einem Ueberwurf von weißem Baumwollenzeuge, stimmte

Ameisenwanderung.

eine Art von Gesang zu Ehren des Heiligen an. Dieser Sänger trug einen rothen, gelbgeblümten Regenschirm ausgespannt in der einen Hand und in der andern eine Büchse, an welcher ein Bild des heiligen Benedict angebracht war. Dieser ist in Brasilien zum Neger gemacht worden. Die zweite wichtige Person hätte in der Leibgarde des weiland Kaisers Soulouque eine Rolle gespielt. Der Mann trug eine himmelblaue Uniform, mit knallrothem Besatz, Epauletten und einem gewaltigen dreieckigen Hut mit hohem Federbusch. Dafür war er aber auch ein Herr Capitän, und mußte seiner Würde dadurch Ehre machen, daß er den ganzen Tag lang hüpfte oder tanzte. Daß er barfuß ging, mag ihm dabei sehr gut zu statten gekommen sein. Er eröffnete den Zug und schwenkte heftig eine Art von Tambourmajorsstock; so zog man in die Kirche, welche aufgeputzt worden war, so gut es eben hatte gehen wollen.

Einige Tage später bot sich dem Reisenden ein anderes

Schauspiel dar, welchem das Gepräge der Großartigkeit nicht fehlte. Die Indianer hatten eine Stelle im Walde die Affen, welchen man einen Lieblingsplatz genommen, schrien in der Nähe von den Bäumen herab.

Brand im Walde.

gelichtet und wollten dieselbe für ihre Art von Ackerbau nutzbar machen. Was mit Axt und Hacke begonnen war, sollte mit Hülfe des Feuers vollendet werden. An einem recht heißen trockenen Tage, als ein Ostwind ging, tranken die Leute erst herzhaft Zuckerbranntwein, zogen mit Feuerbränden in die Lichtung und steckten Alles in Brand. Rasch flackerte das Feuer lustig empor, griff weiter um sich mit wilder Wuth, Alles knisterte, knackte, sprühete Funken umher, und da oder dorthin liefen die braunen und die schwarzen Leute, um etwa nachzuhelfen. An verdorrten Lianen hinauf züngelte die Flamme bis in die Gipfel auch solcher Bäume, welche von der Axt verschont geblieben waren, und die nun wie gigantische Fackeln aussahen. Plötzlich schlug der Wind um und trieb das Feuer nach einer andern Richtung hin; dann wurde die Luft ganz ruhig. Einige Tage später betrachtete sich der weiße Mann das Bild der Verwüstung; von der Brandstätte stiegen noch Qualmwolken auf; die wilden Katzen und

Mostitoplage.

Eines Tages brachte man einen todtkranken Indianer nach dem Hause des Italieners, in welchem Biard wohnte. Er war derselbe, welcher ihm beim Erlegen der Sucuruhynschlange behülflich gewesen war. (S. 371.) Am nächsten Tage starb er, und lag dann auf Rohr und Binsen. Die lebendigen Indianer trugen, aus irgend einem Aberglauben, große Scheu, dem Maler zu sitzen; sie wollten ihr Gleichbild sich nicht nehmen lassen. Der Todte konnte aber nichts dagegen einwenden, daß man ihn abbildete, und der Maler schickte sich dazu an. Die Todtenkammer lag neben der Küche, in welcher andere Indianer Fische kochten, dabei ein munteres Gespräch pflogen und laut lachten. Neben dem Verstorbenen saß dessen Mutter, die alte Rosa, welche einen Todtengesang leise murmelte und mit einem Zweige die Fliegen vom Gesichte des Sohnes abwehrte. Dann und wann unterbrach sie den Klagegesang, um einen Fisch zu verzehren, welchen sie aus der Küche geholt hatte. Diese Mutter war völlig damit

einverstanden, daß ihr Sohn abgemalt würde, aber mit den Verwandten verhielt sich die Sache anders.

Der Italiener rief: „Die Indianer kommen. Machen Sie rasch ein Ende mit Ihrer Sache!“ Auf die Einwendung, daß ja die eigene Mutter des Todten einverstanden sei, ging jener hinaus und sprach: „Der soll machen, daß er fertig wird; wir werden schon ein andermal darüber reden. Ich werde mich seinetwegen nicht mit den Indianern überwerfen wollen.“

Das verdroß den Maler sehr, und er beschloß, bei einem solchen Menschen auch nicht eine Stunde länger zu bleiben. Also packte er einige der nothwendigsten Sachen zusammen und ging grimmig fort, wie auf gutes Glück in den Wald hinein, bis er an eine Lichtung kam, in welcher er eine Hütte fand. In dieser wurde übernachtet, trotz der sehr lästigen Fledermäuse. Am andern Tage wanderte er weiter, fand unterwegs reife Goyavenfrüchte, die ihm wohlschmeckten und gelangte nach einiger Zeit an einen Weiler, in welchem Puris-Indianer wohnen. Die Hütten liegen ziemlich weit auseinander. Biard trat in die erste beste hinein; es war gerade kein Mensch darin, aber in heißer Asche lagen Bananenfrüchte. Er streckte sich hin und ruhete aus. Nach etwa einer halben Stunde vernahm er Hundegebell; bald nachher traten zwei mit Flinten bewaffnete Männer und drei Frauen ein. Zum Glück verstanden sie etwas Portugiesisch, und Biard suchte ihnen klar zu machen, daß er gern einen alten Europäer besuchen wolle, welcher irgendwo in jener Gegend wohnen müsse. Als sie seine Worte nicht verstanden, suchte er sich durch Zeichensprache zu helfen, und wies auf sein Gesicht,

Indianerleiche.

um anzudeuten, daß er einen Weißen suche. Aber nun verstanden sie ihn erst recht nicht, denn sein Gesicht war ja durch den Sonnenbrand auch braun geworden.

Der Maler im Urwalde.

Nach allerlei Versuchen kam man aber doch endlich in's Klare; ein junger Indianer bot sich zum Führer an, und so gelangte Biard zu einer Waldhütte, deren Besitzer ihn mit einem Gruß in spanischer Sprache empfing. Bei diesem wollte er einige Zeit verweilen, und man räumte ihm eine besondere Hütte ein, die freilich sehr feucht war. Aber man stellte eine Bank hinein, und nach einer anstrengenden Wanderung schmeckte eine aus Bananen, Speck und Maniocmehl bestehende Mahlzeit ganz vortrefflich. Einige Tage später ließ Biard seine Habseligkeiten aus dem Hause des Italieners holen und nahm einen jungen Indianer als Diener an.

Nun erst fühlte er sich wahrhaft frei. Seine Wohnung lag auf einem Hügel und er hatte eine Aussicht auf die bewaldeten Berge. Er besuchte die Schenkhütte, in welcher viele Indianer der Umgegend sich am Sonntage versammelten, kam mit diesen Leuten bald in ein freundliches Einvernehmen, und sie brachten ihm Pflanzen und Thiere. Zum Ueberfluß hatte er aus Santa Cruz einen Vorrath von Scheidemünzen kommen lassen, welche gute Dienste leisteten. Davon vertheilte er dann

und wann etwas und gab obendrein Zuckerbranntwein zum Besten.

Jetzt hatten sie nichts mehr dagegen, sich zeichnen oder malen zu lassen. Sogar die Verwandten des verstorbenen Jünglings erschienen; zwei wurden abconterfeit und waren entzückt, als die übrigen Indianer die vollkommene Aehnlichkeit des Bildes bestätigten. Seitdem war seine Hütte selten von Indianern leer. — Monatelang blieb der Maler in jener Waldwohnung, zeichnete, malte, machte Studien. Und als seine Zeit abgelaufen war und die Rückreise nach Rio de Janeiro nicht länger aufzuschieben war, verließ er die herrliche Wildniß mit tiefem Bedauern.

Die Bogos und ihr Land.

Werner Munzinger's Lebenslauf. — Der Missionar Stella. — Geschichte des Landes der Bogos. — Der Stammvater Gebre Terke. — Stammes- und Familienverhältnisse. — Das Land von Abessinien und Mohammedanern bedrängt. — Rechtsverhältnisse. — Der Sim als Oberhaupt. — Mohäber. — Aberglaube und seltsame Gebräuche. — Wie es mit dem Christenthume steht.

Dieses vor wenigen Jahren noch so gut wie unbekannte Land ist in der jüngsten Zeit vielfach genannt worden. Dort wohnte Jahre lang der unternehmende Reisende Munzinger; Herr von Heuglin hat in der Hauptstadt Keren sich einige Zeit aufgehalten, und dieser Ort ist der Ausgangspunkt für die beiden Expeditionen nach Kaffa einerseits, nach Chartum, und wo möglich nach Dar Fur und Wadaï, andrerseits geworden. Nun hat auch Herzog Ernst von Sachsen Coburg einen Ausflug dorthin unternommen und zu seinen Begleitern gehören Friedrich Gerstäcker und Alfred Brehm.

Der Globus wird seiner Zeit ausführliche Berichte und Illustrationen über diese Reise mittheilen, es wird aber zweckmäßig sein, schon jetzt unseren Lesern einige Angaben über das interessante Land und dessen eigenthümliche Bewohner mitzutheilen. Wir folgen dabei einer Schrift Werner Munzinger's „Ueber die Sitten und das Recht der Bogos," welche J. M. Ziegler 1859 zu Winterthur in der Schweiz veröffentlicht hat. Sie ist datirt aus Keren vom 31. November 1858.

Den Hafen, durch welchen Habesch, Abessinien, mit dem Rothen Meer hauptsächlich in Verbindung steht, bildet Massaua, wo ein Pascha des türkischen Kaisers das Regiment führt. Wenn man von dort die Hochterrassen erstiegen hat, gelangt man in ein kleines Gebirgsland, das vom 16° N. Br. und 26° O. L. von Paris durchschnitten wird. Dieses Gebiet wurde zuerst 1852 von den Lazaristenmönchen Stella und Sapeto besucht; nach ihnen kam der englische Consul in Massaua, Plowden, im Januar 1854. Im Mai desselben Jahres machte Werner Munzinger einen Ausflug nach diesen Gegenden, gelangte bis Mogarech, in der Nähe von Keren, ging dann nach Massaua zurück, erwarb sich aber auf späteren Reisen eine genauere Kenntniß der Region zwischen 15 u. 17° N. Br. und 35 bis 37° O. Länge. Sie machte auf ihn den Eindruck eines „Gelobten Landes." Das Klima sei jenes von Italien, der Boden ausgezeichnet; „die Bewohner sind edel und gastfreundlich, und Christen durch Erinnerung und Gefühl." Was das „Edle" betrifft, so können darüber Zweifel aufkommen und mit dem Christenthume ist es auch nicht besonders bestellt, aber Munzinger fand an diesen Leuten ein leicht erklärliches Interesse.

Von Massaua steigt man auf vier Stufen oder Terrassen nach der abessinischen Landschaft Tigre hinauf. Auf der obersten gelangt man nach Zasega in der Landschaft Hamasen, von wo Halaï, ein Rastpunkt auf der Straße, nach Südosten hin liegt. Von Zasega kommt man nach Nordwesten in's Gebiet der Bogos, das ein Durchgangsland für den Verkehr zwischen Massaua am Rothen Meer und Gos Redscheb am Atbara, einem Hauptzuflusse des Nils, bildet. Die Stadt Keren ist ein Rastpunkt für die Karawanen; gegen Osten ist das Bogosland durch Gebirgskämme und Hochthäler von der Küste getrennt, einzelne Partien, z. B. die Gebirgsgruppe Debre Sinè erinnerten den Schweizer an seine heimathlichen Alpen. Die Wohnungen der Menschen liegen aber nicht im Daga, d. h. Hochland über 6000 Fuß, sondern in der Kolla, dem Tieflande zwischen 1000 und 6000 Fuß über dem Meere.

Dort ließ sich Werner Munzinger nieder. Er ist derselbe unternehmende Mann, welcher eben jetzt, von Kinzelbach begleitet, den Versuch macht, bis Wadaï vorzudringen, und stammt aus Olten, wo er 1832 geboren wurde; er ist also noch in jugendlichem Alter. Er studirte in Bern und München Geschichte, Naturwissenschaften und orientalische Sprachen; in den letzteren vervollkommnete er seine Kenntnisse in Paris. Schon im Jahre 1852 begab er sich nach Kairo, trat dort später in ein Handelsgeschäft, unternahm dann 1854 eine kaufmännische Reise nach dem Rothen Meere und benutzte die günstige Gelegenheit zu einem Ausfluge nach den Bogosländern. Es war schon damals sein Plan, sich dort niederzulassen, und er führte denselben unverweilt aus. Im Jahre 1855 ging er, mit Sämereien und Waffen wohlversehen, nach Keren, wo er gewohnt hat, bis er zu Ende des vorigen Jahres seine Wadaï-Expedition antrat.

In Keren lebte er wissenschaftlichen Forschungen, trieb aber dabei auch Handelsgeschäfte, die ihn bald nach Massaua und Kairo, bald nach Dschidda führten, wo er gerade im Mai 1858 sich befand. Wenige Tage, nachdem er diese Stadt verlassen hatte, brach die Wuth fanatischer Mohammedaner gegen die Christen aus; am 15. Mai fand die berühmte Metzelei statt, in welcher die Consule von England und Frankreich nebst einundzwanzig anderen Europäern ermordet wurden.

Bei den Bogos wurde Munzinger so beliebt, daß er oft das Richteramt ausübte und mit Regierungsgeschäften beauftragt wurde. Er fand aber auch Muße zur Ausarbeitung für die von ihm bereisten Gegenden, und schrieb nicht nur eine Grammatik des Belem, der Sprache der Bogos, sondern übersetzte in dieselbe einzelne Abschnitte der Bibel. Von hohem Werthe wird seine „Ethnographie aller Völker an der Nordgränze Abessiniens" sein, welche er seit Jahren vorbereitet hat.

Ueber das Bogosland sind manche Stürme hinweggebraust. Die ganze Nordgränze Abessiniens, von Massaua bis zum Gaschflusse war, der Sage zufolge, in alten Tagen von den Rom bewohnt, einem riesenhaften, übermenschlichen Geschlechte. Der letzte desselben verfeindete sich mit Gott, schlenderte eine Lanze gegen den Himmel und zur Strafe sandte der Herr einen Adler, welcher ihm den Kopf zerfraß. Die Rom werden noch in Liedern besungen, und große, runde, spitzzulaufende Steinhügel werden für Gräber der Rom gehalten. Die darin niedergelegten Schätze sind von bösen Geistern bewacht; wer sie zu heben sucht, wird wahnsinnig oder fällt todt zur Erde, wenn er nicht Zeit hat sich in's Wasser zu stürzen. Nach den Rom kamen die Kelau, ein äthiopischer Stamm aus Abessinien; von ihm sind nur wenige Reste geblieben. Dann wanderten die Barea von Hamasen her ein; halb troglodytische Leute, welche in schlimmen Zeiten ihre Habe in Höhlen bargen. Sie wanderten wieder fort und als dann die Bogos erschienen, fanden diese das Land leer.

Stammvater dieser Bogos ist Gebre Terke vom Volke der Lasta Agaus. Er verließ seine Heimath, weil er einen Mann getödtet hatte und Blutrache fürchtete. Was die Sage von ihm erzählt, erinnert an die Geschichte von Esau; auch Gebre Terke war

stark behaart, und sein Vater verhieß ihm, daß er in einem neuen Lande Vater eines großen Volkes werden solle. Einige seiner Genossen ließen sich in Hamasen nieder; er selbst stieg von Abessinien hinab in die Kolla, siedelte sich in Mogarech an und baute dort die Giorgiskirche. Das war vor etwa zwölf Menschenaltern; die Einwanderung der Bogos würde also etwa in's Jahr 1530 fallen, in eine Zeit, da die Mohammedaner einen Vernichtungskrieg gegen die christlichen Abessinier führten. Vor diesen flüchteten viele außer Landes, wahrscheinlich auch die Bogos. Keiner von ihnen geht an dem noch in Aschra vorhandenen Grabsteine Gebre Terke's vorüber, ohne denselben zu küssen.

Das Stammverhältniß ist bei ihnen stark ausgeprägt und die einzelnen Abtheilungen sind durch wechselseitige Heirathen so eng unter einander verbunden, daß innerer Krieg unmöglich ist und Blutbändel leicht beigelegt werden. In früheren Zeiten hatten sie nur selten feindliche Berührung mit den Abessiniern; sie standen auch direct unter dem Kaiser, schickten als Jahrestribut sechzig Stück Kühe an den Hof von Gondar und schoren sich das Haupthaar ab, wenn der Herrscher gestorben war. Sie bildeten eine Aristokratie, die sich selbst regierte mit eigenem Recht und Blut, waren ein starkes, von den Nachbarn gefürchtetes Volk und brachten eine gewisse Kultur mit in's Land, die sich aber allmälig durch Krieg und Berührung mit den Hirtenvölkern verloren hat. Ganz verschwunden ist sie erst in der neuesten Zeit, und in Folge großer Verheerungen wurde der alte Nationalgeist völlig gebrochen, das Volk demoralisirt und in Barbarei gestürzt.

Die Jahre von 1830 bis 1840 waren in dieser Beziehung von großer Wichtigkeit. König Ubie war Herrscher des Landes Tigre geworden und unterhielt ein großes stehendes Heer; die ägyptischen Türken setzten sich in Takka und am Flusse Gasch fest, bauten in Kassala eine Burg, zwangen mehrere bisher christliche Stämme zum Islam, und gewannen in Massaua die Obergewalt über den Naib, den einheimischen Gebieter. Am schlimmsten war der christliche König Ubie, welcher 1844 zum ersten Male die Gegenden der Bogos verwüstete, viele Leute tödtete, den größten Theil der Heerden als Beute wegtrieb, dann 1849 den Verwüstungszug wiederholte, und Kinder, Frauen und Männer in großer Menge als Kriegsgefangene hinwegführte. Die letzteren gab er wieder zurück und ließ sich besänftigen; aber 1850 litt das Land von ihm abermals, und seit 1852 ist es vom Westen her durch die Mohammedaner bedrängt worden, welche Mogarech und Keren einäscherten; 1854 wurden die Raubzüge wiederholt. Die meisten Menschen flohen in entlegene Thäler oder auf die Berge, das Land schien vernichtet. Ein Theil der Bogos wollte nach Abessinien einwandern; der andere schickte Gesandte nach Kassala, um Frieden zu erflehen. Dafür versprachen die Gesandten Tribut und Annahme des Islam.

Da erschien auf der Brandstätte von Keren der Lazaristenmönch Johann Stella, sprach den Leuten Muth ein und ging selbst nach Kassala, um die Rückerstattung der Gefangenen zu verwirken. Wir haben schon in der vorigen Nummer des Globus erwähnt, daß ihn der Reisende Hamilton dort traf. Es gelang ihm mit Hilfe des englischen Consuls Plowden, die geraubten Frauen und Kinder zurückzubringen. Plowden erwirkte auch im Namen Englands, daß das christliche Gebiet für unverletzlich erklärt wurde, und nun hatten die Bogos und ihre Nachbarn Ruhe. Die „Franken" erwarben sich dadurch ein großes moralisches Ansehen. Munzinger fügt hinzu: „Von Dankbarkeit muß man bei diesen Völkern nie reden. Aber dieser Einfluß hat es uns ermöglicht, das Land der Bogos bis jetzt von den alten Räubereien, inneren Zwisten, Bluthändeln, Kinderverkauf und anderen Verbrechen abzuhalten, und wenn auch barbarische Völker nur die Faust anerkennen, so ist es doch mit der Gerechtigkeitspflege in diesen Ländern um Vieles besser geworden; das Faustrecht ist abgeschafft, der Schwache ist nicht mehr rechtlos."

Die Bogos zahlen an Abessinien einen Tribut; ihre Gesammtzahl übersteigt 8400 Köpfe nicht. Davon sind zwei Drittel Unterthanen, sogenannte Tigres, und ein Drittel besteht aus Schmagillis oder wirklichen Bogos. Das Gesammtvolk hat 2100 Häuser, und etwa 220 Heerden von durchschnittlich 50 Häuptern.

Munzinger hat die Rechtsverhältnisse dieses kleinen aber merkwürdigen Volkes trefflich geschildert, wir können aber nur Einzelnes hervorheben. Das Gemeinwesen ist eine patriarchalisch regierte Aristokratie, welche die Urbewohner, die nur in spärlicher Menge vorgefunden wurden, und die später eingewanderten Stämme zu Unterthanen macht. Das Recht ist ein patriarchalisches aristokratisches, und die Garantie desselben der Familienzusammenhang. Die Familie ist Staat, Souverain und Gesetzgeber, hat Recht über Leben und Tod der einzelnen Glieder. Wer nicht Schmagilli, Nachkomme Gebre Terke's ist und doch im Lande verweilen will, muß sich von der Familie des Bogos einen Schutzherrn, Adera, wählen, und wird dann dessen Dienstmann, Gulfore, Tigre. Eigentlich gilt jeder Fremde als Feind; der Vater oder Erstgeborene, als Haupt der Familie und deren Sippe heißt Sim und wird als geheiligt und unverletzlich betrachtet. „Es ist ein gesalbter König ohne Königsgewalt. Wenn der Sim stirbt, bittet das Land seinen Erstgeborenen, ihm nachzufolgen. Das Wasser, womit man den Leichnam des Vaters gewaschen, wird drei Tage aufgehegt; der Sohn wäscht sich damit den ganzen Leib, bringt drei Tage mit Fasten und Schweigen in seiner Hütte hin und hat seinen Kopf verhüllt. Den vierten Tag wird er, immer noch verhüllt, aus dem Haus hinausgeführt und man legt ihm Dornen, Sand und Kuhdünger vor. Der Verurtheilte muß die Hände nach diesen Gegenständen ausstrecken. Greift er Dornen, so gilt das als Vorbedeutung für kriegerische Zeiten, Sand läßt auf gesegnete Ernten hoffen, und Kuhdünger auf Fruchtbarkeit und Gedeihen der Heerden. Das Amt des Sim ist weniger eine Gewalt, als ein Name, eine Ehre, ein Sacrament, welches den Inhaber des himmlischen Segens versichert. Macht hat er nicht, und unter Umständen wird er der Aermste und Schwächste des ganzen Stammes. Beim Hirtenadel der Bogos glaubt sich jeder dem Sim ebenbürtig und die Eifersucht läßt keine Monarchie aufkommen.

Für die kleinere Familie ist der Vater oder Aelteste der natürliche Richter; wenn Widerspruch gegen dessen Entscheidung erhoben wird, gelangt die Sache an den Mohäber, Dorfrath, der sich öffentlich versammelt. Dem sogenannten Christenthum der Bogos zum Trotz herrscht unter ihnen noch viel grauenvolle Barbarei. Ein uneheliches Kind wird erstickt und an einem abgelegenen Orte begraben; Lesen und Schreiben kann Niemand; Beschneidung ist allgemein für beide Geschlechter; Verkauf der eigenen Kinder war früher in Nothzeiten allgemeiner Brauch, daher stammen die einheimischen Leibeigenen. Munzinger kann versichern, daß ein Kind oft für weniger als Einen Thaler verkauft wurde; er hat dazu beigetragen, diesen abscheulichen Brauch abzuschaffen.

Unter den vielen eigenthümlichen Sitten und Bräuchen heben wir die folgenden hervor. Kein weibliches Wesen wird melken oder Getreide schneiden. Der Gatte sieht niemals das Gesicht seiner Schwiegermutter und beide hüten sich, einander zu begegnen. Durchgängig ißt die Frau nicht mit dem Manne zusammen. Während bei den Bogos die Frau im Allgemeinen niedrig steht, hat sie in der benachbarten Landschaft Barka eine sehr bevorzugte Stellung. Dort ist der Mann gezwungen, ihr bei jeder Gelegenheit Geschenke zu machen, die ihn manchmal in Armuth stürzen; die Frau verwaltet ihre Angelegenheiten selbst, erbt mit den männlichen Kindern zu gleichen Theilen, kann zu jeder beliebigen Zeit den Mann verlassen, und Niemand darf ihr Vermögen antasten, während bei den Bogos die mißhandelte Frau kein Klagerecht hat, jeden Tag fortgejagt werden kann, ein Jahr lang ledig bleiben muß, und von der Erbschaft ausgeschlossen ist. Es kommt nicht gerade selten vor, daß ein Mann nach dem Ableben des Vaters die Stiefmutter heirathet, und Munzinger kennt ein Beispiel, daß ein Mann die Frau seines gestorbenen Sohnes zum Weibe nahm. Scheidungen sind

häufig; Vielweiberei kommt bei diesen „Christen" vor, ist aber ziemlich selten und nur ein Luxus der Reichen und Vornehmen. Im ganzen Bogoslande befinden sich kaum 50 Personen in doppelter Ehe und kaum 5 haben jeder 3 Frauen.

Das Haus hat bei den Bogos die Gestalt eines umgestülpten Kessels und besteht aus dünnen Stangen, die von unten auf mit Stroh bedeckt sind; das Ganze bildet Ein Dach ohne Fensteröffnung und hat nur Eine Thür. Früher bauten die Leute Wohnungen aus Stein, aber wegen der häufigen Verwüstungen haben sie dazu die Lust verloren. Das Innere theilt man durch einen aus Bast geflochtenen Vorhang in zwei Hälften. Auch in den häuslichen Einrichtungen herrscht allerlei Aberglauben. So wird z. B. Feuer und Wasser nach Sonnenuntergang niemals zum Haus hinausgegeben; ein ausgeliehenes Beil wird nach Sonnenuntergang nicht in's Haus zurückgenommen. So lange eine Leiche im Hause sich befindet, wird kein Feuer angezündet, noch irgend eine Verrichtung begonnen; manche Holzarten dürfen weder zum Hausbau noch als Brennstoff benützt werden; frische Butter zu essen gilt für eine Schande, wie im übrigen Abessinien.

Die Bogos haben schönere, regelmäßigere Züge als die Abessinier in Tigre, und gar nichts vom Negergepräge. Die Hautfarbe ist abgestuft vom bleichen Gelb bis zum Schwarz, aber dieses letztere ist weit entfernt vom Negerruß. Die Augen sind sehr lebendig, schwarz oder braun, der Haarwuchs ist reich und vollständig, doch etwas grob, hat aber keine Aehnlichkeit mit der Wolle des Negers. Der Mund ist ziemlich voll, doch nicht etwa aufgeworfen. In den Liebesgedichten der Bogos werden große Augen, dunkelrothes Zahnfleisch, langes Haar, lange Finger als Schönheiten gepriesen: „Ihr Hals ist jener des Straußen in schöngeformtem Bogen, die Augen sind der aufgehende Morgenstern, die Zähne gleichen festgeronnener Kameelsmilch."

Die Bogos sind, wie schon bemerkt, mehr Hirten als Ackerbauer. Die Heerden ziehen fast das ganze Jahr hindurch im Freien; wohl ein Drittel der Bevölkerung wandelt nomadisch mit ihnen, und wohnt dann in Zelten von Palmenmatten, die bei einer Platzveränderung leicht abgebrochen und dann auf Ochsen geladen werden. Milch ist die beliebteste Nahrung; jede Kuh hat ihren Namen.

Unter diesem Volke herrscht das Blutrecht. Die Nachkommen Eines Vaters bis auf sieben Grade bilden die Blutsverwandtschaft. Die ganze Blutsverwandtschaft wird des Bluts theilhaftig, wenn ein Familienglied einen Mord begangen hat, und ist solch ein Glied getödtet worden, so hat jene gesammte Verwandtschaft das Recht und die Pflicht der Blutrache, Merbât. Solange die im Blut stehenden Familien sich eigenmächtig untereinander der Rache hingeben, hat das Recht nichts zu sagen; der Zwist wird den Blutfeinden überlassen. Sobald dieselben zur Versöhnung geneigt sind, wenden sie sich an einen Mittelsmann, welcher jeder ihr Recht giebt; die Parteien zählen ihre Todten und der Ueberschuß wird mit dem Blutpreis gesühnt.

Munzinger schildert, wie es mit dem Christenthum der Bogos stand, als er und der Lazarist Stella in's Land kamen. Sie nannten sich Kostan, Christen; zum Beweise, daß sie es seien, berührten sie niemals Fleisch, das ein Mohammedaner geschlachtet hatte, und aßen weder Hasen, noch Elephanten oder Strauße. „Das Fleisch macht den Hauptunterschied, das wahre Symbol, zwischen den Christen und Mohammedanern aus." Der Sonntag heißt großer Sabbath, aber die Sabbathruhe wird am Sonnabend beobachtet. Die Bogos haben zwei Kirchen; bei denselben sind eingeborene erbliche Priester angestellt. Ihr Amt besteht darin, an den Hauptfesten zwei neben der Kirche aufgehängte Schiefersteine aneinander zu schlagen, welche die Glocke vorstellen. Von Priesterweihe oder irgend einer religiösen Kenntniß ist bei ihnen keine Rede; Munzinger kann nicht einmal dafür einstehen, ob die jetzt lebenden Priester getauft sind. „Der alte Stammpriester von Keren ist ein vermögender Mann, der sich für sehr gescheidt hält, sich nie niedersetzt ohne die heilige Dreieinigkeit anzurufen, aber er kennt nicht einmal das Vaterunser." Von der Bedeutung der Festtage hat man keine Vorstellung. Gott, Petrus, Dreieinigkeit sind synonyme Ausdrücke für die Gottheit, aber über den besondern Sinn der Wörter ist man sich nicht klar. Die heilige Jungfrau genießt die größte Verehrung, aber daß sie Mutter des Heilandes sei, weiß Niemand; von biblischer Geschichte kennt keiner eine Sylbe. Die Begriffe von gut und bös sind „sehr glatt." Es sollen manchmal abessinische Mönche im Land umhergereist sein und die Taufe ausgetheilt haben. Aber das konnte nicht oft stattfinden, da die Missionare dann und wann von den Getauften getödtet oder verkauft wurden. „Im Ganzen ist das Christenthum ein Name, erhalten durch die Anhänglichkeit dieser Völker an das Althergebrachte. Ueberhaupt ist den Landeskindern Religion die letzte Sorge und von Aberglauben überwuchert."

Solch ein vom lebendigen Christenthum ganz abgeschnittenes Volk nimmt ohne Mühe den Islam an. Die kleinste Gefahr oder Hoffnung veranlaßt die Leute zur Annahme desselben. Hat Jemand einmal Fleisch von einem Thiere gekostet, das ein Mohammedaner geschlachtet, dann ist keine Rückkehr mehr möglich. Ohne die Anwesenheit Stella's wäre die Provinz schon längst zum Islam übergetreten.

Man sieht, wie eigenthümlich die Verhältnisse dieses Volkes sind und daß interessanter Stoff zur Beobachtung in Fülle vorhanden ist.

Das Vordringen der Europäer nach Tibet, dem Lande des Dalaï Lama.

Huc und Gabet in Hlassa. — Der Missionar Krick am Bramaputra im Lande der Abors. — Bourry. — Bernard und Desgodins am obern Setledsch und zu Kote Guru in Himalaya. — In Rampore und Schini. — Renou und Fage. — Die Niederlassung zu Bonga. — Aufstand der Tibetaner gegen die Chinesen.

Zu den interessantesten und beschwerlichsten Reisen, welche jemals in Inner-Asien gemacht worden sind, gehört jene des Missionars Huc, der mit seinem Gefährten Gabet das Wagestück unternahm, vom nordwestlichen China aus, durch die Einöden der Mongolei bis nach Hlassa, der Hauptstadt der buddhistischen Welt, vorzudringen. Auf dem Wege von Osten nach Westen war vor ihnen nie ein Europäer nach der Stadt jenes asiatischen Papstes gekommen, der Oberhaupt von mehr als vierhundert Millionen Gläubigen ist. Nach ungeheuern Beschwerden und Entbehrungen, welche Huc in einem ungemein anziehenden Werke geschildert hat, erblickten die beiden katholischen Geistlichen am 29. Januar 1846 bei Sonnenuntergang Hlassa, das Ziel ihrer Reise. Ihr Blick fiel auf die hohen weißen Häuser, die Thürme, die vielen goldschimmernden Tempeldächer und auf den Buddha La, auf welchem der Tempelthron, der Palast des Dalaï Lama steht, den so viele Asiaten als menschgewordenen Gott verehren. Die Wanderung hatte, den Aufenthalt in mehreren buddhistischen Klöstern der Mongolei eingerechnet, volle achtzehn Monate in Anspruch genommen.

Vor den abendländischen Mönchen eröffnete sich eine neue großartige Welt. Sie staunten den asiatischen Vatican an, zu welchem jährlich Hunderttausende von Andächtigen pilgern. Am nördlichen Ende der Stadt erhebt sich inmitten des weiten Thales ein kegelförmiger Felshügel wie ein Eiland aus einem See. Das ist der Gottesberg, Buddha La. Auf diesem gewaltigen, von der Natur selbst gebauten Sockel, haben die Verehrer des Dalaï Lama einen prachtvollen Tempel erbaut, in welchem die fleischgewordene

Gottheit der Bekenner des buddhistischen Glaubens thront. Das Ganze bildet eine aus verschiedenen Palästen zusammengesetzte Masse, aus welcher das gewaltige, vier Geschosse hoch emporragende Mittelgebäude mit seinem strahlenden Tempeldom und seinen vergoldeten Säulenhallen sich stolz emporhebt. Von diesem hohen Heiligthum überblickt der buddhistische Papst weit und breit das Land; er sieht an hohen Festtagen die unzählige Schaar der Andächtigen, welche aus vielen Ländern Asiens herbeikommen, um sich in frommer Demuth vor ihm niederzuwerfen. In den Tempeln, welche den Palast des göttlichen Oberpriesters umschließen, wohnen Lama's, buddhistische Geistliche aller Klassen, stets gewärtig, die Winke des Dalaï Lama zu vollziehen.

Dort, im Angesichte des Herrschers, befanden sich die beiden Missionare. Sie waren gekommen, um ihn zu ihrem Glauben zu bekehren. Tibet ist, unter chinesischer Oberherrschaft, ein durchaus theokratisch regierter Staat; alle Gewalt liegt in den Händen der hierarchisch gegliederten Geistlichkeit, deren Spitze der fleischgewordene Gott bildet. Aber dieser gilt für so hochheilig, daß man irdische Sorgen ihm nicht aufbürden darf. Sie werden von einem Hausmaier, dem Nomechan, und vier Kalons, Ministern, besorgt. Die Wahl des Dalaï Lama steht dem Kollegium der Hutuktu, Kardinäle, zu. Als Huc und Gabet Tibet erreichten, waren eben rasch nach einander drei Dalaï Lama's gestorben. Der eine war erwürgt, der zweite vergiftet worden, den dritten hatte eine einstürzende Zimmerdecke erschlagen. Der Neugewählte war ein Knabe.

Die Missionare durften unbehelligt ihren Glauben predigen. Der Premierminister oder Landesregent, ein höchst gebildeter Mann, behandelte sie freundlich und mit Vertrauen; er war duldsam und human. Er sagte zu dem chinesischen Gesandten, welcher die Fremdlinge mit Mißtrauen betrachtete: „Diese Männer sind Diener des Himmelsherrn, wackere Leute, und man muß sie in Frieden lassen." Sie durften sich eine kleine Kapelle einrichten und dieselbe mit allerlei Bildern ausschmücken. Der Regent sagte einst zu diesen Lama's aus dem Abendlande: „Ihr habt eine andere Religion als wir; es kommt nun darauf an, zu wissen, welche die wahre sei. Wir wollen beide richtig und aufmerksam prüfen. Ist eure die bessere, so nehmen wir sie an, denn wie könnten wir uns dessen weigern? Ergiebt sich aber, daß unsere den Vorzug verdiene, so werdet ihr so verständig sein und euch zu ihr bekennen."

Von Seiten der Regierung des Dalaï Lama stand den fremden Mönchen nicht das Allergeringste im Wege, und sie hätten nach Herzenslust ihre Bekehrungsversuche anstellen können, wenn nicht der chinesische Bevollmächtigte sich eingemischt hätte. Nach dem berüchtigten Opiumkriege, welchen wenige Jahre vorher die Engländer angezettelt hatten, war es ihm nicht zu verargen, daß er keine Europäer in Tibet dulden mochte, und der Bevollmächtigte in Hlassa, der früher als Mandarin in Kanton gelebt, war ein erfahrener Mann. Er complimentirte die beiden Mönche aus dem Lande hinaus. Hue trat ihm mehr als keck gegenüber und sprach: „Die Ortsbehörde hat uns den Aufenthalt in Tibet erlaubt, und wir erkennen dir kein Recht zu, uns zu beunruhigen! Du bist ja selber ein Ausländer." Dann ging er sofort zum Regenten, welcher mit dem Bevollmächtigten dieser fremden Mönche wegen in Zwist gerieth, und der letztere wurde am Ende so heftig, daß die Missionare sich zur Abreise entschlossen. Der Regent bedauerte das; seine Absicht sei gewesen, den abendländischen Lama's einen ruhigen Aufenthalt in Tibet zu sichern. Beim chinesischen Gesandten legte der dreiste Gascogner Hue Protest gegen die Ausweisung ein, aber der Vertreter des Kaisers bemerkte trocken: „Ihr thut wohl daran, euch fortzumachen. Das wird gut sein für euch und für mich, für die Tibetaner und für Jedermann."

Am 15. März 1846 verließen die beiden Missionare Hlassa und gingen unter sicherem Geleite gen Osten über die Gebirge Lumma Ri, La Ri, Schorkon la, Alan to und den Berg Tanda bis nach Tsiambo, und kamen dann über Bathang nach Tatsienlu an der tibetanisch-chinesischen Gränze. Von dort wurden sie in die chinesische Provinz Sze tschuen geleitet, über welche wir im Globus schon einige Male gesprochen haben.

Seit jener Zeit sahen die katholischen Missionare in Tibet gleichsam ein gelobtes Land, denn der Verbreitung ihrer Lehre stand bei einem so duldsamen Volke kein Hinderniß im Wege. Die Hauptschwierigkeit bestand nur darin, bis nach Tibet hinein vorzudringen. Das konnte nur auf zwei Wegen geschehen; einmal vom Süden, aus Indien her, über den Himalaya, oder von der chinesischen Gränzprovinz Sze tschuen aus.

Gegenwärtig, seit dem Pekinger Frieden, steht dem Reisen der Europäer weder in China noch in Tibet ein Hinderniß im Wege, und in Hlassa haben Rußland und England jetzt Konsuln; aber bis 1859 war es eine schwierige Aufgabe für Europäer, in diesen Ländern sich zu bewegen. Die Missionare schlichen sich, die Landesgesetze übertretend, heimlich ein und gaben sich für Kaufleute aus. Von Süden her, wo sie durch das Bramaputra-Thal und vom Indus aufwärts vordrangen, konnten sie offen und als Christen auftreten.

Hier machte der Abbé Krick im December 1851 einen ersten Versuch von Assam aus, indem er am Bramaputra, der seine Quellen in Tibet hat, aufwärts ging. Dieser Missionar war früher Soldat gewesen und schritt einher mit dem Kreuz auf der Brust und der Flinte auf dem Rücken. Es gelang ihm, nach Tibet hineinzukommen. Er blieb dort nur etwa einen Monat lang, weil einheimische Fehden ausbrachen; doch die Behörden erklärten ihm, er könne nach Beendigung derselben wieder kommen und solle dann als guter Freund empfangen werden.

Im Jahre 1853 unternahm er dann seine zweite Wanderung auf einem weiter nach Westen liegenden Wege, und drang in's Land der Abors, aus welchem man nach Tibet gelangen kann. Bei diesem wilden Volke tättowiren sich die Männer ein Kreuz auf die Stirn, die Frauen dagegen auf die Lippen. Weiter kam Krick nicht, weil die Bewohner an beiden Abhängen des Himalaya in blutige Streitigkeiten verwickelt waren. Er ließ sich indeß nicht abschrecken, und ging im Februar 1854 mit seinem Begleiter Bourry wieder am Bramaputra aufwärts, gelangte bis an die Gränze von Tibet, wurde gastlich aufgenommen, und gab sich frohen Hoffnungen hin, als eine Bande vom Stamme der wilden Mischemi's seine Wohnung überfiel, die beiden Missionare mordete und mit deren Habseligkeiten in die Wälder flüchtete.

Einen andern Versuch machten Bernard und Desgodins, aber nicht von Assam aus, sondern fünfhundert Wegstunden weiter westlich am Setledsch, der aus Tibet kommt und bekanntlich den Hauptzufluß des Indus bildet. Sie begannen ihre Reise am 10. September 1857 von Agra aus, wo sie wegen des großen indischen Aufstandes längere Zeit verweilen mußten. Die Jahreszeit war schon etwas vorgerückt, aber sie drangen unverzagt in das Himalaya-Gebirge. Ihnen, wie anderen Reisenden, drängte sich die Bemerkung auf, daß die beiden Abhänge einen entschiedenen Gegensatz zu einander bilden. Der südliche gewährt ein Bild grauenvoller Einöde; man sieht keinen Baum, höchstens in kahlen Schluchten etwas verkümmertes Gesträuch, kein Dorf und keine menschliche Wohnung. Hin und wieder irren wilde Ziegen an den dürren Bergen umher, um ein spärliches Futter zu suchen.

Aber das Bild wechselt, sobald man den Nordabhang erreicht hat. So weit der Blick reicht, dehnen sich prächtige Wälder aus; Cedern, Fichten, Eichen und Rhododendern gewahrt man in üppiger Fülle; große, von wohlbestellten Feldern umgebene Dörfer, welche auf Terrassen über einander liegen, erfreuen das Auge. Das äußerste, noch den Engländern unterworfene, Gränzdorf Kote Guru, das heißt Haus der Priester, liegt wunderbar schön, und die Gegend erscheint ganz besonders reizend und zugleich großartig, wenn man sie von dem Gasthause auf der Narkandahöhe betrachtet. Zur Rechten erhebt sich der Spitzberg Hatu bis zu zehntausend Fuß Höhe; an seinen Abhängen bildet der weiße Schnee

der Gipfelregion einen scharfen Gegensatz zu den grünen Wäldern, welche er gleichsam berührt. Unten steht Kote Guru auf einem runden Hügel, mitten zwischen Feldern und Gärten. Zur Linken liegt das Thal des Setledsch mit den dürren Abhängen von Kullu, und im Hintergrunde starren Gletschergebirge.

Die Bewohner dieser Gegend sind nicht etwa Wilde von dem Schlage jener, welche Krick am Bramaputra traf, sondern ordentliche Leute, mit welchen sich umgehen läßt, und der Reisende ist, Dank dem englischen Einflusse, unter ihnen vollkommen sicher. Aber die Bergströme und die jäh abfallenden Berge, die Lawinen und tiefen Schluchten bieten große Gefahren und Schwierigkeiten dar, und oft ist nicht einmal ein erkennbarer Pfad vorhanden. Man geht eben gerade aus, wie es sich thun läßt. Man muß gut auf den Beinen sein, um Wege zu erklimmen, die eigentlich nur für Ziegen gangbar sind, an Abgründen hinführen, und eine kolossale Treppe bilden, deren Stufen unregelmäßig und mit Felsblöcken übersäet sind. Es sollte uns nicht Wunder nehmen, wenn dort sogar Gemsen den Schwindel bekämen. Bernard erzählt:

„Wir befanden uns eines Tages in einem Engpasse, der ohne Ausgang zu sein schien. Ich denke noch jetzt mit Schaudern daran zurück. Zur Rechten lag ein Abgrund, dessen Tiefe das Auge nicht ermessen konnte; zur Linken sah ich keinen Stein, welcher den Füßen zur Stütze, keinen Strauch, der den Händen zum Anhalt hätte dienen können. An Umkehren durften wir nicht denken, denn der Pfad war so eng, daß wir bei einer Wendung des Körpers in den Abgrund hinunter geglitten wären. Auch folgten unsere Träger dicht hinter uns, und zwei Mann konnten nicht neben einander vorbei gehen. Also hieß es: Vorwärts, so groß auch die Gefahr sein mochte, und endlich erreichten wir die Kammhöhe. So sind die Halsbrecher beschaffen, welche man als die große Straße nach Tibet bezeichnet."

Auf solchem Wege gelangten die beiden Reisenden nach Rampore, der Hauptstadt von Buschair. Der Radscha war abwesend; als er aber von der Ankunft der Europäer hörte, kam er unter gewaltigem Trompetengeschmetter zurück, und ließ fragen, wann er die Fremden besuchen könne. Sie antworteten, um zwölf Uhr Mittags, aber dadurch wurde dem indianischen Fürsten eine Verlegenheit bereitet. Seine Durchlaucht besaß nämlich keine Uhr. Die Audienz fand deshalb unverweilt statt. Der Radscha, ein junger Mann von etwa achtzehn Jahren, stand unter dem Schutze der Engländer; ist ein leidenschaftlicher Hühnerjäger, und veranstaltete zu Ehren der Fremden eine Musterung seiner Truppen. Am Abend vor derselben wurden die zwanzig Stück Flinten geputzt, über welche er verfügen konnte; am andern Morgen zogen die Soldaten auf, im Ganzen etwa dreißig Mann, die keine andere Uniform hatten, als den Schmutz an Leib und Kleidern.

Am 16. Januar befanden sich die Reisenden in Schini, dem Hauptorte des Bezirks Kanawar, das zwischen achtzig bis neunzig Stunden im Innern des Himalaya liegt, etwa 8500 Fuß über dem Meere, und den Lauf des Setledsch beherrscht. Von dort hätte man in ungefähr acht Tagereisen nach Tibet gelangen können, aber der Winter war so streng, daß Bernard und Desgodins bis zum 18. April in Schini bleiben mußten. Der hohe Schnee machte das Fortkommen unmöglich. Sie wohnten in einem Hause, das gegen den Einfluß der Kälte nur dürftigen Schutz gewährte, und studirten die Sprache der Tibetaner. Als sie dann aufbrachen und in das ersehnte Land zu gelangen hofften, stellten sich ihnen unüberwindliche Hindernisse entgegen. Die Häuptlinge der Stämme zwischen Schini und Tibet wollten die Fremden nicht durchlassen, und sie mußten darauf verzichten, vom Himalaya her weiter zu kommen.

Also kehrten sie um. Bernard starb in Indien, Desgodins aber ging nach China, um von dort aus sein Ziel zu erreichen. Hier waren inzwischen bereits andere Missionare thätig gewesen. Schon 1851, zu derselben Zeit, als Krick seinen ersten Versuch wagte, hatte Renou die Gränze der westchinesischen Provinz Sze tschuen überschritten und gelangte, als Kaufmann verkleidet, nach Litang, der Hauptstadt eines tibetanischen Fürstenthums. Ein günstiger Zufall fügte, daß der oben von uns erwähnte Regent aus Hlassa, bei welchem 1846 Huc und Gabet eine so freundliche Aufnahme gefunden hatten, sich in jener Provinz befand. Auch stand in gewissen buddhistischen Büchern, welche als Orakel befragt wurden, zu lesen, daß demnächst das Christenthum bis nach Tibet vordringen werde. Aber die chinesische Polizei war wachsam und erspähete unter der Hülle des Kaufmanns den Missionar, verhaftete ihn und ließ ihn nach Canton zurückbringen.

Aber sobald Renou sich dort in Freiheit sah, kehrte er wieder in das Innere von China zurück, und ging, von einem chinesischen Katecheten und einem Dolmetscher begleitet, nach der Provinz Yün nan. Nach einer Wanderung von siebenzehn Tagen war er bei der großen Pagode von Tong tschu lin, einem Kloster mit fünfhundert Mönchen, deren Abt ein lebendig gewordener Gott ist; er gewährte dem Fremdling aus dem Abendlande gastlichen Empfang, gab ihm obendrein Unterricht in der tibetanischen Sprache, und erbat sich als Honorar dafür ein Fernrohr. Nun wohnte der katholische Mönch ganz gemächlich in der Zelle eines buddhistischen Klosters und studirte, während seine beiden Begleiter in der Umgegend Streifzüge machten und kundschafteten.

Ein anderer Missionar, Fage, folgte jenem auf dem Fuße, ging auch in ein berühmtes Lamakloster, das von Tscha mu tong, und blieb vier Monate in demselben. Als er dort ankam, war Renou schon unterwegs, hatte die Provinz A ten tse durchzogen und sich in einer einsamen Thalschlucht, im kleinen Königreiche Tsarong (die Eingeborenen nennen ihr Land Bonga) niedergelassen. Ein vormaliger Vicekönig vermiethete ihm den Platz auf Lebenszeit, im Jahre 1854. Bonga ist ein enges, sechs gute Wegstunden langes Thal zwischen hohen Schneebergen, unten wohl bewaldet. Dort siedelte sich der Missionar an, eine Tagreise von jeder andern Menschenwohnung entfernt. Er fällte Bäume, bauete Wohnungen, machte den Boden urbar, ließ Arbeitsleute aus Yün nan kommen, und gegenwärtig hat Bonga ein ganz anderes Ansehen. Dort steht nun ein hübsches chinesisches Haus mit Raum für zwanzig Bewohner, einer Kapelle, einem Schulgebäude und einem Waisenhause. Der Missionar hat siebenzehn tibetanische Kinder aus der Sklaverei losgekauft und etwa ein Dutzend bekehrter Chinesen bei sich. Die Ernten an Weizen und Gerste sind ergiebig.

Die Tibetaner begriffen anfangs gar nicht, welches Interesse der fremde Mann daran haben könne, die Waisen wilder Leute mit schwerem Geld aus der Sklaverei zu erlösen, lernten aber allmälig die gute Absicht würdigen. Von Bonga aus unterhielten die Missionare ununterbrochene Verbindungen mit China. In Ta tsien lu, das sie als die Eingangspforte von Tibet betrachten, hat einer ihrer Katecheten eine Apotheke eröffnet, um bequemer kranke Leute bekehren zu können. Ihre Schüler haben Bekehrungsanstalten auch in Ong si und am Ufer des Lan tsang kiang, das heißt am obern Irawaddy; nicht minder in der Stadt Tscha mu tong.

Bis zum Jahre 1858 blieb Bonga unbehelligt, dann aber kamen die Heimsuchungen. Die Geistlichen verschiedener Religionen sind bekanntlich von jeher eifersüchtig und oft auch neidisch gegen einander gewesen; und so geschah es, daß die buddhistischen Mönche die Bekehrungen der christlichen Mönche mit eben so scheelem Auge sahen, wie es umgekehrt der Fall sein würde. Ob es aber, wie Fage meint, wahr sei, daß die Lama's Banditen gegen seine Anstalt aufgestachelt und gedungen hätten, wird man doch in Zweifel ziehen können. Banditen oder vielmehr Räuber erschienen allerdings am 16. September 1858; sie seien, sagt Fage, zumeist Sklaven eines benachbarten Lamaklosters gewesen und mit großem Geschrei bei Tagesanbruch nach Bonga gekommen. Sie zerschlugen die Fenster, zertrümmerten die Thüren und schossen. Bald nachher wurde die Anstalt zum zweiten Mal überfallen und ausgeplündert,

Renou wurde zu Boden geworfen, geschlagen und mit dem Tode bedroht; konnte aber doch nach Tscha mu tong flüchten, wo er bei dem Abt und den Lama's eine Ruhestätte und äußerst freundliche Aufnahme fand. Das spricht doch zu Gunsten der buddhistischen Mönche. Auch Fage verließ im Oktobermonate Bonga und ging nach Sze tschuen. Die Behörden nahmen Bonga unter ihren besondern Schutz und luden Renou zur Rückkehr ein. Das spricht nicht minder zu Gunsten der Eingeborenen. Auch konnten die abendländischen Mönche ungehindert in der wichtigen Stadt Ba thang, welche auf der Straße nach Hlassa, etwa dreißig Wegstunden westlich von der chinesischen Gränze liegt, eine Station gründen.

Uebrigens ergiebt sich aus den Berichten der Missionare, daß auch die Tibetaner sich gegen die Chinesen erhoben, um deren Herrschaft abzuwerfen. Es handele sich, meinen sie, um einen nationalen Krieg. In Tschong tien hat sich ein lebendig gewordener Buddha an die Spitze von fünfhundert bewaffneten Mönchen gestellt, in Li tang und Ba thang sind die Chinesen verfolgt worden, in der Landschaft Ui si hat man sie unbarmherzig abgeschlachtet, und die Bewegung verbreitet sich über das ganze Land. Dafür liegt ein Beweis darin, daß der Bantschan Rembudschi, Beherrscher von West-Tibet, den Insurgenten an der Gränze China's Unterstützungen zukommen läßt.

Bisher sind die Quellen, welche wir über Tibet besitzen, nicht eben reichlich geflossen. Nun ist aber das Land eröffnet und wir können hoffen, im Laufe der nächsten Jahre wichtige und interessante Nachrichten über ein sehr eigenthümliches Land und dessen nicht minder eigenthümliche Bewohner zu erhalten.

Aus China.

Der Staatsstreich in Peking. — Die Rebellen in Ning po.

Wir müssen wieder einmal einen Blick auf das himmlische Blumenreich der Mitte werfen, in welchem sich während der letztverflossenen Monate wichtige Ereignisse begeben haben. In Peking wurde vermittelst einer Palastrevolution ein Staatsstreich verübt, der eine „Neue Aera" angebahnt hat, hoffentlich eine nicht so klägliche, wie eine bekannte Aera in einem gewissen europäischen „Großstaate"; und in der Mitte des Reiches war es den Taïpingrebellen endlich gelungen, sich eines wichtigen Seehafens zu bemächtigen.

Als im vorigen Sommer Kaiser Hien fung auf seinem Lustschlosse Djehol an der Gränze der Mandschurei mit Tod abgegangen war, verweilte die Kaiserin Mutter längere Zeit fern von der Hauptstadt, in welcher unter dem Volke viele nachtheilige Gerüchte über allerlei Umtriebe am Hofe umgingen. Endlich, im Spätherbst, erschien die Kaiserin Mutter mit dem jungen Kaiser Tsai Tschun, der ein neunjähriger Knabe ist, und dem aus acht hohen Würdenträgern zusammengesetzten Regentschaftsrathe. Dieser letztere war durchaus altconservativ und den Fremden gänzlich abgeneigt. Er hatte durchgesetzt, daß ein Prinz des kaiserlichen Hauses, Kung, ausgeschlossen wurde und ohne allen Einfluß blieb. Dieser Mann, der einen klaren Ueberblick der eigentlichen Sachlage zu haben scheint und vollkommen begreift, daß China sich der Europäer nicht erwehren kann, verband sich mit der Kaiserin Mutter zum Sturze der Regentschaft, gegen welche allerdings viele begründete Beschwerden erhoben wurden. Sie hatten den in Folge seiner Ausschweifungen hinsiechenden Hien fung, dem alle Willenskraft abhanden gekommen war, unwürdig behandelt, ihn fortwährend durch übertriebene Nachrichten geängstigt und auf seinen kranken Zustand gar keine Rücksicht genommen. Mit dem jungen Thronfolger gingen sie noch rücksichtsloser um, mißbrauchten ihre Gewalt, änderten kaiserliche Erlasse nach Belieben ab, und respektirten die vormundschaftlichen Rechte der Mutter nicht im Mindesten. Sie war berechtigt, Befehle zu geben, aber diese blieben unberücksichtigt.

Am 1. Oktober kam der Hof nach Peking zurück und bezog die kaiserliche Residenz; am 4. langte der Sarg an, in welchem Hien fung lag und wurde in einem Vorhofe des Palastes aufgestellt. Das zahlreich versammelte Volk wurde durch die Nachricht überrascht, daß die acht Regenten verhaftet worden seien und ohne alle Zögerung vor Gericht gestellt werden sollten. Schon vier Tage nachher war das Urtheil vom obersten Gerichtshofe gefällt worden. Ihm zufolge sollten drei der Regenten in Stücke gehauen, die übrigen verbannt werden. Die Kaiserin aber milderte dasselbe. Demgemäß sollte Su Schun einfach geköpft werden, und Tsaï Yuen, Prinz von J. (also ein Verwandter des kaiserlichen Hauses), und Tuan hua, Prinz von Tsching, seither Gendarmeriekommandant von Peking, sollten das Privilegium haben, sich auf eine ihnen beliebige Weise umzubringen, oder, wie der chinesische Kanzleistyl sich ausdrückt, „selbst auszulöschen".

Am 8. November Nachmittags war Alles vorüber, das alte System gestürzt, das neue eingeführt. Seitdem besteht die Regentschaft aus der Kaiserin Mutter, aus einer zweiten Kaiserin, welche die Hauptgemahlin Hien fung's war, aber kinderlos geblieben ist, aus dem Prinzen Kung und mehreren hohen Mandarinen, welche der liberalen Richtung angehören.

Prinz Kung war der Mann, welchem einst die schwierige Aufgabe zufiel, mit den Gesandten der Westmächte persönlich zu unterhandeln, und mit ihnen in der großen Ceremonienhalle in Peking den Frieden abzuschließen. Er benahm sich dabei würdig und gemessen, und bethätigte ein sehr richtiges Urtheil. Nun ist er der erste Rathgeber der Krone, der wirkliche Regent von China. Die Engländer, welche ihn kennen, knüpfen große Hoffnungen an diesen Mann; er verstehe, sagen sie, Verhältnisse und Bedürfnisse des Reiches; der Staatsrath in Peking werde ferner nicht durch Männer von entgegengesetzten politischen Bestrebungen zerrüttet werden, und die fremden Mächte wüßten nun, an wen sie sich zu halten haben. Kung will mit ihnen auf freundlichem Fuße bleiben; unter den Anklagepunkten gegen die Regenten wurde besonderes Gewicht darauf gelegt, daß sie, in einer für China schimpflichen Weise, unehrlich gegen die Ausländer sich benommen hätten. Kung machte bekannt, daß der verstorbene Kaiser erklärt habe: man müsse das Regierungssystem den Umständen, der Lage der Dinge und den Bedürfnissen anpassen. Nach dieser Maxime will er nun verfahren, und gewiß thut er recht daran.

Die Kaiserlichen sind eben jetzt in einer ungemein schwierigen Lage. Die Taïping-Rebellen machten am untern Laufe der beiden großen Ströme (des Blauen und des Gelben) im Spätherbst immer größere Fortschritte. Sie bedroheten im November wieder einmal die große Stadt Schang haï, wagten indeß, der fremden Kriegsschiffe wegen, keinen Angriff; aber sie verheerten weit und breit die Umgegend und legten alle Dörfer in Asche; man konnte von Schang haï aus die Rauchsäulen aufsteigen sehen.

Wenn ihnen nun auch Schang haï entging, so fiel doch Ning po in ihre Gewalt. Diese wichtige Handelsstadt, einer der Häfen, welche den Fremden geöffnet sind, liegt an der Küste der Provinz Tsche kiang, der Insel Tschu san gegenüber, und hat wenigstens eine Drittelmillion Einwohner. Als die wilden Horden heranzogen, flüchtete diese ungeheuere Menschenmenge, so daß Ning po fast ganz verlassen war; nur die europäischen Kaufleute blieben ruhig an Ort und Stelle, in der Ueberzeugung, daß die Taïping sie in Ruhe

lassen würden. Diese wissen, daß jede Gewaltthat gegen die Fremden sie um die Vortheile einer Neutralität bringt, welche die auswärtigen Mächte seither beobachtet haben. Ning po wurde von ihnen besetzt, und damit fiel ein gewaltiger Schlag gegen die kaiserliche Sache. Nun haben, wie schon bemerkt, die Rebellen endlich einen der wichtigsten Seehäfen des Reiches im Besitz, während sie bisher vom Meere völlig ausgeschlossen waren.

Die Generäle Whang und Fang rückten am 7. December vor Ning po. Eine muthige Besatzung oder eine waffengeübte Bürgerschaft hätte die Stadt recht gut monatelang vertheidigen können; die Festungswerke waren in genügendem Zustande. Aber die Kaiserlichen leisteten so gut wie gar keine Gegenwehr, vertheidigten sich nur zwei Tage lang, rissen dann aus, und am 9. December konnten die Taïping ganz gemächlich die Sturmleitern anlegen.

Diese Einnahme von Ning po ist besonders in einer Beziehung merkwürdig. Die Rebellen vergossen anfangs in der Stadt gar kein Blut, mordeten keine Menschen, steckten keine Häuser in Brand, und benahmen sich mit einer Mäßigung, von welcher sie bisher nirgends und nie eine Spur gezeigt. Allerdings hatten die europäischen Consuln ihnen schon vor der Einnahme in dieser Beziehung sehr eindringliche Vorstellungen gemacht. Die fremden Kaufleute wurden nicht im Mindesten beeinträchtigt. Das Benehmen der Kaiserlichen war erbärmlich. Der höchste Mandarin, welcher als Tau tai Vorsteher der Stadt war, floh auf einen europäischen Kriegsdampfer, der kaiserliche General, welcher den wohlklingenden Namen Schin sche schang führt, ließ sich an einem Stricke von der Mauer herab und bat um Schutz beim englischen Consul, während gleichzeitig auf einer andern Seite der Stadt die Taïping ihre Sturmleitern anlegten. Der Bürgermeister verschwand, ein anderer Beamter brachte sich selber um's Leben. Ning po war still wie ein Grab, aber die fremden Consuln erklärten sogleich die kaiserlichen Zollverordnungen für aufgehoben, weil keine Zollbeamten und keine kaiserliche Autorität mehr an Ort und Stelle sei.

Wenn die Taïping fortan die Gegenden und Plätze, welche sie erobern, mit Schonung und Milde behandeln, dann steht es ohne Zweifel in ihrer Gewalt, der kaiserlichen Sache noch weit größern Abbruch zu thun, als seither. Jetzt verabscheuet sie das Volk noch, weil ihre gräßlichen Wüthereien in der That zum Himmel emporschreien. Wir finden in der zweiten Novembernummer der Overland China Mail einen Bericht aus dem North China Herald, welcher die Zustände sehr anschaulich darstellt. Der Verfasser lebte einige Zeit bei den Taïping, die ihn höflich, ja mit freundlicher Zuvorkommenheit behandelten. Ich bin, sagt er, kein Geistlicher, und habe also nicht untersucht, wie das Taïpingthum sich zur christlichen Lehre verhält. Ich sehe aber nicht ab, wie sie in diesem Lande zu einer dauernden Herrschaft gelangen solle, weil sie sich selber nicht beherrschen können, es sei denn durch einen tadelnswerthen Terrorismus. Gleichzeitig will mir aber auch nicht einleuchten, daß die Mandschu-Kaiser ihre ehemalige Stellung wieder zu gewinnen vermögen. In allen Provinzen China's, mit Ausnahme einer einzigen, ist mehr oder weniger Rebellion, und nicht alle diese Aufständischen sind Taïpings. Eine Hauptursache dieser heillosen Zerrüttung liegt in dem Mangel einer genügenden Anzahl bürgerlicher Beamten; oft haben große Bezirke nur einen einzigen, der dorthin versetzt worden ist und mit den Leuten, wie mit den örtlichen Bedürfnissen ganz unbekannt ist. Bei den Taïping findet das Gegentheil statt, denn bei ihnen ist jeder zweite oder dritte Mensch ein Beamter oder Offizier. Was wir jetzt sehen, das ist nur erst der Anbeginn eines Chaos, in das Handel und Verkehr, Wohlstand und Gedeihen zeitweilig versinken muß; nachher wird sich freilich das Alles wieder einfinden. Aber Europa soll sich um Gotteswillen jeder Einmischung enthalten. Die Zustände in China nehmen Gang und Verlauf in einer Weise, von der wir platterdings keinen Begriff haben. Die Springfedern jener Lebenskraft und Zähigkeit, vermittelst welcher sich China schon aus viel ärgeren Verwirrungen wieder empor gehoben, sind noch nicht erschlafft. Man muß die obwaltende Krisis von einem höhern Standpunkte auffassen, als gewöhnlich der Fall ist. Man muß China nach chinesischen Begriffen betrachten, und nicht etwa meinen, daß es sich um einen Kampf des Christenthums gegen das Heidenthum handele. China ist jetzt erkrankt an einer schweren staatlichen und moralischen Dyssenterie, gegen welche nur äußerst starke Mittel mit häufigem Aderlaß helfen. Jetzt hat die Krankheit einen intermittirenden Charakter, dann und wann wird sich der Kranke ausruhen, bevor er zu einer Genesung kommt. Uebrigens haben Rebellen und Kaiserliche in Bezug auf Grausamkeit einander nichts vorzuwerfen. Kürzlich verübten die letzteren drei Tage lang ein gräßliches Gemetzel in Ngan king und verschonten in der unglücklichen Stadt weder Mann, noch Weib oder Kind.

In der Overland Mail wird die Frage aufgeworfen: Wie soll das Alles enden? Wird Tien Wang, gleich Mohammed, seine Lehre mit dem Schwerte über das südliche China verbreiten, und Jeden, der sich ihm unterwirft, verschonen? Im Fall er eine solche Politik befolgt, ist sein Erfolg sicher; denn der Kaiser ist in einem großen Theile des Reiches völlig außer Stande, seine Unterthanen zu schützen oder zu vertheidigen.

Der Goldreichthum in Britisch Columbia.

Vor etwa drei Jahren wurde die Welt mit der Nachricht überrascht, daß auch Neu-Caledonien reich an Gold sei. Diese Region, welche den Raum zwischen dem Territorium Washington und den Besitzungen der Russen in Nordwestamerika ausfüllt, reicht vom Gestade des Stillen Weltmeers bis zu den Felsengebirgen und führt jetzt den Namen Britisch Columbia. Sie war wenig beachtet worden, außer von den Pelzhändlern der Hudsonscompagnie, welche dort eine Anzahl Handelsposten unterhielt. Man sagt, daß diese Compagnie schon seit längerer Zeit von der Goldhaltigkeit des Bodens gewußt, jedoch die Kunde verschwiegen habe, um durch das Einströmen einer Masse von Abenteurern nicht beunruhigt zu werden. Diese fanden sich aber dennoch ein, als man am Fraserflusse das edle Metall in Menge fand. Seit 1859 gehört nun Britisch Columbia unter die Goldländer.

Aber die Erwartungen über eine Ergiebigkeit wie in Californien erwiesen sich als übertrieben. Man förderte allerdings für mehrere Millionen Gold zu Tage, doch bei weitem nicht in solcher Menge, wie man Anfangs hoffte. Neuerdings aber haben die Dinge eine ganz andere Wendung genommen, und die letzten Nachrichten aus jenem entfernten Lande (vom December 1860) lassen kaum noch einen Zweifel darüber, daß Californien an Britisch Columbia einen ebenbürtigen Nebenbuhler erhalten werde.

Wir haben mehrfach darauf hingewiesen, daß im vorigen Sommer und Herbst eine große Wanderung zahlreicher Goldgräber von Australien aus nach der südlichsten Provinz von Neu-Seeland, nach Otago, stattfand. Gleichzeitig wurden auch neue ungemein ergiebige Goldfelder in Britisch Columbia entdeckt, in einer seither kaum betretenen Gegend, welche den Namen Caribu erhalten hat. Diese Einöde ist urplötzlich der Schauplatz eines sehr regen Treibens geworden; binnen wenigen Monaten sind Dörfer wie durch Zauber entstanden; man hat Wege durch die Wälder gehauen, und Maschinen auf einer Strecke von einhundert deutschen Meilen in die neue Goldregion gebracht. Denn so weit ist diese, in nordwestlicher Richtung von der Stadt Victoria

auf der Insel Quadra Vancouver entfernt. Schmiede, Bäcker, Fleischer, Gastwirthe sind in voller Thätigkeit, leider giebt es aber auch bereits Spielhöllen nach californischem Muster. Einem Berichterstatter in der Times zufolge, welcher eine sehr umständliche und auf alle Einzelnheiten eingehende Schilderung der Verhältnisse giebt, befanden sich in dem großen Bezirke Caribu im Juni 1861 nur fünf weiße Frauen und drei Aerzte; seitdem hat die Zahl der ersteren sich bedeutend vermehrt.

Erst seit 1860 weiß man, daß auch in jener Gegend eine reiche Goldernte zu halten ist. Ernstlich in Angriff genommen wurde die Sache nicht vor Mai 1861; von da bis Ende Septembers hat man specielle Berichte. Zuerst arbeiteten die Goldgräber am Antler Creek, wo jeder, der Hand anlegte, Tag für Tag im Durchschnitt für etwa 200 Dollars Gold gewann. Alles verlief in bester Ordnung. Schon in der ersten Nummer des Globus haben wir gezeigt, wie die Diggers in Californien es mit einem „Claim" zu halten pflegen. In Caribu besteht ein solcher aus einem länglichen Viereck von einhundert Fuß Breite, und von unbestimmter Tiefe, die sich nach dem Laufe des Baches richtet, an welchen der Claim stößt. Jeder Arbeiter hat Anrecht auf einen solchen Claim, aber insgemein verbinden sich mehrere, um ihre Claims gemeinschaftlich zu bearbeiten und den Ertrag gleichmäßig zu theilen. Von Victoria hat der Gouverneur einen Goldaufseher nach Caribu geschickt, der auf Recht und Ordnung sieht; doch kommen nur selten Irrungen vor und im Allgemeinen läßt das Betragen der „Miners," abgesehen von dem Besuche der abscheulichen Spielhöllen, nur wenig zu wünschen übrig.

Die Nachrichten über die Ausbeute, welche man gewonnen hat, sind beglaubigt; ohne das würde man sie für fabelhaft halten. Die Meisten arbeiten mit ganz rohen Werkzeugen so wie es gerade kommt. Ein Herr Smith „erntete" im Laufe eines einzigen Tages viertehalb Pfund Gold, also ungefähr für 1200 Thaler, blos mit einem Kratzer, indem er den Boden aufwühlte. Als man anfing, Dämme im Bache aufzuwerfen, steigerte sich der Ertrag bei einzelnen, aus drei bis sechs Mann bestehenden Arbeitergruppen auf 100 bis 500 Pfund Sterling täglich. Im Juni wusch ein einziger „Rocker" im Laufe eines Vormittags nahe an fünfhundert Unzen Gold aus; drei andere Männer gewannen in einer Woche mehr als 100 Unzen. Im Juli gewann ein Arbeiter in einem Tag aus einem Loche, das er kaum eine Elle tief in die Erde gekratzt hatte, 31 Unzen. Manche Claims ergaben seither Tag für Tag 1000 Dollars; an einer einzigen Stelle in einer Schlucht fand man in einem Felsenspalt, nur drei Fuß tief unter der Oberfläche, für 1700 Dollars, und in der Nähe lieferte eine einzige Pfanne Schlamm für 900 Dollars. Das Alles geschah am Antler Creek; die Claims am Williams Creek sind aber noch viel ergiebiger; dort gewann man in drei Claims 60,000; in neun anderen nahe an 100,000, in vier anderen 48,000 Dollars und so fort. An einem Septembertage förderten vier Mann 25 Pfund Gold zu Tage!

Man findet das Gold zwischen dem Kies und blauer Thonerde, zumeist der Oberfläche sehr nahe und in soliden Massen, in Körnern und Stücken. Durchschnittlich hat es einen Werth von 17½ Dollar für die Unze; am Davis Creek ist es aber so fein, daß man es auf 19 Dollars schätzt. Handelsleute, Handwerker, Ackersleute gewinnen eben so reiche Ausbeute wie erfahrene Californier; man gräbt eben in die Erde hinein und das ist Alles.

Erscheinungen, welche in allen neuen Goldländern vorkommen, wiederholen sich auch in Caribu. Der Taglohn für Leute, welche kein Gold graben, stellte sich auf zwei Pfund Sterling; der Monatslohn auf sechszig Pfund. Claims, welche täglich nicht über vier Pfund Sterling ausgeben, „werden mit verächtlichem Blick angesehen." Die Schätze an der Oberfläche werden natürlich bald erschöpft sein und dann wird man das im Gestein vorhandene Gold in bergmännischer Weise zu Tage fördern müssen.

Unter den Diggers sind auch in jenem fernen Nordwesten mehrere hundert Chinesen; die Indianer haben sich gleichfalls auf das Goldgraben verlegt. Im Ganzen waren etwa 5000 Miners in dem gesammten Goldbezirk in Thätigkeit. In Caribu erwarben 79 Mann zusammen 926,680 Dollars! Außer an den schon genannten Punkten sind sie thätig am Thompson, am Fraser, Bridge River, Similkamen, Rock Creek und Okanagan. Nach den Abschätzungen im Gouverneursamte zu Victoria hat die Ausbeute in Britisch Columbia vom Mai bis Ende November den Werth von 6,791,499 Dollars betragen, also eine sehr erkleckliche Summe.

Doctor Pitschner's Besteigung des Mont Blanc.

Die Allgemeine Preußische Zeitung enthält über diese Besteigung einen ausführlichen, sehr interessanten Bericht, welchem wir die nachstehende Schilderung entnehmen. Der kühne Wanderer war am 1. August 1861 mit seinen Begleitern bis auf eine Höhe von etwa 10,000 Fuß gekommen.

Nun begannen die Hindernisse fast unüberwindlich zu werden. Zu den Eisblöcken des Bnis-Gletschers traten jetzt noch hoch aufgethürmt die Eismassen des Gletschers von Tacconay hinzu. Ein steiler Eisabhang versperrte den Weg. Um ihn zu erklimmen, wurden mit Axt und Beil Stufen in denselben eingehauen. Der Kühnste erkletterte die schroffe Mauer zuerst, während die Anderen an dem Gletscherseile hinaufgezogen wurden. Doch kaum auf der schmalen, zugeschärften Firste des Eismeeres angelangt, eröffnen sich jenseits derselben dem Blicke grauenvolle Tiefen. Muthig setzt der erste in kühnem Sprunge über den nächsten Abgrund, die Anderen folgen; dann sind noch gegen 10 Abgründe zu überspringen. Endlich scheint ein weiteres Vordringen unmöglich, auch der Kühnste schrickt zurück vor dem so weit geöffneten Schlunde. Nun wird die Gletscherleiter über die unabsehbare Tiefe auf das schlüpfrige Eis gelegt und der Muthigste, am Seil gehalten, unternimmt es zuerst, auf den Knieen kriechend, fest die Sprossen der Leiter ergreifend, das nahe Jenseits zu erreichen; nach ihm die Anderen.

Nun ist man nur noch durch einen Trümmerhaufen von schwankenden Eisblöcken von einer einsamen kümmerlichen Hütte getrennt, die auf einem flachen Vorsprunge der verlassenen Felseninsel, Grand Mulet genannt, da angelegt worden ist, wo Lawinen sie nicht mehr zu erreichen vermögen. In 20 Minuten sind diese Blöcke erklommen und gegen 7 Uhr Abends zog die Karawane in die niedrige Bretterhütte ein, von dem Donner der in Chamounix abgefeuerten Kanonen begrüßt, wo die Verwandten und Freunde der Führer und Träger durch Fernröhre die glückliche Erreichung dieses Zieles beobachtet hatten.

Es wurde beschlossen, in dieser Hütte 6 Stunden zu verweilen, um möglichst viel Zeit für die betreffenden Untersuchungen zu gewinnen. Nach einer kurzen Ruhe zog man sich die wärmste Kleidung an und nahm ein einfaches Abendbrod ein.

Diese Fels-Oase scheint der einzige sichere Aufenthaltsort zu sein in der öden Eiswüste bis zum Gipfel des Berges; im weiten Halbkreise liegen um sie herum isolirte Berge und Gletscherkegel, bedeckt mit verderbendrohenden Eis- und Schneelasten.

Die schwache, kümmerliche Hütte, dem Wanderer ein wahrer Palast auf diesem 10,000 Fuß hohen Felsenthron, ist 20 Fuß lang, 7 Fuß breit und eben so viel hoch; ein kleines Fensterchen erhellt den engen und niedrigen Raum und ein eiserner Ofen mit einem schadhaft gewordenen Blechschornstein ist zum Wärmespender und gemeinschaftlichen Kochherde bestimmt. Ein hölzerner Tisch und zwei Bänke — Bretter auf schwache, rohe Fichtenstämme genagelt bilden das ganze Mobiliar.

Die Schönheit und Erhabenheit des Bildes, das sich dem Auge auf diesem 10,000 Fuß hohen Felsenaltar in Nah und Fern darbietet, macht einen wunderbar belebenden Eindruck, der dem Wanderer die Kämpfe der letzten Schreckensstunden wie einen fieberhaften Traum vergessen macht.

Um halb zehn Uhr begaben sich die Wanderer zur Ruhe, um gegen 1 Uhr nach Mitternacht die Wanderung nach dem Gipfel des Berges weiter fortzusetzen. Angezogen von der außerordentlichen Klarheit des Himmels wählte Doctor Pitschner das schräge Dach der Hütte zu seinem nächtlichen Lager und gleichzeitig zu einem astronomischen Observatorium. Eingehüllt in zwei wollene Decken legten sich die Führer und Träger zusammengekauert in der Hütte nieder. Kaum hatten sie 20 Minuten lang einer erquickenden Ruhe genossen, als sie sämmtlich wie von einem elektrischen Schlage durch den Donner zweier Lawinenschläge aufgeweckt wurden, die sich von der Aiguille du Midi und den Monts maudits in schauervollem Krachen herabstürzten und erst nach 90 Secunden zur Ruhe kamen. Aber dieser Eissturz bildete nur die Einleitung zu einer dritthalbstündigen Lawinenmusik, die sich im dumpfen Donner durch diese Schreckensnacht bis gegen 1 Uhr hinzog. In diesem Zeitraume zählte Doctor Pitschner nicht weniger als 21 verschiedene Ergüsse von Schnee und Eis, die theils in größerer Ferne erfolgten, theils von denjenigen Eiskegeln herabgeschleudert wurden, die in großem Halbkreise um die Hütte herumliegen. Die Führer hielten dieses Lawinengewitter für günstig, sofern die gefürchtete Lawinenstraße am Dome du Soute, die bei jeder Besteigung passirt werden muß, unter diesen Vorgängen größere Sicherheit gewährt.

Doctor Pitschner beschreibt den Anblick des Nachthimmels von seinem erhabenen Observatorium dieses Felsenvorsprungs in enthusiastischer Sprache. Der große Himmelsgarten erschien nicht wie in der Ebene als ein fernes Land von tiefblauem Grunde mit funkelnden Sternen, er trug dort vielmehr ein helles Gewand, gestickt aus Sonnen mit einem besonders intensiven Glanze und besäet hier und dort mit tiefblauen Verzierungen.

Um Mitternacht brachen die Wanderer, nach eingenommenem warmen Frühstücke, mit festverbundenem Gletscherseile zur Weiterreise auf. Am Abend vorher waren die Träger entlassen worden, so daß nur noch 4 kräftige und erfahrene Führer Doctor Pitschner begleiteten. Diese abgehärteten und unerschrockenen Männer bedeckten erst ihr Gesicht mit einer Leinwandlarve und schützten sodann ihre Augen durch blaue Brillen und grüne Schleier. Da Doctor Pitschner aber die Schnee- und Eisgebilde genauer beobachten wollte, so begnügte er sich mit einem einfachen Schleier. Die Lebensmittel und alles Andere, was nicht nöthig gebraucht wurde, ließ man in der Hütte zurück. Nur ein kleiner Mundvorrath wurde mitgenommen, da nach Balmal's Erfahrungen sich auf diesem Wege stets ein großer Mangel an Appetit einstellt; dagegen versah man sich mit mehreren Flaschen alten Weines und einigen Fläschchen wohlriechenden Wassers, das die Führer zu Einreibungen nicht genug empfehlen können. Zwei große Laternen zeigten den umhertappenden Füßen die Klüfte, welche von den Felstrümmern bedeckt wurden, über welche sie zuerst auf Händen und Füßen hinabklettern mußten. Die größte Vorsicht war nöthig. Doch schon nach wenigen Minuten nöthigte eine weit geöffnete Gletscherspalte zum Stillstande. Es wagte Niemand den kühnen Sprung; die Gletscherleiter wurde hinübergeworfen und auf allen Vieren kriechend, passirten sie den weiten Schlund, dessen Tiefe die Nacht verbarg. Schweigsam rückten sie theils gehend, theils kriechend weiter vor durch die nächtliche Stille dieser erhabenen Natur, in der kein Tritt wiederhallt, in der ein Jeder, wie durch einen Zauber gebunden, ganz leise spricht, um die heilige Ruhe nicht zu entweihen.

Kaum hatten sich die 5 Wanderer noch $1\frac{1}{2}$ Stunde im mitternächtlichen Dunkel, stark ansteigend, durch die chaotische Wildniß der Eismassen hindurchgeschlagen, als sie sich der ersten von den drei Schreckensstellen nahten, die zur Erreichung des Gipfels passirt werden müssen — es ist die Lawinenstraße am Abhange des Dôme du Soute. Das Uebergewicht des Körpers mußte hier, während man mit der rechten Schulter den Gletscher streifte, nach dieser Seite hin verlegt werden, während der vorgestreckte Alpenstachel mit der linken Hand auf dem stark geneigten Abhange die unsichern Füße zu stützen hatte. Wer hier ausgleitete, würde in einen mehrere Tausend Fuß tiefen Abgrund hinabgestürzt sein. Pas parler, pas parler, war Balmal's Gebot, als sich die 5 Männer schweigend diese Straße der Schrecken hindurchzogen, die sie endlich nach $1\frac{1}{2}$ Stunde der größten Besorgniß passirt hatten.

So erreichten sie um 3 Uhr 45 Minuten das große Plateau, eine gegen 11,500 Fuß hohe Hochebene, die in ziemlich gleichem Niveau mit dem Pic von Teneriffa steht. Die Nacht war außerordentlich kalt, der Schnee knirschte unter den Füßen und es erhob sich ein eiskalter schneidender Nordost. Das Thermometer sank gegen 4 Uhr Morgens bis auf — 20, 5° Celsius. Die Ebene dieses großen Plateaus ist durch tiefe und breite Spalten zerrissen, welche seine Passage sehr mühsam und gefährlich machen. Die immer mehr schwindende Körperkraft wird hier theils durch die Sorge für jeden Fußtritt, theils durch die erhabensten Gemälde aufrecht erhalten, welche in diesen Eisregionen vor den Augen des einsamen Wanderers mit unbeschreiblicher Pracht aufgerollt werden. Ein interessantes, optisches Phänomen fesselte auf diesem Plateau einige Minuten lang die Aufmerksamkeit des Doctor Pitschner. Es fielen ihm am fernen östlichen Horizonte gegen halb 4 Uhr Morgens einige helleuchtende Sterne durch ihre zitternde Bewegung auf. Er erkannte mit unbewaffnetem Auge ihre Unruhe im Vergleich mit den feststehenden Lichtpunkten ihrer Umgebung. Sie stiegen aufwärts und fielen nach einer seitlichen Bewegung an ihre vorige Stelle zurück. Vier Minuten lang beobachtete er diese Erscheinung, welche Alexander v. Humboldt 1799 am Abhange des Pic von Teneriffa vor dem Sonnenaufgange und beinahe 50 Jahre später, genau an demselben Orte, Prinz Adalbert von Preußen mit bloßen Augen und durch ein Fernrohr zuerst wahrgenommen haben.

Der Tag fing an zu grauen, die Morgendämmerung erschien und bald bemalte die Morgenröthe den östlichen Himmel mit den reinsten und lebhaftesten Farben. Ein schwacher rosenfarbener Lufthauch ging langsam in den glänzendsten Purpur über, ihm folgte nach verschiedenen Mischungen ein tiefes Orange und dann ein reines, zart verlaufendes Gelb. In Form einer nach dem Horizont hin abgestumpften Scheibe erhob sich dieses Farbenspiel in scharf markirten Konturen dem übrigen dunklen Himmelsraume gegenüber, bis sich die irdische Schöpfung in ihrer vollsten Majestät entscheierte, denn es loderte nunmehr der majestätische Riesengipfel des Berges in dunkelrother Rubingluth auf. Tief ergreifend war dieses mit dem Sonnenaufgange verbundene, wunderreiche Alpenglühen, und ebenso tief erschütternd der Blick auf das im Dunkel liegende Meer von Bergen mit den hohen Felsennadeln, die nach einander zu flammenden Kerzen angezündet wurden.

Nachdem sich die Wanderer durch die Schluchten des großen Plateaus vermittelst der Eishauer hindurch gewunden, kamen sie auf einer zweiten, mehr geebneten, aber ebenfalls sehr gefahrvollen Lawinenstraße nach einstündigem Marsche Morgens gegen 5 Uhr zum Abhange des großen Plateaus. Diese große Eisebene, welche ungefähr in der Höhe der Jungfrau liegt, ist umgeben von drei firnbeladenen Bergen, dem Dôme du Soute, den Monts maudits und dem Mont Blanc.

In 20 Minuten hatten sie dieses Eisplateau, auf dem ein schneidender Wind wehte, durchschritten und die ermüdeten Führer wählten am Ende desselben einen sichern Ruhepunkt aus, theils um eine Erfrischung einzunehmen, theils um neue Kraft zu gewinnen. Denn in der nächsten Stunde fangen neue, bis dahin unbekannte, stundenlang anhaltende Gefahren an und bezeichnen diejenige Gränze, wo die Meisten in Folge des physischen Unbehagens oder allzugroßer Erschöpfung ihre Hoffnungen, mit denen sie den schweren Gang angetreten haben, getäuscht aufgeben müssen. Denn zwei gleich gefürchtete Straßen führen von hier aus an den Fuß

der Kuppel des Berges. Die eine Straße über einen fast perpendikulären Eisabhang hat man seit Doctor Hamel's unglücklicher Expedition aufgegeben, jetzt versucht man durch ein nicht minder gefürchtetes Thal den Fuß des Gipfels zu erreichen.

Nach einer Ruhe von 15 Minuten brach der Zug der Fünfe von Neuem auf. Bis dahin und selbst bis zum Eintritte in das 13,500 Fuß hohe Corridorthal hatte Doctor Pitschner weder über Respirationsbeschwerden, noch sonst über irgend ein physisches Unwohlsein zu klagen. Nur sein Appetit war so weit geschwunden, daß bei dem eingenommenen Frühstück ein Trunk Wein ihn völlig gesättigt hatte. Auch die Führer aßen sehr wenig, sprachen aber tüchtig dem Weine zu.

Um 6 Uhr Morgens erreichten sie endlich den gefürchteten Corridor, ein 13,500 Fuß hoch gelegenes Schneethal zwischen der Aiguille de Saussure, den Rochers rouges und dem Gletscherdom des Mont Blanc. Die Gefahren dieses Thales beziehen sich nicht auf die drohenden Lawinen der umgebenden Berge, sondern sie betreffen den pathologischen Zustand des menschlichen Organismus, der nach Umständen jedes weitere Vordringen ganz unmöglich macht. Vor dem Eintritt in dieses Thal wurden die Wanderer durch die in einer Höhe von 13,400 Fuß ganz fremdartige Erscheinung eines lebendigen Wesens überrascht. In 20 Schritt Entfernung schloß sich der Gesellschaft eine Rabenkrähe an, die aber nach einigen Minuten über den Gletscher hin fortflog.

Im Corridor herrschte fast vollkommene Windstille, der Thermometer zeigte um 6 Uhr Morgens — 8° Celsius. Kaum waren sie 5 Minuten in diesem Thal vorgeschritten, als sich bei Allen ein tiefes, unterdrücktes Gähnen und eine sehr intensive Schlafsucht einstellte, die bei dem Doctor Pitschner den höchsten Grad erreichte. Das Athmen wurde ihm sehr schwer, es entstand ein Flimmern vor den Augen, Ohrensausen, Kopfschmerzen und Ekel. Obgleich Balmat nicht erlauben wollte, daß er sich auf den Schnee hinlegte, so blieb ihm doch nichts Anderes übrig, denn er sank zusammen. Ihn ergriff ein lethargischer, von großen Beklemmungen begleiteter Schlaf, den Balmat für sehr gefährlich hielt, sodaß man ihn ununterbrochen rüttelte und schüttelte. 15 Minuten brachte er in diesem Zustande zu. Während des Schlafes war ein starker Schweiß auf Stirn und Gesicht ausgebrochen. Dann befreite er den bedeckten Kopf und das verhüllte Gesicht, rieb Stirn, Schläfe, die Ohrengegend und beinahe den ganzen Kopf mit Firnschnee ein, nahm ein wenig Eis in den Mund und nach ungefähr 20 sehr beschleunigten und tiefen Athemzügen fühlte er sich wie von Neuem geboren. Auch Einreibungen mit dem wohlriechenden Wasser und ein Trunk moussirenden Weines leisteten ihm gute Dienste. Nun konnte er sich aufrecht erhalten und sogar 10 Schritte weiter gehen; aber bald begann der lethargische Zustand von Neuem, der wieder durch dieselben Mittel geheilt wurde. 8 Mal wiederholte sich dieser Proceß, doch konnte er jedesmal mehr Schritte machen, jedoch niemals über 50 hinaus.

Endlich traten sie um 7 Uhr 30 Minuten aus diesem schrecklichen Thale heraus. Die frischere Luft des mäßigen Nordost wehte ihn belebend und kräftigend an. Aber noch wartete des halberschöpften Wanderers das letzte Hinderniß, ehe er den Fuß des geheiligten Domes erreichen sollte. Es war ein 300 Fuß hoher Riesenwall von Eis, dessen Firste unmittelbar an den Fuß des Gipfeldomes führt. Mit Aexten und Beilen wird nun von den ermüdeten Führern mühsam eine Riesentreppe von 300 Stufen ausgehauen, das heißt kleine Löcher von 3—4 Zoll Tiefe, so daß nur ungefähr der dritte Theil des Fußes in ihnen ruhen kann.

Doctor Pitschner, dem das Erklimmen dieses Riesenwalls am verbundenen Gletscherseile zu gefährlich vorkam, ließ sich und einen Führer von demselben befreien, da es ihm sicherer erschien, wenn nur beide das Seil frei in der Hand behielten. Alsdann erfolgte das Aufklimmen ruckweise in Absätzen, sobald je 10 Stufen fertig waren, wobei der abwärts gestreckte Alpenstachel vorzügliche Dienste leistete. Oft in den eintretenden Pausen mußte Doctor Pitschner von dem erwähnten Mittel zur Verscheuchung des Schlafes Gebrauch machen. Nach einer Stunde waren $^2/_3$ der Mauer erstiegen. Mit ängstlicher Aufmerksamkeit sahen die Führer bald hinauf, bald hinab; ein einziger Fehltritt konnte die drei ersten verbundenen Führer in den tiefen Abgrund ziehen. Noch eine halbe Stunde des Schreckens verging, endlich war die Firste der Mauer um 9 Uhr Morgens erklommen, und freilag der Gletscherdom des Mont Blanc da.

Noch aber hatten sie ein Eisgebäude zu erklimmen, das noch einmal so hoch ist, wie die kühnsten Bauwerke von Menschenhänden Es war ein etwas flach gedrückter, 800 Fuß hoher Eismonolith, dessen Gestalt an die Kuppel der Berliner Hedwigskirche erinnert. Von Neuem mußte eine Treppe im Zickzack gehauen werden. Von den ermatteten Führern sank der eine hier, der andere dort nieder und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre der Rückzug, wenige hundert Fuß vom Gipfel entfernt, angetreten worden.

Endlich nach 26stündiger Abwesenheit von Chamounix und 22 Stunden fast unaufhörlicher Gefahren und Kämpfe, erreichten die Wanderer am Montag, den 1. August, Vormittags 11 Uhr, den letzten, äußersten Gipfel des Berges. Durch Kanonensalven in Chamounix wurde den Angehörigen der Führer und den Thalbewohnern die glückliche Ankunft auf dem erhabenen Haupte des europäischen Alpenkönigs angekündigt.

Der Anblick, der hier den erschöpften Wanderer erwartet, wenn das dunstbefreite Luftmeer den trüben Schleier hinwegzieht, bietet jeder Beschreibung Trotz. Das Gebiet, welches diese Aussicht umfaßt, ist ein so weit ausgedehntes, wie es in Europa nur noch einmal in etwas geringerem Umfange vom Gebirgsstocke des Mont Rosa erblickt werden kann, denn es schließt alle 22 Kantone der Schweiz, so wie ansehnliche Theile von Frankreich, Italien und Deutschland ein und umfaßt einen Flächenraum von 4000 Q.-Meilen.

Die Gestalt des Mont Blanc-Gipfels scheint bedeutenden Veränderungen unterworfen zu sein. Die Breite dieses schmalen Plateaus beträgt an verschiedenen Stellen nur 12—14 Fuß, die Länge 180 Schritt, während seine Richtung von Ost-Nordost nach West-Südwest geht. Der Thermometer stand am 1. August, Vormittags 11 Uhr 25 Minuten, auf — 7,8° Celsius in der Sonne, und — 8,8° im Schatten und zwar 4 Fuß über dem Eise. Der Saussure'sche Hygrometer zeigte 44°, während in Chamounix 58°. Der Barometer hielt sich auf 15° 9′. Die Farbe des Himmels erschien tiefblau, der Kyanometer zeigte um 11 Uhr 50 Minuten die Farbe des Himmels, welche durch Nr. 5 bezeichnet wird. Ungeachtet dieser tiefen Himmelsbläue waren doch nirgends Sterne wahrzunehmen. Der Kanonendonner von Chamounix war nur noch sehr schwach zu hören, obwohl der Wind von dort herkam. Das Sprechen strengte sehr an. In einer Entfernung von 15 Schritten vernahm man die Worte sehr undeutlich. Uebrigens fühlte man keine besondere Unbehaglichkeit, doch Mangel an Appetit. Der Gipfel des Berges ist gewöhnlich verhüllt und durchschnittlich nur 2000 Stunden im Jahre sichtbar; er liegt 11,594 Fuß über dem Thal von Chamounix und 14,808 Fuß über dem Mittelmeer.

Bald nach 12 Uhr Mittags trat Doctor Pitschner mit seinen vier Führern den Rückweg wieder an, der mit denselben Gefahren verbunden war, wie das Aufsteigen. Er ging langsam und theils rückwärts von statten. An manchen Stellen war die Passage noch schwieriger, weil die Schneemassen im Laufe des Tages weich geworden waren, so daß die Wanderer oft bis über die Knie im Schnee wateten. Um 5 Uhr Nachmittags schwebten sie Alle in der größten Gefahr. Die Schneemassen waren nicht mehr zu überwältigen; man versank immer tiefer. Ermattet blieben sie im Schnee stecken, als eine sausende Lawine sie aufrüttelte, und sie noch einmal versuchten, so weit als möglich vorzurücken. Unter fortwährendem heißen Kampfe mit dem Schnee erreichten sie um 8 Uhr 35 Minuten Abends wieder die Hütte auf dem Grand Mulet unter dem Donner der in Chamounix abgefeuerten Geschütze.

Nachdem sie hier die nassen Kleider mit trockenen gewechselt

und sich durch warme Getränke gestärkt hatten, verfielen Alle in einen tiefen Schlaf, in welchem sie 10 Stunden zubrachten, ohne von dem nächtlichen Lawinendonner erweckt zu werden.

Um 7 Uhr erwacht, empfand Doctor Pitschner einen stechenden, höchst intensiven Schmerz im Gesicht, das gleichzeitig dick aufgeschwollen war. Als er die geschwollenen Augenlider öffnete, erkannte er keinen Gegenstand um sich, so hatte die Gletschersonne die überreizten Augenmuskeln geblendet. Balmal versicherte jedoch, daß dieser Zustand nur ein vorübergehender sein werde, und man beschloß deshalb, 3 Stunden zu warten. In der That fing er nach einigen Stunden an, den hellen Schnee von den dunklen Spalten zu unterscheiden, worauf der Weg fortgesetzt wurde. Nach kurzer Ruhe in der Sennhütte von Paraz kamen sie Abends 7 Uhr bei der Caseade von Dard an, wo sie von einer Gesellschaft von Engländern und Franzosen herzlich begrüßt wurden. Im Dörfchen Barras empfingen die Anverwandten und Freunde die Führer mit der innigsten Freude. Alle waren wohlbehalten zurückgekommen, nur zeigten die aufgeschwollenen Gesichter und die rothunterlaufenen Augen von dem, was die Gletschersonne gethan. Nach zehn Tagen löste sich die Haut von den Gesichtern. Doctor Pitschner's Sehvermögen nahm nur sehr langsam an Kraft zu, aber länger dauerten noch die Uebel, welche der Frost in seinem linken Arm und der linken Hand zurückgelassen hatte. — Am 2. August Abends um die 9. Stunde zog Doctor Pitschner mit den unerschrockenen Savoyarden, begleitet von Freunden und Fremden, unter den Klängen der preußischen Nationalhymne und Kanonensalven, begrüßt von den lebhaftesten Freudenbezeugungen der Bewohner mit Illumination und Feuerwerk, wieder in das Dorf Chamounix ein.

Kleine Nachrichten.

Das Grabdenkmal des Königs Mausolus in London. Wer hätte gedacht, daß wir, im neunzehnten Jahrhundert, eines der sieben Wunderwerke der alten Welt vor Augen haben würden! Und doch ist dem so, das Mausoleum aus Halikarnassus befindet sich nun in London. Die Ausgrabungen in Carien sind von glücklichem Erfolge begleitet gewesen und C. T. Newton, Conservator der griechischen und römischen Alterthümer am Britischen Museum hat so eben ein großes Prachtwerk: „Geschichte der Entdeckungen (Ausgrabungen) zu Haliearnassus, Knidus und Branchidae" veröffentlicht.

Am Gestade von Kleinasien, das jetzt der Halbbarbarei verfallen ist, blüheten an der westlichen Küste die Städte des dorischen Bundes, unter denen Knidus hervorragte, die berühmte Handelsstadt auf der Landspitze Triopium, wo die vielbesuchten Kampfspiele des triopischen Apollo gefeiert wurden. In dem weitberühmten Tempel der Aphrodite prangte das herrliche Standbild der Göttin, ein Meisterwerk des Praxiteles. In diesem Knidus wurden Männer wie Ktesias, Eudoxus, Theopompos und Agatharchides geboren und das benachbarte Halikarnassus ist die Vaterstadt Herodots, des Vaters der Geschichte. Sie war groß, schön und wohlbefestigt, wie keine andere Stadt in Karien. Dort stand auch das Grabmal des Herrschers Moschél, denn Mausoleum bedeutet im ursprünglichen Sinne des phönikischen Wortes Königs- oder Herrschergrab.

Auf den Trümmern von Halikarnassus steht der Ort Budrun. Seit 1857 veranstaltete Newton, damals englischer Consul auf der Insel Lesbos, Nachgrabungen, die eine reiche Beute ergeben haben. Zwar so werthvoll wie die Elgin-Marbles und wie die Sculpturen aus Ninive sind sie nicht, aber sie haben doch für die Kunstgeschichte eine ungemeine Wichtigkeit und es bleibt immerhin von hohem Interesse, daß ein so berühmtes Denkmal bis auf unsere Zeiten gekommen ist. Newton hat mit großem Fleiß einen Abriß der Geschichte Kariens gegeben, in welchem jener Mausolus, König einer mit den Persern verbündeten, eigentlich abhängigen Monarchie eine gewisse Rolle spielte. Newton hat das Standbild dieses Herrschers wieder aufgefunden, allerdings in einer Menge von Bruchstücken, die aber zusammenpassen; es fehlen nur die beiden Arme und ein Fuß. Die Gesichtszüge drücken Festigkeit, Ruhe und Scharfsinn aus.

Mausolus starb im Jahre 353 vor Christi Geburt, und seine Schwester Artemisia, die zugleich seine Gemahlin war, errichtete ihm das Denkmal. Ob er selber schon bei seinen Lebzeiten das Kunstwerk hat beginnen lassen, bleibt ungewiß. Artemisia regierte nach ihm als Königin mit fester Hand, starb aber schon zwei Jahre später, und ehe das Mausoleum vollendet war. Dieses ist nun berühmt geworden für alle Zeiten. Noch im Mittelalter, im zehnten, ja im zwölften Jahrhundert, stand es fast unversehrt. Dann scheint es in Verfall gerathen zu sein; gewiß ist, daß die Barbarei der christlichen Johanniterritter im fünfzehnten Jahrhundert aus den Marmorblöcken und Statuen die Burg St. Peter bauete. Halikarnassus stand auch schon in den Tagen des Alterthums mit der Insel Rhodus in engem Zusammenhange. Die englische Regierung hat die zu Tage geförderten Trümmer angekauft, und so ist das Mausoleum wenigstens ideal wieder aufgebaut worden. Schon 1846 hatte sie bei der Pforte eine Erlaubniß zu Nachgrabungen ausgewirkt; allein diese wurden ohne Eifer betrieben und es kamen nur einige wenig belangreiche Bruchstücke nach Europa. Im Jahre 1855 ging Newton nach Budrun und entdeckte in den Mauern des Castells nicht blos Reliefs, sondern auch kolossale Löwen, Werke aus der Schule des Scopas. Dann setzte er 1856 seine Forschungen fort und 1857 legte er mit Hülfe von Ingenieuren und Pionieren das Mausoleum selbst zu Tage. Nach und nach konnte man sich eine klare Vorstellung von dem gewaltigen Bauwerke machen; Säulen, Friese und Statuen kamen in Menge zum Vorschein. Das Standbild des Mausolus war freilich in etwa sechszig Bruchstücke zertrümmert. Das Monument war bemalt, blau und mit reinem Roth; wo man den Marmor nicht bemalte, gab man ihm einen Ton vermittelst Firniß und Wachs. Alle Sculpturen und Ornamente waren ultramarinblau grundirt; das Fleisch braunroth, Gewandung und Waffen von verschiedenen Farben, das Simswerk roth. Für die Frage, wie die Alten bei der Architektur die Farbengebung benutzt haben, ist das Alles von großer Wichtigkeit. Die Architektur des Mausoleums ist in ihrer Weise großartig, aber von jener aus der Schule des Phidias verschieden; sie ist realistischer.

Das alte Weltwunder aber bleibt auch heute noch ein Wunder, und die Ueberbleibsel fordern zu Betrachtung und Studium auf.

Spitzbergen. Von einem Freunde des „Globus" geht uns folgende Mittheilung zu: Sie erwähnen in Nr. 9, S. 284, daß die paläontologischen Bildungen, welche sich auf Spitzbergen vorfinden, der permischen Formation anzugehören scheinen. Erlauben Sie mir hierauf zu bemerken, daß bereits im Jahre 1849 durch L. de Koninck in Brüssel, das Vorkommen der permischen, oder wie wir Deutschen besser sagen Zechsteinformation, entschieden worden ist. Herr de Koninck wies nach, daß in den Felsen von Ball Sund auf Spitzbergen sich genau dieselben Versteinerungen finden, wie in Thüringen, der Wetterau oder in einigen Theilen Englands; ganz dieselben charakteristischen Schichten und Fossilien, wie sie die unteren Abtheilungen des thüringer Zechsteins zeigen, namentlich der Productus horridus; Spirifer alatus und cristatus wurden nachgewiesen. Näheres kann man in dem neuen Werke von H. B. Geinitz: Die Dyas oder das Rothliegende und die Zechsteinformation nachlesen. Jedenfalls ist bei dem seltenen Vorkommen der Zechsteinformation überhaupt, ihr Auffinden auf Spitzbergen von großem Interesse. Neuerdings hat man sie auch in Amerika nachgewiesen.

Auswanderungen aus Böhmen. Durch die heillosen Zustände der Yankee-Republik werden bekanntlich sehr viele Leute zur Rückwanderung nach Europa oder zur Auswanderung nach anderen Gegenden veranlaßt. Auch den Tschechen wird das Yankeethum unerträglich. Man schreibt uns aus Böhmen Folgendes: Im Laufe des Februar ist Herr Mratschek, Redakteur eines tschechischen zu St. Louis in Missouri erscheinenden Blattes, begleitet von Herrn Barta, von Prag aus nach St. Petersburg abgereist, um von dort aus sich an den Amur zu begeben. Nach etwa neun Monaten beabsichtigt derselbe nach Prag zurückzukehren, von wo aus dann eine tschechische Einwanderung nach den Amurländern stattfinden soll. Dorthin, weiter nach Osten, mögen die Slaven ihre Blicke wenden, dort kann ihnen reiches Feld für ersprießliche Thätigkeit aufgeschlossen werden. — Gleichfalls aus Choteschau in Böhmen beabsichtigen im Frühjahr zwanzig tschechische Familien nach Neuseeland auszuwandern, nachdem ihnen im Jahre 1860 bereits der k. k. Hauptmann Martin Krippner als Bahnbrecher vorausgegangen war. Uebrigens hat man in neuerer Zeit von Seiten der k. k. Statthalterei in Prag aus vor den Auswanderungen nach Rußland gewarnt; die Schicksale, welche westfälische Bergleute dort fanden, sind also nicht ohne Rückwirkung geblieben.

Herausgegeben von Karl Andree in Leipzig. — Für die Redaktion verantwortlich: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. —
Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.

Der heilige Berg Athos, seine Klöster und seine Mönche.

Pflanzenwuchs und Wald auf der Halbinsel. — Ihre Geschichte. — Ansiedelungen der Mönche. — Das Klosterregiment. — Der Abt von Karyäs. — Die Kalojeren. — Die Einsiedler. — Bauart der Athosklöster. — Gottesdienst. — Die Simandra. — Die Malerei der Mönche. — Iwiron und Esphigmenu. — Das Slawenkloster Kiliandari. — Die Waldpracht. —

Dieser „Walddom der anatolischen Christenheit, der heilige Berg mit seiner festverwachsenen und versteinerten Kirchenverfassung, der Centralpunkt des oströmischen Glaubens und gleichsam Vatican des Orients", ist von zwei Deutschen prächtig dargestellt worden. Fallmerayer (Fragmente aus dem Orient, zweiter Theil im Anfange) hat alle Anmuth seines Styls und die Schärfe seiner heistellung von diesem herrlichen und wunderbaren Fleck Erde bilden, der als Halbinsel vom macedonischen Festlande weit in das ägäische Meer hineinragt und sich in vereinsamter Majestät über die tiefe Fluth des strymonischen Golfes erhebt (Globus I. S. 27).

Auf dem Athos findet man, wie die Orthodoxen der morgenländischen Kirche meinen, eine Werkstätte aller Tu-

Halbinsel des Hagion Oros. Athosberg.

tern Ironie aufgeboten, um uns ein Bild des Hagion Oros mit voller Anschaulichkeit heraufzuzaubern und die dunkle Geschichte der Klöster aufzuhellen. Griesebach (Reise durch Rumelien und nach Brussa im Jahre 1839) schildert als Naturforscher und Mann von Geschmack die Geologie des Athos und die immergrüne Region des heiligen Waldes eben so gründlich als anziehend. Nimmt man dazu den Bericht des französischen Malers Prouſt, welcher 1858 als Künstler wanderte, so kann man sich eine deutliche Vorgenden. Ein Hochpfad läuft durch hellgrünes Gebüsch und dichtverwachsenes, epheuumranktes Baumgewühl über den Sattelkamm der Halbinsel bis zum 6400 Fuß hohen Athoskegel. In der Waldöde findet der Reisende Einsiedlergehöfte; tief unten am Strande, durch Wald und Vorgebirge getrennt, auf grüner Matte ausgebreitet oder auf meerumbrandetes Gestein mittelalterlich hingezaubert, oder in waldüberhangenen Schluchten, an rauschenden Silberbächen, zwischen Limoniengärten und Cypressen erscheinen

die Mönchskastelle mit hohen Mauern und gewölbten Thorgängen. Da fehlen nicht zinnenbekränzte Festungsthürme und eisenbeschlagene Doppelthüren. Das Ganze ist ein zusammenhängender Laubwald von Platanen, Buchen, immergrünen Eichen-, Oel-, Feigen-, Nuß- und Kastanienbäumen, von Cypressen, Weinreben, Lorbeer- und Haselstauden, von Mastixstrauch und immergrünen Arbutuskirschen und Maulbeerbäumen, ein hellgrünes, lustdurchfächeltes Berggewand. Alle Räume füllt die Myrthe, die Rosenhecke, der Weißdorn; da stehen Smilax und Coronilla und die schattige Globularia, und auf dem Boden, über der Steinwand oder am lebendigen Kastanienzaun rankt das saftige Grün des Epheu. Duft, Farbenpracht und Schmelz der Blumen berauscht den Sinn, überall quirlt und rieselt das Wasser und fällt in langen Fäden von der waldigen Hügelterrasse und rauscht unten murmelnd weiter durch den Erlbusch. Auch fehlen nicht Alpenwiesen mit Sennhütten und Hürden neben Brünnlein und Bächen. Es ist Mittagsgluth; die Lüfte schweigen, aber das Bienengesumme klingt melodisch ins Ohr des Wanderers, der sich am Born ausruhet. Kastanienlaub und Alpenflor schwanken im Wasserspiegel, und uns schmilzt die Seele in der Brust wie Morgenthau in der Sonne!

So schildert Fallmerayer das Athosparadies, in welchem eine Urheimath des Kastanienbaumes zu sein scheint, denn nirgends treibt er mit solcher Fülle und Ueppigkeit. In seinem Schatten wandeln die Mönche, wenn sie der dumpfen Klosterzelle entfliehen.

Diese Halbinsel, welche die Alten Akte nannten, hat nie eine politische Rolle gespielt, wie die beiden Nachbarchersonese, die von einem Kranze blühender hellenischer Kolonialstädte umgeben waren, unter denen die gewaltige Potidäa und die reiche Olynth in vorderster Reihe standen. Auf der Athoshalbinsel, die von einem hafenlosen Meer umrauscht ist und wenig pflügbaren Boden hat, schloß die Natur selber das Emporkommen mächtiger Städte aus. Aber das romantische Halbeiland war schon in vorchristlicher Zeit, wie noch heute, ein Wallfahrtsort, ein Nationalheiligthum für die umliegenden Völker, gleichsam ein thrakisches Loretto. Auf der Spitze des Berglegels, wo jetzt das Kirchlein Mariä Himmelfahrt steht, erhob sich ein kolossales Standbild des thrakischen Jupiter, und in einem Tempel am Strande, da wo wir nun die Abtei des Philotheos finden, feierten sämmtliche Athoniten ein großes heidnisches Fest.

Christliche Priesternomaden und geistliche Hüttenbewohner werden erst im neunten Jahrhundert erwähnt. Zu Karyäs war eine Kirche erbaut, deren Vorsteher in gewissem Sinne Oberhaupt und Wortführer der zerstreueten Anachoreten wurde. Erst unter Kaiser Basilius dem Macedonier (867 bis 889), als verschiedene Mönchsgarnisonen nachgerückt waren, erbaute man das erste Steinkloster auf der schmalen Landzunge. Damals erhielt der Abt Johannes Kolobos die „Vergöde des Athos" als Klostergut, und wirkte auch beim Kaiser aus, daß in Zukunft kein weltlicher Mensch wegen Erwerbs, kein Hirt, keine Heerde die gottgeweihte Stätte betrete und die geistlichen Uebungen der frommen Väter störe.

Aber bald nachher verwüsteten saracenische Korsaren die neuen Anlagen. Doch die Einsiedlerhütten, welche so lieblich am Bach oder in der Nußbaumschlucht lagen, füllten sich immer wieder, und bald wurde auch ein Mittelpunkt für sie geschaffen, als der Mönch Athanasius auftrat, welcher als eigentlicher Begründer der Klostergemeinde auf Athos erscheint. Er bauete das Münstercouvent Laura mit steinernem Gotteshaus, gewölbtem Thor und gemauerten Zellen, ließ pflügen und säen und führte Maulthiere ein, zum Verdruß der Alterthodoxen, welche auch darin ungeistliches Treiben sahen, daß die Mönche in Laura warme Speisen genossen! Die Insassen der Klöster waren lange Zeit von slawischer Herkunft und hatten slawische Liturgien und Kirchenbücher.

Im elften Jahrhundert entstanden noch mehrere Klöster im großen Styl und dann begannen auch der Hader der Mönche über Mein und Dein, kirchlicher Hochmuth und Kastengeist, den ein altes Buch dem Teufel zuschreibt, als welcher den Mönchen die Köpfe verrückt habe. Aber strenge Zucht schaffte wieder eine wenigstens äußerliche Ruhe. Auf dem Hagion Oros, sagt Nicephorus Gregoras, ist kein Jahrmarkt, kein Wucher, keine Speculation, kein Tribunal und kein Richterstolz; man weiß nichts von Herr und Knecht; dort allein ist wahre Freiheit und das richtige Maß irdischer Dinge.

Kein menschliches Wesen, kein Füllen, kein Lamm oder Kalb wird auf dem heiligen Berge geboren; alle weibliche Kreatur ist verbannt. Man lebt und stirbt dort nur, aber ohne Thräne, ohne Monument.

Das Regiment der Klöster ist ein zwiefaches; ein Theil wird im monarchischen, ein anderer im demokratischen Sinne verwaltet. Die erstern heißen Cönobien und die Mönche derselben stehen mit völliger Ertödtung des eigenen Willens unter einem auf Lebenszeit mit Vollgewalt ernannten Abte. Niemand hat Eigenthum; Leib und Seele gehören dem Kloster und alle Mönche tragen gleiche Kleidung. Dagegen lebt in den Idiorrhythmata Monastiria der Einzelne nach eigenem Gutdünken; man wählt die Vorstände, und zwar mehrere zugleich, durch Stimmenmehrheit nur auf ein Jahr und der Mönch kann seine persönliche Habe nach Gutdünken vererben. Nichts ist gemeinschaftlich als der Gottesdienst in der Kirche und das Grab auf dem Leichenacker. Man ist freier Gottseligkeitsbürger und kümmert sich nicht viel um Hauspolizei, Sauberkeit, reinlichen Anzug und feste Ordnung.

Der Abt von Karyäs ist im Laufe der Zeit gleichsam zum Mönchspatriarchen und geistlichen Vergoberhaupte geworden, auch hat er Rechte und Kirchenkleidung eines Bischofs.

Am Ende des dreizehnten und zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts brachen über die Klöster des heiligen Berges manche Stürme herein, zumeist durch lateinische Abenteurerbanden. Die Abneigung der Mönche gegen die römische Kirche und deren Anhänger war zu allen Zeiten tief gewurzelt.

Die Stadt Thessalonich, in welcher lateinische Christen herrschten, wurde 1430 von den Mönchen eines griechischen Klosters an den Türkensultan Murad den Zweiten verrathen. Die Athosmönche sandten, schon lange vor der großen Katastrophe des morgenländischen Kaiserthums, Abgeordnete an das osmanische Hoflager, um von den künftigen Herren im Voraus Schutz und Wohlwollen zu erflehen.

Auf dem Athos hat sich seit Jahrhunderten nichts verändert; keine neue Idee ist eingedrungen, das versteinerte Gedankenkapital dasselbe geblieben, gleich dem man möchte sagen zoologischen Gepräge in Baukunst, Wortsyntax, Kniebeugung, Gastlichkeit und seliger Ignoranz der Mönche.

Der Großabteien zählt man ein und zwanzig. Von diesen sind serbo-bulgarische Stiftungen: Chilandári, Zográfu, Simópetra, St. Paul, Xenóphu und Rússico. Als Schöpfungen der Fürsten von der Moldau und der Walachei sind anzusehen: St. Gregorín, Karalátu, Dochiarion, Kutlumúsi, Xeropotámu, Pantocrátoro, das trapezuntische

Dionysiu, und selbst das „kaiserliche, prachtvolle Lavra"; an der Gründung oder dem Neubau von Iwiron, Protaton, Esphigménu, Philothéu, Kastamonitu und Stauronikita haben die Slawen keinen Antheil. Dazu kommt dann noch das „große und stolze Vatopädion."

Die Halbinsel, auf welcher diese Klöster stehen, ist etwa sechs deutsche Meilen lang und eine Meile breit; mit dem macedonischen Küstenlande, der Chalkidike des Alterthums, steht sie nur vermittelst einer bis zur Meeresfläche vertieften Erdzunge in Verbindung, die eine Breite von 7200 Fuß hat. Diese scheidet den Staat der Mönche von der Außenwelt. In ihm ist der Versuch ausgeführt worden, in einem kleinen, von weltlicher Herrschaft und Einwirkung unberührt gebliebenen geistlichen Reiche und noch dazu auf engem Raum, ascetische Entsagung und eine lediglich der Beschaulichkeit zugekehrte Lebensrichtung als Grundlage der Gesellschaft aufzustellen. Aber das ist nicht angegangen ohne eine verhängnißvolle Einbuße von Kraft, Werth und Seele; der Staat von Mönchen und Eremiten hat, wie auch Griesebach ausdrücklich hervorhebt, jedes geistige Leben völlig eingebüßt. Alles ist bei diesen „guten Vätern", Kalojeren wie sie genannt werden, völlig verknöchert. Dogma und Klosterverfassung stehen unwandelbar fest, sie dürfen niemals und durch Niemanden irgendwie verändert werden, darüber wachen die Proistameuoi und die Proestótes, die Vorsteher. Die Freiheit des Einzelnen ist äußerst beschränkt und am Buchstaben wird mit ungemeiner Strenge festgehalten. Weibliches zu berühren oder auch nur anzublicken, ist verboten, und während der Fasttage wird kein Kalojer irgend etwas Thierisches genießen. Er lebt von Oliven, trockenem Brot, rohem oder nur mit Wasser und Salz zubereitetem Gemüse, Honig, Käse; dann und wann genießt er gesalzenen Fisch. Er trägt ein wollenes Hemd und ein dunkles Priestergewand. Seine Hauptsache ist Beten und immer wieder Beten. Dienstarbeiten werden von den Kosmili verrichtet, Knechten, welche aber mit der Zeit auch Kalojeren werden können.

Abgesehen von den großen Klöstern liegen viele einzelne Zellen, Kelläen, Einsiedeleien, sowohl am Athos wie im heiligen Walde zerstreut. Einige bilden Gemeinden und heißen dann Askitiria, und jedes einzelne derselben wird einem Kloster gleich gerechnet. Die Kelläten sind weniger unbetriebsam als die trägen Bet-Kalojeren. Aber

Albanesische Frauen bei Wasilika.

man findet unter diesen oft die edelsten Priester- und Greisenköpfe. In Pandocratoras war Griesebach unwohl und an sein Zimmer gefesselt. Die vier Proistameni, Vorsteher, besuchten den Fremden. Alle erschienen in würdigster Haltung, mit bedeutungsvollem, ernstmildem Gesichtsausdruck, der Ehrfurcht und Vertrauen einflößte; zwei von hohem Greisenalter hatten herabwallenden Bart, der sorgfältig behandelt bis auf die Brust in Wellenlinien herabfloß. Die ernsten Züge, die unbewegliche Miene, die großen bedeutungsvollen Augen erinnerten an manche Gemälde Geistlicher aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Aber wie täuscht man sich, wenn man unter den hohen Brauen und in den sprechenden Augen eigenthümliche Gedanken sucht! Sobald sie zu reden beginnen, ist der Zauber verschwunden. Man merkt bald, daß Viele sich in die Welt zurücksehnen. Wie

träge sind diese Leute! Nicht einmal das ihnen zunächst Liegende, die Kenntniß des Altgriechischen, suchen sie zu erwerben; sie beschönigen das damit, daß ja das Althellenische für den Kirchendienst nicht erforderlich sei. Nirgends ist eine Spur von gelehrtem Triebe bei ihnen wahrzunehmen.

Der Maler Proust unternahm seinen Ausflug nach der Halbinsel des heiligen Berges von Thessalonich aus, unter Bedeckung zweier albanesischer Baschi Bosuks. Er zog quer durch das Land, dessen üppiger Baumwuchs und fruchtbarer Boden ihn in Erstaunen versetzte. Beim Dorfe Wasilika konnte er eine patriarchalische Scene betrachten. Auf grüner Wiese saßen drei albanesische Frauen im Schatten der Bäume. Sie waren auf einer Reise begriffen; ihre von Ochsen gezogene Araba stand ganz in der Nähe.

Siegel des Klosters Karyäs.

In Worwuru bestieg Proust eine mit Holz beladene Tartane, die ihn nach der Halbinsel hinüberführte. Am 17. Mai warf sie Anker an der westlichen Küste bei Russikon, dem russischen, nur von moskowitischen Mönchen bewohnten Kloster. Es war früh nach zwei Uhr und der Morgen fing an heraufzudämmern. Eine Menge von Köpfen schaueten von der Gallerie herab.

Man kann sich keine zusammenhangslosere Architektur denken, als jene der Athosklöster. Sie bilden zumeist ein wundersames, man möchte fast sagen unglaubliches Gemisch von Schanzen, Bastionen, Thürmen, Thürmchen, Alles von schmutzig gelber, bräunlicher Farbe. Russikon hat in allen seinen Mauern keine Fensteröffnungen, dergleichen man nur auf den unter dem Dache hinlaufenden Gallerien bemerkt. Diese letztern sind mit brauner Farbe angestrichen. Die ganze Masse von Gemäuer liegt, umgeben von üppigem Grün, auf einem Felsen.

Proust ließ sich durch einen Mönch, welcher mit ihm die Ueberfahrt gemacht hatte, anmelden, und bald erschien er nebst zwei Kalojeren, welche im Auftrage des Abtes (Higumenos) Melonen und frische Feigen brachten. Dann stieg er den steilen Abhang hinauf, welcher zum Kloster führt. Eine Doppelthür und dann noch ein Gitterthor führen zum großen Hofraume. In der Mitte desselben steht das Katholikon, die Hauptkirche, eine Basilike mit fünf Kuppeln und ringsum auf einer doppelten Arkadenreihe befinden sich die Zellen der Mönche. Nach der Regel des heiligen Basilius führte man die Fremden zuerst in die Kirche, in welcher gerade Messe war. Da saßen die Kalojers in ihren braunen Röcken, über welchen sie einen etwas hellfarbigern Ueberwurf tragen. Die Füße sind mit Halbstiefeln bekleidet, der Kopf ist mit einer Filzmütze bedeckt. Ein junger Mann konnte für ein wahres Urbild von Schönheit gelten. Er war ein Grieche aus Zante und erst vor einigen Tagen nach dem Hagion Oros gekommen.

Die Mönche sangen in näselndem Ton einen Psalm; dann begann die Messe. Der Priester schlug, nach Vorschrift der griechischen Kirche, dreimal das Kreuz von der Rechten zur Linken und machte eine Verneigung; das Niederknien gestattet die orientalische Kirche nur am Pfingsttage. Nach vollendetem Gottesdienste konnten die Fremden sich zwanglos im Kloster bewegen, das, wie sie bemerkten, zumeist von russischen und einigen griechischen Priestern bewohnt wird. Nachdem Proust sich einige Stunden lang das Gebäude betrachtet, brach er auf nach Karyäs, das nur etwa vier Wegstunden entfernt liegt. Der Weg führt zum Theil durch Gärten, welche in sehr sinnreicher Weise bewässert werden. Weiter oben stehen Eichen und Kastanien von so wunderbarer Fülle, daß man wohl begreift, weshalb die Reisenden über einen solchen Baumwuchs in Entzücken gerathen.

Albanesischer Polizei-Soldat.

Karyäs liegt in einer Bergfalte des östlichen Abhanges; ringsum an den Bergen liegen Einsiedeleien. Die Häuser sind allesammt niedrig und bilden eine einzige Gasse. Dort verkaufen Mönche vielerlei Sachen, namentlich Rosenkränze und verschiedene Schnitzereien, mit deren Anfertigung sich die Einsiedler ihre Zeit vertreiben. Stattlicher, aber doch von bescheidenem Anblick ist das Gebäude, in welchem der große Rath der zwanzig Epistaten seine Sitzungen hält. Diese Versammlung der zwanzig Bevollmächtigten wählt einen Vorsteher auf vier Jahre; er hat nebst vier Delegaten der Klöster Lavra, Iwiron, Vatopädi und Kiliandari die vollziehende Gewalt und bildet zugleich die höchste richterliche Behörde. Die Entschei-

Die Epistaten im Kloster Karyäs.

dungen oder Erlasse sind versehen mit einem Siegel, von welchem jeder der Delegaten ein Viertel in Verwahrsam hat; ein Erlaß, an welchem ein Theil des Siegels fehlt, ist ungültig. Die türkische Regierung hat diesen kleinen Mönchsstaat anerkannt, und läßt von ihm durch einen in Karyäs wohnenden Aga einen jährlichen Tribut von einer halben Million Piaster erheben. Die Mönche unterhalten eine Polizeiwache von zwanzig Albanesen.

Die vier obengenannten Klöster sind die reichsten und gelten für die ältesten. Die Einkünfte sämmtlicher Klöster kommen aus dem Verkauf von Holz, Nüssen und Oliven und aus dem Ertrag der Metok, das heißt großer Güter in der Walachei, auf der Insel Thasos und von verschiedenen Ortschaften der Türkei.

In Karyäs war gerade Wahltag zur Ernennung neuer Regenten; die Epistaten, welche dieselbe vorzunehmen hatten, waren eingeschlossen. Nachdem wir, schreibt Proust, uns das Dorf näher angesehen hatten, führte man uns in einen großen Saal, der eine Art von Gallerie bildete, nach dem Hofe hin offen und mit einer Estrade versehen war. Auf dieser saßen die Mitglieder der geistlichen Versammlung mit übereinandergeschlagenen Beinen. Sie trugen einen Ueberwurf mit weiten Aermeln, unter demselben einen, je nach dem hierarchischen Range, blau- oder violettseidenen Rock und ein Kalimafki, das heißt eine Mütze von schwarzem Filz, deren Form unser Bild zeigt. Diese Gestalten hoben sich von dem gelblichen Farbentone der Wand vortrefflich ab. Der Vorsitzende trat uns entgegen und bat zugleich, Platz auf dem Divan zu nehmen; dann öffnete er die Einführungsbriefe, welche wir ihm überreichten, und drückte auf das vom Patriarchen zu Konstantinopel einen Kuß. Nachher brachte ein Albanese Gebäck und Kaffee, wir Alle zündeten unsere Tschibuks an und dann begann ein Gespräch über Europa und über den Zweck der Reise. —

Die beiden Maler Proust und Schranz wurden beim Klostermaler Anthymes untergebracht. Bevor sie sich dort einrichteten, machten sie dem türkischen Aga einen Besuch. Dieser Muselmann fühlt sich in Karyäs sehr vereinsamt und darf nicht einmal eine Frau bei sich haben, denn weibliche Wesen werden, wie schon bemerkt, auf dem heiligen Berge nicht geduldet. Deswegen sind sogar Viehheerden ausgeschlossen.

In Karyäs traf Proust mit einem jungen morgenländischen Maler zusammen, welcher im Auftrage des Russen Sevastianoff Photographien aufnahm.

Die Einsiedler leben wie wilde Thiere. Wir haben schon gesagt, daß sie allerlei Schnitzwerk an die Mönche verkaufen und theilweise auch etwas Gemüse zu Markte bringen. Sie sind den Mönchen, in welchen sie Eindringlinge sehen, sehr gram, werden aber trotzdem von diesen wie Heilige betrachtet. In der Nähe des russischen Klosters sahen die Reisenden einen solchen Einsiedler, der völlig nackt war, aber einen ungeheuer langen Bart hatte. Er war recht eigentlich ein Waldmensch.

Unweit von Karyäs liegt das Kloster Kutlumusi und dort konnten die Reisenden das völlig nutzlose Leben und Treiben der Kalojers mit Muße beobachten. Diese Mönche überließen die Arbeit in Gärten und Aeckern den Laienbrüdern, sie selber trieben beschaulichen Müssiggang. Morgens kamen sie aus ihrer Zelle, sangen, hörten die Messe, gingen ins Refectorium, wohnten um vier Uhr der Vesper bei, aßen um sechs Uhr zu Abend, sprachen die Complet, legten sich mit Sonnenuntergang schlafen und gingen um Mitternacht in die Kirche. Zu alle dem wird das Zeichen mit der Simandra gegeben. Sie ist ein Stück Holz oder Eisen, das von einem Balken herabhängt und einen langanhaltenden Ton giebt, wenn man mit einem Hammer darauf schlägt. Dieses Werkzeug ist sehr alt, denn man hat es in den Ruinen von Pompeji gefunden. Den Gebrauch der Glocken verschmähen die Kalojers. Diese Leute lesen außer ihrem Breviarium, Eukalog, nur wenig; die Bibliotheken sind in einer abscheulichen Unordnung und das Amt des Bibliothekars, Chartophylax, ist eine Sinecure.

Weniger vernachlässigt sind die bildenden Künste. Im Katholikon (d. h. der Hauptkirche) zu Karyäs sind manche Wandbilder aus der besten Zeit der athonitischen Malerschule, meist von Manuel Panselinos (Vollmond), der im zwölften Jahrhundert in Thessalonich geboren wurde. Er gilt für den größten Meister der ganzen byzantinischen Malerschule, deren Kunstüberlieferungen in einem besondern Werke: „Wegweiser zur Malerei“ um 1650 zusammengestellt worden sind. Derselbe enthält auch Farbenrecepte, schärft aber insbesondere den Malern ein, sich streng an das einmal Hergebrachte zu halten, jede Abweichung von demselben zu unterlassen und alle persönliche Inspiration zu vermeiden. So ist die ganze Malerei wie mit einem Bannfluche belegt und es darf nicht befremden, daß sie so steif und starr bleibt. Sie ist gleichsam versteinert und allmälig dermaßen herabgekommen, daß von Kunst eigentlich keine Rede mehr sein kann. Als Proust in die Werkstatt des Anthymes trat, fand er dort weder Skizze noch Carton oder Gemälde, wohl aber Fischleim, Oel, Farben und Aetzmittel. „Skizzen machen wir nicht“, sagte der Mönch, „wir bringen die Farben ohne Weiteres auf die Wand; der Wegweiser schreibt uns die Verhältnisse des menschlichen Leibes vor und sagt uns, wie wir die Sache machen müssen.“ Dann fuhr er mit einem Pinsel in einen Topf mit braunrother Farbe und malte eine Christusgestalt auf ein Blatt Papier, rasch, mit festen Umrissen, ohne Fehler, und doch war das Bild gar nichts werth, weil ohne alle Seele, ohne jedes Leben, ohne eine Spur von Ausdruck.

Von Karyäs ging Proust am 24. Mai nach dem Kloster Iwiron. Es bildet ein „architektonisches Babel“ und macht mit seinen Mauern, düsteren Hallen, feuchten Gängen, kalten Höfen und außerordentlich schmutzigen Gallerien einen widerwärtigen Eindruck. Dort leben Cenobiten, und es war gerade Fastenzeit, an welche sich aber die Fremden nicht banden. Sie verzehrten einen Hammel und der Igumenos sah zu. Er war ein durchaus ungelehrter Mann, jedoch umgänglich und nicht ohne eine gewisse Schlauheit. Ein anderer Mönch, der Logothet, war mit dem lieben Gott, der Panagia (Jungfrau Maria) und der ganzen Schaar aller Heiligen gleichsam auf Du und Du, und erzählte von ihnen, als hätte er von Jugend auf mit ihnen in allervertrautestem Umgang gestanden. Aber seine Schilderungen wurden häufig durch gewisse Auslassungen unterbrochen, die man außerhalb jener Klostermauern für unanständig und widerwärtig hält.

Iwiron ist sehr umfangreich und um das Katholikon herum zählt man nicht weniger als dreißig andere Kirchen. Der Igumenos zeigte den Reisenden allerlei Bilder, welche die russische Regierung dem Kloster geschenkt hatte. Es sind elende Sudelarbeiten, die aus St. Petersburg kommen; Rußland überschwemmt damit alle Klöster in der Türkei. Die Politik steckt dahinter.

Die Mönche, wie schon bemerkt, beten; den Garten bestellen, Kähne bauen, Fische fangen und Wolle spinnen ist Obliegenheit der Laienbrüder. Das ganze Mönchsleben in Iwiron ist schlecht; die Gemächer liegen in den Gallerien, sind bei Tage unerträglich heiß und unsauber; die Wege am Berge kann zu begehen. Aber dafür entschädigt die herrliche Natur, in deren Genuß man leider dadurch gestört

Das Cönobitenkloster Iviron.

wird, daß die Klosterregel gebietet, schon nach der Complet (dem Abendgebet) alle Thore zu schließen.

Der Maler besuchte noch mehrere andere Klöster, namentlich Vatopädi, und besah zuletzt Esphigmenu und das Slawenkloster Kiliandari.

Esphigmenu ist zum großen Theile neu gebaut worden. Es führt seinen Namen (von σφίγγω, erwürgen), weil es am Ausgang eines sehr engen Thales liegt. Dorthin hat sich der abgesetzte Patriarch von Konstantinopel, Anthymes, der Vorgänger des gegenwärtigen Oberhauptes der griechisch-orthodoxen Kirche in Stambul, zurückgezogen. Das ist Brauch bei gefallenen Größen, wie denn auch einst der byzantinische Kaiser Johannes Kantakuzenus sich nach Vatopädi zurückzog und dort seine Tage als Mönch beschloß.

Als Sultan Mohammed der Zweite 1453 Konstantinopel eroberte und dem alten byzantinischen Reich ein Ende machte, erhob er den Mönch Gennadios auf den Patriarchensitz und übertrug ihm außer der geistlichen Obergewalt auch große Befugnisse in Betreff der Verwaltung und Rechtspflege. Seit jener Zeit ist der ökumenische Patriarch von Stambul in gewissem Sinne ein Potentat; an ihn appellirt man in vielerlei Rechtsstreitigkeiten, er erhebt Abgaben, verkauft Indulgenzen (Diavatirion) und weiß sich überhaupt manche Einkünfte zu verschaffen. Freilich preßt die ottomanische Pforte nicht wenig an diesem vollgesogenem Schwamm herum; sie verkauft sogar den Patriarchensitz an den Meistbietenden, aber alle Bürden fallen zuletzt auf die gläubige Heerde. Nichts ist leichter, als einen Patriarchen abzusetzen; dazu genügt schon eine Beschwerde des Synods der Erzbischöfe, von denen jeder selber Patriarch werden möchte. Der mohammedanische Sultan entscheidet. Gegenwärtig stecken nicht weniger als sechs abgesetzte Patriarchen in verschiedenen griechischen Klöstern herum! Der Patriarch besitzt so große Befugnisse, daß er seinen Glaubensgenossen ein Wohlthäter werden könnte; das Patriarchat hat aber nie etwas Ersprießliches für sie gethan; die Einkünfte sind die Hauptsache.

Im Juli besuchte Proust das Slawenkloster Kiliandari, das gleichfalls an der Ostküste liegt. Die Mönche sind alle aus Serbien und Bulgarien und tragen ein dunkleres Gewand als die griechischen Kalojers. Sie haben noch, obwohl sie unter sich slawisch reden, die Liturgie in griechischer Sprache, welche ihnen erst 1837 aufgezwungen ist; früher war sie slawisch. Daß gegenwärtig die Bulgaren mit Eifer daran arbeiten, sich vom Drucke der hellenischen Geistlichkeit zu emancipiren, ist bekannt; „sie wollen nicht mehr als Lastvieh den Pflug der Griechen ziehen."

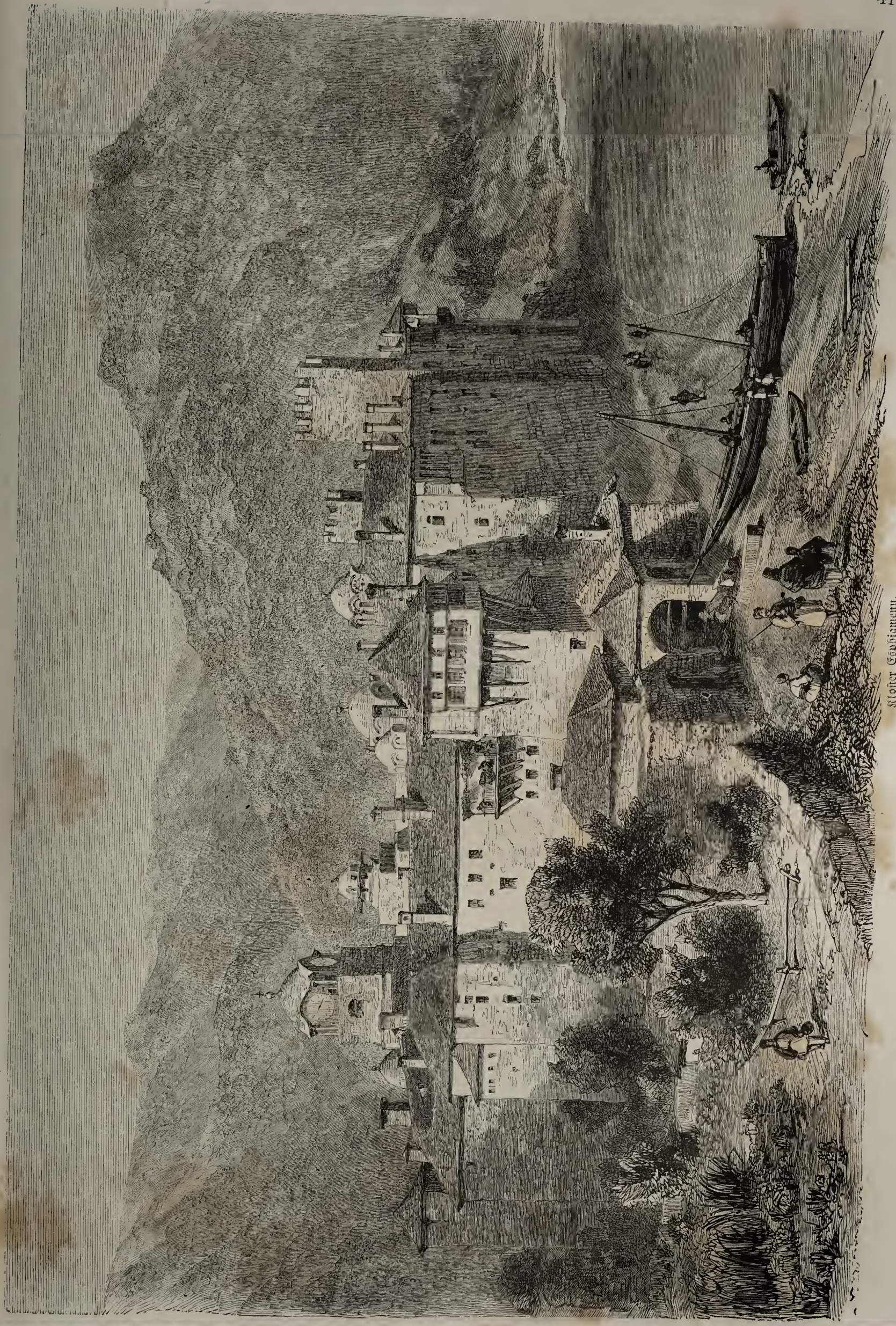
Die Bibliothek von Kiliandari ist reich an slawischen Handschriften und die dem heiligen Tryphonius, dem Patron der Gärtner, geweiheten Gärten sind in vortrefflichem Stande. Im Katholikon zeigt man die Reliquien des heiligen Sabbas, welcher für den Gründer dieses Klosters gilt. Daß es an solchen Heilthümern, z. B. an Stücken vom wahren Kreuze, allerlei Knochen, Kleidungsstücken von Jesus Christus und dergleichen Dingen keineswegs fehlt, versteht sich ganz von selbst; denn wo wären dergleichen nicht? In Kiliandari ist auch ein Bild der Panagia, das einst ein in der That merkwürdiges Wunder verübte. Die Bilderstürmer, welche seit Kaiser Leo dem Isaurier ein Jahrhundert lang mit Feuer und Schwert Kirchenreform treiben wollten, hieben dem heiligen Johannes Damascenus einen Arm vom Rumpfe. Aber jenes auf Holz gemalte Bild der Panagia wußte die Sache wieder gut zu machen und schaffte dem Verwundeten einen neuen Arm.

Der Igumenos im Kloster Iwiron.

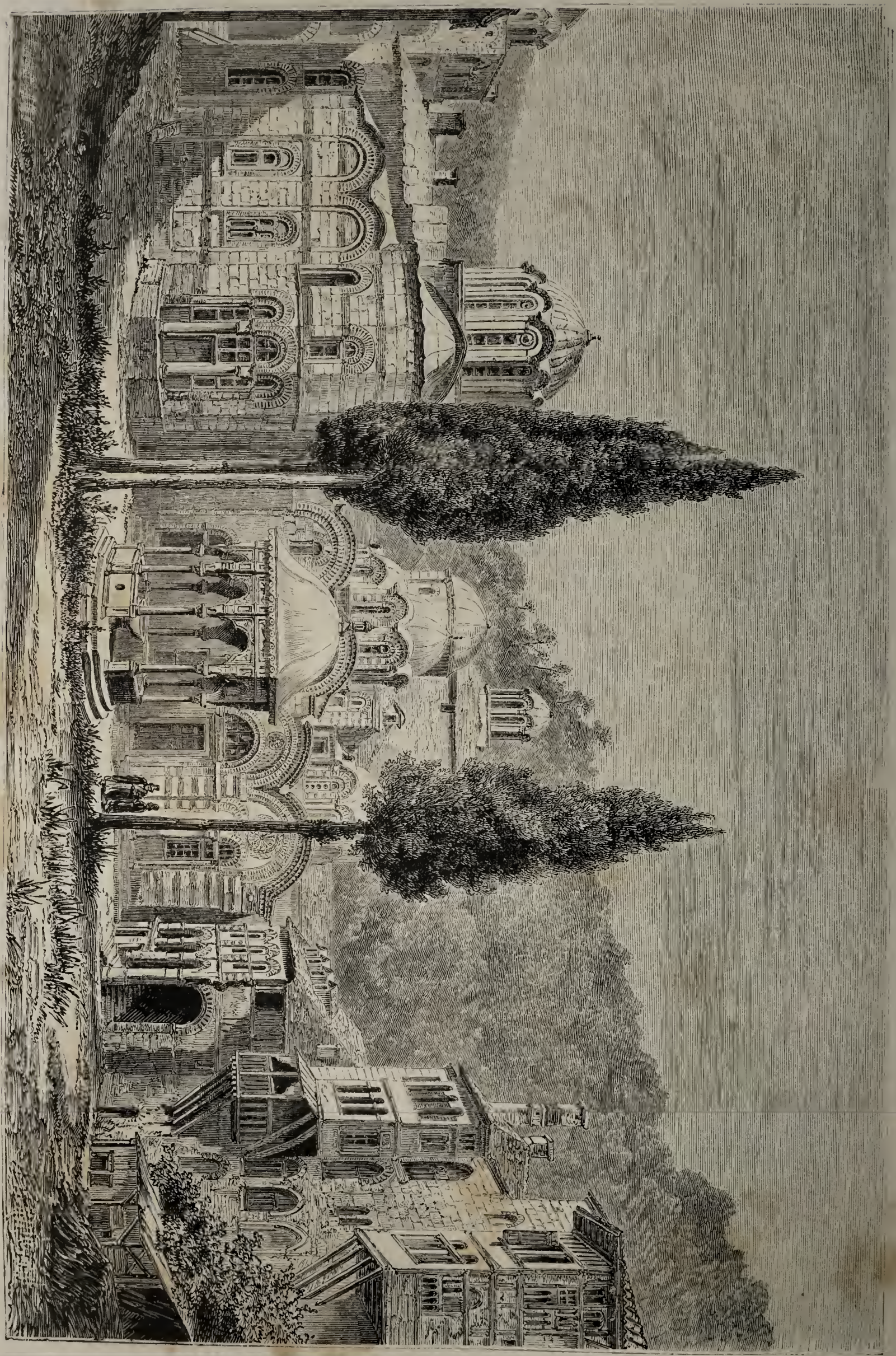
Die Mönche von Kiliandari verlassen ihr Kloster nicht oft und befolgen das Gelübde der Armuth im strengen Sinne des Wortes. Nicht weit entfernt liegt ein anderes Bulgarenkloster, Zografu, zwischen duftigen Tannen. Dasselbe enthält viele werthvolle Bücher und manche Malereien, und den Naturfreund entzückt die in der That herrliche Landschaft. Die prachtvollen, von Bächen durchzogenen Wälder gewähren auch im Sommer eine erquickende Frische, und die tiefe, unendlich wohlthuende Einsamkeit und Stille wird nur von dem aus der Ferne melodisch erklingenden Geklapper einer Mühle unterbrochen. Am heißen Mittage liegt ein flimmernder Duft auf der Gegend, Abends legen sich die Schatten über die Thäler und geben den Wäldern eine wunderbar mannichfaltige Färbung, und Morgens, wenn Alles nach und nach sich aus dem Nebel heraushebt, ist der Anblick nicht minder entzückend.

In diese Ruhe kam einst eine unerhörte Störung. Denn eine unternehmende oder höchst neugierige Tochter Großbritanniens war keck genug, eine Barke zu besteigen und beim Kloster Iwiron den Boden der Halbinsel des heiligen Berges zu betreten. Da erhob sich in allen Klöstern weit und breit ein Geklapper mit den Simandras, die Mönche beteten und alle riefen: Weiche hinweg, Satanas! Die Engländerin verschwand.

Auf der Halbinsel fehlt das Weib und mit ihm die Familie, die häusliche Sorge, die Zierlichkeit der Sitte und des Putzes, die Elektrieität der Lebensgeister, die Begierde und aller nachhaltige Trieb menschlicher Bestrebung.



Kloster Esphigmenu.



Hofraum im Slawenkloster Kiliandari.

Aber herrlich ist die Natur; möchte nur diese Waldpracht, dieses unbeschreiblich herrliche Laubtheater unangetastet bleiben! Wir schließen mit folgender Herzensergießung Fallmerayers.

Vielleicht hat dieselbe Waldpracht einst die Höhenzüge um Salonichi, den kahlen Bergkranz um die weite Binnenebene Thessaliens, besonders aber den jetzo melancholischöden über Athen hereinblickenden Hymettus und zum Theil den ausgedorrten Boden Attikas selbst bedeckt. Zündet auf Athos die Wälder an, fället die Urwaldriesen des Kastanienhains von Ravanikia, und bald wird mit der grünen Herrlichkeit auch der Bach versiechen, wird der Mastixbusch verdorren. Ihr habt dann die Künste unserer Zeit über ein unentweihetes Labyrinth gebracht, habt den Sitz des seligsten Entzückens mit Axt und Feuerbrand säcularisirt. Verwitterte, abgenutzte Seelen des Occidents, nach Kolchis, nach Athos eilet, den Duft ewig grüner Laubholzwälder athmet ein! Hier nahm Medea den Zaubertrank, der Jolkos und Korinth zu frischer Energie erweckte. Ohne Wald ist für den Menschen keine Lust und selbst die Götter schlugen ihren liebsten Sitz in dunkeln Wäldern auf. Ach, wem ist die Kraft des Wortes verliehen, um die weinlaubbekränzten Ahornwälder in Kolchis und die Kastanienpracht am Thore des Hagion Oros vor Hunger und mörderischem Stahl abendländischer Verfeinerung zu schirmen! Waldeinsamkeit macht stolze Seelen und giebt kühne Gedanken, dem verzagten Säculum zum Trotz!

Ein Blick auf Mexiko und die Republiken im spanischen Amerika.

I. Die Blutmischungen und ihr Einfluß.

Gegensatz zwischen den germanischen und romanischen Ansiedelungen. — Die Anarchie. — Mangel an Elementen für eine bürgerliche Gesellschaft. — Die Herrschaft der Spanier. — Die Kreolenrepubliken. — Entfesselung der Indianer. — Heidenthum. — Die Hautfarben. — Liberale und Klerikale. — Herrschaft des indianischen Elementes.

In der Stellung Europas zur westlichen Erdhälfte geht eine wichtige Umwandelung vor und manche Verhältnisse gewinnen eine ganz neue Gestalt. Wir werden die Lage der einzelnen Staaten nach und nach erörtern. Daß bei unseren Betrachtungen die Tagespolitik ausgeschlossen bleibt, versteht sich von selbst; sie liegt unserer Zeitschrift fern.

Amerika ist im Verlaufe der letzten neunzig Jahre von der alten Welt unabhängig geworden. Die Besitzungen, welche die einzelnen Seemächte bisher behauptet haben, liegen zerstreut an der Nordküste von Südamerika, in Westindien, am St.-Lorenzstrom und an den Nordwestgestaden; alles übrige Gebiet des großen Continents hat sich von den Mutterländern völlig abgelöst und auf dem weiten Raume von den großen canadischen Seen bis zur Mündung des La Plata-Stromes wurden selbständige Staaten gegründet.

Seit langen Jahren sind sie in der Lage, sich selber bestimmen zu können; fremde Mächte haben sich in ihre inneren Angelegenheiten nicht mit den Waffen eingemischt, höchstens da und dort, zum Beispiel in Centralamerika, Ränke gesponnen, und doch zeigt heute diese Masse von Staaten, wenige ausgenommen, das Bild allgemeiner Zerrüttung. Jene in den nordamerikanischen Freistaaten haben wir geschildert. Dort aber ist die überwiegende Menge der Bevölkerung von germanischer Abstammung und der Verwirrung werden einmal wieder geordnete Zustände folgen. Aber in den meisten Ländern, welche ehemals der Krone Spanien unterworfen waren, liegen die Dinge geradezu trostlos. Denn die meisten Kreolenrepubliken, insbesondere Mexiko, jene in Centralamerika, Ecuador, Venezuela, Peru und Bolivia sind lediglich ein ungeheures Chaos, dessen wilde Elemente nur zeitweilig, bald da bald dort ruhen, allein der gewöhnliche, man möchte beinahe sagen regelrechte Zustand ist jener der Anarchie. In diesem chaotischen Durcheinanderwogen und Gähren verderblicher Elemente gewahren wir nirgends einen festen Stützpunkt, an welchen sich das Gute lehnen, keinen Kern, aus welchem ein gesunder Stamm herauswachsen könnte.

Es macht einen peinlichen Eindruck, wenn man sieht, wie Menschen und Staaten in Ländern, die von der Natur so reich gesegnet sind, in Zuckungen gleichsam absterben, sich in Agonien hin und her winden, um fortzuleben, und wie doch jede politische Arznei, welche sie selber anwenden, das Uebel nur verschlimmert.

Vielen Männern im ehemals spanischen Amerika selbst hat sich schon längst die Ueberzeugung aufgedrängt, daß der Untergang dieser sogenannten Republiken nicht abzuwenden sei. In Mexiko schloß im Jahre 1852 Präsident Arista den Congreß mit den Worten: „Als Sie sich versammelten, lag die Besorgniß nahe, daß Ihrer hier keine andere Aufgabe harre, als die traurigste, welche Männern zu Theil werden kann, nämlich dem Leichenbegängnisse des Vaterlandes beizuwohnen.“ Seitdem hat Mexiko abermals zehn Jahre des wildesten Bürgerkrieges gehabt und ist noch immer tiefer in Barbarei versunken. Drei europäische Mächte haben endlich nicht umhin gekonnt, ein sehr heißes Eisen anzufassen und sich in die mexikanischen Händel einzumischen, um Ruhe zu schaffen, vielleicht auch eine monarchische Regierung aufzurichten. Man verweist in dieser Beziehung auf Brasilien, das neben der Freiheit Ruhe hat, weil die oberste Spitze im Staate ein für allemal feststeht, und deshalb nicht jeder beliebige ehrgeizige General oder Oberst sich zum Präsidenten aufwerfen und den ganzen Staat zerrütten kann.

Die östliche Hälfte von San Domingo ist wieder unter Spaniens Botmäßigkeit zurückgekehrt und in allen Kreolenrepubliken giebt es Männer, welche die constitutionelle Monarchie wünschen. Sie halten eine solche für das einzige Mittel, den Krater zu dämpfen, aus welchem immer wieder Bürgerkriege, Racenkämpfe und Anarchie hervorbrechen. Sie glauben, daß nur dadurch dem weitern Anwachsen der Barbarei gesteuert, der weiße Theil der Bevölkerung, welcher doch den einzigen Träger der Bildung und Gesittung bildet, vor völligem Untergange gerettet werden könne. Denn die Weißen nehmen, Chile, die La Platastaaten und Costa Rica abgerechnet, überall an Zahl ab, während jene der unvermischten Indianer rasch anwächst und die Mischlinge, die Mestizen, sich mehr und mehr dem indianischen Typus wieder annähern.

In allen diesen Republiken ist kein Volk vorhanden; es giebt in ihnen keine Gesellschaft, die eine organische Gesammtheit bildete und deren Mitglieder Uebereinstimmung und gleichartige Anliegen und Belange hätten. Vorhanden ist lediglich ein Gewimmel von Menschen verschiedener Hautfarbe, die neben und durch, nicht mit einander leben, und welche von einander getrennt sind durch eine tiefe Kluft anthropologischer, ethnischer Abneigung. Deshalb hat überall der Bürgerkrieg das Gepräge eines Racenkampfes angenommen.

In allen diesen Staaten, welche wir der Kürze wegen als Kreolenrepubliken bezeichnen wollen, ist es von Anfang der Besiedelung an verhängnißvoll gewesen, daß die eingewanderten Europäer das Blut nicht rein erhielten, sondern daß aus der Vermischung mit Indianern und Negern eine Menge von Bastardschlägen und Blendlingen entstanden, die unter sich nichts anderes gemein haben, als die gegenseitige Abneigung Aller gegen Alle. Dabei kann platterdings kein Bürgerthum aufkommen und ohne dieses kann ein Staat nie gedeihen. Diese buntscheckige Menge hegt eine gegenseitige Eifersucht, welche geradezu im Blute liegt und sich durch Vernunftgründe nicht beseitigen läßt. So lange die Spanier herrschten und durch Beamte, die stets geborene Europäer sein mußten, ihre Herrschaft ausübten, lastete der Druck auf allen Eingebornen in den Kolonien gemeinsam, und die Gegensätze unter den verschiedenen Farben: Weißen, Schwarzen, Braunen, Gelben ꝛc., wurden derart niedergehalten, daß sie nicht aufeinander platzen konnten. Auch durften weder Indianer noch Neger Waffen führen und viele Elemente der Gährung, welche heute durcheinander brausen, waren in der Kolonialzeit noch völlig latent.

Die spanische Herrschaft mit ihrem Zwang und Monopol ist kein Segen für die Pflanzungen gewesen, aber was ihr folgte, war noch ärger als der Druck, welchen das alte Mutterland ausübte. Die Kreolen, die weißen Menschen spanischer Abstammung, welche in Amerika selbst geboren waren, erhoben sich zuerst. Sie hatten nur dann Hoffnung, den Kampf für die Unabhängigkeit mit Erfolg durchzuführen, wenn sie die dunkelfarbigen Volksmassen zu sich hinüberzogen. Seither hatten diese allesammt das Uebergewicht und die natürliche, von Anbeginn der Geschichte überall vorhandene Aristokratie der weißen Haut anerkannt, und sich bei allem Hasse, der in ihnen unablässig fortglühete und manchmal in blutigen Aufständen zu Tage brach, dennoch untergeordnet. Nun erklärten die weißen Kreolen Freiheit, Gleichheit, bürgerliche Vollberechtigung für Alle ohne Ausnahme, für wilde und zahme Indianer, Neger und Mulatten, Zambos und Cholos, und wie die Mischlinge in den verschiedenen Staaten weiter genannt werden. Jahrhunderte lang gebundene Kräfte wurden entfesselt, aber es fehlte die Macht sie zu regeln, zu leiten und in geordnete Bahnen zu führen. Als Ergebniß stellt sich ein Rückschlag zur Barbarei heraus, die von Jahr zu Jahr weiter und tiefer um sich gegriffen hat.

Die europäische Gesittung, welche ohnehin an den Spaniern keine eifrigen Vertreter hatte, ist in den Kreolenstaaten, respective in den alten Kolonien, nicht zu allgemeiner Geltung gekommen. Das romanische Element verstand nicht, die neuen Länder weltgeschichtlich zu befruchten, und der Druck, welchen die katholische Kirche ausübte, hat kein anderes Resultat erzielt, als daß die Indianer zwar die äußeren Gebräuche und Formeln annahmen, aber im Herzen nach wie vor Heiden blieben. Noch heute hängen sie mit Zähigkeit an ihrer alten Religion. Die Christus-, Marien- und Heiligenbilder müssen braun sein; die Schutzpatronin von Mexiko, Unsere liebe Frau von Guadalupe, wird als Indianerin dargestellt; der heilige Benedictus ist in Brasilien ein Neger, in Peru sind manche Heilige Mischlinge; in Bolivia verehren die Cholos, das heißt die Bastarde von Weißen und Indianern, einen gelben, die Indianer einen braunen, die weißen Kreolen einen weißen Christus.

Als die ehemalige Bundesregierung der Staaten Centralamerikas die Privilegien der Geistlichkeit verkürzte und dieselbe unter das bürgerliche Gesetz stellen wollte, erhoben sich viele Pfarrer, zumeist Mischlinge, riefen die Indianer zu den Waffen gegen die Ketzer und trugen den braunen Schaaren das Kreuz Christi voran. Diese Indianer stürmten gegen die Heeresmacht der Regierung unter kirchlichen Gesängen heran, wurden aber 1845 in dem Treffen von San Juan de Ostimuela auf das Haupt geschlagen und stoben in wilder Flucht auseinander. Die Sieger fanden dann das Schlachtfeld weit und breit mit Hunderten von kleinen Götzenbildern besäet, welche die unter dem Zeichen des Kreuzes und für die heilige katholische Kirche fechtenden braunen Leute weggeworfen hatten. So tief sitzt überall beim Indianer noch das Heidenthum, in Mexiko eben so wohl wie in Peru oder Ecuador. So ist auch der Neger äußerlich immer ein Christ, aber jene in Südamerika und Westindien haben sich deshalb nicht etwa von ihrem Fetisch abgewandt.

Die Blutmischung ist in allen Kreolenstaaten ungemein stark, aber nirgends hat sie einen solchen Umfang erreicht, als in Peru. J. J. von Tschudi führt in seinem bekannten Werk über jenes Land nicht weniger als einundzwanzig Hauptmischungen und Hautfarben auf, deren jede ihre besondere Bezeichnung hat; außerdem sind aber noch unzählige andere vorhanden, die man nicht mit einem besondern Namen bezeichnet, und in der neuesten Zeit sind nun auch noch Mischlinge von Chinesen hinzugekommen.

Karl Scherzer kam mit der österreichischen Fregatte Novara nach Peru. Von der Hauptstadt Lima aus unternahm er einen Ritt nach Caxamarquilla, um die Ruinen eines alten Sonnentempels aus den Zeiten der Inkas zu besuchen. Unterwegs hielt er in einem Gehöft an, um ein wenig auszuruhen; er fand in demselben vierzehn Männer, sogenannte Arbeiter, in süßem Nichtsthun. Er schreibt, daß von diesen vierzehn Leuten kein einziger einer und derselben Race angehört habe; es waren Menschen von allen Farben und Schattirungen: Weiße, Indianer, Neger, Chinesen, Zambos, Mestizen verschiedener Art. Sehr richtig fügt der deutsche Reisende hinzu: „Für den genauen Beobachter ist diese Erscheinung von tiefer Bedeutung, sie gewährt uns einen Einblick in die Ursachen, welche den höhern socialen, geistigen und politischen Aufschwung Chile's — wo die Blutmischung verhältnißmäßig gering ist — im Vergleich zu dem niedern Kulturzustande Peru's veranlassen. Man trifft in Peru überhaupt eher fünfzig Farbige aller Schattirungen, bevor man einem Vollblutweißen begegnet."

Hier liegt klar zu Tage, von welcher entscheidenden Bedeutung für Staatsleben und Kulturentwickelung die Aristokratie der Haut erscheint. Wo die Weißen dieselbe vernachlässigten, haben sie sich zu Grunde gerichtet; jene in Südamerika haben sich durch die Blutmischung ihrer Macht und damit zugleich ihrer Kulturfendung entäußert, denn die Macht ist schon längst nicht mehr bei ihnen. Die Thatsachen liefern dafür den Beweis und werden ohnehin

von allen Reisenden und Beobachtern bestätigt. Wir wollen hier nur den neuesten Gewährsmann anführen.

Abbé Brasseur aus Bourbourg, dessen Werke so viele werthvolle Nachrichten über die Verhältnisse und die Stellung der Indianer Centralamerikas und Mexikos enthalten, bemerkt in seinem neuesten Buche*) Folgendes.

„In Europa nimmt man allgemein an, daß es sich bei den Streitigkeiten in Mexiko um einen offenen Kampf zwischen Liberalen und Klerikalen handle. Die Sache liegt aber tiefer. Die Anregung zum Unabhängigkeitskampfe kam vorzugsweise aus der Eifersucht der Kreolen, der in den Kolonien geborenen Nachkommen der Spanier, gegen die aus Europa hinübergeschickten Spanier, welche allein im Besitze von Würden und Aemtern waren. Nachdem die Unabhängigkeit gesichert war, bildeten die Kreolen von weißem Blute, oder was für solches galt, eine Aristokratie, welche die Regierung für sich behalten wollte. Nun aber arbeiteten die Mischlinge, welche wesentlich zur Abschüttelung des Joches der Spanier beigetragen hatten, mit Eifer daran, die Kreolen zu beseitigen und ihrerseits die Regierungsgewalt in die Hand zu nehmen; und dann sind zu demselben Zweck auch die Indianer hervorgetreten und haben sich an einem Kampfe betheiligt, von dessen Ausgang sie die völlige Befreiung ihrer Race erwarten. Liberalismus und Klerikalismus, die von den verschiedenen Parteien vorgeschoben werden, sind lediglich Masken. Hinter dem letztern stecken die Umtriebe der vormaligen Eroberer, oder vielmehr ihrer Trümmer, also die weißen Kreolen, eine Minorität, die eine Zeit lang obenauf war, nachdem 1821 die gewaltsame Trennung Mexikos vom Mutterlande erfolgt war. Diesem streckte sie aber wieder die Hand entgegen, als sie das Opfer ihres Sieges wurde und sich die Folgen desselben klar machen konnte. Den Liberalismus schieben die gekreuzten Racen und die Eingebornen vor, welche mindestens sechsmal zahlreicher sind als die Weißen und was für solche gilt oder gelten will. Sie kämpfen, um die Gewalt in ihre Hände zu bringen oder sie zu sichern, und deswegen findet man in dieser Partei so viele rothe, gelbe und kupferbraune Leute, und so wenige Weiße. Auf einen Sturm gegen die Kirche selbst haben sie es nicht abgesehen, denn sie sind — in ihrer Art — gute Katholiken, und mehr als man im Allgemeinen annimmt. Ihr Bestreben ist darauf gerichtet, eine Fremdherrschaft zu beseitigen, welche unter der höhern Geistlichkeit mächtige Stützen gefunden hat." —

Diese Bemerkungen des Abbé Brasseur sind vollkommen richtig. Bei allen Kämpfen und Streitigkeiten in den Kreolenrepubliken, Chile und die La Platastaaten ausgenommen, bildet der Gegensatz der Hautfarbe unbedingt das Hauptelement. Durch „Freiheit, Gleichheit, allgemeines Stimmrecht", ist den Weißen die Herrschaft abhanden gekommen. Die Nachkommen der Conquistadoren sind von den dunkelfarbigen Leuten längst überflügelt worden, und kämpfen nun wie Verzweifelte nicht etwa um die Herrschaft, denn diese ist ihnen entglitten, sondern nur um Gleichberechtigung, um Duldung und oft um das Leben. Ist es ja doch Thatsache, daß im verflossenen Jahre die Indianer an einem Punkte, zehn Meilen von der Hauptstadt Mexiko, sich erhoben, und alle in ihrem Bereiche lebenden Weißen todtschlugen, gleichviel ob diese Liberale oder Klerikale waren. In Yucatan thun die Maya-Indianer planmäßig dasselbe.

Längere Zeit kamen nur weiße Präsidenten ans Ruder. Diese Zeit ist vorüber. In Guatemala gehorchen Erzbischof und Abkömmlinge spanischer Granden einem ehemaligen Trommelschläger und Viehtreiber, Don Rafael Carrera; er ist seit 1839 Dictator und alle Weißen zittern vor ihm. Guardiola, Präsident von Honduras, ist ein Zambo, also aus gemischtem Neger- und Indianerblute; er hat sich durch seine Grausamkeit in den Bürgerkriegen den Beinamen des Tigers erworben. Präsident Martinez in Nicaragua ist ein Mestize. In Mexiko erhob General Alvarez, Präsident des Staates Guerrero, den liberalen Präsidenten Comonfort, seinen Schützling, auf den Präsidentenstuhl, welchen er selber verschmähete. Der jetzige Präsident, Benito Juarez, ist ein Vollblut-Indianer, ein Zapoteka aus dem Staate Oaxaca. Je mehr in den Kreolenstaaten, welche keinen Einwandererzuwachs aus Europa mehr erhalten, der kleinere Bruchtheil der noch übrigen Weißen sich befehdet, um so rascher kommt das farbige Element oben auf. Vierzig Jahre haben genügt, dasselbe zur Herrschaft zu bringen. Uebrigens möge hier erwähnt werden, daß ein Mestize, der Pfarrer Hidalgo, in Mexiko zuerst die Fahne des Aufstandes gegen die Spanier erhob. Um ihn und um einen andern Priester, Morelos, scharten sich bald an hunderttausend Indianer. Von Anfang an hat in dem Kampfe gegen das Ausland wie in den bürgerlichen Streitigkeiten das dunkelfarbige Element den Ausschlag gegeben.

Wir in Deutschland würden nicht einmal den fünften Theil der weißen Kreolen für leidlich gebildet gelten lassen, denn auch heute liegen die Dinge so, daß nur wenige Menschen in allen diesen Staaten lesen und schreiben können. Es war schon im Hinblick auf die niedrige Bildungsstufe des Volkes ein geradezu verhängnißvoller Fehler, daß man in diesen neuen Staaten die uneingeschränkte Demokratie einführte. Man denke sich ein durchaus in sich unzusammenhängendes, buntscheckiges, von gegenseitigen Antipathien beseeltes Volksgemisch, in welchem noch nicht der zehnte Mensch ein Weißer, die Mehrzahl der Bewohner noch halbwild, ein Theil noch ganz wild ist, erwäge, daß dieselbe den Sprung aus der spanischen Zwangsherrschaft in die Demokratie ganz unvermittelt machte, und man wird begreifen, daß auf diesem Wege nichts weiter erreicht worden ist, als ein ewiger Wechsel zwischen Anarchie und Diktatur. Peru ist nie zur Ruhe gekommen; Mexiko hatte von 1814 bis 1846 schon 237 Aufstände und Revolutionen, und seitdem mindestens 100 weitere; in den argentinischen Provinzen zählte man bis 1860 schon mehr als fünfhundert verschiedene Pronunciamientos, und Bolivia, die columbischen und die centralamerikanischen Staaten sind nicht zurückgeblieben. Die Verwilderung und die Barbarei liegt aber in dem anthropologisch-ethnischen Chaos. Blut ist ein ganz besonderer Saft.

Wir werden in einem folgenden Aufsatze weitere Betrachtungen über die Einwirkungen der Blutmischungen anstellen, und die Ergebnisse derselben für das amerikanische Staatsleben näher erläutern. A.

*) Voyage sur l'Isthme de Tehuantepec, dans l'état de Chiapas, et la république de Guatemala, exécutée dans les années 1859 et 1860, par M. l'abbé Brasseur de Bourbourg. Paris 1862. S. 112. Wir werden aus demselben eine interessante Schilderung des Heidenthums unter den mexikanischen Christen mittheilen.

Lambert's Rückreise von Timbo in Futa Djalon nach St. Louis im Senegal.*)

Die Völkerstämme in Senegambien und am obern Niger. — Malinke-Soninke. — Serer-Wolof. — Fulbe. — Gruppirung der Staaten. — Lambert's Abschied von Almamy Umar. — Wieder in Fokumba bei Sori Ibrahima. — Wanderung nach Boudu. — Labe. — Gefährliche Lage in Tulu. — Der Spitzberg Tonturn. — Die Spitzberge Pella und Sundomali. — Die Quellen der senegambischen Ströme.

Wir haben die Reise Lambert's nach Futa Djalon geschildert, und ihn nach Timbo, der Hauptstadt dieses Landes, begleitet. Wir wollen jetzt seine Rückwanderung darstellen, zuvor jedoch die Völker schildern, welche im Strombecken des Senegal und des obern Niger wohnen. Wir folgen dabei einem zuverlässigen Gewährsmann, dessen wir schon mehrfach erwähnten. Wir meinen den Obersten Faidherbe, der bis in die Mitte des vorigen Jahres Gouverneur der französischen Besitzungen am Senegal war.

Die Linie, durch welche die Weißen und die Schwarzen in Westafrika von einander geschieden sind, läuft durch die nördlichsten Punkte, welche der Senegal und der Niger (dieser in der Nähe von Timbuktu) erreichen; aber zwischen diesen beiden Punkten neigt sie sich, wie der Lauf beider Ströme gleichfalls, nach Süden hin bis zum 15° N. Breite. Etwa unter dem 11° N. Br. und 11° W. L. von Paris, liegt das Centrum eines Gebirgssystemes, des Konggebirges (Kung heißt in der Sprache der Mandingos Haupt, Kopf; Kungo ist Wüste), von welchem ein Zweig sich, mit dem Meerbusen von Guinea gleisig laufend, nach Osten hin zieht. Von dieser Kette kommen alle Ströme, welche sich auf der vierhundert deutsche Meilen langen Strecke von der Mündung des Senegal, 16° N. Br., bis zur Mündung des Niger, etwa 4° N. Br., erstrecken, und fast alle führen Goldsand.

Am Westabhange dieser Konggebirge ist die Heimath der zahlreichen und weitverbreiteten Mandingo- (Malinka-Soninke-) Familie. Sie steht geistig nicht so niedrig als viele andere Negerstämme und hat verhältnißmäßig mächtige Staaten gebildet. Sie hat die Staaten Segu und Kaarta, wo man die Mandingos als Bambarras bezeichnet, ganz inne, sodann die Landschaften Bachunu, Beledugu und Wassulon. Malinko heißt sie in Bambuk, Mandin und einigen kleinen an Wassulon grenzenden Ländern; Malinke und Soce nennt man sie in einigen Staaten am Gambia, z. B. in Wuli, Kantora ꝛc. Diese verschiedenen Staaten scheinen Bruchstücke eines frühern Reichs zu sein. Die Sylbe nka, nko oder nke bezeichnet die Einwohner einer Landschaft. So heißt ein Mann aus dem Lande Mali im Bambarra Malinka, im Bambuk Malinko, im Sarrakuledialekte Malinke. Mandin ist der Name eines kleinen Staates zwischen Bambuk und Wassulon, in welchem Malinko wohnen, und die Geographen haben mit dem Namen der Mandingo diese ganze Völkerfamilie bezeichnet. Den mächtigsten Zweig bilden die Bambarras; sie halten sich für viel mehr und besser als alle Anderen, auch in Bezug auf die Sprache. Die Malinko oder Soce reden Mundarten derselben. Die Bambarras wohnen zwischen 11 und 15° N. Breite, 7 und 18° W. Länge, und ihr Land ist theilweise sehr gut bevölkert.

Die Mandingos sind Ackerbauer, treiben verschiedene Gewerbe und Handel und sind auch Krieger. Die Sprache ist hart und gehackt.

Die Soninke. Sie sind den Malinka analog; von den Negern an der Küste werden sie als Sarakule (Serrakollet's) bezeichnet. Soninke bedeutet, nach der oben angegebenen Regel, einen Mann aus Soni, aber es giebt heutzutage kein Land dieses Namens. Der Mittelpunkt ihres Gebietes liegt unter 15° N. und 13° W.; es umfaßt die

Hütten der Soninke an der Nordgränze von Futa-Djalon.

Staaten Guoy und Kamera, welche zusammen das Land Gadiaga bilden; Diaforna, Kingui (das Land der Dschiavaras), Gangara oder das Land der Gidiniaka. Alle diese Staaten sind klein und von ihren Nachbarn abhängig. Es giebt auch Soninkedörfer am Djoliba (Niger), und in fast allen Staaten Senegambiens. Dieses Volk ist bei weitem nicht so zahlreich und mächtig als die Mandingo's und auch nicht so kriegerisch. Seine Sprache hat zwar andere Wörter als jene der Bambarra-Idiome, aber denselben Genius und fast dieselben Regeln; sie ist weniger hart.

Faidherbe nimmt eine Malinka-Soninkefamilie an, welcher ursprünglich der ganze Nord- und Westabhang des Konggebirges gehörte. Ein Theil widersteht noch heute dem Islam; insbesondere haben die Bambarras die neue Lehre von sich abgehalten.

In den weiten Alluvialebenen zwischen dem untern Senegal, dem Gambia und dem Faleme finden wir eine andere Gruppe von Negern, welche im Allgemeinen dieselben physischen Merkmale wie jene zeigt, aber weit schwärzer, träger und weniger kriegsgeübt ist. Das sind die Serer-Wolof. — Die Wolof wohnen in Cayor, Walo und

*) Siehe Globus Nr. 13.

Djolof; aber nur der erstere Staat hat einige Bedeutung. Die Serer haben die kleinen, von Cayor mehr oder weniger abhängigen Staaten Baol, Sin, Salum und Djeguem inne. Wir verweisen auf die Karte, welche wir in Nr. 7 des Globus S. 199 mitgetheilt haben. Die Sprachen der Serer und der Wolof haben einen verschiedenen Wörterschatz, aber Genius, Principien und selbst Grammatik sind bei beiden ganz einerlei, und von den Sprachen der Malinka und Soninke ganz verschieden. Die Wolof sind schon theilweise für den Mohammedanismus gewonnen worden, die Serer noch nicht.

Ganz verschieden von allen seither genannten Völkern ist der große Stamm der Peul (Fulbe, Fule, Fella). Diese Fulbe haben eine rothe Haut, sind hoch und schlank gewachsen, haben weit hübschere Gesichtsform als die Neger, auch nicht so wolliges Haar und sind für die Civilisation empfänglicher. Sie sind aus Ostafrika her eingewandert, haben im Westen einzelne Gebiete ausschließlich besetzt, in anderen sich mit den Eingebornen vermischt, oder leben unvermischt neben denselben; theils haben sie daher ihre Sprache den Mischlingen mitgetheilt, theils die alte Landessprache von ihnen angenommen. Die Namen der Pul oder Peulvölker endigen auf be. Fulbe heißt ein Mann aus dem Fulvolke; die Sprache ist von jener der Neger durchaus verschieden.

Die Fulbe sind herrschender Stamm, mit Ausschluß der eingebornen Racen: — In Masina, nordöstlich von Segu, dort ist die Bevölkerung Pul und redet das Pul. — In Kasso ist der Hauptstock der Bevölkerung Pul, redet aber das Kassonke, und dieses ist ein Malinkedialekt. Hier hat das eingedrungene Volk die Sprache der Besiegten angenommen. — In Niani, wo die Pul ihre Sprache behauptet haben. — In Fuladugu, das von Segu abhängt. Die Bevölkerung ist Pul und redet Pul. — In Bondu und Futa; hier wohnt ein Mischlingsvolk von Pul und Negern, welches ein etwas verderbtes Pul spricht. — In Futa Djalon; dieses ist zum größten Theil von Pul bevölkert, die Pul reden; neben ihnen wohnen Malinke in beträchtlicher Zahl.

In Wassulon und den benachbarten Staaten liegen viele Pul-Dörfer zwischen Wohnorten der Bambarra und Malinke, und die beiden Sprachen sind gleichfalls untermischt. Außerdem giebt es in allen senegambischen Staaten Hirtenstämme der Pul, welche nichts Fremdartiges an- und aufgenommen haben.

In der oben bezeichneten Region sind 30 Staaten. Davon gehören den Malinke 10, nämlich Segu, Kaarta, Bakunn, Beledegu (d. h. Steinland, in Bambarra), Wassulon, Uli, Kantora, Bambuk, Bar und Badibu. — Pul 7: Masina, Kasso, Niani, Fuladugu (d. h. Land der Pul, im Bambarra), Bondu, Futa und Futa Djalon. — Soninke 5: Guoy, Kamera, Gangara, Diafuna, Kingui. — Wolof 3: Cayor, Walo und Djolof. — Serer 4: Baol, Salum, Djeguem, Sin.

Die drei großen Stämme reden fünf verschiedene Sprachen, nämlich: Bambarra, Soninke, Wolof, Serer und Pul.

Gegen Anfang des achtzehnten Jahrhunderts kam eine gewaltige Bewegung in diese Völker, denn die Fulbe wurden damals völlig zum Mohammedanismus hinübergezogen und unter ihnen erhob sich ein gewaltiger Mann, Abd ül Kader, der 1770 als achtzigjähriger Greis starb. Er war ein Mischling von Fulbe und Wolof, und wandelte Futa in eine theokratische Republik um; in jedem Dorfe bestand die Obrigkeit aus Marabuts unter einem gewählten Häuptlinge, welcher von vier Wählern ernannt wurde.

Wir wenden uns nun zu Lambert. Am 10. Juni verließ er den Almamy Umar, der ihn bis an das Ufer des Ba fing begleitet hatte. Mariam gab ihm Reis, Kapaunen und Ananas auf den Weg, und erhielt als Gegengeschenk ein Dutzend vergoldeter Knöpfe. Nachdem er Sokotoro verlassen, fühlte er sein Herz erleichtert; er ahnte ja nicht, wie große Beschwerden und Gefahren auf der Rückreise über ihn kommen würden. Das lange Verweilen unter den Schwarzen, die ihn nicht verstanden, hatte niederschlagend auf ihn eingewirkt, und sehr häufig verfiel er in melancholische Träumereien. Oftmals saß er gegen Abend auf den mächtigen Porphyrblöcken in der Nähe seiner Hütte und verfiel in tiefes Sinnen. Aber jetzt war er unterwegs und wieder guten Muthes.

Umar hatte ihm drei Fulbe, die zugleich als Abgesandte beim Gouverneur des Senegal auftreten sollten, zur Begleitung mitgegeben. Sie hießen Tierno Abdulahi, Alpha Mahmuda und Seri; der letztere war ein noch sehr junger Mann. Ein vierter, Tierno Ibrahima, sollte nur bis Tangue, der letzten Grenzprovinz von Futa, mitgehen. Im Zuge befanden sich drei Schmiede und drei Djalonkes, also Leute vom Stamme der durch die Fulbe bezwungenen Ureinwohner.

Der Weg von Sokotoro bis zum Senegal ist nur fünf Viertelstunden weit; dort erneuerte Umar noch einmal seine Versprechungen und seinen Wunsch, mit den Europäern in regelmäßigen Handelsverkehr zu kommen. Den drei Begleitern schärfte er ein, Herrn Lambert unbedingt zu gehorchen. Dann wurde Abschied genommen und auf Kähnen der Senegal überschritten.

„Almamy, ich danke Dir tausend Mal für Deine gute Behandlung; Du bist gegen mich so sorgfältig gewesen, wie ein Vater gegen seinen Sohn. Ich werde Dich nie vergessen und wünsche lebhaft, Dich wieder zu sehen."

„Du sagst, ich habe Dich wie einen Sohn behandelt. Ja, ich habe Dich lieb wie einen Sohn, und ich werde glücklich sein, wenn Du wieder kommst. Ich empfehle Dir die Kinder aus meinem Volke, die ich Dir mitgebe. Sie sind noch jung, aber junge Leute besitzen oft mehr Klugheit als die Alten. Diese jungen Leute sind gut und werden sich am Senegal ordentlich aufführen. Dort haben sie nur Dich; vertritt Du bei ihnen meine Stelle, sei ihnen Vater und Mutter."

Als der Almamy und Abdulahi von einander Abschied nahmen, machten sie sich gegenseitig Zeichen in die Hand, nämlich das Wort Allah, welchem sie sich solchergestalt empfahlen.

Ich war, schreibt Lambert, nun sechs Wochen in Sokotoro gewesen und schon vier Monate von St. Louis fort. Nun kam ich über Timbo, Poredaka und Fokumba, wo ich den Almamy Ibrahima wieder sah. Eben damals hatten alle angesehene Häuptlinge der Partei sich bei ihm eingefunden, und alle benahmen sich gegen mich sehr höflich, bis auf jenen von Labe, der mich nicht einmal sehen wollte.

Am 16. Juni ließ der Almamy die Trommel rühren und alle seine Leute versammeln. Sori Ibrahima wollte mich rufen lassen, aber auch jetzt weigerte sich der Häuptling von Labe zu erscheinen, wenn ich an der Versammlung Theil nähme. Also ließ der Almamy mich erst holen, als sie geschlossen war. Sori ist ein Priester-König, sehr geizig und zeitweilig nahm sein Blick einen wilden Ausdruck an. Er bemühete sich zwar, derselben zu verbergen, aber ich bemerkte ihn wohl. Der Mann fühlte sich mir gegenüber befangen, und ich würde gewiß, wenn er sich nicht vor Umar gefürchtet hätte, vielerlei Unannehmlichkeiten mit ihm gehabt haben. Als ich in Fokumba zu jener Verhandlung ging, sprach Einer hinter meinem Rücken, aber vernehmlich

genug für Cocagne: „Im Leibe dieser Beiden (er meinte mich und meinen Dolmetscher) säßen die Kugeln besser, als im Laufe meines Gewehrs." — Cocagne sagte mir das zu spät, sonst hätte ich sofort Genugthuung von Sori Ibrahima verlangt.

Zwischen Fokumba und Kebali kam ich wieder an den Falemefluß, und zwar an derselben Stelle, wo ich ihn vor zwei Monaten überschritt. Er war jetzt drei Fuß tiefer und strömte außerordentlich rasch; der Boden hat dort ein starkes Gefälle. Statt der Brücke diente ein querübergeworfener Baumstamm, der nur wenig über dem Wasserspiegel lag.

Eine Stunde von Kebali verließ ich die nach Westen ziehende Straße, die mich nach Kakandy geführt haben würde, schlug dann den Weg nach Norden ein, der nach Bondu zieht, und kam am 22. Juni unweit Labe vorüber, dessen mit einem Strohdach gedeckte Moschee ich aus der Ferne sah. Ich bestimmte die Lage der Stadt; sie hat gewiß zehntausend Einwohner und ist die bedeutendste in ganz Futa Djalon. Ich konnte sie aus zweierlei Gründen nicht besuchen. Einmal war mir, wie schon bemerkt, der Häuptling sehr feindlich gesinnt, sodann verbietet ein altes Herkommen den Weißen, diese Stadt zu betreten. Deswegen konnten auch Mollien und Heequard nicht nach Labe hinein. Man sagte mir, die Einwohner knüpften einen seltsamen Aberglauben an den Fluß Dumbele, welcher bei der Stadt fließt; demgemäß darf kein Weißer ihn sehen. Er kommt vom Kolimaberge und ergießt sich in den Faleme.

Am 21. Morgens verließ ich Kessenra, zog dann um den Tontunberg bis zum gleichnamigen Dorfe, und kam über eine Linie von Höhenkämmen, welche das Becken des Kakriman von jenem des Gambia trennen. Die Hauptquellen beider Ströme entspringen auf diesem Spitzberge Tonturu, und ihre beiden Thäler sind, gleich jenen des Senegal und Faleme, nur durch eine Bodenschwellung von einander getrennt. Jenseit des Dorfes überschritt ich den Gambia, welcher von nun an Dimma heißt; diesen Namen führt er bei den Eingeborenen bis zur Mündung. Er ist aber hier nur erst ein winziges Wasser, über welches man auf einem Baumstamm hinwegschreitet. Dann kam ich etwa um Mittag nach Tulu und dort packte mich ein Nervenzittern, das mir große Pein verursachte. Von jener Zeit an habe ich über Alles was vorging, keine klare Erinnerung; ich weiß zum Beispiel nicht, wie ich am andern Morgen von Tulu fortgekommen bin, und habe nur ein unbestimmtes Bild davon, daß ich beinahe in eine jähe Schlucht hinabgerollt wäre. Mein Nervenzittern wurde so arg, daß ich laut aufschrie und meine Begleiter ersuchte, mich platt auf die Erde zu legen. Aber es regnete in Strömen, der Boden war mit Wasser bedeckt, und deshalb hörten sie nicht auf meine Worte. Ich verlor das Bewußtsein. Man brachte mich wieder nach Tulu, wo ich fünf Tage lang zwischen Leben und Tod schwebte.

Erst am 30. Juni Abends kam ich wieder zu mir selbst. Die Schwarzen hatten schon geglaubt, ich sei todt, und hatten geweint; dann wollten sie mich ohne Weiteres beischarren, und sie wären auch sofort an's Werk gegangen, wenn mein getreuer Dolmetscher, Cocagne, sie nicht daran verhindert hätte. Er fühlte, daß mein Herz noch schlug. Einige Tage später war ich außer Gefahr, aber mich schauderte bei dem Gedanken, daß ich so nahe daran gewesen war, lebendig begraben zu werden. Ich befahl also, mich, falls ich unterwegs sterben sollte, in einen hohlen Baum zu legen.

Djalonke. Sori Ibrahima. Fula von reinem Blute.

Als ich am 30. Juni die Augen wieder aufschlug, stand ein schwarzer Mann von riesigem Wuchse neben mir. Diese Erscheinung hätte mich unter anderen Umständen erschrecken können, aber ich sah auch eine Pendeluhr, einen großen Schrank und einen gewaltigen Kompas. Was war das? Nichts weiter als meine Taschenuhr, mein Taschenkompas und das Felleisen mit meinen Papieren. Der Riese war Niemand anders als mein getreuer Cocagne. Meine Augen waren mit Blut unterlaufen, und Alles nahm gigantische Verhältnisse an. Es bleibt übrigens seltsam genug, daß ich dann schon nach einer halben Stunde auf die Jagd gehen konnte; ich fühlte nur noch ein wenig Schwäche und einen Schmerz im Nacken, der mich erst lange nachher verließ.

Als ich das Dorf Tulu verließ, lagen vor mir nach Nordosten die Berge Pellat und Sundumali, von welchen viele Zuflüsse des Gambia und Rio Grande herab kommen. Der Sundumali schien 800 bis 900 Meter höher zu sein, als der Punkt, von welchem ich ihn sah. Das würde mindestens 3000 Meter Höhe über dem Meere ergeben, doch ist diese Schätzung vielleicht noch zu gering. Umar hat mich wiederholt versichert, daß auf den höchsten Berg-

gipfeln in seinem Lande zu Ende der Regenzeit Schnee liege. Das würde also dem Hochgebirge im abessinischen Semen entsprechen, das unter derselben Breite liegt und bis zu 4000 Meter hoch ist.

Die Kette, von welcher der Pellat und der Sundumali als zwei nach Nordwesten vorgerückte Bergpfeiler betrachtet werden können, beschreibt um die Quellen des Rio Grande herum einen Kreisbogen, welcher jenem entspricht, den sie, 150 Kilometer von dort, um die Quellen des Bafing (d. h. Senegal) herum beschreibt. Zwischen diesen beiden Punkten haben sämmtliche große Wasserläufe Senegambiens ihr Quellgebiet. Der Zwischenraum selbst, welcher die höchstgelegenen Quellen des Senegal und des Rio Grande trennt, ist aber nicht halb so weit, und von dieser centralen Gebirgsstrecke strömen hinab nach der einen Seite der Gambia und Faleme, nach der andern der Tomine, Kakriman und Kokulo. Die nachstehenden Angaben machen die Quellenregion dieses merkwürdigen Flußnetzes klar. Es entspringt der:

Senegal	10° 50′ Br.	13° 40′ L. v. P.	Lauf nach	NO.
Faleme	10° 48′ „	14° „	„ „	NO.
Gambia	11° 27′ Br.	13° 43′ L. v. P.	Lauf nach	N.
Rio Grande	11° 28′ „	13° 45′ „	„ „	W.
Kakriman	11° 25′ „	13° 42′ „	„ „	SSW.

Zwei und vierzig Jahre vor Lambert war Mollien bis in diese Gegenden vorgedrungen; er gab den Antrieb zu späteren Entdeckungen, welche immer mehr Licht auf die orographischen Verhältnisse jener Gegenden geworfen haben.

Lambert hatte eine ungemein beschwerliche Rückreise; lange Tagemärsche unter brennender Sonne, oder bei tropischen Regengüssen; er trug das Fieber in den Knochen, litt oft Mangel an Lebensmitteln und hatte manchmal kein schützendes Obdach. In Bondu, sagte er, das doch gleichsam ein französischer Vasallenstaat ist, aber noch schwer in Folge der Verwüstungen des Al Hadschi litt (Globus Nr. 7), war ich nahe daran, sammt allen meinen Begleitern vor Hunger und Ermattung umzukommen. Es war ein Glück, daß mir der Commandant von Senedebu noch rechtzeitig Lebensmittel und Menschen sandte. Dadurch wurden wir gerettet.

Chontáles in Central-Amerika, das Land der edelen Metalle.

Auf der nordöstlichen Seite des Sees von Nicaragua liegt eine gebirgige Landschaft, deren bewaldete oder mit Savannen bedeckte Hügel sich bis herab an das Ufer erstrecken, während im Hintergrunde Berge von beträchtlicher Höhe den Horizont bilden.

Diese Landschaft heißt Chontáles. Es ist dies der Name des Volkes, welches zur Zeit der Ankunft der Spanier diesen Theil von Nicaragua bewohnte.

An der nördlichen Hälfte dieser Küste des Sees ist ein Landungsplatz, San Ubaldo genannt. Er gehört zu der Hacienda von San José, einer ziemlich ausgedehnten Besitzung der Familie Cuadra. Die Gebäude liegen drei bis vier Meilen landeinwärts, auf einem Hügel, welcher eine weite, rings von Bergen umgebene Wiesenfläche beherrscht. Hier weiden die großen Rindviehheerden dieser Besitzung, zu der, als ich dort war, fünf tausend Stück Kühe gehörten.

Chontáles bildet einen der am wenigsten bekannten Theile von Nicaragua. Es ist eine noch fast ganz uncultivirte Gegend, deren schwache Bevölkerung in zwei oder drei kleinen Städtchen und auf einigen Vieh-Haciendas im Lande zerstreut lebt. Die Viehzucht nährt fast ausschließlich diese Bevölkerung, die sich mit dem Anbau des Bodens beinahe gar nicht beschäftigt, so daß nicht nur Orangen und andere Baumfrüchte, sondern selbst Bananen und Mais, die Grundlage aller vegetabilischen Nahrung in diesem Lande, von Granada, Rivas und Ometépek gebracht werden, wohin Chontáles im Austausche seinen Käse liefert.

Ich habe den nördlichen Theil von Chontáles bis nach Acoyapa, dem Hauptorte der Provinz, besucht, und bin von da eine Tagereise weit nordostwärts über das Gebirge gegangen, welches die Wasserscheide zwischen dem See von Nicaragua und dem Flusse von Blewfield bildet. Es war in der zweiten Hälfte des Mai, also am Ende der trocknen Jahreszeit, wo man den Vortheil der guten Wege, aber den Nachtheil des Wasser- und Futtermangels hat. In den anderen Zeiten des Jahres muß dieses Gebirgsland einen frischen, reizenden Anblick gewähren. Der größte Theil desselben besteht aus Savannen, d. h. Wiesenflächen, welche sich, mit Wäldchen, Baumgruppen und Gebüsch besetzt, bis auf die höchsten Kuppen und Spitzen des Gebirges ziehen. Wenn im April und Mai die trockne Jahreszeit zu Ende geht, wird das dürre Gras angezündet. Rauch und Feuer zieht dann bald da bald dort durch die Thäler und spielt um die Seiten und Spitzen der Berge. Sobald mit dem ersten Regen das junge Gras aus dem schwarzgebrannten Boden sticht, erscheinen diese Gegenden täuschend wie keimende Saatfelder.

Am Fuße der Gebirgskette wiederholen sich häufig die eigenthümlichen Moräste, welche man Jicarales nennt. Sie sind in der nassen Jahreszeit fast bodenlos. In der trocknen aber verhärtet die Oberfläche, und der mit tiefen Spalten durchzogene Boden ist dann so hart und rauh, daß er sich mit dem trachytischen Gestein verwechseln läßt, aus welchem die nahen Hügel bestehen. Diese eigenthümlichen Strecken haben ihren Namen von den Jicara- oder Kalabassen-Bäumen, welche, meist in Gesellschaft dorniger Acaciensträucher, zerstreut auf denselben umherstehen und ihnen das Ansehen von Aepfelbaumpflanzungen geben. Die meisten dieser Jicarales sind in dem einen Theile des Jahres vortreffliche Viehweiden. Gegen Ende der trocknen Jahreszeit aber sieht man auf ihnen nur elendes und abgemagertes Vieh, die letzten Halme des abgestorbenen Grases zusammensuchend, umherirren, und die überall zerstreuten Gerippe und Knochen zeigen, daß hier jährlich eine Menge Vieh zu Grunde geht.

Ganz anders sind die Landschaften auf der nordöstlichen Seite des Gebirges. Ein hügeliges, wasserreiches, mit immergrünen Wiesen bedecktes Plateau lehnt sich dort an die Gebirgskette an, von caraïbischen Stämmen bewohnt, in deren Gebiet einige Nicaraguenser ihre Viehzucht ausgedehnt haben. Diese Gegenden haben ein mildes, herrliches Klima und bieten einen frischen und lachenden Anblick dar.

Von Acoyapa aus habe ich den Theil dieser Gegend

besucht, welcher an dem Rio Mico, einem Nebenfluß des Bluefield River, liegt.

Mein Weg führte mich in nordnordöstlicher Richtung durch das Gebirge, zuerst in der Tiefe über Thalebenen und zwischen Hügeln, wo hier und da eine einzelne Hütte lag, — dann plötzlich den steilen Abhang eines vorspringenden Berges hinauf, dessen steinige Seiten mit Gras bewachsen und mit Nancite-Gebüsch*) besetzt waren. In der Höhe lief der Weg eine halbe Meile weit hart am obern Rande einer senkrechten Felsenwand hin. Unter ihr, in einer Tiefe von 1000 bis 1200 Fuß, lag ein waldiges Thal, aus welchem das löwenartige Gebrüll des Congo-Affen heraufdröhnte. Endlich, auf der äußersten Höhe der Wasserscheide angelangt, sah ich mich plötzlich in eine andere Welt versetzt. Auf dem Wege bis hierher hatte ich nur dürres Gras oder schwarzgebrannte Savannen gesehen, — hier lagen auf dem hügeligen Plateau grüne Grasflächen vor meinem Blicke ausgebreitet. Ein frischer, kühler Wind wehte aus Nordosten und ich glaubte die Luft auf den Bergwiesen des Schwarzwaldes zu athmen. Hier und da konnte ich in der Ferne auf der Höhe oder an der Seite eines Hügels eine Hütte unterscheiden. Gebüsch und schmale Linien von Baumwuchs bezeichneten die zahlreichen Quellen und Bäche, welche hier zusammenlaufen und schnell einen ansehnlichen Fluß bilden. Zu beiden Seiten, in der Axe des Gebirgszuges, erhoben sich bewaldete Bergmassen, unter denen sich im Nordwesten der wilde Gebirgsstock von Juigalpa auszeichnete. Rückwärts gewendet streifte der Blick über den ganzen Weg hin, den ich gekommen war, über Bergseiten, Thäler und niedrige Hügel, hinter denen der Spiegel des Sees von Nicaragua hervorblickte, und blaß zeichneten sich die Gipfel über einer Wolkenschicht, die beiden Kegelberge der Insel Ometépek ab. Darüber hinaus erschien noch undeutlicher der Gipfel des Orosí, in Costa Rica, während im Westen der Mombacho die Lage von Granada bezeichnete.

Ich hatte meinen Weg jenseits der Wasserscheide einige Meilen weit über Wiesen und zwischen Gebüsch fortgesetzt, als mir ein Indianer des Stammes, welcher diese Gegend bewohnt, mit seiner Familie begegnete. Diese Leute scheinen mit der Grenzbevölkerung von Nicaragua im besten Vernehmen zu stehen. Der Mann, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, grüßte mich mit freundlichem Zunicken, verstand aber die Fragen nicht, welche ich in spanischer Sprache an ihn richtete. Ich erreichte am Nachmittag die Wohnung eines Mannes Namens Solbabarro, welcher hier den äußersten Vorposten der nicaraguenfischen Ansiedlungen inne hatte. Die Wiesenfläche weit umher war mit weidendem Rindvieh bedeckt. Der Mann, den ich mit der Käsebereitung beschäftigt fand, gewährte mir eine sehr gastfreundschaftliche Aufnahme.

Von ihm begleitet, besuchte ich einige in der Nachbarschaft wohnende Karaïben, aus deren Sprache ich mir ein kleines Vocabularium zu verschaffen wünschte. Herr Squier hat die kleine Ausbeute, welche ich erhalten, in seinem Werke über Nicaragua mitgetheilt, und bemerkt in der Vorrede zu dem Buche, daß die Wörter der Sprache der Woolwas angehören. Wir ritten einige Meilen weit über flaches Grasland, wobei wir einen schönen kleinen Fluß mit klarem Wasser passirten, welches über ein Bett von abgerollten Kieseln floß. Wir hielten endlich an einem Dickicht von Schilf und Gebüsch, in welchem die Hütte der indianischen Familie so versteckt lag, daß sie von außen nicht gesehen werden konnte. Die Pferde wurden vor diesem Dickicht angebunden, durch welches kaum der Weg für einen Fußgänger erkennbar war. Nach hundert bis hundert und fünfzig Schritten waren wir an der Hütte, in welcher sechs bis acht angebundene Hunde uns mit ihrem Gebell bewillkommneten. Die Hütte bestand aus einem großen, offenen Dache, unter welchem wir einen alten Mann, zwei alte Frauen und ein junges Mädchen fanden. Sie schienen ganz nackt gewesen zu sein, denn ich sah, daß sie, als wir ankamen, sich in der Eile kleine Schürzen umbanden. Meine Ankunft erregte bei ihnen, trotz meines ihnen bekannten Begleiters, großes Mißtrauen, wozu, wie ich nachher hörte, der Bart ganz besondere Veranlassung gab. In der Mitte der Hütte brannte ein Feuer, an welchem die eine alte Frau beschäftigt war, einen Fisch zu braten und einige Platanen zu rösten. Eine kleine Pflanzung von Platanen, Yucca (Mandiocca) und Zuckerrohr umgab die Hütte. Ich sah in dieser einige Guanávanas und Supa-Nüsse oder Pijivayes*) liegen. Außerdem gewährt Fischfang und Jagd den Menschen in dieser Gegend eine reichliche Nahrung, denn der Fluß ist eben so reich an Fischen, wie Wald, Gebüsch und Savannen an großem und kleinem Wild und Geflügel. Der Guapote, ein vortrefflicher Fisch des Sees von Nicaragua, ist auch in dem Rio Mico häufig. Zu dem großen Wild gehört das Manati, welches in dem Flusse bis zu diesen oberen Gegenden herauf zu finden ist. In den Dickichten der Ufer hält sich der Tapir auf, welcher in Nicaragua (überhaupt in Centralamerika) Danta genannt wird. Der kleine mittelamerikanische Hirsch weidet hier nicht selten unter dem Rindvieh der Grenzbewohner. Verschiedene Arten von Hasen oder Kaninchen, Truthühner, Wald- und Prairie-Hühner, Fasanen und anderes kleines Wild sind in Menge vorhanden, und nirgends habe ich den großen, roth, blau und gelb gefärbten Arras in solcher Menge gesehen, wie auf den Bäumen dieses schönen Prairie-Landes, welches er mit seinem geschwätzigen Geschrei erfüllt.

Ich sah in der Hütte die Jagdwaffen dieser Leute, — einen starken, ungefähr vier Fuß langen Bogen und schön gearbeitete Pfeile mit lanzettförmigen Eisenspitzen, welche von den Engländern in Blewfield eingeführt werden. Die zur Erlegung von Fischen bestimmten Pfeile waren über fünf Fuß lang. Der hintere Theil derselben, nicht ganz die Hälfte der Gesammtlänge, besteht aus einem glatten und festen Rohr, der vordere aus einem wohlgeglätteten dünnen Stäbchen von sehr hartem, schwarzbraunem Holze.

Diese Indianer gehören zu den Woolwas, die man zu den karaïbischen Stämmen von Mosquitia zählt. Von den Bewohnern von Nicaragua werden sie „Caribes" genannt. Einige von ihnen, wie die, welche ich besuchte, wissen sich ein wenig der spanischen Sprache zu bedienen; andere, die in Blewfield gewesen sind, haben etwas Englisch gelernt. Sie haben am Rio Mico einen Häuptling, welchem sie, wenn er sie zusammenruft, gehorchen, und welcher selbst die Oberherrschaft des „Reyking"**) von Mosquitia anerkannte, vor welchem, wie vor den Engländern, sie sich sehr zu fürchten schienen.

*) Nancite ist ein Strauch, dessen Beeren gern gegessen werden und dessen Rinde das beste Material zum Gerben liefern soll, welches im Lande zu finden ist. Das ganze Gebirgsland ist damit bedeckt. Der Strauch gleicht dem einer Steineiche.

*) Die Guanávana, eine Anonacee, gehört zu den feinsten aller tropischen Früchte, und ich möchte ihr Aroma über das der Ananas stellen. Die Supa oder Pijivaye ist eine Miniaturpalme, deren Nüsse gekocht wie Kastanien schmecken. Das Bäumchen bildet häufig einen Theil des Unterwuchses am Rande kleiner Flüsse und Bäche.

**) Zusammengesetzt aus dem spanischen rey und dem englischen king, welche beiden Worte dasselbe bedeuten, mit einander also so viel wie „Königkönig" heißen.

Als die Spanier nach Nicaragua kamen, war der westliche und mittlere Theil des Landes, bis in die Gebirge von Chontáles, von drei Hauptvölkern bewohnt, die eine gemeinsame Religion und Bildungsform hatten, sich aber in ihren Sprachen durchaus unterschieden. Diese waren 1) die Niquires oder eigentlichen Nicaraguer, welche den Isthmus von Nicaragua im engern Sinne, d. h. die Gegend von Rivas, einnahmen und eine aztekische Kolonie aus Mexiko waren; 2) die Chorotegas, welche, obschon von anderer Race, dennoch aller Wahrscheinlichkeit nach entweder vor oder mit den Niquires aus Mexiko gekommen waren, und nicht nur den ganzen Nordwesten des Landes von Granada bis an den Golf von Fonseca innehatten, sondern auch im Süden der Niquires die Gegend am Golf von Orotina oder Nicoya bewohnten; 3) endlich die Chontáles oder Condales, in den Gebirgen der Provinzen Chontáles, Matagalpa und Neu-Segovia.

Was die Niquires und Chorotegas betrifft, so sagt der mexikanische Geschichtsschreiber Ixtlilxochitl in seiner Geschichte der Chichimeken, daß bei der Zerstörung des Reiches der Tolteken (im Jahre 959 unserer Zeitrechnung) ein Theil der Ueberlebenden sich in Nicaragua angesiedelt habe. Nach Torquemada hätten Niquires und Chorotegas früher mit einander in Soconusco gewohnt, die ersteren an der Küste der Südsee, die letzteren in den Bergen des Innern. Diese, sagt er, seien Abkömmlinge der Cholulteken, d. i. der Leute von Cholula; jene, berichtet er, stammten aus Anahuac, also beide aus Mexiko. In Soconusco wurden sie durch die Ulmeken vertrieben, welche schon in ihren alten Wohnsitzen ihre Feinde gewesen. Sie zogen also durch Guatemala, Salvador und Honduras bis in das Land um die Seen von Nicaragua, indem sie auf ihrem Wege verschiedene Niederlassungen zurückließen. Man erkennt diese Kolonien noch jetzt in den aztekischen und chorotegischen Namen dieses ganzen Striches wieder. Am See von Managua gründeten, nach Torquemada, die Azteken die Stadt Xolotlan, welche in der Sprache der Chorotegen Nagrando genannt wurde. Es ist dies der Ort, wo die Spanier nachher Alt-Leon oder Leon de Nagrando erbauten, welches sie späterhin wieder verlassen mußten.

Die Verwandtschaft und Geschichte der Chontáles ist dunkler, doch wird man geneigt sein zu vermuthen, daß sie zur Maya-Nation gehören. Der Name soll freilich, wie ein neuer Reisender behauptet, in einem Mayadialekte „Fremdling" bedeuten; Molina aber macht den Namen, den er ebenso übersetzt, zu einem mexikanischen Worte und sagt, er sei dem Volke von den Mexikanern gegeben. Als ich in Leon war, sagte man mir, daß sich in Segovia und Matagalpa noch Reste indianischer Sprachen fänden, welche mit den Dialekten von Subtiava, Masaya und Nicaragua keine Aehnlichkeit hätten. Wenn dies richtig ist, so ist die Sprache der Chontalen noch in einigen Resten vorhanden, die eine Vergleichung möglich machen.

In der Nähe von Acoyapa sind zwei indianische Dörfer, Namens Lóvago und Loviguisca, deren Bewohner, seit lange civilisirt und jetzt Bürger des Staates Nicaragua, mit den Indianern am Rio Mico eines Stammes sein sollen. In der That fand sich, daß die Bewohner von Lóvago sich zwar von selbst ihrer alten Sprache nicht mehr erinnern konnten, daß aber die ältesten Leute die Wörter, welche ich vom Rio Mico mitgebracht hatte, wieder erkannten und ihre Bedeutung angeben konnten. Wenn diese Leute erzählten, daß sie gehört hätten, ihre Vorfahren seien von Managua gekommen, so kann dies also nur auf eine partielle kleinere Wanderung und eine Mischung verschiedener Indianerstämme an dieser Stelle deuten. Julius Fröbel.

Thomas Hutchinson's Fahrten im Niger-Delta.

Die Opfer des Fetisch. — Albinos. — Friedensopfer. — Der Fetischkönig in Neu-Kalabar. — Ein Geist im innern Lande. — Das Kannibalenthum in Sierra Leone und Alt-Kalabar. — Hutchinson als Augenzeuge. —

Richard Burton, der berühmte Reisende, welchem wir die Entdeckung des Tanganyika-Sees verdanken, ist im vorigen Sommer zum britischen Consul auf der spanischen Insel Fernando Po ernannt worden. Sein Verwaltungsbezirk erstreckt sich auf das gesammte Küstenland, welches die Biafra-Bay umsäumt, und auf die Region des Nigerdeltas überhaupt. Schon im Herbst hat der rüstige Mann begonnen, das Innere zu erforschen; er trat am 29. October von Lagos aus eine Reise nach Abbeokuta im Lande Yornba an, verweilte dort eine Woche, und besuchte im November die sogenannten Oelflüsse. Am 24. steuerte er in den Nun, die Hauptmündung des Niger hinein, fuhr in den Akassa Creek, und besuchte Braß Town und Fish Town.

Diesen klassischen Boden der Negerbarbarei hat schon sein Vorgänger im Amte, Thomas J. Hutchinson, gründlich erforscht und beschrieben. Im Jahre 1855 erschien seine Schilderung der Nigerexpedition, welche namentlich über das Klima jener Gegend werthvolle Nachrichten enthält. Dann folgten 1858 seine „Impressions of Western Africa", und diesen hat er vor wenigen Monaten seine „Ten Years Wanderings among the Ethiopians" folgen lassen. Diese beiden Werke, welche wir mit wahrer Befriedigung studirt haben, bilden, gleich Wilson's bekanntem Werke (Western Africa. London 1856) eine wahre Fundgrube, insbesondere auch für die Völkerphysiologie. Sie führen uns mitten hinein in das wunderbare und grauenhafte Leben und Treiben der Neger, namentlich jener an der Bucht von Benin, und können jenen Phantasten, welche meinen, daß alle Menschenstämme gleich edel, in gleichem Maße bildungsfähig seien und ein und denselben Culturwerth hätten, viel zu denken geben. Aber für den Philanthropen des ordinairen Schlages bleibt es allerdings viel bequemer, sich über alle Schwierigkeiten mit einer Formel hinwegzuhelfen, die sich „human" ausnimmt. Aus einer hohlen Formel werden dann auch eben so hohle Schlüsse gezogen.

Hutchinson hält es für nöthig, in der Vorrede zu seinem neuesten Werke ausdrücklich zu erklären, daß er sich vor den Philanthropen von Handwerk nicht fürchte, wenn er Wahrheiten sage und Thatsachen vorbringe, welche jenen vielleicht nicht angenehm seien. Nachdem er zehn Jahre unter den Negern gelebt hat, sieht er sich zu der Erklärung genöthigt, daß der Neger nicht unseres Gleichen in dem Sinne jener Enthusiasten sei, und dann geht er frischweg daran, seine Beobachtungen darzustellen. Jeder Tag, sagt er, bot mir Neues. Die Wolke, welche in jenem Lande der Finsterniß alle Dinge in ein düsteres Geheimniß hüllt, ist so dicht, daß ich zum Beispiel von dem herrschenden Systeme der Anthropophagie erst während der letzten achtzehn Monate meines Aufenthalts mich persönlich überzeugte. — Wir wollen unserm Gewährsmann in seinen Betrachtungen folgen. Die Thatsachen, welche er erzählt, gehören zu den Nachtseiten der Natur.

Die Palmölflüsse, sagt er, gewähren ein so grauenvolles Pa-

norama, wie man es schwerlich in einer andern Gegend der Welt findet. In Neu-Kalabar, Alt-Kalabar und Aboh werden alle Zwillinge und alle Kinder, bei welchen die Oberzähne zuerst zum Durchbruch kommen, als Opfer geschlachtet. Im Jahre 1856 wurde ein Albinokind am Neukalabarflusse dem Haifisch geopfert; dieser war Fetisch des Landes. Aber seitdem von diesen grimmigen Thieren einige Neger zerrissen wurden, kam er in Ungnade, und man opfert ihm seit jener Zeit nur noch Ziegen und Geflügel.

Am Braß vollzieht ein alter Mann, welcher am Hinterkopf eine ungeheure Geschwulst hat, den Opferdienst. Er setzt sich in einen Nachen mit dem Albinomädchen, das über sein Schicksal nicht im Mindesten betrübt ist, denn man hat ihm gesagt, daß es künftig einmal einen weißen Mann heirathen werde. An der Mündung des Stromes bindet er der Armen einen Stein um den Hals und wirft sie ins Wasser.

In einigen Theilen von Benin herrscht der Brauch, an jedem Neumonde zwei Menschen zu opfern.

Der Missionar Crowther, selber ein schwarzer Mann, erzählt Folgendes. Bei Iddah hatten zwei Stämme Fehde mit einander. Als dieselbe geschlichtet wurde, benützten sie einen neunjährigen Albino als Friedensopfer. Sie dreheten ihm die Hand- und Fußgelenke aus, warfen ihn lebendig in eine Grube, stülpten über dieselbe ein großes Gefäß und ließen ihn liegen. Er starb erst am vierten Tage.

Auf Fernando Po wird der Mörder mit Schlingpflanzen an den Leichnam des Ermordeten gebunden und in den Wald geworfen. So muß er eines entsetzlichen Todes sterben.

Bei Völkern, die weit im Innern wohnen und in gar keiner Verbindung mit jenen an der Küste stehen, kommen ähnliche Abscheulichkeiten vor; sie scheinen nun einmal in der Rasse zu liegen. Livingstone hat dafür manche Thatsachen beigebracht.

Im Jahre 1859 erlebten die Herren Oates und Doctor Saunders folgenden Auftritt in Neu-Kalabar. Der Fetischkönig war im Jujuhause (Fetischtempel) von einem Wahnsinnigen überfallen und verwundet worden. Er hatte mehrere Stiche im Unterleibe und am Handgelenke; der Thäter war entflohen. Doctor Saunders verband die Wunden so gut es gehen wollte, aber am andern Morgen starb der Fetischkönig. Nach den üblichen Leichenfeierlichkeiten begrub man ihn im Tempel selbst und dann zogen bewaffnete Männer aus, um den Mörder aufzusuchen. Er wurde unter einem Baume gefunden und todtgeschossen, aber dann brachte man ihm noch genau dieselben Wunden bei, welche man am Leibe des Königs gesehen. Nachher wurde er in zwei Stücke gehauen und den Haifischen zum Fraß in den Strom geworfen. Das möchte noch angehen, aber in den nächsten Tagen wurden fünfzig Verwandte des wahnsinnigen Mörders abgeschlachtet und zwar so, daß man ihnen Stiche in den Bauch und Schnitte am Handgelenke beibrachte.

Der Fetischkönig ist gleichsam ein geistliches Oberhaupt, und hat neben dem weltlichen Könige bei allen Feierlichkeiten nicht nur gleiches Ansehen, sondern sogar den Vorrang. Das Volk von Neu-Kalabar verehrt einen höhern Geist, der irgendwo im Innern, etwa neunzig Tagereisen von der Küste entfernt, etwa irgendwo in Oru, seinen Sitz haben soll. Wenn sie in ihrem gebrochenen Englisch reden, nennen sie jene Gegend Long-Juju-Land und dorthin schicken sie schwere Verbrecher, welche sich einem Gottesurtheil unterwerfen müssen. Dieser Fetisch, der Alles weiß, ist ein Weib; er kennt die Namen sämmtlicher Schiffer, welche auf dem Strome Handel treiben, und nicht minder jene der Kaufleute und Supercargos. Der Geist befindet sich in einem Busche; dorthin muß der Verbrecher gehen und wird mit lauter Stimme angeklagt. Er leugnet allemal; aber wenn er schuldig ist, werden seine Füße an den Boden festgebannt; aus der Erde springt Wasser, das immer höher und ihm endlich bis an den Hals reicht. So stirbt er. Das Alles glauben die Neger steif und fest. Einst wurden etwa einhundert Männer der Hexerei angeklagt und zur Bestrafung an jenen Geist abgesandt. Von ihnen kamen nur neun und dreißig zurück, erhoben dann aber eine Anklage gegen zwanzig andere Leute, welche bisher unverdächtig waren, nun aber sofort der Hexerei für schuldig erklärt und hingerichtet wurden. Sie durften sich berauschen und dann zerhackte man sie mit Säbeln und Messern.

Hutchinson ist, gleich vielen anderen Völkerkundigen, nicht im Mindesten mit einer Ansicht Alexander von Humboldt's einverstanden, die so oft nachgesprochen wird; dieser nahm an, daß alle großen Menschenrassen gleich edel seien. Aber dazu bemerkt man bei den Negern im Nigerdelta auch nicht die entfernteste Anlage oder Begabung. Vereinzelte Individuen mögen auch dort geistige Fähigkeiten wie der weiße Mensch gezeigt haben, aber Alle hängen fest an ihren Grisgris, Fetischen, Juju's und am Kannibalismus, trotzdem sie in ununterbrochenem Verkehr mit Europäern leben. Sie sind noch genau dieselben Barbaren wie vor hundert Jahren.

In Europa wird man nur mit einiger Ueberwindung daran glauben wollen, daß auch jetzt noch der Kannibalismus an der Westküste von Afrika so arg ist, wie er nur jemals gewesen. Seit sechs und achtzig Jahren herrscht englischer Einfluß in Sierra Leone. Die in der Kolonie erscheinende Zeitschrift „African" vom 5. April 1860 erstattet Bericht über eine Jahresfeier, bei welcher ein schwarzer Missionar, Samuel Priddy, merkwürdige Thatsachen zur Sprache brachte. Während des letzten Krieges zwischen den Eingebornen in der Nähe von Sherbro war das Menschenfressen im Schwunge; Priddy sah Männer, welche ganze Körbe voll getrockneten Menschenfleisches trugen, um dasselbe bei einem Festmahle zu verzehren. Hier spricht also ein Augenzeuge. In demselben Blatte bemerkt ein Herr Caulker, daß in der Bompehregion bei Sherbro, so viel er wisse, Kannibalismus nicht vorkomme; es werde wohl die Boorhdygegend gemeint sein; dort komme er allerdings vor. Caulker berichtet über die Leute von Bompeh Folgendes. Wenn Einer krank ist, wird er gefragt, was er Böses verübt habe. Dann bekennt er wohl, daß er sich in einen Löwen oder Alligator verwandelt, oder auch einem Menschen das Blut ausgesaugt habe. Nachher kommen die Verwandten des letztern, schlagen den Kranken todt und verbrennen oder begraben ihn lebendig.

Kannibalismus herrscht im Lande Omun am Cross River. Leute vom Bulastamme, die im Hinterlande der Coriscobay wohnen, kommen an die Mündung des Munifluſſes, um von dort Menschen zu holen, weil deren Fleisch für besonders wohlschmeckend gilt; sie machen „chop" aus ihnen.

Consul Campbell in Lagos schrieb an Hutchinson, daß das im Nigerdelta weit verbreitete Volk der Idschu (die Ejoemen) allgemein für Anthropophagen gelten; sie verzehrten einige Krumeger.

Im Jahre 1859 war zu Duketown am Altkalabar auf öffentlichem Markt Menschenfleisch zum Verkauf ausgestellt, gerade wie Ochsenfleisch auch. In Braß ist der Kannibalismus sehr häufig. In dem eben genannten Jahre tödtete der Häuptling Imanny zwei Afrikamänner zu Ehren seines abgeschiedenen Vaters und sie wurden gegessen. In Braß und in Bonny verzehrt man alle Kriegsgefangenen und glaubt, daß man dadurch tapfer werde. Derselbe Wahn herrscht auch bei den schwarzen Wilden Australiens. Daß die Pongues am Gabun Leichen ausgraben und dieselben als leckeres Gericht betrachten, ist schon früher von Wilson und von Du Chaillu (Globus Nr. 2) gemeldet; Hutchinson bestätigt diese Thatsache.

Dieser Gewährsmann war jahrelang in den Negerländern und Zeuge mancher Barbareien gewesen, aber die Richtigkeit der Angaben über den Kannibalismus bezweifelte er immer noch. Allerdings fiel es ihm auf, daß er am Fetischhause zu Bonny die Eingangspfeiler mit Schädeln verziert fand und daß Arm- und Beinknochen auf dem Hochaltar lagen. Aber das waren Trophäen von besiegten Feinden; übrigens gaben die Bonnyleute zu, daß ihre Vorfahren dieselben gegessen hätten. Daß dergleichen jetzt noch der Fall sei, glaubte der Consul nicht eher, als bis er sich durch eigenen Augenschein davon überzeugt hatte.

Ich mußte, schreibt er, in den ersten Monaten des Jahres 1859 Bonny besuchen. Insgeheim wurde mir mitgetheilt, daß

dem Jujuhause gegenüber ein Mann geschlachtet werden solle, an welchem man sich beim Festmahle eine Güte zu thun gedachte. Dieser Mann hatte einen Sklaven, der beim Palmölhandel beschäftigt war, ermordet; die Leiche war in voriger Woche verzehrt worden, und nun sollte der Thäter seinerseits aufgefressen werden. Die Neger hielten die Sache geheim und kein Weißer durfte davon wissen. Natürlich ließ ich mir gegen Niemand etwas merken und fuhr Abends an das sandige Ufer des Flusses, gegenüber der Stelle wo die europäischen Fahrzeuge ankern. Der Weg, welcher am Creek hin zur Stadt führt, und den man gewöhnlich einschlägt, wurde von mir sorgfältig vermieden. Ich schlenderte, scheinbar unbefangen und ohne jeden Zweck nach dem Fetischhause zu, in dessen Nähe ich ein kleines Gebäude fand. Es stand leer; ich ging hinein und bemerkte, daß in einer dem Tempel gerade gegenüberliegenden Wand sich Spalten befanden, durch welche ich bequem Alles, was sich vor dem Fetischhause begab, sehen konnte.

Nun war mein Plan fertig. Ich ging zum Dampfer zurück, und der Commandeur, welchen ich ins Vertrauen zog, stellte mir ein mit vier Krulenten bemanntes Boot zur Verfügung. Am andern Morgen halb vier Uhr nahm ich ein Brausebad, trank erst Kaffee, dann gegen die Fieberluft ein Glas Wein mit Quinin, und fuhr beim Grauen der Morgendämmerung aus dem großen Strom in den Creek hinein. Die Krulente ruderten so leise als möglich, hoben mich auf ihren Schultern an das etwa zwölf Fuß hohe Ufer, und ich schlich mich in das verlassene Haus. Zwischen diesem und dem Ufer lag Mangrovegebüsch. Die Krulente sollten in einiger Entfernung auf mich warten.

Ich machte die Thür sorgfältig zu. Da saß ich nun in der Morgendämmerung an einem afrikanischen Strome, ganz allein, höchst beklommen, in gedrückter Gemüthsstimmung. Aus dem Wasser qualmten Nebel empor, das Mangrovegebüsch hauchte übelriechende, fiebererzeugende Miasmen aus. Ringsum waren Kannibalen. Zwar lag ein Kriegsdampfer in der Nähe, auf dessen Schutz ich rechnen konnte, aber trotzdem war es mir so wehe ums Herz, mich bestürmte eine so schreckliche Angst, daß ich zu Gott betete, er möge niemals dergleichen mich wieder erleben lassen.

Die Sonne ging auf und ich konnte nun den Fetischtempel betrachten. Alles war noch wie am Abend; ich sah weder Galgen noch Stricke oder Beile; nichts deutete auf Tod, außer den Schädeln an den Thürpfosten. Nichts unterbrach die Stille; vielleicht hatte man mir die Unwahrheit gesagt, oder war die „Feierlichkeit" etwa aufgeschoben worden?

Nein. Ich höre das Durcheinanderschwätzen von Leuten, die immer näher kommen, und gewahre auch gleich nachher eine Gruppe von Negern, welcher sofort eine bunte, dicht gedrängte Menge von Greisen und Knaben, Weibern und Mädchen folgt. Auch höre ich eine Kette klirren und ich schauderte zusammen bis auf Mark und Bein.

Die Menschenmenge stellt sich vor dem Jujuhause auf und wird plötzlich still. Dann erhebt sich eine Stimme, und ruft ein einziges Wort in befehlendem Ton; sofort kauern sich Alle auf das Gras nieder und bilden einen Kreis um zwei aufrechtstehende Männer. Diese sind der Henker und sein Schlachtopfer. Das letztere war mit Ketten am Halse, an den Hand- und Fußgelenken gefesselt. Dieser Unglückliche zeigte nicht etwa Furcht, sondern glich einem leblosen Standbild und hielt sich ganz stramm. Bei der gaffenden Menge bemerkte ich kein Wort, keine Geberde, keinen Blick, der von menschlicher Theilnahme hätte zeugen können.

Der Fetischhenker trat zurück und maß die Entfernung, um mit einem recht kräftigen Streiche gegen den Nacken ausholen zu können. Das schwarze Standbild rührte sich gar nicht, sondern blieb ruhig stehen.

Da fiel der Hieb. Er klappte wie etwa der Schlag eines Hackmessers. Der Mann sank zu Boden; aber weiter vernahm man nichts, keinen Ton vom Schlachtopfer, kein Lispeln oder Murmeln von den Versammelten. Doch mir wollten die Sinne schwinden, ich hätte schreien mögen und war einer Ohnmacht nahe. Ich werde an das Alles noch in meiner Sterbestunde denken. Jenes Todesschweigen der Schwarzen war fürchterlich! Erst dann, als der Henker den zweiten Streich geführt und dem am Boden liegenden Manne den Kopf völlig abhauen wollte, war das Schweigen zu Ende. Barmherziger Gott, was für Töne vernahm ich! Es war ein Gurgeln und Klassen aus der Kehle des Sterbenden. Der Henker führte mit dem Säbel, an welchem das Blut herabfloß, den dritten Streich; mit diesem trennte er das Haupt vom Rumpfe, warf dasselbe in eine Kalebasse und eine Frau trug es weg, um es zu kochen.

Der Henker sprach wieder ein Wort, ging fort und Alle sprangen auf mit einem Geheul und Geschrei, wie man es von wilden Thieren hört. Sie stürzten auf den geschlachteten Mann zu, schwenkten ihre großen Messer in der Luft umher und schnitten Stücke ab. Ich glaubte mich an das jenseitige Ufer des Styx versetzt; ich sah schwarze Geschöpfe in Menschengestalt, wie gierige Geier. Selbst Knaben und Mädchen trugen Fleischstücke, von welchen das Blut herabträufelte und den Weg bezeichnete. Ein Weib riß einer andern Frau zankend und schreiend einen Bissen weg, Fleisch von einem Manne, der vor wenig Minuten noch unter den Lebenden war!

Nachdem alles Fleisch vertheilt war, trug man die Eingeweide fort. Diese waren für die Iguana, eine große Eidechse, bestimmt; sie ist ein Schutzgeist des Volkes von Bonny. Das Blut blieb liegen, Niemand kümmerte sich darum; die Hunde leckten es auf. Nach einer Weile kamen etliche Männer und schütteten Sand über die Opferstätte. Als sie bei der Arbeit waren, begann auch das Hämmern und Pochen in den Böttcherhäusern, wo man Palmölfässer bereitete.

Bevor ich meinen Schlupfwinkel verließ, fragte ich mich, ob ich denn meinen eignen Augen trauen konnte? Das Alles geschah im Jahre eintausend achthundert neun und fünfzig nach Christi Geburt, bei Leuten, unter welchen der europäische Handel seit länger als einem halben Jahrhundert seinen „civilisirenden Einfluß" übt!

Zwei Tage später ging ich wieder am Jujuhause vorüber. Neben demselben sah ich ein kleines aus Zweigen verfertigtes Gerüst, auf welchem die Knochen von Armen, Beinen, Schenkeln und Rippen lagen.

Derartige Abschlachtungen und die Harpyenmahlzeiten werden insgemein nur von einzelnen Familien vorgenommen und interessiren dann das große Publikum nur wenig. Auch diesmal waren verhältnißmäßig wenige von den achttausend Einwohnern Bonny's zugegen. Gerade in unseren Tagen kommen dergleichen Abscheulichkeiten häufiger vor als früher, denn die Leute von Bonny haben „einen Juju genommen", das heißt sich eidlich verpflichtet, den ganzen Stamm der Obetta auszurotten. Nun liegen sie immer in einem Hinterhalt, um Gefangene zu machen, welche dann abgeschlachtet und aufgefressen werden.

Von moralischen oder gesellschaftlichen Pflichten hat der Schwarze auch nicht einen Schatten von Begriff oder Vorstellung. Acht Monate nach jenem Auftritte fuhr ich mit meiner Frau, welcher des Fiebers wegen eine Luftveränderung nöthig war, von Fernando Po auf einem Kriegsdampfer wieder nach Bonny und dort besuchten wir Herrn Straw am Bord des abgetakelten Schiffes Ambrosine, welches ein Magazin für die Palmölvorräthe bildet. Dort erschien eines Morgens derselbe Henker, welcher vor meinen Augen den Unglücklichen abgeschlachtet hatte. Es ging damals ein Gerücht, daß vor Kurzem wieder ein Fest stattgefunden habe. Herr Straw fragte den Mann, wie er es wagen könne, einer weißen Frau vor Augen zu kommen, die doch wisse, daß er den Kopf eines Nebenmenschen aufgefressen habe. Aber das brachte den Schwarzen nicht im Mindesten aus der Fassung, denn er entgegnete ganz kaltblütig, er habe den Kopf nicht verzehrt; er sei beim Kochen verdorben und nicht genug gepfeffert gewesen!

Unglaube und Zweifelsucht in der Geographie.

Strenge Kritik ist gewiß namentlich in Bezug auf Angaben über neue geographische Entdeckungen am Platze; daß manche Reisende es mit ihren Mittheilungen nicht genau nehmen, ist ja bekannt genug. Aber zuweilen wird auch die Zweifelsucht viel zu weit getrieben, man hält gar zu oft Dinge für unwahr, weil sie ungewöhnlich sind und nicht auf den ersten Blick einleuchten. Hinterher folgen dann nicht selten Ehrenrettungen, aber manchmal recht spät, nach Jahrhunderten oder Jahrtausenden. Als Beispiele dafür könnten wir viele Belege beibringen, wollen aber nur an Herodot und Ktesias erinnern, welche für eine große Menge ihrer Mittheilungen erst gerechtfertigt worden sind, seitdem wir durch neuere Reisende die von Jenen beschriebenen Länder und Völker näher kennen gelernt haben.

Wir zeigten neulich (Globus S. 351), daß Herr Desborough Cooley den Kilimandscharo und den Kenia nicht für Schneeberge gelten lassen wollte. Nun hat Baron Karl von der Decken, welcher den Engländer Thornton als Begleiter mitnahm, die Angaben Krapf's und Rebmann's bestätigt gefunden. Herr Petermann in Gotha schrieb darüber einen Brief an das Athenäum, in welchem er „die Unwissenheit und Unaufrichtigkeit" gewisser Kritiker betont. Darauf hat nun Herr Desborough Cooley geantwortet (Athenäum, 15. Februar) und seine früheren Aufstellungen und Behauptungen zu rechtfertigen gesucht. Er hält seine Angaben über den Mangel an Genauigkeit und Kritik in manchen Angaben Krapf's aufrecht und weist nach, daß mehrere derselben einander widersprechen. Das kann man ihm eben so wohl zugeben, als daß der Missionär, der nicht mit Instrumenten versehen war, die Entfernungen zwischen verschiedenen Punkten, die Tagreisen und dergleichen mehr übertrieben und unrichtig angegeben habe. Es verschlägt auch wenig, daß schon 1835 in der Edinburgh Review auf den Kilimandscharo aufmerksam gemacht wurde. Die Hauptsache bleibt, daß die deutschen Missionäre die ersten Europäer waren, welche diesen Berg und den Kenia sahen, und beide als Schneeberge erkannten. Desborough Cooley läßt auch jetzt seine Zweifel noch nicht fallen, giebt Herrn Petermann die obigen Ausfälle reichlich zurück und meint, daß „die Beschuldigung der Unaufrichtigkeit und Ignoranz auf die Fürsprecher Krapf's zurückfalle." Herr Petermann habe in seiner Karte von 1860 sich nicht mehr an die benannte Karte der beiden Missionäre von 1850 gehalten, sondern zum großen Theil die Routen so eingetragen, wie Cooley dieselben verzeichnete. „Aber er folgt nicht streng den Geboten der Vernunft, weil Geographen (Kartenzeichner) von Profession wenig Zeit zum Studiren haben, sich die Gewohnheit aneignen, Alles ausgleichen, vermitteln, in Uebereinstimmung bringen zu wollen (get the habit of compromising), um alle Theile zu versöhnen, ohne einem zu folgen" u. s. w. Herr Petermann sei totally ignorant of Dr. Krapf's definitive statements.

Doch wir lassen diesen Zank über die von beiden Seiten herausgeschleuderte Ignoranz und den Mangel an Aufrichtigkeit, um einen ergötzlichen Vorgang zu erzählen, der uns einfiel, als wir jenen Aufsatz im Athenäum lasen.

Vor neunzig Jahren unternahm James Bruce seine Reise nach Abessinien und zu den Quellen des Blauen Nils, also in Regionen, von welchen man damals noch keine umfassende, ins Einzelne gehende Kunde hatte. Als Bruce sein umfangreiches Werk in fünf Bänden veröffentlichte, fand das Publikum darin eine solche Menge von ungewöhnlichen Nachrichten, Uebertreibungen und Ungeheuerlichkeiten, daß man den Reisenden kurzweg für einen Lügner erklärte. Er wurde mit Zuschriften bestürmt, die weisen Kritiker behandelten ihn unbarmherzig, und zuletzt wurde Bruce über so viele Thorheit geradezu grimmig. Manche Leute waren so zudringlich, daß sie ihm nicht einmal in seiner Wohnung beim Loch Lubnaigh in Schottland Ruhe ließen; halbgelehrte Londoner Pflastertreter kamen, um ihn zur Rede zu setzen.

Bruce behandelt in einem besondern Abschnitte die Sitten und Gebräuche der Abessinier (deutsche Ausgabe in zwei Bänden, von Cuhn und J. F. Gmelin, Rinteln und Leipzig 1791. Thl. II. S. 191 bis 226), und erzählt Folgendes:

— In Abyssinien ißt Niemand Kalbfleisch, aber Jedermann Kuhfleisch. Ein Abyssinier ißt kein wildes Geflügel, selbst nicht einmal eine Gans. Ich traf unterwegs Reisende, welche rohes Fleisch von lebendigen Thieren aßen. Ich will nun zur Erläuterung eine Beschreibung dieses blutigen Festes geben.

Oft versammeln sich Gesellschaften beiderlei Geschlechts vom ersten Rang in der Stadt oder auf dem Lande, um gemeinschaftlich zu speisen. Mitten in einem großen Zimmer steht ein langer, auf beiden Seiten mit Bänken besetzter Tisch, deren Gebrauch in diesem Lande durch die Portugiesen eingeführt wurde; auf dem Lande breitet man nur Ochsenhäute aus. Man führt eine Kuh oder einen Ochsen vor die Thür des Zimmers. Man bindet dem Thiere die Füße, macht unten am Halse in die Haut einen Einschnitt bis an das Fett, und läßt fünf bis sechs Tropfen Blutes auf den Boden fallen. Dieses geschieht, um das mosaische Gesetz zu beobachten. Dann fallen einige Personen über das Thier her, ziehen ihm die Haut vom Körper bis in die Mitte der Rippen ab, und schneiden aus den Hintervierteln dicke viereckige Stücke Fleisch heraus. Das schreckliche Gebrüll des unglücklichen Thieres ist ein Zeichen für die Gesellschaft, sich zur Tafel zu setzen. Statt der Teller legt man jedem Gaste runde Kuchen vor, etwas dicker und doppelt so groß wie ein Pfannkuchen. Sie sind Brot ohne Sauerteig, aus Teff gebacken, haben keinen unangenehmen Geschmack und sind leicht zu verdauen. Der Gast verzehrt gewöhnlich drei oder vier solcher Kuchen; unter denselben liegen fünf andere von einer schwärzern Art. An diesen wischt sich der Gast die Finger ab und sie werden nachher von den Sklaven verzehrt.

Herein treten zwei oder drei Diener mit viereckigen Stücken Rindfleisch, welches sie in den bloßen Händen tragen; sie legen dasselbe auf die Teffkuchen; der Tisch ist ohne Tafeltuch. Die Gäste halten schon ihre Messer bereit; die Männer haben gewöhnlich ein krummes Messer, das sie in Kriegszeiten fortwährend bei sich führen; die Frauen haben kleinere von schlechter Beschaffenheit. Ein Mann sitzt immer zwischen zwei Frauenzimmern. Er schneidet mit seinem großen Messer kleine Stücke Fleisch herunter, in welchem man noch die Bewegung der Fasern, das Leben, wahrnimmt. In Abyssinien speiset sich kein Mann selbst und rührt seine Kost nicht an. Die Frauenzimmer nehmen diese Stücke und schneiden sie erst in Streifen von der Dicke eines kleinen Fingers und dann in kleine Würfel. Diese legt man auf ein Stück Teffbrot, das stark mit Pfeffer und Salz bestreut ist und wie eine Rolle zusammengewickelt wird. Dann steckt der Mann sein Messer ein, setzt beide Hände auf die Knie seiner Nachbarinnen und wendet sich mit vorgebeugtem Leibe, gesenktem Kopf und aufgesperrtem Maul zu derjenigen Nachbarin, welche die Rolle am ersten fertig hat. Diese stopft ihm das ganze Stück in den Mund, der davon so voll wird, daß der Mann in Gefahr geräth zu ersticken. Je vornehmer der Mann, um so größer ist das Stück, und es wird für sehr fein gehalten, wenn er recht viel Geräusch beim Kauen macht.

Sie haben ein Sprüchwort, nur Bettler und Diebe äßen kleine Stücke und schmatzten nicht. Sobald der Mann den Bissen hinunter hat, was sehr schnell geht, so stopft ihm die andere Nachbarin eine zweite Rolle ein, und so fort, bis er satt ist. Zur Dankbarkeit für die beiden Schönen, welche ihn gefüttert haben, nimmt dann er zwei kleinere Rollen von derselben Art und Gestalt, worauf beide Weiber ihren Mund öffnen und aus seinen Händen ihre Speise empfangen. Er trinkt dann aus einem schönen großen Horn,

und wenn auch die Frauenzimmer sich gesättigt haben, trinkt die ganze Gesellschaft. Es herrscht Frohsinn und Scherz, und während dieser Zeit blutet das unglückliche Schlachtopfer vor der Thür; es verliert aber nur wenig Blut, weil man bei dem Zerschneiden, so lange es möglich ist, die großen Blutadern zu vermeiden sucht. Zuletzt geht es über alle Theile her, das Thier blutet sich zu Tode, und diese halben Kannibalen nagen zuletzt das Fleisch von den Knochen ab, wie die Hunde. Die Gäste sind während dieser Zeit sehr munter, Liebe entflammt sie und die größten Freiheiten sind erlaubt. —

Was Bruce über das Letztere weiter erzählt, lassen wir aus guten Gründen fort.

Die obigen Mittheilungen erregten in England allgemeinen Anstoß und wurden für erlogen gehalten. Wie konnte es auch Menschen in der Welt geben, welche Beefsteaks in anderer Weise verzehren als ein Brite!

Nun drang ein Londoner bis in Bruce's Arbeitszimmer und sagte: „Ich möchte doch noch etwas Näheres über die Art und Weise erfahren, wie die Abessinier rohe Beefsteaks verzehren. Sie müssen ein Beefsteak roh essen, ja Sie müssen. Sie sagen ja, Sie hätten es in Abessinien gethan. Ich glaube es aber nicht, bis Sie mir den Beweis liefern."

Eine solche Unverschämtheit ärgerte den Entdeckungsreisenden. Er klingelte und beauftragte einen Diener, rohes Rindfleisch, Salz und Pfeffer zu bringen, und bereitete Alles zu.

„Nun essen Sie," sprach der Londoner.

„Nein, Sie werden essen!" rief Bruce.

„Ich? Dazu fehlt mir der Appetit."

„Und ich sage Ihnen, Sie sollen und müssen das hier verzehren, Herr! Sie, ein mir durchaus unbekannter Mann, kommen in mein Haus und beleidigen mich. Sie werden rohes Beefsteak verzehren. Nun, nur rasch zu! Sehen Sie dort meine Treppe? Wenn Sie nicht die ganze Schüssel verzehren, so verlassen Sie sich darauf, daß ich Sie kopfüber hinunterwerfe."

Bruce war ein Mann von riesigem Körperbau, und dem Londoner blieb nichts übrig, als sich in das Unvermeidliche zu fügen. Er erfuhr an sich, daß rohes Fleisch mit Pfeffer und Salz genießbar ist. Nachdem er Alles verzehrt hatte, wurde er, von Rechtswegen, aus dem Hause geworfen.

Wir können noch einen zweiten Fall von Unglauben erzählen, der etwas zu weit getrieben wurde. Im armenischen Hochlande erhebt sich über alle anderen Gipfel der heilige Berg Ararat. Den Hauptkegel des Berges erstieg bis zum Gipfel Friedrich Parrot aus Dorpat im Jahre 1829, nachdem Mehreren der Versuch mißlungen war. Mit ihm erreichten zwei russische Soldaten das Ziel (16,000 Fuß); diese erstatteten dann den Mönchen im Kloster, das am Fuße des Berges liegt, einen Bericht, der niedergeschrieben und eidlich bekräftigt wurde. Als nun Parrot's Werk erschien, erklärte ein englischer Kritiker dasselbe für lügenhaft. Das Urtheil Alex. von Humboldt's über Parrot sei werthlos, und der Mann im Londoner Studirzimmer bewies mit einhundert Gründen, weshalb es platterdings unmöglich sei, daß Parrot den Ararat erstiegen habe. Die Aussagen der russischen Soldaten könnten auch nichts bedeuten! Aber Parrot ist doch oben auf dem Ararat gewesen und nach ihm sind auch Leute hinaufgekommen. Die Arche Noäh haben sie freilich nicht gefunden.

Um sich vor der Beschuldigung der Lügenhaftigkeit sicher zu stellen und den ungläubigen Kritikern alle Vorwände zu nehmen, blieben einst mehrere Reisende fünf Tage lang zu Petra im Edomiterlande, und nahmen dort eine Urkunde auf, welche sie eidlich erhärteten. Doch um auf Bruce noch einmal zurückzukommen, so wurde sein Bericht über Theben in Aegypten und dessen Denkmäler für eben so unwahr erklärt, wie jener über das Rohfleischessen der Abessinier. Man nannte ihn Mr. Mendax, aber wir wissen längst, daß er nicht gelogen hat. Die Zeit hat ihn gerechtfertigt, er aber hatte nicht die Genugthuung, alle Ungläubigen so wirksam zu bekehren, wie jenen Londoner.

Die neapolitanischen Volksstämme.

I. Die Apulier und Irpiner.

Italien war im Alterthum von verschiedenen Volksstämmen, Galliern, Etruskern, Oskern, Volskern ꝛc. bewohnt, welche nicht dieselbe Sprache redeten und verschiedene Sitten und Staatseinrichtungen besaßen. Dasselbe war auch der Fall mit dem neapolitanischen Festlande. Während aber in Norditalien die Spuren dieser früheren Volksstämme, durch die häufige Ueberfluthung von Barbaren, in den gegenwärtigen Bevölkerungen fast gänzlich verloren gegangen sind, oder sich wenigstens äußerst schwierig nachweisen lassen, ist es in Süditalien noch heute gar wohl möglich, die Abkömmlinge jener alten Völker zu finden, von denen uns die Römer berichten. Sie nehmen fast noch dieselben Gebiete ein wie zur Römerzeit, unterscheiden sich schon äußerlich von einander durch Sprache und Tracht und haben im Wesentlichen ihre ursprünglichen Eigenthümlichkeiten beibehalten.

Das Wesen der alten griechischen Kolonisten offenbart sich in den Bewohnern vieler Städte in überraschender Weise, und wir finden auch im Volksdialekt häufig noch Anklänge an die griechische Sprache, ja in der Mundart, welche die niederen Klassen von Neapel selbst reden; dort hören wir den griechischen Artikel ὁ, der sich in o verwandelt, und ἡ, der die Umwandelung in a erfahren hat. Wer sich davon überzeugen will, braucht nur den Ausrufern der Zeitungen oder den fliegenden Buchhändlern zu lauschen, wenn sie die neuesten Nummern der politischen Blätter ausrufen. Da heißt es: O Pungolo, o Popolo d'Italia, o Nazionale, und dann wieder: a Democrazia, a Colonna di fuoco ꝛc. ꝛc. Auch ein kleines in neapolitanischem Dialekt erscheinendes Blatt, das alle politischen Fragen und Nachrichten für die niederen Klassen zurecht legt und in ihrer Ausdrucksweise, die dem Norditaliener ganz unverständlich ist, schreibt, wendet die vorgenannten Artikel an, jedoch nur im Nominativ, während die übrigen Fälle durch den italienischen Artikel gegeben werden.

Aber wenn sich so ohne Mühe schon in Aeußerlichkeiten in den Stadtbewohnern Spuren ihrer griechischen Vorfahren, deren Profil sie übrigens auch zumeist tragen, erkennen lassen, so bieten die Landbewohner ebenso deutliche Anknüpfungspunkte an die ehemaligen Stämme, welche die Römer vorfanden. Nur von den nordischen Einwanderern und Eroberern, die theils zur Zeit der Völkerwanderung, theils wie die Normänner und die vielen sich unter den neapolitanischen Herrschern schwäbischen Stammes ansiedelnden Deutschen im Mittelalter nach Süditalien kamen, lassen sich äußerst schwache Spuren im Volke wahrnehmen. Die von ihnen aufgeführten Bauten und Burgen liegen meist in Trümmern, und wo sie noch stehen, sprechen sie als stumme Zeugen mächtiger Gründer und Schaffer, die der Sonne des Südens zu rasch erlagen, um die Bevölkerung, welche sie unterworfen hatten, zu regeneriren und in ihrer Wesenheit zu verändern. Hin und wieder erinnern wohl Familiennamen an normännischen und deutschen Ursprung, doch die jetzigen Träger derselben zeigen weder in ihrem Aeußern noch in ihrem Charakter die geringsten Merkmale nordischer Blutsvermischung.

Werfen wir nun einen Blick auf die fünf Hauptstämme des neapolitanischen Festlandes, d. h. auf die Apulier, Calabresen, Irpiner, Lucaner und Abruzzesen und sehen wir, wie es sich mit ihrer Abstammung verhält.

Die Apuli bewohnten im Alterthum die heutige Puglia oder Capitanata, ebenso wie die Terra di Bari und einen kleinen Theil der Basilikata. Die heutigen Apulier nehmen fast dieselben Gebiete ein, nur reicht der Dialekt der Puglia jetzt nicht mehr in die Basilikata hinein. Die alten Apulier waren, nach Angabe der Römer, ein tapferes, streitgerüstetes Volk. Daß sie aber noch jetzt streitlüstern sind, beweist der Umstand, daß keine Provinz so sehr von den „Briganten" wimmelt, als die Puglia oder Capitanata und die Terra di Bari. Die Apulier zeichnen sich durch mannigfache Eigenthümlichkeiten aus. Sie halten mehr als die Abruzzesen und Calabrier, ja selbst mehr als die Neapolitaner, auf Bequemlichkeit im Innern ihrer Häuser, besonders auf gute, weiche Betten. Sie sind große Freunde guter Kost und feurigen Weins; weniger kümmern sie sich dagegen um Reinlichkeit und Ordnung, obwohl sie auch in dieser Beziehung über den Calabresen stehen. Ihr überaus lebhaftes Naturell verführt sie zu Streitsucht und zu rachsüchtigen Handlungen, doch sind sie nicht tückisch und nachtragend wie der Bewohner der neapolitanischen Inseln und wie der Sicilianer. Ihr aufgewecktes, freundliches Wesen nimmt anfangs sehr für sie ein, doch verliert sich die Vorliebe für sie sehr bald, wenn man ihre Untugenden sieht, die sie schon nach kurzer Bekanntschaft herauskehren.

Der Apuglieſe ist immer geneigt, einen Jeden, der mit ihm in Berührung kommt, zu betrügen und zu bestehlen, sollte er ihm gleichwohl in seiner Art ganz ergeben sein. Dafür ist er freilich, sobald er Aussicht auf Gewinn hat, dienstwillig und flink zur Hand mit der Arbeit, ungeachtet diese ihm sonst nicht sehr ans Herz gewachsen ist. Er kleidet sich gern malerisch und kümmert sich in dieser Beziehung nicht viel darum, ob gerade dies oder jenes Landesbrauch ist oder nicht, weshalb er auch keine eigentliche Nationaltracht besitzt. Der apuglieſiſche Dialekt klingt angenehm und erinnert oft an den venetianischen. Damit ist aber nicht die Sprache der Hirten gemeint, die auf der apulischen Ebene ihre Heerden weiden, denn diese reden in Tönen, die so wenig an das Italienische erinnern, daß man sie nicht anders als barbarisch bezeichnen kann. Selbst der apulische Städtebewohner versteht den Hirten nicht gut und wird von ihm noch weniger verstanden; doch liegt das nicht daran, daß etwa die Hirten eine ganz eigenthümliche Sprache sprächen, sondern weil sie auf der tiefsten Stufe menschlicher Bildung stehen und wegen ihres einsamen Lebens ungemein begriffsarm sind.

Die apulischen Frauen sind in vielen Beziehungen den Männern überlegen. Sie erscheinen fast durchgängig sehr wohlgebildet, haben regelmäßige Züge und schöne, sinnige Augen. Ihr Benehmen hat etwas Anmuthiges und ist von jener freundlichen Würde, die Achtung und Vertrauen erweckt. Letzteres pflegen sie auch nicht zu täuschen; denn sie sind ehrlicher als ihre Männer, und es ist dem Fremden wohl anzurathen, in Apulien lieber mit Frauen als mit Männern zu handeln. Erstere werden ihn nicht übervortheilen, Letztere immer. Nur möge er sich hüten, ihre Freundlichkeit und Gefälligkeit fälschlich auszulegen, denn die Damen der Puglia gestatten nicht die mindeste übertriebene Vertraulichkeit und sind bereit, Freiheiten und ungeziemendes Betragen mit dem Messer oder Dolch zurückzuweisen. Ist bei einem Streit in einem Orte der Puglia Blut geflossen, so geräth sofort der ganze Platz in Aufruhr; die Frauen eilen heulend aus den Häusern, reißen sich die Haare aus, werfen sich auf die Erde nieder und geberden sich wie unsinnig. Die ganze Ortschaft scheint sich plötzlich in ein Narrenhaus verwandelt zu haben; aber nach einer Viertelstunde ist Alles wieder still und alle Leute betragen sich so ruhig, als ob gar nichts vorgefallen wäre.

Die Apuglieſen lieben Musik und Tanz und fühlen sich sehr geschmeichelt, wenn man sie in dieser Beziehung lobt. Das niedere Volk kennt jedoch keine eigentlichen Volkslieder, sondern summt stundenlang eine einzige Strophe nach einer eintönigen, überaus häßlichen Melodie, oder besser gesagt, Tonart, denn es wäre eine Sünde, wenn man das Melodie nennen wollte. Die Hirten und Maulthiertreiber sind besonders groß in diesen Gesangsvergnügungen, die jedes nicht abgestumpfte Ohr zur Verzweiflung bringen müssen.

Weil ich hier einmal der Hirten erwähnt habe, so will ich auch Etwas über die apulische Viehweide hinzufügen, die dem Lande einen ganz eigenthümlichen Charakter verleiht. Da die bergigen Gegenden in Abruzzo sich im Sommer mit dem schönsten Gras bekleiden, im Winter aber die gras- und kräuterreichen Ebenen der Puglia, die oft im Sommer sich in Wüsten verwandeln, unter dem milden Himmel erst recht grün und üppig werden, so scheinen beide Provinzen von der Natur zur Schaftrift bestimmt zu sein, denn die Thiere können den Jahreszeiten gemäß von einer in die andere ziehen. Nach Varro war im Alterthum der Uebergang der Schafe aus Samnium nach Apulien einem Zoll unterworfen, und die Zahl der Schafe mußte bei den römischen Zollbeamten angegeben werden. Als die nordischen Völker ins Land fielen und die römische Herrschaft unterging, wurde unter den neuen Verhältnissen und Dynastien der Uebergang des Viehes von einer Provinz in die andere unterbrochen, bis ihn die normannischen Fürsten wiederherstellten. Der König Alphons eignete das Verpachtungsrecht der Weiden der Puglia dem Fiskus allein zu und vereinte für die Weide ein Gebiet von 70 Meilen, das sich unter dem Namen Tavoliere di Puglia von Civitate bis nach Andria erstreckt. Daß natürlich unter der übermäßig großen Schaftrift der Puglia der Ackerbau leidet, ist leicht begreiflich.

Wenden wir uns jetzt zu den Irpini, wie sich die Nachkommen der antiken Hirpini nennen, die jetzt im Principato Ultra ungefähr denselben Flächenraum einnehmen, wie im Alterthum. Sie waren ein samnitisches Volk und auf ihrem Gebiet liegen in der Nähe der kleinen Stadt Argaja die berühmten caudinischen Engpässe. Auch sie haben in jüngster Zeit wieder in tapferer Abwehr der Briganten, namentlich bei Avellino, bewiesen, daß sie die Waffen zu führen verstehen. Obwohl die Provinz Principato Ultra an die Capitanata, das Land der Apulier, grenzt, so ist doch zwischen beiden ein ungemein großer Unterschied im Volke bemerkbar. Zunächst äußert sich der Gegensatz in der Sprache, die etwas schärfer betont hervortritt. In Bezug auf Charakter und Eigenthümlichkeiten macht sich aber noch vielmehr der Umstand geltend, daß die Irpiner ein anderer Volksstamm als die Apulier sind. Wer die Bewohner von Avellino, einer Stadt von 21,000 Einwohnern, und von Ariano, einer 12,000 Einwohner zählenden Stadt, beobachtet, nimmt zunächst gegenüber den apulischen Städten Foggia und Manfredonia den auffallenden Unterschied wahr, daß sie weniger unreinlich gehalten sind als letztere und im Ganzen einen solidern Anstrich haben. Ueberhaupt ist der Verkehr mit den Irpinern viel angenehmer und zuverlässiger als mit den Apuliern. Die Landbewohner sind freilich sehr roh, blutdürstig und selbst grausam, aber der Städter gilt für um so gutartiger, und im Durchschnitt ist selbst der Landbewohner ehrlich und ohne Falsch, freilich nur so lange, als seine bösen Instinkte nicht gereizt und geweckt werden.

Der Irpiner ist als Bergbewohner rüstig und eher zur Arbeit aufgelegt, dazu mäßig, zutraulich und mittheilsam. Er hält mehr auf Ordnung als der Apulier und ist weniger für Bequemlichkeit eingenommen. Ein empfehlenswerther Zug in seinem Charakter ist ein gewisses Streben, sich Bildung anzueignen. Wenn irgend möglich, sucht er seinen Kindern Unterricht zu verschaffen, und das hielt unter der bourbonischen Herrschaft schwer genug. Er begeistert sich leicht und hält dann fest an seinen Ansichten, sobald er überzeugt ist, daß sie auf richtiger, vernunftgemäßer Basis beruhen. Doch hat er neben diesen Vorzügen auch manche Schatten-

seiten in seinem Charakter. Er ist, wenn einmal sein Zorn erregt wird, schwer wieder zu versöhnen. Auch greift er schon bei geringen Streitigkeiten zum Messer und vergießt Blut. Ueberdies läßt er sich Fremden gegenüber leicht von Vorurtheilen beherrschen und ist dann mißtrauisch und feindselig. Hat er sich jedoch überzeugt, daß er im Irrthum war, so steht er nicht an, dies offen zu bekennen, und dann kann man sich um so mehr auf ihn verlassen. Er, wie der Bewohner der Campagna Felice, dessen Abstammung sich weniger genau nachweisen läßt, da die Terra di Lavoro schon im Alterthum von Mischvölkern bewohnt wurde, ist mitleidig und wohlthätig auf der einen und geizig auf der andern Seite. Das heißt, er ist im Stande, den letzten Bissen Brod mit dem zu theilen, dessen Leiden ihm zu Herzen geht. Wo er aber sonst etwas erkaufern kann, thut er's gern. Seine heißen, ungezügelten Empfindungen sind die Ursache seiner guten wie seiner bösen Eigenschaften. Trotz derselben aber wahrt er sich doch im Ganzen ein kühleres Urtheil und besitzt mehr Logik in seinen Anschauungsweisen als die Apulier und die Bewohner von Neapel, welche beide der Phantasie mehr Spielraum gewähren. Die Irpinerinnen sind übrigens weniger schön als die Bewohnerinnen der Puglia, dafür aber um so stolzer.

E. R—r.

Besteigung der Maladetta.

Wir lassen der jüngst mitgetheilten Beschreibung einer Besteigung des Montblanc eine Darstellung folgen, in welcher ein Wanderer den Maladettagipfel schildert.

Diese Maladetta ist der höchste Berg der Pyrenäen, sie ist indeß, wie der Montblanc, nicht eigentlich ein Berg, sondern mehr eine Bergkette. Ihre höchste Spitze, der Pic de Nethon, hat 3404 Metres, dann folgen die beiden Pics de la Maledetta, 3354 und 3312 Metres hoch. Sie bildet nicht einen Theil der Centralkette der Pyrenäen, die sich wie ein großer Wall vom Mittelländischen Meere bis zum Ocean erstreckt, sondern ist ein Seitenzweig, der das Val d'Essera von dem Val de la Noguera trennt und sich bei Estombes dem Hauptstock anschließt.

Es ist merkwürdig, daß, wie die Maladetta, so auch die beiden nächsthohen Spitzen der Pyrenäen, der Pic Posets und der Mont Perdu, in Seitenketten liegen. Die Gletscher der Maladetta sind die größten der Pyrenäen, aber wie fast überall in diesem Gebirge, Schneefelder, unter denen ohne Zweifel Eis liegt, das man aber nicht sieht; ihre Abhänge sind namentlich in den unteren Theilen sehr steil und vielwärts unzugänglich.

Bis 1842 war die Maladetta nie erstiegen. Damals gelang es den Herren Albert de Franqueville und Tchichatscheff mit vier Führern nach langen Irrfahrten den Pic de Nethon zu erreichen; ihnen sind dann Andere gefolgt, doch wird diese Ersteigung immer noch verhältnißmäßig selten gemacht, da sie höchst beschwerlich und an einigen Punkten recht gefährlich ist. Zuerst (so erzählt ein Reisender in der Preußischen Allgemeinen Zeitung, welcher im Juli 1861 die Pyrenäen besuchte), stiegen wir langsam steile Matten hinan, kreuzten mehrere Bäche und kletterten dann mehrere Stunden über Felsen weg. Um 6 Uhr kamen wir an das erste Schneefeld, das leicht passirt ward, und bald darauf erblickten wir den Pic. Er hatte eine Nebelkappe aufgesetzt, die aber bald verschwand, und als wir hinter den Felsen heraus traten, lag das Gebirge klar da. Eine ungeheure Nadel, wie die spitzen allein stehenden Felsen hier heißen, stieg neben uns auf, der ganze Anblick war wild und großartig, nirgends erblickte man Spuren von Vegetation, nur Stein und Schnee so weit das Auge sah. Doch eilten wir vorwärts, da ein schneidend kalter Wind an dem Wendepunkte ging, und standen bald an dem großen Gletscher. Hier knüpften wir uns mit einem langen Strick Alle aneinander, damit, falls Einer ausgleiten sollte, die Reihe ihn halte. Langsam, Schritt vor Schritt, die Augen durch den Schleier gegen die Blendung der glitzernden Fläche geschützt, wanderten wir fort. Hier und da sahen wir zur Seite die tiefen Spalten, in denen schon mehr als ein Verirrter den Tod gefunden. Die größten Spalten laufen gewöhnlich mit dem Rücken des Berges parallel, die Querspalten sind selten tief. An eine traten wir heran, der Blick erreichte den Grund des Schlundes nicht, dessen Wände das Ansehen eines mit Eiszapfen austapezirten Gemachs hatte. Nach einstündiger Wanderung lag der Gletscher hinter uns und der Pic dicht vor uns; doch zweifelte ich einen Augenblick, wie man hinauf kommen sollte, denn der einzige Weg, der famose Pont du Prophète, ist ein ganz schmaler Felsengrat, an dessen beiden Seiten die Abgründe jäh abfallen; an der rechten Seite liegt unten der Lac de Coroné. Darüber müssen wir hinweg? fragte ich meinen Führer. Er bejahete die Frage, und meinte, ich solle zurückbleiben, wenn ich Furcht hätte. Doch wer wollte so dicht vor dem Ziele zurücktreten?

Als ich ihn sicheren Schrittes hinaufklimmen sah, folgte ich, jede seiner Bewegungen genau nachahmend, und war nach etwa zehn Minuten oben. Der Gipfel des Pic de Nethon ist eine Plattform, etwa sechzig Fuß lang und zwanzig breit, ganz mit Geröll und losen Steinen bedeckt und nach allen Seiten von Abgründen umgeben. In der Mitte sind zwei Pyramiden aus Steinen als Warten aufgerichtet, zwischen denen ein Thermometer angebracht ist; es gab die Temperatur der Nacht auf 3° Wärme C. an.

Nach und nach kamen die anderen Gefährten auch oben an, und wir genossen der einzigen Aussicht, die sich nach allen Seiten eröffnet. Auf den ersten Blick erscheint Alles wie ein ungeheures Chaos von unzähligen Gipfeln und Gletschern, aber eine nähere Betrachtung unterscheidet bald die vielgezackte Hauptkette, die sich von Osten nach Westen zieht; von ihr zweigen sich die zahlreichen Querthäler ab, welche einerseits der Garonne, auf der anderen Seite dem Ebro den Tribut ihrer Gewässer bringen. In weiter Ferne erscheinen die Ebenen der Gascogne und Cataloniens, in denen wie Silberbänder die Flüsse glänzen, welche diese schönen Provinzen durchziehen. Die Aussicht war vollkommen frei, nur über dem nächsten Thal, dem von Luchon, lag eine dicke graue Wolke.

Am südlichen Abhange lagerten wir uns, um einige Stärkung zu uns zu nehmen und auszuruhen, doch frühstückten wir nur leicht und traten schon gegen 10 Uhr den Rückweg an. War der Pont du Prophète schwierig zu erklimmen, so war es noch gefährlicher herabzusteigen; Jeder von uns ward von zwei Führern gehalten, und wir betraten bald den Gletscher aufs neue. Da die Fußtapfen unseres Hinmarsches eine Art von Pfad gebildet, bedienten wir uns nur kurze Zeit des Strickes, aber die Sonne hatte den Schnee gleitend gemacht, und gleich nachdem wir unsern Einzelmarsch wieder begonnen, that ich einen Fehltritt und glitt sofort mit reißender Geschwindigkeit den Abhang des Gletschers hinab. Mein Führer versuchte vergeblich mich zu halten, er fiel auf mich und so kollerten wir wohl eine halbe Minute, bis es mir gelang, meine Pike quer in den Schnee zu stoßen und mich so zu Halt zu bringen. Glücklicherweise war an diesem Theil des Gletschers keine Gefahr, aber es ist doch ein sehr unheimliches Gefühl, wenn man so hingleitet, ohne zu wissen, wohin man gelangt.

Hinter der erwähnten großen Nadel änderten wir unsern Weg und stiegen nicht wieder die Felsen hinab, sondern den Maladetta-

gletscher, der zu steil abfällt, als daß man ihn hinaufklimmen könnte, und den wir deßhalb rechts hatten liegen lassen. Einige meiner Genossen setzten sich auf die Schnappsäcke der Führer und glitten so, wie auf einem Schlitten, hinab; ich zog es vor, meiner Beine Meister zu bleiben, und gelangte nach halbstündigem Laufen, wobei ich bis über die Knie in den Schnee einsank, an den Fuß des Gletschers, der kurz abbricht und weder von Moränen noch Felsen umgeben ist; ein wilder Gießbach strömt aus ihm hervor, derselbe, der sich unten zur Essera sammelt. Von da an war die Wanderung minder beschwerlich, und gegen 1 Uhr kamen wir wieder bei unserem Bivouak an, wo die Pferde behaglich weideten. Nach kurzer Ruhe waren wir im Sattel und strebten dem Port de Venasque zu. Auf der spanischen Seite war das sonnigste, schönste Wetter; kaum hatten wir die Bresche betreten, als uns der Regen entgegen schlug, Alles war in dicken Nebel gehüllt, so daß wir nur sehr langsam den Weg zum Hospiz herabsteigen konnten. Es war die dicke Wolke, die wir oben von der Maladetta über dem Thale hatten hängen sehen.

Um 7 Uhr traf die ganze Kavalkade wieder in Luchon ein, die Führer machten mit ihren Peitschen ein förmliches Concert, und Alles lief herbei, um unsern Einzug zu sehen. Ich brauche wohl nicht die Versicherung hinzuzufügen, daß mein Mahl mir trefflich schmeckte und daß ich noch besser schlief, nachdem ich zehn Stunden geklettert und fünf zu Pferde gewesen war. Die Kosten einer solchen Maladetta-Expedition belaufen sich auf 70 bis 80 Francs, 30 für den Führer, 24 für zwei Pferde, der Rest für Lebensmittel und Unkosten.

Das Braunauer Ländchen.

Man hat uns Deutschen häufig den Vorwurf gemacht, daß wir die entlegensten Länder bis ins Einzelne hinein erforschen und darüber die Heimath vergessen, in der doch noch so vieles Interessante zu finden sei. In neuerer Zeit ist hierin ein Umschwung zum Bessern zu bemerken, man studirt Land und Leute in Deutschland sorgfältiger denn je, und widmet auch besonders den kleinen ethnographisch auffallenden Inseln, die sich durch ganz Deutschland erstrecken, eine größere Aufmerksamkeit. Wir meinen hiermit kleine für sich abgeschlossene Gebiete von Land und Leuten, die sich von ihren Nachbarn besonders unterscheiden, und rechnen hierher die Halloren in Halle, die Saterländer in Ostfriesland, die Hicken in Westfalen, die Rühler in Thüringen u. s. w.

Bei einem flüchtigen Blick auf die Karte Böhmens sollte man glauben, daß dieses Land bei seiner mauerartigen Umschließung von der Natur zur Bühne eines einheitlichen Lebens geschaffen sei. Dem ist aber nicht so, denn außer den beiden verschiedenen Völkerstämmen, welche das Land bewohnen, Tschechen und Deutschen, theilen sich die letzteren noch in verschiedene Abtheilungen, je nach den verschiedenen deutschen Stämmen, von denen sie abstammen. Viele Deutsche Böhmens gehören zum bairischen, die meisten aber zum Frankenstamme; zu den letzteren zählen die Bewohner des Braunauer Ländchens, die jüngst im „Tagesboten aus Böhmen" beschrieben wurden. Wir entnehmen dieser Schilderung Einiges im Auszuge.

Im äußersten Osten Böhmens, von diesem wie von Schlesien durch mäßig hohe Bergketten getrennt, liegt das Braunauer Ländchen, dessen Bewohner ihren alten Charakter treu bewahrt haben. Der bei Glatz in die Neiße fallende Steinefluß durchläuft das Gebiet, in welches die südlichen Ausgänge des Riesengebirges hineinragen; im Osten bilden die Schönauer Gebirge die Grenze des im Ganzen etwa zwei Geviertmeilen umfassenden Gebietes, in dessen Mitte auf dem Steineberge die durch die rothen Ziegel des Klosters weithin schimmernde Stadt Braunau liegt. Um diese gruppiren sich in verschiedenen Richtungen langgestreckte Dörfer. Die Namen der Dörfer, Berge und Flüsse stammen aus zwei verschiedenen Perioden. Jene aus der älteren Zeit, nämlich aus der vor der Kolonisation, sind schlesischen Stammes, und wohl von solchen Leuten gegeben worden, die sich damals nur der Jagd halber in der Gegend aufhielten. Von diesen Benennungen wurden einige von den deutschen Ansiedlern beibehalten und leben noch jetzt, freilich verstümmelt, im Munde des Volkes. Der Gebirgszug westlich von Braunau z. B. hieß früher tschechisch Stjeny, die Wände; der an ihm hinlaufende Fluß Stjenara, woraus das deutsche „Steinau" entstand. Die meisten Namen aber sind deutsch; für Bäche und Flüsse sind sie denen ähnlich, welche wir in anderen deutschen Gegenden auch finden; die Dörfer tragen der Mehrzahl nach den Namen ihres Gründers, der die Kolonie hinführte und für die Mühe der Kolonisation das erbliche Schulzengericht bekam. Beispiele hierfür liefern: Wekersdorf (Viemanni villa), Barthsdorf (Bertholdi villa) u. s. w

Urkundliche Beweise über die Abstammung der Bewohner dieses Ländchens fehlen ganz, doch sind, der Mundart nach, die Braunauer Franken. Im Ganzen klingt sie viel roher als alle verwandten, wegen der vielen langen Selbstlaute und der offenen Endsilben auf kurzes a. Abgesehen davon aber bewahrt diese Mundart einen wahren Schatz von längst verschollenen Wörtern und alten urkräftigen Sprichworten und Redensarten, die man in der weiten Umgegend vergeblich sucht, bis man sie wie alte verloren geglaubte Freunde in einem fernen Gaue Deutschlands wiederfindet.

Das Braunauer Landvolk hat lange Zeit eine Art nur ihm eigenthümlicher Nationaltracht bewahrt und die ältere Generation besitzt dieselbe noch. Schwarze kurze Lederhosen, blaue Strümpfe, eine mit zwei Reihen Silberknöpfe (gewöhnlich aus Silbermünzen) besetzte Weste, den Brustfleck, ein rothes Halstuch und ein breiter weißgestickter Ledergurt, ein wolliger Hut mit großer Silberschnalle, und über all das ein blauer, bis auf die Fersen reichender Rock, ist der gewöhnliche Staatsanzug. Die alten schafpelzenen „Krimmelmützen" mit ihrer kegelförmigen Gestalt und der Reihe breiter Bandmaschen auf der Rückseite, sowie die alten Mäntel mit zwölffachem Kragen, welche die Nachkommen bis ins siebente Glied mit nie vergänglichem Stoffe zu immer neuen Kleidern versahen, tauchen jetzt nur noch hie und da als wandelnde Denkmäler vergangener Tage auf.

Noch abstechender von der Tracht anderer Menschenkinder ist die des weiblichen Geschlechts. Ehe die modische Welt noch eine Ahnung von der Krinoline hatte, war sie hier schon in Blüthe, freilich in einer eigenthümlichen Art. Von der Hüfte bis unter die Achseln sitzt ein dicker Rock auf dem andern, und gebückt und keuchend, aber mit Geduld, trägt die Dirne ihre Last. Das Mieder ist sehr niedrig und wie mit Pappendeckel gefüttert; den ganzen Kopf, mit Ausnahme des Gesichtes, bedeckt ein giftrothes Tuch, das, von der Stirn gegen den Hinterhals zu gebunden, seine mit Landschaften und historischen Gemälden bedeckten Zipfel weit über den Rücken hinab hängen läßt. Außerdem trägt die Bänerin auch noch ein großes Wolltuch schön zusammengelegt — jedoch nur unter dem Arme! Der ganze Zweck der Tracht scheint zu sein, aus dem menschlichen Körper durch das Mittel der Kleidung eine jenem möglichst unähnliche Gestalt zu bilden — und diese Aufgabe ist gelöst. Statt des rothen Kopftuches tragen Verheirathete gewöhnlich eine weiße, hart an den Kopf anliegende Haube, die wie eine große halbe Eierschale aussieht, mit blauen, über den Rücken

hängenden Bändern. Die alten Gold- und Silberkappen verschwinden immer mehr.

Während der Woche lebt der Braunauer Bauer recht mäßig; Graupensuppe und Birnenmuß sind seine gewöhnliche Speise; mit dem Gelde weiß er Haus zu halten, aber an Kirchweihen und Hochzeiten läßt er viel aufgehen; auch theure Luxussachen, wie seidene Schürzen für die Weiber, werden gekauft; wenn aber der Vater seinem Söhnchen auf dem Gymnasium jährlich 60 Gulden Zuschuß außer den Lebensmitteln geben soll, so ist das Wehklagen groß.

Der Bauerhof steht meist auf einem eigenen zusammenhängenden Grund und Boden; die Wirthschaften sind von verschiedener Größe und man bezeichnet sie als Zwei- und Dreispännerwirthschaften nach der Anzahl der Pferde, die der Eigenthümer zur Bestellung braucht. Alle Höfe bestehen aus vier Gebäuden, die ein geschlossenes Ganze bilden. Das lange Wohngebäude mit dem davor hinlaufenden Gangwege, der „Saspe," nimmt die eine Seite des Vierecks ein, die anderen füllen Scheuern und Ställe aus. — Mit dem Volksunterricht ist es in der Braunauer Gegend noch schlecht bestellt, das Schulhaus ist meist das ärmlichste Gebäude im Dorfe und der Schulmeister ein armer Invalide; Zeitungen lesen die Bauern nicht und stehen auch im Ganzen auf einer niedrigen Kulturstufe. Aber die Landwirthschaft ist überall in bester Blüthe und man findet im ganzen Ländchen kaum einen unbebauten Fleck.

Bei der eigenthümlichen abgeschlossenen Lage des Braunauer Landes gehören Heirathen über die Grenze zu den seltenen, wohl aber verzweigen sich die Verwandtschaften einzelner Familien über alle 19 Dörfer. Zur Zeit der Kirchweih sind oft alle Verwandten versammelt; an einem solchen, drei Tage währenden Feste wird rechtschaffen gegessen. Das Gefühl der alten Zusammengehörigkeit, der Abstammung aus vielleicht wenigen Familien wird hierbei aufgefrischt und die Gastfreundschaft im vollsten Maße geübt.

Es liegt ein guter Kern, ein Stück echt deutschen Wesens in diesen Braunauern, und die Tschechen müssen darauf verzichten, hier einen ihrer widersinnigen, phantastischen Gedanken, die Tschechisirung Böhmens, durchzuführen. R.—

Aus Westindien.

Auch die westindischen Inseln werden sich an der großen Ausstellung in London betheiligen. Jamaika liefert mehr als 40 verschiedene Arten von Mehl und Stärke, das Erzeugniß eßbarer Wurzeln, Früchte und Samen, 25 Arten von Oelen, 160 Arten nutzbarer Hölzer, 125 Arten von Bast und 17 Arten Fasern. Auch fehlen Proben von Baumwolle nicht. Aber man hört immer wieder die alte Klage: der freie Neger arbeitet nicht, und der Gouverneur der Insel hat auch jetzt wieder betont, daß aus derselben nichts werden könne, wenn man nicht aus fremden Ländern Arbeitskräfte einführe.

Demerara hat 1861 nicht weniger als 2,728,913 Gallonen Rum verschifft. Auch in dieser Kolonie arbeiteten die freien Neger nicht; man hat deswegen seit längern Jahren Kulis aus China und Indien kommen lassen, und verdankt es diesen, daß Demerara nicht so schlimm daran ist wie Jamaika. Ein Gleiches gilt von der Insel Trinidad, welche gleichfalls große Summen aufwendet, um sich Arbeitskräfte zu verschaffen. Trinidad bezog im Jahre 1861 an fremden Arbeitern 4157 Mann, und hat seit Jahren eine Kulieinwanderung organisirt. Dadurch wurde es möglich, daß 1861 ausgeführt werden konnten 31,593 Hogsheads, 6709 Tierces, 2501 Barrels Zucker; sodann Melasse in beträchtlicher Menge, 8,472,392 Pfd. Cacao und Kleinigkeiten an Kaffee und Baumwolle.

Kürzlich hat ein Baptistenmissionar, Underhill, ein Buch über Westindien herausgegeben. Der Geistliche kümmerte sich zwar vorzugsweise nur um das Bekehrungswerk, läßt aber doch Streiflichter auch auf andere Gegenstände fallen und zeigt in manchen Dingen eine gewisse Unbefangenheit. Wir hatten noch keine Zeit, das Werk ganz zu lesen, und haben es nur erst durchflogen. Aber wir finden im Athenäum (vom 15. Februar) einige Bemerkungen, welche zu beachten sind, weil auch sie zeigen, daß man in England von manchen vorgefaßten Meinungen zurückkommt, und daß alle Beschönigungen der westindischen Zustände, wie sie noch im vorigen Jahre Sewell und die Edinburgh Review versucht haben, nichts nützen.

Das Athenäum bemerkt: Die Emancipation der Sklaven ist ein Schlag für unsere westindischen Kolonien gewesen. Wo man einst Gedeihen fand, herrscht nun Armuth und Elend. Städte, die sich einst der Blüthe erfreueten, sind tief herabgekommen und gleichen armen Landstädten. Ländereien, die einst reichen Ertrag gaben und gut angebaut waren, sind von Waldgestrüpp überwuchert; Tausende von Familien sind völlig zu Grunde gerichtet oder hoffnungslos verschuldet. Der Neger aber, für welchen man so große Opfer brachte, hat seither noch nicht die mindeste Neigung bethätigt, aus der Freiheit, welche man ihm so großmüthig (— unbedacht und übereilt —) verlieh, irgend welchen Vortheil zu ziehen. Alle Voraussagungen und Erwartungen unserer Philanthropen haben sich als durchaus falsch herausgestellt. Der Neger arbeitet platterdings nicht, wenn ihn nicht die absolute Nothwendigkeit dazu treibt. Wenn er in einem Tage so viel erwirbt, daß er davon die Ausgabe einer Woche bestreiten kann, so wird er nur an einem Tage arbeiten und an den sechs andern nicht, und dabei nimmt er sich noch sehr in Acht, einen Contract einzugehen, zu dessen Erfüllung man ihn durch gesetzliche Mittel anhalten könnte.

Die westindischen Pflanzer haben seit der Emancipation, welche den Negern die Freiheit zum Faullenzen, den Grundbesitzern aber Ruin brachte, alle möglichen Mittel aufgeboten, um die Schwarzen zur Arbeit zu vermögen. Ihr letzter Hoffnungsstrahl war, daß der Schutz, welchen England dem in seinen Kolonien erzeugten Zucker gewährte, bleiben würde; aber dieser Schutz wurde 1845 beseitigt und dadurch kamen die Zuckerpflanzer in eine geradezu verzweifelte Lage. Nur ein paar kleine Inseln, z.B. Barbadoes, konnten sich nothdürftig oben halten, weil dort alles Land in festen Händen war und der Neger sich zur Arbeit bequemen mußte, wenn er nicht verhungern wollte. Aber Jamaika hat sich von dem Schlage nie wieder erholt. Underhill bestätigt durchaus den ganz verkommenen Zustand von Kingston; viele Läden und Waarenlager stehen ganz verödet; da, wo vor vierzig Jahren der Handel von Central- und Südamerika einen großen Mittelpunkt hatte, wo man die Erzeugnisse jener Länder gegen europäische Fabrikate vertauschte, ist nun Alles still, verlassen, in kläglichen Umständen. Der Handel hat sich andere Bahnen aufgesucht.

Trinidad war in den ersten Jahren nach der Emancipation eben so schlimm daran; die Neger waren zum größten Theil von den Pflanzungen fortgelaufen und hatten sich, ganz widerrechtlich, auf beliebigen Flecken Landes, am liebsten in der Nähe der Städte, niedergelassen. Die Zahl der schwarzen Landstreicher wurde immer größer, und es war unmöglich, eine auch nur annähernd genaue Volkszählung durchzuführen. Die Verbrecher entrannen in die dichten Wälder und fanden dort Schutz. Die Trunkenheit nahm in grauenhafter Weise überhand, und dazu trugen auch die Pflanzer bei; denn sie mußten Rum geben, weil

sie sonst gar keine Arbeiter hätten bekommen können. Außerdem waren sie gezwungen, unerhört hohen Arbeitslohn zu zahlen, den dann der Neger in wildem Treiben vergeudete. Auf irgend einen Vertrag, welcher den Neger zu einer andauernden, nicht durch Tage oder Wochen unterbrochenen Arbeit, verpflichtet hätte, ließ sich kein Schwarzer ein und wenn man ihm auch noch so viel bot. Mit Recht konnte dann 1848 Lord Harris sagen: „Man hat die Schwarzen befreit, aber keine Gesellschaft gebildet. Man hat einer heterogenen Menge von Individuen die Freiheit gegeben, und doch begreifen sie lediglich die Zügellosigkeit. Man hat die Rechte und Pflichten einer civilisirten Gesellschaft ihnen zugesprochen, und sie verstehen sich auf Nichts als auf die Laster dieser Gesellschaft."

Das ist ein wahres Wort. Man gab endlich Gesetze gegen das Landstreichen und schaffte damit wieder einige Ordnung, aber Arbeitskräfte bekam man damit nicht; diese mußte man aus Asien holen, und so rettete sich Trinidad. Manche indische und chinesische Kulis haben sich durch ihren Fleiß zu unabhängigen Grundbesitzern emporgearbeitet; das wäre beim Neger unerhört. Trinidad hat sich freilich eine Schuldenlast von etwa 800,000 Thalern für diese Einwanderung aufgebürdet, also höhere Steuern, zu welchen freilich die trägen Schwarzen wenig oder nichts beitragen. Aber dafür ist doch auch, seit Einführung der Kulis, also fleißiger, freier Arbeiter, die Ausfuhr von Zucker und Caeao erheblich gestiegen.

Der südamerikanische Strauß.

Dieser Vogel nimmt in der Thierwelt der patagonischen Ebenen eine hervorragende Stelle ein. Er paßt zu dem nomadischen Bewohner des Landes, welcher ihn verfolgt und mit den Wurfkugeln erlegt.

Wurzeln und Gras bilden die Nahrung dieses Nandu, Rhea americana, den man jetzt fast in allen europäischen Thiergärten findet. Der Nandu streift über eine weite Gegend hin und kommt nicht selten auch an den Meeresstrand. Er ist in seiner Lebensökonomie oftmals beobachtet worden. Darwin schildert ihn als ein behutsames, scheues Thier, das, gleich seinem Stammverwandten, ungemein rasch läuft. Trotzdem erlegen ihn Gauchos und Patagonier ohne große Mühe. Denn sobald der Vogel Reiter erblickt, welche ihn verfolgen, wird er ängstlich und verwirrt, und weiß dann nicht mehr wohin er fliehen müßte, um sich zu retten. Am liebsten läuft er gegen den Wind; sobald er sich zum Lauf anschickt, breitet er die Flügel aus und setzt, so zu sagen, alle Segel bei.

Scheu vor dem Wasser hat dieser Vogel nicht; zuverlässige Beobachter melden als Augenzeugen, daß sie Strauße an der patagonischen Küste von einer Insel zur andern schwimmen sahen. Die beiden Endpunkte lagen etwa zweihundert Schritte von einander entfernt. Uebrigens schwammen die Nandu's nur sehr langsam, obwohl äußerst sicher. Darwin erzählt, daß er einen solchen durch den sehr reißend strömenden Fluß Santa Cruz, eine Strecke von vierhundert Schritten weit, schwimmen sah. Wir wollen beiläufig bemerken, daß auch der Emu, der australische Vertreter der Gattung, schwimmen kann. Wir haben dafür das ausdrückliche Zeugniß des Kapitäns Sturt, welcher am Murrumbidgee diese interessante Beobachtung machte.

Beim Nandu, der etwa 5 Fuß hoch wird, ist das Männchen (Farbe grau, Scheitel, Nacken, Unterhals und obere Brustfedern schwarz) größer als das Weibchen, dunkler gefärbt und hat einen dickern Kopf. Darwin fand in den Monaten September und October weit und breit umher Nandueier. Die vereinzelt umherliegenden, welche von den Gauchos als Huachos bezeichnet werden, bebrütet das Thier nicht. Der genannte Naturforscher untersuchte vier Nester. Drei derselben enthielten je 22, das vierte 27 Eier. Einst fand er an einem einzigen Tage 64 Eier; davon lagen 44 in zwei Nestern, alle übrigen waren Huachos.

Gauchos und Patagonier behaupten, daß nur allein das Männchen brüte und eine Zeitlang die Jungen begleite. Es liegt sehr fest auf den Eiern und läßt sie nicht im Stiche, wenn auch ein Reiter nahe kommt; ja er wehrt sich, greift manchmal den Menschen an und sucht ihn durch Flügelschläge vom Pferde zu werfen. Mehrere Weibchen legen Eier in ein und dasselbe Nest; man will beobachtet haben, daß an einem einzigen Tage fünf Weibchen ihren Beitrag lieferten. Die Zahl der Eier beträgt 20 bis 40 und manchmal noch mehr. Sie werden in einer bestimmten Zwischenzeit gelegt. Ein gezähmtes Thier legte 17 Stück, jedes nach einem Zwischenraum von drei Tagen. Wenn nun ein Weibchen seine eigenen Eier ausbrüten sollte, so wären die ersten schon verdorben, bevor das letzte im Neste wäre. Deshalb legen mehrere Nanduhennen ihre Eier in ein und dasselbe Nest. Während der Legezeit kann aber das Weibchen nicht brüten, und deshalb fällt diese Obliegenheit dem Männchen zu. Für manche Hennen ist es schwierig, sich zum Legen in ein gemeinschaftliches Nest zu vereinigen und einen Bruthahn zu finden.

Eine andere Straußenart, der Avestrnz Petise oder Darwinsche Strauß, welcher nur im südlichen Patagonien lebt, ist vom Nandu etwas verschieden, dunkler von Farbe, gesprenkelt, mit kürzeren Beinen. Er breitet, wenn er seinen Lauf beginnt, die Flügel nicht aus. Wir haben im Globus, Nr. 10. Seite 295 eine Abbildung des Nandu mitgetheilt.

Ein Besuch beim alten Bonpland.

Demersay entwirft in seinem Werk über Paraguay folgende Schilderung.

Im Jahre 1844 trat ich eine wissenschaftliche Reise nach Paraguay an, doch verhinderten mich die Streitigkeiten, welche zwischen Frankreich und dem Dictator Rosas zu einem Krieg führten, den bequemen Weg einzuschlagen, nämlich den La Platastrom aufwärts zu schiffen. Ich drang daher durch die brasilianische Provinz Rio Grande do Sul nach Westen vor. Die Reise war beschwerlich; meist schlief ich unter freiem Himmel, der Sattel diente mir als Kopfkissen, und die Tage, an denen ich ordentlich gesättigt zur Ruhe ging, konnte ich zählen. Ein Braten von lufttrockenem Fleisch (Asado), den uns hier und da die Gastfreundschaft der Einwohner bot, konnte als ein Leckerbissen gelten.

In San-Borja, einer alten Jesuiten-Mission am linken Ufer des Urugnay, traf ich mit dem berühmten Botaniker Aimé Bonpland zusammen. Als Reisegefährte des großen Humboldt hat er sich einen Namen erworben. Sein Rath war für mich von unschätzbarem Werthe; denn Bonpland hatte die Verhältnisse Paraguay's während seiner langen Gefangenschaft in diesem Lande genau kennen gelernt. Mehrere Monate verweilte ich bei dem be-

scheidenen und liebenswürdigen Greise, denn die politischen Verhältnisse erlaubten gerade damals ein weiteres Vordringen nicht.

Ich langte Nachmittags vor der bescheidenen Wohnung Bonplands an; mein Diener hatte sie mit vieler Mühe am äußersten Ende San Borjas erfragen müssen. Den ganzen Tag über war wüthender Sturm und anhaltender Landregen gewesen, und meine Kleidung befand sich in einem sehr schlechten Zustande; lange, vom Wasser durchweichte Stiefeln bedeckten meine Beine; an der Hüfte hing ein Säbel wie ihn die Rio-Grandesen tragen, und pfundschwere, in der Provinz San Paulo gekaufte Sporen klirrten an meinen Fersen. Meinen Anzug vollendete ein bunter aber sehr beschmutzter Poncho aus Baumwolle. Jedermann konnte mich für einen Landstreicher halten, aber wenige Worte genügten, um mich bei Bonpland einzuführen und ihn mit dem Zweck meiner Reise bekannt zu machen.

Schon nach wenigen Stunden saßen wir im traulichen Gespräche wie alte Bekannte beisammen. Bonpland war am 22. August 1773 geboren; sein Familienname war Gonjaud, aber schon früh erhielt er den Beinamen Bonpland, der ihm denn auch bis zu seinem am 11. Mai 1858 erfolgten Tode blieb. Er war eine Zeitlang Verwalter zu Malmaison und in Navarra, auf Gütern der Kaiserin Josephine, und blieb in dieser Stellung bis zum Sturze des ersten Kaiserreichs. — Die Erinnerung an Amerika und seine mit Humboldt unternommenen Reisen verließ ihn nicht; mächtige Sehnsucht packte ihn; er schiffte sich zum zweiten Male nach der neuen Welt ein und sah Europa nie wieder. Nachdem er in Buenos Ayres gelandet, durchstreifte er die Pampas und das Gran Chaco, um in Bolivien die Andes zu durchforschen. Dann besuchte er die alten Jesuiten-Missionen am linken Ufer des Parana. Dort aber ward er von Soldaten des Dictators Francia überfallen, geknebelt und in Paraguay zehn Jahre gefangen gehalten, bis es endlich den Bemühungen des französischen Ministers Chateaubriand gelang, ihn zu befreien.

Als ich Bonpland kennen lernte, war er noch ein äußerst rüstiger Greis, und trotz seines hohen Alters ein Reiter wie wenige. Sein Gedächtniß war außerordentlich, seine immer fesselnde Unterhaltung leicht, gewandt und mit spaßhaften Anekdoten gewürzt. Gleich dem großen Alexander Humboldt schien auch er sich Frische und Kraft des Geistes in den Andes geholt zu haben, dort oben in den Eisregionen des Chimborazo und Illimani, wo man dem Himmel näher als der Erde zu sein scheint.

Bei Bonpland konnte ich mit Muße die weiteren Vorbereitungen zu meiner Reise treffen; von dem freundlichen Greise unterstützt, studirte ich alles, was mir förderlich sein konnte. Ich übte mich im Zeichnen, nahm verschiedene Indianertypen auf und skizzirte die Ruinen der schönen Jesuitenkirche. Morgens ging ich mit Bonpland zu seinen Kranken, die er als Arzt treulich pflegte; Abends ritten wir in der Umgebung der Stadt spazieren, warfen unseren Pferden die Zügel über den Hals und ließen ihnen freien Lauf. Manchmal verweilten wir mehrere Tage hintereinander in den dem Naturforscher über alles lieben Urwäldern, und dort lebten die alten Erinnerungen in dem großen Botaniker mächtig auf. Zuweilen ritten wir bis nach Passo, einem kleinen Weiler in Urugnay, wo der frühere Statthalter einer Provinz, Don Pedro Ferrer, in der Verbannung lebte. Zu Hausgenossen hatte er drei Jesuiten, die kürzlich aus Paraguay heimgekehrt waren und mir schätzenswerthe Mittheilungen über jenes Land machten.

Inzwischen schienen sich die politischen Wirren und Kämpfe bis in die Ewigkeit auszudehnen und Paraguay blieb mir verschlossen. Um die Zeit angemessen zu benutzen, beschloß ich einen Ausflug in die seit Anfang unseres Jahrhunderts wieder mit Brasilien vereinigten Missiones orientales zu machen. Meine Vorbereitungen waren schnell getroffen und Bonpland entwarf den Reiseplan. Diesem gemäß sollte ich alle Missionen am linken Ufer des Urugnay besuchen. Bei einigen derselben fand ich noch die Ruinen einstiger Größe und frühern Glanzes, von anderen war nichts übrig geblieben als ein wüster Trümmerhaufen, aus dem üppige Pflanzen emporwucherten. Hier und da haben arme Indianer ihre Hütten aufgeschlagen, oder sie bewohnen die verlassenen Gebäude; überall herrscht Elend und Verlassenheit, überall lassen sich die gräulichen Spuren der Verwüstung verfolgen, welche zwei Kriege mit Fremden, mit den wilden Horden des Artigas und dem General Rivera 1828, sowie der kürzlich beendete Bürgerkrieg anrichteten.

Als ich von meiner Durchforschung der Missionen nach San Borja zurückkehrte, fand ich bei Bonpland Briefe erfreulichen Inhalts. Der brasilianische Geschäftsträger in Asuncion, an den ich mich gewandt hatte, schrieb mir, daß meiner Bereisung des Landes Paraguay nichts mehr im Wege stehe und daß mir an der Grenze ein Paß eingehändigt werden solle. Zugleich bot er mir in der liebenswürdigsten Weise seine Gastfreundschaft an.

Nun machte ich mich, von einigen Soldaten begleitet, rasch auf die Reise, und als ich die Grenzstadt Incarnacion betrat, waren alle Beschwerden und Gefahren vergessen. Der Befehlshaber des Ortes händigte mir im Namen des Präsidenten Lopez den Paß ein; derselbe enthielt zugleich den Befehl, daß ich mit allen nöthigen Reisemitteln, Menschen und Pferden, auf der Reise nach der Hauptstadt Asuncion unterstützt werden sollte. So fielen endlich die Schranken, welche mich bisher von einem interessanten Lande getrennt hatten.

Kleine Nachrichten.

Woher stammen die Cigarren? Der Tabak ist ein specifisch-amerikanisches Erzeugniß, welches man in der Alten Welt vor der Entdeckung der westlichen Erdhälfte nicht gekannt hat. Die Spanier waren sehr erstaunt, als sie sahen, daß die Indianer den Rauch dieses Krautes einschlürften und dann wieder von sich bliesen.

Eine der ältesten Nachrichten über das, was wir jetzt Cigarren nennen, theilt der Geschichtschreiber Gonzalo Fernandez de Oviedo y Valdez mit, in seiner Geschichte von Nicaragua, welche 1555 vollendet wurde. Er war viele Jahre lang in den Centralamerikanischen Gegenden und spricht als Augenzeuge. Wir entnehmen ihm das Nachfolgende:

Am Sonnabend, 19. August 1526, kam Don Alonso, Kazike von Nicoya, dessen einheimischer Name Nambi, das heißt Hund ist, auf den Marktplatz seines Dorfes. Es war zwei Stunden vor Einbruch der Dunkelheit. Gegen hundert Indianer begleiteten ihn. Sie setzten sich in eine Ecke und begannen ihren Areïto zu feiern. Areïto's sind Gesänge, in welchen sie das Andenken von Begebenheiten aus früherer Zeit oder aus der Gegenwart schildern und vermittelst welcher sie das Andenken bewahren. Sie tanzten und sangen. Wahrscheinlich waren sie nur gemeine Leute, denn der Kazike ging sehr feierlich nach einer andern Ecke des Marktplatzes, wo er auf einer Art von Bank Platz nahm. Dann setzten sich die höchsten Beamten und etwa achtzig andere Indianer um ihn herum und ein junges Mädchen brachte zu trinken in kleinen Kalebassen. Das Getränk war wie starker Wein und ein wenig säuerlich; sie bereiten dasselbe aus Mais und nennen es Chicha. Es sieht aus wie Hühnerbrühe in welche man ein Paar Eier geschlagen hat.

Als sie nun zu trinken angefangen hatten, nahm der Kazike ein Päckchen mit Tabaksstückchen, etwa sechs Zoll lang und so dick wie ein Finger; die Blätter waren zusammengerollt und mit einem Faden bewickelt. Sie verwenden auf den Anbau des Tabaks große Sorgfalt und verfertigen aus ihm Rollen, welche sie an einem Ende anzünden; diese brennen langsam einen ganzen Tag. Das andere Ende stecken sie in den Mund, ziehen von Zeit zu Zeit den Rauch ein, behalten

ihn eine Zeitlang bei sich und stoßen ihn dann aus dem Munde oder aus den Nasenlöchern von sich. Jeder Indianer hatte dergleichen Blätterrollen, welche sie in ihrer Sprache Yupoquete nennen; auf Hispaniola, Haiti, heißen sie Tabaco.

Diener beiderlei Geschlechtes brachten abwechselnd Gefäße, die mit jenem Getränke oder mit einem andern angefüllt waren, das man aus Cacao bereitet (Chocolade). Von dem letztern tranken sie drei oder vier Schluck und gaben dann die Kalebasse weiter, welche von Hand zu Hand ging. Dabei schlürften sie fortwährend jenen Rauch ein, rührten die Trommel und schlugen den Takt mit der Hand, während Andere sangen. So blieben sie bis Mitternacht beisammen, und die meisten von ihnen lagen dann betrunken da. Der Rausch äußerte sich auf sehr verschiedene Weise. Einige waren wie todt und regten sich gar nicht, andere heulten und schrieen, noch Andere hüpften und sprangen. Als sie in solchem Zustande waren, kamen die Frauen und brachten die Männer nach Hause. Einige schliefen bis Mittag, Andere sogar bis zum Abend. Wer sich nicht so betrinkt, wird von den Uebrigen verachtet und gilt für einen schlechten Krieger.

Tänzerinnen in der afrikanischen Wüste. Ueberall spielen bei den Arabern die Tänzerinnen eine nicht unwichtige Rolle, so weit das Vergnügen in Frage kommt. Sie ergötzen den ernsten Mann in den Oasen der Wüste oder in den Kaffeehäusern der Stadt. Wie bei uns ein großer Theil der Harfenmädchen aus einigen Theilen des nördlichen Böhmens kommt, so stammen die Tänzerinnen im südöstlichen Algier aus dem Saharastamme der Aled Nail. Die Odalisken desselben ziehen einige Jahre lang umher, sammeln sich durch ihre Künste ein kleines Kapital, kehren dann heim zu ihrem Stamme und verheirathen sich. Dann nehmen Mädchen von jüngerem Nachwuchs ihre Stelle ein. Ein Reisender erzählt:

In der Stadt Biskra ging ich in ein Kaffeehaus. Gleich nachher kamen zwei Tänzerinnen und setzten sich auf eine Bank. Man forderte sie auf, die Anwesenden zu ergötzen; die eine weigerte sich aus irgend einem Grunde, aber die zweite war willig und nach wenigen Minuten kam eine dritte hinzu. Es waren große hübsche Mädchen von beinahe männlichem Wuchse und olivenbrauner Hautfarbe. Augen und Haar waren glänzend schwarz, die Zähne blendend weiß, die Züge von klassischer Regelmäßigkeit. Der Anzug stand ihnen gut. Sie trugen ein über der Schulter mit einer Spange zusammengehaltenes Gewand von karmoisinrother Farbe und waren mit Schmuck aller Art, Glasperlen und kleinen Spiegeln behängt. Von dem Gürtel hing ein mohammedanischer Rosenkranz herab; das Haar hatten sie mit Korallen und rothen Wollenbändern geschmückt und mit einem großen Kamme befestigt; ein Diadem zierte die Stirn und im Ohre bannelten große Silberringe. Auch Halsschmuck fehlte nicht; er bestand aus Korallen- und Perlenschnüren; an Armen und Beinen sah ich Ringe von verschiedener Dicke, kurzum diese Tänzerinnen glichen einem wandelnden Bijouterieladen. Vom Oberkopfe hing bei der einen ein weißer, bei der andern ein rosenfarbener Schleier über den Rücken herab.

Das Kaffeehaus war ein niedriger, verräucherter Saal und nur schwach von einigen Lampen erhellt; an den Wänden liefen mattenbedeckte Steinbänke hin, auf denen die Araber mit untergeschlagenen Beinen saßen und Tabak schmauchten. Uns gegenüber war das Orchester; dasselbe bestand aus einem jungen Manne, welcher die arabische Flöte blies, und einem Greise, der wie ein Affe zwischen zwei Tamtams niedergekauert saß und wie besessen auf dieselben tospankte.

Die eine Tänzerin trat vor und machte eine Reihenfolge von Stellungen und Bewegungen, bei welchen der Schleier eine Hauptrolle spielte. Zugleich murmelte sie in singendem klagendem Ton eine arabische Romanze vor sich hin. Sie bewegte sich von einem Ende des Saales bis zum andern hin und her, neigte den Kopf in mannichfaltiger Weise, streckte mit wellenförmigen Bewegungen die Hände weit aus, bog den Körper, trippelte zitternd, wiegte sich hinüber und herüber, zuckte auf und ab, machte kleine Sprünge und blieb dann stehen.

In diesem „Tanze", den man weit richtiger als Pantomime bezeichnen kann, war gar nichts Lebendiges oder Anziehendes; er war noch einförmiger als die monotone Musik, der jede Abwechselung fehlte. Es waren immer und immer wieder dieselben paar Noten. Aber die Araber waren entzückt; einige standen auf und drückten der Odaliske Goldstücke auf Kinn, Wangen oder Stirn, so daß sie einen Augenblick festsaßen, von der Tänzerin abgeschüttelt und mit den Händen aufgefangen wurden. Der Flötenspieler blies übrigens sehr lebhaft. Der Europäer sieht sich solchen Tanz einmal aus Neugier an; nachher wird ihm die Sache sehr langweilig.

Zur Charakteristik des Staatslebens in Nordamerika. Durch das allgemeine Stimmrecht, bei welchen man viele Stimmen für eine Flasche Branntwein oder einen harten Thaler kaufen kann, gelangen in jenem gelobten Lande der Anarchie und der Aemterjägerei sehr oft Leute von ganz besonderer Art in Amt und Würden. Der Vorgänger des jetzigen Gouverneurs im Staate Missouri hieß Stevens; von diesem Manne erzählte im December 1860 die zu St. Louis erscheinende, von dem Schleswig-Holsteiner Olshausen redigirte Westliche Post Folgendes:

Ein kapitales Polizeihaupt. Der unverschämteste Streich, den unser Gouverneur noch gemacht hat, ist seine letzte Begnadigung. Ein Mensch Namens Johny Morrison war im Monat August wegen Ausgebens von falschem Gelde überführt und zu fünf Jahren Zuchthaus verurtheilt worden. Im September trat er dann seine Strafe an und hat also jetzt eben seine zwei Monate gesessen. Vorgestern aber schon gewährte ihm der Gouverneur eine volle Begnadigung. Und dieser der Gnade theilhaftig Gewordene hat sich nicht blos eines gemeinen Verbrechens schuldig gemacht, sondern er ist noch obendrein hier ein ganz notorischer Charakter, ein professioneller Kuppler. Auch wird mit aller Bestimmtheit behauptet, daß nur ein einziger Mensch in der Stadt ist, ein Vagabund fast wie er selber, der sich für seine Begnadigung bemüht haben konnte. Und dieses Subjekt, Cadman, vermochte es, den Gouverneur von sich aus dahin zu bringen, daß er jenen geschwornen Feind der Gesellschaft wieder auf dieselbe los ließ. Eine zweite Behauptung aber ist die, daß der Gouverneur am Tage des Pardons notorischer und erweislicher Weise früh um 11 und Abends um 5 Uhr total betrunken war, und daß die Begnadigung in der Zwischenzeit erfolgte. — Und dieser Gouverneur soll von sich aus die hohe Polizei-Commission von St. Louis bestellen. Das hieße man doch gewiß den Bock zum Gärtner setzen.

Der Löwentödter Gerard hat den Plan zu einer internationalen afrikanischen Gesellschaft entworfen, der vom Institut de France beifällig begutachtet worden ist. Der Zweck desselben geht dahin, für europäische Reisende, welche Nordafrika und den Sudan besuchen, die Jagden und das Reisen so wenig beschwerlich und so sicher wie möglich zu machen. Es sollen möglichst viele wilde Thiere ausgerottet werden, man will die Vernichtung derselben in großem Maaßstabe betreiben und zu diesem Behuf in Algerien Schaaren von Eingebornen bilden, welche unter den Turcos und Zuaven gedient haben Diese sollen auch wilde Thiere für die zoologischen Gärten Europa's fangen, und so den Naturforschern, Malern, Bildhauern ꝛc., denen sie lebende Modelle liefern, große Dienste erweisen. In Afrika selbst will man Eingewöhnungsanstalten gründen, und dort nützliche Thiere und Pflanzen acclimatisiren. Die Gesellschaft setzt sich mit allen geographischen, zoologischen, botanischen ꝛc. Vereinen in Verbindung, wählt für alle in Afrika Reisende zweckmäßige Begleiter aus und stellt ihnen Dolmetscher und überhaupt Landsleute. Der Plan ist sehr gut und die Ausführung verspricht Nutzen für die Wissenschaft.

Die Goldregion in Ostindien. Zu Ende des Jahres 1861 sind in den südlichen Bezirken der Präsidentschaft Bombay sehr ergiebige Goldgruben aufgefunden worden.

Schon seit langer Zeit hatte man darüber hin- und hergesonnen, woher die Eingeborenen das viele Gold bekämen, welches sie zum Schmuck ihrer Frauen und der Götterbilder verwenden. Man wußte, daß Indien einst ein goldreiches Land war; die Gruben konnten doch nicht völlig erschöpft sein, und deshalb lag die Vermuthung nahe, daß sie heimlich bearbeitet würden, gleich den Diamantgruben im Dekkan. Das Volk war unter der Herrschaft der Mohammedaner und der Maharatten so arg gedrückt, und hatte manche Gründe die Arbeiten einzustellen; der Ertrag wäre doch nur seinen Drängern zu gute gekommen. Nach den geologischen Verhältnissen zu urtheilen, mußte namentlich das malabarische Küstenland goldreich sein. Dort kam schon vor fünfzehn Jahren Major Wingate, welcher die Abgabenverhältnisse jener Gegend zu ordnen hatte, der Sache auf die Spur. Die Beamten in Dharwar und der Umgegend wußten, daß Goldsucher nach dem Aufhören des Monsuns in die Kapputgood-Berge gingen und dort die vom Regen herabgespülten Quarztrümmer, welche sie zerstampften, auswuschen.

Ein Doctor Clarke in Australien schrieb an die Regierung zu Bombay, er habe eine geologische Karte von Indien studirt und könne mit Bestimmtheit angeben, wo Gold vorhanden sei. Auf diesen Brief ließ zwar die Regierung antworten, das Schreiben erhielt aber eine unrichtige Adresse und gelangte also nicht an Doctor Clarke. Dieser hatte nun den Anstoß gegeben, ließ aber in Folge jenes Irrthums weiter nichts von sich hören. Die Bombayer Regierung beauftragte den Artilleriehauptmann Aytoun

die Kupputgood-Berge zu untersuchen und Bericht zu erstatten, ob dort Eisen oder Gold vorhanden sei. Aytoun fand Gold im Sande der Nullahs, jener Bergströme, welche nur während der Regenzeit Wasser haben und während der übrigen Monate trocken liegen. Aber die Goldtheilchen waren äußerst winzig, und der Münzwardein in Bombay, welchem eine Probe überschickt wurde, meinte, daß sich die ganze Sache gar nicht der Mühe verlohne; es sei, wie die chemischen Untersuchungen ergäben, eigentlich gar kein Gold vorhanden. Dagegen zeigte Aytoun, daß man beim Auswaschen des Sandes in einem Napfe schon das Vorkommen des Goldes unterscheiden könne, und zu Glasgow in Schottland ergab eine Analyse, daß das allerdings in sehr kleiner Menge vorkommende Gold von vortrefflicher Qualität sei. Dann ließ man die Angelegenheit sieben Jahre lang auf sich beruhen, und Niemand kümmerte sich weiter darum.

Da kam im Herbst 1861 ein Australier, Le Souef, nach Indien und hörte an der Offizierstafel der Artillerieoffiziere von Aytoun's Entdeckungen, von denen man keine hohe Meinung hegte. Aber Le Souef war selbst Golddigger gewesen, und meinte, daß allerdings etwas dahinter stecken könne. Er sammelte alle vorhandenen Nachrichten, erbot sich, selber an Ort und Stelle zu untersuchen, und da er ein Mann von praktischer Erfahrung war, so traute man ihm und ein „Verein von Beförderern" sicherte ihm die erforderlichen Geldmittel zu. Dann ging er im November rüstig an's Werk und fand sich nicht getäuscht.

In seinem Bericht schreibt er: Im Bett eines kleinen Flusses beim Dorfe Surtur habe ich Gold gefunden, und zwar auf einer Strecke von acht Miles wo ich irgend Waschungen anstellte. Auch schlug ich zwei Schächte an, um mich zu vergewissern, ob das untenliegende Gestein Gold enthalte. Bei dem einen überzeugte ich mich davon, die andere Grube füllte sich zu rasch mit Wasser, es wird also nöthig sein, Vorkehrungen dagegen zu treffen Ich habe auch Quarzriffe gefunden, und glaube, daß dieselben ausgiebiger sein werden, als selbst jene Australiens.

Le Souef ist dann nach Bombay gegangen, um Pumpen und andere nöthige Werkzeuge an Ort und Stelle zu schaffen, und wir werden erst nach einigen Monaten Weiteres erfahren. In Bombay herrschte um Neujahr große Aufregung. Der Corrspondent der Times (Nr. vom 19. Februar) schreibt, die ganze Angelegenheit sei der Bombayer Regierung so unangenehm, daß sie Herrn Le Souef wohl gern 100,000 Pfund Sterling geben würde, wenn er Ostindien verließe und sein Geheimniß mit sich nähme. So unrecht hat sie in gewisser Beziehung nicht: denn wenn die Vermuthungen dieses Mannes sich bestätigen; dann werden ohne Zweifel europäische und australische Abenteurer zu Tausenden und aber Tausenden in die Goldregion einströmen, Indien überfluthen und bei der Art und Weise, in welcher sich derartige Leute zu benehmen pflegen, können Conflicte sehr unangenehmer Art mit den Landeseingebornen nicht ausbleiben. Man hat aber schon Verlegenheiten in Indien genug und übergenug.

Die Goldgruben in Neuschottland. Wir haben schon früher mitgetheit, daß diese brilisch-amerikanische Provinz goldreich sei; jetzt liegt uns über die bisherigen Ergebnisse ein ins Einzelne eingehender Bericht vor, dem wir Einiges entlehnen. Neuschottland bildet ein unregelmäßiges Dreieck, dessen größte Seite dem atlantischen Ocean zugekehrt ist. Sie hat vom Kap Sable bis Kap Canso eine Länge von etwa 250 englischen Meilen; die Hauptstadt Halifax liegt etwa in der Mitte dieser vielfach eingezackten Küstenstrecke. Am ganzen Gestade, das der untern silurischen Formation angehört, findet man Gold. Die erste Entdeckung fällt in den Monat April 1861. An manchen Stellen ist die Dammerde, welche jedoch nirgends dick liegt, ungemein goldhaltig, aber der Hauptertrag wird aus dem in Schiefer oder Quarzit eingebetteten Quarzgestein gewonnen. Zuerst arbeitete man bei Tangier, an der Mündung eines Flusses, welcher etwa 50 Miles östlich von Halifax einen guten Hafen bildet. Dort sind im vorigen Jahre etwa eintausend Leute thätig gewesen, es läßt sich aber nicht ermitteln, wie hoch sich die Ausbeute beläuft. Sie zerschlugen den Quarz mit Hämmern, nahmen das Gold heraus und ließen das Gestein liegen; in Pochwerken wird dieses ohne Zweifel noch Gold in Menge ausgeben. Erst in der jüngsten Zeit sind einige Stampfmaschinen aufgestellt worden. Bei Tangier hat man bisher aus einer Tonne Erz, also aus zweitausend Pfund, für 8 Pfund Sterling Gold gewonnen. Die Arbeit ist nicht beschwerlich, da das Quarzgestein oft sogar zu Tage ansteht; die Gänge sind von einem Zoll bis zu anderthalb Fuß dick, und schon meilenweit verfolgt worden. Da wo im April nur einige Fischerhütten standen, ist nun ein stattliches Dorf, dessen guten Hafen man von Halifax aus binnen sechs Stunden mit Dampf erreicht.

Sheet Harbour ist einer der besten Häfen an der Küste, 15 Miles östlich von Tangier. Bei demselben ist unter denselben Verhältnissen Gold gefunden worden, wie denn überhaupt das goldhaltige Gestein parallel mit der Küste läuft. Noch weiter nach Osten hin, einhundert Miles von Halifax, liegen am westlichen Ufer des St. Mary'sflusses, neun Miles oberhalb der Mündung, die Sherbrooke-Goldfelder, welche erst im October entdeckt worden sind und viel zu versprechen scheinen, weil hier nicht weniger als 21 Quarzgänge streichen, alle goldhaltig. Aus einem Graben von 15 Fuß Länge und 8 Fuß Tiefe gewann ein Mann 8 Gewichtspfunde Gold; bei Waschen gewinnt man bei siebenstündiger Arbeit durchschnittlich zwei Unzen. Vier Miles östlich vom St. Marys bei Wine Harbour finden die Arbeiter dieselben Verhältnisse wie bei Tangier; der Quarz giebt den meisten Ertrag, aber auch das Waschen des Sandes belohnt die Mühe reichlich. Bei Country Harbour, 15 Miles östlich vom Vorigen und unweit des nahe gelegenen Isaacs Harbour sind Goldgruben im Betrieb.

Wenden wir uns wieder nach Halifax, so finden wir nur 12 Miles östlich von derselben die Goldfelder bei Lawrence-Town hart an der Küste; diese sind erst ganz kürzlich in Angriff genommen worden. Die Ovens oder Lunenberg-Gruben liegen westlich von Halifax, und hier ist der Sand ungemein goldhaltig; nach jedem heftigen Sturm, der die Fluthen aufs Land treibt, hält man eine ergiebige Ernte. Bei Laidlaws Farm, 10 Miles nördlich von Halifax, liegt der Quarz in großer Mächtigkeit und hier hat jede Tonne Gestein für 100 Pfund Sterling Gold ausgegeben. Im neuen Jahre soll nun die Förderung überall regelmäßig betrieben werden. Der Lebensunterhalt an dieser Küste ist so billig, daß jeder Arbeiter denselben in der Woche mit 5 Schillingen bestreitet.

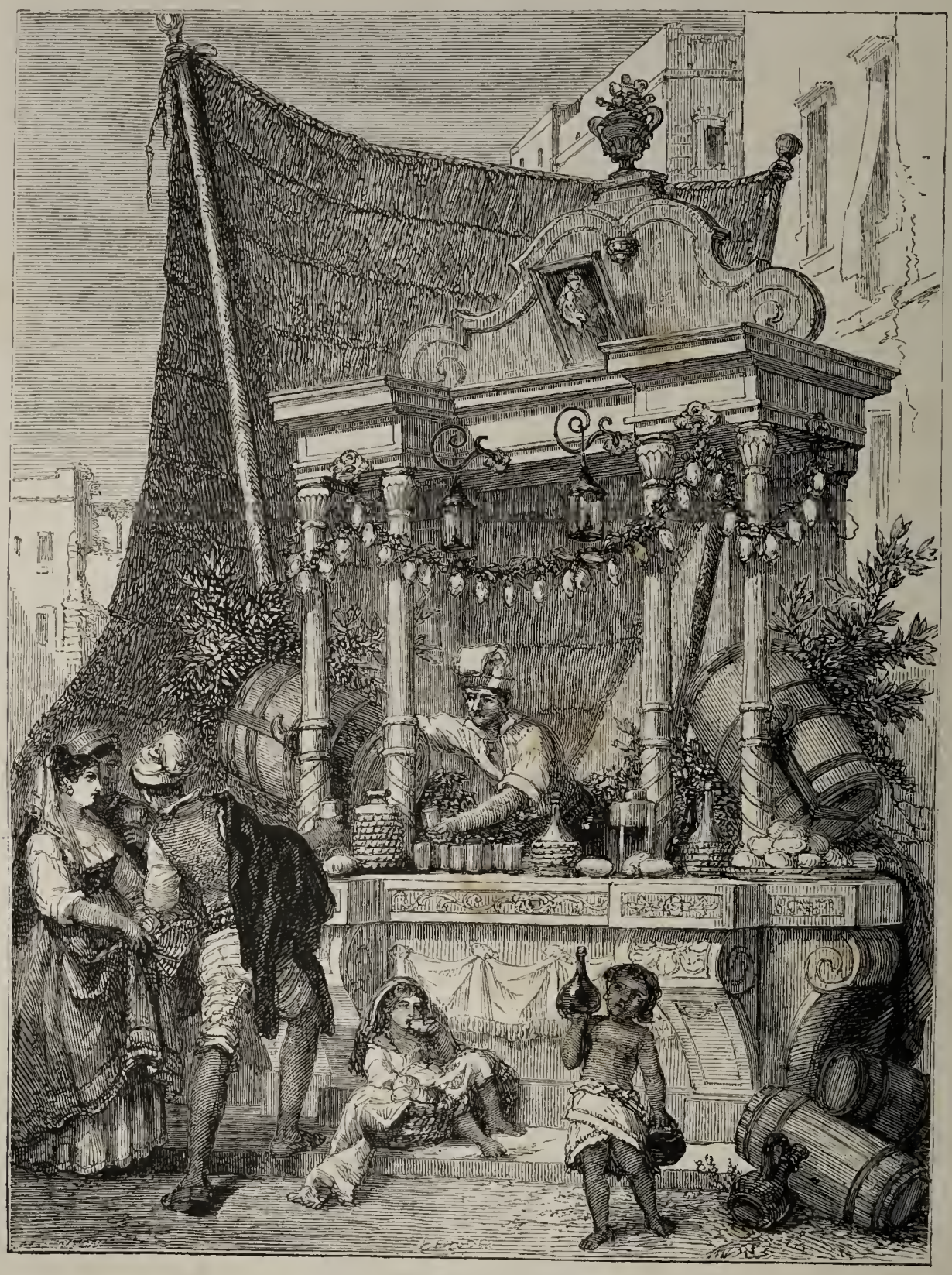
Kohlenreichthum Australiens. Dieser Erdtheil besitzt ungemein ergiebige Kohlenfelder. Jene von Newcastle und Maitland, 60 Miles nördlich von Sydney, werden schon seit Jahren bearbeitet. Sie liegen westlich von der Küste, am Hunterflusse, oberhalb Singleton, sind 60 M. lang, 40 breit und enthalten 11 Kohlenschichten. Zu bequemerer Verschiffung hat man in Newcastle, wo stets viele Fahrzeuge, manche von 1200 Tonnen, in Ladung liegen, einen Werft gebaut, der eine Drittelmeile lang ist. Schiffe aus Indien, China und der Westküste Amerikas nehmen gegen niedrige Fracht Kohlen statt des Ballastes ein. Etwa 40 M. südlich von Sydney liegt das Kohlenfeld von Illawarra, dessen Ertrag von Wollongong und Bellandie verschifft wird. Diese beiden Häfen läßt die Regierung vertiefen. Jene nördlichen Felder lieferten im Jahre 1860 schon 336,083, die südlichen 23,629 Tonnen. Jetzt werden auch die Gruben von Berrima, an der Straße von Sydney nach Süden hin, und jene von Hartley an der westlichen Straße bearbeitet; und außerdem ist 1861 die Wallsend-Grube eröffnet worden. Die Kohlenausfuhr der Kolonie Neusüdwales stellte sich 1860 auf 233,877 Tonnen. Ein Australier, Herr Daniel Cooper, weist in der Times nach, daß südwestlich von Sydney sehr beträchtliche Kohlenlager noch unangebrochen sind; er nennt die von Mittagong, Hanging Rock und Arthursleigh. Auch bei Port Stephens, einem guten Hafen, befindet sich ein solches von 25 Miles Ausdehnung zwischen den Flüssen Karnah und Manning, das theilweise bis zu 30 Fuß Mächtigkeit hat. Auch in andern Gegenden von Neusüdwales kommen Kohlen vor, und nicht minder in der neuen Kolonie Queensland an den Flüssen Bremer und Brisbane, und man benutzt sie dort schon zur Dampfschifffahrt. Auch Tasmania (das früher Vandiemensland genannt wurde) hat Kohlen in Menge. Ueber Güte und Brauchbarkeit der australischen Kohle waltelen seither verschiedene Meinungen ob; im Vergleich mit jener von Wales enthält sie allerdings viele erdige Bestandtheile, aber diese schaden nicht, seitdem man in Australien die Rauchfänge doppelt so groß macht, als bei englischen Dampfern der Fall ist. Die Fahrzeuge der australischen Dampfschifffahrtsgesellschaft benutzen nur australische Kohle und fahren schneller als die englischen. Alle, welche mit derselben umzugehen wissen, erklären, daß sie an Brauchbarkeit allen anderen Arten gleichkomme und nur der besten walisischen an Güte nachstehe. Die Ausfuhr geht nach Victoria, Adelaide, Neuseeland, Tasmania, Neu-Caledonia und anderen Südsee-Inseln und Californien.

Roheisen in Schottland. Im Jahre 1861 lieferten die im Betriebe befindlichen 123 Hochöfen 1,050,000 Tonnen Roheisen; nach dem Auslande wurden 596,000 Tonnen verschifft. Davon gingen nach Deutschland und Holland 94,219, Frankreich 61,632, Rußland 876, Spanien und Portugal 13,385, Vereinigte Staaten 34,482, Britisch Amerika 17,093, Italien 25,484 Tonnen. In Schottland selbst betrug der Verbrauch wöchentlich ungefähr 7000 Tonnen. An der Clyde wurden 86 eiserne Schiffe fertig ge-

baut und 34 waren zu Ablauf des Jahres noch in Arbeit. Der Durchschnittspreis des Eisens stellte sich auf 49 Sch. 9 P.

Die Thee-Einfuhr Großbritanniens hat sich im Jahre 1861 auf die beträchtliche Menge von 92,750,000 Pfund belaufen, etwa eine Million mehr als im Jahre vorher. Davon gingen beinahe 78 Millionen in den innern Verbrauch über.

Die große Strenge des verflossenen Winters. In Ostsibirien ist das Quecksilber schon seit dem 15. November unter Null gefallen; in Jakutsk hatte man — 40° C., und im mittlern Rußland vom November bis tief in den Januar hinein auf sehr vielen Punkten — 25, oft auch — 30° C. So erklärt sich, weshalb wir im mittlern und östlichen Europa jedesmal strenge Kälte bekamen, sobald der Ostwind einsetzte. Dazu kam diesseit der russischen Gränze der ungemein starke Schneefall und in Folge dessen traten, als bei



Bude eines Acquajolo in Neapel.

Canada's Bevölkerung betrug nach der jüngsten Zählung 2,506,755 Seelen. Davon kommen 1,917,777 auf den obern, westlichen Theil, 1,919,777 auf den untern, östlichen Theil der Provinz. In dieser lebten 880,607 Menschen von französischer Abstammung, sie bilden also ein Drittel der Seelenzahl. Das englische Element wird aber in Folge der Einwanderung mehr und mehr überwiegend; aus Frankreich kommt kein Zuzug, und die englisch redende Bevölkerung hat sich in den letzten 10 Jahren um 40 Procent vermehrt. In Obercanada leben nur 33,287 französische Canadier. Im Ganzen bekennen sich 48 Procent zur katholischen Kirche, zur englischen Hochkirche und zum Methodismus je 15, zur presbyterianischen Kirche 14 Procent.

Südwest tage- ja wochenlang ein warmer Regen fiel, die großen Ueberschwemmungen ein.

Der Acquajolo in Neapel. Wir haben neulich, Globus Nr. 11 S. 327, den Acquajolo geschildert, der im neapolitanischen Volksleben eine nicht unwichtige Rolle spielt; denn er reicht den Dürstenden an heißen Tagen eine kühlende Labung. Vor seiner Bude hat der Fremde stets Gelegenheit, sich die neapolitanischen Volkstypen mit Muße zu betrachten. Wir sind heute in der Lage, das Bild einer solchen Acquajolobude mittheilen zu können.

Herausgegeben von Karl Andree in Leipzig. — Für die Redaktion verantwortlich: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von E. Grumbach in Leipzig.

Land und Volk von Paraguay.

Das Land und dessen Lage. — Erzeugnisse. — Unabhängigkeit. — Charakterschilderung und Würdigung des Doctors Francia. — Die Wirksamkeit des Dictators. — Eigenthümliche volkswirthschaftliche Maximen. — Bewegungen nach Francia's Tode. — Präsident Antonio Lopez. — Die Veranlassung zum Kriege mit Amerika; die Yankees im Unrecht. — Die Regierung. — Einwohner des Landes. — Guaraní-Indianer. — Mischlinge. — Quartel del Cerrito. — Indianer des Gran Chaco; Lengnas, Tobas, Mbocobis und Machicuys. —

Dieser südamerikanische Staat ist während der letztverflossenen Jahre zu Europa in manche Beziehungen getreten, hat seine Grenzen geöffnet, und Dampfer fahren auf dem Paraguaystrom regelmäßig bis nach der Hauptstadt Asuncion. Der Tabak jenes Landes wird auf unseren Märkten gesucht, und nun verbraucht der Guaraní-Indianer, welcher den Maté, den sogenannten Paraguaythee, einsammelt, auch schon Erzeugnisse des deutschen Gewerbfleißes.

Tabacksbauer bei Villarica.

Paraguay gehört, gleich den argentinischen Staaten und der Republik Urugnay, dem Stromgebiete des La Plata an. Zwischen der Mündung desselben liegt am linken Gestade die Banda Oriental (Urugnay), am rechten der Staat Buenos Ayres; weiter aufwärts, zwischen dem Paraná und Urugnay (welche nach ihrem Zusammenflusse den Namen La Platastrom annehmen) liegen, von Süden nach Norden, die Staaten Entre Rios und Corrientes. Im Norden des letztern finden wir die Republik Paraguay, welche im Osten und Süden vom Paraná, im Westen vom Flusse Paraguay begrenzt wird, dem aus Gran Chaco her zwei mächtige Nebenflüsse zufallen: der Pilcomayo und der Vermejo. Paraguay liegt reichlich zweihundert deutsche Meilen stromaufwärts vom Meere entfernt, es ist ein rechtes Zweistromland, ein südamerikanisches Duab oder Mesopotamien, ein Enclavenland. In direktem Verkehr mit dem Auslande stand es lange nur vermittelst der einzigen Stadt Villa del Pilar de Neembucu, die am linken Ufer des Paraguayflusses, etwa zwanzig Stunden von dessen Mündung in den Paraná steht. Im Norden grenzt das Land an die Einöden, in welchem die M'bayas-Indianer umherstreifen; im Westen, auf dem rechten Ufer des Paraguay, dehnt sich die noch wenig erforschte Landschaft Gran Chaco aus; im Süden liegen die alten Missionen und Corrientes; im Osten, auf

Verfallene Missionskirche.

dem linken Ufer des Paraná, die brasilianische Provinz San Paulo. Mit Ausnahme der Hauptstadt Asuncion, deren Bewohnerzahl man auf zehntausend Seelen schätzt, hat das Land keine eigentlichen Städte im europäischen Sinne; selbst das oben erwähnte Villa del Pilar zählt kaum 500 Einwohner, und Curuguaty, Villa rica und Encarnacion sind nicht bedeutender. Der Boden ist in der Nähe der Ströme sumpfig, landeinwärts aber bildet er ein wellenförmiges Hügelland und ungemein fruchtbare Hochebenen, deren Klima man als so lieblich schildert wie jenes der canarischen Inseln. Dort gedeihen vortrefflich Mais, Manioc, Kaffee, Zucker, Tabak und Baumwolle; die Wälder sind reich am trefflichsten Bau- und Färbeholz, und weit ausgedehnte Wiesenflächen machen die Viehzucht im ausgedehntesten Maßstabe möglich. Ein Hauptprodukt des Landes ist aber die Yerba Maté, jener sogenannte Paraguaythee, der sich durch seinen eigenthümlichen, zugleich herben und sanften Geschmack auszeichnet und in Südamerika ein sehr beliebtes Getränk bildet. Der Maté wächst vorzüglich in Wäldern an den Zuflüssen des Paraná.

Man weiß nicht bestimmt, wie hoch die Bevölkerung sich beläuft, doch übersteigt sie in keinem Falle die Zahl von 800,000 Köpfen, und besteht zu nicht geringem Theil aus Mischlingen von Spaniern und Guaranis. Diese Guaraní-Indianer bilden den Hauptstock der Bevölkerung; sie sind ein friedliches, genügsames Volk. Die Tracht aller Paraguayer ist sehr einfach, die Frauen tragen nur ein rockartiges Hemde, die Männer Hemde, Hosen und einen Poncho oder südamerikanischen Mantel, die Kinder gehen meist nackt; doch haben sie einen großen Hut auf dem Kopfe, denn das war Befehl des Doktor Francia, damit sie die Obrigkeit mit Achtung und Anstand grüßen konnten. Die Sitten im Lande sind noch durchaus patriarchalisch; auch die Art und Weise die nöthigsten Arbeiten zu verrichten, blieb seither ganz einfach. Man zerstößt das Getreide in einem Mörser, körnt die Baumwolle mit den Händen aus, und der Pflug ist von Holz. Am mühseligsten ist das Einsammeln der Yerba in dem Dickicht. Die Indianer arbeiten dann unter einer brennenden Sonne in den Wäldern, wo es von Stechfliegen wimmelt, und nähren sich von getrocknetem Fleisch und wilden Früchten. Eigentliche Gewerbthätigkeit findet man nur in der Hauptstadt Asuncion; dort giebt es sehr geschickte Grob- und Goldschmiede.

Doctor Francia.

Die amtliche Sprache ist das Spanische; im gewöhnlichen Leben wird sie aber nur von wenigen Kreisen, zumeist in der Hauptstadt gesprochen; im Uebrigen ist das Guaraní überwiegend vorherrschend, und in vielen Gemeinden findet man kaum einen Menschen, der auch nur ein Wort Spanisch verstände. Indessen ist der Elementarunterricht sehr verbreitet; vor mehreren Jahren marschirten 4000 Paraguayos gegen Corrientes; unter dieser beträchtlichen Zahl sollen nur wenige gewesen sein, die nicht lesen und schreiben konnten.

Im Uebrigen ist von eigentlichem, namentlich höherm Unterricht, keine Rede. Doktor Francia besaß eine Bibliothek, zu welcher Niemand Zutritt erhielt; selbst dem jetzigen Präsidenten Lopez, seinem Neffen, theilte er erst Bücher mit, als dieser sich zum Studium für die Universität Cordova vorbereitete. Uebrigens kamen nur eingeschmuggelte Bücher in das Land, wo über ein Viertel-Jahrhundert lang nur der Wille eines einzigen Mannes galt, des Doktors Francia.

Asuncion war lange Zeit ein Mittelpunkt der spanischen Verwaltungsbehörden; das Vice-Königreich Buenos Ayres, welches alle spanischen Besitzungen im Stromgebiete des La Plata umfaßte, wurde erst im Jahre 1776 organisirt. Seitdem gerieth Paraguay in eine Art von Vereinsamung und Abgeschiedenheit von Buenos Ayres; man dachte nur wenig an dieses Land. Als 1810 die Unabhängigkeitsbestrebungen offen zu Tage traten, unternahm der argentinische General Belgrano einen Feldzug gegen Paraguay, um dieser Provinz im Kampfe gegen die spanische Herrschaft behülflich zu sein; aber sein Unternehmen schlug fehl, und erst einige Monate später, am 15. Mai 1811, kam die Revolution zu Asuncion zum Ausbruche; der dortige Statthalter wurde abgesetzt. Paraguay war die erste spanische Kolonie in Südamerika, welche sich unbedingt und für alle Zeiten unabhängig von Spanien erklärte. Am 12. Oktober 1811 unterzeichnete es mit Buenos Ayres ein Schutz- und Trutzbündniß. Auf diesen Vertrag berief sich, obwohl mit Unrecht, der Diktator Rosas, um seine Behauptung zu rechtfertigen, daß Paraguay einen Bestandtheil der argentinischen Republik bilde. Schon zu jener Zeit spielte Francia eine bedeutende Rolle; 1813 ernannte der zu Asuncion versammelte Congreß ihn zum Consul, neben Don Fulgencio Yegros, einem reichen, prunksüchtigen Kreolen, welcher ihm nur nominell zur Seite stand; denn Francia führte die Regierung; 1814 ernannte ein zweiter Congreß ihn zum Diktator auf drei Jahre, und 1817 wurde er Diktator auf Lebenszeit. Er hat die absoluteste Macht, welche je ein Mensch besaß, volle dreißig Jahre lang behauptet, und dem Lande und dessen Bewohnern ein ganz eigenthümliches Gepräge verliehen.

Don Jose Gasparo Rodriguez de Francia war schon fünfzig Jahre alt, als die höchste Staatswürde ihm übertragen wurde. Sein Vater stammte aus Brasilien und war nach Paraguay gekommen, um dort eine Tabaksfabrik zu

Schenke auf der Gränze von Paraguay. Argentinische Gauchos.

begründen. Der Sohn hatte auf der Universität zu Cordova studirt und galt späterhin für einen tüchtigen Rechtsgelehrten. Bis 1811 war er Syndikus und Bürgermeister von Asuncion. Nach Erklärung der Unabhängigkeit begriff man bald, daß er der rechte Mann sei, den neuen Staat in schwierigen Zeitläufen zu regieren. Man kannte seine Energie. Francia war ein eigenthümlicher, seltsamer Charakter, der ganz entgegengesetzte Tendenzen in sich vereinigte. Er hatte alle „philosophischen“ Lehren des achtzehnten Jahrhunderts in sich aufgenommen und war zugleich durchaus absolutistisch. Er, der Voltairianer, befolgte die Politik der Jesuiten, von welcher er um sich her noch so viele Schöpfungen sah; nur fehlte ihm die religiöse Inspiration. Eigene Neigung sowohl wie die Lage der Dinge führten ihn nach und nach dahin, daß er seine Autorität

über Alles stellte und den ganzen Staat in sich concentrirte. Für ihn war ein Congreß nur ein Hemmschuh, den er beseitigte; seit 1817 galt lediglich sein Wille und sein Befehl; einen Minister gebrauchte er nur, damit Jemand vorhanden war, welcher seine Erlasse gegenzeichnen konnte. Allmälig entfernte er die widerspenstigen Kreolen aus der Verwaltung, schuf eine ihm ganz ergebene Armee aus den niederen Volksschichten, und selbst die Geistlichkeit mußte ihm unbedingt gehorchen. Auf einen bloßen Befehl des Diktators wurden Leute verhaftet, oder erschossen, oder mit hohen Geldbußen belegt. Alles mußte sich ihm fügen. Dagegen prüfte er auch alle gerichtlichen Urtheile; sein Wahlspruch war: gleiche Gerechtigkeit für Alle, — natürlich Alle, die nicht seine Feinde waren, denn diese vernichtete er; — er war auch ohne Frage der klügste und aufgeklärteste Mann in Paraguay, und lebte ganz ungemein einfach. Er war billig gegen Jeden und verwaltete das Land, wie ein wohlmeinender aber strenger Vater sein Haus. Er war von Natur sehr ernst, unbeugsam und vollkommen uneigennützig. Man fürchtete ihn allerdings, aber man verehrte und achtete ihn auch. Er hieß „der Höchste," el supremo, und noch jetzt schwebt sein Schatten über Paraguay.

Man kann es kaum in Zweifel ziehen, daß er es mit seinem Vaterlande redlich meinte. Ihm kam zunächst Alles darauf an, dasselbe vor den blutigen Bürgerkriegen und Zerrüttungen zu bewahren, von welchen die übrigen Kreolenrepubliken so fürchterlich heimgesucht wurden. Deswegen haßte er mit voller Gluth die ehrgeizigen Revolutionsfabrikanten, insbesondere jene von Buenos Ayres, die das Wort Freiheit stets im Munde führten und dabei einander die Hälse abschnitten. Er wollte nun einmal Paraguay vor politischen Zuckungen bewahren, und um diesen Zweck zu erreichen, trug er kein Bedenken, eine Anzahl von Kreolen welche er als Ruhestörer betrachtete, einsperren oder hinrichten zu lassen. Ein ganzes Vierteljahrhundert lang hat er in der That die vollkommenste Ruhe aufrecht erhalten.

In der auswärtigen Politik ging sein Streben vor Allem dahin, Paraguay ganz und gar unabhängig zu erhalten. Blieb das Land aber im Verkehr mit auswärtigen Staaten, trieb es Handel mit dem Auslande, so gerieth es materiell in Abhängigkeit von Buenos Ayres, denn dieses letztere beherrscht die Mündung des Stromes. So brach er denn lieber alle und jede Verbindung mit seinen Nachbarn

Indianer im Gran Chaco.

ab; er meinte, das ergiebige Land könne sich vollkommen um so mehr selbst genügen, da dessen Bewohner nur sehr einfache Bedürfnisse haben. Also verbot er jeden Handel mit dem Auslande, untersagte den Fremden nach Paraguay zu kommen, und überschritt der eine oder andere doch die Grenze, so blieb er ein Gefangener. Zugleich bemühete sich der Diktator den Ackerbau und die Gewerbe zu heben. Nur auf einem einzigen Punkte, in der alten Mission Itapua, erlaubte er unter gewissen Beschränkungen einigen Verkehr mit Brasilien. Wer dort Handel treiben wollte, bedurfte dazu einer ausdrücklichen Erlaubniß vom Diktator, und diese erhielt er nur, wenn die Beamten seines Bezirks ihm ein Zeugniß ausgestellt hatten, daß er ein zuverlässiger Mann sei.

Zur Hebung der Gewerbe bediente er sich eines Mittels,

das vollkommen einzig in seiner Art dasteht; er befahl nämlich irgend einem Handwerker bei Todesstrafe, den oder jenen Artikel zu verfertigen. Er kannte seine Leute, überhaupt drohete er sehr häufig Todesstrafen an, und erreichte auch damit fast allemal was er wollte. Die Grundbesitzer mußten die Gewächse anbauen, welche er ihnen bezeichnete, und auch die Ausdehnung, in welcher sie gebaut werden sollten, war genau vorgeschrieben. Auf solche Weise allmälig so sehr von fremden Waaren entwöhnt, daß vor zwanzig Jahren ein junger Mann aus Paraguay, der nach Montevideo kam, dort in das größte Erstaunen gerieth über manche Waaren und Gegenstände, deren man im täglichen Leben bedarf, die er aber noch nie gesehen hatte. Francia steigerte das alte spanische Kolonialsystem, welches die Fremden möglichst abzuhalten suchte, noch um ein Beträchtliches, man kann wohl sagen bis ins Abenteuerliche; aber

Tobas-Indianer.

kam Paraguay dahin, Mais, Reis, Baumwolle und noch andere Agrikulturprodukte liefern zu können, und zwar in solcher Menge, daß es davon auch zur Ausfuhr abgeben kann. In gleicher Weise wurde es mit der Pferde- und Rindviehzucht gehalten. Um diese Vorschriften richtig zu beurtheilen, muß man wissen, daß früher Paraguay die meisten dieser Artikel aus den argentinischen Staaten bezog. Aus der selbstgewonnenen Baumwolle und Wolle webten nun die Eingeborenen selber ihr Zeug, und sie hatten sich

man muß doch zugestehen, daß Alles, was von Gewerbsamkeit und Ackerbau in Paraguay gefunden wird, auf Rechnung seines Systems zu schreiben ist.

Und er wußte diese Anfänge von Civilisation auch gegen Beeinträchtigung von außen her sicher zu stellen. Die wilden Reitervölker aus Gran Chaco machten von Zeit zu Zeit räuberische Einfälle ins Land. Der Diktator schuf eine Art von Militärgrenze, auf welcher die Guardias, d. h. seine bewaffneten und streitbaren Grenzer, stets auf

der Hut waren; ihnen schlossen sich auf das erste gegebene Zeichen die weiter im Lande wohnenden Milizen an. Die M'bayas, ein in den Wäldern hausender Stamm, wurden aus ihren Einöden in die Umgegend von Asuncion versetzt und zu regelmäßiger Arbeit, namentlich zum Ackerbau gewöhnt. Die Steuern und Auflagen, welche Francia erhob, waren nur gering. Die Waarenläden und die aus Stein gebaueten Häuser mußten eine Abgabe bezahlen; die bei weitem größte Summe, welche der Staatshaushalt erforderte, floß aus den Staatsländereien, die er einigermaßen in militärischer Weise bebauen ließ. Vermittelst dieses merkwürdigen Systems wurde Paraguay freilich kein Staat in europäischem Sinne, zu welchem auch die Elemente nicht vorhanden waren; aber es kam wenigstens Ordnung in das Ganze; die Bevölkerung wuchs an, es war keine Dürftigkeit in diesem Lande, wo solche patriarchalische Zustände herrschten. Als Doktor Francia hochbejahrt starb, war das Volk friedlich, an Gehorsam gewöhnt; es war zufrieden und man vernahm keinerlei Beschwerden.

Der Diktator lebte einsam mit einer bejahrten Schwester, die ihm sein Hauswesen führte. Er liebte die Stille und Abgeschiedenheit. Eines Tages, im Jahre 1840, fühlte er sich unwohl und mochte wohl ahnen, daß sein Ende herannahe. Er verschloß sich in sein Arbeitszimmer und befahl, daß vor Ablauf von zwei Tagen Niemand dasselbe betreten solle. Die Zeit verstrich. Als die Thür geöffnet wurde, fand man ihn todt auf einem Stuhle sitzend; ringsum lagen verbrannte Papiere. Wahrscheinlich sind alle Geheimnisse seiner Politik mit ihm verschwunden. Er war damals mehr als achtzig Jahre alt. In seinen Koffern fand man etwa 200,000 Piaster, was so ziemlich alles Geld war, das man überhaupt in Paraguay besaß. Das Volk brauchte kein Geld zu haben, da es nach außen keinen Handel trieb und im Innern ein Tausch von Waaren ausreichte. So konnte die Regierung leicht alles baare Geld an sich ziehen.

Nach Francia's Tode bemächtigte sich der Alcalde von Asuncion der höchsten Gewalt; er konnte sich aber nur etwa ein halbes Jahr lang behaupten; nach ihm stellten sich Juan Jose Medina und Deampus gemeinschaftlich an die Spitze. Schon nach einigen Wochen werden sie von Don Mariano Roque Alonso, dem Viertelsmeister der Hauptstadt, abgesetzt. Dieser verbündete sich mit einem jüngern Manne, einem Neffen Francia's, Don Carlos Antonio Lopez. Und nun wiederholt sich der Vorgang von 1813. Alonso und Lopez nehmen den Titel Consuln an, setzen sich erst recht fest in der Gewalt, berufen dann 1812 einen Congreß, der aus 400 Mitgliedern besteht, welche aber ganz nach Wunsch und Willen der Machthaber gewählt sind. Diese Gesetzgeber kommen auf den anberaumten Tag, zu Karren und zu Pferde, ohne Schuhe oder Stiefel, aber reichlich mit Lebensmitteln bepackt, in Asuncion an, bleiben drei Tage lang versammelt, genehmigen alle Erlasse, welche die Regierung ihnen vorlegt, erklären aufs Neue die Unabhängigkeit Paraguays und bestätigen die beiden Consuln, doch so, daß Lopez erster Consul wird und Alonso in die zweite Linie zurücktritt. Im Jahre 1844 wird Lopez durch einen neuen Congreß zum ersten Consul ernannt. Diesmal geschieht aber, was den Doktor Francia in Erstaunen versetzt haben würde: der Congreß giebt nämlich eine Verfassung, in welcher eine gesetzgebende, richterliche und vollziehende Gewalt anerkannt wird. Der Congreß soll sich alle fünf Jahre einmal versammeln; die vollziehende Gewalt hat sehr bedeutende Befugnisse und ist der Sache nach so ziemlich unbeschränkt. Der Präsident bezieht 10,000 Piaster Gehalt und wird auf zehn Jahre gewählt.

Der gegenwärtige Präsident Lopez hat einen seiner Brüder als Erzbischof an die Spitze der Geistlichkeit gestellt, sein zweiter Bruder ist Minister des Innern; sein Sohn steht an der Spitze der 5000 Mann starken Armee, und ein noch jüngerer befehligt die Miliz. Lopez hat die Gewalt eines Monarchen und hält auch eine Leibwache.

Hätte Paraguay seine Unabhängigkeit nicht so sehr leichten Kaufes, sondern durch langwierige Kriege erworben, so würden ohne Zweifel ehrgeizige Generale dasselbe Schauspiel wie in Peru, Columbia und den argentinischen Staaten aufgeführt haben. Da es aber an solchen mangelte, so ging auch der Wechsel in der höchsten Würde in den ersten Jahren nach Francia's Tode unblutig ab.

Lopez verfährt nach außen bei weitem nicht so ausschließlich, wie Francia. Er hatte sich auch in den großen Bund gegen Rosas eingelassen, und ist dadurch in freundschaftliche und enge Beziehungen zu Brasilien, Uruguay, Entre Rios und Corrientes getreten. Der Hafen von Villa del Pilar wurde für den Handel geöffnet; auch Ausländer dürfen jetzt Paraguay besuchen und können es ungehindert wieder verlassen. Einem Erlasse vom 2. Januar 1846 gemäß dürfen die Bewohner mit allen Landeserzeugnissen nach Belieben handeln; nur der Paraguaythee bleibt Staatsmonopol. Ein Zolldekret von demselben Tage verfügt, daß alle Maschinen, Ackergeräthe, Handwerkszeug, alles was zur Schifffahrt nöthig ist, sodann auch wissenschaftliche Instrumente, die noch nicht in der Republik verfertigt werden oder noch nicht im allgemeinen Gebrauche sind, keine Eingangsabgabe bezahlen. Die Zölle für Importartikel sind nun für alle fremden Völker gleichgestellt; sie betragen 25 Procent für Seiden-, Wollen- und Leinengewebe, Damaste, fertige Kleider, Möbeln, Uhren, Kutschen, Sättel, Wein, Liqueur ꝛc. Gegen einen Ausfuhrzoll von 6 Procent darf exportirt werden: Indigo, Tabak, Getreide- und Manioemehl, Reis, Zucker, Cochenille, weißes Wachs, Honig. So entstand allmälig ein Handel mit dem Auslande, insbesondere mit den Engländern und Nordamerikanern. Auch für den Zollverein hat der preußische Ministerresident, Herr von Gülich, einen Vertrag abgeschlossen. Dieser Verkehr wurde eine Weile wieder unterbrochen, denn der Präsident Lopez kehrte zu dem Systeme seines Oheims Francia wieder zurück und ließ entweder die Fremden gar nicht mehr über die Grenze, oder behelligte sie mit so vielen Plackereien, daß sie Paraguay nur allzugern wieder verließen. Der Grund zu allem dem lag aber vorzugsweise nur in den Ansprüchen, welche damals der Diktator Rosas von Buenos Ayres erhob, der sich ganz entschieden feindselig gegen Paraguay zeigte und dem Handel desselben die größten Hindernisse in den Weg legte, namentlich den Paraná geschlossen hielt. So lange übrigens Francia lebte, verhielt sich Rosas aus guten Gründen gegen seinen Nachbar ganz passiv; aber gleich nach dessen Ableben trat er mit seinen Ansprüchen hervor; er hoffte bei den häufigen Regierungswechseln im Trüben fischen zu können. Nachdem aber Lopez einmal sich von den Vortheilen überzeugt hatte, welche das fruchtbare und an Hülfsquellen der mannigfachsten Art so reiche Land von dem Handelsverkehr mit dem Auslande gewinnen muß, war er natürlich geneigt, alles Mögliche aufzubieten, um sich dem Drucke des argentinischen Diktators zu entziehen. Er trat daher dem großen Bunde bei, welcher sich gegen denselben bildete. Nachdem Rosas besiegt worden und aus Amerika entflohen ist, brach auch für Paraguay eine neue Zeit an.

Lopez öffnete Paraguay, und sogleich fanden sich Spekulanten aus Nordamerika ein, um das Land auszubeuten. Eine Kompagnie aus Rhode Island schaffte Waaren nach

Asuncion und die Washingtoner Regierung ernannte einen Consul, Namens Hopkins, der ungemein zuvorkommend behandelt wurde, aber bald durch sein Raufboldbenehmen so großen Anstoß gab, daß die Regierung von Asuncion diesen Yankee aus dem Lande wies. Es hat sich hinterher ergeben, daß sie recht daran gethan.

Dann kam eine zweite Irrung. Lieutenant Page befuhr mit dem nordamerikanischen Dampfer Waterwitch das Stromsystem des La Plata. Dieses Schiff steuerte bis in die Nähe der Batterien, welche die Regierung am Paraná bei der Stadt Itapira hatte aufwerfen lassen. Zwischen den Batterien und dem zu ihnen gehörenden verschanzten Lager strömt ein schmaler Flußarm, der nie von Handelsfahrzeugen benutzt wird und dessen Befschiffung zu allen Zeiten verboten war. Aber gerade in diesen Kanal fuhr der Yankeedampfer, obwohl der befehlhabende Offizier der Batterie ausdrücklich bemerkte, daß er Weisung habe, kein Schiff durchzulassen; die Waterwitch möge sich im großen gewöhnlichen Fahrwasser halten. Trotzdem dampften die Nordamerikaner hinein. Die Batterie feuerte zur Warnung nur blind, und nur als das nicht fruchtete, schoß sie eine Vollkugel ab, aber mit Vorbedacht so, daß sie weit vom Schiff ins Wasser fiel. Die Amerikaner antworteten dann mit Kartätschen und darauf gab auch die Batterie eine scharfe Ladung, welche den Mann am Steuer tödtete. Die Regierung von Paraguay war unbestreitbar in vollem Rechte, und zuletzt hat man in Washington das auch ausdrücklich einräumen müssen. Aber die Yankees schrieen über verletzte Nationalehre; die Lieferanten und Spekulanten bestachen Presse und Congreßmitglieder und die Folge war ein Flottenzug gegen Paraguay, welcher die Vereinigten Staaten sieben Millionen Dollars kostete und ihnen weder Ruhm noch Vortheil brachte. Ein Schiedsgericht erkannte, daß in sämmtlichen Irrungen mit den Nordamerikanern Paraguay im Rechte gewesen sei, und dabei hat man sich in Washington auch beruhigt. Jeder

Lenguas.

ordentliche Mann findet in Paraguay freundliche Aufnahme, und deutsche Kaufleute, welche von Buenos Ayres dorthin gingen, äußerten sich mit völliger Befriedigung.

Noch befindet sich das schöne Land in ganz unentwickeltem Zustande. Alle Verhältnisse sind äußerst einfach. Die Regierung bezieht ihre Einkünfte aus den Eingangs- und Ausgangszöllen, aus dem Zehnten, der auf alle Produkte gelegt ist, aus dem Maté-Monopole, aus dem Ertrage von dreißig oder vierzig Estancias (großen Landgütern) und aus jenem der National-Magazine, in denen die ausländischen Waaren verkauft werden. Auch besitzt die Regierung eintausend Knechte, welche ehemals Eigenthum der Jesuiten waren, und eignet sich ein Drittel des Arbeitertrages einiger ehemals wilden, nun aber zu ansässigem Leben gewöhnten Indianerstämme zu. Diese sind ziemlich zahlreich, leben in Gruppen beisammen und arbeiten unter Aufsicht und Leitung von Regierungsbeamten. Alles, was sie haben, besitzen sie gemeinschaftlich, ähnlich wie es bei den Peruanern unter der Herrschaft der Incas der Fall war.

Indem übrigens Paraguay aus seiner alten Isolirung heraustrat, mußte nothwendig Vieles anders werden. Es liegt im Wesen solcher patriarchalischen Verhältnisse, daß sie nicht lange dauern können, sobald der Verkehr mit dem Auslande neue Bedürfnisse schafft und neue Anschauungen und Ansichten verbreitet. Auf jeden Fall ist aber die Unabhängigkeit dieser tief im südamerikanischen Binnenlande gelegenen Republik nun gesichert.

Wir wollen die Bewohner von Paraguay näher betrachten, und in dieser Beziehung Einiges aus A. Demersay's Werk über Paraguay entlehnen. Seine politischen Urtheile sind häufig schief und im Ganzen ohne Werth, aber das Buch enthält im Uebrigen manche werthvolle Mittheilungen. Den Grundstock bilden Guaraní-Indianer, dazu kommen Spanier, Neger und Mischlinge. Als die Spanier in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts in jene Regionen kamen, fanden sie an den Ufern des Paraná und Paraguay ein weitverbreitetes, in zahlreiche Stämme getheiltes Volk, im Gebiete der heutigen Provinz Corrientes, in Paraguay und in der Mitte Brasiliens. Das waren die Guaranis, welche in der Ethnologie Südamerikas von großer Bedeutung sind. Diese Indianer gehorchten verschiedenen Führern, die einander oft befehdeten, und so den Spaniern die Eroberung ihres Landes durch ihre Uneinigkeit erleichterten.

Während in Buenos Ayres die spanische Bevölkerung wenig Gelegenheit hatte, sich mit den feindlichen Indianern der Pampas zu vermischen, fand in Paraguay gerade das Gegentheil statt. Die Zahl der dort eingewanderten Europäer, alle von romanischer Abstammung, war gering und sie brachten nur wenige Frauen mit; deshalb nahmen sie Weiber der Guaranis und die aus solcher Verbindung erzeugten Mestizen wurden für Spanier erklärt. Die Mischung zwischen Weißen und Indianern ist eine viel innigere als jene zwischen Negern und Weißen; denn während gewisse körperliche Merkmale der Neger, zum Beispiel das krause Haar und die wulstigen Lippen, sich oft noch in der fünften Mischlingsgeneration zeigen, verschwinden alle die Merkmale der Indianer bei fortgesetzter Vermischung mit Weißen gewöhnlich schon in dem dritten Geschlechte beträchtlich. An den Küsten Südamerikas finden wir überall das weiße Element, aus sehr begreiflichen Gründen, am zahlreichsten vertreten, aber nach dem Innern hin nimmt es mehr und mehr ab und überläßt den Indianern die Herrschaft. Das ist der Fall in Chile, wo die Weißen vorwiegen, während in Peru und Bolivia, namentlich Cochabamba, la Paz und Chuquisaca fast ganz von Indianern bewohnt sind. Während aber die romanischen Nationen sich mit den Eingebornen vermischten, erhielten sich die germanischen sowohl in der Neuen Welt wie in Indien ziemlich rein und unvermischt, ohne sich je mit den Beherrschten vielfach zu kreuzen. Deshalb herrscht in Nordamerika die germanische erobernde Race; in Brasilien sind die Eingewanderten, freilich auch die Neger, zahlreicher als die Urbewohner, aber in Paraguay drückten die von Indianern und Weißen abstammenden Mischlinge dem Volke sein Gepräge auf. Der Guaraní und der Mischling waltet entschieden vor.

Ohr der Lenguas.

Die Einwohner von Paraguay sind im Durchschnitt groß und wohl gebaut und größer als der spanische Europäer; viele, die ich sah, hatten ein Maß von 720 Millimeter. Ihr Bau ist regelmäßig und zeigt nichts besonders Auffallendes; die Gesichtszüge sind sanft und weichlich; im Gange findet man nichts von spanischer Grandezza. Die Haut ist, wenn man will, weiß, mit einem leichten Anflug von Braun.

Abgesehen von der verschiedenen Abstammung der Paraguayenser, zeigt die ganze Bevölkerung eine merkwürdige Uebereinstimmung in Sitten, Geschmack, Gewohnheiten und religiösen Anschauungen. Ich will nicht von den politischen Vorstellungen einer Bevölkerung sprechen, die kaum auf dem Wege zur Civilisation angelangt ist, aber fortwährend die Worte Unabhängigkeit und Vaterland im Munde führt. Gegenüber der Behörden sind diese Leute ungemein unterwürfig und lassen sich in den öffentlichen Angelegenheiten ganz von ihren Vorgesetzten leiten, eine Eigenschaft, die sie mit den Bewohnern am La Plata gemein haben.*) Aber während der Argentiner noch an der Mutterbrust liegt, kaut er auch schon an einem Stücke rohen blutigen Fleisches. Der Argentiner verachtet den Ackerbau; dieser ist dem fast nur

*) Herr Demersay ist, wie wir schon sagten, ohne politisches Urtheil. Es ist doch von einem Manne, der in den Regionen des La Plata-Stromes lebte und die Argentiner kennen muß, eine seltsame Verirrung, zu behaupten, daß diese Argentiner unterwürfig gegen ihre Behörden seien. Seit 1810 haben sie mehr als fünfhundert Aufstände gehabt!

von Fleisch lebenden Gaucho ein Gegenstand des Abscheues. Ganz anders in Paraguay. Der Guarani und der Mischling lebt dort vorzugsweise von Manioemehl.

Der Bewohner von Paraguay gebraucht nicht, wie sein Nachbar, das Messer als letztes Zufluchtsmittel; er ist nicht so blutgierig und verwildert, nur auf Reisen trägt er dasselbe bei sich und den Säbel führen nur die Beamten der Regierung. Da diese energisch ist und alle Verhältnisse überwacht, so ist auch gar keine Neigung zur Selbsthülfe vorhanden und schwere Verbrechen kommen selten vor.

Die lange Absperrung des Landes nach Außen hin hatte, neben großen Vortheilen, auch manche Nachtheile zur Folge. Nur selten ist von Europa die Rede (das ja ohnehin diesen Binnenländern fern liegt), häufiger von Buenos Ayres. Im Lande erscheint nur eine einzige Zeitung, die amtlich ist und unter den Augen des Präsidenten herausgegeben wird. Derselbe hat eine fast absolute Macht und bezieht 43,000 Franken Jahresgehalt. Die Regierung schaltet und waltet wie sie will, und man erträgt den Absolutismus gern und geduldig, weil man sieht, wohin jenseit der Gränze die Soldatenrevolutionen führen.

Auf die große und noch wenig bekannte Gegend westlich von Paraguay, das sogenannte Gran Chaco, machen Paraguay, Bolivia und die Argentinischen Staaten Anspruch. Unter der spanischen Herrschaft ward dieser große Landstrich mit verschiedenen Blockhäusern und Burgen besetzt, um die wilden Indianerhorden abzuhalten. Das Fort Bourbon oder Olympo ward 1792 gegründet, etwas später baute man das fünf Meilen von Asuncion entfernte Quartel de Carrito.

Ich wollte dieses Quartel besuchen. Der Präsident war so freundlich, mir ein Schiff und mehrere Leute zur Verfügung zu stellen, mit denen ich den sichern Weg auf dem Flusse einschlug. Ich verließ an einem Augustnachmittage Asuncion, brachte die Nacht in einem der am linken Ufer liegenden Blockhäuser zu und kam am andern Tage im Quartel an. Die Lage dieses Forts ist gut gewählt; rings herum zieht sich ein weiter offener Platz, in dessen Mitte auf einer Erhöhung das Fort angebracht und so vor plötzlichen Ueberfällen bewahrt ist. Ueberall sieht man fette Weiden, auf denen zahlreiche Heerden sich unglaublich vermehren.

Das Fort besteht aus einem langen Gebäude, das mit Stroh gedeckt ist; auf der einen Seite wohnen der Befehlshaber und sein Vertreter, auf der andern die Soldaten, in der Mitte ist ein Raum für Waffen und Pulver. Ich bemerkte auch eine kleine Kanone. Das Ganze ist mit starkem Pfahlwerk umschlossen; vor denselben befindet sich auf einem sehr hohen Stamme eine Art Käfig, in welchem am Tage ein Soldat Wache hält, der Abends sich in die Feste zurückzieht. Die Besatzung besteht aus fünfundzwanzig Mann aller Waffengattungen. Auf friedliche Versicherungen der Indianer kann man sich durchaus nicht verlassen; oft rücken sie plötzlich während der Nacht gegen das Fort an, stoßen das Kriegsgeheul aus und schütten einen Hagel von Pfeilen über die Schildwachen aus, worauf sie sich zurückziehen.

Es giebt aber auch andere Indianerstämme, welche den Weißen nicht so feindselig gesinnt sind; ich meine die Lengnas, die gegen ihre Pferde am liebsten Branntwein und allerhand europäische Waaren eintauschen. Auf meiner Fahrt zum Fort waren mir mehrere zu diesem Stamm gehörige Leute begegnet und ich sprach gegen den Befehlshaber den Wunsch aus, sie näher kennen zu lernen.

Die Lengnas sind ein wenig zahlreicher und fast schon gänzlich ausgerotteter Stamm, der im Norden des Pilcomayo lebt, zum Theil noch vermischt mit Enimagas und Machicuys. Ihre Erbfeinde sind die Tobas, welche sich mit den Pitiligas, Chunipis und Aguilots vereinigt haben; letztere sind ein zahlreicher, südlich vom Pilcomayo lebender Stamm. Im Ganzen mögen noch einige Dutzend Familien Lengnas existiren und Viske, der Kazike der Mascoys ist zugleich der ihrige. Sie haben sich mit einer andern Horde, den Machicuys, vereinigt. Bei den Paraguayern führt er den Spitznamen Casacapyta, der aus dem spanischen Worte Casaca, ein Reitrock, und dem Guaraniwort pyta, roth, gebildet ist. Ein Officier des Quartel hatte ihn einst mit einem rothen Uniformrock beschenkt und seitdem hat nun Viske diesen Namen.

Die Lengnas haben Aerzte oder Payes, welche alles mit Wasser und Früchten kuriren und die schmerzhaften Stellen des Körpers durch Saugen an denselben heilen wollen. Sie begleiten diese Operation mit allerlei Kunststückchen und Gesang; vor den Ohren des Kranken werden einige mit kleinen Steinen gefüllte Kalebassen geschüttelt, die einen mächtigen Lärm verursachen. Die Payes sind auch bei diesen Indianern zugleich Zauberer und Wahrsager.

Zur Zeit der Mannbarkeit pflegen sich einige Frauen zu tätowiren und dann wird ein großes Familienfest gefeiert, bei dem sich die Männer in Branntwein berauschen, oder den gegohrenen Saft der Algarobafrüchte und Chicha trinken. Die Tätowirung besteht in vier geraden blauen, neben einander fortlaufenden Linien, die auf der Stirn beginnen und über den Nasenrücken fortlaufen, sodann in unregelmäßigen auf den Schläfen, Wangen und dem Kinn angebrachten Kreisen.

Bei beiden Geschlechtern wird schon im zartesten Alter das Ohr durchbohrt und in diese Oeffnung ein Stück Holz gesteckt, das fortwährend durch ein größeres ersetzt wird, so daß bei älteren Leuten diese Oeffnung mächtig groß wird. Die Lengnas kämmen ihre schwarzen, feinen Haare über die Stirn zurück und flechten sie zu einem Zopfe zusammen, der nach dem linken Ohr hinübergeht, von wo er wieder zurückgeschlagen wird. Die Weiber lassen oft das Haar frei ohne allen Zwang herabhängen. Im Allgemeinen aber giebt es kaum eine Nation, die weniger auf ihr Aeußeres hält und so durchaus schmutzig ist, wie die Lengnas.

Als Waffen haben sie Pfeile und Bogen, welche sie auf dem Rücken an einem Lederriemen tragen. Auch ein Beil führen sie, das sie Achagy nennen; in der Hand tragen sie einen Stock, Makana, aus schwerem und starkem Holze. Hierzu fügen sie noch eine eiserne Lanze und einige auch die Bolas und den Lasso. Als ausgezeichnete Reiter sind sie bekannt; oft sitzen sie mit Frau und Kindern auf demselben Pferde, das als Gebiß ein Stückchen Holz, als Zügel die Fasern der Caraguata hat. Die Hautfarbe der Lengnas ist olivenbraun, dunkler als jene der Tobas. Die Augen sind klein, das Gesicht ist breit und platt, die Nase offen und breitgedrückt, der Mund groß und die Lippe dick. Alle diese unschönen Eigenschaften zusammen mit den durchbohrten, oft bis auf das Schlüsselbein herabhängenden Ohren geben diesen Wilden gerade kein hübsches Ansehen; die Alten sehen abscheulich häßlich aus.

Nach meiner Rückkunft erfuhr ich in Asuncion, daß Quartel von Indianern überfallen worden sei; zwei derselben waren getödtet und mehrere als Gefangene in die Reiterkaserne der Hauptstadt gebracht worden. Um meine ethnographischen Studien zu vervollkommnen, eilte ich sogleich dorthin. Die Gefangenen saßen gefesselt auf dem Hofe umher; unter ihnen befanden sich zwei Knaben. Alle

waren traurig und niedergeschlagen und es kostete mich Mühe, ihr tiefes Schweigen zu brechen.

Die Tobas, von den Lenguas Natocoet oder Yucanabacte, in der Mataguaya-Sprache aber Guanlang genannt, sind meist von hohem und schlankem Wuchs; ich maß einige, die 181, 177 und 171 Centimeter hatten. Ihr Muskelsystem ist sehr entwickelt und sie haben, wie alle Nationen des Gran Chaco, Hände und Füße, um die jeder Europäer sie beneiden könnte. Die Stirn ist gewöhnlich, das

Machicuy-Indianer.

schwarze Auge lebhaft und größer wie bei den Lenguas und von dünnen Brauen überzogen. Die Nase ist lang und regelmäßig, der Mund an den Winkeln aufgezogen und mit herrlichen Zähnen besetzt, die bis in das späteste Alter ausdauern. Die Ohren werden nicht durchbohrt und das Haar hängt frei und ungeflochten vom Kopfe herab. Die Haut ist wie bei den Lenguas olivenbraun, doch nicht ganz so dunkel. Nichts konnte diese Leute aus ihrer Schweigsamkeit bringen. Auf alle Fragen blieben ihre Gesichtszüge theilnahmlos, kalt und ernst. Einige Reisende berichten, daß die jungen Weiber dieses Stammes hübsch seien, aber ihre Gesichtszüge verändern sich schon frühzeitig und werden, wie die der Männer, abstoßend häßlich. Dabei verlängert sich der Busen so, daß sie ihren Kindern, die auf dem Rücken getragen werden, über die Schulter hinüber zu trinken geben können.

Vereint mit den Mbocobis nehmen die Tobas einen großen Theil des Gran Chaco, von der Mündung des Pilcomayo bis an den Fuß der Andes ein, wo sie mit den Chiriguanos häufig in feindliche Berührung gerathen.

Gewöhnlich sind sie Nomaden, seltener Jäger und Fischer. Als Waffen dienen ihnen Bolas (Wurfkugeln), Pfeile, die oben bei den Lenguas erwähnten Makanas, und mit Eisenspitzen versehene lange Lanzen. Einige Stämme treiben Ackerbau und bauen Mais, Manioc und Pataten.

Die Kinder beiderlei Geschlechts gehen nackt; Männer und Frauen haben um die Hüften ein Stück Zeug oder

kleiden sich in Mäntel aus Thierfellen. Die Frauen tragen als Schmuck Halsbänder von Glasperlen oder kleinen Muscheln. Bei dem Eifer, mit dem die Tobas über ihre Freiheit und Unabhängigkeit wachen, ist es noch nicht gelungen, sie zu unterwerfen. Die Städte Corrientes und Santa Fé, namentlich die letztere, hat viel von den Raubzügen dieser Indianer zu leiden gehabt. Die Santafecinos, unterstützt von den Regierungen der benachbarten Provinzen, führten mehrere blutige, aber nutzlose Fehden gegen die Tobas. Dieser Streit war in der letzten Zeit erbitterter denn je. Ein Reisender erzählt, daß vom April 1854 bis August 1855 sechs Einfälle an den Ufern des Salado gemacht und daß in dieser kurzen Zeit hundert und dreißig Einwohner von Santiago gefangen oder getödtet wurden. Besonders schutzlos gegen sie sind vereinzelt stehende Gehöfte und Weiler. Diese Indianer sind mit den Pferden gleichsam verwachsen und so fallen sie denn, die Wüsten wie eine Lawine durchziehend, über die erschreckten und wehrlosen Leute her.

Wenn man auch die Tobas und Mbocobis für einen Stamm ansehen kann, so muß ich doch, trotz der entgegengesetzten Ansicht d'Orbignys, die Machicuys für einen eigenen Stamm halten, obgleich sie die Sprache der Tobas reden. Abgesehen von der Uebereinstimmung derselben, finden sich doch noch genügende Unterschiede. Sie sind als Ackerbauer mehr seßhaft und haben mildere Sitten, nähern sich auch den Lenguas durch die ungemein großen Ohrlappen. Den Lenguas gleichen sie auch in Gestalt und Körperverhältnissen. Die Augen sind klein, das Gesicht ist breit, der Mund groß, die Nase abgeplattet; das Haar wächst frei und unbehindert. Die Sprache ist, wie die aller Indianer des Gran Chaco, mit Gaumen- und Nasenlauten überhäuft.

Die Kaiserlichen und die Taïping-Rebellen in China.

Die Bewegung in Ostasien. — Geheime Gesellschaften in China. — Bund der Dreiheit, Gesellschaft des Himmels und der Erde. Geheimbünde der Wasserlilie, der Ueberschwemmung, der Himmelskönigin und der reinen Theesekte. — Die Taïping-Rebellen. — Ihre Stellung zu den Ausländern. — Die Opiumpolitik der Engländer. — Bedenkliche Verhältnisse.

Neulich schilderten wir (Globus Nr. 13. S. 7) die Palastrevolution in Peking und wiesen darauf hin, von welcher Bedeutung es sei, daß die Rebellen endlich eines großen Seehafens sich bemächtigt haben. Sie erstürmten am 9. December 1861 die große und wichtige Handelsstadt Ningpo. Aber sie gaben sich nach einem so bedeutenden Erfolge nicht etwa müßiger Ruhe hin, sondern zogen einen großen Theil ihrer Streitkräfte zusammen, um einen noch weit stärkern Schlag zu führen. Wir ersehen aus den chinesischen Nachrichten vom 1. Februar, daß sie darüber aus waren, die Stadt Schang haï zu besetzen.

Beharren sie darauf, dann ist ein Zusammenprall mit den Engländern, respective den Franzosen, unvermeidlich, und wir werden hören, daß ein vierter Opium-Krieg mit China ausgebrochen sei. Schang haï ist der wichtigste Hafen Chinas, von ihm aus wird der gesammte Handel auf dem Yang tse kiang controlirt, und ein Theil des Riesenstromes befindet schon seit längerer Zeit in der Gewalt der Taïping wang. Die Stellung der Engländer zu diesen Rebellen hat etwas Gezwungenes; man möchte die Neutralität bewahren und jeden Streit vermeiden, weil sich gar nicht absehen läßt, wohin ein solcher führen und welche Verwickelungen er bringen könnte. Aber die Ereignisse nehmen ihren Gang, und es scheint fast, als ob ein Conflikt nicht länger zu vermeiden sei.

Unter solchen Umständen rechtfertigt es sich, daß wir die Dinge, welche sich im Blumenreiche der Mitte begeben, näher ins Auge fassen. Diese ungeheure Bewegung, welche durch die ganze ostasiatische Welt geht und nicht weniger als vierhundert Millionen Menschen berührt, ist ein wahres Völkerbeben, wodurch Altes und Ueberkommenes aus den Angeln gehoben wird. Seit dem Aufstande der Taïping ist in China Alles aus Rand und Band gegangen, selbst Tibet wurde unruhig, und versucht sich der Oberherrschaft des Mandschukaisers von Peking zu entziehen. Die alte chinesische Politik, welche neben den Seehäfen auch die Landgrenzen versperrte, ist in Abgang gekommen; Rußland hat die Verlegenheit seines Nachbars benutzt, um den Amur und die Mandschurei bis nach Korea hin zu erwerben, die Kalkasmongolen unter seine Schutzherrlichkeit zu bringen, und sich den Handel bis tief nach Innerasien hinein zu eröffnen.

Ein großer Theil des Reiches befindet sich in der Gewalt der Rebellen; ein anderer ist allerdings diesen mit Feuer und Schwert wüthenden Neuerern abgeneigt, aber doch ohne treue Anhänglichkeit an die kaiserliche Regierung, welcher sie den leidenden Gehorsam eigentlich nur deshalb bewahrt, weil derselbe hergebracht ist. Aber die moralische Auflösung ist im chinesischen Reiche vollständig.

Zu derselben haben viele Geheimbünde wesentlich beigetragen, deren ganze Thätigkeit seit langer Zeit darauf hinausging, die Herrschaft der Mandschukaiser abzuschütteln, welche der Chinese von Schrot und Korn auch heute noch als Fremde und Aufdringlinge betrachtet. Die gegenwärtig regierende Dynastie eroberte den Thron in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, aber die Unterwerfung der südöstlichen Provinzen gelang ihr nur nach einem erbitterten Kampfe, der länger als fünfzig Jahre dauerte. Der äußere Widerstand war dann freilich niedergeschlagen, aber es bildeten sich geheime Gesellschaften, zu keinem andern Zweck, als die Ta tsing-Dynastie der Mandschu zu stürzen. Die Kaiser wußten wohl, daß ihnen insbesondere der Bund der Dreiheit (Triade), San ho whuy, in hohem Grade gefährlich sei, und boten Alles auf, denselben zu trennen. Aber ihre Bemühungen hatten keinen Erfolg; mehr als einmal griffen die Verschworenen zu den Waffen, wurden 1736 aufs Haupt geschlagen, zerstreuten sich aber dann über das ganze weite Reich. Sie verabredeten Kennzeichen für die Eingeweiheten und sind ununterbrochen in Thätigkeit geblieben, um „den Tag der Rache" herbeizuführen. An diesem sollten sich alle Bundesbrüder um den wahren Himmelssohn schaaren, und denselben in der alten Reichsstadt Nanking auf den Thron heben. Nun ist dieses Nanking seit 1853 in der Gewalt des Rebellenkaisers, der sich den Himmelssohn nennt!

Der Bund der Dreiheit, San ho whuy, zerfällt in eine Menge von Logen und Graden; die Eingeweiheten haben, wie man weiß, besondere Stichwörter; sie er-

kennen sich an der Art und Weise wie eine Frage an Jemanden gerichtet wird, wie sie Teller und Schüsseln auf den Tisch stellen oder den Sonnenschirm halten, und an der Art der Begrüßung. Bei den nächtlichen Zusammenkünften der einzelnen Abtheilungen wird ein Hahn geopfert, bei dem Blute dieses Thieres wird das Gelübde der Treue erneuert und den Verräthern Rache geschworen. Im Jahre 1828 fand man auf dem evangelischen Leichenacker zu Macao einen chinesischen Aufruf, welcher den Dreiheitsbund zu den Waffen rief:

„Erlaucht, erlaucht ist das Volk der Mitte; — weit, weit ist das himmlische Reich! — Tausend Staaten bringen ihm Tribut dar, zehntausend Völker warten ihm an seinem Hofe auf. — Die Mandschu maßten sich Gewalt über dasselbe an; aber dieses bekümmert und schmerzt uns sehr. — Ruft Krieger auf, schafft Rosse an, und mächtig erdröhne die blumige Brücke! Steht auf, Krieger, hebt die Lanze empor, vernichtet die Dynastie der Tsing, rottet sie aus!“

Dieser Aufruf verkündete den Sturm, welcher zwanzig Jahre später mit so großer Heftigkeit ausbrach. Das kaiserliche Strafgesetzbuch bedrohet mit schweren Strafen alle Zauberer, Verkündiger falscher Lehren, Rebellen und Angehörige religiöser Vereine. Unter diesen wird die Gesellschaft des Himmels und der Erde, in der Provinz Fo kien, als besonders verwerflich bezeichnet. Die amtliche Erläuterung, welche dem Texte des Reichsstrafgesetzbuches beigegeben ist, warnt das Volk namentlich vor religiösen Versammlungen, als welche „widersinnig und verderblich“ seien; man solle weder fasten noch Tempel bauen, denn das sei schädlich und laufe auf Betrug hinaus; die Priester täuschen damit das Volk. Aber diese Warnung hat einen politischen Grund, weil die Chinesen manchen Geheimbünden die Form von Vereinen zu religiösen Zwecken geben.

Zu Anfang unseres Jahrhunderts war der Geheimbund der Wasserlilie (Lotos- oder Nenuphar-Sekte) so stark geworden, daß er in den vier Provinzen Hupe, Kan su, Schen si und Sze tschuen einen Aufstand wagte, welchen die kaiserliche Regierung erst nach neun Jahren niederschlagen konnte. Bald nachher rebellirten die Männer der Lilie abermals und unternahmen im Jahre 1813 sogar einen Angriff gegen den kaiserlichen Palast in Peking. Damals wurde das Leben des Kaisers Kia king nur durch die aufopfernde Entschlossenheit seines Sohnes und Thronfolgers Tao Kuang gerettet.

Die kaiserliche Regierung zog die Zügel immer straffer an und übte eine Zeitlang ein wahres Schreckensregiment, insbesondere auch gegen die Christen; nicht wegen der Glaubensmeinungen dieser Leute, sondern weil sie eine religiöse Gemeinschaft bildeten. Deshalb wurden die Nazarener aus der Hauptstadt vertrieben und viele hingerichtet. Ein kaiserlicher Erlaß belegt das Volk mit scharfem Tadel. „Große Entartung hat überall um sich gegriffen, den Beamten fehlt Treue und Glauben, ein beträchtlicher Theil des Volkes ist falsch und betrüglich. Wenig Scham und Gewissenhaftigkeit lebt in den Herzen. Die Beamten lassen sich die Vortheile ihrer Stellen wohl gefallen, verbringen aber ihre Tage mit Nichtsthun. Das ist Alles ganz ungeheuerlich und muß uns befremden.“

Alle diese Mahnungen sind vergebens gewesen; die Geheimbünde wurden nicht nur nicht ausgerottet, sondern gewannen im Verlaufe des letzten Vierteljahrhunderts mehr Mitglieder als je zuvor. Die dumpfe Unzufriedenheit fraß immer weiter um sich. Am großartigsten waren die Verzweigungen des Dreiheitsbundes, welcher seinen Namen San ho whny, Bund von Himmel, Erde und Menschen, deshalb führt, weil diese drei, nach chinesischen Ansichten, die großen Urkräfte der Natur bilden. Weit verbreitet waren auch die Gesellschaften Ueberschwemmung, die Himmelskönigin und die reine Theesekte. Ein Vorsteher der letztern wurde 1816 auf Befehl des Hofes hingerichtet und im folgenden Jahre sogar ein Mitglied der kaiserlichen Familie als Angehöriger eines Geheimbundes scharf bestraft.

Es fehlt uns an eingehenden Nachrichten darüber, in wie weit Mitglieder dieser alten Geheimbünde sich bei der Rebellion betheiligen; es scheint aber, daß sie in beträchtlicher Menge sich derselben angeschlossen haben. Denn nur so können wir uns den Umstand erklären, daß dieser Aufstand, der vor etwa elf Jahren ausbrach, nach schwachen Anfängen plötzlich einen so großen Umfang gewann, und daß es den „Langhaarigen“ möglich wurde, eine Provinz nach der andern in ihre Gewalt zu bringen. Sie fluthen zwischen dem Norden und dem Süden auf und ab, schlugen fast überall die kaiserlichen Truppen auf das Haupt und haben sich seit 1853 in Nangking behauptet. Allerdings erlitten sie dann und wann Niederlagen, gewannen aber bis auf den heutigen Tag immer mehr Boden. Längst war ihr Hauptbestreben darauf gerichtet, eine große Hafenstadt zu gewinnen, um mit der übrigen Welt in unmittelbaren Seeverkehr zu kommen. Vor mehreren Jahren hatten sie bereits Schang haï eingenommen, wurden jedoch zurückgeworfen; 1861 kamen sie wieder, konnten aber diesmal den wichtigen Platz nicht nehmen, weil die verbündeten Truppen es nicht duldeten. Endlich haben sie dann Ning po in ihre Gewalt gebracht und im Januar 1862 Schang haï abermals bedroht. Rings umher verwüsteten sie das Land; mehr als einmalhunderttausend Mann waren zum Angriff gegen die Stadt bereit.

Die englische Politik hat den Rebellen gegenüber lange geschwankt; offenbar tappte man in Unsicherheit umher und wußte nicht, was man thun sollte. Jetzt hat man sich, wie wir aus den Nachrichten der Overland Mail vom 1. Februar und den Parlamentsverhandlungen vom 18. März ersehen, entschlossen, die Rebellen als Feinde zu behandeln.

Wir dürfen uns aber durch die londoner Redensarten nicht täuschen lassen. Gewiß sind die Rebellen wilde Barbaren, die in gräßlicher Weise mit Feuer und Schwert wüthen und das Land verheeren; sie sind allerdings „Feinde der Menschheit“, aber mit der höhern Moral hat es die englische Staatskunst bekanntlich zu keiner Zeit genau genommen, und was China betrifft, so sind die Rebellen nur dadurch so mächtig geworden, daß gerade England durch seine drei scheußlichen, durchaus ungerechten Opiumkriege die kaiserliche Macht völlig geschwächt hat. Es arbeitete den Russen und den Taïping in die Hand.

Aber die Rebellen passen den Engländern, um einen Ausdruck aus dem gemeinen Leben zu gebrauchen, nicht in den Kram, und damit verhält es sich in folgender Weise.

Die Rebellen erklärten vom Anfang an, daß sie ohne jeden Rückhalt den Fremden nicht nur Ansiedelungen an der Küste, sondern auch in allen Provinzen des innern Landes gestatten würden. Diese Zusagen haben sie bisher redlich gehalten; kein Europäer oder Amerikaner ist jemals irgendwie von ihnen beeinträchtigt worden und sie haben den Missionären freien Zugang gestattet. Sie gaben den Europäern ausdrücklich kund, daß sie in Feindschaft lediglich gegen die Dynastie der Mandschu ständen und das altchinesische System wieder herstellen wollten, welches kein Mißtrauen gegen die Christen kenne. Sie boten Alles auf, um mit den Engländern in freundliches Einvernehmen zu gelangen, aber diese antworteten im

vorigen Jahre bei Schanghaï mit Kugeln aus gezogenen Kanonen.

Sie möchten den Rebellen den Garaus machen. Weshalb? Die Antwort ist einfach. Die Taïping wang haben allen den Ihrigen den Genuß des Opiums bei Todesstrafe verboten. Damit legen sie freilich die Axt an die Wurzel der englischen Interessen. John Bull hat drei Opiumkriege geführt und den Kaiser gezwungen, die giftige Droge einzulassen, welche den Engländern jährlich 30 Millionen Thaler Profit einträgt und ohne deren Absatz in China die britische Herrschaft in Indien auf sehr schwachen Füßen stehen würde. Und nun maßen sich die frechen Rebellen an, den Engländern das Handwerk verderben zu wollen? Das darf man doch nicht dulden. Natürlich war von alledem in der oben erwähnten Parlamentsverhandlung keine Rede; nur ein einziger Mann, Oberst Symes, ein gründlicher Kenner, wagte einige Andeutungen; er ist aber dafür von der Times, mit der diesem Blatte zur andern Natur gewordenen Grobheit und Frechheit behandelt worden. Aber Recht hatte der Mann doch.

Die Rebellen verdienen im Uebrigen nicht die mindeste Theilnahme; das Vordringen dieser Feinde der Mandschudynastie und der Mandarinen wurde von Anfang an durch schauderhafte Gräuel bezeichnet. Alles, was sich ihnen widersetzt, lassen sie über die Klinge springen. Als sie im Sommer des Jahres 1860 die Stadt Sutschen einnahmen, rissen sie alle Tempel nieder, zertrümmerten die Götzenbilder und schlugen den heidnischen Standsäulen, welche sich in den Mauern mancher Gebäude befinden, wenigstens die Nasen ab, um sie zu beschimpfen. Dagegen ließen sie die Moschee der Mohammedaner, weil diese nur Einen Gott verehren, unangetastet. Vor Schanghaï erschienen sie, in Folge einer Aufforderung von christlichen Missionären, ja auch von manchen europäischen Kaufleuten, in friedlicher Absicht, und um eine solche von vorne herein kund zu geben, zumeist ohne Waffen. Damals wünschte der Handelsstand, daß jener Hafenplatz, in den Besitz der Rebellen gelange, weil sich die wichtigsten Thee- und Seidenbezirke in deren Gewalt befinden.

Auf die Frage, in wie weit christliche Anschauungen bei den Rebellen Wurzel gefchlagen haben, gehen wir heute nicht ein, werden aber gelegentlich den Gegenstand erörtern. Es mag nur bemerkt werden, daß ihre Ansichten und Begriffe vom Christenthum immer noch ganz roh und durchaus unvermittelt sind. Die Missionäre, welche bekanntlich zumeist von Hoffnungen leben, haben sich darüber lange getäuscht, aber endlich sind doch sogar ihnen die Augen aufgegangen.

Wir wollen den gegenwärtigen Stand der Dinge klar zu machen suchen, und dafür geben uns die Overland China Mail vom 1. Februar und die Parlamentsverhandlungen vom 18. März genügende Anhaltpunkte. Die Engländer befürchten, daß ihr ganzer Handel mit den Thee- und Seidenbezirken lahm gelegt werde, sobald die Rebellen Schang haï besetzen. Ob das der Fall sein müßte, kann man freilich bezweifeln, aber in England besorgt man das oder stellt sich doch so. Gewiß ist, daß es sich in Schang haï um eine mächtige Summe von Interessen handelt. Der Unterstaatssecretär Layard wies nach, daß der englische Handel in Schang haï allein im Jahre 1858 schon 29,105,000 Pfd. Sterling betrug, 1860 auf 24 Millionen stieg und 1861 auf mehr als 30 Millionen, also etwa zweihundert Millionen Thaler. Die Eingangszölle, welche man in England von den aus Schang haï ausgeführten Waaren erhebt, stellen sich für das britische Einnahmebudget auf fünfthalb Millionen Pfund Sterling. Layard fügte hinzu, daß die Regierung ihren Streitkräften in China ausdrücklich befohlen habe, den Taïping nicht nur jeden Angriff auf Schang haï zu verwehren, sondern auch alle anderen vertragsmäßig geöffneten Häfen gegen sie zu vertheidigen.

Damit hat denn die Neutralität ein Ende und der Krieg ist unvermeidlich, wenn die Rebellen sich nicht fügen. Die China Overland Mail meint, Englands Verträge mit dem Kaiser seien lediglich ein Blatt Papier, wenn man den Taïping, als welche nicht einmal respektable Revolutionisten seien, nicht steuere. Der Admiral habe indessen schon erklärt, daß Schang haï eine von den Briten besetzte Stadt sei, und daß eventuell die Rebellen Krieg gegen die Verbündeten führen müßten.

Lin und Ho, Abgesandte der Taïping, waren im Januar nach Schang haï gekommen, um zu melden, daß die Stadt angegriffen werden solle. Als Antwort ließen die Consuln von England und Frankreich eine Proklamation in chinesischer Sprache an die Mauern heften, in welcher sie verkündigen, daß nicht blos die europäische Ansiedelung, sondern die ganze Stadt unter dem Schutze der Verbündeten stehe; wer sie antaste, thue es auf seine eigene Gefahr. Gleichzeitig wurde dem Himmelskönig in Nanking geschrieben, daß er jeden Angriff unterlassen möge.

Die Overland Mail äußert: „Der Ausbruch von Feindseligkeiten wäre von unberechenbarer Tragweite. Wenn wir nicht verlieren wollen, was uns von der kaiserlichen Regierung zugestanden worden ist und worauf wir doch großen Werth legen, dann müssen wir stramm an dem Erworbenen festhalten und nöthigenfalls alle dazu geeigneten Mittel aufbieten. Mit der Preisgebung an Leute, wie die Rebellen sind, würden wir nicht nur eine ungeheure Summe von Interessen opfern, sondern uns auch in den Augen der kaiserlichen Regierung verächtlich machen. Wir befinden uns in einer schwierigen Lage; die Augen von ganz China sind auf uns gerichtet und wir machen uns lächerlich, wenn wir der Schwierigkeit ausweichen wollten. Zeigen wir dagegen, daß wir, was einmal unser ist, selbst gegen den nun furchtbaren Tien Wang behaupten wollen, dann sieht China, aus welchem Stoffe die Völker des Abendlandes gemacht sind."

Das Blatt bemerkt im Fortgange seiner Betrachtungen, daß die Rebellion eine wahrhaft Schrecken erregende Ausdehnung gewonnen habe; die kaiserliche Regierung in Peking thue indeß nicht das Mindeste, ihr entgegen zu treten. „Aber wir Engländer haben den Wind gesäet, und es scheint, daß wir jetzt den Sturm ernten sollen."

Wir erfahren nun, daß Admiral Hope, welcher im vorigen Jahr nach Nanking fuhr, die Rebellen vor einem Angriff gegen Ningpo warnte; die Thatsachen zeigen aber, daß sie sich darum nicht bekümmert haben und daß die Engländer sie gewähren ließen. Was wird nun mit Schang haï geschehen? „Ein Chinese kennt die Tugend der Nachsicht nicht; er weiß weder dem Freunde noch dem Feinde Dank dafür, wenn dieser von ihm nicht Alles nimmt, was er irgend kann. Es kann verhängnißvoll werden, daß wir damals unseren Warnungen nicht die That haben folgen lassen. Der Admiral ging gerade deshalb zum zweiten Male nach Nanking."

Das Plündern ist nun, wie das genannte Blatt meint, für die Rebellen zu einer unbedingten Nothwendigkeit geworden; ihre Schaaren sind angeschwollen, das Land ist verödet und Krieg sei für diese Leute der Selbsterhaltung wegen erforderlich. Indem sie die Waffen ergriffen, verfehlten sie sich gegen die Haupt- und Grundlehren der chinesischen Moral, nämlich die kindliche Pietät, gegen den Gehorsam, welchen man den Eltern schuldig ist; der Kaiser

gilt aber bekanntlich für den Vater des Volkes. Der Kaiser gilt auch für den Himmelssohn; wollte der Rebellenkönig Erfolg haben, so mußte auch er als Himmelssohn auftreten. Er setzte seine himmlischen Ansprüche denen des Mandschukaisers entgegen. Indem er zu diesem Zweck auch christliche Ideen, freilich nur als Zerrbild, in Scene setzte, bewies er, daß er den Geist des chinesischen Volkes vortrefflich zu würdigen weiß. Ein rein von Menschen abgeleitetes Anrecht an die höchste Gewalt hätte keinen Anklang gefunden, deshalb knüpfte er das seinige an den Himmel an. Nun glauben seine Anhänger, daß er nach dem irdischen Tode eben sowohl auf dem Rothen Drachen zum Himmel emporfahren werde, wie die früheren Kaiser. Indem Tien Wang sich Himmelssohn nennt, verletzt er die Pietät gegen den Kaiser nicht; er erkennt nicht diesen als Vater des Volks, sondern stempelt sich selber zu einem solchen. —

Wenn die Engländer in den vielen Millionen Rebellen lediglich und ausschließlich „Räuber" sehen wollen, so ist das eine sehr einseitige, jedenfalls unrichtige Behauptung. Offenbar sind die Taïping aus sehr verschiedenen und gemischten Elementen zusammengesetzt und eine bloße Räuberhorde kann nicht zu Millionen und aber Millionen Menschen anschwellen. Die Taïping sind im Besitz zum mindesten des dritten Theiles von China; und daß dieselben weiter gar keinen Zweck hätten, als zu rauben und zu morden, wie von Seiten der Engländer gleichfalls behauptet wird, das stellen wenigstens wir plattweg in Abrede. Der Taïpingkaiser will Beherrscher des Reiches werden; er mag eine aus Heidenthum und mißverstandenem Christenthum zusammengesetzte Karikatur, daneben auch ein wollüstiger Wütherich sein; aber Mord und Raub können nie sein Zweck sein, höchstens verbrecherische Mittel zu einem solchen.

„Es liegt außerhalb aller menschlichen Voraussicht, zu sagen, ob der Jammer, welcher auf dem großen Lande lastet, einst besseren Zuständen weichen werde, und ob das langwährende ungeheure Gemetzel China aus seiner langen Erschlaffung aufrütteln könne. In der Rebellenbewegung selbst sehen wir keinen einzigen Hoffnungsstrahl aufdämmern. Das Menschenleben ist nur ein Spielzeug für sie. Von Anfang an hat sich in dem ganzen Wesen der Rebellion nichts gezeigt, das auf die Herstellung einer friedlichen Ordnung der Dinge hingezielt hätte."

Wir haben gesagt, daß die Rebellen von Anfang an sich musterhaft gegen alle Europäer benommen und niemals auch nur den geringsten Anlaß zu Klagen gegeben haben. Jetzt äußert die Overland Mail: „Die Rebellenführer haben ihre Karte, der gemäß kein Ausländer belästigt werden soll, so vortrefflich gespielt, daß es für uns einige Schwierigkeit haben wird, einen Vorwand zu Feindseligkeiten gegen sie zu finden, falls sie Schang haï angreifen sollten. In Ermangelung eines bessern Vorwandes muß die Rücksicht auf die Humanität in den Vordergrund geschoben werden."

Seltsame „Räuber", die so strenge Zucht unter ihren Banden hielten, daß dieselben im Verlaufe von elf Jahren keinen einzigen Europäer oder Amerikaner auch nur im Mindesten beeinträchtigten! Die Verlegenheit, in welcher die Engländer sich befinden, ist von ihnen selber heraufbeschworen worden und das gestehen die Einsichtsvollen unter ihnen auch ohne Rückhalt ein.

Streifzüge in der Sahara von Algerien.

Von Konstantine nach Biskra. — Das Kantarathal und die Römerbrücke. — Die Stadt Biskra. Klima; Tänzerinnen; Versuchsgarten. — Ein Negerdorf. — Die Oase Gardaja. — Gerra. — Methlily. — Die Tuareks. Tracht. Scheingefechte. — Die Beni Mezab, ihre Schriftgelehrten und Gesetzgebung. — Duveyrier's Ausflug nach El Golea.

Mehr als einmal haben wir darauf hingewiesen, daß die Franzosen sich große Mühe geben, einen Theil des Handels aus dem Sudan und aus den Oasen der Wüste nach Algerien zu lenken. Es scheint als ob ihre Bemühungen schon jetzt, wenigstens theilweise, von Erfolg gekrönt seien; denn im vorigen Jahre ist in der That die erste Karawane aus dem Innern nach Algier selbst gekommen und dort sehr zuvorkommend aufgenommen worden. Die Stämme der Wüste dürfen ihre Waaren zollfrei einführen, und darin liegt allerdings ein Reizmittel.

Die Regionen im Süden Algeriens werden uns immer genauer bekannt. Die Franzosen haben ihre Herrschaft auch auf die Oasen Wargla und das Gebiet der Beni Mezab ausgedehnt und sind bis Tuggurt gekommen. Weiter landein werden sie ihre unmittelbare Herrschaft in dieser Richtung wohl nicht ausdehnen wollen, sondern sich begnügen, mit den Tuarekvölkern freundliche Verbindungen anzuknüpfen. Zu diesem Zwecke unternahm in den letztverflossenen drei Jahren Duveyrier seine Ausflüge in die Sahara. Der östliche Theil des südlichen Gebietes von Algerien wird nun oft von Reisenden besucht, und eben jetzt liegen einige sehr ansprechend abgefaßte Schilderungen über das Land vor uns*), aus denen wir das Nachstehende zusammenstellen.

Der Weg von der alten Römerstadt Constantine nach Biskra bildet heute eine Poststraße. Wir haben eine Reise auf derselben schon früher geschildert. Sie führt durch das Aures-Gebirge über Gebirgsschluchten an den Fluß Kantara, der weiter abwärts Ued Biskra genannt wird. Da wo sein Thal sich beträchtlich verbreitert hat, macht er plötzlich eine scharfe Biegung und dort bildet das Gebirge eine gewaltige, senkrecht abfallende Mauer, welche dem Anscheine nach jeden Ausgang verschließt. Aber es ist doch ein solcher vorhanden, ein enger Spalt, durch welchen der Fluß sich Bahn gebrochen hat. Dort sind die beiden Ufer durch eine schmale, sehr hohe Brücke verbunden, die berühmte El Kantara, von der wir eine Abbildung geben.

Von ihr aus hat man einen Blick auf die dattelreiche Oase von El Kantara, über der ein blauer Himmel sich wölbt und deren helle Beleuchtung scharf gegen die dunkele Färbung der Berge absticht.

Diese Brücke, die „Eingangspforte zur Sahara", ist ein stattliches Römerwerk, welches dem Sturme der Zeiten Trotz geboten hat. Sie wurde aus behauenen Steinen aufgeführt und ist noch heute unversehrt. Da sie in dieser Gegend die einzige Passage ermöglicht, so ist sie zu allen Zeiten auch in militärischer Beziehung von großer Bedeutung ge-

*) Reise in das Innere von Algerien durch die Kabylie und Sahara, von Dr. Max Hirsch. Berlin 1862. — Six semaines en Afrique. Souvenirs de voyage par Ch. Thierry Mieg. Paris 1861. Dazu: Henry Duveyrier voyage dans le pays des Beni Mezab. 1859. In Le Tour du Monde, Nr. 90.

Engpaß von El Kantara mit der Römerbrücke.

wesen. Auch die von den Römern in den Fels gehauenen Wasserleitungen sind noch vorhanden und werden von den Arabern sorgfältig unterhalten. Der Strom selbst ist wie „ein wohlthätiger Gott, welchen das Tell der Sahara zuschickt, um Fruchtbarkeit und Gedeihen zu schaffen.“ Auch bahnt er die Verbindung mit der Küste; durch jene Schlucht führt die Heerstraße von Constantine nach Biskra, welche von allen Wegen in Algerien der am meisten begangene ist.

Jenseit der Brücke liegt die schöne Oase El Kantara, die rings von einer mannshohen Backsteinmauer umgeben. In derselben befinden sich Thürme mit Schießscharten, welche früher zur Vertheidigung gegen die Araber guten Dienst geleistet haben. Jetzt halten die Franzosen diese Söhne der Wüste im Zaume.

deutenden Stadt, die aber durch ihre Lage von Wichtigkeit ist. Sie liegt unter 34° 57′ N. Br., 3° 22′ östlich von Paris, 232 Kilometer südwestlich von Constantine, 297 südöstlich von Algier und 228 Kilometer nordwestlich von Tuggurt. In ihr gewahrt man nun europäisches Leben und Treiben neben dem alten, arabischen Wesen. Der Reisende findet Unterkommen in dem Hotel du Sahara, das im europäischen Stadttheile liegt, in der Nähe des Forts Saint Germain und des Gartens der „Acclimatation“, was wir auf deutsch wohl am besten mit dem Worte „Eingewöhnung“ ausdrücken.

Thierry Mieg macht eine sehr verständige Bemerkung. Unsere europäischen „Baumeister“ führen uns Gebäude im Kasernenstyl auf; sie nehmen auf klimatisches Bedürfniß, Zweckmäßigkeit und Schönheit gar keine Rücksicht; sie haben, im

Ein Negerdorf bei Biskra.

Von Paris bis Biskra kann man jetzt, vermittelst der Eisenbahn nach Marseille, von dort mit dem Dampfer der Messageries imperiales nach Philippeville, dann auf der Landstraße über Constantine und El Kantara, in fünf Tagen gelangen. Hirsch äußert: Ein Reisender könne in derselben Woche auf der Spree Schlittschuh laufen und am Ued Biskra Frühlingsblumen pflücken. Man erreiche von Deutschland aus die schönen Palmenoasen schneller als zum Beispiel Madrid.

Die Bedeutung der El Kantara-Straße ist durch die Natur selber gegeben. Schon von den Römern ist sie erkannt worden; dafür zeugen die herrliche Brücke und die Trümmer, welche der Heerstraße entlang vom Meere bis in die Wüste liegen.

Man gelangt nach Biskra, einer jetzt an sich unbe-

Allgemeinen, kein Verständniß von dem was noththut und bauen ganz charakterlos. Die trostlose Einförmigkeit ganzer Stadttheile an Elbe, Spree, Rhein ꝛc. geben den Beweis für die bedauernswerthe Unfähigkeit und Geschmacklosigkeit so vieler, — natürlich auf Akademien und Bauschulen gebildeter! — „Baumeister.“ Nun sagt Mieg: „Die Araber baueten, wie Bedürfniß und Klima es erfordern. Sie haben enge, überdeckte Straßen, Häuser die nach vorne hin keine Fensteröffnungen zeigen. Dadurch erreichten sie Schutz gegen die drückende Hitze. Es ist sehr verständig, daß die Europäer in Algier, Philippeville ꝛc. ꝛc. jetzt Straßen mit Bogengängen bauen; darin liegt ein Fortschritt, und in Biskra ist man noch verständiger zu Werke gegangen. Man nimmt den alten maurischen Häuserbau zum Muster und bringt zweckmäßige Verbesserungen an, indem man Bogen-

gänge hinzufügt. Statt der Dächer hat man Terrassen und die Fenster gehen nach dem Hofraum.

Biskra liegt in einer Palmenoase, welche mehr als hunderttausend Dattelbäume zählt. Beiläufig bemerkt: es wird nicht der Mensch bestenert, sondern der Dattelbaum; für jeden zahlt der Eingeborne jährlich einen Viertelfranc. In diesen Oasen kommt Alles auf die Bewässerung an, und sehr richtig sagen die Araber, daß der Dattelbaum seinen Fuß im Wasser, sein Haupt in der Sonne haben müsse. Die Hitze ist in Biskra sehr drückend, und schon für manchen Europäer verhängnißvoll geworden. Vom 15. Juni bis zum 15. Oktober hat man um Mittag gewöhnlich 50° C. oder noch mehr; am Abend 40° und in der Nacht 30 bis 35°. Um Mittag wagt sich nicht einmal ein Hund auf die Straße und Wachskerzen schmelzen im Schatten. Duveyrier hatte am 3. Mai 1859, Morgens 5 Uhr, 28° 8 C., um halb 3 Uhr Nachmittags 41° 4 im Schatten. Aber trotzdem ist die Oase mit ihren sieben Dörfern sehr wohl bevölkert.

In diesen Oasen schlagen wandernde Araber oder Tuareks ihre Zelte in der Nähe der Dörfer auf, und man hat Gelegenheit, sie in ihrer Eigenthümlichkeit zu beobachten. Von ganz besonderem Interesse ist aber für den Europäer, welcher zum ersten Male Afrika besucht, eine Negerkolonie in der Nähe des französischen Stadttheils. In ihr findet man ächt sudanesisches Leben und Treiben; Alles erinnert an den Senegal oder an Guinea. Die Neger bei Biskra wohnen in kegelförmigen Hütten, welche sie aus Dattelzweigen und Rohr verfertigen; manche dieser Häuser, wenn der Ausdruck erlaubt wäre, könnte man mit Bienenkörben vergleichen. Der Schwarze hat nur den allernothwendigsten Hausrath, nämlich ein paar Kessel und Töpfe, Matten und vielleicht einen bunten Teppich. Diese Neger liegen im Schatten der Palmen und flechten Körbe und Strohhüte. Sie kleiden sich allemal in Stoffe von möglichst schreienden Farben, während der Araber dergleichen verschmäht und Weiß vorzieht. Aber manche Araber stehen in äußeren Dingen nicht viel höher als jene Neger; sie wohnen unter klassischen Zelten und haben oft kaum Sachen, die wir für unbedingt nothwendig halten; zuweilen sind sie ärmer als die Schwarzen.

Duveyrier machte die Reise von El Kantara nach Biskra zu Pferd in einem Tage, und hielt unterwegs Rast im Karawansarei zu El Utaya. Dieser Platz wird von ehemaligen Räubern und Wegelagerern bewohnt, welche aus allen Ecken Algeriens dorthin geschafft wurden und nun sehr friedlich sind.

Die Leute in Biskra führen ein sehr ausschweifendes Leben, und die Stadt ist in dieser Beziehung weit und breit berüchtigt. Die Tänzerinnen vom Stamme der Uled Nayl, welche wir in unserer vorigen Nummer (S. 62) nach Thierry Mieg geschildert haben, spielen eine wichtige Rolle; die vielen Skorpione nicht zu vergessen, von denen es in der Stadt eine ungeheure Menge giebt. Biskra ist ein Hauptsammelplatz jener Naylias, welche neben dem Tanzen ein unehrbares Gewerbe treiben.

Hirsch äußert: „So klein und arm der Ort ist, so wimmelt es doch von Kaffeehäusern.“ Dieselbe Bemerkung macht Duveyrier; er meint, verhältnißmäßig habe Biskra so viele Kaffeehäuser als Leipzig Restaurationen oder London Schankwirthschaften. Der erstgenannte Gewährsmann sagt:

Lager eines arabischen Scheichs bei Biskra.

Man sitzt auf den mit Matten belegten Vorsprüngen der Wände und trinkt den Kaffee nach maurischer Art. Die öffentlichen Mädchen fehlen nicht; sie tanzen, gräßlich geschminkt und plump angeputzt, nach dem betäubenden Klange von Trommel und Pfeife, deren schwarze Spieler in einem Winckel hocken.

Für die größte Merkwürdigkeit der Oase gilt der Versuchsgarten, welchen Hirsch besucht hat. Von der Citadelle St. Germain aus führt der Weg in westlicher Richtung, ziemlich lange durch angebautes Land an den Fuß eines sehr auffallenden Hügels, der sich aus der gelben Fläche ganz vereinzelt wie eine Pyramide hervorhebt; er besteht aus hartem gelblichen Gestein und trägt keine Spur von Erde oder Pflanzenwuchs. Kaum zehn Minuten entfernt liegt ein ähnlicher Hügel. Wer bei Mondenschein sich plötzlich dorthin versetzt sähe, könnte sich am Fuße der ägyptischen Pyramiden wähnen, so täuschend ist die Gestalt der Felsmassen und die Umgebung der Wüsten mit den Palmen. Jenseit des Hügels liegen wieder Felder und ein schöner Dattelhain mit einem europäischen Gebäude. Der Garten

befindet sich in einer kleinen, früher einmal während des Krieges verwüsteten Oase. Der Anblick ist reich und mannichfaltig und man hat den ganzen, von regelmäßigen Wegen durchschnittenen Raum in größeren und kleineren Abtheilungen mit südlichen, meist tropischen, nutzbaren Pflanzen bestellt. Unter diesen traten die Baumwollenstaude und der Indigo am meisten hervor. Der letztere erreicht dort halbe Mannshöhe. Auch an verschiedenen Pflanzen aus China, Japan, Brasilien ꝛc. fehlte es nicht, und das Ganze gewährte durch hübsche Anordnung und kräftiges Wachsthum einen erfreulichen Anblick, zu welchem die Palmen in nicht geringem Maße beitrugen. Unter den Arbeitern befinden sich einzelne Europäer, aber die Mehrzahl besteht aus jungen Eingeborenen der Oasen, welche im Anbau der einzugewöhnenden Pflanzen unterwiesen werden. Durchschnittlich sind fünfzig solcher Leute vorhanden; statt der hinlänglich ausgebildeten, die man entläßt, treten immer neue ein.

Duveyrier ging im Juni 1859 von Biskra, in der Richtung von Südsüdwest nach der Oase Gardaja. Die kleine Karawane bestand aus zehn Kameelen, drei Maulthieren und drei Eseln; zwei Kameeltreiber und zwei Mesabiten folgten zu Fuß. Der Führer Si Scherif trug Kleider, die wohl einmal weiß gewesen waren, gelbe Pantoffeln und einen großen Strohhut. Der Reisende selbst, der sich nun Si Saad ben Abdallah nannte, arabische Tracht angelegt hatte und gut bewaffnet war, erhielt von mehreren Einwohnern eine Strecke weit das Geleite, dann wurden die Gewehre abgefeuert und man trennte sich. So zog Duveyrier in die Wüste hinein, ließ die Felsengebirge, welche die Nordgrenze der Sahara bilden, hinter sich, und hatte nun die Palmenoasen Sidi Okba und Umasch zur Linken. In der Nähe derselben, im Ued Dschedi, liegen die letzten römischen Ruinen; weiter nach Süden hin findet man dergleichen nicht mehr. Am 18. Juni befand er sich vor Guerara (Gerrara auf Kieperts Karte); es war dunkel, der Mond noch nicht aufgegangen und es erschien der unruhigen Zeit wegen unstatthaft, mit einer Fantâsia, das heißt Gewehrsalven, einzurücken.

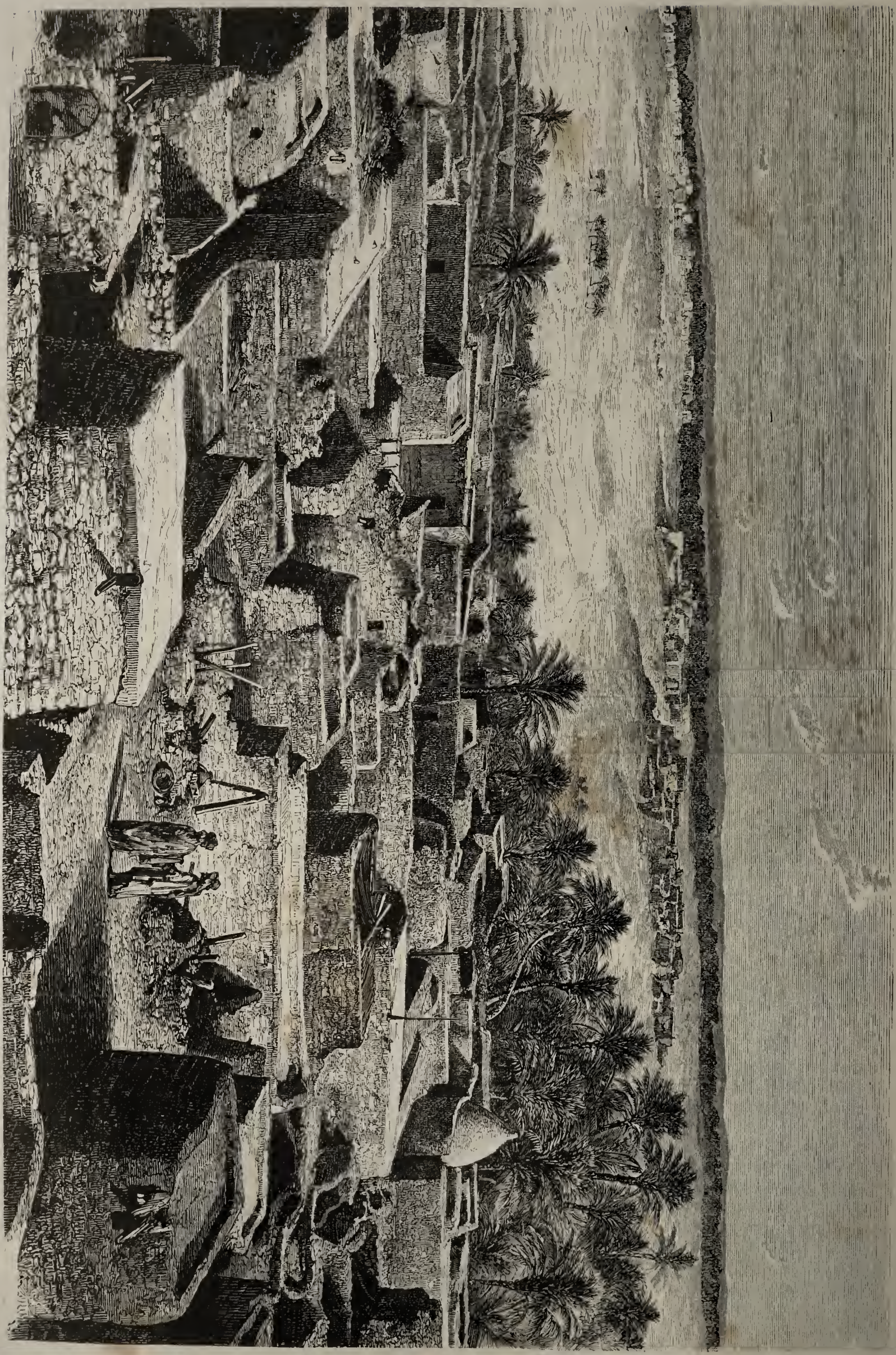
Zwei Häuptlinge standen einander feindlich gegenüber, und die Ankunft eines Europäers war ihnen ungelegen. Duveyrier schlug sein Zelt auf. Erst kam der eine Kaïd, Namens Yahia, bald nachher der andere, und so sahen

Tuarek's in der Sahara.

beide Feinde einander ins Gesicht. Natürlich ließen sie von ihren Zwisten gar nichts merken, und benahmen sich gegen den Fremden sehr höflich.

Gerrara steht auf einem Hügel, den der Ort so zu sagen ganz bedeckt; die Mauern sind in gutem Stande und die Häuser haben Arkaden. Duveyrier schlief Nachts im Freien unter Palmen, zog am 20. Juni weiter, kam an den Ued en Nesa, wo er Jujubenbäume und Terebinthen von kräftigem Wuchse fand und eine Straußenheerde sah. In diesen Gegenden kommt die gehörnte Viper sehr häufig vor.

Bald nachher war er im Ued Mezab, wo fünf Ortschaften: Bunura, El Atenf, Beni Isgnen, Melika und Gardaja auf einem Oasenraume von nur wenigen Quadratmeilen zerstreut liegen.



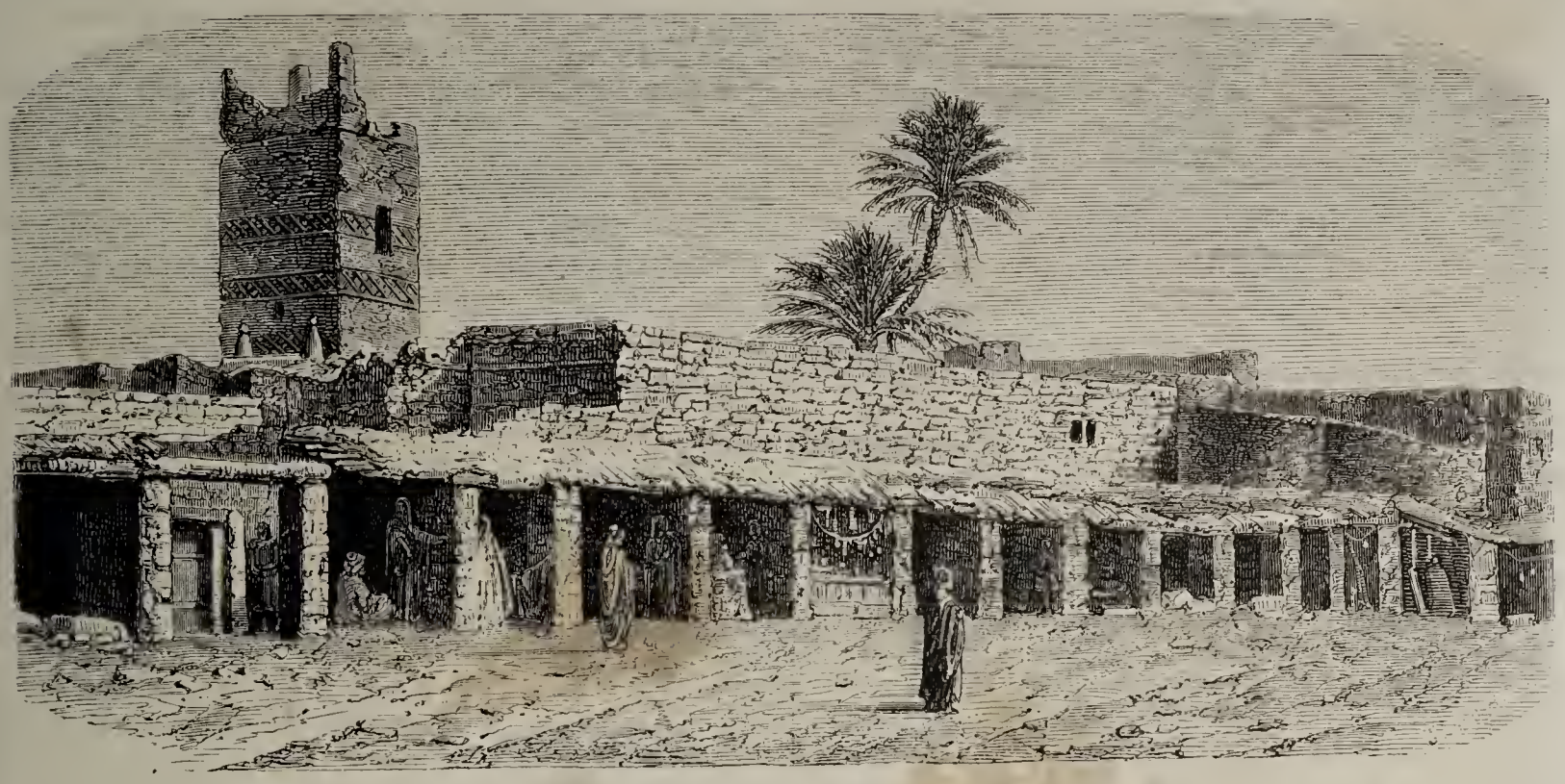
Die Häuptlinge von Tugurt.

Von Gardaja machte Duveyrier einen Ausflug nach Methlily, das eine kleine Strecke nach Süden liegt, an der Wüste Hamad, durch welche der Weg nach der Oase Wargla führt. Der Enkel des letzten Sultans dieser Oase lebte in Methlily, das ein ganz armseliger Ort ist. Duveyriers Absicht war, mit einigen Tuareks Verbindungen anzuknüpfen. Diese Leute hatten unscheinbare, aus Leder und Matten verfertigte Zelte, waren stattliche Männer und namentlich fiel dem Reisenden ihr Scheich auf. Der bejahrte Mann stand mit hoch erhobenem Haupte da, hielt mit der einen Hand eine lange Lanze und mit der andern sein Schwert. In der ganzen Erscheinung lag etwas Gebietendes.

Diese Tuareks waren aus dem Dschebel Hoggar, und gehörten zu einem der edelsten Stämme von unvermischtem Blute. Sie trugen Kittel von blauem Baumwollenzeuge, das aus dem Sudan kommt, Beinkleider, zumeist gleichfalls blau, Gürtel, steinerne Ringe auf beiden Armen, einen am linken Arme befestigten Dolch, Sandalen und einen mit flach angelegtem Turban umhüllten Fes. Der sehnen. In Ermangelung von Schwertern packen die Kämpfer einander mit den Armen und einer sucht dem andern einen Dolch in den Rücken zu rennen, oder mit dem steinernen Armringe die Schläfe einzudrücken. Zumeist beginnt das Gefecht mit dem Werfen von Lanzen, die eine Harpunenspitze haben. „Was Einer im Leibe hat, das ziehen wir damit heraus!“ sprach einer der Tuareks.

Im Thale bei Methlily sah der Reisende zu seiner nicht geringen Ueberraschung die Asclepias gigantea, welche Barth zu Kukana und am Tsadsee als Charakterpflanze fand. Sie wird hier etwa sieben Fuß hoch und gleicht aufgeschossenem Kohl.

Doch wir wenden uns wieder nach Gardaja im Ued Mezab. Dieses Thal bildet einen Einriß in das ausgedehnte Plateau, welches etwa eine Tagereise nördlich von Gardaja beginnt und sich bis weithin südlich über Methlily hinaus erstreckt. Solcher eingerissener Thäler ist eine große Anzahl vorhanden. Die Araber bezeichnen als Sebcha das Netz von Thälern und Schluchten, welches dem nördlichen Theile dieses Plateaus eigenthümlich ist, und in welchem



Waarenläden in Tuggurt.

weiße oder schwarze Schleier, von welchem das eine Ende auf die Brust, das andere auf den Rücken hinabfällt, wird derart getragen, daß nur die Augen frei bleiben. Junge Männer tragen einen großen Ring in Einem Ohre. Duveyrier kam mit diesen Söhnen der Wüste rasch in das beste Einvernehmen. Sie hatten nichts dagegen, daß er ihr Land besuchen wolle, erboten sich gegen eine Entschädigung von zweihundert harten Thalern, also etwa eintausend Francs, ihn nach Methlily oder Wargla zu geleiten und ihn dann in ihre Berge zu führen, wo er so lange bleiben könne, wie es ihm beliebe. Man werde ihm einen Sklaven zur Verfügung stellen, eine Taboka, Schwert, zum Geschenk machen, und es an Nahrungsmitteln nicht fehlen lassen. Daß diese „Schiffer der Wüste“ ein Passagiergeld verlangen, ist ganz in der Ordnung; man muß für eine Karawanenreise zahlen, wie der Fahrgast auf einem Seeschiffe.

Es war für den Europäer ein wahrer Genuß, die Scheingefechte der Tuareks anzusehen. Zwei Männer traten einander gegenüber; jeder nahm einen großen Schild von Antilopenhaut und ein langes Schwert. Mit demselben führten sie Streiche gegen den Hals oder gegen die Fußdie Ortschaften der Beni Mezab liegen, mit Ausnahme von Gerrara und Berrian, welche sich nicht mehr in der Sebcha befinden. Diese Thäler laufen zusammen und reichen in bis Wargla hinein, die einen vermittelst des Ued Nesa, die anderen durch das Ued Mezab selbst. Die ganze Hochebene ist sehr kahl und dürr, aber das Muflon und das Gundi, ein kleines, dem indischen ähnliches Schwein, finden doch hinreichende Nahrung an einigen Gräsern und duftendem Thymian. In den Thalschluchten wächst der wilde Jujubenbaum und allerlei Kraut und Gras, das von Kameelen im Vorübergehen abgerupft wird. Auch Gazellen fehlen nicht, und die gehörnte Viper ist gleichfalls vorhanden.

Wir haben schon früher einmal der Beni Mezab kurz erwähnt. Duveyrier erstattet ausführlichen Bericht über dieses eigenthümliche Volk, dessen frühere Geschichte im Dunkel liegt. Man weiß aber, daß sie wegen ihrer religiösen Grundsätze verfolgt worden und als Flüchtlinge in ihr jetziges Land gekommen sind. Jene Principien sind viel strenger als die anderer Mohammedaner, von denen sie doch wie eine Art Ketzer betrachtet werden. Ein Theil der Stämme, welche gegenwärtig den Bund der Beni Mezab

bilden, stammt aus den Nefusagebirgen im Süden der Regentschaft Tunis. Die einzelnen Genossenschaften lagen häufig mit einander im Streit, bis die Franzosen ins Thal kamen. Diesen sind nun die sieben Städte tributpflichtig; sie schicken alljährlich etwa 45,000 Francs nach Laghuat. Uebrigens verwalten sie sich ganz nach Landesbrauch und in alter Weise. Jede Stadt hat Aelteste, welche die Angelegenheiten der Gemeinde besorgen; daneben haben die Franzosen vier Kaids ernannt.

Dem Beni Mezab ist die Lüge ein Abscheu, während der Araber sich aus einer solchen nichts macht; ob jener aber Bedenken trägt, einen Ungläubigen zu betrügen, möge dahin gestellt bleiben. Der Araber hält nicht auf Sauberkeit, der Beni Mezab thut das in hohem Grade; Straßen und Häuserterrassen werden reinlich gehalten und in Gardaja hat man sogar öffentliche Bedürfnißanstalten. Die Frauen werden in strenger Abgeschlossenheit gehalten. Gelehrte und Geistliche bilden eine kleine Welt für sich, leben auf allgemeine Kosten und besitzen Palmengärten.

Diese Tolbas sind in ihrer Art gelehrt, aber sehr ausschließlich. Sie wollten den ungläubigen Eindringling nicht sehen, nichts mit ihm zu schaffen haben. Seine Frechheit setzte sie in Erstaunen; Duveyrier hatte den Wunsch ausgesprochen, ihre Bücher, wo möglich insbesondere ihre Chroniken zu sehen! Das Oberhaupt der Tolbas führt den Titel Scheich Baba. Dieser Mann hielt so große Stücke auf die Heiligkeit seiner Person, daß er allen Verkehr mit den von den Franzosen ernannten Kaids abgebrochen hatte, sogar mit anderen Tolbas nicht mehr umging und selten seine Wohnung verließ. Er bestellte seine Dattelgärten eigenhändig. Geistlicher Hochmuth und theologischer Hader, bekannte Dinge, die so viel Jammer in die Welt gebracht haben, sind auch den Oasen in der Wüste nicht erspart. In Gardaja war ein Zank unter den Tolbas, den gelehrten geistlichen Herren, ausgebrochen, und seit etwa einem Monate war deshalb die Moschee geschlossen gewesen. Bald nach Duveyrier's Ankunft hatte man den Streit ausgetragen und der Muezzin konnte wieder zum Gebete rufen.

Die Gesetzgebung weicht von jener in den berberischen und arabischen Städten ganz ab. Die Beni Mezab haben die Todesstrafe nicht. Wer einen Muselmann tödtet, zahlt einen Werth von 2400 Francs; dieses Blutgeld, Diga, erhalten die Verwandten, außerdem hat der Mörder den Werth von 200 Francs an die Stadtkasse zu erlegen. Beide Summen vertreten den Werth von etwa dritthalb hundert Hämmeln. Für einen getödteten Juden zahlt man so viel Brüche wie für eine Mohammedanerin, nämlich 1200 Francs an die Verwandten und 100 an die Stadtkasse; für eine Jüdin nur 800 Francs. Ein Muselmann, der seinen Sklaven tödtet, zahlt nur 200 Francs an die Stadtkasse. Wenn zwei Männer in Streit gerathen und einer schlägt den andern mit einem Steine todt, so zahlt er nur 2 Francs Strafe; wer aber einen Stein nach einem Andern wirft, hat 10 Francs zu erlegen, gleichviel ob er den Gegner traf oder verfehlte. Ein Diebstahl wird mit 50 Francs und zweijähriger Verbannung bestraft; eine wörtliche Beleidigung mit 10 Francs bei einem Muselmann; ist aber der Geschimpfte ein Jude, dann kostet die Beleidigung nur 1 Franc, eine Jüdin nur einen halben Franc.

Ein Mann, der eine Frau auf der Straße anredet, hat 200 Francs zu zahlen und wird auf Lebenszeit verbannt, aber dazu ist erforderlich, daß die Frau persönlich Klage führe. Verbotener Umgang mit einer Frau wird nur mit vierjähriger Verbannung bestraft.

Wer Tabak raucht, hat kein Anrecht auf Almosen und wird nach seinem Tode nicht von den Tolbas begraben. Die Juden verfertigen Dattelbranntwein, Mesiya; einem Muselmann, der dieses Getränk genießt, folgen die Tolbas bei der Leichenfeier gleichfalls nicht.

In ihren Oasen sind die Beni Mezab vorzugsweise mit der Besorgung ihrer Dattelhaine und Gärten beschäftigt; sehr viele gehen jedoch außer Landes und treiben Gewerbe verschiedener Art in den großen Städten Nordafrikas oder Handel weit und breit. Man findet sie fast bei allen größeren Karawanen. Viele machen 60 Proc. beim Verkauf.

Die Mädchen werden sehr früh verheirathet. Es giebt Mütter von zwölf Jahren!

Von Gardaja aus ging Duveyrier in südwestlicher Richtung nach der Oase El Golea, die er nach einer Wanderung von sechs Tagen erreichte. Dort fand er bei den Schaamba el Madhi keine günstige Aufnahme; als Europäer war er schon an und für sich unwillkommen, und nun stellte er obendrein astronomische Beobachtungen an. „Das unterlasse, Christ, oder wir schneiden Dir die Kehle ab!" sagte ein Fanatiker; aber der Rumi, Europäer, griff nach seinen Waffen. Doch hielt er es für gerathen, möglichst rasch, bei nächtlicher Weile, abzureisen.

Wir haben schon früher im Globus mehrmals erwähnt, daß Duveyrier auch Wargla und die tunesische Sahara besucht hat. Er war auch in Tuggurt, der Hauptstadt des Ued Rir, das im Süden von Biskra liegt und in der Sahara weit berühmt ist. Auch diese Oase steht seit 1854 unter dem Einflusse der Franzosen, welche dort einige Zeit eine Besatzung von Spahis unterhielten. Die Stadt ist mit einer kreisrunden Mauer umgeben und zählt etwa dreitausend Einwohner.

Ein großer Theil der afrikanischen Wüste hat unlängst seine Schrecken verloren; in den meisten Gegenden reiset auch der Christ ungefährdet, und der Einfluß der Waffen und der Waaren Europas bricht sich mehr und mehr Bahn.

Gotschee und die Gotschewer.

Wenn man einen Blick auf Czörnig's ausgezeichnete ethnographische Karte der österreichischen Monarchie wirft, so wird man hauptsächlich über die vielen Völkerinseln, welche in den südlichen und östlichen Kronländern sich zeigen, erstaunen. Da zieht eine lange Linie von kroatischen Colonien von Süden nach Norden durch Deutsche und Magyaren hin, gleichsam um die Verbindung zwischen Nord- und Südslawen herzustellen; deutsche Ansiedelungen durchziehen das ganze östliche Land in großer Zahl, kompakter in Ungarn in der Zips unter den Slawen und in Siebenbürgen unter Walachen und Szecklern auftretend. Selbst im Venetianischen finden sich noch einzelne deutsche Dörfer, die sogenannten sieben und dreizehn Communi, die aber mit schnellen Schritten der Romanisirung zueilen. Am weitesten vom deutschen Mutterlande getrennt, inmitten einer ganz slawischen Bevölkerung, befinden sich die deutschen Bewohner des dem Fürsten Auersperg gehörigen Herzogthums Gotschee in Krain. In ganz Oesterreich, bis ins nördliche Böhmen, sieht man die Bewohner dieses Ländchens, die „Gotschewer", mit ihren Körben voll Südfrüchte hausirend umherziehen; aber so bekannt auch diese Leute sind, so unbekannt war bis vor Kurzem ihre Abkunft. Die Aehnlichkeit des

Namens verleitete Viele, sie als Abkömmlinge der Gothen auszugeben, Andere hielten sie für Sueven.

Vor Kurzem hat aber Theodor Elze, evangelischer Pfarrer in Laibach, eine kleine Schrift herausgegeben: Gotschee und die Gotschewer, worin er nachweist, daß die Gotschewer in der Zeit von 1350—1360 nach Krain eingewandert sind. Eine alte Chronik nämlich besagt, daß Kaiser Karl IV. dem Grafen Friedrich von Ortenburg dreihundert Familien aus Thüringen und Franken, welche Aufstandshalber hätten bestraft werden müssen, in die Leibeigenschaft übergeben und dieser sie zum Ausroden der Wälder in seinen Besitzungen gebraucht habe. Diese Ansiedler bauten sich hölzerne Blockhäuser, krainisch Kotza; eine Gegend, in der mehrere solcher Holzhütten stehen, heißt slawisch Kotzevje, woraus allmälig der Name Gotschee entstand. Daß diese Gotschewer wirklich Franken sind, beweist ihre Mundart, die der im Hennebergischen gesprochenen am meisten gleicht.

Gotschee, ein Waldgebirgsland, zählt auf 16 Geviertmeilen etwa 28,000 Seelen; diese nur geringe Bevölkerung ist Folge der Wasserarmuth des Kalksteingebirges, welches das Ländchen bedeckt. Die Wälder nehmen den größten Theil der Oberfläche ein und sind noch meist wahre Urwälder, in denen auf riesigen Buchen ungeheure Schwämme wachsen; hier und da zeigen sich noch Bären, Wölfe und Wildkatzen; kein Singvogel zwitschert sein Lied, denn er findet kein Wasser, nur der einsam lebende Specht pocht und hämmert an hundertjährigen Bäumen. Wenn aber die Sonne sinkt, beginnt in den alten Forsten ein eigenthümliches Leben; dann kommen die Bilche (Myoxus Glis, Siebenschläfer), welche grauen Eichhörnchen gleichen, aus ihren unterirdischen Höhlen, laben sich an den Bucheckern und treiben ihre Liebesspiele, bis eine schreiende Eule unter sie fährt und sie auseinanderjagt.

Die Wohnhäuser der Gotschewer sind armselig; Feueressen fehlen und der Rauch findet durch Fenster und Thüren seinen Weg; als Bett dient den unreinlichen Bewohnern, denen unter slawischen Nachbarn die deutsche Sauberkeit verloren ging, eine Holzpritsche. Meist sind die Männer Köhler oder Holzfäller, andere sammeln Pilze und fangen Bilche, mit deren Fellen Handel getrieben wird. Die Hälfte aller Männer ist außerhalb des Ländchens und treibt Hausirhandel; draußen verwildern dieselben meist, und die daheimbleibende Frau hält es unterdessen mit einem Andern, und also leidet die Sittlichkeit. Aber schwere Verbrechen kommen nicht vor; freundlich, harmlos und treu sind die Gotschewer geblieben, und nur wenige Untugenden sind ihnen von den Slawen überkommen. Die alte Tracht verschwindet mehr und mehr. Die Aermeren tragen Holzschuhe (Knospen) und Lindenbastmäntel; die Frauen bedecken das Haupt mit einem Tuch (Huderle); bei beiden Geschlechtern fehlt ein Gürtel um den Leib nicht.

Die Mundart ist die altfränkische, und da sie, abgeschlossen vom Mutterlande, keinen entwickelnden Einflüssen ausgesetzt war, so kann man sie für das Studium germanischer Sprachen nicht hoch genug schätzen; sie liefert einen nicht zu verachtenden Beitrag zum Verständniß der altdeutschen Dialekte, und dies besonders darum, weil sie dem Althochdeutschen näher als dem Mittelhochdeutschen steht. Elze hat zum ersten Male ein Idiotikon der Gotschewer Sprache zusammengestellt, das einen werthvollen Theil seines kleinen Werkes ausmacht; der fleißige Forscher theilt verschiedene Gedichte und Volkslieder in der Gotschewer Mundart mit, welche für den Sprachkenner von großem Werthe sind. R.—

Die Deutschen in Australien.

Uns überkommt ein eigenthümliches Gefühl, wenn wir die verschiedenen deutschen Zeitungen lesen, welche in den australischen Kolonien erscheinen. Unsere Landsleute sind über den ganzen Erdball zerstreut und vermöge ihrer, ihnen innewohnenden germanischen Tüchtigkeit gedeihen sie überall, wo das Klima nicht geradezu tropisch ist. Auch bei den Gegenfüßlern, im fünften Erdtheile, haben sie sich häuslich niedergelassen und tragen in nicht geringem Grade zum Aufblühen Australiens bei. Während sie Bürger eines andern Staates wurden, hielten sie doch treu an der Sprache und an den Sitten des alten Vaterlandes fest; sie streben auch in löblicher Weise danach, trotz ihrer verhältnißmäßig geringen Anzahl, sich politische Geltung und gänzliche Gleichberechtigung mit den englisch redenden Australiern zu verschaffen. Volle Achtung haben sie sich durch ausdauernden Fleiß und Redlichkeit auch in Neu-Südwales, Victoria und Südaustralien erzwungen.

Rührend ist die Sehnsucht dieser Deutschen nach einer nordischen Weihnachtsfeier. Sie wohnen auf der südlichen Halbkugel, und die Christtage fallen dort in den hohen Sommer. Am 14. December 1861 zeigte in Adelaide das Thermometer 115° F. (36° R.) im Schatten und 175° F. (63° R.) in der Sonne. Da fehlte das flackernde Feuer im traulichen Ofen, da fehlten auch die Tannenbäume mit den brennenden Kerzen, denn Gumbäume können unsere Tannen nicht ersetzen. Die deutschen Kinder in Australien kennen das schöne Fest nur aus illuminirten Bilderfibeln und aus den Erzählungen der Eltern.

Aber so weit die Verhältnisse es erlauben, hält man an dem altländischen Wesen und den väterlichen Bräuchen fest; man hat sich eine fröhliche und „gemüthliche“ Geselligkeit geschaffen. Zur Weihnachtszeit hielten überall die deutschen Vereine, die Liedertafeln und die Turner Feste im Freien. Jene in Melbourne hatten sich am Neujahrstage vereinigt und eine große Feierlichkeit veranstaltet. Es handelte sich darum, eine prachtvolle deutsche Fahne einzuweihen.

Von allen bunten oder nicht bunten Farben, die wir bei uns im alten Vaterlande sich blähen sehen, will ein Deutscher in der Fremde nichts wissen. Dem im Sande der Mark geborenen Brandenburger gilt das Schwarzweiß der Preußen nicht einen Pfifferling; wer an der Isar mit Bier genährt worden ist, hat am Murrumbidgee die blauweißen Wecken längst vergessen. Oder sollte sich am Spencer Golf Jemand etwa für ein kurfürstlich oder großherzoglich hessisches Rothweiß begeistern, oder für ein königlich hannoversches Weißgelb und so fort bis in die dreißig Farben hinein? Man kennt in der weiten Welt diese Potentaten nicht; in der Ferne tritt der Deutsche als das auf, was er ist, als Deutscher, und er kann nur einer einzigen Fahne Berechtigung zuerkennen, und das ist die schwarzrothgoldene. Diese, und nur diese allein, läßt er flattern in Australien, an den Wasserfällen des Mississippi, in Chile, oder wo er sein möge. Seltsam genug, obwohl sehr erklärlich, daß der deutsche Bund der einzige Staat in der Welt ist, der kein gemeinsames Zeichen hat! Die Regierungen haben es wieder abgeschafft, aber die Nation hält fest daran. Sie hat ihr Banner.

Als unsere Landsleute in Australien unsere drei Farben zeigten und mit Jubel begrüßten, sangen sie ein von einem Melbourner Manne gedichtetes Lied, das mit den Versen beginnt:

Das deutsche Banner rauschet wieder
Und höher schlägt der Deutschen Herz!

Die Deutschen von Castlemaine hatten sich mit jenen von Tarrangower vereinigt und, gleich jenen von Maryborough, Back Creek und anderen Ortschaften, Umzüge mit der schwarzrothgoldenen Fahne gehalten. Ueberall zeigten sich die Turner ungemein tüchtig und gewandt. Im Laufe dieses Jahres soll ein allgemein

australisches Turner- und Sängerfest von den Deutschen gehalten werden.

Unsere Landsleute in der Kolonie Victoria haben in politischer Beziehung noch nicht alle Rechte, welcher sich die englisch-redenden Kolonisten erfreuen; sie arbeiten aber rüstig daran, daß die hindernden gesetzlichen Bestimmungen beseitigt werden.

In Südaustralien feierte man Ende Decembers den Gründungstag der Kolonie, die nun gerade fünfundzwanzig Jahre alt ist. Die Dünen beim Seebade Glenelg waren mit fröhlichen Familiengruppen übersäet. Die Deutschen aus Adelaide hatten eine braunschweiger Musikbande mitgenommen, und unter den verschiedenen Vergnügungen finden wir auch des Wettrennens und Sacklaufens erwähnt. Am Sylvesterabend veranstaltete die Liedertafel eine Laternenfahrt nach Glen Osmond, „welche unter den englischen Bürgern von Adelaide nicht wenig Verwunderung erregte. Sie mag ihnen einen Beweis gegeben haben, wie gut man sich in Deutschland auf die beste Lebensphilosophie, nämlich die Verschönerung des Daseins durch gesellige Vergnügungen versteht." In Lyndoch Valley hatten die Deutschen am Neujahrstage Scheibenschießen und ein Bankett; jene zu Clare ein großes Picknick. Das Kapunda-Institut hatte eine große Landpartie veranstaltet. Etwa fünfhundert Deutsche fuhren in einer langen Wagenreihe und schwarzrothgoldene Fahnen schwenkend nach einem Platz im Walde, wo der Sonnenschein durch die tiefen Schatten mächtiger Bäume gemildert wurde.

Es scheint, als ob unsere guten Landsleute während des ganzen Decembers aus den Festlichkeiten gar nicht herausgekommen seien. In Adelaide brachten sie am Abend des 23. December dem Gouverneur Graves Macdonell als Zeichen ihrer Achtung und Zuneigung einen großen Fackelzug. Die Deutschen von Greenock, Daveyston, Stockwell, Lyndoch-Valley, Kapunda, Gawlertown, Hahndorf, Macclesfield, Lobethal ꝛc. hatten ihre Vertreter gesandt. Jene aus Hope Valley rückten in beträchtlicher Menge ein, zu Wagen, mit Musik und deutschen Fahnen, deren viele im Zuge weheten.

Die deutsche Bevölkerung von Südaustralien zählt etwas über neuntausend Seelen; auf der Adresse standen 1326 Unterschriften. Den ungefähr dritthalbhundert Fackelträgern hatte sich die Liedertafel angeschlossen, und für die englischen Bewohner war ein solches Schauspiel eine merkwürdige Begebenheit. Vor dem Palaste des Gouverneurs hielt der Zug und der Sprecher, Herr Trener, begab sich nebst einer Abordnung in den Empfangssaal. Er sagte, daß die Deutschen in Australien zwar nicht eine abgesonderte Nationalität behaupten wollten, aber diese Art, eine Adresse zu überreichen, gewählt hätten, weil sie eine heimathliche Sitte sei. In der Adresse selbst wird dann die völlige Loyalität des Gouverneurs gerühmt, der stets Unparteilichkeit und väterliche Fürsorge für Alle bethätigt habe.

Der Gouverneur äußerte in seiner Antwort unter anderm: „Ich würde den Pflichten meiner Stellung schlecht nachkommen, hätte ich nicht als einen werthvollen Theil unserer Bevölkerung Ansiedler willkommen geheißen, die so ordnungsliebend und so fleißig sind, dem Wohlstande so rasch entgegen gehen, wie unsere Deutschen. Sie sind aus eigenen Mitteln hierher gekommen und haben sehr wesentlich und bedeutend zur Entwickelung der Hülfsquellen dieser Kolonie mitgewirkt. Ich kann aus eigener Anschauung bestätigen, daß in keinem Bezirk dieser Kolonie Gesetz und Ordnung mehr geachtet werden, als in denen, wo sich die dichteste deutsche Bevölkerung befindet. Es macht mich deshalb glücklich, daß so viele Deutsche sich hier einen Wohlstand gegründet haben, und diese Thatsache kann ich nicht in Zweifel ziehen, seitdem ich gesehen, welchen Schmuck in unseren Ackerbaubezirken die zahlreichen, behaglichen und behäbigen Höfe der Deutschen bilden. Ich gebe mit Freuden mein Zeugniß ab für den ausgezeichneten Charakter unserer deutschen Bevölkerung. Wenn es mir große Genugthuung gewährt, ihr den Weg zu größeren politischen Rechten zu eröffnen, als sie daheim besaß, so habe ich doch die Deutschen, wie jeden andern Kolonisten, nur als Südaustralier betrachtet. Aber damit ist nicht gesagt, daß man alte Bande und geheiligte Erinnerungen vergesse und aufgebe."

Vom Balkon herab hob der Gouverneur hervor, daß die Energie der Angelsachsen aus den Wäldern Deutschlands stamme. „Wenn ich den verständigen und ehrenhaften Gebrauch sehe, den hier die Deutschen von ihrer großen politischen Freiheit gemacht haben, so kann ich nur wünschen, daß meine eigenen Landsleute allesammt diese Freiheiten nicht weniger gut benutzen möchten."

Darauf sang die Liedertafel: „Hört ihr das mächtige Klingen" und schloß mit Arndt's Vaterlandsliede. Dann wurden die Fackeln verbrannt, die Deutschen waren zufrieden über den guten Erfolg des Ganzen und die Engländer ganz entzückt.

Im Decembermonate wurde zu Adelaide der Grundstein zu einer neuen evangelisch-lutherischen Kirche gelegt.

Die zu Tannnda erscheinende „Süd-Australische Zeitung" ist ein sehr gut geschriebenes Blatt, das ohne Zweifel von wissenschaftlich gebildeten Leuten redigirt wird. Sie schreibt einen bessern Styl, als z. B. die meisten deutsch-amerikanischen Zeitungen. In ihrer Nummer vom 4. Januar stellt sie Betrachtungen über das Parteiwesen in der Kolonie an. Es hat sich dort ein conservativer Verein gebildet, um den demagogischen Umtrieben der Political Association entgegen zu treten. Die Zeitung beklagt den Zwiespalt, welchen eine scharf ausgesprochene Sonderung der Parteien in eine junge, kaum 130,000 Seelen zählende Kolonie bringe und sagt weiter:

„Es wäre in der That eine traurige und frühreife Entwickelung unserer noch nicht zehn Jahre alten politischen Selbständigkeit, wenn eine so kurze Zeit genügte, eine Zersplitterung der Interessen herbeizuführen, wie in Amerika, wo die Politik lediglich als Brothandwerk betrieben wird; — das Bindemittel des monarchischen Princips in den Staub zu treten, und so die Unstatthaftigkeit des Geschenkes vollkommener politischer Freiheit auf eine die Ruhe und den Wohlstand der Bevölkerung in Frage stellende Weise darzuthun. — Die Political Association trägt kein Bedenken, in diesem Lande des allgemeinen Stimmrechts über die arbeitende Klasse eine förmliche Diktatur auszuüben, vor deren einschüchternder Wirkung nicht einmal das Geheimniß des Stimmkastens Schutz gewährt. Durch die außerordentliche Thätigkeit einiger Männer, deren geistiges Material sich auf ein paar stereotype Redensarten beschränkt, die aber, vermöge ihrer Vornirtheit selbst, keine geringe Gewalt über den mit ihnen auf gleicher Stufe stehenden Pöbel üben, ist letzterer zu einer Wichtigkeit heraufgeschraubt worden, die gar nicht im Verhältniß mit seiner Kopfzahl steht. Die Folgen zeigen sich in der Zusammensetzung des Unterhauses und den lächerlichen oder schimpflichen Auftritten in demselben. Einer solchen Organisation gegenüber erscheint es allerdings als nothwendig, daß etwas zur Herstellung des Gleichgewichts geschehe, wenn unser Süd-Australien nicht der Demo-(Ochlo-)kratie mit Riesenschritten zueilen und in einen Zustand innerer Zerrüttung versinken soll, aus der es nur durch eine erschütternde Reaction, vielleicht nur durch die Zurücknahme unserer Verfassung und unserer Freiheiten erlöst werden könnte." — Nachher erfahren wir, daß an der Spitze der Adelaider Demagogen ein hirnverbrannter Schneider stehe. Aehnliche Aeußerungen über die beklagenswerthe Wirkung des allgemeinen Stimmrechts ertönen auch aus Melbourne und Sydney. Sie können uns aber nicht in Verwunderung setzen, denn von jeher ist das allgemeine Stimmrecht ein Spielzeug in der Hand von Demagogen und von Despoten gewesen. Nordamerika und Frankreich liefern wieder einmal die Belege.

Das Heidenthum in Mexiko.

Nagnals und Nagualismus bei den Indianern.

Eine geheimnißvolle Zapoteka-Indianerin. — Der Berg Guiengula. — Der Nagual. — Zauberer und Wunderthäter. — Der Geheimbund des Nagualismus, seine Ceremonien und Priester. — Auflehnung des Heidenthums gegen das Christenthum der Weißen. — Der Guacamaya als Gott. — Ein unterbrochenes Opferfest.

Abbé Brasseur*) wohnte im Jahre 1860 in der Stadt Tehuantepec bei einem Kaufmanne, Don Juan Avendaño. Dieser, ein Zapoteka-Indianer von ungemischtem Blut, hielt ein Schenkzimmer, in welchem auch Billard gespielt wurde. Dort fanden sich allabendlich die angesehensten Einwohner der Stadt ein, und selbst höhere Geistliche fehlten nicht. Gewöhnlich erschien auch eine Dame, die sehr unbefangen mit den Männern verkehrte und Billard ganz meisterhaft spielte. Sie ist eine junge Zapoteka-Indianerin mit bronzefarbener Haut, schlank gewachsen und so wunderschön, daß sie alle Männer entzückt. Man nennt sie gewöhnlich die Didjaza, das heißt die Zapotekin. Als der französische Geistliche sie zum ersten Mal erblickte, war er erstaunt über eine solche Erscheinung und ward mächtig ergriffen; ihre Haltung war stolz, ihre Miene voll Zuversicht; sie trug das reiche landesübliche Indianergewand, und der Europäer glaubte, die Gestalt einer Isis oder Cleopatra leibhaftig vor sich zu sehen. Ein wassergrünes, gestreiftes Gewand war in Falten um den Leib gewunden und reichte vom Gürtel bis in die Nähe der Fußknöchel; den Oberkörper bedeckte ein Huipil von rother Seidengaze mit Goldborten besetzt, und dieses Jäckchen hatte kurze Aermel. Die Büste war geradezu wunderschön, am Halse hing ein Strang von Goldmünzen. Das Haar, auf der Stirn gescheitelt, fiel in zwei langen, mit blauen Seidenbändern durchwundenen Flechten herab; es quoll unter einer Kopfbedeckung von weißem Musselin hervor, die genau der ägyptischen Kalantika glich. Das schöne Isisbild ließ auch nicht das Geringste zu wünschen übrig.

Diese Indianerin mit dem wunderbaren Ausdruck ihres blitzenden Auges war Gegenstand einer geheimnißvollen Furcht für alle Menschen. Einige wollten behaupten, sie sei nicht ganz bei Sinnen, aber die Meisten dachten anders und die Leute der unteren Stände glaubten steif und fest, daß sie eine Zauberin sei und mit den Nagnals oder den Geistern des Berges Nayudeja in Verbindung stehe. Sie verstehe sich auf manche Geheimnisse der Natur, wende Zaubermittel an, um den Freunden Gutes zu erweisen, den Feinden Böses zuzufügen, und ihr meisterhaftes Billardspiel verdanke sie lediglich ihrer Zaubergewalt. Die Indianer sahen in ihr eine Art von Königin; auch während der bürgerlichen Unruhen konnte sie zu jeder Stunde der Nacht an den Wachtposten vorüber gehen; kein Soldat wagte ihr ein Wer da! zuzurufen.

Die ganze Erscheinung, sagt Brasseur, hatte auch für mich etwas Packendes und seltsam Befremdendes. Nie habe ich ein schwärzeres und lebhafteres Auge gesehen. Beim Billardspiel war sie ungemein lebhaft, aber manchmal hielt sie plötzlich inne, lehnte sich an die Wand und starrte mit düsterm Blicke vor sich hin. Dann glich sie einer Leiche, bis plötzlich ein innerer Ruck sie wieder belebte; und sie schoß Blitze aus dem Auge, daß man erbeben konnte. Der erste Handlungsdiener Avendaño's raunte mir einmal zu: „Es loca“, sie ist verrückt. Aber das war sie schwerlich; in solchen Momenten geistiger Abwesenheit verkehrte sie wahrscheinlich mit ihrem Nagual und schweifte in eine andere Welt hinüber. Ich habe kein Wort mit ihr gesprochen, indeß sehr genau beobachtet. Sie redete kastilianisch wie eine Spanierin, aber entzückend war sie, wenn sie mit melodischer Stimme in ihrer weichen und doch so volltönigen zapotekischen Muttersprache redete.

*) Wir entnehmen diese interessante Schilderung der Voyage sur l'Isthme de Tehuantepec, dans l'état de Chiapas et la république de Guatemala, executée dans les années 1859 et 1860. Par M. l'abbé Brasseur de Bourbourg. Paris 1862. Die Nachrichten stehen im siebenten und achten Kapitel.

Brasseur hatte die Absicht, den Berg Guiengula zu ersteigen, an welchem merkwürdige Ruinen einer alten Indianerstadt liegen. Sein Führer dorthin sollte Eusebio, ein Zapotekaknabe von etwa fünfzehn Jahren, sein. Alle Vorkehrungen zu dem Ausfluge waren getroffen, aber der Knabe sprach lächelnd, daß die Reise nicht stattfinden könne. Auf Erläuterungen ließ er sich nicht ein, aber am andern Tage, es war in der Mitte des Jmimonats, brach ein gewaltiges Sturmwetter über Tehuantepec herein und dann war natürlich keine Rede mehr davon, den Berg zu ersteigen.

„Ich sagte es Ihnen ja gestern,“ sprach der Indianerknabe und fügte ernst hinzu: „Die Didjaza hat es mir gesagt: Fremde sollen nicht mehr hinauf.“ Damals waren gerade viele Nordamerikaner auf der Landenge.

„Ich war wie aus den Wolken gefallen. Was hatte die Didjaza, diese seltsame Kreatur, mit meinem Plane zu schaffen? Ich stand rasch auf, blickte dem Indianer scharf ins Auge und fragte ihn, ob er die Didjaza näher kenne. Er erschrack; es war aber weiter nichts aus ihm herauszubringen, als daß die Amerikaner Ketzer seien und den Todten keine Ruhe im Grabe gönnen. Allerdings haben sie seit Jahren während ihrer Vermessung der Landenge in den alten Ruinen Grabhügel geöffnet und Todtengebeine, Götterbilder und Gefäße außer Landes gebracht, um die Museen zu bereichern. Die Indianer aber hegen große Ehrfurcht vor den Gräbern ihrer Vorfahren, und suchen vor profanen Blicken den Eingang zu jenen Grotten zu verbergen, in welchen ihre alten Fürsten ruhen. Mir wurde allmälig die Rolle der Didjaza klar. Sie stammte von den eingeborenen Herrschern ab und konnte nicht wollen, daß die Asche derselben durch die neugierigen, überall stöbernden und wühlenden Fremden gestört werde. Es konnte ihr nur genehm sein, daß man sie für närrisch oder für eine Zauberin hielt. Wenn sie den Billardsaal im Hause Avendaño's besuchte, so hatte sie dabei den Vortheil, Alles zu hören und zu sehen, was die Ausländer beabsichtigten und trieben.“

Der Abbé sagte im Fortgange der Unterredung dem Zapotekaknaben geradezu ins Gesicht, daß derselbe sicherlich einen Nagual habe. Eusebio erschrak, als er den fremden Mann von Dingen reden hörte, über welche der Indianer nicht einmal mit seinen eignen Landsleuten spricht, wenn diese nicht vollblütig braun sind. Kein Mischling und kein weißer Kreole darf etwas davon erfahren. Brasseur wußte aus einer Schrift des Franziskaners Burgoa, wie tief namentlich in den Staaten Oaxaca und Chiapas der Aberglaube des Nagualismus eingewurzelt ist. Er hatte alle seine Reisen in Mexiko und Centralamerika hauptsächlich auch zu dem Zweck unternommen, um der Sache näher auf die Spur zu kommen und einen klaren Einblick in die „indianischen Zaubereien“ zu gewinnen. Ihm lag Alles daran, den Schleier zu lüften, welcher noch heute über einem hoch interessanten Geheimnisse liegt.

Ist es denn an dem, fragt er, was wahrhafte und glaubwürdige Schriftsteller behaupten, daß es Leute giebt, die sich in Thiere verwandeln, nach Belieben von einem Ort an einen andern versetzen, und unsichtbar bei den Berathungen ihrer Feinde zugegen sein können? Sahagun, der spanische Autor, hat bekräftigt, daß sie vor den Augen der Zuschauer einen Fluß, eine Quelle, Wälder und Paläste heraufzaubern an Stellen, wo eben noch eine Fläche war. Er sagte, daß sie einem Nebenmenschen den Bauch aufschlitzen, ihm einen Arm oder ein Bein abschneiden, ja ihn tödten, und dann wieder heilen oder lebendig machen. Solche Dinge werden von ernsthaften Leuten mit großer Zuversicht erzählt. Wie steht es nun eigentlich mit so sonderbaren Hallucinationen?

Denn irgend etwas muß an der Sache sein, sonst könnte sie nicht von so vielen Augenzeugen berichtet worden sein. Bin ich doch selber Zeuge gewesen, mit welcher Geschicklichkeit die Hexenmeister in unseren Tagen, die Curanderos oder Zahoris, mit dem Magnetismus und dem Bauchreden umzugehen wissen. Besondere Trankmischungen und Räucherungen, welche auf das Hirn der Menschen einwirken, scheinen bei diesen indianischen „Zaubereien" eine Rolle zu spielen.

Wir wissen nicht, vermittelst welcher Künste die Ueberreste des alten Priesterthums und Adels, in den Zeiten nach der Eroberung des Landes durch die Spanier diese Hallucinationen hervorbrachten. Sie wirkten, im Interesse des Glaubens ihrer Väter, den Bestrebungen der katholischen Geistlichkeit entgegen, hielten insgeheim Zusammenkünfte und kräftigten einander im Widerstande gegen ihre weißen Dränger. Scheinbar und äußerlich unterwarfen sie sich, wie König Cocicopij von Tehuantepec, den aufgedrungenen Gesetzen, und befolgten mit affectirter Pünktlichkeit möglichst genau die Vorschriften der Kirche. Aber bei Nacht und Nebel versammelten sie sich in Palästen, Wäldern oder Höhlen und verehrten die alten Götter. Im Staat Oaxaca finden wir eine große Menge von Grotten und in diesen opferten die Indianer, trotz alles Spähens der Dominikanermönche, welche den heidnischen Bräuchen steuern wollten. Diese Höhlen bildeten den letzten Zufluchtsort der Männer, welche der von Quetzalcohuatl verkündeten Lehre anhingen; in ihnen waren die Priester thätig, um die Bekenner des alten Glaubens zu kräftigen und zur Standhaftigkeit zu ermahnen.

So trat ein der katholischen Kirche furchtbarer Verein ins Leben und dieser Geheimbund, der Nagualismus, entzog sich in Mexiko und Centralamerika zwei Jahrhunderte lang allen Nachforschungen. Die Anhänger befolgten die Bräuche, welche das alte toltekische Gesetz vorschrieb; namentlich wurde dem Neugeborenen ein Horoskop gestellt und ein dem alten Kalender angemessener Name gegeben. Dabei entzog man ihm etwas Blut am Ohr oder unter der Zunge und opferte dasselbe der Chalchihlicue, der Göttin der Gewässer, welche zugleich Beschützerin der kleinen Kinder ist, die man auf solche Weise von Taufe zu reinigen glaubte. Dieser Brauch geht neben der christlichen Taufe her und bildet gleichsam ein Gegengewicht.

Dazu kam aber noch ein umfassendes System von Ceremonien, für welche ein besonderes Ritual vorhanden war. Auch diese Ceremonien sollten ein Gegengewicht gegenüber den Feierlichkeiten und Bräuchen der katholischen Kirche bilden und die Wirkung dieser letzteren abschwächen. Ueberall, wo es irgend anging, wo man die katholischen Geistlichen täuschen konnte, oder wo diese nicht eifrig genug eingriffen, entfalteten die heidnischen Priester ihre Thätigkeit, richteten ihre Hierarchie in der alten Weise der Väter ein oder modelten sie nach jener der katholischen Kirche um, was ohne große Schwierigkeit bewerkstelligt werden konnte. Begreiflicherweise sind wir nicht mit allen Einzelnheiten bekannt und es läßt sich nicht Schritt vor Schritt nachweisen, wie dieser alte Gottesdienst wieder zu Kräften kam, aber wir wissen, daß er in Guatemala seinen Hauptsitz und Mittelpunkt zu Zamayac hatte, einer Stadt in der Provinz Xuchiltepec, und daß unter dem Oberpriester sehr viele Geistliche niederer Klassen standen.

Der letzte Oberpriester wurde im Jahre 1703 von dem Franziskaner Margil de Jesus gefangen genommen und starb im Cristo Crucificado-Kloster der Stadt Alt-Guatemala. Während der geistlichen Untersuchung, welche man mit ihm anstellte, rühmte er sich, daß er sich mehrmals nach Europa versetzt habe und auch zu Rom im Vatikan bei den Berathungen des Papstes mit den Kardinälen unsichtbar zugegen gewesen sei.

Die Oberpriesterin des unterirdischen Tempels zu Huchuctan in der Provinz Soconusco, welcher von Votan gegründet worden ist, stellte ihren Götterdienst und ihre Opfer erst im Jahre 1697 ein. Der Bischof von Chiapas, Nuñez de la Vega, erhielt während einer geistlichen Rundreise Kunde von dem Treiben dieser Priesterin und verbrannte alle Götzenbilder und Tempelarchive. In Tehuantepec war freilich Cocicopij durch die Dominikaner in der Ausübung seiner oberpriesterlichen Obliegenheiten gestört worden, aber ein natürlicher Sohn des Königs, Coquitela, trat an die Stelle und noch ein halbes Jahrhundert lang blühete das alte Heidenthum fort.

Die Priester niederer Grade gaben sich alle Mühe, den katholischen Pfarrern so viel Abbruch als möglich zu thun und das braune Volk denselben ganz abwendig zu machen. Zu neugeborenen Kindern wurde sofort der Nagualist gerufen, um seine Gebräuche zu vollziehen; erst hinterher nahm dann, weil doch einmal ein Zwangsgebot die christliche Taufe vorschrieb, ein katholischer Geistlicher seine Ceremonie vor, natürlich ohne von dem unterrichtet zu werden, was schon vorher sich begeben hatte. Das Kind erhielt etwa im achten Jahre eine Art von Confirmation im Nagualismus, aber die eigentliche Einweihung erfolgte erst später bei reiferm Verstande. Auch der Verheirathung ging und geht noch heute eine nagualistische Feier der Einsegnung in der christlichen Kirche voraus. Selbst am Todtenbette tritt der Nagualist auf. Sobald der katholische Geistliche die letzte Oelung und den Segen gegeben und sich entfernt hat, erscheint jener und wäscht alle Körperstellen rein, welche mit christlichem Oele befeuchtet wurden.

Aber die Nagualisten beschränkten sich nicht darauf, die christlichen Sakramente unwirksam zu machen und den Katholicismus zu untergraben, sondern hatten auch noch einen andern Zweck. Sie arbeiteten darauf hin, die Herrschaft der Spanier aus den Angeln zu heben und dann, nach Vertreibung der Eroberer, die Altäre der alten Götter überall wieder aufzurichten. Darüber sind Ströme von Blut vergossen worden, und allemal fiel die Rache des Volkes auf die im Lande zerstreut lebenden Geistlichen. Die fruchtbaren Thalgründe von Chiapas und Oaxaca und das an herrlichen Denkmälern so reiche Yucatan sind oftmals Schauplatz grausamer Auftritte gewesen. Vor Ablauf des siebenzehnten Jahrhunderts erhoben sich die Zapoteken zweimal, um ihre Unabhängigkeit wieder zu gewinnen, und während des großen Aufstandes von 1550 nahm das Oberhaupt der Empörung den Namen des alten Tolteken und Civilisationsbringers Quetzalcohuatl an. Die Rebellion der Tzendales im Staate Chiapas, 1713, dauerte länger als ein Jahr und bedrohete die Oberherrschaft der Spanier ernstlich. Zu Canene und Oxchue, wo eine Zauberin, eine Jungfrau von nur zwanzig Jahren, an der Spitze der Kämpfenden stand, schlachtete man die katholischen Priester auf den Altären in der Kirche, während in den alten Prachttempeln von Palenque und Ococingo die Feste der volksthümlichen Götter wieder mit Glanz gefeiert wurden. Gewaltige Anstrengungen waren erforderlich, die Tzendales wieder zu unterjochen; der Generalstatthalter von Guatemala mußte selber nach Ciudad Real (d. h. Chiapas) kommen. Noch jetzt wird alljährlich in dieser Hauptstadt eine große Dankmesse gelesen, zur Erinnerung an die Abwendung der großen Gefahr, von welcher damals die Herrschaft der Christen bedroht war. Die Halbinsel Yucatan, wo die Spanier schon 1517 erschienen, konnte erst in den Jahren von 1537 bis 1540 bezwungen werden und dreimal wurden die Eroberer von den Mayaindianern aus dem Lande geschlagen. Auch später haben sich dieselben mehrmals erhoben und 1763 war der Aufstand allgemein. Jetzt, in unseren Tagen, währt auf Yucatan der Rassenkrieg nun schon ein volles Menschenalter ohne Unterbrechung fort. Die Hauptstadt Merida ist mehrmals von den Mayas belagert worden; sie haben die Städte Valladolid und Merida erstürmt und ausgeplündert und zwei Drittel der Halbinsel sind in ihrer Gewalt.

„Es ist und bleibt eine Thatsache, daß gegenwärtig die indianischen Elemente sich überall einmischen; einerlei, ob sie Christen oder Götzendiener seien, sie arbeiten mit ingrimmigem Hasse

daran, Alles zu vernichten und zu vertilgen, was von spanischem Elemente noch übrig geblieben ist."

Es unterliegt nicht dem mindesten Zweifel, daß der Nagualismus noch heute fortbesteht und eine weit verzweigte politische und religiöse Genossenschaft bildet. Allerdings ist er jetzt nicht mehr so sehr gegliedert und entwickelt, wie in früheren Zeiten. Die alten nationalen Wissenschaften sind durch die Eroberer, die spanische Herrschaft und die Geistlichkeit vernichtet worden, und die heutigen Indianer, unwissend, wie sie nun sind, haben den Schlüssel zum alten Aberglauben verloren. Wer sich Unterricht verschaffen will, muß ihn bei den Christen suchen. Aber trotzdem sind noch Priester vorhanden, welche an gewissen Festtagen das weiße Gewand und die Mitra des Oberpriesters tragen und auf Bergen oder in Höhlen Opfer darbringen. Auch christliche Ideen und Bräuche spielen in das Ganze hinein, und die roh geschnitzten Heiligenbilder in den Kirchen gelten den Indianern für Götterbilder. Dieses seltsame Gemisch von Ceremonien und von politischem und religiösem Hasse, welches unter so mannichfaltigen und merkwürdigen Gestalten auftritt, bildet das Wesen des Nagualismus unserer Tage. Abbé Brasseur hebt ausdrücklich hervor, daß er unter den Indianern handgreifliche Beweise für das Dasein eines Geheimbundes, einer Art von Freimaurerei, gefunden habe, deren Angehörige sich durch fürchterliche Eide bei der Einweihung binden. Er kann mit Gewißheit behaupten, daß mehrere Oberhäupter dieser nagualistischen Verbindung sehr wohl unterrichtete Männer sind, die auf spanischen Universitäten ihre Studien gemacht haben.

Unter den Eingeweiheten der oberen Grade sind manche, welchen es obliegt, die oben erwähnten Feierlichkeiten zu vollziehen. Sie haben noch ihren besondern Nagual und tragen, ohne daß Mestizen oder Weiße, überhaupt Christen, etwas davon wissen, den Namen des Vogels oder vierfüßigen Thieres, unter dessen Kalendereinfluß sie geboren wurden. Sie leugnen das freilich mit großer Bestimmtheit ab, glauben aber, daß ihre Zauberer, die wahrhaften Nagualisten, welche schon im Knabenalter confirmirt wurden, in unmittelbarer Verbindung mit dem Vogel oder dem Thiere stehen und eine sehr ausgedehnte übernatürliche Gewalt ausüben. Sie können sich, so glaubt man, nach Belieben in die Gestalt ihres Nagual verwandeln, sich im Nu von einer Stelle nach einem andern Orte bewegen und viele seltsame Wunder verrichten. Aber diese geheimnißvolle Gewalt hat auch ein Gegengewicht; denn wenn das vierfüßige oder das geflügelte Thier, welches den Schutzgeist des Nagualisten bildet, verwundet oder getödtet wird, so empfindet auch jener die Wunde an demselben Körpertheile oder der Nagualist stirbt gleichzeitig mit seinem Nagual.

Von dieser geheimnißvollen Sympathie erzählt man in Mexiko und Centralamerika eine große Fülle von Beispielen. Abbé Brasseur bemerkt, er würde kein Wort darüber verloren haben, wenn nicht eine Menge von Leuten aus sehr verschiedenen Völkerschaften ihm darüber ganz ausdrückliche Versicherungen gegeben hätten. Die gedruckten Bücher und die Handschriften enthalten darüber viele merkwürdige Mittheilungen, und weder die Dominikaner noch die Franciscaner können sich die Wunder erklären, welche sie oftmals mit eigenen Augen angesehen haben. Natürlich ist von Mönchen nichts anderes zu erwarten, als daß sie dieselben ohne Weiteres für Teufelswerk ausschrieen. Aber was liegt nun der Sache selbst zu Grunde? Das wissen wir nicht. Brasseur sagt, daß er manche Dinge gesehen habe, bei denen ihm der Verstand stille stand. Um so mehr interessirte ihn die Zauberin von Tehuantepec und er versuchte aus seinem, offenbar dem Nagualismus nicht fremden Diener Eusebio so viel als möglich herauszupressen.

Aber der kleine Indianer wich ihm aus, so viel nur irgend anging, auch dann noch, als der Europäer sagte, daß er selber seinen Nagual habe und ihm als solchen einen Taschenkompas zeigte. Aber mit diesem war nichts auszurichten; der Kompas war kein lebendiges Wesen, konnte also kein Nagual sein. Aus diesem Eusebio war nichts herauszubringen.

Einige Tage später verkehrte Brasseur mit einem Zambo, das heißt einem Mischlinge, dessen Vater ein Neger, die Mutter eine Indianerin war. Mit diesem wollte der Forscher den Berg Guivedji besteigen, von welchem man einen prächtigen Anblick auf Tehuantepec hat. Der dunkelfarbige Mann führte den Fremden durch das Stadtviertel Vijana, von wo man auf die Anhöhe gelangt. Dort steht ein Kreuz, wo Brasseur Halt machte. Er fragte seinen Begleiter nach allerlei Dingen und alten Ueberlieferungen und wies dann auch auf den Berg Rayudeja. Als er diesen Namen nannte, schwieg der Zambo, aber der Abbé ließ sich nicht irre machen und sprach:

„Nicht wahr, auf dem Rayudeja halten die Zauberinnen von Tehuantepec Zusammenkünfte mit ihrem Nagual?"

„Glaubt der Herr an den Nagual?" sprach der Zambo mit pfiffiger Miene; „ich habe gehört, daß die Fremden sich um solche Faseleien gar nicht kümmern."

„Was sagt Ihr, Chico, Faseleien? Ihr glaubt doch nicht, daß das Albernheiten seien! Ich wenigstens nicht. Uebertreibungen mögen wohl vorkommen, aber an der Sache selbst ist gewiß etwas. Die Amerikaner lachen wohl darüber, aber bei denen gehen zu Hause Dinge vor, die viel abgeschmackter sind."

„Also glauben Sie, Señor, daß es Nagual's gebe?"

„In Büchern habe ich gelesen, daß sehr verständige Leute daran glauben, und ich möchte allerdings etwas Näheres darüber wissen. Was haltet Ihr, Chico, von der Didjaza?"

Chico schwieg einen Augenblick und schien nachzudenken. Dann sprach er: „Sie ist ein gar seltsames Wesen. Manche Leute meinen, sie sei nicht recht bei Sinnen."

„Chico, haltet Ihr sie für eine Zauberin?"

„Wer weiß das?" Das war die ausweichende Antwort, welche man in den Kreolenstaaten überall erhält, wenn die Leute nicht mit der Sprache heraus wollen.

„Wovon lebt sie? Sie geht stets sehr elegant gekleidet; womit erwirbt sie ihren Unterhalt, Chico?"

„Man sagt wohl, daß sie von den Herren in der Stadt Geld bekomme, aber das glaube ich nicht."

„Nun, woher bekäme sie es denn sonst?"

„Woher? Nun, vom Rayndeja oder vom Guieagula. Man sagt, ihr sei die Höhle bekannt, in welcher der große König Condoy mit seinem Heer und seinen Schätzen verschwand, als die Spanier kamen. Andere sagen, sie bekomme Geld von ihrem Nagual."

„Deshalb wollte sie wohl nicht, daß ich den Berg ersteige?"

„Schwerlich. Sie allein kennt die Höhlen und deren Zusammenhang, und nimmt nur wenige Freunde mit dorthin."

„Wer sind denn die Freunde der Didjaza?"

„Alle Indianer. Wehe dem Ladino, der ihr etwas Böses zufügen wollte. Sie stammt von den alten Herrschern ab. Sie ist gewaltig und vermag viel. Meine Mutter hat gesehen, daß sie ein paar Worte sprach und sogleich blühete eine Rosenknospe voll auf."

„Solch eine Rose möchte ich wohl sehen."

„Ach, den Wunsch sollten Sie nicht aussprechen. Die Zauberinnen benutzen ihre Macht, um ihre Leidenschaft den Männern einzuflößen, nach denen sie Verlangen tragen. Wehe dem, der an eine solche Blume riecht; dann hat es die Zauberin, und sei sie noch so alt und häßlich, ihm angethan, und er glaubt, sie sei ein bildschönes Mädchen. Man hat Beispiele davon. Aber wenn das Weib selber an eine solche Rose riecht, oder wenn Jemand eine solche ihr unter das Kopfkissen legt, dann wird sie wahnsinnig auf Monate und ruft und schreit nach dem Manne, welchem sie die Rose bestimmt hatte."

Während Brasseur mit dem Zambo von der Höhe des Guivedji wieder hinabstieg, erwähnte er zufällig des Ara (Arraspapageyen) und bemerkte, daß man diesen Vogel vor alten Zeiten im Lande verehrt habe. Chico bemerkte:

„Wissen Sie, weshalb man den Berg über der Hochebene von Lachivela seit langer Zeit Guaéamaya nennt?“ So hieß nämlich dieser Papagei auf St. Domingo und die Spanier haben diesen Namen beibehalten. Der Zambo fuhr fort:

„In allen diesen Bergen sind Höhlen. Als die Patres Dominikaner noch Pfarrer nach allen Dörfern aussandten, ging ein sehr heiliger Mönch, der Fraï Alonso, nach Guichilona. Das mag nun wohl sechszig Jahre her sein. Ihm kam zu Ohren, daß oben im Gebirg ein Zauberer in einer Höhle wohne und die Indianer zu demselben Wallfahrten unternähmen. Darüber wurde der Pater sehr zornig und ging selbst hin. Einige treue Diener führten ihn über Felsen und an Abgründen hinweg bis zur Höhle, deren Eingang hinter dichtem Gestrüppe liegt. Als der Pater ins Innere kam, sah er einen großen, mit Matten belegten Saal und Indianer, welche ein mit Kopal gefülltes Rauchfaß vor einem Guaeamaya schwenkten. Im Hintergrunde war ein Altar; dort standen Blumen und brennende Kerzen und dort saß auch das Thier, welches die Heiden anbeteten, als sei es unser Herrgott selber. Als Fraï Alonso eintrat, schrie das häßliche Thier, als hätte es den Teufel im Leibe. Der alte Zauberer, der eben in einer Nebengrotte sich befand, heulte entsetzlich, als er den Mann Gottes in der Höhle Satans erblickte. Dieser abscheuliche Heide war ganz und gar mit Wunden bedeckt; diese hatte er sich mit Dornen beigebracht, damit Blut herauskomme und der Guaeamaya dasselbe ablecke. Der Hexenmeister nahm den Vogel, liebkosete ihm und rief, er sei sein Gott, den keiner anrühren solle. Aber Fraï Alonso kümmerte sich nicht darum; er packte den Guaeamaya, trotzdem dieser um sich biß, schlug ein Kreuz und drehete der Bestie den Hals um. Und was geschah nun? Genau in demselben Augenblicke schrie der Hexenmeister laut auf und griff an seinen Hals, den ihm der Teufel, welcher aus dem Vogel herausgefahren ist, umgedreht hatte. Der Pater aber freuete sich und gab den blinden Heiden eine eindringliche Ermahnung.“

Es steht zu hoffen, daß wir nach und nach Genaueres über die Einzelnheiten des Nagualismus erfahren. Jedenfalls hat Brasseur recht, wenn er annimmt, daß derselbe noch eine große Menge Bekenner unter den Indianern Mexikos und Centralamerikas zähle, und es wäre in hohem Grade interessant, diese Ueberreste des Heidenthums gründlich zu kennen. Auch in Bolivia bei den Aymaras und in Peru bei den Quichua-Indianern lebt Vieles aus der heidnischen Zeit fort, und auch dort ist das Christenthum den braunen Leuten kaum bis unter die Haut gedrungen. Der Haß der braunen Menschen gegen die Weißen und deren Mischlinge erscheint in dem gesammten ehemals spanischen Amerika gleich ingrimmig.

Die neapolitanischen Volksstämme.

II. Die Lucaner, Calabresen und Samniter.

Besuchen wir jetzt die Bewohner der Basilicata, die sich noch heute wie im Alterthum Lucaner nennen. Die Lucani waren Stammverwandte der Samniter, lagen aber mit diesen häufig in Krieg und Fehde. Sie waren ein sehr freiheitsliebendes, demokratischen Staatseinrichtungen anhängendes Volk und sind es noch heute. Als Garibaldi kaum das italienische Festland betreten, waren sie die Ersten, welche das bourbonische Joch selbstständig abschüttelten. Auch lieferten sie Garibaldi eine ganze Division Streiter, die sich durch Tapferkeit und gute Disciplin auszeichnete. Ihr Volksstamm erstreckt sich über die Basilicata hinaus und dehnt sich namentlich in der Provinz Principato citra aus, deren Bewohner sich auch am liebsten Lucani nennen hören.

Die Lucaner sprechen einen eigenthümlichen Dialekt, der sich wesentlich von den übrigen süditalienischen Mundarten unterscheidet. Es giebt unter ihnen aufgeklärte Leute. Charakteristisch ist in dieser Beziehung, daß ein Reisender unlängst in der Bibliothek des Collegiums von Potenza Humboldt's Kosmos in deutscher Ausgabe entdeckte; das war seltsam genug und wurde einem neapolitanischen Blatte, der Democrazia, als etwas ganz Besonderes mitgetheilt. Die Democrazia machte davon sofort großes Aufheben und stellte die Thatsache als einen Beweis hin, wie gebildet die Bewohner der Basilicata seien! Ein kühner Schluß. Daß übrigens in Potenza, wie in allen größeren Städten Süditaliens, Gelehrte, namentlich Geistliche und Advokaten, sich gern mit dem Studium der deutschen Sprache und der deutschen Classiker und Philosophen beschäftigen, ist eine Thatsache, von der ich selbst mich mehrfach überzeugt habe.

Die Basilicata ist diejenige Provinz Süditaliens, wo der lebendigste Patriotismus zu Tage tritt, und man haßt die Bourbonen gründlich. Als Borjes mit seinen Leuten in die Basilicata einfiel und sie zu verheeren begann, wurde er nicht durch die regulären Truppen, sondern durch die Nationalgarden und die sich überall schnell organisirenden Freicorps der Liberalen besiegt und zur Flucht gezwungen. Der Lucaner ist überhaupt ein entschlossener, allezeit zur That gerüsteter Mensch. Wenn die neue Regierung Gelegenheit findet, die schweren Versäumnisse der frühern gut zu machen, wenn sie insbesondere für Schulen und Bildungsanstalten überhaupt sorgt, dann werden gute Keime, die bisher unentwickelt blieben, aufgehen können, und namentlich darf man von der Basilicata Gutes erwarten. Potenza und Matera sind die beiden hauptsächlichsten Städte der Lucaner. Ihre Bevölkerung zeichnet sich durch einnehmende Sitten und alterthümliche Gebräuche aus, und gewährt den Archäologen und Ethnographen Stoff zu interessanten Beobachtungen. Doch werden beide Städte nur selten besucht, weil sie durch keine direkten Straßen mit Neapel verbunden, überhaupt die Verkehrsmittel in diesem Theile Süditaliens äußerst mangelhaft sind und sich oft nur auf erbärmliche Saumpfade beschränken. Matera gewährt einen ganz eigenthümlichen Anblick, indem es in drei ziemlich tief eingeschnittenen Thälern liegt, die Kirchen aber so auf den Höhen stehen, daß sie über der Stadt zu schweben scheinen.

Nachbarn der Lucaner sind Calabresen, die Bruttii und Calabri der Alten. Sie standen in dem Rufe, dumm, tölpisch, unruhigen Sinnes, aber sehr tollkühn und tapfer zu sein. Sie wußten ihre Nachbarn zinsbar zu machen, schlugen den epirotischen König Alexander und vereitelten den durch Agathokles von Sicilien aus gegen sie unternommenen Kriegszug, bis endlich der römische Consul Fabricius Luscinus über sie triumphirte. Als Hannibal in Süditalien erschien, traten sie ihm bei, mußten aber, nachdem diesem das Glück den Rücken gedreht, sich aufs Neue den Römern unterwerfen, die ihre Verachtung dadurch zu erkennen gaben, daß sie diese Feinde nicht als Soldaten, sondern nur als Gerichtsdiener und Büttel verwandten; deshalb bedeutete bei den alten römischen Schriftstellern Bruttianus so viel als Scherge.

Das überaus bergige Calabrien ist zwar in einzelnen Theilen sehr fruchtbar und auch gut angebaut, zählt aber eine zu große Bevölkerung, um diese, namentlich bei der bisherigen Vernachlässigung aller nationalökonomischen Grundregeln im Königreich Neapel, hinreichend ernähren zu können. Ein Calabrese, der keinen Grundbesitz hat, glaubt sich zu einem Stegreifleben auserkoren und berechtigt. Dies drücken auch die armen Einwohner der calabresischen Gebirgsortschaften sehr sinnreich und naiv aus, indem der

glückliche Vater, dem ein Sohn geboren ist, seinem Nachbarn erfreut zuzurufen pflegt: „Freut Euch mit mir, mir ist ein Räuberlein geboren worden!“ Calabrien war stets eine äußerst unruhige Provinz, die von Räubern wimmelte und auch jetzt noch wimmelt. Der Calabrier kennt nichts Höheres, als mit der alten Büchse, die noch von seinem Großvater herstammt, in Wald und Feld umherzustreichen und in den Klüften und Schluchten seiner oft fast unzugänglichen Gebirge ein unbestrittenes freies Jagdrecht auszuüben. Sein größter Wunsch von Kindheit an ist, eine gute Büchse zu besitzen, denn in ihr erblickt er die Garantie seiner Existenz. Er ist noch heute bei den übrigen Bewohnern der neapolitanischen Provinzen nicht geachtet, denn er ist sehr arm und sehr roh. Landschulen sind in Calabrien eine unbekannte Sache. Da er ohne Unterricht aufwächst, so lernt er eben nur das, was ihm sein Vater und der Geistliche beibringt. Zur Charakteristik des Letztern sei hier gesagt, daß er in Calabrien sich als echten Sohn des Volkes fühlt, mit ihm leidet und sich freut, wo gestohlen und geraubt wird, auch brüderlich mit ihm theilt, und wenn es ein Mal in den Kampf geht, auch selbst die Büchse umhängt und mit dreinschlägt. Die meisten Schwarzröcke, welche der Armee Garibaldi's folgten, waren Calabresen, die ihre Beichtkinder nicht im Stiche lassen wollten, und eben sowohl mit dem Crucifix als mit dem Gewehr handthierten. Auf dem Durchmarsch der Garibaldiner durch Calabrien wurden sie überall von der Bevölkerung mit Jubelruf empfangen. Vor den Kirchen standen die Böller und donnerten ihnen lustig entgegen, die Priester kamen in Prozessionen mit wehenden Kirchenfahnen, um die „Streiter der Freiheit“ zu segnen, und die Frauen hielten ihre Kinder hoch empor, damit sie die rothen Blousen besser sehen und laut rufen möchten: „Viva Galipardi!“ denn so sprechen die Calabresen den Namen aus. Mehrere Seminare und Klöster lieferten bedeutende Contingente junger Geistlichen, die als gemeine Soldaten in das Heer Garibaldi's traten und sich wacker hielten. Kurz, das ganze calabresische Volk schloß sich wie ein Mann der Bewegung an.

Als aber dann Capua belagert wurde, sanken die Calabresen sehr bald tief in der Achtung der übrigen Garibaldiner, indem sie die Einzigen waren, die jeder Disciplin abhold blieben, nicht in Reih' und Glied fechten, sondern blos Guerilla's spielen wollten, und überall, wo sie immer konnten, das Mein und Dein verwechselten. Ueberdies hielten sie so wenig auf Reinlichkeit und gingen bald so zerlumpt und schmutzig einher, daß es Styl wurde im Lager Garibaldi's, ein in Polen und Italien unvermeidliches Ungeziefer nur „Calabresi“ zu benennen. Als ich einst in Dienstsachen in Neapel in der Segretaria des Diktators im Palazzo Angri war, traf es sich, daß Nationalgarden drei junge Calabresen einbrachten, die sich in Neapel herumtrieben, ohne sich ausweisen zu können, und deshalb als Deserteure betrachtet wurden. In dem mit ihnen sofort angestellten Verhör gestanden sie auch ein, daß sie aus der Garibaldischen Armee desertirt seien, weil sie sich vor den täglichen Gefechten an den Vorposten gefürchtet hätten. Auf die Frage, weshalb sie denn dann überhaupt gekommen seien, wenn sie solche Feiglinge seien, gaben sie zur Antwort, daß ihre Bräute sie in den Krieg geschickt und gesagt hätten: „Wenn ihr nicht mit dem Garibaldi zieht, so laßt Euch nur nimmer wieder vor uns blicken. Feiglinge wollen wir nicht heirathen.“ Dieser kleine Zug ist wohl charakteristisch genug für die Frauen Calabriens, die überdies trotz ihrer Armuth in dem Rufe stehen, sehr treu und keusch zu sein.

In Calabrien werden drei Sprachen gesprochen: der calabresische Dialekt des Italienischen; von einigen albanesischen Colonien, die sich im Mittelalter angesiedelt haben, Albanesisch, sodann bei Santa Agatha, Vardia und in mehreren anderen Orten ein verdorbener griechischer Dialekt. Die Albanesen und jene Ueberreste von Griechenbevölkerung gehören auch nicht der römisch-katholischen, sondern der griechischen Religion an.

Die Tracht der calabresischen Landbevölkerung gleicht der lucanischen, d. h. Lucaner wie Calabresen tragen den bekannten calabresischen Spitzhut und eine weite Jacke; die Vermögenderen trachten danach, daß dieselbe von Manchester oder Halbsammet sei, gleich den kurzen anliegenden Hosen, die nur bis an die Knie gehen, wo sie in Gamaschen endigen. Die Frauen lieben bunte, namentlich grüne und rothe Stoffe, tragen ein Kopftuch malerisch um das Haupt gewunden und einen von ihnen selbst gestickten Schleier, letztern jedoch nur an Sonn- und Festtagen. Ihre Haupttracht besteht aus Mieder und Rock. Die Krinoline zeigt sich nur in Potenza, Matera, Cosenza, Catanzaro und Reggio und auf den Landsitzen von Edelleuten. Das Volk hat diese häßliche Tracht noch nicht angenommen. Die calabresischen Frauen stehen im Rufe der Schönheit, doch thut man wohl daran, sich Calabrien nicht von lauter Sirenen und Nymphen bevölkert zu denken.

Wir wenden uns nach dem alten Samnium, dem jetzigen Abruzzo citra, der Provinz Molise im Herzogthum Benevento und der Terra di Lavoro. Die reinen Abkömmlinge der alten Samniter finden sich jedoch nur noch in den Abruzzen und bei Benevento vor, während die Bewohner der Terra di Lavoro und von Molise schon im Alterthum sich mit den Campanern vermischten, wie sich ein Gemengsel opicischer, ausonischer, oscischer, tyrrhenischer und pelasgischer Völker nannte, von denen Livius den noch heute gültigen Ausspruch that, daß sie hurtiger mit ihren Zungen als mit ihren Armen Kriegsthaten verrichteten. Die Samniter waren ein mächtiges Volk zwischen Latium, Campania, den Peignern, den Vestinern und Sabinern. Livius sagt von ihnen, sie seien an Volk und Gütern so sehr gewachsen', daß sie achtzigtausend Mann zu Fuß und achttausend Reiter wohlbewaffnet ins Feld stellen konnten. Sie trotzten den Römern, die sie in der Schlacht bei den caudinischen Pässen so übel zurichteten, bis sie ihnen später nach langwierigen Kämpfen erlagen und so mitgenommen wurden, daß man Samnium selbst in dem Samnio suchen mußte.

Ihre Nachkommen finden wir hauptsächlich nur noch in den Abbruzzen. Sie sind ein kräftiger, gesunder Menschenschlag und sehr abgehärtet; sie ertragen den heißen Sommer und den oft sehr kalten Winter mit gleicher Dauerbarkeit. Das Klima und der Boden sind dem Ackerbau und dem Weinbau nicht allzugünstig, man treibt deshalb vorzugsweise Schafzucht. Sie sind gute Soldaten. Der Kern der ehemaligen neapolitanischen Armee bestand aus abbruzzesischen Regimentern und Jägerbataillonen. Ihr Charakter ist rauh, doch gelten sie für ehrlich und ziemlich aufrichtig. Sie halten mit großer Zähigkeit an alten Bräuchen und Gewohnheiten fest, darum waren sie auch nicht mit politischen Veränderungen in Neapel einverstanden. Ihre geistige Bildung ist sehr vernachlässigt und liegt ganz in den Händen einer selbst nicht sehr gebildeten Geistlichkeit. Armuth treibt Viele nach Neapel in Dienst. Man sieht sie dort ziemlich gern, da man sie für zuverlässig und brav hält. Nachdem sie sich eine kleine Summe erspart, gehen sie in ihre Berge zurück, suchen sich eine Tochter ihres Landes aus und gründen einen kleinen Hausstand, der auf Viehzucht beruht. Daß sie übrigens eben so gut wie ihre Vettern, die Calabresen, ein hübsches Contingent Banditen stellen, kann nicht auffallen.

Die Städtebewohner unterscheiden sich übrigens vortheilhaft von dem abruzzesischen Cantadino (Bauer), indem sie liberal, wißbegierig, industriös und emsig sind. In ihrer häuslichen Einrichtung sind sie einfach und ordentlich, so weit dieser Begriff nicht mit nordischer Ordnung verwechselt wird. Sie sind im Ganzen ruhiger und weniger leicht aufregbar als die übrigen Süditaliener. Aber eine Idee, welche sie einmal erfaßt haben, halten sie fest. Gute Schulen thun auch bei ihnen noth. Die Frauen haben eine etwas weißere Hautfarbe als die übrigen Neapolitanerinnen und sollen treu und tüchtig in der Hauswirthschaft sein. Ein Umstand, der jedenfalls für sie spricht, ist der, daß ein Abruzzese schwer daran geht, ein anderes Mädchen als ein Kind der Abruzzen zu heirathen. Ihre Sprache nähert sich schon in etwas dem Dialekt, der auf römischem Gebiet südlich von Rom gesprochen wird, und

ihre Tracht unterscheidet sich nicht sehr von der der Calabresen, nur daß die Männer die braune Farbe mehr lieben und gern lange Mäntel tragen.

Ich schließe hiermit meine kurze Skizze der neapolitanischen Volksstämme, die natürlich wegen des gedrängten Raumes keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen kann, aber doch ein Bild von der Bevölkerung des neapolitanischen Festlandes geben dürfte.

E. Rüffer.

Kleine Nachrichten.

Die Volksmenge Frankreichs am 1. Januar 1862. Der pariser Moniteur bringt nachfolgende Zusammenstellung:

Departements.	Volksmenge.	Departements	Volksmenge.
Ain	369,767	Lot	295,544
Aisne	564,598	Lot-et-Garonne	332,065
Allier	365,432	Lozère	137,367
Alpes (Basses-)	146,368	Maine-et-Loire	526,012
Alpes (Hautes-)	125,100	Manche	591,421
Alpes-Maritimes	194,578	Marne	385,498
Ardèche	388,529	Marne (Haute-)	254,413
Ardennes	329,111	Mayenne	375,163
Ariége	251,850	Meurthe	428,643
Aube	262,785	Meuse	305,540
Aude	283,606	Morbihan	486,504
Aveyron	296,025	Moselle	446,457
Bouches-du-Rhône	507,112	Nièvre	332,814
Calvados	480,992	Nord	1,303,380
Cantal	240,523	Oise	401,417
Charente	479,081	Orne	423,350
Charente-Inférieure	481,060	Pas-de-Calais	724,338
Cher	323,393	Puy-de-Dôme	576,409
Corrèze	310,118	Pyrénées (Basses-)	436,628
Corsica	252,889	Pyrénées (Hautes)	240,179
Côte-d'Or	384,140	Pyrénées-Orientales	181,763
Côtes-du-Nord	628,676	Rhin (Bas-)	577,574
Creuse	270,055	Rhin (Haut-)	515,802
Dordogne	501,687	Rhône	666,493
Doubs	296,280	Saône (Haute-)	317,183
Drôme	326,684	Saône-et-Loire	589,137
Eure	398,661	Sarthe	466,155
Eure-et-Loire	290,455	Savoie	275,039
Finistère	627,304	Savoie (Haute-)	267,496
Gard	422,107	Seine	1,953,660
Garonne (Haute-)	484,081	Seine-Inférieure	789,988
Gers	298,081	Seine-et-Marne	352,312
Gironde	967,193	Seine-et-Oise	513,013
Hérault	409,391	Sèvres (Deux-)	348,817
Ille-et-Vilaine	584,390	Somme	572,646
Indre	270,500	Tarn	353,633
Indre-et-Loire	323,372	Tarn-et-Garonne	232,551
Isère	577,748	Var	315,526
Jura	288,053	Vaucluse	268,255
Landes	300,839	Vendée	395,695
Loir-et-Cher	269,029	Vienne	322,028
Loire	517,603	Vienne (Haute)	310,595
Loire (Haute-)	305,521	Vosges	415,485
Loire-Inférieure	580,207	Yonne	370,305
Loiret	325,757	Seelen:	37,382,225

Deutsche Bestandtheile der englischen Sprache. Die letztere ist bekanntlich gemischt; auf den angelsächsischen Stamm sind Pfropfreiser aus den romanischen Zungen gesetzt worden, die in üppigem Wuchern ihr viel Saft entzogen haben. Das ältere Englisch, noch zu Shakespeare's Zeiten, war markiger und straumer als das heutige. Die Schule der glatten und geleckten Stylkünstler, z. B. Addison und Steele, dann auch Gibbon, französirten ins Englische hinein, und die große Menge technischer Ausdrücke, welche durch die Entwickelung der Naturwissenschaften und der Gewerbe in die Sprache aller Völker übergegangen ist, brachte noch mehr Zuthaten. Gegenwärtig zeigt sich bei vielen wissenschaftlich gebildeten Männern ein Rückschlag; man weiß, daß die angelsächsischen Bestandtheile der Rede Kraft und Mark und festen Nachdruck verliehen, und die Redner im Parlamente beobachten das sehr wohl. Im December hielt nun ein Geistlicher in London einen öffentlichen Vortrag über „die englische Sprache, wie sie sich fortentwickelt haben würde, wenn die Schlacht von Hastings nicht gewesen wäre," das heißt, wenn England angelsächsisch geblieben und nicht unter die Herrschaft der Normanen gekommen wäre. Drei volle Jahrhunderte dauerte der Kampf zwischen dem Angelsächsischen, das zäh war und sich wehrte, und dem Normännisch-Französischen, das sich überall aufdrang. Aber jenem ist doch zuletzt der Sieg geblieben, wenigstens im Großen und Ganzen und im Volksmunde. Gegenwärtig wird nun gezeigt, daß man eine große Menge romanischer Ausdrücke völlig entbehren, und sich dafür anderer bedienen könne, die weit bezeichnender, markiger und verständlicher sind. Uns Deutschen erscheint nichts natürlicher als die Zusammensetzung von Wörtern, welche einen leicht verständlichen Sinn geben, und wir finden es nur seltsam, daß die nachfolgenden Ausdrücke seither nicht schriftgültig gewesen sind, denn wir haben sie im Sassischen wie im Hochdeutschen. Der Geistliche sprach in seinem Vortrage: Wir könnten sagen sand waste, Sandwüste, für desert; — blood bath, Blutbad, für massaere; — sin flood, Sintfluth, für deluge; — sea robber, Seeräuber, für pirate; — water fright, Wasserscheu, für hydrophobia; — show holiness, Scheinheiligkeit, für hypocrisy; — gold hoard für treasure; — well willingness, Wohlwollen, statt benevolence; — undeadliness, Unsterblichkeit, für immortality; — untellable, unsagbar, unaussprechlich für ineffable; — gread doingly statt magnificent; — soudough, Sauerteig, statt leaven; — uneunningness für ignorance; — eye bite für fascinate; — ungripe statt embrace; — ear shrift für auricular confession; — dipper, Eintaucher, statt Baptist. Und ähnlich in hundert und aber hundert Fällen. Unser Landsmann Max Müller in Oxford bemerkt in seinen Vorträgen über Sprachwissenschaft, daß ein gewöhnlicher Bauersmann, ein Feldarbeiter, im täglichen Verkehr nur etwa 300 verschiedener Wörter sich bediene, damit komme er aus; ein Mann, der eine Durchschnittsbildung hat, behilft sich mit 3000 bis 4000, ein großer Redner mit höchstens 10,000. Der englische Wörterschatz übersteigt um etwas die Ziffer von 50,000; das alte Testament enthält 5,642 verschiedene Wörter, Shakespeare ungefähr 15,000, Milton etwa 8000.

Am untern Niger kommen die Engländer in manche feindliche Berührungen mit den Eingeborenen. Einige dieser Conflicte hat ein Arzt, Doctor Durrant, in der Times erzählt; er befand sich auf dem Dampfer Sunbeam, welchen der in Bezug auf die Nigerexpedition vielgenannte, jetzt verstorbene, liverpooler Kaufmann Mac Gregor Laird ausgerüstet hatte. Der Sunbeam erhielt den Kriegsdampfer Espoir, Kapitain Douglas, zur Bedeckung, und sollte Dr. Baikie und dessen Gefährten von der Mündung des Tschadda in den Niger zurückholen. Man fand ihn im Dorfe Locojee, am Fuße des Berges Patteh, wo er länger als drei Jahre sich aufgehalten hatte und mit einem mächtigen Häuptlinge, Namens Dasaba, im besten Einvernehmen gestanden hatte. Er erklärte, noch länger bei diesem Manne bleiben und jetzt nicht nach England zurückkehren zu wollen. Als die Schiffe den Strom hinaufzufahren, kamen sie an das Dorf Sabogrega, dessen Bewohner bei einer frühern Fahrt des Sunbeam auf diesen gefeuert und einen Engländer getödtet hatten. Dafür sollten sie jetzt gezüchtigt werden. Der Platz war durch Erd- und Pfahlwerke in vertheidigungsfähigen Zustand gesetzt worden; auch hatten die Neger Kanonen aufgepflanzt. Kapitain Douglas schickte ein Boot und ließ durch seinen Dolmetscher Erklärung über jenen Vorgang fordern. Nach einigem Zögern kamen etwa hundert Schwarze herangerudert, und zwei Häuptlinge stiegen nebst einigen Begleitern an Bord; sie leugneten jede Mitwissenschaft, aber Douglas hielt sie für schuldig und ließ den obersten Häuptling unten ins Schiff führen. Dort sprang er durch eine Oeffnung ins Wasser, die andern stürzten sich über die Bollwerke in den Strom und alle schwammen ans Land, während Weiber und Kinder am Ufer laut schrieen. Nun eröffneten die Kanonen ein Feuer gegen die Stadt, Boote fuhren ans Land und brannten das ganze Dorf nieder. Die Schwarzen unterhielten ein lebhaftes Gewehrfeuer aus dem Gebüsch, tödteten zwei Engländer, verwundeten einige und Kapitain Douglas wäre beinahe erschossen worden. Er bombardirte dann noch eine feindliche Ortschaft und fuhr bis Aboh (Ebu). Dort hatte Laird früher eine Faktorei angelegt; aber die Gebäude waren von den Negern ausgeplündert und dann durch eine Hochfluth weggerissen worden. In Aboh wurden die Engländer scheinbar

freundlich aufgenommen; aber trotzdem griffen die Schwarzen eines der Boote an und verwundeten einen Schiffsmann. In Onitscha, etwas weiter stromauf, befindet sich ein Missionshaus und eine Schule. Weiter oberhalb war das Fahrwasser nicht tief genug für den Espoir, aber der Sunbeam konnte bis zur Einmündung des Tschadda fahren. Baikie wohnt dort unweit vom Flusse, hart am Fuße des Berges Patteh in einem Garten, und in Gebäuden, welche jenen der Eingeborenen gleichen. Er war im Interesse der Wissenschaft thätig und hatte Verbindungen zur Ausdehnung des Handels mit Elfenbein, Oel und Baumwolle angeknüpft. Die letztere wächst wild, und das Land könnte guten Ertrag liefern, wenn die Neger arbeiten wollten. Durrant bemerkte, daß die Klimakrankheiten weniger heftig auftraten, je weiter man landein kam; sie seien nicht gefährlicher als jene in Neworleans. An der Mündung des Tschadda in den Niger wohnen Mohammedaner, welche den Europäern freundlich sind, aber gegen die heidnischen Neger unerbittlichen Krieg führen. Sie stehen geistig und physisch nicht so niedrig als die meisten übrigen Negervölker. Zum Schlusse bemerkt Durrant, daß von etwa hundert Europäern auf Laird's Schiffen, während eines zweijährigen Verweilens an der Küste und im Nigerstrome, nur zwei daran gestorben seien; mit einer richtigen Behandlung könne man also gegen die klimatischen Krankheiten aufkommen.

Unruhen und Fortschritt in Ostindien. Im nordöstlichen Theile Bengalens, im Himalaya, werden die Engländer zwar nicht in gefährlicher, aber doch sehr unangenehmer Weise von einigen Völkern belästigt. Diese halbmongolischen Stämme haben seit Anfang des laufenden Jahres die beiden Gesundheitsstationen Dardschiling und Tschinapungi bedroht. Die letztere liegt im Mittelpunkte der Provinz Dschyntia (Jyntea), welche der eingeborene Fürst, der Radscha, im Jahre 1835 für eine Pension an die Engländer abtrat. Diese belegten 1858 die Unterthanen mit einer Häusertaxe. Als die Nachricht davon in das benachbarte Assam gelangte, befürchteten dort die Bauern eine Steuererhöhung und ermordeten den Lieutenant Singer. Die in den Gebirgen von Dschyntia wohnenden Leute, die Kossyas, hassen die britische Herrschaft und klagen, daß sie von den Unterbeamten bedrückt würden. Am 20. Januar griffen 650 dieser Kossyas den Posten Dschoway an, und seitdem haben sie mehrere Gefechte bestanden. Gleichzeitig hat der Fürst, welcher den noch unabhängigen Theil von Tipperah regiert, Schaaren von Kuki's bewaffnet, fünfundzwanzig Dörfer englischer Unterthanen verbrannt und viele Leute skalpirt. Diese Kuki's sind im vorigen Jahre an der Grenze von Tschittagong sehr lästig geworden. Die englische Regierung wollte sie „civilisiren", das heißt zum Baumwollenbau veranlassen, aber die halbwilden Leute mochten sich dazu nicht verstehen.

Dardschiling, in der Landschaft Sikkim, ist ein wichtiger Platz. Oestlich von ihm liegt die Landschaft Bhutan; aber die Bewohner, welche auf den Terrassen des östlichen Himalaya wohnen, haben nicht selten Einfälle in den Distrikt Rungpore gemacht. Sie sind mongolischen Stammes, Buddhisten und haben zwei Herrscher. Der eine ist ein Geistlicher, gilt für die verkörperte Gottheit und darf keine weltlichen Geschäfte besorgen; das bleibt Obliegenheit des zweiten Herrschers. Zu diesem steht der Radscha von Dalankote bei Dardschiling in einem Tributverhältnisse, und in dessen Gebiet sind Ende Januars englische Truppen eingerückt.

Diese nordöstlichen Gegenden, insbesondere Assam, haben in unseren Tagen eine gesteigerte Bedeutung gewonnen. Während der letzten Jahre sind mehr als einhundert Engländer in die Thäler von Assam, Silhet und Kaschar gekommen, um Theepflanzungen anzulegen. Gegenwärtig haben sich viele „Theebaucompagnien" gebildet und man hofft noch im Laufe unsers Jahrzehnts acht bis zehn Millionen Pfund Thee jährlich ausführen zu können.

Zu Anfange des Januars waren sehr viele eingeborene Fürsten in Calcutta am Hoflager des Generalstatthalters Lord Canning erschienen, um von ihm Abschied zu nehmen. An seine Stelle tritt der aus China her bekannte Lord Elgin. Unter jenen Fürsten befindet sich auch der Radscha von Käppurtalla, der eine von amerikanischen Missionären erzogene indische Dame geheirathet hat. Er besucht die freie schottische Kirche, ist bei der Austheilung des Abendmahles zugegen, lebt wie ein Christ, hat sich aber nicht taufen lassen, weil er besorgte, daß ihm dann seine Unterthanen, welche Sikhs sind, den Gehorsam aufkündigen. Das ist früher dem Maharadscha Dhulip Singh geschehen. Die Engländer meinen, daß allmälig die eingeborenen Fürsten sich in Calcutta derart zusammenfinden würden, wie früher am Hofe des Großmogul zu Delhi. Am 1. Februar war das bengalische Parlament zusammengetreten.

Die ostindische Eisenbahn ist bis Monghyr eröffnet worden, das nur 100 Miles von Patna, der Hauptstadt von Behar, liegt; bis nach Benares sind noch 130 Miles zu vollenden, die aber bis Oktober hergestellt sein werden; dann ist diese Stadt mit Calcutta verbunden. Von dem letztern aus hat man die erste Abtheilung der Südostbahn eröffnet, und demnach Schienen bis in die Sönderbönds, von wo aus die Hauptstadt mit Nahrungsmitteln und Brennholz versorgt wird und wo man gute Baumwolle aus ägyptischem Saamen zieht.

Wallfahrten in Indien. Nicht selten sind Hunderttausende von Pilgern unterwegs, um an irgend einem Wallfahrtsorte der Frömmigkeit und dem Handelsverkehr obzuliegen, denn bei den großen Festen werden allemal Jahrmärkte abgehalten. Berühmt ist Pundelpore im Maharattenlande, das zur Wallfahrtszeit einen merkwürdigen Anblick darbietet. Ein Augenzeuge, welcher zu Ende des vergangenen Jahres in jener Stadt war, entwirft folgende Schilderung. Die Pilger langen im Juni und im December an, und mit ihnen tritt auch allemal die Cholera auf. Diesmal ist sie gleich von vornherein sehr bösartig aufgetreten, und hat in sieben Tagen nicht weniger als dreihundert Menschen hinweggerafft. Die Pilger haben den beschwerlichen weiten Weg, oft Hunderte von Meilen, zurückgelegt und kommen in Folge der Anstrengungen und schlechten Trinkwassers schon völlig erschöpft an. Da sind sie dann am Heiligthum mit gebrochenem Körper, geschwollenen Füßen und ohne alle Habe; Obdach finden sie nicht und lagern sich am Ufer des Stromes, der schädliche Dünste aushaucht. Die Luft wird außerdem durch das Beisammensein von fünfzig- bis hunderttausend Menschen nur noch mehr verpestet, und dann kommt die Cholera und mähet die Unglücklichen förmlich hin. Man verbrennt die Leichen und scharrt sie ein, allemal da wo sie gestorben sind, und Tausende sind bei einem solchen Schauspiel gegenwärtig. Das Ufer des Pundelporeflusses gleicht einem großen Leichenacker, auf welchem Lebendige über den Todten wandeln. Manche, denen ihre Angehörige gestorben waren, entflohen, aber da erklärten die Orthodoxen, daß der Tod beim Heiligthum geradeswegs zur himmlischen Glückseligkeit führe. Aus dem Tod und den Todten macht man sich auch nicht viel. Viele der letztern werden nackt und in sitzender Stellung beigescharrt; andere, wie schon gesagt, verbrannt und die Scheiterhaufen erlöschen Tag und Nacht nicht. Man kann sich nichts Schrecklicheres denken. Durch die Flüchtlinge wird die Seuche nach allen Richtungen hin verbreitet, sie herrscht in den Dörfern der Umgegend weit und breit. Auf dem Eisenbahnzuge nach Punah starben Leute unterwegs. Da es sich um religiöse Feierlichkeiten handelt, so wird die englische Regierung Mühe haben, dem Fanatismus der Hindu gegenüber, Maßregeln der Gesundheitspolizei durchzusetzen.

Artesische Brunnen in Algerien. Man läßt im Graben nicht nach und hat sich der Ergebnisse nur zu freuen. Neuerdings hat man die Arbeiten an zwei Stellen in der Umgegend von Bu Sada begonnen. Bei Mellah kam man am 10. November auf Wasser, dasselbe betrug 60 Liter in der Minute und war zum Trinken sehr gut. Dann bohrte man weiter und als man am 11. Januar 75 Meter tief gekommen war, sprang ein prächtiger Wasserstrahl sechs Fuß hoch empor, der 2000 Liter in der Minute ergiebt. Die Eingebornen sind darüber hocherfreut; Wasser ist Leben.

Eisberge im atlantischen Ocean. Kapt. Bolt, Bark „Crawford", am 1. August 1861 von Montreal in Queenstown angekommen, berichtete Folgendes: „Am 17. Juli segelten wir bei dichtem Nebel durch die Belle-Isle-Straße, doch klärte das Wetter sich im Laufe des Nachmittags auf. Unweit Cape Norman passirten zwei Eisberge, die sich nahe bei dem gedachten Vorgebirge befanden und auf Grund zu sitzen schienen. Um 8 Uhr bekamen wir 6 andere Eisberge in Sicht und sahen bis 4 Uhr Nachmittags am 18. Juli, in 20 Stunden, während welcher Zeit das Wetter heiter war und wir 136 engl. Meilen in einem geraden O.-Course segelten, mehr als 160 Eisberge, worunter einige große. Dann hatten wir wieder Nebel bis 1 Uhr am 19. Juli, während welcher Zeit wir unter kleinen Segeln gingen und nichts vom Eise sehen konnten; als es aber aufklärte, sahen wir wieder 11 Eisberge und passirten bis Nachmittags 2 Uhr, wo wir uns in 51° 40′ N. Br., 48° 36′ W. L. befanden, noch mehrere, bis wir auf der angegebenen Länge und Breite die letzten antrafen, und zwar zwei sehr große. Da wir also seit Morgens 1 Uhr wenigstens 30 gesehen hatten, so würde dieses im Ganzen die sehr ungewöhnliche Zahl von 190 bis 200, große und kleine zusammengerechnet, ergeben. Noch am 19. Juli, Morgens 6 Uhr, mußten wir unsern Cours ändern, und Tags zuvor hatten wir deren 7 von bedeutender Größe bei uns, welche sich in einem gebrochenen Eisfelde befanden, das etwa 1 Meile lang und halb so breit war und keine Durchfahrt für ein Schiff sehen ließ. Diese Fahrt zwischen den Eisbergen, deren wir rechts und links bei uns sahen, hatte etwas Seltsames und gab dem Meere fast das Ansehen einer von beiden Seiten mit gewal-

tigen Wegweisern besetzten Fahrstraße, in der Mitte einen Raum von 2 bis 8 engl. Meilen Breite lassend, durch den wir segelten. Ich zweifle nicht, daß manche Kapitäne die Gefahr der Eisberge gering anschlagen, da sie deren nicht immer zu Gesicht bekommen, doch habe ich dieses Mal wenigstens genug gesehen, um überzeugt zu sein, daß sie eine Gefahr bilden, die nicht unterschätzt werden darf. Auch ich bin der Meinung, daß sie sich das ganze Jahr hindurch im atlantischen Ocean befinden, denn ich habe im Jahre 1852, als ich mit dem Schiffe „Edward Kenny" von Quebeck kam, noch am 4. September einen Eisberg von ungeheurer Größe ostwärts der großen Neufundland-Bank getroffen, der also offenbar der Hitze des Sommers widerstanden hatte und den erst der zweite Sommer, nachdem er in der Zwischenzeit noch südlicher getrieben, zum Schmelzen gebracht haben wird.

Die Bewegung des auswärtigen Handels von Oesterreich stellte sich im Jahre 1861, nach Maßgabe der offiziellen Schätzungspreise, in der

Einfuhr	232,732,554	Gulden
Ausfuhr	310,687,250	„
	543,419,804	Gulden.

Wasserstraßen in Preußen. Die Gesammtlänge derselben beträgt gegenwärtig 1361,33 Meilen; davon sind 835,94 schiffbar und 525,39 flößbar. Die Provinzen Brandenburg und Rheinland sind am reichsten mit schiffbaren Flüssen und Kanälen ausgestattet. Der Regierungsbezirk Potsdam hat 121 Meilen schiffbare Gewässer. Im gesammten preußischen Staate, dessen Flächenraum 5103,95 Geviertmeilen beträgt, vertheilen sich die Gewässer folgendermaßen:

Provinz.			Schiffbar.	Flößbar.
Preußen . . .	1178,03	Q.-M.	157,13	114,14
Posen	536,51	„	66,74	519,69
Pommern . .	576,72	„	73,2	113,9
Schlesien . . .	741,74	„	68,27	101,76
Brandenburg	734,14	„	214,0	67,0
Sachsen . . .	460,63	„	87,5	42,2
Westfalen . . .	368,19	„	51,2	10,0
Rheinland . .	507,99	„	117,9	15,7
	5103,95		835,94	525,39.

Die Ausfuhr Großbritanniens stellte sich im Jahre 1861 nach dem deklarirten Werthe auf 125,115,133 Pfund Sterling, also auf die ungeheure Summe von mehr als 700 Millionen Thalern. Sie war aber, hauptsächlich in Folge der amerikanischen Krisis, um 8 Procent geringer als im Jahre vorher, wo sie 135,891,227 Pfund Sterling betrug. Während 1860 nach den Vereinigten Staaten für mehr als 21½ Millionen exportirt wurden, beziffert sich das verflossene Jahr mit nur 9 Millionen. Großbritannien verschiffte nach

Britischen Kolonien für	42,260,970	Pfd. St.
Deutschland	12,937,273	„
Oesterreich	968,416	„
Ganz Südamerika . .	10,490,574	„
Frankreich	8,896,282	„
Niederlande	6,439,098	„
Italien	5,780,980	„
Rußland	3,045,902	„
Vereinigten Staaten .	9,058,326	„

Von den in die Niederlande eingeführten Waaren geht bekanntlich ein sehr beträchtlicher Theil nach Deutschland, das für den englischen Handel weit wichtiger ist als andere europäische Länder. Wie sehr der Absatz englischer Waaren nach Frankreich durch den Handelsvertrag befördert ist, ergiebt sich einfach daraus, daß die Einfuhr aus Großbritannien nach diesem letztern Lande von 5,249,980 Pfd. St. im J. 1860 auf beinahe 9 Millionen, um reichlich 70 Procent und mehr stieg.

Getreideeinfuhr von Großbritannien im Jahre 1861. Aus nachstehenden Ziffern ergiebt sich, welche ungeheure Summen England alljährlich für Getreide zu zahlen hat. Im Jahre 1861 betrug der Geldwerth des eingeführten Weizens allein 20 Millionen und des Weizenmehls 6 Millionen Pfund Sterling. Davon haben die Vereinigten Staaten von Nordamerika allein 10 Millionen erhalten.

Die Einfuhr von Weizen stellte sich auf

1859	1860	1861
4,000,922	5,880,958	6,912,815 Quarters.

Bei derselben waren betheiligt (1861) Rußland mit 15 Procent, Preußen 15, Dänemark 3½, Mecklenburg 2, Hansestädte 3, Frankreich 2½, Türkei und Donaufürstenthümer 3½, Aegypten 5, Vereinigte Staaten 36, andere Länder mit 14½ Procent.

Die Einfuhr von Weizenmehl betrug:

1859	1860	1861
3,328,324	5,086,220	6,152,938 Centner.

Davon kamen aus den Vereinigten Staaten 62, Hansestädten 4½, Frankreich 7½ und aus anderen Ländern 26 Procent.

Die Rübenzucker-Produktion Frankreichs hat in der letzten Campagne (1. September bis 31. Januar) 129 Millionen Kilogramme betragen; im Vorjahre nur 88½ Millionen. Es waren 348 Fabriken in Betrieb, von denen 135 auf das Norddepartement kommen.

Der Handel in Japan. Im ersten Halbjahre 1861 betrugen die Ausfuhren von Kanagawa 406,150 Pfd. Sterling; sie bestanden vorzugsweise in Seide, Thee, Kupfer und Oel; die Einfuhren, welche in den ersten sechs Monaten 1860 nur 34,636 Pfd. Sterling betragen haben, steigerten sich in derselben Periode 1861 auf 184,312 Pfd. Sterling. Wenn die Europäer vermeiden, die Japaner barsch zu behandeln, dann ist ein Aufschwung des Verkehrs mit jenem fernen Lande nicht zweifelhaft.

Amerikanische Notizen. Nach der Abschätzung von 1861 beträgt das steuerpflichtige Eigenthum im Staate New-York 1,341,767,430 Dollars. Die Einwohnerzahl hat die Ziffer von 3,851,564 erreicht; auf den Kopf kommt also eine Habe von 374 Dollars.

Von den 31,443,790 Seelen der Union waren 1860: Weiße 27,008,081, freie Farbige 482,122, Sklaven 3,953,587. Die Ziffer der letzteren betrug 1790, als die erste Zählung in der Union vorgenommen wurde, 697,897 und 1810 schon 1,191,364. Seit 1808 wurden keine Neger aus Afrika eingeführt; aber die Neger gediehen so gut, daß ihre Zahl 1830 schon auf 2,009,043 Seelen angewachsen war und 1850 auf 3,294,313. Die Zahl der freien Farbigen betrug 1790 nur 59,466.

Milwaukee in Wisconsin ist einer der wichtigsten Getreidehäfen. An Zufuhren von Brotstoffen (Mehl, Weizen, Hafer, Mais, Gerste und Roggen) erhielt die Stadt im Jahre 1859 erst 7,519,693 Bushels, im folgenden Jahre 11,002,042 und 1861 schon 18,913,832 Bushels.

Die Kupferbergwerke in Michigan haben von 1845 bis 1861 eine Ausbeute von 40,054 Tonnen geliefert.

Philadelphia und die deutsch-amerikanische Journalistik vor 100 Jahren. Von einem unserer Freunde, so schreibt die Philadelphia „Freie Presse", erhielten wir zwei Nummern der ersten deutschen Zeitung, welche unter dem Namen: „Der wöchentliche Philadelphische Staatsbote", im Jahre hierselbst 1762 erschien. Diese Zeitung ward, wie die Aufschrift besagt, „alle Montag für 6 Schillinge (1½ Dollars) per Jahr von Heinrich Miller, allernächst der Südöstlichen Ecke von der Rees strasse, in der Zweiten strasse", herausgegeben. In der vorliegenden Nummer vom 12. April sind die neuesten Nachrichten aus Deutschland vom 7. December des vorigen Jahres enthalten, die sich auf den siebenjährigen Krieg beziehen. Unter den Anzeigen finden wir einige Curiositäten:

Philadelphia, 1. April 1761.

„Anthon Gabriel, Maurer in der Norder freyheit der Stadt Philadelphia macht hier mit bekannt, Daß weil er und seine Frau Anna Maria, einige zeither nicht wohl überein kommen können, so hat er, Anton Gabriel, auf ihr Verlangen sie mit nothwendigem Hausrath u. s. w. versehen und nach genommenem Abschied bei einem Glas Wein und in Gegenwart ehrlicher Männer sie im Frieden von sich gelassen. Indessen erachtet gedachter Gabriel es nöthig, Jedermann zu warnen, ihr auf seine Rechnung nichts zu borgen, weil er von obigem Dato an nichts mehr für sie bezahlen wird.

Anthon Gabriel."

„Vierzig Schillinge Belohnung.

Am Sonntag den 8. dieses ist dem Endesbenannten (Philip Moser) Becker in der Zweyten Straße beym Neuen Markt, ein Deutscher verbundene Knecht durchgegangen, Namens Georg — etwa 24 Jahre alt, er hat schwarzbraune starke Haare ein Porpelgrübicht schmales Angesicht und ist 6 Fuß lang. Er hatte an, da er fortging, einen groben blauen Rock, neue Hirschlederne Hosen, seines Meisters halbgetragene Stiefeln und einen Soldatenhut. Wer diesen verbundenen Knecht anhält und verräth, so daß sein Meister ihn wieder bekommen kann, soll die obige Belohnung haben nebst Erstattung billiger Kosten. Philipp Moser."

Wir werden in einer der nächsten Nummern des Globus zeigen, welche Bewandniß es damals mit den „verbundenen Knechten" gehabt hat. Die berüchtigte „Seelenverkäuferei" welche einst in Holland betrieben wurde, spielt dabei eine Rolle.

Herausgegeben von Karl Andree in Leipzig. — Für die Redaktion verantwortlich: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Nikolaus Chanikoffs Reise nach Chorassan. Sein Aufenthalt in Nischapur und Mesched.

Verdienste Rußlands um die geographischen Entdeckungen in Asien. — Uebersicht der Reisen Chanikoffs. — Die Stadt Nischapur. — Gräber der Heiligen. — Ankunft in Mesched. — Lebenslauf eines persischen Beamten. — Erpressungen. — Das heilige Quartier, die Asylstadt. — Ein mohammedanischer Astronom. — Der große Leichenacker und eine Todtenkarawane. — Gräber berühmter Männer. — Bibliothek. — Moscheen. — Nadir Schah's Grabmal des Mussallah. — Die Ruinen von Tus. — Harun ar Raschids Tod in der Wüste. —

Mit einem in jeder Beziehung preiswürdigem Eifer bemüht man sich von Rußland aus, Innerasien und den fernen Osten des großen Erdtheils immer genauer zu erforschen. Diese Bestrebungen sind von großen Erfolgen in wissenschaftlicher wie in politischer Hinsicht gekrönt worden. Das Amurland und die Mandschurei ist, bis an die Grenze der Halbinsel Korea, der Gewalt des Selbstherrschers aller Reussen unterworfen; die Kalkas-Mongolen und der bei weitem größte Theil der Kirgisen sind von ihm abhängig; die chinesische Grenze ist für den Handel geöffnet; der schönste Theil der Dsungarei ist der russischen Provinz Semipalatinsk einverleibt worden. Semenoff drang 1857 bis an das Himmelsgebirge vor, Welichanoff bis Kaschgar im chinesischen Turkestan, wo sich jetzt schon eine russische Faktorei befindet.

An die Entdeckungsreisen im nördlichen und innern Asien knüpfen sich viele deutsche Namen. Es sind vorzugsweise unsere Landsleute, von Pallas und Gmelin an, welche das russische Asien für Rußland wissenschaftlich

Die Chodschah-Rebi-Moschee, nördlich von Mesched.

entdeckt und fruchtbar gemacht haben; aber kaum geringeres Lob verdienen auch die Russen selber, und sowohl die Mittheilungen der russischen Akademie wie jene der geographischen Gesellschaft in St. Petersburg liefern viele glänzende Zeugnisse für ihre Bestrebungen.

Zu den wichtigsten und an Ergebnissen reichsten Expeditionen gehört jene N. Chanikoff's nach Chorassan,

Herât, Kermân und Jesd.*) Am 15. März 1858 brach der Reisende von Baku auf und schiffte über das kaspische Meer nach Asterabad. Für das wissenschaftliche Interesse war vollauf gesorgt; mit Chanikoff gingen ausgezeichnete Männer, wie der Botaniker Bunge, der Geolog Göbel, der Physiker Lenz, Graf Keiserling und Herr Bienert; dazu kamen noch einige tüchtige russische Gelehrte. Zunächst wurde die Landstrecke von Asterabad gen Osten bis nach Mesched erforscht; von dort aus gingen die Reisenden nach Herât. Unterwegs wandte Chanikoff, als Archäolog und Linguist, eine besondere Aufmerksamkeit den Hefarch zu, welche er zwischen Mesched und Herât fand, die weit nach Osten hin bis Kabul verbreitet sind. Sie sprechen eine sehr reine persische Mundart, unterscheiden sich aber von den iranischen Persern durch ihren mongolischen Gesichtstypus. Aus Gesprächen mit den Aeltesten des Stammes entnahm Chanikoff, daß derselbe einen Zweig der Berlas-Usbeken bilde, welche zu Timurs Zeiten in der Gegend von Kesch und Scherisebs, also in Turkestan, wohnten.

Die Gelehrten unternahmen von Herât aus im September manche Ausflüge in die Gebirge der Umgegend und an den Steppenfluß Heri Rud, während Chanikoff in archäologischer Beziehung eine reiche Ausbeute gewann. Am 1. Oktober wurde nach Westen hin ein Abstecher nach Tebbes unternommen, das durch seine Orangen- und Mandelgärten berühmt ist, und am 22. Oktober erreichte man diese Stadt. Seither nahm man an, daß die Gegend zwischen beiden Punkten eine platte Ebene sei, es ergab sich aber, daß sie häufig von Bergketten durchzogen wird. Göbel hat viele geologische Specimina mitgebracht, Lenz manche Punkte astronomisch und hypsometrisch bestimmt. Inzwischen war Chanikoff seinerseits von Herât aus nach Osten hin gegangen, auf der Straße, die nach Kabul führt; er besuchte das Dorf Rausebagg, wo zwei Beherrscher von Herât, Schah Mahmud und sein Sohn Kamran, begraben liegen; sodann die Stadt Obe, wo heiße Quellen sind, und Kerrukh, den Centralpunkt des persischen Nomadenstammes der Djemschidi; hier war 1839 der englische Reisende Stoddart auf seiner Reise aus Indien nach Buchara durchgekommen. Der Topograph Jarinoff nahm das Land auf und Ristori stellte Barometermessungen an.

Chanikoff erwarb nach seiner Rückkehr in Herât eine große Anzahl persischer und afghanischer Manuscripte, und copirte Inschriften, welche eine geschichtliche Bedeutung haben; er sammelte auch Dokumente aus den Zeiten Timurs und seiner Nachfolger, durch welche neues Licht auf das Verwaltungssystem der mongolischen Herrscher fallen wird.

Die Reisenden blieben bis zum 30. Januar 1859 in Herât. Dann brachen sie auf und zogen nach Süden hin weiter auf der Straße, welche das nördliche Seistan, das südliche Chorassan und die Provinz Kermân durchschneidet. Bei dem schon erwähnten Rausebagg verließen sie das Thal des Heri Rud, gingen auf dem nach Kandahar führenden Wege bis Sebsar und überstiegen die Maderiberge in der Schlucht oder dem Engpasse von Siagakiffia. So gelangten sie ins Thal des Adreskan, in welchem nomadische Barykji's umherziehen. Wir können hier nicht näher in die Einzelnheiten eingehen und heben nur einige Hauptpunkte hervor.

Am 9. Februar waren die Reisenden in Anardere, einem auf allen Seiten von hohen Bergen umschlossenen großen Dorf an der Grenze von Herât und Seïstan, wo die Myrthe wächst und schon Dattelbäume auftreten, deren Früchte ein paar Meilen weiter, in Siguin, schon reif werden. Hier bekommt der Adreskan den Namen Harud. Am 14. Februar wurde die Nordgrenze von Seïstan überschritten und die Expedition von einem Bruder des Statthalters von Laasch freundlich begrüßt. Diese Stadt liegt am Ferrasch rud, der sich in den Binnensee Hamun ergießt; der südliche Theil desselben wird Zareh genannt. Chanikoff zog um die nordwestliche Ecke desselben und erreichte nach vier Tagen die Grenzen von Chorossan bei Nich.

Von dort führt eine direkte Straße gen Südwesten über Dichi Salm durch die Wüste Lut nach Kermân, aber Chanikoff fand nicht die erforderliche Anzahl von Kameelen und mußte deshalb am Nordrande der Lut-Wüste bis Seritschah hinziehen. Er wollte sich dort der großen Karawane anschließen, welche in jedem Frühjahr aus Chorassan nach Kermân und dann nach Bender Abbas am persischen Meerbusen zieht. Als die Reisenden ankamen, sammelte sich eben die Karawane und traf Vorbereitungen zum Abzuge, der aber erst nach Verlauf von zehn Tagen erfolgte; am 20. März ging sie in die Wüste hinaus, welche auf einer Strecke von 32 deutschen Meilen ohne Wasser und auf einer solchen von 23 Meilen ohne all und jeden Pflanzenwuchs ist. Diese Lut-Wüste war vorher noch von keinem Europäer erforscht worden. Die Straße führte über Dichi Seif, Habbis und von dort durch die malerischen Engpässe von Dere Issacht und Dere Augun, welche früher schon von Abbot beschrieben worden sind, nach Kermân, das am 2. April erreicht wurde.

Hier theilte sich die Expedition. Dr. Bunge, Bienert und Graf Keiserlingk gingen am 18. April über Jesd und Ispahan nach Rußland zurück. Chanikoff folgte am 23. April, war am 1. Mai in Jesd, und blieb acht Tage in dieser sehr wichtigen Stadt, welche den Knotenpunkt für viele Karawanen bildet.*) Göbel besuchte die in der Nähe liegende berühmte Grotte bei Taft. Am 19. Mai waren die Reisenden in Ispahan, brachen von dort am 26. Mai wieder auf, folgten der großen Karawanenstraße über Kaschan und Kûm und erreichten am 7. Mai Zergendeh, wo die russische Mission ihren Sitz hat.

Von Zergendeh aus, wo Chanikoff und Göbel längere Zeit verweilten, unternahm der Letztere einen Ausflug in das Schemrungebirge, bestieg zweimal, am 30. Juni und am 2. Juli, den Demawend und besuchte den Alpensee Tary.

Das Erforschungsgebiet der Expedition umfaßt zehn Längen- und dreizehn Breitengrade; sie hat etwa einhundert Punkte astronomisch bestimmt, Barometermessungen, magnetische und meteorologische Beobachtungen angestellt und eine Fülle von Sammlungen heimgebracht.

In dem Nachstehenden begleiten wir Chanikoff nach Nischapur, in dessen Nähe die berühmten Türkisgruben liegen, und nach der „heiligen Stadt" Mesched.

Die persischen Dichter preisen Nischapur über alle Maßen. Wenn es, rufen sie aus, irgendwo auf Erden ein Paradies giebt, so ist es hier. Welches Gras, Korn, Wasser, ach, ach! Sie rühmen das Klima, die kühle Frische der Morgenstunden und den Duft der Rosen. Aber Chanikoff sah dort am 30. Juni 1858 nur eine dürre Ebene. In den niederen Luftschichten lag weit und breit ein trockener

*) Le Tour du Monde, November 1861. — Compte rendu de la société impériale géographique de Russie pour 1858, p. 16, et 1859, p. 17—32. Otto Blau, Commercielle Zustände Persiens, Berlin 1858, S. 47.

*) Eine Beschreibung von Jesd giebt der Berliner Professor H. Petermann in seinen Reisen im Orient, Leipzig 1861. 2 Bände, II. S. 203 bis 210. Wir kommen bei passender Gelegenheit auf dieses inhaltreiche Buch zurück.

Nebel, gebildet von ganz feinem Sandstaube, und alles trug eine gelbliche Färbung.

Auf dem Wege vom Dorfe Chauluk nach Nischapur sah man große Dörfer, aber die Zahl der trocken liegenden Kanäle und der verfallenen, unbewohnten Häuser war doch unendlich bedeutender. Dem Reisenden drängte sich auch auf dieser Straße die Bemerkung auf, daß der Menschenverkehr ungemein geringfügig ist. Während eines achtstündigen Rittes über eine zehn deutsche Meilen weite Ebene begegneten ihm kaum ein Dutzend Leute. An einer Stelle fand er ein Lager der Belndschen, welche einst von ihrer Heimath am indischen Ocean aus Raubzüge in die persische Provinz Kerman gemacht hatten, aber von den Truppen des Schahs gefangen genommen und nach dem nördlichen Chorassan geschafft wurden. Sie waren über alle Beschreibung zerlumpt, wohnen das ganze Jahr hindurch in Zelten, deren Bedeckung aus schwarzem Zeuge besteht, und ziehen als Nomaden umher.

Nischapur gewährt keinen heitern Anblick; die aus Luftziegeln gebaute Mauer ist im Verfall, die Straßen sind eng und gewunden, die Häuser zumeist armselig, und in den geräumigen Bazaren standen viele Buden leer. Ueberall war widerwärtiger Schmutz, selbst vor dem Palaste des Gouverneurs lag ein hoher Haufen von Unreinigkeiten, von welchem eine Hundemente Besitz genommen hatte. Auch der Ruf hoher Gelehrsamkeit, welchen einst Nischapur ausstrahlte, ist dahin; die Stadt zählt jetzt nur noch einen einzigen Doktor der Theologie. Der gelehrte Mollah bewohnt ein Haus im Mittelpunkte des Bazars, damit die Kaufleute, welche sich irgend eine Entscheidung von ihm holen oder einen Streit schlichten lassen wollen, nicht weit zu gehen haben. Der Doktor war nicht in glänzenden Umständen, zeichnete sich aber vor anderen Geistlichen vortheilhaft aus, denn Scheinheiligkeit war ihm fremd und er verdrehete die Augen nicht.

Man hat bisher ziemlich allgemein angenommen, daß Nischapur das Niseae der alten Schriftsteller sei; Chanikoff dagegen sucht nachzuweisen, daß man es für das Nissa der alten arabischen Geographen zu halten habe. Aber schon im zehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung wird es von Schriftstellern unter seinem heutigen Namen erwähnt. Alte Denkmäler sind nicht vorhanden, aber rings um die Stadt liegen Trümmer und Gräber; unter den letzteren sind einige, die von den Geistlichen für die Ruhestätten heiliger Männer ausgegeben werden. Chanikoff besuchte eine in der neuesten

Ruinen des Mussalah in Mesched.

Zeit erbaute Kapelle, in welcher sich angeblich die Gräber der Söhne des Abu Muslim von Merw befinden. Man wollte diese Ruhestätten im Jahre 1857 entdeckt haben. Abu Muslim, der Held der abassidischen Erhebung, wurde vor mehr als tausend Jahren verrätherisch am Euphrat ermordet, aber sein Andenken lebt noch heute beim Volke fort und wird von den Schiiten verehrt. Darauf haben die Geistlichen eines Dorfes bei Nischapur eine vortheilhafte Spekulation gegründet. Allerdings können sie das leichtgläubige Volk täuschen, aber der gelehrte Russe sah ihnen in die Karten. Sie zeigten ihm ungewöhnlich große Ziegelsteine, dergleichen man jetzt nicht mehr verfertigt; auf der einen Seite waren sie blau verglas't und hatten einige Spuren von einer Inschrift in Neschi-Schriftzeichen, die offenbar aus dem achten Jahrhundert der mohammedanischen,

also etwa aus dem vierzehnten unserer Zeitrechnung stammten; man gab aber diese Ziegel für Leichensteine der Söhne Abu Musslims aus. Chanikoff wies dem Mollah in sehr schonender Weise nach, daß ein Irrthum vorliege; der Geistliche wurde aber verdrießlich darüber und behauptete nun gar, daß die Schriftzeichen kufisch seien. Er sprach: „Siehst Du dort im Dorfe das Haus des Hadschi Abdullah? Er ist ein frommer Mann, war in Mekka und lügt nur selten.*) Was ich Dir nun mittheile, weiß Jedermann. Abdullah sagte mir jüngst, daß unser Prophet, sein Name sei gesegnet, im Traume ihm erschien und ihm die Stelle wies, an welcher sich das Grabmal der Söhne Abu Musslims befindet. Dort gruben wir nach und fanden diese Steine. Kannst Du jetzt noch zweifeln? Gott ist Gott und kein Gott außer ihm!" Die Umstehenden murmelten beifällig und die Frage war damit erledigt.

Aecht ist dagegen wohl das Grab des berühmten Mathematikers und Dichters Abu Hafis Omar el Cheïami, der 1123 nach Christus starb. Er schrieb eine Algebra und Spottverse gegen die Geistlichen. Ueber die Stätte, wo angeblich die Gebeine des berühmten Dichters Feriddin Attar (d. h. des Drogueuhändlers) ruhen, erhebt sich eine Kapelle. Als die Horden Dschingischans Nischapur erstürmten, tödteten sie den damals 110 Jahre alten Mann, der in religiösen Dingen gläubig und doch wieder ein Zweifler gewesen ist. Schwerlich ist der Dichter jemals begraben sondern gewiß gleich tausenden seiner von den Mongolen erwürgten Mitbürger auf freiem Felde von Raubthieren und Vögeln gefressen worden. Denn wir wissen, daß nach Dschingischans Abzuge die Stadt Nischapur eine Zeitlang völlig verödet war. Erst nach und nach wurden die Schakale, Wölfe und Geier von Menschen wieder vertrieben.

Von Nischapur nach Mesched führen zwei Straßen; die nördliche durchschneidet das Gebirge, die andere umgeht dasselbe und führt durch dürre unangebaute Ebenen; sie trifft bei Turuk mit der von Herât kommenden Route zusammen. Chanikoff wählte am 3. Juli der starken Hitze wegen den kühlern Gebirgspfad, der bis zur Moschee von Kadamgah, auf einer Strecke von mehr als vier deutschen Meilen, noch in der Ebene hinläuft. Die Moschee wird von herrlichen Platanen beschattet. Am folgenden Tage kam er im Gebirge durch Wälder von Weiden, Pappeln und Maulbeerbäumen; dann beginnt ein steiler Gebirgspfad, der durch eine pflanzenlose Gegend führt. An einem Bache steht eine Karawanserai, dessen Inhaber die Reisenden mit Brot, Käse und Gerste versorgt. Am andern östlichen Abhange ist der Baumwuchs weniger kräftig.

Chanikoff schlug sein Zelt im Schatten von Nußbäumen auf, und sandte vom Dorfe Dschigahr einen Boten nach Mesched an die Behörden, damit sie für ihn eine Wohnung herstellen möchten. Ein Christ erscheint in dieser „heiligen Stadt" allemal als ein sehr unwillkommener Gast. Am 6. Juli verließ er Dschigahr. Die Straße führte durch wohlbestellte Felder an großen Dörfern vorüber; die Bazare in denselben sind auch mit europäischen Fabrikaten wohl versehen und man findet in ihnen sogar Kaffeehäuser, in welchen dem Gaste die Wasserpfeife gereicht und Thee aus russischen Samowars eingeschenkt wird. Doch gewahrt man nichts von der großen Stadt, denn vor ihr liegt der Salem Sepessi, der Hügel des Heils. Aber von diesem gewinnt man eine Aussicht auf Mesched und fromme Pilger ersteigen früh Morgens die Höhe, um bei Sonnenaufgang einen Blick auf die Kuppel und die vergoldeten Thürme der Moschee des Imam Ali Risa zu werfen. Sobald der Tag weiter vorrückt und die Hitze stärker wird, nimmt die Luft eine Art von Milchfärbung an und man sieht nur noch einen dunkeln Streifen; das sind die Gärten. Jeder Pilgrim nimmt auf dem Hügel einen Schieferstein und wirft ihn auf eine der vielen Schieferpyramiden, welche überall am Wege aufgethürmt liegen. In diesen Haufen von Opfersteinen wimmelt es von Erdratten.

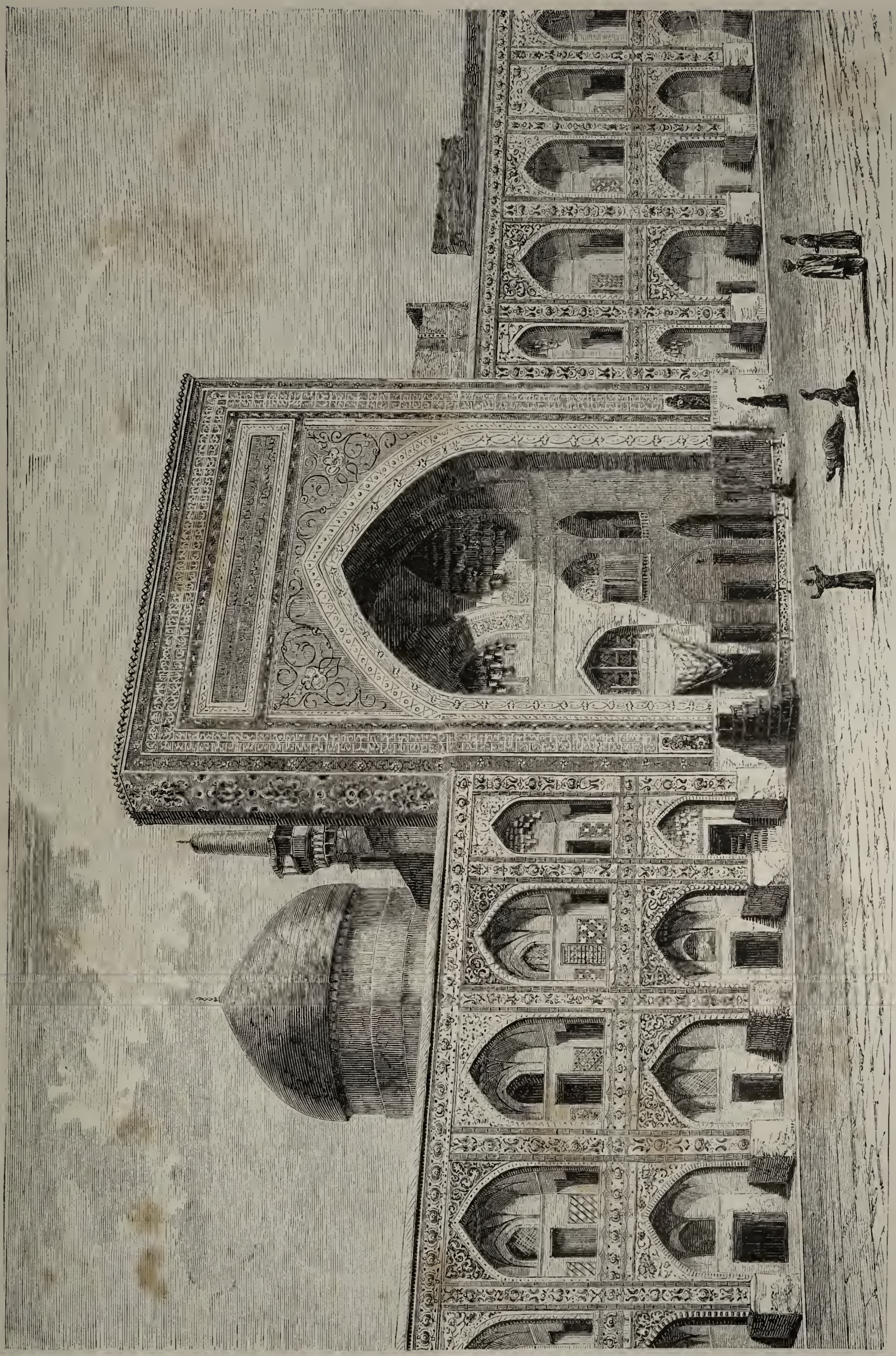
Während der Reisende sich mit drei stattlichen afghanischen Kriegern, die als Pilger aus der Umgegend von Kabul gekommen waren, lebhaft unterhielt und insbesondere auch ein politisches Gespräch mit ihnen führte, kündigte man ihm an, daß das Ehrengeleit, Istikbal, welches der Statthalter von Chorassan ihm entgegen sandte, in der Nähe sei. Bald erschien dasselbe mit dem Ceremonienmeister an der Spitze. In dessen sehr zahlreichem, aus reichlich vierthalbhundert Leuten bestehenden Gefolge befanden sich der Oberst des in Mesched liegenden Regimentes, viele andere Offiziere und Kapitän Djannuzzi, ein Neapolitaner im Dienste des Schahs, und nach etwa einstündigem Ritte befand sich der Reisende am westlichen Thore der Hauptstadt von Chorassan. Sie wird von einem Kanale durchschnitten, dessen Ufer mit Bäumen bepflanzt sind.

Zur Wohnung für die europäischen Gäste war das Haus eines Oberbeamten, der in Dienstgeschäften nach Teheran gereist war, hergerichtet worden. Wir gehen auf eine nähere Schilderung desselben nicht ein, weil wir schon früher (Nr. 2 des Globus) eine solche gegeben haben und die häuslichen Einrichtungen in den Städten Persiens fast überall dieselben sind. Wir wollen nur bemerken, daß während der heißen Monate Jedermann nicht in den Zimmern, sondern auf den Dächern speist und schläft.

Die Fremden wurden mit großer Höflichkeit behandelt und man schickte ihnen Zuckerwerk verschiedener Art in ungeheurer Menge. Chanikoff konnte, dem persischen Brauche zufolge, die hohen Beamten nicht zuerst besuchen; diese ihrerseits waren es ihrem hohen Range schuldig, ihm nicht sofort die Aufwartung zu machen. Zuerst erschien der Kawam ed dulet, Adjutant des Prinzen-Statthalters, dessen Wesir er war, schwarz gekleidet und von etwa vierzig Dienern begleitet.

Der Lebenslauf dieses Mannes gewährt einen Einblick in die persische Beamtenlaufbahn. Kawam ed dulet hatte sich lange unbemerkt unter dem Schwarme der Mirzas (Schreiber) umhergetrieben und war nur langsam emporgekommen. Endlich rückte er aufwärts, wurde Wesir der Provinz Aserbeidschan, benahm sich aber so geldgierig und war bei seinen Erpressungen so unvorsichtig, daß er auch einen unter dem Schutze des englischen Consulats zu Tebris stehenden Mann sehr stark rupfte. Der britische Gesandte drang auf seine Absetzung und der Schah konnte nicht umhin, den Wesir zu entfernen. Aber da er ein Muselmann war und, wie er vorstellte, von Ungläubigen verfolgt worden sei, erhielt er zur Entschädigung das Wesirat in Chorassan, wo er sein böses Handwerk noch viel ärger trieb als in Aserbeidschan. Wer bei ihm vorgelassen werden wollte, mußte dem Ferrasch-Baschi, das heißt dem Obersten der Dienerschaar, Geld geben, das dann in den Beutel des Wesirs floß. Einst hatte Kawam ed dulet sich in den Kopf gesetzt, einen reichen Kaufmann zu plündern, wußte aber nicht recht, wie er an den sehr ruhigen Mann gelangen sollte. Da fand der Ferrasch-Baschi ein Auskunftsmittel. Eine hübsche junge Frau wurde ins Geheimniß gezogen und mußte gegen Abend im Harem des Kaufmannes bei dessen Frauen unter irgend einem Vorwande erst Einlaß suchen und dann während der Nacht dort bleiben. Inzwischen hatte sich der Ferrasch-

*) Kem drugb migujed, „er spricht wenige Lügen", ist in Persien, wo das Lügen an der Tagesordnung ist, ein Ausspruch des Lobes.



Der innere Hof in der Moschee des Imam Ali Risa.

Baschi mit mehreren Dienern in einen Hinterhalt gelegt und nahm sie gefangen, als sie am andern Morgen das Haus verließ. Beim Verhör spielte sie ihre schlechte Rolle gut, sagte anfangs die Wahrheit, daß sie nämlich die Nacht über bei den Frauen gewesen sei; dann gab sie den Drohungen nach und erklärte, der Kaufmann habe ihr Ungebühr angethan. Sofort ließ der Wesir diesen ergreifen, einsperren und so lange festhalten, bis er sich mit einer sehr bedeutenden Summe Geldes freikaufte. Vermöge solcher Zwangsmittel wurde der Wesir binnen vier Jahren ein reicher Mann, hatte in seinem Marstalle herrliche turkomanische Pferde, in seinen Zimmern schöne Teppiche, in seinen Truhen prächtige Shawls aus Kaschemir und werthvolle Edelsteine, und da er nun ein reicher Mann war, heirathete er ein schönes und sehr reiches Mädchen.

Auch die Juden mußten ihm bluten. Als die Soldaten des Schahs aus dem von ihnen eroberten Herat wieder abzogen, ließ der Wesir alle dort wohnenden Hebräer fortschleppen, weil sie, angeblich, Unterthanen des persischen Schahs seien. Aber so ungläubige Hunde durften, wie der eifrige Mohammedaner sagte, die hochheilige Stadt Mesched nicht verunreinigen, sondern mußten außerhalb derselben bleiben. Man sperrte sie in ein verfallenes Karawanserai, das für eine so große Anzahl Menschen viel zu wenig Raum hatte. Die Juden wurden von Soldaten bewacht und durften das Gebäude nicht verlassen. So konnte nicht ausbleiben, daß ansteckende Krankheiten unter ihnen ausbrachen und Manchen hinwegrafften. Der Wesir ließ den Juden sagen, er wolle sie freilassen, wenn sie ihm achttausend Dukaten gäben. So viel hatten sie nicht. Sie wandten sich nach Teheran an den Hof des Königs, aber ihre Beschwerden und Klagen blieben unbeachtet und die Sterblichkeit nahm ihren Fortgang.

Charakteristisch für Mesched ist der „heilige Stadttheil", ein heiliges Quartier, an dessen Ringmauer, Sehn, die Gewalt des Statthalters und seines Wesirs aufhört; im Innern, das ein Asyl für Flüchtlinge bietet, haben sie nichts zu befehlen. Dieses heilige Quartier steht unter einem Mutawalli Baschi, Direktor. Er war ein Greis mit wohlwollendem Blicke, in dem mohammedanischen Recht genau bewandert und ein wirklich gläubiger und frommer Mann. Er war früher einmal als Gesandter in Petersburg gewesen und Chanikoff hatte ihn schon 1850 in Tiflis kennen gelernt.

Das heilige Quartier in Mesched besitzt einen großen Reichthum an liegender und fahrender Habe; es war aber seither durch schlechte Verwaltung sehr viel davon verzettelt worden. Das Quartier hat, in Folge frommer Vermächtnisse, auch in Herat, in Kabul, ja sogar in Indien solche Wakfs, Schenkungen. Der Vorgänger des dermaligen Mutawalli Baschi war ein ungetreuer Haushalter gewesen, und nun kam es darauf an, wieder Ordnung in das Ganze zu bringen.

Chanikoff machte dem Statthalter seine Aufwartung, der eben von seinem Neffen, dem Schah, ein Chalat, Ehrenkleid, geschenkt bekommen hatte. Dieser Perser war höflich, wie alle seine Landsleute, und hatte wirklich das Bedürfniß, sich zu unterrichten, die Ilmi firenghi, die Wissenschaft der Franken, nicht blos oberflächlich kennen zu lernen, um dann mit einigen Redensarten zu prunken. Auch konnte man ihm keine Erpressungen nachsagen. Mit dem Kawan, in welchem er nur eine Kreatur des Premierministers in Teheran sah, stand er auf schlechtem Fuße.

Chanikoff lernte auch den Mollah Abdurrahman kennen, welcher der Bibliothek vorstand, Professor an der Pänpahschule, auch Adjunkt des Astronomen von Chorassan war, und die Elemente Euclids gründlich verstand. Der Russe erklärte dem Perser das copernikanische System, die Bewegung der Erde und das Gravitationsgesetz. Darüber gerieth der mohammedanische Geistliche fast außer sich; ihm ging ein Licht auf! Chanikoff gab ihm Erörterungen über die neuesten Forschungen in der Astronomie und Physik und machte den Mann ganz glücklich, als er ihm die Keplerschen Gesetze niederschrieb.

Von nicht geringem Interesse für einen Fremden ist der Todtenacker bei Mesched, ein ungeheures Leichenfeld. Er heißt Katlgah, die Stätte des Gemetzels. Eine so große Anzahl von Gräbern, sagt der Reisende, habe ich nirgends beisammen gesehen. Jedes Grab ist mit einer länglich-viereckigen Erhöhung aus gestampfter Erde, Pisé, bezeichnet. Alle diese Leichensteine, wenn der Ausdruck erlaubt ist, gleichen einander, sind gelblich grau und erstrecken sich, so weit nur der Blick reicht. Alles ist öde und still, nur dann und wann hört man das Rauschen von Gewändern, wenn ganz verhüllte Frauen wie Schatten zwischen den Gräbern hingleiten, oder wenn man Gebete vernimmt, welche da und dort ein am Boden sitzender Mollah für die Seelen der Abgeschiedenen murmelt.

Berühmt ist auch das Grabmal des Iman Ali Risa. Vor der vergoldeten Eingangspforte zu der gleichnamigen Moschee zündet man allabendlich bunte Papierlaternen an; von den hohen Minareten herab rufen die Muezzins den Asar nach einem besondern Rhythmus, der nur in Chorassan gebräuchlich ist und die Menge drängt sich nach dem Grabe des Heiligen. Chanikoff fand den Todtenacker ganz öde, aber bald kamen Maulthiere, welche mit schwarzen Kisten beladen waren, — eine Todtenkarawane, welche dem Wächter des Leichenackers die irdischen Ueberreste solcher eifrigen Schiiten übergab, die, laut ihrem letzten Willen, hier begraben sein wollten, um dermaleinst bei der Auferstehung den unmittelbaren Schutz des Heiligen zu haben.

Die beiden Hauptmonumente des heiligen Quartiers sind das Grab des berühmten Chalifen Harun ar Raschid und jenes des Iman Ali, der ein Sohn des Mussa Risa war. Beide im Morgenlande hochberühmte Männer haßten einander bei Lebzeiten mit Ingrimm, aber ihre Gebeine liegen nahe bei einander. Laut einer Ueberlieferung unter den Schiiten hätte der Iman prophezeit, daß der Chalif Mamun ihn vergiften werde; er habe auch seinen Verwandten eingeschärft, ihn Harun gegenüber zu begraben und durch seine Gegenwart diesen im ewigen Schlafe zu beunruhigen. Die Prophezeiung ist ohne Zweifel eine Erfindung, aber der Gedanke einer bis über das Grab hinausreichenden Rache ächt orientalisch. Das Asylrecht des heiligen Quartiers stammt aber erst aus späterer Zeit und das Priviligium ist wahrscheinlich erst unter Schah Roch, einem Sohne Tamerlans, ertheilt worden. Roch's Gemahlin, Geherschad Agha, ließ eine prächtige Moschee östlich von jener des Iman bauen. Die edle mongolische Frau hatte für dieses Heiligthum eine große Verehrung, und ihr Sohn Baisonkur Mirza, damals Statthalter von Mesched und einer der berühmtesten Kalligraphen seiner Zeit, schrieb für dasselbe mit eigener Hand einen Koran ab, entwarf auch die Muster zu allen Inschriften auf den verglas'ten Steinen für die von seiner Mutter erbaute Moschee. Zur Zeit der Mongolenherrschaft hatte der gegenseitige Haß zwischen Sunniten und Schiiten an Heftigkeit nachgelassen, als aber die Dynastie der Sefewiden emporkam, wurde er wieder angefacht. Jetzt bildet das heilige Quartier gleichsam einen Staat im Staate, mit eigener Polizei und Verwaltung. Seine Einkünfte mögen sich auf etwa achtzig tausend Tomans

Das Mausoleum Nadir Schahs.

belaufen, also auf etwa eine Viertelmillion Thaler. Davon muß eine große Beamtenzahl besoldet werden, auch liefert das Quartier einer beträchtlichen Menge von Pilgern unentgeldlich die Leibesnahrung.

Die Moschee des Iman ist in architektonischer Beziehung von hohem Interesse und es wäre zu wünschen, daß europäische Baumeister und Zeichner einmal das ganze heilige Quartier gründlich studiren könnten. Sie würden ungeahnte Schätze, namentlich für die Ornamentik, heben können. Der Künstler fände dort auf einem kleinen Raume und übersichtlich Denkmäler einer durch die Mongolen modificirten arabischen Kunst; die Zeiten, in welchen sie entstanden, lassen sich nachweisen, und Proben jeder Gattung sind aus einem Zeitraume von mindestens fünfhundert Jahren vorhanden. In der Bibliothek des Iman fand Chanikoff 3654 Bände, darunter eintausend und ein und vierzig Korane; von diesen sind aber nur fünf mit kufischen Schriftzeichen.

Auf den großen Plätzen im heiligen Quartier drängt sich vom Morgen bis zum Abend eine große Menschenmenge, und der unbescholtene oder fromme Mann geht ruhig neben dem Missethäter, welcher hier eine Freistätte gesucht hat. An den Eingangsthoren werden jene kirchlichen Siebensachen verkauft, mit denen auch Geistliche der Christen, Buddhisten und Hindu überall Handel treiben, wo Pilger sich einfinden. In Mesched finden starken Absatz sechseckige Platten von gebranntem Thon, welche der Schiit beim Beten des Namas vor sich, in der Richtung nach Mekka hin, auf die Erde legt, um sie mit seiner Stirn zu berühren. Dazu kommen Talismane, Papierstreifen, die auf Kattun geklebt und mit Anrufungen an den Iman beschrieben sind, silberne Ringe mit einem Türkis, seidene Tücher und Stickereien, Schalen aus Erz oder Schiefer und dergleichen mehr. Guten Verdienst haben die Leute, welche allerlei Anrufungen an den Heiligen schreiben; es sind fromme Gesuche, die man an das Grab des Iman hinlegt. Nach ein paar Tagen erfolgt eine zur Beglaubigung mit einem großen Siegel versehene Antwort. Andere Schreiber stellen den Wallfahrern Zeugnisse über ihre Pilgerschaft aus, entwerfen Eheverträge und verschiedene andere Dokumente. Auch mangeln dem heiligen Quartier die Wegweiser nicht, welche gegen eine mäßige Gebühr den Pilger umherführen und obendrein für ihn das Siaret Namch sprechen, ein Gebet, welches man vor dem Sarge des Iman verrichtet. Die Prediger, Waïses, erzählen die Geschichte des Heiligen und seiner Familie, vergießen bei bestimmten Abschnitten officielle Thränen über die Leiden, von welchen der Gründer des Ritus der Schiiten heimgesucht worden ist, und die gläubigen Zuhörer schreien und schluchzen mit. Diese Professoren des Fanatismus machen ein gutes Geschäft. Am Abend ist das heilige Quartier ein Stelldichein für alle Leute, welche Liebschaften mit einander haben.

Vom heiligen Quartier läuft eine breite Straße bis zum westlichen Thore der Stadt und bildet den Quai für einen großen Kanal, aus welchem man die Gärten in Mesched bewässert. Der obere Theil dieser Wasserleitung wird von Bäumen beschattet, und dort steht auch ein alter Tschinar, säulenartiger Thurm, von majestätischer Form, gegenüber dem Grabmale Nadir Schahs, in welchem sich jetzt eine Schule befindet. Dieser gewaltige Herrscher, Eroberer Indiens, hatte sich bei seinen Lebzeiten ein schönes Mausoleum aus weißem Marmor errichten lassen; unter demselben lag ein Gewölbe, in welchem seine irdischen Reste ruhen sollten. Nadir Schah wurde bei Kabuschan ermordet und sein Sohn ließ ihn in jenem Mausoleum begraben. Aber die ersehnte Ruhe sollte ihm dort nicht werden. Der Eunuch Aga Muhamed Chan, Sohn des Kadscharen Fetkh Ali Chan, welcher auf Nadirs Befehl in Mesched hingerichtet worden war, wollte den Tod seines Vaters rächen. Er befahl, das Mausoleum zu zerstören, die Gebeine Nadir Schahs fortzuschaffen und sie unter die Eingangsschwelle seines Palastes zu Teheran zu legen, damit er, der nun König war, sie tagtäglich mit Füßen treten könne.

Vor dem östlichen Thore, aus welchem die Straße nach Herat geht, steht das Mussallah, ein Oratorium, Bethaus, unter welchem ein Prediger zweimal im Jahre, vor einer großen Anzahl von Gläubigen, Gebete hersagt. Das geschieht am Tage des Beïramfestes, mit welchem der Fastenmonat, der Ramadan, zu Ende geht, und am Eidi fitre, dem Opferfeste. Unsere Abbildung zeigt die sehr gefälligen Formen dieses Bauwerkes. Chanikoff ist ganz entzückt über die wunderbare Vertheilung der Farben an dieser prächtigen Architektur, die eine großartige Mosaik von verglas'ten Ziegelsteinen bildet. Der Künstler hat begriffen, daß jede schreiende Farbe oder an Spielerei erinnernde Verzierung für ein ernsten Zwecken geweihetes Oratorium unangemessen sei. Deswegen verwandte er nur indisches Roth, Ultramarinblau, Dunkelgrün, Oker und Umbra in vielfachen Abstufungen und hob da und dort Einzelnes durch mäßig angebrachte Vergoldung.

Nach Nordosten hin, etwa zwei Wegstunden von Mesched entfernt, liegt die Moschee Chodscha Rebi's, welcher Lehrer des Imam Ali Risa gewesen ist. Dabei hat der Baumeister genau den Plan der Kadamgahmoschee, selbst in den Einzelnheiten des Schmuckwerks, nachgeahmt. Hinter dieser Chodscha Rebi-Moschee beginnt die unbebaute Steppe, von welcher Mesched von allen Seiten eingeschlossen ist. In ihr liegen, etwa sechs Meilen von der heiligen Stadt entfernt, die Ruinen von Tus, der alten Hauptstadt von Chorassan, von der nichts weiter übrig geblieben ist, als ein Vertheidigungsthurm und eine Moschee, deren Kuppel jetzt auch in Trümmer zerfällt. Mit diesem Tus ist eine große Erinnerung verknüpft. Harun ar Raschid, der die Welt mit seinem Ruhm erfüllt und alle Lebensfreuden gekostet hatte, ging in die Einöden von Chorassan, um hier, abgeschieden von den Menschen, zu sterben. Der stolze Chalif fühlte das Herannahen des Todes, aber kein Sterblicher sollte ihn schwach sehen. Er bestieg ein stattlich angeschirrtes Kameel, ritt in die Wüste und stieg ab. Beim Klange der am Thiere hängenden Schellen sprach er selber sein Todtengebet, warf sich in der Richtung nach Mekka hin zu Boden, drückte sein Gesicht in den heißen Sand und hauchte seine Seele aus.

Chorassan wird in seinem nördlichen Theile in östlicher Richtung von einer großen Handelsstraße durchzogen, welche dem indischen und turanischen Verkehr als Bahn dient. Unfern von der Grenze der Bucharei liegt gerade im nordöstlichen Winkel des persischen Gebietes Mesched. Dort laufen die Waarenzüge zusammen; die Stadt ist, wie wir schon bemerkten, ein berühmter Wallfahrtsort der Schiiten, welche zum Grabe des Iman Risa pilgern und liegt an der „großen Königsstraße", welche in der Hauptstadt Teheran ihren Ausgangspunkt hat. Mesched hat einen großartigen Gewerbtsbetrieb. Es liefert in den Handel Shawls und Teppiche, Lammfelle, vortreffliche Klingen, Eisen- und Bronzewaaren, Gold und Edelsteine. Auch bildet es einen Hauptmarkt für den Safran, ist überhaupt von jeher einer der bedeutendsten Handelsplätze Mittelasiens gewesen und ist auch jetzt noch ein Mittel- und Sammelpunkt für den ostpersischen Handelsverkehr.

Die chinesischen Rebellen, ihre Religion und der amerikanische Missionär Roberts.

Wir haben aus China Nachrichten bis zum 1. März, die nicht ohne Interesse sind, weil sie helle Streiflichter auf manche Dinge werfen, welche sich in dem vielfach räthselhaften Blumenreiche der Mitte begeben. Bevor wir näher auf dieselben eingehen, wollen wir Einiges über die Stellung der Taïping-Rebellen zum Christenthum bemerken.

Bekanntlich sind durch manche Missionäre hohe Erwartungen rege gemacht worden. Die sanguinischen Männer sahen im Geiste schon einige hundert Millionen dem Götzendienst abgewandt und dem Kreuze gewonnen; die Rebellen seien ein Werkzeug in den Händen der Vorsehung, welche Großes mit ihnen vorhabe. Zwar die dicke Wolke des Irrthums lagere noch über ihnen, aber manche himmlische Sonnenstrahlen der Wahrheit seien in die nicht mehr verhärteten Gemüther gedrungen, und man dürfe kaum noch daran zweifeln, daß das Licht der Wahrheit sich völlig Bahn brechen werde. Ein endlicher Triumph des Evangelii stehe in gewisser Aussicht.

Wer die Verhältnisse Chinas kannte, die Dinge ohne vorgefaßte Meinung ansah und weiß, von welcher ethnischen Beschaffenheit die Chinesen sind, war nicht im Stande, die hochfahrenden Hoffnungen zu theilen. Gewiß kann und wird nicht ausbleiben, daß im Fortgange der Zeit mehr und mehr Chinesen für das Christenthum gewonnen werden, aber im Allgemeinen kann die Zahl der Bekehrten im himmlischen Blumenreiche nicht bedeutend werden, und auch diese bringen chinesische Zuthaten hinein. Die Chinesen sind eben durch und durch eigenartig und zugleich so rebellisch und conservativ zugleich, wie kein anderes Volk in der Welt. Wie sie jetzt sind, stehen sie da als das Produkt einer viertausendjährigen Cultur, deren Continuität niemals unterbrochen worden ist und die völlig mit ihrem Fleisch und Blut verwachsen ist. Alle Klassen sind tief durchdrungen von Hochachtung und Verehrung für das, was von den Vätern stammt; in jedem Chinesen lebt eine tiefe Abneigung, sich von den Gebräuchen der Vorfahren zu entfernen. Dadurch ist aber nicht gehindert worden, daß im Verlaufe der letztverflossenen zwölfhundert Jahre funfzehn Dynastien vom Throne gestoßen wurden. China war stets rebellisch, aber nie revolutionär, denn in den Staatseinrichtungen wurde kaum etwas geändert, weil sie dem Geist und Bedürfnisse des Volkes durchaus angemessen sind; die Umwälzungen waren nur ein Wechsel in den Personen. Selbst die gegenwärtige Dynastie der Ta tsing hat sich ganz und gar dem altchinesischen Staatssysteme fügen müssen, und eigentlich keine andere Neuerung ins Land gebracht, als den bis 1644 in China unbekannten mandschurischen Zopf. Dieser wurde durch Zwang eingeführt; wer ihn nicht trug, wurde als Feind der neuen Herrscher angesehen und bestraft. Den aufgedrungenen Zopf, dieses Merkmal der Unterwürfigkeit gegen einen ausländischen Herrscherstamm, haben die Taïping-Rebellen sogleich abgeschnitten; sie lassen ihr Haar wachsen und heißen deshalb die Langhaarigen. Diese Thatsache aber kann beweisen, daß allerdings in den Rebellen Elemente volksthümlicher Reaction gegen die Mandschudynastie nicht fehlen.

Unter den Missionären, welche in den Hafenstädten Chinas ihrem Amt obliegen, sind viele würdige und wissenschaftlich gebildete Männer. Aber neben denselben findet man auch Sendboten von sehr rohem Schlage, und von diesen kommen manche aus Nordamerika. In diese Klasse gehört ein gewisser J. J. Roberts, der seit einigen Jahren viel von sich reden macht und dessen Treiben der Schreiber dieser Zeilen mit Aufmerksamkeit beobachtet hat. In den englisch-chinesischen Blättern, namentlich in dem zu Schang haï erscheinenden North-China-Herald und in der Honglong Overland China Mail ist sehr viel von ihm die Rede gewesen, und in diesen Blättern veröffentlichte der Missionär seine Nachrichten über die Taïping wang.

Als die Rebellen im Sommer 1860 die große Stadt Su tschen eingenommen und verwüstet hatten, entbot ihr Anführer den Missionär zu sich. Dieser schrieb dann einen Bericht über die erste Unterredung, welche er mit dem mächtigen Krieger hatte. Aus demselben heben wir folgende Stelle hervor:

„Schung Wang, der gläubige König, welcher das Heer befehligt, denkt gar nicht an Feindseligkeit gegen die Fremden. Ich bin von ihm mit großer Herzlichkeit und sehr freundlich aufgenommen worden; er wird mit mir nach Nanking gehen.

König Schung wünscht in Handel und Religion Verbindungen mit den Ausländern und begreift nicht, wie zwei Völker, welche gleich den Taïping Wang und den Europäern denselben Gott verehren, einander befehden sollten. Er wünscht mit den westlichen Königen und deren Unterthanen zu sprechen und hat ein Manifest entworfen, das ich übersetzen werde. Ich habe vor ihm, seinen Räthen und etwa einhundert seiner höchsten Beamten und Offiziere eine Predigt gehalten."

Nähern Aufschluß über Roberts und dessen Verbindung mit Hung sen tsenën, dem Oberkönig oder Kaiser der Taïping Wang, gab ein Aufsatz in der zu Canton in chinesischer Sprache geschriebenen und von Chinesen redigirten Zeitung: „Die tägliche Presse", welche aber nur zweimal in der Woche erscheint. Sie hat einen großen Leserkreis und erzählt den Chinesen, was im Blumenreiche und außerhalb desselben vorgeht. Als im Herbst 1860 Roberts viel über die Rebellen mittheilte, veröffentlichte die tägliche Presse über ihn folgenden Aufsatz:

„Er ist von Schang haï nach Su tschen gegangen. Im 24. Jahre des Kaisers Tao kuang *) verkündigte dieser Roberts die Lehre des Jesus Morgens und Abends in einer Kirche am Hafendamme des Himmelssohnes zu Canton. Damals traf es sich, daß Hung sen tsenën nach Canton kam, um eine wissenschaftliche Prüfung zu bestehen, aber in derselben durchfiel. Vor dem Collegiengebäude steckte man ihm ein Buch in die Hand, das er aufmerksam las. Aus demselben lernte er, daß es nur Einen Gott giebt, der durch sich selbst und durch sein eigenes Wesen bestehe, und daß alle Götter, welche man in Bildern darstellt, falsch seien. Dann ging er an den Hafendamm des Himmelssohnes und hörte zu, wenn das Wort gepredigt wurde. Er wünschte, sich unter die Bekenner des Wortes aufnehmen zu lassen, wollte ein Mitglied der Selte des Jesus werden; Roberts sah aber, daß dieser Mann in Canton keine eigentliche Beschäftigung hatte und schenkte seinen Worten kein volles Vertrauen. Dieser kehrte also in seinen Heimathsort zurück, ohne als Mitglied der Sekte aufgenommen zu sein; aber trotzdem entfernte er aus seiner Wohnung die Bilder der falschen Götter und eröffnete eine Schule, in welcher er keine Gedenktafel für

*) Dieser Kaiser, „Glanz oder Licht der Vernunft" trat seine Regierung im Jahre 1820 an; 1850 bestieg der verstorbene Kaiser Hienfung den Thron.

den heiligen Mann (Confucius) aufrichtete. Er ermahnte die Bewohner seines Dorfes ihre Götterbilder wegzuwerfen und an den einheitlichen wahren Gott zu glauben. Einige Bauern nahmen seine Lehre an, andere dagegen hielten ihn für einen Mann aus dem Tollhause. Zu derselben Zeit verfuhren die Beamten mit großer Strenge gegen eine Räuberbande, aber auch einige Anhänger Hung sen tsenëns wurden sehr übel behandelt. Dieser hatte im 27. Jahre Tao kuang's eine Brüderschaft gebildet, welche den einigen wahren Gott verehrte. Die Beamten machten unter den Leuten, welche strafbar waren oder nicht, keinen gehörigen Unterschied, und ächteten den Hung tsen tsenën, als ob er ein Anführer der Banditen sei. Die Folge davon war der patriotische Aufstand zu Kintin. Die Zeit rollte vorwärts und im dritten Jahre Hien fungs (1853) nahm Hung sen tsenën die Stadt Kienlin ein. In demselben Jahre erhielt der immer noch in Canton verweilende Herr Roberts einen Brief von ihm, in gelbem Umschlage. Der Inhalt war, Roberts möge nach Kienlin kommen und dort seine Lehre predigen. In demselben Jahre kamen auch Engländer und Nordamerikaner nach Nanking und stellten Nachfragen über die Langhaarigen an, und diese Langhaarigen erkundigten sich nach Roberts. Als dieser solches vernahm, entstand in ihm der Wunsch, nach Nanking zu gehen und dort seine Lehre zu verbreiten, aber die Verbindung mit jener Stadt war so schwierig, daß er bisher darauf verzichten mußte. Nun ist er aber in Su tschen angekommen und verkündigt dort seine heilige Lehre." Das chinesische Blatt giebt dann den Text des Briefes, dessen wesentlichen Inhalt wir weiter oben mitgetheilt haben.

Aus diesem Artikel ergiebt sich wohl, daß die Rebellion durch das willkürliche Verfahren der Mandarinen hervorgerufen wurde, und bald nachher unklare Vorstellungen vom Christenthum unter den Aufständischen sich verbreiteten. Mohammedanische Elemente haben zu Anfang wenigstens nicht hineingespielt.

Seit 1860 war dann Roberts in Nanking wie ein „Apostel und Beichtvater" beim Oberhaupte der Taïping Wang, zum Mißvergnügen der Engländer, welche die Frage aufwarfen, ob und wie ihr Benehmen sich mit den Bestimmungen des Vertrags vereinigen lasse, welchen Nordamerika am 8. November 1859 mit dem Kaiser abgeschlossen habe. Es wurde indessen hervorgehoben, daß es in einem Artikel heiße: „Wer in friedlicher Weise das Christenthum lehrt oder ausübt, darf in keinem Falle belästigt werden." Auf diesen §. 29 berief sich Roberts und blieb bei den Rebellen, die ihn sehr zuvorkommend behandelten.

Wie es mit ihrem Christenthume stand, ergiebt sich aus folgender Schilderung des Missionärs, welcher einem Gottesdienste dieser Leute beiwohnte. Ich ging, schreibt er, in den Palast Schan Wangs, des gläubigen Königs, welcher Oberbefehlshaber der Streitkräfte des Kaisers der Rebellen Tien Wang in Su tschen ist. Dort waren sehr viele Opfergaben für den Schang ti, einen chinesischen Obergötzen, dargebracht worden und ich sah nun wohl, wie unangemessen es sei, unsern Begriff Gott mit jenem Worte zu übersetzen. Ich sah als Opfergaben für Schangti eine ungeheure Menge von Schafen, Schweinen, Enten, Gänsen, Hühnern und Früchten. Belehrung über das höchste Wesen thut diesen Leuten wahrlich noth. Ich sprach den Wunsch aus, eine Predigt zu halten und wurde dann mit einem königlichen Gewande bekleidet. Dann zogen wir in die Palastkapelle, wo der König in einem Thronsessel hinter einem Tische saß, auf welchem Opfergaben niedergelegt waren. Alle knieten vor dem Könige nieder, standen wieder auf und sangen einige Verse, welche Hung sen tsenën vor dreizehn Jahren von mir in Canton gelernt hatte. Man forderte mich zum Beten auf und ich that es im Cantondialekte. Nachher betete ein Chinese und verbrannte dann das Papier. Der König rief nachher den Lo Hau tschuen, seinen frühern Lehrer (nämlich Roberts selbst) zum Predigen auf und ich predigte über Apostelgeschichte IV. Vers 12. Ich wies darauf hin, daß man dem Heiland ganz andere Opfer bringen müsse, als jene, die vor uns auf dem Tische lägen. Nach mir sprach der König über Schangti, äußerte aber dabei wenig oder gar nichts über Christus.

Offenbar bedürfen diese Leute noch mancher Belehrung über den Gekreuzigten und ich freue mich sehr, daß der König ein solches Bedürfniß fühlt und offen ausspricht. Nach seiner Rede knieten die Chinesen abermals und nun bat mich der König, mit ihm zu speisen und Abends einer Theatervorstellung im Palaste beizuwohnen. Ich sehe nicht ab, wie der König sich mit solchen Narrheiten abgeben und daran Ergötzen finden kann. Er lachte aber recht herzlich. Sein Blick ist scharf, der Ausdruck des Gesichtes zeugt von Intelligenz; er ist gesprächig und leutselig, will auch gern mit den Ausländern im besten Einvernehmen stehen. Ich kann ihm sowohl über religiöse Verhältnisse wie über andere Dinge ganz unumwunden meine Meinung sagen. Er wünscht dringend, daß Kaufleute und Missionäre zu ihm kommen, Faktoreien und Kirchen bauen, predigen und handeln. Man sollte ernstlich in Erwägung ziehen, ob nicht die Zeit gekommen sei, da es zweckmäßig wäre, dem Taïping, welcher jetzt Tien Wang heißt, näher zu treten und dem Christenthum wie dem Handel den Weg zu bahnen?

So weit jener Missionär. Derselbe theilt dann einen Brief mit, welchen jener „Schung Wang Li, der gläubige König und Oberbefehlshaber der Truppen des Taïping Tien Kok" (des Kaisers der Rebellen) an ihn gerichtet hat. Er schreibt, es sei ihm ihm kund geworden, daß das System der christlichen Lehre nun schon zweitausend Jahre lang im Abendlande blühe. Er selber habe in seiner Heimathprovinz Kuangsi von jener Lehre nichts gehört und sei wie ein Blinder gewesen. Dann spielt er darauf an, daß sein wahrhaftiger und heiliger Gebieter Hung sen tsenën von einem himmlischen Boten in den Himmel gehoben worden sei und dort eine Zusammenkunft mit dem himmlischen Vater und dem himmlischen ältern Bruder (Christus) gehabt habe. Von diesen Beiden bekam er die Ermächtigung, die wahre Lehre zu verbreiten und durch sie das ganze Land zu ordnen. Nachdem er dann im Jahre 1853 Nanking eingenommen, sei es seine Absicht gewesen, das Evangelium zu verbreiten, allein durch den Drang der Geschäfte sei er daran verhindert worden. Jetzt wäre nun derselbe Lehrer (Roberts) erschienen, welcher dem heiligen Gebieter vor dreizehn Jahren die wahre Lehre verkündet habe; nun könne man Irrthümer verbessern, herrliche Worte vernehmen, die tief ins Herz dringen, den beschränkten Geist erleuchten, die schläfrige Seele erwecken.

In dem an Lord Elgin gerichteten Manifeste, welches gleichzeitig für den französischen Bevollmächtigten und an die Nordamerikaner bestimmt war, spricht sich der Oberfeldherr der Rebellen noch ausführlicher und sehr deutlich über die Stellung aus, welche die Taïping anderen Völkern gegenüber einnehmen möchten. Das Aktenstück, aus welchem wir einige der wichtigsten Stellen ausheben, erscheint in hohem Grade merkwürdig.

„Li, der gläubige König Schung Wang, Oberbefehlshaber der kaiserlichen Streitkräfte der Taïping Tien Kok-Dynastie, sendet dem britischen Bevollmächtigten seinen Gruß." Nachdem er hervorgehoben, daß sein wahrhaftiger

und heiliger Kaiser vom Himmel selbst den Auftrag erhalten habe, die wahre Lehre zu verkündigen, sei er aus Kuangsi nach Nanking gekommen, habe dort Lettern in Holz schneiden und die heilige Schrift drucken lassen und die Ceremonie des Waschens verrichtet. „Wir haben nun mit Eurem ehrenwerthen Lande ein und dasselbe System des Gottesdienstes angenommen und betrachten dessen Grundsätze so wie Ihr. Das Volk des Mittelreichs lernt jetzt die wahre Lehre kennen, es bleibt aber zu beklagen, daß es diese außerordentliche Lehre nicht schon seit Jahrtausenden kannte. Bei näherer Prüfung finde ich, daß seit 1853, also im dritten Jahre nach der Thronbesteigung meines wahren und heiligen Gebieters, das Verlangen vorwaltet, Schüler des Herrn Jesus zu werden. Alle wandten sich dem Einen Grundsatze zu. Die Gelehrten bekannten sich zum Glauben; jetzt ist derselbe schon weit verbreitet, und sehr tief in die Hauptideen eingedrungen und wird er bei den Gebräuchen beobachtet. Das Alles ist geschehen durch Gottes Macht, denn ein Mensch hätte solche Dinge nicht zu Wege bringen können!“

„Ich habe nun für Dein ehrenwerthes Land ein Manifest entworfen, welches richtige Auskunft giebt, damit die Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt werden und auf daß nicht ferner eine Schifffahrt sei auf einem Meere, darin Felsen sind, oder das Erklimmen eines rauhen und steilen Pfades. Die Fische sind in der Tiefe und die wilden Gänse weit entfernt, deshalb können sie sich gegenseitig nur schwer verständigen.“ (Das soll heißen, man müsse näher zusammenkommen, um sich gegenseitig auszusprechen.)

„Ich habe das Heer verstärkt und im Laufe dieses Jahres Su tschen und Hang keu eingenommen. Nun wünsche ich, daß Missionäre aus allen Landen kommen möchten und unserm Volke die wahre Lehre verkündigten. Darob würde ich über alle Beschreibung hoch erfreut sein, denn so gelangen die Lehren zum Herzen. Die Lehre würde bald allgemein verbreitet, der Weg gebahnt sein, das ganze Land würde in Kurzem bis zu den äußersten Grenzen christlichen Gottesdienst ausüben. Das wäre doch ein blühendes, ruhmreiches Ergebniß!“

„Es war mein Wunsch, eine Zusammenkunft mit den fremden Bevollmächtigten zu haben, um ihnen Erklärungen zu geben und Belehrung zu empfangen, damit wir wechselseitig ein gutes Einvernehmen unterhalten können. Ich rückte gegen Schang haï an, wo ein Schiff Eures achtbaren Landes lag, das mir ganz unerwarteterweise ein weiteres Vorrücken verwehren wollte. Und doch verehrt unsere himmlische Dynastie dasselbe himmlische System, wie Ihr, und wir bekennen dieselbe Lehre. Weshalb habt Ihr uns nun so feindselig zurückgestoßen? Weshalb hegtet Ihr Zweifel und Furcht, ohne meine Absichten zu kennen? Wären meine Gründe und meine innersten Gedanken Euch genau bekannt, so würdet Ihr einsehen, daß ich Euer achtbares Land mit eben so großem Wohlwollen betrachte, wie unser eigenes. Ihr triebt uns fort, ohne unsere Absichten zu kennen; doch darüber will ich weiter keinen Streit erheben, bin auch nicht tiefer in die Sache selbst eingedrungen.“

Der „König“ erklärt dann, daß er zu Verhandlungen gern bereit sei und auf keinen Fall die Zölle erhöhen werde, weil „wir Alle, die wir unter dem Himmel leben, zu Einer Familie gehören. Warum sollten nicht auch alle Brüder der vier Oceane in der ganzen Welt, Ost und West, Nord und Süd, in Frieden und Wohlwollen mit einander leben? Alles in Allem genommen, möchte ich Eure achtbaren Länder bitten, wohlwollende Gedanken gegen uns zu hegen.“ Weiterhin wird beklagt, daß der König-Oberbefehlshaber auf alle seine bisherigen Eröffnungen noch keine amtliche Antwort habe erhalten können, was ihn ebensowohl in Erstaunen als in Betrübniß versetze. Endlich sei nun der Amerikaner Roberts da, welcher den wahren und einzigen Gebieter Hung sen tsenön zu Canton im Christenthum unterwiesen habe und auch jetzt dieses Christenthum verbreite. Der Kaiser habe das Neue Testament drucken, in großer Menge weit und breit im Mittelreiche vertheilen lassen. „Deshalb sollten wir fortan im Einverständniß handeln, nicht einander entgegen treten. Aus diesem Reiche der Mitte wird sich das Evangelium nach allen Richtungen hin verbreiten und das Volk dem Herrn Christus unterwerfen, dann werden Alle unter dem Himmel ohne Maßen beseligt und erfreut sein.“

Aus solchen Aeußerungen schöpften die Missionäre große Hoffnungen. Roberts ließ oftmals von sich hören; man richtete englischer Seits viele Fragen an ihn, er ging jedoch über die Verhältnisse der Rebellen nie klar mit der Sprache heraus. Jedenfalls gefiel es ihm bei den Langhaarigen in Nanking, unter denen er eine Rolle zu spielen schien und von denen er nichts Uebles sagte.

Aber plötzlich hat sich das Blatt völlig gewandt, wahrscheinlich in Folge der neuesten Politik Englands, aus welcher die Rebellen entnehmen, daß mit dieser Macht kein Bund zu flechten sei. Roberts mußte im Januar aus Nanking entfliehen und schrieb an den North China Herald einen äußerst lamentabeln, aber in vieler Beziehung merkwürdigen Brief unterm 22. und 30. Januar 1862. In demselben sagt er:

„Ich bin im Jahre 1847 Religionslehrer des Hung tsen tschuën gewesen und hoffte, daß in Bezug auf Religion, Handel und Politik aus der hohen Stellung desselben Ersprießliches für sein Volk sich ergeben werde. Darum bin ich bisher ein Freund seiner revolutionären Bewegung gewesen, habe dieselbe mit Wort und That unterstützt, so weit ich als Missionär das thun konnte. Ich habe nach nichts Höherem getrachtet, als ein Ambassadeur Christi zu sein. Nachdem ich aber fünfzehn Monate unter ihnen gelebt und ihr Benehmen in Hinsicht auf Religion, Handel und Politik genau beobachtet habe, wende ich nun ein ganz neues Blatt um und bin jetzt, wie ich glaube aus guten Gründen, eben so sehr Gegner dieser Leute, wie ich früher ihr Freund gewesen.

Für meine Person habe ich gar nichts gegen Hung tsen tschuën; er ist gegen mich stets ganz außerordentlich gütig gewesen. Aber ich halte ihn für einen wahnwitzigen Mann, für ganz unfähig zum Herrschen; er hat keine wohleingerichtete Regierung. Auch ist er unfähig mit seinen Kulikönigen, die um ihn herum sind, irgend eine Regierung zu begründen, welche dem Volke auch nur so viel Gutes gäbe wie selbst die alte kaiserliche Regierung. Er hat ein heftiges Temperament, läßt das Volk seinen Zorn fühlen. Bei Männern oder Frauen nimmt er Anstoß an einem bloßen Worte und läßt sie sofort ermorden, ohne Richter oder Geschworene. Er ist ein Gegner des Handels; seit ich bei ihm war, hat er mehr als ein Dutzend Leute ermorden lassen, weil sie in der Stadt (Nanking) Handel getrieben haben, und doch hat er keinen gesetzlichen Handelsverkehr aufkommen lassen. Seine religiöse Duldung und seine vielen Kapellen sind nur ein Possenspiel, unnütz für die Verbreitung des Christenthums, ja schlimmer als unnütz, nur eine Maschinerie zur Ausbreitung seiner eigenen Religion. Er stellt sich auf eine Linie mit Christus. Kein Missionär, der das nicht glauben und seine politische Religion nicht verkünden will, ist an Leib, Knechten oder Eigenthum sicher unter diesen Rebellen.

Bald nachdem ich zu ihm gekommen war, sagte er mir, wenn ich nicht an ihn glauben wollte, so würde ich um-

kommen, wie einst die Juden, welche nicht an den Erlöser glaubten. Damals dachte ich nicht, daß mir dergleichen so nahe kommen sollte. Und nun hat einer seiner Bösewichter das Schwert gegen mich gezückt!" —

Das Alles offenbart dieser Missionar erst jetzt, nachdem es ihm selber „an den Kragen gegangen" ist, und nachdem er ein ganzes Jahr lang des Lobes über die Taïping Wang voll gewesen! Wir unsererseits fühlen kaum ein Mitleiden, wenn wir lesen, was er weiter erzählt.

„Kan Wang, aufgereizt durch seinen ältern Bruder und den Teufel, hat gar keine Gottesfurcht vor Augen. Am 13. Januar kam er in mein Haus und dort hat er absichtlich, malicïös und mit vorbedachter Bosheit, mit einen großen Säbel, den er in der Hand hielt, in meiner Gegenwart einen meiner Diener ermordet, ohne gerechte Ursache und ohne vorher etwas verlautbaren zu lassen. Und nachdem er meinen armen, harmlosen Diener erschlagen, trampelte er denselben äußerst teuflisch auf dem Kopfe herum und stampfte mit seinen Füßen auf dieses Haupt, obwohl ich ihn dringend gebeten hatte, das Leben meines armen Dieners zu schonen.

Aber das ist noch nicht Alles. Auch mich selber hat er in jeder nur möglichen und erdenkbaren Weise beleidigt, um mich anzureizen, daß ich etwas sagen oder thun sollte, das ihm, wie ich damals glaubte und noch glaube, einen Vorwand geben könnte, mich eben sowohl zu ermorden wie meinen Diener, den ich wie einen Sohn liebte. Er stürmte auf mich ein, nahm die Bank, auf welcher ich saß, geberdete sich wie ein Wahnsinniger, goß mir Thee ins Gesicht, packte mich an, schüttelte mich heftig und schlug mich mit seiner flachen Hand ins Gesicht. Gemäß der Weisung meines Königs, (Gott) dessen Ambassadeur ich bin, hielt ich ihm den andern Backen auch hin, und da gab er mir auf diese linke Wange einen derben Klaps mit der rechten Hand und zwar so, daß mir die Ohren klangen. Als er dann sah, daß es ihm nicht möglich sei, mich dahin zu bringen, ihn wörtlich oder thätlich zu beleidigen, stürmte er gegen mich ein wie ein Hund und rief, ich sollte mich fort scheren.

Wenn sie nun an einem Lieblinge Tien Wangs solcherlei verüben, wenn sie das dem nassen Thee thun, was wird mit dem trockenen Thee geschehen? Welcher Missionär oder Kaufmann kann sich unter sie wagen? Jetzt verzweifle ich an Missionserfolgen unter ihnen, glaube auch nicht, daß etwas Gutes aus dieser Bewegung kommen könne, und da habe ich denn die Rebellen am Montage, 20. Januar 1862, verlassen."

In einer Nachricht vom Bord des Dampfers Renard, 29. Januar, klagt dann Roberts, daß man ihm seine ganze Habe an Büchern, Notizen, Kleidern ꝛc. vorenthalten habe. Verstockte Kannibalen könnten nicht hartherziger sein.

Die Overland Mail geht nun streng, aber gewiß nicht allzustreng mit einem „so gemeinen Kerl" zu Gerichte, als welcher erst jetzt Nachtheiliges über die Rebellen sage, nachdem er persönliche Mißhandlungen erfahren. Er wurde von den Rebellen genährt und gekleidet, schrieb lobende Berichte, und eröffnete den Missionsvereinen in Amerika große Hoffnungen. Er bat seine Yankees um Geld, und das that er in sehr gemeiner Weise. So schreibt dieser Reverend einmal, als er sagen wollte, daß er gegen die Vielweiberei arbeiten werde: „I expect to see some improvement in the wife line." — Er sei länger als ein Jahr unredlich zu Werke gegangen; habe die Wüthereien der Rebellen mit eigenen Augen angesehen und nichts dagegen gethan; er wäre bei den Blutmenschen auch jetzt noch geblieben, wenn er nicht persönliche Mißhandlungen erfahren hätte. „Er verkaufte die Wahrheit um Brot und seidene Kleider und verheimlichte oder vertuschte die blutigen Metzeleien. Erst als sie ihn mit Maulschellen regaliren, zur Thür hinauswerfen und unbekleidet in den kalten Winter hinausstoßen, geht dieser geistliche Mann, der christliche Missionär, mit der Sprache heraus!"

Es ist in der That gar nichts an dem gelegen, was einem Menschen solcher Art begegnet. Aber bezeichnend ist jene Episode in mancher Hinsicht. Wichtig erscheint, daß die Gefahr eines feindlichen Zusammenpralles zwischen den Taïping Wang und den Engländern immer größer wurde. Unter den Rebellen scheinen Parteiungen ausgebrochen zu sein. Ein Theil ist für den Frieden um jeden Preis, und an der Spitze desselben steht der Häuptling Kuan in Ningpo, der geläufig englisch und französisch spricht und nicht an die himmlische Abkunft der Taiping-Dynastie glaubt. Der Kaiser in Nanking wird immer tyrannischer; wer einen Zweifel an seiner hohen Abstammung äußert, wird ergriffen und auf Stirn oder Wange mit vier Zeichen gebrandmarkt, welche lauten: Tai ping tien kwo d. h. Taipings himmlische Dynastie.

Der silberreiche Staat Chihuahua.*)

Die Stadt Chihuahua und ihre Lage. — Klima. — Karawanen. — Pflanzenwuchs. — Bauart. — Verfall der Städte und dessen Ursachen. — Die wilden Indianer. — Komantsches und Apaches. — Kriegführung. — Nordamerikanische Abenteurer als Skalpjäger. — Prämien für Schädelhäute. — Der Häuptling Bajo el Sol. — Die Silbergruben. — Santa Eulalia.

Alle Reisenden sind entzückt über das wundervolle Klima auf dieser Hochebene des mexikanischen Binnenlandes. Sie preisen die Trockenheit und Klarheit der Luft während der größten Hälfte des Jahres und bekräftigen, daß sie auf Wohlbefinden und Thätigkeit des Körpers einen merkwürdig günstigen Einfluß übe. Der Name des Landes und der Hauptstadt bedeutet Freudenstadt, oder nach Anderen Wasserdurchfluß.

Dieses Tschiwáwa liegt nach mehrfach angestellten Messungen unseres Landsmannes Dr. Wislizenus, der 1847 mit den nordamerikanischen Dragonern unter Oberst Doniphan dort einige Zeit verweilte, 4640 Fuß über dem Meere, unter 28° 38′ N. Br. und, nach Gregg's Bestimmungen, unter 106° 1/2 W. L. von Greenwich. Die Stadt ist ein wichtiger Durchgangspunkt für die Karawanen, welche den Handel mit den Punkten am Rio Grande del Norte und dem californischen Meerbusen vermitteln. Die inneren Wildnisse des nordamerikanischen Festlandes

*) Julius Fröbel, Aus Amerika; Erfahrungen, Reisen und Studien. Leipzig 1858, zweiter Band. — Voyage dans l'état de Chihuahua, par M. Rondé, in Le Tour du Monde, Nr. 87. 88.— A. Wislizenus, Denkschrift über eine Reise nach Nord-Mexiko, verbunden mit der Expedition des Obersten Doniphan in den Jahren 1846 und 1847. Braunschweig 1850. — Personal narrative of explorations and incidents in Texas, New Mexico, California, Sonora and Chihuahua, by John Russel Bartlett. New York 1854, Vol. II. 421 ff.

sind noch so unwirthbar und unsicher, daß nur größere Gesellschaften, wohlausgerüstet und wehrhaft, sich in dieselben hineinwagen dürfen. Die ungemein stark und dauerhaft gebauten Fuhrwerke, deren Gerippe unser Bild (S. 110) zeigt, werden mit fünf bis sechstausend Pfund beladen und von fünf Paar Maulthieren oder unter Umständen zehn bis zwölf Paaren gezogen. Die Karawane hält sich der Gefahren wegen dicht beisammen und legt gewöhnlich nur ein paar deutsche Meilen an einem Tage zurück. In den höheren Gegenden leiden die Wagenräder viel durch die Trockenheit der Luft und müssen oft mit Wasser begossen werden. Bei Nacht stellt man wohl die Wagen so zusammen, daß sie eine Wagenburg bilden, in deren innern Raum die Maulthiere gesperrt werden, damit sie sich nicht verlaufen. Auch gewährt ein solcher „Corral" den Leuten Schutz gegen die Angriffe der Indianer. Man zündet Lagerfeuer an und stellt Wachtposten aus.

Die nach Chihuahua bestimmten nordamerikanischen Karawanen überschreiten den Rio del Norte bei der Stadt El Paso und haben von dort in fast gerader südlicher Richtung eine Strecke von etwa 270 englischen Meilen zu machen. In den dürren, sandigen und steinigen Gegenden finden sie einen eigenthümlichen Pflanzenwuchs; sandige Alluvialebenen haben als Charakterpflanze, die von Texas bis Californien verbreitet ist, das Mesquite (vom aztekischen Mesquitl). Diese akazienartige Pflanze, Algarrobia glandulosa, tritt in Neu-Mexiko als Strauch auf, der seine Aeste und Zweige unmittelbar aus der Wurzel auf dem Boden ausbreitet; in Texas ist sie ein kleiner, am Rio Gila und Colorado ein großer Baum. Unter dem Mesquitegebüsch verweilen gern Klapperschlangen und Taranteln. Auf festem, steinigem Boden tritt das sogenannte spanische Bayonnet, Yucca, Larrea mexicana, auf; sie ist baumartig und gleicht einer kleinen Palme. Dazu kommen dann die Agave mit ihren gelben Blüthen und Cacteen von sehr verschiedenen Arten, darunter auch der Riesencactus, Cereus giganteus. Nach der Mescal-Agave, deren Wurzel gegessen wird, hat eine Abtheilung der Apasches-Indianer den Beinamen der Mescaleros erhalten.

Die in jenen Gegenden von den Spaniern erbauten Städte erinnern in mancher Beziehung an maurische Architektur. Die Häuser sind aus Adobes, an der Luft getrockneten Ziegeln von drei Fuß Länge und dritthalb Fuß Dicke, aufgeführt, sehen aber von weitem wie von Stein gebaut aus. Sie bilden ein Viereck, haben nur ein Erdgeschoß und im innern Hofraum einen bedeckten Gang. Mauern und Wände sind dick und dauerhaft und die hohen Gemächer im Sommer angenehm kühl. Glasscheiben kommen nur selten vor. Die flachen Dächer, Azoteas, bilden eine Terrasse, auf welcher die Hausbewohner einen großen Theil ihrer Zeit zubringen (S. 112).

Verschiedene Cactusarten in Chihuahua.

Chihuahua ist unter diesen nordmexikanischen Städten bei weitem die hübscheste. Auch die Lage ist ausgezeichnet schön in einem Thale, welches nach Norden hin geöffnet und an den übrigen Seiten von den vorspringenden kahlen Bergen der Sierra Madra umgeben ist. Die Stadt wird von einem kleinen Gebirgsstrome bewässert, mit welchem sich etwa anderthalb Meilen weiter abwärts ein zweites

Flüßchen vereinigt; dann fließen sie dem Rio Conchos zu, welcher unweit von Presidio del Norte in den Rio Grande mündet.

Chihuahua ist im Jahre 1691 gegründet worden, und man kann es recht eigentlich als eine Bergstadt bezeichnen, denn Veranlassung zum Erbauen dieses Ortes gaben die ungemein ergiebigen Silbergruben in der Umgegend. Die Straßen sind regelmäßig angelegt, breit und reinlich; manche stattliche Gebäude erinnern noch an den Glanz der spanischen Zeit, in welcher die Stadt mehr als sechszig tausend Einwohner hatte, während sie jetzt nur etwa vierzehn tausend zählt. Es ist ein wahrer Segen, daß sie Wasser vollauf hat; den Vorrath liefert ihr der Chihuahuabach, dessen wir schon erwähnten, und ein Aquadukt, welcher dem obern Theile der Stadt ein vortreffliches Trinkwasser liefert. Wislizenus nennt denselben ein kostbares architektonisches Werk; es ist aus Felsblöcken in Bögen erbaut.*)

Den schönsten Theil der Stadt bildet die Plaza, der Marktplatz, mit Plattenwegen und Säulengängen an den Seiten und einem Springbrunnen in der Mitte. Drei Seiten werden von öffentlichen Gebäuden und Kaufläden eingenommen, die vierte von der Kathedrale, deren Bau zwar nicht von reiner Auffassung irgend eines Styls, wohl aber von Zierlichkeit und Kunstgewandtheit Zeugniß giebt. Diese Kirche wurde im vorigen Jahrhundert aus einem Silberfond gebaut. Es mußte nämlich von jeder Mark Silbers, die aus den Gruben von Santa Eulalia zu Tage gefördert wurden, ein Real für den Kirchenbau abgegeben werden. Von 1717 bis 1789 wurden 52,800,000 Piaster gewonnen, und davon kamen 800,000 dem Kirchenbau zu Gute. Eine andere Kirche, die San Felipe, ist unvollendet. In derselben wurde der Pfarrer Hidalgo, welcher zuerst die Fahne der Unabhängigkeit gegen die Spanier erhob, einige Zeit gefangen gehalten und dann hingerichtet. Jetzt steht dort auf dem Platze vor der Kirche ein Denkmal.

Bartlett, ein protestantischer und demokratischer Schriftsteller, erörtert einige Ursachen des Verfalles der Städte im ehemals spanischen Amerika. Sehr richtig bemerkt er, daß das Land, insbesondere auch Mexiko, seit

Karawanenwagen.

Vertreibung der Spanier nicht wieder zur Ruhe gekommen sei. Auch Chihuahua verlor durch Verjagung der castilianischen Bürger seine intelligentesten und betriebsamsten Einwohner. Seitdem nahm Alles den Krebsgang; sogar die Silbergruben, welche bisher eine so große Ausbeute geliefert hatten, wurden nun nachlässig bearbeitet und geriethen theilweise gänzlich in Verfall; viele blieben unbearbeitet liegen. Auch die ländliche Bevölkerung kam mehr und mehr zurück und die wilden Raubindianer hatten von nun an leichtes Spiel. Von sehr nachtheiligen Folgen war ferner die Austreibung der Jesuiten. „Niemand hat so gut, wie dieser geistliche Orden, es verstanden, die Indianer im Zaume zu halten, namentlich auch in Mexiko und Californien. Sie thaten es ohne Anwendung von Waffen, ohne Verträge zu schließen, ohne Geschenke zu geben oder

*) Wislizenus irrt offenbar, wenn er dieser Wasserleitung eine Länge von 6533 Varas giebt; Ronde sagt 161,533 Varas, und Bartlett: The aquaduct has an extent of about three miles and a half.

habgierige Indianeragenten anzustellen. Sie unterwiesen die dunkelfarbigen Leute in der Religion, in nützlichen Beschäftigungen und hielten sie zur Arbeit an."

Ganz Nordmexiko, vom Rio Grande bis zum californischen Meerbusen, wird seit dem Unabhängigkeitskriege von wilden Indianerstämmen unablässig geängstigt, und ein großer Theil des Landes ist durch die Raubnomaden in eine unbewohnte Einöde verwandelt worden. Außerhalb der Stadtmauer ist kein Mensch vor ihnen sicher; sie plündern alle Ranchos aus. Unter diesen wilden Horden erscheinen die Komantsches und Apasches als die grimmigsten und gefährlichsten.

„Alle diese Prairie-Indianer sind für die Weißen auf beiden Seiten der Felsengebirge unerträgliche Feinde geworden. Sie machen durch ihre Plünderungszüge die großen Handelswege im Westen unsicher, und ihre Raubsucht ist nur noch gewachsen, je mehr sie den Werth der Beute schätzen lernten. Sie überfallen auch Truppenabtheilungen und führen ganze Wagenzüge hinweg. Das Joch der Weißen tragen alle Indianer mit Ingrimm und die Schwäche der Mexikaner hat die Kühnheit der wilden Völker noch gesteigert. Als der Krieg zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten begann, stürmten sie aus ihren Weideplätzen hervor. Die Apasches überschwemmten den ganzen Staat Zacatecas, ritten in die Thore der gleichnamigen Hauptstadt ein (die mehr als 40,000 Einwohner zählt!) und zogen auf offenem Markte weißen Männern die Schädelhaut ab. Der ganze Staat Sonora war in ihrer Gewalt; in Opato schlachteten sie an einem Tage 132 Weiße ab; die Yaquis erstürmten die wichtige Hafenstadt Guaymas am californischen Meerbusen, die Opatas nahmen Hermosillo ein und die Pimos waren Meister von Los Ures. Im Osten erschienen, fast gleichzeitig, Komantschespferden in der texanischen Stadt Austin, schweiften raubend und plündernd bis an den mexikanischen Meerbusen und ließen ihren gellenden Kriegsruf auch in den Prairien nördlich vom Arkansas erschallen. Feinden, die beritten sind und die in gestrecktem Laufe mit ihren Rennern tagtäglich viele Meilen weit über den Grasocean oder die Sandsteppe rasen, ist kaum beizukommen. Indianer, welche dem eben erlegten Büffel das warme Blut aus den Adern saugen, die Leber des erbeuteten Wildes roh essen und die Galle als würzende Brühe genießen, werden sich nicht freiwillig dem Joche der Weißen fügen, unter welchen sie ihre ganze Lebensweise ändern oder zu Grunde gehen müßten." (Andree, Nordamerika, S. 803.)

Hofraum einer Silberschmelze.

Vorzugsweise Chihuahua liegt vor diesen Indianern offen und hat von ihnen mehr als irgend ein anderer Staat zu leiden. Aus den Berichten Ronde's und Fröbel's können wir nachweisen, wie trostlos die Verhältnisse sind. Unser Landsmann bemerkt, daß selbst in der unmittelbaren Nähe der Stadt Chihuahua ein Spaziergang ohne Waffen nicht räthlich war. Wenige hundert Schritte von den letzten Häusern sah er Kreuze am Wege; man hatte damit die Stellen bezeichnet, wo Menschen durch wilde Indianer umgebracht worden waren. Er sah, daß die Hirten mit der Flinte auf der Schulter das Vieh weideten. Von den vielen Opfern indianischer Barbarei, welche alljährlich fallen, gehören die

meisten dem Hirtenberuf an, und das statistische Verhältniß ist so klar und außer Zweifel, daß Kaufleute Bedenken tragen, auch den solidesten Menschen der dienenden Klasse Credit zu geben, „weil sie jeden Augenblick von den Indianern umgebracht werden können."

Schon im Jahre 1850 wußten die Regierungen der Staaten Durango, Sonora und Chihuahua sich der Apaches, überhaupt der „Indios Barbaros" nicht mehr zu erwehren; sie setzten, eine Grausamkeit der andern entgegenstellend, einen Preis auf jeden Skalp eines Wilden, der ihnen eingeliefert wurde, und nahmen nordamerikanische Abenteurer in Sold, die aber vielfach noch ärger hausten als die Wilden. Ronde traf eine solche Bande in Chihuahua, die über El Paso nach dieser Stadt gekommen war, zumeist aus Nordamerikanern irländischer Abkunft bestand und an ihrer Spitze einen in Texas geborenen Franzosen hatte. Ronde schreibt, er wolle den Namen dieses Ungeheuers nicht bekannt machen, aber Fröbel nennt ihn; er hieß Glanton.

In jenen fernen Einöden begeben sich merkwürdige Dinge. Vor nun etwa fünfundzwanzig Jahren schwang sich ein irländischer Abenteurer, Jakob Kirker, zum Häuptling einer Bande von Schahui-Indianern empor und kam mit diesen auf seinen Streifzügen nach Chihuahua. Er verpflichtete sich gegenüber der Regierung, einen Vertilgungskrieg gegen die Apaches zu führen und ging auch sofort ans Werk. Aber diese wehrten sich und allmälig schmolz Kirkers Bande völlig zusammen.

Wir sagten schon, daß für die Erlegung oder das Einliefern eines lebendigen Indianers eine hohe Prämie ausgesetzt worden sei. Eine erwachsene Rothhaut, todt oder nicht todt, wird mit zweihundert Dollars bezahlt. Im erstern Falle muß man sich durch Einlieferung eines Skalpes und eines Paares Ohren zum Empfange der Belohnung ausweisen. Für eine lebendige Indianerin oder einen Knaben bekommt man 150 Dollars, für einen getödteten Knaben 100 Dollars.

Der oben erwähnte Glanton machte sich die Sache bequem; er zog nämlich friedlichen Bürgern von brauner Hautfarbe, die er ohne Umstände niederschoß, die Schädelhaut ab, lieferte sie als von Apaches herrührend ab, und strich die Prämie ein. Er rottete einmal eine zu Friedensunterhandlungen eingeladene Abtheilung der Apaches durch Verrath völlig aus. Als diese Bande weiter zog, um nach

Eine Dachterrasse zu Corralitos in Chihuahua.

Californien zu gehen, wurde sie am Coloradoflusse von den Yuma-Indianern ganz und gar vertilgt. So fand sie ein ihrer würdiges Ende.

Die Regierungen haben sich allezeit feig und unbeholfen benommen, aber den unteren Volksklassen darf man keine Feigheit zur Last legen, und oftmals haben sie sich tapfer gewehrt. Ein Hirt, Gabriel Guzman, vertheidigte in der Umgegend von Chihuahua, mit sieben anderen, die Heerde seines Herrn neun Stunden lang gegen sieben und sechszig Komantsches. Alle acht blieben auf dem Platze, nachdem sie eine große Anzahl Feinde getödtet oder verwundet. Man fand Guzman und einen Komantsche, beide todt, einander bei den Haaren haltend; jeder hatte dem Andern das Messer in den Leib gerannt. Fröbel nahm einen Mann, Jesus Dominguez, zum Führer, der dicht an

Rückgrat einen Pfeilschuß zeigte. Die Apaſches hatten ſeinem Herrn einige werthvolle Pferde geraubt. Um ihnen dieſe wieder abzunehmen, ritt Dominguez mit einigen anderen Männern bis in die Nähe des Schlupfwinkels im Gebirge, wohin die Räuber ſich zurückgezogen hatten. Bei Einbruch der Dunkelheit wurden die Apaſches aufgeſpürt. Dominguez war als Knabe lange Zeit Gefangener unter den Wilden geweſen; jetzt legte er ſeine Kleider ab und gab ſich ganz das Ausſehen eines Komantſchen-Kriegers. Er eilte zu Fuß auf einem nähern Wege über den Berg und kam dadurch den berittenen Apaſches voraus. Als ſie mit den geraubten Pferden herannaheten, ſtieß er den Kriegsruf der Komantſches aus, ſprang hinter dem Felſen hervor, ſchoß zwei Räuber von den Pferden herab und erſchreckte die ganze Bande ſo, daß es ihm gelang, neben den geraubten Roſſen noch einige andere zu erbeuten.

Als Ronde ſich in der Stadt Chihuahua befand, traf dort der große Häuptling der ſüdlichen Komantſches, Bajo el Sol (Unter der Sonne) ein. Dieſes Volk zerfällt in vier große Abtheilungen, welche alle mit den Apaſches in tödtlicher Feindſchaft leben. Auf ihrem weit ausgedehnten Gebiete dulden ſie keine anderen Indianer und eben ſo wenig Niederlaſſungen weißer Leute. Wer durch ihre Region reiſen will, thut am beſten, zum Führer einen erfahrenen Trapper zu nehmen, welcher Land und Leute genau kennt und ſich auf die Kriegsart dieſer wilden Leute verſteht. Beim Angriff iſt der Häuptling allemal kenntlich an ein paar Büffelhörnern auf dem Kopfe, auch zieht er im Streite voran. Alle wiſſen mit Pfeil, Streitaxt und Lanze vortrefflich umzugehen und ſprengen ſo raſch auf den Feind ein, daß dieſer oft das Schießgewehr nicht benutzen kann, ſondern ſich mit der blanken Waffe wehren muß. Ronde traf ſieben Nordamerikaner, welche von einem erfahrenen mexikaniſchen Trapper geleitet wurden. Als eine Schaar berittener Komanſches ſich zum Angriff bereit machte, rieth er der kleinen Karawane, ſtehenden Fußes die Rothhäute ruhig herankommen zu laſſen, aber alle Gewehrläufe auf den Häuptling zu richten. Das geſchah und die Kugeln trafen. Die Wilden flohen.

Bajo el Sol war nach Chihuahua gekommen, um Erlaubniß zum Ueberſchreiten der Grenze zu erbitten, die man ihm aber nicht gewährte; denn er wollte Apaſches verfolgen, welche ihm Pferde hinweggetrieben hatten. Die

Eine Silberſchmelze.

Regierung mochte gerade damals nicht mit ſeinen Feinden in Irrungen gerathen.

Die ſüdlichen Komantſches in der als Bolſon de Mapimi bekannten Steppenlandſchaft hatten zum Häuptling eine alte Frau. „Unter der Sonne“ war ihr Sohn. Als er der Regierung von Chihuahua ſein Wort gegeben hatte, die Apaſches zu bekämpfen, wo er ſie finde, hielt er daſſelbe redlich. Einſt unternahm er mit wenigen Kriegern einen Zug, um den Feind auszuſpähen, und ſtieß in der Morgendämmerung auf eine weit überlegene Zahl deſſelben. Die jungen Krieger riethen zum Rückzuge, aber Bajo el Sol ſprach: „Ich habe mein Wort gegeben, die Apaſches zu vertilgen, und werde es nicht brechen“. Dann erhob er den Kriegsruf ſeines Stammes; ſechs Männer folgten ihm; alle brachen wie raſend in die Zelthütten der Apaſches hinein,

Mexikanisches Marktleben in Chihuahua.

machten nieder was sie fanden und verbreiteten Tod und Schrecken um sich, bis sie selber alle als Leichen am Boden lagen. Fröbel bemerkt: „Durch die vielen mexikanischen Gefangenen, welche sich unter beiden Völkerschaften befinden, werden solche Vorgänge genau bekannt, und das Volk hat so sehr das Bewußtsein des indianischen Blutes, welches zu mehr als der Hälfte in seinen Adern fließt, daß es einen Theil der Ehre indianischer Heldenthaten immer für sich in Anspruch nimmt. Ich habe wenigstens

Indianer in einer Silbergrube.

gefunden, daß man solche Vorgänge immer mit einer Art von Stolz erzählt. Bajo el Sol's Bruder setzte den Kampf fort, und während meines Aufenthalts lieferte er auf einmal sieben und dreißig Apaschesskalpe ein."

So lange die Leute in der Stadt Chihuahua vor den Indianern sicher sind, oder wenn nicht gerade eine der sich häufig wiederholenden Revolutionen Verwirrung im Gefolge hat, führen sie ein lustiges Leben in ihrer Weise. Zwei Drittel der Bewohner sind Indianer oder Mestizen. Ein Gasthof gehört noch heute zu den unbekannten Dingen. Stiergefechte und Hahnenkämpfe sind beliebte Volksbelustigungen, und Glücksspiele nehmen einen großen Theil der Zeit hinweg, auf welche man ohnehin keinen Werth legt. Wer aber irgend eine Beschäftigung hat, beginnt mit der Arbeit sehr früh am Morgen und ruht von zwölf bis vier Uhr; in dieser Zeit der Siesta sind alle Läden geschlossen; nach vier Uhr wird die Stadt belebt und die Alameda füllt sich mit Spaziergängern, die erst heimgehen, wenn die an jeder Straßenecke aufgestellten Serenos, Nachtwächter, erscheinen.

Die vielen ungemein ergiebigen Silbergruben des Staates Chihuahua sind schon seit einigen Jahrhunderten berühmt. Man findet das Erz vorzugsweise im westlichen Theile des Staates, der Sierra Madre entlang, in einer mittlern Breite von dreißig spanischen Meilen. Die Silbererze kommen zum Theil schwefelhaltig mit Eisen oder Blei vor, bisweilen auch als reines Silber und salzsaures Silber,

und entweder in Porphyrfelsen oder in Kalkstein. Man bearbeitet das Erz entweder durch Amalgamation oder in gewöhnlichen Hochöfen durch Feuer, und bei dem letztern ist ein Zusatz von Bleioxyd nöthig. Auch einige Kupfer-, Gold-, Blei-, Eisen- und Zinngruben sind vorhanden.

Am bekanntesten unter den Silberminen sind jene von Perral, jetzt durch Nachlässigkeit unzugängig und werthlos; die ebenfalls verlassenen von Santa Barbara; von Batopilas und südlich von diesen die 1826 entdeckten Gruben von Moretos, in welchen man eine 230 Mark dichten Ueberzuge von Agaven, gleichsam einem riesenhaften Rasen, bedeckt. Die Gebäude, einstöckige Lehmhäuser mit platten Dächern, verfallen theilweise; ein beträchtlicher Theil der etwa fünfzehnhundert Einwohner (nach Fröbel, Ronde nimmt nur etwas mehr als sechshundert an) lebt in Felsenwohnungen, deren Eingänge man am Fuße der beiden Thalwände sieht. In der trockenen Jahreszeit ist so wenig Wasser vorhanden, daß die Hüttenarbeiten ruhen; man hat deshalb die Hauptwerke nach Chihuahua verlegt, wo Wasserkraft nicht mangelt. Santa Eulalia

Pflanzenwuchs in Chihuahua.

haltende Stufe gediegenen Silbers fand. Eine Grube, welche von einer Carga, d. h. 300 Pfund Erz, drei bis vier Unzen Silbers liefert, wird des Bebauens werth gehalten. Die Gruben von Guazapares und Jesus Maria gehören zu den ergiebigsten im Staate.

Berühmt sind die Gruben von Santa Eulalia, einem Bergstädtchen, das etwa zwölf Wegstunden südöstlich von Chihuahua in einem engen Thale liegt. Der Anblick ist sehr eigenthümlich. Die hohen Berge sind mit Gras, Yucca, Cactusarten und an manchen Stellen mit einem

hat nicht einmal gesundes Trinkwasser, eben so wenig irgend welchen Anbau oder auch nur Spuren von einem Garten. Das Erz wird aus den Gruben, welche sich auf einem Raume von sechs Wegstunden von Westen nach Osten und fünf von Norden nach Süden ausdehnen, auf dem Rücken von Maulthieren, Pferden und Eseln transportirt.

Auf einem Raume von sechs englischen Meilen ins Gevierte enthalten alle Berge um Santa Eulalia Silber. Dort sind einst mehr als zweihundert verschiedene Gruben im Betriebe gewesen, und mehr als fünfzig enthalten

Schachte, die über sechshundert Fuß tief sind. In den Jahren 1703 bis 1833 lieferten die Minen von Santa Eulalia vierzehn und eine halbe Million Mark Silbers. Der regelmäßige Betrieb wurde 1833 unterbrochen, jetzt ist er zumeist in den Händen von sogenannten Gambusinos, Leuten, welche ohne bergmännische Kenntnisse, ohne Leitung oder Hülfsmittel aus herrenlosen Gruben ihren Unterhalt gewinnen. Da, nach mexikanischen Gesetzen, durch die Unterlassung des Betriebes das Eigenthumsrecht an einem Bergwerke verwirkt wird, so sind die meisten Gruben bei Santa Eulalia als herrenlos betrachtet worden.

In Chihuahua befindet sich eine sehr gute Münzstätte, Casa de moneda, welche Kupfer, Silber und Gold prägt. Alle in Chihuahua gefundenen Silbererze sind goldhaltig.

Die Wasserverbindung zwischen dem schwarzen Meer und dem kaspischen See.

Dieser wichtige Gegenstand, dessen wir schon zweimal im Globus erwähnten (Band I. S. 59 und 229), hat zu einer Polemik Anlaß gegeben, die leider mit großer Bitterkeit und in sehr wenig bemessenen Ausdrücken geführt wird. Dr. Bergsträßer hatte die Möglichkeit der Herstellung eines Kanals zwischen beiden Meeren behauptet und eine ausführliche Schilderung des Manytsch gegeben, vermittelst dessen die Vereinigung der Gewässer bewerkstelligt werden sollte. Die Prüfungscommission, nämlich die Herren K. Kostenkow, N. Barbot de Marny und J. Kryschin (Globus I. S. 59), hatte die Sachlage ganz anders gefunden, als Herr B. dieselbe geschildert, und der berühmte Akademiker K. E. von Bäer erstattete darüber einen Bericht. Dr. Bergsträßer replicirte, und wir haben S. 223 den wesentlichen Inhalt seiner Entgegnung angegeben.

Die drei genannten Männer wollen aber seine Entgegnung nicht gelten lassen und haben eine ausführliche Abhandlung veröffentlicht (St. Petersburger Zeitung vom 15/27., 16/28. und 17/29. März 1862), für deren Uebermittelung wir unsern besten Dank sagen. Das was an persönlichen Ausfällen in dem Dokument enthalten ist, lassen wir bei Seite, und theilen nur solche Stellen mit, durch welche unsere früheren Mittheilungen erläutert werden. Der Gegenstand selbst ist von Interesse. Uebrigens scheint es keinem Zweifel zu unterliegen, daß von einer Kanalverbindung die Rede nicht sein kann.

Die drei oben genannten Herren der Untersuchungscommission bemerken, daß die Vorschläge und Berichte Dr. B.'s an das russische Hauptdirektorium des Departements für Weg- und Straßenbau gelangt seien, und fahren fort:

Die Hauptdirektion fand, nach Beurtheilung der Data, daß „Herrn Bergsträßer's Projekt, wenn es auch ausführbar wäre, in technischer Hinsicht nicht von dem Nutzen sein könne, den man von ihm erwarten müßte." Und in der That, welche Gründe könnten wohl dazu veranlassen, einen Kanal zu graben, während die Eisenbahn zwischen Don und Wolga beinahe fertig ist? Wozu sollte man einen 500 Werst langen Kanal durch eine unbewohnte Steppe führen, welche nur im Frühjahr Wasser hat? Selbst die Reise zu Boote könnte nur als Recognoscirung der Gegend von Wichtigkeit sein, durchaus aber nicht als Lösung der Frage über die Möglichkeit der Durchführung des Kanals, wie Hr. Bergsträßer glaubte, gelten. Im Ural kommt es vor, daß die Nomaden mit ihren Booten von einem Abhange des Gebirges zum andern gehen, und dabei ihre Fahrzeuge nur einige zehn Werst weit schleppen, — Niemand denkt aber daran zu sagen, daß dort mit Leichtigkeit ein Kanal geführt werden könne.

Auf diese Weise endigte das Projekt jenes Kanals seine Laufbahn, und wahrscheinlich auf immer; es bleibt also noch die Frage in Betreff der Ansiedlungsfähigkeit der von Hrn. Bergsträßer in so rosigem Lichte beschriebenen Gegenden zu erledigen. Die Lösung dieser Frage wurde vom Ministerium der Reichsdomainen einer Expedition, welche die Astrachan'schen Steppen überhaupt untersuchen sollte, anvertraut. Wir Unterzeichnete haben als Mitglieder dieser Expedition die von Herrn Bergsträßer beschriebenen Gegenden besucht.

Nach unserer Ankunft in Astrachan waren wir sehr erstaunt, gleich am ersten Tage zu erfahren, daß Herr Bergsträßer den Salzsee von Modschar und den von Gnjduk nur einmal besucht habe und in der Manytsch-Niederung selbst kein einziges Mal gewesen sei. Dieser Umstand wunderte uns um so mehr, da Herr Bergsträßer, der so viel und so entzückt über diese Niederung geschrieben, nicht einmal aus bloßer Neugier die Reise dahin unternommen hatte, obgleich er in Astrachan mehr als 10 Jahre lebte. In Astrachan erfuhren wir, daß die Herren, denen er in den ausländischen Zeitungen hohe Titel, als: Gouvernements-Geometer, Inspektor des Stapelplatzes ꝛc. ertheilt, einfache Feldmesser und Wächter der Salzsastawen waren, — oder mit einem Worte, daß die Leute, auf deren Aussagen das ganze Projekt des Kanals gebaut war, durchaus nicht Techniker waren und selbst keine Idee vom Kanalbau hatten. Es wunderte uns daher, daß ein Mann, welchen der Kanal dermaßen interessirt, nicht auf Abkommandirung von Technikern zur Untersuchung der Gegend in dieser Hinsicht angetragen hat. Wunderbar ist es aber auch, daß er, da er dies unterlassen, um eine sehr bedeutende Summe unter eigener Verantwortung ansuchte.

Bei unserer Abfahrt zum Manytsch hatten wir sowohl die gedruckten Abhandlungen Hrn. Bergsträßer's als auch die uns aus dem Ministerium zugekommenen vidimirten Copien von seinen Berichten an die Regierung, mitgenommen, um sie an Ort und Stelle mit der Natur zu vergleichen; aus diesen Berichten eben erfuhren wir, daß Herr Bergsträßer versicherte, er habe persönlich mehr als ein Mal die Manytsch-Niederung bis zur Grenze der Donischen Kosaken besichtigt.

Unsere Steppenreise bestand darin, daß wir, um uns zu überzeugen, ob in der Wirklichkeit Stellen, welche zu Ansiedelungen tauglich wären, existirten, den ganzen östlichen und westlichen Manytsch von der Salz-Sastawa von Modschar, welche 80 Werst vom kaspischen Meere liegt, bis zu der an der Mündung des westlichen Manytsch in den Don liegenden Staniza Manytschskaja, auf trockenem Wege durchwandert haben. Diese Reise nahm den Zeitraum vom 17. Septbr. bis zum 10. Oktober in Anspruch; hier ist noch die Hin- und Rückreise, welche wir vom Manytsch nach Stawropol machten und die 4 Tage wegnahm, eingerechnet, so daß wir zur Besichtigung des östlichen Manytsch 12 Tage und des westlichen 8 Tage brauchten. Auf dieser Reise wurde nicht allein die Gegend hinsichtlich der Tauglichkeit zu Ansiedelungen besichtigt, sondern es wurden noch geologische Untersuchungen unternommen, eine Marschroute-Aufnahme des längs des östlichen Manytsch zurückgelegten Weges geführt und außerdem auf demselben mehrere Punkte astronomisch bestimmt.

Nach Beendigung dieser Reise hatten wir uns überzeugt, daß Herr Bergsträßer, welcher eine Beschreibung des östlichen Manytsch verfaßt hat, ohne ihn je gesehen zu haben, von ihm ein vollkommen falsches Bild entworfen hat; daß das Wasser, welches Herrn Bergsträßer in der Niederung des östlichen Manytsch zu

seinem Kanal so unumgänglich war, durchaus nicht im Ueberfluß vorhanden ist; daß der gute Boden, den Hr. Bergsträßer so nöthig hatte, um die zum Kanalbau erforderlichen Arbeiter anzusiedeln, ebenfalls nicht zu finden ist, mit einem Worte, wir sind zu ganz anderen Resultaten gekommen — zu Resultaten, welche wir in dem „Berichte der Expedition von 1860" dem Ministerium der Reichsdomänen vorgelegt haben, und welche sowohl im Journale des Ministeriums wie als besondere Broschüre unter dem Titel: „Beschreibung des östlichen und westlichen Manytsch" 1861 im Druck erschienen ist. Aus dieser Abhandlung geht hervor:

1) Die an der Westküste des kaspischen Meeres und im Norden des Kaukasus liegenden Steppen sind in orographischer Beziehung in zwei verschiedene Terrains zu trennen, nämlich in die niederen Steppen und in die Hochsteppen.

2) Diese orographische Verschiedenheit ist eng verbunden sowohl mit dem Bestand des Bodens dieser Steppen als auch mit der Verbreitung des Wassers in demselben. Die Hochsteppen ebenso wie die nördlichen Vorberge des Kaukasus gehören zur Miocenformation, haben Quellwasser und sind von Humus bedeckt; der östliche Rand dieser Steppen wird Ergeni genannt. Die niedere Steppe hat horizontale Schichtung der neuesten kaspischen Ablagerungen, besitzt gar kein Quellwasser und ihr Boden ist meistentheils salzhaltig.

3) Die Bohrung artesischer Brunnen zur Auffindung von Wasser in den niederen Steppen ist sehr gewagt, denn man müßte in diesem Falle das ganze System der kaspischen Ablagerungen von einer uns unbekannten Mächtigkeit durchgehen, wobei man ganz unumgänglich auf eine oder gar mehrere salzhaltige Thonschichten treffen wird. Um aber das Grundwasser aufzufinden, sind dergleichen Mittel ganz überflüssig.

4) Der östliche Manytsch strömt im obern Theile durch das Thal, welches durch den südlichen Abhang der Ergeni und die hier nahetretenden nördlichen Terrassen der kaukasischen Vorberge gebildet wird, fließt östlich von Olon Chuduk nicht mehr im Thale, wie vor unserer Reise allgemein angenommen wurde, sondern in der niederen offenen Steppe; — die kaukasischen Vorberge treten hier schon weit nach Süden zurück.

Der östliche Manytsch ist kein Fluß, sondern einfach ein von den Frühjahrsfluten gegrabenes Bett; diese Wasser halten sich in ihm nur einige Wochen und später findet man, einige Seen ausgenommen, weder in ihm noch in seinem Nebenarm Wasser; alles verdunstet.

5) Die Gründung von Ansiedelungen, wie wir sie auf den Ergeni und den kaukasischen Terrassen sehen, kann des Mangels an fließendem Wasser wegen in der niedern Steppe überhaupt und ganz besonders in dem Theile derselben, welcher dem östlichen Manytsch angehört, nicht unternommen werden; an Stellen aber, welche nur Grundwasser in Gruben oder Chuduki haben, wäre es höchst gewagt und unmenschlich, feste Wohnsitze gründen zu wollen.

6) Die unter Herrn Bergsträßers Leitung stehenden Beamten machten gar keinen Unterschied zwischen diesen Gegenden und scheinen alles so geschrieben zu haben, wie es Hr. Bergsträßer nöthig hatte. Viele Gegenden sind von ihnen ganz irrig bestimmt; so z. B. die Theilung (Bifurkation) des Kalaus an seiner Mündung.

7) Die Boote, deren Fahrten Herrn Bergsträßer die Möglichkeit einer Vereinigung beider Meere vollkommen klar herausgestellt hatten, haben in der That, die verschiedenen Strecken summirt, nur 288 Werst zu Wasser zurückgelegt — folglich etwas über die Hälfte der von ihm angegebenen Strecke; auf den anderen 212 Werst wurden die Boote geschleppt, theils vermittelst Stoßen durch Stangen vorwärts gebracht, oder sie wurden ganz ruhig auf Ochsen und per Axe zurückgelegt; Hr. Bergsträßer erwähnt in seinen Abhandlungen dieser Umstände kaum. Er war mit diesen Thatsachen nicht unbekannt, er hat sie aber, um das Projekt eines Kanals annehmlich zu machen, nicht in Betracht ziehen wollen, und behauptete, daß der Kanal durch eine fruchtbare und wasserreiche Gegend gehen würde.

Im Anfange seiner Abhandlung spricht Herr Bergsträßer den Gedanken aus, daß das schwarze und das kaspische Meer noch bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts in Verbindung standen. „Das beweisen", sagt er, „die neuen Untersuchungen unseres berühmten Historikers Kostomarow". Die von ihm angeführten Seiten aus dem Werke Kostomarow's „Verschwörung des Sténka Rásin" aufschlagend, finden wir zu unserer größten Verwunderung, daß Kostomarow durchaus nicht eines Wasserweges durch die Ponto-Kaspische Niederung erwähnt, sondern erzählt, daß Räuberbanden, aus Kosaken bestehend, die Wolga entweder durch den Don aufwärts, oder durch die Kuma erreichten. Der jetzige Postweg entspricht dem letztern der angeführten Wege, auf welchem sie ohne Zweifel trockenen Fußes längs der Vorberge des Kaukasus und der Ufer des Terek zogen; zur Erläuterung dieses Umstandes fügt Herr Kostomarow hinzu, daß die Kosaken-Anführer am Terek die Ankunft von Kosakenbanden bei ihnen anzeigten. — Als aber Sténka Rásin nach Astrachan von der persischen Küste zurückkehrte, wurde gegen ihn der Gehülfe des Wojewoden Semjón Iwanowitsch Lwow mit 4000 bewaffneten Schützen auf 36 Meerbooten ausgesandt; Sténka Rásin war gesonnen, im Falle der Noth den Kampf mit ihnen anzunehmen, und die Kosaken hatten dazu ein befestigtes Lager am Ende der Wolga-Mündung auf der Insel „Tschetyrech Bugrow" aufgeschlagen. Dieser Platz war von der Natur begünstigt, die Ufer der Insel waren hoch und steinig, ringsumher von Schilf bewachsen, und es blieb nur ein schmaler Durchgang für die Schiffe; hier erwarteten die Kosaken die gegen sie ausgesandten Astrachaner und waren bereit, je nach Umständen zu handeln. Sie hatten beschlossen: „im Falle es möglich wäre, treten wir in den Kampf; sehen wir aber, daß wir mit ihnen nicht fertig werden können, so verlassen wir den Platz und gehen längs der Kuma nach Hause, und nehmen noch unterwegs den Tscherkessen Pferde ab." Weiter sagt Kostomarow, daß sie in Unterhandlungen eingingen und daß sie durch Astrachan längs der Wolga zurückkehrten. Und wirklich, wie sollte man auf der Kuma schwimmen, wenn sie schon im 16. Jahrhundert in der Kniga Bolschemy Tschertjoshy als ein sich im Sande verlierender Fluß bezeichnet ist? Wir können uns vorstellen, welche angenehme Ueberraschung solche Berufungen auf seine Autorität dem Herrn Professor, und welche Vortheile dieselben dem Auslande bringen.

Ueber die Frage hinsichtlich des Wassers und der Salzhaltigkeit des Bodens, wie wir sie ausführlich in unserm Berichte an das Ministerium behandelt haben, und wir im Ganzen mit den Ansichten des Akademikers von Baer übereinkommen, spricht Herr Bergsträßer recht viel und macht seine Schlüsse darüber; dabei sucht er aber durch vollkommen unpassend gewählte Stellen aus Akademiker von Baer's Schriften sich hinter dessen Autorität zu verbergen. Akademiker von Baer sagt, daß die Steppen in ihrer Tiefe mehr Wasser enthalten, als man es, nach deren Oberfläche urtheilend, voraussetzen kann. Wir sind ganz derselben Meinung und setzen nur hinzu, daß auf den Ergeni und den Terrassen des Kaukasus schon seit langer Zeit Ansiedelungen existiren, daß aber in der niedern Steppe und um so mehr in der Manytsch-Niederung, beim Mangel an fließendem Wasser, es gewagt wäre, feste Wohnsitze, auf das Grundwasser beschränkt, zu gründen. Es kann ja leicht ein so trockener Sommer eintreten, daß nicht ein Tropfen Grundwasser nachbleibt und die armen Ansiedler dessen gedenken werden, der sie hier angesiedelt hat. Es fragt sich nun: weshalb hat Herr Bergsträßer sich noch so dafür bemüht? Allein deshalb, weil er keinen Unterschied in der Auffassung der Gegenden macht, und weil bei ihm die niedere Steppe ganz dasselbe wie die Hochsteppe ist.

Herr Bergsträßer sagt ebenfalls, daß die Steppe gar nicht so salzhaltig sei, wie wir sie beschrieben haben und führt dafür mehrere Stellen aus von Baer's Schriften an. — Wir müssen aber wiederholen, daß Akademiker von Baer nur den Manytsch zwischen dem Staromanytschkoi-Kordon und der Mündung des Kalaus, d. h. nur das Manytsch-Thal, gesehen hat. Weiter aber, also eigentlich im östlichen Manytsch, ist Herr von Baer niemals gewesen, und folglich ist es gar nicht recht, dessen Autorität in diesem Falle zu mißbrauchen. Wir hatten oben gesagt, daß auf den Ergeni und den Terrassen des Kaukasus in der Nähe des Manytsch sowohl guter Boden als auch gutes Gras zu finden ist, — östlich aber von Olon-Chuduk, wo der Manytsch nicht mehr im Thale, sondern mitten in der offenen niederen Steppe fließt, finden wir eine ganz andere Gegend.

Alles dieses würde Herrn Bergsträßer schon lange klar sein, wenn er eine richtige Vorstellung jener Gegend hätte, denn noch bis jetzt behauptet er, daß das südwestliche Ende des Tscholon-Chamur bis zum Sfasta-See gehe, während zwischen dem Tscholon-Chamur und dem Sfasta in gerader Linie eine Entfernung von 40 Werst liegt. Einen höchst groben Fehler fanden wir noch in seiner letzten Abhandlung (Dr. A. Petermanns Geograph. Mittheil. 1861. IX. p. 345), wo er, von den Irrfahrten seiner Boote sprechend, ausfagt, daß über die Tschaplak-Brücke der Postweg aus Nowotscherkask nach Stawropol gehe, während es wohl Herrn Bergsträßer und seinen Schifffahrern bekannt sein müßte, daß der Postweg vom Kaukasus nirgends über den Manytsch geht, sondern nach der Staniza Aksfai geführt ist, und daß nicht allein der Postweg an der Tschaplak-Brücke nicht existirt, — die Brücke selbst existirt schon seit mehreren Jahren nicht mehr, denn die Privatbauern des Dorfes Tschaplak sind nach dem Mius und der Eika versetzt.

Ansiedelungen befinden sich durchaus nicht in der niedern Steppe und also um so weniger in den Manytsch-Steppen, sondern entweder auf den Ergeni (die Stanizen Obilnaja, Sfadowaja, Krestowaja und Prijutnaja) oder auf den Terrassen des Kaukasus (Duwnaja oder Gordatschi, Derbetowka, Ragulï oder Urgulï) oder an den Ufern der Wolga (Kamenka, Bassy u. a.). *)

---

*) Als das Obige schon gedruckt war, erhielt die Redaktion des Globus aus St. Petersburg vom 7. April die Nachricht, daß die Herren von Baer und Radde in der nächsten Zeit eine Forschungsreise nach dem asowschen Meere antreten würden.

Uebrigens wollen wir bemerken, daß das Kanalprojekt nicht etwa ein neuer Gedanke war. Als Herr von Baer, ein noch in hohen Jahren rüstiger und stets unermüdlicher Forscher, von seiner Reise nach Transkaukasien und dem kaspischen Meere zurückkehrte, besuchte er auch das Thal des jetzt so viel besprochenen Manytsch. In seinem Berichte, welchen er in der russischen geographischen Gesellschaft abstattete (1856), sagt er unter Anderm: „Schon längst hat man daran gedacht, den Manytsch zu einer Wasserverbindung zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere nutzbar zu machen. Diese Idee mußte in ganz Rußland und namentlich in Astrachan eine lebhafte Theilnahme finden. Aber die Leute, welche ein solches Unternehmen für leicht ausfahrbar und wenig kostspielig halten, haben niemals die Steppe gesehen. Sie meinen, man brauche nur das Flußbett, wie sie es auf den Karten finden, zu durchstechen, vergessen aber den wichtigsten Umstand: daß nämlich auf dem größten Theil der Strecke Wasser nur zu Frühlingsanfang vorhanden ist." Herr von Baer hielt das Kanalprojekt für so unausfahrbar, daß er sich auf eine weitere Erörterung nicht einließ.

Lamansky, welcher in den Extraits des publications de la société impériale géographique de Russie, St. Petersburg 1859, S. 48 bis 52, das Wesentliche aus Baer's Bericht zusammengestellt, äußert am Schlusse: „Ein Kanal würde Arbeiten und Kosten verursachen, die mit dem Vortheil, welchen er dem Handel gewähren würde, in keinem Verhältniß ständen. Der Zweck würde wohlfeiler und eben so vollständig durch eine Kanalverbindung zwischen den Strömen Wolga und Don erreicht." A.

Der letzte Indianerkönig von Tehuantepec.*)

Als die spanischen Eroberer in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts bis auf die Landenge von Tehuantepec vordrangen, erklärten sie diese ganze Gegend für ein Paradies. Aber auch hier zerstörten sie mit rauher Faust einen Staat, der in Blüthe stand und den Bedürfnissen der Einwohner vollkommen entsprach.

Alle Staaten der Eingebornen haben ihre geschichtlichen Stürme und Umwandlungen gehabt, und jener von Tehuantepec ist nicht verschont geblieben. Bevor im elften Jahrhundert unserer Zeitrechnung das alte Toltekenreich in Trümmer zerfiel, war das ganze Gebiet des Isthmus von einem Meere bis zum andern in der Gewalt der Mijes; wir wissen aber nicht, ob sie die Erbauer der Stadt gewesen sind, welche von den Mexikanern Tehuantepec genannt wurde. Dann kam das Volk der Huabes oder Wabi von Süden her, am Gestade des großen Weltmeeres herauf und ins Land, und setzte sich bis zu der Lagune von Tonala fest, wo noch heute Ueberreste desselben wohnen. Etwa drei Jahrhunderte nach ihrer Ankunft wurden sie vom mexikanischen Könige Ahuitzotl, Montezuma des Zweiten Oheim, bezwungen und kamen bald nachher in Abhängigkeit von den Zapoteken; schon Cocijoeza, König dieses Volkes, hatte den Abzug der mexikanischen Truppen benutzt, um sich den ganzen Isthmus zu unterwerfen, und er wußte diese Eroberung zu behaupten. Ahuizotl schloß mit diesem kühnen und gewandten Mann ein Freundschaftsbündniß und gab ihm seine Nichte, Schneeflocke genannt, zur Gemahlin.

Aus dieser Ehe entsprang Cocicopij (sprich Kosikopich), welchem der Vater noch bei seinen Lebzeiten die Krone abtrat. Der Sohn war noch in jugendlich kräftigem Alter, als Cortez erschien. Die Ankunft der Spanier brachte Bewegung in die amerikanischen Staaten, und Cocicopij konnte nicht umhin, der Krone Spanien zu huldigen, als Truppen unter Alvarado's Führung über den Isthmus zogen, um Guatemala zu erobern. Einige Jahre später erschien Cortez selbst in Tehuantepec und bauete im Hafen von Ventosa die Brigantine, mit welcher er die Südsee befuhr und Californien entdeckte. Der König empfing den Eroberer mit großen Ehren und ließ sich, obwohl Hof und Adel widerstrebten, von einem Mönche taufen. Seitdem hieß er Don Juan Cortez de Montezuma und galt für einen Christen, aber innerlich blieb er den alten Göttern getreu, denen er nach wie vor, obwohl insgeheim, viele Jahre lang Opfer darbrachte.

Trotzdem bauete er ein großes, prächtiges Kloster für die Dominikanermönche, welchen die Seelsorge in den Provinzen Oaxaca und Tehuantepec übertragen worden war. Diese Patres wurden von ihm mit großer Auszeichnung behandelt, und sie hatten keine Ahnung davon, daß ihr Beichtkind, von dem sie mit Gunst überhäuft wurden, ein „verstockter Heide" sei. Cocicopij hatte von allen amerikanischen Königen am meisten Glanz und Machtfülle zu bewahren verstanden und führte einen stattlichen Hofhalt, sein Palast war prächtig und die öffentlichen Aufzüge des Königs blendeten durch Prunk. Täglich ging der Monarch in die christliche Kirche und betete andächtig.

Doch das war nur Maske und die Dominikaner erhielten endlich den Beweis dafür. Zwar hatten sie manchmal vermuthet, daß der König es mit seiner zur Schau getragenen Anhänglichkeit an den Katholicismus nicht sehr aufrichtig meine, aber Beweise dafür fehlten noch. Endlich wurden sie beigebracht. Ein Spanier

---

*) Nach dem in unserer vorigen Nummer angeführten Werke des Abbé Brasseur über Tehuantepec.

hatte sich bei nächtlicher Weile in den Palast geschlichen und dort „heidnische Gräuel“ gesehen, über welche er dem Pater Bernardino de Santa Maria Bericht erstattete. Dieser nahm Rücksprache mit einem zapotekischen Edelmanne, der das Amt eines Fiskals bei der Hauptkirche bekeidete und das volle Vertrauen dre Mönche genoß. Dieser Indianer spielte anfangs den Ueberraschten; aber die Mönche drangen in ihn, bis er seufzend versprach, sich als Spion gegen seinen König benutzen zu lassen. Er erfuhr, daß einige Tage später im Palast ein großes Opferfest gefeiert werden solle, gab den Mönchen Kunde und Pater Bernardino bot die spanische Polizei auf.

Um Mitternacht begab er sich in aller Stille nach dem Palaste, in welchem man keine Ahnung von jenem Verrathe hatte. Der Mönch mit seinen Schergen fand keinerlei Hinderniß und drang ein, durchzog eine Reihe von Höfen und Gallerien, die er leer fand, weil alle Leute beim großen Opfer waren, und gelangte dann in den großen Saal, der als Tempel benutzt wurde. Dort loderten Flammen auf Kohlenbecken, von denen Wohlgerüche emporstiegen; auf einem prächtigen, im Glanze vieler Fackeln leuchtenden Altare prangten die Bilder der alten Gottheiten von Mictlan und Tehuantepec. Der König stand da als Oberpriester, angethan mit einem weißen Gewande, die goldene, mit Federn des heiligen Vogels (Quetzal) geschmückte Mitra auf dem Haupte. Er war umgeben von Yopoo-Priestern, d. h. Begräbnißstätte; es ist der zapotekische Name für die Stadt Mictlan, die heute Mitla heißt.

Als der Mönch ins Heiligthum trat, entstand eine ungeheure Bewegung; das Opferfest war unterbrochen, und die andächtigen Heiden entflohen vor dem Dominikaner.

„Auf Befehl des hochwürdigen Bischofs nehme ich Eure Hoheit gefangen.“

So sprach der Mönch mit mildem Ausdruck zum Könige und faßte ihn am Arme. Cocicopij schwieg und ließ Alles geschehen, weil er wußte, daß Widerstand vergeblich sei. Er legte seinen Priestermantel ab und wurde ins Kloster geleitet, während man die übrigen Priester ins öffentliche Gefängniß abführte.

Es war ein Glück für die Dominikaner, daß sie den König in ihr Kloster und nicht in das Stadthaus abgeführt hatten. Das Volk wußte, daß im Kloster kein Kerker war und erfuhr, daß die Mönche den verehrten Herrscher freundlich und mit aller ihm gebührenden Achtung behandelten. Die Lage der Spanier war jedoch sehr bedenklich. Denn als am andern Morgen die Vorgänge der Nacht bekannt wurden, als man erfuhr, daß Cocicopij verhaftet worden sei, strömten gewaltige Menschenmassen auch vom Meeresstrande und aus den Gebirgen nach Tehuantepec hinein und forderten die Freilassung ihres geliebten Herrschers. Mit Gewalt hätte die geringe Anzahl der Spanier gegen eine solche Uebermacht nichts ausrichten können. Also wandten sich die Dominikaner an den König und sprachen milde Worte. Er sei ein Abtrünniger, und deshalb sei es ihre Pflicht gewesen, ihn zu verhaften. Man müsse vor allen Dingen weitere Befehle vom Bischof abwarten, der ihm Absolution ertheilen und die Freiheit wieder geben könne. Es könne unter solchen Umständen nur angemessen sein, wenn der König seinen Unterthanen gebiete, sich ruhig zu verhalten, damit seine Lage nicht durch Gewaltthaten verschlimmert werde.

Cocicopi entgegnete dem Mönche: „Meine Unterthanen betrachte ich wie meine Kinder und habe sie stets als solche behandelt. Gestern noch war ich ihr König; sie wären meiner unwürdig, wenn sie mit Ruhe meine gegenwärtige Lage ertragen könnten. Aber laßt mich mit ihnen reden und sie werden thun, was ich sage.“

Das Kloster war von einer aufgeregten Menschenmenge umdrängt. Als der König auf den Vorstufen der Kirche erschien, warfen sich alle Indianer zu Boden, weinten und stießen Klagen und Wehgeheul aus. Auch ein steinhartes Herz hätte davon gerührt werden müssen; so schreibt der alte spanische Bericht.

Cocicopij gab ein Zeichen mit der Hand und Alles wurde still. Der König sprach: „Ihr seid meine getreuen Unterthanen und erkennt es an, daß ich stets gütig gegen Euch gewesen bin. Erinnert Euch jetzt, wie oft ich gesagt habe, daß unsere Königreiche und Herrschaften in die Hände Fremder übergehen würden. Dieses Geschick hat sich nun erfüllt und wir können uns demselben nicht entziehen. Die Mönche, bei denen ich verweile, behandeln mich gut und mit gebührender Achtung. Geht also heim; jede Unruhe würde meine Lage verschlimmern und die eurige auch.“

Betrübt und unter Thränen zogen die Indianer ab. Einige Tage später erschienen Bevollmächtigte des Bischofs von Oaxaca, um eine Untersuchung über des Königs Abtrünnigkeit einzuleiten. Cocicopij erklärte, daß er in dem Bischofe nur einen Freund, nicht aber einen Vorgesetzten erkenne, und der Gerichtsbarkeit desselben nicht unterworfen sei. Er habe sich, ohne auf seine königlichen Rechte zu verzichten, nur der Krone Spanien unterworfen und appellire folglich an den Vicekönig von Mexiko. Auf die Einwendung, daß es sich lediglich um eine geistliche Angelegenheit handele und von einer Antastung seiner königlichen Rechte keine Rede sei, ließ der König sich nicht ein.

Die bischöflichen Commissarien erstatteten Bericht an die königliche Audiencia (Obergericht) in Mexiko, und diese Behörde verfügte, daß man den König mit allen ihm gebührenden Ehren nach der Hauptstadt geleiten solle. Das war allerdings eine auffallende Anordnung, nachdem so viele amerikanische Könige von Seiten der Spanier mit der äußersten Rücksichtslosigkeit und Barbarei behandelt worden waren. Die Reise Cocicopij's von Tehuantepec nach Mexiko war ein ununterbrochener Triumphzug; von weit und breit lief Jung und Alt herzu, Jubel und Thränen flossen in einander; Alle wollten den Neffen Montezumas sehen, den Abkömmling des großen Kaisers.

In der Hauptstadt empfing man ihn mit gebührender Achtung. Aber dort erschien Valderrama, der „Visitador“, welchen die Geschichte mit dem Beinamen Dränger der Indianer (Molestador de los Indios) gebrandmarkt hat. Cocicopij hatte gehofft, daß der mildgesinnte Vicekönig Velasco (der von 1551 bis 1564 die Regierung führte) seine Angelegenheit entscheiden werde. Aber nun wurde die Untersuchung in die Länge gezogen, und als nach Verlauf eines Jahres das Urtheil gefällt wurde, lautete es dahin: Cocicopij sei der Königswürde und seines Landes verlustig. Eine Berufung gegen ein solches Urtheil sollte nicht statt finden.

Der Aufenthalt in der Hauptstadt Mexiko hatte dem Manne, dem man zum Verbrechen machte, daß er an den Göttern seiner Ahnen hing, große Kosten verursacht. Jetzt zog er trüb und niedergeschlagen heim, und in seiner Stadt Tehuantepec erwartete ihn ungeduldig sein Volk, das ihn, jenem Urtheile zum Trotz, als seinen König empfangen wollte.

Aber Cocicopij starb unterwegs zu Nexapa an gebrochenem Herzen.

Tehuantepec war bis in die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts ein Ort von nicht geringer Bedeutung. Wir kennen noch jetzt die Namen der vierzehn städtischen Quartiere. Die Ebene ringsum war in ganz ausgezeichneter Weise angebaut und bewässert. Aber die vielen volkreichen Dörfer der Umgegend sind nun längst verschwunden. Die Spanier nannten die Stadt Guadalcazar. Die Dominikaner, welche in dieser ganzen Region die erste Rolle spielten, betrachteten Tehuantepec als ein irdisches Paradies, und der Handelsverkehr war bedeutend. Nach und nach verlor sie ihre Bedeutung, und gegenwärtig zählt sie kaum dreizehntausend Einwohner, ein wunderbares Gemisch von Zapotekas und Mestizen. Dazu kommen noch einige Deutsche, Franzosen und Amerikaner; die Zahl der spanischen Kreolen hat auch hier seit der Unabhängigkeit rasch abgenommen.

Das edle Roß der Araber.

Das innere Gelände der arabischen Halbinsel wird gebildet von einer Wüstenplatte, die sich im nördlichen Theile zu einer Bergregion erhebt und von schroffen Felsenreihen durchzogen ist. Aber dieses Tafelland, das Nedschd, sagt dem Araber zu, und gerade dort finden wir die edelsten Pferde.

Vor zwei Jahren hat ein tüchtig gebildeter Reisender, A. Roux, die Küsten des Rothen Meeres besucht und namentlich längere Zeit im Hedschâs verweilt, also an dem nordwestlichen Gestade in der Landschaft, in welcher die heiligen Städte Mekka und Medina liegen. Er wurde mit Abdalla Pascha, Groß-Scherif von Mekka, bekannt, richtete an denselben eine Anzahl Fragen über das arabische Pferd und erhielt eine ausführliche Antwort, welcher wir nachstehende interessante Einzelnheiten entlehnen.

Der Scherif ist ein berühmter Pferdekenner und selber im Besitz ausgezeichneter Thiere; bevor er aber den Brief an seinen europäischen Freund abfaßte, zog er noch von Arabern aus der Wüste genaue Erkundigungen über manche Verhältnisse ein.

Die Pferde vom allerreinsten Schlage findet man im Nedschd und insbesondere bei dem großen Stamme der Kathan. Die schönsten Rosse sind jene der Dahem, und die allerbesten unter diesen nennt man Dahemân Schahuan. Dahem ist der Name eines Unterstammes der Kathan. Man erzählt, daß einst ein trächtiges Mutterpferd, gefolgt von einem zweijährigen Füllen, mit seinem Reiter ins Gefecht gestürmt sei und die schnellsten Renner des Feindes überholt habe. Dadurch ward es dem Besitzer möglich, achtzig Stück Kameele zu erbeuten.

Mutterpferde werden am höchsten geschätzt und am theuersten bezahlt; sie bringen den meisten Gewinn. Edle Stuten verkauft der Araber nur an Stammesgenossen und nur mit der Bedingung daß die Stutenfüllen auch ferner dem Verkäufer gehören; der Käufer ist verpflichtet, ein solches Füllen einen Monat lang an der Mutter saugen zu lassen. Hengstfüllen gehören dem Käufer.

Ein gutes Stammpferd ermüdet nie, vorausgesetzt, daß es gesund sei und unterwegs dann und wann Futter finde. Es rennt um so rascher, je länger es in Bewegung ist, und gerade daran erkennt man, ob es von alter und reiner Race sei.

Es legt binnen sechs Zeitstunden eine Strecke zurück, für welche ein gewöhnliches Pferd vier und zwanzig Stunden nöthig hat, und ist doch nicht müde.

Im äußersten Nothfalle kann es drei Tage lang in Bewegung sein, ohne Futter zu bekommen, aber auf solche Kraftstücke lassen die Araber sich nur höchst ungern ein; sie lieben ihre Pferde mehr als sich selbst und tragen Sorge, daß dem Thiere Futter und Trank nicht fehle. Ein altes Gedicht sagt: „Ich werde meine Stute nicht verkaufen oder vermiethen, denn dadurch würde ich mich bei den Leuten verächtlich machen; ich gebe meinem Mutterpferde gesundes, schönes Futter. Für mich bleibt es ein Gebot, sorgfältig auf das Futter Acht zu haben. Wenn ich die Mutter vernachlässigte, würde nicht ihr Junges Noth leiden? Weiß doch Jedermann, daß meine Stute alte, edle Ahnen hat, daß sie vom reinen und schönen Schlage Kera abstammt!“

Im Nothfalle besteigt der Reiter ein anderthalbjähriges Pferd; doch das kommt sehr selten vor; mit drei Jahren kann man es gut reiten, wartet aber am liebsten dazu das sechste Jahr ab. Vom sechsten bis zum fünfzehnten Jahre leistet es die besten Dienste; von da an geht es allmälig mit ihm bergab. Man nennt ein Pferd im ersten Jahre Huli, im zweiten Dschesa, im dritten Tseni, im vierten Rubaï, im fünften Chumassi, ein sechsjähriges Kareh, ein siebenjähriges Kahreïn, ein achtjähriges Tselata Koru ꝛc.

Die gewöhnliche Nahrung besteht aus frischem Grase, das auf der Weide wächst; die beste Art heißt Nasi. Morgens und Abends giebt man dem Pferde Kameelsmilch, die sehr nahrhaft ist, Kraft zum Rennen verleiht und nicht fett macht. Körnerfutter vermeidet man, weil es den Fleischansatz befördert und also nachtheilig auf die rasche Bewegung einwirkt. Man hat wohl behauptet, daß der Araber den Rossen getrocknetes und zu Pulver gestampftes Fleisch gebe, das ist aber nicht wahr.

Im Nedschd kannte man in den letzten Zeiten nur einen einzigen Stammbaum, welchen Seaud ben Abd el Asis, der dritte wahhabitische Fürst von Dereyeh, hielt; er starb 1814. Ob der Stammbaum noch vorhanden ist, weiß man nicht. In Betreff der Abstammung verlassen sich die Araber auf die wahrhaftigen Zeugnisse, welche die Ueberlieferung giebt. In ihren Zelten unterhalten sie sich fortwährend über die Rosse. Es gilt geradezu für ein arges Verbrechen, einem Pferde unwahre Abkunft nachzusagen.

Auf die Frage, ob die Pferde des Nedschd aus diesem Lande selber abstammen, oder aus einer andern Gegend kamen, oder ob sie ihr Entstehen einer Kreuzung verdanken, ist Folgendes zu antworten: Die ersten wilden Pferde, welche in diesen Gegenden gezähmt wurden, gehörten einem der großen Stämme in der Umgebung von Mekka, der noch heute Pracht der Pferde, Dschiad el Chail, heißt. Der Stamm ist von eingeborener Art, und man nimmt an, daß keine Kreuzung stattgefunden habe. Die schönsten und tüchtigsten Pferde sind im Nedschd, sodann im Norden und in Irak (also den südlichen Euphrat- und Tigrislanden).

Im Nedschd und im Norden reitet der Araber das nackte Roß, denn er legt nicht einmal eine Merdscheha, eine Decke, auf, und ohne Zaum. Statt des letztern hat er nur einen Nasenriemen, Stefchema. Manche haben allerdings auch Zaum und Decke. Die Stämme in Irak haben Sättel, Hnasias. Bis zum vollendeten zweiten Jahre beschlägt man nur die beiden Vorderhufen, später gewöhnlich auch die Hinterhufen.

An äußeren Merkmalen kann man die Reinheit der Race nicht erkennen; den Hauptbeweis bildet der überlieferte Stammbaum. Oft vereinigt ein Pferd, dessen Vater von edler Abstammung, die Mutter dagegen von unbekannter Herkunft, oder umgekehrt, ist, alle guten Eigenschaften, die man nur wünschen mag.

In Nedschd giebt es zwanzig Pferdefamilien von erstem Range, deren alte Abstammung erwiesen ist. Von ihnen aus haben sich Raeepferde auch nach anderen Gegenden hin verbreitet. Der Wüstenaraber liebt sein Pferd über Alles; es ist ihm das Höchste; nachher kommen seine Waffen und erst hinterher kommt sein Weib. Der Prophet hat das Pferd in der einhundertsten Sure des Koran verherrlicht; sie ist überschrieben: Die schnelleilenden Rosse, und Mohammed sagt: „Bei den schnelleilenden Rossen mit lärmendem Schnauben und bei denen, welche stampfend Feuerfunken sprühen, und bei denen, die wetteifernd des Morgens früh auf den Feind einstürmen, den Staub aufjagen und die feindlichen Schaaren durchbrechen, — wahrlich der Mensch ist undankbar gegen seinen Herrn, und er selber muß Solches bezeugen.“

Diese Mittheilungen des Scherifs von Mekka werden vervollständigt durch allerlei Angaben eines Beduinen aus dem Nedschd, mit welchem Roux längere Zeit verkehrte. Die Stuten, sagt er, sind am klügsten und für Kriegszüge am tauglichsten. Wer ein Mutterpferd besitzt, verkauft es gar nicht, oder nur ungern, und dann nicht unter zwei bis dreitausend Thalaris (Maria-Theresia-Kronthaler). Ein Mann büßt seinen guten Ruf ein, wenn er gegen Silber oder Gold einen so köstlichen Schatz hinweggiebt.

Als die Aegypter das Hedschas erobert hatten, kam des Vicekönigs Sohn, Ibrahim Pascha, nach Dereyeh, der Hauptstadt der Wahhabiten im Nedschd. Dort hätte er gern eine edle und weitberühmte Schimmelstute gekauft, von welcher sich aber der Besitzer um keinen Preis trennen mochte. Weder hohes Geldangebot noch Ueberredung halfen; da griff der Pascha zur Gewalt, nahm das Pferd und ließ dem Besitzer siebentausend Thalaris auszahlen. Der Beduine schwieg. Einige Zeit nachher brach der Pascha sein Lager ab, um nach dem Hedschas zurückzugehen. In derselben

Nacht verläßt jener Beduine insgeheim sein Zelt und schleicht sich bis zu der Stelle, wo sein Pferd stand. Es hatte seinen frühern Gebieter von weitem gewittert und gab seine Freude zu erkennen. Der Mann bleibt stehen und horcht, ob ihm Niemand auf der Fährte sei. Alles ist still. Vor innerer Aufregung zitternd, tritt er an sein geliebtes Thier hinan und streichelt und umarmt es. Dann packt ihn Wuth und Verzweiflung, er zieht rasch seinen Dolch und rennt ihn dem Pferde in den Leib bis ins Herz hinein. Dann weint er wie ein Kind und geht fort, besteigt sofort ein Roß, setzt Weib und Kinder auf Dromedare und ist, vor der Rache Ibrahims flüchtend, schon bei Tagesanbruch in der Wüste. Am Morgen erhielt der Pascha einen Beutel mit Geld und ein Papier, auf welchem die Worte standen: „Du hast mir mein Eigenthum mit Gewalt genommen; hier hast Du wieder, was ich nicht mag."

Der Beduine aus dem Nedschd bestätigt, daß man den Pferden zu trinken gebe, so viel sie wollten; täglich bekommen sie wenigstens ein Mal Kameelsmilch. Das gewöhnliche Futter, außer Gras oder frischem Klee, Bersim, sind Datteln; Gerste schüttet man ihnen sehr selten vor. Wir beschlagen, sagte der Nedschedi, unsere Pferde sehr selten, und wenn es geschieht, nur an den Vorderhufen. Das Roß gehört zu unserer Familie, und wir widmen ihm mehr Sorgfalt als uns selber. Wenn ein Krieger einen gefährlichen Zug unternehmen will, dann wünscht die Familie nicht dem Manne, sondern dem Pferde das beste Glück auf den Weg, und wenn es nach einer Schlacht allein zum Zelte hereinkommt, dann ist der Schmerz über den im Gefechte gebliebenen Reiter bei weitem nicht so groß, als die Freude darüber, daß das Pferd gerettet sei. Dieses besteigt der Sohn oder ein naher Verwandter des Gefallenen, dessen Stelle in der Familie er nun einnimmt und die er im Nothfalle rächen kann. Aber wenn das Pferd getödtet oder vom Feinde genommen worden ist und der Reiter allein, zu Fuße, wieder kommt, dann will das Heulen, Schreien und Wehklagen kein Ende nehmen und die Trauer währt monatelang.

Der Nedschd-Araber reitet ohne Sattel und für gewöhnlich auch ohne Decke und Zaum; statt des letztern hat er nur eine Halfter; manchmal legt er dem Thiere wohl auch eine Art hölzerner Stange ins Maul. Ein gutes Pferd gehorcht der Stimme, dem Drucke des Schenkels und einem leisen Klopfen mit der Hand. Ein Reiter, welcher seine Lanze hat fallen lassen, steigt nicht etwa ab, sondern nimmt sie, auf dem Pferde sitzen bleibend, wieder auf, und das Thier lehnt sich dabei so auf die Seite, daß ihm die Sache möglichst bequem werde.

Der Beduine erzählte Folgendes, in dem wohl eine nicht geringe Uebertreibung liegt. Ein gut abgerichtetes Pferd läßt den verwundeten oder todten Reiter nicht auf der Wahlstatt liegen. Nach dem Gefecht oder während desselben sprengt es im Galopp umher, beschnobert die auf der Erde Liegenden, bis es seinen Herrn gefunden, packt diesen mit den Zähnen am Kleide, hebt ihn auf und schleppt ihn bis zu seinem Zelte. — Man begreift freilich nicht, daß die siegreiche Partei ein solches Pferd nicht als Beute an sich nimmt.

Von dem Adel des Stammbaumes der Pferde fällt Ehre und Ansehen auf den Besitzer; von manchen Beduinenstämmen würde wenig oder gar nicht die Rede sein, wenn sie nicht durch ihre edlen Rosse bekannt wären. Ein wirklich edles Pferd ermüdet niemals, und ein guter Renner geht über Alles. Das Nachstehende ist Thatsache. Es wurde einem Scheich ein Mutterpferd gestohlen, welches weit und breit für den besten Renner galt. Der Scheich setzte dem Diebe nach, auf einer andern Stute, deren schneller Lauf gleichfalls weit berühmt war. Zwischen Raub und Verfolgung lagen nur etwa zehn Minuten. Der Scheich erblickt den Dieb und kommt ihm näher; er hofft ihn einholen und sein Eigenthum wieder gewinnen zu können. Aber das macht ihm nicht etwa Freude, sondern ist ihm wie ein Stich ins Herz; seine Eigenliebe, der „Stolz des Zeltes", wird mächtig in ihm. Wenn er den Dieb erreichte, so war der Ruhm und Ruf seiner edeln Stute Tayara für immer dahin, denn der Dieb, welcher sie ritt, hatte zehn Minuten Vorsprung, und das Pferd, auf welchem der Scheich saß, wäre für schneller erachtet worden. Die Eigenliebe siegte. Als der Scheich dem Diebe so nahe war, daß dieser ihn hören konnte, schalt er ihn aus und rief: „Wenn Du mir entrinnen willst, so gieb der Tayara einen Kniff ins rechte Ohr; dann kann ich Dich nicht einholen." Das ließ der Dieb sich gesagt sein; Tayara flog wie eine Gazelle über die Ebene, und der Scheich hatte wohl sein Pferd eingebüßt, aber dieses behauptete seinen Ruf.

Ein trächtiges Mutterpferd wird mit äußerster Sorgfalt gepflegt und abgewartet; es muß im Stehen fohlen und das zur Welt kommende Füllen wird in einer Decke aufgefangen. Dann reckt man ihm sofort die Glieder, steckt den Daumen in die Nüstern, welche dadurch erweitert werden, und bläst hinein. Nachher macht man am untern Theile der beiden Ohren ein kleines Loch, zieht eine feine Schnur hindurch und befestigt dieselbe so, daß die beiden Spitzen nach vorne über sich berühren. An drei Tagen hintereinander hebt man Morgens den Schwanz empor und biegt ihn dermaßen nach hinten über, daß er beinahe horizontal auf dem Rücken liegt. Nachher drückt ein Mann das Hintertheil gegen seine Brust, kreuzt die Arme über der Brust des Füllens und zieht dasselbe nach und nach so fest an sich, daß es gerade aufsteht und etwas nach hinten übergebogen wird. Dabei knackt manchmal das Rückgrat.

Während der ersten sechs Wochen erhalten die Füllen nur Muttermilch, nachher eine Zeitlang lediglich Kameelsmilch, späterhin drei Monate lang sorgfältig gereinigtes und gewaschenes Korn, das etwas aufgeweicht ist und leicht in Brei verwandelt wird. Dazu bekommt es frische Kameelsmilch und manchmal auch Molken. Darauf beginnt eine vierte Periode der Fütterung. Die Frauen sammeln Klee, Büschel für Büschel, und bringen denselben in ihren Mänteln nach dem Zelte. Jeder Büschel wird sorgfältig gereinigt, hingelegt und mit Wasser aus dem Munde besprengt; so legt man mehrere Lagen über einander und läßt dann das Füllen fressen. Abends giebt man ihm dann Kameelsmilch und etwas eingeweichtes Korn, manchmal auch wohl Datteln. So wird es bis zum elften Monate behandelt; nachher stellt man es den übrigen Pferden gleich.

Das sind die Mittheilungen des Beduinen aus dem Nedschd. Im Allgemeinen sind die edelsten Pferde klein von Wuchs und sehen fast schwächlich aus, aber sie sind doch in hohem Grade kräftig, rasch, lebhaft. Sie haben wenig Bauch, kleine Ohren und oftmals einen ausgefaserten Schweif. Hervorragende Eigenschaften neben der Schnelligkeit sind Gelehrigkeit und Sanftmuth.

Die Rosse sind viel tausendmal von den Dichtern verherrlicht worden. Ein persischer Poet sagt von seinem Renner: Er hat Quecksilber in seinen Adern; seine Gestalt ist so schlank, seine Glieder sind so fein, daß die Antilope vor ihm ihre Augen verschämt niederschlägt, und gern möchte der kriegerische Leopard seine Tatzen gegen diese Rosseshufen vertauschen. Es ist so hitzig wie Feuer und rascher wie der Wind. Auf seiner Stirn ist ein Haarbüschel, den die Morgenröthe mit eigener Hand kämmt. Dort ist der Sitz der Kraft. Aus seinem Auge funkelt Kühnheit wie ein Blitz; die Nüstern sind weit geöffnet. Es ist so muthig wie ein Löwe, so gelehrig wie ein Hund, so stark wie der Elephant. —

Im Nedschd ist die Anzahl der Pferde bei weitem nicht so beträchtlich, wie in Syrien und Mesopotamien, und dieser Ansicht war auch schon Burckhardt im Jahre 1812. Er giebt an, daß die Stämme der Aneseh an der syrischen Grenze und jene der Montefik, die in den Euphratebenen zwischen Bagdad und Basra umherziehen, jeder etwa zehn- bis zwölftausend Pferde besaßen. Mehr als zehntausend waren damals im ganzen Nedschd nicht. Roux meint, daß das ganze arabische Küstenland, bis auf 30 bis 35 Wegstunden landeinwärts, nicht über 4500 Pferde habe.

Seine Majestät Orelie-Antoine der Erste, König der Araukanier.

„Die südamerikanische Post meldet, daß in der Region der Andes ein neuer Staat gegründet worden sei, das Königreich Araukanien. Der Gründer desselben ist ein Franzose, Tonneins, gebürtig aus der Gemeinde Thourgnac im Canton Hautefort, Arrondissement von Perigueux. Dieser intelligente und unerschrockene Reisende war in Irrungen mit der chilenischen Regierung gerathen und begab sich dann in den südlichen Theil der Republik zu den Indianern, welche bis heute noch nicht unterworfen worden sind. Durch Ausdauer und Entschlossenheit gewann er das Vertrauen der Stämme, erlernte ihre Sprache und trat in enge Freundschaft mit mehreren Kaziken, die nach und nach ihre Gewalt auf ihn übertrugen. Durch die Heirath mit einer Kazikentochter erwarb er sich die Liebe des araukanischen Volkes und konnte dann die Zügel der Regierung ganz in seine Hände nehmen. Er bildete ein Ministerium, in welchem sich dermalen zwei Franzosen befinden, und ließ sich als Orelie-Antoine Premier zum konstitutionellen Könige der Araukanier erklären. Die neue Monarchie ist erblich; falls der König keine Kinder hat, steht ihm das Recht zu, seinen Nachfolger zu ernennen."

Diese Angaben fanden wir in der Märznummer der Revue orientale et americaine von 1861, S. 394, und wir erinnerten uns an dieselbe, als wir jüngst lasen, daß dieser „König" von den Chilenen eingefangen worden sei. Die ganze Geschichte ist nicht ohne Interesse; deshalb wollen wir sie erzählen und an die Thatsachen selbst einige Betrachtungen anknüpfen.

Europäische Abenteurer haben zu allen Zeiten in den fremden Erdtheilen eine Rolle gespielt. Manche Matrosen sind auf den Südsee-Inseln nicht nur Häuptlinge, sondern sogar Götter geworden; ein nach Australien deportirter Verbrecher schwang sich zum Häuptlinge der (nun bis auf dreizehn Seelen ausgestorbenen) Schwarzen von Vandiemensland, Tasmanien, empor; ein englischer Abenteurer war einst König an der Küste Centralamerikas. Zwei französische Edelleute, Pindray und Raoussset de Boulbon, gingen als „Flibustier" nach Sonora, um diesen Staat den Mexikanern wegzunehmen; Wilhelm Walker, der kühnste aller modernen Bucaniere, war eine Zeitlang Gebieter von Nicaragua. In die Klasse dieser unternehmenden Männer scheint auch jener Tonneins zu gehören. Zum Schauplatz seiner Thaten wählte er sich die Landschaft Araukanien, dessen Bewohner noch jetzt mehr oder weniger unabhängig von Chile sind. Dieses Gebiet liegt zwischen den nördlichen und südlichen Provinzen der Republik und scheidet dieselben. Ueber die Bewohner reden wir weiter unten, bemerken aber sofort, daß diese Araukanier unbequeme Nachbarn sind, welche den Chilenen viele Ungelegenheiten verursacht haben. Es ist begreiflich genug, daß sie sich alle Mühe geben, diese Halbwilden zu unterwerfen, oder wie man die Sache zu nennen pflegt, zu civilisiren. Sie durften in keinem Falle gestatten, daß die Araukanier einem europäischen Oberhaupte sich unterwarfen, daß sie unter Einen Hut kamen. Zwar gefährlich konnten sie schon wegen ihrer verhältnißmäßig geringen Zahl nicht werden, aber unter Umständen doch viel lästiger und unbequemer, als sie schon oftmals geworden sind.

Nun melden die Berichte aus Valparaiso vom 17. Januar, daß die chilenische Regierung den König Tonneins habe gefangen nehmen und einsperren lassen. Wir kennen diese Berichte nur erst aus pariser Blättern, und sie tragen eine französische Färbung; demgemäß wäre der „König" verrätherischer Weise auf unabhängigem Gebiete gefangen genommen worden. „Die Chilenen trugen von jeher Gelüste nach Araukanien. Als nun dieses barbarische und kriegerische Volk einen intelligenten Franzosen zum Oberhaupt wählte, fand man, daß ein solcher ein gefährlicher Nachbar werden könnte. Deshalb wurde sein Sturz beschlossen. Am 4. Januar wurde dem chilenischen Gouverneur von Naeimiento gemeldet, daß man sich des Königs leicht bemächtigen könne. Er schickte einen Polizeilieutenant mit Soldaten ab, welche den König bei los Parales fanden. Er ruhete unter einem Baume aus. Die Chilenen entwaffneten ihn, setzten ihn auf ein Pferd und brachten ihn Abends nach Naeimiento ins Gefängniß. Der König war eben auf einer Rundreise in seinem Lande begriffen, um die Stämme zur Behauptung ihrer Unabhängigkeit anzufeuern, (bedeutet wohl: gegen die Chilenen aufzuregen, mit denen Tonneins auf schlechtem Fuße stand). Zuletzt hatte er sich mit dem Kaziken Gnentecol verständigt, der allein 40,000 Indianer ins Feld stellen sollte. (Das ist Uebertreibung; ganz Araukanien zählt keine so große Anzahl von Männern und man muß zwei Nullen streichen. Aber gegen wen sollte der Kazike seine Streiter ins Feld stellen? Doch nur gegen die Chilenen, gegen welche Tonneins sie aufwiegelte?) Er war gerade im Begriffe, sie an der Grenze, welche der Fluß Biobio bildet, zu concentriren und mit der chilenischen Regierung zu äußerst vortheilhaften Bedingungen für Araukanien, ohne einen Fuß breit Landes abzutreten, zu unterhandeln, als er durch den Verrath seines erkauften Dieners in Feindes Hand gerieth. Man fand unter seinen Papieren Gesetzentwürfe und Organisationspläne für seine Regierung. Seine Fahne hat die Farben dunkelgrün, weiß und blau. Die chilenische Regierung wird dem gefangenen Könige des Proceß machen."

Jedenfalls wird sie dafür Sorge tragen, daß Tonneins ihr fernerhin nicht Verlegenheit bereite oder gefährlich werde. Die obengenannte Revue gab sich in Bezug auf diesen König sehr hochfahrenden Hoffnungen hin und knüpfte große Erwartungen an ihn. Sie that das in jener widerwärtig ruhmredigen Weise, die solchen Franzosen eigen ist, welche ihr Land als den einzigen „Brennpunkt der Civilisation" betrachten. Wir kennen diese sinnlosen Redensarten bis zum Ueberdruß, im gegebenen Falle tritt aber die Anmaßung so aufgepufft hervor, daß sie geradezu komisch wirkt. Jene Revue sagt:

„Seine Majestät Orelie-Antoine I. hat eine Constitution veröffentlicht, durch welche die araukanische Einheit festgestellt wird. Sie bestimmt die Obliegenheiten und Privilegien des Königs und die Gleichheit Aller vor dem Gesetz. Er hat durch königliche Dekrete in Araukanien administrative Bezirke, ähnlich den französischen, eingeführt, sodann auch Departements und Communen, und Staatsbehörden geschaffen. Im ganzen Königreiche gelten die französischen Gesetzbücher."

Also die Staatsweisheit Orelie-Antoin's bestand darin, die Formeln des französischen Verwaltungsmechanismus und das bureaukratische Wesen auf Barbaren zu übertragen, die wir als Dreiviertelswilde bezeichnen können! Die Abgeschmacktheit eines solchen Verfahrens liegt auf der flachen Hand, aber noch geistloser ist die Revue orientale. „Wir sehen, sagt sie, in alle dem nicht etwa das ephemere Werk eines Abenteurers, sondern das Wiederaufleben des französischen Einflusses jenseit des Meeres. Wir haben in Bezug auf Seemacht und Kolonien eine große Zukunft vor uns. Heute nennt man solche Männer Abenteurer, morgen schon Pioniere der Civilisation. Sie schaffen an allen Enden der Welt neue Frankreiche, sie tragen überall hin die befruchtenden, gleich Zauber wirkenden Ideen, durch welche unser schönes Vaterland der Heerd aller Aufklärung und aller Revolutionen geworden ist. (Bureaukratie, Dekrete, Departements, Soldatendiktatur, Polizeiomnipotenz!) Wenn einst die Ehre unserer Flagge in Frage steht in jenen fernen Gegenden, die wir heute kaum dem Namen nach kennen (ein herrliches Eingeständniß von einer wissenschaftlichen Zeitschrift!), dann werden, von uns noch unbekannten Horizonten, Alliirte kommen, Freunde, Landsleute, ergebene Brüder. Stark durch die Freiheit, deren Reize sie auf einem jungfräulichen

Boden genossen haben, lebenskräftig und voll Hoffnung, werden sie sich glücklich fühlen, die hülfreiche und gastliche Hand denen zu reichen, von welchem sie Nachrichten aus dem Heimathland erhalten. Eine Idee wird die Welt beherrschen, und diese Eine Idee wird eine französische sein!" Die gelehrte Revue verwechselt dann die heutigen Indianer in Chile mit den alten Araukanern, welche sich gegen die Spanier im sechszehnten Jahrhundert so tapfer wehrten, daß Ercilla sie besang, und schließt ihre sinnlosen Tiraden mit den Worten: „Wahrlich, es ist kein geringes Verdienst, bei einem solchen Volk einen Staat nach europäischem Muster gegründet zu haben und nach französischen Gesetzen zu regieren."

Perez Rosales bemerkt in seinem werthvollen Werke: Essai sur le Chili, Hamburg 1857, S. 266, daß das sogenannte Araukanien, also das Gebiet der noch unabhängigen Indianer, den nördlichen Theil der Provinz Valdivia und den südlichen Theil der Provinz Arauco einnehme. Von Valdivia haben sie etwa den vierten Theil inne, aber die Linie, welche ihr Gebiet von jenem der „civilisirten", d. h. unterworfenen, mit Weißen untermischt wohnenden Indianer trennt, ist nicht genau begrenzt und kann auch nicht mit Bestimmtheit bezeichnet werden, weil das europäische Element allmälig aber unaufhaltsam unter diesen einst kriegerischen Männern Fortschritte macht. Jene Linie ist ein wahres Zickzack, dessen Vorsprünge das Eindringen der Civilisation anzeigen.

Die oben erwähnte Stadt Nacimiento, nach welcher König Tonneins als Gefangener abgeliefert wurde, hat ungefähr 3000 Einwohner und liegt zwischen dem 37. und 38.° S. Br. in der Provinz Arauco, welche 1852 aus dem südlichen Theile der Provinz Concepcion gebildet wurde.

Rosales führt die falschen Angaben über Arakanien und dessen Bewohner auf das richtige Maß zurück. Im Jahre 1726 schloß die spanische Kolonialregierung zu Negrete einen Friedensvertrag mit den Indianern. Schon vor dieser Zeit war das Gebiet der unabhängigen Stämme im Norden vom linken Ufer des Flusses Biobio, im Süden durch die spanischen Ansiedler von Valdivia begrenzt. Damals mußten die Indianer die von ihnen zerstörten Forts wieder aufbauen. Zwei und dreißig Jahre später traten sie den Spaniern freiwillig eine nicht unbeträchtliche Gebietsstrecke ab, auf welcher die Stadt Osorno gebaut wurde. Seit 1758 begreift das Indianergebiet nun die Strecke zwischen den Flüssen Biobio und Calle-Calle.

Bis zur Zeit des Kampfes für die Unabhängigkeit drang von beiden Seiten her die Civilisation allmälig ein. Das ursprüngliche Land Arauco war nun nicht mehr in der Gewalt der Eingeborenen; die Hafenstadt Arauco und eine Anzahl von Forts hatten spanische Besatzungen, und die Indianer standen unmittelbar unter den Behörden der Provinz Concepcion; die Nordgrenze des Indianergebietes reichte unter 37° 36′ S. Br. vom Meere bis an die Cordillere. Auf der Südgrenze schritt das Civilisiren gleichfalls vorwärts. Die Guilitsches und Mulutsches im Gebiete von Valdivia bildeten schon einen Theil der ansässigen Bevölkerung und nahmen Sprache, Religion und Lebensweise des spanischen Landvolkes an, mit welchem sie in steter Berührung waren. Ihre frühere Unbändigkeit verschwand und diese Leute zeigten sich sehr unterwürfig. Die Indianergrenze in Valdivia ging schon über den Calle-Calle hinaus und reichte an der Westküste bis zum Distrikt Cruces unter 39° 33′ S. Breite.

Gegenwärtig ist dieses Indianergebiet noch kleiner geworden; die Zeit, viele ruhige Jahre und das Vordringen der Civilisation haben ihre Wirkungen geäußert, und im Innern sind auf Ansuchen der Indianer selbst zwei Missionen der Propaganda gegründet worden. Die Eingeborenen, welche noch unabhängig sind, haben nur noch einen Raum von etwa anderthalb Breitengraden inne. Ihre Kopfzahl ist früher von Schriftstellern, welche mit den Landesverhältnissen nicht genauer bekannt waren, viel zu hoch angegeben worden. In ihrem Gebiete liegt keine einzige Stadt, das Thal an der Küste ist beinahe unbewohnt; die sogenannten Reduktionen, Dörfer oder vielmehr Weiler, in denen nur wenige Familien hausen, liegen an Flüssen und am Rande der Wälder zerstreut umher und in weiter Entfernung von einander. Das Centralthal, besonders in der Nähe nach den Andes hin, ist für civilisirte Leute unzugänglich; sie dürfen nicht dorthin kommen, und gerade dieser Theil ist weniger schwach bevölkert. Ich meinerseits habe diesen Landestheil besucht. Er zählt noch lange nicht die Hälfte der auf einem doppelt so großen Flächenraume wohnenden, der Civilisation unterworfenen Indianer, für welche die Zählung (von 1855?) 36,152 Köpfe ergab. Die unabhängigen „Araukaner" hatten während der Revolution von 1851 vollauf Gelegenheit, in den Krieg zu ziehen, zu plündern, Branntwein zu trinken und Frauen zu rauben, aber trotz so vielen Anreizes nahmen nur sechshundert an der Schlacht von Loncomilla Theil.

Die Araukaner bilden nicht mehr jenes compacte und streitbare Volk, welches den Spaniern anfangs so viel zu schaffen machte; die alte Urkraft ist dahin. Die zerstreueten Horden vereinigen sich zu mehr oder weniger zahlreichen Haufen, um andere Horden zu plündern oder den civilisirten Landleuten im Grenzgebiete Vieh zu rauben. In dem Unabhängigkeitskriege kämpften sie theils auf Seite der Spanier, theils auf jener der Aufständischen, und als Chile unabhängig war, setzten diese Indianer unter sich den Krieg fort.

Rosales bemerkt weiter, daß diese chilenischen Indianer (die sogenannten Araukaner) nicht mehr so wild seien, wie man sich im Allgemeinen vorstelle. Sie führen, sagte er, kein bloßes Hirtenleben mehr, sondern sind auch Ackerbauer. Neben ihren aus Holz aufgeführten Häusern haben sie Umzäunungen für das Vieh, bauen Weizen, Kartoffeln, Bohnen, Mais und andere Pflanzen, insbesondere Flachs; aus der Leinsaat bereiten sie Kuchen mit Honig, und aus den verwilderten Aepfeln ein Getränk. Sie weben aus Wolle ein grobes, buntfarbiges Zeug und machen aus Leder sehr hübsche Lassos und Zäume. Ihre Landeserzeugnisse geben sie ab gegen Silbermünzen, Eisengeräthe und Branntwein. Grob- und Silberschmiede finden willige Aufnahme; manche senden ihre Kinder in die Missionsschulen. Als ich Befehlshaber der Provinz Valdivia war, schlug ich ihnen mehrmals die Gründung mehrerer neuen Missionen vor, sie wollten jedoch nichts davon wissen, lieben auch die Missionäre gar nicht, sehen es aber gern, wenn Elementarschulen eingerichtet werden, besonders wenn Handwerker mitkommen. Die Häuptlinge finden sich alljährlich in Valdivia zu einer Art von Huldigung ein, und ich fragte sie, weshalb die Missionäre bei ihnen auf so große Abneigung träfen? Alle entgegneten, man möge die Geistlichen nicht, weil diese auf Abschaffung der Polygamie drängen; diese wolle man aber behalten.

Sie sind nicht unbedingt unabhängig von den Behörden der Republik und wenden sich häufig an diese um Rath, ehe sie untereinander zu Gewaltthaten schreiten. Auch hat die chilenische Regierung hier einige Beamte, Kapitäne, welche als „Freunde" bezeichnet werden, Zwiste schlichten und als Dolmetscher dienen. Einige der mächtigeren Häuptlinge erhalten von der Regierung eine kleine Jahressumme, nicht etwa, wie Reisende behauptet haben, als Tribut, sondern für Dienste, welche ihr Stamm während der Kriege gegen Spanien geleistet hat oder die er jetzt leistet, namentlich um dafür zu sorgen, daß die Ruhe ungestört bleibe. Die chilenische Regierung hat in den beiden Provinzen Valdivia und Arauco fünfzehn geistliche Missionen. Jede derselben hat eine Elementarschule. Der Indianerhäuptling, welcher Kinder aus seinem Stamme in die Schule schickt, erhält für jedes Dutzend Kinder, die am Unterrichte Theil nehmen, vierzig Silberpiaster.

Wir werden demnächst, nach den Berichten des Nordamerikaners Renel Smith, einige araucanische Zustände schildern.

Zur Geographie von Britisch Columbia.

Schon mehrfach haben wir darauf hingewiesen, daß diese früher wenig beachtete Gegend des nordwestlichen Amerikas durch die Goldentdeckungen eine gesteigerte Bedeutung gewonnen habe. Heute lassen wir das edle Metall mehr bei Seite liegen, um einen Reisenden zu begleiten, welcher während der letztverflossenen Monate jene Region durchstreift und seine Wahrnehmungen der Times mitgetheilt hat.

Die Hauptader des Landes bildet der Fraserstrom; an ihm liegt Gold von einem Punkte, etwa 45 Miles oberhalb der Mündung bis zu seinen Quellen in den Felsengebirgen, also vom 49. bis 53.° N. Breite, auf einer Strecke von 800 Miles, die Windungen des Stromes mit eingerechnet. Der Südarm des Fraser hat seine Quellen unweit vom Mount Brown in den Felsengebirgen, unter etwa 53° N. Br. 118° 40′ W. L. Sein Lauf von dort bis Fort George, einem Posten der Hudsonsbay-Compagnie, beträgt 290 Miles. Der Nordarm entspringt in einer entgegengesetzten Richtung und erhält sein Wasser aus einer Reihenfolge von Seen zwischen 54 und 55° N. Br., 124° 50′ W. L., und vereinigt sich nach einem Laufe von 260 Miles mit dem Südarme, ein wenig unterhalb des 54.°. Von da ab heißt der Strom Fraser.

Der nördliche Arm ist auch ein Goldfluß und also haben wir eine goldführende Stromregion von etwa 1000 Miles Länge. Sie reicht nach beiden Seiten hin viele Miles landeinweinwärts; auch an den meisten Nebenflüssen, deren jetzt nicht weniger als neun und fünfzig bekannt sind, ist Gold gefunden worden. Dasselbe gilt auch von der gesammten obern Region Britisch-Columbia's.

Abgesehen von dem Golde, das man in den Betten und an den Ufern der Flüsse findet, laufen zu beiden Seiten oft auf weiten Strecken Terrassen hin, welche von den Arbeitern als Bänke bezeichnet werden. Auch sie führen Gold; manche treten weit von den Ufern zurück und bilden eine Aufeinanderfolge von flachen Hochebenen. Sie bestehen aus Allnvialboden. Am Hauptstrome selbst kommen diese Terrassen am häufigsten vor und steigen nicht selten zu Hügeln mit steilem Abfall empor. Alle diese Terrassen enthalten, wie gesagt, viel Gold, das man vermittelst des „Bank-Diggens" gewinnt und zwar ohne so große Mühe aufzuwenden wie in Australien oder Californien, weil Britisch-Columbia überall Reichthum an Wasser hat. Man gewinnt das Gold mit weit geringerem Kostenaufwand.

Es ist bemerkenswerth, daß alle von Osten her kommenden Flüsse Gold führen, jene, welche aus Westen her strömen, nicht. Man nimmt deshalb an, daß gleichsam die Quelle des hier verbreiteten Goldes in den Felsengebirgen liege, und man hat ja auch Gold in den Gewässern gefunden, welche von diesen Gebirgen nach Osten hin abfließen, z. B. auch am Saskatschewan, dessen Ursprung nicht weit von jenem des Fraser entfernt ist. Auch am Friedensflusse, Ungigah, hat man in der jüngsten Zeit Gold entdeckt.

Verlassen wir den Fraser 100 Miles oberhalb seiner Mündung und folgen wir dem Zuge der „Miners" nach Süden und Osten hin auf etwa 60 Miles, so kommen wir an den Similkamin, an welchem etwa anderthalbhundert Chinesen Gold graben. Sechszig Miles weiter nach Süden ist der Okanagan, ein 80 bis 100 Miles langer, 8 bis 10 Miles breiter See, tief und schiffbar. An demselben haben sich französische Canadier niedergelassen. In den großen See fallen fallen zwei kleinere und nicht weniger als 19 Flüsse, von denen sieben Gold führen.

Nach derselben Richtung hin, 150 Miles von Fort Hope, ist Rock Creek, dicht an der amerikanischen Grenze, 49° N. Breite, 60 Miles westlich vom Columbiastrome, und 119° W. Länge. Dort war 1860 ein großer Zufluß von Arbeitern, die zwar durchschnittlich 7, und manchmal 100 Dollars in einem Tage ernteten, aber doch zumeist nach dem noch ergiebigern Karibu zogen; nur 30 Weiße und 225 Chinesen blieben zurück. Den letzteren fällt es schwer, den strengen Winter in Columbia zu ertragen; viele gehen im Spätherbst nach dem mildern Californien und kehren im Frühjahre zurück.

Wir wenden uns nach Norden, in das sogenannte Indianergebiet, wo der breite Thompson rasch zwischen hohen Felsenufern strömt. Seine Quellen liegen nicht im Gebirge, sondern er entsteht durch das Wasser einer Reihenfolge von Seen, welche östlich vom Fraser sich über eine weite Strecke hindehnen. Nach einem sehr gewundenen Laufe von vielleicht 100 Miles fällt er bei dem kleinen Orte Lytton in den Fraser, etwa 75 Miles oberhalb Fort Hope.

Der Thompson nimmt an seinem linken, östlichen Ufer, in dem sogenannten Seen-Bezirke, den Nicaomin und den Nicola auf. Der letztere dient dem Wasser des Nicola- und des Stump-Sees zum Abzuge. Der nächste Zufluß des Thompson aber auf der entgegengesetzten Seite ist der Buonaparte, welcher ein fruchtbares Ackerland durchströmt und sehr goldreich ist. Er bildet den Abzug von nicht weniger als neun Seen, von denen der Loon und Bert jeder eine Länge von neun Miles haben. Nach der Einmündung des Buonaparte macht der Thompson drei weite Krümmungen bis zum Kamloops-See, welcher in den Strom einmündet, 20 Miles lang und 5 Miles breit ist. Von diesem See ab setzt der Thompson seinen Lauf (stroman genommen) nach Osten und Norden fort, empfängt den North River und weiter aufwärts den Shushwap-See, eine hübsche Wasserfläche in einer Wiesenregion; er ist 45 Miles lang, 10 bis 12 breit, hat viele Inseln und empfängt das Wasser zweier anderer Seen vermittelst des Barrière River und zweier anderer Flüsse; diese kommen von der Höhenkette, welche das Stromthal des Fraser von jenem des Columbia scheiden. Der See liegt etwas südlich vom 51.° N. Br., und wird an seinem östlichen Ende vom 119.° W. L. begrenzt. Der Kamloops-See liegt ungefähr einen Grad weiter nach Westen und 12 Miles südlicher. In diesen letztern See münden der Tranquille und der Copper River.

Ein paar Miles vom Ostende des Kamloops-See, wo der North River, Hauptzufluß des Thompson, sich mit diesem letztern vereinigt, liegt Fort Kamloops, ein für den Pelzhandel sehr wichtiger Posten der Hudsonsbay-Gesellschaft, an welchem seit den Goldentdeckungen sehr wichtige Geschäfte gemacht werden.

Der schon erwähnte North River strömt auf einer sehr beträchtlichen Strecke seines Laufes (aufwärts) nach Norden hin. Er hat mehrere Zuflüsse von beträchtlicher Länge; einige derselben entspringen weit nach Osten hin auf der Wasserscheide des großen Fraserthales; andere dienen als Abzug für eine lange Seenkette, die sich über fast drei Breitengrade erstreckt; ihre Quellgewässer kommen von einer Kette, welche die Wasserscheide nach dem Swamp River zu bilden. Dieser letztere fließt nach Osten hin in die Karibu-Gegend.

Alle hier genannten Flüsse sind goldhaltig. Am North River sind die Miners nur erst in der Mündungsgegend thätig gewesen, weiter aufwärts hatten sie zu Anfang des laufenden Jahres noch nicht „prospected". Weiter landein, auf einer Strecke von 80 Miles von Süd zu Nord und 100 Miles von Ost zu West, erstreckt sich ein hohes Tafelland, ohne Wälder, aber mit einzelnen Baumgruppen und Viehweiden. Das Klima ist im Sommer trocken, im Winter kalt aber nicht allzustreng und sehr gesund, wie ganz Britisch-Columbia. Aber im Sommer werden die Moskitos zu einer entsetzlichen Plage.

Wir begeben uns vom North River abwärts wieder nach Fort Kamloops. Von diesem liegt, 100 Miles in gerader Linie nach Westen zum Fraserflusse und an diesem die neue Stadt Lillooeet.

Dort treffen die beiden großen Reisestraßen nach dem Innern zusammen. Die eine geht über Fort Hope und Lytton am Flusse hin, die andere durch das Harrisonthal und entlang der Kette der Lillooeet-Seen. Lillooeet ist der Ausgangspunkt nach den nördlichen Minen, zu welchen noch kein gebahnter Weg führt. Es liegt von der Mündung des Fraser, auf dem Wege am Strome hin über Hope, Yale und Lytton, 220 Miles entfernt; auf der Harrison-Route, auf welcher mehrere Dampfer auf Seen und Flüssen in Thätigkeit sind, 238 Miles. Auf manchen Strecken fahren Postkutschen.

Von Lillooeet bis zu den nächsten Goldgruben in Karibu hat man 230 Miles. Wenige Miles oberhalb L., an der Westseite, da wo der Bridge River sich mit dem Fraser vereinigt, hat man neben dem Golde auch Kupferklumpen gefunden.

Ein wenig unterhalb des 53. Breitengrades nimmt der Fraser den Quesnelle River auf. Der eine seiner beiden Arme kommt aus dem Quesnelle-See, der $1^1/_2$ Grad östlich vom Fraser liegt und 50 Miles lang ist; der andere bildet den Abfluß des Karibu-Sees, welcher das Wasser des Swamp River und untern Karibu-Sees empfängt; in diesen letztern mündet Keithleys Creek. Da wo die beiden Arme des Quesnelle sich vereinigen, ist die Stadt The Forks of Quesnelle gegründet worden. Beide Arme dieses Flusses sind sehr goldhaltig. Das Nachgraben begann schon 1859; die Miners erwerben an jedem Arbeitstage durchschnittlich eine Unze Goldes. Von diesem Punkte aus wurden die allerreichsten Goldgruben des Landes, jene von Karibu, entdeckt.

Sehr bemerkenswerth ist die Gebirgskette, welche von der Südgrenze der Kolonie 49° N. Br. in nordwestlicher Richtung das ganze Land durchzieht und nach Norden hin über dasselbe hinausreicht. Diese Kette ist in manchen Theilen sehr hoch, läuft parallel mit den Felsengebirgen und führt, von S. nach N., die Namen Snowy Mountains, Bald Mountains und Peak Mountains. Aus der Ferne sehen manche Höhen wie selbständige Gipfel aus, sie gehören aber einer und derselben zusammenhängenden Kette an, welche die Wasserscheide für das große Strombecken des Fraser bildet; die auf der andern Seite fließenden Gewässer fallen in den Columbia. Diese Kette ist auf einer Strecke von vierhundert Miles als goldhaltig erkannt worden. Man hat namentlich am Westabhange vom Rock Creek im Süden bis nach Karibu im Norden überall grobes und feines Gold gefunden. Karibu bildet einen Punkt in dieser Kette.

Die amtlichen Berichte des Kolonialgouverneurs Douglas enthalten über den Goldertrag mancher Oertlichkeiten Angaben, die fabelhaft erscheinen würden, wenn sie nicht durchaus beglaubigt wären. Am Williams Creek in der Kariburegion, bearbeiteten fünf Partner, von vier gemietheten Männern unterstützt, einen Claim von 80 Fuß Tiefe und 25 Fuß Breite, gruben in blauen Thon 8 bis 18 Fuß tief und hatten nach zwei Monaten für 21,875 Pfund Sterling oder 105,000 Dollars Gold in Händen. Die Ausbeute ihrer beiden letzten Arbeitstage ergab 6579 und 6953 Dollars!

Kleine Nachrichten.

Ursachen der letzten Ueberschwemmung in Deutschland. Ueber dieselbe hat der berühmte Physiker Dove in der Berliner Geographischen Gesellschaft folgende Erläuterungen gegeben. Im Mittel kommt die unter dem Aequator aufsteigende Luft an der äußern Grenze des Passats herab und veranlaßt da, wo sie den Boden berührt, heftige Regen. Im Winter, wo die Sonne im südlichen Zeichen verweilt, fallen diese Regen auf den Kanarischen Inseln und an der Nordküste von Afrika, während der Sommer regenlos ist; diese regenlose Zeit schrumpft, je weiter nach Norden, immer mehr zusammen, so daß in Palermo nur Juli und August regenlos sind. In Italien sind daher die Frühlings- und Herbstregen am stärksten, und von den Alpen endlich fällt Anfang und Ende der Regenzeit in einem Sommermaximum zusammen, so daß in Deutschland eine regenlose Zeit ganz fehlt. Diese anomalen Erscheinungen des Jahres 1861 und 1862 erklären sich nun einfach dadurch, daß ausnahmsweise das Heraufrücken der Erscheinung nach Norden ungewöhnlich groß war. Starke Frühlings-Regen, welche an den Niederungen der Elbe und Ems großen Schaden verursachten, traten daher im Jahre 1861 in scharfen Gegensatz gegen den im Sommer ununterbrochenen heitern Himmel in Süddeutschland, der Schweiz und dem obern Italien und in gleicher Weise gegen die in Frankreich einen Mißwachs erzeugende Trockenheit. Die Winterregen, welche Italien zukamen, fielen dann in Deutschland herab bei unverhältnißmäßig hoher Wärme, dauernder Trübung und vorwaltenden südlichen Winden. Aber ihrem weitern Vordringen nach Norden widerstand ununterbrochen eine eisige Luftmasse, in die Petersburg aufgenommen war, welches daher einen Winter von merkwürdiger Strenge zeigte. Im Januar 1862 gewann dieses kalte Gebiet Terrain nach Süden. In Ostpreußen traten intensive Kältegrade hervor, aber bald wich diese Kälte dem Andrange der südlichen Winde, die statt, wie sonst gewöhnlich aus der Höhe der Atmosphäre am Südabhange der Alpen niederzusteigen und die jährlichen Hochwasser in der Lombardischen Ebene hervorzurufen, die Alpen überströmten und auf der Nordseite derselben mit ununterbrochen herabstürzendem Regen eine Schneeschmelze hervorriefen, welche die Zuflüsse des Rheins und der Donau zu enormen Höhen anschwellte. Mit dem weitern Vorrücken des Kampfplatzes nach Norden wiederholten sich an der Elbe und zuletzt an der Oder dieselben Erscheinungen, in deren Gebiet die Weichsel aber nicht aufgenommen war. Die dadurch hervorgerufenen Unglücksfalle wurden erhöht, indem die widerstehende kalte Luftmasse nun in den durch Verlust an Wasserdunst erschöpften Südstrom eindrang und über die überschwemmten Fluren die Schrecken eines Nachwinters verbreitete, der die Widerstandsfähigkeit der im untern Laufe der Oder noch stehenden Eisdecke verstärkte und dadurch zu den verderblichsten Eisstopfungen Veranlassung wurde. Für das Heraufrücken spricht die ungewöhnliche Höhe des Nils im vorigen Jahre, dessen oberer Lauf eben deswegen viel weiter als gewöhnlich in das Gebiet der tropischen Regen aufgenommen war.

Aus San Francisco in Californien sind der Redaktion des Globus mehrere Januar-Nummern des deutschen „California Demokrat" zugesandt worden. Wir sprechen dafür unsern Dank aus. Unsere Landsleute haben sich am Großen Ocean völlig heimathlich eingerichtet. Sie besitzen ein deutsches Theater, und der Demokrat bringt Bühnenkritiken, die gar nicht übel geschrieben sind. In einer derselben heißt es: „Die Theilnahme für unsere Bühne beruht auf einem soliden Grunde. Die Deutschen sind ein ziemlich kritisches Publikum und bilden einen strengen Gegensatz gegenüber den Amerikanern, welche sich durch einzelne Glanzstücke, die bis zum Ueberdruß gebildeter Leute wiederholt werden, bestechen lassen. Das deutsche Publikum verlangt keine Wiederholungen, und wenn es seither immer hat gefesselt werden können, so beruht das auf der Direktion, welche es sich zur Aufgabe gemacht hat, den Anforderungen zu genügen." Zumeist werden Lustspiele und Possen aufgeführt, z. B. Profit Neujahr, Wiener in Berlin, Heirathsantrag auf Helgoland und dergleichen mehr. Die Pausen zwischen verschiedenen Stücken werden durch Concerte ausgefüllt. Der Recensent tadelt, daß die Direktion den aufzuführenden Stücken manchmal falsche Titel gebe, oder andere von eigener Erfindung hinzufüge. „Referent muß gestehen, daß er dabei jedesmal eine Beschämung verspürt. Wozu dieses gewaltsame Zurückdrängen in einen längst überwundenen Standpunkt? Lassen wir dem amerikanischen Theater das Geschrei der literarischen Bajazzos und behalten wir die Würde."

An deutschen Gesellschaften und Vereinen ist kein Mangel. Der Sociale Turnverein wird ein großes Maifest veranstalten und den Gelbertrag desselben zum Bau einer neuen Turnhalle verwenden. Der Teutonia-Männerchor giebt musikalische Unterhaltungen. Zu Marysville hielt der Liederkranz einen Weihnachtsball, der glänzend ausfiel. Um 12 Uhr Nachts wurde der Christbaum erleuchtet. Der Männergesangverein Eintracht in San Francisco gedeiht. Das deutsche Hospital erhielt Geschenke, z. B. sechs Stück Riesencedern. — Die deutsche naturwissenschaftliche Gesellschaft ist fleißig, und der Verein gegen die strenge Feier des Sonntags zählt eine beträchtliche Menge von Mitgliedern; ebenso die Unterstützungsgesellschaft.

Der Anbau des Weizens hält im Norden Schritt mit der wachsenden Ausfuhr dieser Getreideart; das County San Joaquin allein erntete im vorigen Jahre mehr als 1 Million Bushels und dazu 1⅓ Million Bushels Gerste. Eine einzige Firma in Stockton versandte nach San Francisco zur Weiterausfuhr über See 11,136,657 Pfund Getreide. — In Calaveras-County hat man eine Kupferader von großer Ergiebigkeit gefunden; das Erz enthält 85 Procent reinen Metalles. — Nach den Salmon-Minen strömten die Goldjäger mitten im Winter, um gleich im Frühjahr ihre Arbeit beginnen zu können. — Im Napa-Thale soll der Anbau der Baumwolle günstige Ergebnisse geliefert haben.

Die Finanzen des Staates sind in guter Ordnung. Am 15. December 1860 waren 643,838 Dollars im Staatsschatze; die Einnahme von 1861 betrug 1,095,020 Dollars, die Ausgabe 1,248,575 Dollars; blieb Ueberschuß 489,784 Dollars. Man hatte Schulden abgetragen, die Staatsreformschule gebaut und andere außerordentliche Ausgaben im Belaufe von 785,000 Dollars bewilligt. Das steuerpflichtige Eigenthum ist auf 147,811,616 Dollars abgeschätzt worden. — Die Staatsbibliothek zählt jetzt 21,000 Bände und hat jährlich 5000 Dollars zu verwenden. Für die Schulen sind im verflossenen Jahre 6,590,000 Acres Land bewilligt worden.

Ein Photograph kündigt seine Leistungen in hoch- und plattdeutschen Reimen an, und man kann ihm übertriebene Bescheidenheit nicht vorwerfen.

Abermals zieht er ins Feld,
Heinrich Busch, mit Geist und Leben,
Kämpfen thut er wie ein Held,
Unermüdet ist sein Streben
Seine Kunst emporzuheben.
Seine Arbeit muß man loben,
Jeder thut ihn Künstler nennen.

Na Heinrich Busch möt Se hengahn,
He deit de Kneepe (Kniffe) god verstahn,
He deit de besten Bilder malen,
Und dat mit reine Sunnenstrahlen.

Zu Taununda in **Südaustralien** erscheint ein „Kirchen- und Missionsblatt für die deutsch-australischen Gemeinden." Dasselbe will ein völlig unparteiisches Organ aller im christlichen Verbande begriffenen Gemeinden sein. Außerdem haben unsere Landsleute in Australien noch einen „Christenboten", mit dem aber das Kirchenblatt nicht recht zufrieden ist. Das letztere sagt von sich, es werde von einem Laien redigirt und es sei an ihm keine religiöse Partei, kein Pastor irgend einer Gemeinde vorzugsweise betheiligt.

In den Gruben zu Redbank in Queensland sind ausgezeichnete Steinkohlenflöze entdeckt worden. — Die Telegraphenlinie ist von Brisbane in Queensland vollendet und dieses nun mit Sydney in Verbindung gebracht worden. — Zwischen Adelaide in Südaustralien und Brisbane in Queensland wird demnächst eine regelmäßige Dampfschifffahrt eingerichtet. — Die Baumwollenpflanzungen in Queensland sind durch ein schreckliches Hagelwetter vernichtet worden. —

Nun baut man Rübenzucker auch in Australien. Ein Dr. Carstairs zu Geelong in Victoria ist der erste Mann, welcher denselben bei den Antipoden bereitet hat.

Im südaustralischen Parlamente scheinen nicht lauter „Gentlemen" zu sitzen. Vor dem adelaider Polizeigerichte kam ein „bemerkenswerther Fall" vor. Edward Mc Ellister, Parlamentsmitglied, war angeklagt, einen siebenzigjährigen Greis mit einem Besenstiel fürchterlich geschlagen zu haben. Dieser Greis war Gerichtsbote und kam auf Execution, um fällige Gerichtskosten beizutreiben. In Folge der lebensgefährlichen Mißhandlungen liegt der alte Mann im Krankenhause. Mc Ellister ließ sich krank melden, aber sein Arzt sagte aus: „Daß das Parlamentsmitglied an den Folgen eines gigantischen Rausches zu leiden habe, und seinen Katzenjammer erst nach einigen Tagen abschütteln werde, vorausgesetzt, daß Alles gut gehe." Das Gericht erließ einen Verhaftsbefehl.

Zu Maryborough in Neusüdwales ist ein naturalisirter Chinese zum Alderman gewählt worden.

Zu Melbourne ist eine Polizeiverordnung erlassen worden, der gemäß Jeder, welcher Apfelsinenschalen auf die Fußwege der Straßen wirft, eine Strafe von 100 Pfund Sterling zu erlegen hat, oder auf sechs Monate ins Gefängniß wandern muß.

Ueber die Hitze in Melbourne schreibt ein Correspondent Folgendes: Am 14. Januar war es entsetzlich warm und wir hatten keinen Wind; am 15. hatten wir noch mehr Hitze, aber starken Luftzug, der aus einem Glühofen zu kommen schien. Verschiedene Thermometer zeigten im Schatten 105 bis 110 F. Im Jahre 1853 fand ich einmal 117° F. Mein Thermometer hing damals frei an einer Stelle, welche von der Sonne seit vier und zwanzig Stunden nicht beschienen und gegen alle ausstrahlende Wärme gesichert war. In Folge eines solchen Wärmegrades starben in verschiedenen Gegenden viele kleine Kinder, aber für erwachsene Leute war sie nicht ungesund. Die sehr heißen Winde halten insgemein nicht länger als anderthalb Tage an und werden von den Seewinden zurückgetrieben.

Die Einwirkung der Golderdeckungen in Neuseeland hat sich in Victoria sehr fühlbar gemacht. Im Laufe des Jahres kamen 26,912 Personen in der Kolonie an, aber 35,898 verließen dieselbe; hier ist demnach ein Ausfall von 8986 Köpfen.

Die Handelsbewegung von Victoria betrug 1861 mehr als 25,000,000 Pfd. Sterling! Auf die Einfuhr kamen 12,687,782, auf die Ausfuhr 12,413,800 Pfd. Sterling.

Neuseeland lieferte vom 12. Juli bis 9. Januar 1861 228,292 Unzen Gold zur Ausfuhr; als das edle Metall zuerst in Victoria gegraben wurde, lieferte dieses vom September 1851 bis Februar 1882 nur 209,096 Pfd. Sterling. Wie sehr das Gold die Einwanderung nach Neuseeland belebt hat, ergiebt sich daraus, daß 1861, vom 1. Januar bis zum 11. December, in Dunedin aus Land gekommen waren 17,797 Männer, 1001 Frauen und 742 Kinder. 5086 Personen haben Neuseeland wieder verlassen.

Australien besitzt nun auch Silber. Im St. Arnaud-Bezirke hat das gestampfte Erz von 20 bis 100 Unzen Silber per Tonne ergeben. — In der Nähe von Maryborough hat man ein Lager von Kaolin, Porzellanerde, aufgefunden.

Obstbau in Queensland, Australien. Ein deutscher Ansiedler veröffentlicht darüber in der zu Taununda erscheinenden Südaustralischen Zeitung folgende für manchen Leser interessante Bemerkungen.

Im Gegensatz zu der auffallenden Veränderlichkeit des Klimas zeigt die Bodenwärme in fast allen Theilen Australiens schon in geringer Tiefe eine bemerkenswerthe Stetigkeit. Nicht als erlebte sie im Laufe der Jahreszeiten keine Ab- oder Zunahme; allerdings ist dies, wiewohl nur in sehr untergeordneteu Grade, der Fall; dabei aber hilft sie in ihrer Freiheit von unregelmäßigen Einflüssen, die gewaltsamen Eindrücke, welche die rasche Aufeinanderfolge strenger Hitze und Kälte auf das Wachsthum der Pflanzen üben würde, wenigstens in Betreff aller tiefwurzelnden Gewächse, mildern und ausgleichen. In diesem Sinne bietet die Temperatur des Bodens auf 4—5 Fuß, als Durchschnittsertrag aller im Jahre vorkommenden klimatischen Extreme betrachtet, der Pflanzenwelt eine nie versiechende Quelle der Wärme, eben wie der Boden selbst eine nur nach mehreren Jahren der Dürre sich erschöpfende Quelle der Feuchtigkeit. Hieraus folgt, daß die Schwierigkeit der Acclimatisation fremder Gewächse hauptsächlich auf das frühe Lebensalter derselben, ehe sie sich in hinreichender Tiefe bewurzelt haben, beschränkt bleiben, und immer mehr schwinden wird, jemehr sich die Wurzeln derselben in jenen Schichten, deren Temperatur von den nicht periodischen Veränderungen der Luftwärme gar nicht und von dem Wechsel der Jahreszeiten nur wenig afficirt sind, eingebürgert haben. Als Beleg für die Richtigkeit dieser Annahme führe ich an, daß hier in Queensland die Pfirsich- und Aprikosenbäume, so lange sie jung sind, in höchst unregelmäßiger Weise, und zwar oft den ganzen Winter hindurch, Blüthen und Blätter treiben und erst in einem weit höhern Alter als in Südaustralien dazu gelangen, daß sie hin und wieder Früchte ansetzen, und in dem Abwerfen ihres Laubes, ihrer Blätterperiode und nachfolgender Wiederbelaubung dem Gang der Jahreszeit mit Beständigkeit folgen. Die obere Erdschicht erreicht bei uns mitten im Winter, bei anhaltend schöner Witterung, eine so bedeutende Wärme, daß die noch in blos geringe Tiefe eingedrungenen Wurzeln dieser so leicht erregbaren Baumsorten sehr zur Unzeit, gleichsam mit Gewalt, aus ihrem Schlafe gerüttelt werden, was, wenn es mehrere Jahre hinter einander geschieht, den frühzeitigen Untergang des Bäumchens zur Folge hat. Dasselbe werden Sie sogar in Südaustralien, bei anderen, an größere Winterkälte gewöhnten, Geschlechtern zu beobachten Gelegenheit gehabt haben. Ich erinnere mich, daß die, Behufs eines — nicht zur Ausführung gekommenen — Versuches zum Seidenbau angepflanzten jungen Weißmaulbeerstauden ihr Laub Jahre lang während des Winters entfalteten, wiewohl junge Blätter dem folgenden Nachtfrost stets zum Opfer fielen, und nur die zu einiger Stämmigkeit angewachsenen Exemplare lernten allmälig, der verführerischen Wärme einiger sonnigen Julitage Trotz bieten. Dasselbe Phänomen drängt sich hier namentlich in Betreff des Weinstocks meiner Beobachtung auf. Die jüngeren Stöcke erschöpfen sich, besonders in sonniger, vor Winden geschützter Lage, nur zu oft durch die unberufene Safteirkulation, welche in Folge der Empfindlichkeit ihrer Thauwurzeln sie zum Schwellen der Augen, sogar zur ziemlich vollständigen Belaubung während der gesetzmäßigen Periode ihres Winterschlafs antreibt; bei älteren Stöcken gehört dagegen eine solche Erscheinung zu den Seltenheiten, namentlich wenn die Thau-

Wurzeln, so oft sie sich zeigen, mit gebührender Sorgfalt entfernt werden. Aus dem Vorhergehenden erhellt nun, daß das erste Streben des australischen Obstgärtners dahin gerichtet sein sollte, jedem Obstbaume, ja sogar jeder obstbringenden Pflanze, eine möglichst rasche und tiefe Bewurzelung zu verschaffen. Hierdurch wird sowohl den abgehärteteren, den für Wärme, als den weicheren, für Kälte empfindlichen Geschlechtern die Acclimatisation in unserem australischen Universalklima erleichtert. Den ersteren dient alsdann, im Gegensatz zu der — wenig veränderlichen — Bodenwärme die rasche Ab- und Zunahme der Lufttemperatur als Fingerzeig für die Jahreszeiten und die gesetzmäßige Verrichtung der ihnen von der Natur angewiesenen Funetionen. Die letzteren finden in der höhern Temperatur der tiefern Erdschicht einen Ersatz für die Unbill der atmosphärischen Einflüsse. In jenen hat der Gewöhnungsprozeß von den oberen, in diesen von den unteren Theilen seinen Ausgang. In jenen lernt die Wurzel auf das Geheiß der freistehenden, dem Einfluß der Jahreszeiten zugänglicheren Zweige warten, in diesen dem schwankenden, oft stockenden Saftumlauf der an einen wärmern Himmelsstrich gewöhnten empfindlichen Theile durch einen beständigen Nachtrieb, gleichsam einen Pulsschlag aus der Erde warmem Herzen — nachhelfen. Wenn diese Ansicht richtig ist, so müßten sich nicht nur viele tropische Pflanzenformen, deren Heimathsklima im Winter der Bodentemperatur Südaustraliens — also etwa 60—65° F. entspricht, dort mit Erfolg naturalisiren lassen, also auch viele Gewächse kälterer Länder, so lange deren Sommertemperatur nicht niedriger ist, als die oben angegebene Gradzahl, fortkommen.

Weinbau in Australien. Die Kolonie Victoria besaß 2,838,111 Weinstöcke zu Ende des Jahres 1861; die Zahl derselben hatte sich binnen zwölf Monaten um 1,896,939 Stöcke vermehrt. In einer uns mitgetheilten Nummer des California Demokrat, einer zu San Francisco erscheinenden deutschen Zeitung, finden wir über den australischen Weinbau den Brief eines deutschen Ansiedlers, der zu Corowa Vineyard am obern Murray wohnt. Derselbe schreibt an das deutsche Handelshaus Karl Köhler und Fröhling in San Francisco Folgendes:

Wir theilen vollkommen Ihre Meinung, daß der Weinbau in Californien glänzende Aussichten bietet, wenn Sie von einem Acker 800 bis 1400 Gallonen Wein gewinnen können, mit einer alkoholischen Stärke von 18—22 Prozent. Wir australischen Weinbauer sind vollkommen zufrieden, wenn unsere Arbeit und eingelegtes Kapital uns einen bescheidenen Gewinn liefert. Das letzte Jahr, welches zu den besten hiesigen Weinjahren gerechnet wird, gab im Durchschnitt einen Ertrag von 630 Gallonen per Acker, auf einem Distrikt von 25 Ackern, die Weinstöcke 4 Fuß, höchstens 5 Fuß nach jeder Seite von einander gesetzt. Diese 25 Acker sind größtentheils das Eigenthum von Deutschen aus der Rheingegend, welche jetzt bereits 8 bis 10 Jahre hier ansässig sind, und denen das Land je zu zwei und drei Ackern gehört. Die Kosten der Anpflanzung für einen Acker Weinland, die Stöcke 4 Fuß von einander gesetzt, betragen hier circa 500 Dollars. Sämmtliche hier gepflanzte Weine werden an Stöcken gezogen, welche ungefähr 3 Zoll vom Weinstock entfernt, 20 Zoll in die Erde getrieben werden; dies geschieht gewöhnlich, nachdem die Rebe ein Jahr alt ist. Die Rebe wird nun drei Mal, nach ihrem Wachsthum, an diese 4 bis 4½ Fuß hohen Stöcke gebunden und giebt dadurch dem Garten nicht allein ein hübsches Ansehen, sondern erleichtert die Arbeit in Behandlung derselben bedeutend. In Bearbeitung des Bodens benutzen wir die zweizüngige deutsche Hane, mit welcher der Weingarten zwei oder dreimal jährlich umgearbeitet wird, nämlich beim Knospen der Reben, bei Bildung der Trauben, und zuletzt wenn die Beere fast reif ist. Mehrere große Compagnien haben im letzten Jahre an den Ufern des Goulburn-Flusses, ungefähr 100 Meilen von hier, Weingärten eingerichtet, die nach Prineipien bearbeitet werden, bei welchen die Unkosten sich bedeutend billiger herausstellen sollen; wir Alle sind neugierig auf den Erfolg. In Rothweinen haben wir bis jetzt hauptsächlich „Shiraz“ und „Malbeck“, beginnen jedoch bereits „Matare“, „Grenoch“ und „Carignan“ in Cultur zu nehmen. In Rothweinen haben wir eigentlich bis jetzt noch nichts Besonderes aufzuweisen, woran wohl hauptsächlich noch immer die unvollkommenen Ideen in Bezug auf Fermentation schuld sind, von denen unsere Weinbauer sich noch immer nicht trennen können. Eine Probe unseres Weißweines wurde im vergangenen Jahre an eine Agrieultur-Gesellschaft in Deutschland geschickt; dieselbe hat sich sehr lobend ausgesprochen.

Ein Eucalyptusstamm als Brücke über den Nammoy in Südaustralien.

Herausgegeben von Karl Andree in Leipzig. — Für die Redaktion verantwortlich: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. —
Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Aus Richard Burton's Reise zum Tanganyika-See in Ostafrika.

Erster Artikel.

Allgemeine Bemerkungen. Sansibar und der Imam von Maskat. Die Regionen zwischen der Küste und dem See.

Richard Burton's Reise nach der Seeregion des innern äquatorialen Afrikas ist eine der interessantesten, welche je gemacht worden sind. Sie giebt uns wichtige Aufschlüsse über eine bisher theils wenig, theils gar nicht bekannte Gegend und über das Leben und Treiben der Negroiden. Außerdem ist Burton ein Meister in der Darstellung und schildert auch seine persönlichen Erlebnisse in höchst anziehender Weise.

Man wußte längst, daß große Seen im äquatorialen Afrika vorhanden seien, aber über Umfang und Zusammenhang hatte man keine nähere Kunde, und der Wissenschaft blieb ein wichtiges Problem zu lösen. Die Welt war überrascht, als im vorigen Jahrzehnt die Missionare Erhardt und Rebmann Mittheilungen über ein ungeheures Wasserbecken machten, welches an Ausdehnung dem kaspischen See fast gleich komme. Viele zweifelten an dem Vorhandensein eines so gewaltigen Binnenmeeres, aber die Aufmerksamkeit wandte sich mit erhöheter Theilnahme nach Ostafrika; man wollte wissen, wie es sich mit der Sache verhalte. Die geographische Gesellschaft in London ging voran, indem sie dem Hauptmann Burton Auftrag gab, eine Entdeckungsreise nach der Seeregion zu unternehmen. Burton hatte sich durch seine Reisen in Indien, durch seinen kühnen Zug durch das Somali-Land nach Härrär, und durch das Waguiß, als mohammedanischer Pilger die heiligen Stätten der Mohammedaner in Mekka zu besuchen, als einen kühnen, in jeder Beziehung einer so schwierigen Aufgabe gewachsenen Mann bewährt. Mit ihm ging Hauptmann Speke, gleichfalls von der indischen Armee, und am 19. September 1856 kamen beide zu Sansibar (Zanzibar) an.

Diese Stadt bildete den Ausgangspunkt für die Reisenden. Sie hat sich in der neuern Zeit zum großen Stapelplatz und Hauptwaarenlager, überhaupt zur wichtigsten Stadt an der ganzen ostafrikanischen Küste emporgeschwungen. Der Anblick von der See her ist überraschend anmuthig; die Landschaft ist grün und frisch und bildet einen scharfen Gegensatz zu jener an den dürren Küsten Arabiens oder Persiens. Die Insel, auf welcher die Stadt liegt, ist von einer Korallenmauer umgeben, durch welche eine schöne Einfahrt in das ruhige Binnenwasser führt. Bald zeigen sich einzelne, von Palmen überschattete Häuser und der umfangreiche aber keineswegs schöne Palast des Herrschers.

Ein Dorf in der Mrima.

Als Burton anlangte, erfuhr er, daß der Imam Said Said (oder Seid Seid) vor vierzig Tagen gestorben sei.

Eben ging die Trauerzeit zu Ende und Seid Medschid, einer von den Söhnen des Verstorbenen, hatte die Regierung angetreten.

Diese Herrscherfamilie stammt aus dem östlichen Arabien, aus Maskat, und sie hat in jenen Gegenden das Erbe der Portugiesen angetreten. Diese waren unter Vasco da Gama 1498 an der Ostküste von Afrika, namentlich vor Mosambik, Mombas und Malindi (Melinde) erschienen. An diesen Gestaden fanden sie überall den Handel in den Händen der Araber, welche sich dort festgesetzt hatten. Mit diesen geriethen sie in Kämpfe und blieben Sieger; aber allmälig sank ihre Macht in diesen östlichen Gewässern und in den Arabern aus Oman erwuchsen ihnen Gegner, denen sie allmälig weichen mußten. Seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts spielen die arabischen Fürsten aus Oman eine wichtige Rolle an jener ostafrikanischen Küste, und seit 1806 wurde der Imam von Maskat, Said Said, immer mächtiger; er unterwarf alle Küstenstädte auf der ganzen weiten Strecke von Madagoscho im Norden bis zum Kap Delgado im Süden, und seit 1840 war Sansibar seine Hauptresidenz. Als kluger Mann stellte er sich mit den europäischen Handelsmächten auf guten Fuß, schloß mit einigen derselben Verträge, begünstigte auch den Verkehr und als er 1856 starb, war Sansibar groß und blühend geworden.

Die Stadt liegt auf 6° 9′ S. Br., 39° 14′ Ö. L. von Greenwich. Sie besaß 1842 erst fünf Magazine; jetzt zählt sie mehr als siebenzigtausend Einwohner, und einige Straßen haben, was sonst im Orient unerhört ist, sogar Gossen! Freilich zeigen viele Sümpfe und Schmutzlachen in der Stadt selbst oder dicht neben derselben, daß das Negerelement die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung bildet. Viele Häuser gleichen den alten maurischen Gebäuden, deren man noch viele in Spanien findet; die Straßen sind eng und gewunden. Am Meer erhebt sich die Citadelle mit Mauerzinnen und runden Thürmen; sie wäre aber nicht im Stande, eine europäische Beschießung auszuhalten. Das Handelsleben auf den vier Bazaren ist ungemein lebhaft und man sieht dort eine wandelnde Musterkarte von Menschen aus allen Küstengegenden und vielen Ländern des innern Ostafrikas, nicht minder Perser, Araber und Männer aus Indien. Im Hafen liegen, neben den Einbäumen und kleinen Nachen der Küstenstämme, größere Schiffe mit Segeln aus Palmblättern oder mit Mattensegeln, neben großen, barkartig aufgetakelten Dau's aus Arabien, neben Schiffen aus Indien mit weit vorstehendem Bug und neben europäischen Dreimastern. Für Elfenbein, Kopal, Häute und Kaurimuscheln, welche von den Handelshäusern gegen europäische Gewerbserzeugnisse eingetauscht werden, ist Sansibar ein Hauptmarkt. Die Karawanenstraßen aus dem Innern haben dort ihren Endpunkt und die Schiffe von der oben angegebenen Küstenstrecke ihren Mittelpunkt. Von Sansibar aus pulsirt das ostafrikanische Handelsleben.

Burton und Speke unternahmen im Anfange des Jahres 1857, ehe sie ihre große Reise antraten, einen Ausflug am Gestade hin nach Mombas, nach Pangani und nach Fuga im Land Usambara. Am 14. Juni gingen sie von der Insel Sansibar nach dem gegenüberliegenden Festlande, wo die Plätze Bagamoyo und Kaole liegen; von diesen letzteren brachen sie am 27. Juni nach dem Innern hin auf. Am 14. Februar 1858 waren sie im Land Udschidschi am Tanganyika-See, traten am 26. Mai die Rückreise an und trafen am 4. März 1859 wieder in Sansibar ein. Von der Küste bei Kaole bis an den See hatten sie 420 Stunden 25 Minuten wirkliche Reisedauer; die Entfernung von Kaole bis Udschidschi beträgt in geradem Striche 540 geographische englische Miles, aber, die Wegkrümmungen mitgerechnet, 955 englische Statutemiles.

Speke trat seinen Ausflug, auf welchem er den Nyanza-See entdeckte, von Kaseh in Unyanyembe nach Norden hin am 9. Juli 1858 an, und erreichte den See bei Muansa, 2° 44′ 39″ S. Br., 33° 10′ Ö. L. v. Gr., 3740 engl. Fuß Meereshöhe, am 3. August.

Ansicht von Sansibar.

Burton theilt die weite Strecke zwischen Kaseh und dem Tanganyika-See in fünf Regionen.

Die erste reicht vom Ocean bis Zungomero, dem Hauptdistrikt von Khutu; 17 Tagereisen in 67 Stunden 55 Minuten. Der Weg führt über Dege la Mhora; Zungomero hat 330 Fuß Meereshöhe.

Die zweite erstreckt sich von Zungomero nach Ugogi und führt über das Usagaragebirge. Dort hat der Rubehopaß 5700 Fuß Höhe und Ugogi 2270 Fuß. Reisetage 23, in 93 Stunden 40 Minuten.

Die dritte. In 93 Stunden 40 Minuten 20 Reisetage von Ugogi durch die Wüste Marenga Mkhali, über Ugogi und Mkhali nach Tura in Unyamnesi, 4125 Fuß.

Vierte Region, 37 Reisetage, durch Unyamnesi, Usagara, Uvindi und und Uwinsa bis zur Fähre am Malagarasiflusse. In dieser Region liegt der Centralplatz Kaseh 5° 1′ 3″ S. Br., 33° 3′ Ö. L. v. Gr. in 3490 Fuß Meereshöhe; die Fähre 5° 7′ S. Br., 31° 13′ Ö. L.

Die fünfte Region, 10 Reisetage in 44 Stunden 45 Minuten, reicht von jener Fähre am Malagarasi bis Uka-

ranga am Tanganyika-See. An diesem liegt Ularanga in 4° 58′ S. Br., 30° 3′ 3″ östl. L. und auf 1850 Fuß Meereshöhe, und der Elfenbeinmarkt Uvira, am nordwestlichen Ende des Sees, in 3° 24′ 27″ S. Br., 29° 33′ 30″ östlicher Länge von Greenwich.

Wir werden im Fortgange unserer Erzählung Beiträge zur Kennzeichnung dieser einzelnen Regionen geben und beginnen mit einer Schilderung der Bewohner des Küstenlandes. Der Ausdruck Sawahil, d. h. die Küste, ist auf das Gestade beschränkt, wo im Norden die Somal- oder vielmehr Halbsomalstämme aufhören; diese Strecke, auf welcher die Hafenstädte Lamu, Barawa und Patta liegen, wird von den Arabern als Barr el Banadir, das Hafenland, bezeichnet. Das Sawahil reicht bis Mombas; unterhalb dieser Stadt bezeichnet man die Küsten als Mrima, das heißt Hügel, also als Hügelland, die Bewohner als Wamrima, Hügelbewohner. Die Mrima wird im Süden vom Delta der Rufidschi begrenzt.

Die Mrima und Wamrima.

Der Gestadesaum, welchen mohammedanische Schwarze, Negroiden, inne haben, heißt bei den Arabern Ahl Maraim; die Landeseinwohner selbst bezeichnen sich als Wamrima, im Gegensatze zu den heidnischen Leuten im Innern, die man, in der Masse genommen, Waschensi nennt, d. h. Eroberte oder Sklaven. Eigentlich und ursprünglich gebührt dieser Name einem Sklavenvolk in Usambara, ist aber von den Fremden auf alle Heiden im Hinterlande ausgedehnt worden. Die Wasawaheli, oder Suaheli, wie man gewöhnlich sagt, sind ursprünglich Schwarze, aber vielfach sehr stark mit arabischem Blute vermischt, also Mulatten.

Said Said, Imam von Maskat.

Die Bewohner des Mrima sind zumeist arabisch-afrikanische Mischlinge und schwarze Küstenstämme. Beide, fanatische Mohammedaner, erkennen dem Namen nach den Sultan von Sansibar als Oberherrn an, sind aber da, wo sie nicht unmittelbar am Meere wohnen, thatsächlich unabhängig und Feinde der Beamten; auch hegen sie schon aus Handelseifersucht große Abneigung gegen die reinblütigen Araber aus Oman, welche oft die Mrima durchziehen, sich aber dort nicht ansiedeln. Auch den Europäern, insbesondere den Engländern, die als Beni Nar, Söhne des Feuers, bezeichnet werden, sind sie in hohem Grad abhold. In ihren vielen Riwayat, Hadisi und Ngoma (Erzählungen, Ueberlieferungen und Gesängen) wird oft angedeutet, daß das Land einmal von den Weißen unterjocht werden könne.

Der arabische Mischling ist, wie das bei den meisten halbschlächtigen Menschen, welche ein Erzeugniß grundverschiedener Rassen sind, der Fall ist, leiblich und geistig verkommen und niedrig stehend; nach der dritten Generation werden diese Leute eben so negerartig wie die schwarzen Heiden. Das darf nicht Wunder nehmen, weil das schwarze Element und Blut durch seine Menge überwiegt. Auch arabische Kreolen, die ihr Blut rein erhalten, büßen viel von dem starken nervösen Temperament ihrer asiatischen Landsleute ein, und werden fleischig und lymphatisch wie die Banianen. Mischlinge, die nach Arabien gekommen sind, standen dort in Gefahr, als Sklaven verkauft zu werden; sie gelten auch nicht mehr für Araber. Die „Küstenaraber" sind träg und ausschweifend, intelligent und abgefeimt; ihre Erziehung ist höchst dürftig. Mit dem siebenten Jahre sendet man sie zur Schule, wo sie im Koran lesen und auch schreiben lernen, aber in einer alterthümlichen Schrift, welche sie auch auf das Kisawaheli anwenden. In dieser Sprache haben sie keine anderen Bücher als ein paar kurze Abhandlungen über das Bao, d. h. Geomantie, und einige Sammlungen von Sprüchwörtern und Klugheitsregeln. Nachdem dann der Knabe noch einige Gebete und Gesänge gelernt hat, hilft er seinem Vater im Waarenladen oder auf dem Felde, und beginnt mit dem Genusse geistiger Getränke; er geht auch Liebesabenteuern nach, die ihn dann rasch abschwächen, denn in jenem Klima bringt jeder übermäßige Genuß sehr bald üble Wirkungen hervor. Dann nimmt der Bursch im siebenzehnten oder achtzehnten Jahre sich ein Weib. Nach Sansibar kommt er selten; dort legt ihm schon die Halbcivilisation zu viel Zwang auf; unter den Arabern müßte er doch eine Art von orientalischem Anstand beobachten, und er wird ohnehin nicht viel geachtet, weil er eine so dunkle Haut hat. Das verdrießt ihn, aber er trägt doch zum Zeichen seiner arabischen Abkunft einen Turban und einen langen gelben Rock, den man Dischdaschch nennt.

Die Wamrima oder Küstenstämme will der Omani von reinem Blute nicht als Verwandte anerkennen, sondern bezeichnet sie als Adschemi, Fremde, Heiden. Diese Wamrima stehen noch weit niedriger als die Mulatten, sie sind ausschweifend, träg, sinnlich; gleich den Somal scheinen sie zu jeder geistigen Arbeit ganz unfähig zu sein, und auf die einfachste Frage können sie nicht Ja oder Nein antworten. Fragt man z. B. einen Mann, wo sein Stamm wohne, dann wird er in die Ferne hinaus zeigen, obwohl er sich inmitten seiner Landsleute befindet; und will man über irgend einen bestimmten Punkt Kunde haben, so wird er Vielerlei sehr umständlich berichten, aber von dem, was man gerade wissen möchte, kein Wort sagen. Burton konnte von ihnen über Gegenden, welche sie oft besucht hatten, gar keine genaue Auskunft erhalten; sie verdoppelten die Entfernungen oder gaben nur die Hälfte an, verwechselten

Namen und Haltplätze; ihre Mittheilungen waren durchgängig unbrauchbar.

Die Wanrima sind dunkler und weit mehr negerartig als die Küstenaraber; ihre Haut ist wie mattgelbe Bronze. Sie tragen einen Fes oder eine Suratemütze, schlingen ein Stück Baumwollenzeug um die Hüften und werfen ein anderes über die Schulter, haben immer ein Schwert an der Seite, einen Speer oder Stab in der Hand, und große Vorliebe für Sonnenschirme. Diese werden nicht einmal bei der Arbeit oder im Schatten abgelegt. Die Frauen bekleiden sich mit einer Tobe, welche über der Brust befestigt wird und bis auf die Knöchel herabfällt. Die Murungwana oder freie Frau unterscheidet sich von der Sklavin dadurch, daß sie ein Tuch über dem Kopfe trägt; die Matronen verhüllen das Gesicht nicht. Als Schmuck ist ein Halsband sehr beliebt, das aus Haifischzähnen besteht. Auch werden die Ohrläppchen durchbohrt und erweitert; in das Loch steckt man eine Rolle von zusammengewickelten Kokosblättern oder ein Stück Holz oder auch Kopalgummi, und in den linken Nasenflügel eine Nadel von Silber oder Messing, oder ein Stück Blei. Leib und Kopf salbt man reichlich mit Kokos- oder mit Sesamöl. Einige scheeren das Haupthaar ganz ab, andere lassen dasselbe quer über der Stirn oder hinter den Ohren stehen oder flechten es in kleine Locken derart, daß an beiden Seiten ein Bärenohr hervorragt; andere flechten „Liebesangeln", die wie ein Ferkelschwanz aussehen. Bei den Kindern ist das Haar wie Krimmerwolle auf einem astrachaner Schafpelz. Manche junge Mädchen sehen ganz hübsch aus und sind recht anziehend, aber ältere Frauen im Durchschnitt furchtbar häßlich. Die Kinder laufen nackt umher.

Das Leben verfließt in der Mrima sehr einförmig. Die Männer stehen früh auf, gehen zuerst in den Laden, ans Boot oder auf den Acker und verbringen den übrigen Theil des Morgens damit, daß sie von Haus zu Haus versprechen, um zu kuaukia, das heißt die Nachbarn zu begrüßen. Dabei beobachten sie keinerlei Förmlichkeit, sondern treten sofort ein mit oder ohne den Ruf Hodi, hodi! Dann stellen sie den Speer in die Ecke, setzen oder legen sich und gehen ohne Abschied zu nehmen fort. Da man wenig arbeitet, so besteht das Leben in einer Reihenfolge von Getrommel und Tanzen, Trinken und Schwatzen, Zanken und Liebesgeschichten. Die Wanrima berauschen sich mit Kokoswein, den sie auch destilliren, und dann heißt er Mvingo; sie nehmen ferner Pombe, Opium, Bhang und zuweilen fremde Spirituosen, die in Sansibar gekauft werden. Die Hauptnahrung besteht in Ugali, einem dicken Brei von Durra- oder Maismehl, den sie gewöhnlich zweimal im Tage genießen. Sie kochen ihren Reis mit Kokosmilch und geraspelter Kokosfrucht, die sie auch mit Mehl mischen und zu Kuchen verbacken. Diese Frucht gilt für kühlend und man glaubt, daß häufiger Genuß derselben rheumatische Krankheiten erzeuge. Sie kauen Tabak mit Kalk, gleich den Arabern, denen nach wahhabitischen Ansichten das Rauchen für unrein gilt; aber die Waschensi rauchen.

Bei den Wanrima und den Suaheli treten zwei Charaktereigenthümlichkeiten scharf hervor: erstens eine vorsichtige Behutsamkeit, die fast wie Feigheit erscheint, und diese ist wesentlich afrikanisch; zweitens sind sie in hohem Grade verschlagen und betrügerisch, und das rührt vom semitischen Blute her. Die Araber leiten im Scherz den Stammnamen Msawaheli von sawwa hilah, er spielte einen Streich, her, und das Volk rühmt sich seiner verschlagenen List und sagt: „Sind wir nicht Wasawaheli?" das heißt geschickte Ränkemacher. Sie lügen ganz systematisch auch dann, wenn die Lüge gar nichts nützen kann, und es gilt für keine Beleidigung, einen Mann Lügner zu nennen. Sie lügen aus Instinkt, der feierliche Eid gilt ihnen nichts, sie athmen in einem Dunstkreise von Falschheit, sind verrätherisch durch und durch; bei ihnen hat das Salz keine Bedeutung, und für Dankbarkeit giebt es in ihrer Sprache gar keinen Ausdruck.

Die Wanrima sind, wie schon bemerkt, gleich den Suaheli theilweise arabisirt, haben aber Manches aus dem Stande der Urwildheit beibehalten. Wie bei den heidnischen Wafegura verkauft der Oheim seine Neffen und Nichten, kraft herkömmlichen Rechtes, gegen welches Vater und Mutter nichts einwenden dürfen; auch ist man damit allgemein einverstanden. Ein landesüblicher Ausdruck lautet: „Was kann einem Manne fehlen, dessen Brüder und Schwestern Kinder haben?" Bei den Wanrima glaubt Niemand, daß ein Weib keusch sein könne, deshalb gilt der Sohn der Schwester für die „sichere Seite", er ist Erbe und wird dem eigenen Sohne vorgezogen. Das Volk ist sehr abergläubig und fragt bei jeder Gelegenheit den Mganga (Zauberer) um Rath. Das Krähen eines Raben vom Dache der Hütte herab verkündet einen Gast, und wenn ein schwarzer Vogel vor einer Karawane herfliegt und Schi, schi ruft, dann kehren die Träger um, weil „Blut" auf dem Wege liege, und gehen erst nach vier oder fünf Tagen weiter, etwa nachdem sie das Schika schika einer Art von Wachtel vernommen haben. Wenn man am frühen Morgen einer geraden Anzahl von Wanderern begegnet, so ist das ein gutes Zeichen, aber eine ungerade Zahl bedeutet eben so wohl Unglück, wie das Bellen des Mbweha, Schakals.

Von Kaole bis Zungomero am Mgeta, im Lande Khutu.

In der Mitte des Juni 1857 fuhr Burton von der Insel Sansibar nach Kaole hinüber, einem ostafrikanischen Normaldorfe in der Nähe der kleinen Stadt Bagamoyo. An der ganzen ostafrikanischen Küste zwischen Mombas und Kiloa hat man auch heute noch keine aus Stein gebauten Häuser. Kaole besteht aus einem Dutzend hölzerner Haupthütten, neben denen einige kleinere in der Gestalt von Heuhaufen liegen. Beim Dorfe hat der Imam eine aus Korallenquadern aufgeführte Burg, in welcher Abenteurer von der südostarabischen und persischen Küste, sogenannte Beludschen, den Wachtdienst versehen.

Die Expedition bestand aus Burton und Speke, zwei portugiesischen Mischlingen aus Goa in Indien, einigen schwarzen Flintenträgern und Dienern und acht Beludschen, welche der Sultan als Bedeckung mitgegeben hatte. Gegen eine Reise ins Innere wurden von den Wanrima und einigen Banianen, indischen Kaufleuten, welche Beeinträchtigung ihres Handelsmonopols besorgten, allerlei seltsame Bedenklichkeiten erhoben. Ihr müßt, sagte man, drei Tage lang durch Gegenden ziehen, wo die Wilden versteckt in den Bäumen sitzen und giftige Pfeile auf euch herabschießen; die Wasaramo werden euch nicht durchlassen, ihr bekommt ohnehin keine Lebensmittel, das Rhinoceros ist so gefährlich, daß es zweihundert Menschen tödtet, und Nachts wird euer Lager von Elephanten angegriffen.

Burton hörte Alles ruhig an, miethete eine Anzahl von Trägern und brach in den letzten Tagen des Juni nach dem Innern hin auf. Er zog durch das Land Usaramo, im Alluvialthale des Flusses Kingani hinauf, in der auf unserer Karte angegebenen Richtung. Die Schwarzen bauen dort Reis, Durra, Bataten und Tabak. Neben einem Fetischhause lagen Durraähren als Opfergaben und unweit von denselben war eine Begräbnißstätte. Die Gräber sind längliche Vierecke, 7 Fuß lang, 4 Fuß breit und haben

Karte zu Burton's u. Speke's Entdeckungen in INNER-AFRIKA

1857 u. 1858

Maafsstab 1:5000000

Deutsche geogr. Meilen

L. Ravenstein dir.

eine niedrige Einfriedigung, welche einen grasfreien Platz umschließt; die Stellen, wo Kopf und Füße liegen, werden mit Stecken bezeichnet und an den langen Seiten bringt man eine Art von Eingangsthür an. Die Beludschen, als fanatische Mohammedaner, spieen auf diese Heidengräber und fluchten ganz entsetzlich.

Im Anfange des Juli wurde das Wetter ungünstig; denn nun traten die heftigen Güsse (Mchoo) ein, welche zwischen die beiden Regenzeiten (Masika im Frühjahr, Vuli im Herbste) fallen. Unterwegs begegneten dem Zuge Karawanen, welche Sklaven an die Küste brachten; jeder derselben war vermittelst eines Strickes am Halse mit den übrigen zusammengebunden. Ein Ausreißer, welchen man wieder einfing, wurde an eine Stange geschmiedet, deren gabelförmiges Ende man ihm unter ein Knie steckte, so daß er, wenn er einmal am Boden lag, ohne Beihülfe nicht aufstehen konnte.

der von den Duthumi-Hügeln kommt, und nun war Burton im Lande Khutu, wo die fremden Kaufleute sicher sind. Ueber Kununre und Duthumi, wo länger als eine Woche gerastet werden mußte, wurden die Reisenden arg vom Sumpffieber gepeinigt; ihr Kopf war eingenommen, im Hirn drängte ein wirres Bild das andere; in den stets schlaflosen Nächten hatten sie schreckliche Gesichte von abscheulichen Thieren, widerwärtigen alten Hexen und Männern, welchen ein häßlicher Kopf aus der Brust hervorwuchs.

Die Beschaffenheit der Gegend zwischen Duthumi und Zungomero schildert der Reisende in folgender Art. Da, wo die bebauten Felder aufhören, beginnt ein ächt afrikanisches Waldgestrüpp; Buschwerk und hohe Bäume stehen immer durch einander gemischt und man sieht immer nur wenige Schritte weit. Das Ganze erscheint höchst einförmig und macht einen trüben Eindruck. Der schwarze fettige Boden

Burton auf der Reise.

Die Gegend um Muhogue ist wegen der Räuber sehr unsicher. Durch ein bewaldetes, ansteigendes Gelände gelangte Burton in den Bezirk Mahonyera, welcher den Rand der Tafelebene, die südliche Terrasse des Kingani bildet. Dort ist das ehemalige hohe Meeresufer durch Streifen von Quarzkieseln bezeichnet. Die ganze Gegend ist ungesund und ein Lieblingsaufenthalt wilder Thiere, namentlich der Fisihyäne (canis pictus), die hier die Stelle unseres Wolfes vertritt, den Eseln der Karawanen gefährlich. Bei Nacht schleicht sie an diese heran und reißt ihnen Massen Fleisches aus dem Hintertheil.

Der Weg führte über das entsetzlich ungesunde Tunda und Dege la Mhora nach Madege Madogo, d. h. die „kleinen Vögel", wo der Kingani zwischen hohen Ufern fließt. Weiterhin, bei Kidunda, ist ein Grenzpunkt, an welchem Leute aus vier verschiedenen Stämmen zusammentreffen. Bald gelangt man an den Bach Mgeta, ist von dichtem Gestrüpp überwuchert; an offenen Stellen wächst Tiger- und Rispengras bis zu dreizehn Fuß Höhe mit fingerbreiten Blättern. Viele Bäume sind von der Wurzel bis zu den Aesten hinan mit großen Schmarotzerpflanzen bedeckt, welche mächtige Säulen dichten Grüns bilden, in den Zweigen sich zusammenballen und den Nestern von Riesenvögeln gleichen. An manchen Stellen verschwindet sogar der Fußpfad, denn er ist vom Gebüsch überdeckt. Aus der ewig feuchten Erde dringt ein Brodem hervor, der wie Schwefelwasserstoffgas riecht. Und über diesem peinigenden Gestrüppwalde lag ein grauer Himmel und Windstöße jagten kalte Regenschauer herab.

Endlich erreichte Burton nach einer Wanderung von vier Wochen Zungomero. Es liegt in einer äußerst feuchten Gegend, ist aber ein wichtiges Bandari, das heißt ein Mittelpunkt für den Handelsverkehr, weil es auf der großen Straße liegt (wenn der Ausdruck erlaubt wäre)

und von den Karawanen berührt werden muß. Diese können Lebensmittel und Pombe (Bier aus Durra) in Menge haben.

Die maritime Region lag nun hinter dem Reisenden; sie umfaßt die Flußthäler des Kingani und Mgeta, und der Pflanzenwuchs trägt einen ähnlichen Charakter wie auf der indischen Malabarküste. Das Flußbecken des Kingani bildet das Land Usaramo, jenes des Mgeta umfaßt die Landschaften Khutu und Usiraha. Die Bewohner sind Wasaramo, Wakhutu mit dem Nebenstamme der Wasiraha, sodann eingewanderte Wadu und Wasegura in nicht beträchtlicher Anzahl.

Wir wollen hier bemerken, daß in jener ostafrikanischen Gegend U ein Land, eine Gegend bedeutet; U-saramo ist die Gegend Saramo. M. bezeichnet ein Individuum; ein Msaramo ist ein Bewohner von Usaramo; Wa bedeutet Leute, Volk, also Usaramo sind Leute von Saramo; Ki bezeichnet eine Sache, insbesondere auch die Sprache, also Kisaramo ist die Sprache, welche die Leute vom Stamme der Usaramo reden.

Die Wasaramo.

Die Wasaramo, der mächtigste Stamm in der innern Küstenregion, zerfallen in eine Menge von Stämmen, unter welchen die Wakamba und Waphangara als die bedeutendsten erscheinen.

Alle diese Negroiden sind, in Vergleich zu den eigentlichen Küstenstämmen, kräftige Leute und schlank gewachsen, stehen aber hinter den Völkern weiter im Innern zurück. Die Hautfarbe ist sehr verschieden; viele Häuptlinge sind kohlschwarz, andere heller. Der Unterschied erklärt sich, weil die Wasaramo viele Sklaven einführen und bei Frauen die schwarze Haut vorziehen. Der Wasaramo wird nicht beschnitten, außer wenn er zum Islam übertritt, ein Mhadschi wird; auch ist das Tättowiren nicht allgemein; manche Leute schneiden indessen drei lange Narben ins Gesicht ein, welche auf jeder Wange vom Ohrläppchen bis zu den Mundwinkeln reichen. Eigenthümlich ist der Haarputz. Sie bereiten mit Sesam oder Ricinusöl aus okerfarbigem Thon einen Brei; mit dieser Salbe drehen sie das Haar in eine sehr große Menge kleiner Zöpfe, welche dann rund um den Kopf hängen; den ganzen obern Theil des Haares flechten sie in Knoten und sehen dann aus, als hätten sie einen Weichselzopf. Sobald diese Thonpomade trocken geworden ist, wird sie mit warmem Wasser ausgewaschen, denn Seife kennt man nicht. Bei den Frauen ist der Haarputz im Wesentlichen derselbe. Das Antlitz der Wasaramo ist im Durchschnitt rautenförmig, die Augen stehen etwas schräg, die Nase ist platt und breit, die Lippen sind dick und aufgeworfen, der Unterkiefer steht vor und der Bart ist spärlich.

Die fettsauere Ausdünstung ist bei allen diesen Völkern außerordentlich stark, insbesondere nach geistiger Aufregung oder körperlicher Anstrengung. Diese Eigenschaft verbindet

Negerhütten.

den ostafrikanischen Schwarzen mit dem Neger, und scheidet ihn vom Somal, Galla und Malgaschen, bei denen sie nicht vorkommt. Das Antlitz hat einen wilden, starrenden Ausdruck, die Züge sind grob und hart, der Gang ist schlotterig. Man findet unter den Wasaramo viele Albinos; Burton sah deren drei an einem Tage. Sie haben ein ganz kahles Gesicht, rauhe Haut mit vielen Falten, deren innerer Theil tiefrosafarben ist, kurzes gekräuseltes Haar von der Farbe eines Seidencocons und rothe Lippen. Die Augenpupille ist grau, das Uebrige röthlich; gegen das Licht sind sie sehr empfindlich. Das Volk hat kein Vorurtheil gegen die Albinos und bezeichnet sie als Wasungu, das heißt weiße Leute.

Die Wasaramo sind so reich, daß sie sich gut kleiden können; fast jeder Mann hat einen Gürtelschurz von ungebleichtem Baumwollenzeuge, das er schmutzig gelb färbt, indem er es eine Zeit lang in gelben Thon vergräbt. Er schmückt sich mit Gürteln und Halsbehang von Glasperlen

verschiedener Art und mit Scheiben, die aus Seemuscheln verfertigt werden. Eine solche Scheibe trägt man auf der Stirn, und ein paar andere hängen am Nacken hinunter. Ueber dem Handgelenk ist ein dicker Reif von Messing oder Zinn. Als ein diesem Volke eigenthümlicher Zierrath, den man bei bei beiden Geschlechtern findet, erscheint der Mgoneko, ein ein bis anderthalb Zoll breites Halsband von rothen, gelben, weißen und schwarzen Glasperlen in der Länge und verschiedenfarbigen Streifen in der Quere. Die Männer gehen nie ohne Waffen, am liebsten mit einer Muskete, dann auch mit Speer, Bogen und vergifteten Pfeilen, Säbeln und langen Dolchmessern; diese letzteren bereiten die Wasaramo selbst aus Eisen, das sie von den Karawanen kaufen. Die Häuptlinge lassen sich gewöhnlich und sehr gern in vollem Staate sehen und schlingen um eine gestickte Suratemütze einen schneeweißen Turban, der sich von der schwarzen Haut stark abhebt. Ihr Hüftenkleid ist von bunter indischer Baumwolle oder, wie bei den Arabern, von gewürfeltem Zeuge; manche tragen auch ein Kisbaro, langes Wamms, das bei den Sklaven in Sansibar sehr beliebt ist. Für Afrika bleibt es eine auffallende Erscheinung, daß bei den Wasaramo die Frauen sich eben so gut und sorgfältig kleiden wie die Männer.

Ihre Wohnungen gleichen den englischen Kuhställen oder indischen Bangalos. Bei ärmeren Leuten bestehen die Wände aus Durrastroh, das einen rohen Bewurf erhält; in besseren Häusern macht man sie aus langen und breiten Stücken Baumrinde, die an Pfähle gebunden und auswärts mit Bambusfasern bekleidet werden. Das schwere, weit überstehende Dach hat oft eine doppelte Lage von Gras und Binsen; es ruhet auf Pfählen und langen Querstangen oder abgerindeten Baumstämmen, die oben eine Gabel haben. Außen liegen an dieser Verandah dicke Baumstämme, die als Sitze dienen. Die Hütte hat keine Fensteröffnungen, ist also dunkel, und durch Rohrwände in mehrere Gemächer abgetheilt. Der Hausrath ist bald aufgezählt; er besteht in einer vier Fuß langen, sechszehn Zoll breiten Sitzbank, einem Stuhl, der aus einem Block gehauen wurde, einem großen Mörser, schwarzen irdenen Töpfen, Kalebassen, Löffeln aus Kokos, Kleidern, Wetzsteinen, Waffen, Netzen und manchmal auch Körben zum Fischen. Das Getreide zerreibt man auf einer feinkörnigen Granitplatte, denn Handmühlen kennt man nicht. Das innere Dach und dessen Träger erglänzen von einem fettigen Ruß; der Fußboden besteht aus gestampfter Erde, und wasserdicht ist solch eine Wohnung nicht. Die Thür, aus einer Hürde von Durrastroh, wird durch Querflechten von Baumrinde zusammengehalten. Dergleichen Häuser findet man in größeren Dörfern etwa ein Dutzend; alle übrigen sind nur bienenkorbartige Hütten. Manche Wohnorte werden zum Schutz gegen Feinde mit Pfahlwerk verschanzt, alle haben aber nur einen einzigen Eingang, zu welchem ein schmaler Weg führt, der zu beiden Seiten stark eingefriedigt ist und mit einem Thor verrammelt wird.

Die Wasaramo sind widerwärtige, unruhige, gewaltthätige Leute, mit denen sich schwer verkehren oder auskommen läßt. Vor einigen Jahren durften keine Araber durch ihr Land reisen, und das hat sich erst geändert, seitdem der Sultan von Sansibar Kaole und andere Ortschaften an der Küste besetzt hält, um den Kaufleuten seinen Schutz zu gewähren. Dann und wann, falls gerade einmal ruhige Zeiten sind, vermiethen sich Manche als Träger an die Araber, doch bleibt es für die letzteren allemal gewagt, sich mit diesen Leuten einzulassen; denn wenn zufällig ein solcher Träger stirbt, so nehmen seine Verwandten Alles, was er getragen, sofort als ihr Eigenthum in Anspruch und fordern obendrein Blutgeld, gerade als wenn er im Kampfe getödtet worden wäre. Kleinere Karawanen schließen sich gern aneinander, weil sie dann gegen Angriffe der Wasaramo sicherer sind.

Das Ansehen des Häuptlings wird durch Reichthum oder persönliche Eigenschaften bedingt. Die Würde selbst zerfällt in fünf Abstufungen. Der P'hazi ist der Obmann im Dorfe und der Mwene Goha sein erster Rath; unter ihnen stehen drei Klassen von Aeltesten: die Kinyongoni, Schuma und Kawambua. Als Regel gilt, daß der Obmann den übrigen Vorstehern etwas von den Abgaben mittheilt, die er von den Kaufleuten erpreßt hat. Der P'hazi nimmt mit seinen Frauen gewöhnlich ein kleines Dorf für sich allein ein, besitzt große Ländereien und überwacht die Arbeit seiner Sklaven persönlich. Verkaufen darf er die Ortsangehörigen nur in zwei Fällen, wegen Ehebruchs oder wegen schwarzer Zauberei. Die letztere wird aber gewöhnlich mit Verbrennen bestraft. In manchen Gegenden sieht man fast alle Stunden weit Haufen Asche mit versengten Menschenknochen und Stückchen Kohle, und das spricht deutlich genug von dem, was sich an solch einer Stelle ereignet hat. Neben den größeren Aschenhaufen, welche von Vater und Mutter herrühren, liegen manchmal auch kleinere. Das sind Ueberreste von Kindern, die mit ihren Aeltern verbrannt wurden, weil sie sonst vielleicht in späteren Jahren auch der schwarzen Zauberei sich hätten ergeben können! Diese Auffassung ist ächt afrikanisch. Der Mganga, selber ein Wahrsager und Inhaber der weißen Zauberei, entscheidet über den Angeklagten, welcher sich einem Ordale mit siedendem Wasser unterziehen muß. Dieses Gottesgericht heißt Baga oder Kaiapo. Der Angeklagte ist schuldig, wenn seine ins Wasser getauchte Hand irgendwie beschädigt ist, und das Urtheil wird ohne Säumen vollstreckt.

Es scheint, als ob in den Wasaramo ein schwaches Gefühl ihrer sittlichen Unzulänglichkeit doch nicht ganz fehle. Dasselbe scheint sie instinktmäßig zur Einführung verschiedener Bräuche angetrieben zu haben, die nun als Gesetze beobachtet werden. Dahin gehört vor Allem der Sare oder Brudereid. Man kann denselben mit dem alten Manred in Schottland, dem Munh bola bhai in Indien und ähnlichen Brüderschaftsbünden unter Barbaren vergleichen, welche das Bedürfniß engern gesellschaftlichen oder persönlichen Anschließens fühlen. Auch der Sare bei den Wasaramo ist darauf berechnet, die verschiedenen Interessen zu versöhnen und auszugleichen, den Fehden und Streitigkeiten entgegen zu wirken und vor Allem Die zu kräftigen, welche eines Bündnisses bedürfen, um sich zu schützen. Bei Völkern mit Vielweiberei reicht dazu die Familie allein nicht aus; Brüder, welche verschiedene Mütter haben, stehen oftmals einander nicht nahe. Der Sare ist auf erwachsene Leute männlichen Geschlechtes beschränkt, und die Feierlichkeit bei verschiedenen Stämmen verschieden. Bei den Wasaramo, Wasegura und Wasagara setzen sich die beiden „Brüder" auf einer Thierhaut einander gegenüber, so daß sie sich ins Gesicht schauen und die ausgestreckten Beine übereinander halten; Bogen und Pfeile legen sie quer über die Schenkel. Ein dritter Mann schwingt einen Säbel über ihren Köpfen und ruft Flüche auf den herab, welcher jemals die Brüderschaft brechen werde. Dann schlachtet man ein Schaf, röstet das Fleisch, gewöhnlich das Herz, und bringt dasselbe den Brüdern. Diese haben inzwischen einander gegenseitig mit dem Dolchmesser einen Schnitt in den Leib dicht unter der Magenhöhle gemacht, lassen Blut auf das Fleisch träufeln und verzehren dasselbe. Die Wanyamuesi und Wadschidschi machen einen Einschnitt unter den linken Rippen oder über dem Knie; der eine Bruder fängt

Ostafrikanische Negroiden.

des Andern Blut in einem Blatt auf, vermischt es mit Oel oder Butter und reibt es in seine eigene Wunde. Nachher wechselt man kleine Geschenke aus. Ein solcher Bund ist ungemein stark; wer ihn bricht, erleidet, nach dem Volksglauben, Tod oder Sklaverei. Die Araber und Sklavenfaktoren schließen gern solche Brüderschaft, die ihnen manchen Nutzen bringt; die ersteren haben jedoch Abneigung gegen die Blutceremonie und begnügen sich bei derselben mit einem Stellvertreter.

Ein zweiter Brauch ist noch eigenthümlicher. Der Ostafrikaner wird sich keinen Gegenstand aneignen, den er auf offener Straße findet, besonders wenn derselbe einem Landsmann gehört. Thäte er es, so würde ein Kingambo über ihn kommen, irgend ein großes Unglück, etwa Tod oder Sklaverei. In Zungomero ging Burton eine Uhr verloren; sie wurde von Bauern im Gebüsche gefunden und, wohlverwahrt in Blättern und Gras, richtig abgeliefert. Aber gegen Raub und Diebstahl schützt dieser sehr löbliche Brauch nicht.

Die Wasaramo machen sich, wie alle Negroiden, wenig mit Glauben oder Ceremonien zu schaffen. Auch in geistigen Dingen legen sie nur auf einen Umstand Werth, auf den Brauch, das Herkommen, „Ada", und Jedermann hütet sich wohl, etwas zu thun das dagegen verstößt.

Bei Geburten findet keine Feierlichkeit statt, eben so wenig beim Mannbarwerden der Mädchen. Von einer Fehlgeburt oder von einem todtgeborenen Kinde sagen sie: „es ist zurückgekehrt", nämlich in die Erde. Für eine Frau, die im Kindbett stirbt, verlangen die Eltern vom Manne eine Gabe, weil er ihre Tochter getödtet habe. Zwillinge werden verkauft oder im Walde ausgesetzt, wie bei den Ibos in Westafrika. Nach dem Ableben eines Kindes schlachtet man ein Schaf, hält einen Festschmaus, und bei manchen Stämmen muß die Mutter Buße thun. Man setzt sie außerhalb des Dorfes hin, bestreicht sie mit Oel und Mehl und sie wird vom Volke geschimpft, verhöhnt und durch allerlei anstößige Geberden beleidigt. Um das abzuwenden, geloben die Wasaramo, ein Kind solle nie geschoren werden, bis es mannbar geworden sei; auch trägt die Mutter allerlei Talismane an sich, insbesondere ein paar kleine mit Schlangenhaut umwickelte Holzstäbe und gewisse Glasperlen, die sie ins Haar verflicht. Auch läßt sie das Kind niemals allein und trägt stets einen Kirangosi, das heißt Führer oder Beschützer, in der Form zweier kleiner, mit Glasperlen umwickelter Stecken, welche der Mganga verfertigt. Diese Stecken legt man dem Kinde Nachts unter den Kopf, weil sie die bösen Geister abhalten. Das böse Auge, der böse Blick, spielt bei den Arabern, den Suaheli und Wamrima eine große Rolle, aber die Heiden im Innern wissen nichts davon.

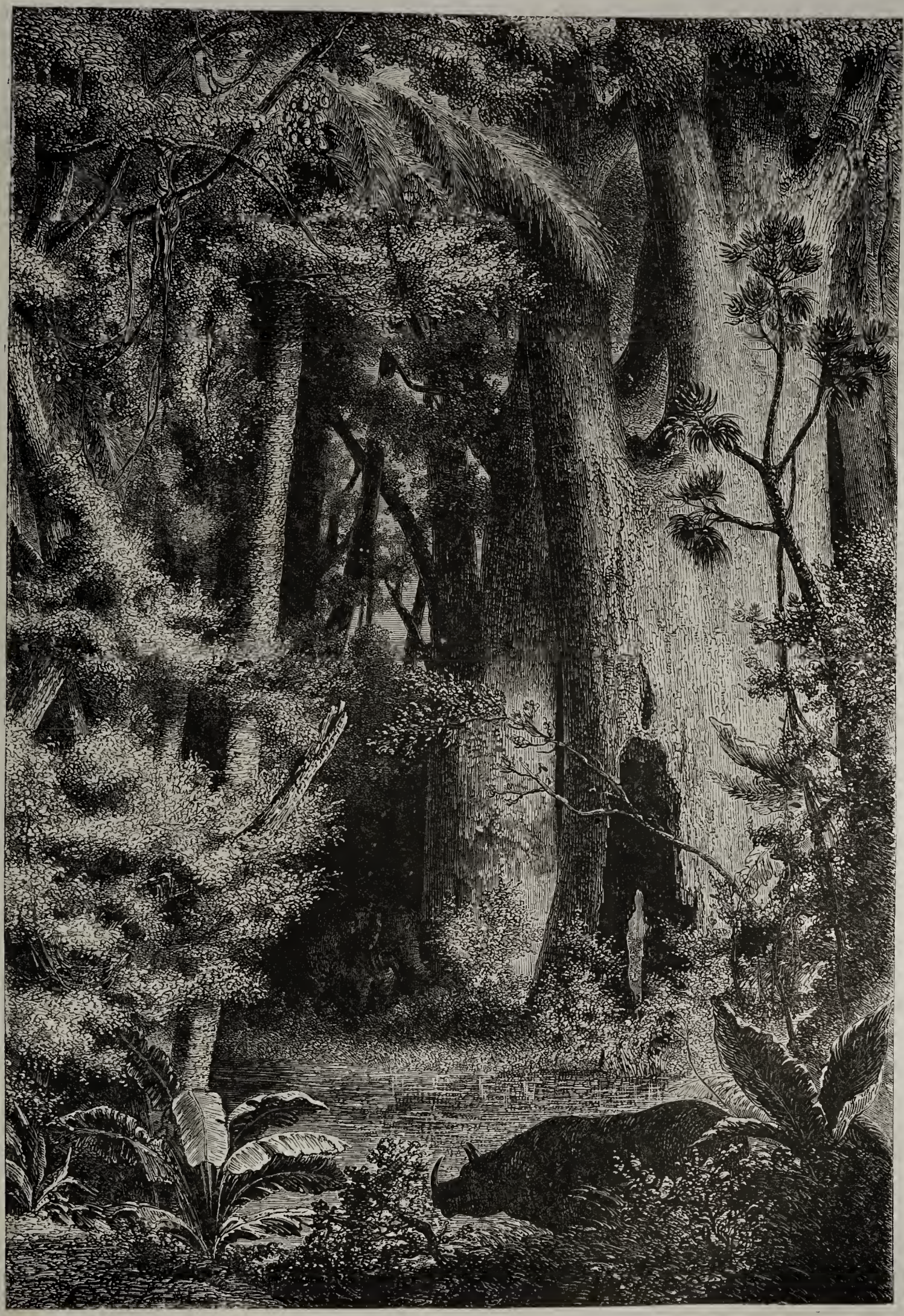
Bei der Namengebung des Kindes hat man keinerlei Feierlichkeiten; nur wenn ein Knabe geboren wurde und dem Vater erwünscht kam, findet wohl ein Zechgelag statt. Man benennt die Kinder gern nach Arabern oder anderen Fremden und zahlt willig ein Schaf dafür, daß ein Kaufmann seinen Namen herleihet. Es giebt sicherlich Hunderte von schwarzen Seid Seids im Lande, und während der anderthalb Jahre, als Burton und Speke dort waren, sind ohne Zweifel alle Kinder, die zu beiden Seiten der Landstraße auf die Welt kamen, Mufungu, Weiße, genannt worden. Säuglinge werden, wie in Südafrika, erst im zweiten oder dritten Jahre abgewöhnt, und das ist wohl nicht ohne Einfluß auf das kräftige Gedeihen der Kinder. Das Kind wird von der Mutter nicht, wie in Asien, auf der Hüfte getragen, sondern der Wärme wegen auf dem bloßen Rücken, in einem Stück Fell, das die Mutter über der Brust befestigt. Das Kleine klammert sich sehr bald wie ein Affe an, und die eigenthümliche Gestaltung der Hüftengegend macht es ihm leicht, auf der Mutter zu sitzen. Nur der Kopf guckt hervor und sieht aus wie eine Kokosnuß, die kleinen schwarzen eingedrückten Augen blicken stier in die Welt hinaus. Ein Kigogo, das heißt ein Kind, bei welchem die oberen Schneidezähne eher durchbrechen als die unteren, wird entweder getödtet oder an einen Sklavenhändler verkauft, weil es Unglück, Krankheit und Tod ins Haus bringen würde. Bei den Suaheli und den Arabern in Sansibar herrscht ein ähnlicher Wahn; die ersteren bringen das Kind um, die letzteren lesen ihm Stellen aus dem Koran vor und lassen es, indem sie ihm den Kopf so beugen, daß es zu nicken scheint, schwören, daß es seiner Familie nie Böses zufügen wolle.

Die Wasaramo nehmen so viele Frauen, als ihnen beliebt, und die Scheidung geht ungemein leicht von Statten. Der Mann überreicht dem Weibe ein Stück Durrarohr, und geht die Verstoßene nicht gleich freiwillig, so wird sie mit Gewalt vertrieben. Beim Kauf einer Frau macht man nicht mehr Umstände wie beim Erhandeln einer Ziege. Der junge Mann schickt einen Freiwerber an den Vater des Mädchens; dieser letztere fragt nicht etwa seine Tochter, denn das würde für Wahnsinn gelten, sondern bedingt, wie viele Stücke Zeug der Bräutigam geben soll, etwa sechs bis zwölf oder mehr, und daneben noch ein Geschenk, das als Kiremba, d. h. Turban, bezeichnet wird. Alles muß wieder ersetzt werden, wenn die Frau kinderlos stirbt; bekommt sie Kinder, so wird jener Kaufpreis von den Großeltern für die Enkel aufbewahrt. Nach dem Vater verlangt auch die Mutter der Braut ein Kaufgeld, insbesondere ein Kondavi, einen breiten Streifen von allerlei Glasperlen, welchen man um den bloßen Leib schlingt, einen Gürtelschurz und ein Tuch, in welchem das Kind auf den Rücken getragen wird. Das Alles giebt sie ihrer Tochter. Weiter im Innern zahlt der Freier statt dieser Sachen Ziegen oder Kühe. Sobald diese Angelegenheit in Ordnung gebracht worden ist, führt der Bräutigam die Braut unter Trommelschlag und Tanz in seine Hütte, und dabei wird stets sehr viel getrunken. Die in der Ehe gezeugten Kinder gehören dem Vater.

Um einen Todtkranken versammeln sich die Freunde, die Frauen singen, heulen und weinen, und der Sterbende muß auf der Sitzbank, Kitanda, seinen Athem aushauchen. Die Trauer ist weder tief noch lang; man fürchtet die Geister und bringt die Leiche nebst Allem, was an sie erinnern könnte, rasch über die Seite. Die Wasaramo begraben übrigens ihre Todten mit den Kleidern, welche sie bei Lebzeiten trugen, in ausgestreckter Länge.

Die Leute in Usaramo haben nur wenig Beschäftigung. Bevor die große Regenzeit einsetzt, müssen die Aecker von Unkraut gesäubert werden; nachher macht man mit einer Hacke Furchen zur Aufnahme der Saat. In der nassen Jahreszeit sammelt man Kopal ein, der entweder an durchziehende Handelsleute abgelassen, oder in Maskanda, Mattensäcken, nach der Küste gebracht und dort an die Banianen verkauft wird. Der Afrikaner kennt keine größere Lust als zu handeln, zu schachern und zu feilschen. Nach dem Herbstregen, wenn der Nordostmonsun, Asiab, weht, steckt man das Gras in Brand, die Männer gehen dann auf die Jagd und tödten Alles, was ihnen in den Wurf kommt, ohne Unterschied. Daher rührt es wohl auch, daß in manchen Gegenden das Thierleben so spärlich ist. Ein Msaramo, dem gar nichts glücken will, zieht nach der Küste, wo er als Tagelöhner ein Unterkommen findet, obwohl seine Landsleute in äußerst schlechtem Rufe stehen.

Von den vorstehenden Bemerkungen paßt Manches



Pflanzenwuchs in Ugogi.

auch auf die Wakhutu, deren Gebiet vom Mgeta bis zum Gebirge von Usagara reicht, und in der Breite sich von den Duthumihügeln bis zum Rufidschi erstreckt. Dieses Volk steht leiblich wie geistig unter den Wasaramo; es hat eine sehr dunkle Hautfabe und leidet unter klimatischen Einflüssen. Eine besondere Tättowirung haben die Wakhutu nicht, doch machen Einzelne sich kleine Narben auf die Brust, welche dann eine Art von Muster bilden. Sie tragen den Kopfputz ähnlich wie die Wasaramo, und Einige, die vielleicht von Ziegenleders befestigten; manchmal haben sie ein solches auch über der Brust. Der Schmuck ist wie bei den Wasaramo, nur spärlicher. Ueberhaupt leben die Wakhutu armselig; Butter fehlt ihnen und sie thun deshalb Sesam- oder Castorbohnen-Oel an den Durrabrei, doch haben sie Fische und manchmal auch Wildpret. Ihre Schafe, Ziegen und Hühner verkaufen sie an die Handelsleute. Bienen sind genug im Lande, man giebt sich aber nicht die Mühe, sie in Stöcke zu thun.

Träger in einer Karawane.

den Wahiao oder anderen südlichen Sippen abstammen, feilen die Schneidezähne spitz, was sonst in diesen Gegenden nicht vorkommt. Die Augen sind roth unterlaufen, weil die Männer sich immerfort berauschen; täglich wird bis tief in die Nacht hinein gesungen und getanzt. Nur die Wohlhabenden können sich Kleider verschaffen, die anderen tragen einen Schurz von Baumbast oder Fasern, der bei den Frauen oft sehr schmal ist und offenbar zu schmal wäre, wenn sie nicht unter demselben ein Stück gegerbten

Jeder Distrikt in Khutu hat einen Obmann, dessen Rath, und Unterhäuptlinge wie bei den Wasaramo. Sie leben vom Ertrag der Felder, welchen sie an die Karawanen verkaufen; sie sind zu furchtsam und schwach, um Abgaben zu erpressen, tyrannisiren aber dafür ihre eigenen Dorfbewohner und wagen zuweilen einen kleinen Raubzug. Gegen Fremde zeigen sie sich höflich, verstehen es aber nicht, als Vermittler zwischen diesen und ihren Unterthanen aufzutreten. Als Träger hat man die Wakhutu nicht gern, weil sie

verrätherisch sind und bei der ersten Gelegenheit fortlaufen. Das Eigenthum ist bei diesen Leuten nicht sehr sicher; ein Mann hat ein Anrecht auf seiner Schwester Kinder; wenn einer stirbt, so plündern dessen Brüder die Wittwe rein aus. Die schmutzigen, elenden Dörfer zeugen von der Beschaffenheit dieses Volkes; die Hütten sind erbärmlich, bald kegelförmig, bald rundlich wie Heuhaufen und von 12 bis 15 Fuß im Durchmesser. Manche haben im Innern eine zweite Wand, so daß sie eine Art von Doppelhütte bilden, und in verschiedene kleine Gemächer getheilt sind. Neben jedem Dorfe läßt man das Gras recht hoch wachsen, damit man im Falle der Noth dorthin flüchten und sich verbergen könne; manche Hütten haben doppelte Ausgänge, um das Entrinnen bei einem Ueberfalle zu erleichtern. Diese Ortschaften kann man nicht als dauernde Wohnstätten betrachten, weil es oft vorkommt, daß ein Dorf nach dem Ableben eines Häuptlings verlassen wird; bald wuchert dann auf einer solchen Stätte die tropische Vegetation in üppiger Fülle.

Die Stammgegend der Wadu liegt zwischen den Wabondue oder Stämmen von Saadani im Küstenlande, und den Wakhuere unweit Khutu im Westen; im Norden werden sie von Usagara begrenzt, im Süden von den Flüssen Gama und Kingani. Ihr vom Gama bewässertes Land ist reich an Getreide, das nach Sansibar verkauft wird. Dieses Volk war einst mächtig und ein Schrecken seiner Nachbarn. Die Wadu wurden aber von den Wakamba besiegt, welche sich jedoch ihrerseits dabei dermaßen schwächten, daß sie in

Ein Schwarzer aus Uganda.

Masse aus dem Lande wandern mußten. Während der Kriege mit den Wakamba wurden die Wadu durch einen abscheulichen Brauch weit und breit berüchtigt und gefürchtet. Sie rückten dem Feind entgegen, und fraßen vor dessen Augen Stücke Fleisch von den Gefangenen, welche sie geröstet hatten. Darüber ergriff die Wakamba ein Entsetzen; den Tod im Kampfe hätten sie nicht gefürchtet, aber zu „Menschennahrung wollten sie nicht werden."

Die Wadu sind unter einander an Hautfarbe und Gestalt sehr verschieden. Manche haben schlanken, hübschen

Wuchs und ziemlich lichte Farbe, während Andere ganz schwarz sind. Ihr Stammzeichen wird von ein paar langen Einschnitten gebildet, die über beide Backen von der Schläfe bis zum Unterkiefer gehen; auch raspeln Manche die beiden inneren Seiten der oberen beiden Schneidezähne derart aus, daß ein Loch gebildet wird. Die Leute sehen wild aus und tragen gegerbte Häute, welche sie mit Mimosenrinde gelb färben. Als Waffen haben sie einen großen Schild von Leder, Speere, Bogen, Pfeile, eine kleine Streitaxt, Dolchmesser und Keule. Man sagt ihnen nach, daß sie aus Schädeln tränken. Die Leiche des großen Häuptlings setzt man nackt dergestalt in eine Grube hinein, daß der Zeigefinger nicht mit Erde bedeckt wird; auch behält der Todte seinen Kopfputz von Glasperlen. Mit jedem Manne begräbt man einen Sklaven und eine Sklavin lebendig. Dem erstern giebt man eine Axt mit, auf daß er in der kalten Todtenwelt seinem Herrn Brennholz hauen könne. Die zweite wird auf einen Stuhl gesetzt und man legt ihr den Kopf der Leiche in den Schooß. Diese Barbarei ist jetzt bei einigen Stämmen abgeschafft worden und man wirft statt der Sklaven einen Hund in das Grab.

Die friesischen Uthlande.

Die Inselfriesen. — Die Hallige und die Wirkung der Meeresfluthen. — Wohnungen. — Föhr mit dem Flecken Wyk. — Kleidertracht. — Entenfang. — Die Inseln Amrum und Sylt. — Seeräuber. — Entstehung der Dünen. — Die Watten. — Untergang der Insel Nordstrand. — Die Bewohner der Uthlande, ihre Geschichte und ihr Wesen.

Die Zeit wird kommen, daß der Letzte eines wackern Stammes ausruft: Friesen hießen wir und Friesland war einst! Immer näher rücken dem Untergange die alten Bewohner des Randes der Nordsee entgegen, die eine Art von Leidensgeschichte aufzuweisen haben, wie kein anderes Volk. Wohl ist das selbstverschuldete Unglück der Polen sprichwörtlich geworden, aber was will dasselbe heißen gegen das der Friesen? Die Polen sind wenigstens noch vorhanden und reden ihre Sprache, aber an dem Untergange der Friesen tragen die Menschen kaum einen kleinen Theil der Schuld. Das Meer verschlang Friesland und seine Bewohner und ließ nur unbedeutende Reste von ihm übrig.

Im Globus sind, nach Hermann-Allmers, die friesischen Bewohner an den Mündungen der Weser und Elbe geschildert worden, kleine Bruchtheile jenes zähen germanischen Stammes, der unsere Theilnahme in hohem Grade verdient. Heute werfen wir einen Blick auf die Inselfriesen an der Westküste Schleswigs, die in neuerer Zeit mehrfach geschildert worden ist. Patriotische Männer, den Untergang ihres Volkes vor Augen sehend, haben uns Beschreibungen ihres Landes und Stammes geliefert, aus denen man das Wesen dieses kerndeutschen Volkes erkennen wird. Mit ächt nationalem Schmerze klagte Dr. Clement von der Insel Amrum schon 1845 in seiner „Lebens- und Leidensgeschichte der Friesen“ über den Untergang seiner Landsleute; Pastor Hansen*) von Keitum auf Sylt und G. Weigelt**) trugen dazu bei, daß man in größeren Kreisen wieder Aufmerksamkeit auf diese deutschen Vorposten wandte. An der kundigen Hand dieser Führer wollen wir die friesische Inselwelt durchwandern.

Es ist eine Eigenthümlichkeit dieser Gegend, daß sie eine großartige Ruine bildet, ohne daß sie den Anschein einer solchen hat. Der Fremde, welcher sie betritt, nimmt die Verwüstungen, die hier stattfanden, nicht wahr; er ahnt nicht, daß die Theile, welche noch vorhanden sind, demselben Verhängniß des Unterganges entgegen gehen. Wo jetzt Kühe grasen und Schornsteine rauchen, werden dereinst Fische ziehen und Wellen schäumen. Die Leiden aller Verwüstungen haben bei dem Volk keine erkennbaren Spuren zurückgelassen; nur eine gewisse Schwermuth ist allen Friesen, den Ueberresten eines früher bedeutenden Volksstammes, eigen. Aber abhanden gekommen ist das Nationalbewußtsein, welches einst so mächtig in der Brust jener kühnen Seefahrer schlug, die zum Wahlspruch: Lieber todt als Sklav! und zum Gruß: Heil, freier Friese! hatten. Wie aber sollte die alte Sitte und das heimische Recht, wie sollte der Zusammenhang und das Bewußtsein der Nation erhalten werden, wenn dieser der Boden unter den Füßen fortgerissen ward?

Viererlei Inselland läßt sich bei den Uthlanden unterscheiden. Zuerst die Hallige, kleine Inseln, interessant wegen ihrer eigenthümlichen Verhältnisse; von der Fluth werden sie immer zum Theil überschwemmt. Dann die künstlich durch Deiche geschützten Inseln Nordstrand und Pellworm, die hierdurch ganz den Charakter von Festlandmarsch angenommen haben. Auch ihre Bauern haben den Charakter der Schifffahrt treibenden Inselfriesen gänzlich eingebüßt, beschäftigen sich jetzt nur mit Ackerbau und sprechen Niederdeutsch. Eine dritte Art Inselland bildet Föhr, das theilweise durch die eigene Erhebung des Bodens dem Meere unzugänglich, zum Theil aber mit Deichen umgeben ist. Für Amrum und Sylt, die vierte Art von Inseln, hat die Natur in mehrfachen Dünenzügen eine hohe Schutzmauer gegen das von Westen andringende Meer erbaut.

Bald nach Christi Geburt erzählte der Römer Plinius seinen Landsleuten von einem Volke an der Nordsee, das er eine misera gens, ein bejammernswerthes Geschlecht nennt, da es auf Hügeln mitten im ebbenden und fluthenden Wasser wohne. Und in der That möchte wohl mancher der Vorüberreisenden mit dem alten Klassiker den Bewohnern der Hallige jenen Titel ertheilen. Freilich geschieht es nicht jedes Jahr, daß der Meerschaum an die Fenster der auf Erdhügeln stehenden Häuser spritzt, oder wie man dort sagt, „der blanke Hans“ ans Fenster klopft. Wer aber von den Halliglenten nur dreißig Jahre zurückdenken kann, hat Schreckliches erlebt. Noch 1825 wurden viele Häuser vom tobenden Meere zerrissen und nur der Boden, welcher auf starken eingerammten Pfählen ruhte, blieb stehen; dort hinauf hatten sich Menschen und Vieh gerettet. Nicht selten wüthet die Brandung gegen die Mauern und das „salze Wasser“ tritt in die Fädings, sorgsam ausgemauerte Cisternen, in welchen man das Trinkwasser für Thiere und Menschen aufbewahrt; dann leiden die Halliglente Durst

*) Chronik der friesischen Uthlande. 1856.
**) Die nordfriesischen Inseln vormals und jetzt. Hamburg, 1858.

wie verschlagene Schiffbrüchige und müssen das Wasser vom Festlande holen. Der von Natur fruchtbare Boden wird dadurch untauglich, etwas anderes als Gras zu erzeugen; Bäume sieht man selten und nur hier und da drängt sich ein verkrüppelter Hollunder ängstlich an die Mauer der Häuser. Brennstoffe liefert diesen Insulanern ihre stiefmütterliche Heimath nicht; den Torf holen sie wie das Mehl; doch formen sie den Dünger ihrer Viehställe zu sogenannten Ditten, die an der Sonne getrocknet und als Heizmittel gebraucht werden. Das Heu, die einzige Frucht und der ganze Reichthum dieser Leute, wird oft von der neidischen Fluth fortgeschwemmt. Manchmal macht das Eis den Zugang zu den Halligen wochenlang unmöglich und der Halligbewohner ist dann einsam und abgeschieden von aller Welt und erfährt nichts von dem Leben und Treiben draußen.

Trotzdem sind diese Menschen an ihre armselige Scholle gefesselt. Sie verlassen ihr Vaterland nicht und wenn sie auch draußen als Seefahrer aller fremden Länder Reize kennen gelernt haben, so kehren sie doch wieder heim auf ihren Hallig.

Sie verlassen ihr Vaterland nicht, aber ihr Vaterland verläßt sie. Die Fluth nagt an dem lockern Grund, über den die Wiesendecke ausgebreitet ist, und der Ebbestrom trägt unermüdlich die abgerissenen Theile mit sich fort und legt sie im Osten an die Deiche des gegenüberliegenden Festlandes. Und das vollführt der Ocean nicht unbemerkt und langsam, sondern mit großer Hast; es ist ein sichtbares Verwittern und es kommt vor, daß die Menschen ihr Vaterland überleben. Wie die Inseln allmälig zerbröckeln, so schwindet gleichmäßig schon seit lange die Zahl ihrer Bewohner. Die Hallige Norderrogh und Süderrogh, früher bewohnt, beherbergen jetzt nur schreiende Seevögel und auf anderen Halligen steht nur ein vereinzeltes Häuschen. Auf allen Halligen zusammen leben jetzt nur siebenhundert Menschen, während in der Mitte des vorigen Jahrhunderts dort noch zweitausend wohnten. Die meisten hat das Meer verschlungen, viele wanderten aus.

Nach Erwägung dieser Thatsachen ist man wirklich geneigt, mit dem alten Römer die Halligfriesen für eine misera gens anzusehen; besucht man sie aber an einem heitern Sommertage, so sieht man recht, wie unabhängig vom Boden Glück und Zufriedenheit sind. Alles in den Wohnungen ist eigenthümlich, behaglich und im höchsten Grade reinlich. Sauberkeit wird allein schon dadurch angedeutet, daß die friesische Sprache für das Wort „scheuern" fast ein Dutzend verschiedener Ausdrücke hat. Die Kacheln der Wände sind mit Arabesken oder Scenen aus der biblischen Geschichte bemalt. An den Wänden hängen Bilder, eine kleine Büchersammlung fehlt bei den guten Menschen nicht, denen man sogleich ansieht, daß sie auf ihren Seereisen mehr als Geld erwerben; Erfahrung und eine ungeschminkte Bildung zeigt sich in ihren Urtheilen und Reden. Ein gewisser Ernst zeichnet alle Inselfriesen aus; sie sind fromm und fleißige Besucher der Kirchen, aber fern von aller Pietisterei. Die Männer gehen nach erlangter Schulbildung zur See; während ihrer Abwesenheit fällt den Frauen die häusliche Arbeit zu; sie weiden die Schaafe und Kühe, holen das Heu ein, machen Butter und fangen eine kleine beliebte Art Krebse, die Porren oder Garneelen. Auch das Sammeln der Seevögeleier, die sogar zur Schweinemast dienen, beschäftigt manche. Da fast alle Friesen sparsam sind, so findet man keine Armen unter ihnen.

Eine zweite Art von Inseln der Uthlande bildet Föhr, das in bedeichtes Marschland und unbedeichte Geest zerfällt. Die Dörfer liegen alle auf der Scheidelinie zwischen Geest und Marsch. Am bedeutendsten ist der saubere Flecken Wyk, der einen sichern Hafen und ein viel besuchtes Seebad besitzt. Ganz Föhr ist etwa $1\frac{1}{2}$ Geviertmeilen groß und hat 6000 Einwohner. Die Bewohner der Ostseite der Insel sind meist eingewanderte Halliglente, die man schlechtweg Friesen nennt; in politischer Beziehung gehören sie zu Schleswig, während die Westerland-Föhrer vorzugsweise sich Föhringer nennen und unter dänischer Oberhoheit stehen. Bei ihnen hat sich trotz des aufgedrungenen jütischen Rechtes alte friesische Art und Sitte, sowie eine eigene Mundart und Tracht am reinsten erhalten. Die Mädchen tragen ein dunkles, derart um den Kopf geschlungenes Tuch, daß vom Gesichte fast nur die Augen sichtbar bleiben. Ein knapp anschließendes Mieder trägt man auf beiden Hälften der Insel wie auf den Halligen und schmückt dasselbe an der Brust und den Aermeln mit silbernen Knöpfen aus feiner Filigranarbeit. Zu der friesischen Sonntagstracht gehören als Schnüre verwandte, quer über die Brust gehende goldene oder silberne Ketten von derselben Filigranarbeit, an denen alte blankgeputzte Münzen und Schaustücke hängen. Der lange faltige Rock ist von dunkelblauem Tuch, unten mit einem hellseidenen Bande verbrämt. Die schlanken Gestalten der Föhrer Frauen und Mädchen werden durch diese Tracht vortheilhaft gehoben; mehr noch überraschen die durchgehends feinen Formen, die schöne Farbe des Gesichtes und das lebhafte Auge.

Einen eigenthümlichen Erwerbszweig der Föhringer bildet der Fang wilder Enten in sogenannten Vogelkojen. In jeder dieser aus Holland stammenden Vorrichtungen zum Entenfang müssen im Herbst etwa zwanzigtausend Zugvögel ihr Leben lassen, um dann, in Tonnen verpackt, ihre Reise in verschiedene Weltgegenden fortzusetzen. Von einem mit Bäumen umgebenen Deiche laufen sternartig nach verschiedenen Seiten gekrümmte, immer schmäler werdende und mit Netzen überspannte Kanäle aus. Zahme Enten auf dem Teiche dienen als Lockvögel für die wilden Fremdlinge, welche in die engen Kanäle hineinschwimmen und hier gefangen und getödtet werden.

Von Föhr aus kann man nach der Insel Amrum zu Wagen gelangen, da zur Ebbezeit das Wasser zwischen beiden Inseln sich so verliert, daß sie eine einzige auszumachen scheinen. Amrum ist etwa eine Meile lang, eine Viertelmeile breit und hat in drei Dörfern 800 Einwohner. Hier kann man Dünenbildungen studiren; doch einen bei weitem großartigern Eindruck gewähren die Dünen der nördlich gelegenen Insel Sylt. Sylt ist fast fünf Meilen lang und von 2700 Seelen bewohnt; durch Ackerbau, Viehzucht, besonders aber durch Schifffahrt wurden die Insulaner wohlhabend; von den im Osten gelegenen Austerbänken fangen sie durchschnittlich jedes Jahr eine Million der beliebten Leckerbissen.

Einzig in ihrer Art ist die Form der Insel; nach drei Himmelsgegenden streckt sie lange Glieder ins Meer hinaus, ohne einen eigentlichen Körper zu haben. Die nach Süden sich ausdehnende Halbinsel Hörnum, eine ganz öde Dünenkette, einst der Aufenthalt gefürchteter Seeräuber, ist übelberüchtigt als ein Schauplatz vielhundertjährigen Strandraubes und Mordes. Wenn die westlichen Stürme die Schiffe auf dieser gefährlichen Küste zum Stranden brachten, so lockte die Habgier von Sylt, Amrum und Föhr eine Menge Gesindels und anständiger Leute herbei, welche über die an das Ufer gespülten Schätze herfielen und häufig die armen Schiffbrüchigen, als lästige Zeugen des Raubes, erschlugen. Die Regierung verordnete gegen diese alte eingewurzelte Unsitte vielerlei Gesetze, die aber meist um-

gangen wurden. In unserer Zeit hat der Strandraub aufgehört, doch ist er noch zu sehr in der Erinnerung der Friesen wach, daß nicht hie und da ein Rückfall in die alte Unsitte stattfände, wenn auch die Schiffbrüchigen nicht mehr erschlagen werden.

Unter den Seeräubern war es besonders der lange Peter von Hörnum, der um das Jahr 1500 die ganze Nordsee unsicher machte; vom Texel in Holland bis zur Nordwestecke Jütlands kannte man seine Flagge, in der er Galgen und Rad führte. Eine Zeitlang betrug die Zahl seiner Leute fast 500; damals nannte er sich trotzig selbst „der Dänen Verhärer, der Bremer Vertärer, der Holländer Krüz und Beleger, der Hamburger Bedreger."

Es ist hier am Ort, Einiges über die Entstehung der Dünen, nach Hansen, zu berichten. Indem der Ostwind auf der Oberfläche des Wassers eine Strömung landabwärts erzeugt, wird dieser unten am Meeresgrunde durch eine Gegenströmung das Gleichgewicht gehalten, welche letztere dem Lande den geraubten Sand wieder zuführt. Hier wachsen mit weitreichenden Wurzeln verschiedene Arten des Dünenhalms; ein Wind aus Westen treibt den Sand höher, der sich um solche Halme lagert; sie sind die einzigen Gegenstände, an denen er haften kann. Er überschüttet sie; sie aber drängen sich durch ihn nach allen Seiten und auf die Oberfläche, dem Lichte zustrebend, nach Art aller Pflanzen. So entsteht ein kleiner lockerer, aber durch die langen Wurzelfasern gebundener Hügel, an welchem durch vorherrschende Westwinde die Sandkörner hinaufgerollt werden, bis einige, auf den Gipfel getrieben, an der andern Seite wieder hinunterrollen, die größeren und schwereren am tiefsten, während die feineren und leichteren oben liegen bleiben. Auf diese Weise wächst die Düne bis zu hundert Fuß und darüber und begrünt auf der ruhigen Seite nach Osten. Aber der Sturm reißt im Westen Schluchten in das durch ihn gebaute Werk, die Meeresströmung wühlt am Fuße der Hügel; sie erhalten hier eine abschüssige Form oder stürzen ein. Inzwischen hat sich auf der Ostseite Stoff zu einem zweiten und dritten Hügel gebildet, und wenn nicht der Dünenhalm der Wanderung des Sandes Einhalt thut, rückt der Auswurf des Meeres tiefer und tiefer nach Osten vor ins Land hinein. Mit dem Vorrücken der Dünen zerstört dies unfruchtbare Geschenk des Meeres auch die menschlichen Wohnstätten, indem es Alles im Sande begräbt; das Dorf Rantum auf Sylt wurde deshalb zum Theil abgebrochen und weiter nach Osten verlegt. Einen Theil aber hat die wandernde Düne begraben, um ihn dereinst wieder, wenn sie weiter zieht, freizugeben. So ist auf Amrum ein alter Opferstein von den Dünen verlassen und hier und da kommen Grabhügel der heidnischen Friesen ans Tageslicht, jetzt am Strande des Meeres, während die Menschen, welche auf jenem opferten und in diese ihre Todtenurnen versenkten, zwischen sich und dem Meere die Düne hatten. Dieselbe ist wie eine Nebelwolke über diese Monumente hingezogen, denen die Sonne jetzt hinter den Hügeln aufgeht, hinter welchen sie einstmals unterging.

Wenn die Fluth sich verläuft und der niedrigste Stand der Ebbe eingetreten ist, so erscheinen zwischen den Inseln graue Landflächen, die aus horizontalen Sand- und Thonschichten bestehen; das sind die Watten, Ueberreste des vom Meere verschlungenen Landes. Die Watten machen im Allgemeinen einen melancholischen Eindruck; da findet man oft noch Spuren von Aeckern, Wiesen, Wäldern, Wegen, Brücken, Schleusen, Deichen, Dörfern, Kirchen, Schiffen und allerhand Geräthen. Vögel verschiedener Art laufen überall umher und suchen die Weichthiere und Krebse, welche das Wasser zurückließ. Das Meer aber hat sich in tiefe Rinnen zwischen diesen Watten zurückgezogen; die größeren solcher Rinnen sind auch zur Ebbezeit schiffbar. Hier nun treiben die Wattenschiffer und Schlicklänfer, die Fischer und Robbenschläger ihr Wesen. Die zur Wattenschifffahrt verwandten Fahrzeuge — Ewer, Prahmen, Schmacken, Tjalken, Bullen und Böte — sind alle breit und flach ohne Kiel gebaut. Die Schiffer, abgehärtete Menschen, haben mit vielen Gefahren zu kämpfen. Solch ein Mann muß eine genaue Kenntniß all der tausend Krümmungen und Strömungen der Rinnen haben, um nicht mit seinem Fahrzeuge auf die seichten Watten zu gerathen. Zur Erleichterung und Sicherung der gefahrvollen Fahrten sind jetzt Baaken und Tonnen zur Bezeichnung des Fahrwassers ausgesteckt.

Der Wattenschiffer bringt den größten Theil seines Lebens auf dem Wasser zu; bald fischt er, bald sucht er Muscheln oder Köder; dann schlägt er Robben oder fängt Seevögel, gräbt Tuul (eine Art Torf) oder sucht Treib- und Strandgüter aufzufischen. Es giebt unter diesen gewöhnlich sehr ernsten und wortkargen Binnenlandsfahrern bisweilen ganz seltsame Charaktere. Einer ihrer Genossen war der friesische Eulenspiegel Pua Modhers, von dem noch jetzt die Bewohner der Uthlande viel Märchenhaftes erzählen. Er soll um 1600 ertrunken sein.

Einst verbanden diese Watten die noch übrigen Inseln mit dem Festlande, ohne daß die Fluth über sie hinwegging. Seit sie aber vom Meere verschlungen wurden und tausende von Menschen zugleich mit untergingen, erhielten die noch übrigen Inseln den Namen der friesischen Uthlande, d. h. der außerhalb der festen Küste liegenden. Auf alten Karten findet sich noch eine größere Ausdehnung dieses Theiles von Nordfriesland; so reichte nach denselben der Südstrand bis beinahe in die Nähe der Insel Helgoland, der selbst eine große Ausdehnung zugeschrieben ward. Doch sind dies wohl nur Vermuthungen. Aber abgesehen davon, besaßen doch die Uthlande einen großen Umfang und hatten viele Städte und Dörfer, die heute untergegangen sind. Denn ebensowenig wird König Waldemar II. mythisches Land in sein Erdbuch aufgenommen haben, als ein Bischof von Schleswig in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in seine Verzeichnisse Kirchen und Kirchensprengel, die nicht existirten; damals werden noch an hundert in den Uthlanden gezählt, jetzt giebt es noch fünfzehn.

Obgleich nichts in der Geschichte der nordfriesischen Völkerschaften sich an schwerer, unheilvoller Bedeutung nur entfernt mit den großen Sturmfluthen messen kann, so ist doch die geschichtliche Erinnerung über dieselbe nur arm und skizzenhaft; von den meisten der vielen verheerenden Ueberschwemmungen ist nur die Jahreszahl auf uns gekommen. Auch die dichtende Sage hat sich des schaudervollen Stoffes nicht bemächtigt; kein Volkslied verewigt das Unheil der bösen Tage oder Nächte, denn es ist ein altes wahres Wort: Frisia non cantat, Friesland singt nicht. Den christlichen Predigern, welche meist in Sturmfluthen nur Sündfluthen sahen, haben wir noch die meiste Kenntniß jener wilden Elementarereignisse zu verdanken. Wir wollen den Untergang der Insel Nordstrand nach Hansens Chronik erzählen:

„Der Morgen des 11. Oktober 1634 kam, der letzte, welchen das altberühmte Nordstrand, der Stolz und der Mittelpunkt der Uthlande, erlebte. Blutroth stieg die Sonne im Südwesten hinter Eiderstedt herauf, beschien noch einmal das schöne fruchtbare Eiland mit seinen grünen Wiesen und weidenden Viehheerden, mit seinen gesegneten Aeckern, seinen Kirchen und Mühlen, seinen stillen Dörfern und zerstreuten Bauerhöfen, seiner emsigen, tüchtigen, Gott und sich selbst ver-

trauenden Bevölkerung; dann verbarg sie sich hinter dichten Wolken. Noch einmal läuteten die Kirchenglocken zum Gottesdienst, denn es war Sonntag. Dann brach er los aus Südwest, der unglückselige Sturm, welcher Tausende vernichten und anderen Tausenden Alles, nur nicht das nackte Leben, rauben sollte. Namentlich um neun Uhr Abends wüthete der Orkan und die Wellen; sämmtliche Deiche brachen durch."

Nach einer kleinen Stunde, um zehn Uhr Abends, schreibt ein Augenzeuge, war Alles vorbei. Da hatte Nordstrand aufgehört zu sein; da waren mehr als 6200 Menschen und 50,000 Stück Vieh dort ertrunken; da waren die Deiche der Insel an vier und vierzig Stellen durchbrochen; da lagen dreißig Mühlen und mehr als 1300 Häuser ganz und gar zertrümmert danieder; da war vernichtet die Heimath und das Glück von mehr als 8000 Menschen. Uebrig blieben nur die östliche und westliche Ecke des alten Landes, das heutige Nordstrand und Pellworm mit etwa 2600 Menschen; da sie aber nicht im Stande waren, selber ihr zerrissenes Land wieder zu bedeichen, so vertrieb ihr Landesherr Friedrich III. sie aus demselben und überließ es an Niederländer. Damals war dort der Chronist Heimreich Prediger, er mußte den Befehl verlautbaren, doch geschah solches nicht „ohne bittere Zähren der alten Landeigner", die nun bis nach Holland und Preußen auswanderten. Nordstrand gehörte aber seitdem nicht mehr zu den friesischen Inseln.—

Wir werfen noch einen Blick auf die Bewohner der friesischen Uthlande. Nach der Schilderung des nordfriesischen Inselandes und seines Schicksales wird man geneigt sein, den Inselfriesen einen hohen Grad von Unerschrockenheit, Fleiß und Ausdauer zuzusprechen, dazu gesunden Sinn und also klaren Verstand, einfache Sitten und Bedürfnisse. Sie wohnen nicht in einem Lande, wo in bequemer Trägheit Luxus und Weichlichkeit gedeihen. Die gemeinsame Gefahr mußte hier die Menschen näher aneinanderschließen und ein starkes Gemeinwesen gründen. Stolzes Selbstgefühl, Liebe zur Unabhängigkeit, Haß gegen Herrscherwillkür muß voraussätzlich in einem Lande gedeihen, das sich jeden Tag gleichsam im Belagerungszustande befindet.

Der Name des friesischen Volksstammes hat zu verschiedenen Deutungen wie zu Mythen Veranlassung gegeben, doch mag wohl Professor Michelsen Recht behalten, wenn er den Namen von Fres=Rand ableitet, so daß die Friesen Menschen sind, die den Rand der Nordsee bewohnen. Zäh und fest halten die Friesen an ihren alten Rechten und Sitten und besonders hatten sie verstanden, durch alle Drangsale der Zeitläufte des Mittelalters ihre freie Gemeindeverfassung, die Grundlage aller politischen Freiheit, sich zu erhalten. Sie waren nur abwechselnd den dänischen Königen oder den Herzogen von Holstein zinspflichtig. Ihr Land war in Harden eingetheilt. Eine jede hatte ihre frei gewählten Hauptleute, ihren Rath, der aus zwölf angesessenen Männern bestand und zugleich verwaltende und richtende Behörde war. Die Angesessenen nannten sich „adelike Boine", d. h. adelige Bauern, denn Bauer war ein Ehrenname. Wenn die Harde sich zu Beschluß oder Gericht versammeln sollte, wurden Feuerbaken auf erhöheten Orten angezündet oder der Thingwall, auch Buerstock genannt, ein gedrechselter Stab, an dem sich der geschriebene Befehl befand, ward von Haus zu Haus geschickt.*)

*) Diese Sitte, zu Gemeindeversammlungen mit einem umhergeschickten Stabe aufzufordern, scheint den germanischen und slawischen Völkern zugleich ureigen zu sein. In Skandinavien sendete man den „Budstock" umher. Die lausitzer Wenden haben den Gebrauch noch; ebenso die Tschechen in Böhmen die sogenannte Palitschka. Anmerk. d. Red.

Todtschlag konnte nach altem Recht mit Gelde gesühnt werden, daher der Spruch: „De da Füste hat mag slaan, de da Geld und Gut hat, schall betalen". Aber alle die alten Rechtsgewohnheiten haben der neuen Zeit weichen müssen, unvermerkt, wie bei allen Kulturvölkern. In die dem Meere wieder abgewonnenen Theile ziehen Fremde ein; die friesische Sprache muß auf Nordstrand, Pellworm und auch in Eiderstedt der plattdeutschen weichen; das einst lebendige Bewußtsein der nationalen Zusammengehörigkeit wird matt und matter, da Alles auseinandergerissen ist. Trotz dieses Verfalles hat man hier ebenso sehr Grund zur Verwunderung, wie zur Klage; denn es ist gewiß staunenswerth, daß unter so ungünstigen Naturverhältnissen eine nationale Individualität sich so lange Zeit erhalten konnte. Am alten Heidenthum hat kein germanischer Stamm mit solcher Liebe und Zähigkeit so lange festgehalten wie die Friesen, bei denen zur Zeit der Reformation sich manche heidnische Sitte noch im Schwange befand. Das Christenthum mit seinem Kosmopolitismus hat viel am Untergang der friesischen Nation mit geholfen.

So fest und treu wie die alten Friesen an ihren alten Sitten und Göttern hielten, so fest und treu ist der Friese auch in allen seinen Beziehungen zu seinem Nebenmenschen. Bezeichnend hierfür ist eine Geschichte, die Hansen mittheilt. Als General Stenbock mit seinen Schweden 1713 die friesische Marsch heimsuchte, dienten auf dem Hofe Bombüll in der Wiedingharde ein friesischer Jüngling, Niß Ipsen, und seine geliebte Braut. Ein schwedischer Offizier, der in den Hof kam, stellte ihr nach; Niß Ipsen erstach ihn und entfloh. Als Schiffer trieb er sich in der Welt umher, machte mehrere Reisen nach Ostindien und soll den berüchtigten Flibustier Morgan erschlagen haben. Zum Lohn für seine Heldenthaten ward er endlich zum holländischen Admiral ernannt. Jetzt schrieb er an seine ihm noch treu gebliebene Braut, ließ sie nach Holland kommen und heirathete sie. Er schrieb: An min Gretje! As Du noch von der Gesinning bist, t'welk Du wairst, da ik mit di daglik up Bombüll deende, so kam to mi na der Haag und wär min Fro. Ik bin tegenwordig hollandische Admiral. Nis de Bombüll, vormalen Nis Ipsen, din getruwe Brüdigam.

Auch Keuschheit ist ein hervorragender Charakterzug der Friesen, wenngleich das „Fenstern" vor alter Zeit sehr im Schwange war. Ehebrecher wurden ersäuft und noch jetzt beträgt die Zahl der unehelichen Geburten auf den Inseln kaum zwei von hundert.

Als Seefahrer sind die Inselfriesen wohl unübertroffen; besonders zeichneten sie sich im siebzehnten Jahrhundert als Walfischfänger aus; englische und holländische Schiffe holten sich ihre Kapitäne von den friesischen Inseln. Mit den Dänen aber können sich friesische Seefahrer nicht vertragen und es ist ihnen nichts schrecklicher, als auf der dänischen Flotte dienen zu müssen. Von den holländischen und deutschen Seefahrern, sagt Hansen, wurden die Friesen stets als Brüder angesehen und behandelt, ganz anders fanden sie es bei den Dänen, da waren sie wie die Möven unter den Raben. — In der Bearbeitung des Bodens haben es die Inselfriesen nicht so weit gebracht, wie in der Kunst das Meer zu befahren. Die Leichensteine auf den Kirchhöfen sind mit Schiffen geziert und ehrenvoller scheint es bei der Wahl des Berufes noch heute der Jugend, mit dem Kiele das Meer als mit dem Pfluge das Land zu durchfurchen.

Auf den Ruhm einer zu allen Zeiten sich kund geben-

den Biederkeit, Willenskraft und Ausdauer wirft eine beschränkte, vorsichtige Selbstsucht bei den Friesen einen häßlichen Schatten. Diesem gemäß wird das Geld nicht so sehr als ein Mittel, sondern als Endzweck hochgeschätzt. Als charakteristisch mag hier angeführt werden, daß das einzige in friesischer Sprache gedruckte Buch (Der Geizhals auf der Insel Sylt 1809) das Laster des Geizes bekämpft.

Immer zusammen mit überwiegendem Egoismus findet sich ein gewisses Maß von Verschlossenheit. Der Nordfriese ist nicht mittheilsam, meist vorsichtig und mißtrauisch. Volksfeste kennt er nicht, auf Jahrmärkten und Tanzböden geht es still zu; neben der Ruhe ist aber auch die Schwermuth ein hervorstechender Charakterzug des Völkchens. Die häufigen Unglücksfälle, namentlich bei der Schifffahrt, das Getrenntleben von den vielen Angehörigen, die stete Sorge um dieselben, die herrschende Stille und Einsamkeit haben viel zur Entwicklung derselben beigetragen. Weigelt sagt: Vielleicht haben unter allen germanischen Völkerschaften die Friesen die stärkste Anlage zur besonnenen Betrachtung, zur Erhebung über den nächsten sinnlichen Eindruck, nicht in das Gebiet der Phantasie, aber in das der bedingenden Ursachen. Als die Friesen den Ruf praktischer Seeleute sich erworben, erwies sich die glückliche Begabung an der sogleich erwachten Lust und Pflege der Theorie. Fast in jedem Dorf unterrichtet ein erfahrener Kapitän die jungen Leute in den nautischen Wissenschaften. Das Talent zur Mathematik ist bei den Nordfriesen vielfach wahrgenommen worden.

Die Sprache der Uthlande ist mit Ausnahme von Pellworm und Nordstrand, wo die niederdeutsche Zunge herrscht, noch vorwaltend die nordfriesische, die ziemlich rein gesprochen wird. Und doch ist hier die Gefahr der Sprachmengerei größer als irgendwo sonst. Denn die Eingeborenen lernen als ihre eigene Muttersprache das Friesische, das auf Föhr allein zwei Mundarten bildet; in der Schule alsdann das Hochdeutsche; im Verkehr mit den Eingewanderten nicht nur das Niederdeutsche, sondern auch noch das Dänische; so daß die Zahl Derer nicht klein ist, welche in diesen vier Zungen nach Bedürfniß zu reden wissen. Als Schriftsprache gilt das Hochdeutsche und schon im Jahre 1611 führt Hansen ein Bittgesuch der Sylter an ihren Herzog in hochdeutscher Sprache an.

Wie ganz Schleswig-Holstein, so haben auch die Uthlande in der neuesten Zeit viel von der Willkür der Dänen zu leiden. Hansen bezeugt, daß das Nationalgefühl der Nordfriesen seit 1848 sehr geschärft und gehoben worden ist und daß ein geistiger Zug nach Süden im Allgemeinen auf den Inseln unverkennbar bleibt. Deutschland wird seine Ehrenschuld in Schleswig-Holstein abtragen und dann mag das alte Ehrenwort: Eala Fria Fresena! Heil freier Friese! wieder ungehindert aus dem Munde der Kinder jenes germanischen Kernstammes ertönen!

Bemerkungen über Japan.

Erster Artikel.

Die neue Zeit in Ostasien. — Gegenwärtige Bedeutung des großen Weltmeeres. — Japans neue Weltstellung. — Ein Rückblick auf die Geschichte dieses Landes. — Freisinnige Politik und Verträge in früherer Zeit. — Aufnahme der Portugiesen, Spanier, Engländer und Holländer. — Gerechtfertigte Austreibung der Fremden.

Die Wellenschläge des großen Weltverkehrs branden immer weiter und tiefer in die ostasiatischen Länder hinein. Die Reiche Hinterindiens, China und Japan sind dem Handel und damit auch dem Einflusse der Europäer und Amerikaner erschlossen; die fünf- bis sechshundert Millionen Menschen, welche die weite Region vom persischen Meerbusen bis zum Archipelagus des Sonnenaufganges bewohnen, haben in unseren Tagen neue Antriebe erhalten. Sie sehen sich aus vereinsamter Ferne gleichsam in die Mitte des Güterlebens gerückt, seitdem die Südsee von Schiffen aller Nationen befahren wird. Die Gestadeländer Ostasiens sind heute nicht mehr, wie früher, einseitig gestellt, sondern bilden ein Nebenstück, eine Ergänzung zu den pacifischen Küsten der westlichen Erdhalbe. Jenes große Weltmeer ist nun zu einem asiatisch-amerikanischen Golfe geworden, gleichsam ein mediterraneischer Ocean. Die jährliche Güterbewegung zwischen unserm Westen und jenem Osten beläuft sich schon jetzt auf hunderte von Millionen Thalern, und doch ist sie erst in schwachen Anfängen.

Das gewaltige pacifische Meeresbecken mit seinen weitgeschwungenen Gestaden und allen Abstufungen des Klimas, mit unzähligen Einzelinseln und Eilandfluren, ist der alten Einseitigkeit entrissen und ein Tummelplatz für alle thätigen Völker geworden. China, Japan und Ostsibirien sehen sich nun in die allgemeine Weltgeschichte hineingedrängt; wir Europäer zwingen ihnen eine historische Rolle auf, die sie, gleichviel ob gern oder ungern, spielen müssen. Die Tage des Abweisens und Ablehnens sind für alle Zeiten dahin.

Vor nun zehn Jahren pochten die Nordamerikaner an die seit zwei Jahrhunderten verschlossenen Thore von Japan; vor zwei Jahren fuhr eine Gesandtschaft des Taï kun von Yeddo nach Panama, überschritt auf der Eisenbahn die Landenge und steuerte nach Neu-York. Gegenwärtig sehen wir Gesandte desselben Kaisers aus dem fernen Osten in Europa; sie durchziehen unsern Erdtheil von Marseille bis nach St. Petersburg und lernen die großen Culturländer Europas aus eigener Anschauung kennen. Das kann nicht ohne Wirkung bleiben. Vielleicht ist uns auch vorbehalten, zu erleben, daß selbst der Chinesen starrer Sinn die Folgen der vollendeten Thatsachen gelten läßt und daß Gesandte des Kaisers, welcher im Blumenreiche der Mitte seinen — jetzt wankenden Thron hat, jenen aus dem Inselreiche des Sonnenaufgangs folgen.

Es wird an der Zeit sein, auf die Erörterung der japanischen Verhältnisse etwas näher einzugehen. Es handelt sich um ein in hohem Grade interessantes Land und Volk, über das im Allgemeinen noch manche einseitige Ansichten bei uns vorherrschen. Japan steht in Gesittung, Gliederung des Staatswesens und gewerblicher Fertigkeit weit über allen anderen asiatischen Völkern, auch über den mohammedanischen. Allerdings hat der Japaner, als ein Mensch von mongolischem Schlage, ein entschieden östliches Gepräge, und die hohe Cultur, welche er aus sich selber heraus erreicht hat, weicht in sehr vielen Dingen von un-

seren abendländischen Anschauungen und Begriffen ab. Wer kann aber behaupten, daß unsere europäischen Formen und Formeln, unsere Begriffe und Meinungen höher berechtigt seien, als jene der ganz anders von der Natur angelegten, sehr eigenartigen Japaner? Dieses Volk hat eine reiche Geschichte, es ist erfinderisch, voll Kraft und Mark und geistig hoch begabt. Durch rationellen Betrieb des Ackerbaues gewinnt es seinen Inseln einen ungemein reichen Bodenertrag ab und ganz Japan gleicht einem wohlgepflegten Garten. Dieses wunderbare Land konnte, obwohl nur innerhalb des gemäßigten Erdgürtels liegend und also in Bezug auf Erzeugung von Naturprodukten klimatisch beschränkt, dennoch Jahrhunderte lang sich selber genügen. Es bedurfte nur eines äußerst geringen Verkehrs mit der Außenwelt, um alle hochgesteigerten Bedürfnisse eines gebildeten Volkes in reichem Maße zu befriedigen. Gewiß zeugt es für die große Tüchtigkeit der japanischen Volksanlage und der im Allgemeinen ihr zusagenden Ordnung der Staats- und Lebensverhältnisse, daß trotzdem dieses Land nicht in Fäulniß oder Erstarrung gerieth.

Noch vor einem halben Menschenalter lag dieses Japan gleichsam am Ende der Welt. Der große Ocean wurde in seinen nordwestlichen Theilen nicht häufig von europäischen Seefahrern besucht; die regelmäßigen Schiffsreisen gingen an der chinesischen Küste selten über die Insel Formosa hinaus. Zwischen China und dem für den Welthandel noch ganz bedeutungslosen Nordwesten Amerikas bestand keinerlei Art Verkehr, und selbst die Verbindung, welche zur Zeit der spanischen Herrschaft über Mexiko zwischen Acapulco und den Philippinen unterhalten wurde, hörte auf, seitdem jene Kolonie sich vom Mutterlande getrennt hatte.

Japan war demnach ohne lebhafte Beziehungen zum Auslande; nur allein den Chinesen und den Holländern war ein sehr eng umschriebener Handelsverkehr in einer einzigen Stadt des Inselreiches erlaubt. Dieses hatte sich in einen Zustand freiwilliger Absperrung versetzt und vermochte denselben aufrecht zu erhalten, so lange es in weiter Ferne von dem Getriebe der seefahrenden Handelsvölker blieb. Als aber jahraus jahrein Hunderte von Walfischfahrern den stillen Ocean bis zum ochotskischen Meer und bis in die Behringsstraße durchschwärmten, als Californien und Oregon sich zu bedeutenden Faktoren im Welthandel erhoben, nachdem China gezwungen wurde, seine Häfen zu eröffnen und die Russen in den Besitz der Mündung des Amur gelangten, wurde es klar, daß auch Japan auf die Dauer nicht vereinsamt bleiben konnte. Durch den Umschwung in den Verkehrsverhältnissen erhielt es eine neue Weltstellung, denn es liegt nun im Bereich einer großen oceanischen Fahrbahn, und gerieth in Berührungen, welche es gern vermieden hätte. Sehr oft strandeten Schiffe an den Felsengestaden dieses von einem stürmischen Meere bespülten Inselreiches, und die Neugestaltung der Verhältnisse brachte es ganz von selbst mit sich, daß fortan Japan nicht mehr allein mit den Holländern und Chinesen zu schaffen haben konnte.

Aber, wird man fragen, weshalb hatte ein so kräftiges und begabtes Volk sich mit solchem Vorbedacht von der übrigen Welt abgesperrt? Man weiß doch, daß bis zum sechszehnten Jahrhundert die Japaner als kühne Seefahrer und unternehmende Handelsleute die Küsten Asiens bis zum bengalischen Meerbusen besuchten. Die Geschichte giebt eine Antwort und wir wollen andeuten, wie es gekommen, daß die Beherrscher des Landes sich zu einer Politik entschlossen, die kaum anderwärts ein Nebenstück hat, außer etwa in dem Systeme, welches Doctor Francia einst in Paraguay befolgte, um sein Land nicht in den Wirbelstrom südamerikanischer Bürgerkriege zu treiben.

Seit dem dreizehnten Jahrhundert hat Europa Kunde von dem Inselreich im fernen Osten. Marco Polo, der berühmte venetianische Reisende, berichtete, daß der gewaltige Mongolenherrscher, Kublaï Chan, von China aus dasselbe erobern wollte. Sein Plan mißlang und Japan war dann abermals den Blicken entzogen, bis 1542 der Portugiese Mendez Pinto im Schiffe eines chinesischen Seeräubers an die Küsten von Japan verschlagen wurde. Nach seiner Heimkehr entwarf er ein so glänzendes Gemälde von dem blühenden Zustande des heidnischen Reiches, daß seine damals noch unternehmenden Landsleute, angetrieben zugleich von kaufmännischer Spekulation und religiösem Bekehrungseifer, die Fahrt nach einem so weit entfernten Lande wagten. Die Jesuiten, voran der von Feuereifer beseelte Franz Xaver, waren zuerst auf dem Platze, um das Evangelium zu verkünden. In Japan kannte man keine Ausschließlichkeit und der Kaiser gab den fremden Sendboten willig die Erlaubniß, ihre Lehre zu verkünden. Er sprach: „Mir kommt nichts darauf an, ob eine Lehre mehr oder weniger in meinem Reiche gelehrt wird; schon jetzt werden nicht weniger als zwei und dreißig Religionen in demselben verkündigt."

Bei dem gebildeten japanischen Volke fand die Lehre der Christen rasch Anklang und gewann namentlich unter den Reichen und Mächtigen viele Bekenner. Nach einigen Jahrzehnten betrug die Anzahl ihrer Anhänger schon einige Millionen und einer weitern Ausdehnung der neuen Lehre wären keine Hindernisse in den Weg gelegt worden, wenn die Christen sich nicht in die Staatshändel eingemischt hätten. Aber die Bischöfe gaben der kaiserlichen Regierung Anstoß und wurden von ihr des Uebermuthes und der Anmaßung beschuldigt. Es ist Thatsache, daß die Anhänger der Jesuiten eine politische Partei bildeten, welche danach strebte, die Reichsgewalt in die Hände eines ihnen ergebenen, ihre Lehre bekennenden Mannes zu bringen. Zugleich erhielt der japanische Hof nähere Kunde über die Barbarei der Spanier in Mexiko und Peru, überhaupt in Amerika, und von den Uebergriffen und Kämpfen der Portugiesen in verschiedenen Theilen Asiens. Das Alles machte ihn bedenklich und mißtrauisch, und er sah, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, in den fremden Priestern politische Aufwiegler, in ihren Anhängern Staatsverräther. An Veranlassung zu einem Bruche fehlte es nicht, und als derselbe einmal vorhanden war, führte er zu einer Verfolgung und zu einem Vernichtungskriege, der kaum seinesgleichen in der Geschichte hat. Die Christen wurden völlig, bis auf den letzten Mann, in Japan ausgerottet, dessen Beherrscher fortan in jedem Fremden einen Feind sahen.

Vor mir liegt das zu Amsterdam 1660, Folio, erschienene Werk des Arnoldus Montanus, „Gedenkwaerdige Gesantschappen der oostindische Maetschappy aan de Kaisaren van Japan", in welchem ich eine Erzählung finde, die als Schlüssel zur Würdigung der Politik des Kaisers dienen kann. Noch im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts fuhren japanische Seeleute nach Acapulco in Mexiko und der beiderseitige Verkehr war ungehemmt. Einst lag ein spanisches Schiff in einem japanischen Hafen vor Anker. Ein vornehmer Japaner, Yemondono, kam an Bord, um die Weltkarten des Steuermanns zu betrachten. Während des Gesprächs hob er hervor, wie sehr es ihn wundere, daß Spanien, welches selber doch nur einen kleinen Raum einnehme, in Europa, Asien und Amerika über ein so weites Gebiet herrsche. Der Steuermann entgegnete, Spaniens Macht beruhe hauptsächlich darin, daß es Handel mit der ganzen Welt treibe; dieser verschaffe ihm die Mittel zur Bezahlung der Soldaten und zum Bau von Schiffen, und nun

sei der König so mächtig, daß kein Reich ihm Widerstand leisten könne. Der schlaue japanische Edelmann fragte dann: ob Spanien nicht auch Priester gleichsam als Vorläufer aussende, um die Völker ihren heidnischen Königen zu entfremden? Der Schiffer entgegnete, daß allerdings das heidnische Wesen dem Christenthum Platz machen müsse. Das war deutlich genug und wurde verstanden. Yemondono berichtete 1613 jene Unterredung dem Kaiser und dieser beschloß, Leute mit solchen Bestrebungen, welche ohnehin schon 1587 seinem Vorgänger Taikosama große Verlegenheit bereitet hatten, aus seinem Lande zu entfernen.

In diesen Absichten wurde er durch die Holländer und Engländer bestärkt. Sie wiesen dem japanischen Hofe nach, daß Spanien nicht nur, wie schon erwähnt, abscheuliche Grausamkeiten in Amerika verübt, sondern auch in Frankreich Religionskriege angestiftet hätte, daß Herzog Alba aus religiösem Fanatismus und im Interesse der spanischen Politik Ströme von Blut vergossen habe. Die Priester, und insbesondere die Jesuiten, seien lediglich Kundschafter Spaniens; unter dem Vorwande, die Unterthanen der heidnischen Könige zum Christenthum zu bekehren, würden jene für Ablaß und Seelenmessen ausgeplündert. Der römische Papst maße sich an, alle Reiche nach seinem Gutdünken zu verschenken, und habe den Satz aufgestellt, daß ein christliches Volk einem heidnischen Fürsten gar keinen Gehorsam schuldig sei. Namentlich seien es die Jesuiten, deren ganzes Trachten darauf hinziele, den Königen alle Macht aus der Hand zu winden und unter dem Deckmantel der Religion zu herrschen. Wohin sie kämen, sei es auch allemal zu Ende mit Frieden und Eintracht.

In Japan hatte man Jesuiten, Dominikaner und Franziskaner auch dann noch gewähren lassen, als sie in Schaaren das Land durchzogen und Jahr für Jahr einige Tonnen Goldes für Seelenmessen, Ohrenbeichte, Erlösung aus dem Fegefeuer und Ablaß nach Europa schickten. Der Bischof zu Nagasaki ging so weit, offen auszusprechen: man müsse den heidnischen Kaiser absetzen, ein Christ solle die Krone tragen. Manche Priester äußerten sich in demselben Sinne und für das Alles wurden dem japanischen Hof auch schriftliche Belege beigebracht. Von nun an erblickte der Kaiser, wie wir schon oben angedeutet haben, in den Christen nur noch eine politische, durch und durch revolutionäre Partei, welche er fortan bekämpfte. Wie mächtig die Anhänger der neuen Lehre waren und welchen Einfluß die fremden Priester übten, ergiebt sich daraus, daß die Partei, welche man nicht der Lehre als solcher wegen, sondern als Aufrührer verfolgte, ein Heer von achtzigtausend Mann ins Feld stellen konnte.

Aber den Holländern und den Engländern, welche als Protestanten den Jesuiten feindlich gegenüberstanden, geschah kein Eintrag, und die Letzteren hätten wohl bei klugem Benehmen ihre eben angeknüpften Verbindungen mit Japan fortsetzen können. Einer derselben, Wilhelm Adams, war in holländischen Diensten dorthin gekommen und hatte die Gunst des Kaisers in so hohem Grade erworben, daß er mit Ehrenbezeugungen überhäuft und aufgefordert wurde, seine Landsleute nach dem Inselreiche einzuladen. Im Jahre 1612 erschien dort das erste britische Fahrzeug, und der am Bord desselben befindliche Resident aus Bantam, Johann Saris, fand beim Kaiser gnädige Aufnahme. Er hatte in der Audienz ausdrücklich versichert, daß seine protestantischen Religionsgenossen ihre Lehre nicht zum Deckmantel für politische Eroberungen machen würden. Dann überreichte er einen Brief von König Jakob dem Ersten. Die englische Faktorei in Firando erhielt einen Freibrief mit sehr ausgedehnten Befugnissen, und dieses Aktenstück liefert den Beweis, wie fern dem japanischen Hof eine Beschränkung des Verkehrs lag. Damals, vor dritthalbhundert Jahren, wurden den Engländern weit mehr Rechte gewährt, als vor acht Jahren die Nordamerikaner durch den Vertrag von Kanagawa (31. März 1854) auszuwirken vermochten, oder als gegenwärtig den europäischen Handelsvölkern traktatenmäßig zugestanden ist.

Es wurde nämlich den Engländern erlaubt, *jeden beliebigen japanischen Hafen* mit ihren Schiffen und Waaren zu besuchen, ungehindert zu wohnen, wo es ihnen beliebe, nicht minder, nach ihrem Gefallen zu kaufen, zu verkaufen, zu tauschen, wo und wie sie wollten, und zwar mit allen beliebigen Nationen. Außerdem wurde ihnen *völlige Zollfreiheit* gewährt von allen Waaren, die sie nach Japan bringen oder von dort nach einem fremden Hafen verschiffen würden; auch überhob man sie der Verpflichtung, dem kaiserlichen Hofe zu melden, wann und daß englische Fahrzeuge angekommen seien. Außerdem wurde allen japanischen Unterthanen die Verpflichtung auferlegt, schiffbrüchigen Engländern in jeder Beziehung hülfreich an die Hand zu gehen und ihnen alle geborgenen Güter zurückzugeben. Den Engländern war gestattet, Häuser zu bauen und in denselben Handel zu treiben. Der Nachlaß Verstorbener sollte allemal dem britischen Oberkaufmanne zur Verfügung gestellt werden; den Japanern wurde von der Regierung ausdrücklich eingeschärft, im Handel redlich zu verfahren, alle Schulden ehrlich zu bezahlen und dafür zu sorgen, daß es den Engländern nicht am Nothwendigen fehle, um ihre Schiffe ausrüsten zu können. Schließlich wird denselben noch insbesondere gestattet, ohne Paß oder irgend eine vorhergehende Erlaubniß, alle Häfen aufzunehmen und zu peilen und zu lothen, wo sie wollen.

Wir erwähnen das Alles, um zu zeigen, wie unbefangen und verständig die japanische Regierung damals verfuhr, während sie beim Abschlusse von Verträgen in unseren Tagen sehr vorsichtig zu Werke geht. Sie war im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts unendlich erleuchteter und hatte ein weit richtigeres Verständniß von freiem Verkehr als irgend eine christliche Regierung in der Welt. Damals steckten diese allesammt noch tief in der Barbarei des Monopolsystems und jede trachtete dahin, mitbewerbende Völker zu belästigen oder auszuschließen.

Die Engländer trieben zehn Jahre lang einen sehr vortheilhaften Handel in Japan; dann gerieth er plötzlich ins Stocken, wir wissen nicht genau aus welchen Gründen. Während die japanische Regierung in höchst liberaler Weise zu Werke ging, waren die Europäer handelsneidisch auf einander, gaben dem Kaiser fortwährend allerlei Aergerniß und brachten sich durch elende, unablässig fortgesponnene Ränke um alle und jede Achtung. Die Regierung faßte dann den Entschluß, solche in keiner Hinsicht respektablen Leute ein- für allemal aus dem Lande zu schaffen und schloß sie durch einen Erlaß vom Jahre 1639 auf ewige Zeiten von Japan aus. Sie verlor nichts durch die Entfernung von so unwillkommenen Gästen. Nur die am wenigsten gefährlichen Holländer, welche sich ohnehin stets am fügsamsten gezeigt, durften bleiben, aber nur unter Beschränkungen, welche einen grellen Abstand zu der früher gegen die Engländer bewiesenen Liberalität bilden.

Seit jener Zeit, 1639, bis 1854 lautete der erste Artikel des Reichsstrafgesetzbuches von Japan folgendermaßen: — „Der christliche Gottesdienst, jede Reform des Kamidienstes (der Sintoreligion) und des Buddhakultus, ferner auch jeder fremde Gottesdienst, oder Gegenstände und Bücher, welche auf irgend einen solchen Bezug haben, oder davon handeln, sind streng verboten. Wer sich, wenn

auch nur insgeheim, zu einer fremden Religion bekennt, wird als Verbrecher behandelt." So weit hatten es die Europäer durch ihr schlechtes Betragen gebracht. Dieses Gesetz wurde, gleich allen übrigen, welche in Japan die öffentliche Sicherheit und den Landfrieden sichern, durch die, gleichfalls gesetzlich gebotene und eingeschärfte, wechselseitige Verantwortlichkeit aller Mitbürger und Nachbarn, welche zu den Eigenthümlichkeiten der japanischen Staats- und Gesellschaftseinrichtungen gehört, leicht durchgeführt. Die Folge war, daß ein Späherwesen sich ausbildete, welches in alle Familienverhältnisse eindringt.

Die Holländer verdankten es der Klugheit des Generalstatthalters von Indien, van Diemen, daß sie in Japan nach Vertreibung der übrigen Europäer Handel treiben durften. Dieser schrieb an den Statthalter von Nagasaki: „Wenn Seine Majestät den Beschluß gefaßt haben sollten, fernerhin keine Christen mehr in Ihr Land einzulassen, um dort Handel zu treiben, dann werden wir, falls wir es wissen, uns darnach richten. Wir sind bereit zu gehen oder zu kommen."

Es wird noch jetzt sehr oft behauptet, die Niederländer hätten die Gewogenheit der japanischen Regierung sich dadurch erworben, daß sie die Erklärung abgegeben: „Wir sind keine Christen, sondern Holländer." Man fügt hinzu, sie hätten sich bereit erklärt, Christusbilder mit Füßen zu treten. Aber beide Angaben sind ohne alle Begründung und von den Holländern selbst genügend widerlegt worden.

Allein die alte Freiheit und Beweglichkeit im Verkehr war nun auch für sie dahin; denn man überwachte sie mit dem größten Mißtrauen. Anfangs durften sie noch zehn Schiffe in jedem Jahre nach Firando schicken, aber bald wurde ihnen dieser Hafen verschlossen und man beschränkte sie auf die kleine Insel De sima (Sima bedeutet Insel) bei Nagasaki und erlaubte ihnen nur zwei Schiffe jährlich dorthin zu senden. Die japanische Regierung steigerte den Einfuhrzoll bis auf 15 Procent vom Werthe der Waare, legte ihren Münzen im Handelsverkehr mit den Fremden einen höhern Werth bei, als sie unter den Landeseingeborenen hatten, und verschärfte die Ueberwachung in einer ganz knifflichen Weise. Sobald ein Schiff eingelaufen war, kamen Banjos, Beamte, an Bord und ließen das Fahrzeug von kleinen Wachtbooten völlig umzingeln. Kein Matrose durfte ohne schriftliche Erlaubniß des Banjos ans Land gehen, und dort wurden ihm sogar die Taschen durchsucht. Bücher, Waffen, Pulver und Schießbedarf wurden sofort von der Behörde in Verwahr genommen und erst am Tage vor der Abfahrt wieder auf das Schiff zurückgebracht; lange Zeit nahmen die Japaner sogar das Steuerruder heraus. Täglich wurde von ihnen die Mannschaft gemustert und kein Matrose durfte fehlen. Seitdem man entdeckte, daß trotz alledem die Holländer Schleichhandel trieben, wurde die Ueberwachung noch strenger; die Japaner untersuchten sogar die Buttertöpfe, schnitten die großen Käse auseinander, ja sie öffneten manchmal Eier, um sich zu überzeugen, daß die Zollverordnungen nicht übertreten wurden. In den zwei Schiffen, welche überhaupt jährlich einlaufen durften, brachten die Holländer Zucker, Elfenbein, Färbehölzer, Zinn, Blei, Eisen, feine Baumwollenwaaren, Schildpat, Kampher, spanisches Rohr, Glaswaaren und einige andere Artikel und nahmen dagegen vorzugsweise Kupfer, lackirte Waaren, Seidenzeuge und noch einige andere Fabrikate.

Dieses System strenger Ausschließlichkeit blieb volle zweihundert Jahre lang in Kraft. Wir haben schon angedeutet, daß Japan dabei nicht etwa verkümmerte. Das Land erfreute sich während dieser langen Zeit eines ungestörten Friedens und die Kultur entwickelte sich in ganz eigenartiger Weise zu einer solchen Höhe, daß das japanische Volk als das gebildetste der außereuropäischen Welt dasteht. Franz von Siebold, ein zum Urtheil durchaus befähigter Mann, bemerkt: „Das Gesetz, welches die Fremden von Japan ausschloß und den Eingeborenen die Wanderung ins Ausland verbot, war für das Inland eine Aufforderung, sich selber durch eigene Betriebsamkeit den größten Theil jener Bedürfnisse zu verschaffen, welche man früher von anderen Völkern erhalten hatte. Seitdem stiegen die Roherzeugnisse im Werth, Landbau und Gewerbe blühten auf, die Erzeugung von Seide, Baumwolle, Zucker und Färbestoffen nahm bedeutend zu und der Umlauf des baaren Geldes, welches früher bei Privatleuten angehäuft war oder mit den fremden Kaufleuten außer Landes ging, wurde lebhafter."

Schon 1674 hatte die japanische Regierung die Ausfuhr von Gold und Silber verboten; jene des Kupfers wurde 1727 beschränkt. Die Japaner reflektirten in eigenthümlicher Weise über Volkswirthschaft. Arai, Fürst von Tsikugo, Lehrer des Kaisers Tsuna josi und seines Nachfolgers Ijenobu (1681 bis 1707 und 1709 bis 1712) wies in einer Denkschrift nach, daß die Ausfuhr edler Metalle aus Japan während der achtzig Jahre von 1671 sich auf 1,032,592,000 holländische Gulden belaufen habe. Als 1790 die Holländer baten, daß man ihnen erlauben möge, mehr Kupfer als seither auszuführen, hielt ihnen der Staatsrath zu Yeddo die volkswirthschaftliche Maxime Arai's entgegen, welche folgendermaßen lautet:

„Die alten Schriftsteller vergleichen ganz richtig die Mineralien eines Landes mit den Gebeinen, die übrigen Landeserzeugnisse mit dem Blute, dem Fleische, der Haut und den Haaren, aus welchen der menschliche Leib besteht. Reis und anderes Getreide, Zeuge und Geräthe und dergleichen erneuern sich stets, wie Blut, Fleisch, Haut und Haare, aber mit den Mineralien verhält es sich anders. Ein Knochen, den man einmal aus dem Körper genommen hat, erzeugt sich nicht wieder."

Das sind allerdings sehr rohe wirthschaftliche Ansichten, aber trotzdem bleibt die Thatsache stehen, daß Japans Wohlstand und Bildung wuchs, obwohl es eine abgeschlossene Welt für sich allein bildete, welche den Verkehr mit den Europäern gar nicht vermißte. Deshalb erklärt sich auch, weshalb die Regierung sich mit unerschütterlicher Folgerichtigkeit gegen alle Zumuthungen der Ausländer, welche Eingang verlangten, ablehnend verhielt. Was hätte sie, deren Land alle Segnungen langen Friedens und ungestörter Ruhe genoß, veranlassen sollen, mit Völkern in Verbindung zu treten, bei denen überall Krieg und Verwirrung war? Sie konnte sich nur freuen, daß sie früher so turbulenter Leute sich entledigt hatte.

A.

Schilderungen aus Niederländisch-Indien.*)

1. Die Ankunft vor Batavia.

Mit dem Morgenroth des 19. Mai 1853 hatten wir die sogenannten Tausend-Eilande und die 36 Meilen lange Sundastraße durch dieselben, welche an Schönheit die herrlichsten Gegenden Deutschlands, selbst die Rheingegend weit übertrifft, glücklich passirt und zum dritten Male erfreute uns der Ruf: „Land in Sicht!“ Es waren die blauen Berge der Insel Java — es war Batavia, welches in reizender Perspektive vor uns lag, und wir sahen, näher gekommen, Hunderte von Schiffen auf der Rhede liegen, deren Flaggen uns im Glanze der Morgensonne freundlich entgegenblinkten. Einige Stunden später und das große Ziel unserer Reise war, in zusammen 101 Tagen Fahrt, erreicht; der Anker, das Symbol der Hoffnung, war gefallen, um vielleicht für Manchen der Anwesenden nie wieder zur Rückreise in das Vaterland gelichtet zu werden. Leider finden jährlich Tausende in Folge des heißen Klimas, verbunden mit der veränderten Lebensweise, mehr aber noch in Folge von Ausschweifungen im Gebiete des Bacchus und der Venus ein frühes Grab. Allein daran dachten im Augenblick unsrer Landung und unter dem Donner der üblichen 21 Begrüßungsschüsse gewiß nur Wenige, vielmehr gaben sich Alle der Freude hin, die der bezaubernde Anblick eines der schönsten und fruchtbarsten Eilande des indischen Archipels, sowie das regsame Leben auf der Rhede und vor Allem unsere nächsten Umgebungen auf uns machten.

Sobald nämlich ein Schiff auf die Rhede kommt und geankert hat, wird dasselbe augenblicklich von einer Masse kleiner Schaluppen umringt, die theils Offiziere von Kriegsschiffen, theils Beamte und Stadtbewohner, chinesische und javanische Kaufleute, Fruchthändler, Waschmänner u. s. w. an Bord bringen, welche alle vor Ungeduld brennen, einerseits die aus Europa mitgebrachten Nachrichten zu vernehmen, andererseits mit Aufträgen beehrt zu werden. Von allen Seiten werden so viele Fragen gethan, daß man nicht weiß, welche man zuerst beantworten soll. Denkt man sich das Rufen und Singen der Matrosen hinzu, welche von den Eingebornen noch überschrieen werden, den Lärm ihrer Musikinstrumente, die bunte Verschiedenheit endlich der Menschenracen und die Mischung der Sprachen, so hat man eine, aber doch nur schwache Vorstellung von dem Schauspiele, welches sich dem Fremdling darbietet. Das Deck des Schiffes ist in einem Augenblick mit Früchten und Gütern bedeckt, welche zum Verkauf angeboten werden. Der Eine rühmt den balsamischen Geschmack seiner Bananen, der Andere die erquickende Frische seiner Citronen und Apfelsinen; Dieser findet nichts, was dem milchartigen Safte der Klappernuß verglichen werden kann, Jener rühmt das weiche Mark der Advokatenbeere. Es ist sehr schwer, beim Anblick so köstlicher Früchte der Verführung zu widerstehen, obschon man weiß, daß der Genuß derselben für die Gesundheit Derjenigen, welche noch nicht akklimatisirt sind, sehr schädlich werden kann.

2. Ein Blick in die Stadt Batavia.

Batavia, die große schöne Hauptstadt der Insel Java, liegt am Fuße von zwei sehr hohen Bergen, die in ihren Abflachungen rechts und links das Meer kesselförmig einschließen und so eine sehr schöne geräumige und sichere Rhede bilden. Der Eingang zu derselben wird nordöstlich durch eine Masse Inseln, die letzten der sogenannten Tausend-Eilande, geschützt, von denen einige, namentlich Onrust, mit sehr starken Festungswerken versehen sind. Von der Stadt sieht man vom Hafen aus leider nur wenig, da dieselbe meist hinter buschreichen Promenaden und Gärten versteckt liegt, aus denen nur die höchsten Gebäude hervorragen.

Das große Militärspital Weltevreden (Wohlzufrieden) liegt am entgegengesetzten Ende von Batavia, und dahin wurde ich wegen eines rheumatischen Rückenleidens gebracht. Der Weg führte durch eine Promenade, die am Molenvlietkanal hinläuft, und diese Promenade ist gerade in den kühlen Morgenstunden, wo der Transport der Kranken statt findet, von der elegauten Welt Batavia's sehr belebt. Der Anblick dieser wogenden, farbigen, halbnackten Menschen, ein Gemisch des ungeheuern Reichthums und Luxus der Großen, ist wahrhaft sinnberauschend, und hier fühlt man's mit aller Macht, daß man sich in einer andern Welt befindet. Alles, was man sieht und hört, ist fremd und reizt die Sinne im höchsten Grade. Und doch sah mein Auge und hörte mein Ohr auch hier so Manches, dessen Aehnlichkeit und Verwandtschaft mit früher Gehörtem und Gesehenem die süßesten Erinnerungen und Gefühle und Wünsche in mir rege machte, für die ich längst erstorben zu sein glaubte. Es war ein Blick in die Welt des Schönen und des Glückes, in der ich einst auch eine Stelle hatte; er ging schnell genug vorüber. — — Das Spital nahm mich auf; aber bald war ich genesen und mußte Batavia verlassen.

3. Surabaya.

Schon am 21. August segelte ich auf einer Schoonerbrigg nach Surabaya, der zweiten Hauptstadt Java's, ungefähr 96 Meilen östlich von Batavia. Bei unserer Landung daselbst am 5. September belustigte die Schiffsmannschaft der Besuch von mehr als achtzig dunkler javanischer Mädchen, welche in Kähnen, einzelne auch schwimmend, unser Schiff umschwärmten. Aehnlich wie Batavia liegt auch diese Stadt nicht dicht am Strande, sondern eine Stunde landeinwärts, weshalb man nur wenige der höchsten Gebäude, z. B. Kirchen, Signalthürme u. dergl. aus fremdartigen nackten Bäumen und Büschen hervorragen sieht. Es führt dahin längs des Kanals eine Art Fahrweg, auf welchem man zuerst in einen indianischen Kampong (Vorstadt) gelangt, wo in kleinen schmutzigen Bambushütten die arbeitende Klasse, neben ihnen aber auch die Arbeitsscheuen und jene Geschöpfe wohnen, deren ich oben Erwähnung gethan. Es sind das Oertlichkeiten, ähnlich gewissen Stadttheilen in den großen europäischen Städten, die der Fremdling vermeiden muß. Wehe Dem, der sich zur Nachtzeit dahin wagt, besonders in einer Kleidung, welche vermuthen läßt, daß der Eigenthümer mehr als sechs Kreuzer bei sich trägt! Diebereien, Gewaltthätigkeiten und selbst der Mord sind hier an der Tagesordnung und werden meist von den obengenannten Mädchen unterstützt. Uebrigens sind diese nichts weniger als schön; schwarzgelb von Farbe, stumpfnasig und durch einen schrecklich großen, von leidenschaftlichem Tabaks- und Sirikauen unreinlichen und zahnlosen Mund verunstaltet, erscheinen sie dem Europäer abscheulich.

Der Weg führt weiter durch wohlriechendes niederes Buschwerk, aus welchem einzelne schlanke Palm- und Pisangbäume hervorragen, und wir eilen, in die Nähe der Stadt gelangt, zunächst nach einer Droschkenanstalt, um nach Landessitte — nur die ärmste Klasse geht am Tage zu Fuße, — ein „Reitzeug“, d. h. einen mit zwei und mehreren kleinen asiatischen Bergpferden bespannten Glaswagen zu besteigen, in welchem man geschützt vor Java's glühender Sonne die unzähligen Straßen des schönen Surabaya durchkreuzt.

Der Eindruck, welchen der Anblick dieser zweitwichtigsten javanischen Stadt sowohl durch die Gebäude im Geschmack aller Nationen der Erde, als durch die eben so vielen verschiedenen

*) Die obigen Schilderungen haben einen Thüringer zum Verfasser, der in Folge seiner Theilnahme an den Bewegungen der Jahre 1848 und 1849 in der Heimath mißliebig geworden war, nach Holland ging und sich für den indischen Seedienst anwerben ließ. Sie sind einem Briefe entnommen, den er unterm 18. December 1854 von Kupang auf der Insel Timor aus an seine Angehörigen geschrieben hat. Er ist seitdem verschollen.

Kleidertrachten, Waffen, Sitten und Gebräuche auf mich machte, war gewaltig. Es war mir, als befände ich mich in Frankfurt oder Hamburg in einem großen Panorama, nur mit dem Unterschiede, daß ich hier Wirklichkeit vor mir hatte und die Anzahl und Pracht der öffentlichen Gebäude mich kaum zu mir selbst kommen ließ. Namentlich zogen die Kirchen meine Aufmerksamkeit auf sich und reizten meine Wißbegierde. Hier sieht man die kleinen Tempel der Chinesen und Bengalesen, wie die Moscheen der Malaien und Araber, in denen Mohammed als der ewig wahre Prophet gilt, in vertraulicher Nähe der Kirche des Kreuzes stehen, worin gleichwie in Europa Menschenliebe gepredigt wird; allein wie in Europa, so kann man sich auch hier überzeugen, daß der Geist, welcher in diesen Vereinigungen athmet, immer derselbe, nämlich das Interesse ist. Wie ist das auch unter so vielen verschiedenen Glaubensangehörigen, die allein das Interesse des Handels hier zusammenführt, anders möglich? Unter den Polytheisten, Siwaisten, Feueranbetern, Mohammedanern, Anbetern des Fo, Katholiken, Griechen, Lutheranern, Pietisten und Atheisten, aus Sumatra, Makassar, Borneo, China, Siam, Bengalen, Malabar, Koromandel, Arabien, Armenien und Europa, die hier zusammen leben, findet man eben so viel ehrliche und brave als schlechte Menschen, und die Zahl der Braven unter denjenigen, welche sich nach Christus nennen, ist vielleicht nicht größer, als die unter den anderen Genossenschaften. Es wäre dies wohl der Fall, wenn man ernstlich anfinge, die göttliche Lehre unseres Heilandes nicht blos zu predigen, sondern ihr in der That nachzufolgen!

4. Kupang auf Timor.

Am 24. November 1853 segelte ich von Surabaya nach Kupang auf Timor, die in südöstlicher Richtung entlegenste Besitzung von Niederländisch-Indien und ungefähr 120 Meilen von Batavia entfernt. Am 12. December landeten wir daselbst.

Niederländisch-Indien hat ein Gebiet von 28,900 Quadrat-Meilen, in eine Menge Inseln vertheilt. Die Bewohner dieser Inseln, 16,000,000 übersteigend, gehören verschiedenen Völkerschaften an. So zerfällt z. B. die Einwohnerschaft von Timor, etwa 400,000 Köpfe stark, in zwei große Stämme, die Belonesen und die Timoresen. Diese Stämme haben ihre eigenen Fürsten. Aber auch auf kleinen Inseln sind die Bewohner oft unter einander in Sprache und Sitten verschieden, und jedem dieser kleineren Stämme steht ein eigner Fürst vor. Zu Timor gehören noch die Inseln Samao, Rotti, Sawu, Flores, Odonaro, Solor, Lomblem, Pantar, Ambai und alle zwischen diesen und um sie her liegenden kleineren Eilande. Unter den Stämmen Timors sind die Amonobangen, d. h. die Kopfabschneider, die gefürchtetsten. Früher war das Ganze ein ungetheilter Staat, über welchen ein Sultan herrschte, dessen Nachkommen noch jetzt in der Hauptstadt Niki-Niki residiren; durch den Abfall mehrerer Unterkönige ist es jedoch in kleinere Staaten zerstückt worden, die unter einander den blutigsten Krieg führen, von dem aber das holländische Gouvernement keine Notiz nimmt. Rauben und Morden sind die liebsten Beschäftigungen dieser wilden Bergvölker, Pulver, Blei und Gewehre die von ihnen am meisten gesuchten Handelsartikel, abgehauene Menschenköpfe ihr größter Ruhm. Jeder sieht in seinem Nachbar einen Feind, welcher sein Gut und Leben bedroht, und wird umgekehrt auch wieder so angesehen. Immer sind sie bewaffnet, das Gewehr kommt nicht von ihrer Seite, bei Tag und bei Nacht ist es ihr treuester Begleiter und stets geladen. Kein größeres Vergnügen für diese Stämme, als das verrätherische Ueberfallen ihres Feindes, kein höherer Genuß, als ihm das Haupt abzuschlagen, was namentlich bei gewissen Festlichkeiten, z. B. bei dem Aufbau eines neuen Hauses für den Meo (Kriegsobersten) an den Gefangenen geschieht. An diesem Hause wird kein Pfahl in die Erde gesetzt, bevor derselbe nicht mit dem Kopfe eines Feindes geschmückt ist!

5. Die Seeräuber.

Unsere Bestimmung auf Timor war, in diesem Theile des Archipels dem Seeräuberwesen und dem Sklavenhandel entgegen zu wirken. Wir kreuzten deshalb viel in See und landeten an manchen befreundeten Eilanden, deren Fürsten uns in der Regel, von einem sehr zahlreichen Gefolge begleitet, mit ihrem Besuche beehrten und uns zum Beweise ihrer Freundschaft die leckersten Früchte, einige auch Rinder, Schafe und Schildkröten u. s. w. zum Geschenk machten, die wir natürlich so wenig wie ihre Mittheilungen über die Seeräuber verschmähten. Lange wollte es uns jedoch nicht glücken, mit diesem schlauen und kühnen Volke ins Handgemenge zu kommen, da die Leute beim Erblicken eines Kriegsschiffes in der Regel die Flucht ergreifen, und sich mit ihren kleinen Fahrzeugen, sogenannten Prahus, die übrigens mit 40 bis 50 Mann bemannt sind und deren wir oft mehr als 10 zusammen in See entdeckten, in Bergschluchten flüchten und sich hinter Felsenklüften bergen, wohin ihnen natürlich ein großes Schiff nicht folgen kann. Von diesen sicheren Verstecken aus verüben sie Raub und Mord sowohl an vorüberfahrenden Kauffarteischiffen, als an den Küstenbewohnern kleinerer Inseln, und wenn wir nach erhaltener Kunde davon gegen sie ausziehen und an Ort und Stelle ankommen, sind sie mit ihrem Raube längst auf und davon, in der Regel keine andere Spur zurücklassend, als einen abgebrannten Kampong, von dessen ermordeten Bewohnern sie die Köpfe als Siegestrophäen, die jungen Frauen und Mädchen aber als Gefangene mit hinwegführen, um dieselben anderswo als Sklaven zu verkaufen oder gegen Lebensmittel und Kleider, am liebsten aber gegen Pulver und Blei zu verhandeln.

6. Die Residenten.

Das holländische Gouvernement unterhält kraft bestehender Traktate mit den Fürsten dieser Lande auf den größeren Inseln Residenten, welche die Polizei handhaben, die Geldangelegenheiten besorgen und insgeheim die oft sehr tyrannischen Handlungen der Sultane überwachen. Eine gewisse Militärmacht steht diesen Residenten zur Verfügung. Der Resident von Timor wohnt in Kupang, einer kleinen, von wenig Europäern bewohnten Stadt an der Südwestküste der Insel. Ein Kriegsschiff zur Ausführung seiner Befehle liegt auf der Rhede. Außer 50 Mann Kolonial-Soldaten, welche ein von den Portugiesen erbautes altersschwaches Fort besetzt halten, besteht seine Executivmacht noch in inländischen Truppen oder Soldaten, wenn anders sie diesen Namen verdienen, und zwar gehören dazu 1) die Schütterei oder Scharfschützen, lauter europäische Eingeborene und deren Nachkommen, 90 Mann mit einem Offizier; 2) die Mardikers, inländische freie Christen und freigelassene Sklaven, 260 Mann mit vier Offizieren; 3) die Papanger, zusammengesetzt aus Malaien, Bugineesen, Javanern und Rottinesen, ungefähr 250 Mann, die unbewaffnet sind und keinen andern Dienst verrichten, als daß sie die Nachtwachen in der Stadt beziehen. Dieselbe Einrichtung besteht fast überall, und die Kriegsschiffe, welche zugleich die Beamten und die Soldaten nach dem Orte ihrer Bestimmung bringen und wieder mit fort nehmen, werden in der Regel jährlich abgelöst, wenige Stationen ausgenommen, deren gesundes Klima einen längern Aufenthalt zuläßt. Die Hauptsprachen in allen diesen Gebieten sind die javanische und die malaiische; die letztere ist für den indischen Archipel dasselbe, was die französische für Europa ist, man kommt überall damit durch. Die Stadt Kupang besitzt einen dem Handel geöffneten Hafen, welcher durch einen starken Verkehr mit Australien sehr belebt ist.

7. Die Chinesen.

Der Handel ist meist in den Händen der Chinesen, welche über den ganzen Archipel verbreitet sind, und an deren bis auf

wenige Wirbelhaare geschorenem Haupte gewiß als phrenologisches Zeichen stark ausgeprägte Gewinnsucht zu finden ist. Was man von der Schönheit mancher chinesischen Frauen sagt, ist wahr; einige gehören in der That zu den schönsten, die ich je gesehen habe, und sind, trotz ihrer etwas langgezogenen Augen und langen Ohren, unendlich liebreizend. Doch habe ich bei denen auf Timor, wie viele ich auch gesehen, die winzig kleinen, künstlich verkrüppelten Füße nicht bemerkt; diese Rarität wird wohl nur in China selbst und auch da nur bei den Frauen der höheren Stände gefunden. Der Chinese thut für Geld Alles, was man von ihm verlangt. Durch dieses Mittel gelangt man auch in das Innerste seiner Gemächer und zum Anschauen der Frauen. Die Chinesen sind bekanntlich gelb von Farbe, wenigstens hier in Kupang, äußerst reinlich am Körper und in der Kleidung, und sehr häuslich. Sie tragen als Kopfbedeckung einen von Bambus geflochtenen spitzen Hut, dessen Größe und Gestalt am besten mit einem offenen Regenschirm verglichen wird, und unter dem ein Büschel Wirbelhaare in einen Zopf geflochten fast bis auf die Füße herabreicht; der übrige Theil des Kopfes, sowie das Gesicht, wird sorgfältig geschoren. Eine Art Paletot von weißem Kattun, blaue Hosen von ungeheurer Weite und blos bis auf die Waden reichend, und Schuhe mit emporgehobenen Spitzen, Schlittschuhen ähnlich, bilden den wunderlichen Anzug des Chinesen, wozu man sich noch eine lange Tabakspfeife denken muß, aus welcher derselbe leidenschaftlich Opium raucht.

8. Die Eingeborenen.

Fast das Gegentheil von alledem, mit Ausnahme des Opiumrauchens, welches alle diese Insulaner lieben, findet man an den „schwarzblauen“ und braunen Javanern, sowie an den verschiedenen übrigen Racen, deren Haut in der Sonne wie polirtes Holz erglänzt. Während der Chinese am liebsten handelt und schachert, besteht die Hauptbeschäftigung der Javaner in der Erlernung von nützlichen Handwerken, dem Anlegen und der Bearbeitung von Frucht- und Gemüsegärten, dem Fischfang, der Jagd, dem Fällen des wohlriechenden Sandelholzes, dem Einsammeln von Honig und Wachs und dem Weben von Sarongs, welche letztere Arbeit übrigens ausschließlich die Frauen thun. Sarong ist ein von Seide oder Baumwolle bereitetes, etwa vier Ellen langes und zwei Ellen breites Kleidungsstück, dessen beide Enden an einander genäht sind und das von beiden Geschlechtern auf verschiedene Weise um die Lenden geschlungen getragen wird. Ein zweites Tuch tragen die Frauen um die Brust, die Männer aber turbanähnlich um den Kopf geschlungen, und die Schönheit dieser Tücher in Farbe und Stoff, sowie ein kostbarer Kris oder Dolch kennzeichnen zugleich den Reichthum des Besitzers. Die Kinder, deren es in Folge der bei den meisten ostindischen Völkerstämmen und namentlich bei den Mohammedanern erlaubten Vielweiberei in Menge giebt und die bereits mit dem zehnten bis zwölften Jahre erwachsen sind, sieht man hier überall und ungenirt im Schatten von Limonen und Palmen Adam und Eva spielen.

Ein Dorf im Innern von Java.

Lejean's Bemerkungen über den Bahr el Gasal.

Alle Aufklärungen über die noch mangelhaft bekannten Gegenden am Obern Nil und dessen Zuflüsse, haben in unseren Tagen ein gesteigertes Interesse. Wir lassen deshalb unseren früheren Mittheilungen über den Sobat die nachstehenden Bemerkungen Lejean's über den Bahr el Gasal (Nem Aïth) folgen. Der Reisende hat denselben in der Zeit vom 25. Februar bis 12. April 1861 aufgenommen, und seine Mittheilungen sind in der Märznummer der „Nouvelles Annales des Voyages" enthalten.

Wer den Weißen Nil stroman fährt, bemerkt, daß etwas oberhalb der Mündung des Sobat der Strom plötzlich eine Biegung nach Westen und sogar einige Grademinuten nach Norden hin macht. Eine Tagreise von da gelangt man plötzlich in einen schönen See, dessen blaues, durchsichtiges Wasser gegen das schmutzige Weiß des Bahr el Abiad scharf absticht. Wer denselben nur oberflächlich betrachtet, kann über Richtung und Umfang dieses Sees leicht in Irrthümer verfallen. Der Hauptarm kommt von Süden her und man wäre in Versuchung, ihn für untergeordnet zu halten, wenn nicht eine starke Strömung, mit welcher schwimmende, von den Ufern abgerissene Pflanzen herab- und durch den See hindurch treiben, den Hauptfluß, den wahren Nil, erkennen ließen.

Die Expedition von 1839 und 1840 nannte diesen See Nu oder No und suchte vergeblich einen Ausgang aus demselben; sie mußte nach drei Tagen wieder in den Hauptarm hineinfahren. Im folgenden Jahre entwarf Arnaud eine Karte vom See mit seinen Inseln und Kanälen. Lejean that 1861 ein Gleiches; man ersieht aber aus einer Vergleichung der beiden Karten, daß der See in Folge von Anschwemmungen jetzt um drei Fünftel kleiner geworden und der südöstliche Theil dermaßen isolirt worden ist, daß er nun ein getrenntes Wasserbecken bildet. Brun Rollet gab demselben einen Umfang von einer Lieue, Petherik hielt ihn für achtzig Lieues lang; nun hat Lejean ihn sorgfältig aufgenommen.

Der See No verengt sich nach Westen hin in einen Arm, der allmälig schmäler und seichter wird, aber eine starke Strömung hat; doch ist diese nicht so stark als jene des Weißen Nils. Das ist der Gazellenfluß, Bahr el Gasal der arabischen Schiffer. Graf d'Escayrac hat richtig hervorgehoben, daß man als Bahr el Gasal die Niederungen bezeichnet, auf welchen sich die Luftspiegelung zeigt; aber hier auf den grasbewachsenen, nicht sandigen Flächen bleibt diese Spiegelung außer Frage. Die Araber und die Europäer, welche den Weißen Fluß befahren, kennen den großen Zufluß des No-Sees nur unter dem angegebenen Namen. Man hat mir gesagt, daß Die, welche zuerst dorthin kamen und an den Ufern Gazellen sahen, ihn deshalb Gazellenfluß nannten, etwa so wie der Kanal der Nuehrs Bahr es Serafa genannt wird, weil man dort Giraffen erblickte. Die Bezeichnungen Keïlak und Missélad müssen eine andere Anwendung finden. Die erste rührt davon her, daß man einer Angabe Browne's eine irrige Auslegung gab; der Keïlak ist ein weiter nördlich liegender Fluß und mehr durch seine Ausdehnung als durch seine Wassermenge von Belang.

Ich glaube, der richtige Name für den Bahr el Gasal der Araber ist, wenigstens bei den Schelluk's, Nem Aïth, was auch Rollet schon hervorhebt; Poncet nennt ihn Nam, was aber weiter nichts als Fluß bedeutet. Die von mir befragten Eingeborenen wußten nur örtliche Namen anzugeben, die sich wohl nur auf die sumpfigen Nebenarme bezogen, an denen sie wohnen.

Die Schifffahrt auf dem Nam Aïth hat etwas Einförmiges. Nach Süden hin ist die Gegend sumpfig, nach Norden hin hat sie Thonboden; beide Ufer sind mit Papyrus bewachsen und mit dem Wasserbaum Ambadsch, der zur Blüthenzeit, im Februar und März, durch seine grünen Blätter und gelben Sternblumen erquickt. Die letzteren erinnern an jene unseres Pfriemkrautes. Nach einer Fahrt von zwölf oder fünfzehn Lieues verengen sich die Moräste und jenseit eines schmalen Streifens von hohen Wasserpflanzen und Gräsern tritt fester Boden auf, der beinahe bis zum Fluß hinanreicht. An diesem nassen Strande ist das Anfahren wegen des tiefen Schlammes sehr schwierig, aber an einzelnen Stellen können die Barken landen. Diese vom Wasser oder durch Menschenhand hergestellten Landepunkte heißen bei den Arabern Meschera, Tränken, und sind gleichsam die Hafenplätze für die Eingeborenen, welche dort auch Handel treiben.

Die Bewohner gehören zwei verschiedenen Stämmen an, den Nuehr und den Dinka. Die Ersteren haben in dieser Gegend ihre am weitesten nach Norden vorgeschobenen Stammgenossen, die Ndiaekaegn (Diakindsch Rollet's, Diakin Poncet's). Diak bedeutet im Arabischen eng; deshalb behaupten die Handelsleute von Chartum, die Nuehr gäben sich jenen Namen, weil sie da wohnen, wo der Strom sich verengt; natürlich ist diese Etymologie ganz unrichtig. In größerer Menge beisammen wohnen die Nuehr nur an einer Biegung des Flusses, wo sie zwei Reihen von nicht weit auseinander liegenden Dörfern haben, die im Nothfall sich gegenseitig Hülfe leisten können.

Die Dinka sind durch die Stämme der Dschangheh (Werne's Jengah) vertreten. Werne läßt sie, 1841, am Sobat wohnen; sie müssen also seitdem weit zurückgewichen sein, denn jetzt hausen sie an der Einmündung des Bahr ed Dschur, oberhalb der Ndiaekaegn. Der Stamm, mit welchem die Handelsleute in unmittelbare Berührung treten, ist jener der Faer und zwar der Unterabtheilungen Tura, Afok und Lao. Zwischen den Dörfern dieser Dinka und jenen der Nuehr ist das Land des Anbaues wohl fähig, ist aber wüst, wahrscheinlich weil die Dörfer weiter nach dem Innern hinein liegen; diese unbewohnte Abtheilung möchte ich die Region der Seen nennen, denn man findet dort eine Reihenfolge (einen „Rosenkranz") von länglichen aber nicht tiefen Seen, deren letzter eine hübsche Wasserfläche bildet; da ihre westlichen Ufer unbewachsen sind, so erscheint sie dem Auge noch größer als sie wirklich ist. Die Ufer im Norden, Osten und Süden sind mit prächtigen Ambadschbäumen bestanden; zwischen denselben öffnet sich am linken Ufer das Fahrwasser des Bahr ed Dschur, welcher auf einer Strecke von zwei bis drei Lieues das ganze Jahr hindurch schiffbar bleibt. Ich nenne ihn den Ambadsch-See. (Der nördliche Theil wird, nach Lejean's Karte, vom 8.° 30′ Nr. Br. durchschnitten.)

Im Süden des Sees fahren die Barken in einen tiefen Kanal, der sich aber bald sehr verengt und dann von Ambadschbäumen so völlig überschattet wird, daß sie über dem dunklen, kaum eine Bewegung zeigenden Wasser ein Laubgewölbe bilden. Man muß sich mit dem Beil einen Weg bahnen und rechts und links Zweige abbrechen. Dann gelangt man nach anderthalb Stunden in einen breiten Arm, der an den Ufern keine Bäume, wohl aber sehr hohes Gras hat, und nach einer zweitägigen, sehr beschwerlichen Fahrt erreicht man Ngara, die erste Meschera (Hafenstelle, Tränkeplatz) der Dschangheh. In der Nähe bilden zwei Flußarme die Insel Tura und dort befinden sich die Meschera Danaon, jene der Rek und andere Stationen der Handelsleute. Dieses Tura ist ohne Zweifel dieselbe Insel, welche Petherik Kyt nennt, und Poncet's Station Ali Unuri; aber der große See, von welchem Poncet spricht, ist nicht vorhanden.

Ich wollte den Fluß so weit als möglich hinanfahren, bestieg einen Nachen und gelangte bis zur Station Bayssière, indem ich erst an einem hübschen See und dann, wo die beiden Arme, welche die Insel Tura bilden, sich scheiden, an einem wahrhaft stygischen Moraste vorüber kam; nachdem ich noch an einem dritten vorübergerudert war, erreichte ich die sehr bequem liegende Station des Elfenbeinjägers Alexander Bayssière. Auf dem Wasserwege so weit aufwärts vorzudringen, ist ein Kraftstück; weiter konnte

kaum der Einbaum der Dinka fahren. Ich fragte einen Neger, wie der Arm heiße und er antwortete Kir; das ist aber nur eine allgemeine Bezeichnung.

Tura ist eine für die Elfenbeinhändler sehr bequem gelegene Station, weil dort die Wege aus den Landschaften der Dinka und Dschur zusammenlaufen und aus den umliegenden Dörfern täglich Lebensmittel, insbesondere Milch, Ochsen, Schöpse und Grünwaaren herbeigeschafft werden können; auch sind Wälder, welche Brennholz liefern, in der Nähe. —

Die ersten genauen Nachrichten über den Bahr el Gasal hat Brun Rollet gegeben; er befand sich 1856, einige Monate vor seinem Tode, dort. Aber seine Angaben und Namen sind vielfach verwirrt und ungenau. So gehören z. B. die Turs nicht zu den Schelluks, sondern zum Stamme der Dschangheh. Unrichtig ist auch, daß Brun Rollet, im Enthusiasmus über seine Entdeckung, den Bahr el Gasal für den eigentlichen Nil ausgiebt, daß er behauptet, derselbe sei der wasserreichste Nilarm und habe dreimal mehr Wasser als der Bahr el Abiad. Lejean fand auf dem Bahr el Gasal oberhalb der Dörfer der Nuehrs nur 1 Meter 55′ Tiefe, dagegen auf dem Bahr el Abiad, eine halbe Tagereise oberhalb des Sees No, noch 4 Meter 22′. Auch ist der letztere doppelt so breit als der Nem Aith (Bahr el Gasal) und die gegenseitige Schnelligkeit des Stromes verhält sich wie 5 zu 2. Nebenbei habe ich, sagt Lejean, im untern Theile des Sobat keine Strömung bemerkt.

Als Kennzeichen der hydrographischen Beschaffenheit des Nem Aith ergiebt sich, daß er lediglich einen Abzugskanal für die unter dem neunten Breitengrade sich ausdehnenden Moräste bildet. Im Lande der Ndiaekaegu fließt er noch ziemlich schnell, weiter aufwärts aber schon langsamer; bei der Einmündung des Bahr Dschur und auf demselben ist die Strömung noch bemerkbar, aber hundert Schritte weiter aufwärts verspürt man gar nichts mehr von ihr. Aus Poncet's Karte und den Aussagen der Eingeborenen geht hervor, daß viele Gesließe in den Gazellenstrom fallen, ich kann jedoch meinerseits versichern, daß von den verschiedenen Zuflüssen, welche ich befahren habe, so weit es mit meiner Barke möglich war, kein einziger mehr als zwei Stunden schiffbar war, wenigstens in der trockenen Jahreszeit. Wenn nun alle diese Gesließe sich in die Moräste ergossen und dieselben völlig gesättigt haben, dann geben diese das überschüssige Wasser an den Centralkanal (Bahr el Gasal) ab, der im weitern Lauf immer größer wird und zum No-See fließt. Im obern Laufe stagniren die Gewässer, namentlich bei der Insel Tura, so sehr, daß bei jedem Ruderschlage das Wasser regenbogenfarbige Flecke zeigt, welche beweisen, daß sich zersetzende Stoffe in Suspension gehalten werden.

Diese Moräste unter dem neunten Breitengrade sind zwar beträchtlich genug, aber doch bei weitem nicht so umfangreich, wie man sie auf den meisten Karten eingetragen findet; jene auf dem siebenten Blatte von Petermann's Specialkarte von Innerafrika, angeblich im Norden des Bahr el Gasal, sind gar nicht vorhanden. Statt ihrer findet man eine große mit Ghesch (hohem Grase, das in der heißen Jahreszeit verdorrt) bedeckte Grasebene, einige Wälder, welche in gleicher Richtung mit dem Flusse laufen, und viele Kanatir, das heißt Termitenhügel. Ich sah einen solchen Kantur (so lautet die Einzahl), der acht Fuß hoch war und als Landmarke diente; an seinem Fuße befinden sich zwei Meschera. Steigt man hinauf, so erblickt man so weit das Auge reicht eine mit Ghesch bedeckte Ebene, welche die Insel des Nuehrs bildet. Man sieht kein einziges Dorf, wohl aber etwa zwei Stunden nach Osten hin eine Linie von Wäldern; wahrscheinlich liegen hinter denselben die Wohnungen der Neger.

Lejean behauptet, daß der Bahr el Gasal schon den Römern bekannt gewesen sei, und erinnert an die bekannte Erzählung Seneca's, daß Kaiser Nero zwei Centurionen ausgesandt habe, um oberhalb Meroë die Quellen des Nils aufzusuchen. Sie fuhren stromau bis zu einer Stelle, wo unabsehbare Sümpfe wegen der Wasserpflanzen ein weiteres Vordringen unmöglich machten. Beke sagte, daß die Römer wegen der ungesunden Sümpfe jenseit des neunten Grades nicht mehr hätten fortkommen können. Werne giebt diese Sümpfe an, aber sie sind eben so wenig vorhanden, wie jene im Norden des Bahr el Gasal auf Petermann's Karte. Wer über den neunten Grad hinausfährt, sieht jede Aussicht zur Rechten und Linken durch kolossales Gras abgeschlossen und könnte meinen, daß dasselbe ihm weit und breit überschwemmte Gegenden maskire. Steigt er aber ans Land und bahnt sich einen Weg durch diese Graszone, dann findet er fünfzig Schritte vom Ufer festen Boden, auf welchem niedrigeres Gras wächst, und etwas weiter landein eine Zone von Wäldern. Auf der ganzen bis jetzt befahrenen Strecke des Bahr el Abiad findet sich kein Hinderniß, das nicht eine ägyptische Barke oder ein Raddampfer, etwa von der Art, womit man schon bis Gondokoro gefahren ist, überwinden könnte. Die einzige Schwierigkeit besteht in Untiefen und Stromschnellen, von denen aber Seneca nichts erwähnt. Wer den Lauf des Nils oberhalb der Mündung des Sobat gesehen hat, wird die Darstellung des römischen Schriftstellers verstehen. Wer von Osten her kommt, fährt, wie schon bemerkt, in einen schönen See ein, welcher eine Verlängerung des großen Stromes zu sein scheint. Man muß aber wohl aufpassen, um diesen letztern zu erkennen; das geschieht an einer schmalen aber raschen Strömung, welche von Süden her kommt und die man anfangs nicht wahrnimmt. Die Forschungsexpedition täuschte sich und überzeugte sich erst nach dreitägigem Hin- und Hersuchen (18. bis 21. December 1839) von ihrem Irrthum. Nero's Centurionen mußten sich im See No verwickeln und sind dann den Fluß, der auf etwa 15 Lieues weit eine imposante Breite zeigt, hinaufgefahren; bis zum Ambadsch-See ist er vollkommen schiffbar, von dort ab kann man zwei Richtungen einschlagen. Sucht man im Nordwesten die Einfahrt zum Bahr ed Dschur, die sich recht hübsch ausnimmt, dann gelangt man in diesem nach weniger als zwei Stunden in einen morastigen Sack, wo die Barke eben noch Platz zum Umwenden findet. Weiter aufwärts wird der Flußlauf nur durch einen stagnirenden Bach bezeichnet, welchen ein Mann überspringen kann.

Verfolgt man dagegen den See in südlicher Richtung, dann gelangt man in eine abgerundete Bucht, die von Morast und Ghesch umgeben ist und keinen schiffbaren Ausgang hat. Davon überzeugte ich mich am 7. März 1861. Ich mußte gen Nordnordost zurückfahren, um in das oben geschilderte, von Bäumen überdachte Fahrwasser zu gelangen. Nach einer Fahrt von wenigen Minuten war ich dann an einem völlig stagnirenden Wasser, das mit Zweigen und abgestorbenen Blättern bedeckt war; das Fahrwasser war nicht viel breiter als die Barke und verzweigte sich in Kanäle hin, die eben so düster und noch schmaler waren. Aus den zerbrochenen Ambadschazweigen und angehängten Lappen nahm ich ab, daß jüngst Barken aus Chartum hier gefahren sein mußten, glaubte aber trotzdem auf falscher Bahn zu sein; erst als ich in ein hübsches Flüßchen einlief, schwand meine Täuschung. Ich weiß nicht, welcher Elfenbeinhändler zuerst diese seltsame Durchfahrt aufgefunden hat, er muß aber ein eben so kühner als geduldiger Mann gewesen sein. Wer an Ort und Stelle gewesen ist, wird nicht zweifeln, daß hier die äußerste Grenze liegt, bis zu welcher Nero's Centurionen vordrangen.

Die Verbreitung des Alpaca.

Es gehört zu den auffallenden Dingen, daß man bei uns in Deutschland, überhaupt in Mitteleuropa, noch nicht dahin gelangt ist, das Alpaca in großem Maßstabe einzubürgern. Hin und her geredet ist darüber genug. Aber während wir Llamas und Alpacas in einzelnen zoologischen Gärten und Parks halten, sind die Australier mit Nachdruck an's Werk gegangen und haben günstige Erfolge aufzuweisen. Das bleibt um so merkwürdiger, da diese Thiere aus einem kalten Klima in eine sehr warme Gegend gebracht wurden.

In einem Berichte der Times aus Melbourne vom Ende Februars finden wir nachstehende Angaben: Ein unternehmender Privatmann, Namens Ledger, brachte im November 1858 eine aus 276 Llamas und Alpacas bestehende Heerde zu Schiffe nach Sydney. Am 18. April 1859 ergab eine Zählung 283 Stück. Die Heerde hatte sich also vermehrt, obwohl einige Thiere in Folge des Wechsels von Klima und Futter gestorben waren, und bestand aus 46 Alpacamännchen von reinem Schlage, 38 Weibchen ditto; 110 Llamaweibchen; 27 Weibchen aus einer Kreuzung von Alpaca und Llama in erster Generation; 11 Weibchen vom Erzeugniß der ersten Kreuzung, 40 Lämmer verschiedener Kreuzung, 5 Vicuñamännchen ꝛc. Im December 1860 waren schon 311 Häupter vorhanden und die Heerde gedieh vortrefflich.—

Bald wurden sie auch in der Kolonie Victoria eingeführt und zwar auf einem merkwürdigen Umwege. Der schon früher im Globus erwähnte Herr Eduard Wilson, welchem Australien auch die Einführung und Eingewöhnung der Fasanen, Drosseln, Staare und Lerchen verdankt, war eben zu Glasgow in Schottland, als dort ein Herr Gee mit einer Ladung Alpacas ankam, die er aus Neu-York mitgebracht hatte. Dorthin waren sie von einem Spekulanten aus Peru geschafft worden; jetzt stellte man sie auch in Birmingham und London zur Schau, einzelne gingen in die Hände von Privatleuten über; Wilson übernahm einen Theil der Heerde.

Die Australier geben sich schon jetzt ausschweifenden Hoffnungen hin. Sie rechnen sich vor, daß die Zahl ihrer Alpacas in 20 Jahren auf 20,000, in 30 Jahren auf 160,000, in 50 Jahren auf 9,760,000 Stück angewachsen sein werde. Diese letztern würden 68,320,000 Pfund Alpacawolle, jedes zu 2 Schilling, im Ganzen also einen jährlichen Werth von 6,832,000 Pfund Sterling liefern.

In diesen Ziffern scheint Uebertreibung zu liegen; wenn wir uns aber daran erinnern, in welcher Progression die Erzeugung der Schafwolle in Australien anwuchs, dann kann man jene Annahme nicht allzuausschweifend finden. Im Jahre 1810 wurde zum ersten Male der Ertrag der Schur von Neusüdwales nach Europa gesandt; er bestand in 167 Pfund Wolle, und im Jahre 1860 führten die australischen Kolonien 60 Millionen Pfund aus. Die Progression stellte sich, in zehnjährigen Zwischenräumen: 1810 — 167 Pfund; 1820 — 99,415 Pfund; 1830 — 1,967,309 Pfund; 1840 — 9,721,243 Pfund; 1850 — 39,018,221 Pfund; und 1860 — 50,270,776 Pfund; die letztere Ziffer gilt aber nur von den neun ersten Monaten des Jahres. Eben jetzt wird in Australien eine große Compagnie mit einem Kapitale von fünf Millionen Pfund Sterling gegründet, um den nördlichen Theil des Inselcontinents für die Schafzucht in großartigem Maßstabe produktiv zu machen.

Der Schreiber dieser Zeilen hat schon vor zehn Jahren (Bremer Handelsblatt vom 19. Juli 1852) darauf hingewiesen, wie ersprießlich gerade für Deutschland die Einführung des Alpaca sein würde.

Alpacawolle kam zuerst nach Europa im Jahre 1809, und zwar aus Buenos Ayres nach England, wohin sie durch englische Offiziere gesandt wurde; diese Männer hielten es für eine Ehrenpflicht, auch ihrerseits zum gewerblichen Gedeihen ihres Vaterlandes beizutragen und dem Nährstande nützlich zu sein. Die Wolle ließ sich jedoch auf den damals gebräuchlichen Maschinen nur mit Schwierigkeit verspinnen und man schenkte ihr deshalb weiter keine Beachtung. Erst 1835 nahm ein Herr Benjamin Outram zu Greetland bei Halifax die Sache wieder auf, scheute mehrmalige Versuche nicht und stellte dann sehr hübsche und preiswürdige Deckmantelzeuge und Shawls aus Alpacawolle her. Von dieser hatte die Einfuhr im Jahre 1834 nur erst 5700 Pfund betragen. Ein Herr Titus Salt zu Bradford stellte dann 1836 sogenannte Stuff-Fabries aus derselben her; seine Waare fand Beifall und England hatte von nun an einen neuen, sehr lohnenden Gewerbszweig. Schon 1843 war die Einfuhr der Alpacawolle auf anderthalb Millionen Pfund gestiegen und ist seitdem von Jahr zu Jahr angewachsen.

In Peru fanden die spanischen Eroberer vier Arten sogenannter Llamas, welche den Bewohnern des Incareiches, die kein Hornvieh kannten, ihre Hauptnahrung an Fleisch lieferten. Zwei Arten dieser Gattung Auchenia sind wild, nämlich das Vicuña und das Guanaco; das letztere reicht nach Süden hin bis zur Magellansstraße hinab. Dagegen waren die beiden anderen Arten, nämlich Llama und Alpaca, gezähmt. Dieses ganze Thiergeschlecht ist hart und zähe. Die wilden Arten leben in den Cordilleren bis zu 14,000 Fuß Höhe über dem Meere in einer Region, welche unseren höchsten Alpengipfeln gleichkommt und die Höhe des Brockens mehr als viermal übersteigt. Die gezähmten findet man überall, wo der Indianer haus't, nur nicht im heißen Niederlande, sondern vorzugsweise zwischen 8000 bis 12,000 Meereshöhe. Sie lieben ein kaltes Klima, nähren sich auch von sehr dürftigem Pflanzenwuchs, fressen Flechten und Moose, kleine Sträucher und Gräser, namentlich das Ichu, eine auf den Hochwiesen Peru's sehr häufig wachsende Pflanze. Sie verlangen wenig Pflege oder Sorgfalt und namentlich ist das Alpaca äußerst genügsam und abgehärtet. Auch sehr strenges Wetter mit Eis und Schnee hat ihm nichts an, und Hunger und Durst erträgt es in einem Grade, der Staunen erregt. Weder Nebel noch Regen dringt durch das dichte Vließ; ein scharfsinniger Instinkt lehrt das Thier, den Schneestürmen aus dem Wege zu gehen.

Nun ist mehrfach, besonders auch von Tschudi (Peru, Theil II. S. 87), hervorgehoben worden, daß dieses nützliche und anspruchslose Thier auf unseren deutschen Hochebenen und in den Gebirgen ganz vortrefflich gedeihen würde und gerade in Gegenden, welche für die Viehzucht gegenwärtig ganz unbeachtet bleiben. Im Riesen- und Erzgebirge, auf den Höhen Thüringens, der hohen Veen und der Eifel, im Harz und Schwarzwald würde das Alpaca eine ihm durchaus zusagende neue Heimath finden. Es kostet so gut wie gar nichts, das Alpaca zu unterhalten, und für nichts giebt es reichen Ertrag an wohlschmeckendem Fleische und trefflicher Wolle; von letzterer 8 bis 12 Pfund, von denen jedes mit 20 bis 25 Neugroschen bezahlt wird. Das Vließ ist lang und ausnehmend weich; an einigen Stellen, z. B. an den Seiten des Rumpfes, erreicht dasselbe eine Länge von vier bis fünf Zoll. In jedem Falle würden sich auch bei uns Versuche zur Einführung des Alpaca der Mühe verlohnen und ohne allen Zweifel gelingen. Sind sie doch selbst in dem heißen Australien, das man in klimatischer Beziehung für die Eingewöhnung eines aus kalten Regionen stammenden Thieres für ungeeignet hätte halten können, mit dem besten Erfolge gekrönt worden.

Unsere zoologischen Gärten und die Landesökonomiecollegien sollten doch endlich dem Gegenstande die gebührende Beachtung schenken. Bis jetzt haben sie sich durch den Unternehmungsgeist englischer Privatleute weit überflügeln lassen. Eben jetzt meldet die Times, daß ein Bürger in Australien von dort mit einem

Dampfer nach Peru gefahren sei, um fünfhundert Alpacas von dort zu holen. Bei uns hat noch kein „Ministerium des Ackerbaues“ an dergleichen gedacht und eben so wenig irgend ein landwirthschaftlicher Verein. Wenn ein halbes Dutzend der letzteren zusammenträten und die Kosten bestritten, so wäre es eine leichte Sache, einen Stamm von Llamas und Alpacas nach Deutschland zu schaffen. Wir würden aber in solchem Falle vorschlagen, mit Kreuzung beider Arten nicht rasch voranzugehen, sondern längere Zeit auf Vermehrung der reinen Art zu sehen.

Peru, wo seiner nicht geringe Schwierigkeit harrte. Die Regierung wollte ihrem Lande das Monopol der Alpacawolle sichern und hatte die Ausfuhr der Thiere verboten; Ledger konnte also dergleichen in einem peruanischen Hafen nicht einschiffen. Deshalb beschloß er, sie über die Andes nach Chile einzuschmuggeln, aber die Sache war nicht leicht; denn die Alpacas gehen langsam und beim Treiben mußte man, der Fütterung halber, viele Umwege machen. Außerdem lief er Gefahr, von den Behörden angehalten zu werden. Trotz alledem gelangte Ledger bis an die Grenze,

Alpaca von einem Tiger überfallen.

Wir wollen zum Schlusse noch hervorheben, daß der Mann, Herr Ledger, welcher die ersten Alpacas nach Australien brachte, eine ganz ungemeine Energie bethätigt hat. Er war in Peru und nahm dort einen mit der Zucht und der Lebensweise dieser Thiere genau bekannten Indianer in Dienste und schiffte mit demselben über den stillen Ocean, um in Australien zu untersuchen, ob dort ein geeignetes Futter für die Alpacas wachse. Nachdem er sich davon überzeugt, fuhr er mit seinem Indianer wieder zurück nach überschritt dieselbe, indem er die Soldaten täuschte, welche von der Regierung zu seiner Verhaftung abgeschickt waren, und kam mit seinen lebendigen Schätzen nach der Stadt Jujuy im argentinischen Gebiete. Von dort trieb er die Alpacas über die Cordilleren nach Chile, schiffte sie im Hafen Copiapó ein und gelangte glücklich nach Australien, nachdem er seinem Zwecke volle vier Jahre geopfert hatte.

Die Franzosen in Cochinchina und auf Pulo Condor.

Die Franzosen haben bekanntlich den Krieg, welchen sie mit den Engländern gemeinschaftlich gegen China führten, benutzt, um Feindseligkeiten gegen den Kaiser von Annam (Cochinchina) vom Zaune zu brechen. Die Spanier haben ihnen von den Philippinen her hülfreiche Hand geleistet.

Vorwand zum Kampfe gab die allerdings grausame Behandlung, welche die katholischen Missionäre von Seiten der annamitischen Regierung erfuhren. Diese hatte den europäischen Sendboten den Eingang ins Reich verboten, und sie übte damit nur ein Recht aus, das einem souveränen Staate nicht abgesprochen werden kann. Die fremden Sendboten übertraten aber die Landesgesetze, schlichen sich ein und hatten, wenn man sie entdeckte, die Strafe zu erdulden, welche man ihnen angedroht und die sie sehr wohl kannten. Man muß nicht vergessen, daß die annamitische Regierung in den Christen eine ihr feindselige Partei erblickt, und sie irrt darin eben so wenig, wie die japanische Regierung vor dritthalb hundert Jahren. Als die Franzosen vor ein paar Jahren in dem annamitischen Theile von Kambodscha landeten, leisteten die eingeborenen Christen ihnen wirksame Hülfe.

Es wäre sicherlich keine schwierige Aufgabe für eine Land- und Seemacht ersten Ranges, den Kaiser Tu Duc aus seiner Hauptstadt Hue zu vertreiben, diese einzunehmen und dann einen Friedensvertrag zu erzwingen. Aber das paßt nicht in den Plan der französischen Politik. Sie will im Großen Ocean und in den östlichen Meeren feste Punkte gewinnen, die strategisch von Bedeutung sind und eine vortheilhafte Handelslage haben. Beides gilt von dem Lande an den Mündungen des Mekiang. Hat England dem Kaiser von Birma die Mündungen des Irawaddy mit der Landschaft Pegu abgenommen, weshalb sollte Frankreich nicht zugreifen und jene des Mekiang mit der Landschaft Kambodscha sich aneignen? Frankreich hat im fernen Osten kaum ein Handelsinteresse zu vertreten, aber indem es an dem Kriege gegen China Theil nahm, machte es von sich reden, stellte sich als Hort des Katholicismus hin und gewann festen Fuß am Busen von Siam und dem südchinesischen Meere. Man kann wohl sagen, daß England ihm dabei die Brücke getreten hat.

Anfangs wurde der Gedanke an jede dauernde Besitznahme mit einer Art von Ostentation zurückgewiesen; man wolle, hieß es, den Kaiser Tu Duc anhalten, die Christen menschlicher zu behandeln, und eine Züchtigung für seine Barbarei habe er wohl verdient. Später sagte man, der Zweck könne nicht erreicht werden, wenn man nicht in Cochinchina selbst einen festen Punkt habe, von welchem aus man jenen Herrscher beaufsichtigen könne. Seit einiger Zeit hat man jede Hülle abgeworfen und das kambodschanische Gebiet an den Mekiang-Mündungen ist in die französische Provinz Saïgong umgewandelt worden.

Wir fanden in der Thronrede Napoleons des Dritten vom 27. Januar 1862 eine bezeichnende Stelle. „Unsere Niederlassung in Cochinchina hat sich durch die Tapferkeit unserer Land- und Seesoldaten consolidirt. Ich hoffe, daß die Spanier, welche an unserm Unternehmen Theil genommen, in jenen Gegenden einen Lohn für ihre mühevolle Mitwirkung finden werden. Die Annamiten leisten gegen unsere Herrschaft nur schwachen Widerstand."

Neuerdings haben nun die Franzosen auch die Inselgruppe von Pulo Condor in Besitz genommen, die vor den westlichen Mündungsarmen des Mekiang, nur etwa zwölf deutsche Meilen von der Küste entfernt, liegt und eine wichtige Seestation bildet.

Die Engländer sind natürlich davon gar nicht erbaut, aber es bleibt ihnen nichts weiter übrig, als gute Miene zum bösen Spiele zu machen. Sie können gegen eine vollendete Thatsache nichts einwenden. Die zu Singapore erscheinende Free Press stellt über die neue Erwerbung allerlei Betrachtungen an. Die Dampfer, sagt sie, welche zwischen Saïgong und Singapore fahren, werden von nun an bei Pulo Condor anlegen; auch wird man sich bemühen, den Handel dorthin zu lenken. Zu diesem Zweck eignet sich die Insel durchaus; sie liegt in der Fahrbahn der Schiffe, welche nach China, Siam und Singapore segeln. Die Schifffahrt nach dem auf dem Festlande liegenden Saïgong ist wegen der Windungen des Stromarmes langwierig und beschwerlich und Saïgong kann deshalb nie ein Punkt werden, an welchem Handelsschiffe unterwegs anlegen. Pulo Condor dagegen ist eine sehr bequeme Station zum Anlaufen, und man kann dort immer Erkundigungen über den Stand des Marktes in Cochinchina einziehen. Die Insel bildet einen vorgeschobenen Posten für die französische Provinz Kambodscha (Saigong); es wäre im Krieg für die Ausrüstung und für den Rückzug von Kreuzern ein sehr bequemer Hafen, von welchem aus sie den Golf von Siam und das südchinesische Meer rein fegen können.

Die Vortheile einer solchen Lage hat man übrigens schon früh erkannt. Die englisch-ostindische Compagnie hatte vor länger als anderthalb hundert Jahren auf der in neuerer Zeit wieder so oft genannten Insel Tschu san an der chinesischen Küste (etwa 30° N. Br.) eine Faktorei. Als sie dieselbe im Jahre 1702 räumen mußte, verlegte sie dieselbe nach Pulo Condor, und nahm eine Anzahl von Makassaren aus Celébes in Dienst. Sie versprach, diese Leute nach Ablauf von drei Jahren zu entlassen, aber der Direktor hielt sein Wort nicht. Da erhoben sich die betrogenen Makassaren und ermordeten fast alle Engländer; nur einige wenige konnten sich retten. Crawfurd, der 1822 die Insel besuchte, fand noch einige Spuren von der Faktorei, aber die Eingeborenen hatten nur eine sehr unklare Ueberlieferung von der Thatsache, daß einst die Engländer auf ihrer Insel gewesen.

Von den zwölf Inseln der Gruppe sind elf ganz unbedeutende Felseneilande; die größte, Pulo Condor, welche allein in Betracht kommt, ist etwa zwölf Miles, also etwa drei deutsche Meilen lang und an manchen Stellen nur sechs Miles breit. Sie liegt unter 8° 40′ N. Br., 106° 40′ Ö. L., ist gebirgig, aber die höchsten Punkte reichen nicht über 1800 Fuß hinauf. Die Höhen sind überall, wo der Südwest und der Nordost-Monsun sie direkt berührt, ganz kahl oder nur mit Gesträuch bedeckt, während die geschützten Thäler einen sehr üppigen tropischen Waldwuchs haben.

Das Wort Condor ist malayisch und bedeutet Kalebasse. Die Insel ist in früheren Zeiten sicherlich ein Schlupfwinkel malayischer Seeräuber gewesen. Wir haben schon aus dem Jahre 1687 eine Schilderung des Eilandes von dem vortrefflichen Seefahrer und kühnen Freibeuter Dampier. Er erzählt, wie die Bewohner lebten, Gummi Damar gewannen und Mangofrüchte mit Zucker einmachten. Damals scheint sie ziemlich stark bevölkert gewesen zu sein; Crawfurd dagegen fand 1822 nur etwa 800 Einwohner, zumeist Cochinchinesen, friedliche, wohlgekleidete Leute. In der neuern Zeit ist diese Zahl sehr zusammengeschmolzen, wahrscheinlich weil die chinesischen Piraten die Insel heimgesucht und die Bewohner verscheucht haben. Auf dem Festlande fanden sie mehr Sicherheit.

Aus einem Berichte des Weltumseglers Laplace geht hervor, daß im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts auch die Franzosen eine Niederlassung auf Pulo Condor gehabt haben. Sie spielten zu jener Zeit eine einflußreiche Rolle in Cochinchina. Der englische Seefahrer King bemerkte im Jahre 1779: „Die Franzosen haben sich hier eine bequeme Station für ihre Schiffe sichern wollen. Von Pulo Condor aus könnten sie dem Handel ihrer Feinde große Nachtheile zufügen." —

In Cochinchina selbst haben die Franzosen mit ihren Waffen und durch ihre überlegene Kriegskunst manche Siege erfochten, aber die Truppen des Kaisers Tu Duc wehrten sich doch oftmals viel tapferer, als man angenommen hatte. Nachdem die Stadt Bien

Hoa eingenommen worden war, unterwarf sich ein großer Theil des platten Landes. Tu Duc hat alle Generale, welche sich auf's Haupt schlagen ließen, abgesetzt. Die Franzosen ließen die Gegend weit und breit von beweglichen Truppenabtheilungen durchstreifen und diese erstürmten ein von der kaiserlichen Garde vertheidigtes, stark verschanztes Lager. Annam ist ein despotisch regiertes Reich; das Volk kümmerte sich um den Krieg nicht und setzte den Feinden keinen Widerstand entgegen, als die „Provinz Bien Hoa" organisirt wurde. Man ließ die annamitischen Behörden fortbestehen und stellte sie unter die Aufsicht eines französischen Kommandanten. In dem ganzen eroberten Gebiete hat man eine Postbeförderung eingerichtet, baut am Kap Saint Jacques einen Leuchtthurm und von dort nach Saigong und Bien Hoa einen Telegraphen.

So dringen die Einflüsse der europäischen Civilisation nun auch in ein Land, dessen Beherrscher sich alle mögliche Mühe gab, dieselbe von sich fern zu halten.

Kleine Nachrichten.

Japanische Industrie. Wir finden in der deutschen New-Yorker Staatszeitung folgende Notiz: Zu den merkwürdigsten Sachen, welche aus Japan ausgeführt worden sind, seitdem dieses Reich dem Weltverkehr geöffnet wurde, gehört unstreitig das Geschenk, welches der Tai-kun an Wheeler & Wilson zum Dank für eine Nähmaschine übersendet hat, welche mit der in ihre Heimath zurückkehrenden Gesandtschaft von der Firma an ihn befördert worden war. Es besteht aus hübschen farbigen Bildern, welche, an der Wand aufgehängt und in einer kleinen Entfernung betrachtet, wie sehr gut ausgeführte Gemälde auf Leinwand aussehen. Einige Bilder stellen Hausgeflügel dar, Hähne, Hennen und Hühner, die vollkommen dem Geflügel auf unseren Höfen gleichen. Faßt man diese Bilder schärfer in's Auge, so scheinen sie Gewebe aus gewebter Seide zu sein, und viele Personen, die in der Weberei wohl erfahren sind, haben versucht, das Geheimniß ihrer Anfertigung zu entziffern. Allein jede Hypothese fand an irgend einem Theil des Werkes eine Thatsache, welche die Annahme über den Haufen warf. Zuletzt entdeckte man mit Hülfe eines starken Vergrößerungsglases, daß kein Theil der Bilder gewoben ist; es sind vielmehr die mühsamen Produkte der Nadel, und wahrscheinlich erheischte jedes der Bilder, die ungefähr 16 Fuß im Geviert haben, nicht weniger als die Arbeit eines Jahres, und nirgendwo kann auch nur ein einziger in Farbe oder Lage fehlerhafter Stich entdeckt werden. Merkwürdiger Weise sind die Goldfäden nicht mit einer Faser vereint, sondern es sind flache Bänder reinen Metalles. Diese Bilder übertreffen als Sehenswürdigkeit oder Kunstsachen alles Aehnliche, was die Chinesen gearbeitet haben, und mögen dazu dienen, unsere Begriffe von dem Kulturgrad eines Volks zu berichtigen, das Viele als „Barbaren" anzusehen pflegen. Unter der Sammlung befinden sich auch einige merkwürdige Stücke ungeschnittenen Sammets, welche von dem Zustand der Seidenmanufaktur in Japan, sowie der sonderbaren dort vorherrschenden Mode und Farbe Kunde geben. In dem Schreiben, mit welchem der Gesandte Herr Townsend Harris diese Geschenke des Tai-kun übersandte, bemerkt er, die Japanesen fänden es nicht schwierig, die erwähnte Nähmaschine zu handhaben. Sie sei im Palast von der Wittwe des kürzlich verstorbenen Tai-kun gehandhabt worden und habe großes Aufsehen erregt. Ein Staatsminister äußerte gegen Hrn. Harris den Wunsch, eine solche Maschine zu besitzen. Hr. Harris schreibt an Wheeler und Wilson ferner: „Ich glaube, einige Ihrer Maschinen könnten hier verkauft werden, aber ich kann Ihnen nicht rathen, eine große Anzahl derselben herzusenden, da sie sogleich von den Japanesen würden nachgemacht werden, und zwar zu weit geringeren Preisen, als Sie in diesem Lande zu verkaufen vermöchten." Darin liegt ein sehr großes Lob für die japanesische Erfindsamkeit und Industrie, da man hier sehr sinnreicher und complicirter Maschinen bedarf, um Nähmaschinen anzufertigen.

In dem Berichte eines Mitgliedes der preußischen Expedition wird das Nachstehende bemerkt:

Nach welchen Richtungen hin und wie ernstlich man in Japan bestrebt ist, sich andere Nationen zum Muster zu nehmen und sich deren Kenntnisse anzueignen, mag aus folgender Thatsache erhellen. Bei der Uebergabe der Geschenke, welche der König von Preußen dem Tai-kun sandte, stellte Graf Eulenburg den kaiserlichen Commissaren seine Attachés, und unter ihnen den Lieutenant v. Brandt vor. Bei Nennung des Namens fragte einer der Commissare, ob dies vielleicht der Hr. v. Brandt sei, der die „Taktik der drei Waffen" geschrieben. Als ihm die Antwort wurde, daß der Vater der Autor sei, schickte der Commissar am andern Tage dem Sohne die japanische Uebersetzung des Buches, mit der Bitte, dieselbe als ein Zeichen der Anerkennung für die Verdienste seines Vaters anzunehmen.

In keinem Fache erkennen die Japanesen aber bereitwilliger die Ueberlegenheit der Europäer an als in der Medicin. Während schon Kämpfer Zöglinge unterrichtete, und seine Nachfolger ihre Gefangenschaft auf Desima auf gleiche Weise abzukürzen suchten, ohne daß die Regierung, die sonst jeden Verkehr mit den Eingeborenen hemmte, hindernd eingeschritten wäre, hat sie seit den letzten fünf Jahren durch die Einrichtung eines ärztlichen Lehrinstituts unter Leitung des holländischen Marine-Oberarztes Dr. Pompe in Desima offen gezeigt, welchen Werth sie auf die wissenschaftliche Bildung europäischer Aerzte legt. Um dem theoretischen Unterricht eine praktische Ausbildung zur Seite zu stellen, wird jetzt in Nangasaki ein großes Hospital gebaut, und da sich unter den Zöglingen auch der Sohn des kaiserlichen Leibarztes Masmotto, der präsumtive Nachfolger seines Vaters, befindet, ein sehr aufgeklärter, wissenschaftlich gebildeter und der holländischen Sprache durchaus mächtiger junger Mann, so wird die medicinische Wissenschaft bald in Japan eine Stellung einnehmen wie in keinem andern Lande Asiens.

Aus Cochinchina. An einer andern Stelle haben wir ausführlich über die Stellung der Franzosen in diesem Lande gesprochen. Neuere Nachrichten aus Saigong vom Februar melden, daß die Stellung der Eroberer sich befestige. Wir konnten, sagt der Bericht, außer dem schon in unserm Besitze befindlichen nördlichen Theile der Provinz Bien Hoa auch den südlichen ohne Schwierigkeit nehmen, und die Landeshauptstadt Hue wäre nicht im Stande, einem Angriffe von 12,000 europäischen Soldaten zu widerstehen. Die Annamiten würden sich uns gern unterwerfen, wenn sie nur wüßten, daß unsere Herrschaft eine bleibende sein sollte; denn im anderen Falle hätten sie die Rache der Mandarinen zu befürchten. Die Schwierigkeit für uns liegt nicht im Erobern, sondern im Organisiren; aber das Volk ist nicht, wie in Algerien, den Europäern feindlich gesinnt.

Der König von Kambodscha (ein Vasall des Kaisers von Annam) hat dem Admiral Bounard einen jungen, schon völlig abgerichteten Elephanten geschenkt. Auf ein Zeichen seines Kornak (Wärters) beugt er ein Knie, und wenn man ihm an's Ohr greift, hebt er den Mann mit dem Rüssel in die Höhe und setzt ihn zum Ritt auf den Nacken. Er geht in sanftem Trott, legt an einem Tage gemächlich an dreißig Wegstunden zurück und schwimmt durch Flüsse, freilich ohne irgend welche Rücksicht auf seinen Reiter zu nehmen. So lange er Grund unter den Füßen hat, geht er, und hält dann, wenn das Wasser ihm bis über den Kopf geht, den Rüssel hoch empor. Durch diesen schöpft er Luft, aber was inzwischen aus dem Reiter wird, kümmert ihn nicht.

Aus Cochinchina sind vielerlei Landeserzeugnisse zur großen Ausstellung nach London geschickt worden. Dazu gehören Baumwolle, von welcher in Untercochinchina im vorigen Jahre mehr als zwei Millionen Pfund geerntet worden sind, und vortrefflicher Reis, welcher ein Hauptprodukt bildet. Sodann: eßbare Muscheln, Meerkrebse, Tripang, geräucherte und gesalzene Fische, Salanganen (eßbare Schwalbennester), Bohnen, weiße und schwarze Haifischflossen, Schildpat, verschiedene Gallerte, Pfeffer, Kardamomen und Zucker. Ferner: Erdnüsse, Kerne von wilden Palmen, Sesam, wilde Mandeln, Basilienumkörner und Rocou (Orleansfarbe), Alyxia odorata, die einen prächtigen Wohlgeruch giebt, Kaschu, Sandelholz und Adler- (sogenanntes Aloë-) holz, Lack und Gummiarten, Wachs, Büffelhörner, Elephantenzähne, Pfauenfedern, Pelikanfedern zum Schreiben, siamesischer Hanf, Mangroverinde zum Gerben und verschiedene Arten Tabak.

Mekka in Arabien, die heilige Stadt der Mohammedaner, ist am 16. December 1861 durch ein furchtbares Unwetter arg verheert worden. Nachdem sich tiefschwarzes Gewölk am Himmel zusammengezogen hatte, brach ein Gewitter herein, desgleichen man nie zuvor erlebt. Von dem Berg, an welchem die Stadt liegt, rollten ungeheure Felsmassen herab und nach wenigen Minuten stand ganz Mekka unter Wasserfluthen. Die Einwohner mußten sich in aller Eile auf die Dächer retten. Manche fromme Leute meinten, daß das Wasser die große Moschee des Propheten ver-

meiden und sich an einen so heiligen Ort nicht wagen werde; aber das Wasser verschonte sie nicht und drang selbst in das Allerheiligste, in die Kaaba, wo achtzehn Fromme ertranken. Ein großer Theil der Bibliothek ist zerstört, auch ist viel Goldschmuck und Edelsteine hinweggeschwemmt worden. Man berechnet, daß der Schaden an der großen Moschee mehr als dritthalb Millionen Piaster betrage. Erst am dritten Tage verlief sich das Wasser und die Stadt bot einen Anblick allgemeiner Verwüstung dar. Auch Dschidda, der Hafenplatz von Mekka, hat durch ein Ungewitter gelitten.

Kuliauswanderung. Von Madras wurden im Jahre 1861 Kulis verschifft 5076 Köpfe, und zwar nach Isle de France 3607 Männer, 1155 Frauen, 350 Knaben, 278 Mädchen und 186 Kinder. Nach Westindien wurden im Ganzen 1342 verschifft, nach dem Natal-Lande in Südostafrika 368 Köpfe. Weit beträchtlicher ist die Auswanderung dieser Arbeiter auf der Malabarküste.

Die Errichtung von Telegraphen in Asien schreitet unablässig fort. Daß die Drähte, welche Rußland nach Sibirien zieht, schon den östlichen Abfall des Uralgebirges erreicht haben, ist schon früher von uns gemeldet worden. Sie werden bis an die Amurmündung und bis nach China fortgesetzt. Der türkische Telegraph reicht bereits bis Bagdad am Tigris und wird bis Basra weiter geführt. Nun hat auch Persien die Hand an's Werk gelegt. Der Schah läßt eine Linie nach Osten hin bauen, von seiner Hauptstadt Teheran bis nach den beiden wichtigsten Städten der Provinz Chorassan, nämlich Nischapur und Mesched, und eine andere in südwestlicher Richtung nach dem mesopotamischen Bagdâd.

Neue Dampferlinien über See. Frankreich fängt an, lange Versäumnisse nachzuholen. Seit länger als zehn Jahren projektirte es eine Anzahl transatlantischer Dampferlinien, von denen doch nur einige wenige in's Leben traten, zum Beispiel jene zwischen Brasilien und Bordeaux. Jetzt ist nun die Linie von St. Nazaire (der Rhede von Nantes an der untern Loire, während Paimboeuf den eigentlichen Hafen dieser Stadt bildet) nach Westindien eröffnet worden. Allmonatlich geht ein Dampfer von St. Nazaire und berührt Martinique, Havana, sodann Vera Cruz und Tampico an der mexikanischen Küste. Der Staat unterstützt jede Reise mit 310,000, also jährlich mit 3,720,000 Francs. Die Linie enthält vier Dampfer von 250 bis 450 Pferdekraft; es bestehen aber außerdem noch drei Post-Dampferlinien zwischen Frankreich und Amerika: von Havre über Brest nach New-York, von St. Nazaire über Martinique nach Aspinwall an der Landenge von Panama, und die oben erwähnte von Bordeaux nach Rio de Janeiro. Die beiden letzteren erhalten vom Staate zusammen 10½ Millionen Frcs. Zuschüsse. Die Messageries impériales, welche das Mittelländische Meer befahren, beziehen jährlich 8 Millionen Francs Unterstützung; die neue Linie von Marseille, über Suez, nach der Insel Reunion, nach Mauritius, Java, Manila, Saigong in Cochinchina nach Canton in China bekommt 6 Millionen. In Frankreich unterstützt der Staat die oceanischen Dampferlinien mit etwa 30 Millionen Francs Zuschuß im Jahre. Unsere deutschen Linien von Bremen und von Hamburg nach Nordamerika müssen alle Kosten aus Privatmitteln bestreiten und allen Mitbewerb aus eigenen Kräften bestehen.

Englische Annexionen in Westafrika. Wir haben schon früher gemeldet, daß die Briten den wichtigen Hafen Lagos in Besitz genommen haben. Damit gewannen sie einen wichtigen Punkt, von welchem aus sie das Reich Dahome, Yoruba und das Nigerdelta bequem controliren können. Von Lagos an der Küste haben sie eine Postverbindung mit Rabba am Niger hergestellt. Neuerdings haben sie, weiter im Norden, an der Sierra Leone-Küste sich die Landschaften Bendo und Emperry abtreten lassen. Auch wurden von den Negerhäuptlingen die Gebiete Bargaru, Scherbro und die dicht vor der Küste liegenden Schildkröteninseln gegen eine geringe Entschädigung ihnen angeboten.

Anthropophagie im Nigerdelta. Wir haben neulich nach dem Berichte eines Augenzeugen, des Consul Hutchinson, erzählt, daß im Nigerdelta der Kannibalismus im Schwange gehe. Jetzt kommt dafür abermals eine Bestätigung. Der Dampfer Armenian lag am 29. Januar bei Bonny vor Anker. Die Mannschaft hörte, daß ein großes Kannibalenfest veranstaltet werden sollte, legte aber weiter kein Gewicht auf die Nachricht, welche sie für falsch hielt. Sie irrte sich. Am 1. Februar kam ein Schwarm abscheulich wild aussehender Neger an's Ufer des Bonnyflusses; diese Barbaren trugen fünf Menschenköpfe herbei, legten dieselben erst auf den Rasen nieder, zündeten dann ein Feuer an und warfen sie in den Kessel. Bald nachher kamen andere, gleichfalls mit einem großen Kessel, in welchem sie Arme und Beine kochten, während eine alte Negerin Menschenlebern in Stücke schnitt. Früher haben wir erzählt (Globus I. S. 178), daß Pepple, ehemals König von Bonny, dorthin zurückgekommen sei, um seinen Thron wieder einzunehmen. Aber eine große Partei will ihn nicht wieder zum Herrscher haben. Indessen wurde zwischen ihr und Pepple's Anhängern ein Vertrag geschlossen und in demselben auch, auf Betrieb der Engländer, die Bestimmung aufgenommen, daß ohne Pepple's ausdrückliche Genehmigung fortan keine Menschen mehr geschlachtet und verzehrt werden sollten. Die feindliche Partei hat nun den Vertrag verletzt.

Das Ovampoland, an der Südwestküste Afrikas, nördlich von der Kapkolonie, ist uns durch Galton, Anderssson, Green und Rath bekannt geworden. Jetzt wird es von weißen Elephantenjägern durchzogen, nachdem Green eine reiche Ausbeute gewonnen hatte; er bekam binnen wenigen Wochen vier Wagenladungen voll Elfenbein. Nun sind ihm Palgrave und Albemarle Cator gefolgt; um aber die Concurrenz abzuschrecken, verbreitete Green in den Blättern der Kapstadt die wahre oder unwahre Nachricht, daß man den Elephanten jetzt nicht mehr beikommen könne, weil sie allzustark von den Hottentotten verfolgt worden seien. In den Berichten aus Südafrika fehlt es nie an Jagdabenteuern. So erzählt Green Folgendes: „Vor einigen Nächten habe ich eine schreckliche Geschichte mit einem dieser Riesenthiere gehabt. Ein Elephant rannte dreimal gegen mich los und ich konnte ihn an keiner verwundbaren Stelle treffen. Es ging mir wirklich an Kopf und Kragen, aber zum Glück trat der Elephant in ein tiefes Loch, und da die Elephanten sich vor den Erdfallen sehr fürchten, so trollte sich mein Gegner rasch von dannen. Ich war sehr froh darüber, denn ich hätte kaum noch einmal Zeit gehabt, mein Gewehr zu laden. Gestern Nacht bestand ich einen hübschen Strauß mit einer Löwin. Als ich ihrer ansichtig wurde, war sie nur noch vier Schritte weit entfernt. Aber ich gab ihr eine Kugel hinter der Schulter in die Brust und da biß sie in den Staub. Das fürchterliche Gebrüll dieses wilden Thiers kann ich unmöglich schildern, und das Grinsen der Zähne dieses Ungeheuers machte einen Eindruck wie Musik (!). Die Hyänen machten sich sogleich über die Löwin her und fraßen sie mit Stumpf und Stiel auf."

Die Kap-Kolonie an der Südspitze Afrikas macht gedeihliche Fortschritte. Am 13. März 1862 ist die Eisenbahn von Kapstadt nach Wellington eröffnet worden. Im vergangenen Jahre sind 236 Schiffe mit 71,346 Tonnen eingelaufen, 225 mit 66,361 Tonnen Gehalt abgesegelt. Die letzten Berichte melden, daß man an der Grenze der Kolonie zwei prächtige Löwen eingefangen habe, welche für den zoologischen Garten in London bestimmt sind, und daß gleichzeitig vier Mormonenprediger angelangt seien, welche die englischen und holländischen „Heiden" für die Lehre des Propheten Joseph Smith zu gewinnen gedenken.— Die östlichen Provinzen haben im vorigen Jahre etwa 4000 Einwanderer angezogen und die Volksmenge ist dort im Wachsen. — Ein gewisser Adam Kok war mit etwa 600 Griquas auf der Wanderung nach dem Lande Noman, um sich dort an der Shepstone-Bay anzusiedeln. — Die Kolonie Port Natal will indische Kuli's für den Anbau der Baumwolle einführen. Die weiße Bevölkerung ist dort schon auf etwa 15,000 Seelen gestiegen, während die farbige mehr als 150,000 beträgt. — Die beiden Republiken der holländischen Bauern sind in gedeihlichem Zustande.

Das hier ewähnte Nomans-Land oder Gebiet Trans-Kei liegt zwischen Natal und dem eigentlichen Cafraria und wird als der „Garten von Afrika" bezeichnet. Es hat eine Küstenlänge von etwa 80 deutschen Meilen, reicht wohl 40 Meilen landeinwärts, hat einen Flächeninhalt von der Größe Englands mit Wales und außer fünf beträchtlichen Flüssen eine große Menge kleiner. An der Mündung des Kei hofft man einen guten Hafen herstellen zu können; der überall fruchtbare Boden steigt in Terrassen auf, und das Klima ist gesund. Die dort gegründete Ansiedelung gedeiht vortrefflich.

Pietermaritzburg, Hauptstadt der Kolonie Port Natal. Diese Stadt ist von holländischen Bauern gebaut und nach einem ihrer Hauptleute benannt worden. Sie liegt etwa zwölf deutsche Meilen landeinwärts von d'Urban oder Port Natal, ist mit diesem Hafen durch eine gute Straße verbunden und erhebt sich auf einer Ebene am Flüßchen Bushman, der an bewaldeten Hügeln hinströmt. Pietermaritzburg ist sehr geräumig angelegt, die Straßen sind breit und mit prächtigen Syringen und Trauerweiden bepflanzt. Dadurch erhält die Stadt ein sehr freundliches Ansehen; die Häuser sind beschattet und durch die Straßen Kanäle geleitet worden. Auf einer Anhöhe, westlich von der Stadt, liegt das Fort Napier und diesem gegenüber das Haus des Gouverneurs. Die Anzahl der gottesdienstlichen Gebäude ist beträchtlich. Die anglikanische Kathedrale St. Peters hat gothischen Styl, einer presbyterianischen

Kirche fehlt ein hoher Thurm nicht, die alte holländische Kirche ist fast so einfach wie die Kapelle der wesleyanischen Methodisten; die Katholiken haben neben ihrer Kirche eine höhere Schule. Die Bekenner der verschiedenen Sekten lernen in den Kolonien einigermaßen Verträglichkeit. Gerichtsgebäude, Post und Waarenläden sind auch da, der Handelsverkehr ist lebhaft und manchmal kommen ganze Reihen holländischer Wägen an, die mit Butter, Wolle, Getreide und anderen Landeserzeugnissen beladen sind.

D'Urban oder Port Natal ist, wie schon bemerkt, der Hafen für Pietermaritzburg und steht durch regelmäßige Dampfschifffahrten, wenigstens ein Mal monatlich, mit Kapstadt in Verbindung. Diese südostafrikanische Kolonie Natal ist in der That eines der am meisten von der Natur begünstigten Länder der Erde. An der Küste gedeihen, etwa acht deutsche Meilen landeinwärts, alle tropischen Gewächse. Dann steigt das Land zu einer Hochebene von etwa tausend Fuß an, und dort wachsen die verschiedenen Getreidearten, Pfeilwurz, Baumwolle, Indigo und verschiedene Faserpflanzen. Fünf Meilen weiter landein hat die Hochebene etwa zweitausend Fuß über dem Meere. Sie ist von tiefen, wohlbewässerten Thalfurchen durchzogen und vortrefflich bewaldet. Dort tritt die Zucht von Pferden, Rindvieh und nun auch Schafen in den Vordergrund, auch werden alle europäischen Getreidearten gebaut. Diese Hochebene steigt allmälig bis zu den Drakenbergen an, die drei- bis fünftausend Fuß hoch sind, aber auch einzelne Gipfel bis zu sieben- und neuntausend Fuß haben sollen. Die Kolonisten gefallen sich darin, diese Drakenberge als die südafrikanischen Andes zu bezeichnen! Uebrigens hat Port Natal ein herrliches, gesundes Klima.

Nordaustralien soll kolonisirt werden. In Melbourne, der Hauptstadt der südaustralischen Provinz Victoria, hat man sich entschlossen, die von Burke und Wills im Norden entdeckten Weidegründe für die Schafzucht nutzbar zu machen und ist rasch daran gegangen, den Plan praktisch auszuführen. Die unternehmenden Männer von Adelaide, Südaustralien, wollen ihrerseits nicht zurückbleiben und haben schon, gemäß einer Anweisung des Entdeckungsreisenden Stuart, Schafheerden nach dem Victoriafluß in Nordaustralien abgeschickt. Derselbe soll auf einer Strecke von etwa 70 Wegstunden weit schiffbar sein; ob aber das ganze Jahr hindurch oder wie viele Monate, wird nicht gesagt.

Baumwolle auf Neu-Caledonien. Der Bürgerkrieg in Nordamerika hat in vielen tropischen Gegenden sehr anregend gewirkt. Ueberall will man jetzt Baumwolle bauen, selbst auf den Inseln der Südsee, deren Boden und Klima allerdings nicht ungeeignet erscheinen. Neulich wies unser Landsmann Barthold Seemann auf den Fidschi-Archipel hin, der jährlich mehrere Millionen Pfund Baumwolle liefern könne. Bei dem Bezug einer solchen Waare kommt es freilich sehr darauf an, daß sie von irgend einer Gegend in möglichst großer Menge und jahraus jahrein mit Sicherheit bezogen werden könne. Das war seither der Fall in den nordamerikanischen Südstaaten. Jetzt wollen die Franzosen auf ihrer Insel Neu-Caledonien Baumwolle bauen. Sie haben Samen aus Georgien von der langstapeligen Art und Anweisungen zum Anbau der Pflanze unter die Kolonisten vertheilt. Das Eiland, dessen Besitznahme wir in Nr. 12 des Globus geschildert haben, zählte im vorigen Jahr etwa 450 Europäer, wovon 310 männlichen Geschlechts. Die Besatzung ist in diesen Ziffern nicht einbegriffen.

Der **Entdeckungsreisende Stuart** hat, den Nachrichten aus Adelaide vom 24. Februar zufolge, seine neue Wanderung durch das Festland Australiens von Süden nach Norden, vom Chambers Creek aus am 8. Januar angetreten.

Ein altkeltischer Nachen. Bei Cordon an der Rhone hat ein Ingenieur unter dem aufgeschwemmten Flußsand und Kies einen Kahn gefunden, der dort gewiß seit einigen Jahrtausenden lag. Es ist ein sogenannter Einbaum, gleich den Pirognen wilder Völker aus einem einzigen Stamme gehöhlt, über 24 Fuß lang und etwa 6 Fuß breit. Das Holz ist völlig versteinert. Dieser keltische Nachen, in welchem wahrscheinlich die Allobroger auf dem Strome schifften, ist aus Savoyen nach Lyon ins Museum gebracht worden. Vor einigen Jahren hat man in der Seine einen ähnlichen Kahn gefunden, der aber nicht so gut erhalten war. Versteinertes Holz bricht oft wie Glas, wenn man nicht vorsichtig damit umgeht.

Aegyptische Alterthümer. Das Aegyptische Museum des Louvre zu Paris hat vom polnischen Grafen Tyskiewicz eine sehr werthvolle Sammlung erhalten. Davon sind nicht weniger als 140 Broncen, und unter diesen 76 kleine Figuren von ganz ausgezeichneter Schönheit und wohl erhalten. Darunter befinden sich die Figuren der Götter Anhur, Phthah und Knuphis. Viele haben Inschriften. Manche Götterbilder sind sehr selten, einige ganz neu und bisher noch unbekannt; andere kannten wir nur erst aus Gemälden. Dahin gehört eine broncene Schlange von 28⅓ Zoll Länge, ein Gott mit einem Krokodilskopfe und eine Gestalt mit einem Stern auf dem Kopfe. Die Sammlung enthält auch eine große Menge von Skarabäen. Durch die vielen kleinen Gegenstände der Sammlung erhält die Wissenschaft manche Bereicherung, namentlich Variationen von Namen mancher Könige und Prinzessinnen oder geschichtlicher Personen, welche unter den Pharaonen eine Rolle gespielt. Bemerkenswerth ist eine elfenbeinerne Palette für einen Schreiber; zu derselben gehören Schreiberohre, die an beiden Enden geschnitten sind, so daß der Schreiber nach Belieben mit rother oder schwarzer Farbe schreiben konnte. Auch zwei Stücke rother und schwarzer Tinte, kaum erst gebraucht, sind noch vorhanden. Ein Messer von gelber Bronce ist ausgezeichnet durch schöne Form und scharfe Schneide. Ein viereckiges Amulet aus Grünspath trägt den Namen eines Beamten aus der Zeit Osorchon des Ersten, der im neunten Jahrhundert regierte; auf demselben befindet sich ein Kopf der Göttin Hathor in Relief. Ein Juwel mit dem Namen der Prinzessin Neferusra wurde 1500 Jahre vor Christus geschnitten. Doch Schnitzereien in Relief auf harten Stein reichen in Aegypten in viel höhere Zeit hinauf. Dafür liefert ein kleines Sardonyx-Amulet den Beweis, auf dessen Rücken der Name Amenemtreh des Dritten steht, welcher der zwölften Dynastie angehörte. Dieser König ist der Gründer des berühmten Labyrinthes. Auf der Rückseite des Amulets ist er dargestellt, wie er einen Feind niederwirft; auch ist sein Wahlspruch eingeschnitten.

Die Abkunft der Neugriechen. Bekanntlich hat Jacob Philipp Fallmerayer zuerst die Slawieität des bei weitem größten Theiles der heutigen Neugriechen behauptet und auch bewiesen. Anfeindungen des großen Gelehrten, besonders von Seiten mancher Philologen, blieben nicht aus und noch heute ist vielfach die Meinung verbreitet, die heutigen Neugriechen, diese Slawo-Gräken, seien ächte und unverfälschte Abkömmlinge der alten Hellenen. Es freut uns, mittheilen zu können, daß ein unbefangener Beobachter der neuern Zeit Fallmerayer's Ansichten durch Anschauungen an Ort und Stelle unterstützt findet. Von dem französischen Gelehrten und Archäologen Karl Lenormand, welcher 1859 in Athen starb, erschienen vor Kurzem: Beaux arts et voyages; in diesem Werke werden seine griechischen Reisen mitgetheilt. Er studirte die „griechische" Race besonders genau und sagt über sie: „Blonde oder kastanienbraune Haare, eine scharf ausgeprägte Adlernase, die bei einer tief liegenden Augenhöhle um so mehr hervorspringt, blaue oder graue Augen, hagere aber rauhe und kräftige Formen setzen den Fremden in Erstaunen, der daran gewöhnt ist, in Rom, Neapel und Sicilien, selbst in Aegypten, Charakteren des Südens und des Alterthums zu begegnen. Solche Züge finden sich auch bei Frauen; in dem ganzen Viertel der Missolonghier in Patras habe ich mehr Theodolinden als Aspasien zu begegnen geglaubt. Umrisse, Tracht, Gesichtsfarbe, Alles hat etwas vom Norden an sich; auch das, was ich von Rumelioten gesehen habe, macht in dieser Hinsicht kaum einen Unterschied." — Man sieht, wie Lenormand's Beschreibung auf die blonden Stämme der Slawen genau, aber durchaus nicht auf die alten Griechen paßt.

Die Brutplätze des Seidenschwanzes, Bombycilla garrula, waren seither immer noch nicht ermittelt, man vermuthete aber, daß sie in Lappland und Nordrußland seien. Diese Annahme hat jetzt endlich ihre Bestätigung gefunden. Der Naturforscher Reichenbach machte darüber in der Aprilsitzung der naturwissenschaftlichen Gesellschaft Isis zu Dresden einige Mittheilungen. „Der Seidenschwanz, welcher sich besonders in Berggegenden aufhält, im harten Winter aber auch uns besucht, war von jeher insofern ein im höchsten Grade mysteriöser Vogel, als kein Mensch wußte, woher er käme, wo er zu Hause wäre und wo er seine Nistplätze hätte. Die eifrigsten Nachforschungen der Ornithologen aller Länder blieben lange Zeit erfolglos, bis ein Jäger des auf einer naturwissenschaftlichen Reise begriffenen Gelehrten Wolley das Nest dieses Vogels, welches jeder Zuthat von Erde, wie das der Drosseln, und jeder Zuthat von Wolle und Haaren, wie das der Finken entbehrt, in einem Wäldchen in Lappland auffand. Diese nicht unwichtige Entdeckung wurde sogleich nach London telegraphirt. Später erhielt das naturhistorische Museum zu Dresden von dem Naturforscher Newton, der bei seiner Anwesenheit von der hiesigen Eier- und Nestersammlung ganz entzückt war, das werthvolle Geschenk eines solchen Nestes, welches in der Versammlung der Isis zur Ansicht aufgestellt war."

Herausgegeben von Karl Andree in Leipzig. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Vier Wochen im westlichen Kleinasien.

Die günstige Weltlage Kleinasiens. — Von Ismid nach Sabandscha. — Der Fluß Sangarius. — Eine türkische Post. — Lidscha und der Opiumbau. —Torbaly, Mudurly und Nally Han. — Die schneeweiße Kreideregion. — Bey Basar. — Die Häuser von Ghel Ara. — Der Tschingel und der Guidschir. — Wohnungen in der Luft. — Der anatolische Ackerbau. — Bienenzucht und Waldungen. — Von Sivri Hissar über Brussa nach Gemleck. — Bithyniens und Galatiens Geschichte.

Ueber die westliche Halbinsel, welche Asien unserm Europa entgegenstreckt, sind von den Tagen des hohen Alterthums an gewaltige Völker- und Kriegsstürme dahin gebraust. Das heutige Anatolien war einst Sitz einer hohen Kultur, am Rande mit einem Kranze griechischer Kolonien geschmückt, und in den Städten des Innern waltete helleuisches Leben vor. Nach vielen Kämpfen wurde es von den Römern bezwungen, kam dann in die Gewalt der byzantinischen Kaiser, war Schauplatz tapferer Kreuzfahrer und fiel zuletzt unter das Joch der Türken.

Dieses alte Kulturland mit seiner hochbegünstigten Weltlage ist nun längst der Halbbarbarei anheimgefallen, aber von dem frühern Glanze zeugen Prachtruinen in großer Menge. Kleinasien könnte eine gesegnete Region sein, denn die Natur hat ihm eine mannichfache Gliederung im Innern wie an den Küsten, im Allgemeinen ein günstiges Klima und ungemein fruchtbaren Boden verliehen. Allein die reichen Hülfsquellen sind nur dürftig entwickelt, und an einen Aufschwung wird nicht zu denken sein, so lange die Bewohner und das türkische Regierungssystem bleiben wie sie einmal sind. Aber auf die Dauer kann sich auch dieser Theil des Orients den Einwirkungen des Abendlandes nicht entziehen; auch er wird schon jetzt von dem Umschwung in den neuen Verkehrsverhältnissen stark berührt, und von Smyrna aus sind nach dem Innern hin bis Aïdin bereits Schienenstränge gelegt worden.

Wenn das Menschengeschlecht im Allgemeinen Fortschritte in der Entwickelung der Civilisation macht und diese über immer weitere Räume ausdehnt, so ist doch nicht minder wahr, daß dieselbe in vielen Gegenden der Barbarei hat weichen müssen. Der Orient, insbesondere Kleinasien und die Euphratländer, liefern dafür einen Beweis. Aus den nachfolgenden Skizzen wird der Leser ersehen, in welchen Verhältnissen sich das alte Bithynien befindet, das „Land der Veilchendüfte", und wie verödet Galatien ist. Wir folgen der Schilderung von J. E. Dauzats, welcher 1855, nach Beendigung des Krieges gegen Rußland, vier Wochen lang Bithynien durchzog. Sein Reisegefährte war der Pharmacent Bourtier, ein Apotheker versah das Amt eines Dolmetschers, und die übrige Gesellschaft bestand aus vier Dienern und zwei türkischen Kawassen.

Geiwhe.

Am 18. Juni, schreibt Dauzats, fuhren wir vom konstantinopolitanischen Hafen Galata nach Asien hinüber und befanden uns nach wenigen Stunden zu Ismid, dem alten Nicomedia, hielten uns aber dort nicht auf und machten am folgenden Tage einige Ausflüge. Der Mudir oder Bürgermeister hatte uns zwei Führer zugewiesen; diese Leute bringen den Reisenden von einer Stadt zur andern, und übergeben ihn dann anderen Führern. Sie dienen auch als Sicherheitswächter für die Straßen und heißen als solche Saptiers; man sagt ihnen aber nach, daß sie dann und wann mit den Räubern unter einer Decke stecken.

Wir zogen weiter und der Pflanzenwuchs wurde allmälig ganz ungemein saftig und prachtvoll, die Süßholzbäume, Kastanien und Linden, vor allem aber die Platanen übertrafen Alles, was wir je in Europa gesehen hatten. So kamen wir nach Sabandscha, von dessen ungastlichen Bewohnern wir kaum Hafer und Stroh für unsere Pferde erhalten konnten. Einige Türken, die mehr als verdächtig aussahen, trieben sich in der Nähe unserer Zelte herum, welche wir zwischen einigen Derwischgrabmälern aufgeschlagen hatten. Wir hielten gute Wacht vom Abend bis zum Morgen. Das Geheul der Schakale war entsetzlich und das Geschrei von Karawanenleuten, welche in der Nähe lagerten und die wilden Thiere verscheuchten, klang auch nicht melodisch in unser Ohr.

Von Sabandscha aus mußten wir bergan steigen und zogen durch einen Urwald, in welchem wir häufig eine ganz herrliche Aussicht hatten; der kaum gebahnte Pfad ging oft an Wasserfällen vorüber, durch wild groteske Felsengruppen und manchmal durch ein vielfach verschlungenes Gestrüpp. Unterwegs begegnete uns ein Reiter, dessen ganzes Wesen gar nicht geeignet war, uns Zutrauen einzuflößen; als wir ihm aber auf Türkisch ein: Ade, Ade, mach fort, zuriefen, verschwand er.

Aus der Ferne vernahmen wir ein eintöniges, regelmäßiges Geräusch und unsere Führer erklärten, daß wir dem Strombette des Sakaria, des Sangarius der Alten, nahe seien. Bald erblickten wir den Fluß, welcher etwa vierzig Fuß unter uns seine raschfließenden schlammigen Wellen in Sprüngen über Felsen und alte Baumstämme dahin wälzte. Wir lagerten uns unter hohen schattigen Platanen, ruhten ein wenig aus und träumten, als plötzlich eine eigenthümliche Erscheinung unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Wir sahen nämlich einen orientalisch gekleideten Mann mit gebräuntem Gesicht; er saß auf einem Rappen, hinter welchem eine Anzahl Esel, alle untereinander und mit dem Pferde durch einen langen Riemen verbunden, herzogen. Jeder Esel war mit Paketen beladen und der Reiter rief einmal über das andere: Guarda, Guarda! und trabte an uns vorüber.

Anatolische Gesichtstypen.

Was sollte das bedeuten? Es war die türkische Post, welche zwischen Konstantinopel und Bagdad geht.

Mohnkapsel.

Während wir am Sangarius hinzogen, sahen wir zur Rechten das sogenannte Schäferschloß und zur Linken einen

jetzt in Ruinen liegenden alten Thurm; eine Brücke, welche wir überschreiten mußten, war auch halb in Trümmern. Die Türken bessern nichts aus. An die Stelle der Waldbäume

und bald waren wir bei Geiwhe. Auch dort schlugen wir unsere Zelte außerhalb des Dorfes auf, wurden aber am andern Tage vom Mudir freundlich empfangen. Er be-

Torbaly.

traten nun Geißblatt, wohlriechende Kräuter und allerlei Gesträuch, und in langsam fließenden Bächen gewahrten wir Schildkröten. Nach und nach fanden wir einzelne angebaute Strecken, junge Mädchen kamen vom Felde zurück

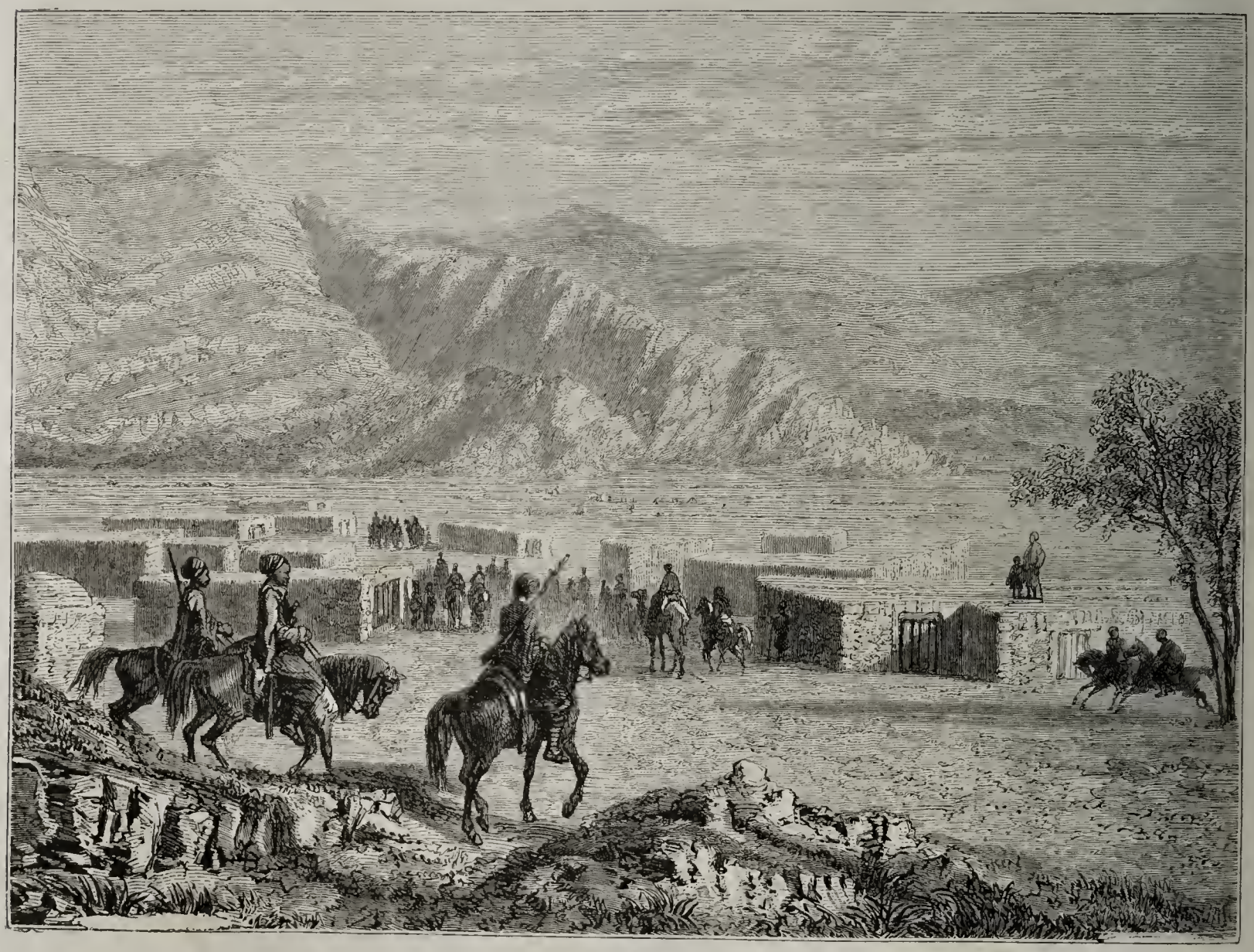
wirthete uns mit Kaffee und zeigte uns seine Seidenwürmer.

Durch duftende Fichtenwälder führte der Weg nach dem hübschen Weiler Lidscha (d. h. die Gewässer), wo hinter einer Moschee, welche freilich nur eine Hütte ist, ein

warmer Quell hervorsprudelt. In dem freundlichen Thale wird viel Opium gebaut, und als wir ankamen, war gerade die Mohnernte in vollem Gange. Die grünen, runden Kapseln haben einen Durchmesser von zehn bis sechszehn Centimeter. Auf dem Felde unsers Wirthes waren zehn Frauen beschäftigt. Sie machten rund um die Kapseln von oben nach unten Einschnitte, aus welchen ein weißer, milchiger Saft hervorquillt; dieser bildet Tröpfchen, welche sich an der Luft so schnell verdichten, daß nichts auf die Erde fällt. Man benutzt als Werkzeug lediglich ein gewöhnliches aber sehr spitzes und scharfes Messer, das bis an die freigelassene Spitze mit Zeug umwickelt ist, und beginnt mit dem Ritzen erst, wenn die Sonne schon am Himmel steht und der Thau vom Mohne verschwunden ist, denn sonst würde ein Theil des Saftes von der Nässe verdünnt werden und zu Boden fallen. Zur Mittagszeit stellt man die Arbeit ein, damit die Tropfen bis zum Abend dicht genug werden und dem Nachtthau widerstehen können. Auf einem andern Felde war man eben dabei, diese Opiumtropfen abzunehmen. Die Frauen halten ein Gefäß unter, fahren mit dem Messer unter alle nun schwarzen Tropfen und fangen dieselben auf. Nachher werden sie vermittelst Speichels zusammengeknetet und bilden dann kleine flache Kuchen, welche man zwischen zwei Mohnblätter legt; hierauf bringt man sie in ein luftiges Gemach, und wenn sie getrocknet sind, kommen sie in den Handel.

Bei Lidscha und in der Umgegend wird reines Opium von vortrefflicher Beschaffenheit gewonnen; in anderen Gegenden verfälscht man diese Drogue auf unverschämte Weise, gewöhnlich in der Art, daß man auch von den Fruchtkapseln selber etwas abschabt und mit dem milchigen Safte verdicken läßt. Gewöhnlich beträgt ein solcher Zusatz etwa ein Drittel; man erkennt ihn aber leicht, weil das derart versetzte Opium in getrocknetem Zustande marmorirt aussieht. Dieser Zusatz ist unschädlich; aber in Konstantinopel wird in großen Magazinen, in Straßen, welche dem Bazar zunächst liegen, die Verfälschung in großartigem Maßstabe betrieben, besonders von Griechen und Armeniern, welche Eigelb und Obstbrei hinzumischen und diesen Betrug fast offen betreiben. Manchmal wird auch Sand und sogar Blei hinzugethan, um die Opiumkuchen schwerer zu machen.

Von Lidscha kamen wir über Tarakli und am andern



Ghel Ara.

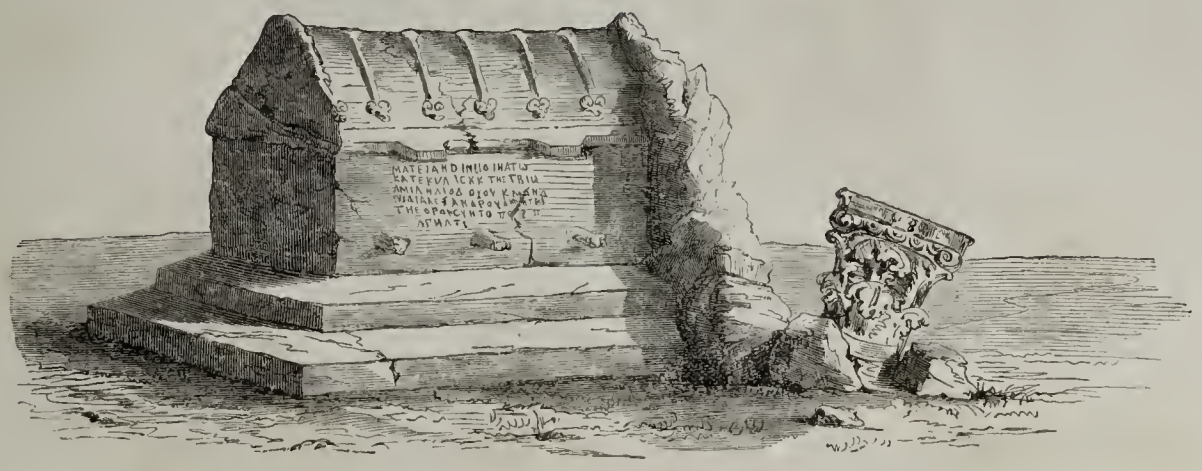
Tage, nach zehnstündigem, angestrengtem Ritte, nach Torbaly, dessen weiße Häuser mitten zwischen gewaltigen Felsen am Flusse hin eine lange gewundene Bergstraße bilden. Die Frauen waren nicht verhüllt, trugen nur Beinkleider und Hemd, und hatten große blaue Augen, deren Ausdruck wir ungemein sanft fanden; die Kinder spielten lustig umher und auch die Männer sahen gesund und kräftig aus. Alles zeugte von einem gewissen Wohlstande, der in diesen Gegenden, wo man so viele abgemagerte und dürftige Leute sieht, selten vorkommt.

Wir kamen nach Mudurly und fanden dort manche Denkmäler mit griechischen Inschriften, die aber von den Türken zerkratzt worden sind; eine schöne Säule von grauem Marmor ist dagegen noch sehr gut erhalten. Weiterhin

besuchten wir ein Dorf, dessen Bauart ganz eigenthümlich war; denn jedes Haus oder vielmehr jede Hütte bildete einen Stall, der aus übereinandergelegten Holzscheitern aufgebaut war, und auf diesem Stalle erhoben sich die luftigen Wohnungen. Nachts war es sehr kalt, denn wir befanden uns jetzt schon in beträchtlicher Höhe über dem Meere und mußten am andern Tage noch mehr steigen und zwar auf einem sehr schwierigen Pfade. Unterwegs begegnete uns eine aus etwa zweihundert Kameelen bestehende Karawane. Bald wurden die weißen Häuser von Nally Han sichtbar, die am Abhange eines Sandsteinberges liegen. Als wir eben dicht vor der Stadt uns gelagert hatten, wurden wir von einer Menge Frauen umringt, die gehört hatten, daß wir aus Konstantinopel von der Armee gekommen seien. Nun ließen sie uns durch den Dolmetscher fragen, ob wir ihnen keine Auskunft über ihre Männer, Söhne oder Brüder geben könnten!

Jenseits Nally Han wurde die Gegend sehr eigenthümlich. Allmälig verschwand der Pflanzenwuchs und das Gelände wurde durchaus felsig; wir mußten ununterbrochen bald hinanklettern, bald wieder hinabsteigen und gelangten dann in eine schneeweiße Region, auf Kreideboden, dessen Glanz uns blendete; große Massen von krystallisirtem Gyps warfen die Sonnenstrahlen zurück und es war, als ob wir die freundlichen offenen Gesichter der Weiber von Torbaly zu diesen wandelnden weißen Mumien von Bey Basar bildeten.

Auch hier hatten wir unser Lager außerhalb der Stadt genommen. Ueber uns am Berge lag eine Ruine, die ich mit unserm Dolmetscher besuchte. Es war eine Art Kapelle, und der reiche Bausthl im Innern zeigte, daß ich ein Werk griechischer Kunst vor mir hatte. In der Mitte war das Grabmal; unter demselben ruhte ein Türke, der bei Lebzeiten im Geruche der Heiligkeit gestanden hatte. Wir zogen in südlicher Richtung weiter, durch Felsenmassen, die einen ungemein malerischen Anblick darboten; an manchen Stellen sahen wir tiefe Grotten. Dann kamen wir wieder an den Sangarius, der auch hier sehr rasch fließt, aber mit weniger Geräusch; auch ist er nicht so wild und unruhig wie bei Sabandscha. Er durchströmt eine Ebene, deren Reisfelder er bewässert. An einem derselben übernachteten wir, doch war an Schlaf nicht zu denken, weil unzählige Moskitos uns ganz entsetzlich plagten. Morgens brachen wir in aller Eile auf und schlugen den Weg nach Ghel Ara ein. Das ist ein merkwürdiger Ort, denn er besteht nicht etwa aus Wohnungen, welche unseren Häusern gleichen, sondern aus viereckigen Kästen, die kaum über Mannshöhe emporreichen. Man hat große, rohe Steine unregelmäßig übereinander-



Griechisches Grabmal in Sivri Hissar.

auf Spiegeln wanderten. Zur Linken sahen wir, so weit das Auge reichte, Mergel von verschiedener Farbe. Der Anblick war imposant; tiefe, gewaltige Erdrisse durchziehen diesen dürren, ganz nackten Boden, auf welchem auch nicht ein einziges Hälmchen wächst; an manchen Stellen liegen Thiergerippe, die weiß wie Elfenbein sind. In dieser Einöde vernahmen wir keinen andern Laut als Rosseshuf oder unsere eigenen Stimmen; Alles ist todte Wüstenei, aber diese macht einen großartigen Eindruck. Die Sonne brannte auf uns herab, der Durst peinigte uns und wir fanden kein Wasser. Endlich trat eine Oase in dieser Kreidesahara auf, ein hübsches Thal mit lachendem Grün und bunten Blumen; auf den Aprikosenbäumen saßen Turteltauben, die in jener Gegend so häufig sind wie in Europa die Sperlinge. Am Abend erreichten wir das Dorf Tschaïr Han und am folgenden Tage die Stadt Bey Basar.

Sie bildet den eigentlichen Mittelpunkt für die Zucht der Angoraziege. (Wir werden im Globus einen besondern Artikel über dieselbe bringen und übergehen deshalb hier die Bemerkungen Danzat's). Es ist leichter diese Thiere genau zu beobachten als die Bewohner der Stadt. Die Frauen waren dermaßen in große Decken eingehüllt, daß man von ihrem ganzen Körper auch nicht die Spur sah. Sie wankten gleich weißen Gespenstern in den Straßen umher und ich dachte unwillkürlich an den Gegensatz, welchen gestapelt, nicht einmal Mörtel angewandt, und dieses Gehäuse hat nicht etwa ein Dach, sondern eine Oberdecke von Erde. In diesen elenden Gebäuden werden Menschen geboren, sie leben und sterben darin und stehen sogar mit den Bewohnern der nächsten Dörfer kaum in Verbindung. (S. 164.)

Jenseits Ghel Ara kamen wir noch einmal an den Sangarius; auf dem entgegengesetzten Ufer lag auf einem abgerundeten Granithügel Kapu Kamman. Hier hört der Gyps, der von Bey Basar her eine dreißig Fuß mächtige Lage bildet, plötzlich auf, der Boden wird sehr sandig und auf ihm wächst in Menge eine Pflanze, welche den Tschingel Schakese liefert. Dieser ist eine Art Kautschuck und bildet kleine Plättchen von gelblich weißer Farbe und unvollkommner Elasticität. Der Tschingel von Kapu Kamman wird zum Kauen gebraucht; zu Malatia in Kurdistan wird ein ähnliches Produkt, welches denselben Namen führt, als Speise genossen. Die Kurden ziehen den Stämmen die Rinde ab und essen jene; da wo der Stamm abgeschnitten worden ist, über der Wurzel, sammeln sie den Saft, der sich an der Luft verdickt und so den Tschingel giebt.

Kleinasien erzeugt noch eine andere elastische Substanz, welche als Nahrungsmittel dienen kann, den Ghnidschir; ich habe ihn in dem schönen Thale gefunden, das bei Ismid am Meer ausmündet. Die Pflanze, aus welcher er gewonnen wird, wächst an feuchten Stellen in großer Menge;

die Türken kochen die jungen Triebe im Wasser ab und thun dann etwas Essig hinzu. Der Ghuidschir giebt einen vortrefflichen Kitt und guten Firniß; er wird in braunen Stücken von der Größe einer Nuß verkauft. Hausirer bringen ihn in die Harems; die türkischen Frauen vermischen ihn mit Mastixharz, welches sie gern kauen.

Bei Kapu Kamman kommt, ganz in der Nähe des Sangarius, eine warme Quelle aus einer Höhle hervor, zu welcher ein Felsenspalt das Eingangsthor bildet. Die Hitze im Innern ist fast erstickend; nichts desto weniger fanden wir drei Türken in dem heißen Wasser, die sich mit dem größten Gleichmuth die Haut abbrühen ließen. Mein Begleiter Bourtier wollte einen Versuch machen, sprang aber rasch, halberstickt und roth wie ein Krebs, wieder aus dem Wasser.

Eine Brücke über den Sangarius hat man hier nicht, wir wurden auf einem ausgebrannten Nußbaum an's andre Ufer befördert! Am nächsten Tage erreichten wir Serai Keni, das uns eine große Menge interessanter Ruinen darbot. Ein großer Raum ist mit den Trümmern einer alten Burg bedeckt, an welche sich viele Sagen knüpfen. Ueberall liegen Säulen, ganz oder zerbrochen, umher und

Alte Ruinen in Kaïmas.

mächtige Steine mit Skulpturen, die allerdings zumeist sehr stark beschädigt sind. Doch ist ein Springbrunnen noch sehr wohl erhalten und ein Löwe in Relief hat nur wenig gelitten. Diese Trümmer verdienten von einem Alterthumsforscher näher untersucht zu werden; wir selber konnten nur einige Stunden in Serai Keni verweilen, denn es galt, einen sehr beschwerlichen Weg bis zum Dorfe Aren zurückzulegen. Als wir dort ankamen, flohen die Frauen vor uns, wahrscheinlich weil wir Uniformen trugen, und wir konnten sie nur mit Mühe zum Stehen bringen. Als sie sahen, daß wir nichts Böses im Schilde führten, geleiteten sie uns zur Oda, dem Einkehrhause für die Fremden, brachten auch Brot, Milch und Käse.

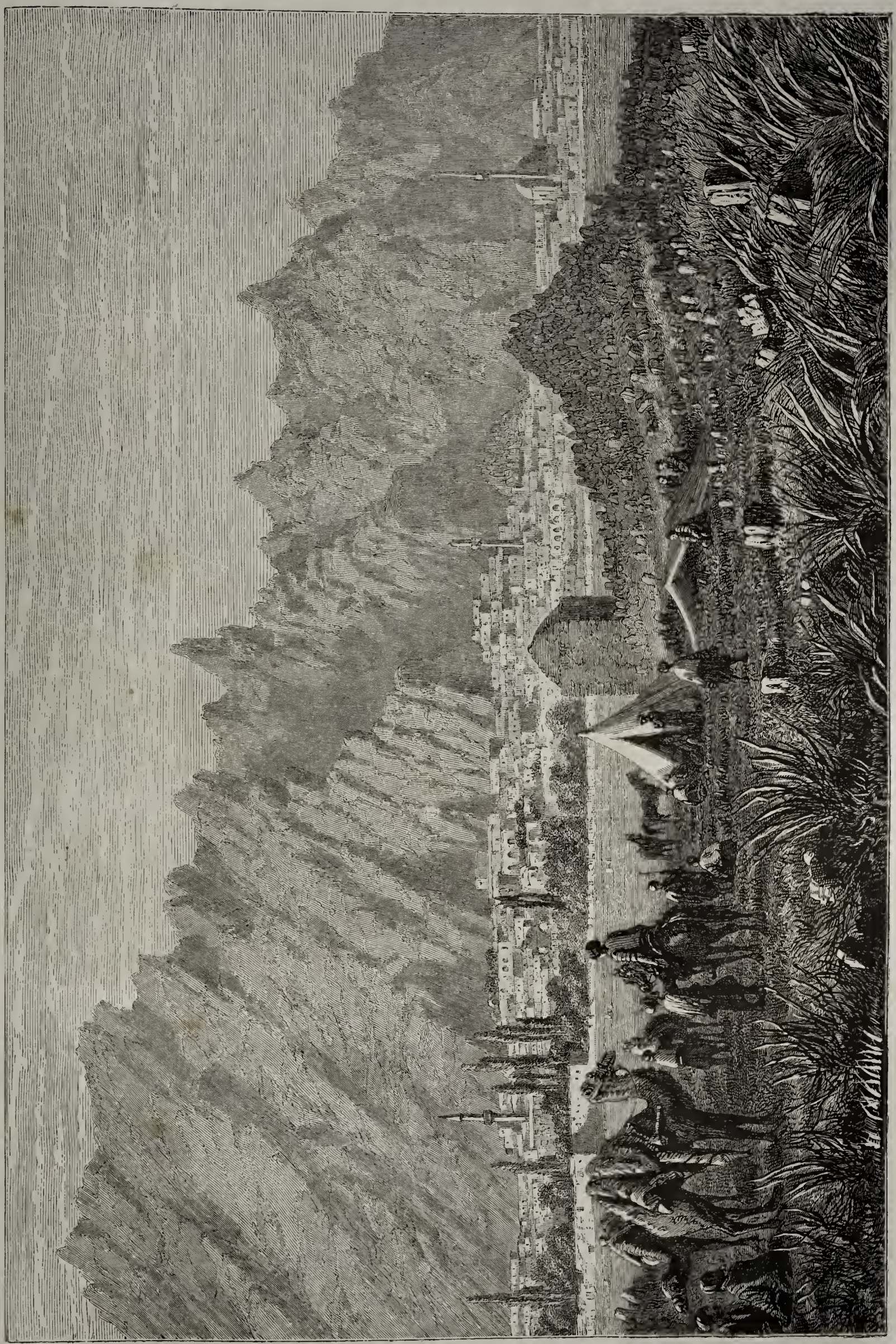
Abends wurden wir in Tschifflisch Bitschir, einer großen Meierei, sehr gastlich aufgenommen. Sie liegt in einem anmuthigen Thalgrunde. Wir fragten uns, wo denn eigentlich die Behausungen der Einwohner sein könnten, denn wir sahen nichts von dergleichen. Erst nach einiger Zeit wurde uns Alles klar. Die Leute wohnen auf hohen Gerüsten, die in einiger Entfernung von einander stehen; auf vier Pfählen ruht eine Bretterlage und auf dieser lebt die Familie, wie die Störche in ihrem Neste. Die Sache ist aber keineswegs uneben, sondern durch und durch praktisch. Die Gegend wird nämlich durch eine ungeheure Menge von Stechmücken heimgesucht, die bei Nacht für alle Menschen, welche sich auf der Erde bewegen oder dort schlafen wollen, eine geradezu unerträgliche Plage bilden. Deshalb leben die Türken Nachts in der Luft und bauen ihre Gerüste bis zu einer Höhe empor, in welche die Mücken nicht kommen. Diese erheben sich nämlich nicht über eine bestimmte Höhe und das wissen die Landeseingeborenen recht wohl.

Wir hatten in jener Gegend eine gute Gelegenheit, uns mit dem anatolischen Ackerbau etwas bekannt zu machen. Eigentliche Wiesen in unserm europäischen Sinne sind nicht vorhanden und man kann derselben auch entbehren, weil der ohnehin geringe Viehstand auf den ausgedehnten unbebauten Ländereien Futter genug findet. Nur in der Gegend von Ismid habe ich schöne Wiesen gesehen und auf diesen hatte zur Zeit des Krimkrieges ein Theil der englischen Reiterei sein Lager aufgeschlagen. Die Landesbewohner sammeln nur da und dort Futtervorräthe für den Winter ein; im Allgemeinen bleibt das Vieh auch während der kalten Monate im Freien und muß sich seine Nahrung unter dem Schnee hervorsuchen. Freilich ereignet es sich, daß bei strengen Wintern ganze Schaf- und Ziegenheerden vor Hunger und Kälte zu Grunde gehen.

Der Bauer wirft das Stroh, welches er im Herbst etwa einfährt, auf das Dach seines Hauses und hat davon den Vortheil, daß Schnee- oder Regenwasser nicht durchdringt. Dann und wann rauft er von diesem Stroh etwas herab und wirft es seinem Viehe vor. Im Frühjahre keimen dann die im Strohe befindlichen Weizen- oder Gerstenkörner, die Dachterrasse prangt sofort in dem schönsten Grün, und solch ein anatolisches Dorf gewährt mit seinen luftigen Getreidefeldern einen recht hübschen Anblick.

Die Ackergeräthe sind höchst einfach. Bei Ismid sahen wir Wägen, die recht zweckmäßig gebaut waren. Dort ist der Boden sumpfig, gebahnte oder sorgfältig unterhaltene Wege oder Straßen kennt man nicht und deshalb ist aller Transport äußerst beschwerlich. Unsere europäischen Ackerwägen würden unter solchen Verhältnissen durchaus unbrauchbar sein, aber die, welche der anatolische Wagner verfertigt, lassen wenig zu wünschen übrig.

Die Landleute bauen Reis, Weizen, Gerste und Baumwolle und bedienen sich eines äußerst einfachen, durchaus alterthümlichen Pfluges, an welchem sich nicht einmal Räder befinden. Sie spannen ein Paar Ochsen oder Büffel vor und lockern den Boden ein wenig auf. Er hat gewöhnlich lange Zeit Ruhe gehabt und deshalb giebt man ihm nicht einmal Dünger; man streut den Samen obenhin aus und



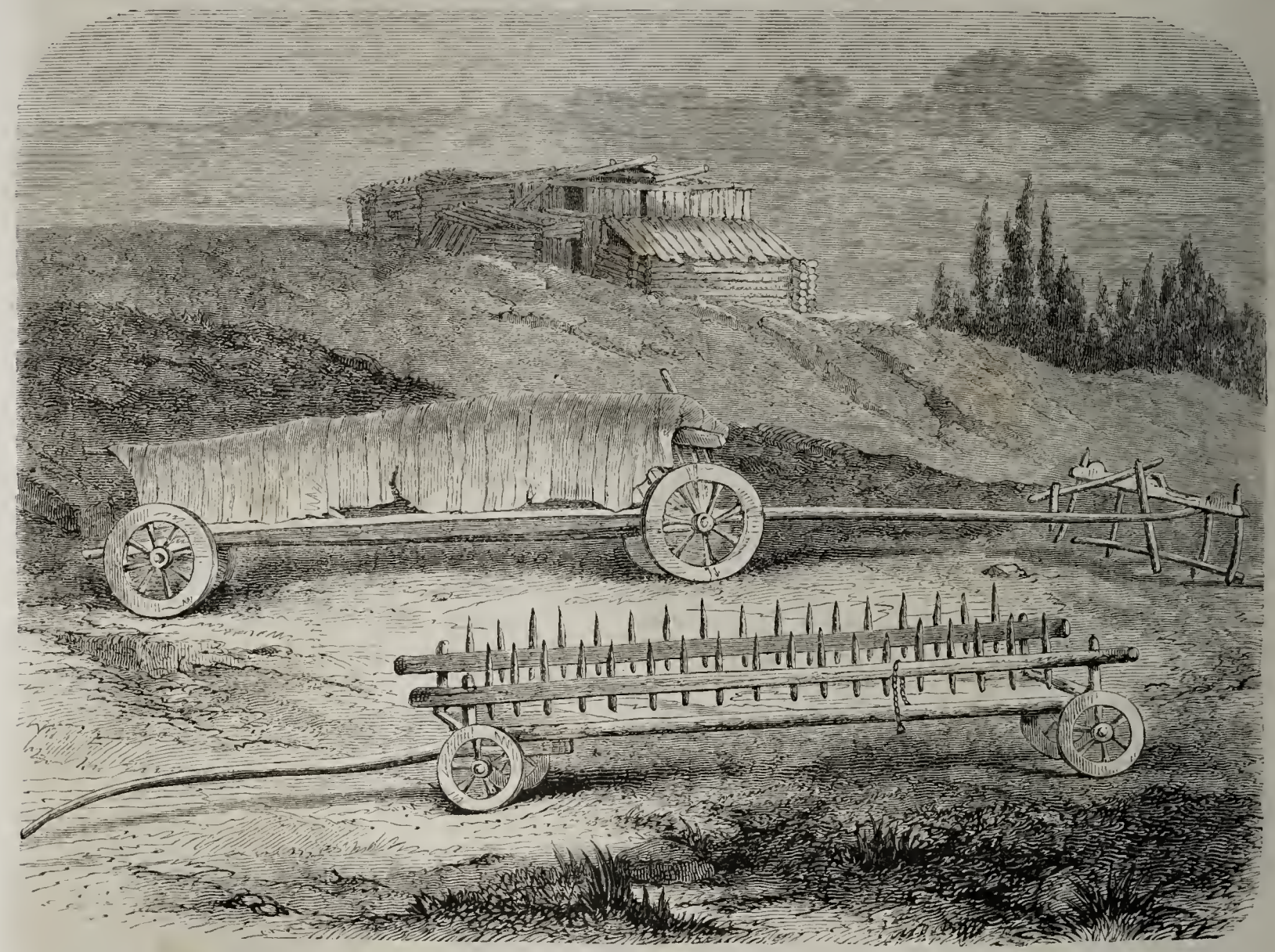
Sivri Hissar.

eggt ihn ein mit — Baumzweigen, welche über den Acker hingezogen werden!

Die Gerste spielt in Kleinasien eine große Rolle, aber in allen Thälern, in denen Bewässerung möglich, bauen die Türken vorzugsweise Reis. Darauf verstehen sie sich ganz vortrefflich; der Boden ist in kleine Abtheilungen gesondert, welche hohe Ränder haben, damit das Wasser nach Belieben zurückgehalten werden kann. Auf den Reisbau verwendet man die äußerste Sorgfalt. Der Bauer bringt das Getreide, gleich nachdem er dasselbe ausgedroschen, zu Markte und behält nur das Allernothwendigste davon zum Hausbedarf und für die nächste Einsaat. Scheunen oder Speicher kennt er nicht; er legt seine Vorräthe in einem Silo, einem Erdloche, nieder, das er am liebsten unter seinem Hause selbst gräbt. Milch liebt der Türke nicht; er macht Butter, indem er die Milch in einem Schlauche aus Bockshaut hin und her schüttelt, und verfertigt zwei Arten von Käse, den Yurth aus Kuhmilch und den Kaïmak aus Kuh- und Schafmilch.

Die Bienenzucht ist von nicht geringem Belang, wird aber in sehr unvollkommener Weise betrieben, denn gewöhnlich besteht der Immenkorb lediglich aus einem hohlen Fichtenklotz, in welchem der Bauer ein kleines Loch läßt und den Schwarm hineinthut. Solche ausgehöhlte Klötze stapelt er übereinander; das Flugloch wird nach Südosten gerichtet, im Nordwesten wirft er einen Erdwall zum Schutz gegen Wind und Regen auf und über das Ganze wirft er einige Schütten Stroh. Zur Obstzucht wäre Kleinasien ganz vortrefflich geeignet, aber der Türke widmet ihr keine Sorgfalt; um die Weinrebe kümmert er sich schon etwas mehr, weil er die Trauben liebt.

Die prächtigen Waldungen liefern für die Werften von Konstantinopel vortreffliches Holz zum Schiffsbau und auch an Nutzhölzern ist kein Mangel. Wir sahen verschiedene Arten von Eichen, Tannen, Roth- und Weißbuchen, Platanen, Linden, Nuß- und Kastanienbäume. Aber von Waldpflege und von Forstwirthschaft ist nirgends die Rede, davon hat der Türke keinen Begriff. Jeder nimmt sich Holz wo es ihm eben beliebt und doch ist der Vorrath unerschöpflich. Gebahnte Wege und Straßen sind, wie schon gesagt, gar nicht vorhanden und deshalb ist der Verkehr äußerst mangelhaft und beschränkt. Die prächtigsten Wälder müssen deshalb unbenützt bleiben. Wir sahen, daß am

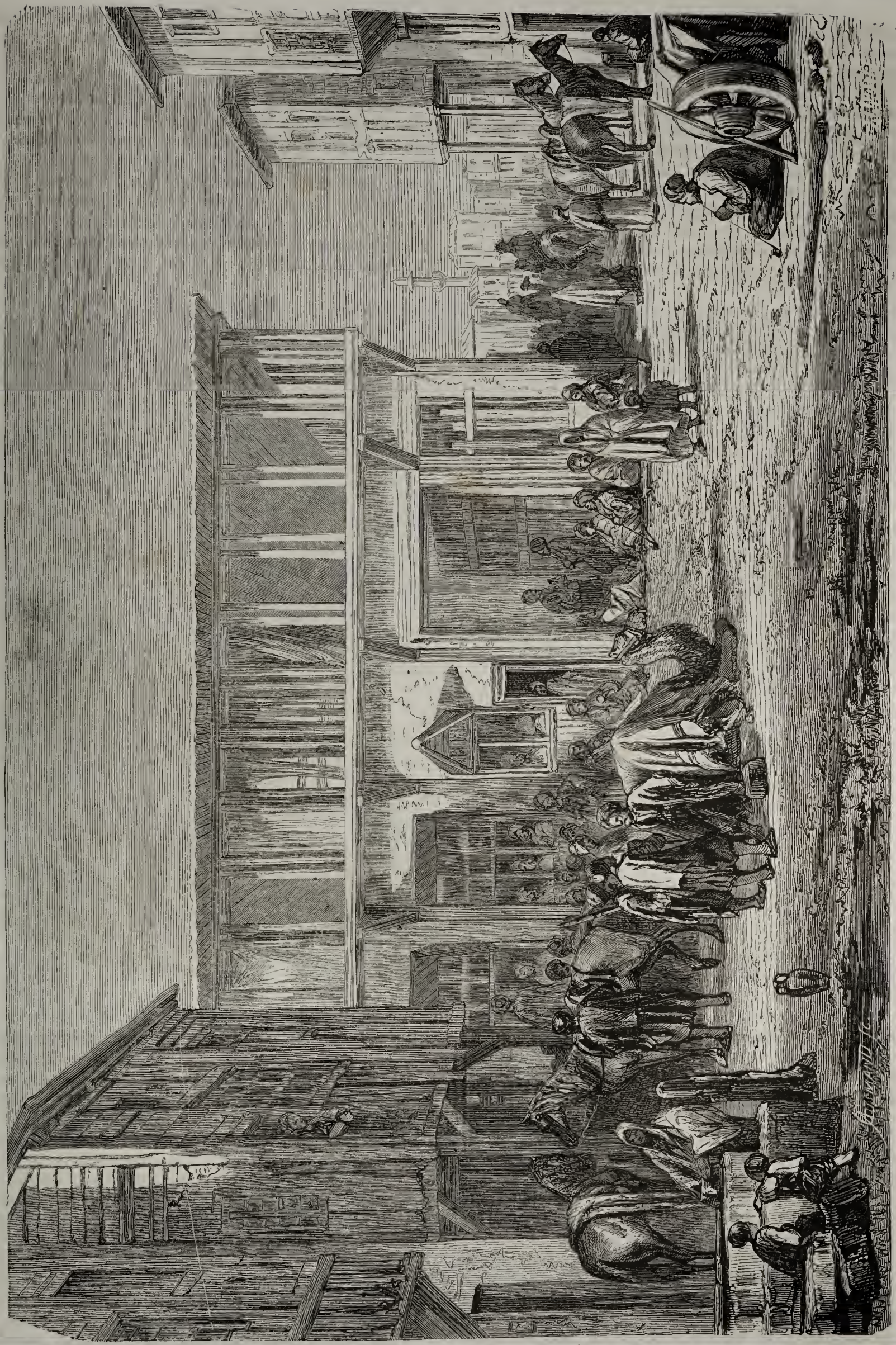


Ein Reisewagen, ein Heuwagen und ein Bauernhaus bei Ismid.

Abhange des Olymp dreißig Paar Ochsen und Büffel die äußerste Noth hatten, eine große Eiche fortzubewegen, und einige Tage später fanden wir, daß auf der Straße von Gemlek acht Paar Büffel denselben Riesenbaum sehr gemächlich zogen. Diese Straße ist die einzige in ganz Kleinasien, sie reicht aber nur von der genannten Stadt bis an den Fuß des Olymp.

Um Mittag verließen wir unsern freundlichen Wirth in Tschiffliſch Bitschir und ritten nach Babadschy, das ein sehr ungastlicher Flecken ist, mußten jenseits an gewaltigen Felsen emporklimmen, hatten aber bald eine prachtvolle Aussicht, denn vor uns lag das schöne Thal von Sivri Hissar mit der gleichnamigen Stadt, welche sich hart an den Berg lehnt.

Wir ritten nun immer bergab und schlugen unten



Ein Kaffeehaus in Tivri Hissar.

unsere Zelte im Bereiche des großen Friedhofes auf. Diese ganze Gegend ist ungemein malerisch. Im Hintergrunde erhebt sich eine gewaltige Bergkette; Sivri Hissar selbst war still und schweigsam und es schien uns, als sei der Ort auf allen Seiten mit Gräbern umgeben. Zu unserer Rechten wie zur Linken dehnten sich Leichenäcker aus, die mindestens viermal größer sind als der Flächeninhalt der ganzen Stadt. Diese war einst viel größer als jetzt, und wir fanden im Innern zahlreiche Spuren der alten griechischen Civilisation, namentlich viele Säulenkapitäle von Marmor mit ausgezeichneter Skulptur; sie dienen jetzt als Eckſteine oder als Stufen vor den Hausthüren. Auf einem Platze sahen wir ein altes griechisches Grabmal, welches die Türken bei der Anlage eines Springbrunnens in ihrer Weise nutzbar gemacht haben.

Wir wollen hier einschalten, daß wenige Stunden von Sivri Hissar die Ortschaft Bala Hissar auf der Stelle liegt, wo sich im Alterthum die berühmte Stadt Pessinus erhob. Noch jetzt sind von ihr großartige Trümmer übrig, namentlich jene einer Akropolis, eines Theaters, eines Hippodroms und eines Tempels der Mutter der Götter. Eine noch vorhandene Inschrift erwähnt der pessinuntinischen Tolstobojer; sie waren eine der drei gallischen Völkerschaften, welche den kleinen Staat Galatia bildeten.

Dauzats besuchte Bala Hissar nicht, sondern ging nach Kaïmes, wo gleichfalls eine Menge Ruinen liegen. Aber die Türken haben die meisten Inschriften geflissentlich ausgekratzt. In der Umgegend sind wilde Schweine ungemein häufig; sie kommen in so großer Menge vor, daß sie Nachts in ganzen Rudeln die Felder verwüsten und sogar bis in die Dörfer selbst dringen. Die Bauern halten Hunde, welche mit den Ebern Kämpfe bestehen, aber allnächtlich einen entsetzlichen Lärm machen.

Weiterhin liegt ein Thal mit einem ungemein üppigen Pflanzenwuchs; dann folgt aber gleich eine traurige Einöde, welche von den Reisenden bei einer ungemein drückenden Hitze durchzogen wurde. Vier von ihnen bekamen das Fieber, konnten nicht mehr zu Pferde sitzen und waren froh, daß sie eine armselige Oda fanden. Nachdem sie dort einen Tag gerastet, ritten sie weiter nach Kutahie, der Hauptstadt des Eyalets, in welcher der Generalgouverneur wohnt, und weiter über Eski Scheher am Berge Olympos hin,

Gemlek, die Hafenstadt von Brussa.

dessen Waldungen jetzt von Franzosen und Engländern ausgebeutet werden. Von dort ging der Weg über Brussa nach dem Hafen dieser Stadt, Gemlek, das bald nachher durch eine Feuersbrunst zum großen Theil eingeäschert wurde. Am 20. Juli war Dauzats wieder in Konstantinopel.

* * *

Der Streifzug der Reisenden, welchen wir eben geschildert haben, ging über klassischen Boden, durch die alten Lande Bithynia und Galatia.

Bithynien ist, von Europa aus betrachtet, gleichsam die Pforte zu Kleinasien. Schon im Alterthum galten die Bithynier für einen aus unserm Erdtheil eingewanderten thrakischen Volksstamm, welcher zuerst den Landstrich zwischen dem Bosporus und der Mündung des Sangarius besetzte.

Das Land hat von jeher eine sturmvolle Geschichte gehabt. Nachdem es unter Herrschaft der Lyder gestanden hatte, kam es unter jene der Perser, wurde später ein unabhängiges Reich und 170 vor unserer Zeitrechnung von seinem letzten Könige, Nicomedes dem Dritten, den Römern vermacht. Prusa, das heutige Bruffa, soll von Hannibal, der beim König Prusias eine Zuflucht fand, gestiftet worden sein; im Mittelalter war es eine Zeitlang Residenz der osmanischen Sultane. Dort häufte Bajasid, der Blitz, seine Schätze auf, welche Tamerlan plünderte. In Bithynien lag auch Nicäa, das lange Zeit Hauptstadt war, und wo im Jahre 325 die berühmte Kirchenversammlung gehalten wurde, auf welcher man ein „orthodoxes" Glaubensbekenntniß formulirte, in Folge dessen die Welt mit Strömen Blutes überschwemmt worden ist. Dort war eine Zeitlang, im dreizehnten Jahrhundert, die Residenz der byzantinischen Kaiser, welchen die Franken und Venetianer Konstantinopel genommen hatten. Jetzt ist dieses Isnik ein ganz unbedeutender Ort, während eine andere Stadt, die gleichfalls längere Zeit Königssitz und Hauptstadt Bythiniens gewesen, auch jetzt noch einige Bedeutung hat. Wir meinen Nicomedia, Ismid, am nordöstlichen Winkel des Meerbusens von Astacus oder Olbia. Schon im Alterthume rühmte man, daß es eine große Ausdehnung habe, an Schönheit keiner andern Stadt nachstehe, daß sein Hafen und das Trinkwasser gut sei. Aber alle diese Pracht wurde im Jahre 358 von einem Erdbeben zertrümmert und auch später ist Nicomedia mehr als einmal von gewaltigen Erschütterungen heimgesucht worden. Auch Chalcedon, berühmt durch seinen Handel und eine ökumenische Synode, liegt in Bithynien. Schon zur Zeit des römischen Kaiserreichs war es von den Gothen ausgeplündert worden; später kamen die Türken, warfen Alles über den Haufen und benutzten die Steine der christlichen Kirchen zum Bau ihrer Moscheen in Stambul.

Aus Bithynien ging Danzats nach Galatien, oder Gallogräcien, das in den ältesten Zeiten einen Bestandtheil von Groß-Phrygien bildete. Seinen Namen hat es von den keltischen Galatern, welche einst zwischen den Alpen und der Donau wohnten. Nach den Zeiten Alexanders des Großen zogen sie verheerend durch Macedonien, durch Thracien und schifften über den Hellespont nach Kleinasien, wo sie beim bithynischen Könige Nicomedes dem Ersten in Söldnerdienst traten. Nachdem sie siegreiche Schlachten geschlagen, zogen sie viele der Ihrigen nach, führten Krieg auf eigene Hand und erpreßten Tribut, selbst von den syrischen Königen. Die wilden Krieger setzten sich in Galatien fest und blieben selbständig, bis sie der Uebermacht der Römer erlagen. In ihrem Bergland erhebt sich der Olympos; Ancyra, das heutige Angora, lag im Gebiete des Stammes der Tektosagen und war noch im Mittelalter blühend. Dort wurde 1402 Bajasid von dem gewaltigen Tamerlan auf's Haupt geschlagen. Der, durch den Tempel der Cybele oder Agdistis berühmten Stadt Pessinus ist schon erwähnt worden. In Galatien lag auch Gordus, das durch den gordischen Knoten berühmt geworden ist.

Ein von so vielen geschichtlichen und ethnographischen Wellen überfluthetes Land wie Kleinasien kann natürlich keine gleichartige Bevölkerung haben. Es hatte schon im Alterthum eine solche nicht. Man rechnet jetzt 10 Millionen „Osmanen", die von sehr gemischter Abstammung sind, etwa 1 Million, gleichfalls mehr oder weniger vermischter, Griechen, je 1 Million Kurden und Araber, 100,000 Juden, 300,000 Syrer und Chaldäer, 200,000 Zigeuner und 30,000 Drusen.

Aus Richard Burton's Reise zum Tanganyika-See in Ostafrika.

Zweiter Artikel.

In Zungomero. — Einrichtung der Karawane. Die Beludschen. — Durch Usagara nach Ugogo.

Burton bezeichnet die Ortschaft Zungomero als ein Treibhaus für die Pest; er sei in Gefahr gewesen, dort ein nasses Grab zu finden, denn das Dach seiner Hütte war wie ein Sieb durchlöchert, die Wand voll von Spalten und Rissen, der Boden wie ein Sumpf und der Regen strömte unablässig herab. Die Südwestwinde waren rauh und frostig, Alles stand unter Wasser und vom Mgeta kamen böse Dünste herüber.

Hier mußte die Karawane definitiv geordnet und eine neue Schaar von Trägern angenommen werden. Als bewaffnetes Geleit sollten die, übrigens gar nicht zuverlässigen, zwölf Beludschen dienen. Sie trugen Luntenflinten, indische Säbel, Schilde von Thierfellen und Dolche. Unter diesen Abenteurern befanden sich manche wunderliche Leute. Einer wurde als Risch Sefd, als Graubart, der Karawane bezeichnet, die ohne einen solchen nicht für vollständig erachtet wird. Sein Leib war hart wie Stein, sein Geist weich wie Kitt; man verglich ihn mit einer tauben Nuß und höhnte ihn mit den Worten: „Graue Haare und kein Verstand!" Ein Anderer spann unablässig Ränke, ein Dritter zeigte sich ohne Unterlaß widerspenstig und so ging es fort. Dazu kamen fünf Eseltreiber, die nicht minder hartnäckig waren wie ihre Thiere. Den eigentlichen Transport der Waaren besorgten sechs und dreißig Pagasi, das heißt Träger, allesammt aus Unyamuesi. Zum Führer nimmt eine Karawane allemal einen erfahrenen, des Weges und der zu durchziehenden Gegenden kundigen Mann, den Kirangosi. Die Vertheilung der verschiedenen Waaren besorgt der Mtongi oder Eigenthümer der Güter, welche zumeist in Glasperlen, Baumwollenzeugen und Messing- oder Kupferdraht besteht. Die Glas- oder Porzellanperlen entsprechen unserer kleinen Münze.

Die beiden Europäer hatten zum Reiten fünf Esel, auf denen sie in den Wildnissen von Ostafrika komische Figuren spielten. (S. 134.) Sie waren reichlich mit allerlei nothwendigen Provisionen versehen, als da sind: Cognac, Tabak, Thee, Kaffee, Ingwer, Salz, indisches Currypulver, Pfeffer, gepreßte Gemüse, Zucker, Oel und Essig; dazu noch mit Waffen und Schießbedarf, Zelt, Tischen und Stühlen, allerlei Bestecken, Kesseln, Decken, Matratzen, Mantelsäcken, Uhren, Chronometern und wissenschaftlichen Werkzeugen.

Am 7. August 1857 brach Burton krank von Zungomero auf und überschritt nach wenigen Stunden die erste Stufe des Usagaragebirges, wo in Folge wilder Blutfehden Alles weit und breit menschenleer war. Den Wechsel des

Klimas fand der Reisende ungemein auffallend, und in der Bergluft erholte er sich wie durch Zauber. Nachdem er die Tamarindenhügel überschritten, kam er in das Flußthal des Rufuta, der in den Mgeta mündet, überschritt am 12. August den Gomapaß (2235 Fuß Meereshöhe) im Rufutagebirge, kam über Mfuuni und Souhne nach Muhama und mußte hier drei Tage lang verweilen. Dann zog er über eine zweite Bergkette, die Mukondokue, wo die Palmyra- oder Delebpalme zuerst auftritt, und ritt im Flußthale des Mukondokue aufwärts. Am 2. September überschritt er auf dem Wege nach Marenga Mkhali den Fluß Rummma, wo er zuerst Bienenkörbe sah, die in den Bäumen hingen, und kam dann über die Rubehokette, welche die dritte Parallelkette der Gebirge von Usagara bildet. In dieser Gegend beträgt die mittlere Erhebung etwa dritthalbtausend Fuß. (S. die Karte, Seite 133.)

Am 10. September begann der Zug über den Schrecklichen Paß, wo von Hügel zu Hügel Kriegsruf ertönte. Auf dem Pfad erschienen überall schwarze Bogenschützen und Speerträger, zahllos wie Ameisen. Die räuberischen Wahumba hatten nur auf den Abzug der Karawane gewartet, um über die umliegenden Dörfer herzufallen. Nach sechs Stunden voll großer Anstrengungen war dieser Große Rubeho-Paß erstiegen, bald nachher auch der Kleine Rubeho- oder Windy-Paß, wo die Wasserscheide 3700 Fuß über dem Meere liegt; doch finden auch auf der westlichen Seite die Gewässer vermittelst des Mukondokue und Kingani und durch den Ruaha und Rusidschi den Weg zum indischen Ocean. Oben auf dem Berge lag ein Dorf der Wasagara. Am 15. September erblickte Burton zum ersten Male die Tafelebene von Ugogo und hatte bald nachher die Zweite Region hinter sich, die sich von der Westgrenze Khutu's bis zur Provinz Ugogi erstreckt, welche den östlichen Theil des flachen Tafellandes von Ugogo bildet. Die mehrfach erwähnte Usagara-Kette ist die einzige beträchtliche Bodenerhebung in direkter Linie von der Küste bis zum westlichen Unyamuesi und deshalb für Ostafrika von großer Wichtigkeit. Der höchste von Burton gemessene Punkt hat 4500 Fuß Höhe über dem Meere, doch will er auch Spitzen bis zu siebentausend Fuß gesehen haben.

Usagara hat ein feuchtes, vergleichweise kaltes Klima und die hochliegenden Theile sind weniger ungesund als das Tiefland, wo die Bewohner viel an Geschwüren und Hautkrankheiten leiden. Durch das Usagaragebirge führen von Osten nach Westen zwei Hauptstraßen, die Mukondokue oder nördliche und die Kiringawara oder südliche Linie.

Zug durch Ugogo. — Durch die Wüste. — Der Siwa. — Zwangsabgaben. — Dschiwe la Mkhoa.

Die Rast in Ugogi, wo neue Träger angenommen wurden, dauerte drei Tage. Dieser Punkt liegt auf halbem Wege zwischen der Küste und Unyanyembe. Karawanen, welche landein gehen, legen die Strecke in etwa zwei Monaten zurück. Die Bewohner dieses Landes, „welches Keinem gehört", bestehen aus verschiedenen Stämmen; Perlhühner und Elephanten sind in großer Menge vorhanden, auch fehlen Giraffen nicht, deren Fleisch sehr gern gegessen wird. Die Reisenden fühlten sich in dieser Gegend neu gekräftigt.

Von Ugogi nach Siwa, d. h. dem Teiche, sind vier Tagemärsche. Die kleine Wüste, welche zwischen Ugogi und Ugogo liegt, heißt Marunda Mkhali, Brakwasser; sie darf nicht mit einem gleichnamigen Bezirk in Usagara verwechselt werden. Anfangs führt der Weg von Ugogi nach Westen durch ein grasbewachsenes, mit dichtem Dorngestrüpp und vielen Baobabbäumen bestandenes Land. „Der Wald prangte in allerlei Farben; die Baobab sahen purpurn und wie von der Sonne verbrannt aus, die dornigen Bäume wie kupfergrünes Erz, die Gummibäume erschienen wie himmelblau, weil die gelbliche äußere Blatthaut sich im Brande der Sonnenstrahlen abgeschält hatte; an den meisten Stämmen reichten die Gallerien der Termiten mannshoch. Und wie mannichfaltig und abscheulich waren die Dornen! Einige weich und grün, andere fingerlang, fein, gerade und holzig, wieder andere gekrümmt wie ein Hahnensporn oder doppelt gekrümmt wie Fischangeln. Solchen Waffen widerstand auch die stärkste Kleidung nicht!"

Der Siwa ist ein nur seichtes Wasserbecken auf der niedrigsten westlichen Flächenebene der Marenga Mkhali, liegt 3100 Fuß über dem Meeresspiegel und ist der tiefste von den vielen überschwemmten Gründen oder Vertiefungen, welche nördlich, nordwestlich und nordöstlich von ihm liegen. Als Burton im September 1857 dort war, hielt er nur etwa dreihundert Schritte im Durchmesser, und doch hatten die Araber erzählt, er bilde einen mächtig großen See. Im December 1858, als der Reisende auf seinem Rückweg ihn besuchte, war nichts übrig als ein trockener, von tiefen Erdspalten durchzogener Schlamm. Wenn er Wasser hat, machen die Karawanen bei ihm Rast.

In jener Gegend beginnt das System der Kuhonga, das heißt der Zwangsabgaben und Erpressungen. Die Häuptlinge sind nicht mehr, wie weiter im Osten, mit kleinen Geschenken zufrieden; hier erheben sie, nöthigenfalls mit Gewalt, einen nicht unbeträchtlichen Tribut, eine Art von Durchgangszoll, welchen der Reisende schon deshalb nicht verweigern kann, weil ihm sonst die Träger, aus Furcht in die Sklaverei zu kommen, entlaufen würden. Burton schlug nicht den nördlichen oder südlichen Weg durch Ugogo ein, weil der letztere durch eine von den Warori völlig verwüstete Gegend führte und der nördliche durch die Wahumba versperrt war. Nur der mittlere über das Tafelland von Ugogo, war übrig und auf dieser Strecke von etwa fünf und zwanzig deutschen Meilen mußte an vier Häuptlinge Abgaben gezahlt werden.

Bei Kisukura traf der Reisende zwei Karawanen. Die eine kam aus dem Innern zurück und war wohl an tausend Köpfe stark. Von allen Seiten strömten Menschen herbei, um die weißen Leute anzustaunen. In Ugogo fragten die Häuptlinge sogar nach Usungu, d. h. dem Lande der Weißen, das am Ende der Welt läge, wo man Glasperlen in der Erde finde und wo die Frauen so schöne Baumwollenzeuge weben. Durch die arabischen Handelsleute waren allerlei seltsame Mährchen über die weißen Leute in Umlauf gesetzt worden. Die Wasungu sind Leute, die nur Ein Auge, aber vier Arme haben, sie stecken voll Wissenschaft (Zauberei), können nach Belieben Regen machen, oder ihren Schritten Dürre folgen lassen. Sie kochen Wassermelonen, werfen aber die Samenkörner fort und erzeugen dadurch Blattern. Sie kochen Milch, verhärten dieselbe und die Folge davon sind Viehseuchen. Durch Messingdraht, Zeuge und Glasperlen kommt viel Unglück in's Land. Die Wasungu sind Könige der See, haben deshalb eine weiße Haut und schlichtes Haar, wie alle Leute, die im Salzwasser leben, und im nächsten Jahre werden sie wiederkommen, um das ganze Land in Besitz zu nehmen.

Am 3. Oktober verließ Burton Kisukuru und übernachtete in einem jener wasserlosen Gebüsche, welche in Ugogo eine angebaute Strecke von der andern trennen und die Oberfläche des Landes vielleicht zur Hälfte einnehmen. Dann erreichte er die Grenze von Kanyenye; in diesem Bezirke fand er viel Groß- und Kleinvieh. Auch besuchte ihn der Häuptling, der einzige Herrscher in Ugogo, welcher sich herabließ, den Fremden in dessen Zelte zu besuchen;

„alle übrigen waren zu stolz oder zu stark betrunken." Er ließ sich vom Führer feierlich beschwören, daß die Europäer das Land nicht mit Dürre oder Krankheit heimsuchen würden, und erpreßte Abgaben im Werth von fünfzig Dollars.

Von Kanyenye, wo sich alle Karawanen mit Salz versorgen, zog Burton durch die Lichtung Usekhe und den Distrikt Khoko, der als Wildniß bezeichnet wird; dann gelangte er nach Mdaburu, einem Bezirk im Land Uyansi, das sich vom westlichen Mhoko bis Tura, der östlichen Grenze des Landes Unyamuesi, hinzieht. Es ist auf allen Seiten von Wald umschlossen.

Aus dem rothen Thale von Mdaburu führen drei Hauptwege durch die Wüste, welche zwischen Ugogo und Unyamuesi liegt. Burton schlug den mittlern ein, welcher als Karangasa bezeichnet wird; er zieht durch die große Mgunda Mkhali, das feurige Feld, eine Wüstenei, in welcher sich viele Elephanten aufhalten. Sie ist eine wirkliche Wüste, weil sie kein fließendes Wasser und Brunnen nur in der Regenzeit hat. In der Mitte liegt Dschiwe la Mkhoa, der runde Felsen, ein „Saurücken" von grauem Syenit, der zwei englische Meilen im Durchmesser und bis zu dreihundert Fuß Höhe hat.

Am 27. Oktober war der Reisende bei dem tiefen, aber oft trocken liegenden Bache Tura, der in der Regenzeit viel Wasser führt. Die Bäume am Ufer hatten stattlichen Wuchs, in den Lichtungen lagen große, mit Pfahlwerk umgebene Dörfer, die Felder waren mit verschiedenen Getreidearten, Maniok und Melonen bestellt und die Brunnen waren von Vieh umdrängt.

So war die dritte Region durchzogen, ein Tafelland, das vom Ugogithale an der westlichen Seite der Wasagaragebirge bis Tura, dem östlichen Bezirk in Unyamuesi, reicht und in gerader Linie 155 englische Miles hat. Das Klima ist ungemein trocken, vom Gebirge weht fast das ganze Jahr hindurch ein Ostwind herab und kalte Luftströmungen wechseln mit heißen ab. Die Nächte sind rauh und kalt, Sandwolken und Staubsäulen nicht selten. Der gewaltige Baobabbaum ist in weiten Zwischenräumen über das ganze Land verbreitet, Euphorbien werden bis zu 40 Fuß hoch, Büffel und Giraffen ziehen aus den Grasebenen durch die dünneren und lichteren Wälder; bei Nacht hört man den Löwen brüllen, bei Tage macht sich der Strauß bemerkbar.

Die Landeseinwohner, Wagogo, sind kräftiger, weniger häßlich als die Wasagara und nicht von so dunkler Hautfarbe als die Wanyamuesi und kleiden sich besser als beide. In ihrem Lande ziehen auch Wahumba umher, ein Hirtenvolk, das man vom Norden Usagaras bis zu den östlichen Gestaden des Nyanza-Sees findet.

Durch Unyamuesi, das sogenannte Mondland. — Kasch und Unyanyembe.

Von Tura brach Burton am 30. Oktober auf, am 7. November erreichte er Kasch, das als Haupt-Bandari im östlichen Unyamuesi und Centralpunkt für die arabischen Kaufleute einen wichtigen Platz bildet. Der Reisende war nun 134 Tage unterwegs und hatte in dieser Zeit nur etwa 120 deutsche Meilen zurücklegen können.

Die weißen Männer wurden von den in Kasch wohnenden Arabern begrüßt und verabschiedeten dann ihre Träger. „Man hatte mir an der Küste keine gute Aufnahme bei diesen Omani-Arabern prophezeit, aber sie ließ nichts zu wünschen übrig. Schneidend war der Gegensatz zwischen der Gastfreundlichkeit und herzlichen Zuvorkommenheit dieser wackeren Männer und der Knickerei und Knauserei der wilden, selbstsüchtigen Afrikaner. Jene hatten ein Herz von Fleisch, diese ein Herz von Stein."

Unyanyembe, als Bandaridistrikt, hat keine eigentliche Stadt, sondern nur Dörfer und Weiler. Der Sultan Fundikira, als der mächtigste unter den verschiedenen Landeshäuptlingen, bewohnte eine Tembe, viereckige Häusermenge. In der Mitte der Ebene liegt Kasch (Kasi), eine zerstreute Gruppe von sechs großen, nach Innen geschlossenen Häuservierecken mit eingehegten Hofräumen, Gartenstücken, Waarenlagern und Herbergen für Sklaven. Um diesen Kern herum findet man Dörfer von Eingeborenen zerstreut. Unyanyembe bildet die Haupt- und Centralprovinz von Unyamuesi; es ist Sammelplatz und Begegnungspunkt für die Kaufleute, deren Karawanen von hier aus nach allen Richtungen ziehen. Gen Norden hin laufen sehr besuchte Wege nach dem Nyanza-See und weiter nach den nördlichen Reichen Karagwa (Karagne), Uganda und Unyoro. Die Araber haben sich dort erst im Jahr 1852 niedergelassen; bis dahin wohnten sie eine Tagereise weit entfernt im Dorfe Kigandu. Sie sind nicht eigentliche Ansiedler, sondern nur Gäste im Lande, leben aber sehr behaglich und fast glänzend in ihren fest gebauten Häusern.

Von Unyanyembe bis Udschidschi am Tanganyika-See hat der Reisende zwanzig Tagemärsche, die gewöhnlich in fünf und zwanzig Tagen zurückgelegt werden. Die fünfte Station ist Msene, der große Bandari im westlichen Unyamuesi, die zwölfte ist am Malagarasifluss, welcher die westliche Grenze der vierten Region bildet.

Wir wollen den Reisenden dorthin begleiten. Er mußte vom 8. November bis 14. December 1857 in Kasch verweilen, um neue Träger anzunehmen und alles Nöthige für den weitern Zug anzuordnen. Am 14. November trat die Masika oder nasse Jahreszeit ein, welche in jenen Gegenden für die am wenigsten ungesunde gilt; dann bestellt man die Aecker. Am 30. December wurde Msene erreicht, in dessen Bezirk die Wald- und Buschgegend einer offenen, fruchtbaren Ebene weicht. Die Mehrzahl der Einwohner besteht aus Wasumbua, einem Unterstamme der Wanyamuesi. Auch Msene ist nicht eine zusammenhängende Ortschaft, sondern besteht, wie Unyanyembe, aus zerstreut umherliegenden Häusergruppen und Dörfern. Das Klima ist äußerst feucht und ungesund, aber der Handelsverkehr lebhaft. Burton verweilte dort zwölf Tage lang.

Nun war er seinem Ziele, der Entdeckung des Sees, schon ziemlich nahe gerückt. Am 18. Januar 1858 befand er sich in Kadschandscheri, einem höchst ungesunden Orte, und hier kam eine lebensgefährliche Krankheit, die ihn schon lange in den Gliedern lag, zum Ausbruche. Als er eben Bemerkungen in sein Tagebuch eintragen wollte, bekam er einen Fieberanfall, seine Glieder wurden ihm schwer und brannten, als ob sie in einem glühenden Ofen lägen. „Ich sah, schreibt er, den Tod vor Augen, mein ganzer Körper war gelähmt und bewegungslos, es war mir, als ob Alles an mir abstürbe, in den Füßen hatte ich ein Kochen und Prickeln, die Arme konnte ich nicht nach meinem Willen bewegen, der Anfall ging bis an die Rippen hinan, aber weiter kam er nicht. Da lag ich nun, weit von aller ärztlichen Hilfe entfernt und die Hauptarbeit der Expedition sollte erst noch gethan werden. Aber ich tröstete mich. Die Araber sagen: Hoffnung ist ein Weib, Verzweiflung ein Mann. Ging einer von uns Beiden zu Grunde, so kam wohl der Andere mit dem Leben davon und konnte die Ergebnisse unserer Forschungen nach Europa bringen. Als ich die Reise unternahm, war ich entschlossen, das Problem zu lösen oder zu sterben. Ich hatte gethan, was in meinen Kräften stand, und jetzt schien mir nichts übrig zu bleiben als wie ein Mann dem Tod in's Auge zu sehen." Aber dieser verschonte ihn; nach zehn Tagen konnte er wieder

einen Esel besteigen. Am 4. Februar war er am Malagarasi-Flusse, über welchen er auf einer Fähre setzte.

Unyamuesi, die vierte Region, bildet ein hügeliges Tafelland, das sich am westlichen Rande der Wüste Mgunda Mkhali bis zum Malagarasifluß erstreckt. Im Norden wird es von Usui und dem Nyanza-See begrenzt. Es zerfällt in eine Menge kleiner Bezirke, deren jedes seinen Häuptling hat. Die Bewohner reden eine Hauptsprache, das Kiniamuesi. Die Hauptabtheilungen sind Ufukuma im Norden, Utakama im Süden, Unyanyembe in der Mitte, Usyoma und Utambara im Nordwesten, Unianguira im Südosten, Usagosi und Ufambwa im Westen. Das Volk zerfällt in drei Gruppen, nämlich in die Wanyamuesi, die Wasukana oder Nördlichen und die Watakama oder Südlichen.

Die Meereshöhe beträgt zwischen 2850 und 4050 englische Fuß. Burton bezeichnet dieses Land als den Garten Innerafrikas zwischen den Wendekreisen, als eine friedlich-schöne Landschaft, welche das Auge doppelt angenehm erquickt, wenn man aus dem öden Ugogo kommt, wo dem Reisenden rother Sand entgegenstarrte oder aus den westlichen Gegenden, deren einförmiges Grün ermüdet. Die ziemlich volkreichen Dörfer liegen in mäßigen Zwischenräumen, die Felder werden mit der Hacke gut bearbeitet und der Reichthum an Rindvieh, Schafen und Ziegen ist beträchtlich. Auch ist kein Mangel an Wasser. Das östliche Drittel des Landes hat seine Abdachung im Südosten und seine Gewässer fallen in den Ruaha, d. h. den Oberlauf des Rufidschi (Lufidschi). Jene im mittlern Theile scheinen ohne Abfluß zu sein; die im westlichen Drittel strömen nach Norden und Nordwesten zum Gombe, einem Zufluß des großen Malagarasi; dieser bildet den Hauptstrom, welcher von Osten her in den Tanganyika-See mündet.

Das Klima macht den weißen Menschen in diesem heißfeuchten Unyamuesi schlaff und träge. Burton bemerkt, daß Araber, welche lange Zeit in diesen Gegenden verweilt haben, nach ihrer Rückkehr in die asiatische Heimath alles irgend Entbehrliche, das sie aus Afrika mitgebracht haben, in's Meer werfen oder Kleider und Bettzeug verbrennen, und ein paar Monate jede Gesellschaft vermeiden, weil eine eigenthümliche Hautausdünstung sie ihren asiatischen Landleuten unausstehlich mache. Das Mukungura, Klimafieber, ist ein remittirendes Gallenfieber, das zwar nur drei Tage lang anhält, aber in dieser kurzen Zeit den Kranken fürchterlich mitnimmt und auch bei nervenstarken Leuten sehr empfindliche Nachwehen zurückläßt. Brennender Schmerz in den Augen, Hitze auf Handflächen und Fußsohlen, Anfälle von Frost und Fieberhitze, bei bald glühheißen, bald eiskalten Extremitäten, Unverdaulichkeit, Mangel an Schlaf, Hautausschläge, Geschwüre, Abspannung und Trübsinn zeigen hinlänglich, wie tief dieses Klimagift sich einfrißt.

Die Strauch- und Baumwälder Unyamuesi's sind belebt von Affen, Leoparden, Hyänen, Löwen und wilden Katzen; dazu kommt der Nyani oder hundsköpfige Mandrillpavian, der in Rudeln sogar den Löwen angreift; die Ebenen werden durchstreift von Elephanten und Rhinocerossen, von Giraffen, dem Kapbüffel und der Kudu-Antilope; Flußpferde und Krokodile fehlen nicht. Bemerkenswerth ist noch der Affe mit dem Pelzkragen, Colobus gueraza (Livingstone's Polume, in Unyamuesi Mbega genannt), der nur selten von den Bäumen herabkommt und sich sehr sauber hält.

Burton betrachtet die eigentlichen Bewohner des Landes, die Wanyamuesi, als die typische Race in diesem Theile Centralafrikas. Sie haben eine dunkel sepiabraune Haut und eine Negerphysiognomie, die weniger semitisch angestreift ist als bei den Mischlingen an der Küste. Die widerwärtige Hautausdünstung ist auch bei ihnen sehr stark. Der Wuchs ist schlank und kräftig und dem Volke mangelt eine Art wilden Muthes nicht. Sein Stammesabzeichen besteht in einer doppelten Linie kleiner Einschnitte, welche der Schläfe entlang vom äußern Ende der Augenbrauen bis in die Mitte der Wange oder zum Unterkiefer reichen. Manchmal zieht man auch eine dicke Linie oder einen aus drei kleinen Linien bestehenden Streifen von der Stirn bis auf die Nase. Bei den Männern sind diese Linien schwarz, bei den Frauen blau; die letzteren machen sich auch wohl kleine Einschnitte unter den Augen. Die Zähne werden nicht, wie bei den südlicheren Völkern, derart ausgefeilt, daß sie ein offenes Dreieck lassen. Die Frauen reißen ihre beiden unteren Mittelzähne aus. Beide Geschlechter verlängern die Ohrlappen.

Die Familienanhänglichkeit ist ungemein schwach. Die beiden Geschlechter speisen nicht mit einander; ein Knabe möchte nicht mit seiner Mutter essen. Ein Mann, welcher von der Küste her eine Tracht Baumwollenzeuges heimbringt, wird seiner Frau davon auch nicht das allergeringste abgeben; sie ihrerseits gäbe ihm von ihrem Eigenthum nichts und wenn er auch verhungern müßte. Sie würde ihm nicht einmal Tabak borgen.

Reise durch Uvinsa, durch Ukaranga, das Land der Erdnüsse, und durch Udschidschi. — Entdeckung des Tanganyika-Sees. — Ukaranga. — Die Wadschidschi.

Am 5. Februar brach Burton vom Ufer des Malagarasi auf, zog in westlicher Richtung weiter und war am 10. am Ruguruflusse, welcher die Grenze zwischen Uvinsa und Ukaranga bildet, und bald nachher am Unguwwe, der gleichfalls seicht und schlammig ist. Zu den Hügeln hinan mußte er sich durch Gestrüpp, Schilf und Binsen einen Weg bahnen. So kam er dem See nahe.

Am 13. Februar führte der Weg erst durch hohes Gras, dann durch einen dünnen Wald. „Als wir", schreibt Burton, „jenseits desselben auf eine kleine Wiese gelangten, schlug der Fundi (Sklavenfaktor), welcher sich uns angeschlossen hatte, plötzlich eine andere Richtung ein. Ich folgte ihm auf einen steilen Hügel, wo wir einige Minuten Halt machten. Ich fragte ihn: „was für ein heller Streifen ist denn das da unten?" Sidy Bombay entgegnete: „Ich meine, das da unten ist Wasser." Ich stand ganz erschrocken und bestürzt da. Meine Augen waren noch leidend, die Bäume gestatteten keine freie und volle Aussicht, ein heller Sonnenschein fiel nur auf einen Theil des Sees, während der andere im Dunkel blieb. Da begann ich, etwas voreilig, mir Vorwürfe über meine Thorheit zu machen; ich hatte mein Leben aufs Spiel gesetzt und meine Gesundheit verloren, und das eines so unbedeutenden Ergebnisses halber! Die Araber, meinte ich, hätten auch hier wie gewöhnlich übertrieben, und ich dachte daran umzukehren und sofort den Nyanza, den nördlichen See, zu erforschen. Als ich aber dann einige Schritte weiter vortrat, lag der See in seiner ganzen Pracht vor mir, und nun war ich voll Bewunderung und Entzücken."

„In der That läßt sich auch nichts denken, das malerischer wäre als eine Ansicht des Tanganyika-Sees, wie er sich spiegelte zwischen den Bergen und nun auch ganz und voll im blendenden Schein tropischer Sonnenstrahlen. Vor mir lag ein rauher, steilabfallender Hügel, an welchem der höchst beschwerliche Pfad im Zickzack sich hinabwand; dann folgte ein schmaler Streifen prächtigen Grüns, ungemein fruchtbar und üppig; er dacht sich sanft ab zu dem gelben Sande des Ufers, das theils nackt daliegt und dem Schlage der Wellen freien Zugang gestattet, theils mit Schilf oder

Binsen bewachsen ist. Gerade vor mir dehnte sich der Wasserspiegel aus mit seinem hellen sanften Blau, dreißig bis fünfunddreißig Meilen breit, und vom Ostwinde, der schneeigen Wogenschaum auftrieb, leicht gekräuselt. Den Hintergrund bildete eine hohe, unterbrochene Mauer des stahlfarbenen Gebirges, hier mit perlendem Nebel gleichsam besprenkelt, dort von demselben umhüllt, während an anderen Stellen die Höhen sich auf dem azurnen Himmel scharf abhoben. Die gähnenden Schluchten, Abgründe und Bergspalten waren durch eine tiefere, braunblaue Färbung bezeichnet, und das Hochland fiel zu abgerundeten Hügeln ab, deren Fuß von den Wellen benetzt wurde."

„Nach Süden hin, gegenüber der langen flachen Landspitze, hinter welcher der Malagarasi sein lehmiges Wasser dem See zuführt, gewahrte ich die Vorgebirge von Uguhha und am Kimm eine Gruppe vorliegender Inseln. Am Strande lagen Dörfer, von wohlbebaueten Feldern umgeben, Fischerkähne belebten das Wasser, und als ich näher kam, hörte ich, wie die Wellen murmelten. Das Ganze war mannigfaltig und bewegt; es fehlte nur wenig Nachhülfe durch die Kunst, etwa Moscheen und Kioske, Paläste, Landhäuser und Gärten, damit zu der unendlich üppigen Pracht der Natur ein Gegensatz hervorgebracht würde; dann könnte die Landschaft am Tanganyika sich mit den berühmtesten und schönsten Gegenden anderer Länder vollkommen messen. Mir erschienen die lachenden Gestade dieser gewaltigen Vertiefung doppelt schön und anmuthig, nach den öden, mit Mangrovegebüsch eingefäumten Küstenflüssen, nach der melancholischen Wüstenei und den einförmigen Gestrüppwäldern, braunen Felsen, ausgedörrten Flächen und widerwärtigen Sumpfmoräste. Wahrlich, dieser Anblick erquickte Seele und Augen! Ich vergaß alle Mühseligkeiten und Gefahren, dachte nicht daran, wie zweifelhaft die Heimkehr war, und hätte gern doppelt so viele Beschwerden auf mich genommen. Alle schienen meine Freude zu theilen; mein kurzsichtiger Gefährte fand gar nichts zu tadeln als den Nebel und den Glanz vor seinen feinen Augen. Seid ben Selim blickte freudig um sich, denn diese Wonne hatte er mir verschafft."

Nun stieg Burton nach Ukaranga hinab. Der Ort, wenn man so sagen darf, bestand nur aus wenigen Grashütten, in welchen Karawanenleute, welche dann und wann sich einfinden, ein Obdach suchen. Dort wohnt ein einziger arabischer Kaufmann. Burton miethete ein Boot und fuhr in demselben am 14. Februar der Küste entlang nach Kawele in Udschidschi, an der Mündung des Flusses Ruche, vorüber. Die Araber hatten Kawele für eine große Stadt ausgegeben, aber der Reisende fand nur einige wenige bienenkorbähnliche Hütten, und neben denselben den arabischen Bazar, das heißt einen freien Platz, wo zwischen elf und drei Uhr die Neger kaufen und verkaufen, schreien, zanken und gelegentlich auch einander Gefechte liefern.

So hatte Burton nun auch die fünfte Region, das Alluvialthal des Malagarasi, durchzogen. In derselben liegen von Osten nach Westen die Landschaften Uvinsa, Ubuha, Udschidschi; am nördlichen Rand ist Uhha, am südwestlichen Ende Ukaranga. Das Klima ist heißfeucht, der Boden ungemein fruchtbar, die Luft ungesund. Der Regen theilt das Jahr in zwei ungleiche Theile von je acht und vier Monaten. In der Landschaft Udschidschi war 1858 Kawele der Hauptort; dorthin kommen die Araber seit dem Jahre 1840; denn das Land bildet einen großen Sklavenmarkt für die umliegenden Landschaften und hat Verkehr mit den gegenüberliegenden Gestaden.

Die Bewohner des Landes können als ein Normalvolk dieser Regionen betrachtet werden.

Diese Wadschidschi sind Barbaren von knochigem Wuchs, weit kräftiger als alle anderen, welche Burton bisher gesehen hatte, mit sehr dunkler Haut, plattem, unschönem Antlitz und derben Gliedmaßen, auch weit größer als die Wanyamuesi und mehr negergleich als negerartig. Füße und Hände sind groß und platt, die Stimme ist rauh und zischend, Blick und Benehmen sind unverschämt. Die Weiber spielen eine nicht geringe Rolle; sie betragen sich oft noch roher und gewaltthätiger als die Männer, und sind dabei äußerst diebisch. Unter beiden Geschlechtern sieht man viele, welche durch Blattern verunstaltet sind, denn sie haben sich um die Weisungen der Araber, welche ihnen zeigten, wie man impfen könne, nicht gekümmert; viele haben Beulen, Schwären, und als arge Plage haben sie eine hartnäckige Krätze, die von häufigem Genusse fauler Fische herrühren soll. Sie tättowiren sich sehr stark, wie Burton meint zum Schutz gegen die feuchte Luft und die Kälte in dieser Seeregion. Außer den großen Mustern, welche sie in die Haut tättowiren, haben manche Häuptlinge auch große Narben, welche sie durch Brennen hervorbringen; Linien, Kreise, Streifen auf Rücken, Magen und Armen, ähnlich wie die Wagindo bei Kiloa. Beide Geschlechter triefen förmlich von Oel, und Reinlichkeit gilt offenbar nicht für eine Tugend. Zuweilen wird das Haar abgeschoren, lang wachsen läßt man dasselbe niemals; als Schmuck des Hauptes betrachtet man kahle Stellen, welche durch Büschel, halbe Monde oder Kämme in bunter Reihe unterbrochen werden, sowohl auf dem Vorderkopfe wie am Hinterhaupte und an den Seiten. Männer wie Frauen binden ein Büschel von weißem Baumbast um den Kopf; Schnauzbart oder Backenbart kommen im ganzen Lande nicht vor, denn man reißt das Haar mit Zangen aus; die Araber wollen wissen, daß das Klima, gleich jenem in Unyamuesi, dem Bartwuchs hinderlich sei. Den Kopf beschmiert man mit Kreide, das Gesicht mit einer rothen Erde; dadurch werden diese Menschen noch viel häßlicher. Die Häuptlinge tragen Zeuge, die sie von den Karawanen erhalten, reichere Frauen kleiden sich, wie die im Küstenlande, in Toben von Baumwolle oder rothem, auch wohl blauem Tuch. Aermere Männer bereiten sich eine Art Mantel aus dem gar gemachten Felle von Ziegen, Schafen, Hirschen, Leoparden oder Affen, und zwar so, daß die Enden als Klappen vorstehen, während Schweif und Beine hinten herabhängen. Aermere Frauen begnügen sich statt aller Kleidung mit einem Rock aus Baumbast oder Thierhaut, manche sogar mit einem Quast von Baumfasern oder einem Baumzweige, der an einem um die Hüfte geschlungenen Faden befestigt ist. Diese Tracht ist so einfach wie das bekannte Feigenblatt. Burton fand zuerst in Udschidschi Kleider aus macerirtem Baumbast allgemein im Gebrauch; dieses tritt auch in Urundi, Karagwa und den nördlichen Landschaften als Ersatz an die Stelle der Baumwolle. Dieser Artikel heißt Mbugu und wird aus der innern Rinde verschiedener Bäume, namentlich der Mrimba oder der großen Male (Raphiapalme), bereitet; man streift einem völlig ausgewachsenen Baume die Rinde ein paar Mal ab und bindet um den Stamm Pisangblätter, unter welchen er dann eine feinere Rinde ansetzt. Diese wird sorgfältig abgenommen, ins Wasser gethan, damit sie macerire, dann geknetet und mit Keulen oder Latten so lange geschlagen, bis sie etwa die Festigkeit grober Baumwolle erhält; nachher speiet man aus dem Munde Palmöl auf diese Masse, welche dadurch eine kameelgelbe Farbe erhält. Die Wadschidschi beziehen ihre Mbugu zumeist aus Urundi und Uvira und betupfen sie gern mit schwarzen Flecken oder Streifen, so daß solch ein Baumrindenmantel wie ein Fell von Leoparden oder von der wilden Katze aus-

sieht; auch wird ein Schwanz daran gemacht. Dieser Stoff ist dauerhaft, wird aber niemals gewaschen; nachdem man ihn Monate lang getragen, reinigt man ihn mit — Butter. Als Zierrath dienen, wie bei anderen schwarzen Völkern, Messingreifen, Ringe von Kupfer- und Eisendraht und Glasperlen; außerdem aber tragen die Wadschidschi, als Unterscheidungszeichen von anderen Stämmen, ein Halsband von rosafarbenen Muscheln. Die Verfertigung des Messings haben sie von den Arabern gelernt; Zink kommt von der Küste, sehr feines Kupfer aus dem Lande des Kasembe. Gleich anderen Stämmen am See tragen sie um den Hals Schnüren, an welchen runde Scheiben, Halbmonde und sechs oder sieben kleine Kegel befestigt sind, die auf die Brust herabhängen. Diesen Zierrath verfertigt man aus dem weißesten Elfenbein oder aus den inneren Zähnen des Hippopotamus, und er sticht scharf ab gegen die schwarze Negerhaut.

Eine andere Eigenthümlichkeit ist folgende. Jeder Mann trägt eine kleine eiserne Zange oder ein klammerartig gespaltenes Stück Holz am Halse. Die Stämme am See machen sich nichts aus Tabakrauchen, sie schnupfen oder kauen und tragen einen kleinen schwarzen irdenen Topf oder einen kleinen Kürbis mit Tabak. Gelegentlich, je nach Belieben des Mannes, füllt er Wasser hinein, drückt den Tabakssaft heraus, nimmt davon eine Handvoll und schlürft die Brühe in die Nase. Dann kneipt er diese letztere mit der eisernen Zange oder der Holzklammer zu, damit der Saft nicht gleich wieder herausfließen könne; erst nach einigen Minuten nimmt er die Zange wieder fort. Als Waffe führen die Wadschidschi Streitaxt, Dolche, Speere und große Bogen mit ungewöhnlich schweren Pfeilen; vor Flinte und Säbel haben sie Furcht, gehen aber doch ins Gefecht, Die Araber sind so klug, ihnen kein Schießgewehr oder Pulver zu geben; deswegen haben denn auch mächtige Häuptlinge höchstens ein paar Flinten.

Die Stämme am See sind wie Amphibien, schwimmen und tauchen vortrefflich, verstehen sich auf den Fischfang, verfertigen eine rohe Art von Angeln, Netze und Reusen, z. B. ein Dreieck aus starken Binsen, und Körbe mit zwei Eingängen; größere Fische fangen sie in einem Seilnetze, das sie zwischen zwei Kähnen ziehen. In Usaramo und an der Küste betäubt man die Fische mit dem Safte von verschiedenen Arten Aselepias oder Euphorbien; das ist am Tanganyika nicht üblich. Hier verbinden die Schwarzen mit dem Fischfang an heiteren Tagen allerlei Lustbarkeiten; am kühlen Morgen schiffen sie hinaus, stellen sich in den ausgehöhlten Baumstämmen aufrecht, schaukeln hin und her, bespritzen einander, rudern vorwärts und zurück, lassen den Kahn umschlagen, drehen ihn rundum, schwimmen und steigen wieder ein. Alle diese Leute sind starke Ichthyophagen, und allerdings ist der See ungemein fischreich.

Die Wadschidschi gelten bei den Arabern für die unverschämtesten Schwarzen; ihre Häuptlinge geben ihnen ein schlechtes Beispiel, die Leute sind in der That alle sehr roh, suchen zu erpressen, wo sie irgend können, zeigen dem Fremden nicht einmal den Weg,, wenn er sie nicht dafür bezahlt, verhöhnen ihn, indem sie seine Stimme und Manieren nachäffen; zanken fortwährend, sind mit einem Schlage so rasch bei der Hand wie mit dem Worte, und man sieht sehr häufig, daß sie selbst in den Kähnen mit einander raufen. Ein Mdschidschi macht sich wenig daraus, auf seinen Gastfreund mit dem Speer oder Dolche loszugehen, bedenkt sich aber wohl, ehe er Blut vergießt, weil dann eine Blutfehde nicht ausbleibt. Gegen dieses plumpe und rohe Benehmen bildet eine gewisse Feierlichkeit im Umgang einen merkwürdigen Gegensatz. Der Sultan erscheint und klatscht in seine Hände; sogleich bildet das Volk einen Kreis um ihn und klatscht auch; die Frauen beugen das rechte Knie bis nahe zur Erde. Zwei Männer, die einander begegnen, klatschen sich gegenseitig auf die Arme, reiben an denselben die Hände auf und ab, und wiederholen Minuten lang die Worte: Nama yan ga, nama yan ga? Befindest Du Dich wohl? Dann reiben sie den Vorderarm und rufen: Wakhe, wakhe? Wie geht es Dir? Nachher schlagen sie die flachen Hände gegen einander, und das ist ein Zeichen der Achtung in diesen Gegenden. Die Kinder sind eben so widerwärtig und mürrisch wie die Alten, werden grob, wenn man sie freundlich behandelt, zanken untereinander, kratzen und beißen sich wie wilde Katzen, und Familienzuneigung ist unter diesen Schwarzen kaum vorhanden. Höchstens thun Vater und Sohn einander den Gefallen, sich gegenseitig die Haut zu kratzen und einander, gleich Affen, das Ungeziefer abzusuchen. Auf dem See ruft der Mdschidschi bei gefährlichem Sturmwetter wohl dann und wann: Ya nguri uandse, o mein Weib! Damit will er aber nur ausdrücken, daß er lieber in seiner Hütte als auf dem wogenden Wasser wäre. Wenn er betrunken sein kann, ist er gewiß nie nüchtern, und in keinem Lande der Welt wird der Fremde so viele gemein schimpfende und gewaltthätig sich gebehrdende Menschen sehen, wie in den Dörfern dieser Schwarzen. Am liebsten berauschen sie sich mit Tembo, Palmwein; fast Alle rauchen Hanf, versetzen sich dadurch in Aufregung, und ihr Benehmen ist dann nicht menschlich, sondern sie betragen sich wie das wilde Vieh. Außer Fischen, welche sie erst verzehren, wenn dieselben faul geworden sind, genießen sie vorzugsweise Manioc und Durra.

Bemerkungen über Japan.

Zweiter Artikel.

Die Versuche der Europäer in neuerer Zeit, Japan zu eröffnen. — Gute Rathschläge der Holländer. — Die Nordamerikaner unter Commodore Perry. — Der Vertrag von Kanagawa und dessen Bestimmungen. — Die Russen und die Engländer. — Das alte System der Ausschließlichkeit gebrochen.

Die japanische Regierung verhielt sich, wie wir gezeigt haben, aus guten Gründen, ablehnend gegen alle Völker, welche Eingang wünschten, und zeigte dabei eine unerschütterliche Folgerichtigkeit. Aber das Begehren der Fremden wurde immer dringender und insbesondere die Engländer fanden sich häufig an den japanischen Küsten ein. In den Jahren 1799 bis 1803 kamen R. W. Stewart und J. Torrey unter amerikanischer Flagge, 1808 kam Kapitän Fleetwood Pellew mit der Fregatte Phaeton. Als während der napoleonischen Kriege die holländischen Besitzungen in Ostindien von den Engländern besetzt waren, versuchte der berühmte Gouverneur Sir Stamford Raffles das Erbe der

Niederländer in Defima anzutreten. Aber seine Bemühungen scheiterten an dem Widerstreben der japanischen Regierung. Der unermüdliche Missionär Gützlaff aus Pommern erschien 1832 in den japanischen Gewässern und fand sich 1837 noch einmal dort ein. Auch die Franzosen machten den Versuch, Japan zu eröffnen, vergriffen sich aber in den Mitteln. Ihre Corvette Alcmene setzte einen Missionär, den Pater Forcade, auf Groß-Liëu Kiëu aus, worauf sofort die eifersüchtigen Engländer den anglikanischen Geistlichen Bettelheim dorthin schickten. Die Dänen waren 1846 mit der Fregatte Galathea bei Japan; in demselben Jahre erschien ein französisches Geschwader unter Admiral Cecille; 1845 ankerte die englische Fregatte Samarang vor Nagasaki, 1850 kam das britische Kriegsschiff Renard und 1852 die Sphinx. Letztere überbrachte ein Schreiben von Lord Palmerston, welches aber der japanische Hof unbeantwortet ließ.

Erfolgreicher waren die Bemühungen der Russen, welche zugleich Deutschlands und Japans Nachbarn sind.

Schon im vorigen Jahrhundert suchte der Czar mit dem Sjogun (dem „weltlichen" Kaiser) freundschaftlichen Verkehr anzuknüpfen; doch scheiterten die Bemühungen des nach Japan geschickten Lieutenants Laxman, gleich jenen des dreizehn Jahre später, 1804, mit einer ähnlichen Sendung beauftragten Resanoff, dessen Erlebnisse Krusenstern in seiner Reise um die Welt (Band I. Kapitel 12) ausführlich geschildert hat. Die Schrift, in welcher der Stellvertreter oder Abgeordnete des Kaisers die Wünsche Rußlands ablehnte, ist ein Meisterwerk diplomatischer Fassung, und Krusenstern mußte mit dem Gesandten absegeln. Er setzte den letztern in Kamtschatka ans Land. Resanoff hatte die Unbesonnenheit, zwei russische Seeoffiziere, Chwostoff und Dawidoff, zu einer Expedition gegen die damals von Japan abhängige Insel Sachalin zu veranlassen. Beide nahmen von mehreren der kurilischen Inseln Besitz; sie verübten ungerechtfertigte Feindseligkeiten, die von den Japanern nicht vergessen wurden und 1811 dem mit einer Untersuchung der Kurilen beauftragten Golownin eine dritthalbjährige Gefangenschaft zu Wege brachten.

In der allerneuesten Zeit waren die Russen glücklicher. Es scheint, als ob die japanischen Staatsmänner, als durchgängig sehr unterrichtete Leute und mit den Weltbegebenheiten wohl bekannt, zu der Ueberzeugung kamen, daß bei dem völligen Umschwung und der riesenhaften Ausdehnung des Handelsverkehrs eine Absperrung in der alten Weise doch nicht länger durchgeführt werden könne. Dieselbe Ansicht hegte seit längerer Zeit schon die holländische Regierung und sie hat auch dem japanischen Kaiser kein Hehl daraus gemacht. Als der amerikanische Commodore Perry sein Schreiben übergeben und gleich darauf wieder die Anker gelichtet hatte, erschien am 20. August 1853 der russische Admiral Putiatin mit einem Schreiben des russischen Reichskanzlers „an den Staatsrath des großen Reiches Nippon" im Hafen von Nagasaki und überreichte seinen Brief, der sogleich nach Yeddo gesandt wurde. Nach einigen Monaten segelte Putiatin nach Schang haï in China, kehrte aber bald wieder nach Japan zurück, wo die kaiserlichen Beamten ihm erklärten, es liege in der Absicht der Regierung, die Häfen des Reiches zu eröffnen; doch bedürfe man noch einiger Zeit, um die gehörigen Vorbereitungen zu treffen. Man wisse, daß fremde Nationen ernstlich die Absicht hegen, mit Japan in Berührung zu kommen, auch wünsche das japanische Volk mit ihnen Handel zu treiben. Man habe also beschlossen, allen Nationen den Handel zu eröffnen. Schon jetzt seien alle Häfen für solche Schiffe als geöffnet zu betrachten, welche Ausbesserungen vornehmen wollten oder Wasser und Holz nöthig hätten. Doch sei es, um Streitigkeiten zu vermeiden, der Mannschaft nicht erlaubt, an's Land zu gehen.

Wir bemerkten schon, daß die holländische Regierung dem kaiserlichen Hofe in Yeddo früher bereits den Rath ertheilt hatte, das Inselreich dem fremden Verkehr aufzuschließen. Durch Franz von Siebold ist das Schreiben bekannt geworden, welches Wilhelm der Zweite, König der Niederlande, unterm 15. Februar 1844 an den Sjogun richtete. In demselben wird auf die Gefahr hingewiesen, welche sich Japan durch starres Abschließen bereite; der Verkehr der Völker nehme rasch zu; seit Dampfer auf dem Meere seien, würden die Entfernungen immer geringer. „Das Volk, welches bei dieser allgemeinen Annäherung sich ausschließen will, wird mit Vielen in Feindschaft gerathen. Es ist uns bekannt, daß die Gesetze, welche die durchlauchtigen Vorfahren Eurer Majestät gegeben, den Verkehr mit fremden Völkern enge beschränken. Doch der Weise sagt: Wenn die Weisheit auf dem Throne sitzt, dann thue sie sich hervor durch die Erhaltung des Friedens. Wenn alte Gesetze durch strenge Handhabung Anlaß zu Friedensstörung geben, dann gebeut die Vernunft, sie zu mildern. Dies, großmächtigster Kaiser, ist denn auch unser freundschaftlicher Rath: mildert die Strenge des Gesetzes gegen den Verkehr mit Fremden, damit das glückliche Japan nicht durch Kriege verwüstet werde. Wir geben Ew. Majestät diesen Rath in der besten Absicht, ganz frei vom eignen Staatsinteresse, Wir hoffen, daß die Weisheit der japanischen Regierung zur Einsicht gelange, wie der Friede nur durch freundliche Beziehungen sich erhalten lasse, und diese nur allein durch den Handelsverkehr entstehen können."

Holland also, das bis auf die allerneuste Zeit in seinen Kolonien selber ein System der Ausschließlichkeit und des Mißtrauens gegen die Fremden aufrecht erhalten hat, gab dem japanischen Hofe zuerst den Rath, die Sperrketten fallen zu lassen. Gewiß war derselbe wohlgemeint. Das wurde auch in einem Antwortsschreiben aus Yeddo vom 4. Juli 1845 anerkannt: „Die Schriftzüge des Königs enthalten treue und aufrichtige Mittheilungen, Worte eines tiefen Ernstes und eines Wohlwollens ohne Gleichen. Der Oberherr von Nippon (so heißt das japanische Reich) ist innig ergriffen durch die Beweggründe einer solchen Sprache. Doch was tief in seinem Herzen geschrieben steht, das wagt er selbst nicht an den Tag zu legen."

Die Kriegsschiffe, welche in den japanischen Gewässern erschienen, die Menge von Walfischjägern und Kauffahrern, welche sich alljährlich in größerer Zahl an den Küsten blicken ließen, die Landungen der Europäer auf den Liëu-Kiëu-inseln, die Besuche der Engländer und der Nordamerikaner auf den Boninінseln gaben den Beweis, wie sehr die Zeiten sich geändert hatten, und daß man ihre Winke nicht ungestraft vernachlässigen dürfe. So war also den Nordamerikanern die Bahn geebnet. Schon 1846 hatte sich eins ihrer Kriegsschiffe unter Commodore Biddle bei den Inseln gezeigt, um zu kundschaften. In den Vereinigten Staaten war seit Erwerbung Oregons und Californiens und seitdem der Walfischfang im Großen Ocean eine stets wachsende Bedeutung gewann, die Ueberzeugung festgewurzelt, daß ein Handelsverkehr mit Japan große Vortheile bringen müsse, und daß es ruhmvoll für die Nation sei, ein Ziel zu erreichen, nach welchem seither alle anderen Nationen vergeblich getrachtet. So wurde denn eine Expedition nach Japan ausgerüstet, und am 8. Juli 1853 erschien das aus vier Kriegsschiffen bestehende Geschwader vor Uraga, am Eingange der Bucht von Yeddo, überreichte am 14. desselben Monats ein Schreiben des Präsidenten der Vereinigten

Staaten an den Kaiser und ging schon am 17. wieder unter Segel, nachdem der Befehlshaber, Commodore Perry, erklärt hatte, er wolle dem japanischen Hofe Zeit zu reiflicher Berathung lassen und nach Verlauf einiger Zeit zurückkommen. Im Januar 1854 ging er dann von Honglong bei Canton wieder nach Japan und schloß am 31. März, nach diplomatischen Verhandlungen, die zu Yoku-hama geführt wurden, den Vertrag von Kanagawa ab. In der Geschichte des Weltverkehrs nimmt derselbe eine wichtige Stelle ein, weil durch ihn die alte japanische Ausschließlichkeit gebrochen und eine Handelsverbindung mit einem Volke angeknüpft wurde, das in Ackerbau und Industrie eine so hohe Stufe erreicht hat.

Die Einleitung des interessanten Aktenstückes besagt, daß zwischen beiden Völkern eine dauernde und aufrichtige Freundschaft geschlossen werden solle durch den gegenwärtigen Vertrag, welchen von nordamerikanischer Seite Commodore Matthias Calbraith Perry unterhandelte. Japanischer Seits waren dazu ernannt: Hai-afchi-dai-garin-nokani, Ido, Fürst von Tsus, Simo Izawa, Fürst von Mima Sali, und ein Mitglied des Finanzkollegiums, Adono. Der erste Artikel wiederholt, daß ein freundschaftliches Verhältniß zwischen beiden Staaten aufrecht erhalten werden solle; der zweite lautet: „Der Hafen Simoda im Fürstenthum Idzu und der Hafen Hokodade im Fürstenthum Matsmai werden von den Japanern als Aufnahmehäfen für die amerikanischen Schiffe bewilligt. Dort können dieselben sich mit Holz, Wasser, Lebensmitteln, Kohlen und anderen Sachen versorgen, so weit die Japaner dergleichen haben. Der erstere Hafen wird sogleich nach Unterzeichnung dieses Vertrages eröffnet, der zweite unmittelbar nach Ablauf desselben Tages im nächsten japanischen Jahr. Die japanischen Beamten werden ein Preisverzeichniß der Gegenstände einreichen, welche sie liefern können. Die Bezahlung geschieht in Gold- und Silbermünzen." Der dritte Artikel bestimmt, daß schiffbrüchige amerikanische Fahrzeuge von japanischen Schiffen Beistand erhalten und nach Simoda oder Hakodade gebracht werden sollen. Nach Artikel 4 sind die schiffbrüchigen Seeleute völlig frei und werden nicht etwa gefangen gehalten. Artikel 5 erläutert das näher: „Schiffbrüchige Seeleute und andere Bürger der Vereinigten Staaten, die zeitweilig in Hakodade oder Simoda sich aufhalten, sollen durchaus nicht den Beschränkungen und der Einschließung unterworfen sein, wie die Holländer und Chinesen zu Nagasaki; sondern sie können in Simoda frei gehen, wohin sie wollen innerhalb eines Bezirks von sieben japanischen Meilen (Ri), gerechnet von einer kleinen Insel im Hafen von Simoda, die auf der dem Vertrag anliegenden Karte bezeichnet ist. Auch zu Hakodade sollen sie sich ungehindert auf einem Raume bewegen, der noch näher bestimmt werden wird." Artikel 7 bestimmt, daß die Schiffe der Vereinigten Staaten in den ihnen geöffneten Häfen Gold- und Silbermünzen und Waaren gegen andere Waaren austauschen dürfen, unter Verordnungen, welche die japanische Regierung zu solchem Behufe erläßt. Solche Waaren, welche die Amerikaner nicht austauschen wollen, können sie wieder mitnehmen.

Laut dem achten Artikel erhalten die Amerikaner Alles, dessen sie bedürfen, z. B. Holz, Wasser, Kohlen, Lebensmittel und Waaren lediglich und ausschließlich durch die dafür von der Regierung ernannten japanischen Beamten. Zufolge Artikel 9 sollen die Amerikaner aller Vortheile und Begünstigungen theilhaftig werden, welche die japanische Regierung etwa in Zukunft irgend einer andern Nation bewilligt. Artikel 10 setzt fest, daß amerikanische Schiffe nur in den beiden genannten Häfen einlaufen dürfen, es sei denn, daß sie durch Schiffbruch oder Stürme sich gezwungen sehen, anderswo Zuflucht zu suchen. Nach Artikel 11 dürfen nach Verlauf von 18 Monaten amerikanische Consuln oder Agenten in Simoda erscheinen.

Man sieht, wie vorsichtig die japanische Regierung bei Abschluß des Vertrages zu Werke gegangen ist. Sie gab dem Drange der Umstände nach und eröffnete zwei Häfen für den Waarenaustausch; aber sie hielt dabei Restrictionen fest, indem sie den Amerikanern den Handel nur mit Beamten gestattete, die als Vermittler dienen sollten. Es war somit ein Verhältniß ähnlicher Art hergestellt, wie früher in Canton. Wahrscheinlich begriff man am Hofe von Yeddo sehr gut, daß diese Beschränkungen auf die Dauer in Japan ebenso wenig aufrecht zu erhalten seien wie in China, wo man in den fünf damals geöffneten Häfen auch weitern Spielraum gestatten mußte. Man gewann aber vorerst Zeit und konnte sich auf die Dinge vorbereiten, welche nicht ausblieben.

Die Amerikaner haben früher behauptet, daß ihre schiffbrüchigen Seeleute von den Japanern grausam behandelt worden seien. Dagegen hat der Director des holländischen Handels auf Desima, Levysohn, amtlich erklärt, daß diese Behauptung durchaus unwahr sei. In den Jahren 1845 bis 1850 wurden ihm 45 Schiffbrüchige zur Auslieferung von der japanischen Regierung übergeben. Sie alle waren von der letztern mit Lebensmitteln, Kleidung und ärztlicher Hülfe versehen, und nur solche mit Gefängniß bestraft worden, die sich widerspenstig betragen hatten. Die übrigen wurden in Tempeln eingeschlossen, wie die Niederländer auf Desima, und die Tempelhöfe umfählt, um den Zulauf von Neugierigen abzuhalten und Ruhestörungen zu vermeiden. Jener holländische Beamte hebt ferner ausdrücklich hervor, daß Schiffe, die sich in Noth befinden, nie geplündert oder etwa gar die Schiffsleute ermordet werden; im Gegentheil, man versehe dieselben kostenfrei und auf edelmüthige Weise mit allem Nöthigen. So wird auch noch die Thatsache angeführt, daß 1851 die japanische Regierung zu Nagasaki dem holländischen Schiffscapitän Müller 50 Säcke Reis und 300 Tail (600 Gulden) als Vergütung für die Belästigung von 34 ihm zur Ueberfahrt nach Batavia übergebene Schiffbrüchige eingehändigt, und den letzteren noch 34 Sack Reis, Gemüse und andere Lebensmittel verabfolgt habe.

Die Welt hat alle Ursache, sich zu freuen, daß ein so interessantes Land anfing, den früher ausgeschlossenen Fremden Zugang zu gewähren. Wir sahen oben, aus welchen gewichtigen Gründen es vor länger als zweihundert Jahren die Europäer vertrieb, und seitdem von sich fern hielt. Auf jeden Fall hatte der Kaiser ein Recht, zu bestimmen, wie er es in dieser Hinsicht gehalten wissen wollte, und die übrige Welt war um so weniger befugt, Einsprache zu erheben, da Japan nie einen fremden Staat beleidigte oder irgend welchen Anlaß zu begründeten Beschwerden gab. Um so widerwärtiger erschien die plumpe und rohe Art, in welcher sich die englische Presse, voran die Times, äußerte. Wir haben uns damals einige Stellen angemerkt: „Japan, so schrieb das genannte Londoner Blatt, hat Ueberfluß an Erzeugnissen, welche durch Austausch für die Bewohner und die ganze übrige Menschheit sich verwerthen lassen. Beruht das Recht des hermetischen Verschlusses auf Recht oder Gewalt? Laßt eure Vernunftgründe hören! Wo nicht, so zeigt, ob eure Gewalt ausreicht. Da ihr euch absolut gegen die Menschen abgeschlossen habt, so könnt ihr auch auf keine Sympathie rechnen, wenn eine stärkere Gewalt euch zwingt, Vernunft und gute Waaren gegen euern Ueberfluß anzunehmen. Wir Engländer haben China

aufgeschlossen und gratuliren den Amerikanern zu ihrem Unternehmen, welches Japan in den Fluß des Verkehrs und der Cultur ziehen will. Verfährt Commodore Perry dabei mit Humanität, so kann er auf die Sympathien aller civilisirten Völker hoffen. Gute Vorstudien durch Walfischfahrer um Japan herum, gute Haubitzen und Raketen und guter Muth geben der Expedition die besten Aussichten." Die Times hatte, wie man sieht, ganz die Logik eines Seeräubers, und ihre Berufung auf die „Humanität" erscheint um so unverschämter, da Niemand vergessen hat, wie China eröffnet wurde und weshalb. Hat man doch in England selbst nicht umhin gekonnt, einzugestehen, daß der gottlose Opiumkrieg „eine Infamie der niederträchtigsten Art" gewesen sei. Die Amerikaner äußerten sich nicht minder brutal; ein New-Yorker Blatt meinte, das Expeditionsgeschwader sei in See gegangen, „um den Japanern das Völkerrecht(!) mit Paixhanskanonen beizubringen und sie Vernunft zu lehren!"

Aber die quadergemauerten Dämme des alten Herkommens waren ein für allemal durchbrochen und überstiegen, und von nun an drängten sich die großen seefahrenden Völker herbei, um Verträge abzuschließen. Für die ostasiatischen Reiche war eine neue Epoche gekommen. Die japanische Regierung, obwohl von den Amerikanern gedrängt, deren Expedition doch im Grunde nur einen Flibustierzug in großem Styl bildet, zeigte sich verständig und willig, ging aber auch sehr vorsichtig zu Werke und bewies, daß Japan nicht etwa ein Werkzeug in den Händen der Ausländer, sondern eine Macht sei. Auch begriffen die Fremden sehr bald, daß sie nicht mit Barbaren in Berührung gekommen seien, sondern mit einem in seiner Art hochgebildeten und fortgeschrittenen Volke, welches den Umschwung der Verhältnisse begriff und die Bedeutung der Thatsachen sehr wohl zu würdigen verstand. Aber man wollte sich in Japan nicht übereilen und ging mit Bedacht zu Werke.

Nach den Yankees kamen die Engländer, jetzt mit Hoffnung auf einigen Erfolg, denn das Eis war einmal gebrochen. Admiral Stirling erschien im Herbst 1854 und wirkte einen Vertrag aus, welcher am 9. Oktober 1855 ratificirt wurde. Die Zugeständnisse Japans waren nur gering. Handelsverkehr zwischen Engländern und Japanern sollte nicht stattfinden, kein britisches Fahrzeug in andere Häfen als Nagasaki und Hakodade auf Jeso einlaufen dürfen. Diese beiden Plätze wurden zwar „geöffnet", aber nur für Ausbesserung der Fahrzeuge, Einnehmen von Wasser und zum Anschaffen unbedingt nothwendigen Schiffsbedarfes. In anderen Häfen sollten die Engländer nur im höchsten Nothfall erscheinen und waren verpflichtet, sich überall den japanischen Gesetzen und Vorschriften unbedingt zu fügen. Sobald ein britischer Offizier diefelben verletze, solle ohne Weiteres der Hafen geschlossen werden; verfehlte sich ein Matrose, dann dauerte diese Schließung so lange, bis der Mann die ihm gebührende Strafe erhalten hatte. In den beiden geöffneten Häfen sollten die Engländer gleiche Vorrechte mit den am meisten begünstigten Nationen haben, aber nicht — mit den Holländern und Chinesen! Die Schiffe durften keine Kanonen abfeuern, keine Boote aussenden, nicht peilen und lothen, auch keine Leute an's Land setzen. Doch wurde ein Begräbnißplatz bewilligt und ausgemacht, daß nach Ablauf von fünf Jahren die Unterhandlungen zwischen beiden Mächten in englischer Sprache geführt werden sollten.

Dieser Vertrag konnte natürlich in keiner Weise genügen und trug von vornherein den Stempel der Unhaltbarkeit an sich. Offenbar wollte die japanische Regiernng vorerst weiter Nichts als Zeit gewinnen, um sich allmälig in den neuen Verhältnissen zurecht zu finden. Sie lockerte die straffen Zügel nach und nach. Schon im August 1856 und im Oktober 1857 gab sie den Holländern, mit welchen sie zwei Verträge schloß, den Handel frei. Gemäß einer vorläufigen Uebereinkunft vom 9. November 1855 waren diese alten Freunde Japans fortan nicht mehr auf Desima beschränkt, sondern durften frei in Nagasaki, neben welchen jene kleine Insel liegt, verkehren. Desima wurde Eigenthum der Holländer und bildete nun ein Freilager, wo Güter aufgespeichert werden können, ohne einem Zoll oder einer Besichtigung zu unterliegen. Aber für Privatleute wurde der Handel vorläufig noch nicht eröffnet, das geschah erst in Folge der definitiven Verträge; freier Verkehr mit anderen Schiffen wurde indessen eben so wohl gestattet wie freie Ausübung des Gottesdienstes. Vier holländische Offiziere blieben in Japan zurück, um eine Navigationsschule zu gründen, und der nach Enropa heimkehrende Commandant Fabius brachte für die neu zu errichtende japanische Flotte Bestellungen im Betrage von fünf Millionen Gulden nach Rotterdam, wo dann Schraubendampfer, als Muster für die japanischen Ingenieure, gebaut worden sind.

Im Jahre 1857 erschien der russische Admiral Putiatin vor Nagasaki und trat mit den japanischen Behörden in Verkehr. Zu seiner angenehmen Ueberraschung erklärte der Statthalter: Seiner Majestät Regierung in Yeddo sei entschlossen, in Bezug auf den Verkehr mit dem Auslande fortan einen andern Weg einzuschlagen. Dieser neuen Politik gemäß wünsche sie in ausgedehntere Verbindungen mit den Seemächten zu treten, und sie werde nicht nur diplomatische Vertreter derselben empfangen, sondern ihrerseits zu geeigneter Zeit dergleichen auch an europäischen Höfen und in Washington beglaubigen.

Während an der chinesischen Küste und im Peiho die Kanonen der Westmächte erdröhnten und diese dem erschreckten Kaiser von China den Vertrag von Tien tsien abzwangen, ging der Hof zu Yeddo allmälig zu einer freisinnigern Verkehrspolitik über. Das trat insbesondere bei den neuen Verhandlungen mit Nordamerika hervor. Ein sehr gewandter Bevollmächtigter aus den Vereinigten Staaten, Townsend Harris, war in aller Stille nach Yeddo gekommen, wo er den Holländer Donker Curtius traf. Plötzlich erschien auch Lord Elgin und Admiral Putiatin ließ nicht auf sich warten.

Harris mußte fast ein halbes Jahr lang Geduld haben, bevor er einen neuen Vertrag auswirken konnte. Die Schuld davon lag an dem Widerstreit der beiden großen Parteien am Hofe zu Yeddo. Die eine ist dem Verkehr mit den Fremden geneigt und erkennt die Nothwendigkeit an, ohne weitern Rückhalt auf die neuen Verhältnisse einzugehen; die andere Partei ist den Ausländern abgeneigt und möchte vom alten System so viel als möglich und so lange als möglich aufrecht erhalten. Beide haben warme Anhänger unter den dreihundert und sechszig größeren und kleineren Feudalherren des Reiches. Als der Yankee am Hofe erschien, stand der Fürst von Boringo, ein Altconservativer, an der Spitze der Geschäfte und setzte dem Amerikaner zähen Widerstand entgegen. Als aber dann die Dampffregatte Powhattan kam und Harris auch seinerseits zäh blieb, mußte das altconservative Ministerium zurücktreten und einer von den Führern der Fortschrittspartei, der Fürst von Bitsu, wurde Premier. Er geleitete den Amerikaner zu einer Audienz beim Kaiser und dieser gab den Ausschlag zu Gunsten einer liberalen Politik. Der Vertrag wurde abgeschlossen, aber gleich nachher gerieth das liberale Kabinet in's Gedränge, mußte abtreten und einem altconfer-

vativen Platz machen, dem gleichfalls keine Ruhe beschieden war; es mußte vor einem Drucke weichen, der von außen her kam. Lord Elgin und Admiral Putiatin klopften an und ließen sich nicht abweisen.

Der englische Bevollmächtigte hatte eigentlich in Japan gar nichts zu suchen; denn dem oben erwähnten Vertrage von 1854 zufolge war den Briten ausdrücklich untersagt, neue Rechte zu fordern oder auf Abänderung einzelner Bestimmungen auch nur anzutragen. Allein man fand eine Ausflucht, um den Wortlaut der Verträge zu umgehen. Königin Victoria, hieß es, wolle dem japanischen Kaiser einen Beweis von Freundschaft geben und übersende deshalb Seiner Majestät eine Dampfyacht. Die Männer, welche in London weise zu Rathe saßen, hatten wahrscheinlich die holländischen Werke und Engelbert Kämpfer's Buch über Japan nicht gelesen, sonst hätten sie ein Reichsgesetz kennen müssen, welchem der Taïkun unterworfen ist. Der Kaiser soll nämlich seinen von einem grünen Laubocean umwogten, einer Stadt gleichenden Palast nicht verlassen und kann demnach von einem Schiffe keinen Gebrauch machen. Lord Elgin konnte denn auch in Nagasaki, wohin er von Schanghai aus gesteuert war, seine schöne Yacht nicht an den Mann bringen, fuhr aber dann gerades Weges gen Yeddo. Zu Kanagawa, acht Stunden von der Hauptstadt entfernt, mußte er Anker werfen. Auf der japanischen Seekarte waren die Strecken weiter aufwärts in der Bucht so verzeichnet, daß überall gefährliche Felsen und Sandbänke zu Tage traten. Aber die Japaner hatten diese Karten planmäßig falsch angefertigt, um fremde Schiffe vom Anfegeln bis zur Hauptstadt abhalten. Indessen ließ sich Kapitain Sherard Osborne nicht abschrecken, sondern wagte die Fahrt und erschien trotz aller Felsenriffe und trotz der in trefflichem Zustande befindlichen Batterien vor Yeddo.

Die Japaner nahmen die vollendete Thatsache an; Lord Elgin stieg an's Land und wurde mit großer Höflichkeit behandelt. Schon nach Verlauf von vierzehn Tagen, am 1. Juli 1859, war ein neuer Vertrag abgeschlossen, durch welchen den Engländern dieselben Begünstigungen zugestanden wurden, welche der Nordamerikaner Harris ausgewirkt hatte. Nun waren die Häfen Nagasaki, Hakodade und Kanagawa sowohl den Engländern wie allen anderen Vertragsmächten eröffnet. Am 1. Januar 1860 sollte ein Gleiches der Fall sein mit Nagata oder irgend einem andern Hafen auf der Westküste von Nippon, und mit Hiogo, dem Hafenplatz von Osaka, nach dem 1. Januar 1863. Von 1862 an sollte jeder Engländer sich auch in der Stadt Yeddo niederlassen dürfen, um dort Handel zu treiben. Die Engländer können alle möglichen Waaren bringen; der fremde Kaufmann darf mit dem einheimischen ungehindert handeln; die meisten Waaren, Baumwollen- und Wollenwaaren zahlen einen Zoll von nur fünf Procent, Tonnengelder werden nicht erlegt; die Regierung verpflichtet sich, Kupfer öffentlich versteigern zu lassen und was dergleichen Begünstigungen mehr sind. Daß die japanische Regierung die alten Beschränkungen nicht mehr aufrecht erhalten, sondern im Sinne einer freisinnigen Handelspolitik verfahren wollte, das hatte sie auch durch den am 28. Juli 1858 mit Rußland abgeschlossenen Vertrag bewiesen.

Auch eine deutsche Expedition aus Preußen erschien in den japanischen Gewässern. Wir werden nicht unterlassen, die Erfolge derselben zu schildern, sobald die amtlichen Berichte des Grafen Eulenburg erschienen sind.

A.

Lebensweise der Europäer in Niederländisch-Indien.*)

Die heiße Tageszeit vertritt hier zu Lande die Stelle der Nacht und wird meist verschlafen und verträumt. Selbst das Militär in den Kasernen ist gesundheitshalber von des Morgens 10 bis Mittags 4 Uhr consignirt und überläßt sich während dieser Zeit ganz jenem schönen Nichtsthun, welches das Leben der Eingeborenen und namentlich das der europäischen Bewohner charakterisirt, die sich gewöhnt haben, die allgemeine Ordnung umzukehren und aus dem Tage Nacht und aus dieser Tag zu machen, indem sie den Nachmittag schlafend und die Vormitternacht wachend zubringen; eine Gewöhnung übrigens, welche bei dem heißen Klima des Landes für die Erhaltung der Gesundheit unbedingt nothwendig ist. Eine Zeichnung der täglichen Lebensweise, wie sie die europäischen Kolonisten zu führen pflegen, würde folgendes Bild liefern.

Um die frische balsamische Morgenluft einzuathmen, kommt der Kolonist bereits eine Stunde vor Sonnenaufgang zum Vorschein, mit nichts Anderem bekleidet, als mit einer Kapuai, einer Art Schlafrock von weißem Kattun, und einem Sarong. In diesem luftigen Morgenkostüm, Pantoffeln an den Füßen, wandelt derselbe in der Galerie oder Veranda seines Hauses auf und nieder. Sapa sito? oder: Sapa ade? d. h. Wer ist hier? oder: Ist hier Jemand? ist gewöhnlich sein erster Laut, und wenn er diese Frage mit bewundernswürdiger Geduld mehrmals wiederholt hat, kommt endlich eine noch schlaftrunkene Sklavin zum Vorschein, um nach den Befehlen ihres Herrn zu fragen. Dieser genießt nun nach Belieben Thee, Kaffee oder Chokolade, welche ihm die Sklavin stillschweigend reicht und ihm dabei eine brennende Manila in den Mund steckt. Während der Hausherr gemächlich seinen Trank schlürft, bleibt die Sklavin zu seinen Füßen liegen, um seine ferneren Befehle abzuwarten, die sie übrigens im Voraus kennt. Sie hat darum auch bereits einen frischen Sarong und Kapuai in der Hand und wartet geduldig, bis der Befehl: Mabu mandi, d. h. ich will mich baden! aus seinem Munde kommt, worauf ihm das Mädchen in die Badekammer folgt. Fühlt sich der Herr nach viertelstündigem Baden und Waschen nicht recht erfrischt, dann legt sich derselbe verdrießlich wieder zu Bett, um nach kurzer Zeit dasselbe Manöver zu wiederholen; fühlt er sich hingegen recht erfrischt, dann setzt er sich sogleich in demselben luftigen Morgenkostüm an die Tafel, wo seiner ein reiches Frühstück wartet, das er in Familie genießt.

Nach dem Frühstück ist das Ankleiden ein schweres Werk. In keinem Lande nämlich macht man so wenig Gebrauch von Händen und Füßen, als hier in Ostindien. Man läßt sich durch zwei Sklavinnen die Strümpfe, von jeder einen, anziehen, streckt hierauf die Beine aus, um sie in die Hosen, die Arme, um sie in die Weste stecken zu lassen; und ist man endlich auf gleiche Weise mit Schuhen, Halstuch u. s. w. versehen, dann vollendet den Anzug ein weiß-

*) Dieser Aufsatz hat denselben Thüringer zum Verfasser, dessen Schilderungen aus dem indischen Archipelagus wir in der vorigen Nummer mitgetheilt haben. Die Darstellung bezieht sich speciell auf die Holländer zu Kupang, Insel Timor.

battistener Rock, welcher hier allgemein getragen wird. Augenblicklich kommt nun ein „blauer" Junge mit einem Payong, d. i. Sonnenschirm, zum Vorschein und hält diesen seinem Herrn mit vieler Sorgfalt über den Kopf, um zu verhüten, daß das kostbare Gehirn desselben auf dem langen Wege von der Hausthür bis an die Chaise durch einen Sonnenstich in Gefahr komme. In der Chaise nimmt derselbe eine mehr liegende als sitzende Haltung an und ruft seinem trägen Kutscher mit lauter Stimme zu: Tjalan kras! bureau! bureau! Bubunjee — lah! d. h. Fahr zu, fahr zu und gebrauche die Peitsche! — um sich das Ansehen zu geben, er sei mit dringenden Geschäften überladen.

Um zwölf Uhr kehrt derselbe zurück, um sich von den ausgestandenen Strapazen durch einen Mittagsschlaf von mehreren Stunden zu erholen. Zu diesem Zweck läßt er sich durch ein paar, ja selbst durch drei und vier junge Sklavinnen entkleiden und befiehlt ihnen folgendes Manöver an seinem Körper zu verrichten, wozu diese Art Mädchen besonders abgerichtet sind. Der Kaufpreis derselben richtet sich meist nach der Geschicklichkeit in den fraglichen Manipulationen, deren Namen zugleich die Verrichtungen andeuten, und die einen guten Theil von den Lebensgenüssen der Kolonisten ausmachen, welche ein epikuräisches Leben zu führen die beste Gelegenheit haben. Das erste dieser Manöver heißt Pidzit, ein sanftes Drücken der Arme, Beine, Lenden, des Rückens, Halses und Kopfes; dann folgt Sapu-Sapu, ein leises Streichen mit der flachen Hand über den ganzen Körper; hiernächst Tjobit, ein sanftes Kneipen mit dem Daumen und Zeigefinger über den ganzen Körper; weiter Tomlok, ein kitzelnd Drücken und Stoßen mit der Faust; endlich Urut-of-kamas, ein künstliches Recken und Kneten aller Glieder und Gelenke, bis sie knacken. Alle diese Operationen, durch sanfte und geschickte Frauenhände verrichtet, bringen eine wollüstige Abmattung zuwege, die den Schlaf angenehm und stärkend und die Glieder biegsam und gelenkig macht. Viele dieser Epikuräer sollen durchaus nicht im Bett bleiben können, wenn sie ihren Körper nicht zuvor durch vier Sklavinnen haben recken und durchkneten lassen.

Die Bettstellen, Bali-bali genannt, sind sehr geräumig, niedrig und meist ohne Seitenwände. Das Bettzeug besteht in einer Haar- oder Baumwollenmatratze. Die Kissen sind lang und schmal und ein dergleichen rundes wird zwischen die Beine genommen, um zu verhüten, daß die Kniee an einander drücken. Die Matratze ist mit einem feinen Leinen bedeckt und darüber liegt eine kostbare, mit Goldblumen auf purpurnem Grunde gezierte Decke, die fast bis auf den Boden reicht, welcher ebenfalls mit schönen Matten oder Teppichen bedeckt ist. Gewöhnlich legt man sich auf das Bett, anstatt in dasselbe, ohne ein anderes Nachtgewand anzuhaben, als den beliebten Sarong und Kapuai. Um die sehr lästigen Moskitos und andere Insekten aus dem Bett zu halten, ist dasselbe mit doppelten Gardinen von Gaze behängt, welche den freien Zugang der Luft nicht wehren und hinter welchen man das Zimmer übersehen kann, ohne selbst gesehen zu werden.

Um vier oder um fünf Uhr, ja selbst erst nach dem Untergange der Sonne, um sieben Uhr — die Sonne geht hier das ganze Jahr hindurch, mit einer Abweichung von sieben Stunden nach unserer Zeit, regelmäßig um sechs Uhr auf und um sechs Uhr unter, — kommt Herr und Frau — Duan an Noua — wieder zum Vorschein und man kleidet sich eben so wieder, wie am Morgen. In Folge dieser Gewöhnung macht man aus einem Tage zwei und sucht so dem eintönigen Lebensgenuß eine angenehme Abwechselung zu geben.

Zu den wichtigen Tagesgeschäften gehört das Mittagsmahl, ein unerschöpflicher Brunnen von Genuß für den reichen Kolonisten. Der Ueberfluß an Lebensmitteln, Fische, Fleisch, Geflügel, Vogelnester und die köstlichen Früchte, welche das Land liefert, wird noch vermehrt durch Alles, was die Gastronomie in Europa nur ausfinden konnte, um den Gaumen zu kitzeln. Allerlei getrocknete und eingelegte europäische Früchte und Eßwaaren zieren die Tafel, die zugleich mit den köstlichsten Weinen besetzt ist. Servirt wird nicht durch Bediente, sondern durch eine Anzahl hübscher Sklavinnen.

Nach der Tafel, welche ein paar Stunden dauert und wobei man sich mit heiteren Gesprächen und der Chronique skandaleuse unterhält, wozu es auch hier nicht an Stoff gebricht, bleiben die Herren an der Tafel sitzen und rauchen Cigarren, lange Kabaalpfeifen oder auch ihre Hauka, eine 14 Fuß lange Pfeife, deren elastisches Rohr zur Abkühlung des Rauchs durch einen Wasserbehälter läuft, und die mit einer Mischung von Tabak, Zucker und Opium gefüllt ist. Viele dieser Herren lehnen sich, nachdem sich die Damen nach englischer Sitte in ihre Zimmer zurückgezogen haben, zu mehrerer Bequemlichkeit in ihren Armstuhl zurück und legen die Beine auf die Tafel, oder sie machen zur Beförderung der Verdauung eine Spazierfahrt, allein niemals einen Spaziergang, weil dies eine sehr seltene und auffallende Erscheinung sein würde.

Der Abend wird meist mit Musik, gesellschaftlichen Spielen und Gesang zugebracht, und erst spät in der Nacht legt man sich zum zweiten Male schlafen. Ehe man dazu übergeht, läßt man durch eine Sklavin die Moskitos aus dem Bette jagen und sich den Schlaf in die Augen oder aus den Augen reiben, womit alle die wichtigen Verrichtungen des Tages geendigt oder, besser gesagt, gekrönt werden.

Des Morgens um sechs Uhr beginnt dieselbe Lebensweise wieder, die fast bei allen Europäern dieselbe ist, natürlich mit Ausnahme des armen Soldaten, welcher nicht allein der Mittel und der Gelegenheiten zu so außergewöhnlichen, theuren Vergnügungen beraubt, sondern auch dem Einflusse des tropischen Klimas mehr ausgesetzt ist.

Die Sonne, deren Strahlen wir im Norden so gern aufsuchen und nur während der kurzen Sommerzeit vermeiden, beherrscht die Lande unter dem Aequator wie ein Sultan, der seinen Sklaven bei allen Wohlthaten doch auch seine Macht mit eiserner Hand fühlen läßt. Wenn sie nämlich gerade über dem Scheitel steht, so ist sie beinahe unerträglich und das Thermometer kommt nicht selten Mittags im Schatten auf 94 bis 96° und in der Sonne auf 125° Fahrenheit. Diese schreckliche Hitze wirkt natürlich auf Körper und Geist um so nachtheiliger, je länger man dem Einflusse derselben direkt ausgesetzt bleibt. Die Körperkräfte sinken, die Denkweise verändert sich, die Eindrücke, welche die Außenwelt gibt, bleiben für den Geist nicht gut mehr faßlich, und kühl, gefühllos und gleichgültig — das Charakterbild aller Indier, — sieht man nach kurzer Zeit auf die Natur hin, die uns bei ihrem ersten Anblick unwiderstehlich bezaubert hatte. Man sehnt sich nach dem Wechsel der Jahreszeiten! Der ununterbrochene Sommer, nur in der Regenzeit von der Mitte November bis Mitte April etwas abgekühlt, und das ewige Grün der Urwälder und der undurchdringlichen Büsche, versenkt den Geist in Gleichgültigkeit gegen die Schönheit der Natur und läßt ihn eine Veränderung wünschen, von welcher Art immer sie sein möge. Ach, kein Veilchen im Frühling, keine Schlüsselblume im Mai und keine Rose im Junius erfreut durch ihren Anblick, wiewohl es hier nicht an Blumen gebricht, die durch Farbenpracht, Fülle und Wohlgeruch köstlich sind.

Oft, wenn ich in den Monaten, wo in der lieben Heimath strenge Kälte herrscht und die Fluren mit Schnee bedeckt sind, am einsamen Strande einer Insel wandle oder in Begleitung eines Indiers, der mir als Führer dient, durch den Wald streife und, was ich am liebsten thue, die höchsten Berge der Gegend mit ihren meist vulkanischen Kegeln erklimme, wohin vielleicht noch nie zuvor ein Orang blanda, ein Bleichgesicht, wie uns die Indier nennen, den Fuß gesetzt hat, dann erfreue ich mich zwar innig der erhabenen Größe und wilden Schönheit der Natur; — allein wenn nun die Sonne ihre Strahlen lothrecht auf meinen Scheitel niedersenkt

und die Hitze unerträglich wird, wenn auf den kahlen, glühenden Felsen kein Baum und keine Quelle mir Schatten und Labung darbietet, dann sehne ich mich nach einer Winterlandschaft, dann verlange ich schmachtend nach Eis, nach Schnee! Und wenn mich dann auf dem Rückwege von solchen Ausflügen nicht selten die Nacht überrascht und ich mich tausend Gefahren ausgesetzt sehe, wenn ich vielleicht gar die Richtung, — von Wegen ist hier zu Lande durchaus keine Rede, — verfehlt habe und das Zischen der Schlangen, der schwere Fußtritt des schwarzen Elephanten oder gar das Brüllen des Tigers mich schreckt: — — dann sehne ich mich mächtig nach meinem Heimathlande, nach den friedlichen, vom Fleiße des Landmanns bebauten blühenden Fluren, wo ich einst so glücklich war! — Dann gedenke ich der tausend Freuden und Genüsse, die mir der Umgang mit meinen Lieben und vielen anderen Freunden gewährt hat, und weine oft heiße Thränen bei dem Gedanken an die Möglichkeit, daß ich nie wieder in die Heimath zurückkehren, nie wieder glücklich werden soll! — (Der Verfasser ist in Niederländisch-Indien verschollen.)

Die Camorra in Neapel.

Unter den vielen geheimen Gesellschaften, die in Italien stets einen üppigen Boden zum Emporwuchern gefunden haben, ist der Geheimbund der Camorra eine der eigenthümlichsten. Wir finden ihn auch jetzt noch über Süditalien ausgebreitet, und man braucht nicht lange in Neapel gewesen zu sein, um von den Camorristen zu hören. An öffentlichen Orten hütet man sich zwar, den Namen dieser gefürchteten Gesellschaft laut auszusprechen, und ebensowenig wird man ihn in den Volksgesprächen erlauschen, denn das Volk hat eine Scheu vor der Camorra, ähnlich wie man in Deutschland im Mittelalter nicht gern von der heiligen Vehme sprach.

Aber sehr oft liest man in den neapolitanischen Blättern irgend etwas über die Camorristen. Bald heißt es da: „Gestern fand eine von mehreren Camorristen geleitete Demonstration gegen diese oder jene mißliebige Persönlichkeit statt," oder: „Gestern widersetzten sich einige Camorristen der Aufforderung einiger Guardie di pubblica sicurezza, an einem öffentlichen Orte ihre Zeche zu bezahlen; es kam zum Handgemenge und auf beiden Seiten gab es Verwundungen." Bald wieder erhebt eine Zeitung den sonderbaren Klageruf: „In allen höheren Aemtern unserer städtischen Verwaltung sitzen Camorristen und treiben einen schamlosen Stellenhandel" u. s. f.

Das Unwesen, welches die Camorristi treiben, ist allerdings arg, und eine Scene, die im Juni des Jahres 1861 von ihnen in einer der belebtesten Straßen Neapels aufgeführt wurde, kennzeichnet die Mitglieder dieses Geheimbundes. In eine Trattoria traten am hellen Nachmittage drei anständig gekleidete Herren ein und ließen Wein und Speisen auftragen. Während des Essens und Trinkens fragen sie aber den Wirth: „Nun, Pasquale, warum hast Du denn noch keine weiße (bourbonische) Fahne an Deinem Ladenfenster aufgesteckt?" Die neapolitanischen Trattorien haben förmliche Ladenfenster, wo gekochte und unzubereitete Speisen zu anlockender Schau aufgestellt sind. „Weißt Du denn nicht, daß in diesem Augenblicke Franz II. durch die Porta Capuana seinen Einzug in Neapel hält, die ganze Stadt in offener Reaktion ist und ihn mit Jubel begrüßt?" Der etwas einfältige Mann glaubt den Camorristi auf's Wort, eilt sofort in seine Rumpelkammer, wo er, um nach echt neapolitanischer Art für alle Fälle geborgen zu sein, die weiße Fahne der Bourbons friedlich neben der Trieolore mit dem Kreuz von Savoyen aufbewahrte, und beeilt sich zur Feier des Tages das Banner mit den Lilien an seinem Laden aufzupflanzen. Zwei der bei ihm eingekehrten Camorristen eilen darauf zu einem gegenüberwohnenden Zuckerbäcker, schwatzen ihm dasselbe vor und erzielen dasselbe Resultat, d. h. das Aufstecken der bourbonischen Fahne. Damit zufrieden, begeben sie sich wieder auf die Straße, machen einige Vorübergehende auf die Fahnen aufmerksam, stürzen dann mit ihnen in das Local Signor Pasquale's, dem sie unter dem Ruf: „Maledetto Reazionario!" Alles zusammenschlagen, erregen einen ungeheuren Tumult, in dem der Zuckerbäcker, wahrscheinlich als Opfer einer Privatrache, von einem Dolchstich fällt, und machen sich dann, ohne Pasquale zu bezahlen, unbemerkt aus dem Staube.

Solche Vorgänge sind gar nicht selten und leider nicht das Schlimmste, was die Camorra leistet. —

Ueber ihren Ursprung ist man nicht recht im Klaren; alte Leute von siebenzig Jahren behaupteten mir gegenüber, schon in ihrer Jugend von der Camorra gehört zu haben. Ebensowenig vermochte ich über den Namen Camorra, der keineswegs italienisch ist, Gewisses zu erfahren. Der gelehrte Professor Zupetta in Neapel behauptet aber, daß Camorra ein Wort jenes semitischen Dialekts sei, den ein Theil der Bevölkerung Malta's redet. Auch glaubte er daraus nicht mit Unrecht die Folgerung ziehen zu dürfen, daß die Camorra ursprünglich auf Malta entstanden und von dieser Insel nach Sicilien und überhaupt Süditalien verpflanzt worden sei.

Die Thätigkeit der Camorra ist eine sehr vielfältige. Ihre höher gestellten Mitglieder befinden sich in vielen öffentlichen, namentlich städtischen Aemtern, wo sie zunächst das allgemeine Interesse ihres Geheimbundes wahren, dann aber auch nach Möglichkeit den in Neapel immer und von jeher beliebten Aemterschacher treiben. Die Camorra übernimmt es, gegen gute Bezahlung die beleidigte Unschuld und das gekränkte Recht blutig zu rächen und übt außerdem den niederen Classen gegenüber eine Art Polizei aus. Die Camorristen niederer Rangstufen befinden sich an allen Halteplätzen von Miethkutschen, von denen sie für jede Fahrt eine Steuer erpressen; in allen öffentlichen Speise- und Trinklocalen, in den Schauspielhäusern, wo sie den Taschendieben auflauern und ihnen ein Halbpart zurufen, das nie unerhört bleibt; endlich sieht man sie auch auf den Plätzen, Märkten und verkehrreichsten Straßen, ganz besonders aber am Hafen, wo sie gute Freunde der Zollbeamten sind und mit ihnen im Verein das Schmuggeln besorgen.

Sobald ein Bauer mit Früchten, Gemüsen oder Vieh zum Verkauf in die Stadt eintritt, ist auch ein Camorrist bei ihm, der das Mäklergeschäft besorgt, seinen Clienten vor Uebervortheilung schützt, ihm aber dafür eine Steuer auferlegt. Wo nur das Volk sich belustigt und z. B. auf Straßen und Plätzen Karten, Würfel oder mit in die Luft geworfenen Münzen spielt, da fehlt der Camorrist nicht; er sorgt dafür, daß kein Betrug verübt werde, zieht aber von jedem Gewinner sein Stipendium ein. Doch noch mehr. Der Instinkt dieser Leute streift an's Außerordentliche. Bemerken sie z. B. (und was bemerkten sie nicht?), daß das Geschäft eines Kaufmanns recht gut geht, so erachten sie auch ihn reif zur Besteuerung, senden eines schönen Tags einen ihrer Genossen in seinen Laden, lassen durch diesen verschiedene, vorher genau bestimmte Waaren besichtigen und kaufen, doch statt mit Geld, mit dem nur halblaut dem Verkäufer in's Ohr gerannten Wort „Camorra" bezahlen. Der Kaufmann wird bleich, doch da er weiß, daß ihm ein nie fehlender Dolchstich gewiß wäre, wenn er nicht gute Miene zum bösen Spiele macht, so verneigt

er sich vor dem Herrn Camorristen und läßt ihn ruhig von dannen ziehen, ohne die Polizei mit Angabe des Vorgefallenen zu behelligen. Die zweideutigen Häuser, in denen mit Schönheit und Verführung Handel getrieben wird, stehen ebenfalls unter Aufsicht der Camorristen und werden von ihnen mehr als von der Polizei zur Beobachtung gewisser Gesundheitsmaßregeln angehalten, dafür aber natürlich auch besteuert.

Die Camorra ist ein in sich sehr streng geordneter Verein, ein Staat im Staate, in dem Jeder seine Bestimmung und Verwendung je nach Vermögen und Fähigkeit findet. Man wird nicht ohne Weiteres in ihn aufgenommen; wer sich etwa erkühnen sollte, im Namen der Camorra zu handeln, ohne ein berechtigter Camorrist zu sein, würde diese Verwegenheit bald zu beklagen haben, denn die Camorra hat ihre Gesetze und bestraft falsche Camorristen unnachsichtlich mit dem Tode.

Wie schon oben bemerkt, ihr Ursprung ist in Dunkel gehüllt. Ueber die inneren Einrichtungen des Bundes gilt Nachfolgendes für durchaus verbürgt. Die Camorra ist eigentlich eine Gesellschaft, die sich nur vom Vater auf den Sohn fortpflanzen soll. Es ist jedoch auch Anderen möglich Aufnahme zu erlangen, nachdem sie gewisse Prüfungen bestanden haben. Hat sich Jemand die Freundschaft eines Camorrista erworben und diesem den Wunsch mitgetheilt, in die Brüderschaft einzutreten, so wird er einem der Geschäftsführer vorgestellt. Dieser richtet verschiedene Fragen an ihn, welche daraus hinauslaufen: ob er fortan seine eigene Existenz der der Camorra gänzlich unterwerfen und blindlings alle ihre Befehle vollziehen wolle? Nachdem er diese Fragen zur Genüge beantwortet und Gnade vor den Augen seines Examinators gefunden hat, wird er vorläufig als Freiwilliger, oder wie der technische Ausdruck lautet, als „Picciotto d'onore" der Camorra einverleibt und einem gewiegten Mitgliede der Gesellschaft als Lehrling für ein ganzes Jahr beigegeben. Außer der bereits erwähnten Prüfung muß er aber zuvor auch noch eine genaue Untersuchung in Betreff seiner gesellschaftlichen Stellung über sich ergehen lassen. Er darf weder zur Polizei, noch zur Gensdarmerie, noch zur Marine gehören, weder ein Spion noch Dieb gewesen sein. Ueberdies hat er, wenn verheirathet, den Nachweis zu liefern, daß seine Frau oder auch die Schwester nicht der Prostitution angehören. Erst wenn dies Alles zu Gunsten des Neulings festgestellt worden, kann er, wie man ferner in Neapel erzählt, auf ein eisernes Crucifix den Eid unverbrüchlicher Verschwiegenheit und Treue leisten. Dieser besteht in einer furchtbaren Formel.

Nachdem der Picciotto d'onore ein Jahr getreulich im Dienste und der Unterstützung seines Lehrmeisters ausgehalten, gilt er für geeignet, die nächsthöhere Stufe zu erlangen, d. h. Picciotto di sgarro zu werden, nachdem er sich den dazu erforderlichen Prüfungen unterworfen hat. Diese Prüfungen sollen kein Kinderspiel sein, denn sie bestehen, wie man wissen will, entweder darin, daß der Einzuweihende sich für die größte Missethat, welche ein eigentlicher Camorrista verübt hat, schuldig bekennen und die von den Behörden zuerkannte Strafe in einem öffentlichen Gefängniß absitzen muß, oder daß er den Auftrag empfängt, im Interesse der Camorra irgend Jemandem mit dem Dolch die Pforte des Jenseits zu erschließen, oder einen Mitbruder aus der Gefangenschaft zu befreien, sich mit einem andern Bewerber um die Würde eines Picciotto di sgarro auf Dolchmesser zu schlagen, oder in ähnlichen Bravourstücken. Wie lange man Picciotto di sgarro gewesen sein muß, um eigentlicher Camorrista werden zu können, weiß ich nicht, gewiß aber ist, daß Jeder, der sich zu der Stufe eines eigentlichen Camorrista emporschwingen will, vor Erreichung dieses letzten Grades nochmals strengen und gefährlichen Prüfungen unterworfen wird.

Diese Proben sind es gerade, welche der Camorra eine geheimnißvolle Macht über die Massen des Volks verleihen und aus ihren Mitgliedern sichere Werkzeuge machen, die blindlings den Auftrag ihrer Oberen erfüllen, ohne sich für das, was sie auf deren Wink vollbringen, verantwortlich zu fühlen. Auch unter den eigentlichen Camorristi giebt es noch verschiedene Rangstufen, doch soll die Wahl der zahlreichen Beamten ihrer Gesellschaft größtentheils der freien Abstimmung ihrer Distriktsmitglieder vorbehalten sein.

Der über ganz Süditalien sich erstreckende Geheimbund ist in seinem Innern wie ein Staat organisirt. In jeder größern Stadt hat die Gesellschaft ihr Büreau, in jeder Provinzialhauptstadt eine Art Centralverwaltung. In den zwölf Stadttheilen Neapels giebt es, wie man als ganz gewiß versichert, zwölf Camorristenbüreaus, die mit den tüchtigsten und intelligentesten, zugleich aber auch den dolchgewandtesten Mitgliedern besetzt sind. Jedem Büreau steht ein Oberer vor, dem die Untergebenen blindlings zu gehorchen haben. Wer den Gehorsam verweigern wollte, würde, so sagt man, vor das heimliche Gericht der Aeltesten gestellt, das nach alten überlieferten Satzungen für jedes Vergehen ein bestimmtes Strafmaß ausspricht. Die Hauptstrafen seien Stockprügel, Einsperrung mit Fasten, einstweilige Amtsenthebung, Ausstoßung und endlich Todesstrafe. Die letztere wird aber nur dann vollzogen, wenn der Ungehorsame sich an der Frau eines seiner Mitbrüder vergriffen, gegen einen Obern einen Stock oder eine Waffe erhoben, innere Zwietracht in der Gesellschafft angeschürt oder Verrath begangen hätte. Man erzählt in Neapel, es sei vorgekommen, daß ein von den Aeltesten der Camorrista zum Tode Verurtheilter zu fliehen verfucht habe. Aber sofort wurden alle Büreaus der Gesellschaft in allen Städten der Provinzen von der Flucht des Verurtheilten in Kenntniß gesetzt und ihnen eine genaue Kennzeichnung desselben zugestellt. Während es unter der bourbonischen Polizei Mördern und Spitzbuben ziemlich leicht fiel, sich den strafenden Armen der Gerechtigkeit zu entziehen, soll kein Fall vorliegen, daß ein von der Camorra verurtheiltes Mitglied den Dolchen seiner Gesellschaftsbrüder entgangen wäre.

Auch Nichtmitglieder der Camorra, die sich als Feinde derselben erwiesen, öffentlich gegen sie geschimpft, über ihre Einrichtungen und Tendenzen gesprochen oder versucht haben sie sonst zu benachtheiligen, können darauf gefaßt sein, von den Aeltesten dieser eigenthümlichen Vehme verurtheilt zu werden. Gewöhnlich naht sich ihnen, etwa Abends, ein Unbekannter, flüstert das Wort „Camorra" und stößt sie nieder. Doch erzählt man auch Fälle, daß Leute, welche der Camorra verdächtig waren, von ihren Picciotti di sgarro angefallen und mit verbundenen Augen in einen Wagen geschleppt wurden, der nach langen Irrfahrten endlich vor einem Hause hielt, wo man den Gefangenen aussteigen hieß, ihn durch mehrere Gänge in einen großen Saal führte und dann ihm die Binde von den Augen nahm. In dem Saale brannten viele Kerzen und auf einem Gerüste saßen zwölf in schwarze Talare gekleidete Männer mit schwarzen Masken. Der Gefangene wurde genau verhört; konnte er nachweisen, daß der Verdacht unbegründet gewesen, so wurde er höflich gebeten, die kleine Unannehmlichkeit nicht übel zu nehmen. War er ein armer Mann, so erhielt er wohl auch für die ausgestandene Angst eine Geldentschädigung. Dann aber wurden ihm die Augen wieder verbunden, man führte ihn mehrere Stunden lang in der Irre umher und entließ ihn, wenn er es am wenigsten vermuthete. Man sieht, die ganze Sache nimmt sich genau so aus als ob sie in irgend einem italienischen Räuberromane spiele; aber schwerlich sind solche Erzählungen ganz aus der Luft gegriffen.

Ein aus dem Verband der Camorra ausgeschlossener Mann wird unter strenge Ueberwachung gestellt, damit er das Geheimniß der Gesellschaft nicht verrathe. Wagt er es, sich auch ferner das Ansehen zu geben, als ob er noch der Camorra angehöre, oder will er gar Steuern in ihrem Namen erheben, dann ist sein Loos besiegelt; seine früheren Brüder bringen ihn bei nächster Gelegenheit an den oben beschriebenen Ort vor die Aeltesten und tödten ihn, nachdem der richterliche Ausspruch ergangen, sofort. Ein von den

Behörden gefänglich eingezogener Camorrist ist nicht gerade schlimm daran, denn es ist erwiesen, daß solche Camorristen in der Haft nicht nur von ihren Mitgefangenen, sondern selbst von den Gefangenwärtern Steuern erhoben haben.

Zuletzt noch ein Wort über das, was man in Betreff ihrer Finanzverwaltung weiß. Jedes Büreau der Camorristi hat einen Rechnungswart, „Contarolo", der die eingehenden Gelder (jedes Mitglied muß seinen Tagesverdienst abliefern) in Empfang nimmt, genau zu Buche bringt und die gemeinsame Kasse, die den Namen „Barattolo" führt, verwaltet. Allmonatlich erhält jeder eigentliche Camorrista den ihm daraus zukommenden Antheil, doch bleibt immer ein Reservefonds, aus dem Waffen, namentlich Dolchmesser und Revolver angekauft und andere nothwendige Ausgaben bestritten werden. Der Picciotto erhält aus der Gesellschaftskasse nichts, sondern wird von seinem Lehrmeister erhalten.

Als Erkennungszeichen dienen zwei eigenthümlich geformte Messer, die ein Jeder bei sich trägt.

Man hat schon oft versucht, der Camorra ein Ende zu machen, doch bisher ohne Erfolg. Noch Franz der Zweite versuchte es gleich nach seinem Regierungsantritt und ließ viele Camorristen festnehmen und auf die Inseln transportiren, nun aber setzten sich in Folge dieser Maßregel die Camorristi mit dem Revolutionscomite in Verbindung und halfen zur Vertreibung des Königs mit. Nach dem Einzug Garibaldi's in Neapel suchte der Minister Liborio Romano die Camorristen nützlich zu verwerthen, indem er aus ihnen eine Art Polizei bildete, doch that dies auf die Länge nicht gut. Spaventa, der ihm in der Polizeiverwaltung Neapels folgte, wollte die Camorristen durch die Camorristen vertilgen, indem er einen Theil derselben anstellte, damit er die Andern verfolge, doch auch dies führte zu keinem Ziele; die Camorristen bestehen noch bis auf den heutigen Tag. Mancher stolze Palast Neapels ist von dem Golde, das sie erpreßt, emporgewachsen, manche Familie, die für höchst anständig gehalten wird, verdankt ihren Wohlstand der Camorra. Sie ist eine gesellschaftliche Schmarozerpflanze, die durch fast alle Stände geht. Ob es den Piemontesen gelingt, diesen Krebsschaden der Gesellschaft auszurotten, muß die Zeit lehren.

Eduard Rüffer.

Rosse und Reiter in Persien.

Wir haben neulich das edle arabische Pferd beschrieben und schließen heute eine Schilderung aus Persien an; wir entnehmen dieselbe einem uns vorliegenden Manuskripte: „Reisen im Orient, mit Bildern aus Persien," welches der kaiserlich österreichische Artilleriemajor, Herr August K. Krzyž, uns zur Verfügung gestellt hat. Der Verfasser war als Instruktor der Artillerie des Schah eine Reihe von Jahren in Persien.

Wenn man, schreibt er, in Persien gut, schön und elegant beritten sein will, bedient man sich der im Lande aufgezogenen Vollblut-Araber und der Turkomanen. Erstere mittelgroße, gedrängte, elastische Race ist allgemein bekannt, deshalb gehe ich gleich zu der turkomanischen über. Diese Zucht zeichnet sich durch die besondere Höhe der Pferde und durch ihre Stattlichkeit aus; ein sechzehnfäustiger Turkoman gilt für niedrig und fast alle diese Pferde sind siebzehn bis achtzehn Fäuste hoch. Der Hals ist lang und schmal, der Kopf schön und proportionirt, die Brust aber für einen solchen Koloß in den meisten Fällen nicht breit genug. Im Ebenmaße nicht so schön wie der Araber, imponirt es doch durch seine Höhe, während eine außerordentliche Schnelligkeit und Ausdauer im Laufen dieses Pferd auszeichnet. Uebrigens verlangen die Turkomanen viel mehr Pflege und Wartung als jede andere Race, ihre Gesundheit ist leicht allerlei Störungen unterworfen und Verkühlungen werden sehr oft verhängnißvoll.

Eine einheimische gute, feste und sehr brauchbare Pferderace sind die Karabagher, aus dem Norden der Provinz Asserbeidschan; diese Gattung Pferde, gleich allen anderen, welche Halbblut sind, werden in Persien in die Klasse der „Jabu" gerechnet, das heißt solcher, die man nur zum Einspannen, zum Berittenmachen der Domestiken und zu Lastthieren für die Karawanen verwendet. Ferner werden in Persien zu jedwedem Gebrauche nur ausschließlich Hengste in Anspruch genommen und die Stuten bleiben in den Gestüten zurück, ohne je anderswo erblickt zu werden.

Die Perser reiten ihre Pferde schon als Fohlen von 2 bis $2^1/_2$ Jahren. Die Folge eines solchen Mißbrauches bleibt nicht aus, denn solch ein edles Thier, z. B. ein Araber, ist mit 4 Jahren schon mit Spath behaftet, mit 6 Jahren strupirt und mit 10 Jahren fast zu keinem bessern Zwecke mehr tauglich, als höchstens zum Jabu einer Karawane. Von einem schulmäßigen Zureiten der Pferde ist bei den Persern keine Rede und die Fohlen werden, nachdem sie das erste Jahr nur leicht geritten wurden, von 3 bis $3^1/_2$ Jahren angefangen, täglich mehr und mehr strapazirt und dabei mit einem weiten Filzteppiche, vom Kopfe über Hals und Rücken bis zu den Sprunggelenken hinab überdeckt, ordentlich eingewickelt. Während man sie bei dieser Behandlung nur mit Gerstenstroh und sehr wenig Gerste füttert, in verfinsterte Stallungen einstellt, auch des Nachts vollständig mit Filzen verwahrt, damit sie viel transpiriren, fährt man damit so lange fort, bis das Fett verschwindet und das Fleisch hart und sehnig geworden ist.

Was die Fütterung der Pferde anbelangt, so besteht diese täglich in einem Gewichte von 2 Man (ein Man 5 Pfd. 9 Loth) kurzgehackten Gersten- oder Weizenstrohes und in 1 bis $1^1/_2$ Man Gerste. Der Wärter wirft dem Pferde früh beim Striegeln und Putzen 3 Hände (beide Hände hohl zusammen gehalten) voll Gerste in etwas Stroh in das Freßgestell hinein, wonach bis zum Abende hin das bloße Stroh nachgeworfen wird; beim Sonnenuntergange erhält es den Rest der Gerste, 4 Hände voll. Jedes Frühjahr müssen die Pferde purgiren. Zu diesem Zwecke bricht man ihnen successive die Gerste ganz oder nur zur Hälfte ab, verabreicht ihnen statt des Gerstenstrohes die grünen, zarten abgemähten Gerstenhalme, Klee oder andere wohlriechende Kräuterarten, und zwar täglich mehr und mehr, bis sie am Ende so viel bekommen, als sie nur aufzufressen im Stande sind; selbst des Nachts haben sie ihre Krippe voll. Wenn nun an dem Zeitraume von 40 Tagen einige Tage fehlen, stellt man die grüne Fütterung (durch diesen Rest der Zeit) nach und nach ein, so daß die Pferde nach Verlauf dieser Zeit wieder auf ihre gewöhnliche Fütterung angewiesen werden. Pferde, Maulesel und Esel werden während dieser für Persien sehr zweckmäßigen Behandlung fast gar nicht oder wenig aus dem Stalle geführt, man wechselt lieber mit denen, welche zum Dienste unumgänglich nöthig sind, und setzt sie in den Stand, das Maximum des grünen Futters zu consumiren. Dabei hat man den Vortheil, ihre geschwächten Kräfte zu schonen und sie nach Verlauf der Kurzeit, wenn die ganze Natur so zu sagen ein neues frisches Leben bekommen hat, um desto rücksichtsloser verwenden zu können.

Der persische Pferdewärter bedient sich zum Lager der Pferde des Streustrohes nicht, und dies wäre auch nicht wohl möglich, indem die Halme durch die ganz besondere Weise, sie zu entkornen, wie zu Häckerling zerschnitten werden. Er trocknet vielmehr an

der Sonne oder in der frischen Luft die Excremente seiner Pferde, zerkleinert sie zu Staub oder kleinen Stückchen und wirft sie des Abends mittelst der Schaufel unter die Thiere. Auch werden keine Streichbäume angewendet, sondern die Hinterfüße vermöge harrassener Bänder an eiserne Nagelringe angebunden und die Pferde in den Stallungen stets warm zugedeckt gehalten. Vom Monate April bis Ende Oktobers oder in den November hinein läßt man die Pferde und alle Lastthiere nur während des Sonnenscheins in den Stallungen stehen; sobald die Sonne verschwindet und während der Nacht bindet man sie an ihre Freßgestelle im offenen Hofe, wo sie der frischen Luft ausgesetzt sind.

Bezüglich der Preise will ich die Anmerkung hinzufügen, daß ich schöne, gute und, einen kleinen Spath abgerechnet, fehlerlose Araber und Turkomanen sah, die man für 100 Toman hätte kaufen können. Selbst für 50 Toman werden recht annehmbare Thiere dieser Racen erhandelt, wogegen man für 20 bis 30 Toman sehr starke, junge und schöne Pferde von der Landeszucht der Einheimischen haben kann.

Das Reiten der Perser, je nach den Klassen und dem Alter, ist von zweierlei Art, nämlich sehr schnell, ja verwegen bis zur Tollkühnheit und ohne alle Rücksicht auf den Menschen, das Pferd oder auf das vorliegende Terrain, oder, wieder im Gegensatze, so langsam und schleichend, daß ein Kind daneben gehen könnte. Während es für einen Perser von hohem Ton sehr unanständig wäre, schnell zu reiten, er vielmehr in seiner ganzen Majestät und unschwärmt von seinen vielen Dienern und Anhängseln, sich wie ein Stundenzeiger gelassen und pathetisch fortbewegt, rasen alle junge Leute, denen noch das Blut rasch durch die Pulse jagt, wie abgeschossene Pfeile über Anhöhen, Tiefen oder am Rande von Abgründen dahin. In solchen Fällen werden Wetten geschlossen, Pironetten ausgeführt oder galoppirend Achter beschrieben; unter diesen Partien greifen sich Andere mit Stöcken, Säbeln, Pistolen oder Lanzen an oder wieder Andere rennen mit hoch emporgehaltenen Spießen eine Strecke Weges dahin, eine solche Waffe mit Kraft in die Erde schlendernd, einen Kreis herum beschreibend, und sich tief beugend, den Spieß im Fluge und mit Behendigkeit wieder aus der Erde ziehend. Wäre überhaupt die anmuthige, malerische Gestalt eines Persers oder eines Arabers oder Kurden zu Pferde, durch den Sitz in den sehr kurzen Steigbügeln, wobei die Ferse fast auf den Rücken des Pferdes zu liegen kommen, nicht in etwas beeinträchtigt, so könnte man sich keine schöneren Reiter denken. Man muß jedenfalls die Erhaltung des Schwerpunktes über dem Sattel bewundern, indem des erhöhten Sitzes und der aufwärts gezogenen Schenkel wegen, statt des festen Sitzes nur eine Art Schaukeln stattfinden kann, und der verwegene Reiter es oftmals nur der vortrefflichen Bauart des Sattels verdankt, daß er nicht herabfällt. Sehr sonderbar nehmen sich die Perser auf ihren ganz weißen Schimmeln aus, denen sie mittelst Henna feuerrothe Verzierungen einzeichnen und ihnen vorzüglich die Füße und den Schweif färben.

Das Kloster Batalha in Portugal.

In früheren Nummern unserer Zeitschrift (Nr. 1, 2, 6, 9, 10) haben wir merkwürdige Baudenkmäler Portugals geschildert. Wir lenken heute die Aufmerksamkeit der Leser auf ein berühmtes Dominikanerkloster, das zu den hervorragenden architektonischen Monumenten der pyrenäischen Halbinsel gehört.

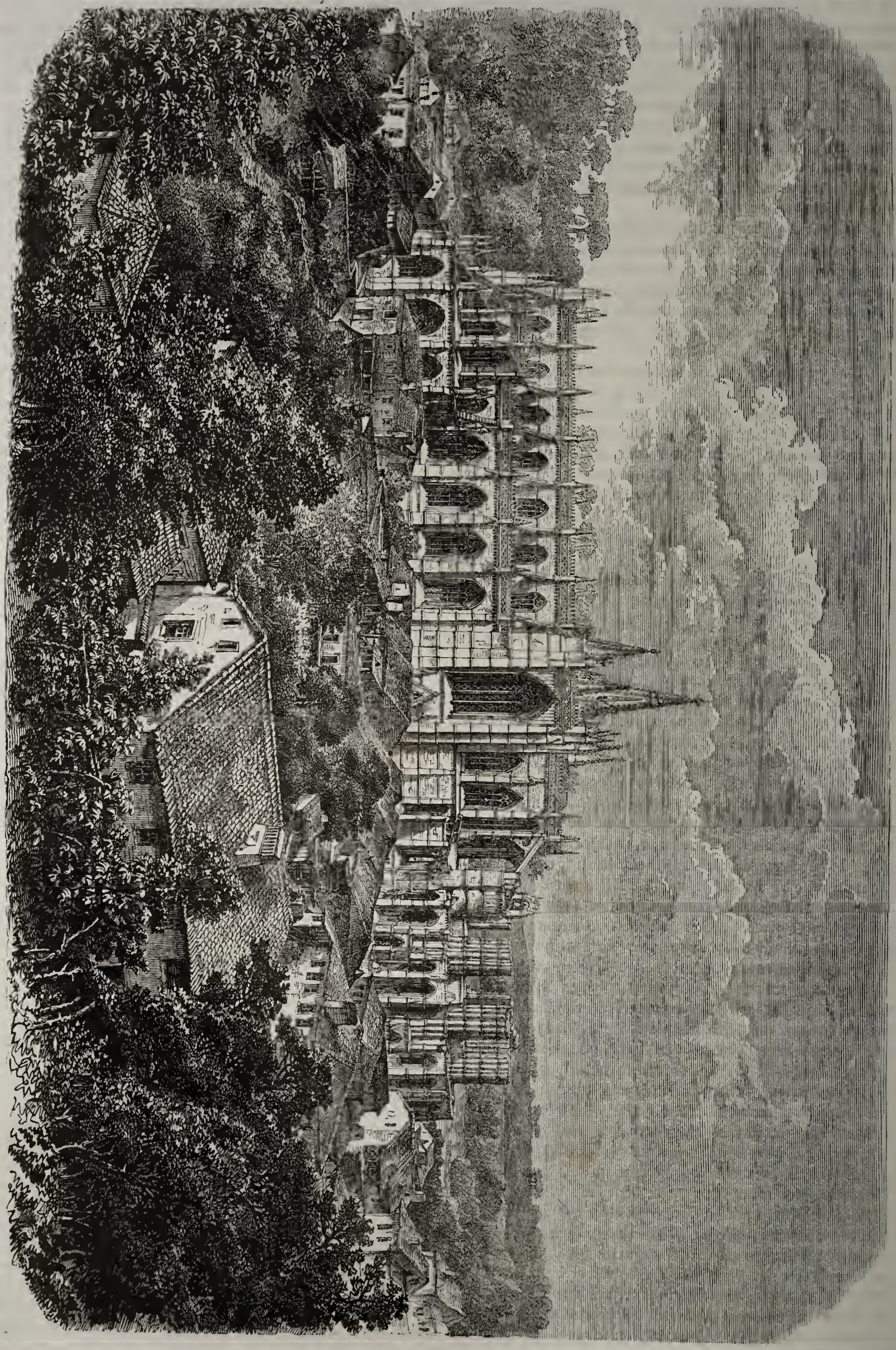
Wer auf der Straße von Coïmbra über Pombal und Leiria nach Alcobaça reist, wird nicht unterlassen, Batalha zu besuchen. Für Portugals Geschichte ist jene Gegend in der Provinz Estremadura klassischer Boden. Alcobaça, welches König Alfons der Erste, der Eroberer, im Jahre 1147 stiftete, war einst das reichste Cistercienserkloster im Lande und die Mönche mußten geborene Edelleute sein. Dasselbe galt von dem Dominikanerkloster Batalha, welches König Johann der Erste, der Unächte, erbauen ließ. Durch den Grafen Heinrich von Burgund war Portugal im Anfange des zwölften Jahrhunderts ein unabhängiges Reich geworden, das bis 1383 von Königen aus dem ächten burgundischen Stamme regiert wurde. Dieser starb mit Ferdinand dem Feinen aus und die Krone fiel an Johann den Unächten, einen Sohn König Pedro's des Strengen und der oft von Dichtern besungenen Ines de Castro. In der Schlacht bei Aljubarota überwand Johann 1385 seine Feinde, welche ihm sein Anrecht streitig machten, und zum Dank für den Sieg erbaute er in der Nähe des Schlachtfeldes ein Kloster, welches er Batalha, d. h. Schlacht, nannte. Hier, wie in Alcobaça, haben manche Könige ihre letzte Ruhestätte gefunden.

Das Gebäude macht einen großartigen und eigenthümlichen Eindruck. Das Portal der Hauptvorderseite ist 57 Fuß hoch und hat 28 Fuß Breite im Lichten. Die Figuren an demselben stellen Heilige, Propheten, Päpste, Könige und Märtyrer dar. Im Giebelfelde sitzt unter einer reich verzierten Himmeldecke Christus auf dem Thron; in der linken Hand hält er die Erdkugel, die Rechte hält er empor; er ist dargestellt, wie er den vier Evangelisten die Worte des Neuen Testamentes verkündet. Ueber ihm, im Giebelfelde des Gewölbebogens, sitzt die heilige Jungfrau als Himmelskönigin. Bogenwerk, Thürmchen und alle Ornamente sind von der feinsten Zeichnung, in reinem Styl, von untadelhaftem Geschmack und die Ausführung läßt nichts zu wünschen übrig.

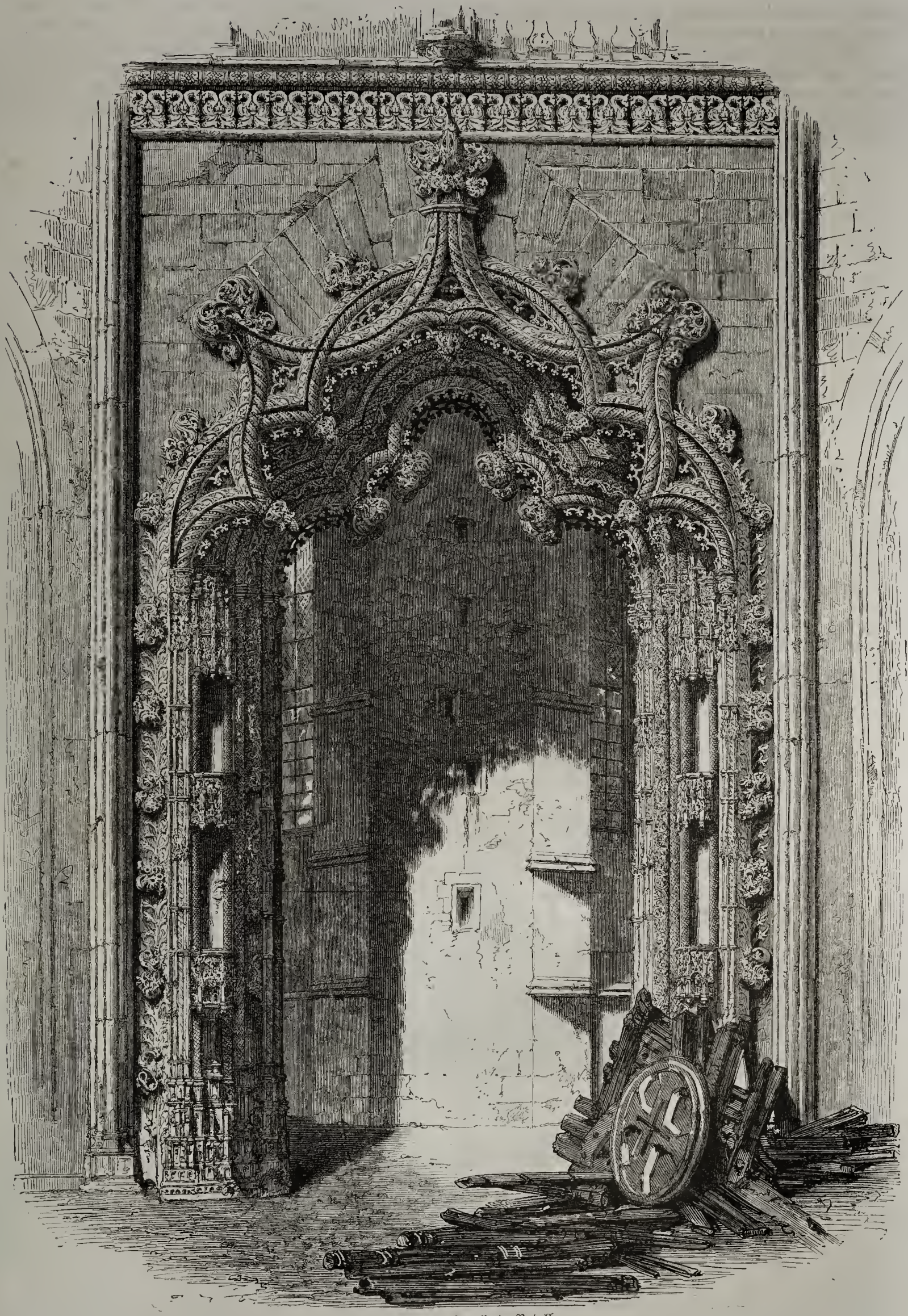
König Johann der Erste ließ einen Anbau hinzufügen, welcher, wie unsere Abbildung zeigt, die Façade nach der rechten Seite hin verlängert. Ueber demselben ragte einst ein achteckiger Thurm empor, der aber vom Blitze herabgeschlagen wurde und das Dach beschädigte.

Von diesem Anbau aus steigt man einige Stufen hinab zur Kirche. An der rechten Seite befindet sich die Kapelle mit den Grabmälern des Gründers Johann und seiner Gemahlin, Philippine von Lancaster. Der König ist in voller Rüstung dargestellt, trägt die Krone auf dem Haupte und streckt die Hand zärtlich nach der Königin hin aus. An der Südseite der Kapelle ruhen in vier Nischen der Mauer Söhne Johann's.

Diese herrliche Kapelle macht nicht etwa einen düstern Eindruck; Ornamente, Verhältnisse und Grabmäler wirken hier beruhigend auf das Gemüth; dazu kommen die geschichtlichen Erinnerungen. Mich überwältigte, sagt ein Reisender, nach und nach eine verschwommene Stimmung; mir wurde weich und milde. In Batalha erstaunte ich nicht vor gewaltigen Dimensionen wie im Dome zu Sevilla, ich war nicht hingerissen von Bewunderung wie vor dem Münster in Straßburg. Denn hier, in diesem portugiesischen Bauwerke, fand ich ein Problem der Harmonie ganz einfach, wenn ich so sagen darf, durch eine erhabene steinerne Beredtsamkeit gelöst. Alles war in vollkommener Uebereinstimmung; es ist keinerlei Widerspruch zwischen Idee und Form, Mittel und Zweck. In diesem wunderbar gelungenen Ganzen ist freilich Detail in Menge vorhanden, aber nirgend überwuchert dasselbe, es ist nur zugehöriger Schmuck, der niemals stört oder das Ganze irgendwie beeinträchtigt. In diesen Räumen wird auch über den Philosophen oder Freidenker unwillkürlich ein innerer



Batalha.

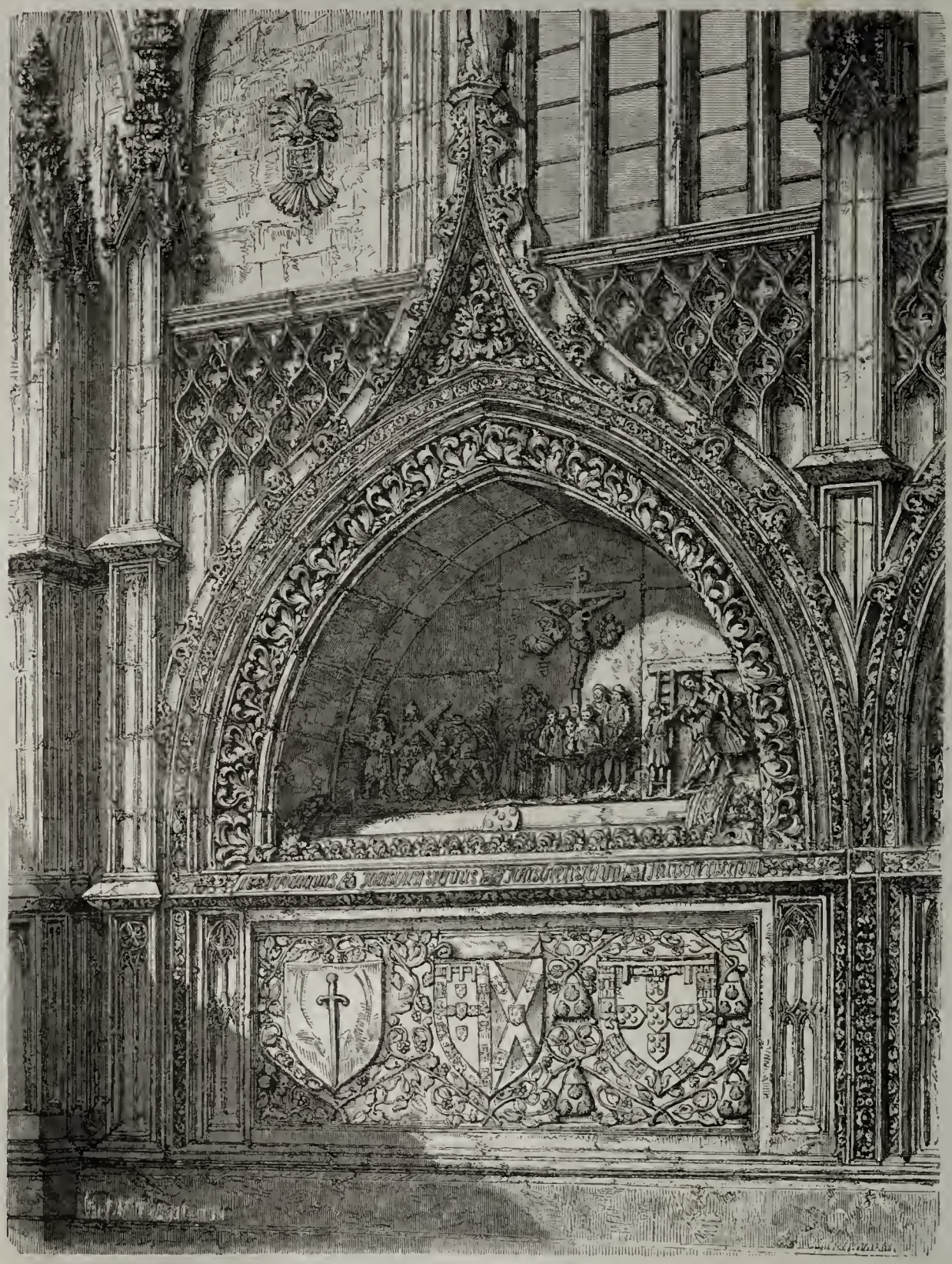


Die unvollendete Kapelle in Batalha.

Schauer kommen, eine Stimmung, die ihn dem Irdischen entrückt; er fühlt sich gehoben und poetisch angeregt.

Das Schiff der Kirche ist von großartiger Einfachheit. Vor dem Hauptaltar findet man das Grabmal eines Königs und einer Königin. Rechts davon sieht man eine Oeffnung mit Ornamenten von wirklich feenhafter Fülle. Sie führt zu der sogenannten unvollendeten Kapelle, die niemals fertig gebaut worden ist. König Manoel wollte sich in derselben begraben lassen, änderte aber bald seinen Sinn. Diese unvollendete Kapelle ist nicht überdeckt.

Der Kapitelsaal hat eine, man kann sagen, kecke Architektur. Er bildet ein regelmäßiges Viereck und hat ein mächtiges Gewölbe, das eigentlich auf Nichts ruht. Während des Baues ist es zweimal zusammengestürzt und hat viele Arbeiter erschlagen; der König blieb jedoch hartnäckig bei seinem ersten Plan, verwandte aber dann zur Arbeit nur solche Sträflinge, welche eigentlich zum Tode verurtheilt worden waren. In diesem Saale ruhen König Alfons, der Afrikaner, und einige andere Mitglieder der Herrscherfamilie.



Ein Grabmal in der Kirche von Batalha.

Das Kloster wird von einem reisenden Architekten für ein wahres Juwel erklärt; es sei Goldschmiedarbeit in Stein und Marmor. Es gehört gleichfalls in die Zeit König Manoel's, der bis 1521 regierte. Der Alcazar in Sevilla und die Alhambra in Granada haben nichts aufzuweisen, das herrlicher wäre.

Eine indische Königin.

Im Jahre 1858 starb zu Nadschpur im Maharattenlande die Fürstin Baka Baï, deren Mann und Sohn Beherrscher eines jetzt den Engländern unmittelbar unterworfenen Fürstenthums gewesen waren. Sie übte einen großen Einfluß auf das Volk und behauptete denselben ein halbes Jahrhundert hindurch. Als die Briten 1853 Anstalt machten, das Fürstenthum einzuverleiben, hätte ein Wort aus ihrem Munde hingereicht, nachdrücklichen Widerstand hervorzurufen; allein sie schwieg, und auch im Jahre 1857, während des großen Aufstandes der Sipahis, war sie Ursache, daß im Gebiete von Nadschpur Alles ruhig blieb.

Baka Baï war eine mit ausgezeichnetem Verstande begabte Frau von energischem Charakter und der alten Landesreligion mit unbegrenzter Anhänglichkeit zugethan. Es hat wohl nie eine eifrigere Verehrerin des Brahmanenthums gegeben als diese Fürstin. Sie war den Ceremonien völlig hingegeben und verlebte einen Tag wie den andern in folgender Weise:

Um fünf Uhr Morgens stand sie auf und widmete die ersten Stunden des Tages der Verehrung der heiligen Kuh und des heiligen Baumes Tulsi. Dann sprach sie sitzend die Namen aller ihrer Götter und bediente sich dabei einer Art von Rosenkranz, dessen Kugeln ihr zum Anhaltpunkte für das Gedächtniß dienten; denn es traf sich oft, daß sie durch dringende Regierungsgeschäfte beim Beten gestört wurde, Audienzen geben oder irgend einen wichtigen Gegenstand erledigen mußte. Nachdem sie dergleichen abgethan, fuhr sie in ihrer Litanei fort.

Zur Mittagszeit erschienen die Brahmapriester. Die Fürstin nahm ein Bad, zu welchem das Wasser mit großen Kosten aus dem weit entfernten Ganges herbeigeschafft wurde. Nachher brachte sie der Sonne ihre Huldigung dar, stellte Opfer vor die Götterbilder ihrer Hausgötter und ließ sich dann Gedichte zum Preise der Götter vorlesen. Nachdem sie eine Weile geruht, widmete sie abermals der heiligen Kuh Verehrung und begab sich alsdann in den Palastgarten, um dort die Ameisen, welche sie in großen Hügeln pflegte, mit Zucker zu füttern.

Inzwischen harrten ihrer im großen Saale die Brahminen, für welche tagtäglich ein leckeres Mahl zubereitet wurde. Aber die Speisen wurden erst genossen, nachdem eine eigenthümliche Feierlichkeit vorausgegangen war. Baka Baï trat ehrfurchtsvoll an jeden Brahminen heran, machte ihm heilige Zeichen auf die Stirn und hielt ihm eine mit Wasser gefüllte Schale vor, in welche der Priester seine große Fußzehe halten mußte. Dann vertheilte sie an alle anwesenden Brahminen geweihte Blätter, Blumen und Silberstücke, ging in ein anderes Gemach und trank das Wasser, welches durch die Berührung mit den Zehen der Brahminen geheiligt war. Sie glaubte auf solche Weise die etwa begangenen Sünden hinwegwaschen zu können. Während dann die heiligen Männer sich an Speise und Trank erfreuten, vertheilte die Fürstin Almosen an die Armen. Sie nahm nur einmal etwas Nahrung zu sich und zwar Abends, nachdem sie abermals der heiligen Kuh ihre Verehrung dargebracht hatte.

Die Andachten nahmen täglich zehn bis zwölf Stunden Zeit in Anspruch. Als geistliche Gehülfen dienten dabei fünfzehn Brahminen und dreißig Gosaïns oder Fakire; dazu kamen dann noch ganze Scharen anderer Priester und heilige Bettler.

Im Jahre 1858 erkrankte Baka Baï; sie war damals etwa achtzig Jahre alt. Sie ließ fünf heilige Kühe vor ihr Bett bringen, verrichtete allerlei Feierlichkeiten, sprach Gebete und schenkte diese Thiere an eben so viele Brahminen, welche sie hatte entbieten lassen. Jeder Brahmine stellte sich an den Kopf der ihm zugetheilten Kuh; die Kranke ließ sich vom Lager emporrichten, faßte jede Kuh am Schweif und reichte mit der andern Hand über den Schwanz hinüber jedem Brahminen ein Geschenk von einhundert Rupien. In diesem Opfergeschenke sah Baka Baï eine Art Viatieum zum Himmel. Als sie ihr Ende herannahen fühlte, ließ sie eine prachtvolle Mahlzeit herrichten und lud dazu dreihundert Brahminen ein, die dann alle ein werthvolles Geschenk erhielten. Ganz kurz vor ihrem Tode brachte man eine heilige Kuh, die Fürstin ließ sich vor derselben auf die Knie setzen, reichte ihr geweihtes Futter dar und nannte sie Mutter. Dabei gab sie, innerlich zufrieden und hochbeseligt, ihren Geist auf.

Kleine Nachrichten.

H. Berlepsch's Neuestes Reisehandbuch für die Schweiz. 1862. Von allen Reisehandbüchern, die wir kennen, erscheint uns dieses als das bei weitem vorzüglichste. Wir wüßten, nach sorgfältiger Prüfung', auch nichts an demselben auszusetzen. Berlepsch ist ein sehr gründlicher Kenner der Schweiz; seine Werke über das interessante Alpenland liefern den Beweis, daß er nicht nur umfassende Studien gemacht, sondern auch als rüstiger Wanderer, mit dem Stab in der Hand, alle Kantone durchzogen hat.

In dem vorliegenden Buche befriedigt er zugleich die Wissenschaft und die praktischen Bedürfnisse des Reisenden. Er thut es in einer durchaus übersichtlichen Weise, in klarer Sprache, läßt alles Unwichtige bei Seite und lenkt die Aufmerksamkeit auf das, was man zu wissen wünscht und was man braucht. Physikalische, politische und Kulturgeographie, Landesgeschichte, Alterthümer, Kunst, Volksgebräuche, Naturschönheiten, finden gleich sehr Berücksichtigung; nicht minder die Verhältnisse von Gewerbe und Handel, und die statistischen Angaben sind neu und zuverlässig. Der Tourist wird überall praktische Winke finden und das Buch nie vergeblich um Rath fragen. Herr Berlepsch ersetzt ihm den Führer und ist unter allen Umständen ein sicherer Rathgeber und Wegweiser.

Der Verfasser hat in jeder Beziehung seine Schuldigkeit gethan, aber auch die Verlagshandlung, das Bibliographische Institut in Hildburghausen, that in Betreff der Ausstattung das Ihrige. Das Format ist handlich und bequem, der Druck sauber, und die vielen Karten und Pläne sind nicht etwa nur eine artistische Zierde, sondern eine wesentliche Ergänzung des Textes. Sie erhöhen den Werth des Buches ungemein. Eine große Uebersichtskarte veranschaulicht das ganze Gebiet der Eidgenossenschaft und zeigt im Zusammenhange die Haupttouristenwege an. Sie findet eine Vervollständigung durch eine beträchtliche Anzahl kleiner Karten, welche jedem Reisenden willkommen sein und zu großem Nutzen gereichen werden. Er sieht auf denselben einzelne Gebiete durchaus anschaulich dargestellt; mit ihnen in der Hand kann er dreist seines Weges ziehen und wird sich nicht verirren. Er findet die Touristenwege roth angegeben, Zeichnung und Farbendruck rücken ihm die Bodengestaltung und die Verhältnisse des Geländes deutlich vor das Auge; die Karten lassen ihn weder über Berg noch Thal, Gletscher oder Paß, Saumpfad oder Nebenweg im Stiche, und bei allen wichtigen Punkten ist die Höhe über dem Meer in pariser Fuß angegeben. Wir halten es bei diesen Karten für einen wesentlichen Vorzug, daß sie nicht im mindesten überladen sind; alles Unwichtige ist bei Seite gelassen worden, damit das Wichtigere um so klarer hervortrete. Wir heben in dieser Beziehung namentlich das Blättchen des Rigi mit dem Vierwaldstätter-See hervor; sodann jene über das Bündner Vorder-Rheinthal, das Appenzeller-Land, Ober-Engadin und die Bernina-Gletschergruppe; den Montblanc, Chamounythal und Umgebungen; ferner die beiden Blätter über den

St. Gotthard und die Umgebungen des Monte Rosa. Nicht minder sorgfältig sind die Karten vom Berner Oberlande und vom Wallen-See mit den Ostglarner Alpen behandelt.

Dazu kommen aber noch andere wichtige Beigaben. Wir meinen die sehr hübsch gearbeiteten Pläne der größeren Städte (Basel, Bern, Zürich, Genf) und eine Anzahl von Gebirgspanoramen, die in ihrer Ausführung nichts zu wünschen übrig lassen. Dahin gehören das Panorama vom Aegishorn, jenes vom Rigi, vom Gorner Grat, der Bella Tola und das vom Faulhorn. Endlich fehlt auch ein kleines, sehr hübsches Uebersichtskärtchen der Schweiz nicht.

Der Verfasser dieser Zeilen kennt sehr viele Reisehandbücher, räumt aber willig ein, daß jenes des Herrn Berlepsch bei weitem das beste sei, welches ihm je zu Gesicht gekommen. Er giebt ihm den Vorzug vor allen Murrays und Bädekers, und auch vor dem neuen, sehr brauchbaren Itinéraire de l'Orient, welches Joanne und Isambert im vorigen Jahre zu Paris bei Hachette erscheinen ließen. Herr Berlepsch hat eine ganz musterhafte Arbeit geliefert.

Im vorigen Jahre erschien von ihm in Leipzig bei Costenoble: „Die Alpen — in Natur- und Lebensbildern". Dieses Buch hat mit Recht Glück gemacht und ist sofort in mehrere Sprachen übersetzt worden. Wer das Reisehandbuch nimmt, wird in jeder Beziehung sicher gehen und wohl berathen sein; wer daneben das Werk über die Alpen lies't, muß sich durch die prächtigen Schilderungen angeregt und gehoben fühlen; es weht frische Berglust durch das Buch. A—ee.

Astrachan an der Wolga. Diese vielgenannte und für den Handelsverkehr hochwichtige Stadt hat eine ganz vortreffliche Weltlage. Sie liegt an der Mündung des größten Stromes von Europa, unweit vom großen kaspischen Binnensee, gleichsam an der Schwelle Asiens. Alle naturgemäßen Bedingungen eines großartigen Aufschwungs sind gegeben, aber den Einwohnern mangeln Trieb, Stetigkeit und scharfer Blick, um so große Vortheile zu benutzen. Die Russische Revue bringt darüber einen interessanten Aufsatz aus dem russischen Marinejournal (Morskoi Sbornik), aus welchem wir einige Auszüge geben.

Astrachan ist wirklich groß und reich, aber nirgends am ganzen Wolgastrom sieht man so schmutzige und häßliche Häuser; jeden Fremden überrascht die Liederlichkeit und Verkommenheit, welche er sieht. Auf die Frage, wo man — in einer Stadt von etwa 50,000 Einwohnern! — einkehren könne, erhält er zur Antwort: Nirgends! Eine Art von Einkehrhaus für Beamte ist nur unter Bedingungen zugängig, deren Erfüllung oft außer dem Bereiche der Möglichkeit liegt. Der „Russische Hof" hat Alles in Allem drei Fremdenzimmer, und dieses Gasthaus, in welchem die Preise theurer sind als in Petersburg oder Moskau, ist äußerst unwohnlich und schmutzig. In Astrachan fehlt jeder Gemeingeist; man hat noch nicht einmal gepflasterte Straßen. Mit den Verbindungswegen zu Land und Wasser steht es schlecht, und mit der Schifffahrt auf der Wolga und dem Kaspischen Meere keineswegs gut. Es ist vom Fortschritt nichts zu verspüren.

Mit Eintritt des Winters nimmt Astrachan einen rein asiatischen Charakter an. Aus der Steppe kommen Schaaren von Kirgisen mit ihren Kameelen, und nun erhält die Stadt ein ganz orientalisches Ansehen; eine Karawane nach der andern zieht durch die Straßen. Auch Hammelheerden werden aus der Steppe herbeigetrieben und Pferde kann man billig kaufen. Der Winter ist streng, die von schneidendem Winde begleitete Kälte dauert bis Ende Januars und erreicht oft — 20° R. Es schneit nicht oft und auf dem Salzmoorboden hält sich der Schnee nicht lange. Die bei weitem überwiegende Mehrzahl der Bewohner besteht aus Asiaten, nämlich Kalmücken, Tataren und auch Armeniern; die beiden ersteren treiben vorzugsweise Viehzucht und nomadisiren; die in Astrachan ansässigen Russen betrachten sich als Fremdlinge; viele können die astrachaner Lebensweise nicht aushalten und kehren möglichst bald in ihre Heimath zurück, andere gewöhnen sich ein und werden „halbwild", mehr oder weniger asiatisch. Uebrigens ist der Handel mit Kaviar, Fischen, Trauben und Melonen keineswegs unbedeutend.

Wir wollen ein paar Worte über die „Russische Revue" hinzufügen. Die Franzosen haben ihre „Revue germanique" und „Revue britannique", welche dazu bestimmt sind, in Frankreich eine gründliche Kunde über Deutschland und England zu verbreiten. Es war gewiß zweckmäßig, eine russische Revue in deutscher Sprache erscheinen zu lassen. Sie ist eine „Zeitschrift zur Kunde des geistigen Lebens in Rußland" und wird von einem durchaus unabhängigen, in jeder Beziehung competenten Mann, Dr. W. Wolfsohn in Dresden, herausgegeben (Leipzig bei Steinacker). Sie ist international, indem sie uns Deutschen die Verhältnisse Rußlands und deren volksthümliche Entwickelung schildert, und den Russen darthut, wie wichtig es sei, daß sie gerade die von Deutschland ausströmenden Kulturelelemente bei sich aufnehmen und pflegen. Herr Wolfsohn ist gebürtig aus Odessa, aber „seinen theuersten Interessen nach vor Allem ein Deutscher, mit deutschem Volksthum im Innersten verwachsen, und hat keinen heißern politischen Wunsch als Deutschlands Macht und Größe. Wenn es sich um ein das Interesse der Humanität vermittelndes Organ für das russische Leben handelt, wo könnte ein solches geeigneter hervortreten, als in Deutschland, in deutscher Sprache, inmitten der Nation, welche die Vermittelung der erhabensten Humanitätsideen als ihren segensreichen und unentfremdbaren Beruf in jedem Theile der alten und neuen Welt bewährt hat."

Wir können auf den sehr ansprechenden Inhalt der Revue nicht näher eingehen und erwähnen derselben hier nur, weil sie auch Charakteristiken der Städte und Aufsätzen über Völkerkunde, Geographie und Statistik ihre Aufmerksamkeit zuwenden wird. Für diese Wissenschaften ist das weite Rußland eine reiche Fundgrube, die gar nicht erschöpft werden kann.

Marktleben und Theegärten in China. Der Marktverkehr ist im Reiche der Blume der Mitte nicht minder lebendig, als bei uns in irgend einer großen Stadt. Robert Fortune hat den Markt der Stadt Tse ki geschildert und kann denselben nicht genug rühmen. Den Mittelpunkt desselben bildete die große Hauptstraße, auf welcher vorzugsweise Nahrungsmittel verkauft wurden, Hühner, Schweinefleisch, Enten, Fische und Gemüse aller Art, nicht zu vergessen die ganz vortrefflichen Pilze. Sehr großer Begehr war nach Fröschen, die in Zubern und Körben zu Markt gebracht wurden. Der Verkäufer langt einen Frosch nach dem andern heraus und zieht ihm die Haut ab. In diesem Geschäft ist er ungemein geübt; er nimmt das arme Thier in die linke Hand, hat ein Messer in der rechten, macht einen Einschnitt in den Kopf und zieht dann die Haut bis zu den Füßen ab, welche letztere er abhaut und wegwirft; der Frosch, ohne Kopf, Haut oder Füße lebt aber noch und wird zu anderen Leidensgefährten in einen Zuber geworfen. Sobald ein Käufer sich einstellt, wird die Waage zur Hand genommen, denn man verhandelt diese Delikatesse nach dem Gewicht, wie das mit allen Handelswaaren in China der Fall ist. Dem Reisenden fielen auf dem Markte die großen Vorräthe von frischen, noch nicht zubereiteten Theeblättern auf, welche eben erst von den Sträuchern abgepflückt worden waren. Man zahlte für das Pfund drei bis fünf Farthings (also sechs Pfennige bis zu einem Neugroschen); vier Pfund frische Theeblätter geben etwa ein Pfund getrockneter Blätter.

Von den Theegärten in der berühmten Handelsstadt Schang haï entwirft ein anderer Reisender folgende Schilderung. Nachdem wir uns durch das Menschengewühl enger Straßen mit Mühe hindurch gedrängt hatten, kamen wir an mehreren Tempeln und öffentlichen Gebäuden vorüber; weiterhin gelangten wir an Theegärten. Sie waren die am besten eingerichteten, welche wir in China gesehen haben. Gewöhnlich hält ein Garten bei einer Stadt nicht mehr als zwanzig Quadratschritte Flächenraum; hier fanden wir einen von wenigstens zehn Morgen Ausdehnung. Er bildete ein unregelmäßiges Viereck und an den Seiten befanden sich Budenreihen. Der Garten selbst ist von Kanälen durchschnitten, deren Wasser mit dem Grün verschiedener Pflanzen bedeckt ist; die Verbindung wird durch hölzerne Brücken erleichtert. Künstliche Felsenpartien sehen wir in Menge und die Zahl der Theeschenken, lauter Pavillons, mochte wohl an die zwanzig betragen. Dort siedet den langen lieben Tag über das Wasser in gewaltig großen Kesseln; überall sitzen Chinesen an kleinen Tischen, trinken Thee, rauchen, essen Mandelkuchen oder Granaten, spielen Domino und unterhalten sich auch über Geschäftsangelegenheiten. Auf den freien Plätzen produciren Gaukler ihre Künste, auch sind dort allerlei Sehenswürdigkeiten zu schauen. Wir stiegen zu einem hochgelegenen Zimmer hinauf und konnten von dort die ganze Scene überblicken. Die Gaukler und gymnastischen Künstler gaben so ziemlich dieselben Kraftstücke zum Besten, wie ihre europäischen Berufsgenossen und machten ihre Sache mindestens eben so gut wie diese. In einem Zimmer fand sich ein Bauchredner ein, ein schmutzig gekleideter Kerl, der sofort ein kleines Theater aufschlug und sich hinter den Vorhang zurückzog. Dort führte er eine Art von Vaudeville auf, in welchem ein halbes Dutzend Personen sprachen, Thiere schrieen oder brüllten, Geräusch und Geklapper von herabfallenden Sachen gehört wurde. Das Alles machte der Bauchredner allein. Die Leute waren von den Theetischen aufgestanden, hatten sich näher hinzugedrängt und fanden die Darstellung vortrefflich; sie lachten, daß ihnen die Zöpfe wackelten. Nach unseren europäischen Begriffen enthalten, beiläufig bemerkt, die chinesischen Schaustellungen viel zu viel unanständige Derbheiten. Wir hatten übrigens noch einen ergötzlichen Spaß. Ein dicker Franzose trug einen alten Mandarinenrock, chinesische Stiefeln und einen langen Speer von Bambus. Nun war ein Bauer aus dem Innern zum

ersten Mal nach Schang hai und in diese Theegärten gekommen. Als er den Franzosen, der allerdings etwas wunderlich aussah, erblickte, warf er sich dreimal vor ihm nieder und war so höflich, wie ein chinesischer Bauer nur sein kann. Der Begrüßte konnte sich zuerst nicht erklären, was das Alles bedeuten solle, aber der Dolmetscher legte sich in's Mittel und sagte: „Er hält Dich für den Teufel und erweist Dir die für die Verehrung des Teufels vorgeschriebene Huldigung."

Mouhol's Reise in Kambodscha. Mouhol hat dieses noch wenig bekannte Land von Norden nach Süden und von Westen nach Osten durchzogen, den Mekong an der Grenze von Laos überschritten und die noch sehr rohen, theilweise fast wilden Stämme besucht, welche zwischen Laos, Kambodscha und Cochinchina wohnen. Er fuhr über den See Tuli-Lap, erforschte die Provinzen Ongeor und Battambong und fand dort großartige Ruinen. Dann begab er sich wieder in das Thalbecken des Mekong und nachher in das Stromgebiet des Menam hinunter nach der siamesischen Hauptstadt, Bangkok; er will im Jahre 1862 von dort am Menam hinauf bis zur Grenze von China vordringen. Eine besondere Aufmerksamkeit hat er dem Studium der verschiedenen Landeserzeugnisse gewidmet. Er fand manche Gegenden sehr ergiebig an Gold, Silber und Kupfer; Baumwolle gedeihet vortrefflich. Die von ihm entdeckten Ruinen von Ongeor sind interessant. Mouhol fand, daß die Bauwerke aus großen, sorgfältig behauenen Steinen bestanden; die Basreliefs stellen außer wirklichen Thieren noch eine Menge phantastischer Ungeheuer dar. Die Trümmer liegen in einem waldigen, jetzt völlig unbewohnten Bezirke, sind offenbar sehr alt, und die eingestürzten Mauern mit Bäumen und Gesträuch überwachsen. Die Landeseingeborenen der Umgegend konnten die Inschriften nicht lesen, doch erinnern die Schriftzeichen an die siamesischen Buchstaben und so ist es wohl möglich, daß sie entziffert werden.

Vulkanischer Ausbruch auf der molukkischen Insel Makian. Dieses Eiland liegt unter 25' N. Br. unweit der Westküste von Dschilolo. Ueber den jüngsten vulkanischen Ausbruch, dessen Datum wir nicht angegeben finden, schreibt die zu Batavia erscheinende Java'sche Courant Folgendes. Zwei Tage vor der Eruption bemerkten die Leute, daß das Gebirge in Bewegung war. Dann vernahmen sie plötzlich ein furchtbares unterirdisches Getöse und viele nahmen entsetzt die Flucht nach den nächstgelegenen Inseln. Bald nachher barst der Berg an verschiedenen Stellen; er spie ungeheure Massen von Lava, Sand und glühender Asche aus. Fünfzehn Dörfer wurden überschüttet oder verbrannt, dreihundert und zwanzig Menschen verloren das Leben, sieben und vierzig wurden schwer verwundet und von den sechstausend Einwohnern, welche die Insel zählte, haben die meisten anderwärts eine Zuflucht gesucht. Der Sultan der benachbarten Insel Ternate hat viele gastlich aufgenommen und Schiffe nach Makian geschickt, um die noch zurückgebliebenen nachzuholen. Nun ist die schöne Insel, welche einst den Vorrathsspeicher für Ternate bildete, verödet; sie lieferte ausgezeichneten Tabak und führte eine Menge Kauariöl aus. Bei Abgang der letzten Nachrichten stiegen noch immerfort Rauchsäulen aus dem Krater und die Lava floß in Strömen. Auch die Inseln Tidore und Almahira haben gelitten, weil dort Asche und Sand niederfielen. Es sind drei und sechszig Wohnhäuser zerstört und die bestellten Aecker überschüttet worden.

Die Bergvölker an der Nordgrenze von Bengalen. Wir erwähnten neulich, daß dieselben den Engländern manche Ungelegenheit bereiten. Wir finden jetzt darüber einige nähere Angaben, welche der „Friend of India" mittheilt. Von der Ostgrenze Nipâls (Nepauls) bis zur Nordgrenze des den Engländern gehörenden Theils von Barma wohnen im Nordosten mehrere indochinesische Stämme, welche sich insgesammt mehr oder weniger ungeberdig zeigen. Von Nipâl an, nach Osten hin, hausen zuerst die Sikkims. Sie sind dermaßen in ihr Gebirge eingeschlossen, daß sie nirgends das Unterland oder die Ebene erreichen können, ohne durch britisches Gebiet zu kommen. Weiterhin hausen die Bhutans, welche zwei Herrscher haben, den Paro Pilo oder weltlichen Monarchen und den Dhurnah Radscha, das geistliche (buddhistische) Oberhaupt. Mit diesen hat die Regierung von Calcutta schon 1774 einen Vertrag geschlossen. Auf dem linken Ufer des Bramaputrastromes wohnen Gebirgsstämme, welche man unter der allgemeinen Benennung Assams zusammenfaßt. Zu ihnen gehören die Khasias mit vielen Unterabtheilungen, die nur theilweise den Briten unterworfen sind, und die zinspflichtigen Manipuris, in deren Lande England einen politischen Agenten unterhält. Dagegen sind die Garraus eben so wenig bezwungen, wie die noch viel unbändigeren Kuklis. Alle diese Völkerschaften sind theils von indischer Abstammung und mit den Völkerschaften tamulischer (dravidischer) Zunge verwandt, theils gehören sie zur mongolischen Race. Sie bekennen sich zum Buddhismus und werden bedrückt durch Regierungen, bei denen wir eine sinnreiche Mischung geistlicher und weltlicher Tyrannei finden. Die Abstufungen der Civilisation sind mannichfaltig. Der armselige Garrau steht nicht viel über dem Affen, der in seinen Wäldern lebt; bei anderen Stämmen sind die Geistlichen reich und die Radschas entfalten Luxus. Die Garraus, welche im Gebirge, halbwegs zwischen Sikkim und dem unabhängigen Tippera wohnen, haben eine ganz besondere Vorliebe, englischen Unterthanen die Köpfe abzuschneiden, um diese Trophäen den Göttern des Gebirges als Opfergaben darzubringen. Man kann diesen Wilden schwer beikommen, weil sie nach jedem, ihnen wichtig erscheinenden Ereigniß, zum Beispiel nach einem Mord oder einer Verheirathung, in eine ganz andere Gegend ziehen. Seit 1852 haben sie häufig Streifzüge gemacht, um Köpfe zu erbeuten; 1855 säbelten sie elf Bengalesen den Hals ab. Dann und wann hat man sie gezüchtigt, aber sie sind unverbesserlich. In neuerer Zeit versucht man, sie auszuhungern, indem man ihnen alle Verbindung mit den Hauts, d. h. Marktplätzen, abschneidet. Auch das hat nicht viel geholfen und 1860 überfielen sie eine aus sechszehn Personen bestehende Familie. Seit 1855 hatten sie nicht mehr als elf große Raub- und Mordzüge gegen britisches Gebiet unternommen.

Asiatische Notizen. Vor einiger Zeit wurde von verschiedenen Seiten her gemeldet, daß Tsu sima, ein Eiland in der Straße von Korea, von den Russen in Besitz genommen worden sei; nachträglich fügte man hinzu, daß Japan die Insel an den Czar abgetreten habe. Diese Nachricht ist nun widerrufen worden. Tsu sima bleibt bei Nippon, soll aber in den nächsten Jahren für den Verkehr mit den Europäern eröffnet werden.

Zu Saïgong in Cochinchina ist zu Anfang dieses Jahres eine reichlich mit allem Nothwendigen versehene Buchdruckerpresse angekommen, aus welcher bereits Erlasse in annamitischer und französischer Sprache hervorgegangen sind. Vom ersten Mai an erschien der Moniteur de Saïgong, „das amtliche Blatt unserer neuen Kololonie." — Gegen Ende des Märzmonats wollte eine französische Flotille den Mekong-Strom hinauffahren, um das Innere des Landes zu erforschen. Saïgong soll zum Freihafen erklärt werden und man will dort eine Kolonialbank gründen. Die Absicht Frankreichs, sich in den östlichen Meeren recht festzusetzen, tritt immer deutlicher hervor.

In China ist nach der bekannten, von uns früher geschilderten Palastrevolution, der kaiserliche Prinz Kong, ein aufgeklärter Mann, der leitende Geist der Regierung. Er ist eifrig damit beschäftigt, die europäische Taktik im chinesischen Heer einzuführen, und hat auch allen von den Rebellen verwüsteten Provinzen die Abgaben erlassen.

Wir finden in der Overland China Mail vom 15. März einen Bericht über die Volkszählung von Hongkong. Die Zahl der Einwohner belief sich am 1. December 1861 in runder Ziffer auf 119,000 Seelen, gegen 94,000 und 86,000 in den beiden Vorjahren, die Soldaten ausgeschlossen. Der Zuwachs ist also beträchtlich, aber er kommt lediglich auf das ostasiatische Element; denn das europäische und amerikanische hat sich um 35 Köpfe vermindert. Dieses letztere zählt 1557 Seelen; „Leute aus Goa, Manila, Indier, Parsis und Leute von gemischtem Blute" sind 1284 vorhanden. Die Zahl der unmittelbar im Dienste der Europäer stehenden Chinesen wird auf 4111 angegeben. Chinesen, welche der englischen Botmäßigkeit unterworfen sind, zählt man 84,000 auf dem Lande und 30,000, die „afloat" sind; christliche Kirchen und Kapellen 10, Moscheen und chinesische Tempel 25. Bezeichnend für die Verhältnisse sind die verschiedenen Klassen der Berufsarten. Der Census zählt unter anderen auf 110 Barbiere, 66 Opiumverkäufer, 1 Opiumstaub-Zubereiter, der schon geraucht es Opium zu nochmaligem Gebrauche herrichtet; 22 Priester, 2 Theater, 24 Geldwechsler, 13 Porträtmaler, welche auf Elfenbein malen; 4 Wahrsager, 7 Begräbnißkommissare, 89 Aerzte und Apotheker, 4 Soya- und 9 Süssigkeiten-Verkäufer. Von 61,958 chinesischen Seelen in der Stadt Victoria starben 616. Die Zahl der Straßenkulis beträgt etwa 5000.

Schanghaï wird im Laufe dieses Jahres Gasbeleuchtung erhalten.

Eine Jagd bei den Kimbunda-Negern in Südwestafrika. Im Innern, östlich von der portugiesischen Besitzung Benguela, wird die Jagd in ganz eigenthümlicher Weise betrieben; besonders in den Wintermonaten, wenn das hohe Gras in Folge der trockenen Ostwinde ganz verdorrt ist und dann leicht verbrannt werden kann. Am bestimmten Tage versammeln sich aus mehreren Ortschaften Jäger mit Flinten und Bogen bewaffnet und begeben sich in den

Wald. Nachdem sie das welke Gras an mehreren Stellen zugleich angezündet haben, verbreitet sich das von dem regelmäßig wehenden Luftzug angefachte Feuer mit großer Schnelligkeit, dringt mit ungeheurem Geprassel durch das unter den Bäumen befindliche dichte Gras und dürre Laubwerk und die Flammen schlagen hoch empor bis zu den Gipfeln. Ladislaus Magyar, der bei solchen Jagden häufig zugegen war, entwirft folgende Schilderung: Die Jäger hatten vorher den ganzen Raum durch eine ununterbrochene Kette eingeschlossen, um dann das aufgeschreckte und vor dem Feuermeer nach allen Seiten hin fliehende Wild auf leichte Weise niederzuschießen. Bei solchen Gelegenheiten werden wilde Thiere sehr verschiedener Art zu Hunderten geschossen und ein Naturforscher könnte eine interessante zoologische Sammlung erhalten. Aber die Jagd ist nicht etwa ohne Gefahr, denn in dem eingeschlossenen weiten Kreise, der manchmal einen Durchmesser von einer deutschen Meile hat, befinden sich gewöhnlich auch wüthende Raubthiere in großer Anzahl. Diese pflegen, einerseits von den heftig wüthenden Flammen bedroht, andererseits durch den Knall der Gewehre erschreckt, sich in blinder Wuth auf die im Kreise vordringenden Jäger zu stürzen und besonders die Löwen, Leoparden und Unzen verkaufen manchmal ihr Leben sehr theuer. Manche Jäger fallen ihnen zum Opfer, obwohl die sehr gewandten Schwarzen insgemein mit vielem Geschick auszuweichen verstehen. Sie jagen übrigens das Wild noch auf andere Weise. Die Wakongo, d. h. Jagdmeister, errichten, von einem Fluß oder Bach anfangend, in gerader Linie einen etwa klafterhohen Zaun, der oft eine Meile lang ist. Innerhalb desselben sind in regelmäßigen Abständen enge Oeffnungen mit Fallen angebracht. An einem gerade stehenden Baume wird nämlich in geneigter Richtung ein großes, schweres Stück Holz angelehnt und vermittelst eines hölzernen Zapfens befestigt; an diesem letztern ist eine dünne Leine angebracht, welche in der Quere über die Oeffnung des Zaunes gezogen wird. Ein Thier, welches durch diese Oeffnung geht, muß nothwendig die Leine berühren und anziehen; dadurch wird der hölzerne Zapfen herausgezogen und der schwere Klotz fällt sogleich auf das sich durchzwängende Thier und schlägt dasselbe todt. Damit auch größere Thiere, z. B. der Pakassa (Büffel), Zebra und dergleichen mehr in diesen Fallen (Olibi) ihren Untergang finden, befestigt man am untern Ende der Fallhölzer kurze und scharfe Speerspitzen von Eisen und macht etwas größere Oeffnungen. Außerdem legt man unter diese Olibi noch Fallgruben an, deren Boden mit nach oben gekehrten eisernen Spießen versehen ist. Die Grube wird mit einer dünnen Lage von Gras und Zweigen überdeckt, welche sofort nachgiebt, wenn ein Thier darauf tritt. Derartige Fallgruben und Fallhölzer kommen auch bei weiter südlich wohnenden Völkern Afrikas vor und sind von Andersson und von Livingstone ausführlich beschrieben worden.

Ein Patriarch in Südafrika. Die Gegend im Norden der Kapregion, welche von den holländischen Bauern in Besitz genommen worden ist, zeichnet sich, gleich Natal und Britisch Kaffraria, durch ein sehr gesundes Klima aus. Die Leute werden dort hochbejahrt und befinden sich wohl. Am Neujahrstage 1862 erhielt der Ansiedler Pieter Ronssow in Tooverfontein, Distrikt Murkaysburg, auf seinem Ackerhof einen eigenthümlichen Besuch. Um den Patriarchen zu beglückwünschen, fanden sich ein und sechszig Kinder, Enkel und Urenkel ein. Diese respectable Anzahl bildete aber kaum ein Drittel der Familie, denn mehr als dreihundert Angehörige derselben fehlten. Einhundert fünf und sechszig derselben wohnen in den genannten Bezirken, und alle sind wohlhabende Leute. Der Altvater nahm sich ein Weib, als er achtzehn Jahre alt war; jetzt zählt er erst sieben und achtzig, ist dabei vollkommen rüstig, guter Laune, geht regelmäßig zur Kirche und weder seine geistige Regsamkeit, noch seine Gedächtnißkraft läßt das Mindeste zu wünschen übrig.

Volksmenge in Algerien. Die jüngste Zählung hat folgende Ergebnisse geliefert. Europäische und eingeborne Bevölkerung in den unter bürgerlicher Verwaltung stehenden Gebieten 592,745 Seelen; in denen unter Militärverwaltung 2,406,379, zusammen 2,999,124. Die Zahl der europäischen Kolonisten, die wir übrigens nicht angegeben finden, ist noch immer sehr gering. Die Gesammtziffer der Europäer erreicht sicherlich noch nicht 200,000, und von diesen beschäftigt sich nur eine sehr geringe Zahl mit dem Ackerbau. Wir wollen hier beiläufig erwähnen, daß Bevollmächtigte aus Manchester in Oran angekommen sind, um den Anbau der Baumwolle in der Ebene von Macta auszumuntern. Freilich muß diese vorerst trocken gelegt werden; die Engländer wollen aber die beträchtlichen Ausgaben dafür nicht scheuen.

Afrikanische Thiere nach Australien übergesiedelt. Wir haben mehrfach darauf hingewiesen, wie eifrig man bemüht ist, nützliche oder anmuthige Thiere einer Region nach einer andern zu verpflanzen und einzugewöhnen. Dieser Austausch nimmt einen immer größern Umfang an. Australien, das ursprünglich nur eine sehr wenig entwickelte, einseitige Fauna besitzt, zeigt sich in dieser Beziehung am regsamsten. Wir sagten in unserer vorigen Nummer, wie gut der Versuch mit dem Alpaca dort gelungen ist; wir erwähnten früher, daß man auch Staare, Lerchen, Amseln und andere europäische Singvögel mit vollem Erfolg eingebürgert hat. Auf dem guten Wege schreitet man fort. Die Regierung der australischen Kolonie Victoria hat sich an jene der südafrikanischen Kapkolonie gewandt, um Paare wilder Thiere der Kapregion zu erhalten, die sich in Australien fortpflanzen sollen. Südafrika hat bekanntlich einen ungemeinen Reichthum an Thieren. Die Australier wünschen nun die Uebersiedelung der Elennantilope, der Kudnantilope, des Gnu, des Quagga, des Zebra, des sogenannten Gemsbocks, des Springbocks und anderer derartiger Bewohner der sandigen Region. Wahrscheinlich haben die Schilderungen von Rualeyn Cumming, Andersson und Livingstone Veranlassung dazu gegeben. Daß diese Thiere, wenn sie einmal in größerer Anzahl dort gezüchtet oder ausgesetzt worden sind, gedeihen, unterliegt wohl keinem Zweifel.

Die öden Küsten Patagoniens am Atlantischen Ocean liefern einige Ausbeute für den Handelsverkehr. Dem Gestade entlang liegen viele kleine vulkanische Inseln, die theilweise mit Guano bedeckt sind. Dieser Dünger ist zwar bei weitem nicht so gut und rein, wie jener von den peruanischen Chincha-Eilanden, doch verlohnt es sich der Mühe ihn abzugraben, und Engländer wie Nordamerikaner haben schon manche Ladung von der Tova-Insel, von den Löwen- und von den Pinguin-Eilanden geholt. Diese letzteren sind jetzt erschöpft. — Manche Schiffe besuchen den Strand Patagoniens, um Fettgänse zu jagen. Der Pinguin, Aptenodytes patagonica, hat keine Schwungfedern an den mit schuppenartigen kleinen Federn besetzten Flügeln; seine kurzen Füße stehen ganz hinten, er hat deshalb beim Gang eine ganz aufrechte Stellung und seine Höhe beträgt bis zu drei Fuß. Er wird ungemein fett und der Thran, welchen man von ihm gewinnt, wird bei der Lederbereitung benutzt. Vom September bis März lebt diese Fettgans auf der See; dann kommt sie an's Land, um zu brüten. Diese Zeit warten die Jäger ab; sie ziehen einen Kreis um die Pinguine, drängen dieselben immer dichter zusammen und schlagen dann alle mit Knütteln todt. Gleich nachher zieht man ihnen die Haut ab, zerschneidet jede in sechs bis acht Stücke, packt diese in Säcke und bringt sie nach dem Lagerplatze, wo sie ausgekocht und dann noch einmal gepreßt werden. Noch besser als dieser Thran ist jener, der von dem Fette des übrigen Leibes gewonnen wird. Der Rückstand, welcher nach dem Pressen übrig bleibt (die sogenannten Cressons), wird zum Heizen der Kessel benutzt, und so muß der Pinguin sich selber auskochen. Außerdem beschäftigen sich die Pinguinjäger auch mit dem Robbenschlag. Die an den Küsten umherschweifenden patagonischen Horden sind ungefährlich, weil sie noch keine Feuerwaffen haben. Sie tauschen von den Schiffern allerlei Lebensmittel ein, besonders Schiffszwieback, Mehl, Tabak, Zucker und Branntwein, und geben dafür Strauß- und Guanacofelle, denn diese sind das Einzige, was sie zu bieten haben.

Die Insel Candia. Das alte Kreta, oder wie die Türken sagen Kirid, ist jüngst vom englischen Seemann Spratt besucht worden, welcher im Journal de Constantinople allerlei irrthümliche Ansichten berichtigt. Er weist nach, daß die Volksmenge nicht, wie man annahm, 300,000 Seelen betrage, sondern höchstens 200,000. Davon sind etwa 70,000 sogenannte Türken, nämlich Mohammedaner. Die Landbevölkerung besteht durchgängig aus Christen, nur in den allerfruchtbarsten Gegenden wohnen unter denselben auch Mohammedaner. Diese sind fast alle Eingeborene der Insel, stammen von griechischen Renegaten ab und reden griechisch. Deshalb ist die Scheidung zwischen Christen und „Türken" auf Candia bei weitem nicht so schroff, als in anderen Gegenden des osmanischen Reiches, und gemischte Ehen sind sehr häufig. Die Candioten sind gastfrei, auch gegen Ausländer, aber im Allgemeinen arm; sie wohnen schlecht und nähren sich dürftig. Die Insel hat ein für ihre Lage gemäßigtes Klima, die Mitteltemperatur der drei Sommermonate beträgt 26.6° C.; der Winter ist mild. Alle Erzeugnisse von Mittel- und Südeuropa gedeihen vortrefflich, aber bei dem türkischen Druck ist kein Aufschwung möglich. Das Hauptprodukt ist Olivenöl, das man auf der Insel selbst zur Fabrikation von Seife verwendet. Seide und Orangen werden ausgeführt.

Herausgegeben von Karl Andree in Leipzig. — Für die Redaktion verantwortlich: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Ein Blick auf Madagaskar.*)

Die Weltlage. — Gestaltung der Insel. — Ueppiger Pflanzenwuchs und große Fruchtbarkeit. — Die Erzeugnisse des Bodens. — Owiranda fenestralis; Urania speciosa; Pandanus. — Thierwelt. — Die Malgaschen. — Die olivenbraunen Howas, das hervorragende und herrschende Volk. — König Radama der Eroberer. — Verkehr mit den Fremden. — Pläne der Franzosen. — Königin Ranovalo, ein Caligula im Weiberrock. — Christenverfolgungen. — Der Missionar Ellis. — Eine Verschwörung. — König Radama II. —

Madagaskar, „die Insel der wilden Schweine, Nossi Dambo", ist eins der schönsten Eilande der Welt. Es hat einen unerschöpflich reichen Boden, eine Fülle von Produkten, die in keiner andern tropischen Region übertroffen wird, und im Innern ein sehr gesundes Klima. Dazu kommt die prächtige Weltlage; denn dieses Nossi Dambo, durch eine nur etwa vierzig deutsche Meilen breite Meeresstraße, den Kanal von Mosámbik, von Ostafrika getrennt, liegt in einer vielbesuchten oceanischen Fahrbahn, in der Nähe der Zuckerinseln Mauritius und Bourbon, welche von ihm mit Lebensmitteln versorgt werden. Es beherrscht im indischen Ocean die Fahrt um das Vorgebirge der guten Hoffnung, die ostafrikanischen Küsten und in gewisser Beziehung auch den Busen von Aden sammt dem südlichen Ausgange des rothen Meeres und hat vortreffliche Häfen.

Eine solche „Perle" unter die Herrschaft einer europäischen See- und Kolonialmacht zu zwingen, würde sich allerdings der Mühe verlohnen. Anläufe dazu sind von Frankreich aus schon vor zweihundert und zwanzig Jahren genommen worden, obwohl mit ungünstigem Erfolge. Aber die pariser Politik hat ihre durchaus lustigen Ansprüche niemals fallen lassen und arbeitet eben jetzt wieder darauf hin, sie geltend zu machen. In den indischen Gewässern treten dieselben Bestrebungen hervor, wie in Cochinchina und im Großen Weltmeer. Als die japanischen Gesandten in Paris ankamen, hatte eben ein Gesandter des Königs von Madagaskar Frankreich verlassen. Dieser Mann, ein seit Jahren in die napoleonische Politik verflochtener kühner und unternehmender Abenteurer, Lambert, ist derselbe, welcher unsere harmlose Landsmännin Ida Pfeiffer zu seinen Zwecken mißbrauchte und die nichts Arges ahnende Frau in eine Verschwörung verwickelte, welche Tausenden von Menschen das Leben gekostet hat.

Reisspeicher auf Madagaskar.

Wer Madagaskar vom Meer aus sieht, erblickt ein gewaltiges Amphitheater mit riesenhaften grünen Stufen, welche Terrassen bilden, die nicht selten steil wie Mauern abfallen. Auf ihnen rauschen durch die Urwälder viele wilde Gebirgsströme, die in Kaskaden zu den niedrigeren Regionen hinabströmen und an Küsten münden, deren Häfen theilweise zu den schönsten der Welt gehören, z. B. die Diego

*) Histoire et géographie de Madagascar, depuis la découverte de l'ile en 1506, jusqu'au récit des derniers événements de Tamatave; par Macé Descartes. Paris 1846.

History of Madagascar, etc. by the Rev. William Ellis. London, s. a. (am Schlusse der Vorrede steht: Pentonville 10. Oct. 1838) 2 Bände.

Three visits to Madagascar during the years 1853, 1854, 1856; including a journey to the capital etc., by the Rev. William Ellis. London 1858.

Madagascar, possession française depuis 1642. Par V. A. Barbié du Bocage. Paris, s. a. (1861.)

Suarezbay. An der Ostseite sind die Gestade sehr flach und niedrig; in der Regenzeit treten viele Hunderte von Flüssen und Bächen über die Ufer, und führen eine große Masse von Schlamm und Geröll, von halbzersetzten Pflanzenstoffen und auch Thierleichen mit sich. So entstehen viele Barren, welche die Einfahrt erschweren, und die Moräste und Sümpfe, deren Ausdünstungen das lebensgefährliche Küstenfieber erzeugen. Dagegen sind die westlichen und nördlichen Gestade viel weniger ungesund. Aber Madagaskar hat, wegen seiner Terrassenbildung und weil die höchsten Gipfel seiner Gebirge bis zu zehntausend Fuß über die Meeresfläche emporragen, eine große Mannichfaltigkeit und Abwechselung des Klimas. Die Nordspitze, Kap Amber, liegt unter 12° 12′, der südlichste Punkt, Kap Marie, unter 25° 45′ südlicher Breite, und der Flächeninhalt mag etwa 9000 Quadratmeilen betragen.

Der Missionar Ellis hat ein sehr lebhaftes Gemälde von dem wunderbar mannichfaltigen Pflanzenwuchse entworfen. Er erinnert an einen Ausspruch des Botanikers Comerson, welcher von maßlosem Erstaunen gepackt wurde, als er diese unbeschreiblich üppige Vegetation sah. Dieser schrieb: „Welch ein wunderbares Land ist dieses Madagaskar! Ganze Akademien, nicht einzelne Reisende müssen kommen, um diesen Pflanzenreichthum zu erforschen. Ich kann die Versicherung geben, daß Madagaskar für sie recht eigentlich das gelobte Land ist. Dorthin scheint sich die Natur, gleichsam in ein ganz besonderes Heiligthum, zurückgezogen zu haben, um nach ganz anderen Mustern zu arbeiten, als man sie sonst antrifft; bei jedem Schritte trifft man auf ungewohnte, wunderbare Formen. Linné, dieser nordische Dioscorides, fände hier allein Stoff zu zehn Ausgaben seines Systems und hätte auch dann erst einen Zipfel des Schleiers gelüftet.“

Der Pandanus mericatus.

Für den Anbau der Baumwolle, welche vortrefflich gedeiht, kann Madagaskar von großer Wichtigkeit werden. An Gewürzen hat die Insel z. B. Caryophyllum, Ingwer und wilden Pfeffer; zwölf verschiedene Baumarten liefern Oel; Reis, ein Hauptnahrungsmittel, kommt in elf, nach Anderen in fünfzehn Varietäten, vor und manche derselben gedeihen in hohen, trockenen Lagen. Die Kokospalme ist vor etwa anderthalbhundert Jahren eingeführt worden, der Brotfruchtbaum noch später; aber Bataten und Bananen kennt man seit unvordenklichen Zeiten. Dazu kommen Ignamen, Manioc, Ananas und Erdmandeln. Vortrefflich gedeihen die aus anderen Gegenden nach Madagaskar verpflanzten Gewächse: Weinreben, Feigen, Granatbäume, Citronen, Mandeln, Orangen, Pfirsiche und Maulbeerbäume. Europäische Getreidearten werden wenig geschätzt, aber die Kartoffel ist bei den Bewohnern der Hochebenen sehr beliebt geworden; die Sagopalme soll einheimisch sein; im Süden tritt an die Stelle des Reis als Hauptnahrungsmittel Pfeilwurz. Der Kaffeebaum liefert eine bessere Bohne als jener auf Bourbon, der Tabak giebt ein feines, duftiges Blatt und drei Arten von Indigo werden zum Färben benützt. In den Wäldern, welche Madagaskar nach allen Richtungen durchziehen und sich namentlich auf den niederen Hochebenen in kräftigstem Wuchs entwickeln, werden viele nutzbare Hölzer geschlagen. In den undurchdringlichen Dickichten wuchern Schmarozer- und Schlingpflanzen in großer Mannichfaltigkeit; dort wachsen prachtvolle Orchideen, für welche Madagaskar klassischer Boden ist. Einer von den vier Arten Bäumen, aus welchem man Gummi gewinnt, der Azaina, wird bis zu sechszig Fuß hoch.

Naturforscher, welche sich zum ersten Mal in diese Pracht und Fülle einer wunderbar üppigen Vegetation versetzt sehen, erklären, daß man nicht wisse, wohin man zuerst den Blick wenden, und wo man mit den Untersuchungen und Forschungen beginnen solle. Hier steht die Barringtonia speciosa (Fotabo), dort die Casnarina equisetifolia, unweit von einem gewaltigen Baobab, und in der Nähe die Tapia edulis, welche den einheimischen Seidenwürmern Nahrung giebt. Man findet drei Arten von Pandanus; Bignonien, Mimosen und Hibiscus in Menge. Die indische Akazie entfaltet herrliche gelbe Blüthen, ein zwergartiges Solanum hat hellblaue und gelbe Blumen, stachelige Blätter und runde gelbe Beeren von einem Zoll Durchmesser; Catharanthus roseus hat einen dicken buschigen Stamm mit dunkelen Blättern, aus welchen eine rosenfarbige Blume hervorbricht. Die Aleurites, Kerzennuß, erinnert an jene auf den Inseln der Südsee, und unter den Orchideen erregen drei Arten von Angräcum und ganz besonders A. sesquipedale vorzugsweise die Aufmerksamkeit.

Ellis bezeichnet als seinen köstlichsten Fund die Ouviranda fenestralis, das sogenannte Spitzenblatt oder Wasseryam. Er erklärt sie für eins der feinsten und zartesten Erzeugnisse des Pflanzenreichs. Die Wurzel ist daumendick, neun Zoll lang und breitet sich, obwohl im Zusammenhange bleibend, gleich jener des Ingwers, nach verschiedenen Richtungen hin aus. Die Pflanze wächst in fließendem Wasser; aber man findet sie auch an Stellen, wo dieses in gewissen Jahreszeiten fehlt. Dann sterben die Blätter ab, die im Schlamme liegende Wurzel behält jedoch ihre Triebkraft. Die fleischige Wurzel wird gekocht und giebt ein dem Yam ähnliches Mehl. Deswegen heißt sie bei den Eingeborenen Ouvirandrano, von Uwi, das im

Polynesischen und in der Sprache der madakassischen Howas Yam bedeutet, und Rano, Wasser. Aus den verschiedenen Kronen der sich verzweigenden Wurzel wachsen von unten aus dem Wasser heraus die schlanken, bis zu zehn Zoll langen Blätter hervor und verbreiten sich wagerecht dicht unter der Oberfläche des Wassers. Sie gleichen einem geäderten Gerippe, sind gleichsam gegittert (wie ein Fenster, deshalb die Bezeichnung fenestralis), und das Ganze gleicht einem feingegliederten Gerippe.

Wir machen diejenigen Leser, welche London besuchen, darauf aufmerksam, daß diese schöne Pflanze im Garten zu Kew, in jenem der Gartenbaugesellschaft zu Chiswick und im Regentspark zu sehen ist; auch im Krystallpalaste zu Sydenham ist sie zu sehen.*)

Auf den Terrassen, welche vom Unterland ansteigen, findet man in Thälern und an Hügeln, überhaupt an feuchten Standorten in großer Menge den Baum des Reisenden, Urania speciosa. Die Eingeborenen nennen ihn Ravinala, und so wird er auch schon von Sonnerat bezeichnet. Das Wort bedeutet Blatt des Waldes. Der Baum steigt als dicker, saftiger Stamm empor, etwa wie ein Pisang oder die größeren Arten der Strelitzia, mit welchen beiden Arten er Aehnlichkeit hat. Von der Mitte des Stammes sendet er lange breite Blätter aus, wie die Bananen, sie sind aber nicht so zerbrechlich und stehen auch nicht rund um den Stamm, sondern in zwei Linien auf entgegengesetzten Seiten, und das Ganze gleicht gewissermaßen einem Fächer. Nachdem der Stamm etwa zwölf Fuß Höhe erreicht hat, wird der untere Theil der äußern Bekleidung hart und trocken wie bei der Kokospalme. Ellis sah viele solcher Ravinalas, deren niedrigste Blätter erst bei dreißig Fuß Stammhöhe erscheinen; an manchem Baume betrug die Zahl der Blätter zwanzig bis vierundzwanzig und der Stengel eines jeden Blattes war sechs bis acht Fuß lang, das Blatt selber aber noch vier bis sechs Fuß länger. Der Baum gewährt einen herrlichen Anblick und außerdem einen nicht gering anzuschlagenden Nutzen. Denn er bildet auch in der trockenen Jahreszeit einen Brunnen, aus welchem der Reisende eine nicht unbeträchtliche Menge reinen Wassers schöpfen kann. Ellis hatte die Richtigkeit dieser Angabe bezweifelt, überzeugte sich jedoch durch den Augenschein. „Wir machten bei einer Baumgruppe Halt. Ein Träger stach mit seinem Speer vier bis fünf Zoll tief in das feste dicke Ende des Blattstieles, an der Stelle, wo derselbe etwa sechs Zoll vom Stamme entfernt ist. Als er den Speer wieder herauszog, strömte klares Wasser hervor; wir fingen etwa ein Quart davon in einem Becher auf und genossen diesen kühlen, klaren und süßen Trank. Bei näherer Untersuchung fand ich, daß das Wasser nicht etwa durch irgend einen Theil der Pflanze filtrirte, sondern es ist eine Art von natürlicher Höhle an der Basis jedes Blattstengels vorhanden; das Wasser, welches sich auf der breiten und gerippten Oberfläche des Blattes gesammelt hat, fließt in dieses natürliche Sammelbecken hinab und giebt dem Baume Nahrung, dem Reisenden einen angenehmen und labenden Trunk. Uebrigens gewährt der Baum auch noch anderweitigen Nutzen, denn auf der ganzen Ostseite der Insel benützt man die Blätter zum Bedachen der Wohnungen und die langen Blattstengel zum Verfertigen der Wände im Innern der Häuser; man schält die harte Rinde ab, schlägt sie flach und benutzt sie dann zu Fußböden; das grüne Blatt, durch welches kein Regen dringt, wird als Packtuch benützt; auch verwendet man dasselbe in ähnlicher Weise wie wir die Tischtücher und Teller; ja man faltet es, giebt ihm allerlei Formen und es ersetzt unsere Löffel und die Trinkgeschirre.“ *)

Der Baum des Reisenden, Urania speciosa.

Die Thierwelt auf Madagaskar unterscheidet sich wesentlich von der des gegenüber liegenden Ostafrika. Denn Löwen, Tiger, Elephanten, Giraffen, Rhinocerouten und Flußpferde sind nicht vorhanden. Dagegen kommen zwei Arten wilder Schweine in großer Menge vor, und nach ihnen hat, wie wir schon angedeutet, die Insel ihren einheimischen Namen erhalten. Unter den verschiedenen Arten Makis ist die eine nicht größer als eine Hauskatze, und der Tenrek ersetzt die Stelle des amerikanischen Ameisenbären. Madagaskar ist reich an eigenthümlichen Thierformen und gewährt dem Zoologen eine nicht minder reiche Ausbeute als dem Botaniker; wir können aber hier auf diesen Gegenstand nicht näher eingehen.

Dem Ethnologen bietet Madagaskar ein ergiebiges Feld für die Forschung dar. Es sind dort manche Probleme zu lösen. Die Bewohner unterscheiden sich wesentlich von denen des afrikanischen Festlandes; auch jene mit schwarzer Hautfarbe haben nicht das eigentliche Negergepräge und nicht die scharfe, unangenehme Ausdünstung der Haut, welche den weißen Menschen so widerwärtig berührt. Die Gesammtzahl der Insulaner, welche man unter der allgemeinen Benennung Malgaschen zusammenfaßt, wird von Ellis auf mehr als vier Millionen Seelen geschätzt. Er rechnet, natürlich nur in runden Summen, da eine Zählung nicht stattgefunden hat, auf die vier Hauptabtheilungen zusammen 4,450,000 Köpfe. Davon kommen auf die Howas etwa 750,000; auf die Sekalawen mit den

*) Ellis, S. 45.

*) Ellis, S. 301 bis 305.

Pflanzenwuchs und Brücke auf Madagaskar.

Benasanoseno und Antsianaka 1,200,000; auf die Betsileo 1,500,000, und auf die Betanimena mit den Betsimisaraka 1,000,000. Die französischen Schriftsteller dagegen wollen nur etwa drei Millionen Malgaschen annehmen. In früheren Zeiten scheint die Volksmenge weit beträchtlicher gewesen zu sein; dafür zeugen die Ueberreste von Dörfern und Bewässerungsanstalten in manchen Gegenden. Durch lange und blutige Kriege, Kindermord, Sklavenhandel und dem Gifttrank, welcher als gerichtliches Ueberführungsmittel galt, und der erst 1861 abgeschafft worden ist, verminderte sich namentlich die Anzahl der Männer und jene des weiblichen Geschlechts wurde überwiegend.

Die Malgaschen zerfallen in eine große Menge verschiedener Stämme und bilden, obwohl jetzt fast alle unter gemeinsamer Herrschaft, besondere Nationen. Doch haben sie hinwieder manche übereinstimmende Merkmale; sie sind zum Beispiel, mit wenigen Ausnahmen, unter Mittelgröße, die Männer hübscher gestaltet als die Frauen, welche Hinneigung zur Wohlbeleibtheit haben. Der Bart ist schwach und wird in der Jugend ausgerupft; die Hände fühlen sich nicht so warm an als bei uns Europäern, und das Blut der Malgaschen ist überhaupt, wie das Thermometer zeigt, kälter als das unsere. Durch die Hautfarbe zerfallen die Malgaschen in zwei Abtheilungen; bei der einen ist sie heller und das Haar schlicht oder gekräuselt, bei der andern schwarz und das Haar wollig. Wir sehen also zwei Raeen: die schwarze und die olivenbraune, aber Vermischungen haben unter beiden in so großer Ausdehnung stattgefunden, daß eine ungemein große Anzahl von Mischlingen vorhanden ist und man von vielen Leuten gar nicht sagen kann, ob sie mehr von der einen oder andern Race an sich haben. Bei denen, welche eine hellolivenfarbige Haut haben, scheint oft das Roth durch die Wangen. Manche sind bräunlich wie die Malayen. Beim Haar findet man, gleichfalls in Folge der Blutmischungen, dieselbe Mannichfaltigkeit wie bei der Hautfarbe. Man erblickt olivenfarbige Leute mit schlichtem Haar, dergleichen mit gelocktem oder auch mit krausem Haar; Schwarze mit schlichtem und dergleichen mit gelocktem, gekräuseltem oder welligem Haar.

Den vier großen politischen Abtheilungen der Insel entsprechen eben so viele ethnologische Gruppen. Aber vor etwa hundert Jahren konnte man innerhalb derselben mehr als fünfzig verschiedene Stämme zählen, die von einander unabhängig waren und unter besonderen Häuptlingen standen. Den größten Theil der westlichen Abdachung

Howas auf Madagaskar.

haben die Sekalawa inne; sie sind alle schwarz. Oestlich von den südlichen Sekalawa, im Innern, wohnen die Betsileo; an der Ostküste bilden die Betsimisaraka den Hauptstamm. Aber das hervorragende und herrschende Volk sind die Howas, deren Stammland die Provinz Ankowa im Innern ist. Von dort aus wurden die übrigen Völker bezwungen. In diesem Volke hatte ein kühner und tapferer Mann, Dianampoine, die verschiedenen Häuptlinge unterworfen und gebot dann über eine große Schaar von Kriegern, mit denen er einen beträchtlichen Theil der Insel bezwang. Die schwarzen Völker unterlagen, obwohl sehr zahlreich, dem Stamme mit hellerer Hautfarbe; es wiederholt sich also auf Madagaskar eine Erscheinung, die wir überall finden, so weit die Geschichte reicht. Diese olivenfarbigen Howas sind nicht Ureinge-

borene der Insel; sie sind als Sprenglinge, als ein erratischer Block zu betrachten, und man weiß nicht, auf welche Weise derselbe auf das Hochland von Madagaskar hingetrieben worden ist. Die Howas haben nämlich in Sprache, Gesichtsbildung, Hautfarbe und eigenthümlichen Bräuchen viel Uebereinstimmendes mit dem polynesischen Menschenschlage und man rechnet sie zu der „malayischen" Race. Aber wann und wie die Vorfahren dieser Howas, tausende von Meilen weit über See nach Madagaskar, wie sie von jenseit Australiens bis in die Nähe Afrikas verschlagen worden sind, das bleibt ein ethnologisches Räthsel.

Das Wort Howa wird insgemein auf alle Malgaschen mit olivenfarbiger Haut (diese in manchen Abstufungen genommen) angewandt, hat aber auch noch andere Bedeutungen. Die Provinz Ankowa, auch Imirine genannt, bildet das Kernland der olivenbraunen oder gelben Leute. Bei manchen ist die Farbe heller als bei den Südeuropäern, bei anderen fällt sie in's Braun. Das Gesicht ist ziemlich platt, die Lippe manchmal dick und vorstehend, oft aber so fein und dünn, wie bei unserer kaukasischen Race; das Haar schwarz, weich, fein, schlicht oder gelockt, das Auge nußbraun, die Glieder sind fein geformt.*) Leute mit nicht dunkler Hautfarbe leben aber auch in anderen Provinzen, während in Ankowa auch Schwarze wohnen. Insofern sie Bewohner dieser Provinz sind, wird der Name Howa auch auf sie ausgedehnt.

Bis zu Anfang unseres Jahrhunderts waren die Howa weder mächtig, noch als Krieger berühmt; sie galten nur für tüchtige Schmiede und gute Weber. Dann aber erhob sich, wie wir schon erwähnten, Dianampuine, Häuptling von Antananarivo, über alle seine Nebenbuhler und schwang sich zum König der centralen Hochebene empor. Nachdem er sich durch die Waffen Gehorsam erzwungen, verbot er seinem Volke das Tabakrauchen und den Genuß geistiger Getränke. Als er 1810, in einem Alter von fünf und sechszig Jahren, starb, konnte er seinem Sohne Radama einen Staat hinterlassen, welcher nicht nur jene Hochebene, sondern schon einen nicht unbeträchtlichen Theil der Insel begriff.

Mit diesem Radama tritt Madagaskar in die Geschichte ein, denn der junge König kam in Berührung mit den Europäern. Der Halbbarbar, nicht ohne Intelligenz, voll von Ehrgeiz und ein tapferer Krieger, wollte sich mit der Civilisation des Auslandes in Berührung bringen. Er sandte zwei seiner jüngeren Brüder nach der Insel Mauritius, um sie dort erziehen zu lassen; er empfing einen englischen Unterhändler in seiner Hauptstadt; am 14. Januar 1814 leisteten dieser Engländer, Kapitän Lesage, und König Radama einander den Bluteid und schlossen einen geheimen Vertrag ab. Zwei englische Unteroffiziere übten die Leibwache des Königs ein.

Damit war Madagaskar aus seiner Vereinzelung herausgetreten und England gewann Einfluß. Die auf Mauritius geschulten Prinzen wurden 1817 von ihrem Lehrmeister, dem Sergeanten Hastie, in ihre Heimath zurückgebracht, als eben Radama an der Spitze von zwanzigtausend Kriegern in das Land der Betanimena vorgedrungen war, um sich einen Hafen an der Küste zu verschaffen. Das gelang ihm. Auch wurde er von England als König von Madagaskar anerkannt. Noch in demselben Jahre schloß er einen Vertrag, in welchem er sich verpflichtete, die Ausfuhr von Sklaven über See, sowohl aus seinem eigenen Gebiete, wie auch aus den Landen der von ihm abhängigen Häuptlinge zu verbieten, und dafür erhielt er eine jährliche Entschädigung von den Briten. Er sandte Howajünglinge nach England und schloß auch einen Schiffahrts- und Handelsvertrag ab.

Bald nachher, 1820, kamen die ersten englischen Missionare in's Land und wurden sehr zuvorkommend aufgenommen; während sie Schulen gründeten und der König selber ihnen Wohnungen bauen ließ, unterrichtete Hastie mit seinen Drillmeistern die Soldaten des Königs im Waffenhandwerk. England munterte den König auf, den noch nicht bezwungenen Theil der Insel zu unterwerfen. Das geschah zum großen Mißvergnügen der Franzosen, welchen dadurch ihre Pläne auf die Besitznahme der ganzen Insel oder einzelner Küstenstrecken und Häfen vereitelt wurden. Sie unterstützten ihrerseits alle, dem König Radama feindliche Häuptlinge, und seit jener Zeit haben die Intriguen der einen europäischen Seemacht gegen die andere nie mehr aufgehört.

Im Juli 1828 starb Radama, erst sieben und dreißig Jahre alt, an den Folgen übermäßiger Ausschweifungen. Er war durch und durch Barbar, aber klug und verschlagen, und hatte seine Macht fest begründet. Einen Sohn, der zur Thronfolge berechtigt gewesen wäre, hinterließ er nicht; deshalb ernannte der Kabar, das heißt die große Volksversammlung, die Wadi Be, Gemahlin ersten Ranges, zur Königin, welcher am 3. August 1828 das Scepter übertragen wurde. Sie hat dasselbe mit kräftiger Hand bis zum 16. August 1861 geführt.

Mit der Herrschaft dieser Königin Ranovalo, die man wohl als einen Caligula im Weiberrocke bezeichnet hat, beginnt auf Madagaskar ein erschütterndes, blutiges Drama, das länger als dreißig Jahre gespielt hat, und an welchem die französische Politik einen nicht geringen Theil der Schuld trägt. Wir werden weiter unten zeigen, weshalb. Die Königin war durch und durch conservativ, den alten Einrichtungen und Landesgöttern ganz ergeben, den Missionaren, welche einen andern Gott verkündigten, durchaus abgeneigt und den Rathschlägen der Priester und Hüter der Götzenbilder zugethan. Ranovalo war sehr blutdürstig; sie mordete auch Radama's Mutter und Schwester hin; der Sohn der letztern, welcher Ansprüche auf den Thron hätte erheben können, wurde, nebst vielen hohen Würdenträgern, zu Tode gespeert. Die Königin erklärte den mit England geschlossenen Vertrag für ungültig und ließ den britischen Bevollmächtigten schnöde mißhandeln. Bei der mit barbarischem Pomp veranstalteten Krönung, im Juni 1829, spielten die Hüter der Götzenbilder, und diese letzteren selbst, eine hervorragende Rolle. Die guten Tage der Missionare, der Europäer und der eingeborenen Christen waren nun auf lange Zeit dahin, und die Ereignisse nahmen einen Verlauf, welcher die Königin nur noch mehr gegen die Ausländer erbittern mußte.

Die erste Kunde von der Insel und der allgemein angenommene Name derselben, Madagaskar, gelangte durch den venetianischen Reisenden Marco Polo in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts nach Europa. Im Jahre 1506 wurde sie von den Portugiesen Ruy Pereira und Tristan d'Acunha entdeckt und St. Lorenzinsel genannt. Späterhin warfen die Franzosen ihr Augenmerk auf Madagaskar, und am 24. Juni 1642 erklärte, auf Antrieb des Kardinals Richelieu, König Ludwig der Dreizehnte, daß die Insel französisches Besitzthum sei. Man ging von dem Grundsatz aus, daß alles von „Wilden" bewohnte Land von Rechtswegen dem ersten Besten gehöre, der es in Besitz

*) Ellis hat in seiner History vor dem Titelblatte zum ersten Bande ein farbiges Portrait des Gouverneurs von Foulepointe, Rafaralahy, mitgetheilt, das ganz und gar einem Malayen aus dem indischen Archipelagus gleich sieht.

nehme und im Stande sei, dort die Civilisation einzuführen. Auf diese „Rechtstitel" gründet Frankreich noch heute seine Ansprüche; andere sind nicht vorhanden. Die Franzosen betrachteten Madagaskar als ihr Eigenthum und occupirten einzelne Häfen an der Küste, die theilweise wieder verlassen und gelegentlich abermals in Besitz genommen wurden.

Manche der von Radama unterworfenen schwarzen Häuptlinge trugen das Joch der Howas nur widerwillig und ließen sich in Verbindungen mit den Franzosen ein. Diese rüsteten einen Schiffszug gegen Madagaskar aus. Der Befehlshaber desselben, Gourbeyre, sollte einen „freundschaftlichen Verkehr" mit der Königin anknüpfen, ihr Geschenke überbringen, zugleich aber erklären, daß Frankreich die ausdrückliche Anerkennung des Besitzrechtes auf eine Anzahl von Häfen verlange. Ranovalo sollte auf die Forderungen binnen einer Woche eine zustimmende Antwort geben. Zugleich eröffnete 1829 der damalige Premierminister Frankreichs, Fürst Polignac, der Königin in einem Briefe, daß sein Monarch den größten Werth auf den Besitz von Madagaskar lege und zu allen Zeiten nach dieser „Kolonie" getrachtet habe; er erblicke im Besitze derselben für sich ein natürliches Gegengewicht gegen die Uebermacht der Engländer im Osten. Zugleich erbot sich Polignac, der Königin Schießbedarf, Waffen, Exercirmeister und Geld zu senden.*)

*) Die Regierung des Julikönigthums ging von demselben Grundsatze aus; das hat Macé Descartes gezeigt (S. 169). Das Buch von Barbié du Bocage ist eingestandenermaßen zu dem Zwecke geschrieben, die öffentliche Meinung in Frankreich mit dem Gedanken einer Besitznahme Madagaskars vertraut zu machen. In demselben Sinne arbeiten viele pariser Tagesblätter und Zeitschriften. L'île de Madagascar est le magasin général des Indes, qui, occupé par la France, lui donnerait une influence presque sans limites dans les pays situés au-delà du cap de Bonne-Espérance. (B. du Bocage S. 180.) In der Einleitung, S. XVI, hebt er die politische und militärische Bedeutung der Insel hervor und bemerkt ganz richtig, daß Frankreich am indischen Ocean seither keinen Hafen zur Verfügung habe und von den Engländern gleichsam abhängig gewesen sei; Reunion ist zwar eine französische Besitzung, hat aber keinen eigentlichen Hafen, sondern nur unsichere Rheden. Il est de toute nécessité que le gouvernement français crée à sa marine dans ces parages une base d'opérations solide, inattaquable. Uebrigens sind Nossi Be, Nossi Kumba und die Komoroinsel Mayotta in den Händen der Franzosen keineswegs unwichtige Punkte, auch ist die Insel Sainte Marie nicht ohne Bedeutung. Den bei weitem vortrefflichsten Hafen bildet freilich die Diego Suarezbay, im äußersten Norden der Insel, in der Provinz Ankara, etwas südlich vom Kap Amber, zwischen dem 12. und 13.° südlicher Breite, und dieser würde wohl zunächst in Besitz genommen werden, sobald einmal die französische Politik ihre Pläne gegen Madagaskar in's Werk setzen will. A.

Ranovalo, die einen hohen Begriff von ihrer Herrscherwürde hatte und deren Gemahl von England ausdrücklich als König der ganzen Insel anerkannt worden war, wies das französische Protektorat mit Unwillen zurück. Von nun an sah sie in jedem Europäer einen Agenten der französischen Bestrebungen und bis an ihr Lebensende ist das Mißtrauen nicht wieder von ihr gewichen. Als Kaufleute, ohne zuvor Erlaubniß von der Königin eingeholt zu haben, nach Madagaskar kamen und ein Festungswerk bauten, ließ die Königin dasselbe zerstören. Die Franzosen reizten die Sekalawas und Betsimisaraka gegen die Howas auf, und häufig erschienen ihre Kriegsschiffe an den Küsten. Schon 1840 hatten sie sich, von einem weiblichen Häuptlinge der Sekalawa, Nossi Be und Nossi Kumba, zwei Inseln vor der Westküste abtreten, und gleichzeitig ein Anrecht auf die ganze westliche Küste zwischen dem 13. und 22.° S. Br. zusprechen lassen. Sie erwarben noch einige andere Eilande und zugleich von einem arabischen Sultan auch Mayotta, eine der Komoro-Inseln.

Eine Straße in Tamatawe.

Nun kannte der Ingrimm der Königin keine Grenzen mehr; sie wollte fortan gar keine Europäer mehr auf Madagaskar dulden und vertrieb dieselben. Darüber gerieth sie auch mit England in Zwist, das damals (wie jetzt wieder im fernen Osten) thörig genug war, mit den Franzosen gemeinsam zu operiren. Zwei französische Kriegsschiffe und eine englische Corvette erschienen vor der Ostküste und bombardirten die Hafenstadt Tamatawe, wo die Besatzung tapfere Gegenwehr leistete. Diese Beschießung gewährte den Europäern nicht den geringsten Nutzen. Die Königin wurde nur noch strenger und grausamer, und sie duldete fortan nur noch so viele Europäer, als unumgänglich nöthig waren, um ihre Unterthanen in den nöthigsten Handwerken

zu unterweisen. Im Jahre 1835 hatte sie auch die Missionare ausgewiesen; die Christenverfolgungen begannen. Wir haben auf Madagaskar dieselbe Erscheinung wie in Cochinchina; die Bekenner der abendländischen Religion bildeten zugleich eine politische Partei, die mit ihren europäischen Glaubensgenossen sympathisirte. Daraus schon erklärt sich die Strenge, mit welcher man gegen sie verfuhr. Im Jahre 1837 wurde der erste Christ hingerichtet; auch späterhin mußten viele das Giftwasser trinken, andere wurden mit Geldbußen belegt, als Sklaven verkauft oder man zog ihr Vermögen ein. Allein im Jahre 1849 wurden vierzehn von einem Felsen herabgestürzt und vier Edelleute verbrannt, weil man das Blut der Adeligen nicht vergießen darf. Die Königin sprach: „Wir wollen sie tödten, weil sie das abändern, was unsere Vorfahren gethan und befohlen haben, und weil sie zu den Vorfahren der Ausländer beten." Nach den Gesetzen und Gebräuchen ist es ein schweres Verbrechen, wenn Jemand den Glauben der Väter verläßt; die Geister der alten Ahnen, von welchen die Herrscherfamilie abstammt, sind ein Gegenstand religiöser Huldigung für alle Unterthanen.

Lange Zeit grollte Ranovalo und erst allmälig ließ sie von ihrer Strenge nach. Die britischen Kaufleute auf Mauritius wünschten Handelsverkehr mit Madagaskar, das zu allen Zeiten eine Vorrathskammer für ihre Insel war, welche von dort Hornvieh und Reis bezog. Als die englischen Missionare Ellis und Cameron die Königin um Erlaubniß baten, ihr einen freundschaftlichen Besuch abzustatten, wurde ihnen derselbe gewährt. Sie kamen nach Tamatawe und man zeigte ihnen die Schädel der Engländer und Franzosen, welche dort während der Beschießung von 1845 ihr Leben verloren hatten. Der Hafenmeister fragte: „Sagt selbst, ob es recht ist, daß fremde Menschen in unser Land kommen und uns unsere Leute todtschießen, blos weil wir bei uns die Gesetze der Ausländer nicht befolgen."

Tamatawe ist eine Stadt von etwa dreitausend Einwohnern, welche, wie unsere Abbildung zeigt, zumeist in geringen Hütten wohnen; die besseren Gebäude gehören den Ausländern und den Howabeamten. Sie liegt im Lande der Betsimisaraka.

Die beiden Missionare wurden damals noch nicht am königlichen Hofe empfangen. Ranovalo ließ ihnen schreiben, daß sie dermalen zu sehr mit Geschäften überhäuft sei; sie rathe den Fremden, vor Eintritt der Fieberzeit die Insel zu verlassen. Offenbar wollte sie Genugthuung für die ihr 1845 zugefügten Unbilden haben, ehe sie wieder Ausländer empfing. Erst 1856 wurde Herrn Ellis die Wanderung nach der Hauptstadt Antananarivo gestattet; der Kronprinz hatte ihm geschrieben, daß er auf einen freundlichen Empfang rechnen dürfe. Am 26. August befand er sich im Angesicht der königlichen Residenz und die Herrscherin hielt ihm ein zweistöckiges Haus in Bereitschaft, das mit allen europäischen Bequemlichkeiten ausgestattet war. Am Hofe waren einige Franzosen von großem Einfluß und auch Ellis konnte mit seiner Aufnahme zufrieden sein. Die Königin war weniger mißtrauisch als sonst; der englische Missionar fand noch eine große Anzahl von Christen, die trotz aller Verfolgungen standhaft geblieben waren. Auch legte die Regierung dem Handel mit den Fremden keine Hindernisse

Haus eines Howahäuptlings in Tamatave.

in den Weg, und Ranovalo wußte, daß ihr Sohn, den sie einige Jahre nach Radama's Tode geboren hatte, der neuen Lehre durchaus zugethan war.

Die Sachen würden fortan einen befriedigenden Verlauf genommen haben, wenn nicht durch die Umtriebe französischer Abenteurer neue Störungen hervorgerufen worden wären. Daß Frankreich seine Ansprüche auf Madagaskar nicht aufgegeben hat, weiß man. Seit Jahren haben sich in verschiedenen Hafenstädten Jesuiten niedergelassen, um Malgaschen zu bekehren. Ihre Hauptstation gründeten sie an der St. Augustinbay und vom Gouverneur der Insel Réunion werden sie mit allem Nöthigen versorgt. In dieser französischen Kolonie haben sie eine Anstalt zur Erziehung schwarzer Mädchen gestiftet. Unter den Sekalawa herrscht nämlich der Brauch, alle Kinder, welche an einem Freitag geboren oder von einem Zauberer als unheilbringend bezeichnet werden, auszusetzen. Solche Kinder werden von den Jesuiten aufgenommen und erzogen. Dadurch haben sie Anhang gewonnen.

Im Jahre 1855 bewarb sich ein französischer Kaufmann, Lambert, um die Erlaubniß, Antananarivo zu be-

suchen, und sie wurde ihm von der Königin gewährt. Nachdem er mit Edelleuten von der Oppositionspartei innige Verbindungen angeknüpft, begab er sich nach Paris, wo er mehrfach Audienzen bei Napoleon dem Dritten hatte. Dieser gab ihm Geschenke für Ranovalo mit, und ein Geistlicher, Pater Jean, schloß sich ihm an, gab sich aber für einen Kaufmann aus. Am Vorgebirge der guten Hoffnung traf Lambert unsere Landsmännin Ida Pfeiffer, welche als fertige Klavierspielerin der Musik liebenden Königin willkommen war. Daß Lambert es auf irgend einen Streich gegen die letztere abgesehen hatte, unterliegt keinem Zweifel; er hatte in der Dalrymplebay einen Schooner vor Anker gelegt, auf welchem im Nothfalle die mit ihm einverstandenen Howaedelleute Rettung finden sollten.

Diesen Plan erfuhr der englische Consul Mac Leod in Mosambik; er warnte Frau Pfeiffer und bat sie, sich nicht in ein gefährliches Unternehmen einzulassen, allein sie begab sich trotzdem 1857 mit Lambert nach Antananarivo, wohin der verkleidete Pater Jean vorausgegangen war. Lambert überreichte die napoleonischen Geschenke und wurde freundlich behandelt. Während die harmlose Ida Pfeiffer bei der Königin Klavier spielte, wurde der Plan zur Verschwörung reif. „Die Königin sollte abgesetzt werden und ein Jahrgehalt bekommen; der neue Herrscher sollte ein Bündniß mit dem Kaiser Napoleon schließen; die römisch-katholische Religion sollte auf Madagaskar das einzig und allein erlaubte christliche Glaubensbekenntniß sein. Die Sklaverei wird abgeschafft." Die Verschwornen glaubten an das Gelingen ihres Unternehmens; während eines großen Hoffestes sollte die Königin aufgehoben werden. Das Fest fand statt. Als dann Lambert, Pater Jean, der Ceremonienmeister Laborde und Ida Pfeiffer an der königlichen Tafel saßen, erhob sich Ranovalo und enthüllte den ganzen Plan.

Die Vier wurden gefangen genommen und harrten der Todesstrafe; aber die Königin erklärte, sie wolle das Leben dieser elenden Verbrecher schonen. Man führte sie langsam durch ungesundes Sumpfland bis an die Küste und Ida Pfeiffer nahm damals den Keim des Todes in sich auf. Sie war an der Verschwörung nicht betheiligt und nur mißbraucht worden. Die Königin hatte auf Mac Leod's Veranstaltung durch zwei mitverschworene Edelleute genaue Kunde von allen Vorgängen erhalten. Von nun an wüthete sie wieder in alter Weise und hat Tausende von Menschen hinrichten lassen.

Wie weit der Kronprinz in das Unternehmen verflochten war, wissen wir nicht; überhaupt ist in Betreff der jüngsten Vorgänge auf Madagaskar noch Manches unklar. Königin Ranovalo starb am 16. August 1861; ihr Sohn bestieg als Radama der Zweite den Thron. Er tritt als Reformer auf, läßt die Fremden in's Land, hat den Gifttrank abgeschafft und begünstigt das Schulwesen. Mit jenem Verschwörer Lambert hat er aber wahrscheinlich unter einer Decke gespielt, denn gerade diesen Mann sandte er nach England und an den napoleonischen Hof, um seine Thronbesteigung zu verkünden und von beiden Mächten als Herrscher anerkannt zu werden. Als sich zeigte, daß die napoleonische Politik das Uebergewicht erlangt hatte, wurde von englischer Seite sofort Ellis veranlaßt, eine Reise nach Madagaskar zu unternehmen, um seinen alten Freund, den vormaligen Kronprinzen, jetzt Radama den Zweiten, zu besuchen. Er ist gegenwärtig in Antananarivo und durch ihn werden wir jedenfalls interessante Aufklärungen erhalten. A.

Die Montenegriner und ihr Gesetzbuch.

Während wir Europäer des neunzehnten Jahrhunderts unsere Civilisation preisen und stolz darauf sind, daß wir es „so herrlich weit gebracht", haben wir doch im Südosten unseres Erdtheils noch die rechte und ächte urwüchsige Barbarei der früheren Zeiten des Mittelalters. Bosnien, die Herzegowina (Albanien), und vor allen Dingen Montenegro stehen außerhalb des europäischen Kulturlebens; im Süden der Sawa hört die abendländische Gesittung auf und an ihre Stelle tritt eine Wildheit von ganz eigenthümlicher Art. Die Anschauungen und Sitten der christlichen wie der mohammedanischen Leute in jener Gegend haben gar nichts gemein mit den unseren, Zustände und Menschen erinnern an den Kaukasus.

Aber diese Region des großen illyrischen Dreiecks mit ihren südslawischen Bewohnern bildet einen nicht unwichtigen Faktor in der europäischen Politik. Sie ist wie ein Vulkan, wie ein phlegräisches Gefilde, aus welchem in kurzen Zwischenräumen Flammen aus der Erde emporschlagen. Die halbbarbarischen Bewohner sind ein Spielball in den Händen der Großmächte; bei ihnen setzt man Hebel an, um das wankende Gebäude des osmanischen Staates immer mehr aus den Fugen zu treiben. Bei dem erblichen Hasse des südslawischen Volkes gegen die türkischen Dränger ist nichts leichter, als dasselbe unter die Waffen zu bringen; Bosnien mit der Herzegowina und Montenegro haben seit langen Jahren keine Ruhe gefunden. Eben jetzt liegen sie mit den Truppen des Sultans wieder in einer Fehde, welche während der letzten Monate den Umfang eines wirklichen Krieges angenommen hat.

Die Hauptrolle in demselben spielen die Tschernagorzen. Ihr Land der „schwarzen Berge", Tschernagora, wie die Slawen, Montenegro, wie die Italiener, Karadagh, wie die Türken es nennen, ist ein rauhes wildes Gebirgsland, welches die dinarischen Alpen bilden. Sein Flächeninhalt beträgt etwa achtzig Geviertmeilen, die Zahl der Bewohner noch nicht halb so viel wie jene des Herzogthums Braunschweig, denn die Annahme von 150,000 tschernagorzischen Seelen wäre schon zu hoch. Aber jeder erwachsene Mann ist Krieger und deshalb kann Montenegro reichlich fünfzehntausend Streiter ausrücken lassen.

Das Land ist durchaus unfruchtbar; nur in einzelnen Schluchten baut man Mais und Kartoffeln; für Großvieh giebt es keine Weide, selbst Schafe und Ziegen nähren sich spärlich. Wer in's Land kommt, sucht die schwarzen Berge vergeblich, er findet nichts als weißes, kahles Kalksteingebirge und meilenweit keine Spur von Pflanzenwuchs. Jeder Reisende wundert sich, daß überhaupt in diesen Felsenlabyrinthen Menschen wohnen.

Wenn man die steile Felsenwand vom adriatischen Hafen Cattaro aus auf neunzig Windungen im Zickzack

hinaufgestiegen ist, so weit die österreichische Regierung eine Straße hat bauen lassen, dann überschaut man die Berge, welche die Bucht von Cattaro von jener Budnas scheidet. Dort ist eine großartige Aussicht; man hat unter sich das Meer, erblickt dasselbe über einer hohen Gebirgsrippe zum zweiten und bald nachher zum dritten Mal. Dann steigt man weiter auf montenegrinischen Felsenpfaden, die ein Mittelding zwischen Zickzacks und Treppen sind und auf denen man nur mit den im Lande gezüchteten Kleppern fortkommen kann. So erreicht man eine Höhe von etwa viertausend Fuß über dem Meere. Dann geht es, auf noch gefährlicheren Wegen, bergab und wieder bergauf, aus einem Bergkessel in den andern und dann und wann sieht man, wie die von den Höhen herabkommenden Gewässer sich in unterirdischen Schluchten verlieren, ähnlich wie auf dem Karst, in dem Gebirge oberhalb Triest oder Fiume. Deshalb ist das Land ohne Feuchtigkeit; man sieht auf weiten Strecken weder Baum noch Strauch. „Man kann eine Wette eingehen, eine hohe Summe Demjenigen zu zahlen, der auf dem Wege von Cattaro nach Cettinje, bis in die Nähe dieses Ortes, wenigstens fünf Stunden weit, so viel Erde zu finden vemöchte, als der Huf eines Pferdes bedecken kann; nicht einmal Sand wird er finden, sondern nichts als spitze Steine. Neben diesem Wege sieht man jedes Stückchen Landes, sei es auch noch so klein, wenn nur etwas Erdboden vorhanden ist, mit Mais oder Kartoffeln bepflanzt." *)

In einem solchen Lande hausen die Montenegriner, slawische Leute von serbischer Zunge, die nicht sowohl einen europäischen Staat, sondern ein Gemeinwesen von Kopfabschneidern bilden; denn man hält es für die höchste Pflicht eines tschernagorzischen Christen, „wenn" Türkenköpfe herabzusäbeln, und jeder Raubzug gegen die ungläubigen Mohammedaner gilt für ehrenvoll. Im Volksliede heißt es: „Ueber Gott ist kein Gebieter, — Kein Metall geht über Gold, — Kein Verruchter über den Sultan." Aber auch christliche Glaubensgenossen und Stammverwandte werden nicht selten von den Bewohnern der schwarzen Berge heimgesucht, und vor nun gerade hundert Jahren, zur Zeit des siebenjährigen Kriegs, wurde in Dalmatien ein Volkslied gedichtet, das noch jetzt im Munde der Leute lebt. Es wird darin gesagt: „Woll uns gnädig, Gott, bewahren, Vor dem Säbel tapfrer Preußen, Vor den Cattareser Kerkern, Vor den Räubern Montenegro's."

Der Montenegriner ist Hirt, Krieger und oft Räuber in einer Person. Er wohnt in Steinhütten, die mit Schilf gedeckt sind, die Dörfer liegen zerstreut umher, Städte sind nicht im Lande. Jeder, die zweitausend Geistlichen nicht ausgenommen, geht bis an die Zähne bewaffnet; der Gürtel eines jeden Mannes ist ein wahres Arsenal von Yatagans und Pistolen, Dolchen und Patronen, dazu kommt dann noch die Flinte. Alles ist noch im Zustande der Urrohheit; bis vor ein paar Jahren galt die Blutrache. Nicht das Wort ist der Ausdruck des Gedankens, sondern der Säbel oder die Kugel; mit Pistolen- oder Flintenschüssen drückt man Zuneigung und Achtung oder Furcht und Zorn aus; mit Pulver grüßt, belohnt oder bestraft man.

Ein Vater, der seinen Sohn auf den Knieen schaukelt, erzählt ihm, wie schön es war, einem Türken den Kopf abzuschneiden, denselben im Triumph nach Cettinje zu bringen und dort die Prämie in Empfang zu nehmen, welche man noch vor wenigen Jahren jedem Türkentödter zahlte.

*) J. F. Neigebaur, die Südslawen und deren Länder in Beziehung auf Geschichte, Kultur und Verfassung. Leipzig 1851, S. 62.

Neben dem Klosterpalast in Cettinje wurden die Türkenköpfe als Trophäen aufgesteckt; dort prangten sie noch vor zehn Jahren, und es erregte allgemeines Mißvergnügen, als man von Staatswegen diesem alten volksthümlichen Brauch ein Ende machte. Ein englischer Reisender erzählt aus dem Jahre 1853 Folgendes:

„In Cettinje hatte ich den höchsten geistlichen Würdenträger, den Archimandriten, zum Führer. Mit ihm bestieg ich den Thurm, welcher noch vor kurzer Zeit mit Türkenköpfen geschmückt war. Jetzt hatte man sie herabgenommen und nun lagen die Schädel weit und breit am Boden zerstreut umher; an manchem sah ich noch Kopfhaut und Haare. Wir traten auf manchen schon gebleichten Schädel. Man hatte auch die Stangen, auf welchen sie noch vor vier Monaten steckten, fortgenommen, seitdem ein russischer Oberst im Frühjahr 1853 in halbamtlicher Sendung bei den Montenegrinern erschienen war. (— Es ist Oberst Kowalefsky gemeint. —) Er führte ihnen zu Gemüthe, daß derartige Bräuche nicht gerade geeignet seien, die Bewohner der Tschernagora in den Augen anderer Christen, und noch dazu im neunzehnten Jahrhundert, in Achtung zu bringen. Der Archimandrit machte übrigens die Bemerkung, daß diese Köpfe nicht zur Beute des letzten Krieges gehört hätten; denn, sagte er, wenn das der Fall wäre, so würde der ganze Platz mit Schädeln bedeckt sein, da mehr als dreitausend Türken getödtet worden sind. Vor dem Ausbruche des Krieges vergingen nie drei Wochen, ohne daß die auf Streifzüge ausgezogenen Montenegriner Türkenköpfe einbrachten, welche dann vor dem Palast als Siegeszeichen ausgestellt wurden. Die Sache selbst sei zwar barbarisch, aber man müsse auch bedenken, was die Türken sich Alles erlaubt hätten." *)

Das systematische Abschlachten, die Blutfehde zwischen beiden Völkern, begann gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts und hatte eine eigenthümliche Veranlassung.

Montenegro gehörte bis gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts zum serbischen Reiche; seitdem machten die Türken Anspruch auf das Land, von welchem ein Theil sich der mohammedanischen Fremdherrschaft niemals unterwarf, wohl aber im siebenzehnten Jahrhundert unter den Schutz der Venetianer stellte. Diese traten nachher ihre Rechte an die Pforte ab, welche sich entschieden als Oberherrin des Landes betrachtete.

Die Montenegriner bekennen sich zum griechisch-orthodoxen Glauben. Zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts erhielt ihr Bischof eine Einladung, eine Kirche im türkischen Albanien einzuweihen. Der Pascha von Skutari nahm ihn, wie man behauptet, auf Anreizung katholischer Geistlicher, gefangen und wollte ihn pfählen lassen. Endlich gab er den schwer Geängstigten frei, aber nur gegen hohes Lösegeld und nachdem er ihm arge Mißhandlungen zugefügt hatte; der Bischof mußte nämlich den Pfahl, auf welchen man ihn hatte spießen wollen, vor dem versammelten Volke bis zum Richtplatze tragen. Seitdem ist keine Versöhnung mehr gewesen. Der Bischof rief sein Volk auf. Viele Montenegriner waren zum Islam übergetreten; jetzt erklärte er: jeder rechtschaffene Tschernagorze müsse seine Verwandten, welche dem Christenglauben untreu geworden seien, zur Rückkehr zwingen oder umbringen. Demgemäß handelte man, und damals schwor das ganze Volk, keinen andern Herrn über sich zu erkennen, als seinen Wladika, Bischof, der damals aus der Familie Njegosch

*) W. F. Winfield, a tour in Dalmatia, Albania and Montenegro, with an historical sketch of the republic of Ragusa. London 1859, p. 200.

stammte; sie hat bis auf den heutigen Tag die höchste Würde bekleidet.

Seit jener Zeit ist Rußland mit dem glaubens- und stammverwandten Volk in enge Verbindung getreten und hat dasselbe oftmals gegen die Türken benützt. Schon Peter der Große zahlte den Montenegrinern Geld und gab ihnen Versprechungen. Die Tschernagora ist geographisch in einer schwierigen und unnatürlichen Lage, da sie nirgends das Meer berührt; sie wird von demselben durch einen schmalen Uferfaum getrennt, welcher theils zu Dalmatien, theils zum türkischen Albanien gehört. Dieses Gestadeland nach Süden hin bis zur Mündung des Stromes, welcher aus dem See von Skutari abfließt, möchten die Montenegriner um jeden Preis erwerben. Neuerdings ist ihnen für eintretende Fälle dieser Saum von Frankreich zugesichert worden. Rußland befürwortet die Unabhängigkeit von Montenegro, das seit 1795 unter einer Art von Schutz des Czars stand, welcher dem Wladika alljährlich eine Summe von 40,000 Gulden „zu gottesdienstlichen Zwecken" sandte.

Bis zum Jahre 1851 war die geistliche und die weltliche Gewalt in den Händen des Wladika vereinigt, der allemal seinen Nachfolger vermittelst eines geheimgehaltenen Testamentes ernannte. Seine Wahl fiel gewöhnlich auf einen Neffen, der dann ohne Weiteres, kraft der Nachfolge selber, die Würde eines Bischofs erhielt und sich von einem Metropoliten der griechisch-orthodoxen Kirche, entweder zu Karlowitz im österreichischen Serbien oder in Rußland weihen ließ. Denn zum Patriarchen von Konstantinopel, in's Land der verhaßten Türken, wäre er unter keinen Umständen gegangen.

Peter Petrowitsch II. Njegosch war der letzte Wladika. Durch rücksichtsloses Hängen und Erschießen wußte er wenigstens einige Ordnung unter dem wilden Volke herzustellen. Er starb am 31. Oktbr. 1851; sein Neffe Danilo Njegosch war von ihm zum Nachfolger ernannt worden. Dieser junge Mann hatte in Wien einige Erziehung erhalten und faßte nun den Entschluß, die weltliche Würde von der geistlichen zu trennen. Nachdem er eine Anzahl einflußreicher Männer für seinen Plan gewonnen hatte, erwirkte er auch die Zustimmung des russischen Kaisers, „welche gleichbedeutend ist mit einem Befehl", und gab dann von Wien aus dem Senat in Montenegro auf, das Volk um seine Meinung zu befragen. Das Volk sprach sich in einer großen Versammlung billigend aus, und die Senatoren bedienten sich westeuropäischer Redensarten, indem sie erklärten, daß es sich darum handle, die Staatseinrichtungen der Tschernagora mit den „Ideen des Jahrhunderts und den Anforderungen der Civilisation in Uebereinstimmung zu bringen." Demgemäß trennte er die weltliche Würde eines Knjäs von der geistlichen eines Bischofs, aber beide sollten der erlauchten Familie der Njegosch angehören. Oberst Kowalefsky war in Montenegro mit russischen Rubeln und Versprechungen thätig für Danilo, der dann nach Cettinje zurückkehrte und mit Jubel empfangen wurde. Er war ja vom Czar „ermächtigt" worden, die beiden Gewalten zu trennen.

Die Folgen zeigten sich bald. Rußland hatte über ein Land verfügt, auf welches der Sultan eine Oberhoheit geltend zu machen hatte. Jetzt unternahmen die Montenegriner, des Schutzes der Russen sich versichert glaubend, einen Raubzug in das türkische Gebiet und überrumpelten die Feste Zubljak am See von Skutari. Die Türkei ließ ein Heer unter Omer Pascha in Bewegung setzen und einen Theil der adriatischen Küste blockiren, um dem Bergvolke die Zufuhr abzuschneiden. Auch Oesterreich zog an der Grenze Truppen zusammen und beging den schweren Fehler, unter bedenklichen Umständen, als die Südslawen im ganzen illyrischen Dreieck von allgemeiner Gährung ergriffen waren, durch den Fürsten Leiningen in Konstantinopel allerlei, an sich nicht unbegründete Beschwerden geltend zu machen. Gleich nachher erschien dann der russische Admiral Mentschikoff im Paletot, um über die heiligen Stätten in Jerusalem und zugleich über Montenegro Forderungen zu stellen. Dann brach der orientalische Krieg aus.

Während desselben verhielt Knjäs Danilo sich ruhig. Auf dem pariser Friedenskongresse kamen auch die Verhältnisse Montenegros zur Erörterung und Rußland gab, auf Oesterreichs Veranlassung, die Erklärung zu Protokoll: „es unterhalte mit Montenegro keine anderen Verbindungen als solche, welche sich aus der Sympathie des Landes für Rußland und aus dessen wohlwollenden Absichten für die Tschernagorzen ergäbe." Diese Erklärung mißfiel den letzteren; sie wollten daraus entnehmen, daß Rußland nun aufgehört habe, ihre beschützende Macht zu sein.

Die Montenegriner wußten sich an der Seine zu entschädigen; sie suchten und fanden eine Stütze im Westen. Danilo sandte 1856 den Obersten Wukowitsch nach Paris, und dieser überbrachte nebst einem Glückwunsche auch Tschernagorzenwaffen für den neugeborenen Prinzen. Bald nachher erschien Knjäs Danilo selbst mit seiner Gemahlin Darinka, einer Kaufmannstochter aus Triest, am napoleonischen Hoflager und wurde äußerst zuvorkommend empfangen. Die Zeitungen erklärten, Montenegro habe ein Anrecht auf das Land im Süden bis zur Mündung der Bojana und im Westen des Sees von Skutari; allein die Pforte, von welcher Danilo die Abtretung dieses Gebietes verlangt hatte, antwortete mit einer Weigerung. Man äußerte ferner: die montenegrinische Frage sei durch ihre Notorietät eine europäische Angelegenheit geworden, und man müsse den Tschernagorzen schon deshalb den von ihnen ersehnten Gebietszuwachs gewähren, damit ihnen fortan jeder Vorwand zu Raubzügen und zum Kopfabschneiden genommen werde! Der „Völkerbefreier" in Paris schenkte der Fürstin Darinka eine Wiege „in welcher die Heldensprossen aus Danilo's erlauchtem Blute geschaukelt werden sollten." Er sandte in der Person des Consuls Heequard (desselben Reisenden, der längere Zeit in Senegambien verweilt und über dieses letztere ein werthvolles Buch geschrieben hat) einen gewandten Diplomaten, welcher den Knjäs vortrefflich im Sinne der napoleonischen Bestrebungen zu leiten wußte. Danilo träumte von der Aufrichtung eines großen südslawischen Nationalreiches, dessen Mittelpunkt Montenegro, dessen Beherrscher er selber sein sollte! Das waren lustige Phantasien, aber es liegt auf der Hand, wie wichtig es unter Umständen für die napoleonische Politik sein kann, über die Montenegriner zu verfügen, namentlich Italien gegenüber, und wenn einmal die lockeren Gliedmaßen des „kranken Mannes" völlig aus den Fugen gehen.

Knjäs Danilo konnte von seinen hochfliegenden Plänen nichts verwirklichen. Am 11. August 1860, als er sich in Cattaro befand, um die Seebäder zu gebrauchen, fiel er unter dem Dolchstoß eines Montenegriners. Der Mörder wurde hingerichtet, ohne daß man über seine Beweggründe ins Klare gekommen wäre. Nachfolger Danilo's wurde dessen Neffe, Nikolaus, der in Paris erzogen worden ist und völlig unter französischem Einflusse steht.

Wir gehen auf die Tagesbegebenheiten und den Kampf zwischen den Türken einerseits, den Bewohnern der Herzegowina nebst den Montenegrinern andererseits nicht ein, wollen aber Einiges über die „Civilisationsbestrebungen" Danilos hinzufügen. Er wollte, nach napoleonischem Muster, seine Macht so unumschränkt als möglich machen. Dem-

gemäß veröffentlichte er am 23. April 1855 ein Statut, wodurch er die Gesetze nicht mehr, wie das alte Herkommen, im Namen der Landesältesten erließ, sondern nur in Uebereinstimmung mit denselben; auch nahm er dem Volke die Wahl der Richter aus den Händen, um sie selber zu ernennen. Dazu kamen noch zwei andere, höchst empfindliche Neuerungen: der Knjäs verbot in Friedenszeiten Raubzüge auf türkisches Gebiet, und junge Mädchen sollten bei Heirathen um ihre Einwilligung gefragt werden! Auch einige Schulen gründete der Fürst; sie sind aber, zum Trost der Montenegriner, aus Mangel an Schülern, bald wieder eingegangen.

Aber das Hauptwerk, durch welches Montenegro „die Ideen des Jahrhunderts und die Anforderungen der Civilisation" zu erfüllen gedachte, war eine gesetzgeberische Arbeit, die wir mit großem Genusse lasen.*) Sie hat den Vorzug strammer Kürze, umfaßt nur 95 Paragraphen und gemahnt uns lebhaft an die Leges barbarorum nach den Zeiten der Völkerwanderung. Am 23. April 1855 wurde sie zu Cettinje veröffentlicht.

In der Einleitung zu diesem allgemeinen Landesgesetzbuch erklärt der „Fürst und Gebieter", es sei sein Wunsch, daß seine theuren Brüder Montenegriner und Berdaner in dem Genusse der äußern und innern Freiheit verbleiben und sich derselben mit Recht vor der Welt rühmen mögen. Sie hätten viele Jahrhunderte hindurch ihr Heldenblut vergossen und sich bis auf den heutigen Tag eine stolze Freiheit bewahrt. Jedermann solle das Gesetzbuch lesen; wer nicht lesen könne, sich dasselbe von Kundigen erklären lassen.

Alle Paragraphen sind mehr oder weniger bezeichnend für die Verhältnisse und die Gesittungsstufe des Volkes. So bestimmt Paragraph 18: „In Kriegszeit ist jeder Mann verpflichtet, sofort zu den Waffen zu greifen und gegen den Feind unseres Vaterlandes und Mörder unserer Freiheit zu ziehen. Sollte irgend einer sich dessen weigern, so sind einem Jeden, der gegen das Vaterland so gleichgültig und so feig ist, die Waffen abzunehmen und so lange er lebt, darf er nie wieder Waffen tragen, sondern ist für immer der Ehre für verlustig zu erklären; außerdem soll man ihm eine Weiberschürze umbinden, zum Zeichen, daß er kein Männerherz besitze.

„Alle Montenegriner sind vor dem Gesetze gleich; der Fürst ist auf immerdar unverletzlich; Niemand darf Uebles von ihm reden oder gegen ihn aufwiegeln; wer seine Person oder Würde verletzt, wird gleich einem vorsätzlichen Mörder bestraft."

„Wenn Jemand einem Richter ein Geschenk verspricht oder verabreicht und dieses kund wird, so ist jede weitere Untersuchung überflüssig, weil der Betreffende dadurch sich selbst verrathen hat. Für jeden angebotenen oder verabreichten Dukaten wird er mit einer Woche Haft bestraft. Das Geschenk selbst ist an die Nationalkasse abzuführen. Wer zur Anzeige bringt, daß ein Richter sich hat bestechen lassen, erhält 50 Thaler Belohnung; der Richter wird abgesetzt und wird mit einer Geldstrafe von 120 Thalern belegt."

Die Paragraphen sechszehn und siebenzehn bestimmen: „Jeder Verräther unseres Vaterlandes, welcher sich zu einer unserm Lande schädlichen Unternehmung mit unseren Feinden verabredet, oder die Nation aufzuwiegeln versucht oder wirklich aufwiegelt, ist auf den Beweis durch zwei glaubwürdige Zeugen sofort zu erschießen. Einen solchen Vaterlandesverräther und Missethäter kann Jeder ohne Unterschied tödten, sobald er vernimmt, daß derselbe ein Verräther sei und unsere Landesbehörde ihn verfolge.

„Wer ohne erlittenes Unrecht und außer dem Fall einer Nothwehr einen Bruder Montenegriner oder Berdaner gewaltthätig und böswillig tödtet, kann sich durch kein Geld loskaufen, sondern soll erschossen werden; entweicht aber der Mörder außer Landes, so ist sein Antheil an Haus und Hof und sonstigem Vermögen als Strafe einzuziehen und der Erlös an die Landeskasse abzuführen. Der Mörder darf nie wieder zurückkehren; wer ihm Obdach gewährt, verfällt der Todesstrafe. Solcher Handanleger und desgleichen sein Vertheidiger, kann von einem Jedem erschossen werden.

„Während des Friedens und Waffenstillstandes ist nicht erlaubt, in das an unser Land grenzende türkische Nachbarland mit gesammelten Leuten einzufallen und auf Beute auszugehen, weil in einem solchen Falle durch das Gericht die Beute dem Eigenthümer zurückgestellt und der Schuldige durch dasselbe bestraft werden soll."

„Wer gewaltthätig und böswillig einem Schuldlosen mit der Waffe oder dem Stocke blos deshalb verwundet, um dort für einen Helden zu gelten, wo keine Nothwendigkeit einer Heldenthat besteht, muß für die Verwundung eine doppelte Geldbuße erlegen. Für eine vorsätzliche Verstümmelung an Hand oder Fuß zahlt der Thäter 100 Thaler, wenn unvorsätzlich, 50 Thaler, für Kopfverletzungen durch Schläge oder für das Ausschlagen eines Auges 60 Thaler; die Krankenkosten zahlt der Urheber.

„Wer einen Schuldlosen mit dem Fuße stößt oder mit dem Pfeifenrohre schlägt und ihn verwundet, hat für einen solchen Schlag 50 Dukaten zu zahlen. Tödtet jedoch der Geschlagene seinen Angreifer im Augenblicke der That in der ersten Aufwallung, so ist die Sache abgethan, und ist um der Tödtung willen eben so wenig einzuschreiten, als wenn ein Dieb beim Stehlen um sein Leben kommt. Tödtet aber der Geschlagene seinen Angreifer erst nach einer Stunde oder am Tage nach der Mißhandlung, dann wird er bestraft wie ein vorsätzlicher Mörder."

Das Gesetzbuch verbietet die Blutrache und bestimmt: „Nur einen vom Gerichte verfolgten Mörder kann man erschießen, nicht aber einen Bruder, Verwandten oder Verschwägerten, welcher keinen Antheil am Morde hatte.

„Der Zweikampf ist erlaubt, aber nicht in Gegenwart gewöhnlicher Kampfzeugen oder vor versammelten streitbaren Leuten; ein Sekundant oder Beistand muß einhundert Thaler Strafe zahlen. — Ein Brandstifter wird mit dem Tode bestraft; der von ihm Geschädigte darf ihn tödten."

Diese Bestimmungen reichen hin, um den Geist zu kennzeichnen, welcher in dieser lex barbarorum wehet. Wir wollen noch hinzufügen, daß in dem Gesetzbuche die Nothwendigkeit, Steuern zu erheben, damit gerechtfertigt wird, daß man Pulver und Blei anschaffen müsse. — „Wer künftighin mit einem um den Hals gebundenen Steine vor Gericht erscheint, um seine Beschwerde anzubringen, ist körperlich zu züchtigen, einerlei, ob er schuldig oder unschuldig sei. — Wer einen Dieb beim Stehlen erschießt, bekommt zwanzig Thaler Belohnung. Kommt der Dieb um sein Leben oder wird er verwundet, so ist darüber weiter nichts zu verhandeln." A.

*) Gesetzbuch Danilo's des Ersten, Fürsten und Gebieters von Montenegro und der Berda. Wien 1859, bei F. Manz. 38 Seiten.

Aus Richard Burton's Reise zum Tanganyika-See in Ostafrika.

Dritter und letzter Artikel.

Fahrt auf dem Tanganyika-See.

Wir haben den Reisenden an sein langersehntes Ziel, den großen Binnensee Tanganyika, begleitet. Zu Kawele in Udschidschi, 4° 54′ 56″ S. Br., 30° Ö. L., 1844 Fuß über dem Ocean, fand er eine Hütte mit eingefallenem Dach und Wasserlachen am Fußboden; aber es gab dort keine andere Wahl, als sie zu beziehen und, so gut es ging, in besseren Zustand zu setzen; sie blieb aber trotzdem feucht und ungesund. Bald gerieth er in allerlei widerwärtige Händel mit dem Häuptling Kanena, der ursprünglich Sklav gewesen war. Das feuchte und kalte Seeklima wirkte auf die Reisenden höchst nachtheilig ein. Alle Energie war von ihnen gewichen. Ich lag, sagt Burton, vierzehn Tage am Boden und war dermaßen erblindet, daß ich nur selten ein wenig lesen oder schreiben konnte; ich befand mich zu unwohl, um auch nur eine kurze Unterhaltung zu führen, oder mir einige Bewegung zu machen.

Unter so ungünstigen Verhältnissen wurde die Erforschung des Sees begonnen, obwohl der Häuptling eine Fahrt auf dem Wasser nicht erlauben wollte. Speke segelte aber trotzdem am 2. März in einem Nachen ab und blieb sieben und zwanzig Tage aus, während Burton krank in Kawele lag. Aber jener hatte nichts erreicht und kam am 29. März schwer erkrankt zurück. Burton hebt ausdrücklich hervor, daß im Norden des Sees ein schmaler Höhenzug sich um das Wasser ziehe; daraus habe Speke einen Halbbogen hoher Gebirge gemacht, einen solchen auf seiner Kartenskizze verzeichnet und daneben geschrieben: „Ich halte diese Gebirgskette für das wahre Mondgebirge.“ Beide sind aber, Burton's Versicherung zufolge, in diesem Falle rein aus der Luft gegriffen und nichts als ein Phantasiegebilde Speke's.

Als die Regenzeit zu Ende ging, miethete Burton zwei Nachen, deren größter 60 Fuß lang und 4 Fuß breit war. Die Bemannung bestand aus 55 Leuten, von denen 22 auf den kleinern Kahn kamen. Die größeren Fahrzeuge, Matumbi, sind lang, schmal, mit der Axt ganz roh ausgehöhlt, denn das Ausbrennen kennt man in jenen Gegenden nicht, und bestehen aus dem Stamm eines großen Baumes. Noch größere fügt man aus rohen, plumpen Brettern zusammen und verbindet die Planken mit Palmenfasern. Die ganze Schifffahrt ist in einem völligen Urzustande und man begreift kaum, daß diese elenden Schiffe nicht allesammt auf dem oft von Stürmen heimgesuchten See verunglücken.

Am 9. April begann die Fahrt, welche wir in ihren Einzelnheiten nicht schildern werden. Der Leser findet dieselbe auf der Karte (S. 133) angegeben. Wir wollen aber darstellen, in wie peinlicher Lage sich ein weißer Mann befindet, der mit solchen Barbaren zu schaffen hat.

Die schwarzen Anwohner des Tanganyika-Sees haben allesammt keinen Begriff davon, was es heißt, ruhig und anhaltend zu arbeiten. Ihr Rudern begleiten sie mit einem langgezogenen kläglichen Geheul, in welches der Chor mit Kreischen und Geschrei einfällt; manchmal erhebt sich aus den Kehlen der Knaben ein wildes Geschrill des Beifalls, an welchem die Männer Wohlgefallen haben. Im Vordertheile des Kahns nimmt das Blasen auf den Hörnern und das Schlagen auf die Eisenplatten kein Ende; in anderen Theilen des Schiffes beeifern sich Liebhaber diese Töne mit ihren Kehlen nachzuahmen, die Jüngeren üben ihre Diskantstimme, und dieser entsetzliche Heidenlärm wird nur unterbrochen, wenn einmal Furcht oder Schrecken in diese Leute fährt; dann erst schweigen sie.

Alle diese Wana Madschi, das heißt Söhne des Wassers, arbeiten ruckweise, bis der Schweiß über ihre schwarzen Leiber hinabrinnt. Aber sie zitterten wie Hunde, wenn ein Hagelwetter kam, und wimmerten, wenn sie sich unwohl fühlten. Nach einem kurzen Ruck angestrengter Arbeit waren sie abgemattet und ruheten aus, um miteinander zu zanken, oder bei ganz langsamem Rudern neue Kräfte zu sammeln. Sehr oft legen sie die Ruder bei Seite, um zu essen, zu trinken und zu rauchen; die Bhangpfeife kommt jede Stunde einmal zum Vorschein. Sie halten an, wenn es ihnen gerade einfällt, und kümmern sich nicht im Mindesten um den, welcher sie gemiethet hat; vernünftigen Vorstellungen und Mahnungen sind sie durchaus unzugängig. Sie haben einen Aberglauben, der es räthlich macht, keine Frage an sie zu richten; sie schöpfen kein Wasser mit einem Topf aus dem See, weil sie dann von einem Krokodile verfolgt würden, und dieses fürchten sie wie der weiße Matrose den Haifisch. Deshalb darf kein eßbarer Gegenstand in's Wasser geworfen werden; selbst der Unrath muß an Bord bleiben. Es wäre ein ungeheures Verbrechen, wenn einer mit einem Messer an einem Holzstabe schnitzeln oder von irgend einem gar nicht mehr brauchbaren Holzgefäß ein Stückchen abbrechen wollte. Burton besaß eine Lothleine, um die Tiefe des Sees zu messen, durfte aber keinen Gebrauch von derselben machen; die wilden Menschen hätten es nicht gelitten. Sie vertrödeln eine halbe Stunde Zeit, wenn diese auch noch so kostbar ist, lediglich, um einen todten Fisch in ihre Netze zu bekommen. Vor jedem Dorfe erhebt sich ein Zank, weil einige ans Land gehen wollen und andere Einspruch erheben. Der Schiffsführer hat nicht viel zu sagen, und berührt einmal der Nachen die Küste, so springen seine Leute hinaus, ohne sich um ihn oder um einander zu kümmern. Am Halteplatze zerstreuen sie sich; einige sammeln Brennholz, andere suchen nach Lebensmitteln, noch andere schlagen Hütten auf, indem sie ein Dutzend Stäbe von verschiedener Länge in den Boden stecken und dieselben oben mit Bast und Wurzelfasern zusammenbinden, so daß sie eine Kuppel bilden; über diese wirft man Karaguehmatten und dann ist die Behausung wasserdicht, so daß sie vier bis fünf Menschen Obdach gewährt; freilich liegen die Füße unter freiem Himmel. Diese Menschen gehorchen nur dem augenblicklichen Antriebe, wissen nicht, was Vorsatz, Plan und Ordnung, ist und machen sich die Reise so unbequem als möglich. Sie haben nicht einmal bestimmte Ruhepunkte und Anhaltestätten, vertrödeln die kühlen Morgenstunden und rudern in der Mittagshitze; manchmal fällt es ihnen ein, mitten in der Nacht aufzubrechen, man hört den Ruf: Pakira baba! Packt auf, lieben Jungen, und dann stürzen sie in den Kahn. Auf der Heimfahrt zeigen sie dagegen große Hast.

Unter anderen Punkten besuchte Burton auch Muriwumba, das berüchtigt ist wegen der ungesunden Luft, der Stechmücken, Krokodile und wegen seiner Bewohner. Diese heißen Wabembe, sind wilde Leute und verzehren neben allen Arten von Aas und Ungeziefer, Larven und Insekten auch Menschen, deren Fleisch sie roh essen. Ihr Land ist ungemein fruchtbar, aber diese dunkelfarbigen Kannibalen arbeiten nicht.

Am 26. April erreichte Burton das Endziel seiner Fahrt auf dem See, am westlichen Ufer, an einer sandigen Bucht, wo der Handel von Uvira vermittelt wird. Ein weiteres Vordringen nach Norden war nicht möglich, und über diesen Punkt hinaus war auch noch kein arabischer Handelsmann gekommen. Der See war dort sieben bis acht englische Meilen breit. Die Nordspitze desselben war von dem Lagerplatz Uvira aus nicht zu sehen. Von drei Söhnen des Sultans Maruta erfuhr man, daß der Rufizifluß nicht aus dem See abströme, wie Speke sich von Arabern hatte erzählen lassen, sondern in denselben einmünde.

Neun Tage lang mußte der Reisende, welcher mit seinem Gefährten Speke zerfallen war, bei Regen und Wind unter einem dürftigen Obdache liegen; die Schiffsleute schwebten so sehr in Furcht vor den Menschenfressern, daß sie nicht einmal Milch aus dem nächsten Dorfe holen wollten. Jenes Uvira ist der große nördliche Stapelplatz für Sklaven, Elfenbein, Bastzeuge, Getreide und Eisen, und in der günstigen Jahreszeit laufen dort viele Kähne ein.

Am 6. Mai wurde die Rückfahrt angetreten, anfangs der Küste entlang; am 10. Mai, auf offenem Wasser, brach ein gewaltiger Orkan los, der beinahe verhängnißvoll geworden wäre; am 13. Mai waren die Reisenden wieder in Kawele.

Der Tanganyika-See, von welchem schon vor dreihundert Jahren die Portugiesen einige Kunde vernahmen, ist vor 1858 von keinem Europäer besucht worden. Das Wort bedeutet so viel als Zusammenmündung, eine Stelle an welcher sich etwas begegnet, nämlich Gewässer. Dieses Becken liegt im Centrum der Länge von Afrika, am westlichen Ende des östlichen Drittels der Breitenausdehnung dieses Continentes. Im Allgemeinen ist seine Richtung parallel mit der Linie vulkanischer Thätigkeit, welche in Innerafrika von Gondar in Abessinien nach Süden hin durch die Region am Kilimandscharo bis zum Berge Rdschesa, dem östlichen Wall des Nyassa-Sees, läuft. Die Gestalt dieses fast gerade von Norden nach Süden sich hinziehenden Beckens, bei welchem man, wie beim Todten Meer, an einen Depressionsvulkan denkt, ist ein langes Oval. Die Längenausdehnung von Uvira im Norden (3° 25′) bis Marunga im Süden (7° 20′ S. Br.) beträgt in gerader Linie etwa 250 englische geographische Meilen, 60 auf einen Grad; der Umfang beträgt etwa 550 Miles, der Flächenraum 5000 Quadratmiles. Die Wasserläufe, welche von 33° 58′ Ö. L., vom Beginn der großen centralafrikanischen Depression in Unyamuesi, diesem See zufließen, reichen vom Ufer 240 Miles weit nach Osten. Den Barometermessungen zufolge liegt der Spiegel des Sees 1850 Fuß über der Meeresfläche, also etwa 2000 Fuß niedriger als das anliegende Plateau von Unyamuesi und als der Nyanza-See. Der Tanganyika ist das Centrum einer tiefen, muldenförmigen Einsenkung im Continente, gleichsam ein langer schmaler Trog. Sein Wasser schmeckt köstlich süß. Die Schwarzen gaben nicht zu, daß Burton Tiefenmessungen anstellen durfte.

Am See weist der Reisende nicht weniger als sechszehn Landschaften und Volksstämme nach. Nördlich von dem schon erwähnten Udschidschi liegt Urundi, das nach Nordosten hin ansteigt und in der unter dem Aequator liegenden Hochlandmasse culminirt. In demselben entspringt der Kitangule oder Fluß von Karaguehy, der bis an das westliche Gestade des Nyanza reicht.

Die Umkehr. — Speke entdeckt den Nyanza-See.

Am 26. Mai 1858 traten die Reisenden von Kawele in Udschidschi ihre Rückwanderung an, die anfangs einer Flucht ähnlich war. Am 20. Juni war er wieder in Kaseh. Bei seinem frühern Aufenthalte in diesem Orte hatten arabische Kaufleute viel von einem großen See gesprochen, der etwa sechszehn Tagereisen weit entfernt liege; er sei viel größer als der Tanganyika. Es verlohnte sich gewiß der Mühe, eine Reise nach diesem unbekannten Wasserbecken zu wagen, und am 30. Juni wurde der Plan zu einer solchen entworfen. Am 11. Juli brach Speke auf; Burton mußte in Kaseh zurückbleiben.

Der Weg führt in der Richtung nach Norden durch die Landschaft Usukuma, eine wellenförmige Hochebene mit Urgebirgs- und Sandsteinformation und mit niedrigeren Thonflächen. Sie hat eine verhältnißmäßig sehr beträchtliche Volksmenge und einen bedeutenden Viehstand. Auch ist viel gutes Quellwasser vorhanden und das Klima vergleichweise gut. Eisenerz, das in großer Menge vorkommt, wird von den Landeseingeborenen in sehr kunstloser Weise geschmolzen und dann weithin ausgeführt. Im östlichen Theil ist Elfenbein ein Haupterzeugniß, Getreide und Vieh sind überall im Lande. Die Volksstämme in Usukuma sind unruhig und gewaltthätig, plündern aber, in Rücksicht auf ihren eigenen Vortheil, die durchziehenden Fremden nicht aus, welchen ohnehin von den Häuptlingen Schutz gewährt wird, weil diese eine Abgabe von ihnen erheben. Die Ankunft eines Kaufmanns erregt Freude und man giebt ihm ein freundliches Geleit.

Speke konnte die Richtung gerade nach Norden hin nicht innehalten, sondern mußte seinen Weg etwas nach Westen hin nehmen, weil in der Landschaft Umanda blutige Fehde ausgebrochen war. So kam er durch Unyambewa, das 1858 von einer Frau beherrscht wurde. Dem Gesetz zufolge tritt, nach dem Tode eines „Sultans", der keine männlichen Erben hinterläßt, seine erste Hauptfrau das Erbe und die Regierung an.

Als Speke die sechszehnte Station, Nera, erreicht hatte, wußte er, daß er dem See nahe sei. Nach zwei Tagereisen befand er sich in Urima. Von dort erblickt man nach Westen hin eine Gruppe niedriger Hügel und in derselben Richtung, in einer Entfernung von einer deutschen Meile, einen breiten Wasserspiegel, das südliche Ende des Nyanza-Sees. Er bildet dort eine spitze, tief in's Land hineinreichende Bucht, welche der Mündung eines Stromes gleicht. Bei Ukumbi wird die Seebucht weiter, und man erkennt deutlich die mit Buschwerk bestandenen Felsenhügel, welche aus dem blauen Wasser hervorragen. Weiter nördlich bei Muansa endigte die Straße, aber von dort hat man keinen Blick auf den See. Der Reisende ging deshalb drei englische Meilen weiter nach einem Dorfe, in welchem ein arabischer Mulatte wohnte, und von dort auf einen etwa 250 Fuß hohen Hügel, den er Observatory Hill benannte. Von diesem hatte er eine weite Aussicht auf den See.

Dieser große Süßwassersee heißt bei den afrikanischen Stämmen Nyanza. Die Araber haben, nach ihrer Gewohnheit, auch hier einen örtlichen Namen auf das Ganze übertragen und nennen ihn Ukerewe, was in der Mundart der Wasukuma-Neger so viel bedeutet als Stelle von Kerewe, nämlich einer Insel im See, die 3750 englische Fuß Meereshöhe hat. An der Südspitze, wo der Fluß Meinginira mündet, ergaben Speke's Beobachtungen 2° 24′ S. Br. Die Bewohner des Südufers wissen nicht, wie weit nach Norden hin der See sich erstrecke. Arabische Kaufleute behaupten, daß der Kitangula etwa unter dem Aequator in den See einmünde, weiterhin ist noch Alles unbekannt und zweifelhaft. Vielleicht erfährt Speke auf seiner gegenwärtigen Expedition Näheres.

Der Nyanza ist ein hochliegendes Aufnahmebecken, wohin das Wasser abzieht, welches während der Regenzeit aus einer weiten Region zu diesem See strömt. Dieses Becken reicht mindestens bis an den Aequator, liegt weit im Innern Afrikas nach der Mitte hin und hoch über der Einsenkung, welche sich im Herzen dieses Festlandes befindet. Der Nyanza liegt offen und hoch; er ist nicht, wie der Tanganyika, ein langer, schmaler, von Gebirgen eingesäumter Wasserspiegel, nicht eine vulkanische Schöpfung, sondern eine Vertiefung, welche zeitweilig die zuströmende Wassermasse aufnimmt und bewahrt. Die Tiefe soll beträchtlich sein, das Wasser ist sehr rein und wird von den Anwohnern dem Quellwasser vorgezogen. Vom südlichen Ufer, und wenn man über den Bengalischen Archipel hinaus ist, sieht man Land im See, die Insel oder vielleicht Halbinsel Ukerewe, und östlich davon das hohe Eiland oder Halbeiland Masita. Sie hängen, den Arabern zufolge, mit dem östlichen Seeufer durch eine schmale Landenge zusammen.

Auf die Controverse, ob der Nyanza-See eine der Hauptquellen des Weißen Nils bilde, gehen wir nicht ein. Speke hat diese Vermuthung scharf ausgesprochen und seine neue Expedition hauptsächlich in der Absicht unternommen, um über dieses Problem Aufschluß zu erhalten.

Die nördlichen Landschaften Karagueh und Uganda. — Regierungsform. Sultane. Volk.

Die Gegend im Westen und Nordwesten des Nyanza-Sees ist noch von keinem Europäer besucht worden. Burton erfuhr indessen während seines Aufenthalts in Kaseh, besonders von arabischen Kaufleuten, Mancherlei über die „Königreiche" Uganda und Karagueh. Das letztere, sagte man ihm, könne ein Reisender in zwölf Tagen durchwandern. Es werde im Norden vom Kitangula begrenzt, und diese nördliche Grenze würde etwa unter 1° 4′ S. Br. fallen. Es bestehe aus einer Masse von Hochlanden, habe im Norden das unabhängige Unyoro, im Süden Usui, im Osten verschiedene Stämme, welche die Ebene am Nyanza bewohnen, und reiche im Südwesten bis Urundi hinein; diese Landschaft liegt nordöstlich vom Tanganyika-See.

Die bisher noch unbekannten Landschaften im Norden werden ganz despotisch regiert, etwa wie Aschanti oder Dahome in Westafrika, während in Unyamuesi und Urundi die Häuptlinge keine große Gewalt besitzen, und Uwinsa und Udschidschi als eine Art ganz roher, barbarischer Republiken zu bezeichnen sind. Burton kann nur die Ergebnisse seiner Erkundigungen geben; sie sind allerdings sehr interessant, aber die Bestätigung oder Berichtigung bleibt künftigen Reisenden vorbehalten.

Den Berichten der Araber zufolge sind die nördlichen Stämme etwas weniger uncivilisirt und in ihren gesellschaftlichen Verhältnissen mehr entwickelt als die übrigen im östlichen und centralen Afrika. Sie haben, gleich den Unterthanen des Kasembe, große und regelmäßige Ortschaften, und verehren einen Despoten, der mit barbarischer Strenge herrscht; auch haben sie nicht die persönliche Gleichheit Aller, wie ihre Nachbarn, sondern Rangunterschied; man findet bei ihnen eine gewisse Ordnung und selbst eine Art von Schambegriff bei den Frauen. Im Handel wissen sie, was Credit bedeutet, und gegen Fremde benehmen sie sich gastlich. In Unyembe sah Burton Sklaven beiderlei Geschlechts aus Karagueh und Uganda (S. 141) und fand, daß sie in mancher Beziehung sich von den südlichen Stämmen unterscheiden. Ihr Kopf war anders gebildet, die reflectiven Eigenschaften und das Organ des Wohlwollens waren am Schädel entwickelt, die Nase war nicht stark gequetscht, sondern näherte sich dem kaukasischen Typus an; die übermäßig starke Entwickelung der Kauwerkzeuge, welche dem Neger und den niedrigeren Typen der Negroiden ein besonderes thierisches Gepräge ausdrücken, sind bei diesen Nordleuten stark modificirt; der Gesichtsausdruck ist weich, gutmüthig und nicht ohne Intelligenz.

Das Volk in Karagueh (das nicht, nach der sonst in Ostafrika üblichen Weise, mit dem Präfixum Wa bezeichnet wird, also nicht Wakaragueh genannt) zerfällt in zwei Klassen, die Wahuma und Wanyambo, deren gegenseitige etwa mit jener des Patrons zum Klienten, des Patriciers zum Plebejer, verglichen werden kann. Die Wahuma sind die Reichen, von denen mancher bis zu tausend Stück Hornvieh besitzt. Die Krieger erhalten ihren Sold in Milch und zwar in der Art, daß der König den Einzelnen Kühe zu zeitweiliger Benutzung überläßt. Die Wanyambo, welche Burton mit den ägyptischen Fellahs oder indischen Reyots vergleicht, werden von den Wahuma wie Sklaven behandelt. Die Leute von Karagueh wohnen in reiner Bergluft, genießen viel thierische Nahrung und sind ein schlanker, kräftiger Schlag. Wohlbeleibtheit gilt für schön; die Mädchen werden mit Milchbrei förmlich gemästet und bekommen Schläge, wenn sie denselben nicht in großer Menge verschlingen wollen. So werden sie denn nicht selten ganz unförmlich dick. Die Hautfarbe ist gelblichbraun wie bei den Warundi. Jedermann, die Häuptlinge eingeschlossen, trägt einen Schurz von Mbugu, Baumrindenzeug, das man durch Oel geschmeidig gemacht und mit Franzen verziert. Die Häuptlinge fügen zu dieser äußerst einfachen Tracht noch ein Lanuti, eine T-Bandage, welche um die Hüften geschlungen wird. Viele gehen ganz nackt, mannbare Mädchen fast ohne alle Bedeckung und legen erst nach der Verheirathung nebst einer kurzen Schürze auch ein kleines Stück Fell als Brustbedeckung an. Beide Geschlechter tragen als Schmuck in Gestalt einer Kopfbinde die rothen Samenkörner von der Abruspflanze, welche sie auf Fäden ziehen; diese bereiten sie aus den feinen Fasern der Mnale, Raphia-Palme. Außerdem haben sie als Schmuck allerlei Glasperlen und Armbänder, die nebst dem Hornvieh beim Abschluß von Ehen eine große Rolle spielen. Die Hütten sind rund und kegelförmig und ihre Dächer so sorgfältig gearbeitet, daß kein Regen durchdringt; die Dörfer liegen, wie in Usagara, auf den Hügelkämmen und Ketten zerstreut umher.

Im Jahre 1858 wurde Karagueh von dem Mkama (Sultan) Armanika beherrscht. Er hat seine Residenz in dem centralen Bezirke Weranhandscha, und sein Dorf, in welchem nur Mitglieder der königlichen Familie wohnen dürfen, besteht aus 40 bis 50 Hütten. Die Araber schilderten ihn als einen Mann von etwa 35 Jahren, schlankem und kräftigem Bau; er gleiche einem Somali. Am liebsten trägt er Mbugu, ein Kleid aus Baumrinde, obwohl er eine ganze Sammlung hübscher Gewänder besitzt, welche die Araber ihm geschenkt; sein Schmuck besteht vorzugsweise in Schnuren von Glasperlen, mit denen er die Beine vom Knie bis zum Fußknöchel umwindet. Er lebt von Milch, Fleisch, Honig, Pisang und Getreide, und zeichnet sich vor seinen Unterthanen dadurch aus, daß er die geistigen Getränke, also Mawa und Pombe, verschmäht; auch begnügt er sich mit der für einen afrikanischen Häuptling äußerst geringen Anzahl von nur einem Dutzend Frauen, mit denen er zehn oder elf Kinder gezeugt hatte. Man sagt, daß alle Mitglieder der Familie ein hohes Alter erreichen; sie werden in sitzender Stellung, die Waffen in der Hand haltend, mit ihrem Schmucke begraben. Nach des Königs Tode wird ein großes Leichenfest veranstaltet.

Der Mkama, Sultan, hat nur einen Minister mit dem Titel Muhinda. Dieser ist Vorsitzender und Obmann über die Wakunda, Aeltesten und Häuptlinge, welche allmonatlich dem Könige die Abgaben an Sklaven, Elfenbein, Rindvieh und verschiedenen Lebensmitteln einzuliefern haben. Die Heerdenbesitzer müssen selbst aus einem Umkreise von drei Tagereisen Milch an den Hof bringen. Armanika gebietet unumschränkt und streng. Ehebrecher müssen schwere Buße in Vieh zahlen. Mörder werden gespeert und nachträglich geköpft; Aufrührern und Dieben dreht man mit den Fingergelenken der rechten Hand die Augen aus. Die Unterthanen dürfen Keinem, der Bohnen oder Salz genießt, Milch verkaufen, weil dadurch die Kühe verhext würden. Der Sultan entfaltet weder Pomp noch Glanz, und bezeigt sich gegen Reisende sehr höflich. Nachdem ihm gemeldet worden, daß dergleichen in der Nähe seien, gebietet er seinen Sklaven, Zelte für sie aufzuschlagen, und sendet Lebensmittel in großer Menge; auch verlangt er keine Zwangsabgabe, nimmt aber Geschenke an, nach deren Betrag er dann seine Gegengeschenke einrichtet. Er hat einmal einem Araber für Glasperlen, welche seinem Geschmacke ganz besonders zusagten, fünfzig Sklaven und vierzig Kühe geschenkt. Der Preis für einen ausgewachsenen Sklaven beträgt acht bis zehn Fundo weißer, grüner oder Porzellanperlen; ein frisches Mädchen kostet zwei Kitindi, das heißt so viel, als an der Küste zwei Dollars werth sind, und fünf oder sechs Fundo gemischter Perlen; in Sansibar werden solche Mädchen, besonders jene von hellerer Haut, manchmal mit 60 Dollars bezahlt.

Die arabischen Kaufleute gehen zum Sultan Armanika, um Sklaven, Vieh und besonders Elfenbein einzuhandeln, denn in jenen Theilen Centralafrikas sind die Elephantenzähne aus Karaguely bei weitem die vorzüglichsten, ungemein weiß und weich und dabei sehr groß und schwer. Das Land hat viel Eisen, und die Speere von Karaguely, welche einigermaßen gehärtet sind, werden dem rohen Erzeugnisse der Wasyoma weit vorgezogen. Auch Schwefel findet man neben heißen Quellen im Gebirge. Die Araber wollen wissen, daß eine Art Manatus (Flußkuh) vorhanden sei, dessen weiche Haut man zur Bekleidung verwende. Die Simbi (Kaurimuschel, Cypraea moneta) bildet die Scheidemünze und wird von den aus Unyanmesi zurückkehrenden Karawanen mitgebracht.

Vom Kitanguri gelangt ein Reisender in fünfzehn Stationen nach Kibuga, dem Hauptdistrikt von Uganda, wo auch des Landes mächtiger Gewaltherrscher wohnt. Rechnet man sechs Meilen auf den Tag, so erhält man in gerader Richtung 90 geographische englische Meilen. Hügel kommen nicht vor, aber die vielen, angeblich mehr als hundert, Gefließe erschweren ein rasches Fortkommen ungemein. Burton nimmt für den Punkt, wo man den Kitanguri überschreitet, die Lage von 1° 14′ S. Br. an, für Kibuga 0° 10′ S. Br. Ueber Weranhandscha hinaus hat kein glaubwürdiger Reisender den Nyanza gesehen; nördlich von Kibuga ist demnach Alles ungewiß.

Die Araber erzählen, wie gewöhnlich mit Uebertreibungen, Folgendes: Das Heer von Uganda ist 300,000 Mann stark; jeder bringt zur Musterung ein Ei mit, und auf diese Weise wird eine Art von Volkszählung veranstaltet. Der Krieger führt einen Speer, zwei Wurfspieße, einen langen Dolch und einen Schild; Bogen und Schwerter kennt man nicht. Mit dem Heere ziehen Weiber und Kinder, welche Lebensmittel, Wasser und Waffen für die Männer tragen. Während des Gefechts werden die Trommeln mit Stöcken, wie bei den Europäern, gerührt; wenn die Trommeln schweigen, ergreifen Alle die Flucht. Die Leute von Uganda haben fast ununterbrochen Krieg mit den Wanyoro, den Wasoga und anderen Nachbarstämmen. In Ermangelung auswärtiger Feinde greift der König, um seinen Schatz zu füllen, unter irgend welchem Vorwande, eine seiner eigenen Provinzen an, läßt die Vorsteher todtschlagen und verkauft die Bauern. Hinrichtungen sind an der Tagesordnung, nicht selten werden mehr als ein Dutzend Menschen gleichzeitig abgethan. Die Araber machten dem Könige Vorstellungen dagegen, der Sultan entgegnete aber, es gebe kein anderes Mittel, um die Unterthanen in Furcht zu erhalten und den Verschwörungen vorzubeugen. Der König geht zuweilen mit seinen Kriegern auf die Jagd und sie müssen dann unbewaffnet einen Angriff machen und versuchen, ob sie durch große Ueberzahl einen Elephanten bewältigen können. Wenn der Herrscher durch ein Dorf kommt und nach landesüblichem Brauch einen lauten Schrei erhebt, antworten die Bewohner mit Hörnern, Rohrpfeifen, eisernen Pfeifen und anderen derartigen Instrumenten. Sultan Suna hielt manchmal große Musterung über seine Soldaten. Er setzte sich vor das Thor seiner Palasthütte und hatte in der rechten Hand einen Speer, in der linken einen langen Riemen, an welchem sein großer Lieblingshund befestigt war. Der Hundemeister spielte eine wichtige Rolle. Suna ließ auch zu seiner Belustigung Männer mit einander ringen; sie mußten sich schlagen und stoßen, bis einer zu Boden fiel; auch hatte er eine Menagerie von Elephanten, Löwen, Leoparden und anderen Thieren, denen er zuweilen einen Verbrecher vorwarf; außerdem hielt er mehr als ein Dutzend Kakerlaken (Albinos), und war so versessen auf neue oder seltene Dinge, daß man ihm selbst einfarbige Hähne brachte.

Unter den Beamten des Despoten von Uganda nimmt der Kimaro Weiona, „der alle Dinge fertig macht", die erste Stelle ein; unter ihm stehen die Kabaka, Vorstände oder Häuptlinge der Dörfer, auch ordnet er die Angelegenheiten der Hauptstadt. Man könnte ihn als Minister des Innern bezeichnen, als Kriegsminister dagegen den Sakibobo; dieser ist Oberbefehlshaber der Streitkräfte, der Leibwache der Sklaven und der Baulente im Palast. In der Hauptstadt selbst übt der Sultan die Rechtspflege aus; die Araber sagen, er sei wohl sehr streng gewesen, habe aber nie gegen das Gesetz, das heißt altes Herkommen, verstoßen. Jede Ortschaft hat als Richter einen Mhozi, dessen Amtsbefugnisse etwa den eines mohammedanischen Kadi entsprechen. Es scheint, als ob man nur zweierlei Strafen kenne: Tod oder Einbuße am Eigenthum. Schwere Verbrecher werden geköpft oder verbrannt; in einzelnen Fällen schindet man ihnen auch lebendig die Haut ab und zwar dergestalt, daß man beim Gesicht anfängt. Für das Entrinnen eines Verbrechers ist das ganze Dorf verantwortlich; die Männer werden dann ohne Unterschied hingerichtet, die Frauen verkauft. Bei Streitigkeiten um Mein und Dein legt jede Partei vor dem Richter einen Betrag nieder, welcher an Werth jenem des streitigen Gegenstandes gleichkommt; man will damit der Prozeßkrämerei einen Riegel vorschieben.

Die Rückreise.

Speke kam glücklich von seinem Ausfluge nach dem Nyanza wieder nach Kaseh zurück, und Anfang Septembers 1858 traf Burton dort ernstliche Vorkehrungen zur Rückreise, die aber nicht vor den ersten Tagen Oktobers angetreten werden konnte. Gleich nachher, zu Hanga, erkrankte Speke abermals und jetzt höchst gefährlich. Auch Burton war in Folge klimatischer Einwirkungen im höchsten Grade

abgeschwächt; er konnte nicht gehen und mußte sich in einer Hangmatte tragen lassen. Eine Luftveränderung war unbedingt nothwendig, denn seit vierzehn Monaten waren die Reisenden fast ununterbrochen vom Fieber heimgesucht worden. Als sie am 13. Oktober das in der Nähe von Kaseh liegende Hanga verließen, begann erst die eigentliche Heimreise, aber so langsam, daß sieben kurze Märsche bis Tura fünfzehn Tage in Anspruch nahmen und dann wieder sechs Tage lang gerastet werden mußte. Der Weg ging wieder, wie auf der Hinreise, über das Feurige Feld, an den Runden Steinen (Dschiwe la Mkhoa) vorbei, über die rothe Erde der Ebene von Mdaburn und durch Ugogo, welches letztere in der Zeit vom 14. November bis 5. December durchzogen wurde. Zu Ugogi Dhun begegneten ihm mohammedanische Karawanenleute, welche ihm Briefe aus Sansibar überbrachten. In einem derselben stand die Nachricht, daß Eduard Vogel in Wadaï hingerichtet und dessen früherer Begleiter, Macguire, ermordet worden sei.

Von Ugogi aus, das halbwegs zwischen Unyanyembe und der Küste liegt, zog Burton im December über die Berge von Usagara, aber diesmal auf der Kiringawana-Straße, welche südlicher liegt als der Weg, welchen er auf der Hinreise genommen hatte. Durch Maroro, einem ungesunden und heißen Bezirk, in welchem viele kleine Dörfer liegen, und über einen Paß, welcher in dieser Gegend die Wasserscheide bildet und dann am Rufitaflusse hin, gelangte der Reisende in das Thalbecken von Kisanga, welches der in den Ruaha fallende Yovu von Süden nach Norden durchschneidet, und am 29. December war er wieder in Zungomero, das er vor achtzehn Monaten verlassen hatte. Er wurde von vielen schwarzen Musketenträgern festlich empfangen.

Es lag in seiner Absicht, von dort aus nach Südosten hin vorzudringen und bei Kiloa die Meeresküste zu erreichen. Doch stellten sich diesem Plane unübersteigliche Hindernisse entgegen und Burton mußte bis zum 21. Januar 1859 in Zungomero liegen bleiben. Dann aber erreichte er nach fünfzehn Tagen die Küste bei Kondutschi; am 2. Februar lag das Meer vor den Reisenden und wurde mit Jubel begrüßt. Am folgenden Tage hielten sie feierlichen Einzug in dieses Stranddorf und kamen an Stangen vorüber, die mit Menschenschädeln gekrönt waren. Die Krieger tanzten, schrien und schossen ihre Gewehre ab. In der Hütte eines indischen Kaufmanns fand Burton gastliche Aufnahme.

Der Reisende hatte unter unsäglichen Anstrengungen eine große That vollbracht und konnte mit Genugthuung auf das Ergebniß seiner Wanderung zurückblicken. Aber auch jetzt und obwohl sein Körper durch fast unablässiges Fieber durchaus zerrüttet war, ließ ihm der Forschungstrieb keine Ruhe. Er schrieb nach Sansibar an den britischen Konsul und bat um eine Battela, ein Küstenschiff, mit welchem er den Lauf des Delta des Rufidschi (Lusidschi, Ruaha) zu erforschen gedachte. Am 9. Februar traf das Fahrzeug ein und am folgenden Tage steuerten die Reisenden nach Süden hin, der Küste entlang, um Kiloa zu erreichen. Aber fast die ganze Bemannung starb an der Cholera, welche damals weite Strecken Ostafrikas heimsuchte. Ersatz an Matrosen war nicht zu bekommen, an ein Befahren des Rufidschi unter solchen Umständen nicht zu denken, und deshalb segelte Burton nach Sansibar, wo er beim Sultan freundlich aufgenommen wurde. Am 22. März verließ er diese Stadt, schiffte nach Aden und ging von dort am 28. April 1859 nach Europa ab.

Ein Blick auf die Karte zeigt, welch ein ausgedehntes, früher unbekanntes Gebiet durch Burton und Speke der Wissenschaft erobert worden ist. Wir schließen hier unsere Auszüge aus dem lehrreichen und vortrefflich geschriebenen Werke Burton's, behalten uns jedoch vor, unsere Schilderungen gelegentlich zu ergänzen, indem wir eine Darstellung des Lebens und Treibens der ostafrikanischen Negroïden nachtragen.

Kaufleute, Märkte und Handelsverkehr im alten Mexiko.

Verkehrsleben im alten Amerika. — Märkte in Nicaragua. — Maßnahmen zur Regelung des Marktverkehrs. — Stellung der Kaufleute. — Gilden und Rangordnung. — Verschiedene Klassen der Kaufleute. — Karawanenverkehr. —

Die westliche Erdhalbe hatte große Kulturstaaten, deren weitere Entwickelung durch die Barbarei der spanischen Eroberer gebrochen wurde. Die Tempel im Heliadenreiche der peruanischen Incas, im Staate der Muyscas auf der Hochebene von Cundinamarka im heutigen Neu-Granada, in den Reichen der Quiche's in Centralamerika, jene der Maya's auf der Halbinsel Yucatan, wo noch heute die Trümmer von mehr als fünfzig alten Prachtstädten von großem Glanze Zeugniß geben, endlich auch jene in Mexiko, — sie alle sind der Zerstörung anheimgefallen. Die hohe, durch und durch eigenthümlich amerikanische, ganz selbständige Ausbildung des Staats- und Verkehrslebens in allen diesen Ländern ging Hand in Hand mit einer sehr mannichfaltigen Gliederung in den öffentlichen Verhältnissen und war zu nicht geringem Theile durch diese bedingt. Aber während in Peru, wo das Staatswesen einen durchaus theokratischen Zuschnitt trug, der Handel völlig gebunden war und zu keiner freien Entfaltung gelangen konnte, nahmen in Mexiko, im Reiche der Azteken, die Kaufleute eine hervorragende Stellung ein und bildeten eine mächtige Körperschaft, welche den Neid und die Eifersucht des hohen Adels erregte. Die altmexikanischen Handelsherren waren so reich und in ihrer Weise eben so unternehmend, wie die Venetianer, Genuesen und Hanseaten in unserm europäischen Mittelalter. Auf den Verkehr übten aber die Märkte einen bestimmenden Einfluß, und das Marktwesen war in Mexiko in einer Weise ausgebildet und geordnet, wie nur irgendwo in der alten Welt.

Auf der Landenge von Nicaragua finden wir Stamm- und Sprachverwandte der mexikanischen Azteken, welche als Kolonisten unter den alten Eingeborenen sich angesiedelt hatten und theilweise zur Herrschaft gelangt waren. Die Spanier unterwarfen das Land seit 1522. Sie fanden in allen wichtigeren Ortschaften Märkte mit lebhaftem Verkehr und eigenthümlichen Einrichtungen. Im Jahre 1528 hatte der Mönch Franz von Bobadilla im Dorfe

*) Aus der eben erschienenen ersten Lieferung von Karl Andree, Geographie des Welthandels. Stuttgart 1862 (bei J. Engelhorn). Die Verkehrsverhältnisse der altamerikanischen Culturstaaten sind in hohem Grade interessant und ich hoffe, daß die obige Mittheilung den Lesern des Globus nicht unwillkommen sein werde. Manche Anmerkungen zum Texte lasse ich hier weg. A.

Teola, unweit von der heutigen Stadt Leon, eine lange Unterredung in Fragen und Antworten über Sitten und Gebräuche des Volkes mit dem Kaziken Chichoyatoua. Die Unterredung wurde durch Dolmetscher vermittelt und der Inhalt sorgfältig niedergeschrieben; dieser ist vollständig durch den Geschichtschreiber Oviedo auf unsere Tage gekommen.

Der Mönch fragte: „Wie bezahlt ihr die Arbeiter und womit kauft ihr das, was sie verfertigen?" Der Kazike entgegnete: „Wir bezahlen sie mit Mais, Cacaobohnen, Mänteln und anderen Waaren. Wir gehen auch von einem Orte zum andern, um Handel zu treiben." — Frage: „Habt ihr über das Alles bestimmte Gesetze und Verordnungen, und ist bei euch für jede Waare ein fester Preis vorhanden?" — Antwort: „Nein, der Preis hängt ganz vom Belieben der Parteien ab, und Jeder verkauft so theuer als er kann. Aber ein Mann aus dem Dorfe, in welchem der Markt gehalten wird, darf nicht auf den Tianguez (Marktplatz) kommen, um dort zu kaufen oder zu verkaufen, ja, er darf denselben nicht einmal von Weitem anschauen. Wenn man einen solchen Mann sieht, wird er ausgescholten, und wenn er sich auf den Markt wagte, würde er Schläge bekommen und als Schurke behandelt werden. Aber alle Frauen der Ortschaft gehen mit ihren Waaren auf den Tianguez, und die Frauen wie die Männer anderer Ortschaften, welche mit uns befreundet und verbündet sind, können auch auf den Markt kommen. Man findet auf denselben Frauen aller Art und Knaben, die noch nicht mannbar sind; man verkauft Sklaven, Gold, Mäntel, Mais, Fische, Wildpret, Vögel, Erzeugnisse des Landes und der Fremde."

Man hatte in Nicaragua bestimmte Markttage, aber, wie sich aus den Mittheilungen jenes Kaziken ergiebt, nur allein Frauen und Knaben besorgten den Handel.

Eine großartige Gestaltung hatte der Marktverkehr im mexikanischen Reiche, besonders in der Hauptstadt Mexiko-Tenochtitlan, und namentlich in jenem Theile derselben, welcher Tlatilolco hieß. Alle Verkäufe mußten auf dem Markte (Tianquiz; dasselbe Wort wie in Nicaragua Tianguez) stattfinden.

Ferdinand Cortez, der Eroberer, gerieth in maaßloses Erstaunen über den lebendigen und blühenden Handelsverkehr auf dem großen Tianquiz der Hauptstadt und gibt demselben Ausdruck in seinem Bericht an Kaiser Karl den Fünften.

Die klassischen Bemerkungen des Eroberers werden durch andere Schriftsteller aus den Zeiten der Conquista erläutert und vervollständigt. In ihren Schilderungen des Tianquiz von Tlatilolco sind die Farben noch stärker aufgetragen als selbst bei Cortez. Unter den Säulengängen und in den Markthallen fanden sich Kaufleute aus allen Theilen des mexikanischen Reiches zusammen und auch Händler aus dem Auslande fehlten nicht. Auf dem Markte, auf welchem jedes Handelsgeschäft abgeschlossen werden mußte, war auch Alles zu haben, was an Rohprodukten und Erzeugnissen der Industrie das Land lieferte.

Weit und breit gesucht waren Teppiche von Leder, das unserm Maroquin glich; Stoffe aus Baumwolle oder Hasenhaar gesponnen, die man roth färbte entweder mit Cochenille oder mit den Beeren des Achiotlstrauches; Purpurfarbe von dreierlei Art wurde aus Südsee-Muscheln gewonnen; daneben hatte man eine schöne goldgelbe Farbe und Blau von Indigo. Auf dem Bazar von Tlatilolco lagen ferner zum Verkauf schärpenartige Tücher aus dem Gespinnst einer giftigen Raupe, das auch jetzt noch von den Indianerinnen bereitet wird; Kleider mit Goldstickerei und mit Perlen besetzt; Mäntel mit Federmosaik von höchst geschmackvoller Zeichnung; sie fühlte sich wie Sammt an. Gold verkaufte man als Staub oder in Stangen; die Arbeit an den Sonnenschirmen und Fächern, den musikalischen Instrumenten und den Juwelierwaaren wird ungemein gerühmt, und auf das Schleifen und Schneiden der Edelsteine, namentlich der Smaragde und Türkise, verstanden sich die aztekischen Künstler weit besser als die europäischen. Alles beweist, daß die Mexikaner in den technischen Fertigkeiten ausgezeichnete Fortschritte gemacht hatten und großen Werth auf feine Kunst und guten Geschmack legten. Für diesen zeugen auch die Gefäße aus Gold und Silber, die Schalen aus Alabaster und Agat und überhaupt die Töpferwaaren, welche mit den besten etrurischen und chinesischen den Vergleich aushalten können.

Berühmt waren die Töpfer und die Juweliere aus Cholollan, die Goldschmiede aus Azcapotzalco, die Maler von Tetzcuco. Auf den Markt der Hauptstadt kamen die Schuhmacher aus Tenayocan, die Jäger aus Xilotepec, die Fischer von Cuitlahuac, die Gärtner mit Produkten des heißen Tieflandes, die Mattenflechter und Tischler aus Quauhtitlan und die Blumenhändler aus Xochimilco.

Das Alles setzt einen vielfach in einander greifenden Verkehr voraus. Die Azteken kannten als Umlaufsmittel verschiedene, durch den Handel geregelte Werthe und waren über den bloßen Austausch von Waaren gegen Waaren weit hinaus. Sie hatten Geld, aber keine geprägte Münze. Das Hauptumlaufsmittel bestand in der Cacaobohne, welche man als Patlachtli oder Patastl bezeichnete (von patla, d. h. wechseln, tauschen); sie ging als Scheidemünze von Hand zu Hand, und wurde nach Xiquipilli, oder 24,000 Bohnen, gezählt. Eine andere Münze bestand in kleinen Stücken Zeuges, Patolcuachtli; ein drittes Geld waren die schon von uns erwähnten transparenten Federspulen mit Goldstaub, ein viertes besaß man an den Tförmigen Kupfer- oder Zinnstückchen. Auch gab es von den letzteren solche, welche den Rechenpfennigen glichen und in der Mitte ein Loch hatten, damit man sie auf eine Schnur ziehen konnte. Man hatte außerdem noch einige andere Werthzeichen. Waage und Gewicht sollen den Azteken unbekannt gewesen sein; einige Schriftsteller behaupten freilich das Gegentheil, es ist aber hier nicht der Ort, auf diese Controverse einzugehen.

Die Marktpolizei war streng; die Beamten sahen darauf, daß richtiges Gemäß geführt wurde. In der Mitte des Tianquiz von Tlatilolco stand der Tecpan, ein großes Gebäude, in welchem die Gilde der vereinigten Kaufleute und das Handelsgericht Sitzungen hielten. Das letztere wurde von zwölf Richtern gebildet, welche alle Streitigkeiten entschieden. Von allen Waaren ohne Ausnahme mußte dem König eine Abgabe gezahlt werden; dafür lag es ihm ob, für unparteiische Rechtspflege und Sicherheit der Person wie des Eigenthums der Kaufleute zu sorgen. Die Nachtwächter wurden von der Regierung bezahlt. Ueber Mein und Dein waren die Gesetze streng, jeder Betrug wurde ohne Nachsicht bestraft; dem Schuldner gab man Frist, aber nach Ablauf derselben hielt ihn das Gericht zur Zahlung an, und ein Bankerotteur, der seine Gläubiger unbefriedigt ließ, wurde als Sklave verkauft; war er betrügerisch zu Werke gegangen, erlitt er Todesstrafe. Marktdiebstahl kam nicht häufig vor und die musterhafte Ordnung wurde höchst selten gestört.

Wir wissen aus mehr als einem Schriftsteller, daß die Tianquiz in anderen Städten, z. B. in Tezcuco, Tlaxcallan, Cholullan, Huexotzinco ꝛc., jenen der Hauptstadt glichen. Auf den Märkten zweiter Klasse wurden immer nur Eßwaaren verkauft. Die Regierung hielt Wege und Brücken in gutem Zustande, damit die Marktbesucher und die Kaufleute bequem an Ort und Stelle gelangen konnten. Sie hatte im Gebirge und überhaupt in öden Gegenden Karawanserais für die Reisenden erbauen lassen, je dem Klima gemäß aus Bruchsteinen, Luftziegeln oder Bambus. Wo Brücken fehlten, gab es Fähren; jene waren zumeist von Stein; manche bestanden auch aus Schlingpflanzen welche man über das Wasser spannte und an Bäumen befestigte. Dergleichen Schwungbrücken hatte man, beiläufig bemerkt, auch in Peru; wir finden sie am obern Indus, auf Borneo bei den Dayaks und sonst noch oft. Von jenen in Mexiko sollen unsere europäischen Baumeister die Idee der Hängebrücken entlehnt haben. Die Fähren bestanden entweder aus Einbäumen, oder

aus platten Flößen von Rohrgeflecht, Balsas, das man über ausgehöhlten Kürbissen befestigte. Diese Balsas wurden nicht gerudert, sondern von Schwimmern über den Fluß gestoßen.

Eine so großartige Entwickelung der Gewerbsamkeit und die ungemeine Regsamkeit des Handelsverkehrs muß um so mehr überraschen, da es den Azteken an jedem Lastthiere fehlte und sie den Gebrauch des Eisens nicht kannten. Die Mexikaner besaßen nicht einmal das Llama, welches den Peruanern, wenn auch nur in äußerst schwachem Maße, das Kameel ersetzte. Unser Erstaunen wächst aber noch, wenn wir sehen, wie mannichfach gegliedert und sinnreich ausgebildet die Handelsverhältnisse waren und welche einflußreiche Stellung die Kaufleute als Stand sich allmälig errungen hatten.

Aehnlich den Phönikiern im heroischen Zeitalter der Griechen, hatten die Xicalancas am Gestade des mexikanischen Golfes, welcher nebst der karaibischen See ein amerikanisches Mittelmeer bildet, Handelsfaktoreien gegründet, namentlich auf der Küstenstrecke von der Gegend, wo Campeche liegt, bis an die Mündung des Usumasinta an der Terminos-Lagune. Zwischen dieser letztern und dem Meere selbst lag die Stadt Xicalanco in der Region, welche von den Azteken als Nonohualco bezeichnet wurde; sie umfaßte das Tiefland der Mündungen des Usumasinta und Tabasco. Die Schifffahrt ist bei den uramerikanischen Völkern allerdings nur im Zustande der Kindheit geblieben, und ein Vergleich zwischen den Xicalanken und den Männern von Tyrus und Sidon würde in dieser Hinsicht unpassend sein; aber unternehmende Kaufleute waren sie und von Xicalanco aus sind viele Städte von ihnen, nach Norden hin selbst bis über Tampico hinaus, gegründet worden, in der Nähe des heutigen Veracruz zum Beispiel eine Tochterstadt Xicalanco. Aus der nach Süden sich erstreckenden Region, welche als Tlapallan, das Land der Farben, bezeichnet wurde, holten sie Färbehölzer, und die Ruinen der vielen alten Prachtstädte in Central-Amerika und auf der Halbinsel Yucatan liefern den Beweis für das Dasein eines lebhaften Handelsverkehrs. Unter den von einer üppigen Tropenvegetation überwucherten Trümmern fand man, noch im unserem Jahrhundert, an den Ufern des Chacamal ein sehr altes Gewölbe, das als Magazin für sorgfältig aufgespeicherte Färbehölzer, namentlich Campecheholz, gedient hat.

Der Toltekische Priesterkönig Quetzalcohuatl, dessen Sitz zu Tollan im Norden des Thales von Anahuac, der heutigen „Hochebene von Mexiko," war, ließ im neunten Jahrhundert unserer Zeitrechnung Straßen und Brücken bauen und leistete dem Handel großen Vorschub. Zwei Jahrhunderte später wurde das Culturreich der Tolteken von den Chichimeken, Barbaren, welche von Norden her eindrangen, zertrümmert. Auch „das Thal" hatte, wie unsere alte Welt, seine Völkerwanderung; die Barbaren bildeten verschiedene Staaten im Lande der Tolteken und nahmen, gleich jenen im frühen europäischen Mittelalter, Religion und Gesittung der von ihnen Besiegten an.

In der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts ragten unter den verschiedenen Staaten der Azteken drei über alle anderen hervor; nämlich das Königreich Acolhuacan mit der Hauptstadt Tezcuco; jenes der Tepaneken mit der Hauptstadt Azcapotzalco und das der Mexikaner, deren Kapitale Tenochtitlan, das heutige Mexiko, am bedeutendsten war. Die Beherrscher dieser Staaten bildeten 1431 den „Bund der drei Kronen." Montezuma I., Ilhuicamina, Herr von Mexiko, trat als Eroberer auf und wurde in seinen Plänen von den Kaufleuten wesentlich unterstützt. Sie reisten weit und breit in verschiedenen Ländern umher und dienten ihrem König als Kundschafter; im Nothfalle vertheidigten sie sich selbst gegen alle Angriffe. Denn sie zogen in großen Trägerkarawanen, mit zahlreicher Dienerschaft und einer Menge von Sklaven einher, und wurden von ihrem Herrscher nie im Stiche gelassen. Montezuma der Erste hat mehr als einen Krieg begonnen, um die an seinen getreuen Kaufleuten verübten Unbilden zu rächen.

Wir stoßen auch in Mexiko auf die Erscheinung, daß lebhafter Handelsverkehr sich an die Wallfahrten knüpfte. Quetzalcohuatl, der Tolteke, gründete die Stadt Cholullan mit der berühmten Pyramide, auf deren Gipfel sich ein Tempel erhob, zu welchem noch in den Tagen der spanischen Eroberung alljährlich große Menschenmassen pilgerten. Jener Tempel galt weit und breit für das größte Heiligthum, gleichsam für eine Kaaba, und selbst aus Nicaragua und Honduras fanden sich Wallfahrer ein. Dadurch kam in den Handel eine große Regsamkeit; die Kaufleute von Cholullan bildeten eine mächtige Zunft und ließen durch ihre Karawanen die Erzeugnisse der von ihnen aufgemunterten Industrie vertheilen. Besonders geschätzt waren die bunten und farbigen Baumwollenstoffe und die seidenen Gewebe aus Kaninchenhaaren, die Töpfer- und Goldschmiedewaaren. Am Jahresfeste des heiligen Quetzalcohuatl wurden auf dem Bazar zu Cholullan großartige Geschäfte gemacht. Allmälig trat aber die Stadt Tlascala (Tlaxcallan) als Concurrent der Cholulteken auf allen Märkten im Osten und Süden auf, und die Bazare ihres Tianquiz waren stets reichlich mit Gütern aller Art gefüllt; für Gold, Baumwollenzeuge, Maroquinleder, Wachs, Seesalz und besonders für Cochenille, auf deren Verwendung sich die Tlascalteken vortrefflich verstanden, bildete diese Stadt einen Hauptmarkt.

Erst in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts wurden die Tlaskalteken überflügelt, und auf den großen Jahresmessen von Nochitzlan, Tutultepec und Ayotlan gewannen ihnen die Kaufleute aus Tlatilolco (der Hauptstadt Mexiko, Tenochtitlan) den Vorrang ab. Diese traten, von ihrem Könige kräftig gefördert, immer kühner auf; sie zogen in Karawanen von manchmal fünfhundert Mann auch nach sehr entfernt liegenden Märkten, nach Süden hin einerseits bis Tehuantepec und Soconusco, wo schon damals der beste „göttliche" Cacao wuchs; von dort holten sie auch wohlriechende Hölzer, Liquidambar, Kopal, Gummi, Lack und Drachenblut. Wir kennen genau die alten Karawanenstraßen, auf denen die Handelszüge der mexikanischen Kaufleute sich bewegten. Außerhalb ihrer Landesgrenze behandelte man sie mit Mißtrauen, weil sie oftmals den Eroberungen ihres Königs Bahn gebrochen hatten. Sie wurden genau überwacht, mußten Heimath, Namen und Beschäftigung nachweisen, unterlagen also, wie wir heute uns ausdrücken würden, einer Paßpolizei. In einigen Staaten benahmen sie sich so übermüthig, daß man sich genöthigt sah, ihnen die Ueberschreitung der Grenzen zu verbieten.

Die Kaufleute in der Hauptstadt waren nach und nach zu Glanz und Macht gelangt und galten viel selbst im Rathe der Könige. Tenochtitlan und Tlatilolco, zwei neben einander liegende, durch Wasser getrennte Schwesterstädte, wurden zu einer Kapitale vereinigt und der Tianquiz von Tlatilolco vergrößert und verschönert. Man grub einen Kanal, auf welchem die Schiffe aus dem See bis dicht an die Säulengänge des Bazars gelangten. Der Handel erfreute sich von Seiten Montezuma des Ersten großer Begünstigung; in allen bedeutenderen Städten bildeten die Kaufleute angesehene Gilden, und sie folgten in der Rangordnung zunächst den Angehörigen des Feudaladels. Die Aufnahme in die Kaufmannszunft war an den Nachweis gewisser Eigenschaften gebunden und mußte vom Könige bestätigt werden. Jedes Mitglied war von persönlicher Dienstleistung befreit und zahlte keine Abgaben, weil dieselben schon von den Waaren erhoben wurden; nur in Kriegszeiten mußte auch der Kaufmann eine gewisse Steuer erlegen. Eine große Handelscompagnie oder Zunft in Tlatilolco war von hervorragender Bedeutung, nachdem sie manche, an das Monopol streifende Privilegien für sich zu erlangen gewußt hatte. Sie war gleichsam hierarchisch gegliedert; denn ihre zahlreichen Mitglieder zerfielen in drei Klassen. Aus der obersten Klasse, den Pochtekas, wählte man den Großen Rath der Kaufleute, dessen Mitglieder allezeit beim Könige zum Gehör

Teola, unweit von der heutigen Stadt Leon, eine lange Unterredung in Fragen und Antworten über Sitten und Gebräuche des Volkes mit dem Kaziken Chichoyatona. Die Unterredung wurde durch Dolmetscher vermittelt und der Inhalt sorgfältig niedergeschrieben; dieser ist vollständig durch den Geschichtschreiber Oviedo auf unsere Tage gekommen.

Der Mönch fragte: „Wie bezahlt ihr die Arbeiter und womit kauft ihr das, was sie verfertigen?" Der Kazike entgegnete: „Wir bezahlen sie mit Mais, Cacaobohnen, Mänteln und anderen Waaren. Wir gehen auch von einem Orte zum andern, um Handel zu treiben." — Frage: „Habt ihr über das Alles bestimmte Gesetze und Verordnungen, und ist bei euch für jede Waare ein fester Preis vorhanden?" — Antwort: „Nein, der Preis hängt ganz vom Belieben der Parteien ab, und Jeder verkauft so theuer als er kann. Aber ein Mann aus dem Dorfe, in welchem der Markt gehalten wird, darf nicht auf den Tianguez (Marktplatz) kommen, um dort zu kaufen oder zu verkaufen, ja, er darf denselben nicht einmal von Weitem anschauen. Wenn man einen solchen Mann sieht, wird er ausgescholten, und wenn er sich auf den Markt wagte, würde er Schläge bekommen und als Schurke behandelt werden. Aber alle Frauen der Ortschaft gehen mit ihren Waaren auf den Tianguez, und die Frauen wie die Männer anderer Ortschaften, welche mit uns befreundet und verbündet sind, können auch auf den Markt kommen. Man findet auf denselben Frauen aller Art und Knaben, die noch nicht mannbar sind; man verkauft Sklaven, Gold, Mäntel, Mais, Fische, Wildpret, Vögel, Erzeugnisse des Landes und der Fremde."

Man hatte in Nicaragua bestimmte Markttage, aber, wie sich aus den Mittheilungen jenes Kaziken ergiebt, nur allein Frauen und Knaben besorgten den Handel.

Eine großartige Gestaltung hatte der Marktverkehr im mexikanischen Reiche, besonders in der Hauptstadt Mexiko-Tenochtitlan, und namentlich in jenem Theile derselben, welcher Tlatilolco hieß. Alle Verkäufe mußten auf dem Markte (Tianquiz; dasselbe Wort wie in Nicaragua Tianguez) stattfinden.

Ferdinand Cortez, der Eroberer, gerieth in maaßloses Erstaunen über den lebendigen und blühenden Handelsverkehr auf dem großen Tianquiz der Hauptstadt und gibt demselben Ausdruck in seinem Bericht an Kaiser Karl den Fünften.

Die klassischen Bemerkungen des Eroberers werden durch andere Schriftsteller aus den Zeiten der Conquista erläutert und vervollständigt. In ihren Schilderungen des Tianquiz von Tlatilolco sind die Farben noch stärker aufgetragen als selbst bei Cortez. Unter den Säulengängen und in den Markthallen fanden sich Kaufleute aus allen Theilen des mexikanischen Reiches zusammen und auch Händler aus dem Auslande fehlten nicht. Auf dem Markte, auf welchem jedes Handelsgeschäft abgeschlossen werden mußte, war auch Alles zu haben, was an Rohprodukten und Erzeugnissen der Industrie das Land lieferte.

Weit und breit gesucht waren Teppiche von Leder, das unserm Maroquin glich; Stoffe aus Baumwolle oder Hasenhaar gesponnen, die man roth färbte entweder mit Cochenille oder mit den Beeren des Achiotlstrauches; Purpurfarbe von dreierlei Art wurde aus Südsee-Muscheln gewonnen; daneben hatte man eine schöne goldgelbe Farbe und Blau von Indigo. Auf dem Bazar von Tlatilolco lagen ferner zum Verkauf schärpenartige Tücher aus dem Gespinnst einer giftigen Raupe, das auch jetzt noch von den Indianerinnen bereitet wird; Kleider mit Goldstickerei und mit Perlen besetzt; Mäntel mit Federmosaik von höchst geschmackvoller Zeichnung; sie fühlte sich wie Sammt an. Gold verkaufte man als Staub oder in Stangen; die Arbeit an den Sonnenschirmen und Fächern, den musikalischen Instrumenten und den Juwelierwaaren wird ungemein gerühmt, und auf das Schleifen und Schneiden der Edelsteine, namentlich der Smaragde und Türkise, verstanden sich die aztekischen Künstler weit besser als die europäischen. Alles beweist, daß die Mexikaner in den technischen Fertigkeiten ausgezeichnete Fortschritte gemacht hatten und großen Werth auf feine Kunst und guten Geschmack legten. Für diesen zeugen auch die Gefäße aus Gold und Silber, die Schalen aus Alabaster und Agat und überhaupt die Töpferwaaren, welche mit den besten etrurischen und chinesischen den Vergleich aushalten können.

Berühmt waren die Töpfer und die Juweliere aus Cholollan, die Goldschmiede aus Azcapotzalco, die Maler von Tetzcuco. Auf den Markt der Hauptstadt kamen die Schuhmacher aus Tenayocan, die Jäger aus Xilotepec, die Fischer von Cuitlahuac, die Gärtner mit Produkten des heißen Tieflandes, die Mattenflechter und Tischler aus Quauhtitlan und die Blumenhändler aus Xochimilco.

Das Alles setzt einen vielfach in einander greifenden Verkehr voraus. Die Azteken kannten als Umlaufsmittel verschiedene, durch den Handel geregelte Werthe und waren über den bloßen Austausch von Waaren gegen Waaren weit hinaus. Sie hatten Geld, aber keine geprägte Münze. Das Hauptumlaufsmittel bestand in der Cacaobohne, welche man als Patlachtli oder Patastl bezeichnete (von patla, d. h. wechseln, tauschen); sie ging als Scheidemünze von Hand zu Hand, und wurde nach Xiquipilli, oder 24,000 Bohnen, gezählt. Eine andere Münze bestand in kleinen Stücken Zeuges, Patolcuachtli; ein drittes Geld waren die schon von uns erwähnten transparenten Federspulen mit Goldstaub, ein viertes besaß man an den Tförmigen Kupfer- oder Zinnstückchen. Auch gab es von den letzteren solche, welche den Rechenpfennigen glichen und in der Mitte ein Loch hatten, damit man sie auf eine Schnur ziehen konnte. Man hatte außerdem noch einige andere Werthzeichen. Waage und Gewicht sollen den Azteken unbekannt gewesen sein; einige Schriftsteller behaupten freilich das Gegentheil, es ist aber hier nicht der Ort, auf diese Controverse einzugehen.

Die Marktpolizei war streng; die Beamten sahen darauf, daß richtiges Gemäß geführt wurde. In der Mitte des Tianquiz von Tlatilolco stand der Tecpan, ein großes Gebäude, in welchem die Gilde der vereinigten Kaufleute und das Handelsgericht Sitzungen hielten. Das letztere wurde von zwölf Richtern gebildet, welche alle Streitigkeiten entschieden. Von allen Waaren ohne Ausnahme mußte dem König eine Abgabe gezahlt werden; dafür lag es ihm ob, für unparteiische Rechtspflege und Sicherheit der Person wie des Eigenthums der Kaufleute zu sorgen. Die Nachtwächter wurden von der Regierung bezahlt. Ueber Mein und Dein waren die Gesetze streng, jeder Betrug wurde ohne Nachsicht bestraft; dem Schuldner gab man Frist, aber nach Ablauf derselben hielt ihn das Gericht zur Zahlung an, und ein Bankerotteur, der seine Gläubiger unbefriedigt ließ, wurde als Sklave verkauft; war er betrügerisch zu Werke gegangen, erlitt er Todesstrafe. Marktdiebstahl kam nicht häufig vor und die musterhafte Ordnung wurde höchst selten gestört.

Wir wissen aus mehr als einem Schriftsteller, daß die Tianquiz in anderen Städten, z. B. in Tezcuco, Tlaxcallan, Cholullan, Huexotzinco ꝛc., jenen der Hauptstadt glichen. Auf den Märkten zweiter Klasse wurden immer nur Eßwaaren verkauft. Die Regierung hielt Wege und Brücken in gutem Zustande, damit die Marktbesucher und die Kaufleute bequem an Ort und Stelle gelangen konnten. Sie hatte im Gebirge und überhaupt in öden Gegenden Karawanserais für die Reisenden erbauen lassen, je dem Klima gemäß aus Bruchsteinen, Luftziegeln oder Bambus. Wo Brücken fehlten, gab es Fähren; jene waren zumeist von Stein; manche bestanden auch aus Schlingpflanzen welche man über das Wasser spannte und an Bäumen befestigte. Dergleichen Schwungbrücken hatte man, beiläufig bemerkt, auch in Peru; wir finden sie am obern Indus, auf Borneo bei den Dayaks und sonst noch oft. Von jenen in Mexiko sollen unsere europäischen Baumeister die Idee der Hängebrücken entlehnt haben. Die Fähren bestanden entweder aus Einbäumen, oder

aus platten Flößen von Rohrgeflecht, Balsas, das man über ausgehöhlten Kürbissen befestigte. Diese Balsas wurden nicht gerudert, sondern von Schwimmern über den Fluß gestoßen.

Eine so großartige Entwickelung der Gewerbsamkeit und die ungemeine Regsamkeit des Handelsverkehrs muß um so mehr überraschen, da es den Azteken an jedem Lastthiere fehlte und sie den Gebrauch des Eisens nicht kannten. Die Mexikaner besaßen nicht einmal das Llama, welches den Peruanern, wenn auch nur in äußerst schwachem Maße, das Kameel ersetzte. Unser Erstaunen wächst aber noch, wenn wir sehen, wie mannichfach gegliedert und sinnreich ausgebildet die Handelsverhältnisse waren und welche einflußreiche Stellung die Kaufleute als Stand sich allmälig errungen hatten.

Aehnlich den Phönikiern im heroischen Zeitalter der Griechen, hatten die Xicalancas am Gestade des mexikanischen Golfes, welcher nebst der karaibischen See ein amerikanisches Mittelmeer bildet, Handelsfaktoreien gegründet, namentlich auf der Küstenstrecke von der Gegend, wo Campeche liegt, bis an die Mündung des Usumasinta an der Terminos-Lagune. Zwischen dieser letztern und dem Meere selbst lag die Stadt Xicalanco in der Region, welche von den Azteken als Nonohualco bezeichnet wurde; sie umfaßte das Tiefland der Mündungen des Usumasinta und Tabasco. Die Schifffahrt ist bei den uramerikanischen Völkern allerdings nur im Zustande der Kindheit geblieben, und ein Vergleich zwischen den Xicalanken und den Männern von Tyrus und Sidon würde in dieser Hinsicht unpassend sein; aber unternehmende Kaufleute waren sie und von Xicalanco aus sind viele Städte von ihnen, nach Norden hin selbst bis über Tampico hinaus, gegründet worden, in der Nähe des heutigen Veracruz zum Beispiel eine Tochterstadt Xicalanco. Aus der nach Süden sich erstreckenden Region, welche als Tlapallan, das Land der Farben, bezeichnet wurde, holten sie Färbehölzer, und die Ruinen der vielen alten Prachtstädte in Central-Amerika und auf der Halbinsel Yucatan liefern den Beweis für das Dasein eines lebhaften Handelsverkehrs. Unter den von einer üppigen Tropenvegetation überwucherten Trümmern fand man, noch im unserem Jahrhundert, an den Ufern des Chacamal ein sehr altes Gewölbe, das als Magazin für sorgfältig aufgespeicherte Färbehölzer, namentlich Campecheholz, gedient hat.

Der Toltekische Priesterkönig Quetzalcohuatl, dessen Sitz zu Tollan im Norden des Thales von Anahuac, der heutigen „Hochebene von Mexiko," war, ließ im neunten Jahrhundert unserer Zeitrechnung Straßen und Brücken bauen und leistete dem Handel großen Vorschub. Zwei Jahrhunderte später wurde das Culturreich der Tolteken von den Chichimeken, Barbaren, welche von Norden her eindrangen, zertrümmert. Auch „das Thal" hatte, wie unsere alte Welt, seine Völkerwanderung; die Barbaren bildeten verschiedene Staaten im Lande der Tolteken und nahmen, gleich jenen im frühen europäischen Mittelalter, Religion und Gesittung der von ihnen Besiegten an.

In der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts ragten unter den verschiedenen Staaten der Azteken drei über alle anderen hervor; nämlich das Königreich Acolhuacan mit der Hauptstadt Tezcuco; jenes der Tepaneken mit der Hauptstadt Azcapotzalco und das der Mexikaner, deren Kapitale Tenochtitlan, das heutige Mexiko, am bedeutendsten war. Die Beherrscher dieser Staaten bildeten 1431 den „Bund der drei Kronen." Montezuma I., Ilhuicamina, Herr von Mexiko, trat als Eroberer auf und wurde in seinen Plänen von den Kaufleuten wesentlich unterstützt. Sie reisten weit und breit in verschiedenen Ländern umher und dienten ihrem König als Kundschafter; im Nothfalle vertheidigten sie sich selbst gegen alle Angriffe. Denn sie zogen in großen Trägerkarawanen, mit zahlreicher Dienerschaft und einer Menge von Sklaven einher, und wurden von ihrem Herrscher nie im Stiche gelassen. Montezuma der Erste hat mehr als einen Krieg begonnen, um die an seinen getreuen Kaufleuten verübten Unbilden zu rächen.

Wir stoßen auch in Mexiko auf die Erscheinung, daß lebhafter Handelsverkehr sich an die Wallfahrten knüpfte. Quetzalcohuatl, der Tolteke, gründete die Stadt Cholullan mit der berühmten Pyramide, auf deren Gipfel sich ein Tempel erhob, zu welchem noch in den Tagen der spanischen Eroberung alljährlich große Menschenmassen pilgerten. Jener Tempel galt weit und breit für das größte Heiligthum, gleichsam für eine Kaaba, und selbst aus Nicaragua und Honduras fanden sich Wallfahrer ein. Dadurch kam in den Handel eine große Regsamkeit; die Kaufleute von Cholullan bildeten eine mächtige Zunft und ließen durch ihre Karawanen die Erzeugnisse der von ihnen aufgemunterten Industrie vertheilen. Besonders geschätzt waren die bunten und farbigen Baumwollenstoffe und die seidenen Gewebe aus Kaninchenhaaren, die Töpfer- und Goldschmiedewaaren. Am Jahresfeste des heiligen Quetzalcohuatl wurden auf dem Bazar zu Cholullan großartige Geschäfte gemacht. Allmälig trat aber die Stadt Tlascala (Tlaxeallan) als Concurrent der Cholulteken auf allen Märkten im Osten und Süden auf, und die Bazare ihres Tianquiz waren stets reichlich mit Gütern aller Art gefüllt; für Gold, Baumwollenzeuge, Maroquinleder, Wachs, Seesalz und besonders für Cochenille, auf deren Verwendung sich die Tlascalteken vortrefflich verstanden, bildete diese Stadt einen Hauptmarkt.

Erst in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts wurden die Tlaskalteken überflügelt, und auf den großen Jahresmessen von Nochitzlan, Tutultepec und Ayotlan gewannen ihnen die Kaufleute aus Tlatiloleo (der Hauptstadt Mexiko, Tenochtitlan) den Vorrang ab. Diese traten, von ihrem Könige kräftig gefördert, immer kühner auf; sie zogen in Karawanen von manchmal fünfhundert Mann auch nach sehr entfernt liegenden Märkten, nach Süden hin einerseits bis Tehuantepec und Soconusco, wo schon damals der beste „göttliche" Cacao wuchs; von dort holten sie auch wohlriechende Hölzer, Liquidambar, Kopal, Gummi, Lack und Drachenblut. Wir kennen genau die alten Karawanenstraßen, auf denen die Handelszüge der mexikanischen Kaufleute sich bewegten. Außerhalb ihrer Landesgrenze behandelte man sie mit Mißtrauen, weil sie oftmals den Eroberungen ihres Königs Bahn gebrochen hatten. Sie wurden genau überwacht, mußten Heimath, Namen und Beschäftigung nachweisen, unterlagen also, wie wir heute uns ausdrücken würden, einer Paßpolizei. In einigen Staaten benahmen sie sich so übermüthig, daß man sich genöthigt sah, ihnen die Ueberschreitung der Grenzen zu verbieten.

Die Kaufleute in der Hauptstadt waren nach und nach zu Glanz und Macht gelangt und galten viel selbst im Rathe der Könige. Tenochtitlan und Tlatiloleo, zwei neben einander liegende, durch Wasser getrennte Schwesterstädte, wurden zu einer Kapitale vereinigt und der Tianquiz von Tlatiloleo vergrößert und verschönert. Man grub einen Kanal, auf welchem die Schiffe aus dem See bis dicht an die Säulengänge des Bazars gelangten. Der Handel erfreute sich von Seiten Montezuma des Ersten großer Begünstigung; in allen bedeutenderen Städten bildeten die Kaufleute angesehene Gilden, und sie folgten in der Rangordnung zunächst den Angehörigen des Feudaladels. Die Aufnahme in die Kaufmannszunft war an den Nachweis gewisser Eigenschaften gebunden und mußte vom Könige bestätigt werden. Jedes Mitglied war von persönlicher Dienstleistung befreit und zahlte keine Abgaben, weil dieselben schon von den Waaren erhoben wurden; nur in Kriegszeiten mußte auch der Kaufmann eine gewisse Steuer erlegen. Eine große Handelscompagnie oder Zunft in Tlatiloleo war von hervorragender Bedeutung, nachdem sie manche, an das Monopol streifende Privilegien für sich zu erlangen gewußt hatte. Sie war gleichsam hierarchisch gegliedert; denn ihre zahlreichen Mitglieder zerfielen in drei Klassen. Aus der obersten Klasse, den Pochtekas, wählte man den Großen Rath der Kaufleute, dessen Mitglieder allezeit beim Könige zum Gehör

vorgelassen wurden. Sie stellten den Preis der vom Ausland eingeführten Waaren fest, übten Marktpolizei, besetzten aus ihrer Mitte das Handelsgericht und die Stelle der beiden Gildemeister, deren Namen uns aufbewahrt worden sind*). In gewissen Fällen konnten sie Todesurtheile abgeben, gegen fremde Völker, von welchen Angehörige der Gilde beeinträchtigt worden waren, Krieg führen und die Offiziere wie den obersten Heerführer ihrer Streitmacht selbst ernennen. Die große Handelscompagnie bildete in vielen Städten Commanditen, unter welchen jene zu Tochtepec am bedeutendsten wurde. Dort war der berühmte Tempel des Gottes der Kaufleute, Yacatecutli**). Derselbe wurde reichlich mit Opfergaben bedacht, besonders von den vielen Karawanen, welche von diesem Knotenpunkt aus ihre Reisen antraten.

Den höchsten Glanz erreichten die Kaufleute der Hauptstadt Tlatilolco-Tenochtitlan (Mexiko), als eine besondere Adelsklasse für sie gestiftet wurde. Die Mitglieder derselben wurden dadurch Topilhuani, das heißt „Männer, welche einen Stab tragen dürfen." Von nun an konnten sie Stellen im Rathe des Königs bekleiden, erhielten auch das ehrenvolle Vorrecht, bei Festlichkeiten einen Edelstein an der Unterlippe zu tragen, was etwa den heutigen „Ordensdecorationen" entspricht. Aber bald nachher sanken sie von ihrer Höhe herab; sie waren übermüthig geworden und hatten die fremden Völker, mit denen sie handelten, gegen sich erbittert. Manche Karawanen wurden auf dem Wege zu den großen Jahrmärkten überfallen und ausgeplündert; die Pracht, welche der Kaufmann entfaltete, hatte den Neid und die Mißgunst des Kriegeradels rege gemacht, und König Montezuma der Zweite gab den Einflüsterungen des letztern Gehör. Er war den Handelsleuten abhold, ließ sie nicht vor sich und bemühete sich, ihren Einfluß zu brechen. Montezuma verachtete die Plebejer und bahnte dadurch seinen eigenen Fall an, denn sein Kriegeradel vermochte nicht, die Spanier abzuwehren. Er belastete die Kaufleute mit Abgaben und gab Gesetze gegen den Aufwand, um sie zu demüthigen, und damit sie in Prachtentfaltung hinter dem erblichen Kriegeradel zurückstehen sollten. Auch für den kleinern Kaufmann wurden die Waarenzölle erhöht; unter der Anschuldigung subversiver Tendenzen und des Majestätsverbrechens wurden auf falsche Zeugenaussagen hin mehrere beim Volke beliebte, aber dem Adel eben deshalb widerwärtige Großhändler mit dem Tode bestraft und man zog ihr Vermögen zu Gunsten armer Edelleute ein, um diesen einen standesgemäßen Aufwand zu ermöglichen.

Das ist die Geschichte des Handelsstandes im alten Lande der Azteken. Wir müssen bemerken, daß ein Theil des Adels, gleich jenem Italiens im Mittelalter, sich dem Handel zugewandt hatte. In Tezcuco trieben selbst Prinzen der königlichen Familie Kaufmannschaft und in Acallan wurde einmal ein Kaufmann zum König erwählt. Zu den schon erwähnten Pochtecas gehörten die angesehensten Großhändler, die reichen Finanzleute. Die zweite Klasse wurde von den Nahualoztomecas gebildet, d. h. von „Leuten, welche sich verbergen oder verkleiden", um unter feindlich gesinnten Völkern beim Kundschaften sicher zu sein. Diese Klasse bildete den Mittelstand; die dritte bestand aus den Teyakohualohuani, d. h. den Sklavenhändlern. Der größte Sklavenmarkt wurde in der Umgegend der Hauptstadt zu Azcapotzalco abgehalten. Man brachte die Sklaven in großer Menge dorthin und kleidete sie festlich an; man ließ sie singen, tanzen und was sie sonst an Fertigkeiten besaßen vortheilhaft zur Schau stellen, gerade so wie es die zum Verkauf ausgebotenen Sklaven der Griechen und Römer machen mußten und wie es noch heute auf allen Sklavenmärkten Brauch ist. Bei den Azteken galt der Sklavenhandel, wie im christlichen Mittelalter Europas auch und wie in England bis nach 1780, für einen nicht im mindesten ehrenrührigen Erwerbszweig.

Der mexikanische Karawanenverkehr hatte mannichfache Verzweigungen und war über eine weite Länderstrecke ausgedehnt. Nach Nordwesten hin reichte er über Mechoacan hinaus bis an die Gestade des californischen Meerbusens, etwa bis Culiacan, aber nicht weiter, und am atlantischen Gestade soll der Küstenhandel von der Mündung des, aus dem Nicaragua-See abfließenden, San Juanstromes im Süden, bis an die Mündung des Rio del Norte, also bis nach Texas gereicht haben. Aber für die Annahme, daß die aztekischen Kaufleute bis nach Südamerika vorgedrungen seien, fehlen zuverlässige Beweise. Ueber die von ihnen erforschten Gegenden brachten sie ausführliche Berichte heim und Landkarten, welche im königlichen Archive niedergelegt wurden. Auf denselben waren Gebirge, Wälder, Ströme, Städte nebst den Entfernungen, Straßen und Grenzen der verschiedenen Staaten verzeichnet und am Rande überdies statistische Bemerkungen eingetragen. Als Ferdinand Cortez den König Montezuma fragte, ob in seinem Küstengebiete Häfen mit sicherem Ankergrunde vorhanden seien, überreichte man ihm eine auf Baumwollenzeug gemalte Karte, auf welcher er alle Rheden fand, die zwischen den Mündungen des Pánuco und des Tabasco liegen. Bevor Cortez nach Honduras aufbrach, erhielt er von den Kaufleuten aus Xicalanco eine Karte, die mit sehr großer Genauigkeit die Reisewege zeigte, welchen sie auf ihren Karawanenzügen folgten, und die Städte, deren Märkte sie besuchten. Einige dieser aztekischen Landkarten sind wohlerhalten bis auf unsere Tage gekommen.

Es wurde schon bemerkt, daß die Kaufleute einen besondern Schutzgott hatten, den Yacatecutli oder Iyacacolinhqui. Er hatte seine besonderen Priester und der Handelsstand feierte ihm zu Ehren alljährlich ein großes Fest. Karawanen, welche nach weit entfernten Gegenden aufbrachen, opferten zuvor dem Gotte des Feuers, dem Xiuhtecutli, Papierstreifen, auf welchen gewisse Figuren mit einem Gummisaft gezeichnet waren. Diese wurden verbrannt. Am andern Morgen wuschen sie sich Gesicht, Hals und Hände; andere Theile des Körpers durften sie vor der Rückkehr in die Heimath nicht wieder reinigen. Die Karawanen nach weit entfernten Gegenden wurden entweder von Privatleuten, oder von der großen Handelscompagnie und manchmal auch, vorwiegend zu politischen Zwecken, vom König ausgerüstet; sie brachen an einem von den Sterndeutern als glückverheißend bezeichneten Tag auf. Kleine Karawanen vereinigten sich zu einer größern und auf den Zügen wurde eine musterhafte Ordnung beobachtet. Die Waaren hatte man, je nach ihrer Gattung, in Ballen verpackt, die mit Matten oder Häuten überzogen waren, oder in Petlacalli, d. h. längliche Kisten aus Bambus oder Palmholz, damit sie leicht seien; feine Töpferwaaren, Federn, künstliche Blumen, überhaupt feinere Gegenstände, wurden in langen, korbartigen Behältern getragen. Lastthiere kannte, wie schon bemerkt, Mexiko nicht; alle Waaren wurden, wie noch heute in manchen Theilen Afrikas, durch Menschen befördert. Diese Träger, Tlameme, wurden von Jugend auf zu ihrem Gewerb angeleitet; sie führten als Durchschnittslast siebenzig bis achtzig Pfund und zwar dergestalt, daß ein beträchtlicher Theil derselben vermittelst eines über den Kopf gehenden Riemens getragen wurde, also der Rücken nicht den ganzen Druck erhielt. Dieser Brauch ist auch heute noch in Mexiko allgemein üblich. An die eine Seite hing der Träger ein mit Lebensmitteln gefülltes Netz, an die andere einen großen Schirm aus Palmblättern, den er bei Regenwetter ausspannte, damit die Waare keinen Schaden leide. Er hatte sie außerdem mit einer Matte oder einem Stücke Zeug überdeckt, das er Nachts als Decke benützte.

Immer waren Kaufleute, meist von Sklaven begleitet, bei

*) Solche Handelsvorsteher und Gildemeister in Tlatilolco waren z. B. die Herren Ilzcohuatl und Tzihteeatl, Cozmatzin und Tzompantzin, Tollamimich und Miexotzinianh, und wie die, für unsere nichtaztekische Zunge schwer auszusprechenden Namen weiter lauten.

**) Das Wort will sagen Herr mit der großen Nase, und diese bedeutet Vorsicht, Klugheit, Spürkraft, also Eigenschaften, deren gerade der Kaufmann ganz vorzugsweise bedarf; es ist so viel wie nasutus der Römer.

der Karawane, die nach Indianerweise, im sogenannten Gänsemarsch, d. h. in einer langen Reihe Mann hinter Mann, sich fortbewegte. Am Lagerplatze, wo Nachtruhe gehalten wurde, wählte jede Gruppe ihren besondern Platz. Die Träger stellten ihre Reisestäbe in Bündel zusammen, wie unsere Soldaten die Gewehre, und zündeten ein Feuer an, in welches der Obmann für die Schutzgötter der Straßen Opfer warf. Um sich deren Gunst zu sichern, ritzte er sich mit einem Dorn die Haut etwas blutig. Das Brandopfer mußte während der Nacht zweimal wiederholt werden, eine kluge Einrichtung, um die Leute wach zu halten.

Aus Allem ergiebt sich, welch ein wichtiges Element im Staatsleben der alten Mexikaner der Handel bildete, und zu wie hohem Ansehen die Kaufleute emporgestiegen waren. Aus der ersten Klasse derselben wählte der König Mitglieder seines Finanzrathes und redete sie vertraulich als „Oheim" an, etwa so wie einst die spanischen Könige einen kastilianischen Grande mit dem Ausdruck „Cousin" begrüßten. Sehr zutreffend bemerkt Prescott: „Gewiß erscheint es als eine Anomalie in der Geschichte, daß bei einen — nach unseren Begriffen — nur theilweise civilisirten Volke, bei öffentlichen Zuständen, in denen gewöhnlich nur Priester und Edelmann Anrecht auf Rang und Würden hat, die Kaufleute sich einer so bedeutenden Stellung erfreueten. In dieser Hinsicht steht das alte Mexiko auch im Gegensatze zu den mehr policirten Monarchien der Alten Welt, wo man wähnt, daß die Rangstellung durch ein mit eitlem Nichtsthun oder frivolen Vergnügungen vergeudetes Leben weniger herabgewürdigt werde, als durch eine rechtschaffene Betriebsamkeit, welche dem Einzelnen wie dem Staate Gedeihen bringt. Die Civilisation beseitigt manche Vorurtheile, man kann aber nicht leugnen, daß sie dergleichen auch in's Leben ruft."

Ein Besuch in der Magellans-Straße bei den Pescheräs.

Vor der Südspitze des amerikanischen Festlandes, welche von der Magellans-Straße begrenzt wird, sehen wir einen aus vielen größeren und kleineren Inseln bestehenden Archipelagus, in welchem die Seeschiffe eine schwierige Fahrt haben. Er liegt unweit einer großen Handelsbahn; auf einer der Hermiten-Eilande erhebt sich das weltberühmte Kap Hoorn. Diese ganze Region ist öde, unwirthlich, spärlich von wilden Menschen bewohnt, aber sie bietet doch viel Interessantes dar, und wir wollen dem Arzt und Naturforscher Rochas, welcher die Magellans-Straße und viele Seitenkanäle besuchte, auf einer seiner Kreuzfahrten folgen. Die erste unternahm er im Jahre 1856.

Am 24. Juli erblickte er, nach einer sehr stürmischen Fahrt im atlantischen Weltmeer, das Jungfern-Kap, welches am östlichen Eingange der Straße liegt. Bald nachher war der Dampfer in ruhigem Wasser, unter dem Schutze mäßig hoher Steilküsten. Aber der Kapitän mußte vorsichtig sein und konnte nur mit Hülfe des Senkbleies weiter fahren, weil am Eingang eine gefährliche Sandbank liegt. Abends warf er in der Possession-Bai Anker; denn Leuchtthürme, nach denen man in jenen Gewässern sich richten könnte, fehlen ganz, und die Schiffe suchen deshalb für jede Nacht eine geschützte Stelle, an welcher sie bis zu Tagesanbruch liegen bleiben.

Das Festland war dem Schiffe ziemlich nahe und bildete eine große Ebene; die Küste des Feuerlandes, welches bei weitem die größte Insel dieses Archipelagus bildet, lag weiter entfernt. Am andern Morgen sah man weit und breit kein lebendiges Wesen, ein einsames Guanaco ausgenommen, das ruhig weidete, und zuweilen den Kopf erhob, um die befremdliche schwarze Masse, das Schiff, anzustaunen. Während der beiden folgenden Tage steuerte das Schiff der patagonischen Küste entlang bis nach Punta Arenas (Sandy Point), und sah dann und wann einige Lagerplätze berittener Patagonier, namentlich in der Nähe des Kap Gregory. Diese Wilden vertauschen recht gern Guanaco- oder Straußenfleisch gegen Schiffsbrot und Branntwein.

Bei Punta Arenas weht die Flagge der Republik Chile, welche dort eine Niederlassung gegründet hat. Das Dorf ist in europäischer Weise angelegt und hat eine Kirche, deren Thurm über die umstehenden Bäume emporragt. Für Seefahrer, welche Monate lange auf dem Ocean umhergeschwommen waren, hatte das Glockengeläut etwas ungemein Anheimelndes. Das Land war mit Schnee bedeckt, aber die Heerden waren doch aus den Ställen getrieben worden und weideten Haidekraut ab.

Chile macht Anspruch auf den ganzen südlichen Theil Amerikas, welcher im Westen der großen Cordilleren liegt, auf Ostpatagonien, im Süden des Rio Negro, und auf den ganzen Archipelagus. Es bezeichnet dieses Gebiet als die Provinz Magallanes, und die Ansiedelung Punta Arenas ist die südlichste Ortschaft auf Erden. Der erste Versuch einer Niederlassung wurde 1843 an der Ostküste der Halbinsel Braunschweig gemacht, am Port Famine, wo 258 Jahre früher der Spanier Sarmiento die Anfänge einer Kolonie, San Felipe, begonnen hatte. Sie nahm aber einen eben so unglücklichen Ausgang, als jene chilenische, welche 1851 durch eine Soldatenmeuterei zu Grunde ging. Wir kommen darauf zurück. Im Jahre 1853 wurden dann nach Punta Arenas 153 Ansiedler geschickt. Die Lage war gut gewählt, denn die Ostseite der Halbinsel Braunschweig ist gut bewaldet und hat üppige Wiesen; das Dorf läßt sich leicht gegen die übrigens friedlichen Eingeborenen vertheidigen. Getreide und andere dem Klima angemessene Gewächse gedeihen. Punta Arenas wird später für die Schifffahrt als Erfrischungsplatz von Belang werden. Von 96 Schiffen, welche 1850 durch die Magellans-Straße segelten, legten 76 bei San Felipe an.

Punta Arenas liegt einige hundert Schritte vom Meeresgestade, zu welchem ein breiter, wohl unterhaltener Weg führt. Der chilenische Kommandant nahm die Fremden gastlich auf und schilderte sein allerdings sehr einförmiges Leben und Treiben in diesem sehr abgelegenen Flecke. Mit Chile stand er jährlich nur zweimal in unmittelbarer Verbindung; gebildeten Umgang gewährten ihm nur der Pfarrer und zwei Offiziere, denn die übrigen, etwa dritthalbhundert, Ansiedler waren Soldaten, Abenteurer oder Deportirte. Ackerbau wurde erst in sehr geringem Umfange getrieben, und Handelsverkehr war noch nicht vorhanden. Uebrigens ging Alles in größter Ruhe, die Patagonier benahmen sich friedlich und brachten Fleisch genug. Auch hatten die Ansiedler schon drei kleine Viehheerden. Branntwein darf den Wilden nicht verabfolgt werden. Punta Arenas ist schon deshalb eine wichtige Station, weil in der Umgegend reiche Kohlenlager vorhanden sind. Es kommt wohl eine Zeit, da es die Schiffer vorziehen, nicht mehr das stürmische Kap Hoorn zu umsegeln, sondern sich von Dampfern durch die Magallans-Straße schleppen zu lassen. Dann wird Punta Arenas von Bedeutung werden.

Die frühere chilenische Niederlassung zu Port Famine ist, wie wir schon oben sagten, in Folge einer Soldatenmeuterei zu Grunde gegangen. Der Gouverneur wurde ermordet, die Ver-

brecher bemächtigten sich aller Waffen und eines auf der Rhede liegenden Schiffes und fuhren nach der Insel Chiloe, wo sie alle ein klägliches Ende fanden.

Die Bewohner des Dorfes gaben an Rochas und dessen Begleiter Häute vom Jaguar, Kuguar, Guanaco und Strauß ab. Jene von dem letzteren (dem Naudu, patagonischen Strauß) werden als Teppiche benutzt und sehr geschätzt. Die Patagonier verstehen sich trefflich auf die Zubereitung der Guanacofelle und machen dieselben so weich, daß sie zu Mänteln dienen. Sie bilden die Hauptbekleidung jener Wilden. Die Hütten der Ansiedler waren ärmlich; Oefen oder Kamine fehlten, man behalf sich mit einem Kohlenbecken, Brasero.

Ein Trupp heransprengender Patagonier bildete eine interessante Erscheinung. Männer und Frauen ritten auf kleinen Kleppern, hatten statt des Sattels ein Fell, statt des Gebisses einen Lederzaum, und auch der Steigbügel war von Leder, in der Gestalt einer V, deren oberer Theil durch ein kleines Querholz auseinander gehalten wurde. Die Patagonier gingen barhaupt, hatten Guanacomäntel und trugen in der rechten Hand die bekannte Wurfschlinge (Lasso), welche sie ganz vortrefflich zu gebrauchen wissen. Er bildet ihre beste Waffe und ersetzt ihnen Pfeil und Bogen.

Die Pferde waren mit großen Stücken Guanacofleisches beladen; der Reiter hatte sie vor und hinter sich. Als er abstieg, betrachtete Rochas ihn genau. Der Patagonier war gleichsam ein ganz anderer Mensch geworden. Als er zu Pferde saß, erschien er wie ein Riese; nachdem er abgestiegen war, glich er anderen Leuten. Allerdings war er kräftig gebaut. Dieselbe Erscheinung wurde an den übrigen beobachtet. Der Rumpf ist nämlich im Vergleich zu den Beinen sehr stark entwickelt, und so kommt es, daß diese Leute anders aussehen wenn sie sitzen, als wenn sie stehen und gehen. Der oben erwähnte Mann war 1 Meter 65 Centimeter groß; die drei anwesenden Frauen waren sehr breitschulterig, aber von ganz gewöhnlicher Größe.

Spitzberge am Admiralitäts-Sunde.

Der Reisende möge weiter erzählen. Wir gingen wieder an

Bord, wo wir sofort aus dem Guanacofleische Coteletten verfertigten. Es versteht sich von selbst, daß sie, ganz abgesehen von ihrem Wohlgeschmack, ein wahrer Leckerbissen, eine rechte Erquickung für Leute waren, welche seit langer Zeit nur gesalzenes Fleisch gegessen hatten. Das Guanacofleisch hat Aehnlichkeit mit unserm Wildpret.

Wir fuhren nach Port Famine. An die Stelle der flachen, zumeist nackten Küste trat ein höheres, bewaldetes Gestade, das sich recht malerisch ausnahm. Im Hintergrunde erhoben sich schneebedeckte Berge, während der Strand grün war; das Feuerland erschien am fernen Horizont wie eine mit Schnee bedeckte Masse.

Bei Port Famine warfen wir Anker, als die Sonne dem Untergang nahe war. Sie senkte ihre letzten Strahlen auf die in Trümmern liegenden Häuser, die im Hintergrunde einer schönen, ungemein geräumigen Bay lagen. An dieser gründeten die Spanier 1581, also 61 Jahre nach Entdeckung der Magellans-Straße, die Niederlassung Ciudad Real del Felipe. Diese „Königsstadt" bestand aber nur aus Holzgebäuden, die zum Schutz mit Pfahlwerk umgeben waren. Sie gedieh nicht; Lebensmittel trafen nicht zu rechter Zeit ein, die Ansiedler starben aus Mangel, aus der Königsstadt wurde ein Hungerhafen, und die Patagonier jener Zeit waren streitbare Feinde. Nur wenige Kolonisten retteten sich nach dem La Plataſtrome, und 1598 bemühten sich spanische Fahrzeuge vergeblich, die Ruinen der Niederlassung zu finden. Jene, welche wir erblickten, waren Ueberbleibsel der chilenischen Kolonie, welche gleichfalls ein klägliches Ende nahm. Einige Häuser fand ich zur Hälfte verfallen, anderen fehlte nur das Dach, ein Kanonenlauf lag unter Gestrüpp neben einer halb verbrannten Lafette, und einiges Pfahlwerk stand auch noch. Aber kein lebendiges Wesen war zu erblicken. Port Famine hat eine vortreffliche Lage auf einer Halbinsel und könnte ohne Mühe in einen festen Platz verwandelt werden; für den Ackerbau wäre sie freilich nicht geeignet, wohl aber die Umgegend. Unweit der vormaligen Ortschaft mündet ein hübscher Fluß, der Sedger, welcher eine Menge schönen Bauholzes herabschwemmt. An den Ufern wächst üppig die antarktische Buche, ein schöner immergrüner Baum, der bis nahe an 100 Fuß hoch wird und manchmal anderthalb Ellen Durchmesser hat. Häufig ist auch der Winterrindenbaum; sein Wuchs nimmt sich zierlich aus, und seine gewürzige Rinde kann im Nothfalle die Cassia ersetzen. Er erreicht eine Höhe von 60 Fuß.

An dem Namen Hungerhafen darf man keinen Anstoß nehmen; er bezieht sich lediglich auf das unglückliche Schicksal der spanischen Ansiedler. Wild, Muscheln und Fische sind dort in großer Menge vorhanden, der Ankergrund ist vortrefflich und Holz ist in Menge dort. Punta Arenas liegt bei weitem nicht so günstig. Bei Port Famine hatten die Seefahrer King und Fitzroy, welche die Magellans-Straße ausnahmen, ihr Observatorium errichtet. Als sie abfuhren, nagelten sie einen Kasten an einen Baum und fügten die Inschrift: Post-Office hinzu, damit alle dort landenden Schiffer ihre Briefe niederlegen und die vorhandenen weiter befördern möchten. Dieses „Postamt" hat manchen guten Dienst gethan, denn vermittelst desselben ist manches Schreiben richtig nach Europa, China oder Nordamerika gelangt. Seitdem die Chilenen ihre Niederlassung haben, ist es überflüssig geworden.

Am 29. Juli steuerten wir nach der Bay St. Nicolas (welche am Südostende der Halbinsel Braunschweig liegt). Die Küste bot mit ihren äußerst mannichfaltig gestalteten Spitzbergen, Kuppeln und vielfachen Auszackungen, mit den Schneegefilden und immergrünen Wäldern einen ungemein malerischen Anblick dar. Der Pflanzenwuchs war sehr hübsch. Abends ankerten wir unter einem Berge, der in der That so steil wie eine Mauer empor stieg. Ein heftiger Wind peitschte von der Höhe Schnee und Graupeln herab; Bougainville hat jene Bucht als Franzosenbay bezeichnet. Er holte von dort Bauholz für eine Ansiedelung auf den Malwinen (Falklands-Inseln), welche sich jetzt im Besitze der Engländer befinden. Zwei kleine Inseln in der Bay tragen dazu bei, den Hafen sicher zu machen.

Am Abend hatten wir ein Feuer gesehen, am Morgen bemerkten wir abermals ein solches. Bald nachher kam ein Kahn auf uns zu. Einige Frauen ruderten, drei Männer lagen um ein Feuer, das auf einem Heerde von Sand in diesem aus Baumrinde verfertigten Schiffchen brannte. Als wir diesen Leuten Schiffsbrod entgegen hielten, stiegen die Männer an Bord, die Frauen blieben im Nachen und mußten zusehen, wie ihre Gebieter sich eine Güte thaten. Wir erbarmten uns jedoch der Weiber und warfen ihnen einige Stücke zu. Die eine war etwa 16 Jahre alt und recht hübsch; von den anderen kann man nur das Gegentheil sagen. Diese Leute gehörten zu den Pescheräs. Einer von den Wilden, welcher eine Art von Oberbefehl auszuüben schien, hatte sein Haar mit Kalk gebleicht und in zwei Stränge geflochten, und diese mit Bändern bewickelt. Seine Genossen vertauschten an unsere Matrosen Guanacofelle gegen allerlei Tand, abgetragene Hemden und zerrissene Jacken. In dieser neuen Tracht stolzirten die Wilden auf dem Verdeck umher. Einem steckte man eine Cigarre in den Mund, er warf sie aber fort, als er ein paar Züge gethan hatte; auch der Kaffee schmeckte diesen Pescheräs nicht. Wir hatten, wie der Leser sieht, mit sehr unwüchsigen Menschen zu thun. —

Auch weiter nordwestlich, am Smith-Kanal, welche der Königin Adelaide Archipel von dem zu Patagonien gehörenden König Wilhelm des Vierten Lande trennt, bei den Otter-Inseln, traf Rochas dann und wann Pescheräs, welche dort Fische fangen. Bei der Lewell-Bay am Kap Exmouth kam ein halbes Dutzend herangerudert; jeder Mensch hatte einen Hund bei sich. Bald nachher kamen drei Männer, ebenso viele Frauen, vier Kinder und fünf Hunde, alle zusammen in einem Nachen. Dieser war aus, offenbar von den Eingebornen selber gearbeiteten, Brettern gezimmert und wurde durch vier große Ruder fortbewegt, die aus zwei Stücken, einer Schaufel und einem Stiel, zusammengesetzt waren. Diese Leute müssen mit den englischen Robbenschlägern in Verbindung gestanden haben, denn sie riefen die Wörter Captain und Water.

Die ganze schwimmende Horde hatte sich um ein Feuer gekauert, das mitten im Kahn auf einer Unterlage von Kies brannte; die Hunde wurden zur Erwärmung der nackten Körpertheile benutzt. Es war in der Mitte des August, also in der Winterzeit, und diese armen Pescheräs hatten weiter keine Bekleidung, als ein Stück Guanacohaut über der Schulter; ein Kind, das erst einige Monate alt war, hing splitternackt an der Mutter.

Der Nachen legte beim Schiff an, und einer von den Männern sprudelte eine wahre Fluth von Wörtern aus seinem Mund hervor. Man hielt ihm Schiffsbrot entgegen; er nahm das nackte Kind vom Arme der Mutter und bot es den Seeleuten zum Verkauf oder Tausch an! Als er keinen Abnehmer für solche Waare fand, hörte der Strom seiner Rede auf und er kam an Bord, um sich das Schiffsbrot zu holen. Bald nachher folgten ihm die beiden anderen Männer, aber Frauen und Kinder blieben im Nachen.

Diese Pescheräs führen ein armseliges Leben und doch sahen sie erträglich gut aus. Zwar muskelkräftig erschienen sie nicht, waren aber recht vierschrötig, wohlbeleibt, hatten einen dicken Kopf und Wuchs von Mittelgröße (1 Meter 65 bis 75 Centimeter). Die Haut ist braun, das Haar schwarz, platt und straff, der Bart äußerst spärlich, die Nase platt, das Auge klein und schwarz, die Jochbeine ragten weit hervor, die Stirn ist niedrig und tritt etwas zurück, der Mund ist klein, und die ganze Physiognomie zeugt durchaus nicht von Intelligenz.

Rochas fand es auffallend, daß die Haut, so weit sie mit einem Thierfelle bedeckt war, eine dunklere Färbung zeigte als das dem Wind und Wetter ausgesetzte Gesicht; er hatte aber keine Zeit, zu untersuchen, ob dieses dunklere Braun nicht eine Folge der großen Unreinlichkeit dieser Leute sei. Die Frauen fand er ungleich hübscher als die Männer, viel weniger plump gebaut und

DIE MAGELLAN-STRASSE

nach King u. Fitz-Roy

im

Maafsstab wie 1:1,900,000

Deutsche geogr. Meilen 0 1 2 3 4 5 6

Kilometer 0 10 20 30 40 50 60

PATAGONIEN

FEUERLAND (TIERRA DEL FUEGO)

ATLANTISCHER OCEAN

PACIFISCHER OCEAN

KÖNIGIN ADELAÏDE ARCHIPEL

KÖNIG WILHELM IV LAND

CROSS PENINSULA

DESOLATION

CLARENCE I.

HALBINSEL BRUNSWICK

DAWSON I.

Magellan Strasse

Otway Water

Skyring Water

Rous Country

Ponsonby Land

Gregory Bge.

Pinto Bge.

Dynevor Castle

Peckett Hafen

Oazy Hafen

Possession bay

Dinero B.

Jungfrauen C. (C. des Vierges)

C. Orange

C. Catharine

Lomas B.

Heil. Geist Sp.

C. Nombre

Pte Arenas

Punta Arena

Gente Grande B.

Laredo B.

Brecknock Gb.

Flaches u. morastisches Land

Mt Tarn

Mt Graves

Mt Sarmiento 6532 Par. F.

Pic Nose

Admiralitäts Sund

Sherrard B.

Wirkham H.

Whitshed B.

Skekes Bai

Wilham Pt

Charles I.

Cavelanio I.

Barbara Channel

Goldburn I.

Adelaide Pass

Mt Skyring

Mt Burney

Mt Aymond

Mt Darwin

Mt Valentin

Port Famin

Elisabeth B.

Ulloa Hb. I.

Hb. I. Breecknock

Deep Water Sound

Inchcape Sd

Barker B.

Sarmiento

Abra

Riee Drevor Pt

Beaufort B.

Tamar I.

C. Tamar

C. Pilares

Sund

Glacier (Eis) Sund

Remuard I.

Rennell I.

Queen I.

Dundas I.

Otway Bai

Childs Inlet

Evans I.

C. Tate

C. Inman

I. Landfall

C. Parker

Pic Shoulder

Providence

Upright

Medao B.

Week Pt

C. Sunday

Golf v. Xaultegna

Otway Water

I. Inglefield

C. Camden

C. One

C. Charles

Pte Hall

Pte George

Pte Brenner

Fitzroy Canal

Pte Delgada

Pte Barranca

Pte S. Isidro

S. Philippe B.

S. Magdalena I.

Lee B.

Cauchi B.

Pte S. Marie

Freshwater B.

Pic Batchelor

Pt Galland

Pt S. Michel

Wood B.

C. Froward

Zuchebrod Sp.

Presq. Greenough

Narrisan I.

Cockburn Canal

Kempe I.

Noire I.

Pearl I.

Mackill Pt

Mt Cross

Schneeiger Cap

Schnee Sund

Sarmiento

Layaparda

Lost Beach

Crooker I.

Frenchs Canal

Pic Batchelor

Pte Bonnet

Pte Anne

Pte Shoulder

Pte Anne

Pte Providence

Pte Upright

Pte Week

Pte Medao

Pte Sarmiento

Pte Abra

Pte Riee Drevor

Pte Beaufort

Pte Tamar

Pte Pilares

Pte Parker

Pte Inman

Pte Landfall

Pte Tate

Pte Evans

Pte Childs

Pte Otway

Pte Remuard

Pte Sund

Pte Glacier

Pte Rennell

Pte Queen

Pte Dundas

Pte Inglefield

Pte Camden

Pte One

Pte Charles

Pte Hall

Pte George

Pte Bonnet

Pte Fitzroy

Pte Delgada

Pte Barranca

Pte S. Isidro

Pte S. Philippe

Pte Lee

Pte Cauchi

Pte Gente Grande

Pte Laredo

Pte S. Magdalena

Pte Freshwater

Pte S. Marie

Pte Batchelor

Pte Galland

Pte S. Michel

Pte Froward

Pte Nicolas

Pte Wood

Pte Presq. Greenough

Pte Zuchebrod

Pte Narrisan

Pte Cockburn

Pte Kempe

Pte Noire

Pte Pearl

Pte Mackill

Pte Cross

Pte Schneeiger Cap

Pte Schnee Sund

Pte Sarmiento

Pte Layaparda

Pte Lost Beach

Pte Crooker

Pte Frenchs Canal

Pte Ulloa

Pte Elisabeth

Pte Deep Water Sound

Pte Inchcape Sd

Pte Barker

Pte Wilham

Pte Charles

Pte Cavelanio

Pte Barbara Channel

Pte Goldburn

Pte Adelaide Pass

Pte Mt Skyring

Pte Mt Burney

Pte Mt Aymond

Pte Mt Darwin

Pte Mt Valentin

Pte Port Famin

Pte Mt Tarn

Pte Mt Graves

Pte Pic Nose

Pte Admiralitäts Sund

Pte Sherrard B.

Pte Wirkham H.

Pte Whitshed B.

Pte Skekes Bai

Pte Wilham Pt

Pte Charles I.

Pte Cavelanio I.

Pte Barbara Channel

Pte Goldburn I.

Pte Adelaide Pass

Pte Mackill Pt

Pte Mt Cross

Pte Schneeiger Cap

Pte Schnee Sund

Pte Sarmiento

Pte Layaparda

Pte Lost Beach

Pte Crooker I.

Pte Frenchs Canal

Pte Ulloa Hb. I.

Pte Elisabeth B.

Pte Deep Water Sound

Pte Inchcape Sd

Pte Barker B.

in den Gesichtszügen lag etwas Schmachtendes, das ihnen recht hübsch stand. „Nach meinem Geschmack sind diese Pescheräfrauen gar nicht so übel; sie ließen sich Brot und Schiffszwieback recht wohl schmecken, wurden heiter und ließen sich mit unseren Matrosen in allerlei Vertraulichkeiten ein. Der Mann, welcher so eine Art von Häuptling zu sein schien, suchte seine Würde möglichst zu bewahren, wir bemerkten aber wohl, wie sehr die im Schiff umherliegenden Hemden, Jacken, Beinkleider und Schuhe ihm in die Augen stachen.“ Als man einem Pescherä einen Spiegel vorhielt, war sein Erstaunen ohne Maß. Er drückte seine Nase dicht an das Glas und wollte die Gestalt umarmen, wandte den Kopf bald links bald rechts und konnte gar nicht wieder zu sich selbst kommen. Als er dann den Spiegel in seine Hände nahm, beschaute er ihn genau erst auf der Vorderseite, dann auf der Rückseite. Neues Erstaunen darüber, daß er dort nichts sah! Aber er that einen Griff, als wollte er die, wie er meinte, hinter dem Spiegel stehende Gestalt packen. Nach einiger Zeit fing er an jubelnd zu schreien und tanzte wie ein Besessener.

Ein Matrose wollte gern wissen, ob diese Wilden einen Begriff vom höchsten Wesen hätten, kniete nieder und zeigte gen Himmel. Die Wilden machten gleichfalls eine Bewegung; der Eine wies auch nach dem Himmel hin und stimmte eine Art von Gesang an, welcher sich ganz erträglich anhören ließ. Vielleicht glauben die Pescheräs an Geister.

Die Frauen trugen Halsbänder von Muscheln und Knochenstückchen, die bearbeitet waren. In dem Nachen fanden die Schiffer zwei Lanzen. Die eine bestand aus Knochen, war an den Seiten der Spitze eingezackt und diese an einem etwa sechs Fuß langen Stabe befestigt; die andere hatte eine glatte Spitze. Mit dieser Waffe erlegt der Pescherä die Seehunde.

Rochas ist der Ansicht, daß die Lebensweise dieser Wilden nicht viel höher stehe, als jene der Orang Utan's oder der Biber. Sie leben nicht einmal stamm- oder hordenweis, sondern nur in Familien. „Ich habe viele Wilde und auch Menschenfresser gesehen, bin auf Inseln gewesen, die früher kein weißer Mensch betreten hatte; aber so armselige, unwissende und plumpe Geschöpfe sind mir doch nirgends vorgekommen. Aber sie haben wenigstens den einen Vorzug, daß sie sich mit dem Fleische von Thieren begnügen und nicht ihre Nebenmenschen verzehren.“

„Sie sind nicht so groß und weniger muskelstark als die Patagonier, aber ihre Farbe ist brauner. Uebrigens haben sie genau dasselbe Haar, dieselbe Gestalt des Kopfes, aber stärker hervorstehende Jochbeine und plattere Nase. Die Gestalt der beiden Geschlechter ist nicht so sehr von einander verschieden wie bei uns Europäern. Patagonier und Pescheräs, zwei anthropologische Varietäten, haben in vieler Hinsicht Uebereinstimmendes und gehören offenbar zu einerlei Stamm, obwohl sie jetzt entschieden von einander getrennt sind.“

Scherz und Spott in der geographischen Sprache der Völker.

Es liegt im Wesen des Menschen, daß er sich in seinen individuellen Verhältnissen gern Anderen überlegen fühlt, und so lange er an Mangelhaftigkeit der Bildung und des Charakters leidet, wird er geneigt sein, statt wahren Stolz zu haben, Andere herabzusetzen und sich über sie zu erheben. Das ist kennzeichnend für Einzelne und Gesammtheiten, für Städte und Länder. Man deckt gegenseitig Fehler und Blößen auf, häuselt sich, zieht sich auf. So entstanden die geographischen Spitznamen schon in den Tagen des Alterthums.

Ueber dieselben hat ein sehr gründlicher Gelehrter, Georg Ludwig Kriegk in Frankfurt, schon vor länger als zwanzig Jahren eine Abhandlung geschrieben. Sie steht in dessen „Schriften zur allgemeinen Erdkunde“, Leipzig 1840, einem Buche, das wir in jeder Beziehung rühmen können. Leider ist dasselbe wenig bekannt geworden, vielleicht auch deshalb, weil es mit lateinischen Lettern gedruckt ist, welche ein sehr großer Theil des Lesepublikums (wir glauben mit Recht und theilen diese Abneigung) durchaus nicht liebt. Uns macht es Vergnügen, auf Kriegk's Werk aufmerksam zu machen und aus dessen reichem Schatze Manches auszugsweise hervorzuheben.

Die volksthümlichen Spöttereien nehmen zumeist geistige Unbeholfenheit und Beschränktheit zum Gegenstande, namentlich wenn diese ihren Grund in einem Nachstehen an Bildung, in gutmüthiger Offenheit und geringer Gewandtheit des praktischen Verstandes oder in der Sprache haben. Der Spötter theilt sich selber die Rolle des Scharfsinnigen oder Ueberlegenen zu, des Feinen gegenüber dem Plumpen, und des Erfahrenen. Er erzählt, daß man an dem oder jenem Orte ein Regendach über eine Sonnenuhr gebaut habe, um diese gegen Wind und Wetter zu schützen; oder daß man am Abend vor einem Festtage das für diesen bestimmte Feuerwerk abgebrannt habe, um dasselbe zu probiren. Man habe den blauen Montag auf den Sonntag und diesen auf den Sonnabend verlegt; man habe zum Andenken an den harten Winter eine Inschrift in das Eis des Flusses eingegraben, oder die Thore der Stadt vermehrt, um die Accise einträglicher zu machen.

Manche Spöttereien haben Bezug auf bestimmte Vorfälle der Vergangenheit, deren Einzelnheiten manchmal schon längst in Vergessenheit geriethen. So zieht man manche deutsche Ortschaften mit dem Kuckuck auf. Im alten Griechenlande neckte man vorzugsweise die Böoter, welchen die allerdings feineren Athener rohe Schwelgerei und Plumpheit vorwarfen. Unter den Völkerstämmen des neuern Europa verschreit man als unbeholfen oder derb in Italien die Lombarden, die Gascogner in Frankreich, die Magyaren in Oesterreich, die Oesterreicher selbst, die Schwaben und Pommern. Das Alterthum goß allerlei Spöttereien aus vorzugsweise über Abdera, über Kyme in Aetolien und Haliartus in Böotien; in der Levante spottet man heute über Sivri Hissar in Kleinasien. Wir nennen ferner: Mecheln in Belgien, Buxtehude bei Hamburg, Büsum in Holstein, das weltberühmte Schilda in der preußischen Provinz Sachsen, Teterow in Mecklenburg, Schöppenstedt im Braunschweigischen, Polkwitz in Schlesien, Iglau in Mähren, Eipeldau bei Wien, Bruck in Steyermark, Weilheim in Oberbayern, Dinkelsbühl in Franken, Gauslosen bei Geißlingen und Tripstrill bei Heilbronn in Schwaben, Griesheim bei Darmstadt und Schwarzenborn in Kurhessen.

Bei den Spitznamen spielt der Gegensatz der Kultur eine große Rolle; aber er ist sehr mannichfaltig in dem Maaß und der Abstufung des mit ihm verbundenen Hasses oder Stolzes und auch durch die ethnographische Bedeutung der Wörter. Diese sind durchgängig von Verachtung und Ueberhebung ausgegangen und drücken eine tiefere Art von Spott aus. So bei den alten Juden der Name Gojim, d. h. Völker, womit man alle Nichtisraeliten bezeichnete; so nannten die Christen alle nicht zu ihnen Gehörenden: gentiles, Heiden. So bezeichnet das griechische Barbar einen Nichtgriechen und auch die Hindu hatten die Bezeichnung: Yavanna

und Mletscha, um einen ethnischen Gegensatz anzudeuten. Auch die Römer stellten sich und den Griechen alle anderen Völker als Barbaren gegenüber. Bei den Chinesen kommt das Wort Tatse, Tatar, als collektives Schimpf- und Verachtungswort vor; viele Ausdrücke, welche ursprünglich weiter nichts als fremd bedeuteten, erhielten im Fortgange der Zeit den Mitbegriff des Hasses und der Verachtung. So bekam zu Anfang des Mittelalters der Name Hunnen in Europa eine collektive Bedeutung, indem er auf rohe asiatische Horden überhaupt angewandt wurde. Später trat eben so der Name Tatar auf, den man gar mit dem Tartarus in Verbindung brachte. Man übertrug ihn dann auch in Niederdeutschland und Skandinavien auf die Zigeuner und sagt noch heute von einem Menschen mit gebräunter Hautfarbe, z. B. im Braunschweigischen: „er ist gelb wie eine Tatere." Hunne und Tatar wurden im Mittelalter ähnlich gebraucht wie im Alterthum Barbar, und nebenher ging in den letztverflossenen drei Jahrhunderten der Ausdruck Türke, der dann auch in allerlei Spottreden überging, z. B. wendische Türkei für eine Sandgegend in der Lausitz und Kümmel-Türkei für die Umgegend von Halle, weil dort viel Kümmel gebaut wird. In der Studentensprache ist Kümmeltürke jeder Student, dessen Eltern in der Nähe der Universitätsstadt wohnen.

In Arabien und anderen Ländern mit arabisch redenden Einwohnern vertritt das Wort Adschem, d. h. Fremder, oft in gehässigem Sinne, die Stelle des Ausdrucks Barbar. So in Persien die Landschaft Irak Adschemi. Im hinterindischen Archipel stellt man die Nichtmalayen als Ungläubige den mohammedanischen Malayen entgegen. Bei den Aschantis an der Westküste von Afrika heißen die roheren Grenzvölker mit einem Appellativnamen Donko's, Barbaren*); bei den Spaniern und anderen Südeuropäern hatten im Mittelalter die Mauren und Saracenen eine ähnliche Bedeutung, doch so, daß religiöser Haß dabei eine Rolle spielte. Der Mohammedaner bezeichnet die Nichtgläubigen als Gjaur oder Kafir; diese Wörter haben einen verächtlichen Nebensinn, wie bei uns Heide. Seit der Entdeckung Amerikas spielt das Wort Wilder die Rolle des Wortes Barbar.

Die Extreme der Kultur bezeichnete man lange Zeit so, daß man den äußersten Norden und Süden unserer Halbkugel einander gegenüber stellte, z. B. bei den Griechen Hyperboräer und Aethiopen, späterhin Skythen und Aethiopen. Man wollte damit die äußersten Nord- und Süd-Menschen überhaupt, nicht etwa genau bestimmte Völker bezeichnen. Im Mittelalter stellte man Norden und Mohrenland in ähnlicher Weise einander gegenüber.

Die Anwendung von Völkernamen im Sinne des Spottes, des Hasses oder der Verachtung hat ihren Grund in einem frühern oder noch vorhandenen Nationalhaß, der aus gegenseitiger Fremdartigkeit des Wesens oder aus wirklicher Feindschaft hervorging, oder in Nationalüberhebung, welche in stolzem Selbstgefühl das Fremde verachtet, oder in Eigenthümlichkeiten und Charakterzügen eines Volkes, welche als gehässig, tadelnswerth oder lächerlich erscheinen, oder auch blos im Humor und Scherz. So ist in vielen Theilen das Wort Polack ein Schimpfname; der Franzose hat allerlei Phrasen über den Allemand, und wird haben dergleichen über die Franzosen; der fratzenhaft eitle Däne gebraucht Tysker, Deutscher, als Scheltwort. Iran und Turan sind gegenseitige Ausdrücke des Hasses und Spottes. Bei den Osmanen ist Türke ein Schimpfwort, Walache, in der kirchlich religiösen Bedeutung, ein Spitzname bei den ungarischen Katholiken. Vandalen und Vandalisch ist der ganzen Welt in demselben Sinne sprichwörtlich wie Yorkshire Men in England. Jude hat die Nebenbedeutung eines tadelnden Begriffswortes. Abgekommene Sitten und Moden bezeichnen wir als altfränkisch; in Südamerika ist Gothe ein Spitzname der Spanier. Man nennt die Anwohner der Mosel, im Gegensatze zu den Leuten auf der Eifel, scherzhaft Muselmänner. Der Italiener nennt den Lombarden einen Barbaren, andere Völker sprechen von deutschen Bären; man spricht von punischer Treue, französischem Leichtsinn, spanischer Grandezza, italienischem Fuchs. Grobe Leute bezeichnet man als Sachsenhänser, Fichtelberger, in Prag als Podsšal; man sagt: grob wie ein odenwälder Bauer oder wie ein Pommer.

In Oberitalien spricht man vom anconischen Esel; die Bewohner der Freigrafschaft heißen, wegen der Salinen im Lande, Salzburgunder, und jene in der Landschaft Berry Montons, Schöpse. Der Niederrheiner spricht etwas verächtlich vom Uffer-länder, Oberländer. Aber der slawische Name für die Deutschen, Niemze, ist nicht, wie Kriegk mit Mendelssohn (im Germanischen Europa) meint, ein Spitzname gewesen, sondern er bedeutet überhaupt nur Fremde, deren Sprache man nicht versteht, also genau dasselbe wie unser Wälsch. Deswegen sollte man schreiben walfahren, in die Fremde ziehen, Walnuß, fremde Nuß.

Manche Spott- und Verachtungsnamen haben im Fortgange der Zeit ihren Hauptcharakter verloren und werden nur als bloße Eigennamen gebraucht. So z. B. Eskimo, rohes Fleisch essend; Samojeden, die einander selbst essen; Diebesindianer in Nordamerika, Ladronen, (Diebe) Bewohner der Marianeninseln. Viele Spitznamen beziehen sich auf körperliche Eigenthümlichkeiten und Kleider; so reden die Chinesen von rothhaarigen Barbaren (so heißen auch die Russen bei den Persern), von Füchsen, und meinen damit die Europäer; die Tibbus in der Sahara (Vögel, so genannt wegen ihrer Schnelligkeit); Rothrock für Engländer Wir nennen den Holländer Mynheer, er nennt uns Muff.

Nationalspeisen müssen häufig herhalten. Der Tyroler nennt den Bayer eine Dampfnudel; der Engländer, welchen man auf dem Continent häufig als Mr. Beefsteak bezeichnet, schilt den Bewohner der schottischen Hochlande einen Haferfresser; die Florentiner sind Bohnenfresser (Mangia facinoli); der Franzose heißt Jean Crapaud, d. h. Froschesser. Für die Bewohner von Mecheln hatte man früher den Ausdruck Jan Polit, wegen einer Art von Höflichkeit, die man eigenthümlich fand.

Hauptbeschäftigungen eines Volkes oder die Eigenthümlichkeiten im Ackerbau und Gewerbe geben Anlaß zu spöttischen Ausdrücken. Die Schweizer wurden von den österreichischen Rittern Kuhhirten genannt; eine Gegend in Nassau, wo viele Steinkrüge gebrannt werden, heißt das Kannebäcker-Land; das Hanauische wegen des starken Anbaues von Möhren, das Gelbe-Rübenland; der Mainzer bezeichnet die Gegend um Darmstadt als das Zwiebelland. Die Oesterreicher werden wegen ihres Hanges zum Wohlleben und guten Essen als Fläschelträger und Paschalen aufgezogen. In Hamburg nennt man die Dänen Schnkkelmeier, Schmuggler.

Nach der Landesbeschaffenheit benannte man das arme und wenig fruchtbare Eichsfeld das Hungerfeld; die Mark Brandenburg, „des heiligen römischen Reiches Erzstreusandbüchse", wo man ärmlicher sich nährte als in Oberdeutschland, das Hungerland. Die Sandwüste an der östlichen Küste von Patagonien heißt Teufelsland. Bewohner sandiger Strecken, z. B. bei Darmstadt, heißen Sandhasen, die Holländer Wasserratten.

Auch politische und Verwaltungsverhältnisse geben Anlaß. Die bayerischen Gegenden am Fuße der Alpen mit ihren vielen Stiften und Klöstern bilden den Pfaffenwinkel; unser Kaiser Max der Erste nannte den Rhein, der vielen geistlichen Staaten wegen, die Pfaffenstraße; Joseph der Zweite bezeichnete Slawonien als Franziskanerland. Mecklenburg hieß, wegen des stets mit einander in Händeln lebenden Adels, das Streitländchen; die

*) Aehnliches kommt in Südwestafrika bei den Kimbunda-Völkern vor. „Sie nennen alle östlich, jenseits des Koanza wohnenden Völker Ganguella. Dies ist ein Spottname, womit deren wildes und dummes Wesen bezeichnet werden soll." L. Magyar, Reisen in Südafrika. Pesth und Leipzig 1859, S. 259. A.

Gegend auf der westlichen Grenze von Schottland und England Haderland.

Die Bürger von Alzei in Rheinhessen, das eine Geige im Wappen führt und von wo Volker, der Fiedler im Nibelungenliede, stammte, werden Fiedler gescholten.

Ziegenhain in Kurhessen heißt der Backofen, weil der Ort nur einen einzigen Eingang hat. Weshalb man die Hessen blind und die Schlesier Eselsfresser heißen, bleibt noch zu ermitteln. Der Volkswitz sagt, die Schlesier hätten früher nie einen Esel gesehen. Als ihnen nun einmal einer zu Krossen aufstieß, hielten sie ihn für einen großen Hasen und schossen ihn. Dann wurde er zu Zobten gebraten und in Breslau verzehrt. Manche Ausdrücke, die anfangs aus Spott gegeben wurden, sind von den Bespöttelten selber angenommen worden: so Yankee von den nördlichen Staaten der nordamerikanischen Union; Gensen, Bettler, von den Niederländern während des Unabhängigkeitskrieges; Kosack, Landstreicher.

Der bei einem Volke häufig gebräuchliche Vorname spielt eine Rolle; so John Bull für Engländer, Juan Español, Patrick für Irländer (Paddy), Sanders, Alexander, für Schotte, der deutsche Michel, Jean Baptiste, (der französische Canadier), der bayerische Hänsel.

Lieblingsspeisen: Hanswurst, Pickelhäring, Jean Potage, Jack Pudding, Macaroni.

Erdkundliche und ethnische Verhältnisse werden leicht sprichwörtlich und sind nicht ohne Bedeutung für die historische Geographie. Diese Sprichwörter bezeichnen vorwaltende moralische Eigenschaften, Charakter und Gemüthsstimmung eines Volkes. So sagt man: auf gut deutsch, deutsch reden und handeln, um Geradheit, Wahrheits- und Freiheitsliebe zu bezeichnen. Um Empfindlichkeit über geringfügige Gegenstände anzudeuten, sagt der Franzose faire querelle d'Allemand; er sagt auch boire comme un Allemand oder comme un Suisse. Das Zechen spielt bei uns eine Rolle; man sagt: trinken wie ein Pfälzer; ein pommerscher Trunk. Sehr richtig ist:

Sachs, Bayer, Schwab und Frank,
Lieben allesammt den Trank.

Die übertriebene Höflichkeit und die oft lästige Redensarten-Freundlichkeit im Gebiete der alten Markgrafschaft Meißen, überhaupt für einen Theil des heutigen Königreichs Sachsen, dessen Bewohnern man Falschheit nachsagt, wird durch das Sprichwort: Meißner, Gleißner angedeutet.

Man sagt ferner: Deutscher Fleiß, deutsches Phlegma; und in Amerika: ein Deutscher wird reich, wo ein Yankee verhungert.

Ein slawisches Sprichwort lautet: Wie ein Magyar arbeiten.

Wo Hessen und Holländer verderben, wer wollte da Nahrung erwerben? — Schwaben und bös Geld führt der Teufel in alle Welt. —

Die Spanier drücken sich oft in pomphaften Redensarten aus; man sagt ihnen in Frankreich nach, sie seien Prahler und Großthuer. Daher für: Luftschlösser bauen, bâtir des châteaux en Espagne. —

Er ist falsch wie Einer aus der Normandie.

Der Deutsche vertrinkt seinen Kummer, der Franzose versingt ihn, der Spanier verweint ihn, der Engländer verlacht ihn (— oder erhängt sich —), der Italiener verschläft ihn.

Man sieht eben so selten ein grünes Pferd, wie einen ernsten Scioten, sagt ein neugriechisches Sprichwort.

Speierer Wind, Heidelberger Kind, Hessenblut, thun selten gut. Man deutet damit auf das leichte Blut der Pfälzer und das aufbrausende Wesen der Hessen.

Berliner Kind, Spandauer Wind, Charlottenburger Pferd, Sind den Teufel nichts werth.

Westphalus est sine pi, sine pu, sine con, sine veri, nämlich ohne pietate, Frömmigkeit, pudore, Scham, conscientia, Gewissen, veritate, Wahrheit. Das war aber ein Mönchswitz. — Durchgehen wie ein Holländer, von der Tapferkeit, welche diese in ihren Unabhängigkeitskriegen zeigten. — Frisia non cantat, drückt das Unpoetische, das Sang- und Klanglose jenes Küstenstammes aus.

Roma la santa, ma popolo cattivo. — Neapel ist ein Paradies, aber von Teufeln bewohnt. —

In Italien sagten ehemals die Gelehrten: Insulari sunt pessimi et inter insulanos Siculi, et inter Siculos Messinenses, et inter Messinenses in platea longa, et in platea longa in rubro leone.

Das Sprichwort bemächtigt sich sehr gern physischer Verhältnisse. — Ungarn ist der Kirchhof der Deutschen, wegen des ungesunden Klimas, namentlich in der Gegend von Eszeg und Peterwardein. Das Wort stammt aus den Zeiten der Türkenkriege.

Zu Hochheim am Main, zu Würzburg am Stein, zu Bacharach am Rhein (das früher bedeutenden Weinhandel trieb) wachsen die besten Wein.

Vinum Mosellanum, fuit omni tempore sanum. Vinum rhenense, decus est et gloria mensae.

Neckarwein Schleckerwein; Frankenwein, Krankenwein; Rheinwein mein Wein.

Hätte die Pfalz Wiesen und Holz, wär' sie aller Männer Stolz.

Das Land zu Hessen hat rauhe Berg' und nichts zu essen; große Krüge und sauern Wein, wer möcht' im Land zu Hessen sein? Wenn die Schlehen und Holzäpfel mißrathen, haben sie nichts zu sieden und zu braten.

Das Herzogthum Bremen (zwischen Unterweser und Elbe, Marsch und Geest) gleicht einem abgeschabten Mantel mit fruchtbarer Verbrämung.

Holstein ist ein wollener Mantel mit Sammet eingefaßt.

Siwi ist der heißeste Punkt in Afghanistan. Deshalb sagt man im Lande: Warum schuf Gott die Hölle, da er doch Siwi hatte?

Spanien wird am jüngsten Tage zuletzt von den Flammen ergriffen, weil es so wenig Brennholz hat.

Wäre Frankreich ein Ei, so wäre Saintonge das Dotter.

In Griechenland nannte man einen Dummkopf: arkadisches Vieh.

Englands Schafe tragen goldene Wolle.

In Valencia ist das Fleisch Kraut und das Kraut Wasser, die Männer sind Weiber und die Weiber gar nichts.

Venediger Macht, Augsburger Pracht, Nürnberger Witz, Straßburger Geschütz und Ulmer Geld, sind berühmt in aller Welt.

Schlecht Logiment und lange Meil', Schlimm Bier und Schweinekeul', giebt's allenthalben in Westphalen.

Marseille ist ein Himmel für die Frauen, ein Fegefeuer für die Männer und eine Hölle für die Esel. Das bezieht sich auf das leichtfertige Leben der ersteren, die Handels- und Seegeschäfte der anderen und das Lasttragen der Thiere.

Wer nach Rom geht, hat dreierlei nöthig: nämlich Tempo, Testa und Testone, Zeit, Verstand und Geld.

Genua. Dort ist das Meer ohne Fische, das Gebirg ohne Holz, die Männer sind ohne Treu und Glauben und die Weiber ohne Zucht. (Mare senza pesce, monte senza legno, gente senza fede, donne senza vergogna.)

Polen ist der Bauern Hölle, der Juden Paradies, der Bürger Fegefeuer, der Edelleute und der Fremden Goldgrube.

Geistige Anlagen und Charakter. Der Schwabe wird erst im vierzigsten Jahre klug; „Schwabenalter" ist ein Scherz, welcher der schwäbischen Gemüthlichkeit seine Entstehung verdankt.

Bon sens allemand, schlichter, kerniger gesunder Menschenverstand.

Oesterreich und bayrisch Blut, thun in einem Topf nicht gut. Bezieht sich auf frühere politische Händel und Kriege.

In ganz Italien ißt man nur gut in Mailand. — Wenn die Winden in Krain und Steyermark zu Markte gehen, schälen sie das Obst; auf dem Rückwege lesen sie die Schalen auf, um sie zu verzehren.

Wohlhabenheit und Handelsgröße. Wer kann wider Gott und Groß-Nowgorod? Nürnberger Tand geht durch alle Land. — Wer Italien in Flor bringen will, muß Mailand zerstören. —

Polnischer Reichstag. — Hildburghäuser Gebot geht bis Roth (eine halbe Stunde weit), da hat's eine Krümm, da kehrt's üm.

Die Nürnberger hängen Keinen, sie haben ihn denn zuvor. — Wer will stehlen und nicht hangen, der lasse sich zu Köln fangen. Dort war unter geistlicher Herrschaft schlaffe Rechtspflege.

Einzelne Redensarten deuten auf erweiterte Erdkenntniß. So: a Gadibus usque ad Gangem. — Wärst Du, wo der Pfeffer wächst.

Mit manchen Sprichwörtern will man die Trefflichkeit eines Ortes oder einer Gegend bezeichnen. So z. B.: Es giebt nur ein Frankfurt, Wien, Dresden ꝛc. — Die Spanier sagen von Sevilla und Granada, die Portugiesen von Lissabon, wer diese Städte nicht gesehen habe, der habe Nichts gesehen. — Im siebenzehnten Jahrhundert sagte man: Wenn Frankfurt mein wäre, wollte ich es in Metz verzehren. — Von einem Thal im Salzburgischen heißt es: Wenn Einer vom Himmel fällt, muß er in das Dintner-Thal fallen. — Sieh Neapel und stirb! — Oft, Nord, Süd, West, Bremen best. — Wo Madrid ist, schweige die Welt! — Wenn Gott auf Erden lebte, würde er in Bezières wohnen. — Die Niederlande sind das Juwel von Europa und Holland ist in demselben der beste Stein.

Die Bewohner der nikobarischen Inseln.

Im östlichen Theile des bengalischen Meerbusens, südlich von 15° N. Br., erheben sich zwei Eilandfluren, die Andamanen und die Nikobaren. Wir haben in früheren Nummern die Bewohner der ersteren geschildert; sie haben schwarze Haut und ähneln den Papuas (Nr. 6). Dagegen sind die Leute auf den nikobarischen Inseln braun oder vielmehr bronzefarbig und werden zu der sogenannten malayischen Menschenrace gerechnet.

Der Archipelagus besteht aus 7 größeren und 11 kleineren Inseln. Im vorigen Jahrhundert haben nach einander Franzosen 1711, Dänen 1770 und Oesterreicher 1778 Versuche gemacht, auf demselben Niederlassungen zu gründen; sie sind aber allemal des höchst ungesunden Klimas wegen wieder aufgegeben worden. Doch betrachten sich die Dänen als Herren der Gruppe, welche sie als Friedrichsinseln bezeichnen. Wir finden in Steen Bille's Bericht über die Reise der Corvette Galathea um die Welt in den Jahren 1845 bis 1847 (Kopenhagen und Leipzig 1852. 2 Bde.) eine sehr eingehende Schilderung. Dieselbe wird ergänzt durch die Mittheilungen Karl Scherzer's, welcher mit der österreichischen Fregatte Novara fuhr; dieses Schiff verweilte einen ganzen Monat bei den Nikobaren.

Steen Bille hebt hervor, daß die Wohnungen der Insulaner mit wenigen Ausnahmen am Strande liegen, manchmal sogar theilweis im Wasser, nahe am Walde. Selten besteht ein Dorf aus mehr als sieben bis acht Hütten, die fast immer rund und bienenkorbartig, selten viereckig sind; sie stehen auf zwölf bis achtzehn Pfählen, deren jeder etwa acht Fuß Höhe hat. Eine solche Bauart ist zweckmäßig, denn dieser offene Raum gestattet der Luft freien Zutritt, hält die Feuchtigkeit des Bodens von der eigentlichen Wohnung ab und schützt dieselbe gegen das Gewürm des Waldes. Der Fußboden der Hütte ist von Bambus oder Brettern; durch die Zwischenräume dringt etwas Licht hinauf; doch findet man dann und wann auch eine Oeffnung im Dache. Dieses besteht aus einem vollständigen Sparrwerk von Rotang, das mit den Blättern der Atap-Palme oder des Pandanus bedeckt wird. Den Eingang zu einem solchen Hause bildet eine Luke im Fußboden, zu welcher eine Bambusleiter hinaufführt, oder auch wohl nur ein Baumstamm, in welchen man Stufen gehauen hat. Eine solche Oeffnung versieht zugleich die Dienste eines Fensters und Schornsteins. Freilich bleibt der Rauch vom Heerde, welcher aus mit Sand bedeckten Steinen besteht, in der Hütte, aber das ist in jenem Klima eine Nothwendigkeit; denn er macht die Wald- und Sumpfmiasmen weniger schädlich, und bei dem spärlich einfallenden Licht herrscht in dem Raum eine gewisse Kühle, die um so wohlthätiger wirkt, da die mittlere Jahrestemperatur auf den Nikobaren 27° C. beträgt.

Den obern Theil der Hütte lernen wir aus der Abbildung kennen. Die Sorgfalt, mit welcher Alles in diesen Wohnungen angeordnet und ausgearbeitet ist, und die große Reinlichkeit bei Leuten auf so niedriger Stufe der Gesittung, überrascht jeden Europäer. Die Geräthe sind einfach; man findet in der Hütte einige irdene Töpfe, Gefäße aus der Schale der Kokosnuß, kleine hölzerne Tröge, Körbe und Tonnen aus Bambusrohr, in welchen man Palmwein aufbewahrt. Ruder, Waffen, Jagd- und Fischereigeräthe sind an den Seitenwänden aufgestellt und Lebensmittel hängt man unter dem Dach auf. Wohlhabende Leute besitzen wohl auch eine Kiste, in welcher sie Münzen, Messer, Gabeln und Löffel aufbewahren; denn diese Luxussachen haben längst bis zu diesen Insulanern ihren Weg gefunden.

Die Bewohner der Nikaboren stehen in physischer wie in geistiger Beziehung sehr niedrig, und ihr Charakter, wenn von einem solchen die Rede sein kann, ist ein Gemisch sehr verschiedener Eigenschaften. Die Befriedigung ihrer Bedürfnisse erfordert keine Anstrengung, und deshalb sind sie träg und gleichgültig. Sie verbringen den größten Theil des Tages mit Tabakrauchen oder Betelkauen; das letztere treiben sie bis zum Uebermaß und deshalb ist nicht selten das Zahnfleisch so locker, schwammig und entartet, daß es, gleich einer bösartigen formlosen Geschwulst zwischen den dicken Lippen derart hervortritt, daß diese nicht mehr geschlossen werden können. Der Insulaner weiß nichts von einem Gruße und dankt nicht, wenn man ihm etwas giebt. Er kennt Umarmungen, aber das Küssen ist eine ihm fremde Liebkosung. (Das letztere gilt auch von manchen südasiatischen Völkern und von den Neuseeländern; letztere haben als Liebkosung statt des Kusses das Aneinanderreiben der Nasen.) Als der Naturforscher der Galathea ihnen den Nutzen und Gebrauch verschiedener Samenkörner erklärte, wollten sie diese letzteren nicht einmal annehmen, geschweige denn sie pflanzen oder säen. Steen Bille sagt, sie seien zugleich furchtsam, argwöhnisch, feig, hinterlistig, voll Verstellung, wortbrüchig, und doch wieder gutmüthig und freundlich, unter sich selber friedlich, freigebig und in hohem Grad ehrlich. Diebstahl sei etwas Unerhörtes, aber wo sie irgend können, überfallen sie fremde Schiffe, um zu plündern.

Uebrigens erlernen sie mit Leichtigkeit fremde Sprachen und manche reden auch etwas Englisch und obendrein das Malayische und Portugiesische geläufig.

Als die Novara bei Kar Nikobar, der nördlichsten Insel der

ganzen Gruppe, lag, kamen etwa fünfzig nackte Insulaner und riefen auf Englisch die Frage: Gute Freunde? Als sie eine beruhigende Antwort erhalten hatten, kamen sie an Bord; der eine stellte sich als Kapitän Nelson, der andere als Kapitän Byron, und ein Dritter als Doctor Crisp vor; dann überreichten sie schriftliche Certificate über ihr Wohlverhalten im Handel. Sie erhalten bezahlen sie willig mit 2500 Nüssen; mehr geben sie nicht für eine Doppelflinte oder für ein Faß Rum. Wer einen Filzhut trägt, wird dadurch zu einem vornehmen Manne; er kommt sich etwa so vor, als hätte er irgend einen Orden mit oder ohne Eichenlaub, und am Ende läuft die Sache auch auf Eins heraus. Die Ohrlappen werden lang gezogen und durchlöchert. In diese Oeffnung

Wohnung der Insulaner auf Kar Nikobar.

dergleichen von den Schiffskapitänen und allemal ist ein Preiscourant beigefügt. Den Werthmesser bildet die Kokosnuß, ein Haupterzeugniß der Inseln. Eine Säbelklinge ist so viel werth als 300 Nüsse, oder als ein Sack Reis; ein Suppenlöffel 150, ein baumwollenes Taschentuch 100 Nüsse. Geradezu versessen sind die Insulaner auf — alte Filzhüte; einen alten abgeschabten Hut steckt der Mann der Nikobaren seine Tabakspfeife, und als Scherzer einem ein Glasfläschchen gab, hatte er nichts Eiligeres zu thun als sein Ohrloch damit zu schmücken. Da er obendrein einen Filzhut trug, so kam er sich wohl vor, als ob er Großcomthur oder Großkreuz wäre.

Waren die Holländer in Japan gezwungen, Christusbilder mit Füßen zu treten?

Vor einiger Zeit wiesen wir darauf hin, daß die Holländer ihr Verbleiben in Japan nicht auf unwürdige Weise erlangt haben. Die übrigen Europäer wurden in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts vertrieben; sie allein nicht. In den traurigen Zeiten, da Katholiken und Protestanten blutige Kriege untereinander führten und sich in Gehässigkeiten aller Art überboten, wurde die Fabel verbreitet, daß die Niederländer alljährlich Christus- und Marienbilder mit Füßen treten müßten, denn nur unter dieser Bedingung wäre ihnen gestattet worden, in Japan Handel zu treiben. Auch hätten sie auf die Frage, ob sie Christen seien, zur Antwort gegeben: „Nein, wir sind Holländer!“ Diese Angaben werden noch jetzt dann und wann in Zeitungen und Büchern wiederholt; sie sind aber durchaus unwahr.

Schon der Schwede Thunberg, der im Dienste der holländisch-ostindischen Compagnie Japan besuchte, hat die erste jener beiden Angaben für unrichtig erklärt; auf nähere Erläuterungen hat sich dann Hendrick Doeff in seinen „Herinneringen uit Japan“, Haarlem 1833, eingelassen. Er war fast zwanzig Jahre lang „Opperhoofd der Nederlanders in Japan“, und wir entnehmen seinem vor uns liegenden Werke (S. 47 bis 56) die folgenden Bemerkungen.

Man hat gesagt, die Holländer seien gezwungen, ein Chri-

stusbild mit Füßen zu treten und auf diese Weise ihre Religion zu verfluchen. Möglicherweise haben andere Völker aus Neid dergleichen ausgesprengt, weil wir die einzige begünstigte europäische Nation in Japan sind. Das hat aber seinen Grund in einem Gesetze, welches Gongen, der Stammherr der jetzt regierenden Dynastie, gegeben. Dasselbe wird, gleich anderen Einrichtungen, für heilig und unverletzbar gehalten und deshalb können wir eben so wenig aus dem Lande vertrieben, wie andere Völker in demselben zugelassen werden. (— Doeff schrieb 1833; erst 1854 ging das alte System zu Ende. —) Derselbe Gongen hat uns im Jahre 1609 (nicht 1619, wie zuweilen angegeben wird) das immerwährende Privilegium ertheilt, ohne welches die Japaner uns ebensowohl wie alle anderen Europäer aus dem Lande vertrieben haben würden. Wahrlich, unsere gegenwärtigen Verhältnisse in Japan sind nicht der Art, daß wir des Vortheils halber unsere Religion abschwören müßten, denn Handel und Gewinn erscheinen höchst winzig.

Als der Statthalter von Nagasaki 1629 von allen Einwohnern der Stadt eine schriftliche Erklärung verlangte, daß weder sie noch einer ihrer Angehörigen Christen seien, waren von den ersten nach Japan gekommenen Holländern, die 1599 oder 1600 an der Küste Schiffbruch gelitten hatten, nur noch zwei am Leben. Sie standen nicht mehr im Dienste der Handelsmaatschappy, sondern wohnten als Privatleute in Nagasaki. Sie hießen Melchior Santvoort und Vincent Romeyn. Von ihnen wurde keine andere Erklärung gefordert, als daß sie Holländer seien. Reijer Gijsbrechts war damals noch im Dienste der Maatschappy und von ihm forderte man gar keine Erklärung. Die Japaner wußten recht gut, daß die Holländer Christen waren, und ohne Zweifel hatten es ihnen auch die Portugiesen gesagt, denen ohnehin daran liegen mußte, daß wir von einem gleichen Schicksale wie sie selber betroffen werden möchten.

Die Japaner wollten nicht mehr leiden, daß das Christenthum unter ihren Landsleuten verbreitet würde, aber sie duldeten es bei denjenigen Fremden, welche sie in ihrem Lande zuließen. Auch von den Portugiesen ist niemals verlangt worden, daß sie das Kreuz mit Füßen treten sollten, und doch wurden sie erst 1639 vertrieben. Aber sie wurden vertrieben, nicht als Christen, sondern weil sie nicht aufhörten, durch ihre Missionäre die römische Lehre zu verbreiten.

Ich habe in den Protokollen gelesen, daß Herr Caron, lange bevor er, 1639, Opperhoofd war, in Nagasaki vom Regenten Fesodonne gefragt wurde, ob die Holländer Christen seien. Er antwortete: Ja. — Fesodonne warf darauf die Worte hin: Das stinkt! — Caron setzte ihm dann den Unterschied zwischen Katholiken und Protestanten auseinander und bemerkte, daß die Niederländer einen vieljährigen Krieg zu keinem andern Zwecke geführt hätten, als um sich dem Drucke des katholischen Spaniens zu entziehen.

Im Jahre 1643 war das Schiff Breskens auf einer Fahrt nach der östlichen Tatarei wegen Mangels an Lebensmitteln zu Nambu auf der Ostküste von Japan eingelaufen. Die Japaner nahmen den Kapitän, den Supercargo und acht Matrosen gefangen und brachten sie nach Yeddo, während das Schiff selbst wieder fortsegelte. Die Angabe der Leute, daß sie Holländer seien, nützte ihnen nichts, weil kurz vorher vier Jesuiten sich eingeschlichen hatten. Man vermuthete in jenen Holländern Mitglieder des geistlichen Ordens, bis ein Renegat (der vormalige Jesuit Ferreira, welcher den japanischen Namen Sjovan angenommen hatte und nun als Dolmetscher diente) bekräftigte, daß sie wirklich Holländer seien. Aber dennoch hegte man in Yeddo Zweifel, ob sie Leute der ostindischen Maatschappy seien, und verhörte sie erst verschiedene Male allein und dann in Gegenwart der vier Jesuiten. Auf die Frage, ob sie Christen seien, antworteten sie mit einem Ja, fügten aber hinzu, daß sie andere Christen seien als die Portugiesen, nicht so viele Festtage hätten und nur an jedem siebenten Tage Gottesdienst hielten. Nachdem der holländische Opperhoofd nach Yeddo gekommen war und die Sache aufgeklärt hatte, gab man den Leuten ihre Freiheit wieder.

Mit dem „Beeldtrappen", dem Treten der Christusbilder, verhält es sich folgendermaßen: Das Wort heißt Jufumi, von Ju, Bild, und fumi, treten; mit Jesus hat der Ausdruck nichts zu schaffen.

Seitdem der Katholicismus in Japan ausgerottet worden ist, sind noch gegenwärtig (1833) wie auch schon früher, alle Eingeborenen von Nagasaki, jene der Umgegend und in den Provinzen Omura und Bungo verpflichtet, ein Crucifix mit Füßen zu treten. Davon ist kein Eingeborner befreit, auch die japanischen Diener der Holländer, auch jene weiblichen Geschlechts, müssen daran theilnehmen. Das Kreuztreten beginnt am vierten Tage nach dem japanischen Neujahr und dauert fünf bis sechs Tage.

Nach Vertreibung der Jesuiten gaben die Chinesen sich dazu her, Crucifixe, Rosenkränze, Andachtsbücher und obendrein jesuitische Missionäre insgeheim nach Japan zu bringen. Deshalb wurde die eben geschilderte Maßregel auch auf sie ausgedehnt. Sobald eine chinesische Dschonke in Nagasaki einläuft, gehen einige Beamte mit einem Crucifix an Bord; jeder Chinese, welcher zum ersten Male japanischen Boden betritt, muß dasselbe mit Füßen treten.

In Bezug auf die Holländer gehen dagegen die Japaner so delikat zu Werke, daß sie mit denselben über diese ganze Angelegenheit niemals auch nur ein Wort sprachen, und der nachstehende Vorfall kann zur Erläuterung dienen.

Im Jahre 1801, als Herr Wardenaar Opperhoofd zu Nagasaki war und ich die Stelle eines Packhausmeisters bekleidete, wurde eine kleine Brigg an die Gotto-Inseln verschlagen und nach Nagasaki gebracht, um hier untersucht zu werden. Der Gouverneur bat die Herren Wardenaar, Mak und Letske, bei der Untersuchung gegenwärtig zu sein. Die Mannschaft der Brigg bestand aus zwei Malayen, Mann und Frau, einem kleinen Knaben und zwei Mägden von derselben Nation, einem schwarzen Papua, einem Chinesen und einem Mann aus Cochinchina. Die Brigg war offenbar ein portugiesisches Fahrzeug und die Benennung erklärte einstimmig, das Schiff sei von dem portugiesischen Theile der Insel Timor nach Amboina bestimmt gewesen, unterwegs seien der Kapitain und die Offiziere gestorben, und da sie, die Ueberlebenden, sich auf das Steuern nicht verständen, so hätten sie das Fahrzeug treiben lassen und seien an die Gotto-Insel verschlagen worden. Nachdem sie diese Aussagen gethan, bat der Gouverneur die Holländer, sich ein wenig zu entfernen. Das befremdete diese, doch gab der Oberdolmetscher eine genügende Erklärung. Die Schiffbrüchigen waren fremd und unbekannt; es war in einem solchen Falle Pflicht für den Gouverneur, sie auf das Crucifix treten zu lassen. Doch wollte er den Holländern keinen Anstoß geben und deshalb ersuchte er sie, für einige Zeit aus dem Saale zu gehen. Als die Sache vorüber war, wurden sie gebeten, wieder einzutreten.

Man ersieht daraus, daß die Japaner unsere religiösen Gefühle achten. Auch haben sie von ihrer frühern Strenge etwas nachgelassen. Sie wußten wohl, daß die Leute von der Brigg Römischgesinnte waren (— die als solche, wenn sie Japan betraten, eigentlich das Leben verwirkt hatten —), aber der Gouverneur hatte Mitleiden und gab den Malayen sammt dem Papua ein altes Haus auf Desima, das mit Bambus umhegt war und vor welches er eine Wache stellte. Den Chinesen und den Cochinchinesen ließ er auf das chinesische Eiland bei Nagasaki bringen und sie dann, nachdem er Befehl von der Regierung eingeholt, mit einer Dschonke nach China befördern. Die Malayen wurden 1802 auf unserm Schiffe Mathilde Maria nach Batavia geschafft; dort stellte sich dann heraus, daß das Schiffsvolk den Kapitän und die Offiziere ermordet hatte und man schaffte die Leute nach Macao, wo sie hingerichtet wurden.

Die Holländer waren also dem Zwange, das Crucifix mit Füßen zu treten, durchaus nicht unterworfen, aber die Japaner hatten Vorkehrungen getroffen, daß sie das Christenthum nicht verbreiten konnten. Es war ihnen untersagt, durch Vertheilung von Büchern oder Bildern Propaganda zu machen, oder öffentlichen Gottesdienst zu halten, durch welchen sie Anstoß gegeben haben würden. Die Kapitäne der jährlich nach Japan kommenden Schiffe mußten alle Bücher religiösen Inhalts und alle äußeren Zeichen des Christenthums, also Crucifixe, Rosenkränze, Heiligenbilder und dergleichen mehr, in ein Faß legen, welches der Ober-Banjo am Bord versiegelte und dann an's Land brachte. Dort wurde es bei dem Viertelsmeister von Ottona so lange aufbewahrt, bis das Schiff wieder abfuhr; dann gab man es unversehrt zurück.

Auch wurde eine Musterrolle von allen an Bord befindlichen Leuten aufgenommen und beim Laden und Löschen, beim Kommen und Gehen wurde die Mannschaft durch die Ober-Banjos gemustert. Bibeln und Psalmen ließ man den Leuten; ich selber hatte mehrere derselben auf Desima gehabt und die Japaner wußten es sehr wohl, es war aber niemals die Rede davon. Die Versiegelung der Bücher und das Mustern des Schiffsvolkes war das Einzige, welchem die Holländer in Japan sich unterwerfen mußten; und war das etwa mehr oder schlimmer als was die Protestanten sich in manchen katholischen Ländern gefallen lassen müssen, in welchen sie gar keinen öffentlichen Gottesdienst halten dürfen? Ich bin vom Juli 1799 bis in den December 1817 in Japan gewesen und habe Gelegenheit vollauf gehabt, um einen genauen Einblick in die Verhältnisse zu thun. Und ich erkläre, daß Alles, was man über Abschwören der christlichen Religion und das Treten auf die Christusbilder behauptet, in Bezug auf die Holländer rein erdichtet ist. Auch den Russen, welche 1804 und 1805 monatelang in in Japan waren, ist dergleichen nicht zugemuthet worden. Auch Kämpfer erwähnt nichts davon und Thunberg widerlegt die alte Fabel ausdrücklich. —

So weit Doeff. Durch die Umwandlung der Verhältnisse in unseren Tagen hat Manches in Japan eine andere Gestalt gewonnen. Die gebildeten Japaner sind durch lebendigen Umgang mit den Europäern und Amerikanern und durch manche Bücher über die europäischen Angelegenheiten jetzt noch weit genauer unterrichtet als früher. Es wäre aber sehr zu wünschen, daß die Missionäre, welche sich in nicht geringer Anzahl im Inselreiche des Sonnenaufgangs eingefunden haben, ihren Eifer zügeln und mit verständiger Erwägung der Sachlage zu Werke gehen möchten. Thun sie es nicht, so werden Zerwürfnisse und Unruhen nicht ausbleiben.

Kleine Nachrichten.

Landsborough's Reise in Nordaustralien. Den Ausgangspunkt für dieselbe bildete das linke Ufer des Albertflusses, der etwas westlich vom 140.° östlicher Länge in den Carpentariabusen fällt. Landsborough schlug die Richtung nach Südwesten ein und drang in's Innere bis 20° 14' 5" südl. Br., 138° 17' östl. Länge, erreichte demnach einen Punkt, der 250 s. ö. von der äußersten Stelle liegt, bis wohin Stuart am 27. August 1860 vordrang. Von der Expedition Burke's fand er keine Spur. Der Reisende befürchtete ein feindliches Zusammentreffen mit den Eingeborenen, deren etwa einhundert in seiner Nachbarschaft lagerten, und kehrte deshalb um; er nahm aber jetzt einen etwas anderen Weg nach dem Depot am Albert. Dort erfuhr er, daß Walker's Partei von Burke und dessen Gefährten Spuren am Flindersflusse gefunden hatte.

Das Land, welches Landsborough auf der Hinreise durchzog, bestand während der ersten Tage aus dünnbewaldeten, gut begraseten Ebenen, die aber damals, im australischen Hochsommer, aus Mangel an Regen verdorrt waren. Er folgte dem Laufe des Gregoryfluffes eine Strecke weit und entdeckte viele in denselben einmündende Bäche und Flüsse. Ein von Süden her kommendes Gefließ war breiter aber seichter als der Gregory selbst. Die meisten Bäche, über welche Landsborough kam, hatten damals kein Wasser; in der Winterzeit treten sie aus den Ufern; das sah man deutlich genug. Auf den Ausflügen, die er unternahm, um Wasser zu suchen, kam er über einige mit Wüstengras bewachsene Basaltketten, auf hübsche, dünn mit Bäumen bestandene, gut begrasete Hochflächen, welche er Barkly-Tafelland nannte. Er meint, daß das häufige Vorkommen solcher Hochflächen ein günstiges Zeugniß für das Klima und die Brauchbarkeit jener Gegend liefere. Da an der Nordostküste der Regen in einer Zeit fällt, in welcher die Gegend, die den Südrand der Carpentariabucht begrenzt, an Dürre zu leiden scheint, so ist wohl möglich, daß sich dort ein System ausbildet, demgemäß Hirten mit ihren Heerden abwechselnd aus einer Region nach der andern ziehen, je nachdem die Jahreszeit es erfordert. Es scheint, als ob ein tafelförmiger Gürtel zwischen dem 18. und 19.° s. Br. von Osten nach Westen ziehe, und als ob in der Gebirgsbarriere, welche denselben von den Ebenen am Meer scheidet, die Quellen der meisten Zuflüsse des Nicholson, Albert, Leichardt, Flinders und andere in die Carpentariabucht fallenden Ströme lägen. Burke und Wills sind über dieses Tafelland gekommen; es gewährte einen hübschen Anblick und hatte reichen Pflanzenwuchs, angenehmes Klima und ist wahrscheinlich nicht arm an Metallen. Allerdings liegt es noch in einer tropischen Gegend, aber so hoch, daß es eine gemäßigte Temperatur hat. Die Region besteht aus einer Anzahl von Thalbecken zwischen Hügelketten, und die etwas sanguinischen Australier meinen, noch ehe sie genau erforscht worden ist, man könne ohne erhebliche Schwierigkeiten große Sammelbecken bauen, in welchen man das Wasser festhalte; denn der jährliche Regenfall sei wahrscheinlich sehr bedeutend, und deshalb könne man das Land kolonisiren. Ohnehin ziehe ja allmälig die Bevölkerung an der Ostküste Australiens hinauf und werde auch bis an den Carpentariabusen vordringen.

In Folge von Landsborough's Wanderung im Norden des 20.° südl. Br. und zwischen 135 und 145° östl. L. in die Karten eingetragen werden könne. Der Melbourne Argus sagt: Wenn wir den Continent an der Linie durchschneiden, welche Stuart durch denselben gezogen hat, und tragen in der östlichen Hälfte die Routen von Burke und Willis, Walker und Landsborough, Howitt und M'Kinlay ein; fügen wir dann die Entdeckungen hinzu, welche fast täglich durch Privatleute gemacht werden, dann werden wir in jener Gegend wohl nur wenig weiße Flecke auf der Karte zu lassen haben und diese werden auch bald verschwinden. Landsborough verlor nur zwei Pferde, die in einem Fluß ertranken.

Munzinger's Expedition nach Wadaï. Das Comité in Gotha hat unterm 20. Mai Folgendes veröffentlicht: „Mit der heutigen Post sind drei starke Briefsendungen aus Afrika eingegangen, welche Nachrichten von der Munzinger'schen Expedition bis zum 26. März bringen. Dieselbe hatte Keren am 28. Oct. 1861 verlassen und sich am 11. November zu Mai-Schocha (in der abyssinischen Provinz Serawi) von Herrn v. Heuglin und seinen Begleitern getrennt, um von da einen westlichen Weg einzuschlagen; nach den heutigen Nachrichten verließ sie diesen Ort am 16. November, machte eine erfolgreiche und wichtige Reise durch das von Europäern nie betretene Land der Basen und Baroa, und langte bereits am 22. December in Kassela an, wo sie durch gefährliche Krankheitsanfälle bis Mitte Februar aufgehalten wurde, und dann über Gos-Radjeb, dem Atbara bis zu seiner Mündung in den Nil folgend, Chartum in einem großen Bogen am 9. März wohlbehalten erreichte. Mit vollem Muthe rüstete sich die Expedition am 26. März zum Aufbruch nach Westen, zunächst nach El-Obeid, der Hauptstadt von Kordofan. Herr v. Heuglin, Dr. Steudner und H. Schubert hatten Adoa am 26. December verlassen, eine interessante Reise durch das Alpengebirge von Samin gemacht und waren am 23. Januar in Gondar angelangt, wo sie sich am 7. Febr. noch aufhielten. Die in den Bogosländern gemachten naturhistorischen Sammlungen (neun Kisten) sind in diesem Augenblick von Alexandria nach Deutschland unterwegs."

Aus Südafrika. In den östlichen Theilen der Kapkolonie lebten bisher noch viele holländische Ansiedler, zumeist in Gegenden, welche nicht selten von Dürre heimgesucht werden. Gegenwärtig verläßt ein großer Theil von ihnen dieselben und

zieht nach Norden hin in die Republiken der Boers, die weit fruchtbarer und viel reichlicher bewässert sind.

In Port Natal, dessen wir schon neulich erwähnt haben, sind Anno 1861 97 Seeschiffe mit einem Gehalt von 18,192 Tonnen eingelaufen. Die Insel Inyak in der Delagoabay ist mit dieser Kolonie vereinigt worden.

Die Regierung der holländischen Oranje-Republik hat erklärt, daß sie alles Land zwischen dem Klip und dem Fal als Eigenthum betrachte.

Vom Volke der Griquas ist gegenwärtig ein nicht unbeträchtlicher Theil auf der Wanderung nach den oberen Gegenden des Noman's-Landes, wo die britische Kolonialregierung ihnen ein Gebiet anweisen will. Die dortigen Eingeborenen werden zum Steuerzahlen angehalten. Der Gouverneur von Natal will die Griquas als eine Schranke gegen das Betschuanenvolk der Basutos benützen. Die meisten Griquas sind Mischlinge und haben mehr oder weniger holländisches Blut in den Adern; daraus erklärt sich, daß sie den übrigen Eingeborenen überlegen sind. Sie treiben Ackerbau, bekennen sich zum Christenthum und Diebstähle kommen bei ihnen nur selten vor.

Gogobera, der australische Eisvogel. Bei den Freunden der zoologischen Gärten erregt gegenwärtig der Gogobera oder australische Eisvogel, Dacelo gigantea, Aufmerksamkeit. Zwar ist er in Europa nicht mehr unbekannt und einzelne Exemplare sind dann und wann nach England gekommen, jetzt hat man aber mehrere nach dem Eingewöhnungsgarten im Boulogner Wäldchen bei Paris gebracht. Französische Blätter möchten diesen Eisvogel sowohl in Europa, wie namentlich in den Kolonien, z. B. auf Martinique, einheimisch machen, weil er ein gewaltiger Schlangentödter sei. Wir entlehnen ihnen die folgenden Bemerkungen, welche wir dann aus einem Werk über Australien ergänzen.

Der neuholländische Eisvogel ist ein ungemein nützliches Thier und läßt sich leicht zähmen. In Australien nennt man ihn den lachenden Eselsvogel (Laughing Jackass) oder des „Ansiedlers Uhr". Man hat ihm viel nachgestellt, weil man ihn für schädlich hielt und seine eigentliche Lebensweise nicht kannte. Weil er dann und wann einmal ein kleines Huhn frißt, meinte man, er nähre sich von Geflügel, während doch seine Hauptnahrung aus Kriechthieren besteht. Ein Ansiedler rottete alle Gogoberas (das ist der Name, welche die australischen Wilden dem Vogel beilegen) in seiner Nähe aus, hatte aber damit einen großen Fehler begangen, denn die Schlangen und Kriechthiere vermehrten sich seidem ungemein und waren eine große Plage. Nun wurde der Eisvogel gehegt und die Zähmung gelang; er ist ein Liebling der Ansiedler, weil er Gärten und Felder reinigt, und die Buschleute möchten diesen Vogel gar nicht mehr entbehren. Ich habe in seinem Magen Ueberbleibsel von Eidechsen, Schlangen, kleine Vierfüßler und Würmer gefunden. Von anderen Eisvögeln unterscheidet er sich dadurch, daß er keine Nahrung im Wasser sucht. Oft sieht man ein Dutzend Gogoberas auf einem großen Eucalyptusbaume sitzen. Wenn man ihren Ruf nachahmt, so fliegen sie nicht etwa fort, sondern ein Vogel antwortet sogleich mit einem Lachen aus der Kehle heraus, ein zweiter läßt einen zischenden scharfen Ton hören, ein dritter bellt wie ein Hund und so geht es fort, bis alle in ganz verschiedenen Tönen durch einander schreien. „In Penrith habe ich sehr oft die Gogoberas gehört, aber da wo sie häufig sind, namentlich in den Wäldern am Nepeanflusse, nie eine Schlange gesehen. Ich hoffe, daß man diese Vögel auch in der Umgegend von Sydney mehr schonen werde, dann verschwinden wohl auch die vielen Schlangen, welche man dort sogar im Winter sieht. Der Gogobera hat ein so scharfes Auge, daß er die Kriechthiere, die in tiefen Felsenspalten sind, wahrnimmt und herausholt. Er sitzt ruhig und scheinbar träumerisch auf einem Zweige; plötzlich schießt er herab, packt eine Schlange und setzt sich dann wieder auf den Baum. Manchmal, wenn die Beute sehr groß oder gefährlich ist, hilft ein zweiter Vogel zur Bewältigung derselben; der eine packt den Kopf, der andere den Schwanz. Die Brütezeit fällt in den September; das Nest ist in einem Baumloche, in welches zwei Eier gelegt werden."

In den „Bush Wanderings of a Naturalist", aus welchem wir in früheren Nummern des Globus Mittheilungen über die australischen Schlangen gegeben haben, finden wir Folgendes:

Der lachende Eselsvogel ist gleichsam die Uhr der Buschleute. Eine Stunde vor Sonnenaufgang werden sie durch einen solchen Höllenlärm aus dem Schlafe geweckt, als ob eine Schaar von Teufeln in wildem Chor schrie, lache und tobe. Das ist der Morgengesang des Gogobera, der seinen befiederten Genossen anzeigt, daß nun der Tag graue. Um Mittag vernimmt man dasselbe wilde Geschrei und wenn die Sonne untergeht, hört man dieselbe infernalische Musik. Ich werde nimmermehr die Nacht vergessen, in der ich zum ersten Mal im australischen Busch unter freiem Himmel schlief; es war im Schwarzen Walde. Nach einem etwas unruhigen Schlummer erwachte ich plötzlich, wußte dann aber ein paar Minuten lang nicht, wo ich war. Solcherlei Töne waren zuvor nie in mein Ohr gedrungen. Da vernahm ich vor allem andern das obligate Höllengelächter des Eisvogels, dann den hellen Flötenton der neuholländischen Elster, das heisere Schnattern der Bartvögel und das Gekreisch von tausend Papageien in wildem Chor durch einander. Wer ein solches Concert nicht selber gehört hat, kann sich davon unmöglich eine Vorstellung machen. Ich habe dann diese Musik noch hundert- und aber hundertmal gehört.

Der lachende Eselsvogel ist, wie schon bemerkt, des Buschmanns Uhr, nicht im Mindesten scheu, sondern zuthunlich, treibt sich gern bei den Zelten im Walde umher und gilt nun, gleich Schwalbe oder Rothkehlchen in Europa, für eine Art unantastbaren Vogels. Uebrigens ist er ein ungeschlacht aussehender Gesell, sieht aus wie ein großer Land-Eisvogel, ist etwa so groß wie eine Krähe, kastanienbraun und schmutzig-weiß gefiedert; die Flügel sind hellblau gewürfelt, wie bei unseren Hähern. Er hat einen Fuß wie die Eisvögel, einen gewaltigen, langen und spitzen Schnabel und sehr großen Mund; dazu kommt ein haubenartiger Kamm, den er im Zorn oder Schreck emporrichtet. Man findet ihn das ganze Jahr hindurch in allen Wäldern, zumeist paarweise. Daß er Schlangen vertilgt, ist keinem Zweifel unterworfen, ich selber habe mich jedoch nur ein einziges Mal davon überzeugt. Zwei Gogoberas hatten eine Teppichschlange unter einem alten Gumbaume getödtet und saßen über derselben auf einem Zweige; dann und wann flogen sie hinab, hackten in die Schlange hinein und waren dabei ungemein lustig. Ich weiß nicht, ob sie das Thier verzehrt haben, glaube es aber nicht, wenigstens habe ich in ihrem Magen immer nur Raupen und kleine Eidechsen gefunden.

Pöppig bemerkt, daß der Name Dacelo nichts Anderes sei, als eine geschmacklose Versetzung des altlateinischen Namens Alcedo für die ächten Eisvögel. Die Länge beträgt 1 Fuß 6 Zoll englisch.

Die Chinchona soll in Indien angebaut werden. Thee und Flachs sind bereits in diesem Lande eingebürgert worden; dazu soll nun die Chinchona kommen, von welcher man die Fieberrinde gewinnt. Die Regierung zahlt gegenwärtig in jedem Jahre 50,000 Pf. Sterling für Quinin, das in den Spitälern verbraucht wird, und möchte nun die Pflanze in Indien akklimatisiren. Zu diesem Zweck sind schon mehrere Versuche gemacht worden. Man schickte Herrn Markham (der ein gutes Buch über Südamerika geschrieben hat) nach Bolivia, und er brachte auch Pflanzen mit, diese starben aber ab. Dagegen sind jene gediehen, welche man in den Gewächshäusern der Gärten zu Utakamand pflegt. Es handelt sich aber für den praktischen Gebrauch darum, die Chinchona in freier Luft und in Massen anzubauen, und zwar in den feuchten Wäldern am Himalaya, wo man ja die beliebige Auswahl für Höhe über dem Meere und für Klima hat. Im Jahre 1861 wurde Dr. Anderson, einer der Vorsteher des botanischen Gartens zu Calcutta, nach Java gesandt, wohin die Holländer im Jahre 1854 die Chinchona aus Bolivia verpflanzt haben. Sie gedeiht dort auf den Kendeng- und den Malabar-Bergen sehr gut. Anderson erhielt Pflanzen von den Holländern und hat sie nun nach Dardschiling im Himalaya gebracht, wo er eine Stammpflanzung zu gründen gedenkt Diejenige Art der Chinchona, welche ein heißeres Klima verlangt, will er in den Kossyä-Bergen eingewöhnen.

Goldgruben in Venezuela. Wir haben ununterbrochen von neuen Goldgruben zu berichten, diesmal aus Venezuela, nach einem Berichte des belgischen Consulats in Caracas. Man hatte seit einiger Zeit viel von der Ergiebigkeit der Goldgruben am Flusse Jurnary in der Provinz Guyana vernommen und der Consul begab sich von Ciudad Bolivar (Angostura) am Orinoco dorthin. Er fuhr den Strom hinab bis Puerto de Zablas und zog von dort fünfzig Stunden weit durch die Savannen. Hinter dem Jurnary beginnt der Urwald; mitten in demselben liegt im Minenbezirk das Dorf Caratal, wo gegenwärtig etwa 300 Goldgräber und 200 Frauen und Kinder wohnen; elf Kaufleute, zumeist Ausländer, liefern die erforderlichen Bedürfnisse. Man wäscht das Gold aus dem Sande beim Dorfe und aus jenem des Jurnary und gewinnt in der Woche ein- bis zweihundert Unzen; manchmal findet man auch Klumpen von 500 Thaler Werth und zuweilen noch größer. Eine Aktiengesellschaft aus Angostura hat 100,000 Thaler Kapital und Maschinen zum Zerstampfen des Quarzgesteins aufgestellt; 2000 Pfund Quarz liefern im Durchschnitt 16 Unzen Gold und die Arbeit verlohnt sich der Mühe. Uebrigens hat der Fluß Mompis, ganz in der Nähe, Wasserkraft in Menge. Das Klima des Bezirks Upata, in welchem diese Minen liegen, ist nicht ungesund, nur im Mai, zur Regenzeit stellen sich, übrigens nicht lebensgefährliche, Fieber ein.

Herausgegeben von Karl Andree in Leipzig. — Für die Redaktion verantwortlich: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. —
Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Bagdad, die Stadt der Chalifen. Die Ruinen von Babylon und Ninive.*)

Abendländische Einwirkungen auf den Orient. — Bagdad am Tigris und seine Bedeutung als Handelsstadt. — Moderner Charakter. — Schiffbrücke. — Die Kaffeehäuser. — Der Strom und die Schifffahrt. — Ueberschwemmungen. — Moschee des Imam Mussa. — Die Nomadenstämme. — Nach den Ruinen von Babylon. — Nach Hilla. — Die Kanäle zwischen Euphrat und Tigris und ihr Zweck. — Das alte Babylon. — Die Trümmer. Bab el Mudschellebe. El Kasr, die Königsburg. Die hängenden Gärten. Birs Nimrud, der babylonische Thurm. — Die Ruinen von Ninive. — Die Entdeckungen Botta's und Layard's. — Die Hügel von Kujundschik und Korsabad. — Die Ausgrabungen. — Schicksale der chaldäischen Arbeiter. — Charakter der assyrischen Kunst. —

Der elektrische Telegraph reicht von Europa aus tief nach Asien hinein; die Drähte sind von Konstantinopel bis Bagdad am Tigris gezogen. Der Plan zum Bau einer Eisenbahn von der syrischen Küste bis an den Euphrat und stromabwärts nach Basra, wohin die Seeschiffe aus dem indischen Ocean kommen, ist nur vertagt, nicht aufgegeben. Es handelt sich um eine möglichst rasche und sichere Verbindung zwischen Europa und Indien.

Dieser Schienenweg wird dem Abendlande Regionen eröffnen, in welchen mehr als eine Wiege hoher Gesittung stand, die Heimath des Erzvaters Abraham, den Schauplatz, auf welchem Könige Assyriens, Babyloniens, Persiens und Alexander der Große mit ihren Heeren sich bewegten, wo Kaiser Julian der Abtrünnige starb und reiche Chalifen in

Ein Kaffeehaus in Bagdad.

Herrlichkeit gethront haben. Durch die Herrschaft der Osmanen ist in diesen weiten Regionen fast Alles vernichtet worden, was an Wohlstand und Bildung die gewaltigen Stürme so vieler Jahrhunderte noch überlebt hatte. An die Stelle der alten Kulturvölker sind Halbbarbaren getreten, und die Denkmäler, welche die hohe Entwickelungsstufe der Assyrer und Babyloner bekunden, sind bis auf unsere Tage herab unter Schutt begraben gewesen.

*) Reisen im Orient von H. Petermann. Leipzig 1861. Band II. S. 52 ff. — Die Euphratbahn und ihre Bedeutung; in Karl Andree, Geographische Wanderungen. Dresden 1859. II. 162 ff. — Eugène Flandin, Voyage en Mésopotamie in Le Tour du Monde, Nr. 82 u. 83. — H. A. Layard, Ninive und seine Ueberreste. Leipzig 1850.

Aber die träge Starrheit des mohammedanischen Orientes wird gebrochen; die Wellen europäischer Civilisation fangen an, das Morgenland zu überfluthen, dringen alljährlich weiter vor, strömen immer gewaltiger ein. Der Umschwung im Weltverkehr, welcher von Europa aus bestimmt wird, übt seine Wirkungen in ganz unwiderstehlicher Weise; er hat auch die fernen Reiche Ostasiens eröffnet. Der Handel ist zur ersten Großmacht der Welt geworden und weiß zu erzwingen, was er gebraucht. Er verlangt aber gebieterisch ungestörte Ruhe, eine geordnete Verwaltung und fleißige Menschen.

Darin liegt der Schwerpunkt. Der alte Orient, welcher nun einmal unwiderstehlich in die große Verkehrsbewegung hineingerissen ist, weil er zwischen Europa einerseits und Indien andrerseits in der Mitte liegt, kann sich auf die Dauer einer Umgestaltung nicht erwehren. Er wird, den rastlosen Abendländern gegenüber, zusammenbrechen und untergehen mit seiner traumhaften Herrlichkeit, mit seinen Schönheiten, Turbanen und Kaftanen; er ist verloren, weil er nicht arbeitet. Das Mittelalter unternahm Kreuzzüge mit dem Schwert; unsere Zeit hat erfolgreichere Waffen: den elektrischen Draht, die Lokomotive, das Dampfschiff, die Waarenballen und den Handelsreisenden. Das sind die Faktoren unserer Kreuzzüge nach dem Orient, denen freilich erforderlichen Falles auch die blanken Waffen und die Geschütze nicht fehlen.

Der Orient fühlt instinktmäßig, daß sein Verhängniß herannahe; alle mohammedanischen Lande von Marokko bis nach Kokand und Buchara sind europäischem Einflusse unterworfen. Als der Thron des Großmogul zu Delhi umgestürzt wurde, brach der alte Bann für immer.

Es hat sich gefügt, daß gleichzeitig mit der sinkenden Macht der orientalischen Staaten aus dem Schacht der Erde Denkmäler aus den Tagen der Größe jener alten Kulturländer, in welchen heute Barbaren wohnen, an's Tageslicht gefördert sind. Die Männer der Wissenschaft haben Ninive und Babylon für uns erschlossen; wir finden am Tigris und am Euphrat auch ein Herkulanum und Pompeji und wollen einen Blick auf Herrlichkeiten werfen, die Jahrtausende lang dem Menschenauge entzogen waren und von deren Vorhandensein man keine Ahnung hatte. Nehmen wir die berühmte Stadt der Chalifen zu unserm Ausgangspunkte.

Bagdad ist noch immer eine der bedeutendsten Städte Asiens, ein wichtiger Stapelplatz und Mittelpunkt für den Verkehr, wo die Güter aus Indien und Persien, aus den türkischen Landen und Europa aufgespeichert liegen, um weit und breit über Asien vertheilt zu werden. Auf den reich mit Waaren aller Art versehenen Bazaren sieht man Musterarbeiten von dem, was die Gewerbsamkeit und die Kunst der Orientalen zu schaffen versteht. Für den abendländischen Reisenden gewährt es ein hohes Interesse, das rege Treiben zu beobachten. Karawanen ziehen aus den verschiedenen Himmelsgegenden nach Bagdad; auf dem Tigris liegen Bagalos, die von Basra, von Bender Abuschähr, von Maskat und den Bahreïninseln, ja selbst von Bombay kamen. Außer den zahlreichen orientalischen Kaufleuten finden wir in diesem Centrum des Verkehrs nicht weniger als sechszig europäische Handelshäuser. Bagdad hat zugleich eine hervorragende politische Wichtigkeit, denn es liegt an der südöstlichen Grenze des türkischen Reiches und ist Nachbarin der persischen Besitzungen. Keine andere Provinz der Türkei hat einen so ausgedehnten Umfang als das Paschalik Bagdad; es reicht von den Gebirgen Kurdistans bis zum persischen Meerbusen.

Die Stadt selbst ist eine „Königin der Wüste.“ Flandin zog nach Bagdad auf einem Wege, welcher selten von Europäern eingeschlagen worden ist. Er brach im Anfange des Junimonats 1841 von Tebris, der Hauptstadt der persischen Provinz Aserbeidschan, auf, ritt am Urmiah-See hin, dann durch die Gebirge Kurdistans nach Sulimanieh und über die Saguermahkette, welche sich zwischen Kurdistan und der mesopotamischen Ebene wie eine natürliche Grenzscheide erhebt. Im Flachlande war die Hitze so stark, daß die Karawane nur bei Nacht reisen konnte. Nach einer beschwerlichen Wanderung kam am 7. Juli Morgens Bagdad in Sicht.

Vor dem Sklaventhor, Bab el Chadem, hielten türkische Soldaten Wacht; diese Karauls, Wächter, öffneten die Thore erst zu üblicher Zeit. Der Reisende wurde nach einiger Zeit eingelassen, fand aber Straßen und Bazare noch menschenleer. Als er einige Stunden später auf gut Glück umherschlenderte, war er über Manches in hohem Grade überrascht. In Bagdad ist Alles anders wie in Persien, weil das arabische Wesen vorwaltet. Sowohl der Stadtbürger wie der Beduine der Wüste hat in Mesopotamien ein ganz anderes Gepräge als in Persien.

Ein gebildeter Europäer denkt in Bagdad zuerst an jene große Zeit des Islam, in welcher der Ruhm der Chalifen die weite Welt erfüllte; geschichtliche Erinnerungen tauchen auf, er denkt an „Tausend und Eine Nacht“ und an Scheherasade. Aber Bagdad ist von seiner alten Höhe längst herabgesunken; die Gebäude, in denen Harun al Raschid und die schöne Sobeïde wohnten, liegen in Trümmern und sind mit Schutt und Staub überdeckt. Da oder dort findet man im Winkel eines Bazars, oder irgendwo am Tigris und hin und wieder im Mauerwerke Bruchstücke von kufischen Inschriften, oder ein halbverfallenes Minaret mit Mosaik; das ist aber auch Alles. Seit der Gründung Bagdads durch Abu Safer el Mansur sind elf Jahrhunderte verflossen, und in dieser langen Zeit hat die Stadt viele Heimsuchungen erfahren durch Kriege, durch den Kampf rebellischer Turkomanen gegen die Chalifen, durch die Ueberschwemmungen des Tigris und Stürme aus der Wüste. Aber auch das heutige Bagdad besitzt noch eine große Anziehungskraft; es hat den Strom, den tiefblauen Himmel Mesopotamiens, von welchem sich die verglas'ten Kuppeln der Moscheen scharf abheben, und zeigt ein buntes Treiben.

Man sieht auf den ersten Blick, daß man sich in einer großen Stadt befindet. Die Ringmauer auf dem Ostufer ist in gutem Zustande und reicht mit ihren beiden Enden an den Tigris. Von dieser Seite gewährt die Stadt einen hübschen Anblick; man sieht den Palast des Pascha, die Moschee und viele Kaffeehäuser. Hinter dieser am Tigris hinziehenden Häuserlinie gruppiren sich mehrere Stadtviertel mit vielen Moscheen und einigen Bazaren. Auf dem Meïdân, dem großen Marktplatze, herrscht ein eigenes reges Leben, denn auf ihm sammeln sich die Karawanen, welche nach Kleinasien ziehen. In der Nähe ist das Thor el Chadem. Der Stadttheil zwischen dem Tigris und der Mauer ist sehr weitläufig, aber nicht etwa ganz mit Häusern bedeckt; namentlich nach Osten hin sind viele leere Räume, auf welchen Kameele weiden; da und dort liegen auch manche Ruinen. Aus Allem geht hervor, daß Bagdad einst eine ungleich bedeutendere Stadt war, als gegenwärtig, wo sie etwa 50,000 Einwohner zählt. Unter diesen finden wir eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Juden und Christen.

Gegenüber dem Stadttheile, welcher am linken Ufer des Schatt (so nennen die Araber den Tigris) sich erhebt, sehen wir eine zweite Stadt, deren Bevölkerung ein ganz verschiedenartiges Gepräge hat. Sie besteht zumeist aus Arabern der Wüste, welche hier nur zeitweilig sich aufhalten,

und aus Personen, die nur ungern in dem größern Stadttheile sich aufhalten, weil sie, als Schiiten, den dort wohnenden Sunniten verhaßt sind. Sie kommen aber in nicht geringer Zahl nach Bagdad, um von dort nach dem nicht weit entfernten Kerbela zu wallfahrten.

Beide Stadttheile sind durch eine sehr lange Schiffbrücke mit einander verbunden, welche Professor Petermann, der ihre Länge auf 250 Schritte angiebt, in keineswegs gutem Zustande fand. Auf ihr herrscht den ganzen Tag über eine große Lebhaftigkeit; hier kommt eine Beduinenkarawane, dort ein einzelnes stark belastetes Kameel, oder Nomaden treiben aus der Umgegend Hammelheerden zur Stadt. An beiden Enden liegen Kaffeehäuser mit offenen Galerien, in denen die Bagdadiner sich der behaglichen Ruhe überlassen, Tabak rauchen und vortrefflichen Mokka schlürfen. Von diesen Galerien aus hat man einen Blick auf den Strom, auf die Moscheen und Minarets und auf die Dattelgärten. Auf dem Tigris liegen oder treiben Bagalos, große Barken, welche, wie bemerkt, nach Basra und bis in den persischen Meerbusen hinabfahren. Da kommt auch ein Floß, welches von einem einzigen Manne gesteuert wird; die kleine Hütte auf demselben ist aus Baumzweigen und Rohr verfertigt. Dieses Floß bringt Brennholz aus den Gebirgen von Kurdistan und ist mehr als hundert deutsche Meilen auf dem Tigris herabgeschwommen. Bagdad erhält all sein Feuerungsmaterial aus dem fernen Oberlande, von wo die Kurden es herbringen. Sie laden das Holz auf eine größere oder geringere Anzahl von aufgeblasenen Ziegenschläuchen und treiben den Strom hinunter. In Bagdad schlagen sie das Floß aus einander, lassen die Luft aus den Schläuchen, laden diese auf einen oder ein paar Esel und gehen in ihre Heimath zurück, um bald nachher wieder anzufangen.

Flandin bemerkt, der Tigris sei während des Julimonates ein majestätischer Fluß gewesen; er hat in dieser Jahreszeit vollauf Wasser, das man über Felder und Gärten vertheilt. Der Boden lohnt da, wo man ihn bewässern kann, jede Arbeit überreichlich. Aber im Frühjahr richtet der Schatt manchmal große Verheerungen an. Wenn im Mai die Sonne den Schnee aufthaut und dann die Hochfluthen aus den Gebirgen Armeniens und Kurdistans in's Niederland herabstürzen, tritt der Tigris über seine Ufer aus. Aber in der Wüste findet er keine hinreichenden Abzugsöffnungen und bei Bagdad strömt er so gewaltig, daß

Moschee des Imam Mussa in Bagdad.

er schon mehr als einmal ganze Stadttheile untergraben hat.

Dicht bei Bagdad erheben sich in einem Palmenhaine vier schlanke Minarets von sehr zierlicher Gestalt und zwischen denselben zwei Kuppeln, die gleichfalls mit verglas'ten Steinen und Arabesken verziert sind. Das ist die Moschee des Imam Mussa. Neben derselben liegt ein Dorf, in welchem fast nur Geistliche (Mollahs) und Pilger wohnen; sie kommen dorthin, um ihre Andacht zu verrichten.

Hinter dem Dattelhain und nicht weit von dieser Moschee sind die Felder schon unbebaut und die Gegend hat einigermaßen den Charakter der Wüste. Dort liegen Gräber, deren oberer Theil kegelförmig zugespitzt ist. Unter dem größten soll die Asche der Sobeïde ruhen, dieser berühmten Sultanin, welche großen Einfluß auf ihren Gemahl Harun

al Raschid übte; sie war allerdings ränkesüchtig, aber auch schön und anmuthig; deshalb gilt sie noch heute bei den Orientalen für die „Blume der Frauen.“ Ihr Grabmal ist einigermaßen im Verfall.

An beiden Ufern des Schatt ziehen sich auf weiten Strecken wohlgepflegte Dattelhaine hin; sie sind für die Araber, was für unsern europäischen Landmann das Getreidefeld ist.

Das Paschalik Bagdad war früher von der ottomanischen Pforte fast unabhängig; es hatte erbliche Herrscher, welche dem Sultan ganz einfach die Huldigung leisteten. Jetzt wird der Pascha von Konstantinopel aus ernannt; er hat aber allezeit einen schwierigen Stand, und seine Herrschaft über die Stämme der Wüste besteht mehr dem Namen nach als in der Wirklichkeit. Er könnte die Nomadenvölker, welche in Mesopotamien umherziehen, nicht unter das Joch beugen, wenn er auch über eine doppelte oder dreifache Zahl von regelmäßigen Truppen verfügte. Vier große Nomadenstämme betrachten das Land zu beiden Seiten des Tigris als ihr Eigenthum; die Montefik, die Schamars, Dscherbas und Abubiels, und sie können zusammengenommen zwanzigtausend Reiter in's Feld stellen. In unseren Tagen haben sich die Engländer erfolgreich bemüht, diese Stämme in ihr Interesse zu ziehen, und geben manchem angesehenen Scheich Jahresgeschenke.

Von Bagdad aus machen europäische Reisende einen Ausflug nach den Ruinen von Babylon. Flandin unternahm denselben am 4. August und zog Abends, von drei Reitern begleitet, über die Tigrisbrücke nach Mesopotamien hinein. Die Türken und Araber nennen dieses Land zwischen Euphrat und Tigris Dschesireh, die Insel. Der Weg führte den Reisenden nach Süden durch eine dürre, öde Wüstenei mit unabsehbarem Horizonte. An einzelnen Stellen findet der Reisende einen Raststort, Chan, wo er Wasser, Brot, Melonen und Gerste für die Thiere erhalten kann. Man legt die Strecke von Bagdad nach Hilla in zwei oder drei Tag- oder Nachtreisen zurück und hält unterwegs fünf Mal Rast.

Professor Petermann ging im Januar 1854 dorthin und litt weniger an Hitze als der französische Reisende. Unser Landsmann hatte einen andern gelehrten Deutschen, Oppert aus Hamburg, bei sich. Er kam über das berühmte Schlachtfeld von Kunaxa; aber ein Dorf, welches auf demselben steht und Kunesia heißt, ist nach Oppert's Ansicht nicht das alte Kunaxa.

Hilla am Euphrat.

Hilla (Hellah, Helleh, oder auch Hille) liegt etwa zwanzig deutsche Meilen südsüdwestlich von Bagdad. Das Land, welches sich zwischen beiden Punkten hindehnte, ist, wie schon bemerkt, Wüste, aber in den Tagen des Alterthums glich es einem blühenden Garten. Die alten Babylonier hatten den Euphrat und den Tigris durch ein ausgedehntes Netz von Kanälen mit einander in Verbindung gebracht. Diese künstlichen Wasserstraßen wurden von Schiffen befahren und dienten auch zur Bewässerung der Felder. Von jenen riesenhaften Anlagen, welche sich an den Namen der Semiramis knüpfen und den alten Babyloniern zu hoher Ehre gereichen, sind nur noch zwei nicht gänzlich verschüttete Kanäle übrig geblieben. Der eine

Schiffbrücke in Bagdad.

liegt etwa neun deutsche Meilen von Bagdad entfernt und über ihn führt eine Schiffsbrücke. Flandin sah auf demselben einige große Barken festliegen, welche des niedrigen Wasserstandes wegen nicht weiter konnten, denn ein paar Monate im Jahre stagnirt der Kanal, weil alsdann das Wasser in den beiden Strömen einen tiefern Stand hat. Sieben Meilen weiter nach Süden liegt der zweite Kanal, Nahr Malcha, der aber zum Theil verschüttet ist und im August trocken war. Weiterhin kommt man noch über vier kleinere, die zwar von den Arabern auch Nahr, d. h. Kanal, genannt werden, aber kein Wasser mehr haben. Die Sorglosigkeit der Türken und die fatalistische Trägheit der Araber kümmert sich nicht um Verbesserungen. Sodann gelangt man auf einer Backsteinbrücke noch einmal über einen Kanal bei dem in Trümmern liegenden Weiler Mahanîl. Alle diese Kanäle laufen in parallelen Richtungen; das Wasser kommt aus dem Euphrat, der also bis in diese Region höher liegt als der Tigris.

Wir haben diese Kanalarbeiten als Riesenwerke bezeichnet, und das sind sie auch gewesen. So großartige Anlagen waren zum alleinigen Zweck einer Bewässerung der Felder nicht nöthig; diese kam wohl erst in zweiter Linie in Betracht. Die Hauptabsicht war ohne Zweifel, das Land alljährlich vor einer Ueberschwemmung zu bewahren, indem man den stürmischen Frühlingsfluthen freie Bahn schuf. Seit die Kanäle verfandet sind, richtet das Hochwasser in jedem Frühlinge Verwüstungen an. Indem die alten Babylonier auf kluge Weise die Verheerungen des nassen Elementes abzuwenden wußten, befruchteten sie zugleich ihre Felder und scheuerten Ernten ein, die wegen ihrer Ergiebigkeit im Alterthum sprichwörtlich waren.

Von Mahanîl aus werden einzelne Hügel sichtbar. Sie scheinen von der Natur gebildet worden zu sein, aber wir haben in ihnen die Trümmer des alten Babylon vor uns. Von der Stadt der Semiramis ist weiter nichts übrig geblieben. Sie war einst die größte Stadt der Welt; ihre Könige beherrschten einen weiten Theil Asiens; ihr Ruhm war bei allen Völkern des Alterthums verbreitet. Der Verfall begann, nachdem Cyrus sie erobert hatte. Vielleicht wäre sie zu neuem Glanz erblüht, wenn nicht ein frühzeitiger Tod Alexander den Großen hinweggerafft hätte. Der Macedonier hegte den Plan, gerade Babylon zum Mittelpunkte seines Weltreiches zu machen. Bei der Ländertheilung fiel die Stadt an Seleucus, der sich in der Nähe, zu Selencia, eine neue Residenz schuf. Aber auch diese verfiel, als Ktesiphon zur Blüthe emporstieg. So sehen wir in jener Gegend Verfall nach Verfall. Alle diese einst herrlichen und berühmten Kapitalen sind zu Staub und Trümmer geworden. Was ist übrig geblieben von den schönen Palästen, den hängenden Gärten und den reichen Tempeln? Selbst die Mauern sind in Schutt gesunken; wir finden nur noch Erdhaufen in einer öden Wüste. Welch ein ungeheurer Abstand zwischen jenem Babylon, welches Herodot (wir wissen jetzt, vollkommen wahrheitsgetreu) geschildert, und dem armseligen Orte Hilla!

Hilla ist eine arabische Stadt am rechten Ufer des Euphrat und zählt etwa sechstausend Einwohner; die Gärten und eine kleine Vorstadt liegen auf der andern Seite, welche mit jener durch eine Schiffsbrücke verbunden ist. Die Häuser sind, was auch in dem alten Babylon der Fall war, aus gebrannten oder an der Sonne getrockneten Ziegeln aufgeführt. Die platten Dächer hat man mit Strohmatten und diese nur mit Lehmschichten belegt. Manche haben, wie in Bagdad und anderen Städten, sogenannte Serdabs, Kellerräume, in welchen man sich vom Monat Mai bis Ende des August gegen die drückende Hitze zu schützen sucht; diese steigt im Freien in der Mittagsstunde bis auf 38° R. im Schatten, während sie in den Serdabs nur etwa 27° R. beträgt.

Wir wollen einen Blick auf die Ruinen von Babylon werfen. Der erste große Hügel, dessen man von Mahanîl her ansichtig wird, heißt, wie Flandin bemerkt, bei den Arabern noch heute Babel oder auch Babel Mudschellebe (Mudschelibe), was so viel bedeute als: von unten bis oben Trümmer. Er gleicht einer ausgedehnten rechtwinkeligen Hochfläche, von welcher nach allen Seiten hin Erdhaufen herabgestürzt sind. Der Regen hat in die Abhänge tiefe Schluchten gerissen, und man findet noch viele Ziegelsteine. Wahrscheinlich war das Gebäude von Thürmen flankirt; das Material bildeten Backsteine, die dann mit härterm Stein bekleidet worden waren. Flandin fragt: ob hier wohl die Ueberreste des berühmten Thurmes zu finden seien; aber Oppert ist, wie wir bald zeigen werden, anderer Ansicht. Mudschelibe wäre, dem letztern zufolge, die Ruine der nördlichen Burg des alten Babylon. Die Franzosen fanden bei ihren Nachgrabungen auch eine macedonische Inschrift. Die Hügelreihe habe die äußerste Mauer der alten Stadt gebildet; eine zweite Hügelreihe bezeichne die inneren Mauern.

Im Süden des Mudschelibe, etwa eine halbe Stunde entfernt, und gleichfalls auf der rechten Seite des Euphrat liegt ein andrer Hügel, welchen die Araber als Kasr, Burg, Schloß, Palast bezeichnen. Er hat wenigstens drittehalbtausend Fuß im Umfange und gleicht mehr einem natürlichen Berg, als einem Trümmerhaufen. Seit Jahrhunderten haben die Bewohner von Hilla dort Steine gebrochen, um sich davon Häuser zu bauen.

Dieser Kasr ist die alte babylonische Königsburg, in welcher Alexander von Macedonien seinen hochstrebenden Geist ausgehaucht hat!

Unweit von demselben liegt ein dritter Hügel, Amran ibn Ali. Auf diesem sind wahrscheinlich die terrassenförmig angelegten „hängenden Gärten der Semiramis" gewesen. Von ihnen soll, wie die Sage geht, eine Tamariske übrig geblieben sein. Aber den Mohammedanern sagt eine andere Legende besser zu. An jener Stelle, behaupten sie, habe ihr berühmter Held Ali seine Lanze in die Erde gesteckt; da wollte Allah, daß sie Wurzel schlug, emporgrünte und diese Tamariske bildete. Hier war jedenfalls die dritte Mauer, welche gleichfalls durch eine Hügelreihe angedeutet wird. Durch ihre Thore gelangte man in die innere Stadt, die, nach Oppert, eine Ausdehnung von vier Meilen hatte und einen Raum von neun Quadratmeilen einnahm.

Petermann fand die eigentliche Stadt durch eine Masse von Trümmern, Scherben und Backsteinen angedeutet. Von Hilla führt ein etwa zwei Stunden weiter Weg durch einen Palmenhain nach einem Punkte, welcher das höchste Interesse in Anspruch nimmt. Wir meinen die Hügelmasse, welche unter dem Namen Birs Nimrûd oder Burdsch Nemrôd, Nimrods-Thurm, bekannt ist. Der Hügel, auf welchem derselbe steht, hat nach Flandin 60 Meter Höhe, ist 194 Meter lang, 150 breit, und die Grundlage rechtwinkelig. Auf dem Gipfel, fast in der Mitte desselben, steht ein massiver Pfeiler; in symmetrischen Entfernungen sind Oeffnungen, welche durch den ganzen Pfeiler gehen, der etwa 30 Fuß Höhe hat.

Höchst wahrscheinlich sind hier die Ueberreste des babylonischen Thurmes. Wir sahen ihn, schreibt Petermann, sobald wir aus den Thoren von Hilla kamen. Der Weg ging in südlicher Richtung über die Ebene. Es ist ein kleiner, mit der Mauer an der Nordseite gegen

150 Fuß hoher Hügel, der aber in der großen Ebene weithin sichtbar ist. Dieser, nicht natürlich, sondern von Menschenhänden aus lauter Backsteinen erbaut und von bedeutendem Umfang, hatte ursprünglich acht Absätze oder Terraffen von je 60 bis 80 Fuß übereinander, also zusammengenommen eine Höhe von 500 bis 600 Fuß, und von Außen eine Wendeltreppe, deren Gang man theilweise noch bemerken kann. Jetzt ist er mit Sand und Erde bedeckt und mit Gras bewachsen. Wir ritten bis auf den ersten Absatz und stiegen oder kletterten dann die zweite Anhöhe zu Fuß hinauf. An der Nordseite steht noch eine dicke, aber von allen Seiten abgebrochene, 42 Fuß hohe Mauer; wahrscheinlich endete an deren Spitze die zweite Terrasse. Dort waren wir nun auf dem ältesten und berühmtesten Denkmale der Welt (— wenn man von den ägyptischen Pyramiden absieht —). Dicke, halb verglas'te Ziegel und mächtige Steinblöcke, welche wir aber bei näherer Besichtigung als verglas'te Backsteine erkannten, liegen oben umher. Viele derselben haben leider meist verwitterte Keilschriften mit dem Namen Nebukadnezars, welcher diesen sogenannten Thurm restauriren ließ. Dergleichen Backsteine, die ganz genau einen babylonischen Fuß in Quadrat vorstellen, mit theilweise noch gut erhaltenen Keilinschriften, die stets den Namen desselben Königs zeigen, findet man in vielen Häusern von Hilla.

In weiter Ferne gegen Südost sieht man, vom babylonischen Thurm herab, das Dorf Kefel, wo das Grabmal des Propheten Ezechiel gezeigt wird. Bei Birs Nimrûd zeigt man auch ein „Grab Abrahams."

Wir verlassen das mesopotamische Tiefland und Babylon, um einen Blick auf die Alterthümer der assyrischen Hauptstadt zu werfen. Von Ninive am obern Tigris aus beherrschten mächtige Könige einen großen Theil Vorderasiens. Ihre Macht, Größe und Prachtliebe kennen wir aus den Darstellungen der Griechen und aus den Büchern der Juden. Die Angaben der Bibel haben in unseren Tagen ihre volle Rechtfertigung und Bestätigung gefunden. Ninive war gleich Babylon verschwunden, auch von seiner frühern Herrlichkeit zeugen nur Trümmer. Aber die Schätze der Kunst, welche aus ihnen zu Tage gefördert worden sind, erregen Staunen und Bewunderung, und die Keilinschriften auf den Backsteinen erscheinen als geschichtliche Urkunden von hohem Werthe. Seit Grotefend in Hannover den Schlüssel fand, die Keilschrift zu entziffern, sind in dieser Beziehung mächtige Fortschritte gemacht worden. Im Großen und Ganzen hat man eine sichere Unterlage für die drei verschiedenen Arten von Keilschrift: die assyrische, medische und babylonische, gewonnen; über Einzelnheiten ist man jetzt noch abweichender Meinung.

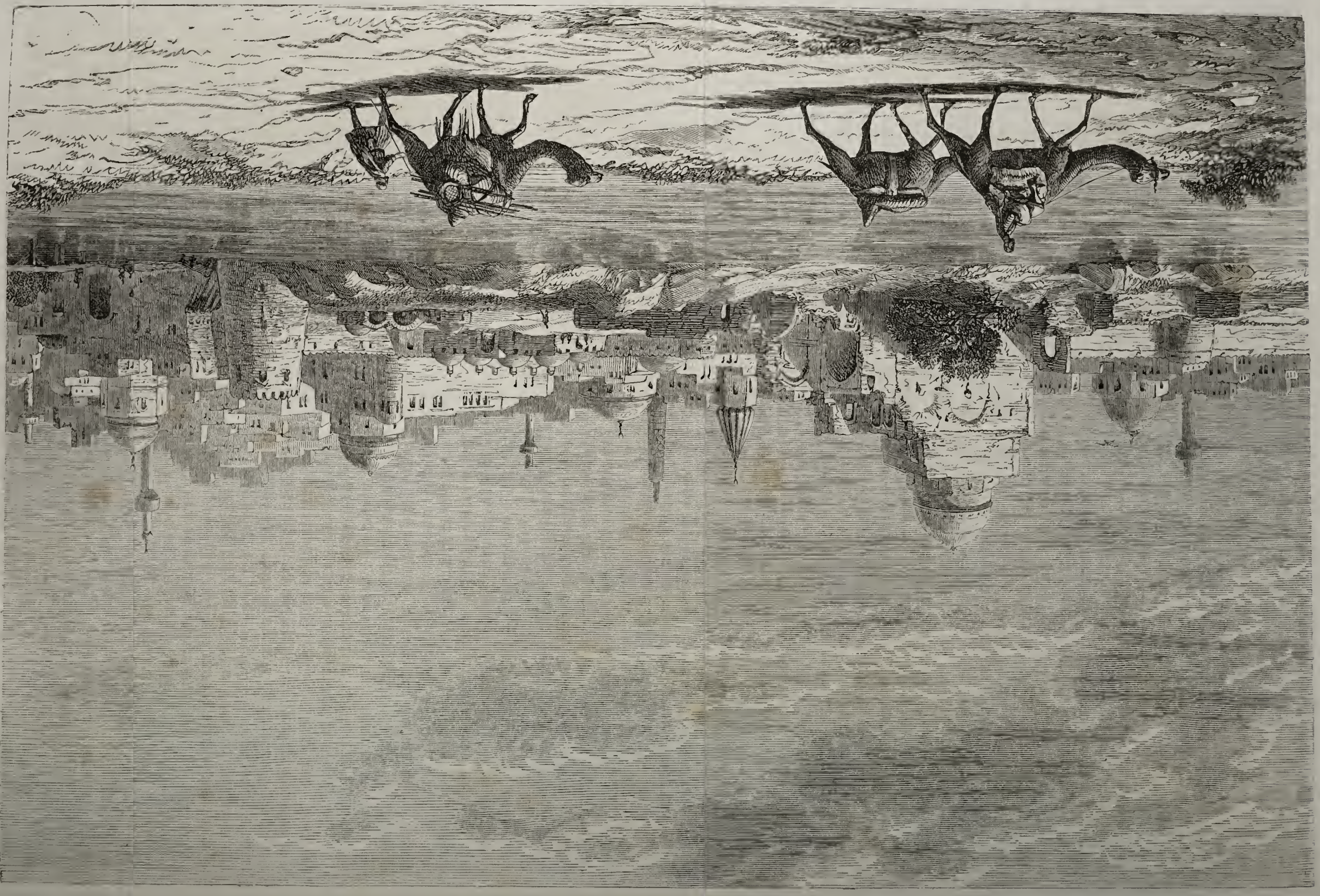
Die Ruinen im alten Assyrien waren lange unbeachtet geblieben, bis Rich, Resident der englisch-ostindischen Compagnie in Bagdad, den Erdhügeln bei Hilla seine Aufmerksamkeit zuwandte und eine Topographie des alten Babylon veröffentlichte. Im Jahre 1820 war er in Mosul und untersuchte die großen Hügel in der Nähe der Stadt. Von den Einwohnern hatte er erfahren, daß man dort vor einiger Zeit eine Skulptur, welche Menschen- und Thiergestalten darstellt, ausgegraben habe. Die Leute waren in Menge herbeigekommen, um das Wunderwerk zu besehen. Nachdem ein Geistlicher erklärt hatte, es handle sich um Götzenbilder der Ungläubigen, wurden diese Werke von den Mohammedanern zertrümmert. Rich fand nicht einmal mehr Bruchstücke, besuchte aber das Grab des Propheten Jonas und sah einige Inschriften. Der größte Hügel der Gruppe, welchen die Türken Kujundschik, die Araber Armuschiha nennen, erregte ganz besonders die Aufmerksamkeit des Reisenden. Aber er fand unter den Trümmern nur Scherben von Thongeräthen, Backsteine mit Keilschrift, einige Ueberreste von Gebäuden und einen kleinen stuhlartigen Sitz aus Stein. Weiter wurde ihm von Ninive nichts bekannt und er verließ Mosul, ohne zu vermuthen, daß dort die Paläste der assyrischen Könige begraben seien.

Im Sommer 1842 besuchte Henry Austin Layard (der jetzige Unterstaatssekretair im Ministerium des Auswärtigen zu London) zum zweiten Male Mosul. Er fand, daß der französische Konsul Botta mit Nachgrabungen im Kujundschikhügel beschäftigt sei, aber nur erst in kleinem Maßstabe. Layard ging nach Konstantinopel, blieb mit Herrn Botta in Briefwechsel und machte denselben insbesondere auf eine andere Hügelgruppe, welche Nimrûd heißt, aufmerksam. Aber es blieb Herrn Layard selber vorbehalten, dort späterhin großartige Resultate zu erlangen. Botta fuhr fort Ausgrabungen in Kujundschik zu veranstalten und hier förderte er das erste altassyrische Denkmal zu Tage.

Diese Entdeckung wurde durch einen Zufall veranlaßt. Botta's Arbeiter waren eben beim Ausgraben beschäftigt, als ein Bauer aus einem etwas entfernt liegenden Dorfe kam. Er fragte, weshalb man die Backsteine und Gypsstücke so sorgfältig aufbewahre, und erfuhr, daß man nach Steinen mit Inschriften und Bildwerken suche. Da rieth er ihnen, den Hügel zu untersuchen, auf welchem sein Dorf stehe, denn dort würden beim Häuserbau dergleichen Sachen in Menge bloßgelegt. Botta sandte dann einige Arbeiter nach Korsabad, denn so hieß das Dorf, welche einen Schacht in den Hügel einschlugen und dann in geringer Entfernung von der Oberfläche auf eine Mauer trafen; sie enthielt Gypsplatten mit Skulpturen. Nun eilte Botta selber an Ort und Stelle, ließ weiter graben und gelangte zu einem Gemache, das mit anderen in Verbindung stand. An den Wänden fanden sich Gypsplatten mit Skulpturen, welche Darstellungen von Schlachten, Belagerungen und dergleichen Begebenheiten enthielten. Hier waren geschichtliche Monumente zu Tage gefördert, die Archive des alten Assyriens wurden bloßgelegt, denn die Basreliefs enthielten zahlreiche Inschriften.

In Europa erregten diese Entdeckungen allgemeine Theilnahme; Julius Mohl erstattete darüber Bericht und die französische Regierung wies nicht nur die nöthigen Geldmittel zu weiteren Nachgrabungen an, sondern schickte auch den vortrefflichen Archäologen und Zeichner Flandin nach Mosul, um Herrn Botta zu unterstützen. Er traf im Mai 1844 dort ein und ging sofort an die Arbeit.

Wer in Mosul, das am rechten Ufer des Tigris liegt, über die Brücke auf die linke Stromseite hinübergeht, bekommt dort ausgedehnte kleine Hügelreihen in Sicht, welche das Volk Schöpfenberg, Kujundschick, nennt, weil dort Heerden weiden. Sie sind mit Gras und Gesträuch überwachsen, hängen aber mit dem zusammen, was einst einen sehr dicken und noch jetzt sehr hohen Wall bildete. Der eine Hügel ist nicht von der Natur aufgeworfen worden, wohl aber der andere, welcher aus Fels besteht, jedoch auch Spuren von Mauerwerk zeigt. Das unter ihm liegende arabische Dorf heißt noch jetzt Neïnivel oder Nebi Unus; das letztere Wort bedeutet Grab des Jonas, und rührt von einem mit Schriftzeichen versehenen Steine her, welchen die Muselmänner in der kleinen Dorfmoschee aufbewahren. Diese darf kein Christ betreten. Aber in Neïnivel und bei Kujundschick, von wo seit vielen Jahrhunderten die Bewohner der Umgegend fort und fort Steine zum Bauen ihrer Häuser geholt haben, war vorerst keine Ausbeute zu erwarten, wohl aber in Korsabad.



Ansicht von Mosul am Tigris.

Ausgrabungen in den Ruinen von Ninive.

Dieses kleine Dorf stand seitab von der Karawanenstraße, es war den Reisenden und Alterthumsforschern bis dahin völlig unbekannt geblieben. Auf einem Hügel, der etwa vierzig Fuß über die Ebene sich erhebt, lagen ungefähr fünfzig Hütten; sie gehörten Leuten, welche Mischlinge aus kurdischem und arabischem Blute sind.

Die von Botta veranstalteten Nachgrabungen waren, wie bemerkt, von Erfolg gekrönt. Zuerst kam ein prächtiger Kopf mit geradem, reinem Profil zum Vorschein. Man grub vorsichtig weiter. Der Stein wurde länger, man fand, daß der Kopf auch einen Leib hatte, entdeckte bald mehrere andere Skulpturen und überzeugte sich, daß man die mit einer Reihenfolge von Bildwerken bedeckte Wand eines Hauses bloßlegte.

Nun hatte man auch keinen Zweifel mehr, daß der ganze Hügel wichtige Ruinen enthalte. Botta besaß einen Befehl von der Pforte, demgemäß er die Dorfbewohner gegen Entschädigung expropriiren konnte. Die Geldfrage kam, als unbedeutend, gar nicht in Betracht, wohl aber der mohammedanische Aberglaube. Den Muselmännern gelten verschüttete alte Denkmäler, besonders solche mit Figuren, für Werke der Hölle und des Teufels. In Korsabad waltete aber ein günstiger Zufall ob. Die Bewohner hatten schon längst den Vorsatz gehabt, ihr Dorf vom Hügel hinab in die Ebene zu versetzen, weil dort ein kleiner Bach fließt, aus welchem die Frauen mit großer Mühe das Wasser holen mußten. Sie waren froh, ihre Hütten verkaufen zu können.

Aber zur Arbeit waren diese Leute nicht zu gebrauchen, und fleißige, ausdauernde Männer mußte man haben, wenn die Ausgrabungen gefördert werden sollten. Auch hier half ein allerdings an sich beklagenswerther Zufall.

In dem Hochgebirge, welches den mittlern Theil Kurdistans von den mesopotamischen Ebenen trennt, waren kurdische Horden unter Anführung des zu Dschesire herrschenden Häuptlings Beden Chan Bey über die christlichen Bewohner hergefallen. Diese, die Tiaris, sind Nestorianer und chaldäischen Stammes; sie hatten sich gewehrt und die Kurden zurückgeschlagen. Diese boten dann alle ihre Glaubensgenossen gegen die Tiaris auf, welche einer so großen Uebermacht nicht gewachsen waren. Ihre Dörfer wurden eingeäschert, die Heerden geraubt, viele Menschen ermordet, und die Ueberlebenden zerstreuten sich weit und breit. Eine Anzahl dieser Unglücklichen kam nach Mosul, um bei ihren Glaubensgenossen und den europäischen Konsuln Hülfe und Unterstützung zu suchen. Darüber wurden die fanatischen Mohammedaner der Stadt auf das Aeußerste erbittert, sie wollten alle Christen ermorden, erstürmten die katholische Mission und verwundeten einen Geistlichen tödtlich. Alle Nazarener hatten sich in ihren Häusern verrammelt und waren auf das Schlimmste gefaßt. Wie durch ein Wunder behielten sie das Leben. Mosul war einige Tage lang wie ausgestorben, kein Mensch ließ sich auf der Straße sehen. Die Mohammedaner selbst waren von einer abergläubigen Furcht ergriffen und die Christen kamen mit der Angst davon.

Botta verwandte diese flüchtigen Chaldäer bei den Ausgrabungen. Zweihundert Tiaris waren sechs Monate ununterbrochen bei der Arbeit. Im Mai, Juni und Juli zeigte das Thermometer 46° C. im Schatten; der Samum, der giftige Wüstenwind, quälte die Menschen oft genug; viele Arbeiter bekamen das Fieber, einige starben.

Nach einem halben Jahre war ein Theil eines großen Palastes bloßgelegt; der andere Theil ist nicht mehr vorhanden. Aber was man fand, ist kostbar und unendlich wichtig; Schätze, die dritthalbtausend Jahre verborgen gewesen waren, wurden endlich wieder von der Sonne beschienen. Neun Säle, jeder mit allen vier Wänden und durchaus unversehrt, waren an's Licht gebracht; außerdem sechs zum Theil in Trümmer gefallene Säle, dazu eine Anzahl von Façaden und Thüröffnungen. Die Skulpturen und Inschriften stellten dar und erzählten die kriegerischen Thaten der Nachfolger des Ninus.

Wir haben nun einen Einblick in die von den Propheten so hochgepriesenen Herrlichkeiten von Ninive. Der Prophet Nahum sagt: Ihrer Kaufleute waren mehr als Sterne des Himmels, ihre Fürsten wie Heuschrecken, ihre Obersten wie ein Heuschreckenschwarm. Ninive war voll Menschen, wie ein Teich voll Wasser; ihre Schätze unendlich, und es war Fülle an köstlichen Gefäßen und geschnitzten und gegossenen Bildern im Hause ihres Gottes. — Nach einem andern Propheten, Zephanja, war Ninive „die fröhliche, sorglose Stadt, welche in ihrem Herzen sprach: Ich und keine mehr!"

Die alten Assyrer bauten sehr lange aber schmale Häuser, welche von Mauer zu Mauer durch Balken gedeckt wurden. Die große Halle des von Layard in Nimrûd bloßgelegten Palastes hat bei einer Länge von 160 Fuß eine Breite von nur 35 Fuß. Die Mauern bestanden, wie in Babylon, aus Ziegelsteinen, meist an der Sonne getrockneten, mit Stroh vermischten Würfeln; deshalb machte man solche Wände sehr dick, von fünf bis zu fünzehn Fuß. Die inneren Wände der Säle und Zimmer waren bis zur Höhe von zwölf Fuß mit Platten von weißem, grauem oder gelbem Kalkstein oder Alabaster bekleidet. Diese Steinplatten versah man mit Skulpturen oder bemalte sie und hieb Keilschriften ein; nicht selten sind auch die Gypsplatten des Fußbodens mit Inschriften versehen. Die Wände oberhalb der Skulpturen finden wir mit gebrannten und verglas'ten Ziegeln ausgesetzt, die Balken des Dachwerks haben nicht selten Schnitzarbeiten in Holz und Elfenbein, sind auch wohl mit Silber- und Goldplatten und Edelsteinen verziert.

Die Paläste wurden bei der Zerstörung Ninive's in Brand gesteckt. Die Balkendächer brachen verkohlt zusammen und stürzten auf das Pflaster der Gemächer hinab. Noch jetzt sind solche verkohlte Balken vorhanden. Die oberen Theile der Mauern verwitterten dann, wurden durch den Regen hinabgespült und bedeckten den untern Theil der Zimmer mit ihrem Schutt. Aber gerade diesem Umstand ist es zu verdanken, daß Skulpturen und Inschriften bis auf unsere Tage erhalten worden sind, und daß wir nun einen vollen Einblick in das Leben und Treiben der alten Assyrer gewinnen.

Alle Wände und Mauern an den Palästen, sowohl an der Innen- wie Außenseite, waren mit Skulpturen geziert. Die Assyrer hatten, wie Flandin sich ausdrückt, einen sehr fruchtbaren Meißel. Könige und Wesire, Priester und Götterbilder, Eunuchen und Krieger, Schlachten und fröhliche Feste sehen wir plastisch vor uns, nicht minder das ganze häusliche Leben. Die Darstellung wirklicher, leibhaftiger Menschen wechselt ab mit Gestalten fabelhafter, phantastischer Thiere; gigantische Stiere bis zu achtzehn Fuß Höhe mit einem Menschenkopf und mit Flügeln standen an den Haupteingangsthoren der Paläste. Die Zahl dieser assyrischen Minotaure (welche gleichsam die Stelle der Sphinxe in Aegypten zu vertreten scheinen) war sehr beträchtlich; wir kennen jetzt schon mehr als zwanzig. Die Vorderseite der Paläste, vor welcher solche Minotauren aufgestellt waren, muß einen majestätischen Eindruck gemacht haben. In der ganzen Auffassung der Assyrer lag etwas, das uns wild und übertrieben, aber auch großartig und er-

haben erscheint und einen mächtigen Eindruck nicht verfehlt.

Bemerkenswerth erscheint der Umstand, daß die Skulpturen und Gemälde in Ninive keine Frauen darstellen, ausgenommen da, wo sie als Kriegsgefangene erscheinen.

Die Kunst des Verglasens, des Emaillirens, also der Schmelz, ursprünglich eine chaldäische Erfindung, hat sich bis auf unsere Tage bei den Völkern fortgepflanzt, von welchen die Assyrer in ihrer geschichtlichen Rolle abgelöst worden sind. Sie ist nach Persien und Afghanistan verbreitet worden. Polychromie war bei den Chaldäern in Ninive wie in Babylon eben so in Gebrauch wie bei den Aegyptern. Sie beschränkten sich dabei auf die Farben grün, blau, roth, gelb und schwarz. Auch die Skulpturen wurden bemalt. Wir wissen nun, daß die Griechen viele Elemente ihrer Architektur und Skulptur den Assyrern entlehnt, allerdings aber dieselben, vermöge des ihnen innewohnenden Genius, vielfach modificirt haben.*) Bei den Assyrern finden wir dasselbe System der Farbengebung wie bei den Aegyptern. Aber die Ersteren haben doch im Allgemeinen eine selbständige Kunstfertigkeit gehabt. Der Styl ihrer Skulpturen ist in Zeichnung und Ausführung verschieden von jenem der Aegypter, er ist freier, natürlicher und weniger konventionell; er tritt auch plastisch deutlicher hervor. Dem Aegypter ist der Umriß der Gestalt die Hauptsache, bei dem Assyrer tritt sie voll, modellirt hervor, die Nachahmung der Natur ist Frische, die Gestalt immer stark und voll, der Ausdruck des Gesichtes mannichfaltiger und lebendiger. Den Ursprung dieser Kunst muß man in Babylon suchen.

Aus den Ruinen von Ninive.

Das älteste Bauwerk bei Mosul ist der nördliche Palast in Nimrûd; jener von Korsabad ist jünger und der von Kujundschik rührt wohl aus späterer Zeit her, vielleicht erst von König Sanherib.

Wie dem aber auch sein möge, wir sehen nun in den großen Museen der europäischen Hauptstädte herrliche Denkmäler alter Kunst, welche dritthalb Jahrtausende unter Schutt und Trümmern begraben lagen; die Schilderungen, welche die alten Juden und die Griechen von Assyriens Macht und Ninive's Herrlichkeit entworfen haben, fanden ihre volle Bestätigung.

*) Braun, Studien und Skizzen aus den Ländern der alten Kultur, bemerkt S. 328: „Die sogenannten ionischen Formen gelangten zuerst zu jenen Völkern, welche der asiatischen Heimath dieser Formen am nächsten saßen, zu den kleinasiatischen Joniern. Das dorische Tempelgerüst war dort bereits vorhanden und auf dieses Gerüst hat der ionische, das heißt assyrische, Styl sich übertragen. Man sehe nur die Ruinen von Ninive oder jene von Persepolis, wohin assyrische Kunst drang. Sogar die Ornamente am Erechtheum, Palmetten- und Geisblattknospen säumen schon den Rock assyrischer Könige".

Von Mensa nach Keren im Lande der Bogos.*)

Von E. H. z. S. C. G.

Die heftigen Gewitterregen der letzten Tage schienen besserem Wetter Platz machen zu wollen. Die nächste Umgebung war gehörig durchstreift worden und unsere Patienten befanden sich so weit auf dem Wege der Besserung, daß ich den Vorschlag machen konnte, in kleiner Gesellschaft nach dem entferntesten Punkte, den unsere Expedition im Auge gehabt, nach Keren, aufzubrechen. Galt es doch vor Allem, unsere Neugierde über den vielbesprochenen und uns oft als Jagd-Eldorado beschriebenen mythischen Fluß Ainsaba zu befriedigen.

Die Gesellschaft bestand aus meinen beiden Neffen, dem englischen Konsul, dem Reza Effendi, dem Naib und mir selber. Die besten Kameele, zwölf an der Zahl, wurden ausgesucht, ein Jeder sattelte sein Maulthier, und da sich das meinige noch nicht von den Strapazen der Reise erholt hatte, so bestieg ich das Streitroß eines der uns begleitenden Beduinen, das mich fortan tragen sollte.

Am 12. April um 11 Uhr Mittags setzten wir uns bei schöner frischer Luft in Bewegung und zogen nordwestlich in der Mensa-Hochebene hin. Nach einem Ritt von zwei guten Stunden hatten wir auch diese im Rücken und zwischen den rechts und links hochaufsteigenden Gebirgen bewegten wir uns auf einem sehr hügeligen und steinigen Terrain dahin. Die Gegend unterscheidet sich wenig von der Umgebung Mensa's, nur daß der Charakter der Hochebene allmälig verschwindet und mehr den einer weitgedehnten Hügelebene annimmt.

Gegen zwei Uhr machten wir in der Nähe des nun verlassenen Dorfes Belta Halt. Der erquickende Schatten einer riesigen Sykomore lud uns zum Lager ein, und einige Perl- und Frankolinhühner, die wir vom Sattel aus herabschossen, würzten unsere Suppe.

Nach einer Stunde brachen wir wieder auf und erreichten nach kurzem Ritt einen beträchtlichen Höhenzug, der überstiegen werden mußte, damit wir zu unserm Nachtlager gelangen konnten. Die Arbeit war aber für unsere armen Thiere entsetzlich schwer, und wir selbst hatten alle Mühe, das Gebirge zu Fuß auf der einen Seite in die Höhe und auf der andern wieder hinabzuklimmen.

In einem Engpasse begegneten wir einem Trupp wandernder Eingeborenen. Obgleich ihre Blicke eben nicht besonders freundlich auf uns ruhten, legten sie doch als Friedenszeichen Schwert und Lanze auf den Boden, und wir wechselten den üblichen Händedruck.

Wir erfuhren von ihnen, daß wir bei nicht zu großer Eile noch vor Sonnenuntergang das Flußbett des Ababa erreichen würden, der noch trinkbares Wasser enthalte. Es wurde also wacker drauf losmarschirt, und nur ab und zu nach den verschiedenen Hühnergattungen gefeuert, die vor uns aufstanden. Ehe wir aber noch eine längere Strecke zurückgelegt, umwölkte sich der Himmel schon wieder und ein kühler Wind trieb Massen schwarzen Gewölkes zu uns heran. Glücklich erreichten wir noch den für die Nacht ersehnten Lagerplatz, waren aber kaum mit Abpacken beschäftigt, als uns ein furchtbarer Platzregen unter die hohen Bäume trieb, welche, wie an allen diesen Strömen, die Ufer beschatten. Nichtsdestoweniger wurden wir vollständig durchnäßt, und erst als es beim Hereinbrechen des Dunkels aufgehört hatte zu regnen, war unsere Lagereinrichtung vollendet. Nun aber schürten wir auch, da der Wind eisig kalt durch das Thal wehte, ein mächtiges deutsches Feuer an, bei dem wir uns trockneten und, nach alter Jägersitte, noch lange in der heitersten Laune plauderten. Mit wahrer Wuth hieben wir die oft genug verwünschten Mimosenbäume nieder, und übergaben sie mit ihren anderen dornenreichen Verwandten, aus Rache für die auch auf diesem Ritt wieder gerissenen Wunden, dem Flammentode. Der beste Schlaf erquickte uns, und kaum stieg die Sonne über die zackigen Gebirgsspitzen empor, als auch schon Reza Effendi, mit dem gewöhnlichen freundlichen Gesicht, seinen Ruf ertönen ließ: chocolate is ready.

Bald war Alles auf den Beinen, der warme Trunk genossen, die Thiere wurden eingefangen und gesattelt und weiter ging es am Flußbette hin. Doch nicht lange durften wir uns des Reitens auf dem weichen Boden erfreuen. Wir mußten das Flußbett wieder verlassen, um auf's Neue eine ähnliche Wasserscheide wie gestern Abend zu überschreiten, was uns eben so hart ankam, wie den armen Maulthieren und Kameelen.

Doch von jetzt an veränderte sich die Gegend. Sie wurde offener, wenn auch nicht ebener; Hügel reihte sich an Hügel, weit rückwärts ragten jedoch noch immer die hohen Berge von Mensa über Alles hinweg, und vor uns stieg in einer Entfernung von etwa vier oder fünf Meilen eine Gebirgskette empor, an deren Fuß das in den Berichten der Heuglin'schen Expedition so viel genannte Keren liegen sollte. Es ist von dem Strombette des Ainsaba, das nun zwischen jenem Ort und unserm heutigen Nachtquartier lag, etwa vierthalb Meilen entfernt.

Auf der Karte Petermann's (Bogos- und Habab-Länder) ist jener Fluß nicht eingezeichnet, dafür aber eine lange Gebirgskette, welche er Eibaba nennt, und die sich parallel mit dem Ainsaba von Süden nach Norden erstreckt. Ich zweifle, daß die Karte richtig ist; nach ihr hätten wir das Land San nahi betreten, welches nach der Aufzeichnung wie eine Ebene erscheint, jedoch, im Widerspruch damit, ähnlicher dem von Heuglin aufgenommenen Special-Aufriß ist. Auch dieser enthält freilich viele Unrichtigkeiten, da Heuglin selbst nicht über Mensa nach Keren gekommen ist.

Die Gegend hatte sich jetzt in jeder Weise verändert. Die reichere Vegetation des Mensathales war fast ganz verschwunden; die Bergrücken schienen meist ganz kahl und nur an den Abhängen zeigten sich Mimosen und verkrüppelte Oliven. In den tieferen Thaleinschnitten dagegen wuchsen so riesige Exemplare von Affenbrodbäumen und Euphorbien, wie wir sie bisher noch nicht gesehen. Auch einzelne schöne Tamarisken und Tamarinden wurden ab und zu angetroffen. Die Granitformation des Mensa-

*) Se. Hoheit, der Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha, unternahm, von seiner Gemahlin Alexandrine begleitet, einen Ausflug nach Ostafrika, dessen äußerstes Ziel das in dem obigen Aufsatze geschilderte Keren im Lande der Bogos sein sollte. Außer beiden Hoheiten bestand die Reisegesellschaft aus den Fürsten Hermann von Hohenlohe, dem Prinzen Eduard von Leiningen, Friedrich Gerstäcker, dem Major Reuter, dem Arzt Dr. Hassenstein, dem Dolmetscher Reza Effendi, dem Maler Kretzschmer und dem Ornithologen Alfred Brehm und dessen Gattin. Am 28. Februar 1862 ging die Expedition von Triest nach Alexandria, kam am 6. März nach Kairo, unternahm eine Fahrt nilaufwärts und schiffte sich am 27. März in Suez nach Massaua ein.

gebirges veränderte sich hier ebenfalls zu Glimmerschiefer und einem mit Kiesel, Feldspath und Thonschiefer vermischten Gestein. Der Boden erschien, je mehr wir von dem höhern Gebirgsland herabstiegen, auch viel heißer, und trotz des vielen Regens, der auch diese Gegend heimgesucht, zeigte sich doch beinah nirgends grünes Gras.

Heute war der Himmel rein und vom frühen Morgen an brannte die Tropensonne unbarmherzig auf uns herab.

Nach einem Ritt von mehreren Stunden, der nicht das geringste Anziehende bot, erklommen wir ein felsiges Plateau, auf dem das nicht unbedeutende Dorf Gabei-Alabu lag. Die Bevölkerung war zu Hause, was in dieser Jahreszeit bei den meisten Dörfern nicht der Fall ist, und über vierzig Krieger kauerten in ihrer gewohnten Weise um eine nur dürftigen Schatten bietende Sykomore mitten zwischen den Hütten. — Auch hier schien unser Kommen wohl Erstaunen, aber wenig Freude hervorzurufen, und es bedurfte einer längern Unterredung zwischen dem Naib und dem Scheich des Dorfes, um freundliche Mienen zu gewinnen. Bald wurden wir in den Kreis eingeladen, ich wechselte mit den Kriegern den Händedruck, stieg vom Pferd und genoß mit unendlichem Behagen frische Milch, die uns im Ueberfluß gereicht wurde.

Wir hielten uns jedoch nicht lange auf. Der Scheich und einige Krieger erboten sich, uns an den Strom zu geleiten und trieben noch eine Kuh herbei, die für uns zum Geschenk bestimmt war. Am Abend erfuhr ich von dem Naib, daß auch zwischen den Beduinen der Samhara, deren Fürst er ist, und den Nomadenvölkern dieser Gegenden Blutfehde bestanden habe, daß er aber jetzt mit ihnen, auf Wunsch der türkischen Regierung, vollen Frieden zu schließen gedächte. Kleine Fehden finden aber auch in diesem, weder der Pforte, noch dem Kaiser von Abyssinien gehörenden Landstriche fortwährend statt, und erst wenige Tage vor unserer Ankunft in Gabei-Alabu waren einige Krieger bei einem Streit mit den Bewohnern eines benachbarten Dorfes erschlagen worden.

In keiner Weise jedoch konnten wir auf der ganzen Reise zwischen diesen wilden Völkerschaften auch nur über die geringste Unbill klagen, und ich muß lobend erwähnen, daß uns überall mit aufrichtiger Freundlichkeit und Gastfreundschaft begegnet wurde.

Noch waren keine zwei Stunden vergangen, als unsere Führer auf ein dunkelgrünes Band zeigten, welches sich malerisch zwischen das reiche braungraue Gebirge hineinzog. Es war das Flußbett des Ainsaba. Bald hatten wir dasselbe erreicht; der Strom hielt noch etwa dritthalb Fuß Wasser und floß silberhell und reißend dahin. Wie erquickten sich unsere Augen an der so lang entbehrten lebendigen Fluth! Eine bequeme Furt war bald gefunden, und wir lagerten uns dicht am Strom auf einem kleinen, von uralten Bäumen beschatteten Grasflecke.

Jener mythische Fluß, welcher in den hohen Felsengebirgen Abyssiniens entspringt und sich nach meilenweitem Nordlauf im Sand der Wüste verlaufen soll, hatte da, wo wir ihn trafen, ungefähr die Breite des Mains bei Lichtenfels. In unendlichen Windungen sendet er sein klares Wasser durch das Gebirgsland und erquickt mit seinen zweimal im Jahr austretenden Fluthen, auf beiden Seiten des Ufers, und etwa in der Breite von dreihundert Schritt die durstige Erde. Soweit dies der Fall ist, zeigt auch der Boden die ganze Fülle der Tropenvegetation; wunderbar geformte Bäume, dicht mit Lianen überzogen, wechseln malerisch mit haushohem Schilf, und dieses umgiebt wieder kleine grüne Flächen voll üppigen Blumenflors. Tausende von Vögeln aller Art bevölkern diesen schmalen Streif Erde, der gleich einer Oase meilenweit den Strom begrenzt, und alle Thiere der Gegend kommen früh oder Abends zu ihm gewandert, um sich an seinen klaren Fluthen zu erquicken. Im hohen Sommer soll sich aber auch schon in dieser Gegend das Wasser, mit Ausnahme weniger Stellen, total verlieren.

Wir trafen erträglich hohes Wasser, aber dieser Umstand war für die erwartete Jagd ein höchst kläglicher. Man hatte uns nämlich sicher versprochen, daß wir am Ainsaba, durch Ansetzen an den Tränkplätzen, Löwen und Rhinoceros zu sehen bekommen könnten. Jetzt war natürlich keine Aussicht dazu, da jene, hier ohnehin nicht häufig vorkommenden Thiere auf viele Meilen hin gen Süd und Nord reichlich Wasser fanden. Dennoch sollte, wie wir später in Keren erfuhren, ein altes männliches Rhinoceros erst vor kurzer Zeit ganz in der Nähe unseres jetzigen Lagerplatzes erlegt sein.

Während man die Zelte aufschlug und Holz zum Feuer zusammentrug, rasteten wir Jäger aber nicht. Ein Jeder streifte nach Gutdünken in den schmalen Streifen Urwald hinein und bald krachte es in allen Richtungen. Ich selbst schoß an diesem Tage sechs verschiedene Arten von Hühnern: Perlhuhn, zwei Arten Frankolin, das reizend schöne und zierliche Wüstenhuhn, und zu meiner nicht geringen Verwunderung Feldhühner, die den unseren vollkommen ähnlich schienen. Dr. Brehm versicherte mir später, daß diese Art Huhn wahrscheinlich noch gar nicht bekannt sei. Zu meinem großen Leidwesen, da ich viele davon antraf und schoß, wanderten sie aber, anstatt für die Sammlung präparirt zu werden, in unsere Suppe.

Doch wir hielten uns nicht etwa nur allein dabei auf, für die Küche zu sorgen, sondern erlegten auch noch eine Menge anderer Vögel, Tauben, Papageien, Paradiesfinken ꝛc., und nur erst der Hunger trieb uns bei Sonnenuntergang in's Lager zurück. Ich selber hatte noch wenige Schritte zu meinem Zelte und bereits die brennenden Lagerfeuer vor Augen, als mich ein auffallendes Zusammenlaufen unserer Schwarzen dem Ufer zu stutzig machte. Ehe ich sie aber erreichen konnte, fiel ganz in meiner Nähe ein Schuß, und ich erkannte jetzt inmitten der Gruppe den englischen Konsul, der mit abgeschossener Büchse heftig gestikulirend dastand, und vernahm den Schrei: Ein Löwe — ein Löwe! — Cameron erklärte mir, er habe auf ein vierfüßiges Thier geschossen, das von der andern Seite des Flusses herübergeschaut, und er glaube getroffen zu haben. So großen Zweifel ich auch hatte, daß das Thier ein Löwe gewesen, so sprang ich doch sofort in's Wasser und watete an's andere Ufer. Hier aber war es in dem niedergetretenen Gras ganz unmöglich eine Fährte zu unterscheiden, und auch nach langem Suchen in der Nähe und Ferne weder ein Tropfen Schweiß, noch irgend sonst etwas zu finden, was auf einen glücklichen Schuß hätte deuten können.

Nach Cameron's Beschreibung mochte sich das Thier, wenn es wirklich ein Löwe gewesen, noch im Flügelkleide befunden haben, und ich glaube weit eher, daß er nach einem Leoparden oder Wolf geschossen.

Heiter erregt nahmen wir, auf dem grünen Teppich gelagert, unsere Mahlzeit ein. Der Abend brachte uns Kühlung, und die hellen Feuer wetteiferten mit dem nun schon aufgehenden Monde, um uns die ganze Scene höchst malerisch zu beleuchten. Dicht neben uns ging es lustig zu. Unsere Schwarzen hatten die geschenkte Kuh bereits geschlachtet und unter Gesang und ewigem Geschrei, an das wir von Mensa her uns schon ziemlich gewöhnt hatten, gingen sie an die einfache Zubereitung ihrer Speise. Kaum mochte eine Stunde vergangen sein, als einige der Eingeborenen

zu uns heraneilten und wiederum von einem Löwen faselten, der sich aber diesmal an den Ueberresten jenes geschlachteten Rindes delektiren sollte.

Rasch griff ich zu meiner Doppelflinte, da ich diese bei der zweifelhaften Beleuchtung, wie bei der größern Nähe in welcher geschossen werden mußte, der Büchse vorzog, und eilte dem kaum ein paar hundert Schritte von unserm Lager entfernten Schlachtplatz zu. Natürlich hatte das Thier Reißaus genommen. Mit Mühe jagte ich die Eingeborenen zurück und suchte ihnen durch Zeichen verständlich zu machen, sich ruhig zu verhalten. Ich selbst drückte mich im tiefsten Schatten hinter einen dichten Busch, so daß ich den improvisirten „Luderplatz", der ziemlich hell vom Monde beschienen war, etwa fünfzig Schritte vor mir hatte.

Der Wind war nur mittelmäßig, und ich begann schon daran zu zweifeln, ob sich irgend ein Raubthier nähern würde, als plötzlich geräuschlos und halb vom Mond beschienen, halb von einem niedern Baume beschattet, ein katzenartiges Raubthier mir zu Gesicht kam. Ich konnte unmöglich die Farbe erkennen, und kaum daß es zum Katzengeschlecht gehörte; auf gut Glück feuerte ich und mag, den Zeichen nach, eine gute Portion Rehposten in das sammetartige Fell gejagt haben. Das Thier selbst aber war, trotz des eifrigsten Suchens, in der Nacht sowohl mit der Laterne, als auch am nächsten Morgen bei Tageslicht, nicht aufzufinden.

Erst spät kamen wir zur Ruhe, und merkwürdiger Weise blieben unsere bisherigen steten Begleiter, die Hyänen, diese Nacht aus.

Am andern Morgen wurde beschlossen, unsern herrlichen Lagerplatz für diesen Tag beizubehalten, sofort aber nach Keren aufzubrechen, die heißesten Stunden des Tages dort zuzubringen, und in der Abendkühle unser kleines Paradies wieder aufzusuchen. Nachdem wir Alle gebadet, ohne gerade sehr erfrischt zu werden, da das Wasser mehrere zwanzig Grad Reaumur hatte, setzten wir uns zu Pferde und erklommen die den Strom einschließende Hügelkette.

Das rauhe Gebirgsland war nun wieder betreten, von dem üppigen Grün, von der wuchernden Vegation keine Spur mehr. Bergauf, bergab ging es nun Keren zu, welches elende Dorf — denn etwas Anderes ist es nicht — wir bald am Saum einer ziemlich offenen Hochebene vor uns liegen sahen.*) Wir mochten kaum dritthalb Stunden geritten sein.

Als wir näher kamen, erkannten wir auch, etwas abseit von den Hütten, zwei größere Gebäude, die Wohnung des weit und breit bekannten einsamen Missionars Stella. Dieser wandten wir unsere Schritte zu. Die Einwohner mochten von unserm Herannahen Kenntniß gehabt haben, denn von überall her sahen wir die nackte, schwarze Bevölkerung nach derselben Richtung kommen. Der Naib fand sich jetzt veranlaßt, mehr in Ceremoniell einzuziehen. Seine Musikanten und Waffenträger eilten voran, bildeten eine gerade Linie und bald ertönte ihre herzzerreißende Musik. Er selber lud mich freundlich ein, an seiner rechten Seite zu reiten, und so zogen wir denn in die Umzäunung des Missionars ein.

Stella ist ein kleiner untersetzter Mann, mit stechenden klugen Augen, aber sonst wohlwollenden Zügen. Er gehört zu dem Orden der Lazaristen, welche in Paris ihren Superior haben. Unstreitig ist er, nach Allem was ich über ihn gehört und gelesen, zu den wenigen intelligenten Europäern zu rechnen, welche, von allem europäischen Leben abgeschnitten, seit einer Reihe von Jahren das Innere Afrikas bewohnten. Durch seinen hervorragenden Charakter, seinen Muth und sein kluges Benehmen ist er zu einer bedeutenden Person geworden. Er ist nicht nur bei der ganzen Bevölkerung der Bogos bis weit hinein zu den Barka-Stämmen höchst angesehen, sondern steht auch in einer gewissen Verbindung mit dem Kaiser Theodor und den ganzen politischen Verhältnissen Abyssiniens. Da er gut französisch spricht, hatte ich hinreichend Gelegenheit, viel Interessantes von ihm darüber zu vernehmen.

Die Ausbreitung der katholisch-christlichen Religion scheint ihm hier nicht allein am Herzen zu liegen. Er schien nach Allem, was ich vernommen, vorzugsweise Rathgeber und Vermittler zwischen obwaltenden Streitigkeiten der Stämme zu sein. Ein Gehalt, der ihm, wie er mir sagte, regelmäßig ausgezahlt wird, und der Besitz einigen Grund und Bodens, eine gut ausgesuchte Heerde, machen ihm, bei den wenigen Bedürfnissen des Landes, ein angenehmes Leben möglich. Arzneimittel und Pulver lernte er sich selbst bereiten; eine Anzahl schwarzer Diener, unter denen tüchtige Jäger sind, die auch mit dem Schießgewehr umzugehen verstehen, führen sein Hauswesen und verstehen auf europäische Art zu kochen.

Stella's Wohnhaus besteht aus einer einfachen Strohhütte, deren Dach durch mehrfach aufeinandergelegte Matten und Häute, einen weit besseren Regenschutz gewährte als unsere Hütten in Mensa, sich aber sonst von diesen nur wenig unterschied.

Freundlich kam uns Stella entgegen, und wir hatten bald Gelegenheit, uns bei einem kastigen Frühstück von der Vortrefflichkeit seiner Kochkunst zu überzeugen. Nur mit den Getränken war es nicht gut bestellt. Das abyssinische Bier (aus Honig bereitet) wollte uns durchaus nicht munden, desto besser schien aber der von uns mitgebrachte Cognac unserm Wirthe zu behagen.

Nach dem Frühstück ließen es sich meine beiden Neffen nicht nehmen, den dicht hinter den Hütten emporsteigenden Berg Sewán zu besteigen. Nach zwei Stunden kehrten sie, ganz entzückt von der herrlichen Aussicht, die sie dort oben genossen, wieder zurück. Ich und der englische Konsul benutzten dagegen die Zeit, um von unserm liebenswürdigen Wirthe Nachrichten über die Landesverhältnisse, wie über die letzten Bewegungen Heuglin's einzuziehen. Auch hier erfuhren wir, daß es die bestimmte Absicht jenes, nur von einem Herrn der Expedition begleiteten Reisenden sei, anstatt durch die Barka nach Chartum zu gehen, vor allen Dingen tiefer in Abyssinien hinein vorzudringen und den Kaiser Theodor aufzusuchen.

Wie schon erwähnt, liegt das Dorf Keren auf einer, der von Mensa ähnlichen, Hochebene, ungefähr viertausend Fuß über der Meeresfläche. Der Boden ist fruchtbar, wird aber nur ab und zu mit Durrah, etwas Tabak und dem gewöhnlichen Seifenkraute bepflanzt. In der Regenzeit finden dort zahlreiche Heerden vortrefflichen Grasboden. Nach Osten und Süden steigen rauhe Gebirge in die Höhe, während sich die im Norden liegenden Ketten mehr und mehr abflachen. Nach Westen zu sieht man den Bergen deutlich an, daß sie aus einer Ebene emporsteigen, denn unmittelbar hinter ihnen beginnt die unabsehbare Barka-Steppe. Wasser enthält die Hochebene soviel wie gar nicht; ein von Stella erst gegrabener Brunnen versieht ihn selber dürftig mit dem nöthigen Trinkwasser, und auch dieses ist wenig schmackhaft. Trotzdem würde sich die Gegend von Keren, gleichwie die von Mensa, vortrefflich zu Wein- und Tabaksbau eignen, auch dürften hier wohl veredelte Oliven einen großen Ertrag liefern.

*) Wir haben über Land und Volk der Bogos und über den Missionar Stella einen ausführlichen Bericht in Nr. 13 des Globus, S. 22 u. ff. mitgetheilt.

Bei den jetzigen Verhältnissen des Landes, der dürftigen Bevölkerung und der Energielosigkeit der Bedjekstämme ist jedoch an ein besseres Bebauen des Bodens nicht zu denken. Nach Stella's Ansicht befinden sich die Eingeborenen noch genau in den nämlichen Verhältnissen, wie vor Tausenden von Jahren, als die Griechen zuerst jene Gegenden besuchten. Deren Spuren sind aber jetzt verschwunden, und bis auf wenige griechische Gräber, die in der Umgegend noch ziemlich gut erhalten sein sollen, finden sich keine Anzeichen mehr von den früheren Entdeckern dieses abgelegenen Theiles der Welt.

Ehe ich, um den Rückweg anzutreten, mein Pferd wieder bestieg, erfreute mich Stella mit einem werthvollen Geschenk, und zwar mit einem kostbaren Manuscript, den Psalmen Davids in alt-abyssinischer Sprache, auf Pergament geschrieben, aus dem elften Jahrhundert. Das Buch ist jedenfalls außerordentlich selten, da die Kultur in Abyssinien von Jahrhundert zu Jahrhundert zurückging.

Obgleich sich die Einwohner mit Stolz Christen nennen, scheinen sie doch, mit Ausnahme der Erinnerung an unsere Christfesttage, wie Weihnachten und Ostern, wenig mehr von dem Christenthum zu wissen. Kirchen giebt es nirgends, obgleich sich uns Schwarze präsentirten, die sich für Geistliche ausgaben. Gottesdienst im Freien oder Gebete habe ich nie verrichten sehen. Nach Stella's Angabe soll aber im Innern von Abyssinien das kirchliche Verhältniß ein etwas geregelteres sein. Der Mohammedismus wird gehaßt und gefürchtet, da er sich seit Jahrhunderten immer mehr von Osten und Norden dem Kern Afrikas nähert und gerade nicht dazu beiträgt, die Civilisation zu fördern.

Die Bogosländer sind nun auch schon, obgleich sie sich zu Abyssinien rechnen, der türkischen Regierung mehr oder minder tributpflichtig; auch werden die sonst friedlichen Einwohner nicht selten von kriegerischen Einfällen der abyssinischen Truppen heimgesucht, welche angeblich für den Kaiser Abgaben erheben wollen. Theodor strebt entschieden nach dem Besitz alles Landes bis an das Rothe Meer, während die Pforte, damit sich weder England noch Frankreich der Ostküste des afrikanischen Kontinents bemächtige, soviel als möglich Gouverneure und Besatzungen in jene Distrikte gesandt hat. Die Frage um den Besitz scheint eine brennende werden zu wollen, und Stella versprach dem englischen Konsul, der ja beauftragt war, in nächster Zeit die Regelung der politischen Verhältnisse mit Kaiser Theodor zu besprechen, seine Vermittelung und Begleitung.

So wild und uncivilisirt auch die Bewohner dieser Gebirge sein mögen, so leben doch in ihren Volkssagen Rückerinnerungen an eine graue Vorzeit, in der sie eine wichtigere Rolle als jetzt gespielt. Unter Anderm behaupten sie, der Fluß Ainsaba habe seinen Namen nach der Königin von Saba bekommen, welche an diesem Flusse ihr Reich gehabt. Auch sollen sich einzelne hervorragende Männer stolz darüber ausgesprochen haben, daß sie die Nachkommen der alten Aethiopier wären.

Im Wegreiten besichtigten wir noch flüchtig die Grundmauern einer kleinen Kirche, welche Stella mit eigenen Händen aus Stein langsam erbaute. Der liebenswürdige Mann machte uns die Freude, uns zu begleiten, und sagte auch zu, die Nacht bei uns im Lager verweilen zu wollen. Noch vor Dunkelwerden erreichten wir dasselbe wieder und schon von fern schallte uns der laute Gesang aus tausend Vogelkehlen entgegen. Ueberall girrte und zwitscherte es; viele verschiedene Hühnerarten riefen ihre Völkchen zu den Ruheplätzen zusammen, und nur erst als der Mond hinter den Bergen aufstieg, verstummten jene Sänger. Dafür begann aber das weniger melodische Geschrei unserer arabischen Kameel- und Maulthierführer, die das Talent besitzen, am Tage so wenig als möglich zu thun und in der Nacht so viel als möglich zu schwatzen, zu singen und zu toben.

Gleichwie gestern hatten wir unsere Büchsen kaum in die Zelte gebracht, als wiederum vom Flusse her der Alarmruf erschallte. Hermann und ich eilten zur Stelle und erblickten auch wiederum, bei sehr zweifelhafter Beleuchtung, ein Thier von der Größe eines Hühnerhundes am jenseitigen Ufer. Unsere beiden Büchsen krachten zu gleicher Zeit, das Thier stürzte und wurde im Triumph an das diesseitige Ufer gebracht. Es war leider nur eine jener kleinen Wolfsarten, welche, etwas größer wie ein Schakal, sich besonders merkwürdig dadurch vor dem europäischen Wolfe auszeichnen, daß sie ungewöhnlich breite und lange Lauscher haben. Das Fell war aber, der schon zu weit vorgerückten Jahreszeit wegen, nicht zu gebrauchen.

Dieser glückliche Schuß ließ in uns alle Jagdpassion wieder erwachen; kaum war der letzte Bissen genossen, so zog auch ein Jeder von uns mit seiner Decke und Büchse nach irgend einem ihm passend scheinenden Versteck am Ufer, und allerhand Knochen und Ueberreste von Schlachtvieh wurden mitgeschleppt. Ich hatte mir, mit Hermann zusammen, auf dem Stumpf einer von den Fluthen umgestürzten uralten Tamariske einen herrlichen Sitz bereitet. Vor uns lag ein grüner Rasenfleck, der, ebenso wie der neben uns rauschende Strom, taghell vom Mond beschienen war. Wir lösten uns im Wachen getreulich ab, vernahmen aber nichts als das Quaken zahlloser Unken und das Summen der Mosquitos um uns her, die unsere Geduld auf eine harte Probe setzten. Auch erschien nicht einmal ein Wiesel bei der von uns ausgelegten Lockspeise. Nach mehreren Stunden kehrten wir denn auch, vom Thau durchnäßt, zu unseren Zelten zurück, um uns eines kurzen Schlafes zu erfreuen, da der nächste Morgen zu einem Pirschgang bestimmt war.

Kaum dämmerte es, so verließen wir unsere Lagerstätte; ein Jeder zog allein aus und kam, nach Verabredung, gegen Mittag wieder zurück. Es war manches Interessante von Vögeln — ganz abgesehen von vielen Perl- und Frankolinhühnern — erlegt worden. Ich selber hatte einen weiten Schuß nach einer sehr großen gestreiften Hyäne gemacht, und würde, da mich das Thier nicht gesehen und mit dem günstigen Wind, unfehlbar zum zweiten Male zum Schuß und dann um hundert Schritte näher gekommen sein, wenn der mich begleitende Wilde nicht durch unvorsichtige Bewegungen unsre Nähe verrathen hätte. Trotz der glühenden Sonne wurde das Lager abgebrochen und der Rückweg angetreten. Wir setzten es durch, die Wasserscheide noch an demselben Tage zu überschreiten und machten in der kleinen Mahabarebene Halt, um zu übernachten.

Am andern Morgen wurde früh aufgebrochen, um Mensa noch an demselben Tage zu erreichen, was auch bei einbrechender Dunkelheit geschah. Wir hatten nur kurze Zeit während der heißen Stunden gerastet.

Mit Freuden wurden wir in Mensa in unserm Hüttenlager begrüßt. Die zurückgelassenen Patienten hatten sich erholt, und das rauhe regnerische Wetter schien doch endlich der trockenen Jahreszeit Platz gemacht zu haben.

Die Insel Sardinien und ihre Bedeutung.

Das „Königreich Italien" trat als Bruchstück in die Reihe der europäischen „Großstaaten" ein; es debutirte damit, daß es ein Stück italienischen Bodens und Savoyen dazu an einen fremden Potentaten abgab. Dieser Fremde betrachtet die neue Schöpfung als sein Werk, und ohne ihn wäre es allerdings nicht zu Stande gekommen. Aber die traditionelle Politik Frankreichs will kein starkes, einheitliches Italien, und so wird sie auch nicht zugeben, daß das neue Königreich fertig werde. Der Protektor hält seinen Schützling an einer langen Schnur, die er nach Belieben enger anziehen kann. Wenn er eventuell nach der einen Seite hin eine „Abrundung" gestatten würde, so geschähe es nur, um auf einer andern Seite ein Stück abzuschneiden und für sich zu nehmen. Ein Länderschacher, wie jener in Plombières zwischen dem Kaiser Napoleon und dem piemontesischen Minister Cavour, rächt sich allemal. Auch wird von keiner Seite her bestritten, daß selbst über die Abtretung der Insel Sardinien an Frankreich zwischen beiden Staatsmännern eingehende Verhandlungen gepflogen worden sind. Napoleon sollte dieselbe als Compensation für Venetien erhalten und nachdem er geholfen hätte, das letztere für das neue Königreich zu erobern. Frankreichs Beherrscher trachtet dahin, das Mittelländische Meer in einen „französischen Binnensee" umzuwandeln. Zu diesem Zweck bedarf er nothwendig der Insel Sardinien und womöglich auch einer der balearischen Inseln. Daß England Einsprache thun würde, versteht sich von selbst; aber daß die Zeit kommen wird, in welcher das herzliche Einverständniß der beiden, durch den Aermelkanal geschiedenen Großmächte nothwendig ein Ende nehmen muß, kann von Niemand in Abrede gestellt werden.

Bevor Nizza und Savoyen an den Protektor Italiens und den „Befreier der Nationalitäten" abgetreten wurde, studirte man von französischer Seite diese beiden Landschaften sehr eifrig und es wimmelte in ihnen von französischen Agenten. Seit zwei Jahren geschieht Aehnliches mit der Insel Sardinien, deren Entwickelung von piemontesischer Seite allerdings sehr vernachlässigt worden ist. Man sagt den Sarden, daß es ein großes Glück für sie sein werde, wenn Frankreich sie annektire, und von Paris her wird der Welt verkündet, Sardinien brenne darauf, gleich der Schwesterinsel Corsika, mit Frankreich vereinigt zu werden. Die italienischen Patrioten wollen allerdings aufbieten, was in ihrer Kraft steht, um das „Opferlamm napoleonischer Vergrößerungsgier" nicht abschlachten zu lassen; aber wie weit würde ihre Kraft reichen?

Uns sind von einem Kenner Italiens die nachstehenden Schilderungen mitgetheilt worden.

Die Lage der Insel Sardinien, recht im Herzen des westlichen mediterraneischen Beckens, halbwegs zwischen Europa und Afrika, ist vortrefflich. Sie hat prächtige, von der Natur selber geschaffene Häfen, fruchtbaren Boden und ist einer großartigen Entwickelung fähig. Freilich müßte man, um Sardinien zu verwerthen und gute Resultate zu erhalten, vor allen Dingen daran gehen, der Insel eine gesündere Atmosphäre zu verschaffen und die tödtliche Fieberluft von den Gestaden zu entfernen. Man müßte die vielen Sümpfe und stehenden Gewässer austrocknen und ein vernünftiges Bewässerungssystem einführen, die wirthschaftlichen Verhältnisse mit den Anforderungen der Zeit und dem Bedürfniß in Einklang bringen, für ein ordentliches Straßennetz und Eisenbahnen sorgen und endlich eine geregelte Kolonisation begünstigen.

Doch wir wollen uns zunächst mit der Insel beschäftigen wie sie ist. Sie liegt zwischen Frankreich, Italien und Afrika; die südlichste Spitze Sardiniens, das Vorgebirge Teulada unter dem 38° 51′ 52″ 50, die nördlichste Spitze des Capo del Falcone, unter dem 40° 15′ 42″ N. Br., das östliche Vorgebirge, Camino, liegt unter dem 7° 30′ 6″ 20, und das westliche L'Argentiera, unter dem 5° 48′ 15″ 62 der Länge von Paris. An der Süd- und Nordspitze der Insel finden wir nach Westen mehrere kleine, zu Sardinien gehörige Inseln, z. B. Asinara, Rossa, Tavolara, Maddalena, S. Antioco, S. Pietro und Caprera. Die Hauptgebirgsgruppe ist die des Genargentu, welche sich im Bruncu bis 1917 Meter erhebt. Nördlich steigt mit ihren Granitmassen die Gruppe des Limbarra bis zu 1320 Meter empor. Getrennt davon erhebt sich bei Oristano ein Gebirgszug bis zu 1229 Meter und im Nordwesten ragen die aus Schiefer und Granit bestehenden Berge von Goceano und Rosa bis zu 1229 Meter. An der Ostküste finden wir die beiden Kalkberge Santo de Baonei und Alvo de Seinisceala und die Granitberge Serra de Pattada, Niedda und die Höhen von Cagliari. An den Quellen des Tirse erhebt sich das Granitplateau Nudosso, fast gänzlich aus Kalk bestehend; die Plateaus von Giara de Genone; von Trachyt der Sosa und Sassita und einige andere Erhebungen auf der Straße von Nosa nach Alghero. Die Tertiärbildung steigt höchstens bis 400 Meter. Die Insel hat auch bedeutende Ebenen, z. B. die von Cagliari bis Oristano sich ausdehnende Campidano und die Ebene von Nora, beide sehr fruchtbar. Die bedeutendsten Flüsse der Insel sind der Tirse und der Flumendosa. Ersterer entspringt zu Monteacuto bei Buddusa und ergießt sich in den Golf von Oristano, der Flumendosa dagegen hat seine Quelle am Genargentu, durchströmt die Barbagia und fällt bei Murevera in's tyrrhenische Meer. Beinahe alle Flüsse, mit Ausnahme des unbedeutenden Porto Torres, pflegen im Sommer zu versiechen.

In Folge von Lage und Gestaltung der Oberfläche hat Sardinien sehr gelinde Winter und überhaupt ein sehr warmes Klima. Im Sommer ist der Aufenthalt in den niederen Gegenden nicht angenehm, weil fast immer dicker Nebel auf den Thälern liegt; die bergigen Landstriche haben aber auch in dieser Jahreszeit heitern Himmel und eine köstlich milde Temperatur. Während der regenlosen Monate December und Januar ist der Himmel auf der ganzen Insel heiter und die Luft lau wie bei uns im Mai; im Februar wird die Witterung unbeständig und der März ist der kälteste Monat. Der April bringt viel Wind und Sturm, im Mai erst hat man vollen Frühling, aber im Juni beginnt die starke Sommerhitze und vertreibt die Bewohner aus ihrer Wintervillegiatur. In Sardinien geht man nicht im Sommer, sondern im Winter auf's Land. Die Leute suchen dann in den Städten hinter den dicken Mauern ihrer Steinpaläste Kühlung.

Sardinien hat fischreiche Seen. Man schreibt den Fischreichthum, welchen schon die Römer priesen (Solinus z. B. spricht von den Stagna pisculentissima Sardiniens), der Verbindung ihres süßen Wassers mit dem Meere zu, das um Sardinien herum fischreicher ist als im ganzen übrigen Mittelmeere. Die bedeutendsten Seen sind die von Santa-Giusta, von Cabras und Sassu bei Oristano,

der von Cagliari, von Caligo bei Alguer, von Palmes bei Iglesias und der von Platamona zwischen den Dörfern Sorso und Porto-Torre. Auch an warmen Quellen, die zu Bädern benutzt werden, fehlt es nicht; die bei Sardara sind die besuchtesten.

Längs der Küste besitzt Sardinien zwölf Seehäfen: jene von Cagliari, Sassari oder Porto-Torre, Alguer oder Porto-Conte, Bosa, Iglesias, Castel-Sardo, Tortoli, Posade, Terra-Nova, Longo-Sardo, Oristano und Porto-Palmas. Die besten und sichersten sind jene von Porto-Conte, Porto-Palmas, Terra-Nova und Cagliari. Der Meerbusen dieses Hafens, welcher auf der Südseite der Stadt liegt und fünfunddreißig Miglien im Umfange hat, gilt für einen der geräumigsten Europas. Als Kaiser Karl V. im Jahre 1535 seinen berühmten Seezug gegen Tunis unternahm, wählte er den Hafen von Cagliari zum Sammelplatz für die Schiffe. Dort lagen gleichzeitig die Flotten Spaniens, Portugals, Neapels, Siciliens, Genuas, des Papstes, Maltas und Venedigs und wurden auf sechs Monate mit Vorräthen versorgt.

Die vorgenannten Häfen sowohl wie die in's Meer hervorragenden Landspitzen sind seit uralter Zeit mit Thürmen für die Küstenbewachung versehen und werden zum Theil noch heute benutzt.

Schon bei den Alten galten manche Gegenden Sardiniens für ungesund. Die Malaria, hier Intemperie geheißen, äußert sich besonders in der Sumpfgegend bei Cagliari bis westlich nach Capo-Terra. Auch die unter dem Monte Santo hingedehnte Ebene von Pola, die Umgegend von Teulada, Oristano, vom Golf von Palmas und die Ebene von Nurra sind der Intemperie ausgesetzt. Das Flachland von Porto Torre ist wegen seiner Ungesundheit fast gar nicht angebaut. Auch Siviscola, Terranova, Arosei und Muravera an der Ostküste, sowie die Landstriche Samassi und Campidano in der Mitte der Insel und mehrere andere Orte und Gegenden erzeugen giftige Fieberluft. Aber diesen Uebelständen könnte man durch erhöhten und geregeltern Anbau, durch Entwässerungsarbeiten und Trockenlegen der Sümpfe allerdings abhelfen. Das Klima der Insel gestattet, alle Bodenerzeugnisse der warmen und der gemäßigten Zone anzubauen. Der Boden ist sehr ergiebig. Nicht blos der Weltlage halber, sondern auch wegen der Fruchtbarkeit der Insel waren einst Karthago und Rom auf den Besitz derselben eifersüchtig. Als das letztere die Karthager zur Abtretung Sardiniens gezwungen hatte, munterte es den Ackerbau auf und betrachtete das neue Besitzthum als eine der Kornkammern der Republik. Horaz, Strabo, Pomponius Mela, Lucian, Silius Italicus und andere Schriftsteller preisen die Fruchtbarkeit und den Ueberfluß an Früchten und Getreide. Einen Hauptausfuhrartikel bildet auch jetzt noch der Weizen, doch könnte bei vernünftigerer Bodenbewirthschaftung die Ausfuhr um das Fünffache vermehrt werden. Im Bezirk von Nurra und in einigen Gegenden des Campidano erntet man ihn häufig sechzig-, achtzig-, ja hundertfältig. Eine Pflanze erzeugt immer mehrere Aehren und die Stärke der Halme des sardinischen Weizens bewirkt überdies, daß sie sich nie unter ihrer schweren Körnerlast biegen. Nicht weniger reich ist Sardinien an Gerste, Mais, weißen Bohnen, Linsen und anderen Getreidearten. Auch treffliche Weine bringt die Insel hervor. Die besten Sorten wachsen bei Cagliari, Oristano, Alguer, Bosa und Sorso. Der zahme und wilde Oelbaum gedeihen. Die zahlreichen und sehr ausgedehnten Pomeranzen-, Citronen- und Cedratgärten bei Sassari, der mehrere Meilen lange Pomeranzenwald bei Milis, die an Orangenbäumen reichen Gegenden von Oliastro und Flumini liefern ein Ausfuhrprodukt, das den maltesischen Orangen wenig nachsteht. Der Quittenbaum soll auf der Insel heimisch gewesen sein und liefert oft zwei und drei Pfund schwere Früchte. Pflaumen-, Birnen-, Aepfel-, Aprikosen- und Pfirsichbäume tragen besseres Obst als auf dem italienischen Festlande. Die Feigen bilden einen bedeutenden Ausfuhrartikel, gleich den Mandeln, Granaten und Nüssen. Datteln bringt die Insel nur in geringer Güte hervor. Auch der Lorbeer-, der Johannisbrotbaum und mehrere Palmenarten kommen trefflich fort. Anpflanzungen von Baumwolle, Zuckerrohr, Kaffeebäumen und Indigo sind von Erfolg gekrönt worden. Man behauptet sogar, daß das Klima der Insel theilweise sich für die chinesische Theestaude eigne. Maulbeerbäume sind in Menge vorhanden, aber die Seidenzucht hat noch nicht die Höhe erreicht, welche bei den an und für sich günstigen Verhältnissen möglich wäre. Flachs und Hanf wird spärlich, Tabak dagegen in Menge angebaut. Das Salzkraut, aus welchem man Soda gewinnt, wächst wild. Der Mastixbaum und der Oelbaum, die auch beide wild wachsen, werden meist nur zur Feuerung verwendet. Etwa der sechste Theil der Insel ist noch mit Wald, zum Theil sogar mit Urwald, bedeckt. Von Forstkultur ist kaum die Rede. Der Wald enthält Korkbäume, Steineichen, Eichen, Wachholderbäume, Tannen, Kastanienbäume, wilde Oelbäume und Fichten. Das Stammholz Sardiniens könnte alle Arsenale ganz Italiens reichlich versehen.

Für den Jagdliebhaber ist Sardinien ein gelobtes Land, da der Eigenthümer des Bodens nicht mehr Anrecht auf das Wild als jeder beliebige Fremde hat. Edelhirsche, Damhirsche, wilde Schweine, Hasen und Rebhühner sind in solcher Menge vorhanden, daß man sie ohne Treiber jagen kann. Die Jagd auf Wasservögel ist sehr unterhaltend; häufig steigen lange Züge glänzender Flamingo's auf. Das der Insel eigenthümliche Muflon streift in Heerden auf den Bergen von Nurra, Iglesias, Neulada, Patada Lerono, bei Oliena und Fonni bis an den Berg Sarebus. Die Jagd auf das Muflon, das eigentlich mehr Gemse als Schaf ist, gilt für sehr beschwerlich; jene wilden Ziegen jagt man auf der unbewohnten Insel Tavolara.

Der Ackerbau liegt danieder; man hält fest am alten Herkommen. Alle Grundstücke werden in offene und geschlossene getheilt. Die offenen dürfen nur in gewissen Jahren bebaut werden, damit sie für die Hutung frei bleiben. Auf dem Grund und Boden haften große Lasten, die Geistlichkeit zieht den Zehnten ohne Abzug der Bebauungskosten und des Samens. Endlich aber liegt der größte Theil der Domainengüter gänzlich unbewirthschaftet. Die meisten Ackersleute sind Pächter, nur sehr wenige Bauern sind Eigenthümer des von ihnen bestellten Feldes. Ueberdies fehlt es an ordentlichen Bewässerungsanstalten. Die unselige Gemeinschaft der Weiden ist Schuld, daß man den Gebrauch der künstlichen Wiesen, die hier auch im Winter reichliches Futter liefern könnten, nicht eingeführt hat. So reich Sardinien an Erzeugnissen aller Art, so ist doch die Viehzucht noch immer der Hauptnahrungszweig seiner Bewohner, aber bei alledem findet sich dieselbe in einem so primitiven Zustande, daß man weder Heu noch Viehställe kennt!

Die sardischen Schäfer oder Viehhirten bilden gleichsam ein Volk von Nomaden, das über die ganze Insel zerstreut ist, entfernt von bewohnten Gegenden umher zieht, ohne einen andern Zweck als den, eben nur zu existiren und ohne andere Richtschnur als alte Uebereinkünfte und Sitten. Sie wandern mit ihren Familien von einem Orte zum andern, errichten, wo sie gute Weide finden, Hütten, die sie verlassen, um andere zu bauen, säen bisweilen ein wenig

Weizen oder Gerste um den Platz herum, wo sie sich aufhalten, und nähren sich von Wildpret, Milch und selbstbereitetem Käse, wovon sie auch in benachbarte Städte zum Verkauf senden. Jede Familie lebt in patriarchalischer Weise für sich. Der Vater, von Kindern und Enkeln umringt, ist zugleich Priester der Familie, da die Entfernung der Städte es diesen Leuten nur selten erlaubt, dem Gottesdienste beizuwohnen.

Der unterirdische Reichthum der Insel könnte eine ergiebige Quelle des Wohlstandes werden; ist aber noch fast gar nicht benutzt worden. Schon im Alterthum waren die Silber- und Eisenminen Sardiniens berühmt. Auch heutzutage findet man Silberstufen von großer Reichhaltigkeit. Blei ist so häufig, daß es wohlfeiler ausgeführt werden könnte als das englische. Das in großer Menge vorkommende aber wenig ausgebeutete Eisen ist besser als auf der Insel Elba. Auch Kupfer, Zink, Steinkohlen und Schwefel sind vorhanden, nicht minder Salz und schöne Marmorarten, Spießglanz, Sardonyx, Carneole, Chalcedone, Agate, Türkise und Granaten; sodann Alaun und manche vulkanische Produkte. Im vorigen Jahrhundert entdeckte man zu Oristano in einer Thonlage flüssiges Quecksilber, doch wurde jener auf dem Bauplatz eines Karmeliterklosters gemachte Fund nicht weiter beachtet. Die Alten sprechen von sardinischem Gold. Die Seefischereien, namentlich der Thunfischfang, und die Korallenfischerei sind von nicht geringem Belang.

Der Sarde ist im Durchschnitt mittelgroß, ebenmäßig, muskelkräftig, gebräunt; sein Haar schwarz, das Gesicht rund und mit etwas vorstehenden Backenknochen. Im Ausdruck seiner Züge liegt viel Belebtes; in seinen Bewegungen ist er lebendig und geschwind. Er ist ausdauernd, verwegen bis zur Tollkühnheit, empfänglich für Freundschaft, aber auch voll unversöhnlichen Hasses, sobald er sich beleidigt glaubt. Seine geistigen Fähigkeiten sind an sich nicht gering, aber weder entwickelt noch geregelt. Für Poesie ist der Sarde leidenschaftlich eingenommen und an Improvisatoren kein Mangel. Die sardischen Frauen sind zumeist von feinem Wuchs, das schwarze Auge funkelt, die Büste ist oft wunderschön. Schon im vierzehnten Jahre sind die Mädchen mannbar und bleiben hier lange frisch und wohlgestaltet. Sie gelten für geistreich, sind im Allgemeinen sehr sittsam, treu und in der Liebe beständig, doch entsetzlich eifersüchtig und geneigt, die Untreue des Geliebten blutig zu rächen. Die Volkstracht hat seit uralter Zeit sich kaum verändert. Der Mann aus dem Volke trägt über einer wollenen Jacke das aus gegerbtem Schaffell zusammengenähte Colletto, ein Kamisol ohne Aermel, das bis auf die Hälfte der Schenkel reicht, unten mit einem zierlichen Gürtel umgeben und auf der Brust, wo es durch Häkchen befestigt wird, offen ist. An dem Gürtel hängt ein Messer und die Pulvertasche. Die sehr weiten, an den Knieen in Gamaschen endenden Hosen bestehen aus einem leichten wollenen Zeuge, das im Lande verfertigt und Furesi genannt wird.

Außer dem einfachen Colletto, das alle Landleute der Insel anlegen, trägt man in dem östlichen und nordöstlichen Theile der Insel auch noch einen Mantel von Furesi oder von Schaf- oder Muflonsfell. In anderen Strichen, z. B. bei Sassari, ist eine Art Ueberrock gebräuchlich, der bis auf die Ferfen geht. Die gewöhnliche Kopfbedeckung ist die phrygische Mütze und unter derselben ein rothes Tuch, welches gegen den gefährlichen Sonnenstich schützt.

Die Sprache der Sarden ist ein Gemisch von Italienisch und Spanisch, das sich oft mehr als diese beiden Sprachen der lateinischen Ursprache nähert. Wir finden aber in ihr auch Anklänge an das Griechische, Punische und Arabische. In den verschiedenen Theilen der Insel werden verschiedene Mundarten gesprochen. Die Volksmenge ist, den statistischen Nachweisen zufolge, im Abnehmen begriffen, die Sterblichkeit noch einmal so stark als auf dem italienischen Festlande. Das Innere ist ungemein spärlich bevölkert und dort liegt das gelobte Land der Banditen. Diese sind meist Leute, die in die Berge fliehen mußten, weil sie Blutrache ausgeübt, die noch immer im Schwange geht. Es ist ermittelt worden, daß jährlich etwa tausend Mordthaten verübt werden.

Die ungemein zahlreiche Geistlichkeit hat kaum etwas gethan, um die sittlichen Zustände des Volkes zu heben; die piemontesische Regierung ihrerseits wenig, um die reichen Hülfsquellen zu entwickeln. E. R.

Der König von Dahome und seine Blutopfer.

Wir finden in den letzten Berichten aus Guinea (vom Ende Aprils) die Nachricht, daß im Hafen von Whaidah (Whyda) ein großer Schraubendampfer unter französischer Flagge eingelaufen sei und nicht weniger als sechszehnhundert Sklaven an Bord genommen habe. Das System, den Sklavenhandel unter dem Deckmantel „freier Auswanderung“ zu führen, dauert also fort.

Eine zweite Nachricht meldet, daß der König von Dahome in die Landschaft Yoruba eingefallen sei und die Stadt Ischaga (oder Isagga) eingeäschert habe. Nachdem er etwa eintausend Menschen hingewürgt hatte, zog er mit mehreren tausend Gefangenen weiter gegen die Stadt Abbeokuta, um diese zu erobern. Sie war schon vom Vater des jetzigen Königs als gute Beute angesehen worden; er rückte mit einem großen Heere gegen sie, wurde aber zurückgeschlagen. Seitdem ist Abbeokuta immer von Dahome aus bedroht worden.

Wir wollen diese Angelegenheit erläutern, weil sie kennzeichnend für die afrikanische Barbarei ist.

Der Theil von Guinea, welcher zwischen dem Rio Volta im Westen und nach Osten hin von der Nigermündung begrenzt wird, heißt seit langer Zeit die Sklavenküste, weil dort der Handel mit Schwarzen vorzugsweise stark im Schwange ging. Im Norden zieht sich das sogenannte Kong-Gebirge hin und scheidet diese Küstenregion vom Stromthal des Niger.

Sie zerfällt, von Westen nach Osten hin, in die drei Landschaften Dahome, Yoruba und Benin. Wir betrachten hier das Erstere, welches zwischen Aschanti und Yoruba liegt. Lange Zeit waren die Könige desselben auf das Binnenland beschränkt, aber 1724 eroberte Guadscha Trudo das Königreich Ardra mit dem Hafenplatze Whaidah. Dadurch wurden auch die Seeplätze Popo, Porto Novo und Badagry von ihm abhängig. An eingehenden Nachrichten über Dahome haben wir keinen Mangel, seitdem Robert Norris 1772 die Hauptstadt Abome besucht und Mac Leod 1803 ein Werk über die Sklavenküste bekannt gemacht hat. Das königliche Hoflager wurde vom Vicekonsul Duncan, vom Schiffslieutenant Forbes, vom Missionar Freeman besucht, und eben jetzt, im

November 1861, war der katholische Missionar Borghero dort. Wir finden seine Berichte im März- und im Aprilhefte der „Annales de la propagation de la Foi" und werden ihnen weiter unten einige Notizen entlehnen.

Der König von Dahome ist der unumschränkteste Tyrann in der Welt, und seine Unterthanen betrachten ihn als einen Halbgott. Sie dürfen nicht einmal glauben, daß er esse, trinke, schlafe; er trinkt nur hinter einem Vorhange, und wer ihn essen sähe, würde mit dem Tode bestraft werden. Er ist unbedingt Herr und Eigenthümer alles Grundes und Bodens und aller Leute, die seine Sklaven sind. Kein Mann darf ein Weib nehmen, ohne dasselbe dem König abzukaufen; Familienbande, die ohnehin bei allen Negern ungemein schwach entwickelt sind, gelten gar nichts. Der verstorbene König Ghezo hatte etwas mehr als dreitausend Frauen zu seinem Privatgebrauche. Die Frauen im Lande werden alljährlich nach des Königs Willen verkaufsweise ausgetheilt. Der Käufer legt den Kaufpreis zu den Füßen des Königs und dieser sucht ihm eine Frau aus, welche ohne Widerrede genommen werden muß. Ghezo war ein, nach Negerart, humoristischer Potentat; er hat mehr als einmal einem jungen Manne dessen Mutter, ja auch die Großmutter zur Frau octroyirt.

Alles ist wüst, wild, finster, scheußlich über alle Vorstellung in Dahome, und wenn die Reisenden dahin übereinstimmen, daß dieses Land wie „eine Hölle auf Erden" sei, so übertreiben sie nicht im Mindesten. Alles ist Blut, immer Blut und wieder Blut.

Und auch der Ursprung dieses Staates ist blutig und der Name selbst verdankt seinen Ursprung einer Scheußlichkeit.

Vor länger als zweihundert Jahren ermordete Takudonau, Häuptling des Stammes der Foy, auf verrätherische Weise den Häuptling Dah, welchem die Stadt Abome gehörte. Diesem ließ er den Bauch aufschneiden und dann die Leiche beischarren. Auf der Stätte, wo das geschah, erbaute er einen Palast und nannte ihn Dah Home, das heißt Wohnung auf Dah's Bauche. Das ist dann der Landesname geworden.

Seit Takudonau ist die ganze Geschichte des Landes (wenn bei Negern überhaupt von einer Geschichte die Rede sein könnte) ein mit Blut besudeltes Gewebe von Abscheulichkeiten, Raubzügen und Metzeleien. Dahome ist eine einzige große Sklavenhöhle und der Sklav hat seinerseits Untersklaven. Alle im Lande erzeugten Kinder gehören dem Könige, denn die Eltern haben kein Eigenthumsrecht auf dieselben.

Wir haben gesagt, wie es mit den Verheirathungen gehalten wird. Der König speit einem jungen Ehemanne, dem er Gnade erzeigen will, in's Gesicht; die Trauungsfeierlichkeit besteht darin, daß die jungen Leute ein Glas Rum trinken müssen.

Von Zwillingskindern wird allemal eins und zwar derart getödtet, daß die Mutter demselben zerriebenen Pfeffer in die Nase reibt.

Der höchste Beamte des Reiches ist der Scharfrichter, und die Gesundheit der europäischen Monarchen, als deren Bruder sich Seine schwarze Majestät betrachtet, trinkt er aus einem Menschenschädel. Dieser bildet sein Champagnerglas.

Der Schädel ist gleichsam das Reichssymbol. Ein Augenzeuge bemerkt: „Der Schädel ist Alles in Allem. Die Mauern und Thürpfosten des königlichen Palastes sind mit tausenden von Schädeln geschmückt; der mit Schädeln verzierte Thron ruht auf Menschenköpfen; die Schädel dreier im Kriege erschlagener Könige bilden die unterste Sitzstufe des Throns; die Palasthöfe sind mit Schädeln gepflastert. Silberne Schädel bilden des Palastes höchstes Kleinod und schmücken die Reichsfahne. Des Königs Scepter wäre nichts ohne den silbernen Schädelknopf, und der König trägt ihn stets, wenn er bei Menschenopfern Tänze vor seinem Volk aufführt."

Zum Fetisch hat der König den Leoparden; sein Palastgesinde besteht aus Verschnittenen, Buckeligen, Narren, Blödsinnigen und Zwergen.

Die Hauptlustbarkeiten für König und Volk sind die großen Jahresfeste, Sequiahi genannt, welche in pomphaften Aufzügen und Vertheilung von Geschenken bestehen; aber Hauptsache sind die Blutopfer. An diesen darf der Herrscher es nicht fehlen lassen. König Ghezo, der 1860 starb, entfaltete dabei möglichst große Pracht und meinte dadurch den Europäern zu imponiren. Forbes, Duncan und Konsul Beecroft, welche 1849 diesen Gewaltherrscher besuchten, um einen Vertrag über Abschaffung des Sklavenhandels zu erwirken, wurden feierlich zu einem solchen Feste geladen und berichten als Augenzeugen. Diese Europäer sahen mit an, wie Schädel überwundener Könige im Staub herumgerollt, wie lebendig zerhackte Menschen den Geiern vorgeworfen wurden. Sie waren bei dem Ekbatongekueh zugegen, der großen Festlichkeit, bei welcher Ghezo dem versammelten Volke seine Schätze zeigte.

Auf dem großen Platze vor dem Palaste war das rothe, mit Schädeln und Menschenknochen verzierte Prachtzelt aufgeschlagen; daneben prangten die kolossalen Sonnenschirme, welche das Zeichen der königlichen Würde bilden, in hellen Farben. Man feuerte Kanonen ab und der große Festzug setzte sich in Bewegung. Er wurde eröffnet von vierhundert Männern, welche sich vor dem Zelt in den Staub warfen. Dann erschienen 2539 „Amazonen", Kriegerinnen der weiblichen Leibgarde, welche die Habseligkeiten des Königs zur Schau trugen. Ihnen folgten 1590 andere weibliche Krieger mit Kalebassen, die voll von Kaurimuscheln waren; diese letzteren gelten im Lande als Scheidemünze. Hinter diesen weiblichen Soldaten folgten männliche Krieger mit der Reichsfahne. Dann trat König Ghezo aus dem Zelte hervor, führte einen Tanz auf und ließ Kaurimuscheln im Geldwerthe von etwa zwölftausend Thalern an das Volk austheilen.

Aber das Alles war Vorspiel zum eigentlichen Feste; die rechte Würze, die Hauptsache, die wahre Lustbarkeit und Belustigung kam nun erst.

Man brachte zwölf Kriegsgefangene, die an Händen und Füßen gebunden und weiß angekleidet waren, in kleinen geflochtenen Kähnen herbei. Auf dem Kopfe trugen sie hohe rothe Mützen. Sie sollten als Opfer, gemeinschaftlich mit einer Katze und einem Krokodil, dem Volke „geschenkt" werden.

Am ersten Tage zeigte man sie nur dem Volke, das mit freudiger Spannung dem andern Tage entgegen harrte.

Als am nächsten Morgen die Sonne am Himmel stand, brachte man die Gefangenen auf ein Gerüst, das sich neben stacheligem Akaziengebüsch erhob. Forbes erzählt, daß ihn eine Ohnmacht angewandelt habe; aber er faßte sich und kaufte dem Könige drei Schlachtopfer für dreihundert Thaler ab.

Was war das Schicksal der übrigen neun? Sie wurden unter dem Freudengeheul der überaus glücklichen Neger, mit den Korbnachen, in welchen sie festgebunden waren, kopfüber hinabgestürzt. Unten standen hohe Würdenträger bereit, zerschlugen ihnen erst mit Keulen die Glieder, hieben ihnen dann den Kopf ab und warfen die Leichen bei Seite. Die Hofeunuchen hatten vorher die Sterbeglocke geläutet.

Der Jubel war groß. Ghezo, umgeben von vielen seiner Frauen, zeigte ein strahlendes Antlitz und vertheilte abermals an Kriegerinnen, Soldaten und Volk viel Rum, Tabak und Muscheln. Die Frauen des Gewaltigen hielten sich ein wenig im Hintergrunde; Ghezo's nächste Umgebung bestand in einigen Straußen, mehreren Buckeligen und Zwergen, einigen Albinos, vielen Verschnittenen, einer Meute von Hunden und den Stabsoffizieren der weiblichen Garde.

Der König war in weiße Seide gekleidet, die Spielleute machten Musik und der Reichsherold verkündete der ganzen Welt, daß Ghezo, der König, zugleich Adler und Leopard sei!

Aber solche Jahresfeste, die sich übrigens im Verlaufe der

zwölf Monate mehrfach wiederholen, sind doch nur Kinderspiel im Vergleich zu den großen Blutopfern, welche für abgeschiedene Herrscher veranstaltet werden.

Das Abschlachten von Menschen hat in Dahome stattgefunden so weit unsere Kunde reicht, aber jene Blutopfer sind verhältnißmäßig neu, denn die ersten sind im Jahre 1708 vom König Guadscha Trudo veranstaltet worden. Seit jener Zeit haben bei diesen Opfern mehr als zweimalhunderttausend Menschen das Leben verloren.

Im Jahre 1772 bestieg Adahunsu den Schädelthron; ihm folgte Agon Gru, diesem Ghezo, welcher 1860 starb; jetzt wüthet Bahadung in Dahome.

Als Adahunsu gestorben war, ehrte sein Sohn ihn hoch nach Landessitte. Auch darüber berichtet ein Augenzeuge wie folgt:

Acht Männer mußten ein zwölf Fuß langes Loch graben; über demselben baute man ein Gerüst, stellte auf dasselbe allerlei Kostbarkeiten und legte auf diese eine in Seidenzeug gewickelte Puppe. Nun traten jene acht Männer nach einander auf das Gerüst, um sich den Kopf abschlagen zu lassen. Die Leiber warf man wilden Thieren vor. Inzwischen waren die Frauen des Königs ungeduldig geworden, weil jede um die Ehre buhlte, bei dem Todten lebendig begraben zu werden. Aber dem Herkommen gemäß sollen nur vier und zwanzig Frauen dieser Ehre und dieses hohen Glückes theilhaftig werden. Die Auserwählten schreien laut auf vor Jubel. Für den Gebrauch des Verstorbenen liegen im Grabe Korallenschmuck, Rum, Tabak und Pfeife; dazu kommen noch ein dreieckiger Hut, drei Stäbe mit goldenem und drei dergleichen mit silbernem Knopfe. Den Frauen wird dringend eingeschärft, daß sie im andern Leben den König mit Rum waschen, mit wohlriechenden Kräutern einräuchern und je um den andern Tag Weihrauch verbrennen. Nachdem sie das Alles angelobt, drängen sie sich um die Wette und in wilder Hast der Grube zu, denn jede will die Erste sein. Würdenträger stehen bereit, um ihnen mit Keulen die Glieder zu zerschlagen. Noch lebend werden sie in's Grab gestürzt und rasch mit Erde überschüttet.

So ist der Anbeginn der Todtenfeier. Nachdem noch mancherlei Feierlichkeiten am Grabe stattgefunden haben und Thiere geopfert worden sind, beginnen die systematischen Abschlachtungen von viertausend Menschen. Man vertheilt diese Opfer über das ganze Jahr, damit das Volk recht lange und recht oft seine Freude daran habe.

Der jetzige König Bahadung hat zu Ehren seines Vaters Ghezo weit mehr als viertausend Menschen geschlachtet; denn mit jedem Sterbefall wächst die Zahl der Opfer. Sogar die Gruft der Ahnen, bis zur Urgroßmutter hinauf, muß mit Blut getränkt werden; die Vorfahren des Herrschers müssen in der andern Welt eine nicht minder zahlreiche Menge von Sklaven zur Verfügung haben, wie in dieser Welt.

In Aschanti herrscht, beiläufig bemerkt, dieselbe Sitte. Als dort des Königs Mutter vor nun achtzehn Jahren starb, befand sich einer unserer deutschen Landsleute, der Missionar Halleur, in der Hauptstadt Kumassi. Unmittelbar nach dem Tode schlachtete man einige Mädchen, damit es der Verstorbenen nicht an Bedienung fehle. Noch an demselben Tage tödtete man vierhundert andere und dann sechs Wochen hindurch an jedem Morgen und an jedem Abend zwei Frauen.

Die Könige von Dahome lassen ihren Nachbarn keine Ruhe und halten keinen Frieden, denn sie wollen Beute machen, um ihr Volk beschenken zu können, und Sklaven, sowohl für die Menschenopfer als zum Verkauf über See. Trotz aller Kreuzer werden dergleichen ausgeführt; wir haben oben gesagt, daß die Franzosen sechshundert Stück „Ebenholz" auf einen einzigen Dampfer gepackt haben. Als Forbes den König ermahnte, ferner nicht Menschen zu rauben, zu opfern und zu verkaufen und sein Volk zum Betriebe des Ackerbaues und Handels anzuhalten, entgegnete er, daß die von den Europäern mitgebrachten Geschenke Gnade vor seinen Augen fänden. Was aber den Sklavenhandel betreffe, so bringe dieser ihm Geld ein. Die Europäer könnten ihre freundliche Gesinnung gegen ihn, den König von Dahome, bethätigen, wenn sie allen anderen afrikanischen Potentaten den Sklavenhandel verwehren und denselben ihm allein gestatten wollten. Handel dürfe das Volk von Dahome nicht treiben, dadurch würde es Reichthümer erwerben und sich vielleicht des Königs Befehlen widersetzen. Europa könne auf Ghezo's Huld und Gnade rechnen, wenn es ihm recht viele Kanonen, Flinten, Kugeln und Pulver schicke.

Diese schwarzen Menschenwürger haben nämlich eine übertriebene Vorstellung von ihrer Wichtigkeit. Bei den Festen und Opfern ruft der Reichsherold aus, der König könne alle Herrscher der Welt für Rum erkaufen und kein Land könne sich an Macht und Glanz mit Dahome messen.

Als Bahadung nach Ghezos Tode seine Metzeleien begonnen hatte, geriethen die Missionsfreunde in England in große Aufregung und schickten Abgeordnete nach Abome, welche, wenn irgend möglich, dem Schlachten und Abwürgen Einhalt thun sollten. Natürlich richteten sie nichts aus und das ganze Jahr hindurch ist Blut, buchstäblich in Strömen, geflossen.

König Bahadung erklärte, als ein rechter altkonservativ Gesinnter, als Feind jeder Neuerung und aller subversiven Ideen: man müsse an alten Bräuchen und am Herkommen festhalten und den verstorbenen König nach der Väter Weise ehren.

Als die Blutopfer endlich vorüber waren, unternahm er seinen Kriegszug nach Yoruba, um Abbeokuta zu erobern.

Wir wollen nun dem Obigen noch Einiges aus den beiden vor uns liegenden Berichten des Paters Borghero hinzufügen. Er war im vorigen Jahre nach Whaidah als Superior der Mission in Dahome gekommen und hatte dem Könige kundgegeben, daß er ihm seine Aufwartung zu machen wünsche. Am 18. November langten dann aus der Hauptstadt Abome Boten an und brachten in feierlichem Aufzuge den Herrscherstab; das bedeutete eine Einladung. Sie erklärten auch, daß die Festlichkeiten, nämlich die Menschenopfer, nun zu Ende seien.

Borghero machte sich von Whaidah aus mit zwei andern Missionären auf den Weg; der Gesandte des Königs trug den Stab voraus. Der Weg führte über die Ortschaft Allada nach Cana, welchen für die heilige Stadt in Dahome gilt. Es liegt nur etwa vier deutsche Meilen von der Hauptstadt Abome entfernt. Dort zog der Missionar am 27. November ein; er meint, damit habe „der Gott der Weißen einen unvergleichlichen Triumph gefeiert!" Auf dem ganzen Wege wurde er mit großer Aufmerksamkeit behandelt und man veranstaltete große Festlichkeiten. Der König hatte ihm erlaubt, mit Christus- und Marienbildern und im Priesterornat einzuziehen und empfing ihn auf dem großen Platze vor dem Palast.

Der Missionar hatte im Voraus dem schwarzen Könige und Menschenwürger folgende Bedingungen gestellt, die auch angenommen wurden: — Vom Stadtthore bis zum Palaste darf kein Fetisch zu sehen sein. Auf allen militärischen Sachen, z. B. Fahnen und dergleichen, darf weder ein Fetisch noch ein Amulet sein. Der Missionar wollte weder bei der Begrüßung noch bei irgend einer andern Gelegenheit sich zum Mitmachen abergläubiger Bräuche verstehen und nicht, wie landesüblich, dreimal, sondern nur einmal um den königlichen Palast herumwandeln. Auch müsse der König alle Kosten bezahlen für die Bewirthung der Minister, der Soldaten und der Hofleute. Geschehe das nicht, so werde der Missionar keinen feierlichen Einzug halten.

Bahadung hatte sich in Alles gefügt, erschien ohne mit einem Fetisch behängt zu sein, benahm sich sehr freundlich und mehrere Hofleute trugen silberne oder goldene Kreuze. Das war allerdings nur ein Putz, aber es scheint den Missionar gefreut zu haben. Etwas voreilig, denn er war erst einen Tag in Abome, als er das

Folgende seinem Superior nach Paris schrieb: „Der Charakter des Königs ist nicht so grausam, wie man nach dem leider nur allzuwahren Bericht über die unzähligen Menschenopfer glauben könnte. Der Fanatismus entriß sie ihm mit einer Grausamkeit, die nur aus der Hölle kommen kann. Er ist ein hübscher Mann, dunkel schwarzbraun, schlank gewachsen und von athletischer Gestalt. Er scheint auch etwas seine königliche Würde zu fühlen, ist aber gesprächig und höflich ohne Ziererei. Vor dem Volke beobachtet er den Weißen gegenüber eine gewisse Zurückhaltung, ist aber sonst sehr liebenswürdig gegen sie."

Borghero giebt diesem Könige, welchen alle Engländer ohne Ausnahme Bahadung schreiben, den Namen Badu, und bemerkt: „Das Abschlachten von Menschen beschränkt sich nicht auf die großen Feste, es vergeht vielmehr kein Tag, ohne daß ein Kopf fällt!"

Ueber den Zug des Königs von Dahome gegen die Stadt Abbeokuta berichten wir in der folgenden Nummer.

Die Wenden und die Wendei in der sächsischen Lausitz.

Die Lausitzer Wenden oder, wie sie sich selbst nennen, Serben, bilden den am weitesten nach Westen hinaus geschobenen Vorposten der slawischen Völkerfamilie. Diese reichte im frühern Mittelalter bis in's östliche Holstein, im Lüneburgischen bis auf das linke Elbufer hinüber, bis nach Thüringen und selbst Franken hinein. Aber schon unter unseren sächsischen Kaisern nahm die germanische Völkerwoge wieder ihren Rücklauf gen Osten und die Deutschen eroberten den alten Boden, welchen die Slawen besetzt hatten, als die große Völkerwanderung ihren Zug nach Süden und Westen genommen. Seit eintausend Jahren dringt nun wieder das deutsche Element immer weiter nach Osten vor, in der neuern Zeit auch nach Polen hinein, und es wird erst an den Grenzen von Russisch-Polen Halt machen. Das läßt sich nicht ändern, die Tschechen und Polen mögen sich anstellen wie sie wollen; es ist einmal der unabwendbare Gang der Geschichte und beruht nicht etwa auf Zufälligkeiten. Die höhere Kultur, die größere Thätigkeit und Betriebsamkeit, die Entwickelung der bürgerlichen Elemente und die überlegene Wissenschaft geben den Ausschlag.

Wir haben germanische Volksinseln in früheren Nummern des Globus geschildert, z. B. das Braunauer Ländchen und die Gottschewer; wir zeigten neulich, wie das Friesenthum an der Nordsee allmälig verschwindet. Jetzt wollen wir den lausitzer Wenden unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Sie bilden eine von ihren Stammesgenossen getrennte Insel, die rings von Deutschen umgeben ist. Sie konnten sich erhalten, weil ihr Land zur böhmischen Krone gehörte, und die sächsische Regierung, unter welcher die Lausitz seit 1635 steht, ihnen in Bezug auf Sprache und Volksthümlichkeit niemals Zwang angethan hat. Während in Ungarn die Magyaren, in Böhmen die Tschechen gegen das Deutsche Sturm laufen, unterliegen die lausitzer Wenden nicht dem mindesten Drucke; in Dresden läßt man für die wendischen Soldaten und Dienstboten Predigten in wendischer Sprache halten, und den wendischen Schulen wird nicht minder Fürsorge zugewandt als den deutschen. Das soll sich allerdings von selbst verstehen, aber dieses Verfahren der sächsischen Regierung bildet doch einen erfreulichen Gegensatz zu dem unangenehmen Gebahren, das in manchen slawischen Ländern sich gegenüber den Deutschen zeigt.

Diese Wenden sind zumeist Landbauer. Die Städte in der Lausitz verdanken Entstehung und Aufblühen den Deutschen; diese bildeten den Bürgerstand, welchen überhaupt kein slawisches Volk aus sich selber heraus zu entwickeln vermocht hat. Die deutschen Handwerker, auch in slawischen Ländern, nahmen keine Nichtdeutschen, insbesondere keine Wenden in die Zunft auf und diese letzteren hatten ohnehin keine Neigung zu Gewerben. Auch heute kommt in der Provinz Posen auf sechs deutsche Handwerker kaum ein polnischer. Die Deutschen selber ließen sich auf dem platten Lande der Wenden nicht nieder, denn dasselbe hatte nichts Lockendes; aber die größeren Güter gingen allerdings in deutsche Hände über, gerade wie in anderen ehemals slawischen Landen auch.

Von einem lebhaften geistigen Treiben, von großer intellektueller Regsamkeit kann nicht die Rede sein bei Bauern, die zusammen höchstens 100,000 Köpfe zählen, wenn man die Wenden der preußischen Niederlausitz hinzurechnet, die überall von Deutschen umringt und vielfach von diesen durchsprenkelt sind, mit diesen in steter Berührung leben und sich in Betreff aller Kulturbedürfnisse auf uns angewiesen sehen. Das wendische Element war wie ein stehendes Wasser, das nach und nach an Umfang und Tiefe verlor.

Vor nun zwanzig Jahren schrieb der Doktor Jordan, ein lausitzer Wende, ein Werk: „Slawen, Russen, Germanen; ihre gegenseitigen Verhältnisse in der Gegenwart und Zukunft." Leipzig 1843. Er war ein „Slawomane", aber er entwickelte doch, daß „die Wenden für das Slawenthum verloren seien." „Selbst uns Slawen dünken die Bestrebungen einiger jungen Männer in der Lausitz mehr als Spiel oder Scherz, wenn sie sich bemühen, eine Nationalität aufzupflanzen, wo keine mehr ist und keine mehr sein kann."

Aber russische Panslawisten haben doch selbst in der Lausitz Propaganda zu machen gesucht, und Lausitzer versicherten den Schreiber dieser Zeilen, daß zur Zeit des Krieges der Westmächte gegen Rußland wendische Bauern, natürlich nicht aus eigenem Antriebe, für „unsern Czar" gebetet haben. Auch in Böhmen ist ja vorgekommen, daß Ultratschechen die Neujahrsnacht 1861 mit der russischen Hymne und einem Lebehoch auf den Czar begrüßten.

In der Lausitz sind es Leute mit deutschen Namen, welche das Wendenthum zu galvanisiren suchen. Jene, welche sich darauf beschränken, von der alten Volksthümlichkeit zu retten, was zu retten ist, und von Geschichte, Sitten, Gesängen ꝛc. aufzeichnen, was sich verlohnt, die verdienen Lob. Es wäre aber thöricht, den natürlichen Gegensatz zwischen Deutschen und Wenden etwa in der Weise der Ultratschechen verbittern zu wollen; dadurch würde eine Gegenwirkung hervorgebracht, bei welcher die Wenden zu Schaden kommen müßten. In der Lausitz hat man jetzt einen serbischen Verein, unter dessen Leitung Dr. Pfuel ein serbisches Wörterbuch erscheinen läßt; Pfarrer Seiler dichtet, Dutschmann hat Schiller's Glocke übersetzt, Kantor Katzer setzt wendische Oratorien, der Buchhändler Schmaler sammelt Volkslieder. Man sieht, die anregenden Kräfte haben sämmtlich deutsche Namen. Man hat zwei wissenschaftliche Zeitschriften, Volkskalender, Erziehungsbücher in wendischer Sprache und eine Zeitung, welche in Bautzen erscheint. Von deutscher Seite legt man diesen Bestrebungen, wie billig, nicht das geringste Hinderniß in den Weg. Den Einwirkungen des deutschen Kulturelementes können sich diese Wenden ohnehin nicht entziehen; je mehr die Kultur steigt, um so mehr werden sie sich uns assimiliren müssen.

Professor B. Sigismund in Rudolstadt hat sich ein nicht geringes Verdienst erworben durch sein „Land und Leute der Sächsischen Lausitz", die soeben bei Bergson-Sonenberg in

Leipzig erschienen sind. Er ist ein vortrefflicher Beobachter und hat seine ausgezeichnete Befähigung schon durch seine „Lebensbilder vom sächsischen Erzgebirge", die vor drei Jahren erschienen, dargethan. Seine Naturschilderungen sind klar und anmuthend, seine feinen Fühlfäden reichen überall hin, und mit gleichem Geschicke weiß er die industriellen Verhältnisse, die geschichtlichen Momente und das Volksthümliche zu schildern. Es wäre zu wünschen, daß wir über alle deutschen Landschaften so übersichtliche, ansprechende und geschmackvoll geschriebene Bücher hätten.

Von dem Nachfolgenden, das wir aus dem Abschnitt über die Wendei herausheben, wird unseren Lesern Manches neu sein.

Das wendische Sprachgebiet, von den deutschen Lausitzern die Wendei genannt, dessen Mittelpunkt und Hauptstadt Budissin (Bautzen) ist, wird heutzutage ungefähr durch folgende Grenzlinien umschlossen. Im Norden reicht die Wendei bis an die Provinzgrenze, welche zugleich die sächsische Landesgrenze darstellt, und schließt sich daselbst an das dreimal größere Wendengebiet der Niederlausitz an, dessen Pulsader die Spree und dessen Mittelpunkt Kottbus darstellt. Im Osten ist die sächsische Wendei vom Löbauflusse derart begrenzt, daß die Stadt Löbau den südöstlichen Markstein bildet. Eine von hier bis nahe an Bischofswerda gezogene Linie, welche unfern der Eisenbahn nördlich von Ennewalde vorüberstreicht, stellt die der Provinzgrenze ziemlich gleichlaufende Südmarke der Wendei dar; im Westen wird das wendische Gebiet durch eine östlich von Bischofswerda nach Kamenz gerichtete Linie umrahmt, außerhalb deren aber die Städte Elstra und Kamenz liegen bleiben.

Auf diesem Gebiete wohnen die Wenden fast nur in den sehr zahlreichen, aber kleinen Dörfern, von denen im Durchschnitt zwölf zu einem Pfarrspiele gehören. Die im Gebiete liegenden Städte sind deutsch, nur die Vorstadt Seydau in Bautzen ist von Wenden besetzt. Man giebt die Zahl der sächsischen Wenden auf 49,217 an, welche 399 Gemeinden angehören, so daß durchschnittlich nur etwa 125 Seelen auf eine Gemeinde kommen. Die große Mehrheit der Wenden gehört dem protestantischen Bekenntniß an; die Anzahl der Evangelischen soll gegen 40,000 betragen. Sie bilden 322 Gemeinden und werden in 26 Kirchen von 30 Geistlichen und in 56 Schulen von 65 Lehrern erbaut und unterrichtet. In den Städten Bautzen, Kamenz, Löbau und Weißenberg sind Kirchen, in denen regelmäßig wendisch gepredigt und gesungen wird. Die katholischen Wenden besitzen sechs Pfarrkirchen, darunter eine städtische (in Bautzen) und 12 Schulen. Die Gesammtzahl der in der Ober- und Niederlausitz ansässigen Wenden wurde im Jahre 1849 auf 100,266 angegeben.

Ohne für die Genauigkeit dieser Zahlen bürgen zu können, dürfen wir doch behaupten, daß die Serben — so nennen sich die Wenden, die westlichsten aller Slawen, selber — neben ihren Vettern, den Kassuben, einen der kleinsten Stämme der großen slawischen Familie darstellen.

Ihre Sprache soll am meisten der böhmischen und polnischen ähneln, aber immerhin von denselben so stark abweichen, daß der Wende sich mit diesen nachbarlichen Verwandten nicht verständigen kann. Er bezeichnet den Deutschen als den „Stummen" (Njemsk) und ist in Bezug auf seinen nächsten slawischen Verwandten selbst ein solcher (d. h. man versteht gegenseitig die Sprache nicht).

Aber nicht blos vom Verkehr mit den größeren Slawenstämmen sind die Wenden sprachlich abgeschlossen, auch ihr eigner kleiner Stamm selbst ist dadurch tief zerklüftet, daß die Sprache der Oberlausitz beträchtlich von der Niederlausitzer abweicht.

Das Serbische der Oberlausitz zerfällt in mehrere Mundarten: in die Löbauer, welche für die schönste gilt, in die zur Schriftsprache erkorene Budissiner, in die Mundart der Heidegegend, in den Grenzdialekt und die Kamenzer oder katholische Mundart, welche auch in der Schreibart mannichfach von der Budissiner abweicht.

So wildfremd die Sprache dem Deutschen lautet, so erkennt er doch dann und wann Wörter, die auf einen gemeinsamen Wurzelstock des Wendischen und Deutschen hinweisen (z. B. bratr, domo, syn Sohn, sotra, dwei zwei, schjetsch sechs, ty du); noch öfter findet er in's Wendische übergesiedelte deutsche Wörter, besonders für Errungenschaften der höhern Civilisation, so: stwa Stube, kuchina Küche, durje Thür, torm Thurm, kachlje Ofen, stolz Stuhl, taler Teller, kana Kanne, tolér Thaler, krosj Groschen, wachtar Wächter, forman Fuhrmann, tyscher Tischler, murerj Maurer, scholta Schulze, molerj Müller, bur Bauer, schtrympy Strümpfe, stunda Stunde, kjermuscha Kirmeß.

Die an der Nord- und Westgrenze der Wendei wohnenden Serben, besonders die Nachbarn der Städte, sprechen fast alle fertig deutsch. Sie lernen es in den Schulen und haben im Marktverkehre fortwährend Uebung im Sprechen, da ihre deutschen Abnehmer fast nie Wendisch lernen. Das Wendendeutsch, welches natürlich der Lausitzer Mundart folgt, hat einen fremden Klang nicht nur durch die Aussprache (ai sagt der Wende für ei und setzt Wörtern, die mit einem Selbstlaut anfangen, einen Hauch vor, z. B. „Harbeit" für Arbeit), sondern auch durch manche Solöcismen. So läßt man öfter den Artikel aus („wenn Wasser kleen ist"), braucht mich statt mir, und bevorzugt die schwache Conjugation („ich grabte").

Im Innern der Wendei, besonders längs der Spree (der Stockwendei) fühlt sich dagegen ein Deutscher nicht selten wirklich als „Stummer", er erhält hier auf seine Fragen öfter keine oder die immer mürrisch klingende Antwort des Nichtverstehens. In manchen Dörfern dieser Gegend soll nur Pfarrer und Lehrer ordentlich Deutsch können; indessen geben die Lausitzer Deutschen ihren Nachbarn Schuld, mancher Wende spiele den „Kannitverstan" nur deshalb, weil er zu bequem und den Deutschen nicht „grün" sei.

Die Wendei ist eine fast rein ackerbauliche Gegend, darum stellen ihre Bewohner meist kräftige Gestalten dar. Bekannt sind die Wenden als tüchtige Soldaten. Auch die Frauen und Mädchen sind derbe, gesunde Naturen. Die Gesichtsbildung der Bauern läßt die slawische Grundform meist erkennen; besonders kenntlich sind die Bewohner des Klostergebietes durch ihre Gesichtszüge.

Die alten Trachten und Sitten haben sich am zähesten in dem katholischen Bezirk erhalten, dessen Mittelpunkt das Kloster Marienstern ist; überhaupt scheint das Volksthum dieser „Klosterbauern" die ursprüngliche Eigenart des Stammes am reinsten darzustellen.

Wie bei allen Völkern sind auch bei den Wenden die Frauen der alten Tracht am treuesten geblieben. Den Kopf verhüllen sie zu Haus und im Freien mit einem kunstlos gefalteten, unter dem Kinn gebundenen Tuche, dessen blumenrandiger Zipfel bei den Katholikinnen, welche braune Kopftücher führen, fast den ganzen Rücken bedeckt. Ehefrauen tragen unter der allgemein üblichen Kattunhaube, die mit einer schwarzen Nackenschleife besetzt ist, ein weißes, über den Stirnsamm der bunten Oberhaube vorsehendes Zwirnnetz und bekleiden die Brust statt mit einem Mieder mit einem zugeknöpften Leibchen. Die Katholikinnen tragen einen steifen Brustlatz, fast wie die Altenburgerinnen. Das Kamisol der Wendin hat Schinkenärmel und ist meist bunt, den Rock tragen besonders die katholischen Frauen sehr faltenreich. Auf dem Felde gehen fast alle Frauen und viele Männer barfuß. Ein weißes Stirnband bezeichnet die leichte Trauer; in der Volltrauer hüllt sich die Wendin in einen weißen, die ganze Gestalt von Kopf bis zu Fuß einschließenden Ueberwurf, der etwa die Form eines Betttuches hat.

Die Männer tragen bei der Feldarbeit eine kurze, dem polnischen Rock ähnliche Pikesche, Sonntags einen langen Tuchüberrock. Im Winter ist der Schafpelz beliebt. Für die Weste wählt man gern die rothe Farbe; als Fußbekleidung dient der steife Stiefel.

An den Grenzen der Wendei soll die Nationaltracht fortwährend an Geltung einbüßen, selbst der schwarze Trauerflor hat bei einem Stamme, dem Weiß als Trauerfarbe gilt, Platz

genommen. Beklagen würde das Untergehen der wendischen Tracht nur ein Solcher, der alles Alte erhalten zu sehen wünscht, denn sie ist wenig kleidsam.

In Stände gliedern sich die Wenden nicht, sie sind, wie die Donauserben, ein Slawenstamm ohne Adel. Die Besitzer der Rittergüter ihres Gebietes sind sämmtliche Deutsche. Aber deshalb herrscht keineswegs Gleichheit. Der Bur (Großbauer), der eine etwa 30 Morgen umfassende Hufe besitzt, worauf er zwei Pferde und etwa 20 Rinder halten kann, wird kaum jemals seine Tochter einem Pollenjk (Halbhüfner) oder gar einem Budarj geben, der nur Garten und Haus besitzt. Großbauern finden sich hauptsächlich in der Klostergegend bei Kamenz; in den Rittergutsdörfern wohnen viele vom „Gute angebaute" Gärtner und Häusler, welche meist als Taglöhner auf dem Hof arbeiten. Der Schulze (scholta) ist, zumal wenn er zugleich Schenkwirth (Kortschmarj), ein hochangesehener Mann; fast immer bekleidet ein Reichbegüterter dies Amt. Im Gemeindeleben ist bemerkenswerth, daß die Bauernversammlungen im Sommer meist unter der Dorflinde stattfinden und daß der Schulze die Nachbarn auf eigne Art zusammenruft; er läßt nämlich ein Krummholz (lokula) oder einen hölzernen Hammer im Dorf umhergehen, an dem die Ladung angeheftet ist. Dieser Briefbeschwerer wird von Haus zu Haus gereicht oder dem Nachbar über den Zaun zugeworfen.

Die wendischen Dörfer unterscheiden sich von den deutschen der Lausitz zunächst durch ihre Kleinheit, dann durch die dichte Stellung ihrer Gebäude zu geschlossenen Gassen. Der altwendische Bauplan (eine einzige zweizeilige Gasse mit der Kirche in der Mitte) ist an vielen Orten verwischt. Die Wohnungen kehren ihre Giebel der Gasse zu, haben nur ein Erdgeschoß und bestehen aus Fachwerk oder aus Schrotwänden. Bunter Anstrich, Schnitzerei und Inschriften scheinen ganz zu fehlen. Jene eigenthümliche Ueberbrückung der Fenster durch Holzbogen, welche von der Saale an bis in's Voigtland für ehemalige Wendenorte bezeichnend ist und sich auch in den Lausitzer Weberorten häufig findet, sieht man in der Wendei nicht regelmäßig, nicht einmal häufig. An der dem Hofe zugekehrten Langseite des Hauses springt das Strohdach stärker vor, so daß es eine Art Laube bildet, der aber eine Freitreppe fehlt. Die Häuser, selbst die Hütten der Armen, sind in gutem baulichen Stande, ihr Strohdach ist wohlerhalten und ihr ganzes Aussehen so wohnlich, daß ein Wanderer, dem Bilder von polnischen und kassubischen Dörfern vorschweben, freundlich überrascht wird. Blumengärten vor den Fenstern sind selten, und noch seltner wohlgepflegt. Die Ställe liegen unter demselben Dache mit dem Hause; die Scheune steht abgesondert, ihr Thor trägt öfter das Balkengerüst nach außen, was in den ehemals wendischen Gebieten des Voigtlandes und Egerlandes Regel ist.

Beim Eintritt in's Haus gelangt man in eine Flur, welche zugleich die Küche vorstellt. Flur und Stube sind meist ohne Bretterdiele, nur mit Estrich aus Lehm versehen. In der niedrigen Stube nimmt der Ofen und seine „Hölle" großen Raum weg, er ist mit Bänken, Ofentopf und Trockenstangen ausgerüstet. Um den Tisch laufen Wandbänke. Das Schüsselbret ist der hauptsächlichste Wandschmuck, Wandbilder sind selten. An den Thüren sind die Wochentage oft mit deutschen Anfangsbuchstaben angekreidet. Auch die Namen mancher Stubengeräthe erinnern an's Deutsche, so spihel der Spiegel, taler Teller, wanja Wanne, schtanda Wasserständer, twela Quele, Handtuch, hedschka Hütsche, Fußschemel. In Stall und Scheune gelten nur echtserbische Worte, unter den Ackergeräthen hat blos der Pflug (pluh oder pwuh) einen entlehnten Namen.

In der Genügsamkeit wetteifern die wendischen Bauern mit den Bewohnern der sächsischen Gebirge; doch ist ihre Kost nahrhafter und der Kaffee hat nicht dieselbe Herrschaft wie dort. Zum Morgenbrot dient eine Suppe, zum Mittagessen ein Gericht aus Milch, Quark, Mehl und Kartoffeln; Heidegrütze wird in der sandigen Niederung viel genossen. Fleisch kommt nur Sonntags auf den Tisch. Unter dem Gebäck sind die Blinsen, deren slawischer Name auch in längst germanisirten Wendenorten anderer Gegenden geblieben ist, in hohem Ansehn. Mohnsamen braucht man hier nicht als Zukost, obgleich dies von Schlesien an durch den ganzen slawischen Osten gelten soll und auch in den ehemals wendischen Orten Thüringens Brauch ist. Bei Festgelagen, wo aufgetragen wird, daß sich die Tischplatten biegen möchten, wird die Suppe nicht zu Anfang des Gastmahls, sondern als Zwischengericht aufgesetzt.

Von den Getränken scheint der Branntwein beliebter zu sein, als das Bier, obgleich das Sprichwort sagt: Palenz je walenz, d. i. Branntwein ist ein Umwerfer. Indeß sieht man, außer bei außerordentlichen Festgelagen, keine „Umgeworfenen"; die Wenden dürfen in ihrer Nüchternheit unter ihren slawischen Brüdern einen Ehrenplatz beanspruchen. Wie sehr zeichnen sie sich durch diese Tugend namentlich vor ihren nächsten Verwandten, den Kassuben, aus, denen die Trunksucht als allgemeines Laster zugeschrieben wird! —

Geselligkeit ist ein Hauptzug des wendischen Charakters. Die Wenden sind unter sich vielleicht noch gesprächiger, als die deshalb berühmten Sachsen.

Für die Alten ist das Wirthshaus die Hauptstätte des Verkehrs, für die Jugend der Tanzplatz und die Spinnstube.

Die Tanzlust der Wenden ist fast Leidenschaft zu nennen. Ihr Nationalreigen (serska) hat in Melodie und Bewegungen Eigenthümliches. Die Tänzerin bewegt sich eine Zeit lang allein, dann wird sie von ihrem Tanzgenossen umkreist, der durch Stampfen, Singen und Jauchzen seine Sehnsucht ausdrückt, endlich reicht sie ihm die Hand zu gemeinsamem Tanzen und dann nehmen mehrere Paare am Rundtanze theil. Ein Tanzliedchen, wie man sie noch häufig statt oder neben der Musik singt, lautet so:

Njemski rady rejwam,
Serski hischtscha radsjo,

d. i. deutsch tanz' ich wohl gerne, wendisch noch viel lieber. Jetzt scheint das Gegentheil wahr zu werden; die Alten klagen, daß deutsche Tänze überhand nehmen und gute Serskatänzer selten werden. Die dreisaitige Geige (husla) ist sammt Hackebret und Schallmei verschollen; dagegen läßt man noch zuweilen einen Dudelsackpfeifer aufspielen.

Die Spinnstubenzeit reicht vom Burkhardstage bis zur Aschermittwoch. Die Theilhaberinnen der Spinnkränzchen erwerben sich die Erlaubniß eine Stube zu benutzen dadurch, daß sie der Hausfrau Sonntag Nachmittags Federn schleißen. Während des Spinnens werden Räthsel aufgegeben, Märchen erzählt und unter Leitung der Kantorka (Vorsängerin) Volkslieder gesungen. Auch die Bursche spinnen im Winter, zuweilen besuchen sie die Mädchengesellschaft, wobei öfter gegenseitige Bewirthung stattfindet. Vor Weihnacht halten die Bursche und Mädchen Gericht über die säumigen Spinner und verbrennen ihre Rockenreste. An der Aschermittwoch wird in feierlicher Versammlung der „Rocken erstochen", indem ein Bursch unter Witzreden den übrigen Rocken mit einem Degen oder mit einer Ofengabel durchbohrt.

Die Spinnstuben, deren Einfluß auf die Sitten von manchem nicht eben grämlichen Beurtheiler keineswegs gerühmt wird, haben wenigstens das Gute, daß sie den Volksgesang erhalten und zuweilen zu neuen Dichtungen anregen. Der deutsche Brauch, daß die jungen Leute an Sommerabenden im Chor singen, während sie vor den Thüren sitzen oder im Dorf auf und abwandeln, soll hier im Dorf nicht gelten; Bänke vor den Häusern sieht man in der Wendei nicht.

Von der Musikliebe der Wenden zeugt ihr hübsches Sprichwort: „Der Musikant spielt auf, tausend Schmerzen heilen." Die Weisen ihrer Lieder, welche — außer dem Tanzreigen — alle sehr langsam einherschreiten, tragen ein entschieden fremdländisches und zwar slawisches Gepräge, wenn sich auch dann und wann offenbar

deutsche Tongänge hineinmischen. Oft kommen grelle Sprünge aus Dur in Moll vor, nicht selten bewegt sich die Melodie in so widerhaarigen Gängen, daß man sie nur mit Mühe in die üblichen Tonfolgen einzureihen weiß und wohl begreift, warum die Wenden nicht so naturwüchsig zweistimmig zu singen vermögen, wie die Thüringer die ihrigen. Süßeinschmeichelnde Melodien, wie sie unter den russischen vorkommen, scheinen nicht darunter zu sein. Der übliche Vortrag dieser Lieder will dem deutschen Ohr nicht behagen, da er mit Schnörkeln, Ueberschlägen und Pralltrillern überladen ist; ein Lied fängt sogar frischweg mit einem Triller an. Freilich muß man sich dabei der nationalen Vorurtheile erinnern und besonders eingedenk sein, daß die Wenden bei einem recht widerwärtigen Begegniß ausrufen: „da möchte man gleich deutsch singen!"

An den Kirchenfesten legen die Bauern dem Pfarrer ein Geldopfer auf den Altar. An den Sonntagabenden der Fastenzeit und in der Osternacht singen die Dorfmädchen im Freien Lieder. Christbaum und Pfingstmaie sind auch bei den Wenden volksthümlich. Das Todanstragen, ein altheidnischer, vielleicht ursprünglich slawischer Gebrauch, der von Schlesien bis Thüringen galt, ist jetzt auch in der Wendei abgekommen. Als Osterspiel wird nicht „das Stutzen" mit Eiern, sondern das Eierwälzen (walkatsch) geübt, ein Wettspiel, bei dem ein Ei nach einem zweiten gerollt wird; besonders geübt wird dies Spiel am Brodschenberge bei Bautzen.

Bei der Taufe finden folgende Eigenthümlichkeiten statt. Die Pathen sagen, wenn sie sich beim Weggang zur Kirche von der Wöchnerin verabschieden: „Einen Heiden gebt Ihr uns, einen Christen werden wir Euch bringen!" und bei der Rückkehr: „Einen Heiden gabt Ihr uns, einen Christen bringen wir Euch!" Zum Pathengelde werden Münzen verschiedener Gattung genommen; in den Pathenbrief eines Knaben legt man gern neunerlei Gesäme, in den eines Mädchens etliche Körner Lein und eine Nähnadel. Ein Säugling wird an den ersten sechs Sonntagen seines Lebens während des Gottesdienstes mit seinem Taufschmucke bekleidet. Das Taufhemdchen eines Knaben hängt man gern an einer Sense, das eines Mädchens an einem Rocken auf.

Ein Sterbender wird vom Bett hinweg auf frisches Strohlager gebracht, was viele Kranken selbst verlangen; in der Sterbestunde gilt der Brauch, ein Fenster zu öffnen. Den Bienen zeigt man das Ableben des Hausherrn mit den Worten an: „Bienchen, steht auf, euer Herr ist todt!" Die Leiche wird stets nur in ein weißes Linnen (bjely kitel) gekleidet. Die Herstellung der Gräber besorgen die Gemeindemitglieder der Reihe nach. Die Leichenrede sagt an vielen Orten der Geistliche der Trauerversammlung im Namen des Verstorbenen dobra noz (gute Nacht) und dankt für alles demselben erwiesene Gute.

Allseitig gerühmt werden die Wenden wegen ihrer Kirchlichkeit. Der Gottesdienst wird von ihnen fleißig besucht, wenn auch die Mutterkirche, zu der zehn bis zwanzig Dörfchen gehören, über eine Stunde weit abliegt. Ein warmes, religiöses Gefühl spricht sich in manchen Redensarten aus, deren Seitenstücke im Sprachgebrauche vieler deutscher Bauern durch neuere, der gottseligen Innigkeit entbehrende Ausdrücke verdrängt sind oder werden. Der übliche Gruß ist: „Pomhai boh" (Gott helf), beim Abschied: „Sei Gott befohlen, gebt in Gottes Namen, euer Gott geleit' Euch!" Der übliche Glückwunsch lautet: „Gott gebe Segen", sogar beim Zutrinken ruft man: „In Gottes Namen", oder: „Gesegn es Gott!" — „Willkommen aus Gottes Wort!" ist der Gruß für die aus der Kirche Heimkehrenden. Erblickt der Wende etwas auffallend Schönes, so ruft er: „durch Gott!" als wolle er ebenso den Urgrund alles Schönen andeuten, wie der Moslem durch seinen Ausruf der Verwunderung: „Gott ist groß!" Vielleicht liegt aber in dieser Redensart zugleich eine Verhütung des Berufens, wie deutsche Bauern wenn sie etwas loben, zufügen: „Gott behüt' es!" Der schlichte Deutsche sagt: „die liebe Sonne, das liebe Brot"; der Wende spricht: „Gottes Sonne geht nach Hause" (geht unter), er redet von „Gottes Regen, Gottes Gewitter, Gottes Feldfrüchten", und der Bettler bittet um ein Stückchen „Gottesbrot." „Die Hand Gottes hat ihn berührt" heißt es von Einem, den der Schlag gerührt.

In Betreff der Schulbildung stehen die sächsischen Wenden gewiß allen andern slawischen Stämmen voraus. Ihre Lehrer werden im deutschen Seminar zu Bautzen gebildet; für wendische Schulbücher hat die neuere Zeit ausreichend gesorgt. In allen Schulen bildet auch die deutsche Sprache einen Unterrichtsgegenstand, auch der deutsche Volksgesang wird insofern gepflegt, als die Kinder serbische Texte, die zum Theil Uebertragungen aus dem Deutschen sind, nach deutschen Weisen singen lernen. Es klingt überraschend, wenn die Kinder ein Höltysches Frühlingslied in serbischen Worten nach deutscher Melodie vortragen.

Auch in der Bewirthschaftung ihrer Felder übertreffen die oberlausitzer Wenden wohl alle Stammesgenossen. Ihr Fleiß ist hoch zu rühmen. — „Wer einen Mund hat, der hat Hände", sagt ihr Sprichwort, und sie leben ihm treulich nach.

Die Arbeitslöhne stehen in der Lausitz niedriger, als in andern Gegenden Mitteldeutschlands; aber selbst dabei erhält der Häusler seine Familie in Ehren und sucht durch den Ertrag eines Pachtgrundstücks, auf das er einige Ziegen hält, nachzuhelfen. Zerlumpte Leute und Bettler sind mir nirgends vorgekommen. Der Fremde wundert sich wohl, wie man im Stande sei, von solchem Wochenlohn das Leben zu fristen; aber manche dieser Taglöhner sollen sogar Schulden abtragen oder sparen. Und doch hat nach dem serbischen Sprichwort „das Jahr einen langen Schnabel und der Winter einen großen Bauch", aber nach einem andern Sprnche „scheint auch auf die kleinste Hütte Gottes Sonne."

Wegen ihrer kräftigen, wetterfesten Naturen, ihrer Arbeitsamkeit und Genügsamkeit sind die wendischen Burschen und Mädchen als Dienstboten gesucht, sie sind zwar — so hört man deutsche Herrschaften sagen — nicht eben flink, aber zäh; sie sind nicht zuthunlich und zuvorkommend, aber ehrlich und treu.

Scherz und Spott in der geographischen Sprache der Völker.

Wir geben noch einige Nachträge zu diesem in unserer vorigen Nummer erwähnten Gegenstande.

Manche Vorzüge und Merkwürdigkeiten eines Landes und Ortes werden in Redensarten und Versen kurz und bündig, mehr oder weniger passend hervorgehoben. Sie verdanken ihre Entstehung zumeist Fremden oder Gelehrten und gehören nur zum Theil dem Volke an. Manche sind lateinisch und verrathen schon dadurch ihren Ursprung. Aber volksthümlich und in Aller Munde waren Jahrhunderte lang die Wahrzeichen der Städte, welche bei den zünftigen Handwerkern eine große Rolle spielten. In unseren Tagen, in welchen der Verkehr einen so großartigen Umfang gewonnen hat, verlieren sie immer mehr an Bedeutung und gerathen in Vergessenheit. Dr. Böjigk in Dresden hat darüber 1860 eine interessante Abhandlung veröffentlicht, durch welche

Kriegk's Angaben vervollständigt werden können. Dresden hat als Wahrzeichen ein unter einem Pfeiler der alten Elbbrücke angebrachtes sitzendes Männchen; Urach in Schwaben hat einen laufenden Eber; Regensburg den größten und den kleinsten Stein an der Donaubrücke und dann noch einen an derselben Brücke angebrachten Mann, welcher nach einem andern am Dom befindlichen, sich dort gleichsam herabstürzenden blickt. Das hat Bezug auf die Sage, welche weiß, daß zwei Männer wegen des Brückenbaues mit einander gewettet und der eine dabei den Satan zur Hülfe genommen habe. Passau hat ein großes Gesicht mit weit aufgesperrtem Munde, das sich an einem Gasthause befindet. Ansbach: Drei Thürme ohne Dach, eine Mühle ohne Bach (Windmühle), neun Schlöt auf einem Dach, das sind die Zeichen von Ansbach.— Nürnberg: Ein großer, in Stein gehauener Ochse an der Fleischbrücke. — Landshut in Bayern: Ein Todtenkopf über der in den hohen Thurm führenden Thür. — Frankfurt hat zwei Wahrzeichen: den auf einem eisernen Kreuz der Mainbrücke stehenden Hahn (der Baumeister hatte dem Teufel das erste lebende über die vollendete Brücke gehende Wesen versprochen und jagte einen Hahn über sie) und einen im Römersaal angebrachten Raben. — Homburg vor der Höhe: ein Weg in der Stadt, auf welchem ein Wagen über den andern fahren kann, nämlich auf einer die Straße überspannenden Brücke. — Wetzlar hat eine an der Stiftskirche in Stein gehauene Nonne, auf deren Schultern der Teufel sitzt; deshalb sagt man: Zu Wetzlar an dem Dom, sitzt der Teufel auf der Nonn'. — Halle an der Saale hat einen auf Rosen gehenden, steinernen Esel in der Marienkirche. — Das Wahrzeichen von Rostock in Mecklenburg ist die Zahl Sieben, denn es giebt dort je sieben Thore, Brücken, Hauptstraßen, Thüren der Marienkirche, Thürme auf dem Rathhause, Glocken und Linden im Rosengarten.

Die Zahl Sieben ist auch aus ähnlichen Gründen das Wahrzeichen von Brüssel und Avignon, und kehrt auch sonst noch oft wieder. Die Gewohnheit, überall sieben Merkwürdigkeiten herauszufinden, mag wohl Veranlassung zu der Redensart von den sieben Sachen gegeben haben.

Hamburg hat einen Esel am Dom, welcher auf dem Dudelsack bläs't; er trägt die fassisch-niederdeutsche Umschrift: De Werlde häwt sik umgekehrt, drum häww ik arme Essel das Pipen 'lehrt. — Lübeck: Eine am ausgehauenen Laubwerke der Marienkirche angebrachte Maus. — Bremen: Eine Henne mit ihren Küchlein unter den Flügeln, im Rathskeller.

Lyon hat vier an der Thür der Johanniskirche angebrachte Hasen, an denen man aber nur vier Ohren sieht; Arras: eine am Thor ausgehauene Katze, welche eine Ratte verfolgt. Die Spanier hatten, während sie von den Niederlanden aus mit den Franzosen Krieg führten, die Inschrift gesetzt: Les Français prendront Arras, quand ce chat prendra le rat. Die Franzosen eroberten jedoch die Stadt und ließen das p in prendront austilgen.

Wir wollen auch einige lateinische Verse und Sprüche anführen, obwohl sie durchgängig spielend und geistlos sind:

Ara, caput, draco, mons, pons, vulpecula-turris,
Weigeliana domus, septem miracula Jenae.

Von Nordhausen am Südabhange des Harzes:

Curia, Rolandus, saxum, balista, Fons, ales, sunt Nordhusae miracula septem. Es sind aber nur sechs.

Quinque haec nobilitant Francofurtum: porta, machaera, emporium, electus Caesar, itemque libri.

Misnia parva potest urbs dici Lipsia, dici
Auerbachae domus Lipsia parva potest.

Die Merkwürdigkeiten der Städte in den katholischen Niederlanden:

Magnanimis Bruxella viris, Antwerpa puellis,
Lovanium doctis, gaudet Mechlinia stultis.

Die sieben Merkwürdigkeiten von England: Arx (soll wohl Schlösser überhaupt bedeuten), mons, pons, rex, ecclesia, femina, lana.

Als Wunder von Spanien galten: eine Stadt, welche mit Feuer umgeben ist und doch nicht brennt, nämlich Madrid, dessen alte Stadtmauer aus Feuersteinen aufgeführt war; die zwei Wunderbrücken, nämlich erstens die bekannte Flußschwinde der Guadiana, auf welcher zwanzigtausend Schafe zugleich weiden können, und zweitens die Brücke, über welche das Wasser ellenhoch geht und über die man doch trockenen Fußes gehen kann, nämlich die große Wasserleitung zu Segovia. Sodann die „Wunderglocke" zu Barcelona und der „Wunderkampf", d. h. die — Stiergefechte.

Die Vorzüge der Stifte am Rhein: Constanz das größte, Straßburg das edelste, Basel das lustigste, Speier das würdigste, Mainz das heiligste, Köln das reichste, Trier das älteste.

Schon die alten Griechen liebten derartige Zusammenstellungen. So sagte man von Böotien: Die schmutzige Habgier hat ihren Wohnsitz in Oropus, der Neid in Tanagra, die Rechthaberei in Thespiae, die Liederlichkeit in Theben, der Betrug in Anthedon, der Vorwitz in Koronea, die Hoffahrt in Platää, das Fieber in Onchestus, die Dummheit in Haliartus.

An die Wahrzeichen und Wunderwerke knüpft sich allerlei Scherz und Spott. Zu Bretten in der badischen Pfalz ist ein Hündchen ohne Schwanz an der Kirche angebracht; das Volk nennt nun einen, welcher den Kürzern gezogen hat, ein Hündchen von Bretten. Man spricht vom Passauer Tölpel, und von dem berühmten Todtentanz in Lübeck schreibt sich der Ausdruck her: Er sieht aus wie der Tod von Lübeck.

Spiele mit Wörtern und Buchstaben kommen häufig vor; man macht geographische Calembourgs. So spricht man von Ungarn als dem heißesten Land in Europa, weil es einen Ofen in seiner Mitte habe; in der Lausitz sei es nicht kalt und nicht warm ꝛc. — Welche Stadt beherrscht die ganze Welt? Meinungen an der Werra. — London hat das Ende, nd, in der Mitte; in Nikomedia wird kein Theater geduldet.

In Oberschwaben fragt man: Wo lebt's sich am wohlfeilsten, und antwortet: zu Isny. — Die Leute in Straubing lassen fünf gerade sein, weil ihr Stadthaus einen Thurm mit fünf geraden Spitzen hat. — In Wien sagt man: Die Böhmen regieren, ernähren und unterhalten die Welt, weil sehr viele Beamten, Kutscher, Köche und Musikanten aus Böhmen dorthin kommen.

Der Kirchhof von Zwickau liegt hart an der Grenze des Voigtlandes; deshalb sagt man: Die Zwickauer werden im Voigtlande begraben, leben und sterben aber in Meißen. — Von Kalbe an der Saale sagt man: Kalbe ist größer als Gottes Gnade; weil das Kloster Gottes-Gnade in der Nähe liegt.

Ungarn und Polen essen und trinken Feuer, weil dort viel Zwiebeln, Knoblauch und Paprika gegessen, viel Branntwein getrunken wird und der ungarische Wein feurig ist.

In Schandau, das unweit der böhmischen Grenze liegt, „hat alle meißnische Ehre und Redlichkeit ein Ende."

Toskana hat einen Thurm in der Luft, weil jener auf dem großherzoglichen Palaste zu Florenz ohne besondere Grundlage sich von den Palastmauern erhebt; einen im Wasser, nämlich der Livorneser Leuchtthurm, und einen in der Erde; denn in Florenz behauptet der Volksmund von einem Thurm, er stecke eben so tief in der Erde als er hoch sei.

Kaiser Karl der Fünfte sagte: Französisch müsse man im gesellschaftlichen Umgange reden, Deutsch mit dem Feinde, Italienisch mit der Geliebten, Spanisch mit Gott und Englisch mit den Vögeln. Derselbe König sagte: Ein Heer müsse einen italienischen Kopf, spanische Schultern und eine deutsche Brust haben. — Papst Julius der Zweite sagte: die Spanier seien volucres coeli, weil sie stets nach hohen Dingen streben; die Franzosen homines omnium horarum, weil sie in alle Sättel passen; die Deutschen amphorae vini, weil sie sich den Wein tapfer munden lassen, und die Schweizer pecora campi, von wegen der Viehzucht.

Sehr oft trieb man früher Spielerei mit der Zahl gleicher

Anfangsbuchstaben, und bei uns in Deutschland spielte die Sieben neben dem W eine Hauptrolle. Unser Land zeichnet sich aus durch: Wasser, Wald, Waizen, Waid, Wein, Wiese und Wolle. Für Hessenland hatte man sogar zwölf W, nämlich: Wasser, Wald, Waid, Waizen, Wachs, Wein, Weiden, Weiher, Werg, Wiese, Wild und Wolle. Man sieht aber nicht ein, weshalb nicht noch ein Dutzend mehr solcher „Merkwürdigkeiten" hinzugekommen sind.

Schon im Alterthum hat man Vergleiche zwischen verschiedenen Städten angestellt und Namen übertragen. Strabo nennt Komana in Pontus: Klein Korinth; in neueren Zeiten sagte man von Mailand, Leipzig und Brüssel: Klein-Paris. Bei diesen Vergleichen liegt Wesen und Sitte der Bewohner, Klima, Industrie und Handel ꝛc. zum Grunde; oft aber sind sie mit den Haaren herbeigezogen. So nannte man Bauzen in der Lausitz und Künzelsau in Würtemberg: Klein-Nürnberg. Tübingen sei das deutsche Montpellier. Die Rhön ist das fränkische, der Westerwald das nassauische, das Erzgebirge Obersachsens Sibirien. Lindau am Bodensee nannte man Klein-Venedig. Kindisch sind Ausdrücke wie Ilm-Athen, Elb-Florenz, Spree-Athen, Pleiße-Athen, Leine-Athen. Wenn man Gera als Klein-Leipzig bezeichnet und München der Pfafferei wegen Klein-Rom nannte, so läßt sich das schon eher hören. Polacken und Schweden sind als Franzosen des Nordens bezeichnet worden, die Perser Franzosen des Orients, und die ruhmredigen Gallier freuen sich über solche Vergleiche. Die Bewohner der Insel Scio nannte man die Gascogner der Levante.

Sehr leicht erklärlich sind die geographischen Zu-, Bei- und Neben-Namen, die wir in großer Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit finden. Sie treffen nicht selten das Rechte. Oft sind sie das Erzeugniß des Stolzes und der Nationaleitelkeit früherer Zeit und wir finden sie zumeist in Südeuropa. Bei uns in Deutschland sind sie fast ganz in Abgang gekommen, aber in Nordamerika finden wir sie in Menge. Dort möchte jede tief landeinliegende Stadt „Königin des Westens" sein. Neu-Orleans ist die Crescent City, wegen ihrer halbmondförmigen Ausdehnung am Mississippi, Massachusetts der Bay-Staat, Neu-York der Empire-Staat, Pennsylvanien der Keystone-Staat, Schlußstein-Staat ꝛc., Cincinnati ist wegen der großen Schweineschlächtereien Porkopolis, Schweinestadt.

Wir wollen noch einige amerikanische Ausdrücke hinzufügen, die Kriegk übergangen hat. Wisconsin heißt der Dachsstaat, Badgerstate, weil er reich an Waizen ist; Arkansas der Bärenstaat, Missouri der Bullion-Staat, Vermont der Green Mountain Staat; Virginien ist die Old Dominion; die Neuschottländer heißen Blaunasen. Für die Bewohner der Vereinigten Staaten insgesammt genommen hat man den Ausdruck Bruder Jonathan; Uncle Sam bedeutet die Regierung der Vereinigten Staaten; ein Hoosier ist ein Bewohner des Staates Indiana, ein Sucker, ein Mann aus Illinois; den Kentukier nennt man: Halbpferd, halb Allgator; den Mann aus Ohio Buckeye, nach den in jenem Staate häufig wachsenden Kastanien, welche das Volk als Bocksaugen bezeichnet.

In Spanien hieß Toledo, wegen seiner centralen Lage, der Nabel des Landes, und das bedeutet auch das Wort Cuseo für die Hauptstadt der pernanischen Inkas. Valladolid ist die edle, Barcelona die reiche, Valencia die schöne und Granada die große.

In Italien finden wir Milano la grande; Brescia, wegen der Waffenfabriken, l'armata, Mantua la gloriosa, Padua la dotta, die gelehrte, wegen der Hochschule, Verona la degna, Venezia l'opulenta, Genova la superba, Lucca l'industriosa, Firenze la bella, Ferrara la cortese, Bologna la grassa, weil der fettige Boden jener Gegend ungemein fruchtbar ist. Rom ist das heilige oder ewige, Capua l'amorosa, Napoli l'illustre und Syrakus die getreue.

In Deutschland haben wir das heilige Köln, das goldene Mainz; Heidelberg des römischen Reiches Regenloch; Nürnberg, des Reiches Bienengarten; Bamberg der Nabel von Deutschland, Breisach, als es noch Festung war, des Reiches Schlüssel und Hauptkissen, Meiningen die Harfenstadt, weil es in der Gestalt einer Harfe gebaut worden sei; Leipzig das Auge von Meißen, Breslau das Auge von Schlesien, Zittau die reiche.

Die Franzosen sprechen von la belle France, die Briten von Old England. Burgund und die Picardie sind die Scheunen von Paris, Angers ist wegen seiner Schieferdächer die Schwarze Stadt, Toulouse war, der vielen Geistlichen halber, die Heilige, Nantes das Auge der Bretagne. Antwerpen hieß die reiche, Mecheln das Herz von Brabant Siebenbürgen hieß das Schatzkästlein von Ungarn.

Wir könnten diese Sammlung noch beträchtlich vermehren, aber sie reicht hin, um zu zeigen, wie Spott und Witz, Stolz und Ueberhebung sich geltend machen. Wir sehen, daß bei wenig Witz doch sehr viel Behagen auftritt, und das gegenseitige Hänseln und Aufziehen bis in das hohe Alterthum hinaufreicht.

Die Insel Puynipet im Stillen Ocean.

Ueber diese kleine, noch wenig bekannte, unterm 6.° 58′ nördl. Br. und 158.° 20 Fuß östl. L. von Greenwich im Stillen Ocean gelegene Insel bringt uns der zweite Band der Reise der österreichischen Fregatte Novara interessante Nachrichten. Das Schiff Novara berührte auf seiner Fahrt um die Erde zumeist schon genugsam bekannte Punkte; um so dankenswerther sind deshalb Berichte über solche Oertlichkeiten im Stillen Weltmeere, bei welchen die Europäer nur selten erscheinen.

Nachdem die Fregatte am 15. August 1858 Schanghaï in China verlassen hatte, warf sie am 18. September bei Puynipet Anker. Sogleich bei der Annäherung kam ihr ein nach europäischer Art gebautes Boot mit vier braunen Eingebornen und einem Weißen entgegen, welcher dem Kommandanten seine Dienste als Lootse anbot. Er war ein Nordamerikaner. Er lebte als Schmied und Zimmermann auf der Insel und versah nebenbei Lootsendienste. Bald darauf war die Novara von einer großen Anzahl Eingeborener umschwärmt. Sie saßen in zierlichen, roth angestrichenen Kanos aus ausgehöhlten Baumstämmen mit Auslegern, welche ganz eigenthümliche gerüstartige Stützen haben, so daß in der Mitte des Kanos eine Art Gerüst entsteht, auf dem gewöhnlich der Häuptling sitzt und das bei festlichen Anlässen sogar als ein kleiner Tanzboden benutzt wird. Die aus Matten verfertigten Segel waren dreieckig und zwar im Winkel zwischen zwei Bambusstangen ausgespannt, während eine dritte den Mast ersetzte. Die Eingeborenen waren, mit Ausnahme eines Röckchens, aus den Blättern der Kokospalme bereitet, nackt und sahen sehr gutmüthig aus. Am Kopfe trugen sie eine Art weit vorstehenden Schirms, der ebenfalls aus Palmblättern verfertigt ist und dazu dient, das Gesicht vor den Sonnenstrahlen zu schützen.

Von dem Lootsen erfuhr man, daß zur Zeit des Nordostpassats (vom November bis April) gegen 50 bis 60 amerikanische Walfänger nach Puynipet kommen, um daselbst Wasser und Holz einzunehmen und sich mit Lebensmitteln, namentlich mit Yams, süßen Kartoffeln, Hühnern und Schweinen zu versehen. Auch die

Schiffe, welche von Sydney nach China bestimmt sind, ziehen in dieser Jahreszeit die Fahrt durch den Stillen Ocean der südlichen Route um Australien und durch die Sundastraße vor.

Die Zahl der Eingeborenen wird jetzt auf etwa zweitausend geschätzt. In früheren Jahren betrug sie über fünftausend Seelen, aber die Blatternseuche hat furchtbare Verheerungen unter der Bevölkerung angerichtet. Die Umstände, unter welchen diese schauerliche Krankheit zum ersten Male auf Puynipet auftrat, liefern zur Geschichte der Verbreitung von Seuchen im Allgemeinen sowohl wie zur Frage der Impfung einen höchst lehrreichen Beitrag.

Im Jahre 1854 war das englische Schiff Delta mit einem an bösartigen Blattern leidenden Kranken nach dem Roankiddi-Hafen gekommen. Die meisten Ansiedler, welche zu jener Zeit daselbst lebten und die Furchtbarkeit jener Krankheit kannten, drangen in den eingeborenen Häuptling, dem Kapitän den Aufenthalt zu verweigern und ihn zu zwingen, sogleich wieder unter Segel zu gehen. Dieser aber schien entschlossen, den Kranken auf der Insel zurückzulassen. Als er die feindselige Stimmung der Bevölkerung gegen ihn und seine Mannschaft erfuhr und merkte, daß die Insulaner den Kranken weder freiwillig aufnehmen, noch ihm und seiner Mannschaft Lebensmittel verabreichen würden, benutzte er die Ruhe und Dunkelheit der Nacht, um den blatternkranken Matrosen nebst dessen Habseligkeiten am Ufer auszusetzen und bei Tagesanbruch weiter zu segeln. Am nächsten Morgen fanden die Eingeborenen den armen Mann leidend und hülflos am Ufersande hingestreckt, während das Barkschiff wieder verschwunden war. Der Unwille gegen den Kapitän verwandelte sich jetzt in Mitleid und Theilnahme für den hülflosen Kranken; man pflegte ihn so gut, als es die Umstände gestatteten. Seine Habseligkeiten aber wurden von dem diebischen Volke rasch verschleppt. Wenige Wochen nach diesem Vorfalle brach die Blatternseuche mit grauenerregender Heftigkeit aus und wüthete fünf Monate hindurch auf entsetzliche Weise. Fast jeder Eingeborene wurde davon befallen und von fünftausend Bewohnern erlagen dreitausend der Wuth der Epidemie. Der Matrose aber, welcher die erste Veranlassung zu all diesem Unheil gab, genas vollkommen. Unstreitig hatten seine nach allen Theilen der Insel verstreuten Kleidungsstücke wesentlich zur schnellen Verbreitung des Krankheitsstoffes beigetragen. Von den dreißig weißen Ansiedlern, welche zu jener Zeit auf Puynipet lebten und die sämmtlich geimpft waren, erkrankte blos Einer und auch dieser genas rasch wieder. Im August 1854 verschwand die Seuche ebenso schnell wie sie erschienen war und hat seither Puynipet mit einem zweiten Besuche verschont. Aber allenthalben sieht man noch in den Gesichtern und an den Körpern der Eingeborenen zahlreiche Spuren ihrer Verheerungen.

Puynipet gehört zu den Koralleninseln des Stillen Oceans, die mit sogenannten Wallriffen umgeben sind. Ein Gürtel von Korallen, auf dem Palmen wachsen und an dem sich die Brandung bricht, umgiebt das Eiland. Zwischen diesem Gürtel und der Insel liegt die Lagune, ein stilles sicheres Wasser, das durch einige Straßen mit dem offenen Meere verbunden ist. Da diese Kanalstraßen sehr seicht waren und der Novara nicht gestatteten, der Insel sich zu nähern, so fuhr der Kommandant, Kommodore von Wüllerstorf, in einer venetianischen Gondel, die in der seichten Lagune besonders gute Dienste leistete, an's Land.

Ueberall waren die Ufer sumpfig und mit dichtem Mangrovewald bestanden, der mit seinen eigenthümlichen Luftwurzeln, welche wie Pallisaden der Gondel entgegenstarrten, das Anlegen verhinderte. Dieser Mangrovewald zieht sich bis etwa eine Meile landeinwärts, dann gewinnt die Vegetation, besonders an den Ufern der Flüsse, ein ungemein mannichfaches, wahrhaft tropisches Aussehen. Palmen, Brotfruchtbäume, Pandanus, Bananen, Caladien und Barringtonien bilden die Hauptrepräsentanten dieser reizenden Waldflora. Das Thierleben der Insel scheint minder reich und mannichfaltig. Größere Thiere fehlen ganz. Von Tauben, Strandläufern und Papageien wurden äußerst zierliche Arten geschossen.

An den Flußufern und auf den Hügeln lagen ringsumher im Schatten der herrlichen, reichen Vegetation malerisch zerstreut die Häuser der Eingeborenen. Da wo der schöne Roankiddifluß sich in's Meer ergießt, erhebt sich das stattliche Missionshaus, ein Holzgebäude, welches zugleich Kirche, Schule und Wohnung der amerikanischen Missionäre umschließt. Nicht weit von der Stelle, wo dieser Fluß aufhört, für andere Fahrzeuge als die ausgehöhlten Baumstämme der Eingeborenen schiffbar zu sein, liegt der Wohnsitz des Häuptlings des Roankiddi-Stammes. Dicht am Landungsplatze steht ein sehr großes, hallenartiges Gebäude, das zum Versammlungsort der Eingeborenen bei besonderen Feierlichkeiten bestimmt ist. Zu beiden Seiten im Innern desselben sind für die Familien von Rang Schlafstellen angebracht und mit Strohgeflechten abgetheilt. Der mittlere Theil wird gewöhnlich von Sklaven und Dienern eingenommen, die während der Versammlungen geschäftig Trank und Speisen für die Besucher bereiten. Sind die Häuptlinge zur Sitzung versammelt, so setzt ihnen der König Zweck und Gegenstand der Berathung auseinander und jedem Anwesenden steht es dann frei, seine Meinung auszusprechen.

Der Häuptling des Roankiddi-Stammes ist ein schöner junger Mann von hoher Gestalt, kräftigem Körperbau, dunkelbrauner, fast bronzener Hautfarbe und freundlichem, einnehmendem Aeußern. Er war bis auf die übliche Schürze aus Palmenblättern und einen breiten rothen Gürtel nackt und trug einen grünen Kranz im schlichten, glänzend schwarzen Kopfhaar und einen langen Stengel frischen Zuckerrohrs in der rechten Hand. An Armen und Beinen war er sehr zierlich tättowirt. Die Novarareisenden mußten in das Innere seiner Wohnung treten, wo er ihnen europäische Stühle bot und durch sein junges hübsches Weib Kokosmilch in einem geschliffenen Trinkglase kredenzen ließ. Die junge Königin trug gleich den übrigen weiblichen Eingeborenen nur ein etwa fünf Fuß langes Stück gelben Zeuges um die Hüften gewunden; es reichte bis zu den Knieen. Ihr schönes schwarzes Kopfhaar war geschmückt mit einem Kranze von gelben Blumen, und ihr mit Kokosnußöl gesalbter Körper reich mit dem Pulver von Gelbwurz bestreut. Füße und Vorderarme waren zierlich tättowirt. Der zum Christenthum bekehrte Theil der Einwohner von Puynipet trägt sich europäisch. Das Tättowiren wird an beiden Geschlechtern in einem Alter von zehn bis zwölf Jahren durch bejahrte Frauen vorgenommen, die ein eigenes Geschäft daraus machen. Den dazu nöthigen blauen Farbestoff gewinnen die Eingeborenen aus der nußartigen Frucht der Aleurites triloba. Die Operation wird vermittelst eines aus den spitzen Nadeln einer Pinusart oder aus Fischgräten verfertigten Werkzeugs ausgeführt.

Viele Eingeborenen sind durch einen häßlichen fischschuppenartigen Hautausschlag (Ichthyosis) entstellt, scheinen aber davon keinerlei Unbehagen zu fühlen. Einige Reisende wollen diesen Umstand dem übermäßigen Genusse von rohen ungekochten Fischen zuschreiben. Merkwürdig ist, daß diese Krankheit auf allen Inseln in der Nähe des Aequators vorkommt.

Geld ist auf Puynipet ein noch wenig bekanntes Verkehrsmittel. Nur die daselbst lebenden Weißen und Häuptlinge nehmen englische und nordamerikanische Münzen an; aber im Allgemeinen würde einem Eingeborenen für einen blanken Dollar nicht feil sein, was er leicht und gern für ein Stück Kautabak oder ein Taschenmesser hingiebt. Unter den Tauschmitteln ist der amerikanische Kautabak (Negro head und Cavendish) in länglichen Stücken das beliebteste.

12 Stück Hühner	sind	gleich	24	Stück	Kautabak,
100 Yamswurzeln	„	„	10	„	„
100 Brotfrüchte	„	„	10	„	„
100 Kokosnüsse	„	„	10	„	„

Im Ganzen wohnen auf der Insel fünf von einander völlig unabhängige Stämme, von denen der erwähnte Roankiddistamm der zahlreichste und wichtigste ist. Jeder „König" hat seinen Minister, dessen Macht fast der des Häuptlings gleich kommt; nach diesem kommen die Adeligen zunächst im Range. Der Häuptling hat das Recht, bei seinem Tode frei über sein Land zu verfügen, das er gewöhnlich seinen Söhnen hinterläßt. Zwischen dem Könige und den Häuptlingen bestehen äußerst zarte patriarchalische Sitten. So z. B. werden die ersten reifen Brotfrüchte dem Könige zum Geschenke dargebracht.

Was die Angabe früherer Reisenden betrifft, daß auf der Insel zwei völlig verschiedene Racen, eine gelbe und eine schwarze, wohnen, so haben die Reisenden der Novara nichts bemerkt, was dieselbe bestätigen könnte. Vielmehr scheint der Unterschied der Eingeborenen in Hautfarbe und Form der Haare ausschließlich nur durch die vielfachen Kreuzungen verursacht zu sein, welche daselbst vorkommen und die in früheren Zeiten noch weit häufiger stattfanden.

Die Bevölkerung besteht jetzt aus Weißen, Negern und gelblich braunen Urbewohnern, die einen dem polynesischen verwandten Dialekt sprechen, aber doch dem malayo-polynesischen Stamme anzugehören scheinen. Die meisten Ansiedler sind gegenwärtig Engländer und Amerikaner; Negersklaven und freie Schwarze sind gleichfalls vorhanden. Diese Umstände sind hinreichend, um gewisse auffallende Erscheinungen unter den Eingeborenen, wie braune oder gelbe Hautfarbe, krauses Haar und aufgeworfene Lippen als kennzeichnende Merkmale der äthiopischen Race zu erklären. Jedenfalls kann mit ziemlicher Sicherheit angenommen werden, daß die Eingeborenen, wie überhaupt die Bewohner des Karolinen-Archipels keine „pelagischen Mongolen", kein Zweig der mongolischen Race vom Kontinente Asiens sind, wie Lesson meinte, sowie daß Puynipet nicht von der Race der Papuas bevölkert ist.

Die Gesichtsfarbe der Eingeborenen ist eine helle Kupferfarbe. Die Durchschnittshöhe der Männer beträgt 5 Fuß 8 Zoll. Die Frauen sind viel kleiner als die Männer, mit zarten Zügen und schmächtigen Formen. Die Nase ist gebogen, der Mund breit, mit starken Lippen, die Zähne sind blendend weiß, die Ohrläppchen bei beiden Geschlechtern durchbohrt, aber selten künstlich stark vergrößert. Männer und Frauen haben schöne schwarze Haare, welche sie sorgfältig pflegen.

Die Männer reißen sich mit scharfen Muscheln oder zwei Stückchen scharfrändigen Schildpats die Haare aus, sobald dergleichen auf den Wangen sichtbar werden. Die Mehrzahl des weiblichen Geschlechtes ist hübsch und von hellerer Farbe als die Männer. Keuschheit darf man bei ihnen, wie bei fast allen Polynesiern, nicht suchen.

Ein Eingeborner, der sich zu verheirathen wünscht, macht dem Vater des Mädchens, das er wählte, ein Geschenk; wird dieses nicht zurückgewiesen, so gilt sein Antrag als angenommen. Hierauf geschehen Vorbereitungen zu einem Feste mit Schmaus und Tanz, worauf der Bräutigam seine Braut zu Hause führt. Die Häuptlinge haben gewöhnlich mehrere Frauen, wie überhaupt Vielweiberei nur durch die Mittel, Frauen ernähren zu können, beschränkt ist.

Die Leichenfeierlichkeiten sind seit dem Verkehr mit den Europäern vielfach verändert worden. Die Verwandten des Verstorbenen schneiden sich als Zeichen der Trauer ihr Kopfhaar ab. Alle beweglichen Güter und Habseligkeiten des Todten werden von wem immer weggetragen, der sich zufällig in der Nähe befindet und sich ihrer zunächst bemächtigt. Dieser Gebrauch ist so allgemein, daß Gegenstände, welche Einer auf solche Weise erbeutet, vollkommen als gesetzliches Eigenthum desselben betrachtet werden.

Die Religion dieses primitiven Völkchens ist sehr einfach. Sie haben weder Götzenbilder noch Tempel, und obwohl sie an ein Fortleben nach dem Tode glauben, scheinen doch religiöse Feste und Gebräuche zu fehlen. Der künftige Aufenthalt scheint ihnen eine Art von Festung zu sein, welche mit einem bodenlosen Graben umgeben ist. Ein altes Weib hütet das Thor dieses Wonneorts und verwehrt dem Schatten den Eingang. Gelingt es diesem die Hüterin zu bewältigen und den Eingang zu gewinnen, so ist er für immer glücklich; im Gegentheil stürzt das tückische Weibsgespenst den Schatten in den Abgrund, wo dann seiner endloser Jammer und Qual harrt.

Deutsche Ansiedler in der Marmarosch.

Wir haben im Globus bereits mehrfach die Ansiedelungen unserer deutschen Landsleute unter fremden Völkern geschildert und gesehen, wie sie durch ihren Fleiß und ihre Bildung sich meist vortheilhaft von den sie umgebenden anderen Nationen auszeichneten. Wir werden fortfahren unsere Landsleute auf ihrer kulturbrechenden Bahn zu verfolgen, und theilen heute eine Schilderung der Deutschen mit, welche, fern vom Kerne der großen Stammheimath, den nordöstlichsten Theil Ungarns, das Alpenland Marmarosch, bewohnen. Ein Aufsatz in Kolatschek's „Stimmen der Zeit" giebt die Anhaltpunkte.

Oestlich von dem magyarisch-ruthenisch-deutschen Orte Huszth, hinter Tetsö, zweigt sich von der Heerstraße, die gegen Szigeth und von da einerseits gegen die Quellen der schwarzen Theiß, andrerseits nach Siebenbürgen führt, eine Art Fahrweg ab, den Lauf der Taraczl aufwärts und geht, einige ruthenische Dörfer durchschneidend, nach dem slawisch-deutschen Königsfeld und zwei Stunden nördlicher nach dem rein deutschen Molra. Beide Orte sind in den Engen des Flußthales zwischen dichten Wäldern und abgeholzten Berggipfeln so eingepfercht, daß die Bewohner Molras die Sonne im December und Januar nur wenige Stunden des Tags zu Gesichte bekommen, die Mühle des Dorfes aber, welche in einer Kluft am Fuße des Berges liegt, keinen einzigen Strahl des lebenspendenden Gestirnes empfängt.

Das umliegende Gebirge trägt einen alpinischen Charakter; aus den Thälern desselben kamen die Vorfahren der Bewohner beider Orte herüber. Die Deutschen der Marmarosch stammen von 1775 angesiedelten Oberösterreichern und Salzburgern ab; sie waren anfangs ärarische Holzhauer und herbeigezogen, um die großen Staatswaldungen verwerthen zu helfen. Die Häuser sind durchweg aus Fichtenholz erbaut und zeugen von deutschem Fleiß und deutscher Reinlichkeit. Der Sauberkeit der Fenster und Thüren, auch des Fußbodens, entspricht die des Küchengeräthes, der Einrichtungsstücke, des Bettzeugs, der Kleidung und Wäsche.

Dieser Volksschlag ist groß, kräftig und schön; nur der schwerfällige Gang und die plumpe Fußbekleidung thun der übrigens so vortheilhaften Erscheinung Eintrag. Das Leben dieser genüg-

samen, ganz auf sich angewiesenen Leute ist eintönig und gleicht im Ganzen dem aller Holzhauer in hohen Gebirgen, mit dem Unterschiede, daß hier ungleich mehr Männer als anderswo das Beil schwingen. Weder Getreide- noch Kartoffelfelder könnten dort einen nennenswerthen Ertrag liefern, und das „Obst", welches in den Hausgärten gezogen wird, ist wegen der rauhen und hohen Lage des Bodens nur für einen unerfahrenen Magen genießbar, welcher noch keinen Vergleich mit erträglichem Obst anstellen konnte.

Ein Hauptzweig der wirthschaftlichen Thätigkeit besteht in dem Futtersammeln für das Vieh, welches gut gehalten und, wie in der ursprünglichen Heimath der Ansiedler, vom Juni bis Ende August auf die Alm geführt wird, wo sich Stallung und ein gut erhaltenes Wohngebäude befinden, die Sennerinnen den Sommer über Käse bereiten und bei dem Mangel eigentlicher Wiesen Heu zum Wintervorrath auf den entfernten Hutweiden und am Rande der Schluchten mähen. Kartoffeln und Getreide werden zugeführt, aber aus den ärarischen Niederlagen auch zur Zeit der größten Theurung für einen bestimmten, sehr niedrigen Preis an die Arbeiter abgegeben, denen der Staat das Salz und Holz unentgeltlich liefert. Die Ansiedler genießen viel Milch, ungleich mehr Fleisch als ihre Stammgenossen in der Heimath und dazu einen Brei, Puliszka genannt; im Sommer bilden Waldbeeren und Schwämme eine erwünschte Zuthat. Dem rauhen Klima, der schweren Arbeit im Freien und ihren ganzen Lebensverhältnissen angemessen sprechen die Männer auch der Branntweinflasche sehr zu; dabei bleiben sie indeß kerngesund, werden steinalt und verlieren erst sehr spät die Schärfe ihrer Sinneswerkzeuge und die Kraft der Beine.

Die Kolonisten sprechen unter einander die heimathliche Mundart, während sie sich Fremden gegenüber in gutem Hochdeutsch ausdrücken, denn ihre Schulen sind gut, und die schlichten Männer, welche, sobald sie die Schule verlassen, ihr Leben lang nur die Axt führen und deren Kinder nicht studiren, sind gar streng bei der Wahl ihrer Lehrer und nehmen nicht den ersten besten Bewerber an. Da sie mit Magyaren in keine Berührung kommen, verstehen sie nicht ungarisch, reden aber geläufig die Sprache ihrer Umwohner, der Ruthenen. Sie haben indeß von diesen keine Sitten, richtiger gesagt Unsitten, angenommen und hängen treu an ihren alten Gebräuchen, wie sie denn auch heute keine ungarischen Tänze kennen, sondern nach Urväterssitte walzen und auch die Hochzeiten, bei denen es hoch hergeht, ganz nach Art der Vorfahren feiern. Sie sind sämmtlich römische Katholiken und fleißige Kirchenbesucher. Niemand wird übrigens unter Marmaroscher Holzschlägern sich sentimentale Gestalten vorstellen wollen; der beständige Aufenthalt in den Wäldern erzieht ein rauhes, derbes, hartes Geschlecht, dessen Streben auf Befriedigung der nächsten Bedürfnisse des Lebens gerichtet ist; die Bildsamkeit des Völkchens beweisen übrigens die Frauen und Mädchen, welche im Umgange mit den jüngeren Forstbeamten bei aller Natürlichkeit sogar einigen Schliff erhalten.

Kleine Nachrichten.

Feste und Spiele im Kanton Luzern. Wir finden in Kasimir Pfyffer's trefflicher Beschreibung dieses Kantons eine ansprechende Schilderung der verschiedenen alten Bräuche, Feste und Lustbarkeiten, welche sich bis auf unsere Tage erhalten haben. Hente entlehnen wir dem ungemein reichhaltigen Buche Folgendes:

Freischießen und Schützenfeste. Bereits zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts bildete sich in Luzern eine Schützengilde, und es findet sich eine Schützenordnung vom Jahr 1427 vor. Der Zunft schenkte schon früh die Regierung ein eigenes Haus als Trinkstube, und gab auf zehn Sonntage des Jahres immer einige Paar Hosen von weißem und blauem Zeug zum Verschießen.

Ein erstes eidgenössisches Schießen auf Luzernerboden hatte im Jahr 1462 zu Sursee statt, wobei auch die sogenannten offenen Spiele, als Schwingen, Springen, Laufen, Steinstoßen nicht fehlten. Freundschaftliche Einladungsschreiben ergingen von Schultheiß und Rath von Sursee an alle eidgenössische Kantone, die auch freudig dem Rufe folgten. Das Einladungsschreiben schloß, nach Aufzählung der Gewinnste, mit folgenden Worten: „Es soll ouch allermenglichen da erloubt sin, alldiewil und das Schießen wäret, alle offenen Spil und Kurzweil redlich und on alle Gevärd ze tribende. Hiernmb mit sunderm Fliß und Ernst bitten wir üwere Wisheit die benampten üwere Schießgesellen zu sölichem unserm Schießen und Kurzweil benampter unserer Herrn Schultheiß und Rath der Stadt Sursee, welche die Aventuren (Gaben) ansetzen und unserer willigen Dienste willen, gütlich auszuvertegende und uns zesendende, ouch syn von unser wegen flißig ze bitten, andre üwere Umbsäßen und gut Fründ ze bitten, mit inen ze kommende, also fründlich ze schießen; dann wir die üwere und die mit inen kommend, besonder gern haben wollen. Das begeren wir williglich um üch, und die üwern ze verdienen." — Auf freiem Felde stand das Freudenlager der Schützen. Jeder Kanton hatte seine Zelte mit dem Kantonswappen. Ein zweites eidgenössisches Freischießen wurde in Sursee wieder im Jahr 1471 abgehalten.

Wie die Luzerner gastfreundlich oft und freudig zu edeln Waffenspielen ihre Miteidgenossen bei sich einluden, eben so lustig und zahlreich folgten sie mit immer frohem Sinn dem Freudenrufe über die Kantonsmarken hinaus. Die Waffenübung geschah zuerst mehr mit der Armbrust, später mit der Büchse. Die Schützengesellschaften wurden fortwährend von der Obrigkeit reichlich unterstützt und beschützt. Sogar die Knaben hatten ihre eigenen Armbrustschießen. Wiederholt (1507, 1509) kamen die Urner Schützenknaben auf ein Schießen nach Luzern.

Während des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts florirten die Schützenfeste allenthalben in der Schweiz. Im achtzehnten Jahrhundert verschwanden sie beinahe ganz oder schränkten sich wenigstens auf die Kantonsgrenzen ein. Erst am Ende des gedachten Jahrhunderts regte sich wieder das eidgenössische Schützenleben und wagte sich über die Kantonsmarken hinaus. So besuchten sich 1795 die Schützen von Luzern und Schwyz gegenseitig, hielten Wettschießen, gaben sich gegenseitig Mahlzeiten und begleiteten einander an die Landesmarken.

Im gegenwärtigen neunzehnten Jahrhundert nahm aber das Schützenwesen einen neuen Aufschwung, und holte ein, was im vorigen Jahrhundert versäumt worden war.

Selten ist jetzt im Kanton Luzern eine bedeutende Ortschaft zu treffen, die nicht ihre eigene Schützengesellschaft mit jährlichem Ausschießen zusammengelegter Ehrengaben und mitunter einiges Kapital hat. Freundschaftlich besuchen sie sodann die Nachbargesellschaften zu brüderlichem Wettkampfe und Austausch der Ansichten. Besondere Erwähnung verdient das Amts- und das Wettschießen im Entlebuch.

Das Amtsschießen wird alle zwei Jahre abwechselnd in Escholzmatt, Schüpfheim und Entlebuch abgehalten. Die Schützengesellschaft des Festortes ordnet das Schießen, wobei die Zinsen des Amtsschützenkapitals und die Ehrengaben zu Preisen verwendet werden. Wer immer von Regierung oder Gemeinden mit einem Amt innerhalb der zwei Jahre beehrt worden, wer sich verehelicht hat, oder wem die erste Vaterfreude gelacht, wer einen Beruf angetreten, der wird um eine Ehrengabe angesprochen. Jedes Mal wählen sich die Schützen ihren Amtsschützenmeister, ihren Fähndrich und ihren Heiligenvogt. Das Fest wird immer sehr zahlreich besucht und zeichnet sich durch geselligen und fröhlichen Ton aus. Noch interessanter aber ist das Wettschießen, das von den Entlebuchern und Emmenthalern abgehalten wird und zwischen Langnau und Schüpfheim wechselt. Schon seit Jahrhunderten hat gleiche Lebensweise, Beschäftigung und ähnliche Sitten einen lebhaften

Verkehr und ein engeres freundschaftliches Verhältniß zwischen den beiden benachbarten Thalschaften gegründet, das besonders auch im Bauernkriege sich kund gab, und seit Langem schon werden zwischen ihnen Wettschießen abgehalten. Im Einladungsschreiben der jeweiligen Festordner werden die Festbesucher ernstlich ermahnt, ihre Frauen und Töchter mitzubringen, was dann auch geschieht. Es schließt dann den Tag ein fröhlicher Tanz, bei dem noch mancher Schuß in's Herz gethan wird, daher denn auch die Emmenthaler dieses Wettschießen den Weiberschießet nennen.

Liegende und fahrende Habe in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Sehr verbreitet ist die Behauptung, daß die südlichen Staaten an Entwickelung weit hinter den nördlichen und nordwestlichen zurückgeblieben seien. Die nachfolgenden Ziffern, welche dem Census von 1860 entlehnt sind, zeigen jedoch, daß der Süden, in Bezug auf den Anwachs seiner liegenden und fahrenden Habe, große Fortschritte gemacht hat.

Staaten.	1850.	1860.	Anwachs.	In Procenten.
Alabama . . .	228,204,332	495,237,078	267,032,746	117. 01
Arkansas . . .	39,841,025	219,256,473	179,415,448	450. 32
Florida	22,862,270	73,101,500	50,239,230	219. 74
Georgia . . .	353,425,714	645,895,237	310,469,523	92. 56
Kentucky . . .	301,628,456	666,043,112	364,414,656	120. 81
Louisiana . . .	233,998,764	602,118,568	368,119,804	157. 30
Maryland . .	219,217,364	376,919,944	157,702,580	71. 93
Mississippi . .	228,951,130	607,324,911	378,373,781	165. 26
Missouri . . .	137,247,707	501,214,398	363,966,691	265. 18
Nord-Carolina	226,800,472	358,739,399	131,938,927	58. 17
Süd-Carolina	288,257,694	548,138,754	259,881,060	90. 15
Tennessee . . .	201,246,686	493,903,892	292,657,206	145. 42
Texas	52,740,473	365,200,614	312,460,141	592. 44
Virginia . . .	430,701,082	793,249,681	362,548,599	84. 17
Delaware . .	21,062,556	46,242,181	25,179,625	119. 54

Bei den freien Staaten ergiebt sich folgende Zunahme in Procenten: California 837.98; Connecticut 185.32; Illinois 457.93; Indiana 160.95; Iowa 942.97; Maine 54; Massachusetts 42.19; Michigan 330.13; New Hampshire 50.80; New Jersey 133.95; New York 70.63; Ohio 136.54; Oregon 474.35; Pennsylvania 96.5; Vermont 32.83; Wisconsin 550.72.

Das gesammte liegende und fahrende Eigenthum betrug, jenes der oben nicht mit aufgeführten Territorien und des Distrikts Columbia mit eingerechnet:

1850.	1860.	Anwachs.	In Procenten.
7135,780,227.	16159,616,068.	9023,835,841.	126. 45.

Schafe aus China nach Australien verpflanzt. Der Eingewöhnungsverein zu Sydney in Neusüdwales hat Schafe aus Schanghaï eingeführt. Sie haben eine sehr weiße Wolle und sind ungemein fruchtbr. Die Schafe lammen zweimal im Jahre und haben jedesmal vier bis fünf Lämmer. Der zoologische Garten in London hat drei solcher Schanghaïschafe, die im Frühjahr 1861 nicht weniger als dreizehn Lämmer hatten.

Die amtliche pekinger Zeitung. China hatte schon Zeitungen, als wir Europäer dergleichen noch nicht kannten. Jene, welche in der Hauptstadt des Reiches erscheint, ist in der That ein allgemeiner Staatsanzeiger, in welchem nichts gedruckt wird, das nicht die kaiserliche Genehmigung erhalten hat. Sie erscheint täglich in Gestalt einer Flugschrift, und manchmal enthält eine einzige Nummer sechszig bis siebenzig Seiten. Der Preis ist billig, denn er beträgt nach unserm Geld etwas mehr als drei Thaler. Für die Kenntniß der inneren Landesverhältnisse bildet diese pekinger Zeitung eine wahre Fundgrube. Man findet in ihr alle Entwürfe, welche dem Kaiser zur Genehmigung vorgelegt wurden; die Erlasse mit den Motiven, die Verhaltungsbefehle für die Mandarinen und Proklamationen an die Völker des Reiches. Auch ein Gerichtskalender, in welchem die wichtigsten Straffälle und Begnadigungen verzeichnet werden, fehlt nicht; sodann werden die Protokolle über die Sitzungen der höchsten Behörden mitgetheilt. Aus dem pekinger Blatte drucken dann die Provinzialblätter das für ihren Leserkreis Geeignete ab. Uebrigens kümmern sich die Chinesen in ruhigen Zeiten nur sehr wenig um die Regierung, und das ist in einem Beamtenstaat auch sehr leicht erklärlich. Der Missionär Hue befand sich mit seinem Begleiter Gabet im Jahre 1851 auf der großen Kaiserstraße unterwegs, als sich die Nachricht verbreitete, daß der Landesherrscher Tao Kuang gestorben sei. Die Europäer kehrten in einem Gasthof ein, wo sie chinesische Bürgersleute beim Thee versammelt fanden. Sie lenkten das Gespräch auf das Ableben des Kaisers und die möglichen Folgen, von welchen ein Regierungswechsel begleitet sein könne. Aber die Chinesen verhielten sich durchaus gleichgültig; zuletzt legte ein alter Mann die Hand väterlich auf Hue's Schulter, lächelte ironisch und sagte: „Weshalb, Freund, beunruhigst Du Dir Herz und Kopf mit eitler Besorgniß? Höre mich an. Für Staatsgeschäfte sind die Mandarinen da; sie werden dafür bezahlt, sie mögen ihr Geld verdienen. Wozu sollen wir uns mit Dem quälen, was sie angeht? Wäre es nicht eine rechte Thorheit, wenn wir uns um Sachen bekümmern wollten, für welche wir nicht bezahlt werden?" Die Anderen nickten Beifall und erklärten, das sei vernünftig gesprochen, und fügten hinzu: „Euch ist der Thee kalt geworden und die Pfeife ausgegangen."

Der Wüstenwind in Mesopotamien. Als der Maler Flandin von Bagdad am Tigris nach Hilla am Euphrat zog, wurde er von einem Sam überrascht. Er rasct, sagt der Reisende, wie eine wilde Flamme. Es ist unmöglich, eine erschöpfende Darstellung von diesem Phänomen zu geben; man muß es gesehen und erlebt haben. In Zwischenräumen kamen Stöße heißer Luft heran, welche das Nahen des Sturmes verkündeten. Man betrachtet sie als Warnungszeichen, die nicht unbeachtet gelassen werden. Jeder verbirgt sich, so gut es eben angeht; die Thiere lassen die Ohren hängen starren trübe vor sich hin, senken den Kopf und man sieht wohl, daß Etwas sie ängstigt. Nun steigt die Temperatur und der Wind wird heftiger. An jener Seite des Horizonts, von welcher er herkommt, bemerkt man einen rothen Streif, der dunkler wird und sich vor den blauen Himmel legt; er wird größer, sein Rand vergoldet sich und steigt allmälig an der gefürchteten Wolke höher hinauf. Aber bald wird oben Alles erst dämmerig und dann düster. Ein bleicher, fahler Schein lagert sich über die Wüste hin wie ein Reflex des Todes. Die Wolke kommt näher, gewinnt ungeheuren Umfang und hüllt dann den ganzen Himmel ein. Nun beginnt der Sturm zu heulen und zu rasen, und reißt um, was in seiner Bahn liegt. Ein schwefelhauchender Wind schnürt uns die Kehle zu; die Menschen werfen sich auf die Erde nieder und bedecken sich mit dem Mantel; die Thiere zittern, öffnen die Nüstern weit, drängen sich und suchen die Nase, eins unter dem Bauche des andern, zu verstecken. Das Haar steigt ihnen zu Berge. Die Palmen krümmen und biegen sich; der in gewaltigen Massen aufgetriebene Sand pfeift laut und die Sonne sieht wie eine dunkelrothe Scheibe aus. Allmälig läßt der Wind an Stärke nach, die Strahlen dringen wieder durch; aber die Luft ist immer noch glühheiß, obwohl nicht mehr so arg von Schwefelgeruch verpestet. Jetzt wagen auch die Kameele, den Kopf wieder hervorzustrecken. Der Sam geht vorüber, aber man verspürt noch lange nachher seine Einwirkung an der Mattigkeit in allen Gliedern.

Eine Niederlassung in Australien. Der große Inselkontinent bietet eine mannichfaltige Abwechselung von öden Wüsteneien und fruchtbarem Boden, von kahlen Flächen und lieblichen Waldregionen dar. Manche Gegenden sind geradezu lieblich und anmuthend. Zu diesen gehört Illawarra, das etwa zwanzig deutsche Meilen südlich von Sydney, der Hauptstadt von Neusüdwales, liegt. Den Hauptort des Bezirks bildet Wollongong, ein kleiner Ort mit reinlichen Häusern und hübschen Gärten. Dort legen die Dampfer an. Hinter den weißen Dünen, an welche die langen Wogen des blauen Meeres anschlagen, liegt eine Ebene, die bald wellenförmig ansteigt. Blaue Berge begrenzen den Horizont. Terrassen und Vorhügel gruppiren sich in großer Zahl und reizender Perspektive und sind mit frischem Grün bedeckt. Das Haupterzeugniß dieser Gegend ist Weizen und Mais, die beide ergiebigen Ertrag liefern, wenn nicht etwa Dürre eingetreten ist. Schöne bewaldete Berge weichen in einem Kreisbogen zurück, schützen das Land gegen die heißen Winde, welche aus dem Innern kommen und sind ein mächtiges Anziehungsmittel für alle Wasserdünste, welche der Seewind vom Osten her bringt.

Die Häuser liegen in weiten Abständen von einander inmitten ihrer Felder. Sie sind einfach und theilweise mit Schindeln gedeckt, aber alle sauber und bei vielen hebt sich das glänzende Weiß der Wände und das rothe Ziegeldach mitten aus dem lichten Grün des wallenden Saatlandes und der Gärten. In den Feldern und neben den Häusern stehen noch überall große Baumgruppen und geben Schatten. An manchen Orten sind auch Waldstrecken, welche der Ansiedler geschont hat, um sich auf lange Jahre hinaus Brennholz zu sichern. Die Kolonisten in solchen Gegenden sind zumeist im Wohlstande, und derartige Oertlichkeiten werden gern von deutschen Ackerbauern aufgesucht. Unser Bild zeigt eine dieser australischen Niederlassungen und eine Gruppe von Landleuten, die eben vom Markte heimkehren.

Eine Viehverkäufung in Italien.

Deutsche Ansiedler am Obern-See. Der Lake Superior ist das nördliche Becken der großen Kette von Seen, welchen der Sankt Lorenzstrom als Abzug zum Weltmeere dient. Die westliche Seite gehört den Vereinigten Staaten, theilweise zum Staate Michigan, und auch bis in diese Gegend sind deutsche Ansiedler vorgedrungen. Einer derselben schreibt zu Anfang des Maimonats an ein neuyorker Blatt Folgendes: — Mit Wehmuth habe ich die Frühlingscorrespondenzen aus dem alten theuren Heimathlande gelesen. Wie traurig, arm und leer ist dagegen hier das Leben! Man sieht keine Blumen und Blüthen, man sieht keinen Vogel fliegen und nur selten getraut sich der graue Fischreiher in unsere Nähe. Der Winter hier am Lake Superior ist ein langer harter Winter. Schon zu Ende Novembers fällt eine Masse Schnee, und Anfang Decembers gefrieren die Nebenseen hart zu. Die Fährboote werden an's Land gezogen und durch Hundeschlitten ersetzt. Die Waarenhäuser liegen gestopft voll Lebensmittel. Jede Hütte, jedes Haus hat sich in Nahrungssachen mehr oder weniger nach den Geldverhältnissen des Inhabers eingerichtet, und das ist auch nothwendig: denn nicht selten haben wir ein Wetter, bei welchem Niemand vor die Thür gehen mag, und bei sechs Fuß hohem Schnee hat es mit dem Fortkommen auch seine Schwierigket. Aber der Bergmann findet seinen Weg in den tiefen Schacht der Erde, wo die prächtigen Erze in ihrer wunderbaren Ordnung liegen. Sieben- bis achthundert Fuß steigt er hinab, arbeitet wie in einer warmen Stube, bohrt Löcher und sprengt den Kupferfels; wieder andere beladen einen Karren, stoßen denselben auf einer Eisenbahn bis an den Schacht und senden ihre glänzenden Erze himmelwärts. Es übersteigt alle Begriffe, wie reich und ergiebig diese Kupfergruben von Portage Lake sind. Im verflossenen Jahre lieferten die vier Gruben Quincy, Pewalie, Franklin und Isle Royale etwa 4000 Tonnen, und im Laufe dieses letzten Winters ist so viel gefördert worden, daß die Schiffe, welche wir erwarten, schwerlich Alles laden können.

Das gesellschaftliche Leben der Deutschen wurde in diesem Winter sehr gehoben. Bälle, darunter auch Maskenbälle, hatten wir jede Woche; sogar ein Theater besitzen wir und in der nächsten Woche wird Schiller's Wilhelm Tell aufgeführt. So kommen wir ganz leidlich über den Winter hinweg. Erst Ende Aprils geht der Schnee fort, und Eis haben wir manchmal noch im Mai. Jetzt um diese Jahreszeit sind die Lebensmittel auf die Neige gegangen; frisches Fleisch und frische Fische haben wir nicht mehr. Im vergangenen Winter waren die Lebensmittel nicht so theuer als früher, denn wir hier bei Portage Lake hatten mehr als 10,000 Scheffel Kartoffeln gepflanzt, die vortrefflich gediehen.

Endlich kommt so eben das erste Boot an. Alles springt aus den Häusern, alle Dampfpfeifen blasen. Man begrüßt das langersehnte Schiff. „Das erste Boot, das erste Boot!" rufen die Kinder und laufen aus dem Schulzimmer. Auf dem Rathhause wird ein großer Proceß verhandelt; Schottländer und Irländer haben sich gekeilt; die Verhandlung darüber ist im besten Zuge, das Publikum hört aufmerksam zu. Aber das erste Boot kommt, und so springen Richter, Advokaten, Parteien und Zuhörer auf und laufen davon, um das Boot mit Jubel zu begrüßen. Beim Barbier, der mir gegenüber wohnte, sitzt ein Mann mit eingeseiftem Bart; der Mann des Scheermessers hält ihn schon bei der Nase, aber das Boot kommt, der Barbier läuft hinaus und der Eingeseifte folgt ihm wie er eben ist. Endlich legt das Boot an, der Jubel will kein Ende nehmen, denn nach langen fünf Monaten, in denen wir lediglich auf uns selbst angewiesen waren, sehen wir endlich wieder fremde Gesichter und haben für das nächste Halbjahr Verkehr mit der Außenwelt.

Aus Kalifornien. Wir finden in der deutschen Zeitung „California Demokrat" von Ende April die Nachricht, daß die Allgemeine deutsche Unterstützungsgesellschaft in San Francisco nicht weniger als 1156 zahlende Mitglieder aus der Stadt und 408 andere zählt, welche auf dem Lande wohnen.

Die vielen Mexikaner, welche in San Francisco wohnen, namentlich im Jackson-Stadtviertel, feiern das Osterfest mit einer Judas-Ischarioth-Procession. Dabei verbrennen sie am hellen Tage eine große Menge von Schwärmern und allerlei anderes Feuerwerk und schleppen einen Mann als Judas durch die Straßen.

Das deutsche Theater zu San Francisco ist im Flor, nicht minder die Turnhalle. Am Charfreitage war ein geistliches Concert von den deutschen Sängern veranstaltet worden; man sang Haydn's Schöpfung.

In der Stadt Victoria auf der Insel Quadra Vancouver, in Britisch-Columbia, stehen unsere Landsleute an der Spitze der Professionisten, und Herr F. W. Vanmeister producirt so gutes Lagerbier, wie man es nur in San Francisco bekommt.

Unsere Landsleute haben jetzt auch eine Freiwilligencompagnie gebildet, von welcher alle Nichtdeutschen ausgeschlossen sind. Sie war im Begriff nach dem Territorium Washington auszurücken, um die Indianer zu bekämpfen, welche seit einiger Zeit sehr unruhig geworden sind. Sie plündern und stecken manche Farmen in Brand, und haben der Ueberlandpost für mehr als 20,000 Dollars an Maulthieren, Pferden ꝛc. gestohlen.

Der Mokelumnefluß wird nun auch von Dampfern befahren. Bisher hielt man das nicht für möglich, aber am 5. April hat man das Problem gelöst; der Dampfer Pert kam mit voller Fracht aus San Francisco und löschte seine Ladung bei der Stadt Lockeford.

Bei Visalia ist Silber gefunden worden, und in Washoe, das durch seinen Reichthum an edlen Metallen bekannt ist, hat man nun auch Eisengruben entdeckt. Salzquellen sind über ganz Kalifornien vertheilt.

Die Frauen des Sultans von Bruni auf Borneo. Die Malayen im indischen Archipelagus sind bekanntlich Mohammedaner; sie halten aber ihre Frauen nicht in solcher Absperrung wie manche westasiatische Völker. Aber der Sultan von Bruni auf der Nordküste Borneos und die dortigen Edelleute machen eine Ausnahme und sind noch viel eifersüchtiger als selbst die Türken. Der Palast des Herrschers ist ein langes, großes, aber nur einstöckiges Gebäude, und in diesem müssen alle seine Frauen, siebenzig an der Zahl, und sämmtliche Sklavinnen wohnen. Jene läßt er vor Niemand sehen, und wenn im Palaste Ausbesserungen vorzunehmen sind, legt er selber Hand an; Arbeiter duldet er nicht. Seine Hauptgemahlinnen, deren etwa drei oder vier sind, werden von ihm luxuriös unterhalten; die Masse der übrigen befindet sich aber in einer kläglichen Lage. Jede bekommt im Laufe des Jahres nur einen einzigen Anzug und täglich etwas Reis, Salz, Brennholz und „Wasser so viel sie trinken will." In Folge so schlechter Behandlung sind alle diese unglücklichen Weiber erbittert gegen den Sultan und in fortwährender Verschwörung gegen ihn. Manchmal verläßt eine größere oder geringere Anzahl heimlich den Palast und geht auf Abenteuer aus; sie sind sicher, daß die Zurückbleibenden strenge Verschwiegenheit beobachten und nicht zu Verrätherinnen werden. Alle betrügen den Sultan, wann und wo sie nur können. Das weiß er auch, und wehe der Armen, die sich ertappen läßt. Sie wird ohne Gnade getödtet, und zwar vermittelst einer Art Knebelmaschine; man schnürt ihr den Hals zu.

Diese Frauen reden unter sich eine Geheimsprache, welche sie zu ihrem besondern Gebrauch erfunden haben; sie ist nur den Eingeweiheten verständlich. Diese „verkehrte Sprache" wird im Malayischen Bhasa Balik genannt, und kann auf verschiedene Weise geredet werden. Man versetzt die Sylben oder fügt denselben noch andere hinzu (— etwa so wie es unsere deutschen Schulknaben mit ihrer sogenannten Pi-Sprache machen —). Mari heißt im Malayischen kommen; die Bhasa Balik macht daraus Malarilah. Diese Sprache wird manchmal gewechselt, und nicht selten erfinden die Frauen ein neues System, zu welchem nur die Eingeweiheten den Schlüssel bekommen.

Auf die Erziehung dieser Frauen wird fast gar keine Sorgfalt verwandt, nur wenige können schreiben und niemals orthographisch. Konsul Spencer St. John erzählt, daß zuweilen junge Malayen zu ihm gekommen seien, damit er ihnen den Inhalt erhaltener Briefe ꝛc. vorlese; denn sie trauten wohl dem Europäer, nicht aber ihren eigenen Landsleuten.

Bergöl in Galizien. In neuerer Zeit ward das handeltreibende Publikum besonders auf die Erdölquellen von Pennsylvanien und Canada aufmerksam; massenhafte Sendungen sind bereits in Hamburg angelangt. Es dürfte von Interesse sein, hervorzuheben, daß auch in Oesterreich dieses vortreffliche Leuchtmaterial in großer Menge vorkommt. In Galizien nämlich, dem nördlichen Abhange der Karpathen entlang, wird dieses werthvolle Bergprodukt in reichlichem Maße gefunden. Es war dort schon längst bekannt, wurde aber nur als Schmiermaterial benutzt. Erst seit zehn Jahren etwa hat man begonnen, dasselbe durch Destillation zu Leuchtöl zu verarbeiten. Die Gewinnung ist leicht, man gräbt 8 bis 12 Klafter tiefe Brunnen, in denen sich unter günstigen Umständen täglich bis zu 10 Centner rohen Oels ansammeln. Ein solcher Centner liefert 70 bis 80 Proc. reines Leuchtöl, welches mit 20 bis 30 fl. bezahlt wird. Die Destillationskosten werden durch die gewonnenen Nebenprodukte gedeckt. Doch ist dieser Industriezweig bis jetzt noch nicht gehörig entwickelt; wahrscheinlich wird er sich erst durch die Einwirkung der amerikanischen Konkurrenz heben.

Herausgegeben von Karl Andree in Leipzig. — Für die Redaktion verantwortlich: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. —
Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Ein Ausflug durch Cilicien und in das Taurusgebirge.

Geschichtliche Bedeutung Ciliciens. — Cilicia Trachäa und das Taurusgebirge. — Von Tarsus nach Lamas und Selefke. — Griechische Ruinen. — Der Fluß Calycadnus. — Kalo Koracesium und Coryeus. — Der Dumbelek Dagh und das Dorf Nemrun. — Die cilicische Pforte. — Ein Räuber im Gebirge. — Die Turkomanen. — Der Patriarch von Sis und die unabhängigen Armenier. — Anazarbus. —

Die Landschaften Kleinasiens nehmen mit Recht unsere Aufmerksamkeit in Anspruch; denn nicht nur dringt die abendländische Gesittung mehr und mehr ein und bricht das starre orientalische Wesen, sondern an diese große und schöne Region knüpfen sich auch große geschichtliche Erinnerungen, und in unseren Tagen haben wissenschaftliche Reisende gerade in Kleinasien reiche Ausbeute gesich gen Westen bis zum Archipelagus hindehnen, bezeichnet man als Anatolien, den Südabhang und die ganze vom Mittelländischen Meere bespülte Ebene als Karamanien. Dieses wird von Syrien durch eine Gebirgskette getrennt, welche bei weitem nicht so mächtig ist, wie der Taurus; sie wurde im Alterthum Amanus genannt; bei den Türken in der Umgegend von Marasch heißt sie Gebirge der Un-

Burg Nemrun (Lampron) im cilicischen Taurus.

wonnen. Das gilt insbesondere auch von Cilicien, der großen und schönen Provinz, welche nach Osten hin an Syrien grenzt und zu allen Zeiten ein wichtiges Durchzugsland bildete.

Durch das Taurusgebirge wird Kleinasien in zwei, von einander mannichfach verschiedene Regionen gesondert. Den nördlichen Abhang der Kette und die Ebene, welche gläubigen, Dschiaur Dagh, bei Missis und Alexandrette nennt man sie Gebirge des Lichts, Dschebel el Nur.

Die ganze Region vom Kap Anamur im Süden, nach Westen hin bis zu den Grenzen Lycaoniens, nach Norden hin bis zu jener von Phrygien, und von der Grenze Pamphyliens und Isauriens bis zum Flusse Lamos im Osten, bildet ein massives Gebirgsland, welches die Alten Cilicia

Trachäa nannten, zum Unterschied von dem ebenen Cilicien, in welchem die wichtigen Städte Tarsus und Adana liegen.

Im trachäischen Cilicien und namentlich im Norden der beiden obengenannten Städte gewährt der Taurus einen wahrhaft majestätischen Anblick. Dort liegen die höchsten Gipfel der Kette und die schon im Alterthum berühmten Engpässe, welche durch tiefe Schluchten führen und natürliche Passagen durch das Gebirge bilden. Dort ist auch klassischer Boden; die Trümmer von vielen Städten, die unzählige Menge von Monumenten und die Nekropolen geben redendes Zeugniß von einer frühern Civilisation, welche durch die asiatischen Barbaren vernichtet worden ist. Statt der vielen Prachtstädte, welche im Alterthum und im frühern Mittelalter in Cilicien blühten, findet der Reisende jetzt nur kleine Flecken, in welchen ansässige Turkomanen hausen, oder Lagerplätze der Yuruks, Nomaden, die bald da bald dort ihre Zelte aufschlagen und nicht selten zugleich Hirten und Räuber sind.

Im Alterthum galt der Taurus für einen Aufenthalt der Götter und Heroen. Die Angabe der Griechen, daß das Gebirge seinen Namen führe, weil seine Gestalt Aehnlichkeit mit der eines Stieres (Tauros) habe, ist unstatthaft; er hat offenbar eine semitische Wurzel: Tor oder Taur, was im Hebräischen, Chaldäischen und Phönikischen Gebirge bedeutet.

Der Schiffer, welcher sich der cilicischen Küste nähert, sieht schon aus weiter Ferne eine hohe nebelartige Masse, die sich, so weit der Blick reicht, von Osten nach Westen zieht. Sobald er näher kommt, unterscheidet er verschiedene Abstufungen, die bald vereinzelt, bald zu kleinen Ketten vereinigt, mit der Hauptgruppe zusammenhängen, welche dann das Ganze überragen. Der gewaltige Eindruck, welchen diese Masse auf den Beschauer übt, ist schon von alten Schriftstellern geschildert worden, und die Kreuzfahrer geriethen über diese majestätischen Gebirgsmassen nicht minder in Erstaunen. Unser großer Kaiser Friedrich Rothbart hat in diesem Taurus nicht nur die Mohammedaner bekämpft, sondern sich allein, ohne jede Begleitung, bis in weit abgelegene Schluchten gewagt, um Bären und andere Raubthiere zu jagen.

Unter den neueren Reisenden, welche Cilicien besucht haben, nimmt Victor Langlois (1852 und 1853) eine hervorragende Stellung ein. Wir wollen ihn auf einigen seiner Ausflüge begleiten. Er ging von Tarsus, der Stadt des Apostels Paulus, zuerst nach Westen hin, um das trachäische Cilicien zu durchforschen, wandte sich dann gegen Nordost, zog um die Basis des Bulgar Dagh, welcher die Scheide zwischen Cilicien und Lycaonien bildet, oder wie man heute sagt, zwischen dem Paschalik von Konieh und jenem von Adana. Während eines zweiten Ausfluges durchwanderte er den Taurus in dessen ganzer Breite und ging durch die berühmten cilicischen Pforten (Kulek Boghas); sie scheiden das Paschalik Kaissarieh von Adana. Eine dritte Reise unternahm er, um die Kette zu besuchen, welche sich im Norden der ausgedehnten Ebene emporgipfelt.

Der Reisende kam im Spätsommer nach Karamanien; in Tarsus war aber die Hitze so unerträglich, daß er sich nach dem Schwefelbad Ischme flüchtete. Dort lebten die europäischen Konsuln in Zelten, um die Sommerfrische unter schattengebenden Bäumen zu genießen. Solche Punkte, wo man Sommerfrische hält, nennt man im Lande selbst Yayla. Dort traf Langlois seine Vorbereitungen und studirte Kiepert's große Karte von Kleinasien, die er mit Recht als einen ausgezeichneten Führer bezeichnet. Nachdem er vom Muschir, dem Generalstatthalter der Provinz, einen Bugurlu, das heißt ein amtliches Schreiben an alle türkischen Beamten und turkomanischen Begs, und dazu noch ein Geleit von Saptiehs, berittenen Polizeileuten, erhalten, machte er sich auf den Weg. Als Dolmetscher diente ihm Bothros Rock, ein Christ aus Jerusalem, der von Kreuzfahrern abstammen wollte. Dieser Mann hatte wegen einer Blutsache mit dem Pascha von Acre ein Zerwürfniß und war nach Karamanien gekommen. Die bösen Zungen behaupteten, daß er dort nicht selten die Wege unsicher gemacht habe. Jetzt war er im Dienste des französischen Konsulats und zeigte sich sehr brauchbar, denn er kannte Land und Leute ganz genau.

Ansicht von Selefke in Cilicia Trachäa.

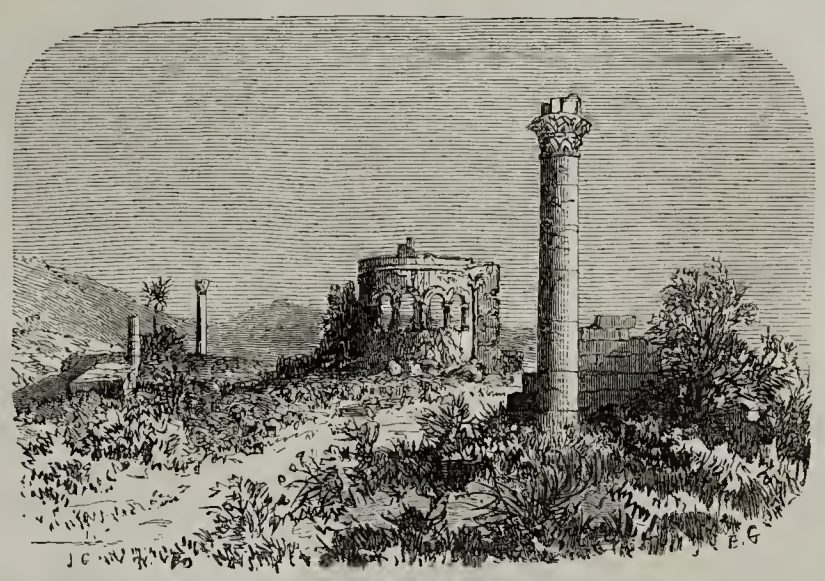
Der Weg führte von Merfin, welches den Hafen von Tarsus bildet, am Meeresstrande nach Westen hin bis Lamas, wo ein kleiner Fluß die Scheide zwischen den beiden Abtheilungen Cilicieus bildet. Das jetzige Dorf liegt auf der Stelle des alten Lamos, der Hauptstadt des Bezirks Lamotis. Ueber den Fluß führt eine römische Wasserleitung, deren Ruinen sich stattlich ausnehmen. Von Lamas ging Langlois, immer in westlicher Richtung, nach Sebaste, dem alten Eläusa, und auf einer von den Römern angelegten Straße, welche überhaupt dem Gestade entlang zieht, nach Selefke, das jetzt die Stelle des vom syrischen Könige Selencus Nicator erbauten Selencia einnimmt. Schon aus weiter Ferne gewahrt man die Burg; sie steht auf einem hohen Hügel, an welchem die kleinen, viereckigen Häuser des Dorfes zerstreut umherliegen. Die Moschee mit dem Minaret liegt am Fuße des Berges. Aufmerksamkeit verdienen die Ueberbleibsel eines griechischen Tempels. Selencia war einst Hauptstadt von Cilicia Trachäa; das heutige Dorf ist aus dem Material der alten Gebäude aufgeführt worden. Unterhalb desselben mündet der Calycadnus. Unter den Ruinen hebt Langlois zwei Tempel hervor und das Theater, welches reichlich zweitausend Zuschauer fassen konnte. Von den oberen Stufen desselben hat man eine wahrhaft großartige Aussicht; zur Rechten liegt das cyprische Meer, zur Linken der Taurus, geradeaus strömt der Calycadnus durch eine mit Blumen, namentlich Anemonen, bedeckte Ebene, und in dieser weiden neben Zelten und weit und breit zerstreut die Heerden der Turkomanen unter dem Schutze bewaffneter Reiter. Gruppen mächtiger Platanen gewähren kühlenden Schatten; unter diesen Bäumen sitzen Frauen und arbeiten, indem sie die Stämme als einen Theil ihrer Webstühle benützen. Der Fluß rauscht melodisch dahin, die Hirten blasen auf dem Horn, die Stiere brüllen und das Ganze macht den Eindruck einer Idylle.

Selefke liegt zwar am Calycadnus, aber im Sommer, wenn die Brunnen austrocknen, hat es doch zuweilen Wassermangel. Die Gärten werden mit einer sinnreich erfundenen hydraulischen Maschine bewässert; sie besteht aus einem mit Eimern in Verbindung gebrachten Rade, welches der Strom treibt. So kommt in alle Bewässerungsrillen die nöthige Menge Feuchtigkeit. Die Melonen gedeihen ganz ausgezeichnet und haben ein granatrothes Fleisch; die Bienenzucht ist nicht unbedeutend, und wird auch im benachbarten Gebirge betrieben.

Von Selefke gelangte Langlois in einem Tage nach den Ruinen von Kalo Koracesium, das einst eine byzantinische Stadt war, aber von den Türken, welche sie Perschembe nennen, verlassen worden ist. Eine griechische Inschrift, welche der Reisende entzifferte, beweist, daß der Ort zur Zeit der Kaiser Valentinian, Valens und Gratian von dem isaurischen Archon Flavius Uranius gegründet worden ist, also etwa um die Zeit von 370 nach Christus.

Römische Wasserleitung bei Lamas.

Weiterhin gelangt man, immer in östlicher Richtung, durch eine wahrhaft paradiesische Gegend nach Coryeus. Dieser Punkt ist vor allen übrigen reich an Ruinen und Denkmälern aus dem Alterthum wie aus dem Mittelalter. Einst war die Stadt berühmt wegen ihres Mercuriustempels; sie hatte Wasserleitungen und eine weit ausgedehnte Nekropole, deren Grabkammern und Sarkophage mit griechischen Inschriften bedeckt sind, sie enthält nicht weniger als zehntausend solcher Monumente. In der byzantinischen Zeit wurden viele Kirchen gebaut, und als Cilicien unter armenischer Herrschaft stand, war Coryeus in hohem Glanze. Seine Burg galt für uneinnehmbar. Die Türken nennen den Ort Kurko. Die Römerstraße, welche nach Sebaste führt, ist zu beiden Seiten auf einer weiten Strecke von Sarkophagen gleichsam eingefaßt. Langlois copirte mehrere byzantinische und armenische Inschriften und besuchte auch die coryeische Höhle, eine tiefe, feuchte Grotte, welche schon von den alten Schriftstellern geschildert worden ist. Neben dem Eingange liegt eine verfallene byzantinische Kirche, die von den Turkomanen als Pferdestall benutzt wird. In der Umgegend wächst viel Safran.



Ruinen eines griechischen Tempels und einer byzantinischen Kirche in Selefke.

Am andern Tage zog Langlois bergein und hatte einen weiten Blick über das Meer und auf die Gebirge der Insel Cypern. Er kam an schauerlichen Abgründen und Schluchten vorüber, in welchen Gießbäche silberne Kaskaden bildeten. An manchen Stellen waren Riesencedern von den Bergabhängen hinabgestürzt und lagen quer über dem Wege und Wasser. Die Gegend hat einen ungemein wilden Charakter, nur selten kommen Menschen dahin und stören den Bären oder den Panther, die Hyäne oder den Schakal. Der Turkomane schlägt dort keine Zelte auf, denn er glaubt, daß in diesen Schluchten Geister hausen, welche Sturm und Verheerung senden. Nach einer ungemein beschwerlichen Wanderung kam der Reisende auf eine Hochebene und fand dort die Ruinen einer bisher unbekannten Stadt; hier liegen einige Hütten der Turkomanen. Die Ruinen werden von diesen als Kannideli bezeichnet, und Langlois meint, daß sie dem isaurischen Nicopolis entsprechen. Die Denkmäler sind alle aus der byzantinischen Zeit.

Von Kannideli begab er sich wieder in's Unterland nach Sebaste, dem alten Elänsa, und dann am Meere hin wieder nach Lamas. Der ganzen Römerstraße entlang liegen Ruinen in unzähliger Menge, Wasserleitungen, Mausoleen und Burgen. Von Lamas schlug er sich wieder bergein und umging die östliche Basis des Dumbelek Dagh, eine gewaltigen Gebirgsmasse, welche die Grenze zwischen Cilicien und Lycaonien bildet. In nordöstlicher Richtung kam er nach dem Dorfe Nemrun, das auf der Stelle des alten Lampron liegt. Die Burg steht auf einem hohen Felsen und beherrscht weit und breit die Gegend. Im Hintergrunde erkennt man am Horizonte die mit Schnee bedeckten Gipfel der Centralkette; nach Süden hin liegen mächtige Wälder und weite Ebenen, wo die Turkomanen ihre Heerden weiden.

Nemrun ist nicht eigentlich ein Dorf, sondern eine Yayla, ein Sommeraufenthalt. Um die Burg herum und am Hügel zerstreut liegen kleine hölzerne Häuser, die von Baumgärten umgeben sind. Dort halten manche Bewohner von Adana und Tarsus ihre Sommerfrische.

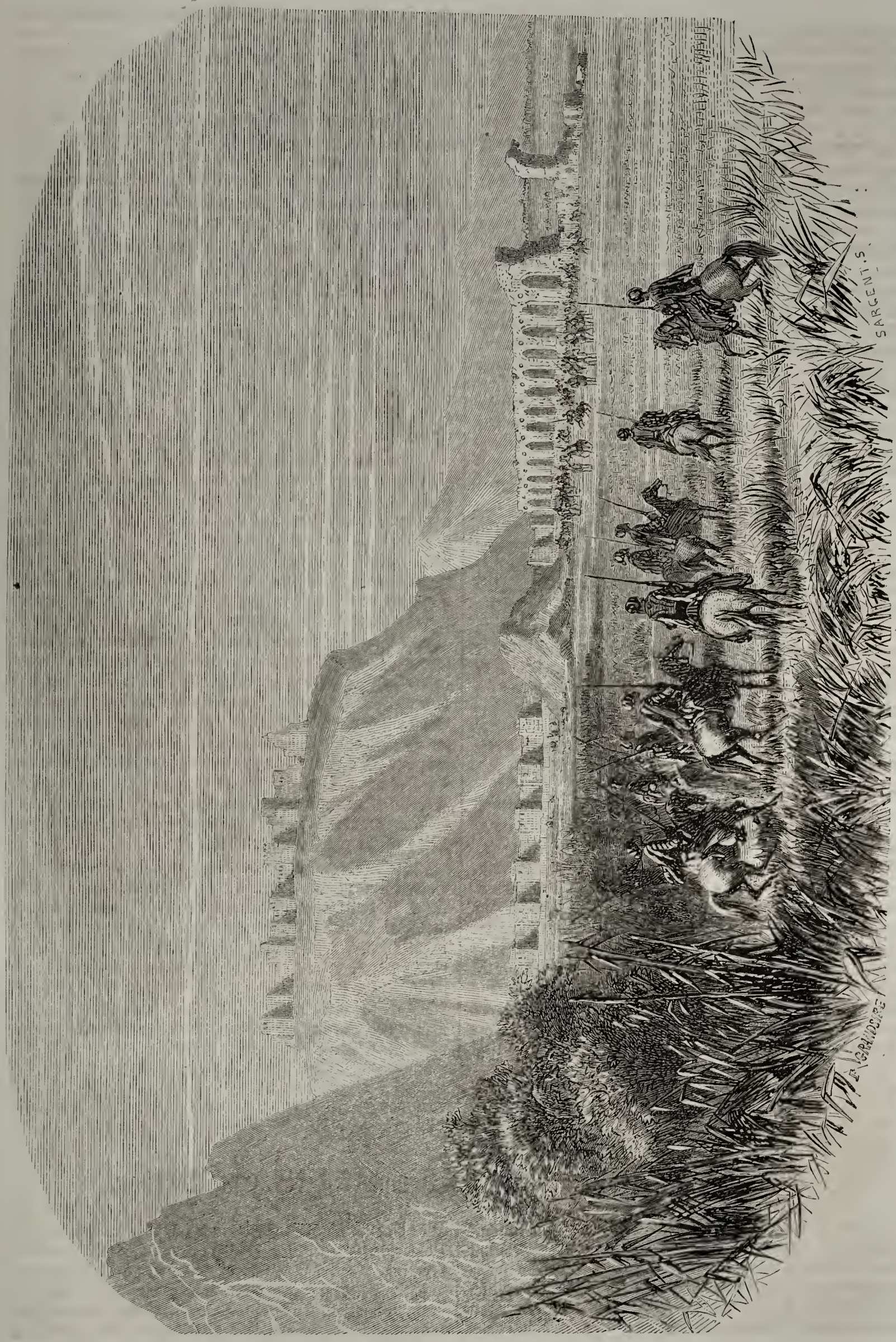
Die Burg nimmt die ganze Oberfläche des Hügels ein; die alten Inhaber waren Vasallen der Krone Armenien. Das Gebäude stammt aus dem elften Jahrhundert, ist unregelmäßig, hat sehr hohe Mauern und so hohe Thüren, daß einst die Sage ging, sie seien von Riesen gebaut worden. Der Aga begleitete den Reisenden nach dem Kulek Boghas, einem schmalen Engpasse, durch welchen die Straße von Tarsus, also vom Meere, nach Kappadocien führt. Den Eingang von Süden her vertheidigte einst die Burg Guglag; türkisch: Kulek Kalessi. Diese cilicischen Pforten waren zu allen Zeiten ein strategischer Punkt von hoher Wichtigkeit. Der Weg führt zwischen steilen, etwa dreihundert Fuß hohen Felsen-

wänden hindurch und das Ganze erinnert an den Dariel-paß im Kaukasus, welchen die Leser des Globus kennen.

Wenn man die Basis der Kulek Kalessi umzogen hat, wird der Paß noch enger und man gelangt an zwei spitze Felsen mit Inschriften, die freilich durch die Einwirkung der Nässe sehr gelitten haben. Xenophon, welcher durch diese cilicischen Pforten gekommen ist, beschreibt sie sehr gut. Auch die Kreuzfahrer sind hindurchgezogen. Auf der andern Seite des Engpasses liegt ein Thalgrund, der auch von hohen Ge-

Eine Gebirgsschlucht im cilischen Taurus bei Annascha Kalessi.

birgen umschlossen ist. Ibrahim Pascha von Aegypten, welcher Karamanien von dem türkischen Sultan erobert hatte, ließ dort vor dem Defilé Festungswerke bauen. Sie liegen



Wasserleitung bei Anazarbus in Cilicien.

eine starke Stunde weit vom nördlichen Eingang zum Paß und zwölf Stunden von Tarsus. Die Aegypter besserten die alte Römerstraße mit Sorgfalt aus. Die Werke bestehen aus acht Bastionen, einem Thurm und einem Blockhaus und waren mit mehr als einhundert Geschützen besetzt. Aber alle diese Kanonen von Kulek Boghas sind 1853, beim Ausbruche des orientalischen Krieges, von den Türken nach Konstantinopel geschafft worden und seitdem liegen die hochwichtigen Festungswerke verlassen; die erbärmliche türkische Regierung läßt überhaupt Alles zerfallen.

Im Bulghar Dagh hatte der Reisende ein gefährliches Abenteuer. Er wollte die Burg Annascha Dagh besuchen und war in die tiefen Schluchten hineingeritten, welche dorthin führen. Plötzlich fielen zwei Schüsse und gleich nachher sprengten zwei turkomanische Reiter heran, um sich als Führer aufzudringen. Man mußte sich diese unwillkommenen Leute gefallen lassen, und sie geleiteten die kleine Karawane in einen Engpaß, wo ein berühmter Räuber seinen Schlupfwinkel hat.

Dieser Mehemed Katerdschi, ein Arnaut, wird im ganzen Taurus gefürchtet und sucht an Verwegenheit seines Gleichen. Die Turkomanenhäuptlinge schützen, die türkischen Beamten fürchten ihn und er kann ungehindert plündern und rauben. Die auf der Straße von Kulek ziehenden Karawanen müssen ihm Tribut zahlen.

Wir kamen, sagt Langlois, an sein Lager, wenn man armselige Zelte so nennen darf, und mußten drei Tage dort verweilen. Diese Zeit benutzten wir, um uns mit ihm auf guten Fuß zu setzen und er ließ uns abziehen. Mein Dolmetscher Bothros hatte früher mit diesem arnautischen Räuber in enger Verbindung gestanden und das kam uns jetzt zu Gute. Mehemed Katerdschi war uns sogar behülflich, so viel er konnte und wies uns den Weg nach Annascha Kalessi, eine von den Byzantinern erbaute Burg. Von dort gingen wir durch das Thal von Besanti am Flusse Sarus hinab nach Adana. —

Von dieser Stadt aus unternahm er eine interessante Wanderung nach dem armenischen Kloster Sis und nach Anazarbus.

Am 20. December war die Hitze noch so drückend, daß der Reisende mit seinem aus zwanzig Reitern bestehenden Geleit in der Nacht aufbrach. Er kam an einigen Lagerstellen der Yuruks vorüber, das heißt solcher Turkomanenhorden, welche im Winter aus dem Gebirge herabkommen, um in der Tiefebene das Vieh weiden zu lassen. Ohne Gefährde gelangte er nach Sis, das im Mittelalter die Hauptstadt der armenischen Könige von Cilicien war; diese bauten Kirchen, Paläste und Festungswerke, aber heute ist Sis ein armseliger Flecken. Die Häuser sind terrassenförmig und zwar derart gebaut, daß die oberen Theile an einer andern Straße liegen als die niedrigen. Das armenische Kloster, ein Gewirr von verschiedenen Gebäuden liegt oben an der Nordseite der Stadt, welche von einer Burg beherrscht wird.

Langlois machte dem Patriarchen seinen Besuch. Der ehrwürdige Prälat saß in einem halbdunkeln Saale auf dem Divan und hatte einige Geistliche bei sich, welche auf Polstern knieten. Er rauchte Tabak aus einem langen Tschibuk, trug einen langen abgenutzten Rock von brauner Farbe und einen blauen Turban. Der weiße Bart fiel bis tief auf die Brust hinab. Nachdem Seine Heiligkeit Michael der Zweite dem Fremden seinen Segen gegeben, trugen die Mönche Speisen auf großen Zinnschüsseln herbei.

Der Fremde wurde gastlich aufgenommen und man schlug ihm ein Bett im Kapitelsaal auf; statt der gläsernen Scheiben hatten die Fensteröffnungen geöltes Papier! Die Bibliothek bestand aus geistlichen Schriften. Unter den Reliquien sind jene vom heiligen Gregorius für das Kloster am wichtigsten, denn auf dem Besitze derselben beruht die Rechtmäßigkeit des Patriarchen, der unter anderen Titeln auch jenen des Besitzers des Arms des heiligen Gregorius führt. Eine armenische Handschrift der vier Evangelien ist ein wahres Muster der Kalligraphie.

In einem alten, jetzt verlassenen Kloster befinden sich die Gräber der früheren Patriarchen. Die Stadt Sis hat zweierlei Bewohner: Armenier und Turkomanen. Die letzteren gehorchen einem weit und breit gefürchteten Gebirgshäuptling, welcher dem Stamme der Kussan Oglu angehört. Er ist der eigentliche Gebieter jener Gegend, aber die Armenier, welche im Gebirge nach Osten hin wohnen, sind nicht von ihm abhängig. Als am Ende des vierzehnten Jahrhunderts die Barone aus der rupenischen Herrscherfamilie ihre Macht verloren und die Muselmänner Herren wurden, flüchteten Armenier in nicht unbeträchtlicher Anzahl in die Zeithun-Gebirge, bauten sich Dörfer und leben seitdem in Unabhängigkeit. In ihrem Gebiete liegen viele jetzt verlassene Burgen, welche der Gewalt der armenischen Könige im Taurus Rückhalt gewährten. Zu ihnen gehörten Pardserpert, Wagha, Gaban, Marasch. Nördlich von diesen Festungen liegt die Stadt Hadschin; sie ist, gleich Zeithun, von unabhängigen Armeniern bewohnt. Der Reisende konnte nicht in das Gebiet dieses Volkes eindringen, weil dasselbe alle Fremden abhält.

Zehn Tage lang verweilte Langlois im Kloster des Patriarchen zu Sis, verkehrte viel mit den Mönchen und ritt dann gen Süden nach Anazarbus. Anfangs kam er über eine dürre Ebene, deren Horizont die Kette des Amanus bildete. Auf jener Fläche sah er eine Wasserleitung, die in langer Linie vom Gebirge bis nach Anazarbus lief; da und dort standen bienenkorbartige Zelte der Affschars. Nachdem der Reisende sich einige Tage lang bei den Turkomanen von Busdaghan aufgehalten, ritt er über Adana und die aleïsche Ebene nach Tarsus zurück.

Eine Fahrt von Drontheim über Hammerfest bis zum Nordkap.

Ich traf im Juni 1861 in der alten norwegischen Königsstadt manche deutsche Landsleute, und im Verkehr mit ihnen verflossen fünf Tage recht angenehm. So lange mußte ich auf das Dampfboot warten, das allwöchentlich nur einmal nach Hammerfest geht. Das Wetter war kalt und an Regen fehlte es auch nicht.

Endlich kam das Schiff und ich ging an Bord. Die Zahl der Stationen, bei welchen das Dampfschiff — es war der große Regierungsdampfer „Nordkap“ an der Reihe — auf seiner siebentägigen Fahrt nach Hammerfest anlegt, ist groß. Zu meiner Ueberraschung war auch in diesen menschenleeren Regionen der Verkehr beträchtlich. Es ist, wie auf

der Eisenbahn, ein beständiges Rennen und Gehen; von jeder der vielen Stationen, die bis auf Ausnahmen nur immer aus einigen Blockhäusern bestehen, brachten Boote Personen, Kisten und Kasten von jeder Gestalt und Größe an Bord oder holten deren ab. Auch die Zahl der Touristen war nicht unbedeutend, zumeist Engländer, welche des Fischens und Jagens wegen diese hohen Breitengrade besuchen.

Nachdem man den Throndhjemsfjord, dessen Ufer von bewaldeten Bergen eingefaßt werden, verlassen hat, tritt der nordische Charakter in seiner ganzen schauerlichschönen Größe und Erhabenheit auf. Schroff und steil erheben sich die Felswände, an deren Basis unaufhörlich die Brandung schlägt, oft bis zu einer Höhe von mehreren tausend Fuß aus dem Wasser, während ihre Scheitel mit ewigem Eis und Schnee bedeckt sind. Die merkwürdigsten Formationen treten auf; der Berg Torghätten z. B., ein schroff aus der See sich erhebender Felskoloß, hat in einer bedeutenden Höhe eine so große Oeffnung, daß ein Schiff mit vollen Segeln hindurchsteuern könnte; die sieben Schwestern bilden eben so viele mächtige, auf einem hohen, langen Gesteinsrücken stehende Felsenpyramiden.

Es giebt kaum ein schwierigeres Fahrwasser als hier, dieser unendlich zerklüfteten und zerrissenen Küste entlang. Die offene See wird selten sichtbar; sie ist zumeist dem Auge durch Felsen entzogen, an denen das Schiff oft so dicht vorbeischießt, daß man sie berühren zu können meint. Oft sucht das Auge vergebens einen Ausweg. Eine kurze Wendung nach rechts oder links und man gelangt durch einen schmalen Sund in ein breites Wasserbecken, an dessen Rande ein paar vereinsamte Blockhäuser stehen. Aus diesem Grunde befinden sich am Bord des Dampfschiffes zwei Lootsen, welche für die Sicherheit desselben verantwortlich sind und sich von vier zu vier Stunden ablösen. Es sind verwitterte Gestalten, würdige Nachkommen der alten Normannen, die sich stattlich ausnehmen, wenn sie, einen breiten Südwester auf dem Kopfe und ganz in Wachsleinwand gehüllt, von der Brücke aus dem Steuermann mit der Hand ihre Zeichen geben.

Die erste bedeutendere Station ist der Flecken Namsos, an der Mündung des Namsoself in den Namsfjord, eine trotz ihrer Jugend doch schon aus vielen freundlichen Häusern und einer Kirche bestehende Niederlassung. Der Weg zu ihr führt tief in See und war mit bedeutenden Schwankungen verbunden. Bald nachdem wir rechter Hand den merkwürdigen Felskegel Dextind mit seinem in Schnee gehüllten Gipfel erblickt hatten, passirten wir bei der uns links bleibenden Felseninsel Horsmand — so genannt von ihrer reiterähnlichen Form — den nördlichen Polarkreis, zwischen dem 66. und 67. Grad, und gingen also nun aus dem Atlantischen Ocean in das nördliche Eismeer über. Es war im Juli, also in der Jahreszeit, in der die Sonne von hier aufwärts längere Zeit nicht untergeht. Obschon wir bei dem aus Kälte, Wind und Regen bestehenden Wetter vergebens nach einer nächtlichen Sonne hinausgeschaut hatten, so hörte dennoch jeder Unterschied zwischen Tag und Nacht auf.

Immer mehr und mehr nahm der Baumwuchs ab, die Kiefern und Tannen, welche bisher schon spärlich genug die düsteren Felsen bedeckt hatten, verschwanden allmälig, denn was wir ab und zu von ihnen noch sahen, war von verkrüppeltem Wuchse; von Laubhölzern trat nur noch die Birke strauchartig auf und erfreute mit ihrem Grün das Auge.

Ein Aufenthalt beim Flecken Bodö, wo wir Kohlen einnahmen, gewährte hinreichende Muße zur Umschau. Das Städtchen mit einigen hundert Einwohnern liegt am Saltenfjord, in Helgeland Vogtei, gehört zum Amt Nordland und Stift Tromsö und ist mit Hügeln umgeben, hinter denen große Sumpfflächen liegen. Diese könnten wohl angebaut werden, denn ich sah in der Nähe üppige Gerste und eben so schönen, blühenden Roggen. Wir hatten in der Mitte des Juli schneebedeckte Gebirge am fernen Horizont.

Jetzt lief das Schiff in die Inselgruppe der Lofoden ein, deren Felsformationen durch ihre Spitzen und Grotten an die Alpen des Südens erinnern; die Felsen, welche wir bis jetzt gesehen, erschienen mehr abgeplattet und bildeten weite Flächen. Hier findet im Februar die berühmte Dorschfischerei statt, zu der gegen zwanzigtausend Menschen sich zusammenfinden. Die Leber wird in Tonnen gepackt, nach den Küstenplätzen geführt und zu Thran versotten, während man die ausgenommenen Fische auf unübersehbaren Gerüsten gleich an Ort und Stelle zum Trocknen aufhängt. Einer der besuchtesten Orte scheint die Station Hennings-wär zu sein; dafür spricht die Masse kleiner Bretterhäuser, welche den Fischern während dieser Zeit zum Aufenthalt dienen.

Je nach der Behandlung erhält der Fisch verschiedene Namen: wenn langgedorrt = Stockfisch; gespalten, mit Salz, dann getrocknet = Klippfisch; gespalten, gesalzen und in Tonnen eingelegt = Kabeljau; gebraten oder gesotten = Dorsch.

Dem Golfstrom verdankt die norwegische Küste ihr mildes Klima. Niemals gefriert hier die See, das ganze Jahr hindurch findet bis nach Hammerfest hinauf Dampfschiffsverbindung statt, und wenn sich am Nordkap Eis einstellt, so ist das Treibeis von Grönland. Selten fällt das Quecksilber tiefer als 12° R.

Nachdem wir bei vielen kleinen Niederlassungen angelaufen waren, nahm das Schiff seinen Lauf wieder der Küste zu, welche auf einer langen Strecke sehr schroff und steil abfiel, während die Scheitel der Höhen mit ewigem Schnee bedeckt waren; wir sahen eine ganze Reihe der schönsten Gletscher.

Vor Tromsö, das, wie schon das ö im Namen andeutet, auf einer Insel liegt, gingen wir auf einen Tag vor Anker, um Kohlen einzunehmen. Die Stadt zählt etwa viertausend Einwohner und ist Hauptort des Stiftes gleiches Namens. In Folge ihrer günstigen Lage hat sie sich zu nicht geringer Bedeutung gebracht und treibt einen bedeutenden Handel mit Thran und Fischen. Statt der alten, zu eng gewordenen Kirche wurde eine größere erbaut, zu der die Eingepfarrten wohl an zwölf Meilen weit herbeikommen. Häuser und Kirche sind sämmtlich von Holz, sogenannte Blockhäuser, die aber bei einer regelmäßigen Bauart mit den rothen Ziegeldächern ein gar freundliches Ansehen gewähren. Seit einiger Zeit bemüht sich eine katholische Mission, in diesem streng protestantischen Lande Propaganda zu machen; sie hat Grund und Boden erworben, bereits ein zweistöckiges Blockhaus für den Pfarrer und Lehrer erbaut und sah der Vollendung der Holzkirche in Kurzem entgegen.

Unter der Leitung ihres Geistlichen, des Pfarrers Boller aus Würzburg, und des englischen Konsuls unternahmen wir eine Wanderung nach Tromsdalen, einem zwei Stunden langen, gegenüber Tromsö mündenden, aber von ihm durch einen eine Viertelstunde breiten Sund getrennten Thale, an dessen Ausgang Lappenfamilien ihre beweglichen Hütten aufgeschlagen hatten. Von einem gebahnten Pfade dorthin war keine Rede. So reizend an und für sich das Thal auch war mit seinen mächtigen Wänden, seinem grünen Laubschmuck und Gräsern, ebenso beschwerlich war auch dieser Gang über Steine, schwankende Stege und durch

Sümpfe. Der von düsteren Felsen eingeschlossene, einen weiten Kessel bildende Hintergrund machte vollends einen unheimlichen Eindruck, welcher durch den Anblick dieser Lappenhütten und ihrer Bewohner erhöht wurde.

Diese sind zwar zum Christenthum übergetreten, im Grunde aber nicht viel besser als Heiden. Einer unserer Begleiter äußerte: „Sprache und aufrechte Haltung ausgenommen, wüßte ich nicht, was sie mit uns Europäern sonst noch gemein haben sollten.“ Ihre von Erde, Rasen und Stangen erbauten Wohnungen gleichen in der Form einem Bienenkorbe und erheben sich bis zu einer Höhe von ungefähr sieben Fuß, laufen aber nicht in eine Spitze aus, sondern sind oben abgeplattet und haben eine Oeffnung zum Abziehen des Rauches. Die Beschaffenheit im Innern ist Entsetzen erregend; je nach der Richtung des Windes hat sich eine mehr oder minder dichte Rauchwolke über dem Ganzen gelagert; rings auf dem Boden an der Wand herum, die einen Umfang von zwanzig Fuß haben mag, befinden sich die aus Laub, Moos und Rennthierhäuten bereiteten Lagerstätten, welche der Mensch mit seinen unentbehrlichen Gefährten, der treuen, überaus klugen, zur Race der Spitze gehörenden Hunde theilt.

Dieser Hütten waren zwei; sie wetteiferten an Unsauberkeit mit einander. In der einen lag eine erst vor wenigen Tagen Entbundene, bis an das Gesicht dermaßen in Felle eingewickelt, daß sie mir wie eine ägyptische Mumie erschien, während das ebenfalls in eine Rennthierhaut gewickelte und in dieser Form einer eingepuppten Raupe gleichende Neugeborene, an Stangen schwebend, derart in der Nähe des Feuers aufgehängt war, daß es mir unerklärlich blieb, wie das kleine Wesen nicht ersticken mußte. Denn das in der Mitte brennende Feuer wird fortwährend unterhalten; neben ihm saß ein Mann, welcher mit der Reinigung von Rennthierkalbfellen beschäftigt war. Vor den Hütten mit dem niedrigen Eingang befand sich noch ein mit einem kleinen Dache versehenes Gerüst, an welchem Milchgeräthschaften, Felle, Stricke, Schlitten und dergleichen aufgehängt waren, und ein großer, eingezäunter Raum zur Aufnahme der aus einigen Hundert bestehenden Rennthierheerde. Was das Kameel in der Wüste, das ist dem Lappen das Rennthier; er benutzt dasselbe zum Tragen und Ziehen, es liefert ihm Nahrung und Kleidung, aus seinen Sehnen verfertigt er sich einen unzerreißbaren Zwirn, aus dem Geweih seinen kurzstieligen Löffel, den er beständig an einem Riemen um den Leib trägt. Bekannt ist die große Genügsamkeit dieses unschätzbaren Thieres, das sein Leben im Freien verbringt. Wir sahen, wie es das üppige Gras verschmähte und nur das Rennthiermoos suchte; seine Stimme ist die der Gemse, ein pfeifender Ton, und bei jedem Schritte, den es thut, hört man ein von den Fesselgelenken ausgehendes Knacken.

Das Auge weilt mit größerm Wohlgefallen auf diesen Thieren als auf ihren Besitzern, deren Geschlechter kaum von einander zu unterscheiden sind und die, beide fast von gleicher Größe, kaum eine Höhe von fünf Fuß erreichen. Dem überaus zarten Gliederbau entspricht auch die Stimme, man glaubt ein Kind zu hören; die Gesichter sind breit und bei den Männern bartlos, von fahler, schmutziger Farbe; aus den Augen sprach viel List und Verschmitztheit. Die Kleidung der Männer besteht in einer Art von Rock, der bis zum Knie reicht; er ist entweder von grauer Wolle oder von Rennthierhaut und hat zumeist das Rauhe nach Außen gekehrt. Dem weiblichen Geschlechte fehlen die Beinkleider; ihr etwas längerer Rock hat viel Aehnlichkeit mit dem der Männer.

Wir passirten beim Vorgebirge Arnö den 70. Grad nördlicher Breite. Luft und Wasser hatten gleiche Temperatur + 8° R. Bei ziemlich heiterm, aber windigem Wetter steuerten wir nach der einsam gelegenen Insel Loppen, die wegen ihrer Eidergänse bekannt ist. Endlich tauchte, nachdem die auf der Vogtei Alten gelegenen Stationen Talvig, Kaasfjord (ein Engländern gehöriges Kupferbergwerk mit Kirche), Bosekop und Komagfjord angelaufen waren, nach siebentägiger Fahrt von düsteren, nackten Felsen umgeben, das ersehnte Ziel dieser langen, beschwerlichen Reise vor uns auf: Hammerfest, die nördlichste Stadt der Erde, auf der Insel Qualö in Westfinnmarken. Vogtei, und Amt Finnmarken, Stift Tromsö.

Das kalte Wetter, der düstere Himmel, der Gedanke an die weite Entfernung vom Vaterlande, erhöhten das Schauerliche dieses Anblicks. Das Schiff fuhr in den vortrefflichen, masteureichen Hafen ein und wurde umkreist von vielen Booten, die seine Ankunft als eine Erwerbsquelle betrachten. In dem einzigen Gasthofe der Stadt fand ich ein Unterkommen, Andere mußten theils an Bord übernachten, theils in Privathäusern Obdach suchen.

Der unheimliche Eindruck, welchen der erste Anblick des Städtchens auf mich gemacht, schwand bei näherer Betrachtung; ich fand es größer, als es mir anfangs erschienen war; es zählt mehr als 1000 Einwohner, die in 120 bis 130 hölzernen, zum Theil mit Rasen gedeckten Häusern wohnen. Die Bauart ist ziemlich regelmäßig; von zwei langen, einen rechten Winkel bildenden Straßen laufen verschiedene kleine Gassen aus. Fast außerhalb des Ortes, auf einer felsigen Anhöhe, liegt die hölzerne Kirche, in Kreuzesform, aus dessen Mitte sich der mit einer Uhr versehene Thurm erhebt. In ihr wird Katechismuslehre abgehalten und sie ist täglich geöffnet.

Hohe, kahle Gebirge umgeben den Ort von drei Seiten; auf der Westseite wird er von der See bespült, aus der sich aber so viele Felsen erheben, namentlich der kolossale Hojen oder Hjelmen, daß ein freier Blick auf das Meer nicht möglich ist. In dem großen, kreisrunden, vortrefflichen Hafen findet ein reger Verkehr statt; ich sah Flaggen von allen Farben. Auf Pfählen stehen dicht am Wasser die Packhäuser der Kaufleute; auf den langen Reihen von Landungsbrücken und auf zahllosen Gerüsten längs des Hafens sind Dorsche in unzähliger Menge zum Trocknen aufgehängt und nehmen, im Verein mit den Thransiedereien, die Geruchsnerven nicht wenig in Anspruch. Die meisten Schiffsladungen dieser Seefrucht gehen nach Italien, den katholischen Ländern des Südens und nach Rußland, woher Hammerfest wieder Holz und Seilerwaaren bezieht. Vergebens späht das Auge hier nach Bäumen und Sträuchern, man sieht weiter nichts als einen kleinen Busch von Zwergbirken beim See Storwandet. Dieser hat süßes Wasser, gehört zu Hammerfest und ist ganz in dessen Nähe in einem weiten, von hohen, theilweise mit Schnee bedeckten Felsen eingeschlossenen Thale gelegen. Rings um ihn führt ein Fahrweg, die einzige Promenade, auch liegt an ihm eine bayerische Bierbrauerei, deren Werkführer ein junger Schlesier war.

Um die Zeit, welche wir in Deutschland Nacht nennen, gingen wir, nach vierzehnstündiger Fahrt, um ein Uhr früh bei der Station Gäsrän auf der Insel Magerö vor Anker; sie besteht nur aus wenigen Gebäuden, ist von nackten, schauerlichen Felsen umgeben und gehört einem Schwager des Herrn Aargaard, einem Herrn Lanning, der hier Fischfang und Thransiederei betreibt und mir eine zuvorkommende Aufnahme angedeihen ließ.

Die Entfernung von hier bis zu dem gleichfalls auf Magerö liegenden Nordkap beträgt noch drei Meilen. Wir legten sie bei einem immer noch günstigen Winde in dritthalb

Stunden zurück, mußten aber zuletzt der Felsenriffe wegen ziemlich weit in See stechen. Wir sahen ein tief nach Norden in's Meer hinausragendes Vorgebirge, das schroff und steil aus einer Höhe von 1500 Fuß abfiel; an der granitnen Basis brach sich fortwährend die Brandung. Das ist der nördlichste Punkt unseres Erdtheiles, das Nordkap, 71° 10′ nördlicher Breite.

Die Formation macht auf der West- und Nordseite eine Landung unmöglich. In einem weiten Bogen gelangten wir zu einer auf der Ostseite gelegenen Bucht, die von mächtigen Felsen eingeschlossen war; hier konnte das Boot sicher vor Anker gehen und nur von da aus war es möglich, das Kap zu ersteigen.

Hier in diesen Regionen, wo der Schnee stellenweise bis zum Strande hinab lag, in denen das Auge keinen Baum, keinen Strauch, keine menschliche Wohnung erblickte, wo man nur das Brausen des Windes und das Toben der Wogen vernimmt, fand ich eine Vegetation, welche dieser Umgebung vollständig Hohn sprach. Ueber einen wahren Teppich des üppigsten Grases, gemischt mit herrlichen Vergißmeinnicht, Hahnenfuß, Küchenschelle ꝛc., erreichten wir nach einer sehr beschwerlichen halben Stunde, oft mit Händen und Füßen kletternd, den höchsten Punkt. Ich hatte mein Ziel erreicht.

Welch' ein Anblick! Nach Westen und Norden Himmel und Wasser, nach Osten lag in grauem Nebel die nordöstliche Spitze des europäischen Festlandes, das Nordkyn, um einige Minuten südlicher als das Nordkap, eine von Zerklüftungen fürchterlich zerrissene Küste, die mit dem im Süden aufsteigenden unübersehbaren, schneebedeckten Gebirge eines der schauerlichsten Gemälde bildete, das sich je vor meinen Augen entfaltete.

Die Oberfläche des Nordkap bildet ein großes Plateau, das von Ost nach West von einem Sumpf durchschnitten ist; diesen mußten wir durchwaten, um den äußersten Rand zu erreichen. Trotz des eisigen Windes, der hier oben in Verbindung mit dem Brausen der Brandung unaufhörlich die Luft erfüllt (das Thermometer zeigte am 14. Juli Mittags $+ 4^1/_2{}^0$ R.) bringt der Felsboden noch kleine Blümchen hervor und ist an vielen Stellen mit schönem Feldspath bedeckt. Auch bewies ein Steinhaufen und eine zugepfropfte Flasche, in welcher mit Namen bedeckte Papierstreifen lagen, daß dort Menschen gewesen waren; ihre Zahl ist freilich nur eine geringe.

Ein urplötzlich aufsteigender, undurchdringlicher Nebel erschwerte uns das Wiederfinden des richtigen Weges, mehr aber noch, als wir wieder glücklich im Boot saßen, die Rückkehr nach Gäsvär, zu der wir, bei völliger Windstille, zwölf Stunden gebrauchten.

In der Wohnung des Herrn Lanning erinnerte Nichts an die weite Entfernung von bevölkerten Gegenden; Hausrath, Kleidung, Reinlichkeit, Alles war ganz wie daheim im Vaterlande. In Gäsvär waren in dem im Jahre 1837 angelegten Fremdenbuche etwa einhundert Personen als Besucher des Nordkaps verzeichnet.

Um ein Uhr Mittags gingen wir wieder unter Segel. Gegen Abend trat bei $+ 5^1/_2{}^0$ R. abermals ein so dichter Nebel ein, daß man kaum über die Bootspitze hinaus zu sehen vermochte, doch zertheilte er sich späterhin und ich hatte nun zum erstenmal das merkwürdige Schauspiel, während der ganzen Nacht die Sonne am Himmel zu sehen (um zwei Uhr hatten wir $+ 6^0$ R.) und unter ihren erwärmenden Strahlen gingen wir um acht Uhr früh in Hammerfest vor Anker.

E. P—w.

Schiffbruch des Dreimasters Sankt Paul im Louisiade-Archipel.

Der Archipelagus der Louisiade zieht sich von Neuguinea aus in südöstlicher Richtung bis weit in den Stillen Ocean hin. Die Rossel-Insel, welche den Schauplatz des Ereignisses bildet, das wir erzählen, bildet das letzte Eiland der ganzen Gruppe nach Morgen zu; seine Ostspitze liegt, nach Owen Stanley's Bestimmung, im 154.° 20′ Ö. Länge.

Im Juli 1858 ging das Schiff St. Paul, Kapitän P. von Hong Kong in China in See. Die Schiffsbemannung bestand aus zwanzig Köpfen, die Fracht aus 317 Chinesen, welche nach Australien wollten, um dort Gold zu graben. Das Wetter war nicht günstig; langandauernde Windstille war lästig und die Lebensmittel wurden knapp. Deshalb beschloß der Kapitän, von dem gewöhnlichen Course, welcher ihn um die Salomonsinseln herumgeführt hätte, abzuweichen und einen andern einzuschlagen, der ihn an der Louisiade vorbeiführen mußte. Er glaubte auf solche Weise rascher an seinen Bestimmungsort Sydney in Neusüdwales zu gelangen. Auch erhob sich nun günstiger Wind. Dann aber lagerte sich ein dichter Nebel weit und breit über den Ocean. Der Kapitän, der vielleicht kein tüchtiger Seemann war, konnte nur nach Gissung steuern, weil die Sonne nicht schien, und nach drei Tagen scheiterte der St. Paul an einer Küste, wenige Stunden vor Tagesanbruch. Als es hell wurde, gewahrte man, daß das Fahrzeug auf ein Korallenriff gerannt war, welches vor einer gebirgigen Küste lag, und von dieser aus gesehen wie ein langes Band erschien.

Was für ein Land war das? Der Kapitän wußte es nicht, aber es unterlag keinem Zweifel, daß das Schiff in Trümmer gehen werde; man mußte es verlassen. Es kam nun darauf an, mit den wenigen Booten, welche ein Kauffahrer an Bord hat, beinahe vierthalb hundert Menschen an's Land zu schaffen, und glücklicherweise fand man eine Stelle zum Anlegen bei einem ganz kleinen Eilande, welches zwischen dem Schiff und dem Lande lag. Dorthin schaffte man in aller Eile, was zu retten war, allerdings nur sehr wenig für eine so beträchtliche Menschenmenge, und trinkbares Wasser war auf dem Eilande nicht vorhanden.

Dem Kapitän lag zunächst ob, die größere Insel zu untersuchen. Er fuhr hinüber und wählte einen Lagerplatz am Rand eines Flusses, von welchem aus er die kleine Zufluchtsinsel übersehen konnte. Nach einer Weile ließen sich Eingeborene blicken, schwarze, häßliche, nackte Wilde, die sich anfangs schüchtern benahmen. Der Kapitän bekam von ihnen einige Kokosnüsse, hielt die Leute für friedlich und war bereits entschlossen, die Schiffbrüchigen nach der großen Insel hinüberzuführen. Aber bei Tagesanbruch überfielen sie ihn; sie hatten als Waffen Keulen und Lanzen.

Die Bewohner der Insel Rossel sind Anthropophagen, und die Fremden erschienen solchen Leuten als eine willkommene Beute. Schlau, wie die Wilden oft sind, hatten sie ihren Plan verborgen. Der Ueberfall gelang und war so urplötzlich, daß die Schiffbrüchigen sich kaum zur Wehr setzen konnten. Einige wurden erschlagen, andere retteten sich nur mit genauer Noth durch Schwimmen nach der Zufluchtsinsel oder wurden in Boote aufgenommen. Der unbedachtsame Kapitän war eben dabei, die Chinesen überzufahren. Als man eine Zählung anstellte, fehlten acht Matrosen und mehrere Chinesen. Diese also waren ein leckeres Mahl für die Wilden.

Jetzt fragte es sich, ob man sofort wieder nach Rossel hinübergehen und den etwa noch nicht erschlagenen, sondern nur gefangenen Männern Unterstützung bringen solle? Aber darauf mußte man verzichten; es wäre unter den obwaltenden Umständen nicht gerathen gewesen. Man hatte nur ein paar kleine Boote und von Feuerwaffen nur ein halbes Dutzend Flinten; auch waren die Chinesen äußerst verzagt; man mußte also abwarten.

Inzwischen umschwärmten die Eingeborenen die Zufluchtsinsel, doch genügten ein paar Schüsse, sie zu vertreiben. Leider fehlten den Unglücklichen die Zündhütchen, und sie mußten die Gewehre in der Art abfeuern, wie einst die alten Musketiere ihre Luntenflinten; ein Mann zielte und ein anderer brannte ab. Am andern Tage fuhr der Kapitän in aller Frühe nach dem Lagerplatz hinüber, forschte nach, fand aber gar nichts, nicht einmal eine Leiche. Jetzt mußte ein Entschluß gefaßt werden. P. setzte den Chinesen die ganze Sachlage auseinander und erklärte es für räthlich, daß er mit den noch übrigen elf Matrosen abfahre, um die nächste englische Niederlassung in Australien aufzusuchen und von dort Hülfe zu holen. Damit mußten die Chinesen zufrieden sein, denn es blieb in der That kein anderer Ausweg. Man ließ ihnen fast Alles, was an Lebensmitteln gerettet war, auch die Gewehre, und nahm nur das Allernothdürftigste in das kleine Boot, mit welchem Kapitän P. dann in See stach.

Da saß er nun mit seinen Leuten in einem kleinen offenen Fahrzeuge und hatte in demselben eine Strecke von etwa einhundert und sechszig deutschen Meilen zurückzulegen. Er fuhr zwölf Tage lang. Die Matrosen mußten am Ende mit Seewasser sich den Mund anfeuchten; sie tranken sogar

Der Dreimaster St. Paul strandet bei der Insel Rossel.

eine andere Flüssigkeit, die wir nicht näher bezeichnen wollen. Dann kam die australische Küste bei Kap Flattery in Sicht. Dort fand man einige Seemuscheln, wilde Früchte und zum Glück auch süßes Wasser.

Vom Kap Flattery steuerte P. gegen Süden, um irgend eine englische Niederlassung aufzufinden. Allabendlich ging die Mannschaft an's Land, um Nahrung zu suchen und zu schlafen. P. war vorsichtig und wählte zum Nachtlager am liebsten kleine Inseln; er fand gewöhnlich Nahrung auf denselben, aber nicht immer Trinkwasser. Eines Tages war der Durst mächtiger als die Furcht vor den Wilden und man ging deshalb an's Festland. Unter den Leuten herrschte längst keine Mannszucht mehr; sie waren abgeschwächt und demoralisirt; Jeder ging wohin es ihm gefiel, um Speise zu suchen. Als sie Abends beim Boote wieder eintrafen,

fehlte der Schiffsjunge; am andern Tage starb ein Matrose in Raserei.

Am 3. Oktober 1858 mußte P., des Gegenwindes halber, darauf verzichten, weiter nach Süden zu fahren und richtete nun seinen Lauf nach Norden, der Torresstraße zu, welche zwischen Australien und Neuguinea liegt und das Stille Weltmeer mit dem indischen Ocean verbindet. Der erste europäische Hafen liegt westlich von dieser Straße auf der Insel Timor, und dorthin wollte nun der Kapitän steuern. Aber er fand in der Torresstraße selbst eine angenehme Ueberraschung. Auf der Booby-Insel 10° 36′ 30″ S. Br., 141° 35′ 6″ Ö. L. befindet sich ein oceanisches Postamt nebst Herberge von ganz eigenthümlicher Art. Die englische Admiralität hat dort für einen Briefkasten und Vorräthe für Seefahrer aller Nationen gesorgt. Ein hoher Flaggenstock deutet die Oertlichkeit an; am Fuße derselben befindet sich eine Tonne mit der Aufschrift: „Postamt". Man findet dort Papier, Tinte, Federn und ein Buch, in welches man Namen und Bemerkungen einträgt, die für später kommende Seefahrer von Nutzen sein können. In der Höhle lagern Vorräthe von Cigarren, Zucker, Thee, Salz, Tabak, Schiffsbrot, gesalzenem Fleisch und Rum; denn jedes Schiff, welches vorüberkommt und nicht in Noth ist, ergänzt oder vermehrt den Bestand dieses für Schiffbrüchige so werthvollen Magazins. Auch hat man Zwiebeln, Bataten und Kürbisse auf dieser Insel angepflanzt, durch deren Früchte schon mancher kranke Seemann erquickt worden ist.

Nachdem Kapitän P. sich und seine Leute mit dem Nöthigen versorgt hatte, fuhr er weiter nach Westen und zog am Abend des 5. Oktobers seine Schaluppe auf den Strand. Als er am andern Morgen erwachte, war sie verschwunden sammt dem Tau, mit welchem man sie befestigt hatte. Eingeborene des australischen Festlandes waren des Fischfanges wegen nach der Insel gekommen. Als sie die Fremden bemerkten, verbargen sie sich und schnitten denselben den Rückzug ab, indem sie die Schaluppe nahmen. Die Schiffbrüchigen, denen es ohnehin an Waffen fehlte, wurden zu Gefangenen gemacht und abgeführt. An jenem Tage starb wieder ein Matrose.

Die Ueberlebenden wurden von den Wilden unablässig überwacht und spärlich gefüttert. Diese Schwarzen trugen durchaus den Typus der nordaustralischen Eingeborenen, waren sehr häßlich, hatten lange magere Arme und Beine und vorstehenden Bauch. Der Stamm zählte etwa achtzig Köpfe; die Hütten waren aus Baumzweigen geflochten. Weit vom Strand entfernen diese Wilden sich nicht, weil sie von Fischen, Schildkröten und Muscheln leben; auch verzehren sie wilde Früchte, Wurzeln und kauen Zuckerrohr, das wild wächst. Merkwürdig ist, daß die Frauen großen Einfluß haben. An jedem Morgen theilte ein altes Weib Befehle aus und gab jedem Einzelnen Aufträge, welche er den Tag über verrichten sollte. Es handelte sich dabei stets um das Einsammeln von Lebensmitteln. Grausam waren diese Australier gerade nicht, aber sie behandelten die Gefangenen schlecht. Es war aber für diese ein wahres Glück, daß sie auf der Insel festgehalten wurden.

Am 11. Oktober erschien nämlich ein Schooner unter englischer Flagge. Die Gefangenen machten Zeichen, die bemerkt wurden. Jetzt kam Hülfe. Kapitän Macfarlane vom Schiffe Prince of Denmark kaufte sie von den Wilden los und bekam sogar die Schaluppe wieder. Alles das geschah in der Nähe des Kap Grenville, etwa unter 12° S. Breite. Die Engländer betrieben dann einige Zeit in dieser Gegend den Schildkrötenfang, bei welchem die befreiten Schiffbrüchigen ihnen halfen, sammelten eine Ladung Schildpat und brachten dann den Kapitän P. mit seinen Gefährten nach Port de France auf Neu-Caledonien, wo sie am Weihnachtstage 1858 der französischen Behörde übergeben wurden.

Diese schickte bereits am 27. December ein Kriegsschiff ab, um die Chinesen zu befreien, welche sich nun schon ein Vierteljahr lang auf der Insel Nossel befanden und der Erlösung harrten. Am 5. Januar kam das östlich von Nossel liegende Eiland Adele in Sicht. Dasselbe ist ein Korallenfels, mit Wald bewachsen und allem Anscheine nach unbewohnt. Vom Schiffe St. Paul war keine Spur zu entdecken, und Kapitän P., den man natürlich mitgenommen hatte, gab die Erklärung ab, daß er hier nicht Schiffbruch gelitten habe; er vermuthe, daß eine andere Insel, die man aus der Ferne bemerken konnte, die richtige Stelle sei. So war es auch; man fuhr näher hinan und fand, daß das Vordertheil des Schiffes in die Korallen derart gleichsam eingekeilt war, daß noch das Bugspriet unversehrt über das Wasser emporragte. Jetzt wurde ermittelt, daß der Schiffbruch bei der Insel Nossel stattgefunden hatte.

Auf der Zufluchtsinsel war kein menschliches Wesen zu erblicken; wohl aber fand man Fetzen von einem an zwei Bäumen befestigten Zelte, Baumstämme, die etwa drei Fuß über der Wurzel abgesägt waren und als Wasserbehälter gedient hatten, zwei mit Steinen überdeckte Leichname und eine große Menge von Muschelschalen.

Der Schiffsarzt Rochas, den unsere Leser aus seiner Schilderung des Feuerlandes und der Pescherä kennen, war Mitglied der Expedition und erzählt das, was sich nun begab, in folgender Weise.

Am nächsten Morgen ließ unser Kapitän einen Ankerplatz aufsuchen. Während seiner Fahrten im Stillen Ocean war ihm häufig eine eigenthümliche Erscheinung aufgefallen, die nämlich, daß überall da, wo ein Fluß mündet, ein Durchbruch im Korallenriff vorhanden ist. Es scheint, als ob die Vermischung des süßen und salzigen Wassers den Korallenpolypen zuwider sei. Er ließ also nach einem Flusse forschen und als ein solcher gefunden war, sondiren. Auch hier wurde jene Erfahrung bestätigt und das Schiff konnte sicher vor Anker gehen. Sofort wurden nun die Schaluppen kriegsbereit gemacht und die Nachforschungen begannen; wir waren aber schon in großer Besorgniß über das Schicksal der Chinesen. Ich befand mich mit in einer Schaluppe. Wir fuhren am Strande hin und suchten nach Schiffbrüchigen oder Eingeborenen. Nach Verlauf einiger Zeit erschienen sechs der letzteren in zwei Pirogen, entfernten sich aber rasch, obwohl wir ihnen Freundschaftszeichen machten. Als wir ihnen dann nacheilten, verließen sie ihre Nachen und verschwanden in dichtem Mangrovegebüsch, welches das Meeresufer einfaßt. Die Pirogen waren, wie in allen Theilen Melanesiens, ein ausgehöhlter Baumstamm; sie haben einen Ausleger, welcher sie im Gleichgewicht erhält, sind sehr schmal und neun bis zwölf Fuß lang. Manchmal ist an den größeren Nachen ein kleinerer befestigt, der dann die Stelle eines Auslegers vertritt. Die Schwarzen benutzen zum Fortbewegen des Fahrzeuges Stangen, Ruder und Segel; das letztere besteht aus Matten mit Tauwerk aus Kokosfasern.

Uns lag daran, mit den Schwarzen, wenn irgend möglich, einen friedlichen Verkehr anzubahnen; wir nahmen also die beiden Pirogen nicht weg, sondern fuhren weiter. Nach einiger Zeit bemerkten wir einen kleinen nackten Menschen, der bis an den Leib im Wasser stand; er gab uns allerlei Zeichen, sprach aber kein Wort. Dieses eigenthümliche Benehmen fiel uns auf; vielleicht war er einer von den Schiffbrüchigen. Als wir näher kamen, erkannte

Ermordung der Chinesen.

Verfolgung der Eingeborenen auf der Insel Rossel.

P. in ihm einen Chinesen. Er warf sich dem Kapitän sogleich um den Hals und rief: All dead! Sie sind alle todt! Das war ein harter Schlag. Wir konnten uns kaum vorstellen, daß dreihundert und siebenzehn Männer von so elenden Wilden, dergleichen wir vor einer Stunde gesehen hatten, vernichtet worden seien. Aber die Aussagen des Chinesen waren zu deutlich und klar. Er bemerkte, daß nur noch vier am Leben seien, unter ihnen der Schiffszimmermann, ein Deutscher aus Preußen, der in Hongkong an Bord gekommen war. Die Wilden hatten ihn genebelt und ihm nach landesüblicher Weise und zum Zierath einen Knochen durch den Nasenknorpel gesteckt. Ein Häuptling hatte sich diesen Zimmermann angeeignet, wie ein anderer den kleinen Chinesen, welcher mit Hals- und Armbändern geschmückt war. Als dieser arme Teufel sich wieder unter civilisirten Leuten wußte, riß er diesen Schmuck sofort herab und warf ihn ärgerlich bei Seite.

Wir kamen an einen Bach, an dessen Ufer ein Dorf lag, und gewahrten etwa dreißig Eingeborene. Unsere Waffen hatten wir bei Seite gelegt, um kein Mißtrauen zu erregen; die Wilden hielten sich aber in so weiter Entfernung, daß ein Anknüpfen von Unterhandlungen außer Frage blieb. Nach einiger Zeit kamen jedoch ein paar kühne Männer, die Lanzen trugen, etwas näher, deuteten dem Chinesen an, er möge wieder zu ihnen kommen, und zählten ihm alle Speisen auf, welche er haben solle. Aber das war Alles vergeblich und die Schwarzen fingen nun an, uns Anderen einige Aufmerksamkeit zuzuwenden. Wir zeigten ihnen rothes Baumwollenzeug, Tabak und Pfeifen, von denen wir ihnen einige zuwarfen; jedoch diese Barbaren bückten sich nicht einmal danach; sie kannten noch nicht einmal den Tabak. Aber sie machten einen Versuch uns zu umzingeln, der natürlich von unserer Seite mit leichter Mühe vereitelt wurde. Wir sahen nun, daß mit solchen Leuten nichts anzufangen war, ruderten weiter, um anderwärts unser Glück zu versuchen und kamen an die Mündung des Baches, an welcher vor einem Vierteljahre Kapitän P. seinen Lagerplatz aufgeschlagen hatte.

Dort hatten wir einen schauderhaften Anblick. Kleider und mehrere hundert chinesische Zöpfe lagen hier, wo die Unglücklichen abgeschlachtet worden waren, weit und breit umher. Ein umgestürzter Baum hatte als Klotz gedient, auf welchen man Hals und Kopf der Unglücklichen legte, um sie mit Lanzenstichen und Keulenschlägen zu ermorden. Unser kleiner Chinese schilderte, wie sie jedem Einzelnen noch bei Leib und Leben die Zöpfe mit der Schädelhaut ausgerissen und dann die noch zuckenden Glieder unter sich vertheilt hätten. Späterhin, in Sydney, wiederholte er seine Aussagen vor einem Dolmetscher und wir erfuhren alle Einzelnheiten ganz ausführlich.

So lange die Chinesen noch Lebensmittel genug hatten, um sich auf der Zufluchtsinsel halten zu können, widerstanden sie den verrätherischen Einladungen der Wilden, die mit ihren Kähnen das Eiland umschwärmten. Die Schiffbrüchigen wußten auf eine sehr sinnreiche Art das Seewasser trinkbar zu machen, indem sie aus Seemuscheln, Leder und Zeug eine Art von Destillirapparat verfertigten. Auch hatten sie zwei Baumstämme ausgehöhlt und vermittelst ausgespannter Zelte in denselben das Regenwasser aufgefangen. Aber endlich gingen ihnen die Lebensmittel aus und die Muschelbänke waren auch erschöpft. Als dann zwei Leute vor Hunger starben, ließ man sich nothgedrungen mit den Wilden ein, und ein paar herzhafte Männer fuhren mit denselben an's Land. Die übrigen folgten und wurden, je zu Dreien in einem Kahne, von den Schwarzen nach dem frühern Lagerplatze hinübergeschafft. Als sie sich dort befanden, stürzten die Barbaren über die durch Hunger ausgemergelten Unglücklichen her und schlachteten sie mit einer wahrhaften raffinirten Grausamkeit ab. Sie klopften nämlich den noch Lebenden das Fleisch am Leibe mit Keulen weich, damit es saftiger schmecke! Das Schreien und Jammern dieser Unglücklichen drang nicht zu denen hinüber, welche sich noch auf der Zufluchtsinsel befanden; diese lag zu weit entfernt, und ohnehin blieb das gräßliche Schauspiel durch Bäume und Buschwerk den Blicken entzogen. So war es möglich, daß mehr als dreihundert Männer ohne Gegenwehr ermordet werden konnten. Nur vier blieben am Leben, weil sie von Häuptlingen adoptirt wurden. —

Jetzt befand sich Doktor Rochas auf der Schlachtstätte; ihn und seine Gefährten überfiel ein Grausen. Wir verließen, sagt er, in aller Eile diesen blutbefleckten Punkt und steuerten wieder dem Schiffe zu, das gegenüber der Flußmündung vor Anker lag. In weiter Entfernung stieg aus dem Walde, welcher zu beiden Seiten des Flusses sich landein zieht, Rauch empor; in jener Gegend mußten also Wilde anzutreffen sein. Wir ruderten nun in den engen aber tiefen Strom hinein. Er war von so dichtem und üppigem Pflanzenwuchs dermaßen überschattet, daß wir uns im Halbdunkel befanden und nicht deutlich zu erkennen vermochten, was um uns her vorging. Ein Matrose wies nach einem Baume hin und äußerte, daß in den Zweigen desselbe ein Schwarzer stehe. Er hatte recht, denn gleich nachher erhob sich ein fürchterliches Geheul und wir wurden mit einem Steinhagel überschüttet. Wir griffen natürlich sofort zu Flinten, Pistolen und Säbeln. Die ersten Schüsse machten keinen Eindruck auf die Wilden, die in beträchtlicher Anzahl sich alle hinter den Bäumen verbargen. Nach einer Weile nahmen sie aber die Flucht, und wir hörten wieder ein gräßliches Heulen. Ein paar Matrosen waren von den Steinen getroffen worden, aber ungefährlich. Wir fuhren inzwischen weiter stromau, so weit uns das Wasser trug, fanden aber kein Dorf und kehrten deshalb um. Uebrigens hatten wir Befehl, die Wilden nicht angreifen, sondern uns nur zu vertheidigen, wenn wir angegriffen würden.

Die ganze Nacht hindurch vernahmen wir das Geschrei der Barbaren und den Ton der Seemuscheln, deren sie sich bedienen wie wie der Trompeten. Ich habe beim „Massacrefluß", auf dem Lagerplatze, solch eine Muschel gefunden. Von unserm Ankerplatz aus sahen wir viele Nachtfeuer lodern. Wahrscheinlich kamen immer mehr Wilde aus der Umgegend. Am andern Morgen fuhren die Schaluppen bis zu der Stelle, wo wir den kleinen Chinesen angetroffen hatten, und nach dem Dorfe, wo wir Unterhandlungen zu eröffnen versucht hatten. Das letztere wurde auch diesmal vergebens versucht; es kam zu einem Gefecht, in welchem vier Schwarze getödtet wurden.

Wir fuhren dann nach einem zweiten Dorfe, das auf der andern Seite lag. Dort zeigten die Wilden sich sehr feindselig, unternahmen aber keinen Angriff. Es war platterdings mit ihnen nichts anzufangen, und von nun an war es dem Commandeur klar, daß Strafe und Züchtigung nicht zu umgehen sei. Die wohlbewaffnete Mannschaft fuhr mit den Schaluppen nach dem oben erwähnten Dorfe, wo wir mit einem Regen von scharfen Basaltsteinen begrüßt wurden. Es hatte aber nicht viel zu bedeuten, weil jene Wilden die Schleuder nicht kennen. Ein Matrose nahm solch einen Stein auf und warf ihn auf den zurück, aus dessen Hand er gekommen war. Das schien dem schwarzen Krieger Freude zu machen; er deutete durch Zeichen an, daß er einen solchen Gegner achte. Während eine Abtheilung der Wilden uns mit Steinwürfen beehrte, standen andere

am Strande und schwangen ihre Lanzen; die Weiber, scheußlichen Furien gleich, hatten sich unter die Krieger gemischt, sprachen ihnen Muth zu, reizten sie auf, peischten mit Stöcken und Baumzweigen das Wasser und schrien wie Besessene.

Inzwischen hatten die Schaluppen eine derartige Stellung genommen, daß sie den Strand völlig bestreichen konnten. Jeder nahm das Gewehr zur Hand und dann wurde eine blanke Kanone gerichtet. Beim Anblick eines solchen Dinges, dessen Gebrauch die Schwarzen übrigens nicht kannten, wichen die Krieger doch etwas zurück, aber das Feuern begann. Als die Kanone donnerte, erhoben die Barbaren ein Geschrei, das unnachahmlich ist. Etwa zwanzig unserer Leute gingen dann rasch an's Land, während

Kampf mit den Eingeborenen auf der Insel Rossel.

zehn in den Schaluppen zurückblieben, um diese zu bewachen. Von Widerstand war keine Rede. Wir legten das Dorf, in welchem übrigens kein Mensch zu finden war, in Asche. Neben einer Hütte fanden wir eine in den Boden gepflanzte Stange und auf derselben ein mit rothen und schwarzen Streifen bemaltes Querholz, so daß das Ganze ein Kreuz bildete. Dort glaubten wir Spuren von unseren Landsleuten zu finden, aber alle Nachforschungen waren vergeblich. Wir nahmen die Kleider mit, welche den Chinesen gehört hatten; die Wilden hatten dieselben nicht gebraucht, sondern in den Hütten aufgespeichert liegen lassen.

Nachher fuhren wir wieder in den Fluß, nach der Stelle, wo wir am Tage vorher angegriffen worden waren, trafen aber nicht einen einzigen Menschen und vernahmen Geheul nur aus der Ferne. Die Wilden waren unsichtbar geworden, und wir konnten weiter nichts thun. Unser Dampfer fuhr nach Sydney.

Doktor Rochas bemerkt: „Vor unserer Expedition hatte man keine Kunde über die Insel Rossel und eben so wenig über die meisten Inseln jenes Archipels. D'Entrecasteaux und Dumont Durville haben zwar die Lage derselben bestimmt, aber nicht Anker geworfen. Uns gebührt also die Priorität."

Das ist unrichtig*); wohl aber erfahren wir Genaueres durch ihn über die Bewohner. Rossel-Insel ist gut bewaldet und bewässert, hat vulkanisches Gestein, das Gebirge erhebt sich bis 3000 Fuß und der Anblick des Landes ist prächtig. Das zerstörte Dorf bestand aus sechs Hütten, deren Bauart den klimatischen Verhältnissen entspricht. Sie gleichen großen Käfigen, haben eine Thür und eine verschließbare Fensteröffnung und stehen auf Pfählen. Das

*) Vergleiche Karl Andree: Die Torresstraße, Neu-Guinea und der Louisiade-Archipelagus, in der Zeitschrift für Allgemeine Erdkunde. Berlin 1854, Bd. II. S. 433 bis 466. Ich habe dort die Entdeckungsgeschichte dieser Regionen dargestellt, und will hier nur ein paar Notizen geben. Die englische Regierung ließ, in Hinblick auf eine Dampferlinie zwischen Singapore und Sydney, die Nordostküste Australiens und die Torresstraße genauer erforschen, und rüstete zu diesem Zwecke die Schiffe Rattlesnake und Bramble unter Owen Stanley's Leitung aus, 1846 bis 1850. Auf seiner zweiten Kreuzfahrt, 1848, besuchte er die weiter oben erwähnte Booby-Insel und ihr oceanisches Postamt; auf der dritten Kreuzfahrt, 1849, erforschte er genauer den Louisiade-Archipel und die dortigen Riffe, namentlich das Rossel-Riff. Uebrigens hatte auch schon Bougainville

Dach steht vor und bedeckt eine Galerie. Jede Hütte ist etwa dreißig Fuß lang und zehn Fuß breit; man gelangt vermittelst eines leiterartigen Baumstammes hinein. In der Mitte befinden sich Steine, welche den Heerd bilden. Das Ganze gewährt guten Schutz gegen die Sonnenhitze. Die Wilden flechten Matten und Körbe, haben als Waffen Lanze und Keule, als Geräthschaften eine Art Hohlbeil aus Basalt und Messer aus Muscheln. Männer und Frauen kauen Betel; jene färben den Bart mit Kalk und stecken, wie schon bemerkt, Knochen durch den Nasenknorpel. Diese Insulaner haben eine rußfarbige Haut, gequetschte Nase, großen Mund, krauses aber langes Haar, wenig Bart und kleinen kräftigen Muskelbau. Sie sind ächte Melanesier.

---

die Roffel-Insel gesehen, und die Ostspitze derselben, Kap Deliverance, ist von ihm benannt worden.

Der Louisiade-Archipel begreift, nach den Ermittelungen Owen Stanley's und seines Reisegefährten, des Naturforschers Mac Gillivray, die langhingestreckte Eilandflur zwischen 10° 40′ und 11° 40′ S. Br. und 151° bis 151° 30′ O. Länge. Etwa 80 Inseln sind bekannt; mit Ausnahme der niedrigen Korallen-eilande im nordöstlichen Theile scheinen sie alle, wiewohl nirgends sehr dicht, bewohnt zu sein. A.

Eine Fahrt auf dem Irawaddy nach Amerapura, der Hauptstadt des Königreichs Barma.

Erster Artikel.

1. Die Bedeutung von Barma. — Eroberungen der Engländer. — Französischer Einfluß.

Die sogenannte hinterindische Halbinsel zwischen dem südchinesischen Meere und dem Meerbusen von Bengalen umfaßt drei verschiedene Reiche: Annam im Osten, Siam in der Mitte und Birma (Barma, Mramma) oder Ava im Nordwesten. Das letztere hatte früher die Küste des bengalischen Golfes inne, verlor aber dieselbe an England, welches längst nach den fruchtbaren Reisgegenden und der Mündung des Irawaddy ein Gelüste trug.

Das gegenwärtige Königreich Barma oder Ava wurde 1753 von einem kühnen und glücklichen Soldaten, Alompra, gegründet. Er warf das Joch der Peguaner ab und erwehrte sich auch der Siamesen und Chinesen. Bis zum Jahre 1824 erhob sich zwischen Barma und den Engländern kein Streit; dann aber entstand eine Irrung wegen zweier Fürsten von Manipur; über einen derselben nahm Barma die Schutzherrschaft in Anspruch, England über den andern. Das letztere erklärte den Krieg, welcher zwei volle Jahre dauerte, und erzwang am 24. Februar 1826 den Frieden von Yandabo, in welchem Barma die Gebiete Arrakan, Tennasserim, Yeh, Tavoy und den Mergui-Archipelagus abtreten und einen Handelsvertrag schließen mußte.

Im Jahre 1851 entstanden neue Irrungen. Zwei in der Stadt Rangun ansässige englische Kaufleute waren von den barmanischen Behörden ungerecht behandelt worden und wandten sich mit ihren Beschwerden nach Calcutta. Der Generalstatthalter von Indien forderte Genugthuung, die ihm verweigert wurde. Die barmanischen Beamten traten überhaupt feindselig auf und Lord Dalhousie benutzte die günstige Gelegenheit, um Annexionen zu machen. Das Mündungsland des Irawaddy winkte als Preis. Er erklärte sofort den Krieg und sandte 16 Kriegsdampfer nebst 2 Segelschiffen und 14 Transportfahrzeugen unter Admiral Austin nach dem Irawaddy. Die Flotte nahm zuerst den Hafen Martaban, dann jenen von Rangun, nachher wurde Bassein besetzt und schon am 3. Juni 1852 Pegu beschossen. Im August fuhr ein Theil der Flotte stroman bis Prome und auch diese wichtige Stadt wurde besetzt. Aber diesmal war der Kampf hartnäckiger als während des ersten Krieges. Ein kecker Parteigänger, Miao Tong, machte den Engländern viel zu schaffen, schlug einzelne Abtheilungen derselben auf das Haupt und zog sich dann wieder in die dichten Wälder zurück. Die Europäer litten auch viel vom Fieber, setzten jedoch den Krieg mit Nachdruck fort und erklärten, daß das Land Pegu den britischen Besitzungen einverleibt sei. Inzwischen war der regierende Kaiser durch seinen Bruder vom Throne gestoßen worden; der neue Herrscher knüpfte Unterhandlungen mit dem General Godwin an, wollte aber nicht auf Pegu verzichten; doch versprach er, in den einmal von den Engländern besetzten Landen keine Feindseligkeiten zu beginnen und ließ die englischen Gefangenen frei. Nun stellte auch Großbritannien die Feindseligkeiten, wenigstens gegen den König, ein; aber die Waffen blieben in Thätigkeit, weil sich im Lande einzelne Häuptlinge erhoben hatten, welche den Krieg auf ihre eigene Hand fortsetzten.

Indessen begriff man, daß auf die Dauer aller Widerstand gegen die Ueberlegenheit der englischen Kriegskunst vergeblich sei. Der barmanische König sandte im Anfange des Jahres 1855 eine Gesandtschaft nach Calcutta, um vom Generalstatthalter die Herausgabe von Pegu oder doch einen Theil dieses Landes zu erwirken. Natürlich scheiterte dieser Versuch, denn die Engländer waren nicht im Mindesten geneigt, die Mündungen des Irawaddy und die sogenannten Reishäfen wieder herauszugeben. Zu einem eigentlichen Friedensschlusse war man überhaupt nicht gekommen; doch erschien es wünschenswerth, mit Barma wieder feste Verhältnisse anzuknüpfen, und deshalb sandte die indische Regierung im August 1855 eine Gesandtschaft an den Hof von Ava. An der Spitze stand Major Phayre; ihm waren Aerzte, Naturforscher und selbst ein Photograph beigegeben. Diese Gesandtschaftsreise ist vom Hauptmann Yule beschrieben worden, und der Leser kennt sie aus unseren Mittheilungen kennen. Die Abbildungen sind Holzstiche nach Photographien.

Wir wollen hier eine Episode einflechten. Die napoleonische Politik trachtet mit Nachdruck dahin, im östlichen Asien Häfen und Einfluß zu gewinnen. Die Franzosen haben zu diesem Zwecke („Wir übertölpeln John Bull" sagte einst ein pariser Blatt) den Krieg gegen China mitgemacht und in Annam die Bucht von Turon und die wichtige Hafenstadt Saigong in Südkambodscha in Besitz genommen. Auch Barma ist ihrer Aufmerksamkeit nicht entgangen. Ein napoleonischer Offizier, Hauptmann Orgoni, ging 1853 nach Barma, versuchte das Heer des Königs europäisch einzuüben und trug wesentlich dazu bei, daß der Parteigänger-

Ansicht von Prawaddy.

krieg gegen die Engländer fortgeführt wurde. Diese erhoben in Paris Beschwerde und Orgoni wurde im Januar 1854 nach Frankreich zurückgerufen. Aber er stand in der Gunst des Königs, welcher den Engländern grollte, und wurde unter großem Pomp im königlichen Palast zur höchsten Kriegswürde des barmanischen Reiches erhoben. Nachdem er einige Zeit in Paris verweilt und mit dem Kaiser Napoleon manche Besprechungen gehabt hatte, ging er nach Ava zurück und bewog den König, eine Gesandtschaft an den Beherrscher der Franzosen zu senden. Der Oberfeldherr Orgoni geleitete dieselbe nach Frankreich und auch wieder nach Barma zurück, wo er auch heute noch in hohen Ehren steht und das Heer nach französischer Weise einübt. Im Fall eines Krieges zwischen Frankreich und England würde dieser Mann eine wichtige Rolle spielen.

Orgoni arbeitet sehr emsig in französischem Interesse. Vor einiger Zeit hat er ein Schreiben an alle französischen Handelskammern erlassen, durch welches er anzeigt, was er zu Gunsten der Industrie seiner Landsleute ausgewirkt habe. „Der allergnädigste Beherrscher der Länder und Gewässer, welche von der aufgehenden Sonne beleuchtet werden; der Herr und Gebieter aller weißen Elephanten; der Ordner des gegenwärtigen Zeitenlaufes" hat dem General Maha Orgoni das Vorrecht ertheilt, unter seinem Schutz und seiner Leitung die französische Industrie in Barma einzuführen. Diese Franzosen können vom 27. August 1859 an im ganzen Reiche sich aufhalten und ansiedeln und dürfen dabei auf den Schutz des Herrschers rechnen. Sie können Handel treiben, ohne irgend eine Schiffsabgabe den Irawaddy befahren, sollen an beiden Ufern Land zu Schiffswerften, Faktoreien und Magazinen geschenkt erhalten, die Steinkohlengruben gegen eine sehr geringe Abgabe ausbeuten dürfen, und die Waaren, welche sie in französischen Fahrzeugen bringen, zahlen weiter keine Abgabe als sechs bis zehn Procent vom Werthe. Diese Begünstigungen sind, außer vom Könige, noch vom Kronprinzen ganz besonders gewährleistet worden.

Wir wenden uns nun zu dem Hauptmann Yule.

Fahrt auf dem Irawaddy von Rangun aus. — Die britisch-barmanische Grenze. — Der Strom und seine Ufer.

Der Generalstatthalter von Indien, Lord Dalhousie, schickte 1850 eine Gesandtschaft an den birmanischen Hof. An der Spitze derselben stand Oberst Phayre; die Stelle eines Sekretärs versah Heinrich Yule, Kapitän bei den bengalischen Ingenieurtruppen. Wir verdanken ihm eine sehr lebhafte und anziehende Schilderung von Land und Leuten und lassen ihn selbst erzählen. —

Im Laufe des Julimonats versammelten wir uns in Rangun, der wichtigen Handelsstadt an einer der Mündungen des Irawaddy. Sie beherrscht den Schiffahrtsverkehr von Ava und Pegu und ist weit und breit berühmt durch ihre große Pagode.

Am 1. August gingen sämmtliche Angehörige der Gesandtschaft auf die flachgebauten Fahrzeuge Setledsch und Panlang, die von den Dampfern Bentinck und Nerbadda geschleppt wurden. Wir fuhren in den Hauptarm des Stromes ein, durch die englischen Provinzen Ensada und Prome, und erhielten die Kunde, daß Abgeordnete des birmanischen Hofes unterwegs seien, um uns Geleit zu geben. Einige Stunden nördlich von Prome bemerkten wir auf beiden Ufern hohe weiße Pfähle, welche die Grenze anzeigen; die Batterien des englischen Forts von Prome lös'ten ihre Geschütze.

Zwischen dem Strom und den Höhenzügen landeinwärts ist der Boden wunderbar üppig, die Wälder, in denen auch Palmen zwischen den übrigen Bäumen hervorragen, sind ungemein kräftig. Die vielen Dörfer gewähren einen prächtigen Anblick und gewöhnlich ragt über Häuser und Bäume die düstere Masse eines Klosters mit drei Stockwerken hervor; sie hebt sich scharf ab von den grünen, mit Rasen bewachsenen Hügeln, auf welchen Pagoden erglänzen. Zu diesen führen dann allemal vielgewundene Pfade bergan.

Wir stiegen zu einer Anhöhe hinauf und hatten einen herrlichen Ueberblick der Landschaft und des Stromes. In der Ferne bemerkten wir keine Dörfer, wohl aber Straßen, welche in's Innere führen, und auf denselben barmanische Fuhrwerke, Riat, welche von trabenden Ochsen gezogen wurden. Diese Thiere sind braunroth, kleiner als jene in Mittelindien und im Dekkan, aber viel größer und stärker als jene in Bengalen. Ich habe nirgends so schön gehaltene Ochsen gesehen als hier. Man überbürdet sie nicht mit Arbeit und die Kälber saugen an den Müttern, so lange sie wollen; denn die Barmanen trinken keine Milch. Das Land an der Grenze ist sehr gewellt und man beackert nur die Thalgründe, aber im trockenen Gelände nicht einmal mit einem ordentlichen Pfluge, sondern mit einer Kratze oder Harke, die aus drei großen Zacken von Akazienholz besteht. Dagegen haben die Bauern in der Umgegend der Stadt Ava, besonders auf den Reisfeldern, einen Pflug, welcher an den indischen erinnert. Die Aecker, welche ich sah, waren allerdings unvollkommen bearbeitet, aber doch regelmäßig gefurcht und von Unkraut rein gehalten. Ein kräftiger Hindu aus dem Duab, der als Semindar in unserer unregelmäßigen Reiterei dient, konnte über den barmanischen Ackerbau einige spöttische Bemerkungen nicht unterdrücken und äußerte: „Ihre Leibesnahrung verdanken sie Gott, nicht ihrer Arbeit!" Die Landleute klagten sehr über Dürre; seit mehreren Jahren hatte der Reis eine Fehlernte und auch jetzt hatten sie keine Aussicht auf guten Ertrag.

In Menhla, dem Hauptorte des Bezirks, trafen wir mit den Abgeordneten des Hofes zusammen. Es waren der Wundu[*]) Mun Mhon, der Statthalter von Tsien gu, ein kleiner, origineller Greis, und Makertisch, Gouverneur des Bezirks Malun. Dieser Letztere war von armenischer Abkunft, trug sich aber wie ein Barmane. Seine Hautfarbe war etwas dunkler als jene der Eingeborenen, aber das Gesicht mit der gebogenen Nase deutete auf die kaukasische Abstammung. Diese Würdenträger hatten Schreiber und Offiziere bei sich und waren von fünf oder sechs Kriegskähnen begleitet. Bei diesen großen Fahrzeugen ist das Vordertheil flach und spitz, während das Hintertheil hoch über Wasser emporsteht. Die Anzahl der Ruderer beträgt vierzig bis sechszig; auf jeder Bank sitzen zwei. Der Kahn ist auswärts vergoldet, gleich den Rudern auch. Die kräftigen Matrosen trugen einen kegelförmigen Bambushut und auf einigen Fahrzeugen auch eine schwarze Uniformjacke. Das hohe Hintertheil dieser Kriegsnachen ist mit Streifen von Baumwollenzeug und mit Netzen behängt, an welchen man allerlei Tand und Flitter anbringt. Darüber flattert ein großes weißes Banner; es ist mit Silberstreifen umsäumt und hat in der Mitte das Reichswappen, den Pfau. Auf der Spitze der Bambusstange, an welcher diese Wappenflagge hängt, befestigt man gewöhnlich eine europäische Glaskaraffe oder auch nur eine ganz einfache Selterserkruke, die man auch auf den Spitzen mancher Pa-

[*]) Wundu k, Minister zweiter Klasse. Im Hlut dau, das heißt dem großen Rath der Krone, sitzen vier Wun gayi, deren jeder einen Wundu k neben sich hat. Wun, d. h. Statthalter oder Minister, bedeutet wörtlich: Last, Bürde; Wun gayi, große Bürde, Wun du k, Stütze des Wun.

goden sieht. (— So zieren die Erzeugnisse des Kannebäcker-Ländchens in Nassau Tempel im barmanischen Reiche! —) Ein kleiner Mast vor der Reichsflagge trägt das Hti, das geheiligte Sinnbild des Königthums. Es besteht aus vergoldetem Eisen und erhebt sich auch über den Kuppeln aller Pagoden.

Wir stiegen aus und gingen nach der Residenz des Armeniers. Das zierliche Bambusgebäude stand auf Pfählen und war mit Pfahlwerk von demselben Holz umgeben; das ist Landesbrauch. Ein mit indischen Teppichen belegter, an einer Seite ganz offener Saal bildete das Empfangszimmer. Im Hintergrunde standen die Gewehre der wachthabenden Soldaten; der Gouverneur wohnt in einem Flügel des Hofraumes, von wo die Frauen neugierige Blicke auf die Kalas (Fremden) warfen.

Am Abend machten wir mit dem Gouverneur einen Rundgang durch die Stadt. Sie ist ganz neuen Ursprungs und war kaum ein halbes Jahr alt. Wir fanden Alles sauber und in gedeihlichem Zustande; eine lange Straße läuft am Flusse hin und wird von drei anderen Straßen durchschnitten. Die Häuser liegen aber nicht am Strome selbst, sondern zwischen beiden ist ein mit hohen Bäumen bestandener Zwischenraum, welchen die Simul, d. h. „Baumwollenbäume" der Anglo-Hindus, Tamarinden und verschiedene Arten von Ficus beschatten. Die Straßen sind breit, gut unterhalten und abgewässert. Unweit vom Irawaddy erhebt sich zwischen Tamarinden, Talipat und Palmen eine Gruppe von Klöstern und Pagoden. Wir bemerkten, daß dort an einigen Gebäuden die Kegel- oder eigentlich Birnen-Form fehlte, welche doch sonst bei den Pagoden in Pegu so allgemein ist.

Am 13. August fuhren wir weiter, aber erst nachdem wir den Tag für Tag unvermeidlichen Morgenbesuch unserer barmanischen Begleiter überstanden hatten. Der Wundut sammt Gefolge war auf zwei Barken, die von dem Dampfer geschleppt wurden. Jene waren weiß angestrichen, trugen also des Königs Farbe; in der Kajüte hatte man die vergoldeten Sonnenschirme der Würdenträger aufgespannt; diese selber saßen unter einem Vordach, einer Veranda.

Bei Menhla lagen viele große Handelsfahrzeuge, barmanische Musterschiffe von 120 bis 130 Tonnen Gehalt. Auf dem Irawaddy gehen zweierlei Arten ganz verschiedener Fahrzeuge. Die größten, Hnau, sind alle von gleicher Bauart, nach demselben Muster gezimmert. Der Kiel besteht aus einem Baumstamme, den man aushöhlt und vermittelst des Feuers verbreitert, wenn das Holz noch grün ist. Er ist also eigentlich nur ein Kahn. Auf dieser Art von Kiel befestigt man die Rippen. Die vorderen Krummhölzer liegen niedrig, sind hübsch geschwungen und gleichen jenen unserer neueren Dampfer. Das Hintertheil hat gleichfalls hübsche Verhältnisse und steht weit über das Wasser hervor. Der Mann am Steuer hat ein hübsch geschnitztes Dach über sich und kann sein Lenkruder vermittelst einer einfachen Vorrichtung sehr leicht handhaben. Ganz eigenthümlich erscheint die ganze Austakelung. Der Mast besteht aus zwei hohen Stangen, welche am Kiel derart eingelassen sind, daß man sie nach Belieben senken oder ganz niederlegen kann. Dieselbe Einrichtung findet man auch im indischen Archipelagus auf den Prahus der Illano-Piraten. Jene beiden Maststangen sind durch Querhölzer verbunden, so daß sie eine Art von Leiter bilden; oberhalb der großen Raa vereinigen sie sich und bilden dann einen Mast. Die Raa ist ganz außerordentlich lang und besteht aus mehreren sehr biegsamen Bambus, und wird vermittelst zahlreicher Hißtaue am Maste derart befestigt, daß sie sich wie ein Bogen krümmt. Ihr entlang läuft ein Tau mit Ringen zum Befestigen des Segels, das wie ein Vorhang nach beiden Seiten des Mastes hingezogen werden kann. Auch eine Marssegelstange wird in ähnlicher Art angebracht. Das Segel besteht aus gewöhnlichem leichten Baumwollenzeuge; leicht muß dasselbe sein, weil das Schiff sonst nicht diese ungeheuere Menge Segelfläche führen könnte. In Menhla lag eins am Ufer, dessen Raa 130 Fuß lang war, die Krümmung ungerechnet, und die Segelfläche viertausend (?) Quadratfuß.

Diese Fahrzeuge können nur vor dem Winde segeln, der übrigens während der ganzen Regenzeit für die Bergfahrt auf dem Irawaddy günstig ist. Eine Flotte solcher Schiffe, deren Segel im Sonnenglanze schimmern, gleicht einer Schaar von Schmetterlingen, die über das Wasser hingleiten.

Oberhalb Menhla wird die Strömung sehr heftig und unsere Schleppdampfer kamen nur mit Mühe vorwärts. Zur Linken hatten wir steilabfallende Ufer von rothem Sandstein, die manchmal Lücken zeigten und hübsche krautbewachsene Thäler bildeten; am Ufer erhoben sich prächtige Bäume. Oben auf einer steilen Felswand hängt gleichsam die Pagode von Magenka taung, welche 1824 Crawfurd beschrieben hat.

Wir machten in dem großen Dorfe Men gun, „Lage des ländlichen Palastes", Halt. Die gesammte Einwohnerschaft stand am Ufer, Fahnen und Wimpel flatterten im Winde und die Musik machte einen solchen Lärm, daß unser Trommelfell bedroht war; vergoldete und unvergoldete Fahrzeuge umschwärmten uns, die Ruderer heulten oder sangen im Chor, einige Männer, die wie Teufel aussahen, tanzten wie Wahnsinnige auf den Bänken ihrer Kähne und das ganze Schauspiel war wundersam fremdartig.

Etwas oberhalb Men gun gewinnt der Strom einen ganz anderen Anblick. Er breitet sich seeartig bis zu drei und bis zu fünf englischen Meilen weit aus und bildet viele angeschwemmte Inseln. So bleibt er bis zur Einmündung des Kayend win. Auf jener ganzen Strecke sind die Ufer an der Ostseite abschüssig oder fallen sehr steil ab; der Pflanzenwuchs hat hier plötzlich sein tropisches Gepräge verloren, er tritt spärlich und gewissermaßen verkrüppelt auf; man sieht hier nur eine Art von Zizyphus jujuba, Acacia catechu und kränkelnde Madars, die man auf allen unfruchtbaren und dürren Stellen Indiens findet, von Peschawer bis Pegu. Auch diese steilen Sandsteinufer haben dann und wann Unterbrechungen, und man sieht, daß im Innern anmuthige Thäler sich hinziehen, die senkrecht nach dem Fluß hin einmünden. Dort liegen unter Palmen und großen Laubbäumen niedliche Dörfer mit beackerten Feldern und wohlunterhaltenen Hecken; das Ganze bildet einen anmuthigen Gegensatz zu den kahlen Hügeln. An der rechten Seite verschwinden die hohen Ufer bei Membu, achtzehn Meilen von Menhla, und eine weite Alluvialebene erstreckt sich bis an die Ausläufer der Gebirge von Arrakan. Sie bildet die Provinz Tsalen, eine der ergiebigsten Gegenden des birmanischen Reiches. Zwischen Mengun und Mogue erglänzen die Pagoden von Kuc so.

Der Irawaddy bildet noch immer die Pulsader des barmanischen Reiches, obwohl sie von den Engländern, welche sich im Besitze der Mündungen befinden, unterbunden worden ist. Während Major Phayre am Hofe zu Amarapura in langwierige diplomatische Unterhandlungen verflochten war, unternahmen Hauptmann Yule und der Geolog Oldman, welchen die Barmanen als den Professor der Steine bezeichneten, eine Fahrt auf dem Strome nach Norden hin. Zunächst besuchten sie die Stadt Mengun auf dem rechten, dann Madeya auf dem linken Ufer, be-

trachteten die Marmorbrüche von Tsengo myo und die großen Höhlen von Male, und gingen dann nach Tsampenago, der Hauptstadt eines fruchtbaren Bezirkes. Diese wird im Osten von einer hübschen Hügelkette begrenzt, welche das Thal des Irawaddy von dem Distrikte der Rubingruben scheidet. Von Tsampenago fuhren sie dorthin, wo der Myit Nge einmündet. Dort erhebt sich ein etwa 1700 Fuß hoher Spitzberg und von diesem herab hatten sie eine Aussicht auf den wunderbar schönen Thalgrund des Irawaddy. (S. 273.)

3. Die Stadt Magne. — Musik, Koncerte und Schauspiel der Barmanen.

Magne zählt etwa neuntausend Einwohner; am Ufer lagen wohl an dreihundert Fahrzeuge aller Art. Der welchem Schlingpflanzen eine grüne Laube bildeten. In den Straßen gingen viele Pferde umher; sie gehörten den Milizsoldaten, welche man wohl unserthalben einberufen hatte. In den Läden bemerkten wir keine Waaren, den Leuten sah man überhaupt eine gewisse Unruhe an, die sonst nicht im Wesen der Barmanen liegt; auch sahen wir nur wenige Frauen. An anderen Orten haben wir nie Mißtrauen bemerkt. In der Umgegend wird vorzugsweise Sesam gebaut; Straßen und Felder hatten einen Anstrich von Civilisation, den wir in solchem Grade nicht erwartet hatten.

Vom Dampfer aus bemerkten wir eine dunkle Masse von Dächern, die einander überragten. Es waren zwei ungeheure Klöster von einfacher, fester Bauart, eine Kapelle, Theïn, und eine Pagode; das Ganze war mit der dazu ge-

Eine Riesenstatue Buddhas.

Wundut sagte, die Stadt habe wohl an die dreitausend Häuser, aber dann muß sie doch mehr als die eben angegebene Menschenzahl beherbergen. Unweit der Stadt sahen wir eine hübsche Brücke Im Brückenbau sind die Barmanen viel weiter als die Hindus. Sie schlagen dergleichen überall wo das Wasser auszutreten pflegt, und oft sind dieselben ungemein lang. Eine gleicht der andern. Man treibt zwölf Fuß lange Pfähle von Teckholz in den Boden, fügt Balken in Zapfenlöcher ein, legt dicke Bretter auf und bringt ein Geländer an, das oft mit hübschem Schnitzwerk versehen ist. Das Einrammen kennt man nicht, und doch widerstehen die Pfähle dem Hochwasser sehr gut.

Die Hütten in den Vorstädten fanden wir in gutem Stande; fast alle hatten einen Vorbau von Gitterwerk, an hörenden Umgebung mit einem acht Fuß hohen Pfahlwerk von Teckholz umgeben. Die Kapelle war das in seiner Art schönste Gebäude, welches wir noch gesehen hatten, und reich mit Schnitzwerk verziert. Nur in der Umgegend von Amarapura fanden wir späterhin Klöster, die sich zwar durch reichere aber nicht geschmackvollere Ornamente auszeichneten. Ich entwarf eine Skizze. Sogleich umdrängten mich Mönche und deren Schüler; alle waren sehr munter, aber des Fragens war gar kein Ende. Ich ersuchte den einen Mönch, eine solche Stellung einzunehmen, daß ich ihm in meiner Zeichnung eine Stelle geben könne; er kam mir aber dicht auf den Leib und ich konnte ihm nur mit Mühe begreiflich machen, daß er weiter zurücktreten müsse.

Am Abend lernten wir auch das barmanische Schau-

spiel kennen; späterhin haben wir dergleichen in Menge aufführen sehen.

Der Statthalter ordnete die Darstellung eines Marionettenstückes und eines klassischen regelrechten Dramas an, und Alles was zur Gesandtschaft gehörte, fand sich ein. Das birmanische Orchester war ganz vollständig, und wir sahen und hörten eine Anzahl merkwürdiger musikalischer Werkzeuge.

In vorderster Reihe muß ich die Pattschaing oder Trommelharmonika nennen. Sie besteht in einer Art von kreisförmigem Rahmengestell, in Gestalt eines Kübels, etwa dreißig Zoll hoch und von fünfthalb Fuß Durchmesser. Die einzelnen Dauben des Gestells haben zierliches Schnitzwerk und sind inwendig an einander befestigt. Im Innern hängen vertikal achtzehn bis zwanzig Tamburins von größerm und kleinerm Durchmesser. Die angemessene Stimmung wird auf jeder einzelnen kleinen Trommel dadurch hergestellt, daß man mit dem Finger etwas nasse Thonerde auf die Eselshaut streicht. Der Musiker sitzt in dem Gestell und schlägt das Instrument mit dem Finger oder mit der flachen Hand. Ein anderes Werkzeug hat Aehnlichkeit mit der Pattschaing, hat aber statt der Trommeln Tamtams und wird mit kleinen Stäben geschlagen. So kommen höchst angenehme Töne heraus. Das übrige Orchester besteht aus einigen Hörnern, einer kläglichen Trompete und Cymbeln, wozu manchmal noch ein ungeheuer großer Tamtam kommt. Bambuscastagnetten dürfen nie fehlen, weil man mit ihnen den Takt schlägt. Für Zimmermusik und Koncerte hat man besondere Instrumente, namentlich eine Harfe und eine Harmonika mit Stegen von Bambus oder Stahl. In Amarapura sahen wir eine Harmonika, welche einst König Tharawadi mit höchsteigenen Händen verfertigt hat. Eigenthümlich ist auch die lange walzenförmige Guitarre mit drei Saiten; sie hat die Gestalt eines Kayman und wird auch nach diesem Thiere benannt.

Wir kommen nun zum Drama. Gewöhnlich bildet der platte, mit einer Matte bedeckte Erdboden die Bühne. Leute von Rang nehmen auf einem Brettergerüste Platz, die übrigen Zuschauer hocken zusammen und nehmen ihren Sitz, wo sie gerade können. Mitten auf dem Schauplatze befindet sich allemal ein Baum oder wenigstens ein großer Baumzweig; er bildet den einzigen Bühnenschmuck und zugleich den Mittelpunkt der Handlung, wie einst in den griechischen Tragödien der Altar. Man sagte mir, Baum oder Zweig müßten vorhanden sein, weil im Stücke oft ein Wald oder Garten vorkomme; ich glaube jedoch, daß dieser Baum ursprünglich eine symbolische Bedeutung gehabt hat, die allmälig in Vergessenheit gerathen ist.

Vornehme Herren in Barma.

Man beleuchtet die Bühne mit Mineralöl, das in niederen Gefäßen brennt und seinen röthlichen Schein auf den symbolischen Baum wirft. Von Zeit zu Zeit füllt einer der Mitspielenden Oel nach. Neben dem an der einen Seite befindlichen Orchester steht gewöhnlich eine Art Bock, von welchem eine Menge grotesker Larven herabhängen, und ihm gegenüber ein Kasten mit den Kleidern der Darstellenden. Dieser Garderobekasten wird als Thron benutzt und ist sehr nothwendig, denn in allen Stücken kommen Könige, Prinzen, Prinzessinnen und Hofleute vor. Der Gang der Verwickelung, falls überhaupt eine solche vorhanden ist, läßt sich nur mit Mühe verfolgen. Der Held ist gewöhnlich ein junger Prinz, der einen lustigen Diener (eine Art von Hanswurst oder Leporello) hat; jener auf der Bühne in

Magne spielte die Rolle des Lustigmachers vortrefflich und die Zuhörer lachten tapfer. Freilich war sein Spiel durch allerlei Bewegungen und Geberden derart gepfeffert, daß man weiter keiner Erläuterung bedurfte. Die Weitschweifigkeit des Dialogs überschritt alle Gebühr und ich glaube nicht, daß man überhaupt den Inhalt begriffen hat. Die Handlung ging so langsam vorwärts, daß man wahrscheinlich Wochen bedurft hat, um an's Ende zu kommen. Ein Theil des Dialogs wurde gesungen, und dann machten die Bewegungen und Mienen der Darsteller nebst oft wiederholten Wehklagen einen äußerst komischen Eindruck, dessen ich jedoch bald müde wurde. Tänzer und Tänzerinnen führten dann und wann ein Intermezzo auf, oder spielten im Stücke selbst mit. In den von der Hauptstadt weiter entfernten Ortschaften wurden die Frauenrollen von Jünglingen gespielt.

Die Marionetten sind noch beliebter als die Dramen. Die hölzernen Darsteller spielen auf einer großen und hohen Bühne. An einem Ende steht ein Thron, am andern stellen Bambuszweige den Wald vor. Auch die Marionettenstücke sind ungemein weitschweifig und lang und es geht in ihnen sehr übernatürlich her, denn man sieht in ihnen bezauberte Prinzessinnen, Drachen, Geister (Haats), fliegende Wägen und dergleichen. Manche Stücke haben Bezug auf die Mysterien Gautama-Buddha's.

Yule giebt keine Analyse eines barmanischen Schauspiels, wir wollen deshalb eine solche aus dem bekannten Werke von Michael Symes über Ava, London 1800, hinzufügen. M. C. Sprengel hat dieselbe in seiner deutschen Ausgabe, Weimar 1801, Abschnitt 4, S. 36, weggelassen! Das Stück behandelte Gegenstände aus dem indischen Sagenkreise, den Kampf des heiligen Ram mit dem gottlosen Rahwaan, dem Häuptling der Dämonen. Dieser hatte Sita, Ram's Gemahlin, geraubt und hielt sie durch Zauber fest. Im Stück ereigneten sich viele Wechselfälle, an welchen die Zuschauer großes Wohlgefallen fanden. Ram wurde von einem vergifteten Pfeile getroffen und die Heilkundigen beriethen über seine Herstellung. Man brachte heraus, daß auf dem Berge Indragerry ein Baum wächst, dessen Harz ein unfehlbares Mittel gegen das Gift bildet. Aber der Berg ist so weit, daß Niemand die Reise dorthin wagen mag. Da erbietet sich Honymaan (Hanuman), Häuptling einer Affenschaar, dorthin zu gehen. Er langt auch wirklich an, weiß aber nicht, welcher Baum der rechte sei. Da hebt er den halben Berg hinweg, bringt ihn heim und Ram wird glücklich geheilt. Nun ist auch der Zauber gebrochen und die Vorstellung geht unter Tanz und Gesang zu Ende.

Bei solchen Hauptaktionen ist der Stoff allemal ein indischer, zumeist aus dem Ramayana. Man hält sich aber nur an die Hauptumrisse und läßt bei der Ausführung den Darstellern weiten Spielraum. Jede Schauspielertruppe hat einen Lehrer oder Leiter, welcher den einzelnen Leuten die Rollen, wohlverstanden nur in den Hauptumrissen, einübt; aber die Gesangstücke müssen sie wortgetreu kennen. Wie schon oben bemerkt, kommen in jedem Stück ein König, eine Königin und eine Prinzessin, ein Staatsminister und ein Ungeheuer vor.

Smith hat im Journal der bengalischen asiatischen Gesellschaft (VIII. S. 535 ff.) ein barmanisches Stück übersetzt. Der wesentliche Inhalt ist folgender: Der silberne Berg ist von den Wohnungen der sterblichen Menschen durch eine dreifache Schranke getrennt. Die erste besteht aus einem Walde von stacheligem Rohr, die zweite aus einem Strome glühenden Kupfers und die dritte bildet ein Belu (Unhold). Auf dem silbernen Berge leben neun Prinzessinnen. Wenn diese ihre Zaubergürtel anlegen, können sie wie Vögel fliegen und besuchen sehr oft einen reizenden Hain auf der Erde. Als sie einmal im Bade sind, wirft ein Jägersmann der jüngsten Prinzessin eine Zauberschlinge um und bringt sie zu dem jungen Fürsten von Paientsa. Dieser ist von der Schönheit der Prinzessin über alle Maßen entzückt und erhebt sie zu seiner Hauptkönigin, obgleich er erst vor ganz kurzer Zeit die Tochter des obersten Hofastrologen geheirathet hat. Als einmal die Prinzessin nicht im Palast anwesend ist, nimmt der Hofsternengucker und Himmelsdeuter die Gelegenheit wahr, dem König einen Traum falsch auszulegen; er erklärt nämlich, daß der böse Geist, welcher daran arbeite, dem Könige die Krone zu rauben, nur gebändigt werden könne, wenn man die schöne Prinzessin und Hauptkönigin Manaharri ihm opfere. Davon wird jedoch der Mutter der Prinzessin Kunde hinterbracht; sie veranstaltet, daß ihre Tochter den Zaubergürtel wieder bekommt; denn diesen hatte der Jäger gefunden und jetzt, bei der gefährlichen Lage der Tochter, überbracht. Nun kehrt diese sogleich nach dem silbernen Berge zurück, verweilt aber unterwegs bei der Einsiedelei eines heiligen Mannes, der am Rande des Waldes wohnt. Sie giebt ihm einen Ring und einige Kräuter; wer im Besitz derselben ist, kann ungehindert und unbeschädigt alle drei Schranken durchwandern. Als nun der junge König aus einem Kriege heimkommt, ist er sehr betrübt, seine geliebte Frau nicht im Palast anzutreffen, und macht sich sogleich auf, sie zu suchen. So kommt er an den Rand des Waldes, wo er alle seine Begleiter fortschickt und zum Einsiedler geht. Von diesem bekommt er den Ring und die Kräuter, wagt sich in den glühenden Kupferstrom, hat manche Abenteuer zu bestehen, kommt aber doch zuletzt nach der Stadt auf dem silbernen Berge. Seiner schönen Gemahlin giebt er sich dadurch zu erkennen, daß er den Ring in ein Wassergefäß wirft, welches eine Zofe der Prinzessin in's Bad bringt. Sie ist sehr überrascht, fragt, woher der Ring komme, und erfährt, daß ein junger schöner Geist ihn in das Becken geworfen habe. Da ruft sie: „O, mein Gemahl, komm und hole mich!" Aber ihren Vater, den König, verdrießt es sehr, daß ein Sterblicher die Anmaßung hat, nicht nur in sein Land zu dringen, sondern den Besitz seiner Tochter zu verlangen. Er unterwirft den Prinzen manchen schweren Prüfungen; er mußte z. B. durch rennende Elephanten und Rosse hindurchlaufen und gleich nachher durch einen Pfeilregen; aber Alles läuft gut für ihn ab. Er soll die Schöne wieder besitzen, wenn er auch bei der letzten Probe glücklich ist. Sie besteht darin, daß alle neun Schwestern ihre kleinen Finger durch Löcher stecken, und der Prinz soll herausfinden, welches der Finger seiner Manaharri ist. Dazu ist ihm der König der Nats durch einen Zauber behülflich; Alles endet im Wohlgefallen und die Liebenden „kriegen sich." —

Die Negerstadt Abbeokuta in Yoruba.

Wir haben in der vorigen Nummer des Globus eine Schilderung des wilden und barbarischen Treibens in Dahome gegeben, und darauf hingewiesen, daß König Bahadung einen Kriegszug gegen Abbeokuta unternommen habe. Diese Stadt ist als ein Kernpunkt für die Gesittung oder, genauer ausgedrückt, für die Vermenschlichung der Neger jener Gegenden von erheblicher Wichtigkeit. Sie hat auch eine in hohem Grade interessante Entstehungsgeschichte, und es verlohnt sich, daß wir näher auf diesen Gegenstand eingehen.*)

Yoruba hat das Königreich Dahome zum westlichen Nachbar. Die Hafenplätze sind Porto novo, Badagry und Lagos, welche aber bis vor Kurzem in der Gewalt des Stammes der Popo waren; in der jüngsten Zeit sind sie von England abhängig geworden. Vom Fellatagebiet ist diese Region durch das Land Nupe oder Nufi und den Niger getrennt.

Noch vor etwa fünfzig Jahren waren die verschiedenen Stämme und deren Häuptlinge einem Oberkönig unterworfen, der zu Oyo in der Nähe des Niger seinen Wohnsitz hatte, und das Land war in Frieden und Gedeihen. Dann aber brachen Streitigkeiten aus und in Folge derselben entstand allgemeine Verwirrung. Ein ehrgeiziger Häuptling lud zwei einflußreiche Krieger der Fellata ein, nach Illorin zu kommen und die Herrschaft mit ihm zu theilen. Sie erschienen, brachten viele ihrer mohammedanischen Landsleute mit sich und begannen den Krieg gegen alle Stämme, welche ihnen und dem Häuptlinge von Illorin sich nicht unterwerfen wollten. Bald stieg die Zahl der Männer, welche in Yoruba aus Raub und Sklavenjagd ein Gewerbe machten, auf etwa zwanzigtausend. Im Frühjahr 1821 wurde die im Norden des Kongebirges liegende, blühende Stadt Oschogun zerstört, der König wurde aus seiner Hauptstadt vertrieben, alle früheren Bande lösten sich auf, das Land verfiel und die Kriege dauerten fort, hauptsächlich damit man Sklaven erbeuten könne.

Die Yoruba-Neger, namentlich jene in der Landschaft Egba, stehen in Bezug auf ihre geistigen Anlagen nicht so niedrig als manche Stämme im Nigerdelta und sind weit anstelliger. Aber sie stecken noch tief im Fetischdienst und opfern vorzugsweise dem Isa, dem Gott der Palmnüsse, und auch Menschenopfer sind keineswegs selten.

In dem Hügellande des südwestlichen Theiles von Yoruba erhebt sich am östlichen Ufer des Flusses Ogun, welcher unweit von Lagos in eine große Strandlagune mündet, eine gewaltige Felsenmasse von Porphyr. Sie wird als Olumo bezeichnet, das heißt Platz des Versteckes, weil in den durch überhängendes Gestein geschützten Schluchten eine Räuberschaar ihren Schlupfwinkel hatte. Als sie 1825 denselben verließ, kamen Leute dorthin, welche vor den Sklavenjägern geflohen waren, und fanden Schutz.

Das waren die Anfänge von Abbeokuta. Bald kamen andere Flüchtlinge, und als die Zahl derselben größer wurde, begann man Ackerbau zu treiben. Olumo wurde ein Anziehungspunkt für eine beträchtliche Menge kleiner Schaaren, welche sich in den Bergen unweit von einander, aber allemal in abgeschlossenen Gemeinden, ansiedelten. Jede derselben hatte ihre eigenen Gesetze und ihren besondern Häuptling. Die einzelnen Abtheilungen erhielten den Namen der Ortschaft, aus welcher die Gründer gekommen waren; die Gesammtmenge der verschiedenen Niederlassungen bezeichnete man mit dem Namen Abbeokuta, das heißt unter dem Stein. Nach und nach waren Ueberreste aus einhundert und dreißig ausgeplünderten und zerstörten Ortschaften dort angesiedelt und die Zahl der Einwohner stieg auf mehr als fünfzigtausend; sie soll jetzt etwa achtzigtausend Köpfe betragen. Abbeokuta ist nun von einem Wall umschlossen, der drei deutsche Meilen Länge hat.

Alle diese Leute gehörten zum Egbastamme. Unter den einzelnen Abtheilungen trat aber bald die frühere Eifersucht, welche so großes Unheil über Alle gebracht hatte, wieder zu Tage und wahrscheinlich wären Fehden entstanden, wenn nicht ein hervorragender Mann die drohende Gefahr abgewandt hätte. Dieser Häuptling, Schodeke, gewann Einfluß über alle anderen und brachte es bald dahin, daß ein allgemeiner Rath eingesetzt wurde, in welchem jedes einzelne Stadtgebiet vertreten war. Durch ein solches Repräsentativsystem wurde Friede und Eintracht erhalten und Abbeokuta vom Verderben gerettet. Durch die Vereinigung gewann das Gemeinwesen Kraft genug, nach einander die Angriffe der Ibbus, welche aus Benin kamen, der feindlichen Yorubastämme und endlich auch jene des Königs von Dahome abzuwehren.

Bis vor etwa zwanzig Jahren war in Abbeokuta noch kein Kulturelement. Ein solches kam auf folgende Weise dorthin. Während der allgemeinen Zerrüttung waren viele Leute aus Yoruba auf portugiesische Sklavenschiffe gebracht, aber von englischen Kreuzern genommen und nach Sierra Leone geschafft worden. Hier nahmen sie etwas Civilisation an und manche wurden Christen. Einige trieben auch Handel, kauften ein Schiff, bemannten dasselbe mit afrikanischen Matrosen (während der Steuermann ein Europäer war) und fuhren mit einer Ladung assortirter Waaren nach Badagry. Dieser Verkehr brachte Vortheil, und in einigen dieser schwarzen Kaufleute entstand der Plan, in die Heimath zurückzukehren. In den Jahren 1839 bis 1842 wanderten etwa fünfhundert Yorubaner, ehemals Sklaven, jetzt freie Leute, von Sierra Leone aus, und der größte Theil derselben ging nach Abbeokuta, das sie, natürlich nach afrikanischem Maßstabe, im Gedeihen fanden. Die Bewohner waren gut gekleidet, heiter und zufrieden, die Märkte reichlich mit Vorräthen aller Art versehen; selbst eine Art von Gewerbthätigkeit fehlte nicht, denn man verfertigte baumwollene Zeuge, Mützen, Sandalen, allerlei Lederzeug, Hacken, Messer, Töpfergeschirr und Stricke.

Die eingewanderten Christen blieben zum Theil ihrem neuen Glauben getreu, während manche andere sich wieder dem alten Fetischdienste zuwandten. Jene wünschten sich einen Geistlichen, der auch bald in der Person des Katechisten Townsend aus Sierra Leone kam. Das war 1842. Schon vor ihm war der Geistliche Freeman in Abbeokuta als willkommener Gast, namentlich von Schodeke, aufgenommen worden. Der kluge Häuptling verlangte englische Sendboten und Kaufleute; er sah voraus, daß die Briten Beschützer des neuen Gemeinwesens werden könnten.

Dann erschien ein schwarzer Prediger, welcher seit dreißig Jahren in jenen Gegenden eine hervorragende Rolle spielt, und der, als eine glückliche Ausnahme unter den Negern, weit über alle anderen Afrikaner hervorragt. Wir meinen Samuel Crowther.

Unter den Gefangenen, welche 1821 nach der Zerstörung von Oschogun als Sklaven fortgeschleppt wurden, befand sich auch ein zwölfjähriger Knabe, Adschai, der, mehrmals verkauft und wieder verkauft, zu Lagos auf ein portugiesisches Sklavenschiff kam. Ein englischer Kreuzer nahm dasselbe und brachte die Ladung nach Sierra Leone. Die Schwarzen waren Anfangs untröstlich,

---

*) Dahomey and the Dahomans: being the journals of two missions to the King of Dahomey and residence in his capital, in the years 1849 and 1850. By Frederik E. Forbes. London 1851. Vol. II. p. 112 etc.

Abbeokuta oder Sonnenaufgang zwischen den Wendekreisen. Eine Schilderung der Mission im Lande Yoruba. Aus dem Englischen von W. Hoffmann. Berlin 1859, S. 51 bis 203.

J. Leighton Wilson, Western Africa, its history, condition and prospects. London 1856, p. 107 etc.

Annales de la propagation de la foi. No. 202. Mai 1862. Lettre de M. Borghero à M. Planque, Supérieur du séminaire des Missions Africaines.

denn die Portugiesen hatten in jenen Gegenden den Glauben verbreitet, daß die Engländer nur deshalb Sklavenschiffe wegnähmen, um das Blut der Neger zum Färben ihrer Kleider zu verwenden, und das Fleisch als Köder beim Fischen zu benützen. Als die Unglücklichen Kanonenkugeln auf dem Deck übereinander gehäuft sahen, hielten sie dieselben für Negerköpfe. Diese Täuschung ging freilich bald vorüber, Adschai wurde getauft, machte Fortschritte in der Civilisation, wurde zum Lehrer und Katechisten herangebildet, späterhin zum Geistlichen ordinirt und hat die Bibel in die Sprache seiner Landsleute übersetzt. Er war 1842 mit bei der ersten Nigerexpedition und ging nach Abbeokuta, das ihm zu großem Danke verpflichtet ist. Er stand, 1844, als der erste ordinirte eingeborne Prediger von Westafrika da.

Die Missionäre haben sich um jene Gegenden, insbesondere um Abbeokuta, unzweifelhafte Verdienste erworben, und in vorderster Linie stehen auch hier, wie überall, wo es sich um Gutes und Schönes handelt, Deutsche, z. B. Gollmer, Müller, Schön und Hinderer. Die Mission, welcher Crowther beigegeben war, mußte anderthalb Jahre lang zu Badagry bei den Popos verweilen, denn sie konnte, der allgemeinen Unsicherheit wegen, nicht in's Innere dringen. Am Ende stiftete ein Sklavenhändler Frieden, und die Sendboten konnten nach Abbeokuta ziehen. Der Empfang war gut, die Häuptlinge versprachen, ihre Kinder in die Schule zu senden und den Predigten kein Hinderniß in den Weg zu legen. Man gab ihnen Land und die Menschen drängten sich in Menge herbei, um ihnen beim Hausbau behülflich zu sein. Ueber Thüren und Glasfenster, Dinge, welche sie noch nie gesehen, geriethen sie in maßloses Erstaunen. Damals sah Crowther seine Mutter und seine Schwester wieder; sie waren auch als Sklaven verkauft worden und wohnten jetzt in der benachbarten Stadt Abaka.

Die Berichte aus Abbeokuta wurden in England mit Interesse gelesen. Man sah dort, wo man allen Dingen auch eine Seite unmittelbaren Nutzens abzugewinnen versteht, bald ein, daß dieser Punkt und Yoruba überhaupt, als Passage zwischen der Küste und wichtigen Handelspunkten am untern Laufe des Nigers, doch oberhalb des Deltas, z. B. Bussa und Rabba, von Bedeutung werden könne. Königin Victoria schickte Bibeln in schönem Einband, Prinz Albert das sehr werthvolle und mit Dank aufgenommene Geschenk einer stählernen Maismühle.

Schodeke war gestorben, aber sein Nachfolger Sagbua nicht minder freundlich gesinnt, und die Missionäre kamen über alle Schwierigkeiten hinweg. Allerdings hatten sie (wie das überall in der Welt ist und von jeher gewesen ist, auch stets so bleiben wird) von den Priestern des alten Glaubens, den Fetischmännern, viel zu leiden. Man möchte eben die Konkurrenz beseitigen und ein Monopol behalten. Die Priester der Schwarzen besorgten, durch die Priester der Weißen an Einfluß zu verlieren und an Gewinn einzubüßen. Sie fanden Verbündete an den Leuten, welche Ziegenfleisch und Geflügel zu Opfern verkauften, denn die Zahl der letzteren, meinten sie, werde sich vermindern. Die Sklavenhändler, zumeist Mohammedaner, konnten schon an und für sich den Gegnern ihres Gewerbes nicht hold sein. Man wollte sogar einige junge Männer, welche sich auf die Taufe vorbereiteten, vergiften; man schüchterte die Frauen durch Oro ein, denn dieser, welcher dem Mumbo Dschumbo in anderen Theilen Guineas entspricht, ist, als eine geheimnißvolle Macht, ein Gegenstand großer Furcht für alle Weiber; wenn er umgeht, dürfen sie, bei Todesstrafe, sich nicht außerhalb ihrer Wohnungen blicken lassen.

Nach und nach kamen jedoch die Dinge mehr in's Geleise, und sehr ersprießlich wirkte ein Besuch, welchen Lieutenant Forbes und Konsul Beecroft im Januar 1851 in Abbeokuta abstatteten. Sie kamen in voller Uniform, verkündeten Englands wohlwollende Theilnahme und warnten vor der Gefahr, welche von Seiten Ghezo's, des Königs von Dahome, drohe.

Von diesem hatte die weibliche Leibgarde einen Zug gegen Abbeokuta gefordert, welcher dann auch im Februar 1851 unternommen wurde. Konsul Beecroft aber erfuhr die Pläne und gab sofort den Missionären Nachricht. Das Volk glaubte Anfangs nicht, daß das Heer von Dahome wiederkommen werde; man hatte es schon früher einmal abgewehrt. Aber die Häuptlinge glaubten den Versicherungen der Europäer und fingen an, die schadhaften Theile der Wallmauer auszubessern.

Fünf deutsche Meilen westlich von Abbeokuta liegt die Stadt Isagga. Dort zog der König von Dahome ein und schloß Frieden mit den Bewohnern, die er zu benutzen gedachte. Sie aber blieben ihren Nachbarn getreu und gaben dem Könige Ghezo falschen Rath, indem sie ihn bewogen, den Angriff gegen Abbeokuta nicht von der nordwestlichen Seite her zu unternehmen, sondern von Südwesten her, wo sich eine hohe Mauer befand. Auch mahnten sie ihn von einem nächtlichen Angriff ab und riethen zum Sturm in der Mittagszeit. Ghezo wurde überlistet, und die Isagganer sandten einen vertrauten Boten nach Abbeokuta, welcher Alles berichtete, was vorgegangen war.

Am 3. März rückten zehntausend männliche und sechstausend weibliche Streiter gegen Abbeokuta an, wo nur achttausend Bewaffnete zu ihrem Empfange bereit standen. Vor dem Feinde flohen viele Flüchtlinge her. Die Dahomier greifen an, aber ihr Musketenfeuer wird erwiedert; der amerikanische Missionar Bowen leitet die Gegenwehr mit Erfolg. Der Kampf entbrennt auch an anderen Theilen der Stadtmauer und bleibt unentschieden, bis nach einem ununterbrochenen Metzeln nach Verlauf von sechs Stunden der Feind wankt, und sich dann mit Einbruch der Dämmerung zurückzieht. Die Egbas waren zu ermüdet, um ihn weiter zu verfolgen; als sie am Morgen den Angriff erneuern wollten, waren die Dahomier abgezogen. Sie hatten vor den Mauern von Abbeokuta etwa achtzehnhundert Leute verloren, meist Weiber, die, wie ein Missionar sich ausdrückt, in der Schlacht immer am weitesten voran waren, weil man sich auf sie am Besten verlassen konnte. Die Egbas rückten bis Isagga vor und gewannen dort eine zweite Schlacht. Im Ganzen verloren die Dahomier etwa dreitausend an Todten und ungefähr tausend Gefangene.

Seitdem hat König Ghezo über Rachplänen gebrütet, aber die Engländer mahnten ihn dringend von einem zweiten Zuge gegen Abbeokuta ab. Sein Nachfolger hat nun einen solchen unternommen.

Die wilde Grausamkeit der weiblichen Garde kennt keine Grenzen. Der Missionar Hinderer sah, daß zwei in Abbeokuta gefangene Amazonen die Leute, welche ihnen zu essen brachten, erwürgten. Forbes war 1850 in Abome Augen- und Ohrenzeuge einer Feierlichkeit, bei welcher sie dem Könige den Eid der Treue leisteten. Sie traten sehr zuversichtlich auf, sahen mit einer Art Verachtung auf die männlichen Soldaten herab und verlangten von Ghezo einen Kriegszug gegen Abbeokuta, dessen Ausgang wir eben geschildert haben. Kurz vorher war von diesen Weibern die Stadt Attapahm erstürmt, ausgemordet und dem Boden gleich gemacht worden.

Die Amazonengeneralin Apadunneh rief dem Könige zu: „Manche Attapahms haben im Ajahland eine Zuflucht gefunden; laß uns gegen Ajah in den Krieg ziehen. Bedenke, daß ein Theil deiner Söhne (d. h. die männlichen Soldaten) bei Attapahm die Flucht ergriffen.“ Die der Feigheit beschuldigten Männer erschienen nun und warfen sich zum Zeichen der Demüthigung in den Staub nieder. Der König machte ihnen Vorwürfe; sie seien fortgelaufen wie Ziegen. Der weibliche General rief: „Ich habe es ihnen gesagt, daß sie tapfer und vorsichtig sein sollten.“

Eine andere Amazone verlangte Strafe für die, welche die Flucht ergriffen hatten, mit folgenden Worten: „Ehe der König von einer Schüssel speis't, muß sie gereinigt werden. Wenn ich meine Muskete gebraucht habe, muß ich sie wieder einölen.“

Alle Offiziere der Amazonenschaar sind weiblichen Geschlechts. Nachdem der König die Waffen besichtigt hatte, sprach Akoyo, die

Oberstin: „Wir sind des Königs Finger!“ Eine Andere sprach: „Ein Wagen geht nicht vorwärts ohne Räder. Wir sind die Räder.“ Dann riefen beide: „Wir haben Attapahm zerstört; laß uns nun gegen Abbeokuta ziehen; wir wollen es erobern oder sterben!“ Dann führte das ganze Regiment einen Kriegstanz auf.

Nach Beendigung desselben erschallte abermals der Ruf: „Gieb uns Abbeokuta, und wenn wir es nicht erobern, dann schlag uns die Köpfe ab. Wir werden die Abbeokutaner bis in's Wasser verfolgen, und wenn sie auf Bäume klettern oder in's Feuer gehen, so folgen wir ihnen auch dorthin nach. So wahr Abbeokuta jetzt steht, so wahr wollen wir es zerstören!“

Ein weiblicher General sprach: „Wozu reden wir noch von Attapahm? Das ist nicht der Mühe werth. Aber Abbeokuta, das lasse ich mir gefallen. Wie man Gras abschneidet, um einen Weg zu bahnen, so wollen wir die Abbeokutaner hinwegmähen!“

Außer der weiblichen Leibgarde in der Hauptstadt giebt es in den verschiedenen Städten noch eine weibliche Nationalgarde, die aber nicht mit Musketen bewaffnet ist, sondern Keulen trägt. Während der letztverflossenen Jahre ist die gesammte Armee von Dahome durch brasilianische Offiziere in europäischer Weise gedrillt worden. So erzählt Pater Borghero. Die Kriegskunst dieser schwarzen Barbaren sieht es besonders darauf ab, den Feind zu überraschen. Kaufleute werden als Späher vorausgeschickt. Am liebsten wählt man Mondscheinnächte, um Ortschaften zu überrumpeln. Das Heer rückt in aller Stille heran und ist darauf abgerichtet, so leise sich zu bewegen, daß man nicht das mindeste hört. Sturm und Ueberfall werden mit aller Macht unternommen, damit gleich von Anfang an jeder Widerstand vergeblich sei. Früher machte man gern möglichst viel Gefangene, um sie als Sklaven an die Europäer zu verkaufen; jetzt macht man eine große Anzahl nieder und schleppt die übrigen mit fort, um sie als Menschenopfer zu verwenden.

Die Engländer haben im vorigen Jahre den wichtigen Hafenplatz Lagos genommen, und gehen darauf aus, ganz Yoruba, als ein wichtiges Passageland, von sich abhängig zu machen. Es kann nicht fehlen, daß sie mit dem Tyrannen von Dahome über kurz oder lang in Streit gerathen, und dann wird es vorbei sein mit dessen Wüthereien, Menschenopfern und den blutigen Thaten der weiblichen Krieger.

Aus den Aufzeichnungen eines Kabeljaufischers in Labrador.

Erster Artikel.

Es kann dem Leser gleichgültig sein, aus welchen Gründen ich das Vaterland verließ, um in die weite Welt zu gehen und eine Reihe von Jahren draußen zu bleiben. Ich war sehr europamüde und dessen, was wir Gesellschaft nennen, herzlich überdrüssig. Sie vor Allem wollte ich vermeiden. Deshalb ging ich nicht etwa nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika oder in irgend eine Kolonie, sondern in eine Gegend, wo von der gebildeten Welt keine Spur anzutreffen sein konnte. Nachdem ich eine Zeitlang zwischen der Mongolei und Labrador geschwankt, entschied ich mich für das letztere, weil ich mir von der rauhen Seeluft eine günstige Wirkung auf meine geschwächten Nerven versprach.

Ich ging aus der Heimath fort ohne zu sagen, wohin ich reisen wollte; nur einem entfernt lebenden Freunde schrieb ich von meiner Absicht und gab ihm für gewisse Fälle die erforderlichen Weisungen. Dann zog ich über die Nordsee und schiffte mich auf einer kleinen Brick von nur zweihundert Tonnen Trächtigkeit ein. Sie ging auf den Kabeljaufang, nach der Küste von Labrador. Das war vor vier Jahren im Maimonat. Wenn ich jetzt einen Rückblick auf Alles werfe, was ich seitdem erlebt, so darf ich wohl sagen, daß ich zufrieden und als ein neuer Mensch heimgekommen bin.

Vielleicht interessirt es Ihre Leser, das eine oder andere aus meinen Aufzeichnungen kennen zu lernen; es ist mancherlei nicht allgemein Bekanntes darin, und ich lebte unter Menschen und in Umgebungen, welche mit unserer leidigen Civilisation rein gar nichts zu schaffen haben. In Europa ahnen nur Wenige etwas von dem, was sich am kalten Strande Labradors begiebt und wie eigenartig das dortige Leben ist.

Von meiner Seefahrt will ich nicht viel erzählen. Wir schwammen noch nicht vierzehn Tage auf dem Wasser, als der Mann im Mastkorbe rief, daß Eisberge uns entgegen trieben. Ich kletterte hinauf und sah nur einen kleinen blanken Fleck, der noch meilenweit entfernt war, aber der erfahrene Matrose, welcher das nordische Meer wohl kannte, gab mir Erläuterungen. Er hatte ganz recht gehabt. Nach einigen Stunden waren wir dem Eisberge zur Seite, einem gewaltigen Kolosse, der mir wie eine große Stadt mit vielen Thürmen vorkam. Er war ungefähr vier bis fünf Miles, also zwei unserer deutschen Wegstunden lang und vielleicht eine halbe Meile breit; später habe ich noch viel größere gesehen. Für ein Segelschiff ist die Nachbarschaft solcher schwimmenden Ungeheuer nicht ohne Gefahr, denn die gewaltige Masse bewegt sich im Kreise, und packt der Wirbel ein Fahrzeug, so ist es in der Regel verloren.

Gleich nachher hatten wir sehr rauhes Wetter, weil wir in die Nähe der großen südwärts treibenden Eisfelder kamen. Das Geräusch, welches diese schwimmenden, sich an einander reibenden und gegenseitig schiebenden Massen machen, ist geradezu unbeschreiblich. Der Lärm von einigen Dutzend Batterien will dagegen nicht viel sagen. Der Wind wurde frischer und jetzt mußten unsere Seeleute zeigen, ob sie ihre Sache verständen. Zunächst kam es darauf an, unbeschädigt weiter zu kommen, und das gelang, weil der Wind schwächer wurde und wir uns am Rande der Eisfelder befanden. So fuhren wir drei Tage und drei Nächte, ohne etwas anderes zu sehen, als dann und wann einen Seehund, der auf einer Scholle lag.

Am vierten Tage sahen wir eine Nebelbank in Nordosten. Der Kapitain sagte mir, daß da, wo Eis in großer Menge vorhanden ist, der Nebel nicht aufsteigen kann, weil er gleich absorbirt wird; aber wo das Wasser klar ist, dort steigt er auf, und der Schiffer weiß sich danach zu richten. Wir steuerten also gen Nordwesten hin und waren nach etwa acht Stunden in einem offenen Fahrwasser von einer englischen Meile Breite. Der sogenannte Baealiauvogel wurde nun sichtbar und flog den ganzen Tag über nach einer und derselben Richtung. Der Kapitain wußte, daß Funk- oder Bird-Eiland sein Ziel war, denn dort nistet er. Früher waren dort auch Pinguine häufig, sie sind aber von den Neufundländern ausgerottet worden. Diese kamen in jedem Frühjahr, um den Thieren die Federn zu nehmen, und benützten diese Fettgänse als Brennstoff. Das verhält sich so. Man tödtete die Vögel in ganz ungeheurer Menge, und hatte keine Zeit sie zu rupfen. Man nahm sie deshalb einzeln, tauchte sie in große Kessel voll siedenden Wassers und rieb die Federn von der ver-

brühten Haut ab. Das Feuer unter den Töpfen wurde vermittelst der Fettgänse unterhalten, die wie ein Licht brennen.

Auf der Höhe von Belle Isle fanden wir freies Fahrwasser nach Norden, und hatten bei prächtigem Wetter die Steilküste von Labrador in Sicht. Sie erschien mir wie eine ungeheure Festung, deren Außenwälle von Eis gebildet waren. Solch ein Anblick war mir neu, aber ein anderes Schauspiel nicht minder. Ein Matrose machte mich auf einen Kampf im Meer aufmerksam, den ich bei dem klaren Wasser deutlich verfolgen konnte. Ein Walfisch wurde von einem Schwertfisch und einem sogenannten Drescher verfolgt. Die beiden letzteren führten den Krieg auf sinnreiche Art. Der Schwertfisch paßte auf, bis der Wal an die Oberfläche kam, um zu blasen, und schoß denn rasch in die Tiefe, um Jenem von unten beizukommen; der Drescher seinerseits blieb oben, um dort mit seinem Schwanze den Wal zu dreschen und ihn nach unten hin dem Schwertfische zuzutreiben. Ich weiß nicht, wie lange diese eigenthümliche Jagd schon gedauert haben mochte, ich sah aber nach etwa zehn Minuten Blut auf dem Wasser und der Walfisch ließ sich nicht weiter blicken.

Am 25. Juni lief die Brick in einen kleinen Hafen vor der Küste von Labrador ein. Ich sah nichts als Schnee und Eis, die von einer prächtigen Sonne beschienen wurden. Daß ich an einem von Menschen bewohnten Orte sei, hätte ich mir nicht träumen lassen. Ueber dem Schnee lag eine wahre Todtenstille und ich sah keinen Erdboden. Man sagte mir, der Schnee thaue jetzt rasch hinweg, und so war es auch, aber in Labrador thaut er nicht von oben, sondern von unten weg. Zehn Tage nach meiner Ankunft war er ganz fort, aber von Pflanzenwuchs noch keine Spur zu sehen. Das Eiland, an dem wir Anker geworfen hatten, war etwa eine Stunde Weges lang und halb so breit. Im Winter hausten dort etwa sechszig Personen, aber im Sommer kamen des Fischfangs wegen Tausende. Zu diesen letzteren gehörten wir. Sobald das Eis von der Küste verschwindet, kommen die Stockfische in großen Zügen, um in den vielen ruhigen Buchten ihren Rogen abzulegen.

Wir hatten eine Ladung Salz als Ballast, auch allerlei Kurz- und Ellenwaaren und verschiedene Lebensmittel am Bord. Sobald die Ladung gelöscht und in's Magazin gebracht worden ist, theilt sich die Mannschaft in Parteien von drei oder vier Köpfen. Fast täglich kommen Schiffe mit Irländern an, welche das Geschäft des Einsalzens besorgen. Tag und Nacht wird gearbeitet, Niemand gönnt sich Ruhe. Von Nacht kann eigentlich keine Rede sein; denn wenn die Sonne eben im Nordwesten untergegangen ist, taucht sie, wie ein Riese der frische Kräfte gesammelt hat, nach Verlauf einer Stunde im Nordosten wieder empor.

Wo vor einem Monate Alles nur Schnee, Eis und Oede war, da herrscht jetzt reges Leben. Ich habe einmal gleichzeitig mehr als zweihundert Fischerfahrzeuge gezählt. Alle diese Fischer leben in gutem Einvernehmen, und Streitigkeiten kommen nur selten vor.

Manche Netze haben eine Länge von zweihundert und vierzig Faden, also weit über 1400 Fuß, und sind achtzig bis neunzig Faden tief. Nach einem guten Zuge wird ein Signal aufgesteckt. Außer dem großen Netze hat solch ein Boot noch fünf bis sechs kleinere, in welchen die gefangenen Fische vertheilt werden; jedes derselben faßt zwanzig bis sechszig Centner.

Die Fische werden verden vermittelst einer einspitzigen Lanze aus dem Boot an's Land geschafft, und man muß dabei wohl Acht geben, daß man jeden Fisch durch den Kopf sticht, und nicht etwa in den Leib, weil er dann zu schlechter Waare wird. Zuerst kommt er auf ein großes Gerüst, das gewöhnlich nahe am Wasser liegt, damit der Abfall gleich fortgeschwemmt werde. Manche Gerüste sind 100 bis 150 Fuß lang und bis zu 30 Fuß breit. Am Ende, dicht am Strande, befindet sich ein Tisch in Kreuzesgestalt. Sobald eine Fischladung oben ist, beginnt das Einsalzen. Zuerst trennt der „Kehlabschneider" mit einem zweischneidigen Messer den Kopf halb ab; der „Köpfer" thut den zweiten Schnitt und wirft den Kopf durch ein im Tische angebrachtes Loch in's Wasser; dann schneidet er die Leber aus und wirft sie in einen Zuber. Nachher kommt der Fisch zum „Splitter", der ihn spaltet und vom Schwanz nach oben hin das Rückgrat durchschneidet. Nun kann die wichtigste Person, der Salzer, seine Arbeit beginnen. Darauf wird der Fisch getrocknet, späterhin gewaschen und noch einmal getrocknet.

Der Kapitalist, welcher die Kabeljaufischerei betreiben läßt, wird als Pflanzer (Planter) bezeichnet. Er miethet die Leute für eine Reise, giebt ihnen Kost und Wohnung und sie haben ein Boot zu ihrer Verfügung. Für ihre Arbeit erhalten sie die Hälfte aller Fische, doch behält der Pflanzer alle Lebern für sich selber. Ein fleißiger Arbeiter kann in drei Monaten 180 bis 220 Thaler verdienen. Jeder kennt seinen Fisch. Zum Beispiel: drei Mann fischen zusammen. Nun macht der eine in die rechte Seite des Schwanzes einen Einschnitt, der zweite in die linke Seite und der dritte macht gar kein Zeichen. Nachdem der Fisch gesalzen worden ist, sucht jeder von den Dreien seinen Antheil heraus.

Mit dem Stockfisch erscheint an der Küste von Labrador gleichzeitig der Caplin (Salmo arctieus) in so ungeheuren Zügen, daß ein Boot manchmal Mühe hat, durch dieselben hindurch zu fahren. Der Caplin wird als Köder benutzt, und auch Walthiere stellen ihm nach. Er kommt ganz nahe an die Küste, und sehr viele büßen dort ihr Leben ein. Das Weibchen ist klein, schlank und schwach und kann ihren Rogen nicht absetzen, wenn das Männchen ihm dabei nicht behülflich ist. Ich habe das sehr oft mit angesehen. Wenn an einem ruhigen, heitern Tage die Wellen sanft an das Ufer schlagen, schwimmen tausende solcher Weibchen heran; jedes hat zwei Männchen zur Seite. Sobald es dem Ufersande nahe kommt, drücken beide, zur Rechten und zur Linken, an das Weibchen und quetschen ihm rasch den Rogen aus. Aber sehr viele kommen dabei um, weil sie so rasch auf das Ufer zuschießen, daß sie auf das Trockene gerathen und die nächste Welle sie nicht wieder mit zurück in's Meer nimmt.

Wenn einmal der Caplin selten ist, dient ein anderer kleiner Fisch, der sogenannte Sandaal, als Köder. Oft erscheint aber der Stockfisch in solcher Menge, daß man gar keinen Köder nöthig hat. Die Fischer nehmen dann einen „Gigger" (eisernen Doppelangelhaken, der hin- und herbewegt wird), und an den der Stockfisch beißt.

Die zum ersten Trocknen aufgestapelten Fische werden in große, mit Salzwasser gefüllte Zuber geworfen, rein gewaschen und dann über einander gelegt, so daß das Wasser abtröpfeln kann. Solch einen Haufen bezeichnet man als Wasserpferd, Waterhorse. Nach ein paar Tagen nimmt man solch ein Wasserpferd aus einander und legt die einzelnen Fische, mit dem Rücken zu unterst, auf Flakken, Stangengerüste, die mit Zweigen bedeckt sind. Dabei kommt in den paar ersten Tagen viel auf gutes Wetter an; denn bei Regen wird die Waare beschädigt und ist nur noch gut genug für die Neger in Westindien; hat man jedoch Sonnenschein, dann bekommt man Waare für den europäischen Markt. Jeder Fisch wird am Abend umgewandt. Hierauf legt man sie dutzendweis in Haufen zusammen und zwar so, daß der Rücken nach oben liegt; späterhin breitet man sie alle noch einmal einzeln auseinander, um sie an heißen Tagen in hohe Haufen aufzuthürmen und gelegentlich auf das Schiff zu verladen.

So viele Mühe erfordert der Stockfischfang. Er lieferte uns natürlich unsre Hauptnahrungsmittel, aber an allerlei Wildpret fehlte es doch auch nicht. Ein Theil von unserer Gesellschaft ging allemal am Donnerstag auf die Jagd, theils zu Lande, theils zu Wasser, und wir brachten immer Enten und Gänse in Menge heim. Die letztern schmeckten ganz vortrefflich. Gewöhnlich schossen wir in zwei Tagen etwa sechszig Gänse, manchmal auch mehr. Zuweilen gingen wir auch auf den Lachsfang. Das Einsalzen des Lachses ist bei weitem nicht so beschwerlich wie jenes

des Stockfisches. An Makrelen, Häringen und Forellen hatten wir auch keinen Mangel; zuweilen wurde ein Hirsch erlegt.

Ich habe schon gesagt, daß zur Sommerzeit an der Küste von Labrador ein sehr reges Leben herrscht. Es wird auch viel Handel getrieben, aber in einer sehr ursprünglichen Art, recht umständlich und nur im Tausch. Bei jeder großen Fischereiniederlassung befindet sich ein großes Waarenlager, in dessen Erdgeschoß allerlei Metall- und Spezereiwaaren liegen; im zweiten Stock Tuch- und Ellenwaaren, im dritten Töpfe, Schuhe, Stiefel, Hüte, Mützen und dergleichen mehr. Unter dem Dache werden Decken und Pelze aufgespeichert, die bei naßkaltem Wetter geradezu unentbehrlich sind.

Man tauscht in folgender Weise. Ein Mann kommt in den Laden und giebt eine „Gewichtsrechnung" oder eine „Quantitätsrechnung" ab; die erstere gilt für Fische, die zweite für Thran. Der Preis wird ihm zu Gute geschrieben und er geht dann zum Magazinverwalter und holt sich für seinen Betrag andere Waaren, welche er bedarf. Will er Thee oder Zucker haben, so muß er erst einen Rock von Segelleinwand kaufen und die Aermel als Säcke für Thee oder Zucker benutzen; oder er kauft zu diesem Behuf Strümpfe, und Rum thut er in einen neugekauften Topf oder Kessel, denn seltsamer Weise sind Flaschen selten.

Schon um vier Uhr gingen wir an die Arbeit. Es ist eine Unsitte, daß die Leute gleich Morgens Rum trinken. Früh hatten wir von den Moskitos nicht so viel auszustehen als später am Tage. Sie sind rechte Plagegeister. Einst fanden wir einen todten Irländer auf der Insel, welchem diese Insekten das halbe Gesicht weggefressen hatten. Einen Wundarzt hatten wir nicht, wohl aber schwimmende Wirthshäuser und Schenken, welche aus Quebec in Canada und Halifax in Neuschottland herübergefahren waren.

September ist ein prächtiger Monat an der Küste von Labrador. Wir schossen Hirsche in Menge und thaten uns am ächten Polarwildpret eine wahre Güte. Gastfrei ist Jedermann; wer etwas hat, theilt gern Anderen mit. Wann und wo ich in ein Haus trat, war ich willkommen, und am Abend ging es immer lustig zu. Jeder hatte etwas zu erzählen und Jagdgeschichten spielten immer eine große Rolle. Jeder weiß etwas von Abenteuern mit einem weißen Bären zu erzählen. Die Bärin wirft in jedem Jahr ein Junges, verläßt aber dasselbe erst nach zwei Jahren, wenn sie schon das dritte hat. Ein hungriger Bär ist gefährlich; er kommt dann oft bis in die Nähe der Niederlassungen und stiehlt Futter.

Ich will doch solch eine Bärengeschichte zum Besten geben, die ein Schottländer in vollem Ernst erzählte. Wie viel Wahres daran ist, weiß ich nicht, aber die Labradorleute fanden sie völlig in Ordnung.

An einem heitern Morgen, so erzählte er, schlenderte ich mit der Flinte auf dem Rücken am Strande hin, um Enten zu schießen. Nach etwa einer Stunde kam ich an eine felsige Landspitze, welche mir den Anblick der tief in's Land eindringenden Bucht, wo ich auf eine gute Jagd hoffen durfte, völlig entzog. Ich mußte über hohe Klippen hinwegklettern, wenn ich an Ort und Stelle kommen wollte, und an der andern Seite vorsichtig hinabgleiten. Das ging auch Alles ganz gut, aber nun denkt euch meinen Schrecken, als ich um eine Ecke bog, und kaum einige Schritte entfernt eine Bärin mit zwei Jungen vor mir sah! Was sollte ich machen? Zurück konnte ich nicht, und den Bestien entgegen gehen — das wäre so viel gewesen, als dem Tod in den Rachen rennen. Ich blieb stehen. Mit den drei Unthieren zumal konnte ich es nicht aufnehmen, war aber entschlossen, mein Leben theuer zu verkaufen. Meine Flinte hielt ich im Anschlag. Die Bärin kam etwas näher auf mich zu, brummte, war aber nicht wüthend. Mir war trotzdem schlimm zu Muthe und es fehlte nicht viel, so wäre ich in Ohnmacht gesunken. Die Bärin machte wieder ein paar Schritte vorwärts; jetzt brummte sie aber nicht mehr. Ich stand da wie ein Pfahl. Wenn sie noch einige Schritte näher kam, war sie dicht bei mir. Es flimmerte mir vor den Augen, mir wurde schwindelig; ich erinnere mich nur noch, daß die Nase des Ungeheuers meinen Flintenlauf beschnoberte. Da drückte ich unwillkürlich ab und die Bärin lag entseelt am Boden. Durch den Knall kam ich wieder zu mir selbst, lud rasch mein Gewehr und stellte mich hinter das blutende Ungethüm. Das zweijährige Junge kam näher, beschnoberte die Mutter, heulte jämmerlich und blickte mich grimmig an. Es war als ob es mir zuriefe: „Du bist der Mörder meiner Mutter!" Beinahe wäre ich etwas ängstlich geworden, das Thier wandte sich aber zur Seite, um nach dem andern Jungen zu blicken, und so jagte ich ihm eine Kugel durch den Leib. Mit dem dritten, das kaum einjährig war, bin ich natürlich sehr leicht fertig geworden. Ich legte sämmtliche Bären auf einen Haufen, dachte nicht weiter an die Entenjagd und dankte dem Himmel, daß ich solch ein Abenteuer so gut bestanden hatte. Am andern Tage trat leider rauhes Wetter ein, das längere Zeit anhielt und deswegen konnte ich meine Beute nicht heimholen. —

Die Labradorleute behaupten, daß sie Bären von vierzehn Fuß Länge gesehen haben, deren Tatzen fünf und zwanzig Zoll im Umfange hätten. Das Fleisch der weißen Bären ist grob, schwer verdaulich und wird nur im Nothfall gegessen; dagegen schätzt man das Fett, welches zwischen Fell und Fleisch liegt; es gilt als ein treffliches Heilmittel gegen Rheumatismus. Der Pelz ist bekanntlich werthvoll.

Lästiger als der weiße Bär wird der schwarze Bär. Er ist äußerst erpicht auf Syrup, Thran und Lachs, und hat schon manchmal Magazinthüren eingebrochen, um solche Leckerbissen zu stehlen. Die Labradorleute haben den Aberglauben, daß es Unglück bedeute, wenn man einen schwarzen Bären am Tage zu Gesicht bekomme. Beim Herannahen des Winters sucht er irgend eine ihm passende Stelle und läßt sich einschneien; aber erfahrene Jäger erkennen an mehr als einem Anzeichen solche Stellen, graben den Bären aus, der kaum einigen schwachen Widerstand leistet, und schießen ihn todt, aber so, daß sein um jene Jahreszeit sehr werthvoller Pelz nicht beschädigt wird.

Der Wolf an der Küste von Labrador ist ein schlaues und zugleich muthiges Thier, lebt rudelweise und nährt sich hauptsächlich von Elenn- und Musethieren. Gewöhnlich gehen acht oder zehn Stück im Rudel, wie eine Kompagnie Soldaten. Der Anführer ist immer einige Schritte voraus, zur Linken, die übrigen folgen, jeder ungefähr zwei Schritte weit vom andern entfernt. Sobald der Anführer Hirsche in Sicht bekommt, giebt er ein Zeichen und das Scharmützel beginnt. Die Wölfe bilden einen Kreis um den Verfolgten und machen ihm bald das Garaus.

Einst besuchte ich einen alten Pflanzer, und es war mir auffallend, daß unter dem Dach ein an einer Schnur befestigter Schädel herabhing. Ich fragte, was das bedeuten solle?

„Das wißt Ihr nicht? Das ist unser Wetterglas, unser Barometer und sonst noch alles Mögliche. Er ist ein Wolfsschädel. Wenn wir andern Wind bekommen sollen, dann zeigt er es unfehlbar an. Ich habe diesen Schädel wohl an die dreißig Jahre und er hat mich nie irre geführt. Seht mal her. Denkt euch, der Wind komme aus Norden, und der Schädel weise eine Woche lang mit der Nase nach Osten hin. Wenn dann der Nordwind einschlägt, bekommen wir Ostwind auf so lange, wie der Schädel nach Osten gezeigt; und so ähnlich mit anderen Winden. Den Grund kann ich nicht erklären, aber die Sache selbst verhält sich so."

Ich habe sie probirt und bestätigt gefunden. Die Labradorleute sagen: „Können wir denn alle Naturkräfte erklären? Wie steht es denn mit dem Magnet? Kann ein Wolfsschädel nicht auch verborgene Kräfte haben? Wenn der Wolf Beute sucht, geht er immer gegen den Wind, und falls dieser seine Richtung ändert, thut es auch der Wolf. Kann nicht etwas von diesem Instinkt am Schädel haften?"

Oft habe ich behaupten hören, daß der berühmte Hund der Eskimos aus einer Kreuzung zwischen Wolf und Labradorhund entstanden sei. Ich glaube das nicht, weil meine häufigen Beob-

achtungen entschieden darauf hinweisen, daß der Eskimohund viel mehr vom Fuchs hat als vom Wolfe; er ist klein und auf Geflügel sehr erpicht.

Außer dem Wolf hat der Hirsch noch einen sehr gefährlichen Feind an dem Wolverene (Fjellfraß), der ihm von Baumzweigen herab auf dem Nacken springt.

Der Spätherbst war für uns die Zeit der eigentlichen Jagd. Mit dem Fischfang ist es dann längst vorbei und Jeder kann treiben, was ihm beliebt. Ich wollte auch das Winterleben auf Labrador kennen lernen und blieb. Das werde ich nie bereuen, denn ich habe herrliche Tage in der eisigen Einöde verlebt. Das Fallenstellen lernte ich von erfahrenen Leuten aus dem Grunde, und unsere Beute fiel reichlich aus: Marder, Mink, Ottern, Biber, Füchse, Wölfe, Wolverenen, Luchse, Musquaschratten, Stachelschweine, Hasen und Hühner, das Schneehuhn nicht zu vergessen, fingen oder schossen wir in Menge. Ich will hervorheben, daß alle wilden Thiere an dieser Küste, gleich dem Wolf, immer mit dem Kopfe gegen den Wind gehen. Ein alter Labradormann sagte mir: „Passen Sie auf; wenn wir diesen Herbst steifen Ostwind haben, dann fällt die Jagd gut aus.“ Er hatte recht; wir bekamen Ostwind und die Thiere zogen, ihm entgegen, in großer Menge aus dem Innern unserer Küste zu.

Einige Bemerkungen über die Pelzthiere sind hier wohl am Orte. Unter den verschiedenen Fuchsarten ist der Silberfuchs, von allen der bei weitem werthvollste, kommt aber am seltensten vor. Der jung eingefangene wird leicht zahm. Der blaue oder schieferfarbige, der gefleckte oder bunte und der gelbe sind eine und dieselbe Art. Eine Füchsin wirft nicht selten Junge, von denen jedes eine verschiedene Farbe hat. Es giebt übrigens eine Art, die im Winter ganz weiß wird. Ich fing einen solchen und gab mir große Mühe, ihn zu zähmen; er war aber ganz unbändig, wollte nicht fressen und hungerte sich zu Tode.

Die wilde Katze, welche man in Labrador Luchs nennt, sieht ganz entsetzlich wild aus, und wenn man solch einem grimmigen Thiere begegnet, meint man, es werde einspringen wie ein Tiger. Sobald man aber auf etwa dreißig Schritte nahe gekommen ist, zieht es den Schwanz ein, läuft fort und wird mit Leichtigkeit geschossen. Dieser „Luchs“ ist noch einmal so groß wie unsere Hauskatze und hat in seinem ganzen Wesen viel Uebereinstimmendes mit derselben. Das Fleisch ist mit Recht beliebt, sieht weiß aus und schmeckt wie Hase. Die Knochen sind als Zierrath bei den Eskimos sehr geschätzt. Dagegen ist das Fleisch des Otter ungenießbar, während jenes vom Stachelschwein für einen Leckerbissen gilt. Das Fell ist ohne Werth.

Als eine wahre Landplage erschienen uns die Ratten. Sie fraßen uns unsere Nahrungsmittel auf, und, was noch schlimmer ist, zernagen die Fischernetze. Dieses Ungeziefer vermehrt sich in schreckenerregender Weise; denn man hat Nester gefunden, in denen nicht weniger als siebenzehn Junge lagen. Die Hunde sind darauf abgerichtet, die Ratten zu fangen, und thun auch ihr Mögliches, aber das hilft nicht viel. Jedermann, der an den Niederlassungen eine bestimmte Anzahl Ratten abliefert, bekommt als Belohnung Rum. Ich kannte einen Mann, der binnen drei Wochen siebenhundert todte Ratten einlieferte und dafür dreißig Quart Rum erhielt. L. d. B.

Auswanderung und Handel mit weißen Menschen vor hundert Jahren.

Die „Seelenverkäuferei“ besteht in der frühern Art und Weise nicht mehr; denn auch die Werber, welche ihr unheilvolles Handwerk im Auftrage brasilianischer Pflanzer treiben, befolgen eine neue Methode. Aber die Leichtgläubigkeit der Menschen, welche sich bethören und verlocken lassen, ist heute ganz dieselbe wie vor einhundert Jahren.

Unseren deutschen Häfen Bremen und Hamburg gebührt die Anerkennung, daß sie mit einander gewetteifert haben, Regelmäßigkeit und Ordnung in die Verschiffung der Auswanderer zu bringen. Sie lassen es an Fürsorge nicht fehlen und die Verordnungen, welche von Staatswegen gegeben worden sind, finden eine Vervollständigung durch die öffentliche Meinung in den Hansestädten, welche von den Rhedern und Expedienten Rechtschaffenheit und Erfüllung der ihnen obliegenden Verpflichtungen verlangt und jede Verletzung derselben scharf ahndet.

Vor hundert Jahren dagegen war in Bezug auf die überseeischen Auswanderer Alles in arger Anarchie. Die Seelenverkäuferei allein, welche von den Neuländern betrieben wurde, hatte System und Methode. Das Verkaufen weißer Menschen war etwas Alltägliches; es verstand sich in Nordamerika ganz von selbst und man nahm daran gar keinen Anstoß.

Neulich theilten wir mit (S. 62), daß ein Blatt zu Philadelphia, „der wöchentliche philadelphische Staatsbote“ von 1761, eine Ankündigung enthielt, in welcher ein Philipp Moser demjenigen 40 Schillinge Belohnung bot, welcher einen verbundenen Knecht, der jenem entlaufen war, anhalte und seinem „Meister“ wieder einliefere. Wir können die Sache selbst, welche allerdings nur noch ein geschichtliches Interesse in Anspruch nimmt, in sehr anschaulicher Weise erläutern, und zwar aus einem Buche, das jetzt selten geworden ist, und das auch Franz Löher (Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika, Cincinnati und Leipzig 1847) nicht gekannt zu haben scheint. Wir meinen „Gottlieb Mittelberger's Reise nach Pennsylvanien im Jahre 1750 und Rückreise nach Teutschland im Jahr 1754. Enthaltend nicht nur eine Beschreibung des Landes nach seinem gegenwärtigen Zustande, sondern auch eine ausführliche Nachricht von den unglückseligen und betrübten Umständen der meisten Teutschen, die in dieses Land gezogen sind und dahin ziehen. Frankfurt und Leipzig 1756,“ 120 Seiten.

Wir wollen den rechtschaffenen Schwaben, so viel es angeht, selber erzählen lassen. Er war im May 1750 von Enzweyhingen in Würtemberg nach Heilbronn gegangen, um eine Orgel nach Pennsylvanien zu bringen. Er fuhr mit ihr den Neckar und Rhein hinab nach Rotterdam und von dort in einem Transportschiff, auf welchem sich etwa 400 Würtemberger, Durlacher, Pfälzer und Schweizer befanden, nach „Kaupp“ (Cowes) in England; erst am 10. Oktober, also nach Verlauf eines halben Jahres, kam er in Philadelphia an. Von Schwaben bis Rotterdam, heute eine Reise mit dem Dampfer, die anderthalb Tage dauert, war er sieben Wochen unterwegs; die Seereise von Rotterdam nach Pennsylvanien dauerte fünfzehn Wochen!

Mittelberger wollte seine Landsleute vor den bösen Ränken der Neuländer warnen; ihn that der erbärmliche und kummervolle Zustand Derer leid, „die aus Teutschland nach diesem neuen Lande wandern; ihn verdroß das unverantwortliche und unbarmherzige Verfahren der holländischen Menschenhändler und ihrer ausgesandten Menschendiebe, der sogenannten Neuländer, denn sie stehlen gleichsam die Leute aus Teutschland unter allerhand schönen Vorspiegelungen und liefern sie den holländischen großen Seelenverkäufern in die Hände.“

Die Rheinschiffe, welche von Heilbronn nach Holland gingen, mußten an nicht weniger als sechs und

dreißig Zollstätten anlegen, „bei welchen alle die Schiffe visitirt werden, welches mit gelegener Zeit derer Zollherren geschieht.“

In Rotterdam oder Amsterdam wurden die Menschen in große Seeschiffe wie Häringe zusammengeladen, denn manchmal waren bis zu sechshundert Köpfe an Bord. Die Schiffe mußten bei Cowes anlegen, dort Zoll entrichten, weil sie nach einer englischen Kolonie fuhren, und lagen oft vierzehn Tage, ehe sie abgefertigt waren. Nachher begann der Jammer auf See: „Gestank, Dampf, Grauen, Erbrechen, Seekrankheit, Fieber, Ruhr, Kopfweh, Hitze, Verstopfungen, Geschwulsten, Scharbock, Krebs, Mundfäule, Hunger, Durst, Nässe, Angst, Noth, Ungeziefer, Wehklagen und noch vielerlei anderes Ungemach. Unter den Gesunden wird manchmal die Ungeduld so groß und grausam, daß einer den andern oder sich und seine Geburt verflucht, und daß sie einander bald um's Leben bringen. Am allermeisten aber schreien sie Rache über die Menschendiebe. Man hat in unserm Schiff just an einem Tage, da wir starken Sturm gehabt, eine Frau, welche gebären sollte und es in diesen Umständen nicht konnte, durch einen Laden im Schiff geschoben und also in's Meer fallen lassen. Kinder von ein bis sieben Jahren überstehen die Seereise selten, und die Aeltern müssen sehen, wie sie verschmachten und in's Wasser geworfen werden. Ich habe solchen jämmerlichen und sehr betrübten Zustand leider an zwei und dreißig Kindern aus unserm Schiffe gesehen, die man in's Meer versenket hat.“

Das Schiff erreichte Philadelphia, aber an's Land durften nur die, welche ihre Fracht bezahlten oder gute Bürgen stellten; die anderen mußten noch lange liegen bleiben; „bis sie gekauft und durch ihre Käufer vom Schiffe losgemacht werden.“ Eine Reise aus Deutschland nach Pennsylvanien kostete damals 200 Gulden; heute fährt man von Bremen nach Philadelphia in fünf bis sechs Wochen für 30 bis 36 Thaler.

Den Menschenhandel auf dem Schiffmarkt beschreibt Mittelberger in folgender Weise. Alle Tage kommen Holländer, Engländer und hochteutsche Leute aus der Stadt Philadelphia und sonsten aller Orten zum Theil sehr weit her, wohl an die 20 bis 40 Stunden, und gehen auf das Schiff, welches Menschen aus Europa gebracht und feil hat und suchen sich unter den gesunden Personen die zu ihren Geschäften anständigen heraus. Sie handeln mit denselben, wie lange sie vor ihre auf sich habende Seefracht, welche sie gemeiniglich noch ganz schuldig sind, dienen wollen. Wenn man nun des Handels eins geworden, so geschieht es, daß erwachsene Personen für diese Summe nach Beschaffenheit ihrer Stärke und Alters, 3, 4, 5 bis 6 Jahre zu dienen, sich schriftlich verbinden. Die ganz jungen aber, von 10 bis 15 Jahren, müssen serviren, bis sie 21 Jahre alt sind. Viele Eltern müssen ihre Kinder selbst verhandeln und verkaufen wie das Vieh, damit nur die Eltern, wenn die Kinder ihre Frachten auf sich nehmen, vom Schiffe frei und los werden. Da nun die Aeltern oft nicht wissen, zu was vor Leuten oder wohin ihre Kinder kommen, so geschieht es oft, daß nach dem Abscheiden vom Schiff manche Aeltern und Kinder viele Jahre oder gar lebenslang einander nicht mehr zu sehen bekommen. Ein Weib muß vor ihren Mann, wann er krank hinein kommt und eben so ein Mann muß vor sein krankes Weib stehen und die Fracht auf sich nehmen, und also nicht nur allein vor sich, sondern auch vor seinen kranken Ehegatten 5 bis 6 Jahre serviren. Oefters geschieht es, daß auch ganze Familien, indem sie an verschiedene Käufer kommen, separirt und getrennet werden, sonderheitlich, wenn solche gar nichts von der Fracht bezahlen können. —

Entlauft in diesem Land Jemand von seinem Meister, der ihn hart gehalten, so kann er nicht weit kommen. Denn man hat in diesem Stück gute Ordnungen darinnen, daß man einen Entlossenen gewiß bald wieder bekommt. Man giebt einem, der einen Deserteur aufhält oder wiederbringt, eine gute Belohnung.“ —

Der Entlaufene mußte als Strafe für jeden Tag, den er als Flüchtling verlebt hatte, eine Woche, für jede Woche einen Monat und für jeden Monat ein halbes Jahr zur Strafe „serviren.“ Wenn aber der Herr einen solchen Entlaufenen, den man ihm wieder brachte, nicht behalten wollte, so konnte er ihn auf so viele Jahre verkaufen, als derselbe noch dienstpflichtig bei ihm gewesen wäre.

„Unsere Europäer, welche erkauffet werden, müssen immer hart arbeiten, weil man beständig neue Felder machet; dahero erfahren dieselben, daß warlich die eichene Stumpen so hart in Amerika als in Teutschland stehen.“

Der ehrliche Mittelberger erzählt sehr „merkwürdige und höchst fatale Exempel“ von dem Mißgeschick, welches manche Leute betroffen. Der Voigt Daser aus Nagold in Würtemberg kam mit Frau und acht Kindern zu Philadelphia in sehr kläglicher Lage an. Auf See hatte man ihm 1800 Gulden gestohlen. Er verklagte deshalb den englischen Schiffskapitän, bekam aber Unrecht, mußte hohe Klagekosten und dann noch 600 Gulden Fracht zahlen. Aber das Geld war ihm geraubt worden, man versteigerte also seine fahrende Habe. Als er Geld borgte, um einen Ackerhof zu kaufen, wurde er von den Gläubigern schmachvoll betrogen; sie hatten einen gefälschten Schuldschein von ihm unterschreiben lassen und nahmen ihm den Rest seiner Habe ab. Seine Kinder wurden dann verbundene Knechte und Mägde.

Im Jahre 1752 lief in Philadelphia ein Schiff ein, das volle sechs Monate auf See herumgetrieben worden war. Von 340 Passagieren waren noch — 21 am Leben, die übrigen vor Hunger und Elend gestorben!

Im Jahre 1754 kamen mehr als 22,000 Deutsche in Philadelphia an. Daran, meint Mittelberger, seien die Betrügereien und Beschwätzungen der Neuländer schuld, welche er in folgender Weise schildert. Diese Menschendiebe belügen Leute von allerlei Stand und Profession; auch Soldaten, Gelehrte, Künstler und Handwerker. Sie verführen den Fürsten und Herren die Leute und liefern sie zum Verkauf nach Rotterdam und Amsterdam, wo sie von ihren Kaufleuten für eine jede Person, welche zehn Jahr und darüber alt ist, 3 Gulden oder einen Dukaten erhalten. Dagegen bekommen diese Kaufleute in Philadelphia für jede Person 60, 70, ja 80 Gulden, je nachdem eine Person auf der Reise mehr oder weniger Schulden gemacht hat. Der Neuländer lieferte seinen Transport ab, blieb den Winter über in Holland, nahm im Frühjahr von seinen Kaufleuten wieder Geld auf Menschen, reiste umher und log den Leuten vor, er komme aus Pennsylvanien, um Waaren einzukaufen. Er behauptete, Vollmacht zur Hebung von Erbschaften zu haben und Verwandte abzuholen. Leichtgläubige fand er immer.

Leute von Adel und hohem Rang, die in Pennsylvanien als gemeine Tagelöhner oder verbundene Knechte dienten und der harten Arbeit nicht gewohnt waren „traktiret man mit Schlägen wie das Vieh, damit sie die harte Arbeit lernen.“

Oefters geschieht es, daß die Kaufleute in Holland mit ihrem Kapitän und den Neuländern einen verborgenen Akkord machen, damit diese die Schiffe mit den eingeladenen Menschen an einen anderen amerikanischen Platz führen sollen und nicht nach Pennsylvanien, wohin doch die Leute eigentlich wollen; sie gedenken dann die Leute besser zu verkaufen. —

In unseren Tagen kommt es, namentlich in Brasilien, vor, daß Briefe von Auswanderern, welche ungünstige Nachrichten enthalten, unterschlagen, oder daß an deren Stelle gefälschte Briefe untergeschoben werden. Auch diese Praxis ist nicht neu. Unser alter Gewährsmann bemerkt, daß man den nach Europa reisenden Neuländern Briefe mitgebe. „Wann sie damit nach Holland kommen, so lassen sie diese Briefschaften aufbrechen oder brechen sie selbst auf; und so Jemand Lamentabel und die Wahrheit geschrieben, so wird entweder ein solcher Brief fälschlich decopirt oder gar hinweggeworffen. Ich habe in Pennsylvanien von solchen Menschendieben selbst hören erzählen, daß sich in Holland Leute

und zwar Juden genug befänden, welche ihnen um ein geringes Geld alle Pettschaften abstechen und alle Handschriften perfekt nachschreiben können, wie man es verlange. Sie sagen selbst bei ihren Vertrauten: dieses seye ihr bester Vortheil, damit sie die Leute eher beschwätzen und fortbringen könnt." Mittelberger selbst wäre beinahe betrogen worden. Als er nach Europa zurückgekommen war, wollten „große Kaufleute" ihn mit List oder Gewalt wieder nach Amerika zurückschaffen, sie spiegelten ihm vor, daß seine Frau und Kinder nach Pennsylvanien abgesegelt seien, um ihn dort aufzusuchen. „Die Kaufleute haben ohne Zweifel gedacht, ich würde ihren ganzen Kram und den jämmerlichen Zustand der in so großer Menge dahin gezogenen und verunglückten Familien entdecken, und dadurch künftig an der Seefahrt und dem Menschenhandel großen Schaden verursachen."

Diese Darstellungen Mittelbergers entsprechen vollkommen der Wahrheit und finden ihre Bestätigung durch andere gleichzeitige Nachrichten über die „Seelentreiber". Als das Elend gar zu arg wurde, bildeten wohlhabende und wohlmeinende Leute deutsche Gesellschaften, deren jetzt in allen Einwanderungshäfen der Vereinigten Staaten vorhanden sind. Die erste war jene zu Philadelphia, 1764. Der Hauptzweck war, den armen Landsleuten Unterstützung zu gewähren und Hülfe zu leisten. Ein deutscher Vertrauensmann ging in ihrem Auftrag an Bord des ankommenden Schiffes, überwachte den Menschenverkauf und fertigte die Dienstbriefe aus, damit der verbundene Knecht ein richtiges Dokument in Händen habe. Auch sorgte die Gesellschaft für Krankenhäuser. So waren diese Knechte oder Käuflinge (Servants, Redemptioners) doch nicht mehr ganz vogelfrei und nach und nach gestaltete sich das Verhältniß besser. Seit Anfang unseres Jahrhunderts kam es völlig in Abgang.

Kleine Nachrichten.

Richard Burton meldet aus Fernando Po, daß er am 21. December 1861 zum ersten Male das Cameronesgebirge erstiegen habe. Es ließ sich erwarten, daß der kühne und unternehmende Reisende seine Stellung als englischer Konsul benutzen werde, um die Westküste Afrikas zu erforschen, und bald nach seiner Ankunft im Herbste des vorigen Jahres befuhr er die Nigermündungen. Das Cameronesgebirge liegt Fernando Po gegenüber auf dem afrikanischen Festlande, und der Gipfel war noch nicht erstiegen worden. Auf demselben fand Burton drei erloschene Krater, welchen er die Namen Victoria, Albert und Prince beilegte. Er folgte also dem geistlosen Brauch der Engländer, welche alle Welttheile mit diesen Namen überschwemmen; bessere Benennungen lagen nahe. Nach ihm haben der Richter Calvo auf Fernando Po, Gustav Mann, Botaniker der Regierung an der Westküste von Afrika, und der Missionar Sakes Expeditionen nach dem Cameronesgebirge unternommen. Burton bestieg das Gebirge noch einige Male, zuletzt mit Herrn Mann, am 29. Januar 1862, und fand auf dem nördlichen Gipfel eine noch thätige Solfatara. Er hat entschieden Unrecht, wenn er dieselbe für das Theon Ochäma Hanno's hält; denn der letztere ist mit seinen karthagischen Schiffen nicht über das Kap der drei Spitzen hinausgekommen.

Der Rennsteig des Thüringerwaldes hat an dem weitgereisten Alexander Ziegler einen Darsteller gefunden, welcher sich der selbstgestellten Aufgabe mit großer Liebe und vielem Fleiße hingegeben hat. Diese „Bergwanderung, mit einer historisch-topographischen Abhandlung über das Alter und die Bestimmung dieses Weges" ist ungemein reichhaltig, und eine saubere Uebersichtskarte des Thüringer Waldgebirges erscheint als eine eben so willkommene als unentbehrliche Beigabe. Der Rennsteig erstreckt sich vom eisenachischen Dorfe Hörsel an der Werra bis zum reussischen Dorfe Blankenstein an der Saale. Er ist ein gangbarer, für Leiterwägen fast überall fahrbarer Waldweg von 44 Stunde Länge. Ziegler hat, als rüstiger Wanderer, diese Strecke in fünf Tagen zurückgelegt, und in sehr gründlicher Weise Alles irgend Beachtenswerthe erörtert. Wer sich eingehend über Thüringen unterrichten will, darf dieses Buch nicht unbeachtet lassen. Es giebt ohnehin weit mehr als der Titel verspricht, knüpft bei jeder passenden Gelegenheit an Sage und Geschichte, an Natur und gewerbliche Verhältnisse an und schildert auch die Menschen. Zu der eigenen Anschauung (Ziegler ist ein Thüringer aus Ruhla) kommt ein ungemein fleißiges Quellenstudium; schwerlich ist irgend ein Werk, das Bezug auf die behandelten Gegenstände hat, unbeachtet geblieben. In einem Anhange sind alle geschichtlichen Nachrichten über den Rennsteig zusammengestellt worden. Dieser war ein Grenzweg, welcher nicht nur die Landesgrenze, sondern wohl auch im Allgemeinen die Grenze zwischen Thüringen und Franken bildete. Als „kartographische Scheitellinie zwischen dem nördlichen und südlichen Deutschland und zwischen Franken und Thüringen im engern Sinne" mag man ihn mit Recht betrachten; aber der Ansicht, daß er „die politisch-religiöse Scheidewand der protestantischen und katholischen Volksstämme" bilde, stehen die Thatsachen entgegen. Er macht noch jetzt an vielen Stellen die Scheide zwischen verschiedenen Staaten, welche im Thüringer Walde Besitzungen haben. Nachdem er von der Saale bei Blankenstein, durch das Reußische, Meiningensche, Bayerische und wieder durch das Meiningensche gegangen ist, ohne als Grenze zu gelten, bildet er z. B. von Neuhaus bis Neustadt, respective bis zum Dreiherrenstein die Grenze zwischen Meiningen und Schwarzburg-Rudolstadt und Sondershausen; von da bis zum Mordfleck geht er im Preußischen unweit der weimarischen Grenze; bei der Schmücke bildet er jene zwischen Gotha und Preußen, geht dann durch das Gothaische bis in die Nähe von Oberhof und bildet von hier über Speerhügel und Inselsberg bis zum Dreiherrenstein (Gotha, Hessen, Meiningen) fast immer die scharfe, mit Sandsteinen besetzte Grenze zwischen Gotha und Hessen. Ziegler sagt weiter: „Der fast mitten durch den Thüringer Wald führende Rennsteig scheint von jeher die Länder Thüringens und Frankens derart abgetheilt zu haben, daß fast Alles, was rechter Hand gelegen (von Hessen aus gerechnet), wo es an Franken stößt, fränkisch gewesen und zum Theil noch ist, und was linker Hand gelegen, bis zum heutigen Tage größtentheils zu Thüringen, Voigtland und Meißen gehört hat." (S. 284.) Der Rennsteig war auch eine Rechtsscheide, welche das hennebergische Recht vom sächsischen schied. Im Hennebergischen, Koburgischen und Zellaischen galt der Sachsenspiegel nicht. Eine förmliche Heer- oder auch nur Handelsstraße ist der Rennsteig nicht gewesen.

Die unabhängigen Armenier im cilicischen Taurus. Wir haben in dem Aufsatze über Cilicien dieses Volkes erwähnt. In Kleinasien bezeichnet man diese Armenier als Zeithun, und ihre Gesammtzahl übersteigt zehntausend nicht; sie ist aber weit beträchtlicher, wenn man die Armenier von Elbestan, Marasch und den umliegenden Dörfern hinzurechnet. Sie erkennen kein anderes Oberhaupt an als den Patriarchen von Sis, und ihre Behörde besteht aus vier Agas, welche sie aus den Dorfältesten wählen. Diesem Rathe der Vier liegt die Landesvertheidigung ob, die innere Polizei und die Besorgung der Geschäfte, welche man mit dem Pascha von Adana und dem Bey von Kussan Oglu zu verhandeln hat. Diese Armenier treiben Ackerbau und geleiten die Karawanen; niemals legen sie die Waffen ab, selbst wenn sie zur Kirche gehen. Als ich, erzählt Victor Langlois, mich beim Patriarchen in Sis aufhielt, kam an jedem Morgen ein Barbier, um den Mönchen die Köpfe zu scheeren; er war allemal bis an die Zähne bewaffnet. Im Gürtel steckten zwei Pistolen und ein Dolch. Folgender Zug ist kennzeichnend für die etwas wilden Sitten dieser Leute. Ein junger Mann in Zeithun hatte ein Mädchen geheirathet, das, nach dem Gebote der gregorianischen Kirche, in allzunahem Grade mit ihm verwandt war. Der Priester excommunicirte ihn. Darüber ergrimmte der junge Mann sehr, ging in die Kirche, wo jener Geistliche eben die Messe lesen wollte, schlug sein Gewehr an und rief: „Wenn Du die Excommunication nicht aufhebst, schieße ich Dich todt!" Der bedrohte Priester hob vor der versammelten Gemeinde den Bann auf; dem jungen Mann wurde kein Haar gekrümmt, vielmehr lobte man ihn als einen unerschrockenen Kriegsmann und — guten Christen.

Die Zuckerinsel Mauritius im indischen Ocean hatte zu Ende des Jahres 1859 eine Bevölkerung von 298,570 Seelen. Davon gehörten 56,450 zur „allgemeinen Bevölkerung"; 40,140

waren ehemalige Sklaven; die dritte Klasse wird von 201,980 indischen Eingewanderten gebildet. Die Handelsbewegung stellte sich auf etwa 30 Millionen Thaler und die Insel befindet sich in Blüthe. Diese verdankt sie aber nicht der Sklavenemancipation an sich, denn durch diese wäre sie völlig zu Grunde gerichtet worden; die freien Neger arbeiten nämlich nicht und bilden einen frechen, unverschämten, durch und durch nichtsnutzigen Pöbel, ein scheußliches Proletariat, über welches alle Reisenden klagen. Sie verdankt ihren Wohlstand, welcher durch die Zuckerausfuhr bedingt wird, den fleißigen Arbeitern von der Malabarküste, die man kommen lassen mußte, weil mit den freien Negern nichts anzufangen war. Durch die Leute aus Indien werden die Zuckerplantagen bestellt, auf welchen die Neger nicht mehr arbeiten wollten.

Darfur. Durch dieses Land will Werner Munzinger nach Wadaï vorzudringen suchen, es fragt sich aber, ob es ihm überhaupt gelingen wird, auch nur über die Grenze zu kommen. Das allein schon wird schwierig genug sein. Der französische Reisende Lejean, den unsere Leser kennen, hat jüngst einen amtlichen Bericht über die Verhältnisse der Länder am obern Nil veröffentlicht, in welchem er über Darfur Folgendes bemerkt:

Die Straße von Lobeïdh (— el Obeïd, ist die Hauptstadt von Kordofan, das eine Provinz des ägyptischen Sudan bildet —) nach Darfur und weiter nach Westen (— also nach Wadaï —) ist jetzt sehr schwierig geworden, seitdem die drohende Haltung Aegyptens den Sultan von Darfur beunruhigt. Er hat die Brunnen der nach Norden hin über Samudy führenden Straße verschütten lassen. Nun gehen die Karawanen über Abú Haras, eine Tagereise; Om Semine, wo die ägyptische Zollstätte ist, zwei Tagereisen. Dann kommt man in eine Wüste, welche von arabischen Räubern unsicher gemacht wird, nach Tuescha, einem großen Flecken mit guten Brunnen; dort ist das Zollamt des Sultans von Darfur. Nachher sandiges Gelände, dann zahlreiche Dörfer, und nach sechs Tagen erreicht man Fascher, das gegenwärtig Hauptstadt des Sultans ist; dort ist ein großer königlicher Park. Eine tiefe Thalschlucht, der Girafenstrom, liegt zwischen Fascher und Tendelti. Das Letztere ist eine Handelsstadt und hat einen sehr besuchten Markt; aber den Haupthandelsplatz bildet Kobeh, das zwei Tagereisen nordnordwestlich liegt; es verhält sich zu Fascher etwa so, wie Amsterdam zum Haag. In beiden Handelsstädten, wie überhaupt in ganz Darfur, wird der Handel von einer Genossenschaft von Dschellaba, das heißt arabischer und nubischer Kaufleute, monopolisirt, die Einfluß auf den Sultan hat, und jeden Versuch der Europäer, nach Darfur einzudringen, mit großem Mißtrauen überwacht; diese Dschellaba fürchten, daß ihnen eine allzustarke Concurrenz erwachse. Darfur selbst liefert nicht viel Handelserzeugnisse. Vor etwa zwanzig Jahren führte es ein Menge Sklaven aus; jetzt nur Kupfer aus den Gruben des südlichen Landestheiles, Straußfedern und etwas Elfenbein. Es hat sehr schöne Pferde; diese kommen aber nicht außer Landes, welches eine von Wüsten umgebene Oase bildet. Aber Darfur verbraucht viel Luxuswaaren, Leinwand, Baumwollenzeuge, und würde gern Waffen und Kriegsbedarf kaufen; aber dergleichen läßt die ägyptische Regierung nicht durch ihre Zollstätten.

Zahme Fische im Irawaddy. Als Kapitän Yule diesen Strom befuhr, sah er eine Erscheinung, die für ihn höchst interessant war. Wir kamen, schreibt er, an eine kleine Insel. Plötzlich rief der Lootse aus voller Kehle vielmal hinter einander: Tet! Tet! Tet! Auf meine Frage, was das bedeuten solle, entgegnete er: „Ich rufe den Fischen!“ Zu meiner nicht geringen Ueberraschung sah ich, daß zu beiden Seiten des Bootes die Fische unruhig wurden, und mein Erstaunen wuchs, als auf der Oberfläche eine dichtgedrängte Menge von Fischen sichtbar wurde. Sie hatten eine weiße Nase, waren drei bis vier Fuß lang und sahen beinah aus wie Seehunde. Ich zählte mehr als vierzig, die sich mit der Hälfte ihres Leibes fast senkrecht über das Wasser emporhoben und das Maul so weit als möglich aufsperrten. Die Bootsleute nahmen gekochten Reis aus ihren Speiseschüsseln und reichten denselben diesen merkwürdigen Gästen. Sobald ein Fisch seinen Theil erhalten hatte, tauchte er unter und verschlang den Reis, kam aber wieder rasch in die Höhe. Die Schiffer riefen fortwährend ihr Tet, Tet, Tet! bogen sich über Bord und streichelten den Rücken genau so wie wir es mit einem Lieblingshunde thun. Der ganze Auftritt dauerte wohl eine halbe Stunde lang; die Fische ließen sich Alles gern gefallen und waren sehr zutraulich.

Damals erfuhr ich, daß im März in dieser Gegend eine große Menschenmenge zusammenströmt, um ein Fest zu feiern. Jeder bemüht sich, einen Fisch zu fangen, aber nicht etwa, um ihn zu verspeisen, sondern um ihn zu vergolden. Er legt ihm, nach einer besondern Methode, ein Goldplättchen auf den Rücken, als wäre er ein Götze. Ich selber habe unter den Fischen einige gesehen, welche Spuren von Vergoldung an sich hatten.

Ich gestehe, daß mich selten etwas so ergötzt und interessirt hat, als dieses Schauspiel. Für mein Leben gern hätte ich eines dieser privilegirten Thiere meiner ichthyologischen Sammlung einverleibt, aber das war platterdings unmöglich. Als ich ein Wort darüber fallen ließ, geriethen die Bootsleute außer sich, und ich ließ mir weiter nichts merken. —

So weit Yule. An der Wahrheit dieser Erzählung, welche seinem amtlichen Bericht entnommen ist, dürfen wir nicht zweifeln.

Riesenschlangen auf Borneo. Konsul Spencer St. John berichtet in seinem eben erschienenen Werk „Life in the forests of the far East“ Manches über die Boa Constrictor. Ich ging, sagt er, in der Nähe von Sarawak am Strande hin und kam an den Rand eines Gestrüppwaldes. Plötzlich wurde mein Lieblingshund von einer etwa zwölf Fuß langen Boa gepackt. Kapitän Brooke jagte ihr sofort eine Kugel in den Leib und sie ließ den Hund los, der schon einen Biß im Nacken hatte. Die Eingeborenen erzählen viele Geschichten, die übertrieben sind, z. B. daß es Boas von der Länge und Dicke eines großen Baumes gebe; ich will nur sagen, was ich verbürgen kann, weil die Thiere gemessen wurden und die Häute vorhanden sind. Eines Nachts kam eine Boa unter das Haus eines Dayak (das auf Pfählen steht, wie landesüblich), drang durch einen gegitterten Bambusverschlag und tödtete ein großes Ferkel. Als sie sah, daß sie mit demselben nicht durch die Gitterstangen hindurch konnte, fraß sie dasselbe auf der Stelle. Am Morgen fand der Hausbesitzer sie dort liegen und sie wurde ihm eine leichte Beute. Er zog ihr die Haut ab, die nach Sarawak kam und von Herrn Rüppel gemessen wurde; sie war volle neunzehn Fuß lang.

Eine andere Boa wurde in Labuan getödtet; sie maß, nachdem Kopf und ein beträchtlicher Theil des Nackens abgehauen worden waren, noch über zwanzig Fuß. Eines Tages vermißte ein Herr Coulson seinen Hund und ein Diener behauptete, daß eine Schlange denselben geholt habe. Nach Verlauf von etwa einer Woche war dieser Diener gerade beschäftigt, das Tischtuch im Speisezimmer aufzulegen; da sah er, daß urplötzlich eine mächtige Schlange auf einen Hund zuschoß, der ruhig im Schatten der Veranda lag; sie schleppte ihn fort. Jetzt kam Coulson, ergriff eine Lanze, einige Dayaks und Malayen thaten ein Gleiches, und man verfolgte das Ungethüm. Der Hund lag vor einem hohlen umgestürzten Baume, in welchen Coulson von oben herab mit der Lanze stach. Er traf die Boa; sie steckte den Kopf aus einem Loch hervor; aber sogleich versetzte ihr ein Malaye einen Säbelhieb, der tödtlich war. Man zog sie heraus und fand, daß sie volle vier und zwanzig Fuß lang war; ohne Kopf und Rumpf, wie oben angegeben, vier Fuß weniger.

Derselbe Herr Coulson besitzt auch die Haut von der größten Boa, welche jemals im nordwestlichen Theile Borneos erlegt worden ist. Im März 1859 ging ein Malaye mit Frau und Kind an der Mündung des Bruneiflusses auf einem schmalen Pfade, wo einer sich hinter dem andern bewegen mußte. Ein kleiner Hund lief voran. Rasch wie der Blitz schoß eine Boa hervor, packte ihn und eilte mit der Beute wieder in's Gebüsch. Die Malayen rannten fort, erzählten Herrn Coulson, daß die Schlange ungeheuer groß sei, und er beschloß, ihr die Haut abzuziehen. Nachdem er eine Miniébüchse geladen, ging er mit drei anderen Engländern, welche sich mit scharfen Säbeln bewaffnet hatten, in den Busch. Er wollte der Boa bis auf Klafterweite nahe gehen und ihr dann, um die Haut nicht zu beschädigen, eine Kugel in den Kopf jagen. Wenn die Schlange ihn etwa umwickeln wollte, sollten seine Gefährten auf sie einhauen, aber nicht eher als bis die größte Gefahr vorhanden sei, denn ihm lag Alles an der Haut. Sie fanden die Boa unweit von der Stelle, wo sie den Hund überfallen hatte; jetzt hatte sie denselben umringelt. Als die Männer nahe kamen, hob sie sich empor, schoß die Zunge heraus, hielt aber ihre Beute fest. Coulson ging ihr kalten Blutes bis auf fünf Schritte entgegen, paßte einen günstigen Augenblick ab und jagte ihr die Kugel in's Gehirn. Der Preis war der Mühe werth, denn das Ungethüm hatte wohlgemessen sechs und zwanzig Fuß zwei Zoll. Er zog ihr die Haut ab und brachte sie in's Konsulat, wo ich selber sie gemessen habe.

Die Boas führen manchmal verzweifelte Kämpfe mit wilden Schweinen. Ich sah eine Stelle, wo ringsum der Erdboden förmlich aufgewühlt und das Gezweig an den Büschen zerbrochen war. Der Eber war offenbar überwältigt worden, denn ich konnte die Spur verfolgen, auf welcher die Schlange ihn fortgeschleppt hatte. Ich fand einen abgebrochenen Hauzahn. Man hat Boas erlegt, in welchen man einen Hirsch fand.

Folgender Vorfall ereignete sich im Juli 1861. Ein Malaye, der zuweilen Anfälle von Irrsinn hatte, sprang plötzlich in ein

Boot, erstach zwei Leute und verwundete einige andere; dann sprang er über Bord und entfloh in den Wald. Etwa zehn Tage später fand man ihn halb verhungert am Meeresstrande. Er war jetzt völlig bei Sinnen und wußte nichts von der Mordthat. Während er im Walde war, kroch er einmal Nachts bei Regenwetter in einen hohlen Baum. Da fühlte er plötzlich, daß ihn etwas an der Kehle packe. Er fuhr mit beiden Händen dorthin und faßte eine Boa, welche, zu seinem Glücke, ihn nicht umringeln konnte, weil der Raum dafür zu eng war. Es gelang ihm, aus dem hohlen Baume zu entkommen, aber sein Schwert ließ er zurück. Wir sahen noch die Wunde; es waren Risse, welche die Schlange mit den Zähnen gemacht hatte.

Manche Leute haben kleine Boas gern in ihren Häusern, denn wo sie sind, läßt sich keine Ratte sehen. Freilich machen sie sich auch als Eierdiebe bemerkbar, denn auf Eier sind sie ungemein erpicht.

Eisenbahn in Peru. Die Regierung hat den Bau eines Schienenweges von der Hafenstadt Islay nach Arequipa genehmigt. Das Anlagekapital ist auf 12 Millionen Silberpiaster veranschlagt worden, und 6 Procent Zinsen sind garantirt. Die Strecke beträgt 102 englische Meilen.

Feste und Spiele im Kanton Luzern. Wir finden in Kasimir Pfyffer's trefflicher Beschreibung dieses Kantons eine ansprechende Schilderung der verschiedenen alten Bräuche, Feste und Lustbarkeiten, welche sich bis auf unsere Tage erhalten haben. Heute entlehnen wir dem ungemein reichhaltigen Buche Folgendes:

Schwingfeste. Diese sind vorzüglich, wenn auch nicht ausschließlich, im Entlebuch heimisch. Zahlreich sind die Schwingfeste, welche die Entlebucher unter sich oder mit ihren Nachbarn, den Obwaldern und Bernern, abhalten. Das Schwingen geschieht entweder in den weit über den Oberschenkel aufgerollten gewöhnlichen oder in eigenen Schwinghosen, mit offenem Hemdbändel, zurückgerollten Aermeln, mit um die wallenden Locken gewundenem Nastuch. In den weiten Kreis der harrenden Zuschauer, unter denen die ältesten Schwinger als Kampfrichter sitzen, treten, nach freier Auswahl je zwei und zwei der kämpfenden Jünglinge mit dem stolzen Selbstgefühle der Kraft und voll freudiger Zuversicht hervor. Zum Zeichen freundschaftlichen, redlichen Wettkampfes reichen sie sich brüderlich die Hand, dann thut jeder seinen gesetzlichen Griff mit der Rechten in den Hosengurt des Gegners, mit der Linken aber in die aufgerollten oder Schwinghosen des rechten Schenkels, oder — in Entlebuchersprache — in's G'stöös des rechten Dickbeins. Zahlreiche, eigenbenannte*) Schwünge und Sprünge werden nun als sogenannter wehrhafter Zug versucht, denen eben so viele kunstgerechte Paraden entgegenstehen. Rasch treiben sich die Kämpfer wie ein Kreisel im Ring herum, lauern auf List- und Trugwendungen, versuchen durch Seitensprünge einen Hauptangriff zu decken, schweben wechselweise hoch in den Lüften, stürzen zur Erde, und stehen beide blitzschnell wieder auf den Beinen. — Jede Muskelfiber ist Aug' und Ohr, der ganze Körper nur Gefühl und gespannte Kraft. Lange versuchen sich so die Kämpfer, „sie dufen auf einander", bis ein entscheidender Angriff geschieht. Mißlingt er und fühlen beide sich von der geistigen Spannung der Aufmerksamkeit, wie von dem fruchtlosen Ringen mit halbgekrümmtem Körper, die Köpfe nahe an einander gehalten, bei stetigem Drehen, Lüpfen und Ziehen sich ermüdet, dann lassen sie sich auf kurze Weile los, werfen sich zum Ausruhen auf den Bauch in's kühle Gras, während andere Kämpfer auf den Platz treten. Sind aber ihre Kräfte vollends erschöpft, dann entlassen sie sich unter feierlicher Versicherung, daß sie vom Kampfplatz abziehen und neuen Schwingern zum Entscheid des gemeinsamen Wettkampfes den Platz räumen. Gelingt es aber einem Ringer, seinen Gegner siegreich zwei Mal auf den Rücken zu legen, dann führt der Ueberwinder seinen Mitkämpfer zum freundschaftlichen Trunk und kehrt nachher zu erneuter Arbeit mit einem frischen Schwinger, der Widerpart, auf den Kampfplatz. So geht der Kampf bis zu den letzten Schwingern des Wettspieles fort. — Der Preis ist meist ganz gering an materiellem Werth, wenn's hoch geht, ein stattliches Schaf oder eine kleine Geldgabe; aber die Ehre des Siegers, seiner Heimathgemeinde oder des ganzen Volksstammes überwiegt in den Augen der einfachen Hirten Geld und Gut.

*) Z. B. das Kurzziehen, der Fleutischwung, Letz, Bodenletz, Knieschwung, Höck, Fliegendätsch, Stich, rechter Hacken. Siehe Stalder's Fragmente über Entlebuch. S. 27.

Jede Kirchhöre des Entlebuchs hatte früher an ihrer Kilbi ihr feierliches Schwingfest, von denen nun mehrere in Abgang gekommen. Die Reihe der jährlichen Schwingfeste eröffnet am St. Peter- und Paulstag dasjenige zu Enetegg, wo auf einsamer Bergwiese am Saum eines klaren Forellenbächleins die Romooser und Doppleschwander mit den Haslern sich messen. Ihm folgt am zweiten Sonntag im Augustmonat, nahe an der Quelle der Waldemme, am Fuße des zerrissenen, vulkanisch geformten Schrattens, das Schwingfest auf dem Sörenberg, da wo das freundliche Alpkirchlein prunklos zwischen den fetten Alpen der Brienzer, Obwaldner und Entlebucher sich erhebt, und wo diese drei Gebirgsvölker rühmlich um die Siegespalme kämpfen. Den vierten Sonntag im Augustmonat schwingen im Flühli die Flühler mit den Sennen von Obwalden, die Hasler mit den Schüpfern aber auf der Scheidegg. Am ersten Sonntag im Herbst ringen zu Entlebuch die Romooser, Entlebucher und Doppleschwander mit denen von Schüpfheim und Hasle; am St. Michaelstag die Romooser und Doppleschwander mit den Entlebuchern bei der Kapelle zu Wittenbach oder zum heil. Kreuz; den Sonntag darauf aber auf der lieblichen Schüpfer Berghöhe. Am ersten Sonntag im Weinmonat endlich schwingen die Romooser mit den Doppleschwandern in Doppleschwand.

Die Kirchweihen oder Kilbenen. Ein großer Freudentag des Jahres ist die Kirchweihe. Da dieser ein Erinnerungsfest der Einweihung der Kirche ist, so war ehemals beinahe alle Sonntage in irgend einer Pfarrgemeinde Kirchweihfest, und viele feierten dann nicht nur dasjenige ihres Dorfes, sondern zogen von einer Kilbi zur andern. Darum verlegte eine obrigkeitliche Verordnung alle Kirchweihfeste der Pfarrkirchen auf den zweiten Sonntag im Weinmonat, um der Verschwendung mittelst dem auf die Kilbenen ziehen zu steuern. Dennoch sind einige besondere Kirchweihtage geblieben, und zwar besonders da, wo bloße Filialkirchen und keine Pfarrkirchen bestehen, auf welche letztere man ausschließlich jene Verordnung bezogen zu haben scheint. So giebt es nun noch einige Kilbenen in Littau, Ebikon, Gerlischwyl u. s. w. An diesen Tagen dürfen Küchli und Krapfen nebst Most oder Wein auf dem Tisch nicht fehlen; es wird Markt, um Lebkuchen, Eierbrod, Käs abgehalten, und für Eßwaaren, Glasgeschirr und irdenes Geschirr auf dem Platze gedreht (gespielt), und in den Wirthshäusern wacker gezecht. Ehemals wurden Kilbenen in großem Maßstabe abgehalten. So erzählt die Geschichte von einer Kirchweih in Rüeggesingen bei Rothenburg im Jahre 1509, zu welcher das damalige Amt Rothenburg die aus dem Entlebuch, von Ruswyl, Weggis und Root, wie auch aus der Stadt einlud, und wo 1100 Männer mit ihren Frauen und Kindern bei reichbesetzten Tischen in Freud und Luft einen frohen Tag genossen. Die Kosten Rothenburgs für die Bewirthung beliefen sich auf 300 Gulden, für damalige Zeit eine sehr große Summe.

Samiklaus. Der Samiklaus (St. Nikolaus, den 6. December) bringt die Kinderbescheerung, welche an andern Orten am Christabend oder auch am Neujahrabend die Kinder erfreut. Mehrere Wochen schon vor dem St. Niklausentag ertönt Abends nach Betglocken durch die frostigen Novembernebel das Knallen großer Schaubgeißeln, der die nahende Samichlausenjagd vorverkündet.

Am Vorabend von St. Niklaustag erschallt dann ein fürchterlicher Lärm von Geißeln, gellenden Hörnern und Schellen oder Treicheln durch die stille Nacht. In der Mitte von 20—40 lärmenden Burschen zieht einer als St. Niklaus in bischöflichem Ornat von zwei Engeln begleitet daher, hinter ihm schreitet mit schwarzverbrämtem Gesicht und in gleicher Kleidung der sogenannte Schmutzli. Von Haus zu Haus wird nun Musterung gehalten über das Betragen der Kinder. Sind sie gehorsam gewesen, haben sie gelernt und gebetet, so erhalten sie unter wohlwollendem Zuspruche Nüsse und Leckereien vom St. Niklaus. Lautet aber das Zeugniß der Eltern nicht günstig, dann droht der Schmutzli mit seiner Ruthe und dem weiten schwarzen Sacke. Wo aber auch dieser Spektakel nicht stattfindet, wie er dann immer mehr abgeht, erhalten die Kinder ihre Bescheerung im Stillen, sie finden sie am Morgen aufgerüstet in der Wohnstube. Der St. Niklaus hat sie während der Nacht gebracht.

Negerbräuche. An der Kru-Küste (Guinea) reibt man unartigen Knaben rothen Pfeffer in die Augen. Das ist die landesübliche Strafe; erwachsene Verbrecher hängt man am Hüttendach über ein Feuer und räuchert sie mit Pfeffer ein. Das reizt die Lunge und sie müssen ununterbrochen husten und niesen.

Herausgegeben von Karl Andree in Leipzig. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Wanderungen in Mexiko.

Die Franzosen in Mexiko. — Vera Cruz und das gelbe Fieber. — Orizaba und der Citlaltepetl. — Die Vulkane. — Ersteigung des Sternberges durch Reynolds. — Die Räuber auf der Landstraße. — Puebla de los Angeles. — Das Hochthal von Anahuac und dessen Seen. — Die Hauptstadt Mexiko. — Die Kathedrale. — Leben und Treiben des Volkes. — Der Evangelista. — Die Presidiarios. — Märkte. — Leperos und Geistliche. — Volkscharakter. — Politisches. — Wer ein Pronunciamiento macht und wie er es macht. — Kanonenfutter. — Die Soldaten und Offiziere. — Eine Musterung. — Die Ruinen von Tlalmalanco. —

Die Franzosen haben sich in einen bösen Handel eingelassen; denn der Kriegszug gegen Mexiko ist ein Unternehmen, das ihnen weder Nutzen noch Segen bringt. Nachdem die Spanier und Engländer sich von dem Kampfe gegen die durch und durch zerrüttete Republik Mexiko zurückgezogen haben, sind die Truppen Napoleon's des Dritten allein zurückgeblieben. Ihr Versuch, nach der Hauptstadt Mexiko vorzudringen, ist vorerst gescheitert; sie stehen verschanzt in Orizaba; an der Küste, in der Stadt Vera Cruz, richtet das gelbe Fieber arge Verwüstungen in den Reihen der Besatzung an und die Verstärkungen, welche man aus Europa nachgesandt hat, werden durch Krieg und Klima bald beträchtlich vermindert sein.

Schon früher haben wir im Globus (Nr. 14) eingehend erörtert, daß die heillosen Zustände, welche nun beinahe ein halbes Jahrhundert Mexiko heimsuchen, ihren Hauptgrund in der ethnischen Anarchie, in der Rassenvermischung haben; diese läßt die Bildung eines gleichartigen Volkes, einer innerlich zusammenhängenden Gesellschaft, eines gesunden Staatswesens gar nicht zu. Dasselbe gilt auch von den meisten übrigen Kreolenrepubliken Amerikas. Eine sogenannte starke Regierung, eine kräftig gehandhabte Monarchie, könnte möglicherweise äußere Ruhe und Ordnung erzwingen, und schon das wäre für jene Länder ein Segen, aber die Menschen selbst würde sie nicht zu ändern vermögen.

Der Vulkan Orizaba im Staate Vera Cruz.

Doch auf diesen wichtigen Punkt kommen wir ein anderes Mal zurück. Heute wollen wir nur bemerken, daß in Frankreich der Gedanke an eine Einmischung in Mexiko, womöglich eine Herrschaft über dieses Land, keineswegs neu ist. Wir finden in dem 1857 zu Paris erschienenen, in vieler Beziehung recht interessanten Werke von Mathieu de Fossey manche Stellen, welche nachweisen sollen, „daß die Herrschaft Frankreichs die einzige sei, welche die Mexikaner ertragen könnten, wenn sie jemals eine Dazwischenkunft des Auslandes anriefen, oder wenn die europäischen Kabinete dem Lande zu seiner eigenen Sicherheit eine solche aufzwängen." Jetzt hat man nun einen Kreuzzug im Namen der „Civilisation" unternommen, aber keine so leichte Arbeit gefunden, als man sich vorgestellt.

Wer von der atlantischen Seite kommt und sich nach der im Innern liegenden Hauptstadt Mexiko begeben will, landet in Vera Cruz, jener wichtigen und berüchtigten Handels- und Hafenstadt, von welcher aus die große Heerstraße zur Hochebene von Anahuac hinauf leitet. Vera Cruz ist das „allergefährlichste Fiebernest auf der ganzen Welt". Wer sich dort aufhält, denkt nur an zweierlei: den Tod oder den Reichthum, und Viele finden den erstern, nachdem sie den letztern erworben haben. Deshalb hat die Stadt, trotz ihrer günstigen Handelslage, nie mehr als sechszehntausend Einwohner gezählt und gegenwärtig hat sie kaum halb so viel Seelen. Auch von der Cholera ist sie schwer heimgesucht worden. Das gelbe Fieber (oder wie die Spanier sagen, Vomito negro, schwarze Erbrechen) ist noch immer so bösartig als je zuvor; kein Jahr bleibt es aus und immer rafft es die kräftigsten Leute hin. Sobald die Sonne im Maimonat hoch steht, entwickeln sich die Keime der grimmigen Seuche, welche bis in den September an Heftigkeit zunimmt und erst spät im November verschwindet. Ein Fremder, welcher in den Sommermonaten die Pestluft einathmet, gilt für einen Todeskandidaten. Oft gelingt es ihm, rasch durch das glühheiße Gestadeland in höhere Gegenden zu kommen, wo die Luft frisch und gesund ist. Aber Viele tragen den Keim des Todes mit sich und sterben bei der Puente nacional, in Jalapa oder Puebla de los Angeles; die Bewohner der beiden letztgenannten Städte bleiben jedoch vom gelben Fieber verschont; es steckt dort nicht einmal mehr an. Selbst ein Eingeborner der mexikanischen Hochlande ist in Vera Cruz der bösen Krankheit nicht weniger ausgesetzt wie ein Europäer. Zeitweilig wird die Gewalt der Seuche unterbrochen, wenn nämlich Nordstürme den „Gottesfrieden" bringen. Dann aber ist der Orkan, welcher die Luft reinigt, so gewaltig, daß kein Mensch auf die Straße gehen mag. Wer das gelbe Fieber überstanden hat, findet das Klima von Vera Cruz ganz gesund; er ist aber keineswegs der Gefahr überhoben, ein zweites Mal von demselben heimgesucht zu werden.

In Jalapa ist man schon sicher vor dem Vomito, ebenso in Orizaba, einer Stadt von sechszehn bis achtzehntausend Einwohnern, 18° 50′ 52″ N. Breite. Sie liegt im Süden des gleichnamigen Piks. Dieser berühmte Spitzberg von Orizaba bildet für die Schiffer im mexikanischen Golf eine Landmarke, denn man sieht ihn schon, wenn man noch fünfzig Seemeilen vom Land entfernt ist. Die Azteken nannten ihn den Sternberg, Citlaltepetl, und sein Gipfel hat eine Höhe von mehr als 16,000 pariser Fuß. Er zeigt die Gestalt eines abgestumpften Kegels, dessen Spitze gegen Südost abgeschnitten ist und man sieht den Krater dieses Feuerberges, der vom Jahre 1545 an nicht weniger als zwanzig Jahre ununterbrochen fortbrannte, seitdem aber sich ruhig verhalten hat, schon aus weiter Ferne sehr deutlich. Von Jalapas Umgegend aus ist der Anblick dieses mit ewigem Schnee bedeckten, ungeheuern Kegels im Glanz einer tropischen Sonne unbeschreiblich schön. An diesem Berge kann man in wenigen Stunden aus der Region, in welcher Zucker gedeiht, bis in jene der Gletscher gelangen.

Nicht weniger als dreizehn Vulkane zählt man auf dem mexikanischen Tafellande und ihre Erscheinung ist um so eindrucksvoller, da sie als isolirte Gipfel aufsteigen. Dort ist der eben erwähnte Sternberg; etwas nördlich von ihm der Cofre de Perote, dann gewahrt man den Itztaccihuatl, d. h. die weiße Frau, und den berühmten Rauchenden Berg, nämlich den Popocatepetl, alle höher als der Montblanc und jetzt von kühnen Bergwanderern mehrfach erstiegen.

Als vor vierzehn Jahren die Nordamerikaner ihren Kriegszug gegen Mexiko unternahmen, wagten einige Offiziere von der Stadt Orizaba aus die Ersteigung des riesigen Berges. Seit dem Februar 1848 hatten sie ihn stets in Sicht gehabt und konnten zuletzt der Versuchung nicht widerstehen, einen Gipfel zu erklimmen, der bisher von keines Menschen Fuß betreten worden war. Die Mexikaner erklärten ein Gelingen für geradezu unmöglich; in der Schneeregion folge ein breiter und tiefer Abgrund dem andern; die Abfälle seien so jäh, daß ein Hinaufklettern unter die unausführbaren Dinge gehöre. Dazu kämen noch große abschüssige Eisfelder und Lawinen. Aber das alles schreckte den Ingenieurlieutenant W. F. Reynolds nicht ab, und andere muthige Männer schlossen sich ihm an. Nachdem sie sich mit allen Erfordernissen, welche Alpenwanderern unumgänglich nöthig sind, versehen, verließen sie am 7. Mai 1848 die Stadt Orizaba frischen Muthes. Mehrere Mexikaner, welche ihre Theilnahme zugesagt hatten, blieben wohlweislich zurück.

Der Wanderzug bestand aus zehn Offizieren, vier und dreißig Soldaten, zwei Matrosen und einigen indianischen Führern. Zuerst erreichte man, nach sechs Miles, das Indianerdorf La Perla, dessen Bewohner ganz erstaunt waren über ein solches Wagestück; die Americanos, meinten sie, wären „Esel". Diese übernachteten in 7000 Fuß Meereshöhe und brachen am andern Morgen bei heiterm Wetter sehr früh auf. Die Scenerie war in der That großartig und wurde beim Hinansteigen immer erhabener. Eine Berghöhe nach der andern wurde überschritten und versank dann in die Tiefe. Der tropische Pflanzenwuchs lag schon längst weit unten; nun traten nordische Bäume auf, Eichen und Birken. Ueber 8000 Fuß hinauf geht der Feldbau nicht. Bei 10,000 Fuß konnten die Maulthiere nicht mehr weiter und man nahm das zweite Nachtlager. Am folgenden Morgen schritt Reynolds mit vier Leuten voraus. Hart über der Grenze des ewigen Schnees fand er ein Kreuz, das wahrscheinlich von Indianern errichtet ist, denn diese kommen bis hierher, um Schnee für den Bedarf der Stadt Orizaba zu holen. Bis in diese Höhe ist der Weg weder gefährlich noch sehr beschwerlich, dann aber ging die eigentliche Arbeit an. Die Nacht war kalt, das Quecksilber sank unter den Gefrierpunkt. Nach Einbruch der Dunkelheit hatte man einen prächtigen Anblick: die Wanderer befanden sich einer Höhe von etwa 12,000 Fuß; unter ihnen ballten sich Wolkenmassen zusammen, ein Gewitter brach los und sie sahen, wie der Blitz von Gewölk zu Gewölk schoß. Ueber ihnen erglänzte der Gipfel des Berges in Schnee.

Am 10. Mai blieb ein Theil der Gesellschaft zurück, so daß diese nur noch aus vier und zwanzig Leuten bestand. Die Wanderung ging nun über schneeige Gefilde und Abhänge, aber an manchen Stellen lag nur Sand, in welchen man knietief einsank. Allemal nach fünfzig Schritten mußte man stehen bleiben und Athem holen; das letztere war nicht

beschwerlich, wenn man ruhig lag oder stand, aber beim Gehen äußerst anstrengend. Es war schon eine Erleichterung, als Reynolds wieder festes Gestein unter den Füßen hatte und mit Händen und Füßen klettern konnte. Wohl zehn Mal glaubte er die Stufe erreicht zu haben, welche den Gipfel des Berges bildete, aber immer kamen neue Stufen. Die Beschwerde ward so groß, daß wieder viele Männer zurückblieben. Endlich kam Reynolds mit einigen Leuten an den Rand des Kraters; dort sanken Alle erschöpft nieder. Er fand denselben fast kreisrund und von 450 bis 650 Yards im Durchmesser, die Tiefe etwa 300 Fuß. Der Abfall ist beinahe senkrecht und zeigte deutliche Einwirkungen der Gluth. Der Boden des Kraters war mit Schnee bedeckt.

Die Wanderer zogen eine Flagge auf, blieben etwa eine Stunde oben und begannen den Rückweg, der bei weitem nicht so beschwerlich war. Aber Alle empfanden Uebelkeit, Kopfschmerz und bekamen Erbrechen und Nasenbluten.

Späterhin ist der Pik von Orizaba mehrfach erstiegen worden, z. B. von den Franzosen Majerus und Dognon, und 1856 von dem bekannten Baron Müller.

Der ganze Weg von Vera Cruz nach der Hauptstadt ist auch in ruhigen Zeiten unsicher, denn überall schwärmen Räuber umher und der Postwagen wird regelmäßig ausgeplündert. In Zeiten des Bürgerkrieges hört überhaupt alle Sicherheit auf und während der letzten drei Jahre ist ganz Mexiko weiter nichts als eine einzige große Räuberhöhle. So erzählt der Reisende Charnay aus dem Jahre 1861 folgendes Erlebniß, das ihm in der Nähe von Tehuacan de las Granadas begegnete.

Das Volk bezeichnet den Räuber von Handwerk als Compadre, Gevatter, und ich habe vollauf Bekanntschaft mit solchen Gevattern gemacht, z. B. dicht vor dem Thor von Tehuacan. Zu uns heran trat ein wohlgekleideter Herr, welchen ein Diener begleitete; er war ein Oberst des „conservativen" Generals Cobos. Mit rauher Stimme verlangte er von uns beiden Reisenden (wir saßen im Postwagen) fünfzig Silberpiaster; wir hatten aber zusammen nur elf, welche wir ihm so graciös als möglich zur Verfügung stellten und dabei unser Bedauern äußerten, daß wir nicht mit mehr dienen könnten. Er wollte anfangs solch ein Lumpengeld nicht nehmen, fluchte und wetterte und schalt uns — er, der Straßenräuber — Betrüger. Ich steckte die elf Piaster ruhig wieder in die Tasche, während er den Wagen durchsuchte. Als er weiter kein Geld fand, sagte er barsch, ich solle jetzt mit meinen elf Piastern herausrücken. Das that ich und der Herr Oberst zog ab. Auf dem Wege zwischen

Krater des Vulkans Orizaba.

Tehuacan und Puebla bin ich nur dreimal von Straßenräubern heimgesucht worden.

Unterwegs stieg ein langer dürrer Mann in den Postwagen; er schien ein Landgeistlicher zu sein, trug aber kein geistliches Gewand, welches der Priester ohnehin nicht oft anlegt; er weist sich durch einen sogenannten Cuello, ein kleines, mit Perlen oder weißem Saum eingefaßtes Bösschen, als Mitglied der Geistlichkeit aus. Das, sagte er, ist meine Vertheidigungswasse gegen die Ritter der Heerstraße, und bald zeigte sich, daß er recht hatte. Unweit von Tecamachalco wurden wir von zwei berittenen Gevattern begrüßt; die Biedermänner hatten Tücher vor das Gesicht gebunden (verschämte Leute!) und befahlen dem Postillon zu halten. Dann untersuchten sie unsere leeren Taschen und fluchten sehr, als sie nicht fanden, was sie suchten.

Der ganze Auftritt war für Mexiko kennzeichnend. Die

Puebla de los Angeles von der Westseite gesehen.

Puebla de los Angeles von der Ostseite.

Portal der Kathedrale in Mexiko.

beiden Räuber sagten: „Man hat uns bestohlen! Eine wahre Schande! Dergleichen ist noch nie vorgekommen!" Der Postschaffner bekräftigte den beiden verschämten Männern, daß wir bereits zweimal angehalten und ausgeplündert worden seien. Die Räuber waren wüthend. Da zog der Geistliche sein Böffchen hervor und während der eine Strauchdieb das Gepäck der Reisenden durchsuchte, um zu nehmen was ihm gefiel, sprach der Andere: „Ah, Padrecito, habt Ihr auch Gepäck?" — „Ja wohl; der Koffer da gehört mir." — „Also der? Du da, laß den Koffer, er gehört dem Padrecito." Dann sprach er zu dem Geistlichen: „Wir sind keine Räuber, nicht wahr? Aber es sind schlechte Zeiten und wir haben Weib und Kinder. Väterchen, gieb uns den Segen. Du darfst es glauben, wir sind ordentliche Leute." Als die beiden Biedermänner sich aus dem Staube gemacht hatten, fing der Padrecito hell zu lachen an und sprach: „Der Streich ist geglückt; das Böffchen hat seine Schuldigkeit gethan. Die Pinsel haben mich für einen Geistlichen gehalten. Sehen Sie, ich habe keine Tonsur." Dabei nahm er seinen Hut ab. Der Mann war in der That ein Laie, aber ein pfiffiger, der seine Landsleute kannte.

Puebla de los Angeles liegt etwa acht und zwanzig spanische Meilen (Leguas) von Mexiko entfernt und ist nach dieser die wichtigste Stadt im ganzen Lande. . Sie wurde 1530 gegründet, sechs Leguas östlich von der alten, berühmten Aztekenstadt Cholula, auf einer Stelle, welche damals Schlange im Wasser, Cuetlaxcoapan, genannt wurde. Cholula war eine heilige Stadt der Azteken; an die Stelle der Götteraltäre traten abendländische Heilige, und Puebla wurde die Residenz Unserer Lieben Frau de los Remedios, bekam auch eine Kathedrale, an deren Aufbau keine geringeren Personen mit halfen, als die Engel vom Himmel. Daher die Benung de los Angeles. Natürlich war diese Kathedrale eine Wunderkirche; aber sie reichte nicht aus; die Spanier bauten daneben viele Dutzende von Kirchen, Kapellen und Klöstern, und die Kirchen sammt der Geistlichkeit wurden sehr reich. So heilig war die Stadt, daß kein Ketzer sie betreten durfte; sein Leben wäre in Gefahr gewesen.

Die Stadt ist schön; die etwa einhundert Thürme geben ihr ein majestätisches Ansehen; die Straßen sind breit, werden ziemlich rein gehalten, haben Pflaster und Fußwege. Unter den etwa siebenzigtausend Einwohnern herrscht einige Betriebsamkeit, denn fremde Kapitalisten haben sich in Puebla niedergelassen; die Glas- und Seifenfabriken und die Töpfereien sind nicht ohne Belang. Die Stadt der Engel hat ein prächtiges Klima, denn sie liegt unter dem 19. Grade N. Br., 7000 Fuß über dem Meer. Die Häuser sind groß und geräumig, zumeist drei Geschosse hoch, sauber angestrichen, oder mit mosaikartigen Fliesen bekleidet, so daß sie an maurische Gebäude erinnern; viele sind auch mit zierlichen Balkonen geschmückt.

Von Puebla führt der Weg über Rio Frio in's Hochthal von Anahuac, in welchem die Stadt Mexiko sich erhebt, man hat sie wohl auch das aztekische Venedig genannt. Dieses schöne Thal ist länglich-rund, hat etwa achtzehn Leguas im Durchschnitt und wird von einem Gebirgsgürtel umschlossen, dessen Gipfel, von ungleicher Höhe, einen ungemein malerischen Eindruck machen. Die Weiße Frau und

Der Salto del Agua, öffentlicher Brunnen in der Hauptstadt Mexiko.

der Rauchende Berg erglänzen in ihr von ewigem Schnee, und weithin schimmern die blanken Spiegel der großen Seen, welche einen nicht unbeträchtlichen Theil der Hochebene bedecken. Huehuetoca gegenüber dehnt sich der Zumpango-See aus, dann, nach Süden hin, der San Cristoval, der Texcuco, neben welchem die Hauptstadt liegt, und dann der Xochimilco und der Chalco, welche nur durch einen Dammweg von einander getrennt sind. Alle diese Seen, mit Ausnahme des Texcuco, haben süßes Wasser; seit den Tagen der Eroberung des Landes durch die Spanier sind sie alle kleiner geworden, namentlich der letztere. Zuweilen haben sie Hochwasser, und schon im fünfzehnten Jahrhundert, unter Montezuma dem Ersten, war die Hauptstadt nahe daran, durch eine Ueberschwemmung vernichtet zu werden; auch in der spanischen Zeit ist die Gefahr mehrmals nicht minder groß gewesen. Die Dämme wurden durchbrochen. Man faßte den Plan, einen Abzugsweg zu graben und das überflüssige Wasser in das Thal von Tula abzuleiten, welches gegen dreihundert Fuß tiefer liegt als dieses. Der Desague, ein Kanal, mehr als eine deutsche Meile lang, wurde durch die Höhe von

Nochistongo geführt und leitete das Wasser des Rio Cautitlan, welcher den Hauptzufluß des Zumpango-Sees bildet und die Hauptursache des großen Wassers ist, dorthin ab. Die Kanalarbeiten wurden im Jahre 1607 begonnen und 1789 vollendet. Mehr als eine Million Indianer von denen, welche man bei der Arbeit verwandte, aber schlecht verpflegte, sollen dabei um's Leben gekommen sein. Der Desague war allerdings nützlich, half aber der Noth nur theilweise ab, und man faßte 1804, auf Alexander von Humboldt's Rath, den Plan, auch das Wasser der Seen von Tescuco, San Cristoval und Xaltocan mit dem Desague in Verbindung zu bringen. Dieser Kanal wurde zwar angefangen, aber nicht vollendet, und die Ueberschwemmungen richten zeitweilig immer noch großen Schaden an.

Markthändler.

Mexiko kann als eine Prachtstadt bezeichnet werden, aber in diese gelangt der Reisende nur durch widerwärtigen Schmutz. Die Vorstädte, Barrios, haben enge Straßen, die zumeist ohne Pflaster und voll von allerlei Unrath sind. Die Häuser sind klein, niedrig, aus ungebrannten Lehmsteinen erbaut; übelriechende Dünste dringen aus Thüren und Fenstern hervor und verpesten die Luft, in welcher die zerlumpten Bewohner athmen. Diese Barrios sind die Schlupfwinkel des Lasters, die Höhlen der Verbrechen, die Heimath der Leperos, des niedrigsten Pöbels.

Sobald man in die eigentliche Stadt gelangt, findet man breite, schnurgerade Straßen, manche eine Viertelmeile lang und vollkommen eben. Der Fremde betrachtet mit Interesse die Calle de los Plateros, das heißt die Straße der Goldschmiede und Juweliere, in deren Läden für Millionen Gold- und Silberwaaren zur Schau ausgestellt sind; er giebt sich geschichtlichen Betrachtungen hin, wenn er die Calle de Tacuba auf- und abgeht, denn sie ist die alte Straße von Tlacopan, auf welcher der Eroberer Cortez aus der Aztekenstadt in der Nacht von 1. Juli 1520 (in der „traurigen Nacht") seinen Rückzug bewerkstelligte.

Die Häuser in Mexiko haben zumeist drei Geschosse. Unter den öffentlichen Plätzen ist die Plaza mayor einer der größten in der Welt. An der Nordseite desselben steht die Kathedrale auf der Stelle, welche einst der Tempel des Huitzilopochtli, des Kriegsgottes der Azteken, einnahm. Der Bau wurde im Jahre 1573 begonnen und dauerte bis zur Vollendung volle 84 Jahre; er hat nicht weniger als 2,752,000 Piaster gekostet. Die beiden Thürme sind erst 1791 ganz fertig geworden. Das prachtvolle Gebäude hat eine Länge von 467, eine Breite von 219 spanischen Fuß und ist aus Porphyrquadern aufgeführt. Die nach Süden gerichtete Hauptfaçade hat drei Portale neben einander, welche mit

Frauen aus dem Volke.

Marktverkäufer.

Reliefs und Standbildern ohne Ueberladung geziert sind. Das Innere besteht aus fünf Schiffen, sämmtlich in dorischem Styl und mit kühnen Gewölben überspannt. Diese Kathedrale besitzt eine Menge Kostbarkeiten von großem Werth; die Gefäße und Geräthschaften zum Dienst auf dem Hochaltar sind sämmtlich von Gold; ein Bild der Maria von der Himmelfahrt ist 140 Mark schwer; das Hauptciborium, über drei Fuß hoch, wiegt 88 Mark Gold; der Avers ist mit 5872 Diamanten, der Revers mit 2653 Smaragden, 544 Rubinen, 106 Amethysten und 8 Sapphiren geschmückt. Der große Kronleuchter vor dem Hochaltare

wiegt 4373 Mark Silber, ist 25 Fuß hoch, mißt 31½ Fuß im Umfange und trägt 54 Leuchter. Wenn kostbarer Schmuck in den Kirchen die Frömmigkeit, wenn äußerer Pomp der Gotteshäuser und prächtige Kleidung der Priester die Sittlichkeit befördern könnte, so müßte Mexiko eine äußerst fromme und von sittlichen Menschen bewohnte Stadt sein. Sie ist aber gerade das Gegentheil.

Unser Landsmann Mühlenpfordt, welcher vor dreißig Jahren Mexiko besuchte und dessen Werk über dieses Land auch heute noch seinen Werth behauptet, schildert das rege Leben und Treiben in den Straßen der Hauptstadt. Unter den Hallen und Säulengängen, welche die West- und Südseite des großen Platzes umgeben, befinden sich Kaufläden, Wein- und Kaffeehäuser; auch haben dort kleine Krämer, die mit Galanteriewaaren handeln, ihre Buden, und die Beutelschneider ihr Hauptquartier. Geputzte Herren schlendern umher oder nehmen Erfrischungen in den glänzenden Sälen der Kaffeehäuser, während draußen das in zerrissene Mäntel oder schmutzige Decken gewickelte Volk der Leperos die Vorübergehenden anbettelt oder wo möglich bestiehlt.

Die Kleinverkäufer tragen ihre Waaren auf den Köpfen in Körben oder anderen Gefäßen. Gleich mit Anbruch des Tages erscheint der Aguador, um die Haushaltungen der wohlhabenden Leute mit Wasser zu versorgen. Er bringt dasselbe in großen, fast kugelrunden Flaschen von gebranntem Thon. Die eine, größere, ist an einem breiten, über die Stirn des Trägers laufenden Bande befestigt und hängt auf den Rücken hinab, während eine zweite, kleinere, durch Stricke mit jener verbunden, als Gegengewicht dient und vor der Brust schwebt.

Wir haben in unseren Mittheilungen über Neapel (Globus Nr. 11) die Schreiber für das Volk geschildert. Bei allen romanisch-katholischen Völkern versteht die große Masse des Volkes das Schreiben nicht, und nimmt seine Zuflucht zu Leuten, welche diesen Mangel für Geld und gute Worte ergänzen. In Mexiko bezeichnet man diese Schreiber als Evangelistas und sie sind in nicht geringer Anzahl vorhanden. Vorzugsweise findet man sie auf der Plaza mayor und in den anliegenden Straßen, in welchen das regste Leben herrscht. Der Evangelista ist gewöhnlich ein wohlgekleideter Mann, der sich ein möglichst würdiges Ansehen giebt. Sein Tisch ist mit Feder, Tinte und Papier versehen, auch wohl mit einem dicken Buche, das auf den Besitzer einen Schein von Gelehrsamkeit ausstrahlt. So

Ein Evangelista oder Schreiber für das Volk.

glauben nämlich die Indianer, welche die Hauptkunden des Mannes sind. Der Tisch befindet sich manchmal auf einer freien Stelle, gewöhnlich aber an der Mauer eines Hauses und ist mit einem Mattenschirm gegen die Sonnenstrahlen geschützt. Der Kunde erscheint und äußert sein Begehren. Flugs setzt der Evangelista seine Feder in Bewegung und schreibt einen Liebesbrief, oder eine Bittschrift oder was sonst. Mühlenpfordt sagt: „Es gewährt einen eigenthümlichen Anblick, zu sehen, wie eine Schöne, in ihren Tapalo gehüllt, das Auge verschämt zu Boden geschlagen, dem Evangelista leise Worte an ihren Geliebten zuflüstert, oder wenn ein beweglicher Mestize mit lebhaften Geberden laut und weitschweifig hersagt, was er schwarz auf weiß zu haben wünscht. — Unser Bild zeigt einen Evangelista der vornehmen Klasse. Der Reisende Vigneaux schildert einen andern, der arm war. Sein Gesicht war wie von Perga-

Markt an der Rolbanbrücke zu Mexiko.

ment, er trug hellgrüne Beinkleider, Stiefeln von Hirschleder, weiße Jacke und große Brille. Eine Feder hielt er in der Hand, eine andere hinter dem rechten Ohre; hinter dem linken Ohre steckte eine Cigarre und eine zweite hatte er im Munde. Auf dem Kopfe saß ein gewaltiger dreieckiger Hut; der ganze Mann war eine Charakterfigur.

in dieser Stadt, welche sechszig Kirchen und vierzig Klöster zählt.

Ein buntes Gewühl herrscht auf den verschiedenen Marktplätzen. Unterwegs begegnen uns die Presidarios, Galeerensträflinge, welche die Gassen kehren und die Schleusen räumen müssen. Sie gehen zu zweien aneinander

Soldaten.

Lastträger.

Mönche.

Alle Reisende stimmen darin überein, daß ein Umherwandeln in den Straßen von Mexiko, namentlich in den Morgen- und späteren Nachmittagsstunden, für den Beobachter ungemein anziehend und lohnend sei. Drei Viertheile der Bevölkerung, welche mehr als zweimalhunderttausend Köpfe zählt, sind Indianer oder Mischlinge. Die völlige Rohheit uncivilisirter Leute kommt in unmittelbare Berührung mit europäischer Ueberverfeinerung,

gekettet und werden von Soldaten bewacht; diese aber, zumeist nicht viel besser, sind nachsichtig gegen die Verbrecher und lassen sie entwischen, wenn sie selber dabei keine Gefahr laufen. Manchmal freilich wird die Sache ernst genommen und Vigneaux war auf dem Paseo Bucareli Augenzeuge, daß ein flüchtiger Galeerensklave von einem Soldaten mit dem Bayonnet auf dem Fleck erstochen wurde.

Indianische Bettler.

Unter den Märkten ist der von Santa Anna der

wichtigste. Er befindet sich auf dem Platze del Volador, welcher vom Palacio, der Universität und den beiden Klöstern Balvanera und Porta Coeli eingefaßt wird. Anziehend ist auch der Markt auf der Roldan-Straße, neben dem dunkeln Kloster de la Merced, am Kanal de la Viga. Am Ufer desselben legen die Boote an, welche mit Früchten und Gemüse, Geflügel und Blumen aus Tescuco, Xochimilco und Chalco kommen. Die Volksgruppen sind immer bunt und mannichfaltig. Durch und neben einander wogen Indianer, Mestizen von verschiedener Hautfarbe, Kreolen, Europäer, Leperos und wohlhabende Bürgersleute, Männer im schwarzen Frack, halbnackte Bettler, deren braune Weiber und Kinder sich an einer beliebigen Ecke niederkauern, Soldaten in abgenutzten Uniformen, Mönche mit gewaltigen Hüten in Hülle und Fülle, voran Franciskaner und Dominikaner, Mercedarios, Augustiner, beschuhete und unbeschuhete Karmeliter und wie diese höchst fleißigen, gebildeten, nützlichen, keuschen, uneigennützigen, nüchternen Ordensleute weiter heißen! Es scheint, als ob die Straße ihre Wohnung oder Kirche sei, denn wohin man blickt, da sieht man Mönche. Einen angenehmern Anblick gewähren die zum Theil recht hübschen und frischen Gemüsehändlerinnen, die drallen Mägde aus wohlhabenden Häusern und die Chinas, nette Grisetten, deren Haupteigenschaft die Enthaltsamkeit nicht ist.

Der Mönch ist wohlangesehen bei den Leperos (d. h. eigentlich: mit Aussatz Behafteten), dem Pöbel der Vorstädte. Der Lepero sieht im Geistlichen und im Mönch eine Art von Vater und betrachtet sich als dessen Sohn. Er wohnt in einem Hause, welches der Kirche oder irgend einer religiösen Genossenschaft gehört, ist mit der Miethe im Rückstand und hat Nachsicht nöthig. Diese übt der Geistliche und deshalb kann er, und nur er allein, bei Tag und Nacht sicher durch die wilden Viertel der Gassen von Mexiko gehen; man schneidet ihm die Kehle nicht ab.

Von den zweimalhunderttausend Einwohnern Mexikos sind ungefähr dreißigtausend ordentliche, respektable Leute. Charnay bemerkt, daß der Rest aus Leperos, Lastträgern, Bettlern, Dieben und überhaupt aus Menschen bestehe, die von der Hand in den Mund leben. Auch der Mexikaner der besseren Klassen ist kein, nach unseren Begriffen, gesetzter Mensch. Er spielt gern Glücksspiele, lebt in den Tag hinein und weiß nichts vom Werthe, welchen die Zeit für fleißige Menschen hat. Er nimmt hin, was eben kommt, auch im Staatswesen, und auch aus dieser Leichtfertigkeit des Gemüths erklärt es sich, daß diese sogenannte Republik niemals zur Ruhe kommen kann. Der Begriff von öffentlicher Moral ist etwas durchaus Unbekanntes. Die Erziehung und der Unterricht sind sehr seicht und mangelhaft auch bei den besseren Klassen und das Wissen ist oberflächlich. Aber bei den meisten Kreolen ist der ohnehin schon hochgeschraubte Stolz der Spanier bis zum Dünkel aufgegipfelt. Jeder möchte eine politische Rolle spielen und lieber als Beamter vom Staate zehren, als durch Fleiß und Thätigkeit sein Brot erwerben. Charnay erzählt, daß ein Oberst der mexikanischen Armee ihn um einen halben Piaster angesprochen habe; ein Nebenstück zu dem obenerwähnten Obersten des konservativen Räubergenerals Cobos! Aber diese „Konservativen" sind die Partei, in deren Interesse die napoleonische Politik französische Truppen nach Mexiko geschickt hat.

Regenmantel.

Eine Rast mexikanischer Reisender.

Ein mexikanischer Offizier, dessen Ehrgeiz sich nicht befriedigt fühlt, hat alle Tage Gelegenheit, sich in den Vordergrund zu bringen. Er kann ein Pronunciamiento machen, also eine kleine oder große Revolution in Scene setzen, je nachdem es eben kommt und glückt.

Ich verliere meine Stelle, weil die Gegenpartei siegreich gewesen ist und ihre Anhänger in das besoldete Amt bringen will. Nun gehe ich unter die Mißvergnügten und mache ein Pronunciamiento gegen die Tyrannen.

Ich werde auf halben Sold gesetzt. Das ist Tyrannei und ich mache ein Pronunciamiento gegen die Volksbedrücker.

Ich bin ein malcontenter Oberst, ein Minister ohne Portefeuille, ein Mann, der gern Präsident sein möchte. Auf friedlichem Wege habe ich keine Aussicht, aber Alles kann mir glücken, wenn ich selber ein Pronunciamiento mache oder mich einem andern Pronunciamientofabrikanten anschließe. Ich entwerfe also einen „Plan", gewinne eine Anzahl Mißvergnügter aus den besseren Ständen für meine Sache, treibe handfestes Lumpengesindel zusammen und habe nun einen Kern von „Patrioten" beisammen, mit welchen ich den tyrannischen Druck der herrschenden Partei brechen will. Zunächst plündere ich mit meinen Patrioten den Postwagen, thue dasselbe mit einem Landgut oder einem ganzen Dorf, Alles aus Patriotismus und zum Besten der Republik. Der Anfang läßt nichts zu wünschen übrig, viele „Patrioten" strömen mir zu, ich bleibe Sieger in einem Gefechte, die Kugel rollt weiter und eines schönen Tages bin ich Präsident der Republik Mexiko. Gestern war ich Diener in einem europäischen Konsulat, aber heute bin ich General der republikanischen Truppen. Vor fünf Jahren war ich Luftspringer in einem Circus; heute bin ich Kommandant der Bundeshauptstadt Mexiko; vor zwei Jahren war ich Lieutenant und jetzt bin ich Vicepräsident. Ich habe kein Geld, will aber gut leben und muß meine Anhänger besolden, sonst wenden sie sich meinem Nebenbuhler zu. Was muß ich also thun? Ich breche in's englische Konsulat ein und raube am hellen Tage das Geld aus den Kassern, welche ich dort finde.

Kanonenfutter kann ich alle Tage anwerben oder bekommen und ich kann es haben in Hülle und Fülle. Der gemeine Mexikaner macht sich nicht viel aus dem Tode; Todesverachtung gehört bei ihm zum guten Ton, und wenn er seinen Geist aufgeben muß, so thut er es gern mit einem gewissen Anstand, etwa wie ein römischer Gladiator. Mit dem Dolch hantiert er etwa so wie bei uns Ohrfeigen ausgetheilt werden. Und wenn er einen Stich hat, an dem er im Spital verendet, sagt er zum Wundarzte: „Nicht wahr, ich bin gut getroffen worden?"

Wir haben oben die Barrios, die Vorstädte, geschildert. Bei Nacht darf sich kein anständiger Mensch dorthin wagen, am allerwenigsten ein Ausländer, denn der Mönch hat dem Lepero gesagt, daß jeder Ausländer ein Ketzer sei, der nur Unheil in's Land bringe und dessen Reichthümer hinausschleppe. Er achte die Kirche und die Geistlichen nicht, bringe Krankheiten, sei an allem Unheil schuld. Daraus zieht sich dann der Lepero seine eigenthümliche Moral. Wenn der fremde Ketzer einem mexikanischen Christen weder Treu noch Glauben hält, — es muß wahr sein, denn der Mönch sagt es, — was braucht der mexikanische Christ jenem Treu und Glauben zu halten?

Diese Vorstädte liefern einen großen Theil der patriotischen Vaterlandsvertheidiger und es geht damit in folgender Weise zu. Ein General sendet einen Unteroffizier nebst einigen Gemeinen mit dem Befehl ab, in den Pulquerias, das heißt Trinkhäusern, in welchen der Pöbel sich berauscht, die betrunkenen Männer festzunehmen und in die Kaserne zu schaffen. Dort erhalten sie einen Säbel und eine Flinte und werden einexercirt. Widerspruch ist nicht erlaubt und Widersetzlichkeit unstatthaft. So verhält es sich mit der Leva, der Aushebung.

Eine Truppenabtheilung rückt in's Feld: dann schleppt sie allemal eine Menge Weiber mit sich. Die Frau sorgt für den Mann, die Kinder, wenn sie laufen können, gehen auch mit und selbst der Hausthund fehlt nicht. Solche verheirathete Soldaten können nicht leicht entfliehen, denn sie lassen Weib und Kinder nicht im Stiche. Aber die ledigen reißen aus, wann und wo sie irgend können. Solch ein Deserteur geht unter die Räuber, bei denen er ein weniger geplagtes Leben führt, oder er verkauft Flinte, Säbel, Patrontasche und was er sonst hat, und vertrinkt den Erlös in Pulque.

Man begreift, daß eine aus solchen Bestandtheilen zusammengesetzte Armee selbst bei einem Volke, wie die Mexikaner sind, in keiner Achtung steht. Unter Umständen schlagen sich dieselben Soldaten, welche heute Reißaus nehmen, morgen sehr wacker; aber von Ordnung, Manneszucht, innerm Zusammenhang und Selbstachtung oder Selbstvertrauen ist gar keine Rede. Unter den Offizieren herrscht kein Ehrgefühl. Manche gehören allerdings den besseren Klassen an und haben dann allemal ein gewisses Uebergewicht über ihre Kameraden, aber eine geachtete Stellung nehmen auch sie kaum ein.

Fossey, der zwanzig Jahre in Mexiko verweilte, hat hervorgehoben, daß die beste Reiterei Mexikos von Indianern aus dem Bajio und der Mixteca gebildet werde. Sie haben noch die kriegerischen Neigungen ihrer Vorfahren bewahrt, welche sich unter den aztekischen Kaisern durch Tapferkeit hervor thaten und von allen ihren Nachbarn gefürchtet waren. Der General Leon war ein Kazike der Mixteken; er zeichnete sich in dem Treffen bei Molino del Rey gegen den amerikanischen General Scott rühmlich aus und verließ das Schlachtfeld erst, als er eine tödtliche Wunde erhalten hatte.

Die mexikanische Infanterie ist schlecht in jeder Beziehung, aber sie könnte gut sein, wenn sie eingeübt würde, wenn Manneszucht vorhanden wäre und vor allen Dingen, wenn sie gute Offiziere hätte. Die Leute sind mäßig und mit wenigem zufrieden; Brot, Branntwein und Bohnen genügen ihnen; wenn Schuhe fehlen, gehen sie eben so gern nackt, und ein Bett brauchen sie nicht, der Erdboden thut's auch.

Ich war eines Tages zum Mittagsessen mit dem Präsidenten der Republik, Gomez Pedraza, beim Doktor Villette. Als die Rede darauf kam, daß sich unter den mexikanischen Offizieren so viele Feigheit zeige, äußerte der Präsident: Die Quelle des Uebels liegt in unserer Gesetzgebung, welche den Zweikampf verbietet und Duellanten mit unverhältnißmäßig harten Strafen belegt. Unsere Offiziere kennen den Ehrenpunkt nicht und einer glaubt, Genugthuung in Fülle zu haben, wenn er dem, welcher ihn einen Halunken gescholten hat, ein paar Ohrfeigen giebt, oder ihn Schurke, Spitzbube, Lump schimpft. Ohnehin wird kein Offizier, der vor dem Feinde flieht, zur Verantwortung gezogen und deshalb finden Manche es angemessen, ihr theures Leben nicht in Gefahr zu bringen.

Fossey schildert auch eine Musterung, welche er in Alvarado mit ansah, in folgender Weise.

In meinem ganzen Leben habe ich etwas so Groteskes nicht gesehen. Kein Mensch kann sich so zerlumpte und schmierige Kerle vorstellen. Diese Schaar armseliger Kerle beehrte man mit der Benennung Regiment; sie zählte aber höchstens anderthalbhundert Mann: Indianer, Neger,

Zambos und Mestizen. Einige trugen Beinkleider von Leinwand und eine wollene Decke über die Schulter, andere eine Art Reithose und etwas das ein Hemde vorstellen sollte; es waren aber nur Fetzen. Die Strohhüte waren zerrissen und schmutzig, und von Schuhen war nur bei Offizieren und Unteroffizieren die Rede. Viele waren mit alten Flinten bewaffnet, aber manche dieser Soldaten haben zum Exerciren weiter nichts als einen Besenstiel.

Diese Truppe Lumpengesindel wurde befehligt von einem Obersten, dessen mit Federn geschmückter dreieckiger Hut eine faustgroße Kokarde hatte. Die blaue Uniform mit rothen Aufschlägen zeigte einen ganz eigenthümlichen Schnitt; der Rock reichte vorne nur bis etwa auf die Brusthöhle, aber die Flügel gingen bis auf die Waden hinab. Den Mangel vorne sollte eine fußbreite, rothe Schärpe einigermaßen verdecken, aber die übrigen Offiziere hatten keine Schärpe. Der mexikanische Soldat hat keinen Begriff von einem soliden Aeußern, er schont weder Uniform noch Waffen.

Doch wir wenden uns zu friedlicheren Dingen. Der Fremde entflieht gern dem Gewühl von Mexiko und erfreut sich an den schönen Umgebungen. Sie bieten ihm Naturgenuß und große historische Erinnerungen. Ueberall gewahrt man Trümmer aus der Aztekenzeit; aber auch aus den Zeiten der Spanier sind manche Ruinen vorhanden.

Zu diesen gehören jene von Tlalmanalco. Etwa anderthalb Leguas von Chalco an einer Stelle, wo die Riesenvulkane, welche das große Thal einfassen, einen wahrhaft großartigen Anblick gewähren, liegt ein armseliges Dorf, Tlalmanalco. Mitten auf dem Friedhofe, neben der Kirche, sieht man ein merkwürdiges Bauwerk, eine Bogenarchitektur aus den frühesten Tagen nach der Eroberung. Sie gehörte zu einem Franziskanerkloster, das unvollendet blieb.

Ruinen von Tlalmanalco.

Die Architektur dieser Bögen ist eigenthümlich, und die Form der Säulen, Kapitäler und Skulpturen ist zugleich maurisch, gothisch und Renaissance. Der Plan erscheint ganz spanisch; man denkt an die Kathedrale von Burgos und die Alhambra. Die Ornamentik trägt ein mexikanisches Gepräge, ist reich, capriciös, phantastisch und halbsymbolisch. So tritt uns eine Architektur entgegen, die von zweierlei Civilisationen eingegeben und von ihnen durchdrungen ist. Die Ruinen von Tlalmanalco sind einzig in ihrer Art und schwerlich giebt es irgendwo ein Bauwerk, das mit ihnen verglichen werden könnte.

Eine Fahrt auf dem Irawaddy nach Amerapura, der Hauptstadt des Königreichs Barma.

Zweiter Artikel.

4. Die Naphthaquellen und deren Ausbeutung. — Ein Kloster.

Die Stadt Ye nan Gyong*) erreichten wir am 13. August, und rochen schon aus der Ferne, was für ein Gewerbsbetrieb dort im Schwange geht. Am Ufer stehen irdene Gefäße in großer Menge; sie triefen von Steinöl. Wir stiegen auf einen Hügel; der Boden war sandig und steinig, nur an vereinzelten Stellen sah man dürftiges Grün, verkrüppelte Euphorbiensträucher und versteinertes Holz in großer Menge. Am 15. besichtigten wir die Gruben. Nach einem Ritt von drei Meilen über Hügel und durch steinige Schluchten waren wir an Ort und Stelle, auf einer unregelmäßigen Hochebene, welche inmitten der Schluchten eine Art Halbinsel bildet.

Man sagt, die Zahl der Brunnen betrage etwa einhundert**), aber manche sind verlassen worden. Die Tiefe ist verschieden, je nachdem sie oben auf der Hochebene oder an den Seiten gegraben worden sind. Wir haben mehrere gemessen und fanden sie an 160 bis 280 Fuß tief. Man windet das Oel vermittelst eines dicken Wellenbaumes in die Höhe, indem man von demselben einen irdenen Topf hinabläßt, der sich mit Oel füllt und dann heraufgewunden wird. Die Barmanen benutzen dieses Naphtha als Brennöl, bestreichen Hölzer damit, um sie vor Insekten zu schützen; in manchen Fällen gilt das Steinöl als Arznei. Es bildet gegenwärtig einen erheblichen Ausfuhrartikel nach Europa, wo es zu mancherlei Zwecken benutzt wird. Es hat eine grünliche Farbe, ist so dick wie Syrup und riecht in freier Luft und in nicht allzugroßer Menge keineswegs unangenehm. Die Förderung soll wegen der schädlichen Gase nicht ohne Gefahr sein und die Arbeiter müssen sich, namentlich beim Graben neuer Brunnen, sehr vorsichtig benehmen. Man fördert gegenwärtig etwa 12,000 Tonnen, jede von 2000 Pfund, aus diesen Gruben.

Am Abend machte ich mit Major Phayre einen Ausflug in die Umgebungen der Stadt. Ein wohlunterhaltener Weg führte über dürre Hügel zu einem schattigen Thal, in welchem wir ein Kloster nebst Pagode fanden. Die Schüler umdrängten uns, ein alter Pun gyi (d. h. großer Ruhm, ein Priester des Buddha), trat unter den Sayat, den bedeckten Gang oder Porticus, wo Reisende ein Obdach finden und den fast alle Pagoden haben, und schien mit uns reden zu wollen. Aber das erste Wort richtet ein Mönch nicht an Jemand. Wir luden ihn ein, mit uns auf die Dampfer zu gehen; er wollte nicht und warf einen argwöhnischen Blick auf das spanische Rohr, welches einer von uns trug. „Ich fürchte Schläge zu bekommen", sprach er.

*) Nach Cox, welcher die Steinölquellen am 7. Januar 1797 besuchte, heißt die Stadt Rainang hong, wörtlich: die Stadt, durch welche das Erdöl wie ein Bach fließt. Sie liegt am östlichen Ufer des Irawaddy unter 20° 26′ N. Br., 94° 45′ 54″ O. L. v. Gr. Neueste Beiträge zur Kunde von Indien, nach dem Englischen und Italienischen, von T. F. Ehrmann, Weimar 1806, S. 306 ff. Der Betrieb ist dort sehr ausführlich dargestellt. A.

**) Nach Cox waren auf jenem Platz allein 180 Brunnen und ungefähr vier bis fünf Meilen weiter gegen Nordosten hin sollen deren noch 340 sein. Ehrmann S. 309. A.

5. Die Stadt Pagan. — Mayen Kayan. — Salpeterbereitung. — Amerapura.

Der Irawaddy wurde immer großartiger, je näher wir der Stadt Pagan kamen, und das östliche Ufer war herrlich bewachsen. Ein schön bewaldetes Thal folgte dem andern; über den Dörfern erheben sich schlanke Palmen und das Ganze bildete einen schroffen Gegensatz zu den kahlen Hügeln der gegenüberliegenden Seite.

Wir kamen nach Pagan. Zuerst gewahrten wir die gewaltige Kuppel der Tsetna phaya-Pagode, dann stiegen hinter einander Pyramiden mit vergoldeten Dächern empor, oder düstere, wundersame Tempel mit viereckigem Grundbau, auf welchem ein Thurm in Gestalt einer Mitra sich erhebt; endlich gewahrten wir weiße und schwarze Kuppeln, die sich inmitten der Häuser, Palmengärten und Felder seltsam und phantastisch ausnahmen. Bald waren wir von Kriegsschiffen umgeben; wir sahen vergoldete Sonnenschirme und wildspringende Tänzer; wir hörten den Gesang oder besser das Geheul der Ruderer und eine betäubende Musik. Dann erschien der Mayitsing wun, der Gouverneur von Pagan. Bei der Auffahrt sahen wir immer mehr Tempel, Dörfer, prachtvolle Bäume und eine ungeheure Menschenmenge; endlich fielen die Anker vor Pagan, wie landesüblich, beim Theaterplatze.

Der hohe Würdenträger erschien mit einem sehr zahlreichen Geleit. In seiner Barke hatte er fünfzig mit Schwertern bewaffnete Männer; etliche und zwanzig trugen Doppelflinten von verschiedenem Kaliber, einige Leute sogar Uniform. Wir zählten genau dreißig Schiffe, deren jedes dreißig Mann an Bord hatte. Zuletzt erschienen etwa zweihundert Reiter auf kleinen Landpferden; manchen derselben liefen die Füllen nach. Unser Ankerplatz hatte eine schöne Lage. Dicht vor uns, hart am Stromufer, lag ein kleiner, aber durchaus eigenthümlich gebauter Tempel; die Kuppel hatte die Gestalt eines Eies, dessen dickes Ende nach oben steht; von diesem steigt die Spitze empor. Das gewaltige Ei ruht auf einer Terrasse von Tschunam, einer aus Muschelwerk und weißen Korallen aufgebauten Kalkmasse, welche in einer Anzahl abgestufter Böschungen bis zum Strom hinabgeht; die Mauerwände sind mit Bändern von mystischem Klee verziert. Im Hintergrunde steht ein geschnitzter vergoldeter Heiligenschrein und ein Thein aus Backsteinen mit einem pyramidenartigen Thurm. Er ist von wunderbar schöner Arbeit. Diese gesammte Architektur nahm sich, vom Strom aus betrachtet, so phantastisch, eigenthümlich und fremdartig aus, daß wir in einer andern Welt zu sein glaubten. Pagan versetzte uns wirklich in Erstaunen, denn zu alledem, was wir gesehen hatten, kamen noch ungeheure Ruinen. In Pagan wurde am 8. Februar 1826 das barmanische Heer von den Engländern geschlagen; der unglückliche König Naning Tschuyen lieferte dort den eindringenden Eroberern seine letzte Schlacht.

Die Trümmer von Pagan erstrecken sich drei Stunden weit den Strom entlang und etwa drei Viertelstunden weit landeinwärts. Die Anzahl der theils in Trümmern liegenden, theils in gutem Stande befindlichen Tempel soll achthundert bis eintausend (?!) betragen. Man sieht dergleichen von allen möglichen Arten: Pagoden mit Glockenform, in der Gestalt von Knöpfen, Eiern oder Pilzen; Dagobahs,

Schaithyas und Bo-phyas stehen neben einander, und jeder Typus tritt in vielfachen Abänderungen auf. Beiläufig bemerkt nennt man auf Ceylon die buddhistischen Tempel Dagobahs, was eine Stätte bedeutet, an welcher man Reliquien und Heiligthümer aufbewahrt; man nimmt an, daß daraus das Wort Pagode gemacht worden sei. Schaithyas sind buddhistische Tempel; Bo-phya ist der Ausdruck für Pagoden, welche die Gestalt eines Eies oder Pilzes haben.

Fast alle diese Gebäude hatten einerlei Grundplan in Würfelform. Im Innern befindet sich ein großes Gemach mit gothischen Gewölben, am Haupteingange tritt eine große Halle nach Außen vor, an der Ostseite befinden sich zwei Seitenthüren; der Plan hat die Gestalt eines Kreuzes, das Gebäude selbst steigt in Terrassen auf und endet in einer Spitze, gewöhnlich in einer Art Pyramide, welche in der Mitte ausgebaucht erscheint. Als Baustoff benutzt man Backsteine, die mit Gyps bekleidet werden. Die inneren Wände und Kapellen sind in derselben Weise beworfen, oder reich mit zum Theil sehr schön gemalten Fresken geschmückt.

Sehr merkwürdig sind in diesen Tempeln die Kapellen mit den Götzenbildern, riesige Gestalten von etwa dreißig Fuß Höhe, die alle einander wesentlich gleichen, nur daß sie verschiedene Stellungen haben; die einen beten, andere predigen, noch andere geben den Segen. Sie haben ein Untergestell von Holz, dessen Schnitzwerk Lotosblumen nachbildet, und stehen dem Eingange zu den Kapellen gegenüber. Diese haben als Pforte ein zwanzig Fuß hohes Gitterwerk, dessen Schnitzerei sehr mannigfaltig ist; die Nische für das Idol hat zuweilen bis zu fünfzig Fuß Höhe; ringsum läuft spitzenartiges Zierwerk von vergoldetem Metall; oben im Gewölbe und so, daß der Eintretende nichts davon sieht, ist eine Fensteröffnung, durch welche das Licht auf Kopf und Schultern des vergoldeten Standbildes einfällt. Diese Lichtwirkung in der dunkeln Kapelle macht einen eigenthümlichen Eindruck.

Alle diese Pagoden sind, wie ich glaube, aus Ketschapekka, das heißt Backsteinen mit Schlamm-Mörtel, aufgeführt, und manche bis an zweihundert Fuß hoch. Die Masse ist dermaßen solid, daß die Gänge und Gewölbe mehr ausgehauenen Höhlen als großen Tempelschiffen gleichen. Die Arbeit ist ungemein sorgfältig und das Gefüge zwischen den einzelnen Steinen so schön, daß es schwer hält mit einer Messerspitze hineinzudringen. Das Ganze ist, wie schon bemerkt, mit Gyps überzogen; wo dieser abfällt, beginnt der Zerfall. Auch die meist ungemein geschmackvollen Verzierungen sind von Gyps.

Zwischen Pagan und der Hauptstadt liegt die wichtige Handelsstadt Mayen Kayan, der bedeutendste Reismarkt in Barma. Wir fanden die Straßen sehr belebt; hier drasch man Reis, dort wurde er geworfelt, weiterhin verpackt und auf große Barken von fünfzig bis einhundert Tonnen gebracht. Auch luden diese Schiffe Baumwolle, die nach China bestimmt war; wir fanden sie jedoch nicht rein und den Stapel kurz. Die Menschen drängten sich herbei, um unsern Dampfer zu betrachten, und machten Scherz über Alles was sie sahen.

Der Strom war hoch, hatte Felder und Wiesen überschwemmt und wir konnten deshalb über den Fluß Keyenduen kein richtiges Urtheil fällen. Hier, an seiner Mündung in den Irawaddy, stand auf Pfählen ein kleines Kloster, ein Kyaung, das man der Schiffsleute wegen gebaut hat. Oberhalb der Stadt sahen wir, wie die Barmanen Salpeter bereiten. Er wird, wie in Indien, am Boden gesammelt; die Arbeiter kratzen die Erde ein wenig auf, werfen die Masse in eine Art von Filter aus Weidenruthen, die inwendig verthont sind und auf hölzernen Gittergestellen ruhen. Dann deckt man Reisstroh darüber und gießt Wasser auf, das langsam durchsickert und in ein großes irdenes Gefäß tröpfelt. Das wird ein paar Mal wiederholt und dann bringt man dies Muttersalz in die Siedpfannen, die ganz flach sind; der Salpeter krystallisirt am Rande und wird mit einem hölzernen Messer abgeschabt. Der größte Theil wird an den König verkauft, der andere Theil jedoch zur Bereitung von Feuerwerken verwandt.

Am 29. August begegneten wir einer Flotte von Kriegsschiffen, an deren Bord sich wieder eine Abordnung befand, welche uns begrüßen sollte. An ihrer Spitze stand Nan ma dau wun, Gouverneur des Palastes der Königin. Er war früher als Bevollmächtigter des Königs in Calcutta gewesen, trug ein langes seidenes Gewand und auf der Schulter einen Tsal ue von zwölf goldenen Strängen. Diese Goldkette bildet das Abzeichen der barmanischen Edelleute; sie wird auf der linken Schulter befestigt, geht über die Brust und hat das untere Ende auf dem Rücken hinter dem rechten Arme. Dieser Beamte bekleidete eine höhere Würde als Alle, mit welchen wir seither in Berührung gekommen waren, und fuhr zu uns an Bord in einer prächtigen Barke, die mit sechs und fünfzig Ruderern bemannt war. Das ganze Schauspiel war großartig. Die Barkenflottille theilte sich in zwei Geschwader; das eine blieb auf dem rechten Ufer, das andere fuhr zum linken hinüber. Die Dampfer gingen langsam zwischen etwa dreihundert Barken hin. Jede derselben hatte etwa dreißig Ruderer, und diese neuntausend Menschen begleiteten uns unter Musik und Gesang.

Zu uns kamen an Bord ein englischer Kaufmann Namens Spears, der seit längerer Zeit in Amerapura wohnte, und ein Portugiese aus Goa, Antonio Canaretta, eine Vertrauensperson am barmanischen Hofe. Er war damals Zolleinnehmer in der Hauptstadt und Garderobemeister des Königs.

Bei Sagain, der alten Stadt Awa gegenüber, legten wir an. Die Stelle der letztern wird jetzt nur noch durch dichten Wald, einige weiße Pagoden, verfallene Klöster und zertrümmerte, mit Gesträuch überwucherte Wälle bezeichnet. Dort begrüßte uns ein piemontesischer Priester, Pater Abbona, mit welchem wir auch später vielfach verkehrten. Der Führer der Barke, in welcher der alte Würdenträger gekommen war, stieg auch bei uns an Bord. Er war ein dicker Mann, von unangenehmem Aeußern, und machte sich ungemein wichtig. Es traf sich aber, daß sein eitler Dünkel scharf bestraft wurde, und zwar in einer Weise, welche für Land und Leute kennzeichnend ist. Als wir anlegten, sahen wir uns durch einige Barken, welche in der Nähe nichts zu schaffen hatten, einigermaßen behindert. Da warf ein Würdenträger etliche Worte hin und sogleich traten zwei halbnackte Schutzleute vor, eine Art von Lictoren, welche sich stets im Geleit angesehener Männer befinden. Als Zeichen ihres Amtes tragen sie ein derbes indisches Rohr und rothlackirte Hüte. Diese Männer der ausübenden Gerechtigkeit packten jenen Schiffsführer, als er sich eben recht aufblähete, banden ihn an Händen und Füßen, prügelten ihn tüchtig durch und warfen ihn dann auf einen Haufen Backsteine.

Am Abend besahen wir uns Stadt und Umgegend. Jene war einst die Hauptstadt des Reiches, ist aber jetzt in Verfall und ohne alle Bedeutung.

6. Die Landschaft. — Ankunft in Amerapura.

Die Wege in den Umgebungen erinnerten uns an Europa, nur die Cactushecken gaben demselben etwas Fremdartiges. Wir stiegen etwa dreihundert Stufen zu einem in

Trümmern liegenden Tempel hinan, und hatten von dort eine wunderbar schöne Aussicht. Selbst am herrlichen Rhein wüßte ich Nichts, was sich damit vergleichen ließe. Der Irawaddy macht plötzlich eine Biegung und bildet einen rechten Winkel. Er erglänzt wie ein Silberstreifen und faßt die smaragdgrüne Insel mit seinem lichten Rahmen ein; dann scheint er sich in den blauen Bergen am fernen Horizonte zu verlieren. An einer andern Stelle gleicht er unter den Strahlen der Sonne einem Strome flüssigen Goldes. Vor uns lag in der Ferne Amerapura, unter einem leichten Nebelschleier, mit seinen Palästen und Pagoden, zu unseren Füßen sahen wir lauter Prachtbäume und Pagodendächer, die goldig schimmerten; weiterhin spiegelten sich in einer seeartigen Erweiterung des Irawaddy grüne Hügel und laufendes Gewölk. Der Strom war belebt von unzähligen vergoldeten Barken und Kähnen, deren Musik wir vernahmen. Nach einer andern Seite hin lagen die nackten, steilen Hügel von Sagaïn, und auf jedem erhob sich ein dunkles Kloster oder ein weißes Bo-phaya. Es war ein Gewirr von Inseln und Tempeln, Dörfern und Schiffen und nackten Hügeln, und auf der andern Seite des Stromes lag das alte Awa in Trümmern. Der Anblick war überwältigend und nie werde ich ihn vergessen.

Wir besuchten die Pagode von Chung mu dau. Auf dem Wege dorthin kamen wir durch mehrere Dörfer, in deren jedem ein besonderes Handwerk getrieben wird. Die eine Ortschaft ist nur von Papiermachern, die andere lediglich von Schmieden, die dritte von Marmorarbeitern bewohnt. Diese letzteren sind Bildhauer und verfertigen nichts weiter als Buddhabilder; sie verstehen es, denselben eine ganz ausgezeichnete Politur zu geben, welche sie vermittelst eines aus fossilem Holze bereiteten Teiges herstellen. Für einen etwa drei Fuß hohen Gautama verlangte man 237 Dollars, für einen kleinen, mit Gold belegten, tragbaren Götzen nur 21 Dollars. —

Am 30. August erschien Mittags wieder eine mächtige Flotte von Kriegsschiffen im Geleit des Wague Mengyi, welcher dem Gesandten entgegenfuhr. Dieser Beamte galt für einen äußerst rechtschaffenen, gemäßigten Mann, und er führt den Vorsitz im Hwlot dau oder königlichen Rathe. Die Begegnung war recht herzlich. Die Rede kam auf das Planetensystem, welches Major Phayre den Barmanen begreiflich machen wollte. Diese haben über das Himmelssystem ganz eigenthümliche Ansichten. Sie nehmen ein Centralgebirge an, Mayen mo, das einige hunderttausend Meilen hoch ist; an demselben haften vier große Inseln. Asien mit Europa bildet das südliche Eiland. Diese vier Erdtheile werden von der Sonne beschienen, welche um das Gebirge kreiset. Der Barmane fragte, welche Völker an das von Phayre entwickelte Planetensystem glauben, und erhielt die entsprechende Antwort. Jener äußerte: „Demnach alle Weißen. Ich muß mit dem Pater Abbona über die Sache reden!“

Abends erschien der goanesische Portugiese Camarella mit einem zahlreichen Gefolge von Dienern; diese trugen etwa dreißig silberne Schüsseln mit Fleischspeisen und Zuckerwerk, welche das königliche Paar der Gesandtschaft überreichen ließ. Natürlich wurden alle Gerichte sorgfältig gekostet, und insbesondere mundete uns ein Auflauf von Geflügel und Schweinefleisch mit Reismehl. Er würde dem besten europäischen Kochkünstler Ehre gemacht haben, war aber auch unter höchsteigner Obhut Ihrer Hoheit der Prinzessin Pachan, des Königs Schwester, verfertigt worden.

Am 1. September fuhren wir weiter. Der Fluß war weit über seine Ufer getreten und deshalb mußten Kriegsbarken vor uns das Fahrwasser bezeichnen. Dann steuerten wir aus dem Irawaddy in den Mayit nge oder See von Amerapura, umgeben von unzähligen Fahrzeugen, unter denen wir bald auch die Barken des Königs bemerkten. Die eine war in der That königlich. Das Bugspriet wurde von einem Pfauenkopfe gebildet, auf dem Deck wehten unzählige Flaggen, das Ganze war wie mit Gold übergossen. Das Fahrwasser machte so viele Windungen, daß die Hügel von Sagaïn um uns herum zu tanzen schienen. Nachdem wir durch ein Gewirr von sehr engen Kanälen uns hindurchgewunden hatten, waren wir endlich dem Ziele unserer Reise nahe, an der unendlich langen Brücke, welche durch den See nach Amerapura führt. Brücke und Ufer waren mit Neugierigen bedeckt, von denen Manche bis an den Gürtel im Wasser standen. Für uns hielt man am Landeplatze Elephanten bereit, wir gingen aber lieber zu Fuß zwischen einer doppelten Reihe von Soldaten hindurch. Alle trugen Säbel und Musketen; die sogenannten regelmäßigen Krieger, welche Dienst in der Hauptstadt haben, waren bekleidet mit groben, rothen Jacken, Zinngürteln und breiten, glockenförmigen Hüten aus Bambus, der grün oder mit Goldlack bemalt wird. Auch sahen wir Reiter auf mageren Pferden mit kurzen Lanzen und Dhas, d. h. Yatagans; sie sahen kläglich aus. Einige Offiziere waren glänzend aufgeputzt und saßen zwischen hohen Sattelknöpfen auf vergoldeter Büffelhaut, die obendrein mit Drachengestalten geschmückt ist.

Unsere Wohnung lag etwa drei Viertelstunden vom Landungsplatze. Wir mußten sie einnehmen, weil in derselben auch die früheren englischen Gesandtschaften untergebracht worden waren. Sie hielt etwa 1500 Fuß in's Gevierte und war mit Pfahlwerk von Bambus umgeben. Außerhalb waren Schuppen für etwa sechshundert Krieger angebracht, die uns beschützen oder vielmehr überwachen sollten. Das Haus war eigentlich nur eine große Bude; das Gezimmer aus Teckholz, Wände und Dielen von Bambus. Der Speisesaal war wohl siebenzig Fuß lang und mit chinesischen Blumengefäßen nebst künstlichen Blumen und Bäumen geschmückt, der Boden mit bedrucktem Filzteppich aus China belegt; der Penka, Luftwedel, mit großen chinesischen Laternen geschmückt. In diese stellte man Abends gelbe Wachsstöcke. Dem Saal entlang lief eine Veranda, von der wir den Ausblick auf einen großen Säulengang hatten. Unter diesem Porticus, der sich wie ein kolossaler Regenschirm ausnahm, wurde Theater gespielt und Musik gemacht. Dieser Ehre wären wir gern überhoben gewesen.

Amerapura, im Pali die „unsterbliche Stadt“, ist neuen Ursprungs; sie wurde von Mentaragayi Phra gegründet, dem Sohne Alompras, welcher die Barmanen in der Mitte des vorigen Jahrhunderts vom Joche der Peguaner befreiete. Mentaragayi soll am 10. Mai 1783 von seinem Palaste Besitz genommen haben. Im Jahre 1822 wurde die Stadt von seinem Nachfolger verlassen; aber darin sah das Volk ein böses Vorzeichen. Die Folgen hätten sich, meinen die Barmanen, bald gezeigt; die Engländer blieben in dem Kriege von 1824 bis 1826 siegreich. Es war ein übler Brauch von Seiten der Könige, daß sie ihre Residenz immer weiter stromaufwärts rückten, von Prome nach Pagan, von dort nach Panaya und dann nach Awa und nach Amerapura. Sie entfremdeten sich dadurch dem Meere.

7. Amerapura, dessen Paläste und Tempel. — Der weiße Elephant.

Das Gelände, auf welchem Amerapura steht, erhebt sich nicht eben hoch über den Irawaddy und bildet in der Regenzeit eine lange Halbinsel, welche auf der Nordseite mit

dem festen Lande verbunden ist. Nach den übrigen Ufern führen Landstraßen, die man mit Backsteinen gepflastert hat, und außerordentlich lange Brücken. In der trockenen Jahreszeit bespült der Strom nur die westliche Vorstadt. Die eigentliche Stadt liegt auf der breitesten Stelle der Halbinsel und bildet ein großes Viereck; sie ist mit zwölf Fuß hohen Mauern umzogen. Jede einzelne Seite hat drei Thore und dreizehn oder vierzehn Bastionen. Etwa hundert Fuß von der Mauer entfernt, ist ringsum ein sechszehn Fuß tiefer Graben mit Böschungen und Gegenböschungen gezogen; doch wollen diese Vertheidigungsanstalten wenig bedeuten, da ohnehin nirgends Kanonen zu erblicken sind. Die Straßen führen von einem Thore zum andern und durchschneiden einander in rechten Winkeln.

Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten der alten barmanischen Städte (Pegu, Sagaïn, Tungu, Tavoy ꝛc.), daß der Palast in der Mitte der Stadt liegt und die Mauern desselben mit jenen der Stadt einen genauen Parallelismus bilden. Der Palast in Amerapura hat drei Mauerumfassungen und dazu noch ein hohes Pfahlwerk von Teckholz, zu welchem dann noch eine Backsteinmauer kommt. Jede Palastseite hat ein Eingangsthor und dort hält ein Offizier Wache. Sobald man die letzte Mauer hinter sich hat, steht man vor dem Maye nan, dem Erdpalaste. Er heißt so, weil sein Boden aus hartgestampfter Erde besteht; in ihm befindet sich der große Audienzsaal. Das ganze Bauwerk ist von Holz und vielfach vergoldet; der große Audienzsaal hat sechszig Fuß Tiefe. An dem einen Ende befindet sich der Thron und über demselben, wie die barmanischen Geometer behaupten, in der Mitte der Stadt und des Palastes, erhebt sich ein zierlicher Phaya Sath, hölzerner Glockenthurm, auf welchem ein vergoldeter Hti erglänzt. Auch der Glockenthurm ist früher vergoldet gewesen und man sieht noch heute einige Spuren davon.

Nördlich vom Palaste liegt ein anderer, nämlich jener des „Herrn weißen Elephanten", hinter welchem sich die Gemächer Seiner Herrlichkeit befinden. Die ordinären Elephanten sind in anderen Ställen untergebracht. Des jetzigen weißen Elephanten Herrlichkeit bekleidet seine hohe Würde seit etwa einem halben Jahrhundert, denn er ist 1806 eingefangen worden. Er ist ein gewaltiges Thier von zehn Fuß Höhe, aber sein Körper ist sehr lang und viel zu mager. Allem Anschein nach war er nicht recht gesund, sein Blick hatte etwas Falsches und Unangenehmes, selbst die Wärter schienen ihm nicht zu trauen und man gab uns den Rath, seinem Kopfe nicht nahe zu kommen. Man sagte uns, der kleine röthliche Ring um seinen Augapfel gleiche einem „Kreise von neun Edelsteinen", das heißt einem Talisman.

Bei feierlichen Gelegenheiten wird er in großem Schmuck aufgeführt. Der hakenförmige Stachel, mit welchem sein Führer ihn lenkt, ist etwa drei Fuß lang und durchaus mit Perlen besetzt, die von Rubinreifen unterbrochen werden; die Handhabe ist von goldverziertem Krystall. Sein Kopfschmuck, eine kronenartige Mütze von Scharlachtuch, strahlte von Rubinen und Diamanten; seine Stirn war mit „Kreisen von neun prächtigen Edelsteinen" geschmückt, welche bösen Einfluß abwenden solle. In vollem Staat, wenn auch der König in voller Gala auftrat und von den hohen Würdenträgern umgeben war, hatte Seine Herrlichkeit, nämlich der weiße Elephant, vor dem Kopfe eine goldene Platte, auf welcher alle seine Titel geschrieben stehen, und zwischen den Augen noch einen Halbmond von sehr großen Edelsteinen. An den Ohren hängen mächtige silberne Eicheln und das Geschirr besteht aus scharlachrothen mit Gold und Seide gestickten Streifen. Er besitzt ein Lehngut, das ihm ganz allein gehört, hat seinen eigenen Minister, vier goldene Sonnenschirme und einen Hofhalt von dreißig Personen. Ein Barmane, welcher den Palast des weißen Elephanten betritt, muß vor der Thür die Fußbekleidung ablegen.

Es kommt häufig vor, daß man dem Hofe frohe Kunde vom Einfangen eines weißen Elephanten giebt und dann herrscht allemal eine freudige Aufregung; insgemein ergiebt aber eine genaue Untersuchung, daß die Ansprüche nicht begründet sind. Darüber ist dann der König sehr betrübt; der Fang eines wirklichen weißen (d. h. gelblich-bräunlichen) Elephanten wäre ihm nämlich sehr willkommen, er würde darin eine Bestätigung finden, daß der Himmel ihn als rechtmäßigen Herrscher anerkenne. Es scheint, als ob er einige Gewissensbisse fühle, weil er seinem Bruder den Thron geraubt hat. Im Jahre 1831 hatte man einen Elephanten entdeckt, der wirklich nichts zu wünschen übrig ließ, und man hätte ihm billigerweise eine Apanage geben müssen. Aber die Regierung war damals in bedrängten Umständen; im Frieden von Yan dabo hatte sie sich zur Zahlung von einer Million Pfund Sterling Kriegskosten an England verpflichtet, und war noch mit beträchtlichen Summen im Rückstande. Man mußte alle dem neuen Sennong, d. h. Gnädigen Herrn, gebührenden Einkünfte zur Abzahlung verwenden. Eine festlich gekleidete Anzahl von Würdenträgern erschien vor Seiner Herrlichkeit dem Elephanten und überbrachte ihm einen vom Könige eigenhändig auf Palmblätter geschriebenen Brief. Der Inhalt besagte, Seine Herrlichkeit möge es nicht übel nehmen, wenn man sein Einkommen zur Bezahlung der Kalas, Fremden, verwende; es solle ihm jedoch Alles wieder vergütet werden.

Vor dem Erdgeschosse des Audienzsaales stehen etwa zwanzig große Geschütze, darunter zwei Vierundzwanzigpfünder, die wahrscheinlich barmanischen Ursprungs sind und dem Volk alle Ehre machen. Einige Stücke kleinern Kalibers sehen wie stachelbedeckte Drachen aus, haben weit geöffnete Rachen, ausgebreitete Flügel und sind vortrefflich gearbeitet. Man sagte uns, daß die Barmanen sie den Siamesen abgenommen haben.

Das Reisen im Alterthum.

Eine antiquarische Rundschau von Dr. **Georg Ebers.**

Erster Artikel.

Die Inder. — Aegypter. — Syrer, Phönikier, Araber. — Assyrer. — Perser. — Griechen.

Mit gutem Rechte ist gesagt worden, unser Jahrhundert lebe schneller als seine Vorgänger. Kunstreiche Maschinen verrichten Das, wozu unsere Ahnen Tage brauchten, in Stunden. Die Arbeit der Menschenhand wird durch eiserne Arme, und die Kraft und Geschwindigkeit der Rinder, Kameele und Pferde durch heiße Wasserdämpfe, die dem

Menschen Sklavendienste leisten, ersetzt. Der elektrische Funke trägt den Gedanken in Sekunden von Erdtheil zu Erdtheil, ja selbst das geschriebene Wort soll bald durch den Druck der Luft, in metallenen Röhren, schnell wie der Blitz von Stadt zu Stadt und von Land zu Land geschleudert werden.

Was unsere Väter für schnell halten durften, das erscheint uns langsam, und was wir schnell heißen, das würde ein früheres Jahrhundert „fabelhaft" und „undenkbar" genannt haben. Wenigen Jahrzehnten ist es gelungen, Geschwindigkeitsverhältnisse, die Jahrtausende lang dieselbe Gültigkeit hatten, vollkommen umzukehren.

Erstünde ein alter Römer, ein Unterthan etwa des reiselustigen Hadrian, aus dem Grabe, so würde er heute, was die Schnelligkeit und Bequemlichkeit aller Verkehrsmittel angeht, vor Staunen keine Worte finden, während derselbe, hätte er vor etwa 50 Jahren die Unterwelt verlassen, achselzuckend gesagt haben würde: „Aehnlich wie damals!"

Wie im Jahre 1800, so konnte er schon zu seiner Zeit Reisen mit unterlegten Pferden unternehmen, in Wirthshäusern einkehren, sich, wenn seine Person verdächtig erschien, auf seinen Paß berufen und Briefe und Päckchen von der Post befördern lassen.

Es möchte nicht uninteressant erscheinen, auf den Reiseverkehr der alten Völker näher einzugehen und den Lesern vorzuführen, wie wenig Grund die reisenden Bürger der alten heidnischen Kulturstaaten hatten, den Touristen selbst noch aus der Zeit Friedrich's des Großen zu beneiden, — wie dankbar die Söhne unserer Tage, von der andern Seite, den Männern der Wissenschaft sein müssen, die den Dampf und den Funken dem menschlichen Geiste dienstbar zu machen verstanden.

Sei es uns darum gestattet, zuerst die Verkehrsmittel, welche den Alten zu Gebote standen, von Volk zu Volk wandernd, zu betrachten, um später auf die Art und Weise einzugehen, in der die alten Kulturvölker zu reisen pflegten.

Den Indern gebot ihre Religion schon in frühester, vorchristlicher Zeit, die Landstraßen in gutem Stande zu erhalten, für Brücken und schattige Ruheplätze, für die Sauberkeit und den Schmuck der Wege zu sorgen. Schon in dem Gedicht Ramajana werden eigene Wegebeamte genannt, das Gesetzbuch Mann's verordnet eine sorgfältige Fürsorge für die Straßen, und Buddha, der große indische Reformator, befiehlt die gemeinnützigen Pässe und Wege der Sorgfalt jedes einzelnen Frommen. Seinem treuesten Jünger, dem Könige Açoka, wird besonders nachgerühmt, daß er die Wege mit schattigen Feigenbäumen und duftenden Mango-Hainen bepflanzt, labende Brunnen und kühle Ruheplätze bei den Straßen angelegt und Herbergen zum Genusse für Thiere und Menschen gebaut habe. Die griechischen Geographen rühmen die trefflichen Wege der Inder, und wir wissen, daß die Straßen bei großen Festen oder wenn der König daherzog, mit Mango, Myrthen und Orangenknospen, Rosen und Oleanderblüthen, Lorbeer- und Palmenblättern bestreut, mit Sandel- und Weihrauchdüften überräuchert und mit Guirlanden umwundenen Bäumen, in deren Laubwerk purpurne Vögel flatterten, umstellt wurden.

Auch der Verkehr zu Wasser war den Indern, wie sich sprachlich nachweisen läßt, schon in ältester Zeit wohlbekannt.

Geringere Kenntniß haben wir von den alt-ägyptischen Wegebauten. Der dortige Verkehr beschränkte sich, wie jener von Venedig, fast ausschließlich auf Wasserpfade. Die bedeutendste Verbindungsstraße, an der fast alle Städte lagen, war der Nil. Dieser Strom, dem man göttliche Verehrung zollte, wurde auf's sorgfältigste behütet. Viele Nilmesser gaben die Höhe des Wasserstandes an, der Möris-See regelte durch Ab- und Zufluß den Lauf seiner Fluten, und wachsame Mitglieder der Priesterkaste hatten Acht, daß kein Frevler das reine, heilige Wasser durch unreine oder todte Stoffe besudele. Dafür gab der Nil den herrlichsten Trunk. Ein Franzose nannte ihn den Champagner unter den Wassern, und die Mohammedaner sagen, daß der Prophet, wenn er Nilwasser getrunken hätte, sich ewiges Leben gewünscht haben würde. Die Frauen im Harem des Großsultans trinken täglich aus der Ferne herbeigebrachtes Nilwasser, und die Araber schreiben demselben in vielen Fällen Heilkraft zu.

Die Segnungen, welche die Verkehrsstraße der Aegypter ihrem Lande durch die Ueberschwemmungen bietet, sind so reich und allgemein bekannt, daß wir dieselben übergehen und uns nicht wundern können, wenn wir die alten Aegypter den Nil „Allerheiligster Vater", „Erhalter des Landes", „großer Gott" nennen hören.

Heute noch werden Jubelfeste gefeiert, wenn der Strom, den von der Sonne ausgedörrten Boden befruchtend, seine Ufer verläßt; und eine alte Sage erzählt, daß einst dem Gotte Nil, damit er seine Gaben nicht einstelle, alljährlich eine schöne Jungfrau geopfert, d. h. in seine Arme geschleudert worden wäre. Ein Erdhügel, denn man bei den Dämmen aufschüttet, wenn der Nil überzutreten beginnt, heißt darum heute noch „Arûsch", das ist: die Braut.

Als Aegypten von den Arabern erobert wurde, soll der Feldherr des Islam Am'r-Ibn-El'-A's dies Opfer verboten haben. Die Zeit des Beginns der Ueberschwemmung war bereits zwei Monate vorüber und der Nil, welcher sich seines Opfers beraubt sah, blieb nach wie vor in dem alten Bette. Das Volk war in Verzweiflung. Eine Hungersnoth schien unvermeidlich, denn in Aegypten, wo es fast niemals regnet, muß die Ueberschwemmung nicht nur das Naß der Wolken, sondern auch durch den Schlamm, den sie auf den Aeckern zurückläßt, den Dünger vertreten.

Da schrieb den Feldherr an den Chalifen und fragte, wie er sich zu verhalten habe. — Omar billigte die Handlungsweise des Am'r und sandte zu gleicher Zeit ein Briefchen an den Nil folgenden Inhalts:

„Von Abd-Allah-Omar, Fürsten der Gläubigen, an den Nil Aegyptens.

„Wenn du durch dich selbst fließest, so fließe nicht, wenn aber Gott der Einzige, der Mächtige, dich fließen läßt, so flehen wir zu Gott dem Einzigen, dem Mächtigen, daß er dich fließen lasse."

Der Brief ward in den Nil geworfen, welcher dann, drei Monate nach der gewöhnlichen Ueberschwemmungszeit, sofort in einer einzigen Nacht zehn Ellen in die Höhe stieg.

Diese unglaubliche Geschichte möge dazu dienen, die Sehnsucht der Aegypter nach den Ueberschwemmungen zu charakterisiren. In der That brachten dieselben dem Lande der Pharaonen Nichts als Gutes, denn der Nil hemmte nicht einmal, wie andere Ströme, durch sein Uebertreten den Verkehr. Im Gegentheil! Wo es keine Landwege gab, da bildeten sich zur Ueberschwemmungszeit Wasserstraßen, die mit leichten Kähnen befahren wurden.

Von den Katarakten bis zum Mittelländischen Meere zogen täglich Tausende jener Nilbarken, welche durch ihre bemalten Wände, bunten Segel und leichten Pavillons einen zauberhaften Anblick dargeboten haben müssen, hin und her. Einige derselben dienten dem Personenverkehre, fröhlichen Lust- und frommen Pilgerfahrten, andere dem Handel und trugen entweder die Güter Aethiopiens und Aegyptens zu

den Häfen des Mittelmeeres, oder die Schätze Asiens und Griechenlands zum südlichern Gebiete des Nil.

Schon im 14. Jahrhundert vor Christo machte König Ramses, jener große Eroberer, den die Griechen Sesostris nannten, den Versuch, eine neue Straße anzulegen, welche die große Verkehrsader Aegyptens mit dem Rothen Meere verbinden sollte. Die Idee des Suezkanals ist älter als drei Jahrtausende und hat sich schon einmal als ausführbar bewährt.*)

Ramses ließ das begonnene Werk unvollendet, weil man ihm sagte (die ägyptischen Priester eiferten, wie die heutigen chinesischen Konservativen, gegen jeden Verkehr mit dem Auslande), das Rothe Meer stehe höher als der Nil, und werde, sollte man den Kanal zu Ende führen, mit seinen salzigen unfruchtbaren Wassern das ägyptische Ackerland überfluthen.

Der Pharao Necho (um 600 vor Chr.) nahm den Gedanken seines großen Ahnherrn wieder auf, versuchte die bitteren Seen in den Kanalbau hineinzuziehen, ließ jedoch gleichfalls von seinem Unternehmen ab, als ihm ein Orakelspruch zurief, das begonnene Werk werde nicht den Aegyptern, sondern den Ausländern zu Gute kommen. Ein anderer Berichterstatter giebt an, der Tod habe Necho vor der Vollendung des Kanals ereilt. — Wie eifrig der Bau desselben betrieben wurde, beweist die glaubhafte Nachricht, daß 120,000 Arbeiter während des Grabens in der Wüste ihren Tod gefunden hätten.

Endlich unternahm König Darius, nachdem Aegypten eine Provinz des persischen Weltreichs geworden war, unbeeinflußt von den Priestern, das begonnene Werk des Ramses und Necho zu vollenden. Seine Mühen wurden mit Erfolg gekrönt. Ein 25 Meilen langer Kanal verband den Nil und also das Mittelländische mit dem Rothen Meer. Fortan konnten Reisende und Frachtgüter, ohne das Schiff verlassen zu müssen, von den griechischen und phönikischen zu den süd-persischen und indischen Häfen gelangen.

Das Meer, das bedeutsamste Bindemittel der Völker, wurde von den alten Aegyptern nur spärlich benutzt. Sie hielten die salzige Flut, welche dem Reiche des Bösen (des Typhon) angehörte, für unrein. Ihr stabiler, jedem In's-Weite-Schweifen und vom Altgehergebrachten Abweichenden feindlicher, Sinn, sowie die hochmüthige Verachtung, welche sie allem Nichtägyptischen entgegentrugen, hielt sie von weiteren Reisen ab.

In späterer Zeit bauten sie zwar Seeschiffe, aber sie bemannten dieselben mit fremden, meist phönikischen und syrischen Matrosen. Wenn wir im Herodot lesen, daß ägyptische Schiffe unter Necho (600 vor Chr.) bereits das Kap der guten Hoffnung umsegelten, so haben wir diese kühnen Fahrten keineswegs dem ägyptischen, sondern lediglich dem Unternehmungsgeiste der Phönikier zuzuschreiben, die dem Pharao als Matrosen und Steuerleute dienten.**)

Jene Syrier und Phönikier sind die eigentlichen Reisenden des Alterthums. Schon in der homerischen Zeit sehen wir ihre Schiffe, Handel und Seeraub treibend, von Hafen zu Hafen, von Küste zu Küste fahren. Wir vernehmen, daß sie bis zum Ostseegestade, um Bernstein, bis zu den britannischen Inseln, um Zinn und andere Metalle einzuhandeln, gelangten; ja wir wissen sogar, daß sie (gegen 1000 vor Chr.) unter ihrem Könige Hiram und dem Beherrscher der Juden, Salomo, bis zur Indus-Mündung kamen. Sie nannten das neu entdeckte Land „Ophir" und kehrten mit reichen Schätzen an Gold, Juwelen, Elfenbein, wohlriechendem Holze, Affen und Pfauen nach Vorderasien zurück.

Ihr kleines Heimathland faßte nicht die Zahl seiner Bewohner; deshalb zogen aus den phönikischen Häfen viele reich beladene Schiffe, welche für Schaaren von Auswanderern günstige Ansiedelungsplätze an den Küsten von Afrika, Kreta, Cypern und Sicilien aufsuchten. Das Mutterland blieb mit den Pflanzstädten in steter Verbindung und der Verkehr der Kolonisten mit der Heimat verdoppelte die Zahl der reisenden Phönikier. Jeder kennt die Gründung Karthagos durch die tyrische Fürstin Dido und die sich an dieselbe knüpfenden Sagen; weniger bekannt dürfte aber der Umstand sein, daß die Redensart „Kreti und Plethi" der aus Kretern und Philistern (syrischen Auswanderern) vermischten Bevölkerung der Insel Kreta ihren Ursprung verdankt. Uebrigens ist es nicht unmöglich, daß sich diese sehr alte Redensart ursprünglich auf die Leibwache des David bezog, welche zum größern Theile aus Kretern und Philistern bestand.

Aber die phönikische Reiselust beschränkte sich nicht allein auf das Meer. Schon in frühester Zeit finden wir ihre Karawanen, den Handel der ägyptischen und assyrischen Weltreiche vermittelnd, auf allen Heerstraßen. In ihrer Heimat galt das babylonische Gewicht, ein Umstand, der von ihrem regen Verkehre mit dem Euphrat zeugt. Wir kennen drei verschiedene große Heerstraßen, auf denen die phönikischen Karawanen nach Mesopotamien, besonders nach Babylon und Ninive, zu ziehen pflegten; ja wir können bestimmt versichern, daß sidonische und tyrische reisende Kaufleute bis zum südlichen Arabien gelangten, um aus der Gegend von Saba Wohlgerüche, Gewürze, Elfenbein und Ebenholz abzuholen.

Ein anderes semitisches Volk, die Araber, war nicht weniger reiselustig, als seine nördlichen Nachbarn. Aber während diese das feuchte Meer mit Vorliebe durchsegelten, wählten die Stämme des nördlichen Arabiens die trockene See, die Wüste, zum Schauplatz ihrer Wanderzüge. Ohne Pfad und Heerstraße folgten sie, mit feinem Lokalsinne begabt, dem Laufe der Ströme, die sie als ihre Leiter und als Boten der ersehnten Kühlung der Nacht göttlich verehrten.

Seit Jahrtausenden hat sich die Lebensart dieser Wüstenstämme nur wenig verändert. Wir hören derselben schon von den Alten als „Räuber, welche zu gleicher Zeit den Handel vermitteln", erwähnen. Diese kurze Charakteristik paßt ebenso gut auf die Beduinen von heute, als auf die Araber aus der Zeit des Plinius. Dasselbe gilt von dem Berichte eines andern alten Schriftstellers, des Ammianus Marcellinus, der die Lebensart der Wüstensöhne also beschreibt: „Schnelle, zierlich gebaute Pferde reitend, sind sie überall und nirgends. Es ist ihnen unmöglich, längere Zeit an demselben Platze zu verweilen; sie haben keine festen Wohnsitze und verbringen ihr Leben auf einer steten Flucht."

Daß ein derartiges Wandervolk weder an Herbergen noch an sorglich erhaltene Heerstraßen denken mochte, ist einleuchtend.

Die Bewohner des südlichen Arabiens unterscheiden sich wesentlich von ihren nördlichen Brüdern. Ihre Heimat wird von den Alten als eine von den Göttern also gesegnete dargestellt, daß z. B. die Griechen das Land Yemen nicht anders als das „glückliche Arabien" zu nennen

---

*) Aber nicht, mit Umgehung des Nils, direkt von Meer zu Meer, sondern es handelte sich um einen Kanal aus dem Nil bis zum rothen Meere. A.

**) In der neuesten Zeit ist diese angebliche Umschiffung Afrikas von Sir Cornewall Lewis, in dessen Geschichte der Astronomie bei den Alten, mit mancherlei Gründen abermals bestritten werden. A.

pflegten. Alle Gewürze und Spezereien verdankten, wie man meinte, ihren Ursprung diesen reichen Gegenden, deren Erzeugnisse theils von den nördlichen Arabern, theils von phönikischen Seefahrern den Völkern aller Welttheile zugeführt wurden.

Dem Schiffer wehten von der Küste dieses Erdstrichs schon aus der Ferne süße Düfte entgegen und die Bewohner desselben athmeten nichts als Wohlgeruch.

Uebrigens griffen die südlichen Araber selbstthätig in den Handel ein. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sie mit den Inseln des indischen Oceans in Verkehr standen; sehen wir sie doch z. B. Zimmet, welcher keineswegs in ihrer Heimat, sondern fast ausschließlich auf der Insel Ceylon gedeiht, versenden. Im Alterthum wurde erzählt, daß große Raubvögel die Zimmetröhren, welche ihnen von den Eingeborenen durch List abgejagt würden, nach Arabien brächten.

Eine Reisende aus dem südlichen Arabien ist allgemein bekannt; wir meinen die Königin von Saba, zu der (gegen 1000 vor Chr.) das Gerücht von der Weisheit des Salomo bis in das Reich Arabien gedrungen war. „Und sie kam gen Jerusalem mit einem sehr großen Zuge, mit Kameelen, die Spezerei trugen, und viel Gold und Edelgestein, um Salomo mit Räthseln zu versuchen."

Als die Brüder des Joseph den Liebling ihres Vaters in die Grube geworfen hatten, „da sahen sie einen Haufen Ismaeliter (Araber) kommen mit ihren Kameelen, die trugen Würze, Balsam und Myrrhen und zogen hinab nach Aegypten."

Aus dieser und vielen anderen Stellen ersehen wir, daß Arabien auch mit dem Reiche der Pharaonen in Handelsverbindung stand. Aegypten bedurfte zur Mumisirung seiner Todten ganz besonders jener Erzeugnisse des sabäischen Gewürzlandes. Darum bewegte sich ein niemals stockender Reisezug von der arabischen Wüste zum Nil. Heute noch ist Aegypten die Haupternährerin der arabischen Beduinen. Ein Häuptling derselben sagte dem trefflichen Niebuhr: „Wenn nur Aegypten stehen bleibt, dann mögen unsertwegen alle anderen Länder untergehn."

Im assyrischen Reiche finden wir schon in frühester Zeit dauerhaft angelegte Wege. Man zeigte noch dem griechischen Geographen Pausanias die wohlerhaltene Heerstraße, auf welcher der schöne Memnon mit einem assyrischen Heere von Susa aus, zum Entsatze von Ilion, während des trojanischen Krieges, dem bedrängten Priamos zu Hülfe gezogen sein sollte. Noch heute finden sich Spuren dieses Weges, den die Eingeborenen „Jadaki Atabek" nennen. Die zahlreichen assyrischen Kriegszüge mit bedeutenden Heeren und die Handelsverbindungen der Phönikier und Mesopotamier lassen voraussetzen, daß es außer den vorgenannten und den Wasserstraßen (Euphrat und Tigris) viele gangbare Wege in Assyrien gab. Die meisten derselben wurden, der Semiramis (um 1200 vor Chr.) zugeschrieben.

Die größte Sorge für gute Verkehrsstraßen trugen, wenn auch in etwas späterer Zeit, ohne Zweifel die Könige von Persien. Schon der große Cyrus, der Begründer des persischen Weltreichs, begriff, daß die ungeheuren Entfernungen seiner unermeßlichen Länder nur durch gute Verkehrsmittel verkürzt werden könnten. Je besser die Straßen wurden, je schneller konnten seine Heere aufständische Provinzen bedrohen; darum verbesserte er die alten assyrischen Wege, legte zur Sicherung derselben Festungswerke an, baute bei jeder dritten Meile ein Fremdenhaus, richtete einen förmlichen Postdienst ein, theilte die Entfernungen genau nach Parasangen und ließ Meilensteine an den Straßen aufstellen.

Solche Meilensteine finden sich noch heute in Kurdistan bei dem alten Wege, der wahrscheinlich von Babylon nach Ekbatana führte. Die Kurden nennen dieselben „blaue Steine". In der That bestehen sie aus glatten Kegeln von bläulichem Granit. Sie sind mindestens 6′ hoch, 2′ breit und 1′ dick, ruhen auf einer Steinplatte von 5′ im Quadrat und sind mit Keilschriftzeichen (den Buchstaben der Assyrer, Meder und Perser) bedeckt.

Zur Zeit des Darius (um 500 v. Chr.) finden wir im ganzen medisch-persischen Reiche wohlgeordnete Straßen, welche oftmals die schwierigsten Terrains durchschneiden. Dieselben verbanden das ionische Griechenland mit dem lydischen Sardes, dem alten Babylon und der Königsstadt Susa; sie führten von Syrien nach Mesopotamien, von Ekbatana nach Persepolis und Susa, von Armenien zum südlichen Persien.

Jene Posten des Cyrus wurden von Darius, dem großen Organisator des persischen Reichs, ganz besonders berücksichtigt und vervollkommnet. Die Griechen erzählen mit vieler Anerkennung und Bewunderung von dieser so nützlichen Einrichtung, deren Trefflichkeit auch uns, wenn wir die frühe Zeit ihrer Entstehung bedenken, überraschen muß.

In jedem der 3 bis 4 Meilen von einander entfernten Stationshäuser standen stets gesattelte Pferde und zum Aufbruch fertige Männer bereit. Der erste Reiter warf das zu Befördernde dem zweiten, der zweite dem dritten zu u. s. f., bis der letzte mit seiner Sendung am Ziele war. Diese Kouriere hießen auf persisch „Angaren". Ein griechischer Berichterstatter sagt von ihnen: „Nichts auf der Welt ist schneller als sie. Die Tauben und Kraniche vermögen ihnen kaum zu folgen. An jeder Station wechseln Roß und Reiter, die weder Regen, noch Schnee, noch Frost, noch Hitze, noch die Finsterniß der Nacht ihren Lauf zu vollenden hindern kann."

Diese Angaren brauchten, um die Strecke von Susa nach Sardes 13,500 Stadien, das sind 337 deutsche Meilen zu durchmessen, nicht länger als 6 Tage. Sie legten also, ohne den nothwendigen Aufenthalt zu rechnen, in einem Tage 56, in einer Stunde $2\frac{1}{3}$ deutsche Meilen zurück.*)

Wir sind sicher, daß weder die Kouriere Napoleon's I., noch die Feldjäger Friedrich Wilhelm's III. die ihnen anvertrauten Depeschen schneller und zweckmäßiger befördern konnten. Bis zum ersten Eisenbahn-Passagier blieben die Angaren die schnellsten Reisenden der Welt.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Perser jene trefflichen Verkehrsstraßen fleißig benutzt haben; denn wenn sie auch den Handel für unmännlich hielten und denselben ihren semitischen Nachbarn gern überließen, so waren sie doch, wie Herodot berichtet, ihrer indo-germanischen Herkunft treu, nach allem Neuen und Fremden ausnehmend begierig und darum dem Reisen keineswegs abhold.

Der vornehme Perser kam eigentlich niemals recht zur Ruhe. Er war durch die Sitte verpflichtet, sein Leben an der Pforte und unter den Augen des Königs zuzubringen; dieser aber wechselte drei- oder viermal im Jahre seine Residenz. Wenn die Hitze des Sommers nahte, dann begab sich der Hof nach Ekbatana, Persepolis oder Pasargadae, um

---

*) Das persische Epos sagt von solchem Boten:

„Er nahm den Brief und eilte fort geschwind,
Nicht Rast und Schlaf sich gönnend; wie der Wind
Flog er bei Tag und Nacht, der gute Bote
Und fragte nicht nach Wasser und nach Brote.
. . . . . .
. . . . . Nüstern vernahm
Ein Reiter nahe wie mit Sturmesschwinge,
Auf einem Renner, der den Weg verschlinge."

der kühlen Luft des Gebirges zu genießen, während man im kalten Winter das warme Babylon oder das gegen rauhe Winde geschützte Susa zu bewohnen pflegte.

Wenn wir die Verkehrsmittel jener Zeit, die Schwerfälligkeit des zahllosen königlichen Reisezuges und die großen, jene Residenzen trennenden Entfernungen in Betracht nehmen, so bleibt uns kein Zweifel übrig, daß sich der persische Hof — und dieser bestand aus wenigstens 15,000 Menschen (so viele wurden aus der Küche des Königs gespeist) — ungefähr den fünften Theil des Jahres auf Reisen befunden habe.

Viele Vornehme, welche Provinzen als Statthalter verwalteten, mußten sich oftmals auf weiten Wegen zum Könige begeben, während ein dritter Theil des Adels, der im Kriegsheere diente, seine Garnison nicht selten wechselte und heute gegen die Inder, morgen gegen die Scythen, Kaspier, Aegypter oder Hellenen in's Feld geschickt werden konnte.

Leider wissen wir aus griechischen Quellen wenig, ja fast gar nichts von dem persischen Bürger- und Bauernstande. In dem Könige und seiner Umgebung concentrirte sich der ganze Staat. Kein hellenischer Berichterstatter findet es, vom Glanze dieses Hofes ausschließlich in Anspruch genommen, der Mühe, werth über die geringeren persischen Unterthanen nähere Mittheilungen zu machen; darum können wir nur vermuthen, daß auch die Bürger jene trefflichen Heerstraßen benutzt und sich dann und wann auf Reisen begeben haben werden. Der Gebrauch der Kurierposten war ihnen vorenthalten, denn diese standen ausschließlich im Dienste des Königs und der höchsten Staatsbeamten.

Ganz anders sah es um die Verkehrsmittel der Griechen aus. Hier, im Lande der Bürgerfreiheit, stand Alles auf allgemeine Kosten Eingerichtete, der Benutzung des Höchsten wie des Geringsten — wenn er frei geboren war — offen. Freilich konnten sich, wenigstens in früherer Zeit, die Landstraßen der Hellenen keineswegs mit den persischen messen. Dies erhellt schon aus dem Erstaunen, mit dem griechische Geographen und Historiker von den persischen Verkehrsmitteln reden. Dennoch fehlte es auch den Griechen nicht an guten Landstraßen.

Wie der Phönikier für den Handel, der Perser, um die ungeheuren Entfernungen seines Reichs abzukürzen, Wege baute, so legte der Grieche Straßen an, um jedem Bürger die Anschauung des Schönen und Guten zu erleichtern und der Frömmigkeit Vorschub zu leisten.

Die besten Landstraßen, deren erwähnt wird, führten zu den Orten, an denen sie ihre Wettkämpfe zu feiern pflegten und zu den vornehmsten Heiligthümern und Orakelstätten: nach Olympia, zum Isthmus, nach Delphi und Dodona. — Wie gut man selbst die schwierigsten Wegebauten auszuführen verstand, beweist die Brücke, welche Mandrokles, ein berühmter Architekt von Samos, für König Darius über den an der schmalsten Stelle eine Viertelmeile breiten Bosporus schlug. Dieser eitle, pflichtvergessene Baumeister stellte zum Gedächtnisse an das Werk, welches er zum Schaden seines eignen Volks errichtet hatte, ein Bild, das den Uebergang des persischen Heeres, seine Brücke und den König darstellte, im Heratempel von Samos auf. Folgende Inschrift verkündete, statt des vermeinten Ruhms, die Schande des käuflichen Künstlers: „Dies Bild der schwimmenden Brücke weihte Mandrokles, nachdem er den fischreichen Bosporus überbrückt hatte, der Hera. Hierdurch schmückte er sich selbst mit dem Kranze, Samos mit Ehre und er vollendete sein Werk also, daß es dem Könige Darius gefiel."

Das wesentlichste Verkehrsmittel der Griechen war die See, welche das hellenische Mutterland mit seinen zahlreichen Pflanzstädten auf den Inseln und den Küsten des Mittelländischen Meeres verband. Je reicher die Kolonien, je höher stieg der Ruhm hellenischer Seefahrer; ja derselbe überstrahlte endlich den der Phönikier. Korinth und Athen im Mutterlande, Milet an der kleinasiatischen Küste, Samos, Aegina und Mitylene auf den Inseln des Aegäischen Meeres, Sybaris und Tarent im italischen Griechenlande, Syrakus auf Sicilien bevölkerten die See mit ihren Schiffen. Samische und äginetische Trieren wurden für die schnellsten aller Schiffe gehalten und Kolaios von Samos, der aus dem äußersten Westen des Mittelländischen Meeres große Schätze in seine Heimath brachte, galt für den kühnsten Reisenden und unternehmendsten Kaufmann seiner Zeit. Die meisten Küstenstädte, besonders Samos, Korinth und Athen, rühmten sich überhaupt kostbarer Hafenbauten; Leuchtthürme warnten den Steuermann an vielen Punkten vor gefährlichen Stellen, während Seeräuber, deren Handwerk durchaus nicht für unehrenhaft galt, die Sicherheit der Reisenden und Waaren gefährdeten.

Wie lebhaft trotz dieser Piraten der Verkehr selbst der von einander entfernteren einzelnen Städte der Griechen gewesen sein muß, mag aus folgendem Beispiel erhellen. Sybaris und Milet (an der ostitalienischen und westasiatischen Küste) standen in so enger freundschaftlicher und Handelsverbindung, daß sich, als Sybaris 510 v. Chr. von den Krotoniaten erobert und zerstört worden war, alle männlichen Milesier, die Knaben nicht ausgenommen, das Kopfhaar als Zeichen der Trauer scheeren ließen. — Einen andern Beleg für die Lebhaftigkeit des hellenischen Verkehrs zur See liefert die ungemeine Billigkeit des Fahrpreises für die Passagiere. Die Fahrt von Aegina kostete zur Zeit des Plato nicht mehr als 2 Obolen (2 Sgr. 6 Pfennige oder 9 Kreuzer) und eine Seereise nach Aegypten 2 Drachmen (15 Sgr. oder $52\frac{1}{2}$ kr.)

Die größte Anzahl von Reisenden stellte ohne Zweifel der Kaufmannsstand, während, im Gegensatze zu den Persern, der vornehme Hellene, wenn er nicht Spiele und Orakel besuchte oder als Gesandter verreisen mußte, seine Heimath nur ungern und selten verließ.

Plato macht es in seinem Staate geradezu dem tugendhaften Bürger zur Pflicht, das Gemeinwesen, dem er angehört, gar nicht oder doch so wenig als möglich zu verlassen, und das spartanische Gesetz bedrohte Denjenigen mit dem Tode, welcher seine Heimath ohne Erlaubniß der Behörden oder einen triftigen Grund verließ. Als in späterer Zeit die strengen Sitten der Hellenen milder wurden und endlich in Verfall geriethen, kehrte man sich nicht mehr an diese Anschauungen und Gesetze; ja wir sehen selbst Spartaner, wie es ihnen beliebt, in der Welt umherschweifen.

Dem Kaufmannsstande war natürlich das Reisen von jeher gestattet. Plato selbst blieb keineswegs sein Leben lang in Athen. Wir wissen, daß derselbe nach Aegypten und Sicilien gefahren ist. Auf ersterer Reise soll er, vielleicht um seinen Grundsätzen treu zu bleiben, einen Kornhandel abgeschlossen haben. Uebrigens wissen wir, daß fast alle anderen großen griechischen Gesetzgeber und Philosophen (Lykurg, Solon, Pythagoras) das Land der Pharaonen besuchten, um ägyptische Priesterweisheit und die am Nil geltenden Gesetze zu studiren, ohne selbst von den strengsten Sittenrichtern jener Zeit Tadel zu ernten.

Wenn den Kaufleuten das Reisen unbedingt gestattet war, so wurde es denen, welche ihre Heimath, um die Spiele zu besuchen, verließen, als Verdienst angerechnet. So sehen wir denn auch Wettkämpfer und Schaulustige, selbst aus

den entferntesten Pflanzstädten, nach Olympia, dem Isthmus und Delphi pilgern. Tartessus, Sagunt und Rhodae in Spanien, Massalia an der südlichen Küste von Frankreich, die griechischen Städte in Italien und Sicilien, das afrikanische Kyrene und Barka, die kleinasiatischen Pflanzorte, Sinope am Pontus, alle Inseln des Archipelagus schickten Festgesandtschaften aus, welche den Spielen beiwohnen oder thätlich bei denselben mitwirken mußten.*) Jene Spiele, denen ihre religiöse Seite allerdings eine besondere Bedeutung verlieh, zogen den freien Hellenen in stärkerem Maße an, als etwa die Londoner Weltausstellungen die Reichen und Gebildeten unserer Zeit.

Badereisen waren, wenn auch nicht ganz in unserm Sinne, besonders in späterer Zeit, den Griechen durchaus nicht fremd. Wir finden mehrere der Gottheit geweihte Heilquellen erwähnt und erfahren sogar, daß man sich bei denselben mannichfaltigen Lustbarkeiten hinzugeben beliebte.

Die wesentlichsten Erleichterungen des Verkehrs verdankt das Alterthum besonders zweien gelehrten Milesiern. Anaximander (um 580 v. Chr.) zeichnete auf Erz die erste Landkarte und konstruirte nach dem Muster des alten, von den Chaldäern erfundenen babylonischen Zeitmessers eine Sonnenuhr. Sein Landsmann Hekatäos (Ende des 6. Jahrh. v. Chr.) ergänzte und vervollkommnete diese Landkarte in wunderbarer Weise, machte große Reisen und schrieb das erste geographische Werk, welches er „Reise um die Welt" nannte. Wie Herodot, „Vater der Geschichte", so muß Hekatäos „Vater der Geographie", dieser wichtigsten Hülfswissenschaft aller Reisenden, genannt werden.

Welchen Anklang und welche Verbreitung die Erfindung des Anaxagoras fand, beweist der Umstand, daß wir kaum ein Jahrhundert später eine specielle Landkarte von Asien benutzt werden sehen.

Aristagoras von Milet kam nämlich nach Sparta, um den König Kleomenes zu bewegen, mit ihm vereint einen Krieg gegen die Perser zu unternehmen. Er führte eine auf eine Kupfertafel gravirte Landkarte bei sich und zeigte dieselbe dem Kleomenes, um ihn zu überzeugen, welcher große Gewinn durch einen Krieg gegen Persien erzielt werden könne.

„Ich will euch zeigen," sagte er, „daß Hellenen und Perser an einander grenzen. Neben den Joniern (kleinasiatischen Griechen) — dabei wies er auf die Karte, — wohnen die Lyder, deren Land fruchtbar und silberreich ist. Weiter nach Osten kommen die Phryger, die reichsten Viehzüchter und Ackerbauer der Welt, dann die Kappadoker ꝛc. ꝛc. Endlich gelangt man nach Kissien, woselbst Susa am Choaspes liegt. Diese Stadt ist die Residenz des Königs, welche die Schatzkammer mit allen Reichthümern derselben enthält. Wenn ihr euch dieses Ortes bemächtigt, dann muß euch selbst Zeus wegen eures Reichthums beneiden!"

*) Außerdem kamen Kaufleute aus allen Theilen der damals bekannten Welt herbei, denn neben den Wettkämpfen pflegten große Messen zu Olympia, auf dem Isthmus ꝛc. abgehalten zu werden.

Kleomenes würde nach diesen lockenden Verheißungen dem Aristagoras vielleicht nachgegeben haben, wenn der Milesier ihm nicht auf seine Frage, wie viel Tagereisen man gebrauche, um nach Susa zu kommen, geantwortet hätte: „drei Monate." Als Kleomenes dies hörte, rief er aus: „Freund von Milet, verlaß Sparta vor Sonnenuntergang, denn dein Vorschlag, die Spartaner eine Reise von drei Monaten machen zu lassen, wird denselben nicht gefallen."

Der König kannte seine Lacedämonier und wußte, wie sehr sie an der Heimath hingen, wie verhaßt ihnen jedes Umherschweifen war. Als ihm Kleomenes später, erst 10, dann 50 Talente (75,000 Thlr.) bot, wenn er auf seinen Plan eingehen wolle, rief das achtjährige Töchterchen des Spartaners, Gorgo, die zufällig diesem Gespräche beigewohnt hatte: „Vater, wenn Du nicht fortgehst, so wird Dich der fremde Mann noch bestechen!" Kleomenes freute sich über des Kindes Rath; Aristagoras aber verließ Sparta, trotz seiner Landkarte, unverrichteter Sache.

Wie die Aegypter für die ganze damalige Welt, so waren die Spartaner für Griechenland die Träger des konservativen Princips, und wie Erstere den Nil, so verließen die Letzteren den Eurotas nur in ganz dringenden Fällen.

Als das griechische Volksleben nach den Perserkriegen zu völliger Schönheit erblüht war, muß das hellenische Reiseleben einen herrlichen Anblick dargeboten haben. Das bläulich-grüne, von zarten unbeschreiblichen Farbentönen überwehte griechische Meer wimmelte damals von Fahrzeugen jeder Art, welche in gefahrlosen, vom herrlichsten Wetter begünstigten Tagesfahrten von Küste zu Küste, von Insel zu Insel ruderten. Ueberall blaute über dem Reisenden ein klarer, sonniger Himmel, überall schimmerten weiße Marmortempel aus grünen Hainen und wohin er auch kam, klangen ihm frohe Gesänge entgegen, wo er landete, konnte er Zuschauer anmuthsvoller Tänze werden. Aus tausenden von Küsten- und Inselstädten segelten täglich Flotten von Kähnen und Schiffen in die blaue See. Die Ruderknechte sangen, der Schiffsherr befahl seine Fahrt der holden Aphrodite Euploia, und jeder Wind, der die Segel schwellte, war der Hauch eines Gottes, und jede Woge, die ihr schaumiges Haupt leise plätschernd an den Bord des Schiffes schmiegte, war ein Gruß des Poseidon und der Thetis. — Wenn die Sterne aufgingen und sich die „gnädige, gnädige Nacht" wie Sophokles sagt, über die Erde breitete, wenn die Marmortempel im Mondenlichte weißer strahlten, die Feuer auf den fernen Altären heller brannten und das Fahrzeug glühende Streifen in die dunklen Wogen furchte, dann befahl sich der Reisende dem Schutze der Brüder der Helena, dem Zwillingsgestirne Kastor und Pollux, breitete seine Decke aus, hüllte sich fester in sein faltiges Gewand, verbarg die duftenden Locken unter die purpurrothe phrygische Mütze und erwartete die holden Kinder des Schlafes, günstige Träume.

Ruhla in Thüringen und die Rühler.

Das Dorf Ruhla bildet einen der interessantesten Punkte Thüringens. Es war schon im elften Jahrhundert vorhanden, und im zwölften härtete dort der Schmied von Ruhla den Landgrafen Ludwig den Zweiten, welcher fortan der Eiserne hieß.

Das obere Ende des Dorfes liegt etwa 1400 Fuß über der Nordsee, also höher als die Wartburg (1350 Fuß). Die ungefähr 4000 Einwohner bilden einen eigenthümlichen Menschenschlag. Von den 520 Häusern ist die größere Hälfte gothaischen, die kleinere, westliche, weimarischen Antheils. Als Scheide zwischen beiden läuft dem ganzen „Dorf" oder „Marktflecken" entlang ein Bach,

welcher Erbstrom heißt. Ruhla zieht sich fast eine Stunde weit in einem langen, engen Thale hin, hat frische gesunde Luft und reizende Umgebungen; es besitzt auch eine Mineralquelle und ist ein „Bad".

Aber wichtiger als dieses Alles erscheint die Gewerbsamkeit. Berühmt sind die Pfeifenfabriken, welche ihre Waaren in allen fünf Erdtheilen absetzen. Die Meerschaumpfeifen von Ruhla werden noch immer gesucht. Mit dem Beschlagen der Pfeifenköpfe (Messing, Kupfer, Tombak, Weißkupfer und Silber) sind mehrere hundert Arbeiter beschäftigt; dazu kommen Versilberer, Horndrechsler, Lackirer, Verfertiger von Thonköpfen, Porzellanmaler und manche andere. Im Jahre 1859 verarbeitete Ruhla allein zu Pfeifenbeschlägen zweitausend Centner Messing. Aus jedem Centner verfertigt man siebentausend Dutzend Beschläge, zusammen also 1,700,000 Dutzend, wovon 1,400,000 vermittelst der Maschinen, die übrigen durch Menschenhand. Rechnet man den Durchmesser eines Beschlags zu einen Zoll, so giebt die Summe dieser Beschläge, wenn man sie neben einander legen wollte, eine Reihe von beinahe elf Wegstunden Länge. Mit einem alten hannoverschen Silberthaler werden auf galvanischem Wege vier- bis sechshundert Dutzend Beschläge versilbert; auf eine so große Vertheilung des Silbers versteht man sich nur in Ruhla, anderwärts hat man es so weit noch nicht bringen können. Zehn bis zwölf größere Häuser versenden jährlich, in Verbindung mit den kleineren Geschäften, durchschnittlich im Jahre für eine Million Thaler Pfeifenwaaren. Viele sind ungemein billig, doch wird sehr darüber geklagt, daß von zwölf rühler Pfeifen zehn oder elf keine ordentliche Luft haben. Uebrigens ist auch die Fabrikation von Geldtäschchen von großem Belang.

Alexander Ziegler entwirft in seinem Werk über den Rennsteig des thüringer Waldes eine ausführliche Schilderung seiner Vaterstadt. Der Sage zufolge steht auf dem Platze, wo Ludwig der Eiserne bei dem Schmied von Ruhla die Mahnung hörte, daß er hart werden solle, das Ziegler'sche Haus, in welchem dieser Schriftsteller und rüstige Reisende geboren wurde.

Ruhla, schreibt er, im Landessprachgebrauche „die Ruhl" genannt, galt von je für einen der gewerbthätigsten, wohlhabendsten, reinlichsten und geselligsten Orte des ganzen Thüringerwaldes, und seine Einwohner sind als arbeitsam, kühn, heiter, witzig und wanderlustig bekannt. Von den ehemals bekannten Eigenthümlichkeiten der „Rühler", z. B. der Liebe zu den „Feinken" (Finken) und Blumen (besonders Nelken und Aurikeln), den Tauben, von ihrem singenden Dialekt, ihrer Neck- und Spottlust u. s. w., haben sich noch manche Erinnerungen trotz des Alles immermehr nivellirenden Zeitgeistes erhalten. Auch sind die „Rühler Mädchen" noch eben so hübsch, freundlich und sittsam und von eben so zarter und zierlicher Gestalt und feinen Gesichtszügen als früher, wenn auch leider die frühere Nationaltracht mit dem kurzen grünkantirten Rock (Kandelrock) und dem turbahnähnlich gewundenen rothen Kopftuch („Haidlappen") sammt den herunterhängenden Zipfeln am linken Ohr, sich immer mehr mit städtischen Moden verschmilzt. Die Ruhlaer Reinlichkeit ist sprichwörtlich und nicht leicht ein anderer Bergflecken wird solche reinlich gescheuerte Stuben, solche spiegelhell geputzte Fensterscheiben, solche blank gescheuerte Trittsteine u. s. w. aufweisen. Die Sprachweise des örtlichen Dialektes trägt immer noch unverkennbare Eigenthümlichkeiten in sich, die sich theils in dem singenden Idiom (dem die Aussprache des R fast gänzlich fehlt), theils in einer ganz besonderen Zusammensetzung einzelner Namen und sonst nicht vorkommender Ausdrücke ausspricht. So z. B. bezeichnen die Worte im Ruhlaer Dialekte: Krischscher, Giller, Quiker allzumal einen Weinenden; ferner sagt man: schüllich (garstig), hein (nicht wahr), es bürnt (brennt), ein Schneber (9 Pfennige), Haelltä (Festtage), Spillgehen (Besuch machen), Händsch (Handschuhe), Haidwetten (Kopfweh,) ibes, d. h. irgend etwas.

Die Zusammensetzung einzelner Namen ist in Ruhla, wie an manchen anderen Orten, sehr eigenthümlich. So sagt man z. B. Dortegret (Dorothea Margaretha), Annlies (Anna Elisabeth), G'hanngör (Johann Georg), Krisch (Christoph), Rees (Andreas), Welmchen (Wilhelm) u. s. w. Auch das Anhängen eines besonderen Namens an den Tauf- und Zunamen (Spitznamen) ist seit den ältesten Zeiten üblich und die, gewissen Familien zu Theil gewordenen Namen, z. B. die Kurzweil, das Buttermesser, der Schlump, der Spitzer, der Gicker u. s. w., haben sich noch bis auf die Gegenwart erhalten. Auch wird noch, wie bei den Skandinaviern (— und Friesen —) der Enkel, zum Unterschied gleichbenannter Personen, nach seinem Vater und Großvater genannt. So sagt man z. B. Johanngeörg's (Johann Georg) Wilhelm's Johannikläs (Joh. Nicolaus); denn Johanngeörg ist der Großvater und Wilhelm der Vater des Sohnes Johannikläs. Ferner: Bären-Henner's Welmchen; denn der Vater hieß Heinrich (Henner), der Sohn Wilhelm und Bär war der Familienspitzname. Erinnert dies nicht an die norwegischen Bauern, die außer dem nomen patronymicum (mit der männlichen Endung sen, eigentlich sön — Sohn — der weiblichen datter — Tochter —, dem Genitiv des väterlichen Namens angefügt, z. B. Eriksen oder Eriksön, Persdatter, d. h. Erik's Sohn, Peter's Tochter) noch ein nomen locale, und zwar ganz unverändert den Namen des Gutes, auf dem sie wohnen, bekommen? Deutet die Ruhlaer Sprachweise, z. B. Lingen-Martens-Aden-Johannes (der Alte wohnte nämlich unter einer Linde, daher der Name) u. v. A. nicht auch darauf hin?

Um noch einige eigenthümliche Sprechwendungen anzuführen, genüge auf die Konstruktion des Infinitiv beim Gebrauch des Präsens, Imperfektums und Perfektums und auf die Biegung des Zahlwortes zwei aufmerksam zu machen. So z. B. sagt der Rühler: Ich wie geh', d. h. ich will gehen. — Ich währ g'enn, d. h. ich werde gehen. — Ich kuhn gegeh', d. h. ich kann gehen. — Ich wie mietnahm, d. h. ich will mitnehmen. — Ich kuhn mietgenahm, d. h. ich kann mitnehmen. — Ich währ mietnahm, d. h. ich werde mitnehmen. — Zween Männer, d. h. zwei Männer. — Zwuh Frauwen, d. h. zwei Frauen. — Zwäh Mägen, d. h. zwei Mädchen. — Auch ist zu bemerken, daß der Rühler statt „guten Morgen" oder „gute Nacht" zu sagen, lieber vorzieht die Frage an den Betreffenden zu richten: „uisgeschloaffen" (ausgeschlafen?) oder „ball schloff geh" (bald schlafen gehen?). Eben so sagt er statt zu grüßen, wenn er einen Bekannten trifft, „au da?" (auch da?). Von Redensarten „bi se die Rühler mielat (mein Lebtag) önger enanner (unter einander) geschwatzt hun" seien nur folgende bemerkt: Schloaf dich round, daoß dä net äckig wirst", oder „Schloaf bleinsen, da bruchst dau kei Licht" u. s. w. Ferner: Ich bin ganz getesen (demüthig, still); boas machst de änn nuir für Gezühk (was machst du nur für Sache?); ich kum us min Huis und geh' in dih Huis oder ich kum us min Fahld (Feld) und geh' in di Fahld, ich hun das Föllen an Zuin gebungen (ich habe das Fohlen an den Zaun gebunden) u. s. w. Wieviel Trinkgeld hast du bekommen? fragte ich einen Rühler Jungen: „Net leck dich in ä An" (d. h. nicht soviel als man in's Auge legen kann, also nichts) war die naive Antwort. Ein kleiner Junge, der von dem Vater einer zahlreichen Familie geprügelt werden sollte, rief sehr naiv dem Peitschenschwinger: „Schmiß dau doch Dinne", d. h. schlag du doch deine Kinder. Derselbe Junge liebte sehr die Mehlspeisen, insbesondere sogenannte Windbeutel zu essen. Als nun einst ein Frankfurter Herr in dessen Familie kommt und nach althergebrachtem Gebrauch tüchtig genöthigt wird, die aufgetragenen aufgethürmten Windbeutel zu essen, dafür aber dankt, ruft der in der Ecke des Zimmers stehende, sehnsüchtig auf seine Lieblingsspeise blickende Junge ärgerlich und ohne Rücksicht auf die versammelte Gesellschaft zu nehmen: „Ban ich so genöthigt wüer, baos wöll ich füer Esser thu." Ein anderer Junge rief, als er eines betrunkenen Mannes ansichtig wurde, der nicht im besten Rufe stand: „Wer niemals einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann."

Die „Rühler" sind sehr schlagfertig mit der Zunge, und was W. H. Riehl so treffend von den „Pfälzern" sagt, ist genau auch auf die Rühler anzuwenden: „Auf jedes Wort muß ein Gegenwort fallen und zwar Schlag auf Schlag. Auch jede unbequeme Bemerkung muß man kräftig abtrumpfen, damit man nicht für einen Pinsel gelte. Den Genius der Sprache charakterisirt eine Ueberfülle von stehenden Schlag- und Kraftworten, Hyperbeln, von volksthümlichen Redewendungen voller Satyre und Komik. Im Wortwitz abzutrumpfen, bringt populären Ruhm und die Schlagfertigkeit mit der Zunge ist oft größer als mit dem Geiste oder mit der Faust. Das so stark landesübliche Fluchen ist ein Zug der Kraftnatur im Worte."

Wie an manchen Orten des Thüringerwaldes, so haben sich auch in Ruhla noch manche Reste der Feste unserer alten Deutschen erhalten, die gleich ihren nordischen Brüdern die vier Wendepunkte des Jahres, die Solstitien und Aequinoctien festlich begingen. Hierher gehört das Fest des Laubmännchens. Die Mädchen überputzen einen der hübschesten jungen Burschen, als den Besieger des Winters, sonst auch Maigraf oder Blumengraf genannt (s. Grimm's deutsche Mythologie S. 448 ff. und S. 455), mit grünen Buchenzweigen, so daß er blos Augen und Füße frei hat, und so ziehen sie durch den Ort auf einen freien Platz, wo dann die ganze Mädchenschaar mit dem Laubmännchen tanzt und singt:

Blä Köhl, Blä Köhl, das sein die besten Pflanzen,
Wenn das Mägen gessen hat hebt sie un zu tanzen.
Tanz, Mägen, tanz,
Die Schuh' sein noch ganz,
Sei'n sie dann zerbrochen,
So tanz'n mei uf den Knochen.

Ein anderes merkwürdiges Fest in Ruhla, welches noch jetzt am 2. Januar gefeiert wird, ist Walfir. An diesem Tage fand früher die Wahl des Hirten statt, von dem damals, wie jetzt noch, verlangt wird, daß er außer den Eigenschaften eines guten Hirten, der seine Rindviehherde im Walde zu weiden versteht, auch sein Kuhhorn gut zu blasen weiß. Diese den Rühlern eigenthümliche musikalische Liebhaberei gab nun Veranlassung, daß der Hirt vor dem Antritte seines Amtes eine „Hornprobe" ablegen mußte, bei welcher Gelegenheit für die Verheiratheten ein Tanz zur Ausführung kam. Diese letztere Sitte wird auch jetzt noch an dem genannten Tage festgehalten, nur mit dem Unterschiede, daß statt des einfachen Hirtenhornes ein Musikchor fungirt. Aber der Hirt in Ruhla steht noch immer in einem gewissen Ansehen; er wird von Alt und Jung um Rath gefragt und im Walde besucht. Bei dem ersten Austreiben des schmucken Viehes ist noch immer ein Theil der Bewohner auf den Beinen und insbesondere läßt es sich die Jugend nicht nehmen, ihren guten Hans Heß, Valentin (Valtin) oder Görg, Christoph und Wilhelm bei seinem Umzuge durch den Ort zu begleiten. Der freundliche Hirt weiß sich aber auch darauf etwas zu gute, bläst lustige Melodien und plaudert munter mit den fröhlichen Kindern, die ihn, wie einst Telemachos den treugesinnten Hirten Eumaios, mit dem Titel „Väterchen" begrüßen. So wurzeln die Sitten der Völker tief im kindlichen Gemüthe wie die Wurzeln der Bäume in dem mütterlichen Schooße der Erde!

Auch an den in Ruhla noch üblichen Kinderspielen ist manches Eigenthümliche zu beobachten. So an dem Stennerspiel. Die kleinen steinernen Kugeln (Stenner) werden auf dem ebenen Spielplatze in einen Kreis gesetzt. Mit dem Rufe „Rupfen und Gletschen" schießt nun der Spieler, der an der Reihe ist, in den Kreis hinein. Trifft er einen Stenner und durch diesen einen zweiten, so ist mit dem Rufe „Bebes" das Spiel beendigt.

Das „Geiswerfen" ist ebenfalls ein sehr beliebtes Spiel der Jugend. Es wird ein dreizweigiger Ast aufgestellt und danach mit Buchenknütteln geworfen. Ebenso das „Fahnen" (Fangen), ein Spiel, was meist von den kleinen Mädchen auf den blanken Trittsteinen vor den Hausthüren gespielt wird. Eine kleine Steinkugel wird auf die Steinplatte aufgeworfen; während sie emporprallt, werden dazwischen die anderen daliegenden kleinen Steine aufgenommen und dazu die Steinkugeln vor dem Niederfallen gefangen. Auch das Kartenspiel „Wiederpassen" ist ein ganz eigenthümliches, noch jetzt in der Ruhl gebräuchliches Spiel mit fünf Personen.

Die Abrichtung von Singvögeln, vornehmlich von Finken, gehörte von jeher zu den individuellen Liebhabereien der singlustigen Bewohner, und noch jetzt wird jeder Rühler die verschiedenen Sangweisen derselben zu unterscheiden wissen. Der Doppelgesang zerfällt a) in den Schmalkaldner und b) in den Harzer. Der Weingesang a) in guten Weingesang, b) Waldweingesang. Die beiden Unterabtheilungen a. a. sind künstlich gelernte, nie im Walde hörbare Sangweisen. Dann folgen Ornshauser Schärfer, der Gutjahrsgesang, das grobe Wirr, das Kutschengewirr, das Hochzeitsgewirr (Hotziggewirr), das Härzergewirr, die Wittscheer, die Pottscheer, das Kienöl, das Würzgebühr, das Wüthjeh, das Drehwüthjeh, der Scharf, der Kauzjoi, der Reizug ꝛc. Der Duispfiffer ist nicht, wie öfter irrthümlich angenommen wird, eine Sangweise, sondern der Locker im Vogelbauer, während der Lauser derjenige Finke heißt, der unweit dieses im Gebüsch versteckt, locker angebunden im Kreise der Leimruthen länft, die zum Fangen aufgestellt sind. Der Handel mit diesen Singvögeln war früher ein bedeutender und die Liebhaberei so groß, daß noch vor 50 Jahren die beste Kuh mit Kalb gegen einen guten Finken gegeben wurde. So erzählt man sich in „der Ruhl" noch folgende hübsche Anekdote von Finkenliebe. Ein Rühler besaß einen Finken, den er für den besten „Schläger" in der Welt hielt. Dieser sein Glaube wurde aber erschüttert, als ein Nachbar, der von einer Reise aus Ostpreußen zurückgekehrt war, beim Anhören des Finkenschlags zu ihm sagte: „Dein Fink schlägt gut, aber hinter Königsberg habe ich einen gehört, der noch viel besser schlägt." Jener, außer sich darüber, beschließt diesen Finken zu erwerben. Er läßt sich von seinem Nachbar den Wald beschreiben, darin der ausgezeichnete Finke von ihm gehört wurde, verschafft sich Reisegeld und marschirt zu Fuß nach Königsberg und weiter jenem Walde zu. Er ist so glücklich, den Vogel zu hören und zu fangen und kehrt zufrieden aber bettelarm mit seinem Schatze nach der Heimath zurück. Mit inniger Liebe pflegt und nährt er den Finken und kann sich nicht entschließen, denselben zu verkaufen, trotzdem daß er in Schulden geräth und schließlich vom Gerichte ausgepfändet wird. Und als die schwere Stunde dennoch kommt und er den Finken endlich doch noch hergeben muß, kann er diesen Verlust nicht verschmerzen und stirbt am gebrochenen Herzen.

Die Liebe zu den Singvögeln steht der Taubenliebhaberei zur Seite, die noch heutigen Tags in der Ruhl stark ist. In Bezug auf die Tauben unterscheidet der Rühler insbesondere Grungfarbige (Grundfarbige), d. h. Rothe, Gelbe, Braune, Blaue, dann Hunergrave (Hammergrane), Eulige (Eulenartige), Schwarzeulige, Weißeulige, Silbereulige, Lacheulige, Schnürige, Brüstige (d. h. Gelb-, Schwarz-, Roth-, Braun- und Blau-Brüster), Lerchenstöpfliche, Gelblichstöpfliche, Grundstöpfliche, Gelbgrundstöpfliche, Schwarzstriemige, Schwalbenschecker, Schwalbenschwänz, Schwarzmauser ꝛc.

Von Nelken sieht man hier die schönsten und seltensten Gattungen. Der Ruhlaer Nelkenflor war früher so berühmt, daß Blumenverehrer aus den umliegenden Städten und Dörfern ihre jährliche Wallfahrt zu dem Ende hierher zu thun pflegten.

Aus den Aufzeichnungen eines Kabeljaufischers in Labrador.

Zweiter Artikel.

Spätjahr und Winter haben an der öden Küste von Labrador ihren ganz besondern Reiz. Sobald das kalte Wetter eintritt, spielt der Seehund eine bedeutende Rolle und Jedermann trifft Vorkehrungen, dieses nützliche Thier zu fangen. Eine sogenannte Seehundsmannschaft besteht gewöhnlich aus sechs Köpfen. Sie bringt zuvörderst die Netze in Ordnung und senkt dieselben an einem recht stillen Tage an geeigneten Meeresstellen in's Wasser. Ich kann versichern, daß wir einmal an Einem Tage nicht weniger als einundsechszig Seehunde gefangen haben. In eine specielle Beschreibung der verschiedenen Arten will ich hier nicht näher eingehen, sondern nur einige derselben kurz erwähnen. Der sogenannte Square Phripper wird zehn bis zwölf Fuß lang, hat sechs Fuß im Umfang und giebt bis zu siebenzig Gallonen Thran. Mit dem Netze kann man ihn nicht fangen, weil er zu schwer dafür ist; man schießt ihn mit Kugeln, aber derart, daß man ihn nicht sofort tödtet, weil er dann im Wasser verschwindet; es kommt darauf an, ihn nur zu verwunden; in diesem Falle geht er an's Land oder auf's Eis und stirbt dort. Für die Eskimos hat dieser Phripper einen ganz besondern Werth, weil sie aus seinen Gedärmen leichte, wasserdichte Kleider verfertigen.

Der sogenannte Haubenseehund ist etwas kleiner als der Phripper; er hat seinen Namen, weil er die Haut über dem Kopfe derart aufblasen kann, daß sie eine große Haube oder Kappe bildet. Er lebt nicht, wie jener, vereinzelt, sondern kommt immer in größeren Gesellschaften vor und ist lustig und munter; auch er wird meist mit der Kugel erlegt. Der Archangel ist wieder kleiner; am meisten kommt der reisende Seehund vor, und die Männchen dieser Art bezeichnet man als Harps oder Schwarzrücken. Oft sieht man ein paar hundert dieser Thiere beisammen; sie schwimmen, Kopf und Schulter über dem Wasser, ruhig einher und gewähren mit ihren kohlschwarzen, glänzenden Köpfen einen sehr hübschen Anblick. Es hat mir oftmals leid gethan, diese Thiere todtzuschlagen, denn ihr ganzes Gesicht, namentlich das Auge, hat einen ich möchte sagen menschlichen Ausdruck.

Die Nachricht vom Fange des ersten Schwarzrückens verbreitet sich an der ganzen Küste wie ein Lauffeuer, denn wenn einer kommt, folgen bald tausende, und die Robbenfänger hoffen in jedem Jahr auf eine gute „Ernte". Dieser Seehund giebt nur etwa zehn Gallonen Thran, ungefähr so viel wie eine gleichfalls kleine Art, welche man Bedlamer nennt. Wir fuhren einst mit einer reichen Ausbeute, die wir im Boote aufgestaut hatten, durch zerbrochenes Eis der Küste zu, als es einem hungrigen weißen Bären beliebte, an uns heran zu schwimmen und seine gewaltige Tatze auf den Rand des Fahrzeuges zu legen, das dann nahe daran war zu kentern. Aber der Fischer verlor die Geistesgegenwart nicht, sondern griff sofort zur Axt und versetzte dem Ungeheuer einen so derben Hieb in die eine Tatze, daß es abfiel und sofort untertauchte. Noch eine Seehundsart ist der Lazarus, und wieder eine andere der Ranger; dieser letztere bleibt den ganzen Winter über an der Küste und kommt manchmal auch im Sommer vor. Man kann ihn zähmen und zum Fischfang abrichten. Der Jar ist sehr gesellig und lebt in förmlichen Gemeinden bei einander, Winters auf dem Eise, zur Sommerzeit in den vielen Buchten der Küste.

Der Seehundsfang ist manchmal nicht ohne Gefahr. Ich habe erlebt, daß eine gewaltige See an die Küste von Labrador heranbrauste und das Eis zu einer beträchtlichen Höhe lagerweis übereinander thürmte. Dann wurde das Wetter mild, indem der Thermometer eine Zeitlang nicht unter den Gefrierpunkt fiel, und mit diesem Witterungswechsel erschienen die Seehunde in ungemein großer Menge auf dem Eise. Dieses war an manchen Stellen solchergestalt verpackt und übereinander geschoben, daß die armen Thiere nicht an offene Wasserstellen gelangen konnten und dann eine leichte Beute für die Robbenschläger wurden. Das Gemetzel dauerte ohne Unterbrechung einige Tage lang und unsere Leute, die immer dreister wurden, wagten sich sehr weit hinaus auf das Eis. Da schlug plötzlich der Wind um, das Eis gerieth in Bewegung, und zwei Männer wurden auf einer mächtigen Scholle fortgetrieben. Der eine hatte große Eskimostiefeln, welche Füße und Beine warm halten, aber der andere trug nur kurze Mokassins, die nicht weit über die Fußknöchel hinaufreichten. Es war ein Glück, daß am nächsten Morgen der Wind abermals wechselte und jene Männer, welche die ganze Nacht hindurch in Lebensgefahr geschwebt hatten, wieder an's Land trieb. So konnten wir sie retten und die fast ganz Erstarrten wieder in's Leben zurückrufen. Der Mann mit den Eskimostiefeln verspürte weiter keine üblen Folgen, aber dem Mokassinträger erging es desto schlimmer. Wir hatten ihm die Beine in einen mit Schnee gefüllten Kübel gestellt; anfangs hatte er keinerlei Schmerz, aber bald nachher brannte ihm Alles am Leibe, als säße er in einem Glühofen und als wir ihm dann die Mokassins abziehen wollten, behielten wir auch die Füße in unseren Händen. Sie lösten sich am Knöchel mit Leichtigkeit ab und der Mann ist nun Zeitlebens ein Krüppel.

Sobald der Winter recht streng einsetzt, werden die Seehundsnetze aufgezogen und in den Hütten geborgen. Von nun an hatten wir allerlei andere Beschäftigungen, theils in den Wäldern, theils an der Küste. Wir fällten Holz, zimmerten Boote, gingen auf die Jagd, besserten die Netze aus, machten Thranfässer und was dergleichen mehr ist. In der Weihnachtszeit wird acht Tage lang gefeiert, viel Rum getrunken, und wie sich bei Leuten von so derbem Schlage kaum anders erwarten läßt, handgreiflich gescherzt. Unsere Hütten waren wie ein Schiff eingerichtet; jede hatte vierzehn bis zwanzig Kojen, in denen wir schliefen.

Mir lag daran, das Leben in den Wäldern näher kennen zu lernen. Weit und breit war nun Alles mit Eis oder Schnee bedeckt. An einem klaren Morgen spannte ich fünfzehn Hunde vor meinen Schlitten und fuhr über das Eis der St. Lewis-Bay, an welcher eine Anzahl Labradorleute an verschiedenen Punkten, jeder etwa eine Wegstunde vom andern entfernt, während der nächsten drei Monate „arbeiten" wollten. Solch ein Ansiedler wählt eine Stelle aus, an welcher vier Bäume im Viereck neben einander stehen. Diese benutzt er als Hauptpfosten für seine Hütte, füllt den Zwischenraum mit Baumstämmen aus, macht solchergestalt eine Blockwand, und verstopft die Lücken mit Moos so gut und dicht, daß Wind und Wetter nicht hinein können. An den inneren Wänden bringt er die Schlafkojen an, in der Mitte den vier Fuß breiten, neun Fuß langen Heerd, und der Rauchfang ist von Holz. Deshalb steht neben demselben immer eine Leiter und ein Eimer mit Wasser, denn es ereignet sich täglich, daß solch ein Schornstein ein paarmal Feuer fängt. Darum bekümmert man sich aber nicht viel. Wer das Feuer bemerkt, nimmt den Eimer, steigt hinauf, löscht und damit ist Alles abgethan. Das Dach besteht aus Birkenstämmen, über welchen man trockene Rinde befestigt.

Solch ein Leben im Walde bei lustigen Leuten gewährt einen eigenen Reiz. Man kennt dort keinerlei Sorgen oder Noth, keine Abgaben und keine Abhängigkeit; man ist allzeit munter und guter Dinge. Die Abende und Nächte sind freilich lang, aber die Leute wissen sich Zeitvertreib zu verschaffen, der ihnen vollständig genügt. Sie erzählen sich allerlei Histörchen, und es macht nichts aus, wenn ein und dieselbe Geschichte oft wiederholt wird; sie trinken tapfer und singen ihre Wald-, Fischer- und Schifferlieder aus lauter Kehle. Nicht selten wird nach dem Abendessen getanzt und die Musik dazu macht man mit dem Munde oder indem man auf das Kinn schlägt.

Daß bei der ungemessenen Gastfreundschaft jeder Fremde willkommen ist, versteht sich von selbst.

An der St. Lewisbay ziehen Eskimos umher, deren Lagerplätze ich oftmals besucht habe. Ich fand ihre Wigwams, wenn ich mich dieses Indianernamens bedienen darf, weniger unsauber als ich vermuthet hatte, und die Leute selber mit ihrem Schicksal völlig zufrieden. Die Hütten stehen in einem Thalgrunde, der im Winter ganz verschneit wird. Vielweiberei ist bei diesen Eskimos an der Tagesordnung, die verschiedenen Frauen vertragen sich sehr gut miteinander, und das gilt auch von den Männern. Die Eskimos sind friedliebende Leute; Diebstahl und Trunksucht kommen nicht vor. Sie sind klein von Wuchs, können aber große Beschwerden und Entbehrungen mit Leichtigkeit ertragen, sind flink auf den Beinen und ganz ausgezeichnete Schützen. Bei folgender Thatsache war ich Augenzeuge. Ein Eskimo machte einen Kreis von etwa einer Elle Durchmesser in den Schnee, stellte sich hinein und schoß gerade in die Luft. Als er abgedrückt hatte, trat er einen Schritt zurück und dann fiel die Kugel mitten in den Kreis hinein.

Diese Eskimos, welche, beiläufig bemerkt, Musik und Tanz lieben, haben ein großes Talent zur Nachahmung und sind sehr anstellig zu allerlei Arbeiten. Ich zeigte einem meine Geige, die er ein paar Tage behielt; nach mehreren Wochen hatte er sich selber nach jenem Muster eine Violine aus Birkenholz verfertigt; die Saiten waren aus Seehundseingeweiden hergestellt und die Haare zum Bogen hatte er vom Kopfe seiner Frauen abgeschnitten. Alle Eskimoweiber gleichen einander dermaßen, daß es Mühe kostet, sie zu unterscheiden; ein Antlitz ist wie alle. Gesicht und Wuchs fand ich bei ihnen ungemein scharf entwickelt. Ich habe oft gesehen, daß sie auf Spuren im Schnee rochen, und allemal sagten sie mir mit Bestimmtheit, von welch einem Thiere dieselben herrührten und wann dasselbe des Weges gekommen sei.

Für den Eskimo ist der Seehund, was für den Lappen das Rennthier; er kann ohne dieses Thier gar nicht leben und versteht sich trefflich auf den Fang desselben. Der Seehund hat seine Luftlöcher im Eise, in deren Nähe er an heiteren kalten Tagen unter Mittag sich sonnt. Ich habe oft gesehen, daß ein paar Eskimos ihn belauerten. Wir mußten uns dabei sehr still verhalten, weil das Thier beim kleinsten Geräusch in's Wasser taucht. Manchmal schläft es ein und es trifft sich dann wohl, daß die offene Wasserstelle zufriert. Darauf gerade wartet der Eskimo; er verfolgt dann den Seehund, welcher der Eiskruste wegen nicht rasch genug unter dem Wasser verschwinden kann und sehr leicht eine Beute wird. Mehr als einmal konnte ich beobachten, wie er es anfängt, um ein zugefrorenes Loch wieder zu öffnen. Er stellt sich nahezu auf den Kopf, benutzt die Vorderflossen (die Phrippers, wie man in Labrador sagt) und wirbelt sich unglaublich schnell rundum. Dabei hält er den Mund offen und dieser wirkt gleichsam wie ein Bohrer und Blasebalg zumal. Auf solche Weise macht er ein Loch in's Eis von fünf bis sechs Zoll und vergrößert dasselbe derart, daß er in's Wasser gelangen kann.

Ich habe einige Begräbnisse mit angesehen. Männer und Frauen sammelten Steine, mit welchen sie die Leiche überdeckten. Neben den Verstorbenen legten sie dessen Kajak, das heißt Boot, die Jagdgeräthe, allerlei Speisen, eine Pfeife und Tabak. So kann es dem Abgeschiedenen in der andern Welt an nichts fehlen, was der Eskimo für nothwendig hält. Der Steinhaufen ist etwa vier Fuß hoch, wird sorgfältig zusammengelegt und hat einige Oeffnungen, damit Luft eindringen könne. Diese Grabstätten gelten für unantastbar und die Verwandten gehen von Zeit zu Zeit dorthin, um zu sehen, ob noch Alles in gehöriger Ordnung sei. Eine Verletzung des Grabes gilt als Vorbedeutung, daß irgend ein Unglück über die Familie hereinbrechen werde. Als einige Engländer ein paar Schädel aus Gräbern genommen hatten, war die Trauer und Verzweiflung der Eskimos ungemein stark, und ich glaube, die Grabverletzer wären auf dem Flecke niedergemacht worden, wenn man sie auf frischer That betroffen hätte.

Die Gastfreundlichkeit dieser guten, friedlichen Leute muß ich rühmen, obwohl ich es nicht angemessen fand, mich bei ihren Mahlzeiten zu betheiligen. Im Winter bildet Seehundsfleisch das Hauptgericht und wird nicht selten roh gegessen. Die Lieblingsbrühe zu allen Speisen besteht in Seehundsthran, und mit diesem werden auch die gekochten Hirscheingeweide reichlich gewürzt. Ueber den Geschmack darf man eben nicht streiten!

Ich befreundete mich bald mit den Eskimos, die mir auf der Jagd sehr nützliche Dienste leisteten, und besuchte oft ihr Lager, das sich unserm Ponds-Eiland gegenüber auf dem Festlande befand. Einst kam ich mit dreien unserer Leute von dort zurück. Als wir an die Stelle gelangten, welche wir gewöhnlich zum Uebergange nach der Insel benutzten, hatten wir einen eigenthümlichen Anblick. Die Wogen drangen mit Macht aus dem Ocean in den engen überfrorenen Kanal. Das Eis rollte gleich den Wellen, war aber so dick, daß es nicht gleich brechen wollte; die Unterwogen konnten ihm während jener Nacht nichts anhaben, und wir meinten ohne Gefahr hinüber zu kommen. Als wir aber unsere vierzehn Schlittenhunde antrieben, verweigerten sie alle den Gehorsam und legten sich platt nieder. Darin erkannten wir den Instinkt der klugen Thiere, ohne welchen wir verloren gewesen wären. Wir fuhren also auf dem Festlande einige Stunden weiter bis zu einer Jägerhütte.

Am andern Morgen ging ich allein voraus, ließ meine drei Gefährten und die Hunde, welche nachkommen sollten, zurück, und wanderte etwa zwei Stunden weit über den Schnee bis an die schmalste Stelle des Kanals, an welcher wir den Uebergang nach unserer Insel bewerkstelligen wollten. Jetzt war das Eis von den stürmischen Wogen zerbrochen worden und trieb in großen Massen umher, aber an manchen Stellen war es noch fest. Ich wagte mich darauf; in einer halben Stunde konnte ich auf unserer Insel sein. Aber urplötzlich brach ein Schneesturm herein, und ich konnte keine zehn Schritte weit sehen. Wie sehr bedauerte ich meine Tollkühnheit! Wenn ich stehen blieb, war ich unbedingt verloren, das wußte ich wohl. Zum Glück hatte ich meinen Taschenkompas und mit dessen Hülfe gelang es mir, eine nahe liegende kleine Felseninsel zu erreichen, die ich sehr wohl kannte. Es fing eben an zu dunkeln. Ein Versuch, nach unserm Eiland hinüber zu kommen, mißlang.

Bei dem Unwetter und der grimmigen Kälte mußte ich mich auf eine böse Nacht gefaßt halten. Die kleine Insel ward in den Sommermonaten von Stockfischfängern aus Neufundland besucht, die einige Hütten aufgeschlagen hatten. Diese sind freilich in kläglichem Zustand, aber Noth ist die Mutter der Erfindung. Mir waren alle diese Hütten bekannt, ich suchte mir die am wenigsten verfallene aus, nahm vom Trocknengerüst einige Bohlen, stellte sie in der Hütte selbst derart zusammen, daß sie ein Schutzdach bildeten und wählte ein großes Faß mit ausgeschlagenem Boden zur Schlafstätte. Am Morgen beim Aufbrechen hatte ich meinen Gefährten eingeschärft, mir nach Verlauf von höchstens zwei Stunden zu folgen, und deshalb hatte ich weder Feuerzeug noch Tabak oder Trinkflasche bei mir. Den ganzen Tag über hatte ich keinen Bissen über die Lippen gebracht. Als ich nun mich niederlegen wollte, fühlte ich, daß mein Blut kalt wurde; es war mir, als ob die Brust erstarre, und an den Schläfen verspürte ich heftige Schmerzen. Ich wußte, daß das Alles die Folge des Hungers und der Anstrengung war, kannte aber auch ein wirksames Gegenmittel. Es besteht darin, daß man den Gürtel so eng als möglich spannt. Wenn ich einschlief, war ich bei dem kalten Wetter verloren. Meine Pelzkappe war naß und unbrauchbar geworden und ich mußte mir anderweitig zu helfen suchen. Ich band mir ein baumwollenes Taschentuch um Kopf und Gesicht und dann noch ein seidenes Halstuch darüber, und das hat mir wahrscheinlich das Leben gerettet. Die ganze Nacht hindurch blieb ich in Bewegung,

ging vor- und rückwärts, und es verschlug mir wenig, daß ich oft gegen einen Ständer oder ein Faß taumelte.

Endlich brach der Morgen an. Das Wetter war heiter, aber die Kälte ganz grimmig und der Hunger peinigte mich noch weit heftiger als am Abend. Ich ging hinaus, um nach dem Eise zu sehen; es war verschwunden und der Wind blies scharf aus der Gegend, von wo ich gestern gekommen war. Ich fühlte mich zu schwach, um der schneidenden Luft entgegen nach dem Jägerhause zurückzugehen. Was sollte nun aus mir werden? Mehr als einmal schwanden mir die Sinne; ich machte mich mit dem Gedanken an baldigen Tod vertraut; aber es durchzuckte mich doch, als ich Raben in der Luft krächzen hörte und mir dann sagte, daß ich für diese Unglücksvögel eine leckere Beute sein müßte. Als ich mich völlig in mein Schicksal ergeben hatte, vernahm ich etwa um Mittag Hundegebell. Meine Gefährten waren da.

Meine ersten Worte waren: „Gebt mir etwas zu essen!“ Aber man that recht, mir nur ein klein wenig mit Rum getränkten Schiffszwiebackes zu geben. Rasch wurde ein Feuer gemacht, an dem ich meine erstarrten Glieder wärmte, und Wasser gekocht. Allmälig erholte ich mich und durfte mich sättigen, und durch eine Pfeife Tabak wurden meine Lebensgeister nicht wenig gekräftigt. So verlebten wir die drei folgenden Tage leidlich genug; erst am vierten gegen Abend war das Eis so stark, daß die Hunde es betreten mochten, und wir kamen glücklich nach unserer Insel hinüber. Ich will aber in meinem ganzen Leben jene Nacht an der Küste von Labrador nicht vergessen!

Sehr lohnend war in jenem Winter die Jagd auf Füchse, die wir in Fallen fingen. Oftmals fragte ich mich, wovon Meister Reinecke in der kalten Jahreszeit sich nähre, und ein Zufall gab die Antwort. Ich hatte einen ganz ausgezeichneten kleinen Hund, auf den ich mich völlig verlassen konnte. Eines Morgens fing er an im Schnee zu kratzen und ich freute mich schon, der Insassen eines Fuchsbaues habhaft zu werden. Ich hielt das Netz vor und mein Jagdgenosse fing an zu graben. Aber es kam nicht etwa ein Fuchs zum Vorschein, sondern wir fanden ungefähr ein Dutzend Sturmvögel (Procellaria), die, wohlbefiedert und gut genährt, dort ihren Winterschlaf hielten. „Ei, sieh da, Mother Carey's Chickens!“ rief mein Gefährte; denn von den englischen Seeleuten werden diese Sturmschwalben als Mutter Carey's Küchlein bezeichnet. Man nennt sie auch wohl Petersvögel. Als wir sie an die Sonne brachten, kam allmälig Leben in sie, und dann suchten sie gleich ihr Element, das Wasser, auf. Jetzt wußten wir, von welcherlei Geflügel der Fuchs im Winter lebt.

Mitten im Winter hatten wir zuweilen Silberthau, das heißt, es regnet und friert gleichzeitig bei Ostwind und Sturmwetter, welches abgemagerte Schneehühner und den sehr wohlgenährten Schneevogel, eine Art von Ortolan, nach der Küste hintreibt. Diese Vögel schmecken zwar nicht besonders fein, sind aber als frische, fette Speise immer willkommen.

Mir fällt eben ein, daß ich an der Küste von Labrador doch einen ungastlichen Mann gefunden habe. Wir unternahmen einst zu Vieren eine weite Schlittenfahrt von unserm Ponds-Island nach den Niederlassungen an der Sandwich-Bay, wo wir zahlreiche Gesellschaft fanden und heitere Tage verlebten. Als wir heimkehrten, war unsere Partie auf etwa sechszig Köpfe und eine verhältnißmäßige Anzahl von Hunden gestiegen. Dieser allerdings große Zug hielt unterwegs vor dem Hause eines Mannes, der mit mürrischer Miene vor der Thüre stand. Als wir anfingen, die Hunde auszuschirren, warf er die Frage hin:

„Wie weit wollt Ihr heute Abend noch fahren?“

Die Antwort lautete: „Das Wetter wird schlecht und wir gedenken heute Nacht hier zu bleiben.“

„Meinetwegen! Aber Ihr habt doch Essen und Trinken mitgebracht.“

„Das haben wir wohl bleiben lassen; wir wissen, daß Ihr im Herbst einen guten Vorrath von Hirschen eingelegt habt, und nun möchten wir einmal kosten, ob sie gut sind.“

Der Mann sagte dreist und trocken, daß wir im Irrthum seien. Aber das half ihm gar nichts. Die Hunde spürten aus, wo die Fleischvorräthe unter dem Schnee lagen, und dann machten wir uns daran, sie hervorzugraben. Es ist Brauch im Lande, daß man die Hirsche ganz wie sie sind mit Haut und Haar aufspeichert und hart gefrieren läßt. Wir gruben einen der größten aus seiner Eishülle hervor und sägten ihn zunächst in zwei Stücke, denn von Zerschneiden konnte keine Rede sein, weil das Fleisch hart wie Stein war. Auch Vorder- und Hintertheil wurden abgesägt und die Hirschsägespäne sorgfältig aufgefangen; sie geben der Suppe Kraft. Die Steaks sägten wir aus dem vollen Fleische mit einer Handsäge heraus. Nach einigen Stunden hatten wir ein leckeres und reichliches Abendessen, der ungastliche Mann mußte zusehen, bekam keinen Bissen und Niemand sprach ein Wort mit ihm. Auch traf ihn noch eine andere Strafe, denn man brach allen Verkehr mit ihm ab und keiner mochte mit ihm Handel treiben. Er war an der ganzen Küste in Verruf gekommen.

Sehr lästig wurden uns manchmal die sogenannten Mountaineers, Gebirgsindianer, die keine festen Wohnungen haben, ausschließlich vom Ertrage der Jagd leben und das Pelzwerk an die Küste bringen, um dafür allerlei nothwendige Gegenstände einzutauschen. Leider gehört dazu auch der Branntwein. Diese Indianer haben alle Laster der europäischen Labradorleute angenommen, aber nicht eine einzige Tugend der Civilisation. Sie sind flink auf den Beinen, sehr diebisch und ausgezeichnete Bogenschützen. Mit ihren bolzenartigen Pfeilen schießen sie nie gerade auf das Ziel los, sondern immer in einer parabolischen Curve, und sie messen die zu derselben erforderliche Höhe so genau ab, daß sie nur selten fehltreffen. Ich habe weiter oben erzählt, wie geschickt ein Eskimo mit dem Schießgewehr umging; ich sah einen Indianer, der mit seinem Bogen noch gewandter hantirte; er schoß nämlich auch senkrecht in die Luft, trat aber nicht aus dem Kreise heraus und der Bolzenpfeil fiel dicht vor seinen Füßen nieder. Ich erinnere mich, gelesen zu haben, daß bei Eingeborenen Brasiliens und Sibiriens Aehnliches vorkommt.

Die Indianer im Innern Labradors, von denen ich übrigens keine gesehen habe, heißen Naskopis oder Skoffis. Leute, welche mit denselben verkehrt haben, erzählten mir über dieses Volk wahrhaft entsetzliche Dinge. Es ist ein Recht der alten Leute, sich von ihren Söhnen oder nächsten Anverwandten tödten zu lassen, und sie verlangen, von ihren Angehörigen erwürgt zu werden. Beim Essen schöpfen sie das Fett mit den Händen aus einem Kessel und schlabbern es auf wie die Hunde. Für den Begriff Schamhaftigkeit, den sie überhaupt nicht kennen, hat ihre Sprache kein Wort; die Frauen sind Sklavinnen des Mannes. Wer ein Rennthier erlegt, darf nur den Kopf behalten und muß alles Uebrige an seine Jagdgenossen abgeben. L. d. B.

Gondokoro am Weißen Nil.

Wir haben mehrfach Gelegenheit gefunden, dieses wichtigen Punktes im Globus zu erwähnen. Gondokoro ist der äußerste südliche Ort, bis zu welchem die weißen Elfenbeinhändler von Chartûm aus stroman fahren. In der Nähe hatte unser Landsmann, Pater Ignaz Knoblecher, eine vielbesprochene österreichische Mission gegründet, die einen so unglücklichen Ausgang nahm, und

gegenwärtig befindet sich Konsul Petherick dort, um Speke und Grant zu erwarten, welche den Versuch machen, vom Nyanza-See bis an den obern Nil vorzudringen und das „Problem der Quellen“ zu lösen.

Ein vortrefflicher Reisender, den unsere Leser schon kennen, G. Lejean, hat jüngst im Le Tour du Monde (Nr. 129) Mittheilungen über Gondokoro veröffentlicht, denen wir das Folgende entlehnen. —

Am 22. Januar 1861 unter Mittag betrachtete ich mir die fast kahlen Ufer des Weißen Nils im Lande der Bary von meiner Barke aus. Da rief einer meiner unbischen Schiffsleute: „El Keniseh!“ das heißt die Kirche. Ich trat rasch aus meiner Kajüte und bemerkte durch einen feinen Regen, welcher die nach Süden hin sich erstreckenden Wiesen mit einem leichten Schleier überzog, mitten unter Bäumen ein großes Gebäude mit rothem Dache. Es glich einem europäischen Ackerhofe oder einer Fabrik. Es war aber die österreichische Mission zu Gondokoro.

Getreidespeicher bei den Schwarzen am Weißen Nil.

Binnen heute und zehn Jahren wird Gondokoro ein allgemein genannter und viel bekannter Name sein, aber seither bildete es in dieser nilotischen Region gleichsam das Ende der bekannten Welt; was weiter nach Süden hin liegt, ist uns nur auf einer kleinen Strecke einigermaßen bekannt. Dort beginnt die wilde Welt. Mir drängte sich das Blut im Herzen zusammen. Bis zu diesem Punkte hatte meine Reise einen normalen Verlauf gehabt und Alles ließ sich berechnen, aber bald mußte das anders werden. Ich strengte meinen Blick an, um den Gipfel des jenseit Gondokoro liegenden vielbesprochenen Berges Redscheb zu erblicken.

Inzwischen fuhr meine Barke stroman. Mein Begleiter wies nach Ulibo auf der linken Seite hin, wo auf einem baumlosen Hügel viele zerstreute Hütten lagen. Bald kam ein sechs Fuß hoher Baryneger an Bord, eine wahre Apollogestalt, wie alle seine Landsleute. Mein Dolmetscher kannte den Mann und sprach: „Das ist ein ordentlicher Mensch, gar nicht so wie die anderen Neger, die zu wahrem Bettelgesindel geworden sind, seitdem sie mit den Weißen in Berührung kamen. Sie werden mit ihm zufrieden sein. Er ist der Häuptling der Schmiede in Ulibo und das halbe Dorf gehört ihm.“

Dieser „ordentliche“ Mann kam in meine Kajüte und verlangte ohne alle Umstände Branntwein. Ich ließ ihm ein großes Glas voll geben, das er in einem Zug hinabgoß. Der Branntwein war stark und eine solche Quantität, auf einmal genossen, hätte auch den stärksten europäischen Trinker umgeworfen, aber dieser Neger verzog keinen Blick! Ich knüpfte eine Unterhaltung mit ihm an, und fragte nach einem gewissen Nikla, welchen die Reisenden gewöhnlich Niguelo nannten, und mit dem Brun Rollet viel zu thun gehabt hat; er spielte die Rolle eines Vermittlers zwischen den Schwarzen und den Weißen. Mein Baryneger, dessen Namen ich mir nicht gemerkt habe, zog aus seiner Tabakspfeife eine gewaltige Menge Qualms, blies diesen vor sich hin, sah mich nicht an und sagte etwa Folgendes:

„Du kennst Nikla? O, der war ein kluger Mann, aber sein Zauberhandwerk verstand er schlecht. Seit fünf Jahren will bei uns kein Regen fallen und wir leiden Hunger. Nun sollte Nikla Regen machen und das versprach er auch. Er ließ sich Ochsen geben, wandte seinen Zauber an, aber es wollte kein Regen kommen. Darüber wurden die Leute ärgerlich. Nikla nahm sein Gewehr und wollte sie todtschießen; man mußte ihn in Ruhe lassen. So geschah es im vorigen Jahre zum dritten Mal. Als aber auch dann kein Regen vom Himmel herabfiel, ging den Leuten die Geduld aus. Sie packten den Nikla, schnitten ihm den Bauch auf und warfen ihn in den Strom. Der wird uns nicht mehr zum Besten haben. Mein Vater hat ihm den Schnitt in den Bauch gegeben, nimmt nun seine Stelle ein und ist Kudschur (Hexenmeister, Zauberer) und Häuptling des Stammes der Belenjân.“

Bekanntlich ist der Regenmacher eine wichtige Person in Ostafrika.

„Ist denn Deinem Vater nicht bange, daß man auch ihm gelegentlich den Bauch aufschneiden werde?“

„O nein, gar nicht. Er ist ein vollendeter Zauberer, versteht seine Sache. Ich bin auch ein Zauberer. Willst Du sehen, wie ich Feuer verschlinge? Gebt mir 'mal glühende Kohlen her.“

Sie wurden ihm gereicht und er führte dann das bekannte Taschenspielerkunststück aus. Offenbar verdroß ihn, daß ich dabei vollkommen gleichgültig blieb. Der Mensch wurde mir lästig, ich suchte ihn mir sobald als möglich vom Halse zu schaffen und äußerte gegen den Dolmetscher: „Das ist also Dein ordentlicher Mann, Dein Ehrenmann, Dein Galantuomo?“

Die Antwort lautete: „Vor fünf Jahren war er ganz anders. Wie hat er sich doch in Folge seines Umgangs mit den Herren (das heißt den weißen Elfenbeinhändlern) so ganz verändert!“ — Diese Herren, welche auch den Sklavenhandel handwerksmäßig betreiben und Gebieter von Gondokoro sind, haben allerdings dort großes Unheil angerichtet.

Meine kleine Negher (Barke) wurde an einer Leine dem östlichen Ufer entlang gezogen. An diesem bemerkte ich Hüttendörfer, die in aller Eile erbaut worden waren, und Barken unter ägyptischer, englischer und französischer Flagge. In diesem Wald von Masten fielen mir zwei Hauptgruppen auf: die eine ganz in der Nähe des Missionsgebäudes, die andere etwa eine halbe Stunde davon entfernt; sie lag um eine schöne Dahabieh (große Barke) herum und diese war die schwimmende Wohnung des Doktors Alfred Peney.

Ich stieg bei der Mission am „Akklimatations-Garten“ an's Land. Schnell bauten mir meine Leute eine hübsche, luftige und doch Schutz gewährende Hütte aus Stroh, in welcher ich meine Sachen unterbrachte. Für sich selbst errichteten sie in der Nähe ein kleines Dorf. Dann suchte ich meine europäischen Nachbarn auf. Peney war auf einem Ausflug abwesend; er wollte zu den vielbesprochenen Nyam Nyam oder Gnamgnam. Statt seiner fand ich den Malteser Andrea Debono, der mich kaum mit der gewöhnlichen Höflichkeit empfing. Allerdings hatte er, gleich den meisten seiner Genossen (der Händler), alle Ursache, die Anwesenheit eines unparteiischen Zeugen und humanen Beobachters dessen, was in Gondokoro vorgeht, nicht zu wünschen. Uebrigens gab er sich Mühe, mich zu täuschen, sprach sehr geläufig und mit großer Wärme davon, daß er die Absicht habe, mit seinen vierhundert Leuten eine wirksame Polizei zu üben und Denen, welche Schwarze rauben, um sie als Sklaven zu verkaufen, das böse Handwerk zu legen. Dergleichen bringe nur Störung in den redlichen Handel, und was dergleichen mehr war. Debono erzählte mir auch, daß er die von der Mission verlassenen Gebäude zu seinem provisorischen Hauptquartier gemacht, aber schon Anstalten getroffen habe, eine italienische Meile weiter nach Süden hin ein Dorf mit Magazinen, steinernem Arsenal ꝛc. bauen zu lassen. Das letztere gebe den Negern großen Anstoß, weil es von Stein sei; sie leiteten die seit fünf Jahren herrschende Hungersnoth davon her, daß die Missionsgebäude in Gondokoro aus gebrannten Backsteinen aufgeführt seien.

Ich besuchte mit Debono die im Verfall befindliche Mission. Sie bildet ein Viereck und der Haupteingang ist dem Süden zugekehrt; die anderen Seiten wurden gebildet durch die Kirche, die Wohnungen der Missionäre, ihrer Dienerschaft und der Arbeitsleute. Das Ganze mußte, so lange es in gutem Stande war, einem schwäbischen Bauernhofe geglichen haben; als ich die Mission sah, lag sie verlassen und schon in Trümmern. Die Missionäre hatten, als sie den Platz räumten, alles Eisenwerk und alle beweglichen Gegenstände mitgenommen und nur ein vergoldetes Kreuz zurückgelassen. Sie hätten aber wohlgethan, auch dieses zu entfernen, denn seit zwei Jahren hatte sich ein wahrer Abschaum von nichtswürdigen mohammedanischen Banditen aus Chartûm im Angesichte dieses Kreuzes herumgetrieben und eine Bande von Europäern, die nicht um ein Haar besser ist als diese Muselmänner.

Auch der Akklimatations-Garten mit Blumen, Gemüsen und Pflanzen aus Aegypten und Europa war verlassen und verwildert; aber die Natur kümmerte sich nicht um die Ruinen, denn am Abhange des Hügels wuchsen prächtige tropische Pflanzen und spiegelten sich in dem ruhigen, gelblichen Wasser des Stromes. Vor der Mission standen zwei dichte, lebendige Zäune von Euphorbien, deren weißer Saft ein den Negern wohlbekanntes Gift bildet. Als ich der Hecke entlang ging, pflückte ich ein paar Beeren ab und wollte sie in der Zerstreuung in den Mund nehmen, aber mein Koch Heissein rief erschrocken: Hauaga, hagnaga; scheber esfin! das heißt: Herr Herr, das ist der Giftbaum! Ich warf die gefährlichen Beeren weg. Ich war dem Fieber in Kordofan nicht erlegen und hätte mich beinahe am obern Nil selbst vergiftet!

Am andern Tage machte ich einige Ausflüge und ging nach dem Dorfe, welches dem Malteser Debono gehörte. Mein schwarzer Dolmetscher Bilah sprach unterwegs mit zwei ganz kolossalen Negern, die ich fragen ließ, wie bei ihnen der Nil genannt werde. Sie antworteten: Kareh, das heißt Fluß. „Ich verstehe wohl, sprach ich, „daß das hier der große Strom ist, aber haben die Bary keinen andern Namen für ihn?“ Sie antworteten: Tschndiri. Das ist offenbar der Name, welchen die Entdecker von 1840 Tubiri geschrieben haben, und Debono in seinem Tagebuche von 1856 Tschuper, nach italienischer Orthographie Ciuper, geschrieben hat. Herr Barthelemy hatte mir in Chartûm gesagt, das Wort bedeute in der Sprache der Bary Kanal; mir schien aber, als ob der Mann, mit welchem ich sprach, das Wort als Eigennamen gebrauchte.

Etwa eine Viertelstunde von der Mission fällt die kleine, zwanzig Fuß über dem Strom liegende Hochebene fast senkrecht zu einer sumpfigen Fläche ab, die bei Hochwasser überschwemmt ist. Durch dieselbe läuft ein seichtes Wasser, dessen Mündung in den Nil einen kleinen Hafen bildet. Dort lag die Dahabieh Peney's vor Anker. Ich blieb am Rande der Hochebene stehen, kam in's Gespräch mit einem dort herumlungernden Neger und ließ mir von ihm die Namen der Höhenpunkte sagen, welche am Horizonte eine Art von durchbrochenem Gürtel bildeten; dieser reichte von der bewaldeten Belenjan-(Belegnan)kette zu meiner Linken, bis nach den eingezackten Konobihöhen zur Rechten. In der Mitte dieses Bogens, der eine Ausdehnung von zwölf bis fünfzehn Lieues haben mag, erregte ein einzelner Punkt ganz besonders meine Aufmerksamkeit. Es war ein steil abfallender Kegel, welchen der Neger Logwek nannte. Ich wußte, daß die Eingeborenen mit diesem Namen den Berg benennen, welchen die Araber als Redschef, den zitternden, bezeichnen. Ueber diesen Berg hinaus, an welchem der Strom große Windungen macht, waren auch die kühnsten Reisenden nicht hinausgekommen, denn dort stellten sich als Hindernisse ihnen Stromschnellen und die an denselben hausenden, feindlich gesinnten Makedo-Neger entgegen. Der Redschef war also hier das Ende der Welt. Einige Gelehrte, welche das Geschwätz der Araber buchstäblich nahmen, hatten auch geschrieben, dieser Redschef müsse ein Vulkan sein oder sei doch einst ein solcher gewesen. Mein Wekil Mohammed glaubte an alle Wunderdinge, welche über diesen Berg erzählt werden, ganz aufrichtig. Dieser Berg, sagte er, zittert, wenn der Fuß eines Muselmannes ihn betritt. Ich bin aus Neugier einmal hinaufgestiegen, habe aber kein Zittern verspürt. Worauf ich, ohne dem braven Menschen wehe thun zu wollen, die Bemerkung hinwarf, daß schon seit langer Zeit die Muselmänner keinen mehr erzittern machen.

Die zehn oder zwölf Bergmassen, welche man von Gondokoro aus am südlichen Horizont erblickt, schienen mir isolirt von einander dazustehen, und nach der Karte Werne's zu urtheilen, ist es diesem Reisenden eben so vorgekommen. Ich will aber keine bestimmte Ansicht geäußert haben und nur mit Sicherheit behaupten, daß über zwei Gruppen keine Ungewißheit aufkommen kann: nämlich über den Korek im Westen und den Lokaïa-Belegnân im Osten des Stromes.

An demselben Tage besuchte ich Ulibo (Libo, Ulibari), ein beträchtliches Dorf, das am Westufer auf einer kleinen Anhöhe steht; diese fällt nach Norden hin zu einem raschfließenden Nilarm ab. Ich wollte das Grab des muthigen Angelo Vinco besuchen, den man als Vorläufer der christlichen Missionäre am obern Nil betrachten muß, und der hier in Ulibo starb, wo die Schwarzen ihn fast vergötterten. Noch jetzt haben die Tänzer jener Gegend einen Lieblingsgesang zu Ehren Vinco's. Ich habe in Chartûm siebenjährige Kinder den Takt zu einem Gesange treten sehen, in welchem es heißt: Adschilo, Adschilo! Ili Belegnan ꝛc., zu deutsch: Angelo! Angelo! Geh nach Belenia; hier haben wir Krankheiten! — Nein, nein, hier befinde ich mich wohl. — Geh nach Belenia. Dort giebt es keine Stechmücken. — Nein, nein, hier befinde ich mich wohl! — Es lebe, es lebe Angelo! —

Ich wollte das Grab dieses trefflichen Mannes sehen. Die Neger führten mich hinaus nach einer mit Disteln bewachsenen Stelle, schritten mehrmals um dieselbe herum und sagten dann verlegen: „Er liegt hier irgendwo begraben, wir wissen aber nicht genau wo.“ Ich ging mit schwerem Herzen von dannen. In derselben Gegend war vor sechs Jahren der Elfenbeinhändler Baudey mit allen seinen Leuten umgebracht worden, und zwar in Folge eines Mißverständnisses, an welchem lediglich der Zufall schuld war.*)

*) Hier ist Lejean offenbar im Irrthum. Baudey war ein Elfenbeinhändler von dem ganz verworfenen Schlage, der am hohen Nil so großes

Lejean bemerkt, daß die Hungersnoth, welche Jahrelang in jenen Gegenden wüthete, von den Negern als eine himmlische Strafe für die Ermordung des großen weißen Häuptlings betrachtet werde. Das scheint unrichtig, denn weiter oben erzählt er selbst, man sehe sie als eine Folge der Erbauung steinerner Häuser an.

Uebrigens muß die Noth einen hohen Grad erreicht haben. Mütter warfen ihre Kinder, für welche sie keine Nahrung hatten, in den Nil. Poucet rettete einen Knaben, den seine Mutter umbringen wollte; er gab ihr eine Maß Wälschkorn und nahm das Kind zu sich nach Chartûm. —

Als ich nach Gondokoro zurückkam, fand ich dort die Leute in großer Aufregung. Einem Neger hatte es Spaß gemacht, mit Pfeilen Probeschüsse nach einer von Debono vor der Missionsthür aufgestellten Schildwache zu thun. Er hatte sein Ziel zweimal verfehlt, wurde aber, als er fortgehen wollte, ergriffen und bekam fünfzig Stockprügel.

Ich bekam einen eigenthümlichen Besuch. Ein großer Neger trat in meine Hütte völlig unbekleidet, stellte sein rothbemaltes Tabouret hin, setzte sich darauf und fing zu rauchen an. Mein Dolmetscher sagte: „Das ist Medi.“ — „Ganz wohl; aber wer ist Medi?“ —

„Medi ist König dieses Landes, ein großer Krieger und durch seine Hand ist Vaudey gefallen. Sei ja recht höflich gegen ihn, denn ohne seinen Schutz könnten wir nicht einmal ein Huhn bekommen.“ — „Was will er?“ — „Branntwein.“

„Sag ihm, daß ich Schmarotzerei nicht leiden könne. Wenn er mir einen Hammel herbeischafft, soll er ein Glas Branntwein haben, sonst nicht.“

Medi versprach den Hammel und rauchte weiter. Inzwischen kam ein Besuch und ich kümmerte mich gar nicht mehr um diesen König, der am Ende fortging und die Bemerkung hinwarf, daß ich keine Lebensart verstände. Medi war einfach ein Hallunke, der täglich von einer Barke zur andern ging, um Branntwein für sich und Glasperlen für seine zwei Frauen zu erbetteln. Sein Volk ist nicht mehr werth als er selber. Es ist durch die Elfenbein- und Sklavenhändler durchaus verdorben worden.

Unheil anrichtet; er gehörte zum Abschaum der sogenannten Chartumer Bande. Knoblecher's und Hansal's Berichte lassen keinen Zweifel darüber, daß er sein Schicksal verdiente. Er wurde nebst sechszehn seiner Leute von den Bary zerstückelt und in den Strom geworfen, sein Schiff geplündert. Als Knoblecher in Gondokoro angekommen war, erschien Vaudey bei dem Missionär und erklärte: Die Schwarzen hätten sich bisher recht gut gegen ihn benommen; doch warte er auf eine günstige Gelegenheit, um ihnen eine tüchtige Lection zu geben, denn er habe 86 Leute, Munition und Provision im Ueberfluß. Er schoß vom Bord seines Schiffes in die am Ufer friedlich versammelten Neger hinein. Knoblecher und Hansal waren Augenzeugen des Vorfalls. Der letztere erzählt denselben schlicht und einfach in: Neueste Briefe aus Chartum in Centralafrika, geschrieben von Martin Hansal an seinen Freund Fr. X. Imhof. Wien 1855. S. 126 ff. Uebrigens ist auch noch Lejean's Angabe, daß alle Leute Vaudey's umgekommen seien, unrichtig. Pater Knoblecher rettete manche, unter anderen auch den Neffen Vaudey's. „Er war todtenblaß, zitterte wie Espenlaub; die Mannschaft war in größter Bestürzung, wußte sich nicht zu helfen oder zu rathen. Auf die Frage, was sie zu der unheilvollen Affaire bewogen hätte, sagten sie, die, welche zuerst gefeuert hätten, wären berauscht gewesen. Herr Provicar (Knoblecher) tadelte in scharfem Ton ihr völkerrechtswidriges Betragen und hielt ihnen vor, wie sie selbst den Tod ihres Herrn und ihrer Kameraden herbeigeführt hätten.“ Hansal, S. 130. Man sieht, wie unrecht Lejean hat, von Zufall und Mißverständniß zu reden. Die Aussagen unbefangener Augenzeugen entscheiden. Vaudey's Brutalität trägt alle Schuld.

A—ee.

Kleine Nachrichten.

Nachrichten vom obern Weißen Nil. Der Reisende Lejean, welchen unsere Leser kennen, ist gegenwärtig französischer Vicekonsul zu Massaua an der abessinischen Küste. Unterm 5. Juni schreibt er den Nouvelles Annales des Voyages Folgendes:

„Debono hat von Gondokoro aus einen Ausflug nach Osten hin gemacht und wird seine Beobachtungen veröffentlichen. Der venetianische Maler Damin hat aus Gondokoro ein prächtiges Album mitgebracht, das besonders viele Negertypen enthält. Munzinger ist mit der deutschen Expedition zu El Obeïdh in Kordofan; Heuglin und Steudner befinden sich im Innern von Abessinien. Sie hatten sich zu Keren nach viertägigen, sehr stürmischen Erörterungen von einander getrennt.

Am Weißen Strom ist die Sterblichkeit groß. Der Baron Harnier und sein Begleiter Wilke sind dem Fieber erlegen. Der Krieg der Aegypter gegen die Schelluks ist beendigt. Mohammed Her, der Fashada eingeäschert hatte, ist von der ägyptischen Regierung mit dem Lande belehnt worden; der König der Schelluks überließ ihm, weil er ihn nicht bezwingen konnte, das Land und gab ihm eine seiner Töchter zum Weibe. — Im Jahre 1856 wurde der ägyptische Sudan in vier Paschaliks getheilt; diese nachtheilige Einrichtung ist jetzt beseitigt worden. Der Vicekönig hat in der Person des Musa Bey einen Generalstatthalter zu Chartum eingesetzt. Dieser ist jetzt mit 4000 Kriegern nach Kordofan aufgebrochen, um in den „neun und neunzig Gebirgen“ (der Gebirgslandschaft Kadscha, welche 1854 dem Könige von Darfur aberobert wurde) einen Aufstand niederzuschlagen.

Petherick ist am 15. März (von Chartum aus) nach Gondokoro abgegangen. Von Speke und Grant noch keine Nachrichten.“

Die Angabe Lejean's, daß Herr von Harnier dem Fieber erlegen sei, ist ungenau. Er wurde am 23. November vorigen Jahres in der Nähe der Missionsstation (Gondokoro) auf der Jagd von einem Büffel zermalmt. Dr. Reil, welcher den zu Gotha erscheinenden Geographischen Mittheilungen diese Nachricht meldete, bemerkt, daß Herr von Harnier aus der Gegend von Friedberg in der Wetterau stammte. Er kam 1856 nach Aegypten, um seine wankende Gesundheit wieder herzustellen, kehrte 1858 nach Europa zurück, war aber schon 1859 wieder in Kairo und befuhr den Blauen Nil bis Roseres. Im Januar 1860 langte er mit einer reichen Ausbeute an naturwissenschaftlichen und ethnographischen Gegenständen abermals in Kairo an, ging nach Europa, und traf im Juni 1861 wieder in der ägyptischen Hauptstadt ein, vollkommen zu einer Reise auf dem Weißen Nil ausgerüstet. Er brachte einen Jäger mit und nahm Herrn Wilke, der als Naturaliensammler in Aegypten verweilte, als Begleiter mit. Dieser erlag aber unter dem 4° N. Br. dem Fieber, an welchem auch der Jäger starb. Harnier war dann allein mit zehn von ihm bewaffneten Schwarzen, welche er in Chartum in Sold genommen, bei einem Negerstamme geblieben, der sich nur von Fischen nährte; der Reisende, als tüchtiger Jäger, versorgte diese Leute auch mit Fleisch. Die Barke, welche ihn abholen sollte, erschien nicht; der Brief, welcher dieselbe bestellt hatte, war an den in Chartum ansässigen Konsul Natterer gerichtet gewesen; da dieser sich aber vergangenen Winter gerade in Kairo aufhielt, so war der Brief erst nach Kairo gegangen und die Barke hatte deshalb nicht abgesendet werden können. „Während dessen scheint sich Herr v. Harnier, wie mich auch mein Gewährsmann, der deutsche Kaufmann, versicherte, vom 4. Grad nach der am 6. Grad gelegenen Missionsstation „Heiligenkreuz“ begeben zu haben, in deren Nähe er auf die beschriebene Weise seinen Tod fand. Wer nicht wie Schreiber dieses dem Glauben an ein Fatum huldigt, möchte in dieser Verzögerung der Barke wohl die Ursache des Todes meines Freundes suchen. Noch theilte mir aber jener Gewährsmann eine Episode mit, die es wahrscheinlich macht, daß Herr v. Harnier zugleich ein Opfer seiner Menschlichkeit und Rechtlichkeit geworden ist. Ein kleines Dampfschiff, das einen Franzosen mit seiner Barke von Chartum aus bis zum 4. Grad remorquirt hatte, hätte Herrn v. Harnier die beste Gelegenheit geboten, nach Chartum zurückzukehren, verfagte aber aus Mangel an Nahrungsmitteln die Mitnahme der zehn schwarzen Begleiter. Da konnte sich Herr v. Harnier nicht entschließen, diese Leute, die ihm treu gedient hatten, allein ohne Mehl und andere Nahrungsstoffe bei einem fremden Negerstamm zurückzulassen, der ihnen am Ende feindselig war, noch wollte er sie den Gefahren einer Landreise durch feindliche Indianerstämme allein aussetzen. Darum ließ er das Schiff fahren, schickte nur einen abermaligen Brief nach Chartum und blieb bei seinen Schwarzen!“

O'Hara Burke's Reise durch Australien bis zum Carpentariabusen oder, genauer ausgedrückt, bis in das Ebbe- und Fluthbereich des Flindersflusses, hat eine verhältnißmäßig geringe Ausbeute für die Wissenschaft gegeben. Wir erfahren, daß es einen praktikabeln Weg, allerdings einen sehr beschwerlichen, oft durch Wüstenei führenden, durch Australien giebt; aber wir erhalten keine wichtigen geographischen Einzelnheiten, keine allgemeinen Uebersichten, keine eingehende Darstellung. Die Reisenden hatten, freilich nicht ohne Burke's Schuld, Mühe und Noth genug, um nur das nackte Leben zu fristen, so lang es anging. Längere Zeit genossen sie nichts als Nardu, den Samen einer kryptogamen Pflanze, welche zur Familie der Marsileaceen gehört. Es ist die Marsilea quadrifida, wächst im Wasser, hat kein eigentliches Korn als Frucht, sondern Sporulae, welche eßbar sind und mit ihrer Umhüllung einem ovalen Korn gleichen, braun und abgeplattet sind wie eine Linse. Diese Substanz fühlt sich rauh an und ist im trockenen Zustande schwer zu zerquetschen; wenn man sie anfeuchtet, wird sie schleimig. Die australischen Eingeborenen zerreiben sie zwischen zwei Steinen zu einer Art Mehl, aus welchem man Brot backen kann. Die Sporulae wachsen im Wasser und die Wurzeln sind im Boden. Wenn dann die Flüsse oder Sümpfe austrocknen, sterben die Pflanzen ab und man sammelt dann die Körner. Sobald der Boden wieder feucht ist, wird die Umhüllung des Korns weich, und läßt den Staub heraus, aus welchem neue Pflanzen entstehen. Die Blätter gleichen einigermaßen jenem des Klees.

Die Reisenden fanden außerdem ein sehr werthvolles Nahrungsmittel an Portulaceen. Sie sahen viele Polygoneen und auf salzhaltigem Boden Salsolaceen. Häufig wird in den Tagebüchern auch des Eucalyptus erwähnt, sodann der Akazien, Bohnenbäume, Orangenbäume, einer Art von Theestrauch, der Palmen und einer Art von Casuarina, deren Stamm und Verästelung an jene der Eiche erinnert, während die Blätter den Nadeln der Fichten und die Schoten denen der Akazie gleichen. In der Nähe des Carpentariagolfes fanden sie Ignamen; unterwegs auch zwei Cucurbitaceen; die eine war gurken-, die andere melonenartig. Eine große Bohne, welche bei den Eingeborenen Padlu heißt, schmeckt fast so wie unsere süßen Kastanien.

Unter den vierfüßigen Thieren kam kein anderes so häufig vor als die Ratte, die eine leckere Speise gab. Von Vögeln sah man unter anderen: Enten, Gänse, Pelikane, Kormorane, Löffelgänse, Trappen, Tauben mit einer Haube, Raben, Falken, Weihen, Papageien und rosenfarbene Kakadus. Mücken und Ameisen wurden oft sehr lästig, nicht minder das Gezirp der Heimchen. Der Coopers Creek ist reich an schmackhaften Fischen.

Der Naturforscher Monhot aus Mümpelgard trat im Jahre 1858 eine Reise nach Siam an, durchwanderte einen Theil dieses Königreichs, besuchte auch Kambodscha und Laos und hatte den Plan, durch die östlich liegenden, noch von keinem Europäer besuchten Landstrecken nach China vorzudringen. Er verließ Bangkok, nur von zwei eingeborenen Dienern begleitet; als er die Grenze zwischen Tonkin und China erreicht hatte, wurde er vom Fieber ergriffen und starb. Er hat werthvolle Sammlungen an die geographische Gesellschaft in London geschickt.

Ein Urtheil über Du Chaillu. Im vorigen Jahre haben wir mehrfach diesen Reisenden gegen allerlei Angriffe, welche von englischer Seite kamen und den Mann gleichsam als Schwindler und Lügner hinstellten, in Schutz genommen. Jetzt lesen wir im neuesten Bülletin der pariser geographischen Gesellschaft, daß Vivien de St. Martin sich in ähnlicher Weise ausspricht, wie wir. Er äußert: „Eine gründliche, eingehende und durchaus unparteiische Prüfung ergiebt, daß die Angriffe, welche Du Chaillu erfahren hat, durchaus nicht berechtigt sind, wenigstens nicht in dem Grade und mit dem Charakter, den man ihnen gegeben hat. Du Chaillu ist allerdings kein Forscher im höhern Sinne des Wortes, und wahrscheinlich haben ihm anfangs geographische Forschungen und Untersuchungen fern gelegen. Als er 1856 seine Wanderungen am Gabonflusse begann, war er Jäger und wollte naturwissenschaftliche Gegenstände sammeln. Die Welt weiß, daß er diesen Zweck erreicht hat. Als aber der kühne Jäger einmal in jenen unbekannten Gegenden war, schwebte ihm auch ein höheres Ziel vor; er wollte auch für die Erdkunde etwas leisten, er beobachtete, fragte und versuchte möglichst weit in's Innere einzudringen. Er hatte keine wissenschaftlichen Instrumente und seine Angaben sind deshalb nicht so genau, wie man von wissenschaftlichen, mit allen erforderlichen Hülfsmitteln ausgerüsteten Reisenden verlangen konnte und mußte, aber ihm bleibt das Verdienst, einfach geschildert zu haben, was er sah, allgemeine Schilderungen entworfen zu haben, die wir für treu halten, so weit sie sich auf die Beschaffenheit des Landes beziehen. Man kann ihm weder Scharfsinn noch Beobachtungsgabe absprechen, und über die verschiedenen Völkerstämme bringt er sehr gute Bemerkungen, die ethnographischen Werth haben."

Aus Algerien. In Algier ist eine „Kolonialkasse", d. h. eine Bank gegründet worden. — Zwischen Marseille und Philippeville fahren jetzt regelmäßig Packetboote. — In Bona wird eine Kompagnie gebildet, welche den Korallenfang mit nicht weniger als dreißig Schiffen betreiben und die Korallen bearbeiten lassen will. Das letztere geschieht bis jetzt in Italien. — Zwei Kompagnien, bei welchen sich vorzugsweise Engländer betheiligt haben, wollen den Baumwollenbau aufmuntern. — Die Arbeiten zur Entsumpfung mancher fruchtbarer Strecken nehmen ihren Fortgang, namentlich jene am Flusse Sefsef bei Tlemsen. — Bei Mraïes, in der Oase des Ued Righ, Provinz Constantine, haben die Franzosen einen artesischen Brunnen gegraben, der 1525 Litres Wasser in der Minute giebt. — Im Maimonate haben sich in einem einzigen Kreise nicht weniger als 1789 Araber die Blattern einimpfen lassen. — Die Handelsbewegung Algeriens stellte sich 1861 auf 155,248,825 Millionen Francs, wovon für 106,154,655 auf die Einfuhr und 49,094,170 Francs auf die Ausfuhr kommen. Der Landbau will noch immer keinen rechten Aufschwung nehmen, weil nur wenige Franzosen sich dem Ackerbau zuwenden und die Regierung sich viel zu viel in alle Dinge einmischt und Alles überwachen, leiten und bestimmen will. Kolonien können nur gedeihen, wenn man den Ansiedlern völlige Freiheit läßt. Durch die Franzosen ist aber niemals eine Kolonie in Blüthe gekommen; es fehlt ihnen dazu die natürliche Anlage und Begabung. Von 1856 bis 1860 sind nur 69,870 Franzosen aus Frankreich ausgewandert und davon nur 26,387 nach dem vor ihren Thoren liegenden Algerien gegangen. Von diesen waren nur 3512 Ackerbauer, 3135 Industrielle aller Art; die übrigen gehörten anderen Berufsklassen an.

Das barmanische Reich und die Engländer. An einer andern Stelle des Globus (S. 272) haben wir erzählt, in welcher Weise England in den Besitz der barmanischen Küste des bengalischen Meerbusens und des Landes Pegu mit der Stadt Rangun, also der Mündungen des großen Irawaddystromes, gelangte. Gegenwärtig, zu derselben Zeit, in welcher Frankreich dem Kaiser von Annam sechs Provinzen Cochinchinas abgedrängt hat, stehen in Barma neue Verwickelungen bevor, möglicherweise wieder ein Krieg mit dem barmanischen Könige. Die Homeward Mail sagt schon dreist heraus: „Wenn wir einen Vorwand zum Kriege haben wollen, so finden wir ihn in den wiederholten Beleidigungen, welche die Barmanen uns zufügen. Ava muß in unsern Besitz kommen, je eher, desto besser."

Dem genannten Blatte zufolge überschreiten die Barmanen die britische Grenze in hellen Haufen, rauben und plündern, äschern Dörfer ein, verüben Mordthaten und verschwinden, sobald Truppen gegen sie geschickt werden. Nur wenn sie sich in bedeutender Uebermacht wissen, halten sie Stand. Als Lieutenant Halsted gegen eine Bande ausrückte, setzte sie sich zur Wehr, die einheimischen Polizeisoldaten ließen diesen Offizier im Stich. Er fiel in die Gewalt der Barmanen, die ihn dann buchstäblich in Stücke zerhackten.

Ein Krieg mit Barma würde übrigens, im Hinblick auf die indischen und chinesischen Verhältnisse, gerade jetzt den Engländern sehr ungelegen kommen, und in London wird man gewiß Alles thun, um demselben aus dem Wege zu gehen. Jede Gebietserweiterung im Osten ist für die Engländer eine Verlegenheit mehr.

Neue Vögel in London. Durch Vermittlung des Doktor Bennet in Sydney hat der zoologische Garten in Regents Park mehrere interessante Vögel erhalten, namentlich einen Kalaos (Hornschnabel), der bisher nur selten nach Europa kam. Das Weibchen ist unterwegs gestorben, aber das Männchen befindet sich sehr wohl. Es hat einen grauen Federbusch, der auf den Kopf herab bis nahe an den Hals fällt; deshalb vergleichen die Engländer den Vogel mit einem Richter, der die Amtsperrücke trägt. Interessant sind auch ein Zagu aus Neucaledonien, welcher an den südamerikanischen Butor erinnert, ein wasserblaues Huhn und eine sehr schöne Taubenart, alle von Inseln in der Südsee. Vor allem aber bewundern die Ornithologen ein paar große, bisher in Europa noch unbekannte Kakadus; sie haben nämlich einen Ring blauer Federn, welcher die Augen umgiebt, so daß diese wie Türkise aussehen. Mit dieser werthvollen Sendung kamen auch mehrere neue Fringillenarten aus Queensland.

Herausgegeben von Karl Andree in Leipzig. — Für die Redaktion verantwortlich: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. —
Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Wanderungen in Mexiko.

Zweiter Artikel.

Die Staaten Sonora und Cinaloa. — Verwüstung durch die Apasches-Indianer. — Reichthum an edelen Metallen. — Die Flibustier Pindray und Raoussset-Boulbon. — Die Hafenstadt Guaymas. — San Blas und Tepic. — Das Tabaksmonopol. — Indios pintos. — Aguardiente Mescal. — Die Magueypflanze und der Pulque. — Guadalaxara und dessen Umgebungen. — Guanaxuato und die Silberbergwerke. — Reise nach der Hauptstadt. — Unsere Liebe Frau von Guadalupe. — Chapultepec. — In der Stadt Mexiko. —

In unserm vorigen Aufsatze sind wir von der heißen Strandebene, welche den mexikanischen Meerbusen umsäumt, über Puebla de los Angeles nach der alten Hauptstadt der Azteken gewandert. Wir wollen heute eine andere Richtung, von Westen her nach Osten, einschlagen.

Plaza mayor in Guanaxuato.

Als noch die Spanier im Besitze Mexikos waren, gehörte zu diesem Königreiche auch die gesammte Küste, welche sich vom Isthmus von Tehuantepec bis zu der Nordgrenze Neu-Kaliforniens am Großen Weltmeere hinzieht. Jetzt ist ganz Ober-Kalifornien und der nördliche Theil des Staates Sonora den Nordamerikanern abgetreten worden; aber die langgestreckte Halbinsel Alt- oder Unter-Kalifornien, welche durch eine lange schmale Meeresbucht vom Festlande geschieden wird, befindet sich noch im Besitze der Republik, gleich den am östlichen Gestade sich hindehnenden Staaten Sonora und Cinaloa. Diese letzteren haben eine doppelte Bedeutung. Sie sind ungemein reich an Gold und Silber, und haben durch das rege Handelstreiben im nördlichen Großen Weltmeer für den Verkehr eine Wichtigkeit erlangt, welche sie früher nicht besaßen. Bis vor zwanzig Jahren lagen sie gleichsam am Ende der Welt, aber seitdem Kalifornien sich mit thätigen Einwanderern gefüllt hat und die Küsten von Dampfern befahren werden, ist Alles anders geworden.

Diese beiden westlichen Staaten sind schwach bevölkert; Cinaloa, in welchem die wichtige Hafenstadt Mazatlán liegt, zählt auf mehr als 1600 deutschen Geviertmeilen noch nicht 200,000, und Sonora, mit dem Hafenplatze Guaymas, auf mehr als 6000 Quadratmeilen kaum 170,000 Einwohner. Für den Ackerbau ist ein großer Theil dieses Flächenraums ungeeignet, die Wohnorte liegen weit auseinander, und überall ist das Land unsicher durch berittene Indianerhorden, namentlich die Apaschés. In den Tagen der spanischen Herrschaft wurden sie einigermaßen im Zaume gehalten, aber seit der unaufhörlichen Zerrüttung, welche vom Tage der Unabhängigkeitserklärung in Mexiko nicht mehr aufgehört hat, sind diese Wilden die eigentlichen Gebieter des Landes geworden. Das platte Land, auf welchem nirgends Sicherheit ist, wurde von ihnen, gerade so wie in Chihuahua (Globus Nr. 16 S. 111), völlig verwüstet; sie vertrieben die Bergleute aus den Gold- und Kupfergruben, welche nun längst verlassen worden sind, und plündern die Reisenden aus. Dazu kommt namentlich in Sonora ein Bürgerkrieg unter den Kreolen selbst; seit länger als einem Menschenalter ist kein einziges Jahr ohne innere Kämpfe gewesen, und die Häupter der verschiedenen Parteien haben es nicht verschmäht, auch die Indianer in's Feld zu führen.

Der große Mineralreichthum des Landes, die wichtige Handelslage seiner Häfen, die innere Zerrüttung und die geringe Volksmenge bildeten eben so viele Anlockungen für unternehmungslustige Abenteurer, welche zu tausenden nach Kalifornien geströmt waren und theilweise in dem Neuen Goldlande ihre hochgespannten Erwartungen getäuscht sahen. Hatte einst Ferdinand Cortez vor dreihundert Jahren ein mächtiges Reich gestürzt und mit einer Handvoll tapferer Männer sich behauptet, weshalb sollte nicht dasselbe auch in unseren Tagen kühnen Kriegern gelingen, noch dazu in dem so spärlich bevölkerten Sonora? Und in der That sind auch Flibustier dort erschienen. Wilhelm Walker, der sich später eine Zeitlang zum Gebieter von Nicaragua aufwarf und vor welchem ganz Centralamerika zitterte, begann am kalifornischen Meerbusen seine glänzende Laufbahn, die nur mit seinem Tode endigte, weil die Kriegsschiffe seiner eigenen Landsleute, der Nordamerikaner, mit den Feinden des Flibustiers gemeinschaftliche Sache machten.

Mühlenpfordt, Russel Bartlett und andere Reisende haben den großen Mineralreichthum des Landes geschildert; die Gebirge enthalten ungemein ergiebige Lagerstätten edler Metalle, fast alle kleineren und größeren Flüsse führen Gold, namentlich der Rio de Sonora; im aufgeschwemmten Sande findet man Waschgold in allen Schluchten, selbst in den Ebenen. Goldkörner von vier bis fünf Pfund gehören keineswegs zu den Seltenheiten. Diese Schätze werden nicht ungehoben bleiben und in dem an Nordamerika abgetretenen Theile von Sonora haben seit 1856 manche von unsern deutschen Landsleuten sich niedergelassen, um die verlassenen Gruben wieder in Betrieb zu setzen.

In den gegenwärtigen Krieg mit Mexiko wird, wie die neuesten Berichte melden, auch Sonora hineingezogen. Ein französisches Geschwader ist vor der Hafenstadt Guaymas erschienen und wird keine Schwierigkeit finden, dieselbe zu besetzen. Sie war schon einmal der Schauplatz blutiger Ereignisse, welche von abenteuernden Flibustiern aus Frankreich hervorgerufen wurden. Eine Erinnerung an dieselben wird gerade jetzt nicht ohne Interesse sein.

Schon vor zehn Jahren haben französische Agenten ihre Regierung darauf hingewiesen, daß sie sich durch die Besitznahme Sonoras für den Verlust Canadas einigermaßen entschädigen könne.*) Als St. Amand sich in San Francisco aufhielt, machte er einem Grafen Karl von Pindray darüber Vorschläge. Dieser Abenteurer entschloß sich, „das Unternehmen in Gang zu bringen", warb Freiwillige an und bewaffnete dieselben. Sie wollten zunächst die Goldgruben in Besitz nehmen, die Indianer verjagen und Verstärkungen an sich ziehen. Nach und nach hofften sie in Sonora so mächtig zu werden, daß das Land ihnen zufallen müsse. Pindray war für ein solches Unternehmen der rechte Mann; er hatte all sein Gut verschwendet und nichts mehr zu verlieren; sein Wahlspruch war: Sieg oder Tod. Dieser Edelmann aus dem Poitou hatte einer Gaunerbande angehört, welche planmäßig Banken beschwindelte, mußte flüchten und war nach Kalifornien gekommen. Mit diesem Gauner ließ sich der Agent der französischen Regierung tief ein. Pindray segelte am 21. November 1851 mit 88 Landsleuten von San Francisco nach Sonora ab und landete als „Generalkapitän". Bei den mexikanischen Behörden in Sonora gab er vor, daß er eine Kolonie bei der alten, seit den Einfällen der Indianer verlassenen Mission Cocospera gründen wolle**), und die Zahl seiner Leute war auf nahe an zweihundert gestiegen. Bald nachher schoß sich Pindray, welchen die meisten Abenteurer verließen, eine Kugel vor den Kopf.

Gleichzeitig war in Sonora ein anderer französischer Abenteurer aufgetreten, über dessen Bestrebungen, Thaten und Ausgang wir in Fossey's, schon in der vorigen Nummer erwähntem Werke***) ausführliche Nachrichten finden.

In Mexiko war eine Gesellschaft von Kapitalisten zusammengetreten, um die Goldgruben in Sonora wieder bearbeiten zu lassen. Das war aber nur möglich, wenn sie über muthige, jeder Gefahr trotzende Leute verfügen konnten; denn vor allen Dingen handelte es sich darum, die Minenbezirke gegen die Apaschés sicher zu stellen.

In Kalifornien hielt sich ein Graf Gaston de Raousset-Boulbon auf, ein kleiner Mann, welcher das Gehör verloren hatte. Er hatte als Adjutant des Herzogs von Aumale einen Feldzug in Algerien mitgemacht, später durch Börsenspekulationen sein Vermögen eingebüßt, auch als Goldgräber keinen Erfolg gehabt, und lebte nur vom Ertrage der Jagd. Als er von dem Plane der erwähnten Compagnie vernahm, bot er dieser seine Dienste an. Auf Fürsprache des französischen Gesandten in Mexiko wurde er zum Leiter des Unternehmens ernannt, bekam 60,000 Dollars Geld in die Hände und warb in San Francisco einige Hundert Leute an, die er sofort ganz militärisch einüben ließ.

Am 1. Juni 1852 landete er zu Guaymas. Die Behörden sahen eine solche Menge bewaffneter Abenteurer, die zwei Feldstücke mit sich führten, keineswegs gern, und der befehlhabende General Blanco in der Hauptstadt Hermosillo hätte die unwillkommenen Gäste gern wieder fortgeschafft. Diese aber wollten bleiben und nach den Goldgruben ziehen.

Raousset ging schon längst mit dem Gedanken um, seinerseits in Sonora die Rolle nachzuahmen, welche Fremont

---

*) Voyage en Californie et dans l'Oregon, par M. de Saint-Amant, envoyé du gouvernement français en 1851 et 1852. Paris 1854. S. 114 ff.

**) Im Januar 1852 begegnete dort der amerikanische Grenzkommissar Russel Bartlett, welcher eben damals Sonora bereis'te, etwa 150 dieser Abenteurer. Alle waren gut bewaffnet, a rather hard looking and determined set of men, with long beards and sunburnt faces.

***) Le Mexique, par Mathieu de Fossey. Paris 1857. S. 188 bis 204.

als Flibustier in Ober-Kalifornien gespielt hatte. Ihm lag daran, unter passendem Vorwande angriffsweise gegen die Mexikaner verfahren zu können; er wollte dann Sonora für einen unabhängigen Staat erklären und tausende von Franzosen in's Land ziehen. Während er mit dem General Blanco hin und her verhandelte, schlossen sich ihm viele von Pindray's Abenteurern an, und nun hielt Raoussет sich für stark genug, um die Maske abzuwerfen. Er rief die Sonoraner zur Unabhängigkeit auf, und ein paar Ortschaften erklärten sich für ihn.

Aber die 60,000 Dollars waren verthan, die Flibustier ohne Schuhwerk und ihre Kleider ganz abgerissen. Sie plünderten eine der mexikanischen Regierung gehörende Maulthierkarawane, und damit war der Krieg erklärt. Die Fahne des „unabhängigen" Sonora war die — dreifarbige französische! Die Streitmacht der Flibustier bestand aus 184 Mann Fußvolk, 50 Reitern und 25 Artilleristen, welche vier Feldstücke bedienten. Sie zogen gegen die Hauptstadt Hermosillo, welche etwa zehntausend Einwohner zählt, durch Vermittelung des französischen Gesandten Levasseur nach der Hauptstadt Mexiko berufen. Er ging dorthin, aber man zog ihn vier Monate mit Unterhandlungen hin, die zu keinem Ziele führten. Raoussет entwich in aller Stille und begab sich zurück nach Kalifornien. Dort war inzwischen der Kapitalist auf andere Gedanken gekommen; er wollte kein Geld mehr vorstrecken.

Aber Raoussет's Beharrlichkeit wankte nicht. Er verbreitete unter der Hand einen Aufruf, in welchem er Alle, die auf eigene Kosten nach Guaymas schiffen und sich ihm dort anschließen würden, zu reichen Leuten zu machen versprach. „Wer in Kalifornien ein Bettler ist, soll in Sonora ein Edelmann werden."

Aber der mexikanische Konsul in San Francisco erhielt Wind von der Sache und traf seinerseits Gegenmaßregeln. Er versprach den Leuten, welche Raoussет angeworben hatte, Ländereien, Geld und Rang, wenn sie als friedliche Kolonisten nach Sonora gehen wollten. Er sandte aber nicht anderthalb tausend Mann dorthin, sondern nur dreihundert

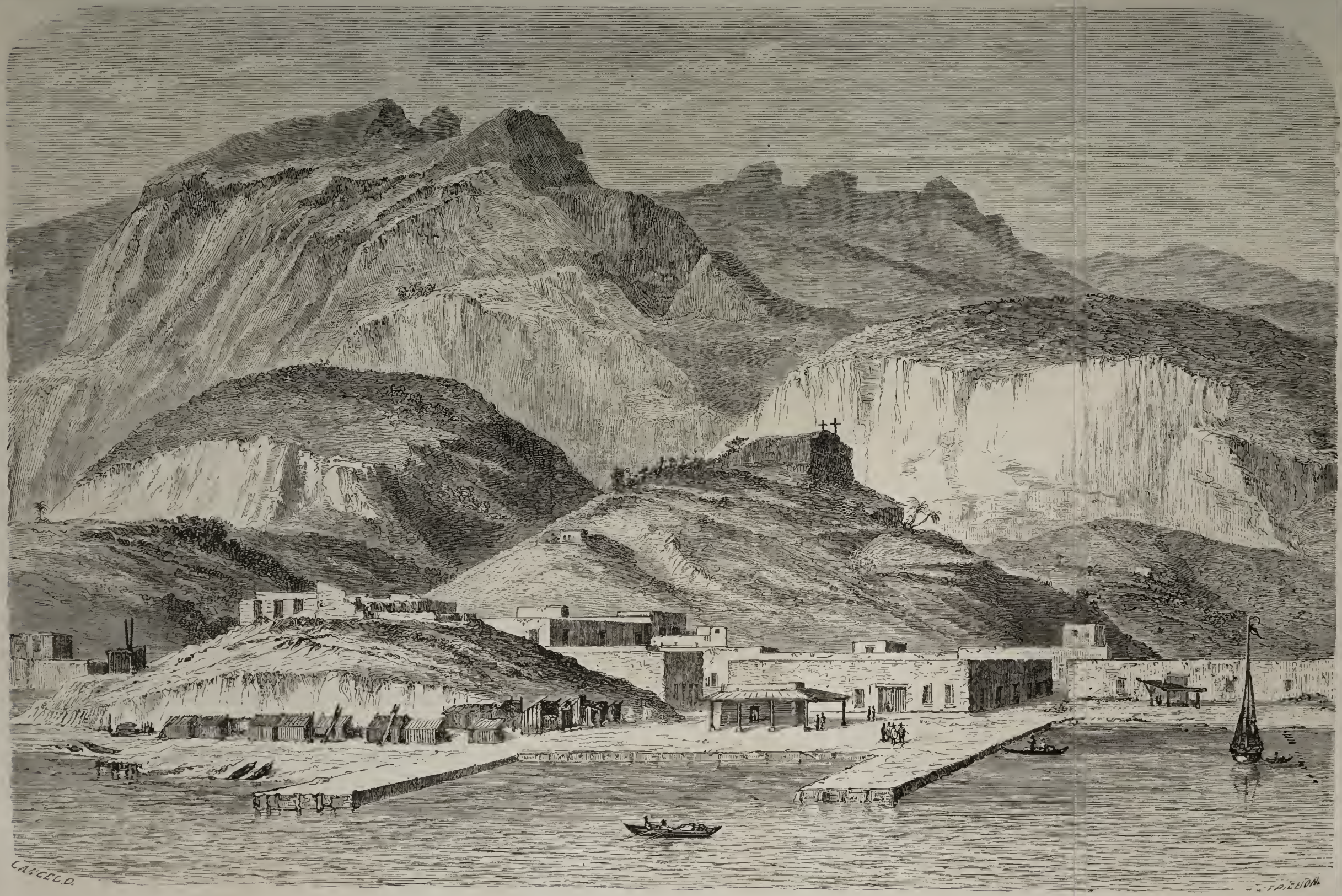
Das Schloß in Chapultepec.

und erstürmten dieselbe; Blanco zog sich nach Guaymas zurück. Aber für die Freibeuter war damit wenig gewonnen; denn die Sonoraner verhielten sich theils gleichgültig gegen die Fremden, theils traten sie feindselig auf. Der Gouverneur erklärte, daß sie das Land sofort räumen oder die Waffen ablegen und sich den Gesetzen fügen müßten. Raoussет verlor an Ansehen bei seinen eigenen Leuten, wurde krank, verlor einmal alle Besinnung und wäre von einem ungeschickten Arzt beinahe vergiftet worden. Nach zwölf Tagen mußten die Freibeuter Hermosillo völlig räumen und waren am Ende froh, sich in Guaymas wieder einschiffen zu können. Um Raoussет bekümmerten sich die Leute gar nicht mehr; sie verkauften ihre Waffen für 11,000 Dollars an die Mexikaner und zogen ab.

Der Flibustier ging wieder nach San Francisco, um ein zweites Drama in Scene zu setzen. Der Gedanke, Sonora zu erobern, wich von ihm nicht. Er eröffnete Werbestätten, um wo möglich anderthalb tausend Mann unter seinen Fahnen zu vereinigen, und ein leichtsinniger Kapitalist streckte ihm Gelder vor. Als diese Sache eben in vollem Gange war, ließ ihn der Präsident Santa Anna und zwar Leute von verschiedenen Nationalitäten. So glaubte er die Pläne des Flibustiers durchkreuzen zu können. Allein ein Zwischenfall änderte die Sachlage. Wilhelm Walker hatte eben damals den Versuch gemacht, Unter-Kalifornien und Sonora zu erobern, war aber von den Landleuten zurückgeschlagen worden und auf amerikanisches Gebiet geflüchtet. Durch Walker's Aussage vor Gericht war Raoussет kompromittirt; um einer Verhaftung zu entgehen, entwich er und zwar nach Sonora, wo er am 1. Juli 1854 bei Guaymas landete.

Nun ereigneten sich merkwürdige Auftritte. Raoussет fand eine nicht unbeträchtliche Anzahl seiner alten Gefährten, aber diese waren durch das menschenfreundliche Benehmen des mexikanischen Generals Yañez friedlich gestimmt worden. Was thut nun der Flibustier? Er geht zum General, erklärt, daß er eigentlich gekommen sei, um Rache zu nehmen; er wäre aber einem so wackern Manne gegenüber anderes Sinnes geworden und biete ihm seine Dienste an. Yañez that als ob er auf das Anerbieten eingehen wolle.

Während ein Theil der Abenteurer sich ruhig verhielt, benahm sich ein anderer in hohem Grade unbändig und



Der Hafen Guaymas in Sonora.

Gefangene französische Offiziere in Guaymas.

namentlich die Franzosen erlaubten sich allerlei Mißhandlungen gegen die Mexikaner, welche sich dann zur Wehr setzten. Raoussets nahm Partei für seine Landsleute; er verlangte — Entwaffnung der Nationalgarde und obendrein die Auslieferung von zwei Kanonen. Der General zog Verstärkungen aus Hermosillo an sich; ein Theil der Abenteurer wollte Frieden halten, andere drängten zum Kampfe. Raoussets war eine Weile unentschlossen, eröffnete aber am 13. Juli Mittags den Kampf, aber Manche, auf welche er gerechnet hatte, wollten ihm nicht folgen. Yañez stand mit dreihundert Mann Linientruppen in der Kaserne, die Nationalgarde auf den Dächern der Häuser und vier Kanonen waren mit Kartätschen geladen. Raoussets rückt dann vor, um das schwere Geschütz zu nehmen, aber es gelingt ihm nicht und viele seiner Leute fallen. Zuletzt hat er nur noch neun oder zehn Mann; er selber bleibt im dichten Kugelregen unverwundet. Was nicht erschossen worden ist, bittet um Quartier. Der Flibustier eilt an den Hafen, findet aber sein Schiff nicht; dann geht er zum französischen Konsularagenten, um seine dorthin geflüchteten Landsleute noch einmal zum Kampf aufzumuntern. Als sie sich weigern ihm zu folgen, setzt er sich auf einen Stuhl und schnallt seinen Degen ab.

Dann wurde er gefangen genommen. Yañez ließ ihm seine Pistolen, um ihm Gelegenheit zu geben, sich selber zu erschießen und um einen Prozeß zu vermeiden, der nothwendig mit einer öffentlichen Hinrichtung abschließen mußte. Aber nun wird der vormalige Börsenspekulant und Flibustier plötzlich ein frommer, ergebener Christ; er glaubt, daß er „für die Civilisirung der Völker und für das Wohl der Menschheit" in die Schranken getreten sei; er spricht mit einem Geistlichen viel von himmlischer Seligkeit und Gottes Barmherzigkeit, und Fossey will gar wissen, der Priester habe gesagt: „Dieser Mann ist ein Heiliger."

Jedenfalls hatte er Muth, der ihn auch in seiner letzten Stunde nicht verließ. Er ging mit festen Schritten zum Richtplatz und nahm den Hut ab, damit die Sonnenstrahlen ihm nicht ins Gesicht schienen. Dann stellte er sich mit unverbundenen Augen hin und empfing die tödtlichen Kugeln. Den übrigen Gefangenen wurde das Leben geschenkt. Yañez schickte sie, zwei und vierzig an der Zahl, von Guaymas zu Schiffe nach San Blas im Staate Jalisco, und von dort gingen sie über Guadalajara und Guanajuato nach der Hauptstadt Mexiko, wo man ihnen Pässe zur Reise nach Europa einhändigte.

Einer von diesen Gefangenen, E. Vigneaux, hat seine Wanderung durch die westlichen Staaten Mexikos anziehend geschildert. Er gehörte zu denen, welche Sonora „civilisiren" wollten, zu den „unbedachtsamen Schanzgräbern der Idee, den verlorenen Söhnen des Fortschrittes, zu den Leuten, welche von ihren eigenen Träumereien trunken werden." Er stammte aus Bordeaux und war Sekretär Raoussets. Er war mit diesem am 24. Mai 1854 in der Schaluppe La Belle von San Francisco abgefahren und schildert, welche Gefahren dieses kleine Schiff namentlich im kalifornischen Meerbusen am Kap Palmo zu bestehen hatte. In der Nähe des Ankerplatzes San Benito wäre es in der gewaltigen Brandung beinahe verloren gegangen.

Guaymas liegt unter 27° 35′ 50″ nördlicher Breite und 113° 9′ 36″ westlicher Länge von Paris und ist, nächst Acapulco, der beste Hafen an der mexikanischen Küste; die Stadt steht dicht am Strande einer Bucht, zwischen dieser und dem Gebirge, das kaum eine Viertelstunde vom Meer entfernt sich erhebt. Die Häuser sind, nach Landesart, zumeist aus Adobes, das heißt an der Sonne getrockneten Lehmsteinen, aufgeführt, haben keine Fensterscheiben, sondern nur hölzerne oder eiserne Gitter vor den Oeffnungen, und nehmen mit den großen inneren Höfen (Patios) einen weiten Raum ein. Bartlett war überrascht, in Guaymas Straßenbeleuchtung zu finden. Das Klima ist sehr heiß, in den Sommermonaten steigt das Quecksilber oft bis 104° F. (32° R.) im Schatten und fällt nur ausnahmsweise unter 96° F. Die ganze Gegend trägt einen öden Charakter; die kahlen röthlichen Berge sind von dunklen Schrunden durchfurcht, und zur Stadt selbst führt nur durch eine einzige Engschlucht, die aus Süden, von Hermosillo herkommende Straße. Guaymas hat weder Brunnen, noch sonst fließendes Wasser, es wird mit seinem Bedarf von außen her durch die Wasserträger versorgt. Seltsamerweise fehlt ihm auch eine Kirche, was für eine von Spaniern gegründete Ortschaft, für eine Stadt von 3000 Seelen, ganz unerhört ist; aber ein Geistlicher wohnt in der Stadt. Von den Einwohnern besteht die Hälfte aus unvermischten Yaqui-Indianern, welche weniger träg als die Mischlinge und Kreolen sind.

Brandung bei San Benito im californischen Meerbusen.

Im Norden des dreißigsten Breitengrades findet man in Sonora keine Ortschaften mehr, Alles liegt in Trümmern; auch die Ranchos (Gehöfte), deren Besitzer einen beträchtlichen Viehstand hielten, sind verlassen und die Heerden verwildert. In die Grubenreviere wagen sich nur dann und wann kühne Gambusinos, unabhängige Leute, die auf eigene Hand arbeiten. Mit einem Worte: allerwärts im Lande trifft man auf Trümmer und Verfall.

Die französischen Gefangenen wurden, wie schon erwähnt, nach San Blas eingeschifft. Diese Stadt liegt im sandigen Delta, welches der Rio de Tololotlan oder Santiago bildet. San Blas ist ungesund, im August stieg das Quecksilber auf 45° C. (36° R.) im Schatten und ging in der Nacht nicht unter 30° C. herab. Das war in der Regenzeit, in welcher aus den Sümpfen der Umgegend fiebererzeugende Dünste aufsteigen. Vigneaux, den wir jetzt auf seiner Wanderung begleiten, eilte deshalb fort nach dem in gerader Linie nur acht Leguas entfernten Tepic. Aber der Weg führt durch das Gebirge und ist deshalb etwa

zwanzig solcher spanischen Meilen lang. Die Spanier hatten eine Straße durch die Sümpfe gebaut, aber die Mexikaner ließen das so nützliche Werk verfallen.

Ueber dem Indianerdorfe Tisoutla entlud sich ein fürchterliches Gewitter. Anfangs trieb der Orkan Wolken von Staub in mächtigen Wirbeln herbei und knickte hohe Bäume um. Nach dem Gebirge hin war die Dunkelheit rabenschwarz; dem Sturm folgte eine Zeitlang Windstille. Myriaden von Feuerfliegen, Cocuyos, schwärmten wie Irrlichter umher. Ueber der Landschaft lag eine peinliche, unheimliche Todtenstille, bis dann die Blitze nach allen Richtungen hin aus dem Gewölk hervorschossen, der Donner zu rollen begann als sollte die Welt untergehen, und wolkenbruchartige Ströme vom Himmel stürzten. Wäre bei solchem Unwetter ein Schlaf möglich gewesen, so hätten ihn doch die Sancudos, langbeinigen Mücken, die Flöhe, Wanzen und anderes Ungeziefer verscheucht; alle diese Insekten waren gleichsam trunken von Elektricität und peinigten die Menschen wie rasend.

Tepic liegt schon beinahe 3000 Fuß über dem Meer auf einer wohlbestellten Bergebene und ist eine recht hübsch gebaute Stadt, deren Plätze und Straßen mit Bäumen bepflanzt sind. Sie zählt etwa 10,000 Seelen, aber auf den Straßen herrscht keine Lebendigkeit. In den kleineren Städten des ehemals spanischen Amerika drängt sich der Kleinhandel gewöhnlich an einem bestimmten Punkte zusammen, gleichviel auf einer Straße oder auf einem Platze, unter Laubengewölben, sogenannten Portales. Schenken und Läden der Specereihändler findet man an den meisten Straßenecken. Tepic ist eine alte Stadt; sie wurde schon 1531 von einem der Hauptleute des Cortez, Nuño de Guzman, erbaut; aber ein indianischer Ort war schon früher auf der Stelle vorhanden. Das Klima ist hier schon gemäßigt und die Gewerbsamkeit nicht ohne Belang. Ein Engländer hat eine Baumwollenfabrik angelegt und webt grobe Zeuge. Der Estanzo, das heißt die Regie, läßt viele Cigarren verfertigen. Der Tabak war in Mexiko einheimisch; Kaiser Montezuma rauchte ihn mit einem Zusatz von duftendem Liquidambar. In der Umgegend von Tepic wächst ein Blatt, das an Güte jenem von Havana nichts nachgiebt. Ohne den nachtheiligen Einfluß, welchen die Regie übt, könnte der Tabaksbau für jene Gegend eine Quelle des Wohlstandes werden, aber der Staat erlaubt

Plaza de Armas in Guadalaxara.

ihn nur in gewissen Bezirken und schreibt vor, wie viel erzeugt werden darf. So tyrannisch ist das Monopol, daß ein Privatmann nicht über zweihundert Stück Cigarren im Hause haben darf. Die Beamten halten fleißig Nachsuchungen in den Privathäusern, drücken aber, wie das erklärlich ist, ein Auge zu, wenn sie ein gutes Trinkgeld bekommen.

Jenseit Tepic ist das Land sehr uneben, und eigentlich gebahnte Wege sind nicht vorhanden. Häufig kommt der Wanderer durch Atascaderos, Stellen, an welchen man, wie der Ausdruck selbst besagt, durch Schlamm waten muß. So gelangt man nach Jalisco, das in einer dürren aber sehr gesunden Gegend liegt, aber kaum ein paar tausend Einwohner zählt. Bei Tetictlan traf Vigneaux die ersten Indios Pintos. So bezeichnet man einige Indianer-

stämme, deren Hautfarbe nicht stark gebräunt, aber mit einer Menge von sehr dunkelen kupferfarbigen Flecken besprenkelt ist. Er sah auch einen Indianer aus dem Staate Michoacan, der nach Mazatlan, einer dreihundert Leguas entfernten Hafenstadt in Cinaloa, unterwegs war, um dort persönlich eine Schuld von drei Silberpiastern einzukassiren! So wenig Werth hat die Zeit in jenem Lande.

Ueber Istlan, Plan de Barranca und La Magdalena gelangte Vigneaux nach Tequila, einem großen Dorfe, welches schon von den alten Azteken bereitet wurde; den faserigen Theil verwendet man wie Stroh zum Dachdecken oder zur Verfertigung von Stricken und groben Geweben. Eine Art liefert auch einen feinen Faden, den Fil de pita, aus welchem die Indianer sehr hübsche Zeuge herzustellen wissen; die Stacheln werden wie Nadeln oder Nägel benutzt. Die Pflanze tritt in Blüthe, je nachdem die Art ist, im achten, zehnten, zwölften Jahre oder noch später. Aber die Blüthe und den Stamm oder Stiel, welcher dieselbe trägt,

Einernten des Pulque.

welches in Mexiko weit und breit bekannt ist wegen seines „Aguardiente Mescal", des aus dem Saft der amerikanischen Aloe bereiteten Branntweins. Tequila ist weit und breit von Maguëyfeldern umgeben.

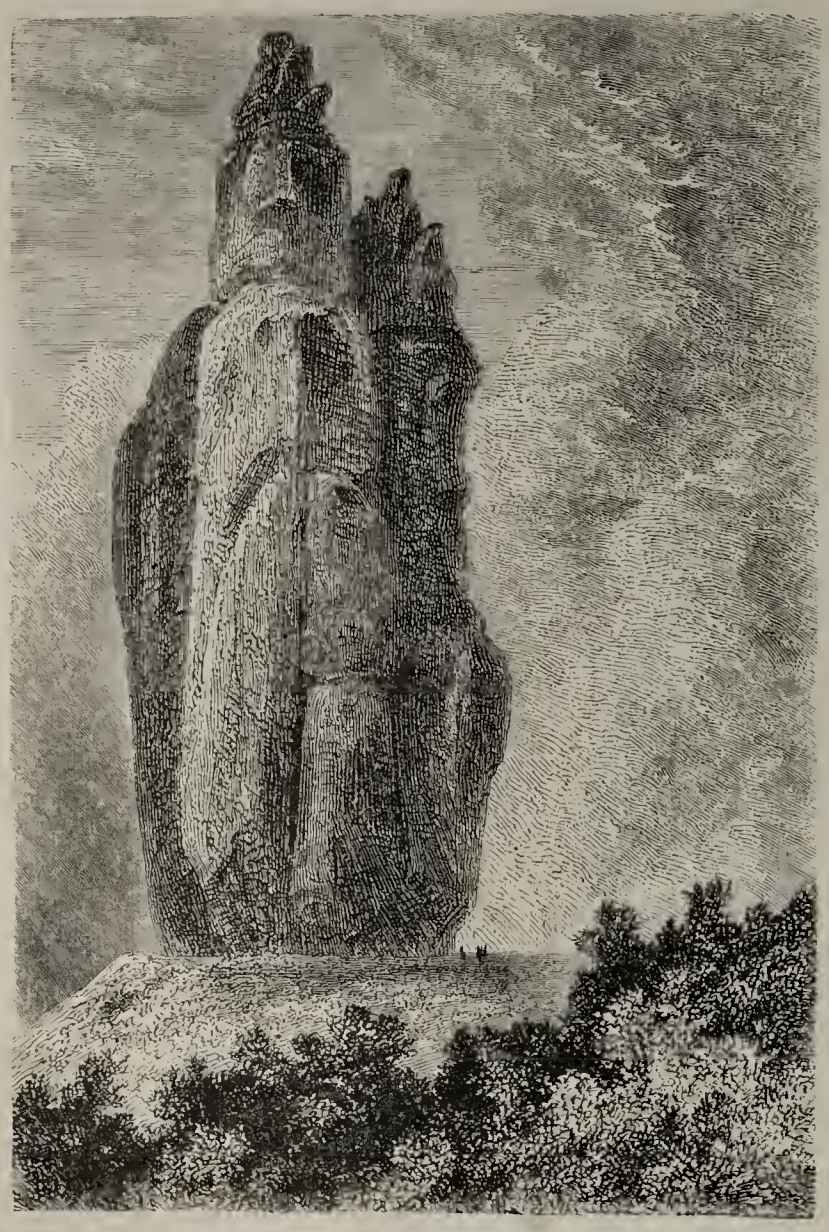
Die amerikanische Aloe, welche die alten Mexikaner Maguëy nannten, ist für das Land von unschätzbarem Werthe, denn sie wächst auch in dürren, steinigen Gegenden sehr kräftig. Von ihr gewinnt man Mescal, Pulque und eine Art von Syrup; ihre Blätter liefern das Maguëypapier, und der manchmal bis zu achtzehn Fuß Höhe emporschießt, sieht man nur da, wo die Pflanze wild wächst und unbenutzt bleibt, oder in Gärten, wo der Eigenthümer sich an ihnen erfreuen will. Nach der Blüthe stirbt die Maguëypflanze ab. Man gewinnt das allgemein beliebte Nationalgetränk, den Pulque, auf folgende Weise. Wenn das „Herz" der Pflanze sich öffnen will, um den hohen Blüthenstengel zu treiben, ist der Indianer auf der Hut und paßt auf; er schneidet oder bricht zu passender Zeit die inneren Herzblätter

Die Stadt Guanajuato.

heraus, so daß eine Vertiefung entsteht. In dieser sammelt sich der Saft. Man bedeckt sie sorgfältig und schöpft sie, wenn sie sich angefüllt hat, vermittelst einer Art von Saugheber aus. Der Indianer bereitet denselben aus der Schale von Kürbissen, indem er in beide Enden desselben ein Loch schneidet, und er weiß mit diesem Werkzeuge sehr gewandt umzugehen. Den Saft läßt man gähren; er ist dann Pulque, wenn frisch, von weißlicher Farbe und von scharfem, säuerlichem Geschmack, an welchem sich auch der Fremde, der ihn zuerst unangenehm findet, bald gewöhnt; übrigens ist er gesund und kühlend. Der Mexikaner trinkt ihn am liebsten in dem Zustande fauliger Gährung, wenn er übel riecht und leicht berauscht. Der Pulque giebt, zur Hälfte mit Wasser und mit einer Zuthat von Zucker versetzt, die Tepache, welche einen Ersatz für unser Bier bildet.

Von Tequila folgte Vigneaux der großen Straße über Amatitan und gelangte durch die wilde Ratoneraschlucht zu der schönen Ebene, in welcher Guadalaxara liegt. Sie ist wohl angebaut, aber an manchen Stellen schwitzt der Boden ein Laugensalz aus, das Tesquiquite, welches die alten Azteken als Salz benutzten und das jetzt einen Handelsartikel bildet, weil man es beim Grubenbau verwendet.

Guadalaxara ist eine der schönsten Städte in Mexiko; sie wurde 1542 gegründet. Die Straßen sind gut gepflastert, haben Seitenwege und durchschneiden einander in rechten Winkeln; auch giebt es manche gut gebaute Häuser. Die Stadt hat etwa ein Dutzend freie Plätze, eben so viele Springbrunnen und eine übergroße Menge von Kirchen und Klöstern. Die Alameda, an der Ostseite, ist mit schattengebenden Bäumen bepflanzt und steht mit dem Paséo, einem langen Baumgang, in Verbindung. Bemerkenswerth ist der Große Platz, Plaza de Armas, welchen unsere Abbildung zeigt. (S. 327).



Der Mamanchota.

Die Zahl der Einwohner beträgt, nach der letzten Zählung, 63,000, die Entfernung bis zur Hauptstadt 163 Leguas. Das Klima ist angenehm und gesund, aber der Fremde bekommt gewöhnlich eine Augenentzündung, welche durch den feinen Staub des Tesquiquite verursacht wird. Eine andere Plage sind die Flöhe, die in dem sonst reizenden und angenehmen Guadalaxara gleichsam ihr Paradies haben und auch in den Häusern der Europäer, welche so sauber als irgend möglich sind, gar nicht ausgerottet werden können. Man stellt die Betten auf hohe Pfosten, kleidet sich in einem Nebenzimmer aus, bürstet den ganzen Körper ab und springt dann so rasch als möglich in's Nachtlager. Aber man kann vom Glück sagen, wenn man, trotz dieser Vorsichtsmaßregeln, nur von einem halben Dutzend dieser zudringlichen Gäste gepeinigt wird. Die Landeseinwohner sind an dieselben gewöhnt und machen sich auch nur wenig aus den Stichen der Wanzen, für welche ganz Mexiko ein Paradies ist. In Guadalaxara machen sie den Flöhen Konkurrenz, aber die letzteren bleiben doch Sieger.

Die Umgegend hat zweierlei Merkwürdigkeiten. Die erste ist das Fest einer wunderthätigen Mutter Gottes im Dorfe Zapopán, das am 5. Oktober gefeiert wird. Mexiko hat viele Dutzende wunderthätiger Madonnen. Die in Zapopán ist eine kleine plumpe Puppe von schwarzer Farbe; sie wird sechs Monate in diesem Dorf aufbewahrt, in der andern Hälfte des Jahres hat sie ihre Residenz in Guadalaxara, wo man sie nach der Reihe in den verschiedenen Kirchen ausstellt, damit ja keine derselben zu kurz komme. Die Wanderung zwischen beiden Ortschaften geschieht mit großem Pomp in langer Procession, denn die Indianer strömen aus den Dörfern herbei, um an dem hohen Feste theilzunehmen, weil dasselbe mit einem großen Bacchanale verbunden ist. Ein guter Christ mit brauner Hautfarbe ist zu Ehren der Mutter Gottes drei Tage lang in Pulque betrunken, tanzt, brennt Feuerwerke ab und rutscht zur Abwechselung, Gebete murmelnd, auf den Knieen vor der schwarzen Puppe. Das Ganze erinnert an die heidnischen Feste der alten Azteken; die Indianer haben nichts vergessen, weil man sie nichts gelehrt hat; die Heiligen der römischen Kirche sind an die Stelle der verschiedenen Götter getreten.

Eine zweite Merkwürdigkeit sind die Kataraкten des Rio Grande de Santiago oder Tololotl. Der Strom fließt etwa sechs Leguas von der Stadt entfernt; bei Puente Grande führt eine große Brücke über ihn. Schon aus weiter Ferne vernimmt man das dumpfe Brausen der Wasserfälle; in der Nähe derselben steigert es sich zu einem donnerartigen Getöse. Der Fluß stürzt in einen tiefen Abgrund, der ganz unzugängig ist; bei Puente Grande bildet er nicht weniger als sechs Katarakten und bei Guanacuatlan stürzt er über eine achtzig Fuß hohe, fast senkrecht aufsteigende Felsenwand hinab.

Der Weg von Guadalaxara nach Guanaxuato ist sehr malerisch. Der Wanderer kommt durch die Pueblos del Rincon, Dörfer, welche inmitten fruchtbarer, von Kanälen bewässerter Ebenen liegen. Weiterhin dehnt sich El Baxio aus, ein üppiges Thal von mehr als dreißig Leguas Länge und acht bis zehn Leguas Breite. Es ist von hohen kahlen

Bergen umschlossen und hat gewöhnlich eine wunderbar klare Luft. Die Hütten der Indianer liegen inmitten von Gärten, welche von Cactushecken umzäunt sind; die ganze Gegend ist ein Paradies, in welchem freilich Räuberbanden Leben und Eigenthum gefährden. Deswegen sieht man nirgends vereinzelte Höfe oder überhaupt isolirte Wohnungen, und nach der Ernte gleicht auch dieses Paradies einer Einöde, weil die Menschen nur ungern aus den Städten oder Dörfern sich entfernen.

Ueber Silao gelangt man nach dem nur sechs Leguas entfernten Guanaxuato, der Hauptstadt des gleichnamigen Staates, sobald man aus einer vielfach gewundenen Schlucht, der Cañada de Marfil, herauskommt. Die Straße ist breit und wird gut unterhalten. Von einer Anhöhe herab hat man einen prächtigen Blick auf die imponirende Landschaft, welche durch die düstern Porphyr- und Basaltmassen, die hier einen Gebirgsknoten bilden, etwas Düsteres und Beklemmendes erhält. Eigenthümlich sind Felsenpyramiden, welche man als Buffas bezeichnet; sie nehmen sich aus wie Trümmer cyklopischer Mauern. Unten liegt die kleine Stadt Marfil; Guanaxuato selbst ist mit einem leichten Schleier von Morgennebel überzogen; in den Falten des Gebirges oder auf den Anhöhen liegen weiße Dörfer und schimmern weithin; da und dort sieht man Reales und Tiros, nämlich die Ausgänge der Grubenschächte, und tief unten liegen die Haciendas de Beneficio, die Hüttengebäude. Zur Rechten ragt der Cerro San Miguel über die Stadt hervor, auf der linken Seite schließt der Cerro de Santa Rosa den Horizont. Alle diese Berge sind kahl.

Durch die Marfilschlucht fließt ein Bach, der in der Regenzeit gewaltig anschwillt und großen Schaden verursacht. Ihm entlang läuft der Weg nach der Stadt. Sie hat enge, vielfach gewundene, zum Theil steile Gassen, und die Häuserreihen folgen der Cañada de Marfil wohl eine Stunde weit. Manche Gebäude sind recht hübsch und dauerhaft. Die Gründung von Guanaxuato fällt in das Jahr 1554. Damals hatten Maulthiertreiber in der Wüstenei Silbererze gefunden und bald begann ein Bergbau, der ungemein reichen Ertrag geliefert hat. Die Veta madre, das heißt die Hauptader der Silbergänge, eine der reichsten in der Welt, wurde 1560 in Betrieb genommen und ergab ungeheure Schätze. Ein Mann Namens Obregon ließ 1760 beim Dorfe Valenciana eine Ader verfolgen, welche bis dahin nur geringen Ertrag geliefert hatte. Seine Arbeiter stießen bald auf eine fabelhaft ergiebige Ader und Obregon war nach ein paar Jahren einer der reichsten Leute auf Erden; die spanische Krone ernannte ihn zum Grafen von Valenciana.

Die Besitzer der Haciendas de Beneficio, der Amalgamirwerke, kaufen das Erz von den Besitzern der Gruben. Jene sind zumeist Engländer, denn englische Gesellschaften haben die Ausbeutung übernommen. Die Bergleute, Buscones, arbeiten in den ihnen angezeigten Gängen, erhalten von den Besitzern Pulver zum Sprengen und geben jenen die Hälfte des von ihnen geförderten Erzes. Dieses wird wöchentlich verkauft und von den Direktoren der Gesellschaften nach dem Metallwerthe bezahlt. Manche Gruben sind schon sehr tief, jene von Rayas zum Beispiel über 1200 Fuß. Die nach allen Richtungen und in allen Tiefen getriebenen Stollen erleichtern die Förderung sehr; natürlich ist auch bei Guanaxuato die Berechnung über die mögliche Ausbeute unsicher. Der Zufall spielt oft wunderlich, die Grube la Luz gehörte einem Herrn Fagoaga in der Hauptstadt, erforderte große Ausgaben und gab geringen Ertrag. Der Besitzer ließ nur fortarbeiten, weil er den armen Bergleuten das Brot nicht entziehen mochte. Als aber die Opfer zu groß wurden, gab er seinem Direktor Befehl, den Betrieb einzustellen. Dieser reiste indeß nach der Hauptstadt Mexiko, um dort Unterstützung für seine Bergleute auszuwirken, welche inzwischen noch beschäftigt waren. Seine Bemühungen waren vergeblich; als er aber zurückkam, wurde er durch die frohe Nachricht überrascht, daß man auf eine unberechenbar ergiebige Silberader getroffen sei, welche dem Herrn Fagoaga in vier Jahren nahe an dritthalb Millionen Piaster einbrachte.

Das Gestein der Veta madre ist ein reiner Quarz; das Erz enthält gediegenes Silber, Silberglanz und Schwarzsilberglanz; zuweilen ist auch Gold eingemengt. In Rayas fand man eine reiche Goldader, welche drei Wochen lang großen Ertrag gab; dann verschwand sie plötzlich. Das zu Tage geförderte Erz wird mit Hämmern zerschlagen, dann unter Stampfen gebracht und durch diese zerpocht. Nun gelangt es unter die Boladeros der Arrostra. Die letztere ist ein runder, ausgemauerter Behälter; vier, von einem beweglichen Balken ausgehende Querbalken tragen Porphyrblöcke, welche auf dem Boden der Arrostra ruhen; zwei Maulthiere drehen den Balken und die Porphyrblöcke zermalmen das hineingeschüttete Erz. Dieses bildet nun eine weiche Masse, welche man in einen gepflasterten Hofraum, einen Patio, bringt, wo die bereits mit Quecksilber versetzte Masse ihre Flüssigkeit verdünstet und dann mit Seesalz vermischt wird, und zwar so, daß Maulesel stundenlang in diesem Erzschlamm herumgetrieben werden. Dann wird wiederum Quecksilber hinzugesetzt und die Leute, welche die Aufsicht über diese Amalgamirung führen, heißen Azogues. Der in dem Patio ausgebreitete Erzteig wird als Torte bezeichnet; diese kommt dann in die Wäsche.

Vigneaux beeilte sich nach der Hauptstadt zu gelangen. Er ging über Salamanca, Celaya, Queretaro und San Juan del Rio nach Arroyo Zarco und hatte nun die Grenze des Staates Mexiko erreicht. Hauptstadt desselben ist Tescuco; Mexiko selber ist Hauptstadt des Bundesdistrikts. Der Staat ist durchaus gebirgig, der Weg von Arroyo Zarco sehr beschwerlich. Merkwürdig erscheint der Cerro de los Organos, der auch unter dem Namen Mamanchota bekannt ist. Die höheren Punkte des Gebirgszuges in der Umgegend von Actopán, das in einem mehr als 7000 Fuß über die Meeresfläche sich erhebenden Thale liegt, haben vielfach einen Kamm ganz eigenthümlich gestalteter und zerklüfteter Felswände auf ihren Gipfeln, und der Porphyrfelsen Mamanchota ist unter ihnen der sonderbarste. Er erhebt sich bis zu 9767 pariser Fuß; die Felsen gleichen, einzeln stehend, ungeheueren Cactusstengeln oder zusammengestellten Orgelpfeifen; daher auch der spanische Name des Berges.

Ueber Tepeje und Huehuetoca, wo die Straße über den früher von uns geschilderten Desague führt, und Cuautitlan kam der Reisende endlich an das nächste Ziel seiner weiten und beschwerlichen Wanderung. Er fand, daß die Indianer um so weniger civilisirt sind, je näher sie der Hauptstadt wohnen; sie erscheinen, sagt er, fast noch eben so wie ihre aztekischen Vorfahren, tragen dieselbe Kleidung, welche sie aus selbstgewebten groben Stoffen bereiten; diese sind gestreift und blau, weiß und braun die Lieblingsfarbe. Einige ziehen freilich weiße oder lederne Calzones, Beinkleider, an und Enagues, Frauenröcke von Kattun, kommen gleichfalls vor, aber sehr oft fehlt das Hemd.

An die Tepeyacacberge knüpft sich eine fromme Ueberlieferung. Dort lebte 1531 ein zum Christenthum bekehrter Indianer, Cequauktzin, welchem man in der Taufe den Namen Juan Diego gegeben hatten. Diesem erschien die

Mutter Gottes und befahl ihm, die Großen der Erde aufzufordern, daß sie ihr an der Stelle, wo sie sichtbar wurde, eine Kirche bauen sollten. Sie ließ dann einen warmen Mineralquell aus der Erde hervorspringen und Blumen wachsen; auch gab sie dem Indianer ihr eigenhändig mit Rosensaft gemaltes Bild; sie hatte dazu statt der Leinwand ein Stück von Indianern gewebten Zeuges genommen. Das Wunder machte Aufsehen und wurde natürlich geglaubt. Man baute auf jener Stelle ein Oratorium, dessen Hüter Juan Diego bis an sein Ende blieb. Neunzig Jahre später erhob sich dort eine Kirche und um diese herum entstand eine Ortschaft. Seitdem ist das Heiligthum von Guadalupe weit und breit berühmt, besonders bei den braunen Leuten. Am 12. December, dem Tag, an welchem Juan Diego die Erscheinung hatte, strömen tausende von Indianern, nach alter Heidenart mit Blumen geschmückt, zu diesem Madonnafeste, bei welchem es in ähnlicher Weise hergeht, wie bei dem weiter oben erwähnten in Zapopán.

Diese Liebe Frau von Guadalupe ist die Schutzpatronin der Republik Mexiko und wird seit der Revolution weit höher gehalten als Unsere Liebe Frau de los Remedios. Diese letztere belegt man etwas verächtlich mit dem Namen der Gachupina. Die von Guadalupe ist dunkelbraun und gleichsam eine Indianerin. Wollen ja doch auch viele Indianer keine weißen Christusbilder haben; ihr Heiland muß braun angestrichen sein.

Das Heiligthum de los Remedios steht etwa zwei Leguas westlich von der Stadt Mexiko, unweit von Tacuba,

Baum der Noche triste in Popotla.

auf der Stelle, an welcher die Spanier, nachdem sie in der Nacht vom 1. Juli 1520 von den Azteken aus der Hauptstadt Tenochtitlan mit großem Verlust herausgeschlagen worden waren, in einem Teocalli, heidnischen Tempel, sich wieder sammelten und Schutz fanden. Das Andenken an diese „Nacht der Trauer“ lebt auch heute noch. Die kleine plumpe Figur, welche in dem Heiligthum der Madonna verehrt wird, ist den Spaniern zufolge dieselbe, welche die Eroberer aus Europa mitnahmen und welche ihnen zur Unterwerfung des Landes behülflich war.

Beim Dorfe Popotla musterte Cortez am Morgen nach der traurigen Nacht seine Flibustierschaar. Zum Andenken an jenen Tag wurde eine Kirche gebaut, neben der ein ehrwürdiger Ahnetebaum, eine Cypresse, steht, unter welcher der Eroberer ausgeruht haben soll. Ohne Zweifel reicht der Baum über die Zeiten der Conquista hinaus.

Zu den interessantesten Punkten in der Umgebung der Hauptstadt Mexiko gehört Chapultepec. Dasselbe liegt nur etwa eine Legua entfernt auf einem Porphyrhügel, welcher vereinzelt dasteht und etwa 200 Fuß hoch ist. Auf diesem „Berge der Grille oder des Heimchens", denn das soll die Bedeutung des Namens sein, hatten die aztekischen

Der Cypressenhain bei Chapultepec.

Das Collegiatstift der heiligen Jungfrau von Guadalupe, das etwa eine Stunde nördlich von der gleichnamigen Stadt (Guadalupe Hidalgo) liegt, steht auf dem Platz, auf welchem sich einst der Tempel der Göttin Tonantzin, der mexikanischen Ceres, erhob. Die Kirche ist reich an goldenen und silbernen Kostbarkeiten. Die oben erwähnte Wunderquelle enthält viel Kohlensäure.

Kaiser ein Lustschloß erbaut, und einen schönern Punkt hätten sie nicht wählen können. Denn von diesem Hügel hat man eine prächtige Aussicht über die Hauptstadt und das ganze Thal von Tenochitlan. Mexiko liegt im Vordergrunde, nach Süden hin breiten sich die Seen Chalco und Xochimilco aus, östlich liegt jener von Tezcuco; durch die angebauten Felder ziehen sich zwei von hohen Bögen ge-

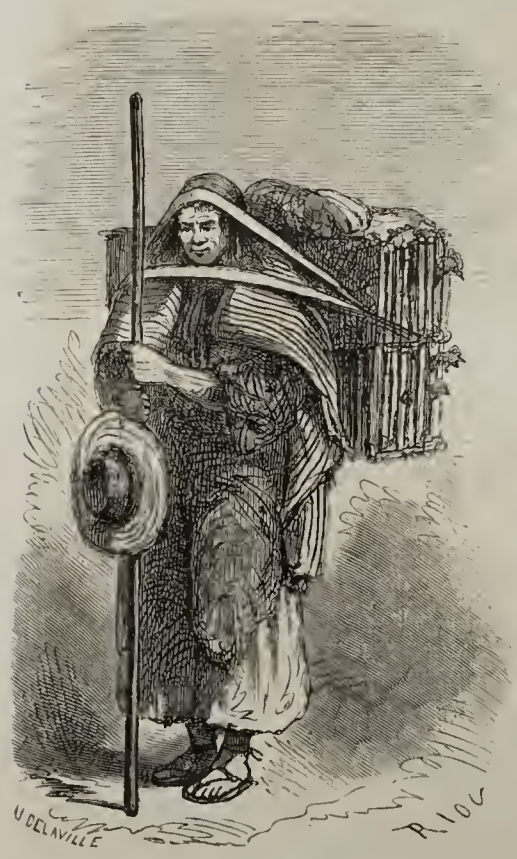
tragene Wasserleitungen und fünf mit Bäumen bepflanzte Landstraßen, welche zur Stadt führen. Kurz vor Sonnenuntergang ist diese Landschaft wunderschön.

Das Schloß, welches sich auf dem Hügel von Chapultepec erhebt, wurde auf Staatskosten vom Vicekönige Galvez im Jahre 1785 erbaut, ist aber nie ganz vollendet worden und jetzt theilweis im Verfall. Die Republik benutzt es für ihre Kriegsschule. Es beherrscht vermöge seiner Lage das Thal, und wird auch als Waffenplatz benutzt; in den mexikanischen Revolutionen spielte es keine unbedeutende Rolle. (S. 323).

Ein mexikanischer Mönch in Reisetracht.

Ehrwürdig ist der Cypressenhain von Chapultepec. Am Fuße des Schloßberges liegt ein großer Garten, der ursprünglich im altspanisch-maurischen Geschmack angelegt war, und welcher jetzt der botanischen Lehranstalt zur Benutzung eingeräumt worden ist. Zu ihm gehört ein Hain, in welchem mehrere alte Cypressen (aztekisch Ahuenetes) stehen. Manche dieser Bäume haben dreißig bis vierzig Fuß im Umfange und Säulen werden von den Stämmen gebildet und die Kuppel besteht aus dem Gezweig.

Es gewährt einen eigenen Genuß, in diesem stillen Hain sich in geschichtliche Erinnerungen zu versenken, und den Gang der Ereignisse von den Tagen der Tolteken, des alten Kulturvolkes an, bis auf die traurige Gegenwart zu verfolgen. Aus den blutigen Thaten der spanischen Freibeuter ist jenem von der Natur so reich bedachten Lande kein Segen erwachsen. Zwar Menschenopfer bluten nicht mehr auf den Altären des Kriegsgottes Huitzilopochtli, der heidnische Priester schlachtet keine Gefangenen mehr ab, um ihnen das Herz aus dem Leibe zu reißen. Aber die heilige Inquisition forderte ihrerseits auch Hekatomben von Menschenopfern, und die seit vierzig Jahren wüthenden Bürgerkriege haben mehr Blut gekostet, als jemals dem Huitzilopochtli geflossen ist. Mexiko ist heute schlimmer daran, als unter den Azteken, und man sieht nicht ab, wie diesem Lande geholfen werden könne.



Hahnenverkäufer.

Hutverkäufer.

Eimerhändler.

reichen weit über die Tage Montezuma's hinauf. Es ist kein Zweifel, daß die aztekischen Kaiser im Schatten dieser Bäume geruht haben. Auf ihren mächtigen Zweigen wuchert das sogenannte spanische Moos (Tillandsia usneoïdes), hängt mit seinen blaßgrünen Fäden lang hinab und das Ganze gewährt einen phantastischen Anblick. Durch das dichte Geäst und Moos fällt nur mattes Licht und diese Cypressen bilden gleichsam einen natürlichen Dom; die

Der Wasserleitung entlang führt die Straße nach der Hauptstadt und man sieht sich bald in das bunte Alltagsgewühl versetzt. Man geht durch die Vorstadt San Juan, an dem Springbrunnen, Salto de Agua, vorüber und kommt an die kleine Kirche de la Concepcion. Dann betritt man den Marktplatz San Juan. Hier begegnet einem der Hutverkäufer, dort bietet ein Indianer Kampfhähne aus, die er auf dem Rücken in einem großen Korbe trägt, an der Ecke

sitzt ein braunes Weib und bietet hölzerne Mulden feil. Und wer etwa in Verlegenheit um den rechten Weg ist, braucht nur den ersten besten Mönch zu fragen und erhält gern Bescheid. Vielleicht ist der Geistliche selbst ein Reisender, der aus einer entfernten Stadt kommt, um Klosterbrüder seines Ordens in der Hauptstadt zu besuchen. In der Stadt selbst ist keine Gefahr, aber in den Vorstädten, Barrios, Vorsicht nöthig.

Das Reisen im Alterthum.

Eine antiquarische Rundschau von Dr. **Georg Ebers.**

Zweiter Artikel.

In Hellas, dem Lande der Anmuth, war auch das Reisen schön! Doch wir wollen uns jetzt von dem kunstbegabtesten zum mächtigsten aller Völker wenden.

Rom kam empor, erwuchs zu Macht und Größe, als die Griechen ihren Homer schon längst besaßen, baute Landstraßen und Flotten, als Griechenland bereits seinen höchsten Glanz erreicht hatte und die Macht der großen Völker des Orients gebrochen war.

Die Stadt und das kleine Gebiet des Romulus und seiner königlichen Nachfolger bedurfte keiner großartigen Verkehrsanlagen. Als jedoch die römische Monarchie zur Republik geworden war, welche nach und nach erst die Völker Italiens, dann die Nationen der ganzen damals bekannten Welt ihren Waffen unterwarf, als die römischen Senatsbeschlüsse in drei Erdtheilen Geltung gewannen und das römische Reich so viel bedeutete, als „alle Völker unter der Sonne", da traten dieselben Verhältnisse ein, welche den Perserkönig Cyrus gezwungen hatten, ein großes Netz von Wegen über seinen Staat zu breiten.

Wie beinahe sechs Jahrhunderte früher das persische Reich, so bedurfte zur Zeit der Cäsaren das römische großer, wohlerhaltener Landstraßen, um die Legionen möglichst geschwind von einem Ende der Welt zum andern und Nachrichten und Befehle in Schnelligkeit von der Hauptstadt in die Provinz und aus den Provinzen in die Hauptstadt befördern zu können.

Alle diese Straßen gingen aus von dem Forum romanum, dem Mittelpunkte des gewaltigen Reichs der Centralisation, durchkreuzten sämmtliche der damaligen Zeit bekannte Gegenden und endeten „an den Enden der Welt." Die Verbindungsstraßen, welche von der südlichen bis zur nordwestlichen Spitze des Reichs führten, maßen 4080 römische Meilen. — Trotz der Ungeheuerlichkeit dieser Längenmasse wurden die Wegebauten dieser Nation so vortrefflich angelegt, daß unsere besten Chausseen, was Dauerhaftigkeit und Glätte anbelangt, von denselben übertroffen werden. Heute noch finden wir Spuren derselben, welche beweisen, daß die alten Römer, wenn es galt, Straßen von einer Stadt zur andern in gerader Linie anzulegen, kein Hinderniß der Natur scheueten. Berge wurden durchbohrt und Brücken über Ströme und Abgründe geschlagen. Im östlichen Spanien bei Alcantara errichtete der Kaiser Trajan einen 670 Fuß langen steinernen Brückenbau, dessen Ueberreste noch heute zur Bewunderung zwingen. Auf mächtigen Pfeilern und Rundbogen ruhend, verbindet derselbe die Wände einer tiefen, felsigen Thalschlucht. Am Anfang und Ende steht ein Thor; in ihrer Mitte erhebt sich ein Triumphbogen, welchen der Reisende durchschreiten muß, und der die schöne Architektonik des Ganzen bedeutend hebt. Aehnliche Brücken finden wir in Italien, im südlichen Frankreich, in der heutigen Türkei, ja sogar in jener dreieckigen, vom rothen Meere bespülten Halbinsel, welche die Alten Arabia petraea, das steinige Arabien, zu nennen pflegten.

Die berühmteste römische Landstraße war die zum Theil noch heut erhaltene Via Appia, welche allen Wegbaumeistern jener Zeit zum Muster diente und mit gutem Rechte die „Königin der Straßen" genannt wurde. Sie war 25 Fuß breit und ruhte in sanfter Wölbung auf einem Unterbau, der die umliegenden Ländereien überragte. Stellenweis, besonders in der Nähe der Stadt, war sie mit Granitplatten gepflastert, und wo die Bodenbeschaffenheit dies erforderte, von festen Quadern unterstützt. Ihre Säume wurden von einem mäßig hohen Steingeländer geschützt, an welches sich Meilensteine lehnten; diese zerlegten die Länge des Weges in sorgsam gemessene Theile. In der Blüthe der Kaiserzeit zählte man 28 ähnliche, die „ganze Welt" durchkreuzende Straßen und dazu noch zahlreiche Kanäle und Wasserleitungen.

Wie im persischen, so war auch im römischen Reiche für Postverbindungen gesorgt. In den zahlreichen Stationshäusern, die in geringen Entfernungen an der Straße lagen, standen fortwährend 40 Pferde für reisende Beamte, hochgestellte Bürger und Boten bereit. Privatleute durften dieselben nicht benutzen. Plinius, einer der angesehensten Staats- und Hofbeamten, entschuldigt sich, weil er seiner Gattin, als dieselbe in einer ungemein wichtigen Angelegenheit verreisen müßte, gestattet hatte, die auf Staatskosten erhaltene Post zu benutzen. Wer sich derselben bedienen durfte, kam jedenfalls ebenso schnell von der Stelle als unsere mit Kourierpferden reisenden Väter.

Cäsarius, ein hoher Staatsbeamter, reiste zur Zeit des Theodosius von Antiochia in Syrien nach Konstantinopel. Bei Einbruch der Nacht begab er sich auf den Weg und war gegen Mittag des sechsten Tages am Ziele. Die Strecke, welche er durchmessen hatte, betrug 160 deutsche Meilen.

Erst in späterer Zeit begegnen wir den Römern als Seefahrern. Der Kampf mit der phönikischen Pflanzstadt Karthago hatte sie zum Bau einer Flotte genöthigt. Ihre Herrschaft über alle vom Mittelländischen Meere bespülten Länder zwang sie, dieselbe in gewaltigem Maßstabe zu vergrößern. Alle seefahrenden Völker mußten Schiffe und Matrosen für die römische Flotte stellen. Der Hafen von Ostia an der Tibermündung wimmelte bald von Kriegsfahrzeugen und Kauffahrern, welche im Dienste des römischen Staats den fernsten Zielen entgegensteuerten. Zahlreiche Reisende, unternehmende Kaufleute, die Provinzen besuchende Beamte, Soldaten und wißbegierige Gelehrte bedienten sich der Flotte, so lange nicht, wegen der Winterstürme, die Schifffahrt eingestellt wurde. Der Weg von Ostia nach Alexandria wurde bei günstigem Winde in 9, eine Reise bis zu den Säulen des Herkules (der Meerenge von Gibraltar) zuweilen in 5 Tagen zurückgelegt.

Die römischen Kaufleute beschränkten sich nicht auf den Zwischenhandel. Kein Land war ihnen zu fern, wenn sie hoffen durften, kostbare Handelsartikel in demselben zu finden. Zur Zeit des Claudius besuchten sie Ceylon, die Heimat des Zimmets, den sie von nun an nicht mehr, wie sonst, aus Arabien, sondern von der Zimmetinsel selbst, von Taprobane, holten. Alljährlich segelte eine Flotte von 120 Schiffen aus dem Rothen Meere in den indischen Ocean, um Gewürze und andere Kostbarkeiten nach dem Hafen Myoshormos, von dort zu Lande nach Alexandrien und endlich von hier aus graden Wegs nach Rom zu schaffen. Andere reisende Kaufleute holten den sehr beliebten und hochbezahlten Bernstein aus dem Norden, babylonische Teppiche vom Euphrat, Seidenstoffe, die so theuer kamen, daß ein Pfund dieses Zeuges gleichen Werth mit einem Pfunde Goldes hatte, aus Indien, Perlen, die für eben so kostbar als Diamanten gehalten wurden, vom iranischen Meere, edle Metalle aus Spanien, Kunstwerke von Erz und Marmor aus Griechenland, Korn und verschiedene Luxusgegenstände, besonders Emaille- und Weber-Arbeiten aus Aegypten. Wie theuer seltene Gegenstände bezahlt wurden, beweist die Mittheilung des Plinius, Cicero habe für einen Tisch aus dem seltenen Thya-Holze aus der Oase des Jupiter Ammon eine Million Sestertien, das sind 55,000 Thaler bezahlt.*) Ebenso unerhörte Preise bot man für andere Erzeugnisse des Orients. Der gesammte europäische Luxus ist ein Kind des Ostens.

Außer den in Geschäften reisenden Männern finden wir eine große Anzahl römischer Bürger, welche ganz in der Art unserer heutigen Touristen fremde Länder besuchten, um ihre Neugier zu befriedigen und sich weiter Reisen rühmen zu können. Die Anzahl der, wir möchten sagen „Vergnügungsreisenden" wuchs unter der Regierung des Hadrian zu bedeutender Höhe. Dieser Kaiser befand sich fortwährend auf Reisen und erweckte durch sein Beispiel in den Unterthanen, welche stets die Sitten ihres Beherrschers nachzuahmen bestrebt sind, eine rastlose Begierde, fremde Länder aufzusuchen. Jeder Römer, der auf feine Bildung und Weltkenntniß Anspruch machen wollte, mußte damals Aegypten besucht und sich in Griechenland aufgehalten haben.

Hellas, das von den Musen besonders geliebte Land, lehrte die Römer den Reiz des Schönen verstehen. Die gesammte Kunst der von der Wölfin gesäugten Krieger war ein nicht immer reines Spiegelbild der griechischen Künste. Jeder junge Römer aus gutem Hause begab sich, wenn auch nur auf kurze Zeit, nach Athen, um den Lehren der dortigen Philosophen zu lauschen und seinen Kunstsinn zu bilden. Verständniß der griechischen Sprache war demselben ebenso nöthig, wie einem gebildeten Deutschen die Kenntniß des Französischen. Wie man unsern Kindern (leider!) französische Bonnen hält, so kauften die römischen Eltern hellenische Sklaven, welche theilweis hochgebildet, die Knaben in der Sprache und den Wissenschaften ihrer Heimath unterrichten mußten. Wir wissen, daß für einen solchen, freilich ganz besonders gebildeten Menschen 200,000 Sesterzen (14,300 Thaler) bezahlt worden sind, und Cicero versichert, er habe seinen gelehrten Sklaven Dionysios rücksichtsvoller behandelt, als Scipio den Panätios.

Der Reise- und Gedankenverkehr, welcher in der Kaiserzeit Rom und Griechenland verband, war nicht geringer als die Verbindungen, welche wir mit Frankreich unterhalten.

Wie die griechischen Weisen nach dem Nil zogen, um sich von ägyptischen Priestern unterrichten zu lassen, so bereisten später vornehme römische Jünglinge die griechischen Universitäten. Athen, Rhodos und Alexandria in Aegypten wurden besonders fleißig besucht, während im vierten Jahrhundert nach Christus die Universität von Konstantinopel mit Vorliebe bezogen wurde. Die an derselben wirkenden Lehrer (20 Grammatiker und 8 Rhetoren), welche in griechischer und lateinischer Sprache docirten, führten schon damals den Titel „Professoren."

Die alexandrinische Bibliothek, die größte der damaligen Zeit, enthielt 400,000 Manuscripte, war eben so berühmt als die dortige Hochschule, das sogenannte Museum, und bewog eine Menge Wißbegieriger zu einer Reise nach Aegypten.

Wenden wir uns nun, nachdem wir die Verkehrsmittel der Alten kennen gelernt hatten, zu der Art und Weise, in der dieselben zu reisen pflegten.

In Indien wimmelten die Wege von zu Fuß wandernden Pilgern, welche still und neidlos auf den glänzenden Reisezug der Großen und Reichen schauten, die sich von Pferden und Elephanten tragen ließen. Das Gefolge der zu Wagen reisenden Fürsten und Genossen war unabsehbar. Wir haben bereits gesagt, wie man, um den Herrscher zu ehren, die Wege zu schmücken pflegte. Herbergen, in denen der Durstende mit kühlendem Reiswasser umsonst erfrischt wurde, Brunnen, schattige Ruheplätze und die Früchte, die am Wege reiften, standen dem Höchsten wie dem Geringsten zur Benutzung frei.

In Aegypten ließen sich Reisende aus den höheren Kasten durchaus keine Bequemlichkeit abgehen. Wir wissen, daß jeder von ihnen seine eigene reich vergoldete, glänzend bemalte, mit köstlichen buntgewirkten Segeln versehene Barke besaß, in der man keine Annehmlichkeit des Lebens vermißte. Weiche Polster, die von einem luftigen Ueberbau vor den Strahlen der Sonne gesichert waren, winkten zur Ruhe, Damen- und Schachbretter waren stets bereit, und nicht minder zierlich und kompendiös eingerichtete Reiseapotheken und Toilettenkästen für die Gesundheit und den Schmuck der Reisenden.

Dem herrschaftlichen Schiffe pflegten einfachere Barken für die Dienerschaft zu folgen, denn ein reicher Aegypter begab sich selten ohne einen seelsorgenden Priester, der zu gleicher Zeit die Stelle des Arztes bekleidete, seinen Haushofmeister und eine Schaar von Jägern, Fischern, Köchen, Bäckern, Wäschern, Hausdienern und Fächerträgern auf den Weg. Wenn die Gattin des Reisenden an der Fahrt theilnahm, und dies geschah nicht selten, weil die Weiber der Aegypter eine Stellung einnahmen, welche derjenigen unserer Hausfrauen beinahe gleichkommt, so fehlte es natürlich nicht an weiblichen Dienstboten. Falls den zu Schiffe Reisenden der Mundvorrath ausging, werden sie wohl, wie die heutigen Nilfahrer, bei irgend einer der „10,000" am heiligen Strom gelegenen Städte gelandet sein und sich mit neuer Speise versehen haben. Das Wasser des Stromes galt, wie wir wissen, für das herrlichste Getränk. Um dasselbe zu kühlen, füllte man es auf poröse Gefäße aus Nilschlamm, die man an den Mast hängte und so dem Zugwinde preisgab.

Wer zu Lande reiste, bediente sich entweder der von Sklaven getragenen Sänften oder oft sehr kostbarer, von Pferden gezogener Wägen. Die Sänften bestanden entweder aus einem Sessel, der in einem reich verzierten tragbaren Kasten stand, oder aus einem Ruhebette, welches,

*) Nero gab für einen Becher von sogenannter „vasa murrhina" (bunter Flußspath) aus Indien 300 Talente, das sind 300,000 Thaler.

unseren Krankenkörben nicht unähnlich, von vier Sklaven getragen wurde. Diesen Sänften folgten Diener mit Sonnenschirmen und einem Wetterdache, das bei ungünstiger Witterung oder wenn die Sonne glühend brannte, über den Reisenden gebreitet werden konnte.

Aegyptische Wagen und Pferde waren weit berühmt und wurden vielfach in's Ausland versendet. Ein ägyptischer Wagen kostete zur Zeit des Salomo 600 Sekel (etwa 300 Thaler), ein Pferd 150 Sekel (75 Thaler). Diese zweispännigen Fuhrwerke ruhten meistens auf zwei Rädern mit sechs Speichen und boten Platz für den fahrenden Gebieter und seine Rosselenker. Man bestieg dieselben von hinten. Ihre Wände waren mit Gold- und Silberblechen beschlagen und nicht selten mit Edelsteinen und künstlichen Skulpturen verziert. Die Rosse, deren Geschirr mehr als glänzend genannt werden muß, waren mit köstlichen Decken umgürtet und trugen volle Büsche von Straußenfedern auf den stolzen Köpfen. Die Dienerschaft folgte zu Fuß oder auf vierrädrigen Ochsenwagen. Das Reiten war in Aegypten, wenigstens in früherer Zeit, nicht allgemeine Sitte.

Von den Herbergen haben wir keine genaue Kunde; wir müssen aber vermuthen, daß es auch in Aegypten, besonders an den Wallfahrtsorten, keineswegs an Fremdenhäusern fehlte. Die Bürger der nicht eben großen Stadt Bubastis konnten z. B. in keinem Falle die große Zahl der sie besuchenden Pilger in ihren Privathäusern aufnehmen. Dort wurde das Fest der Göttin Pacht gefeiert. Wenn dasselbe herannahte, bestieg halb Aegypten die Barken. Ernst und Würde, die steten Begleiter der alten Aegypter, wurden mit der tollsten Ausgelassenheit vertauscht. Die Weiber schlugen Klappern, die Männer bliesen auf Pfeifen; Singen, Lachen, und Händeklatschen ertönte auf der ganzen Fahrt. Bei jeder am Nil gelegenen Stadt wurde gelandet. Die Wallfahrer verließen die Schiffe, neckten die zurückgebliebenen Einwohner des Orts in ausgelassener Weise und wiederholten diesen Unfug, bis sie zu Bubastis, in der Mitte des Delta, anlangten. Dort brachten sie große Opfer dar und tranken dabei mehr Wein, als sonst während des ganzen Jahres. Aegypter beiderlei Geschlechts schlossen sich dieser Wallfahrt in großer Menge an; nur die Kinder blieben zu Hause. Gewöhnlich sollen sich, wie die Aegypter selbst erzählen, 700,000 Menschen am Feste der Pacht zu Bubastis befunden haben. Es ist einleuchtend, daß solche Menschenmasse zu ihrer Unterkunft der Herbergen bedurfte.

Für Ausländer, die bis zum siebenten Jahrhundert Aegypten nur an gewissen Orten betreten durften, werden erst sehr spät Herbergen eingerichtet worden sein.

So abgeschlossen man sich am Nil gegen Fremde verhielt, so freundlich erwies man sich gegen die eigenen Mitbürger. Wir haben auf den Denkmälern Bilder gefunden, welche das gesellige Leben dieses seltsamen Volks darstellen und die uns sowohl über den höflichen Verkehr der Männer mit den Weibern, als auch über die Anmuth und Würde erstaunen lassen, mit der die Hausfrauen ihre Gäste empfangen.

In keinem Lande der Welt konnte man überdem sicherer reisen als in Aegypten, denn es gab eine trefflich organisirte Sicherheitsbehörde und jeder Fußbreit Landes war sorgsam bebaut und mit Städten, Dörfern und bunten Landhäusern übersäet, an deren Eingängen Fahnen wehten.

Straßenräuber konnte es wegen der von Menschen wimmelnden Wege durchaus nicht geben, während das Handwerk der Diebe gestattet war. Es gab eine eigene Spitzbubenkaste, die das Entwendete mit Angabe des Beraubten der Behörde abliefern mußte und von derselben einen Theil der Beute als „Arbeitslohn" empfing. Das Uebrigbleibende bekam der Bestohlene zurück.

Eine andere Sitte trug dazu bei, den reisenden Aegypter in seiner angebornen ernsten Stimmung zu erhalten. Die Betten der von den Aerzten aufgegebenen Kranken wurden nämlich an den Landstraßen aufgestellt, damit denselben von den Vorüberziehenden, denen ein ähnliches Leiden begegnet war, mitgetheilt werden könnte, auf welche Weise dasselbe geheilt worden sei. Diese große Fürsorge für den sterblichen Leib beweist, daß die Aegypter, welche „ihre Wohnungen Herbergen, die Gräber aber ewige Häuser nannten", der Sorge für den vergänglichen Theil ihres Ich keineswegs vergaßen.

Das ägyptische Volk wurde von allen Berichterstattern einstimmig als die reinlichste aller Nationen gepriesen.

Die Phönikier, welche durch die großen Schätze, die ihr Welthandel zusammengebracht hatte, in Ueppigkeit schwelgten, verstanden es gleichfalls, ihr Reiseleben möglichst glänzend auszustatten. Von ihren prächtigen Schiffen lesen wir in den Büchern des alten Bundes: „Dein Tafelwerk haben sie aus Cypressen gemacht und die Cedern vom Libanon genommen und Deine Mastbäume daraus gemacht; und Deine Ruder aus Eichen von Basan und Deine Bänke von Elfenbein und die Gestühle aus den Inseln der Chitim (Cypern) geholt. Dein Segel war von gestickter Seide aus Aegypten, daß es Dein Panier werde, und Deine Decken von gelber Seide und Purpur aus den Inseln Elisa, d. h. den Inseln des Peloponnes.

Ergänzen wir diese Schilderung durch die Mittheilung, daß die Waarenkisten der Phönikier aus duftendem Cedernholz bestanden und ihre Schiffe mit geschnitzten Bildern verziert waren.

Wenn die Fahrzeuge aus jenem Tyrus, „welches Kronen verschenkte, dessen Kaufleute Fürsten und dessen Händler die Geehrten der Erde waren", bei einer ihrer zahlreichen Pflanzstädte landeten, wurden sie glänzend empfangen. Die Mädchen von Cypern und allen Inseln, die syrischen Göttern opferten, kamen den Seefahrern entgegen und luden sie im Dienste der zeugenden Göttin, welche sie verehrten, zu Liebesspielen ein. *)

Auf Landreisen führten sie köstliche Zelte, seidene Purpurdecken und weiche Polster mit sich oder kehrten in Karawanseraien ein, die sie an geeigneten Stellen in der Wüste erbaut hatten. Dieselben bestanden aus offenen Hallen, in denen zahlreiche Menschen und Thiere Platz fanden. Brunnen und schattige Baumanlagen fehlten niemals bei denselben. Einer dieser Wüstenstationen, der von Salomo gegründeten Oasenherberge Thadmor, war es bestimmt, eine bedeutende Stadt zu werden: das schöne Palmyra (Palmenstadt), Heimath der edlen Zenobia.

---

*) Virgil hat uns ein reizendes Gedicht hinterlassen, in welchem die Wirthin einer syrischen Herberge den vorüberziehenden Fremden einladet, in ihr Haus zu treten und die Freuden desselben verlockend schildert.

Werner Munzinger's Bericht über den Tod Eduard Vogel's.

Endlich wird der dunkle Schleier gelüftet, welcher über Eduard Vogel's Schicksal lag, und die lange Ungewißheit schwindet. Freilich sind die Nachrichten nicht tröstlich; alle Hoffnungen, daß unser kühner Landsmann noch am Leben sei, werden niedergeschlagen. Er hat in der That sein junges Leben in Wadaï lassen müssen; er ist ein Märtyrer der Wissenschaft geworden.

Herr Dr. A. Petermann hat, als Sekretär des Ausschusses der Expeditionen nach Wadaï, aus Gotha unterm 22. August „wichtige Nachrichten über E. Vogels Schicksale" in einem lithographirten Flugblatte veröffentlicht, nämlich ein Schreiben Werner Munzinger's aus El Obeidh in Kordofan vom 23. Juni 1862. Herr P. bemerkt, daß Munzinger und Kinzelbach es sich auf's Beste haben angelegen sein lassen, glaubwürdige Nachrichten zu erhalten. Die beiden Reisenden bemerken, daß sie noch immer keine Nachricht aus Dar Fur erhalten hätten. „Unsere Gesundheit ist besser geworden. Die Regenzeit beginnt; unsere Reise wird jedenfalls nicht trocken ausfallen." Sie werden ihre Nachforschungen fortsetzen und nach Dar Fur und Wadaï vorzudringen suchen.

Munzinger's Brief hat nicht gerade eine ansprechende Fassung, ist aber ein so wichtiges Aktenstück, daß wir ihn unverkürzt und ohne Aenderungen mittheilen müssen; er giebt Anhaltepunkte und manches Neue.

El Obeidh in Kordofan, 22. Juni 1862.

„Ich beeile mich, Ihnen mitzutheilen, daß es uns schon hier gelungen ist, sichere Nachrichten über das Schicksal Dr. Vogel's zu erhalten. Diese Auskünfte verdanken wir einem gebornen Schingetiner, Namens Mohammed, der im Auftrage seines Herrn Sein el Abidin sich seit einiger Zeit hier befindet. So wenig Werth ich auf indirektes Auskunftsammeln lege, so wichtig scheinen mir die Aussagen eines Mannes, der so zu sagen als Zeuge betrachtet werden kann. Indem ich versuche, Ihnen die Thatsachen chronologisch geordnet aufzuzählen, überlasse ich natürlich Ihnen und jedem Freunde Vogel's die Schlußfolgerung. Und so versetzen wir uns nach dem fernen Westen, nach der Stadt phantastischen Namens, Timbuktu, in die Familie des Scheich el Mochdar el Kundi, dessen Enkel Ahmed el Bakai uns durch Dr. Barth die Nigerstraße geöffnet hat, dessen anderer Enkel Sein el Abidin uns indirekt von Vogel's Schicksal unterrichten soll.

Jeder Freund der Wissenschaft achtet hoch die Familie des Scheich el Mochdar und kennt ihre Schicksale. Vollblut-Araber von den Beni Omaja, nach Westen ausgezogen, kamen sie in den letzten Zeiten unter verschiedenen Schicksalen über Schinget endlich nach Timbuktu, als Mittler und Versöhner streitender Stämme. Der Islam, seinen Büchern nach für uns fast eine prosaische Naturreligion, erhält von dem das Uebernatürliche ahnenden Menschen seine Heiligen und seine Wunder. Die Scheichs stehen der Gottheit näher und Niemand wagt sich ihrem Zorn auszusetzen; Regen und Wind beherrschen sie; plötzlicher Tod, Krieg, Krankheit straft ihre Verächter. Im Westen war die Familie der Kundi immer ungemein gefürchtet und geachtet; vielleicht ist sie durch ihren Sprößling Sein el Abidin bestimmt, ihren Einfluß auch auf Ostsudan auszudehnen.

Der Scheich el Bakai und der Scheich Sein el Abidin sind Kinder von zwei Brüdern, Enkel des Scheich el Mochdar. Im Jahr 1266 der Hidschre brach der Scheich Sein el Abidin von Timbuktu nach Mekka auf, und, sich über Fas nach Kairo wendend, erfüllte er den Hadj im Jahr 1267. Er nimmt den Rückweg über Dongola und kommt nach kürzerm oder längerm Aufenthalt, vielleicht Ende 1269, über Begermi nach Bornu.

In Begermi traf er unsern Berichterstatter Mohammed an, der aus Schinget stammt und dem Scheich schon bekannt war. Während der Scheich westwärts zog, verfolgte Mohammed seine Pilgerschaft, verweilte auf der Rückreise längere Zeit in Borgu (Wadaï), wo er eine Sklavenjagd mitmachte, und in Begermi, wo er in der Regenzeit 1855 wieder zum Scheich stieß.

Der Scheich el Abidin kam 1269 (unser Jahr 1852/53) nach Kuka. Scheich Omar regierte noch mit seinem bekannten Wesir und beauftragte den Scheich mit einer Gesandtschaft nach Sokoto, mit dem Auftrage, den Frieden zwischen beiden Ländern wieder herzustellen. Man weiß, daß sich im November 1853 Scheich Omar's Bruder Abderrahman der Herrschaft bemächtigte und erst im Sommer 1854 wieder abgesetzt wurde. Der Scheich fand bei seiner Rückkehr von Sokoto bei Abderrahman, der ihn als Freund des Scheich Omar betrachtete, kalte Aufnahme. Seine Rückkunft nach Kuka muß mit der Ankunft Eduard Vogel's in Kuka (13. Januar 1854) ungefähr zusammenfallen; er hielt sich dort bis Mitte 1855 auf. Im Herbst 1854 kam Dr. Barth glücklich von seiner großen Fahrt nach Timbuktu zurück; er war von zwei Schülern des Scheich el Bakai begleitet und brachte weitläufige Briefe von ihm an den Scheich Sein el Abidin, in denen die Geschichte Barth's in Timbuktu in allen ihren Einzelnheiten erzählt war. Sein el Abidin wurde durch diese Empfehlungsbriefe in die Freundschaft der Europäer hineingezogen; Dr. Barth verlebte mit ihm noch einige Zeit in angenehmem Verkehr und als er verreiste, gab ihm der Scheich das Geleit. Ich halte mich nur der historischen Begründung wegen da auf, da Ihnen Dr. Barth gewiß längst davon erzählt hat.

Mein Berichterstatter für diese Zeit ist nicht der erwähnte Mohammed, der sich damals in Begermi aufhielt, sondern ein hiesiger Faqih Ahmed, der alle Details aus dem Munde des Scheich bei seinem letzten Aufenthalt in Kordofan hörte, zum Theil aufschrieb und zu meinem Erstaunen mir Dr. Barth's Geschichte in Timbuktu sehr genau wiedererzählte. Der Faqih Ahmed ist ein junger Djali von vieler Wißbegierde, und die Erzählungen des Scheichs von Timbuktu und der wahrhaft arabischen Gastfreundschaft der Bakai reizten ihn so sehr, daß er mir ganze Kastiden, gegen die Fellata gerichtet, auswendig vordeklamiren konnte. So mag die Kunde von dem Schutze, den ein Franke bei einem heilig gepriesenen Scheich genoß, vielleicht auch andere Mohammedaner an die Pflichten mahnen, die sie ihrem Koran nach dem Gast und dem an Offenbarung glaubenden Christen gegenüber haben.

Im Jahre 1855 war Dr. Vogel auf verschiedenen Reisen von Kuka abwesend, wohin er erst am 1. December wieder zurückkam, um am 1. Januar des neuen Jahres nach Osten aufzubrechen. Unser Scheich verreiste in der zweiten Hälfte des Jahres 55 nach Begermi und hielt sich da bis zum Sommer*) 1856 auf. Er fand hier den Schingetiner Mohammed, der sich sogleich zu ihm gesellte und seitdem bis heute seine Schicksale theilte.

Mohammed erzählt nun, daß er sich im Frühjahr 1856 mit seinem Herrn in Massena befand, als Dr. Vogel beim Beginn der heißen Zeit dort ankam. Er schätzt die Zeit von dessen Aufenthalt auf einen Monat; er (Vogel) wurde gut empfangen; er hatte einen Diener von Fesan, mit dem unser Mohammed bekannt war. Vogel soll sich im Arabischen nur unvollständig haben ausdrücken können. Von Begirmi nach Borgu sind zwei Straßen, eine direktere südlich, die andere über Meitu und Fittri; doch konnte Mohammed nicht sagen, welche von beiden Abdulwahed (d. h. Vogel) gewählt habe. Die Nachricht, die vom Scheich Omar von Bornu herrührt und ihn nördlich gehen läßt, hat nichts Un-

*) Unter Sommer verstehen wir die heiße Jahreszeit vom März bis Juni, die Regenzeit vom Juli bis September; der Winter dauert vom Oktober bis Februar.

wahrscheinliches, denn vielleicht war die südliche Straße bei den Wirren in Borgu nicht gangbar; ferner konnte Dr. Vogel hoffen, bei allenfalls ungünstigen Nachrichten die sichere Rückkehr dadurch offen zu halten, daß er sich so lange als möglich den Grenzen des Landes nach hielt.

Unser Berichterstatter erzählt weiter, daß er mit dem Scheich im Frühsommer desselben Jahres (etwa April 1856) von Massena verreiste; sie kamen nach wiederholtem kleinen Aufenthalt da und dort im Innern von Borgu an und fanden auf dem Wege den Wesir des Sultans Simelek mit dem Eintreiben des Tributs beschäftigt. Dieser empfing sie sehr gut und führte sie in sein Dorf, wo sie den Ramadan zubrachten. Die Reise bis zum Zusammentreffen mit Simelek schlägt Mohammed auf fünfzehn Tage, den Aufenthalt mit dem Wesir auf dem Lande und in seinem Dorfe auf vierzig Tage an. Zu Ende des Ramadan ging der Scheich zum Sultan Scherif nach Beschê (nicht Abeschr, wie es auf den Karten heißt), wo er residirte, machte da das Fest der Fathr mit und kam nach dreitägigem Aufenthalt in das Dorf des Wesirs zurück, von wo die Gesellschaft unverzüglich nach Darfor sich aufmachte. Der große Beiram wurde in Tendelti gefeiert; doch blieben sie den ganzen Herbst und Winter da und langten erst im Sommer des andern Jahres nach der Abreise von Said Pascha (im Regeb 1273, resp. 1857) in Chartum an.

Nun entspricht, nach dem Nautical almanac, der 29. Juni 1862 dem 1. Moharrem 1279, und der große Beiram dieses Jahres (10. Dsul hidje) dem 9. Juni. Wenn man zwischen unserm und dem islamitischen Kalender eine Differenz von 11 Tagen für die gewöhnlichen und 12 für die Schaltjahre annimmt, so fiele der Ramadan 1272 vom 9. Mai bis 8. Juni 1856, der kleine Beiram oder das Fest der Fathr, das der Scheich in Beschê zubrachte, auf den 9. Juni und das Fest der Hadj, wo er sich in Darfor befand, auf den 16. August 1856. Die chronologischen Angaben unseres Mohammed sind dadurch bewährt, daß er den Aufenthalt in Borgu in den Hochsommer, den in Darfor aber in die Regenzeit verlegt. —

Mohammed berichtet nun, daß sie schon auf dem Wege nach Borgu in den Dörfern von vielen Leuten gewarnt wurden, ja nicht zu ihrem Sultan zu gehen, da er jüngst einen von Bornu kommenden Scherif habe ermorden lassen. Als sie bei Simelek ankamen, wurde ihnen Dr. Vogel's Tod ohne Hehl von allen Soldaten, Bauern und Vornehmen erzählt und Simelek selbst sprach davon ausführlich mit Ausdruck großer Mißbilligung.

Die Sache verhielt sich aber so. Der Sultan Scherif hatte zu Wesiren seine Schwestersöhne, den ältern Simelek und Germa. Simelek hatte einen sehr guten Charakter, während sich Germa durch Böswilligkeit und ehrlose Habsucht noch immer auszeichnen soll. Als Dr. Vogel in Borgu ankam und nach dem besten Schutzherrn fragte, wurde ihm Germa als solcher bezeichnet, und anscheinend sollte er es sein, da er beim Sultan sehr beliebt war. So quartierte er sich bei ihm ein und überreichte bei seinem Besuch dem Sultan sein Gelam, d. h. Empfangsgeschenk. Vogel hatte ein sehr schönes Pferd, wahrscheinlich das in seinen Briefen oft erwähnte; Germa bedeutete ihm, er möge es dem Sultan schenken, um es dann für sich zu nehmen. Vogel erwiderte ihm, daß er sein Reitthier nicht weggebe. Dann wollte Germa es kaufen, was auch abgeschlagen wurde. Darauf hin wurde sein Mord beschlossen: Germa stellte dem Sultan vor, Vogel verhexe das Land, indem er mit Feder ohne Dinte (Bleistift) schreibe; übrigens sei er ein Christ und also vogelfrei.

Der wahre Beweggrund war aber, so betheuert mir ausdrücklich der Berichterstatter, dieses Pferd; Zauberei mußte den Vorwand abgeben. Vor leichtsinnigem Gebrauch astronomischer Instrumente habe man ihn in Bornu so gewarnt, daß er sie niemals hervornahm. Den fünften oder sechsten Tag nach seiner Ankunft kam Germa, von Soldaten begleitet, in der Nacht vor seine Hütte; Vogel wurde unter dem Vorwande, der Sultan verlange ihn, hinausgerufen und sogleich niedergehauen. Sein Schicksal theilte sein Diener, was nicht auffallend ist, da Fehler des Herrn im Orient gewöhnlich dem Diener zu Schuld gegeben werden. Daher ist es nicht zu verwundern, daß keine authentische Nachricht nach Bornu kam. Der Habseligkeiten Vogel's bemächtigte sich Germa, wie auch des Pferdes, das unser Berichter mit eigenen Augen bei diesem sah. Ueber das Schicksal der Papiere konnte er natürlich nichts sagen. Vogel wurde bei seiner Durchreise, wie dies gewöhnlich geschieht, vom gemeinen Volk als Scherif angesehen, während seine Qualität als Christ bei Hofe bekannt war.

Um uns über das Datum seines Todes mehr zu vergewissern, müssen wir uns erinnern, daß der Scheich Sein el Abidin Anfangs Mai im Ramadan in's Dar, den 8. Juni nach Beschê kam. Mohammed meint, es möge zwischen der Ankunft des Scheichs und Vogel's in Beschê nur ein Monat vergangen sein; man habe von des Letztern Tod als von einem ganz jungen unverwischten Ereigniß gesprochen. So glaube ich nicht sehr zu fehlen, wenn ich den Mord Vogel's in die Zeit versetze, als der Scheich an den Grenzen des Landes anlangte.

Dr. Vogel verreiste von Kuka den 1. Januar 1856; nach dem Brief des Scheich Omar von Bornu wäre er den Djumad el achir bei den Sliman gewesen und also auf einem Umwege erst im März nach Begirmi gekommen. Dies als wahr angenommen, zu was uns eigentlich Nichts verpflichtet, hatte er den Rest vom März und einen Theil des April in Begirmi zugebracht, da Mohammed seinen Aufenthalt auf einen Monat schätzt. In dem Bericht des Scheich Omar fällt auf, daß Vogel sich von Mua Massena zuwandte, anstatt direkt zum Fittri vorzugehen. Von Massena konnte er wohl bis Ende April in Beschê ankommen, und da er dann nur noch fünf bis sechs Tage lebte, so fiel dieser glückliche und unglückliche Mann höchst wahrscheinlich in den ersten Tagen des Mai 1856 als Opfer für die Wissenschaft. Es ist ein unheimliches, fatales Faktum, daß seine größten Arbeiten und seine Diener sein Schicksal theilten: wir besitzen wohl nur den kleinsten Theil seiner Papiere; es war ihm nicht vergönnt, wie Richardson, fertig zu sterben; doch wissen wir genug, um uns mit der größten Achtung für ihn zu erfüllen.

Was den Sultan Scherif angeht, so kennt man seine Antecedentien. Vor seiner Erwählung trieb er sich lange Zeit im Ostsudan herum, pilgerte nach Mekka, als ächter Takruri bettelnd, und hielt sich dann in sehr dürftigen Umständen, mit Pfeffer und Aehnlichem handelnd, in Tendelti auf. Dann zog ihn Mohammed Fadhl aus der Dunkelheit und schickte ihn mit einer vom jetzigen Sultan Hussein geführten Armee in's Wadaï, wo Hungersnoth zur Unterwerfung zwang. In seinen letzten Jahren wurde er blind und an einer Seite gelähmt; es standen Rebellen auf, worunter sich sein älterer Sohn Mohammed auszeichnete. Da die Räthe seinen Vater besorgt machten, daß sein Sohn, der sich im Lande viel Anhang verschaffte, ihm den Thron streitig machen werde, befahl er ihn festzunehmen, worauf hin Mohammed sich im Lande herumtrieb. Eine der Frauen des Sultans versprach ihm, ihn sogleich zu benachrichtigen, wenn sein Vater sterbe. Diese Frau, in böser Absicht, giebt ihm endlich die falsche Nachricht, sein Vater sei todt. Auf das hin geht Mohammed mit seinen Soldaten nach Wara, erzwingt sich nach langem Widerstand den Eingang in den Palast (auf den die Beschreibung Mohammed el Tunsi's noch paßt), setzt sich in Besitz der Reichsinsignien, besteigt den Opferberg ed-derayé und so ist er gekrönter Sultan. Die Nachricht davon kommt nach Beschê zu seinem Vater, der noch lebt; er versammelt seine Armee und läßt sich nach Wara tragen. Als Mohammed von weitem den Baldachin seines Vaters sieht, erkennt er den ihm gespielten Betrug und flieht nach Tama, dessen Sultan ihn gut

aufnimmt. Auf den Befehl Scherif's, ihm seinen Sohn auszuliefern, entschuldigt er sich mit den Pflichten der Gastfreundschaft. Auf dies hin zieht Scherif gegen Tama, doch da alle seine besten Soldaten im Kampf fallen, muß er sich zurückziehen. Sein Sohn, der mit Schmerz die Niederlage und den Ruin seines Vaterlandes sieht, entschließt sich, sich seinem Vater zu unterwerfen und verläßt Tama. Er kommt zu seinem Vater, der ihn gut aufnimmt, ihm aber auf den Rath seiner Wesire hin alle Waffen und Soldaten wegnimmt. So wird Mohammed unbedeutend, während sein jüngerer Bruder Ali, besonders von seinem Onkel Simelek von den Absenun unterstützt, noch zu Lebzeiten seines Vaters mächtig wird und bei seinem Tode 1275 ohne Mühe den Thron einnimmt. Mohammed, der Regierung verlustig, geht nach Darfor, dessen Sultan ihn als Vaterfeind Sein Iblis (die Teufelszierde) nennt, und befindet sich gegenwärtig auf der Pilgerfahrt nach Mekka. Die Regierung Ali's wird als kräftig gerühmt. Die Residenz soll noch immer Beschê sein. Simelek ist seitdem gestorben; dagegen steht der verrätherische Germa noch immer in Amt und Ehren, soll die wichtigste Person im Lande sein.

Was unsern Scheich Sein el Abidin betrifft, so verreiste er von Chartum (1857) zum zweiten Male nach Mekka und kam auf dem Rückwege nach Darfor, wo ihn der Sultan, der von einem Aufstand der Mogrebiner bedrängt war, um ihn für sein Wohl beten zu lassen, über ein Jahr aufhielt. Endlich im Begriff nach Westen aufzubrechen, sagt ihm eine Stimme, er solle nach Osten gehen. Er kömmt nach Kordofan, wo er sich bleibend niederzulassen gedenkt. Geschäfte führen ihn nach Chartum, in der Zeit als wir uns da, ohne ihn zu kennen, aufhielten und von da nach Berber. Der dasige Scheich Mahmud ladet ihn ein, sich dort bleibend, niederzulassen und giebt ihm seine Tochter zur Frau. Sein Famulus Mohammed wird nach El Obeid geschickt, um das Haus des Scheich nach Berber zu bringen. Der Zufall will, daß wir beim gleichen Gastherrn zusammentreffen. Der Scheich soll ein Dreißiger sein, sehr aufgeräumten Charakters und trotz dem Aberglauben des Sudans gegen den Tabak, ein tüchtiger Raucher. In Timbuktu hat er von seiner ersten Frau, der Tochter des Scheich el Bakai, mehrere Kinder. Die Araber stehen im Auswanderungstrieb gewiß Niemand nach, ihre Züge sind langsam mit langen Halten; Zeit kostet ihnen Nichts und auch der Raum verliert seine Schrecken. Wenn der Scheich seine dreizehnjährige Fahrt von Timbuktu nach Mekka über Fas und Kairo, von da über Suakin, Berber, Dongola, Kordofan, For, Borgu nach Bornu und Sokoto, von da zurück über Chartum nach Mekka, dann wieder bis Darfor und endlich nach Berber niederschreiben möchte, das würde ein schönes Buch geben.

Ich kann mich nicht enthalten, einige Punkte hervorzuheben, die sich auf die mitgetheilten Fakta beziehen. Vorerst muß ich bemerken, daß die Aussagen unseres Mohammed sich trotz wiederholten Kreuzverhörs immer genau gleich blieben und mit den Mittheilungen des Faqih Ahmed sowohl als mit den uns bekannten Daten übereinstimmten. An Interesse (Eigennutz) kann man nicht denken, da die Hauptfakta in einem scheinbar absichtslos geführten Gespräch von ihm gewonnen wurden und weder er noch überhaupt Jemand hier unser Interesse an Vogel kennt. Es kommt mir fast vor, daß ein Mann von größerer Reflexion kaum sich offen darüber ausgesprochen hätte; ich bezweifle, ob sein Herr, der Scheich, trotz seiner Freundschaft für die Europäer mit seiner Offenheit gerade zufrieden sein wird. Die Mohammedaner sind im Nachrichtgeben sogar von Bagatellen Fremden gegenüber sehr zurückhaltend, da sie die Tragweite fürchten. So will hier Niemand zugeben, daß Dr. Cuny vom Sultan Hussein getödtet worden ist, während die fremden Türken davon überzeugt sind. In Wadaï wird Niemand den mächtigen Germa als Mörder Dr. Vogel's anklagen.

Diese meine Ansicht wird durch das Verhalten des Scheich Omar von Bornu, des Engländerfreundes, vollständig bestätigt. Er hindert Macguire, detaillirt über Vogel's Tod zu schreiben, indem er eigenhändig an die Behörden officiell zu berichten verspricht und dann, was enthält seine Depesche? Er erzählt, und ich glaube richtig, den Weg Vogel's bis Wadaï und im entscheidenden Augenblick bricht er auf eine Manier ab, die aussieht, als ob er im Zweifel gewesen sei, ob er fortschreiten solle oder nicht. Das afrikanische Mißtrauen behält die Oberhand, das ist Alles, was ich euch sagen kann, sagt er und siegelt. Ich bin weit entfernt, ihm daraus ein Verbrechen zu machen; der Orient und Afrika haben auch ihre diplomatischen Rücksichten.

Der heilige Berg von Wara existirt wirklich und heißt nach meinem Berichterstatter Djebel Deraja. Auf der Spitze ist eine Kapelle, wo der Sultan bei seiner Thronbesteigung eintritt; man behauptet, es würden bei dieser Gelegenheit Menschenopfer geschlachtet. Wara war aber schon lange vor Vogel's Tod verlassen und öde. Die Residenz ist 16 Stunden südlich von Wara, Beschê; dahin mußte Vogel gehen, da giebt es keinen heiligen Berg. Ahmed el Schingeti, von Green und von Neymans citirt und auch von mir in Chartum ausgefragt, hat in der Thatsache Recht, aber seine Details sind falsch. Was sich bestätigt, ist die Angabe, daß Vogel's Pferd noch in Borgu existirt, was er mir in Chartum mittheilte. Ahmed Schingeti ist schlau und durchtrieben, seine Nachricht, der Sultan von Darfor habe sein Mißfallen an Vogel's Ermordung ausgedrückt, ist wohl eine grobe List, um Darfor Wadaï gegenüber herauszustreichen. Bei Green redet er von den drei europäischen Reisenden, als ihm nur von Hörensagen bekannt, während er mir gegenüber sie persönlich zu kennen behauptete. Seine Mittheilung an von Neymans ist sehr außerordentlich; da er sieht, daß dieser junge Mann Vogel eher lebend als todt glaubt, giebt er ihm auf eine mysteriöse Weise, ohne sich geradezu einer Lüge schuldig zu verstehen, Vogel möge noch am Leben sein.

Ferner ist desselben Mannes Behauptung, Vogel sei dem Fanatismus zum Opfer gefallen, nicht haltbar. Das Volk betrachtete ihn als Scherif; bei Hofe dagegen, wo man ihn kannte, war nach der wiederholten Versicherung meines Berichters Habsucht und vielleicht, durch die hartnäckige Weigerung, verletzter Stolz die alleinige Ursache seines Todes. Man hat Beispiele von angesehenen reichen Leuten von Schinget und anderswo, die von Magdums (Statthaltern) in Wadaï ihrer Habe wegen umgebracht wurden. Als dann die Sache offenkundig wurde, hätte der Sultan den Entsetzten gespielt, aber von Strafe sei keine Rede gewesen, da der Löwe schon längst seinen Theil bekommen hatte.

Die Konfiscirung der Karawanen bei Udschila war meinem Berichter nicht unbekannt, aber bei seiner Anwesenheit habe er Niemand davon reden hören und sie habe sicherlich keinen Einfluß auf Vogel's Tod gehabt. In Betreff der jetzigen Regierung meinte er, daß gewiß kein von Ost oder West kommender Europäer für diese Karawanen büßen würde; übrigens sei es (und ist wirklich) nicht Brauch im Sudan, alte Sachen unter einem neuen Sultan weiter zu führen. Zur Zeit von Vogel's Tod regierte Scherif, der also nach dem Bericht Herrn v. Beurmann's geschworen haben soll, jeden Christen zu köpfen. Der jetzige Sultan Ali, der erst 1858 auf den Thron kam, hat also mit diesem Schwur nichts zu thun, während v. Beurmann anzunehmen scheint, daß derjenige Sultan, der Vogel wegen der Karawanen hinrichten ließ, noch immer regiere. Jedenfalls muß es schon wegen des schlechten Gewissens und der Unterbrechung des Handelsverkehrs von Bengasi für einen Europäer unmöglich sein, direkt von da nach Wadaï zu gehen, besonders da eine Erlaubniß dazu nicht eingeholt werden kann.

Was die Papiere Vogel's anbetrifft, kann ich leider keiner Hoffnung Statt geben. Nichtarabische Papiere werden in diesen Ländern so vernachlässigt, daß sie in kurzer Zeit den Würmern

zum Raub werden, erregen sie abergläubisches Mißtrauen, werden sie noch eher schnell vernichtet.

Es ist nach den gegebenen Auskünften leider wohl nicht dem geringsten Zweifel unterworfen, daß Dr. Vogel nicht mehr am Leben ist. Es thut mir leid, seine Familie und Freunde der letzten Hoffnung berauben zu müssen. Aber Wahrheit hat auch ihren Trost."

Dies sind Munzinger's Nachrichten.

Stuart's dritte Reise in Australien.

Wir haben schon früher im Globus der beiden ersten Reisen Mac Donall Stuart's erwähnt, wir wollen sie aber hier in aller Kürze recapituliren. Er hatte 1845 den Kapitän Sturt auf dessen berühmter Wanderung nach den Einöden in der Mitte des Kontinents begleitet und mit ihm einen Punkt erreicht, der gleichweit vom südaustralischen Spencergolf und vom nordaustralischen Carpentariabusen entfernt ist. Vor fünf Jahren zeigte sich in Adelaïde, der Hauptstadt der Provinz Südaustralien, ein reges Interesse, den Erdtheil auf's neue nach Norden hin erforschen zu lassen; es sollte der Versuch gemacht werden, denselben bis zur Nordküste hin zu durchwandern. Den Auftrag dazu erhielt Stuart, welcher seit einiger Zeit die Umgegend des Torrens-Sees erforscht hatte. Im März 1859 brach er von einer im Norden dieses Wasserbeckens liegenden Station auf und ging nach Norden, aber unter einem Meridian, der etwa 250 Miles weiter westlich lag als die Route, welche Sturt 1845 genommen hatte. Am 23. April war er in dem Mittelpunkte, der „Nabelgegend" Australiens, an einem Berge, den er Mount Stuart nannte, und ging dann weiter in der Richtung nach dem Carpentariabusen, von welchem er nur noch etwa 200 Miles entfernt war, als er am 20. Juni einen Punkt unter 18° 40′ südlicher Breite erreichte. Dort mußte er umkehren, weil die Feindseligkeit der Eingeborenen ein weiteres Vordringen nicht erlaubte. Er kam an die Station, an welcher er ausgegangen war, im August zurück, als eben O'Hara Burke Melbourne verließ und nach dem Coopers Creek ging, um von dort aus den Carpentariabusen zu erreichen, aber auf einer Route, die 400 Miles weiter östlich lag als jene Stuart's.

Schon am 1. Januar 1861 trat Stuart, mit elf Männern und neunundvierzig Pferden, seine zweite Expedition an und verfolgte abermals dieselbe Richtung. Die Hitze während des australischen Sommers war in hohem Grade drückend. Unterm 3. März schrieb der Reisende von Finke's Springs, 26° S. Br.: „Ich warte jeden Tag auf den Eintritt des Aequinoctialregens; dann hoffe ich mit weniger Zeitverlust vorwärts zu kommen. Im verflossenen Monat ging es entsetzlich langsam, wir haben uns aber überzeugt, daß das Land in jeder Jahreszeit passirt werden kann." Der erste Regen fiel am 16. März, unter 24° 50′ S. Br., und vom 20. März an war derselbe so heftig, daß der Erdboden in Morast verwandelt wurde. Am 6. April erreichte die Expedition den Mount Stuart oder Centralberg; am 24. April die Stelle, wo sie im vorigen Jahre hatte umkehren müssen, nämlich am sogenannten Attack Creek. Jetzt fand Stuart keine Hindernisse und drang in den nächstfolgenden Tagen, immer in der Richtung nach Norden, in ausgedehnten Ebenen vor, die von tiefen Erdspalten durchzogen sind. Diese Sturt's Plains, wie er sie nannte, beginnen etwa zwei Grad nördlich vom Attack Creek, nämlich unter 17° S. Br. Der Reisende war nun in der Gegend, wo die große Halbinsel zwischen dem Cambridge-Golf und dem Carpentariabusen beginnt, und welche von den holländischen Entdeckern als Arnhems Land bezeichnet wurde. Er versuchte anfangs nach Osten, also in der Richtung nach dem Carpentariabusen, vorzudringen, aber bald gewahrte er von einer Anhöhe herab eine unabsehbare, platte Ebene, die wie eine Sahara vor ihm lag und in der keine Spur auf Wasser deutete. Als er dann eine südwestliche Richtung einschlug, wurde seine Hoffnung neu belebt, denn er fand einen See von neun Miles Umfang und sah einen üppigen Pflanzenwuchs. Aber nun bildete gerade dieser ein unbesiegbares Hinderniß, denn er bestand aus einem so dichten Gewirr von dornigen Gesträuchen, daß es rein unmöglich war, einen Weg hindurch zu bahnen. „Dieses Gestrüpp war eben so undurchdringlich wie ein tiefes Meer oder eine eherne Mauer." Alle Versuche hindurch zu kommen, scheiterten. Anderwärts fand Stuart nur dürre, wasserlose Ebene oder wiederum Dornengestrüpp. Alle Mitglieder der Expedition waren erschöpft, am ganzen Leibe von Dornen zerrissen, die Kleider hingen in Fetzen herab, die Lebensmittel gingen auf die Neige. Das Alles geschah um dieselbe Zeit, als Burke und Wills in den Einöden am Coopers Creek ihr Leben verloren. Am 12. Juli kehrte Stuart um, unter 17° 7′ S. Br. 131° 41′ östl. L. von Greenwich. Er kam, ohne auch nur einen Mann verloren zu haben, nach Südaustralien zurück.

Von dort gelangte zu Anfange des Jahres 1862 die Nachricht nach Europa, daß Stuart gleich Ende Novembers 1861 seine dritte Expedition angetreten und auch einen Geognosten mitgenommen habe, um nöthigenfalls Brunnen in der Wüste graben zu lassen. Das zu Adelaide erscheinende Register stellt nun folgende Betrachtungen an:

Die Blätter in Victoria melden, daß Stuart im Januar vom Chambers Creek aus nach Norden hin aufgebrochen sei, und wundern sich, warum er gerade diese (heiße Sommer-) Jahreszeit zum Anbeginn seiner Reise gewählt habe. Es sei zu besorgen, daß er dieselben Hindernisse wie im vorigen Jahre antreffen und auch jetzt wieder unverrichteter Dinge umkehren werde.

Aber Stuart hatte seine guten Gründe. Seinen ausdrücklichen Versicherungen zufolge würde es von großem Nutzen sein, wenn er auf der Nordseite des Kontinentes nicht während der Regenzeit ankomme; die Pferde versänken dann bis an die Knie in Schlamm und könnten nicht vorwärts. Gregory hat 1856 ähnliche Erfahrungen gemacht. Stuart hat ganz recht, daß er während der trockenen Jahreszeit am Newcastle Water eintreffen will. In der Voraussicht, daß er von diesem Punkte an bis zur Küste kein Wasser finden werde, wollte er wassergefüllte Schläuche mitnehmen, und er hat in der That deren zwanzig, jeden mit sieben Gallonen Wasser, bei sich. Er wollte dieselben in der dürren Wüste in einer Entfernung von je dreißig Miles niederlegen. Am 8. Januar ist er vom Chambers Creek nach Norden hin aufgebrochen.

Ein paar Worte über die Ober-Abyssinier

von Friedrich Gerstäcker.

Für ethnologische Forschungen bietet sich in Oberabyssinien und in Nordostafrika überhaupt noch ein weites Feld dar. Ich will hier einfach schildern, wie ich die Leute in Oberabyssinien gefunden habe. Einen „Urstamm", eine besondere „Race" bilden sie schwerlich; dagegen spricht schon die Verschiedenheit des Haares, das keineswegs bei Allen wollig, sondern nur gelockt und wenn auch nicht seidenweich, doch dem unsern mehr ähnlich ist. Ebenso ist ihre Gesichtsbildung keineswegs so entschieden gleichmäßig ausgeprägt wie bei allen Urstämmen und allerdings auch bei den Aegyptern.

Wenn der Europäer zuerst zwischen Neger, Chinesen, amerikanische oder australische Indianer kommt, so scheint es ihm fast, als ob sie alle mit einander das nämliche Gesicht hätten, und es wird ihm sehr schwer, im Anfang die Einzelnen zu unterscheiden und herauszukennen. Das ist in diesen Gebirgsländern nicht der Fall, denn die Gesichtsbildung der dortigen Menschen ist so auffallend verschieden, wie eben bei unserer kaukasischen Race auch, und man wird rasch ein nur einmal gesehenes Gesicht unter der Menge brauner Gestalten wieder herausfinden können.

Es ist jedenfalls ein wunderschöner Menschenschlag, bei welchem man viel mehr edle Gesichtszüge findet als flache, nichtssagende Physiognomien; ja, man wird weit eher ein verschmitztes Gesicht oder Züge antreffen, die einen bösen, tückischen Charakter verkünden, als wirklich gemeine, nichtssagende, was leider in unseren civilisirten Ländern der Fall ist.

Ihre Körper sind schlank und symmetrisch gebaut. Verkrüppelte trifft man gar nicht an, ein fester Typus in der Gesichtsbildung findet aber, wie schon gesagt, nicht statt; denn man sieht eben so viel edelgebogene wie gerade Nasen, übrigens keine vorstehende Backenknochen und meist immer fein geschnittene Lippen und regelmäßig gebogene Augenbrauen. Die körperliche Entwickelung ist, beiläufig gesagt, wie in jedem heißen Klima, sehr rasch, ja vielleicht rascher hier als irgendwo anders, denn man trifft Mädchen von 9 und 10 Jahren schon vollkommen ausgebildet.

Alle Stämme putzen sich außerordentlich gern und wenn auch die Männer keine Glaskorallen tragen, wie in vielen anderen Ländern, so verwenden sie dafür um so mehr Sorgfalt auf ihr Haar, besonders wenn dasselbe wollig-gelockt ist: sie wickeln und ölen es ein; ganz entsetzlich ist die Gewohnheit, es dick mit Schaffett einzustreichen, was nach dem Erkalten die ganze Haartour wie grauweiß überzuckert erscheinen läßt. Um sich diese Haartour auch über Nacht zu erhalten und nicht Sand oder andere Dinge hineinzubekommen, bedienen sie sich eines Kopfkissens, das sich wunderbarer Weise ganz ähnlich nicht allein auf den Südsee-Inseln, sondern auch in Japan und China findet. Es ist ein kleines hölzernes Gestell mit einem etwa vier Zoll hohen Stiel und einem halbmondartig ausgeschnitzten Stück oben darauf, in das der Kopf Nachts zu liegen kommt. Bequem kann es aber nicht sein, denn der Hals liegt vollkommen frei darunter, und wenn man es so ansieht, kommt es Einem vor, als ob sich der Schläfer darin das Genick abbrechen müsse oder doch jedenfalls Morgens einen vollständig steifen Hals hätte. — Aber was thut der Mensch nicht der Mode wegen!

Die Frauen beschäftigen sich außerdem, wenn irgend möglich, noch mehr mit ihrer Frisur und drehen das Haar in eine wahre Unzahl kleiner Zöpfe und Flechten, die wieder auf künstliche Weise ineinandergelegt und mit silbernen und goldenen Zierrathen, wie mit Korallen und Perlen durchflochten werden. Auch lassen sie sich einzelne Stellen, besonders hinter den Ohren, frei rasiren, um die verschiedenen Scheitel und Abtheilungen so viel auffälliger zu machen. Doch um das genau zu beschreiben, müßte man eben selber ein Friseur sein.

Leider ist der Geruch, den diese sonst gewiß ganz hübschen Menschen verbreiten, von so durchdringender und scharfer Art, daß er dem Europäer im Anfang stets widerlich sein wird. Dazu trägt allerdings ein gewisses Parfüm bei, das sie gebrauchen, die eigene Ausdünstung kommt aber noch dazu, und unter dem Winde kann man sie in der That auf weite Strecken wittern.

Jedenfalls sind alle diese Stämme, wenn sie selbst in kleinen Städten wohnen, mehr Nomaden als Ackerbauer, noch dazu, da sie durch ihre leichten Hütten nie an den Platz gebunden werden. Ihr Hauptreichthum besteht in Heerden und etwas Durrha, welche sie anpflanzen, um das Hirsemehl zu gewinnen. Die Felder liegen aber selten dicht bei den Hütten, sondern oft mitten in den Bergen, und nur wenn die Durrha reif ist, ziehen sie mit ihrer ganzen Einrichtung dorthin und bleiben bis nach der Ernte dabei, um besonders die Affen abzuhalten, in ihre Felder zu brechen und dort Verwüstung anzurichten. Ist die Ernte vorüber, so laden sie was sie haben auf ihre Ochsen oder Esel, nehmen die gebogenen und braungeräucherten Stäbe ihrer korbähnlichen Hütten auf die Schulter und ziehen den Plätzen wieder zu, wo sie besonders Wasser für ihr Vieh finden. Sonderbarer Weise hat dieses keine Marken oder Abzeichen, weder durch Brand noch Einschnitte in den Ohren, und es gehört sicher eine nicht kleine Kunstfertigkeit dazu, die einzelnen Thiere stets herauszukennen.

Die Nahrung besteht in Fleisch, Durrhamehl, Milch und Butter; die letztere wird in dem heißen Klima flüssig in alten, sehr weichen Ziegenfellschläuchen aufgehoben und transportirt. Es läßt sich denken, daß sie eben nicht besonders appetitlich aussieht. Kaffee gilt als große Delikatesse und sie erlangen ihn durch gelegentlichen Handel mit der Küste von Massaua, wohin er von Aden und Mocha kommt. Im Lande selber wird natürlich keiner gebaut, wenigstens nicht in dem Theile, welchen die Expedition des Herzogs Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha besuchte.

Die Männer gehen alle bewaffnet, auf Reisen besonders mit einem großen runden und ziemlich schweren Schild aus Elephanten- oder meist aus Büffel- oder Kuhhaut gemacht, mit langer Lanze und langem geradem oder gebogenem Schwert, manchmal auch, aber nicht häufig, mit einem kurzen Messer am linken Arm oder im Gürtel. Tragen sie aber nicht Lanze oder Schwert, so führen sie sicher einen kurzen, oben etwas gebogenen Stock aus schwerem Holz, um wenigstens etwas in der Hand zu haben und sich untereinander prügeln zu können, oder doch die Hunde von sich abzuhalten.

Unter den Oberabyssiniern haben sich katholische Missionäre niedergelassen, und wie es scheint, nicht die geringste Schwierigkeit gefunden, ganze Dörfer zu „bekehren." Ob die Leute dadurch bessere Menschen wurden, mag dahingestellt bleiben; in dem Leben änderten die Missionäre weiter Nichts, als vielleicht etwas an den Formen. Uebrigens herrscht noch die Blutrache, und die Verpflichtung, einen in der Familie begangenen Mord zu rächen, geht vom Vater auf den Sohn über.

Die Regierungsform ist monarchisch, d. h. eine Häuptlingsschaft, und die Person des Scheichs gilt in den Bergen — vielleicht auch da und dort im flachen Lande — gewissermaßen als geheiligt. Dort oben darf er wenigstens nicht gesehen werden, wenn er Nahrung zu sich nimmt, denn man setzt voraus, daß er das nicht nöthig habe und irgend ein spiritus familiaris zu ihm komme, die vorgesetzten Speisen zu beseitigen. Uebrigens verhindert das den würdigen Scheich nicht, bei Mohammedanern, Christen oder Juden

um irgend etwas, was ihm gefällt, zu betteln, wie denn auch die Bettelei überhaupt bei keinem Volke der Welt in größerer Blüte stehen kann, als an dieser ganzen afrikanischen Küste — das Nilland eingerechnet.

Außerdem erkennen diese Länder die Oberherrschaft des türkischen Sultans an und weigern sich, den Süd-Abyssinien beherrschenden Kaiser Theodor als rechtmäßigen Fürsten zu betrachten und ihm irgendwelchen Tribut zu zahlen. — Ob sie sich ihm widersetzen könnten und würden, wenn er mit irgend einer kleinen Macht in ihr Land einrückte, ist eine andere Frage, aber die Wahrscheinlichkeit eines solchen Einfalls liegt nicht vor, da die Armuth des Volkes selber nicht das geringste Verlockende für einen Eroberungszug hat. Es könnte höchstens für einen Raubzug lohnen, um eine Anzahl Viehheerden mit fortzutreiben und vielleicht Gefangene (Sklaven) zu machen, und Kaiser Theodor scheint denn doch so offenen Bruch mit der Nachbarregierung schon aus dem Grunde zu vermeiden, weil sich fremde Konsuln ebenfalls des Landes angenommen haben.

Leichtgläubigkeit und Fabel in der Geographie.

Es gewährt ein nicht geringes Interesse, die Enthüllung des Erdkreises zu verfolgen und zu beobachten, wie allmälig ein „Wunder" nach dem andern verschwindet, während Manches, das man früher für fabelhaft oder unmöglich hielt, sich als wahr und thatsächlich vorhanden herausstellt. In unseren Tagen kennen wir die Länder aller Erdtheile und Klimate; die noch nicht von europäischen Reisenden besuchten Regionen sind verhältnißmäßig von keinem sehr bedeutenden Umfange, das äquatoriale Innerafrika etwa ausgenommen.

Zu allen Zeiten haben aber Berichte von Wundern und Seltsamkeiten, die man aus den in weiter Ferne liegenden Gegenden erzählte, die Einbildungskraft der Menschen lebhaft in Anspruch genommen und bei den ungebildeten Massen Glauben gefunden. Gegenwärtig sind naturwissenschaftliche Kenntnisse, wenigstens in den Grundzügen, so allgemein verbreitet, daß allerdings aus dem Gebiete der Erdkunde der Wunderglaube völlig verschwunden ist, und daß bei den Kulturvölkern Europas kein Schulknabe mehr an Dinge glaubt, welche man im Alterthum und im Mittelalter selbst in wissenschaftlichen Werken ernsthaft als wahr und zuverlässig hinstellte.

Als ich neulich Strabo's Beschreibung von Indien las, fand ich eine ganze Aehrenlese von Wunderdingen, welche Megasthenes den alten Griechen aufgebunden hat. Bei den Römern galten die Griechen für Lügner (Graecia mendax); aber auch Strabo findet die Angaben des Megasthenes fabelhaft. Dieser erzählt von einhörnigen, hirschköpfigen Pferden, von geschwänzten Affen, welche im indischen Kaukasus (dem Hindukoh) Steinblöcke auf die Menschen hinabwälzen, von Schilfrohr, das fünfzig Klafter lang wird. Er schildert Menschen, die nur drei, höchstens fünf Spannen hoch sind und keine Nase haben, wohl aber zwei Luftlöcher gerade über dem Munde. Mit den dreispannigen Pygmäen führen die Kraniche Krieg. Repphühner werden so groß wie Gänse.

Es giebt lappohrige Menschen und Wilde, welche die Fersen vorne, die Sohlen und Zehen aber nach hinten haben. An den Quellen des Ganges wohnt ein Volk, welchem der Mund fehlt; es sind sanfte Leute, die sich nur vom Dunste gebratenen Fleisches und den Düften einiger Früchte und Blumen nähren; statt des Mundes haben sie zum Athemholen nur Löcher im Gesichte. Uebeln Geruch können sie nicht vertragen, sie sterben daran. Der Grieche, nämlich Megasthenes, will auch von indischen Weisen erfahren haben, daß es Menschen gebe, die rascher laufen können als ein Rennpferd. Bei den Lappohrigen berührt das Ohr den Fuß; sie schlafen auf ihren Ohren und sind so körperkräftig, daß sie Bäume mit den Wurzeln aus der Erde ziehen und Bogensehnen zerreißen können. Es giebt ein Volk von einäugigen Menschen, welche Hundsohren und das Auge mitten auf der Stirn, emporstehendes Haar und eine zottige Brust haben. Die naselosen Menschen fressen Alles, auch rohes Fleisch, leben aber nicht lange; die Oberlippe steht weit über die Unterlippe hervor.

Ein anderer Grieche, Timagenes, versichert ernsthaft, das Kupfer regne in Indien in dicken Tropfen vom Himmel herab. Ktesias behauptet, Stahl und Gold werde in Indiens Bergen in flüssigem Zustande gefunden; es gebe aber in jenem Lande weder Regen noch Blitz und Donner. Die Pygmäen kleideten sich in ihre eigenen Haare, die Schafe seien größer als Esel; es gebe eine Holzart, welche Alles an sich ziehe, und Menschen, die bei der Geburt ganz weiß seien, mit zunehmendem Alter sich jedoch schwarz färbten.

Im Alterthum war Indien und der hohe Norden der Schauplatz, nach welchem man Wunder solcher Art verlegte; im Mittelalter kam dazu noch Ostasien, aber seit der Entdeckung Amerikas nimmt die „Neue Welt" den ersten Platz ein.

Neulich fand ich auf der Dresdener Bibliothek ein Buch, welches den Beweis liefert, was man noch vor anderthalb hundert Jahren dem Publikum bieten konnte und was die Leute sich gefallen ließen, wenn sie geographische Belehrung suchten. Es führt folgenden Titel:

> Neueröffnetes Raritäten-Cabinet Ost-West-Indianischer und ausländischer Sachen. Darinnen allerhand rare Denk- und Seltsahme Merkwürdigkeiten, so sich in China, Japan, Choromandel, Peru, Guina ꝛc., Tartarien und anderen Ländern finden. Darinnen auch nicht weniger die Heyraths-Ceremonien, Leichenbegängnissen, Fischen- und Jägereien, auch andere Sitten und Gewohnheiten etlicher dieser Heyduischen Länder und Völker enthalten. Dem solche Sachen-liebenden Leser dargestellt und aus den besten Scribenten und berühmtesten Reisebeschreibungen zusammen getragen. Von Thomas Kielmayer. Hamburg 1705. 256 Seiten.

In der Vorrede druckt der Verfasser Gedichte in lateinischer und deutscher Sprache ab, in welchen er selber und sein Werk hoch gepriesen wird. In derselben heißt es:

> Was fernes Pegu hegt an seltnen Wundersachen,
> Und Hispaniola, das stellt sich hier zur Schau.
> Wie Bantams geiles Volk als Kinder Hochzeit machen
> Und dort sich präsentirt ein prächt'ger Demantsbau.
> Ja was der Hottentott vor rauhe Sitten pfleget,
> Und was vor Wirkung steckt, in manchem frembden Reiß.
> Was Ganges Bürgerschaar vor Andachts-Grillen heget,
> Das zeigt, mein Herzensfreund, Dein unermüdter Fleiß.
> Fahr ferner fort, so wird Dein Ehrenfackel schimmern,
> Als lange Titan's Glanz, den Erdenball beblitzt.
> Dein's Fleißes Ruhm und Preiß, der wird auf ewig glimmern,
> Allwo am blauen Pol der helle Nordstern sitzt.

Der „Dichter" ist ein Studiosus der Theologie. Ein anderer Beflissener der Gottesgelahrtheit sagt, gleichfalls in Reimen, wenn man ein solches Werk lesen könne, brauche man gar keine Reisen mehr zu machen.

> Oft ängstet uns das Salz der stürm'den See,
> Die Rauberey der grimmen Turkomannen.
> Wann Witz und Lust am Schiffe Segel spannen,
> Das es nach Ost und Westen geh;

Um zu beschaun der Indianer Pracht,
Wobey die Seltenheit aus allen Ecken lacht.
Wer aber will jetzt mehr den Cirkel gehn,
Um Indiens berühmte Seltenheiten,
Umb der Chinesen Trefflichkeiten
Und das verbrannte Volk zu sehn?
Da, Herzensfreund, Dein Fleiß uns fürgestellt
Im Cabinet die neue Welt!
Dis Werk ist wehrt im Marmor einzuätzen
Den Zeit und Rost nicht kann verletzen.

Wir wollen an mehreren Proben zeigen, was der Fleiß Thomas Kielmeyer's uns „fürgestellt".

Die gestraffsten Thomas-Mörder. Mit mehr als tausend Europäern ist zu erweisen, daß diejenigen Braminen oder Heiden, ja auch so gar die Christen so auff der Küste Choromandel wohnen und von denen ausgesprossen die an den Mord des Heil. Apostels Thomae (so in dieser Gegeud gelehret und die Marter-Cron empfangen) schuldig sind, allesampt ein Bein haben, das so dicke ist, als ein Elephanten-Schenckel, das andere Bein aber, hat seine gute Proportion.

Der Pernanische tödtende und heilende Felß. In dem Pernanischen Lande de los Conchucos ist ein schwartzer Felse: mit weissen Steinen so artlich unterloffen, als ob sie die Kunst darin versetzet hätte: Selbige Steine nun, dienen zu allerhand Wundschäden, und mancherley Kranckheiten; Ja, sind gleichsam an stat einer, mit allerhand Medicamenten wol eingerichteten, Apothecken; Alle Wunden, beydes an Menschen und Viehe werden damit geheilet: Imgleichen die Durchbrüche und Flüssigkeit am Leibe; wie nicht weniger die Beschwerlichkeit des Harnens, darüm bricht man sie mit grossen Hauffen heraus und verführt sie in andere Länder.

Damit man aber je die Güte der Wolthätigen Natur mög handgreifflich spühren: so läst sie alsobald an statt der ausgebrochenen frische herfür wachsen, welche Vermehrung und Wiedererfetzung sich aber nicht an dem übrigen schwartzen Theil dieses Felsens erweiset. Man stosset sie zu Pulver und nimmt sie in Wein zu sich.

Demselbigen Berg, daran dieser Felß mit solchen Gesund-Steinen hafftet, ist (welches noch höher zu verwundern) eine Erde vergesellschafftet, so ebenfalls schwartz, aber das allerstärckste und allerschädlichste Gifft so irgendswo zu finden, darümb auch die Thiere, ob sie gleich schnell vorüber lauffen, dennoch davon sterben müssen, wenn der Indianer einem Feinde, eine Tück erweisen wil: Kan er denselben auch mit etlichen wenigen Stäublein dieses schwartzen Hügels, augenblicks die Seele heraus stöbern. Und weiß man bis auff den heutigen Tag kein andres Mittel wider diesen Gifft ohn vorbesagte Gesund-Steine des andern Felsens. D. Dapper in seiner Americ. Beschr. gedencket auch dieses Felsens, er meldet aber, daß wer den schwartzen Felsen anrühre, gewiß des Todes sterben müsse, wenn er nicht die weissen Steinlein so auff diesen schwartzen Felsen sessen, als ein kräftiges Gegengifft gebrauche.

Der offt wieder Jung gewordene Indianer. Als Nonnio de Lugne Portugisischer Vice-Roy in Ost-Indien war, da hat man im Jahr 1593 zu ihm gebracht, einen Mann von sonderbahrer Denckwürdigkeit. Denn man hat es mit vielen unverwerfflichen Gründen, Zeugnissen, und Umbständen erwiesen daß sich sein Alter schon bis in das 340. Jahr erstreckte, dieser Stein-alter Mann, konnte sich noch erinnern, daß die Stadt darin er wohnete, noch gantz unbewohnt gewesen, er war einer von den vornehmsten Leuten in Ost-Indien. Sein beschwerliches Alter hatte er vielmahl, mit einer angenehmen Verjüngerung versüsset, und also jedes mahl neue Kräffte bekommen; Sein weisses Haar hatte sich mit schwartzen verwechselt, und allemahl waren ihm neue Zähne wieder in den Mund gekommen.

Dieser alte Indianer war gebohren in dem Königreiche Bengala. Er erzehlete daß er nach einander 700 Weiber gehabt, wovon viele gestorben andere auch (nach Indianischer Weise) wiederüm verlassen wären, es hat derselbe noch viele Jahre gelebet, als daß sich sein Alter bis auff 370 Jahren erstreckte.

Die fliegende Katzen. Diese Art Katzen sind so groß, als eine mittelmässige Zahme, haben Rauchwerck und Balge als der schönste Zobel, sie fliegen von einen Baum zum andern, ihre Flügel sind denen Fleder-Mauß-Flügeln gleich und bestehen dieselben aus einer dünnen subtilen Haut, welche sich von denen fordern bis an die hintern Füsse erstrecket, und sich weit und breit wie ein Netz ausdehnen lässet.

Wunder-Kraut so einen Krancken das Leben oder den Todt anzeiget. In dem Reiche Pern gibt es eine Pflantze oder Kraut, wann einem Krancken ein Zweiglein davon in die Hände gegeben wird, und er sich hierüber munter und frölich bezeigt, so bedeutet es ihn die Wiedererlangung seiner Gesundheit, wenn er aber darüber in Angst und Bangigkeit fällt, so verkündiget es ihm den gewissen Todt. Dieses ist einesmals an einem Krancken, Bedieneten des Spanischen Grafen de Nieva, so sich damahlen in Pern auffgehalten, probiret und wahr befunden worden.

Die lieblich-singende Fische. Petrus Martyr schreibet, welcher Gestalt Gil-Gonzalo und dessen Gefährten dem Petro Ario angezeiget, daß sie ohngefähr hundert Meilen von Panama einer Stadt, das Meer gantz schwartzfärbig angetroffen, und darinnen Fische gesehen, welche so groß wie Delphinen, und so anmuthig wie die Menschen gesungen.

Der empfindliche Baum. An der Küste Malabar, wird ein Baum gefunden, der Empfindliche genant, dessen Früchte, wenn sie nur mit den Fingern angerühret werden, solches nicht leiden können, sondern anfangen zu hupffen und zu springen.

Die lächerliche Floh-Schlacht. In den Americanischen sind etliche Insuln voller Flöhe, als nun einsten eine Spanische Armee durch solchen Wald marschirte, so ward sie von den Flöhen angefallen, sie wehrten sich anfangs zwar tapffer, und caputirten ihrer viel Tausend mahl Tausend; Allein darüber ward der Wald gantz rege gemacht, also, daß die Spanier endlich gezwungen worden reißaus zu nehmen.

Der donnernde Berg. In Brasilien in der Gegend Musurepe, liegt ein Berg, Pasira genandt. So bald ein Regen auf denselben fällt, giebt er überauß harte und knallende Donnerschläge von sich.

Der faule Fisch. In den Sinesischen Wassern ist ein Fisch, welcher Krampf-Fisch genennet wird, dieser ist so faul und träg, daß er niemahls von der Stelle kompt, ja er soll die Eigenschafft an sich haben, daß er alle andere Fische die sich ihm nahen erstarret unbeweglich macht.

Der von Würmen geplagte Vogel. In Indien ist ein Vogel Tupata, so durch und durch mit Würmern auß- und angefült ist, so gar, daß ausser Würme und Haut nichts an ihm zu sehen ist, gleichwol bedüncket er sich gesund, ist lustig, guter Dinge, und vergnügt, daß sie wegen des dicken Gefieders die Haut nicht durchbohren können, hüpfset also in seiner grasichten Heimath eine Weile herum, und kann seinen Jammer nicht erkennen.

Der Chinesische funckende Fluß. Der Fluß Chu, in der Sinesischen Landschafft Suchnen, ist in der Nacht wunderbar anzusehen, denn auf seinen Grunde erscheinen viele helle Lichter. Die Einwohner gläuben, daß es lauter Carfunckel seyn die im finstern so schön spielen, daher sie diesen Strohm auch den Perlen-Fluß nennen.

Die lebendig werdende Baum-Blätter. In der Insul Cimbubon, wächset ein Baum, dessen Blätter, wenn sie auf der Erde fallen, sich von einem Ort zum andern begeben, auf allen Seiten haben sie gleichsam zwey kleine Füßlein, wenn man auf sie tritt, geben sie kein Blut von sich, rühret man sie aber an, so weichen und fliehen sie davon, ein solches Blättlein hat 8 Tage in einem Schüßlein verwahret, gelebet, und sich so oft mans berühret, gereget.

Die geschwäntzte Menschen. In der Insul Sumatra, werden auf einem Berge eine gewisse Art Menschen gefunden, die an den Hintern Schwäntze, wie die Schweine haben, es werden aber solche Menschen gar wenig gefangen, weil sie im Lauffen so geschwind und schnell seyn wie die Hirsche.

Vor einer nunmehro gerannten Zeit wie die Holländer diese Insul noch inne gehabt, ist ein Mann und Frau von dergleichen Art, an einen Banme schlaffend gefunden. Diese sind gefangen, und in die Stadt Toyavvan gebracht worden, allda man ihnen die Schwäntze abgeschnitten, und vermeinet, sie als andere Menschen aufzuziehen, sie sind aber beyde kurtz nacheinander, weil sie nicht das geringste von der Holländer Speise zu sich nehmen wollen, man möchte ihnen auch reichen was man wolte, mehrentheils vor Hunger gestorben.

Das von Gold, Silber, Perlen und Diamanten funckelnde Schloß. In Neu-Hispanien soll ein heidnischer König, ein solches vortrefliches Hauß haben, dessen Balcken nicht allein von den rarsten Holtz mit güldenen Blech überzogen, sondern noch über dem, mit den allerköstlichsten Diamanten reichlich versetzet seyn, die Treppen wie auch die Diehlen, sollen von den feinesten Silber gegossene Platen, die Wände aber, Stuben und Thüren, alle mit güldenen Blech bedecket, die Häuge an den Thüren, die Riegel und was sonsten in andern Häusern von Eisen, allhier von puren Golde seyn, dieses aber ist das allerverwunderlichste, daß die Stuben, Zimmer und Sähle allerhand Bäume, Früchte, Kräuter und Thiere vorstellen, die nicht gemahlet noch gelacket, sondern mit funcklenden Saphiren, blitzenden Rubinen, schimmernden Smaragden, gläntzenden Perlen also versetzet sind. Dieses Gebäu soll demjenigen, der es beschauet, so die Augen verblenden, daß er es vor grossen Funckeln nicht recht besehen kan.

Die Affen an den Felswänden Gibraltars.

Es ist eine ausgemachte, wenn auch oft bestrittene Thatsache, daß seit einer uns unbekannten Reihe von Jahren an den Felsen von Gibraltar Affen hausen. Sie gehören derselben Art an, welche auch die Gebirge Marokkos bewohnt und unter dem Namen türkischer oder berberischer Affe (Inuus ecaudatus) bekannt ist. Schon im Jahre 1749 erzählt Buffon in seiner Naturgeschichte von diesen Vierhändern, den einzigen Vertretern der Ordnung in Europa. Seit jener Zeit ist ihr Vorkommen oft bestritten und wieder bezeugt worden, obwohl alle sicheren Nachrichten für dasselbe sprechen. Alexander von Humboldt beauftragte mich, ehe ich im Jahre 1856 nach Spanien ging, über diese Affen nachzuforschen. Er wollte aber mehr den Zeitabschnitt erkunden, in welchem die merkwürdigen Thiere von Afrika herüber gekommen seyen, als über ihr Vorkommen selbst neue Bestätigung erhalten.

„Wollen Sie doch endlich einmal", schreibt er mir, „in Gibraltar ernsthaft die Epoche zu ergründen suchen, wann die Affen auf der Landzunge mögen verwildert sein; denn der sehr bequemen Erklärung vom Zusammenhang der beiden Kontinente und dem Uebergange der afrikanischen Affenbande steht entgegen, daß weder Griechen noch Römer, noch die arabischen Geographen, welche die kleinsten Denkwürdigkeiten von Gibraltar beschreiben, der Affen erwähnen. Seit zwanzig Jahren habe ich vergebens durch Correspondenz mit englischen Aerzten, die lange in Gibraltar stationirten, das Problem zu lösen gesucht. Die Affenknochen (?) in den Breccien bei Gibraltar würden allerdings etwas für Thierwanderung von Afrika sprechen; aber woher das völlige Schweigen der sogenannten arabischen Geographen? Adhuc sub judice lis est!"

Meine Nachforschungen über diesen Punkt und die Affen überhaupt haben durchaus zu keinem befriedigenden Ergebniß geführt. Ich selbst konnte, weil ich Gibraltar nicht besuchte, selbstständig keine Beobachtungen machen und nur von Spaniern Nachrichten über die Affen erhalten. Alle spanischen Naturforscher, bei welchen ich mich erkundigte, wußten mir eben so wenig Sicheres zu berichten. Sie behaupteten, daß die Thiere von den Engländern aus Afrika eingeführt und bald nach der Besitznahme von Gibraltar hier freigelassen worden wären. Allein Buffon's Angaben lassen diese Behauptung der heutigen spanischen Forscher doch mindestens zweifelhaft erscheinen. Man müßte sich mit Recht wundern, daß jener unterrichtete und belesene Schriftsteller von einer nothwendig zu seiner Zeit geschehenen Uebersiedelung der Affen nach Gibraltar gar nichts vernommen haben sollte. Uebrigens wird gesagt, daß auf der gegenüberliegenden Spitze von Afrika die Affen gar nicht häufig wären, ja bei Ceuta gar nicht mehr vorkämen, und dies würde auch nicht für künstliche Ueberführung sprechen. Somit mußte ich diese Frage ganz bei Seite lassen und beschränkte mich einzig und allein darauf, zu erfahren, ob es heutigen Tages noch Affen in Gibraltar gibt oder nicht. Hier lauteten alle Berichte ziemlich einstimmig. Geschützt von der Besatzung der Festung, sagte man mir, treibt sich noch jetzt eine ziemlich zahlreiche Bande auf dem Felsen der Festung umher, zumal an den Stellen, wo die Zwergpalme die Wände überwuchert. Von hier aus machen die Thiere Streifzüge nach benachbarten Weinbergen und Feldern und ziehen sich dadurch, wie überall, wo Affen mit Menschen verkehren, die Feindschaft der Letzteren zu. Ungeachtet des Verbotes werden alljährlich mehrere junge Affen von den Besitzern der ihrem ständigen Aufenthaltsorte nahe liegenden Weinbergen weggefangen oder weggeschossen, wie ein im Museum von Madrid aufgestelltes sehr schönes altes Männchen schlagend beweist. Mehr konnte ich über die Thiere leider nicht erfahren, so sehr ich mich auch mühte.

Um so erfreulicher war es mir, in dem Maiheft des „Zoologic" eine eben so anziehende als belehrende Abhandlung über diesen Gegenstand zu lesen. Der Engländer A. Ch. Smith berichtet a. a. O. über seine an Ort und Stelle gesammelten Erfahrungen.

„Seit undenklichen Zeiten", sagt er, „haben die Affen auf dem Felsen von Gibraltar Fuß gefaßt; wann sie aber über die See gekommen sind, ist nicht zu bestimmen, und die maurische Sage, welche berichtet, daß sie noch jetzt durch einen unterirdischen Gang von Afrika aus mit Europa verkehrten, ist doch etwas gar zu märchenhaft. Gewiß ist nur, daß sie da sind, obschon bedeutend an Zahl zurückgebracht, so, daß während einiger Jahre die ganze Gesellschaft sich auf eine kleine Bande von Vier belief. Man sieht sie selten; sobald aber der Wind wechselt, ändern auch sie gewöhnlich ihren Aufenthalt. Weichlich und zärtlich, scheuen sie jede plötzliche Abwechselung des Wetters, namentlich das Umsetzen des Windes von Ost nach West oder umgekehrt, und suchen sich dagegen zu schützen, indem sie sich hinter die Felsen ducken. Sie sind sehr lebendig und wählen zu ihrer Wohnung am liebsten die steilen Ab-

gründe, wo sie im ungestörten Besitze vieler Höhlen und Löcher in dem lockern Felsen sind. Da sie sehr wohlgenährt erscheinen, kann es ihnen jedenfalls nicht schwer werden, sich ihre Nahrung zu verschaffen. Ueppig wachsen zwischen den losen Steinen viele Pflanzen, deren Blätter und Früchte sie fressen, besonders aber die süßen Wurzeln der Zwergpalme, welche dort sehr häufig ist; indeß verzehren sie zur Abwechselung auch Käfer und andere Kerbthiere. Manchmal sollen sie auch (ich kann es aber nicht verbürgen) die Felsen herunterkommen und die Gärten der Stadt plündern, wenn reifes Obst allzusehr lockt, als daß es nicht ihre natürliche Liebe zur Einsamkeit besiegen sollte. Man hält sie gewöhnlich für außerordentlich scheu und sagt, daß sie bei dem geringsten Geräusch flüchteten; mein Gewährsmann (der Flaggenwärter) stellte dies jedoch in Abrede und zeigte mir zum Beweise seiner Behauptung einige Felsen, von denen aus sie ihn an demselben Morgen angestiert hatten, ohne durch die Farbe seiner englischen Uniform oder durch seinen Unteroffiziersblick sich irre machen zu lassen. Ziemlich lange Zeit blieben sie etwa einige dreißig oder vierzig Ellen von der Brustwehr entfernt, an welcher er lehnte, und zogen sich schließlich in aller Muße zurück. Daß man sie so selten sieht und fast nur während ihrer Wanderungen zur entgegengesetzten Seite des Felsens, scheint auf ein sehr scheues ungefälliges Wesen zu deuten; denn Niemand verfolgt sie, vielmehr bewahrt man sie ängstlich vor jeder Belästigung. Seit wie lange ihnen ein solcher Schutz gewährt wird, konnte ich nicht erfahren, jedenfalls aber geschieht es bereits so lange, als Gibraltar im Besitze der Engländer ist. Seit 1855 hat der Quartiermeister sie nicht nur unter seine besondere Obhut genommen, sondern auch sorgfältig über ihr jedesmaliges Erscheinen und ihre Anzahl Buch geführt. Ich entnahm dieser Buchung, daß sie durchschnittlich alle zehn Tage einmal gesehen werden, manchmal etwas häufiger; daß sie im Sommer ebensowohl wie im Winter umziehen, stets mit der Absicht, dem Winde zu entgehen; endlich, daß sie im Jahre 1856 sich auf zehn beliefen, nach und nach aber bis auf vier heruntergekommen sind. Ihr gänzliches Aussterben steht leider zu erwarten; denn diese Vier sollen *eines* Geschlechtes sein. Sollte unter den vielen englischen Offizieren zu Gibraltar keiner aufopfernd genug sein, einige Affen von der entgegengesetzten Küste der Berberei einzuführen, da dorthin wenigstens wöchentliche Verbindung statt hat? Wäre Keiner zu finden, der auch nur ein halbes Dutzend kaufte, um sie neben ihren Vettern auf dem Felsen frei zu lassen? Dann könnten wir hoffen, daß dieser Affenstamm noch einmal aufblühen und so diese anziehende Klasse der Säugethiere auch fernerhin in Europa vertreten bliebe."

So weit Herr Smith. Daß ich meinestheils mit seinen Wünschen vollständig übereinstimme, versteht sich von selbst. Ich würde das Aussterben der Affen bei Gibraltar — dem zweitnördlichsten Punkt ihres Vorkommens*) — als einen Verlust für Europa beklagen.

Dr. Brehm.

*) Nur noch eine Affenart und zwar ebenfalls ein *Makaka* (Inuus speciosus) lebt nördlicher, als der türkische Affe; er findet sich auf den japanischen Inseln (als einziger Vertreter seiner Ordnung) bis zum 37.° nördl. Breite.

Türkische Bäder.

In der niederrheinischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde zu Bonn hielt der Geheime Medicinal-Rath *Wutzer* einen Vortrag über *türkische Bäder und Brunnen*, sowie über die *Mineralbäder zu Brussa* in Kleinasien, dem wir Folgendes im Auszuge entnehmen. Wutzer hat diese Bäder an Ort und Stelle besichtigt.

Die sorgfältige Unterhaltung der öffentlichen Brunnen und Bäder durch die Türken verdient volle Anerkennung; in dieser Hinsicht können die West-Europäer dort Vieles lernen. Es gilt als besonders verdienstliches frommes Werk, auf eigene Kosten an öffentlichem Wege einen Brunnen oder ein Bad anzulegen; eine dem Koran entnommene Aufschrift und der Name des Erbauers schmücken jederzeit die Vorderseite desselben. Nicht blos auf dem Hofe einer jeden Moschee findet sich die Fontaine, welche das zu den vorgeschriebenen Waschungen vor dem Gebet erforderliche Wasser hergiebt, sondern auch an den volkreichsten Straßen, z. B. Konstantinopels, haben sich die Sultane oder ihre Vezire Monumente durch Springbrunnen oder durch größere Brunnenhäuser gesetzt, aus denen den Vorübergehenden durch einen Aufseher Wasser gereicht wird, im Sommer bisweilen mit Schnee abgekühlt. Bald nach der Eroberung von Konstantinopel war eine ihrer ersten Unternehmungen die Restauration des großen Aquädukts, welchen die Griechen von *Belgrad* am Bosporus sieben Stunden weit nach Konstantinopel geführt hatten. Sie haben ihm neue Werke hinzugefügt, welche den alten an Großartigkeit nicht nachstehen.

Die türkischen Bäder zeigen Einrichtungen, die denen der Griechen und Römer, wie sie uns aus der klassischen Zeit dieser her bekannt sind, ähneln. Sie sind also den Anstalten der Art nachgebildet, welche sich in den eroberten Städten Kleinasiens, später in Adrianopel und Konstantinopel, vorfanden. Denn seit ihrem Auszuge aus der asiatischen Heimat haben die Türken nichts Neues erfunden. Unter den gegenwärtigen Bädern Konstantinopels ist das größte und schönste das, welches den Namen „Tschukur-Hamam", d. h.: das Bad des vertieften Grundes, führt, weil es in der Vertiefung der ehemaligen Cisterne des Arkadius liegt. Es besteht aus zwei sehr geräumigen und hohen viereckigen Sälen, welche, domartig überwölbt, an einander stoßen und in Verbindung stehen. Kleinere Anbaue vervollständigen den Raum. Beide Kuppeln enthalten eine Menge runder Oeffnungen, welche mit Glas gedeckt sind. Durch sie allein fällt das Licht gedämpft ein; Fenster sind nicht vorhanden. Der Fußboden, die Springbrunnen, die zum Baden bestimmten Räume, die in diesen an den Wänden herumlaufenden Bänke sind mit weißem Marmor getäfelt, letztere jedoch mit Matratzen bedeckt. Warmes Wasser, unter dem Fußboden bereitet, springt aus jeder der an den Seitenwänden vertheilten Fontainen im Ueberfluß hervor. — Der Saal, in welchen man von der Straße her zunächst eintritt, entspricht dem Vestiarium der Alten, er ist also zum Aus- und Ankleiden bestimmt; in ihm sucht man die Luft-Temperatur auf + 16 bis 17° R. zu erhalten. Aus ihm wird man in den zweiten großen Saal, das Tepidarium, geführt, dessen Temperatur durch die Wasserdämpfe und den erwärmten Fußboden auf + 20 bis 22° R. steigt; mit leichten Tüchern umhüllt, wird man eingeladen, in ihm etwa zehn Minuten oder eine Viertelstunde ruhend zu verweilen. Hierauf erst tritt man in das Calidarium, einen kleinern Raum, ein, dessen Wärme durch die vermehrten Dämpfe sich bis auf + 28 bis 30° R. und darüber erhebt. In ihm werden die wiederholten Abreibungen des Körpers mit Schaumseife, das Kneten der Glieder und Abwaschungen vorgenommen. Das Zurückführen geschieht mit derselben gemessenen Vorsicht. Die einzelnen Badenden gehen an einander still und ruhig vorüber, ohne auch nur die geringste Notiz von einander zu nehmen. Diese Stille, in auffallendem Gegensatze zu dem unaufhörlich rollenden Geräusche der nächsten volkreichen äußern Umgebung, das sanfte Plätschern des Wassers der Springbrunnen,

das durch die spärliche Erleuchtung von der Kuppel aus hervorgebrachte Dämmerlicht bedingen einen eigenthümlich anziehenden Reiz, der durch das einem solchen Bade in der Regel nachfolgende behagliche Gefühl erhöht wird.

Die seit einer grauen Vorzeit hochberühmten Mineralbäder zu Brussa stehen noch heute bei dem Volke weithin in dem Ansehen wunderthätiger Wirkung. Von Vielen werden sie deshalb, ohne ärztlichen Rath, bei den verschiedenartigsten Gebrechen so benutzt, daß sie mitunter nothwendig Unheil stiften müssen; doch auch dies hat ihren Ruf nicht zu vermindern vermocht. — Sie liegen außerhalb der Stadt, an der Südwestseite derselben, theils neben dem Wege, welcher nach dem eine halbe Stunde entfernten Dorfe Tschekirieh führt, theils in diesem selbst. Von jenen ist das der Stadt zunächst liegende, welches „Jeni-Kaplidscha" (Neubad) heißt, von allen zugleich das stattlichste. Man nennt es auch Eisenbad, weil seine Quelle in der That etwas mehr kohlensaures Eisenoxydul zu enthalten scheint, als die übrigen. Seine Einrichtung hat mit der des früher beschriebenen Bades große Aehnlichkeit. Zwei domartige Kuppeln erheben sich über zwei neben einander liegenden großen viereckigen Sälen; diese sind nahe unter der Decke mit Fenstern ausgestattet, die Außenseite der Kuppeln mit Blei gedeckt. Mehrere angebaute kleinere Räume, welche ein Bassin, sowie einzelne Badekabinete enthalten, empfangen dagegen ihr Licht durch kleine glasgedeckte Oeffnungen in ihren Kuppeln. Die Badewannen, eben so die Umfassungswand und die Bänke des großen Bassins, auch der Fußboden, sind von weißem Marmor. Die Temperatur des Wassers in dem Behälter, aus welchem das Bad seinen Zufluß erhält, fand ich + 59° R. — Etwa 200 Schritte westwärts von jenem Bade, nahe dem Alluvium des nachbarlichen Thales, liegt das kleinere Bad Kara Mustapha, dessen weniger heiße Quelle ein Wasser herbeiführt, welches von allen das geringste Quantum an festen Bestandtheilen enthält. Es steht sonach den bekannten Bädern von Pfäfers in der Schweiz und Gastein im Salzburgischen nahe und wird auch zu ähnlichem Zwecke benutzt. — Ein drittes, weiter südlich gelegenes Bad führt den Namen „Küfürtli", Schwefelbad. Ein gemeinschaftlicher Quell speist hier zwei unmittelbar neben einander liegende Badhäuser, deren vorderes eine der eben beschriebenen ähnliche Einrichtung zeigt, das hintere sich jedoch durch eine etwas niedrigere hölzerne Decke von jenem unterscheidet. In letzterem fand ich zum ersten Male außer den großen Marmor-Badewannen auch eine Anzahl hölzerner Wannen, in welche man des Abends das heiße Wasser einläßt, um es bis zur Stunde des Gebrauchs am nächsten Morgen abkühlen zu lassen. Alle übrigen Bäder kühlen das heiße Mineralwasser einfach durch den Zufluß von kaltem Quellwasser ab; auch geschieht dies noch sehr unvollständig, weil die meisten dort Badenden einen Werth darauf legen, das Bad so warm zu nehmen, als es sich ertragen läßt. Die Reisenden, welche dieser Schwefelquelle erwähnen, sprechen häufig von ihrem Schwefelwasserstoff-Geruche. Obgleich ich dem Behälter, in welchem sie unmittelbar aus dem Boden hervorströmt, das Gesicht so weit näherte, als es der heiße Wasserdampf erlaubte, habe ich ihn nicht wahrzunehmen vermocht, was eben so wenig der Fall war, als ich bald darauf ein aus diesem Wasser bereitetes Bad nahm.

Alle diese Quellen werden bis jetzt nicht zum Trinken, sondern allein zum Baden benutzt. Die verhältnißmäßig hohe Temperatur, in welcher die Bäder hier genommen zu werden pflegen, der Wasserdampf, in welchen der Badende während der ganzen Operation eingehüllt bleibt, stempeln sie zu wahren Dampfbädern, die vorzugsweise durch eine bedeutende Erhöhung der Hautausdünstung wirksam werden. Auf die an und für sich nicht ansehnlichen mineralischen Bestandtheile dürfte es hierbei um so weniger ankommen, als man sie in der Regel noch durch den Zusatz von kaltem Quellwasser stark verdünnt. Mit Rücksicht auf das westasiatische Klima, sowie bei der musterhaften Vorsicht, welche die dort angestellten Badwärter entwickeln, müssen sie dessenungeachtet als höchst schätzenswerthe Hülfsmittel bei zahlreichen fieberlosen Körperleiden betrachtet werden, wenn diese sich überhaupt für eine so kräftige Einwirkung eignen.

Bornholm und die Bornholmer.

Nicht weit von der preußischen und schwedischen Küste liegt inmitten der Ostsee die Insel Bornholm. Dampferlinien durchkreuzen das baltische Meer nach allen Richtungen, berühren aber nur selten die genannte Insel. Aber gerade weil der Verkehr nur wenig diese Insel anstreift und die Einwohner fast unberührt von tiefer greifenden äußeren Einwirkungen bleiben, hat sich manche alte Art und Sitte recht ungetrübt erhalten, und das Leben der Bornholmer bietet uns durch mannichfaltige Eigenthümlichkeiten der Sitten und Gebräuche merkwürdige Erinnerungen an die Vorzeit Skandinaviens dar. Vor einigen Jahren ist uns Bornholm von Rino Quehl in einem Werke geschildert worden*), das neben manchen trefflichen Bemerkungen über Land und Leute auch sehr Vieles enthält, das in ein Buch über Bornholm nicht gehört. Wir wollen dem Verfasser auf einigen seiner Ausflüge durch die Insel folgen.

Die Bornholmer nennen ihren Wohnsitz nicht „Insel", sondern mit einem gewissen Stolz das „Land" Bornholm; bei Saxo Grammaticus heißt dasselbe Borungia, später Boringholm und Burgundurholmur. Holm bedeutet im Skandinavischen ein Inselchen, über die Abstammung des Wörtchens „Born" ist man jedoch nicht einig, und so kann man auch hier, wie bei so vielen anderen Ortsnamen, die wahre Bedeutung nicht mehr entziffern.

Bornholm war zumeist der dänischen Krone unterworfen, in deren Besitz es sich noch heute befindet, doch hat es auch längere Zeit zu Schweden und einmal, von 1523 bis 1573, den Lübeckern gehört. Das Regiment der „Lübbeschen" war strenge; ein Aufstand gegen dieselben blieb ohne Erfolg, weil, wie ein gleichzeitiger Bericht sagt, die Bornholmer damals das Schießen noch nicht vertragen konnten. Glücklicher war eine Erhebung gegen die Schweden, welche unter Prinzenfkjold (Fürstenschild) 1658 die Insel in Besatz genommen hatten. Bauern, Bürger und Geistliche schüttelten in der Nacht von 8. zum 9. December das fremde Joch ab und von den tausend Schweden, welche die Insel besetzt hielten, wurden in dieser „bornholmschen Vesper" 965 größtentheils im Schlaf ermordet; nur zwölf entkamen.

Trotz der Kleinheit der Insel ist ihre Bodenbeschaffenheit doch sehr verschieden gestaltet. Das nordöstliche und westliche Gestade ist felsig; im Innern wechseln neben fruchtbaren Feldern alte Forste und Heiden ab. Letztere heißen „Udmarker" sind mit Heide (Lyng, Erica vulgaris) bewachsen und durchziehen in großen Flächen von Südost nach Nordwest das Land. Da man das Heidekraut als Brennstoff benutzt und damit den Boden seiner schützenden Decke beraubt, so liegen jetzt weite Strecken dieser Udmarken als unfruchtbares Land da. In der schwedischen Provinz Schonen waren einst ähnliche Verhältnisse, dort haben aber Deutsche, freilich mit unsäglicher Mühe, den Boden wieder urbar gemacht und stattliche Höfe errichtet. In Bornholm aber ist man den Fremden noch sehr abgeneigt.

*) Aus Dänemark. Bornholm und die Bornholmer. Berlin, 1856.

Inmitten der Insel bildet der herrliche Forst Almindingen mit seinen Laub- und Nadelwäldern einen gern besuchten romantischen Punkt des Landes. Hier erhebt sich der 500 Fuß hohe Rytterknaegten (Reiterknecht), der höchste „Berg" der Insel; er ist mit einem starken Thurm aus Granitquadern gekrönt, den die Bornholmer zu Ehren des Besuches, welchen ihnen König Friedrich VII. 1851 abstattete, errichtet haben. Von dort aus hat man einen prächtigen Ueberblick über die malerische Insel, deren Gestalt sich als eine Raute darstellt; ihr längerer Durchmesser von Hammeren nach Due Odden beträgt sechs Meilen, der kürzere von Arnager bis Gudjhem drei Meilen. Man überblickt zehn Geviertmeilen vom Meere umgebenen Landes und hat vor sich in bunter Abwechselung Kirchen und Bauernhöfe, Seen und Büsche.

In Almindingen finden sich die riesigen Ringmauern der Gamle Borg (alten Burg). Wer sie gebaut und zerstört hat, weiß Niemand, und vergebens sucht man in alten Werken über Bornholm eine Aufklärung. Eine besondere Merkwürdigkeit von Almindingen ist der Röckesteen, ein Granitblock von 4½ Fuß Breite, 5 Fuß Höhe und 16 Fuß Länge, welcher bei der leisesten Berührung in ein Schaukeln geräth; auch an der Südostküste findet man einen gleichen Stein, bei zwei anderen ist die Möglichkeit der Bewegung aber verschwunden. Die Sache hat einen spaßhaften Zusammenhang. Jetzt sagt Jedermann, die Erscheinung der leichten Beweglichkeit rühre daher, daß der Felsenblock mit einer Höhlung in der untern Fläche auf einer Granitklippe liege. Aber als noch die Erzbischöfe von Lund auf Bornholm regierten, glaubte man allgemein, daß jeder dieser Steine auf einem großen Diamanten ruhe. Als nun einstmals ein Erzbischof nach dem Lande Bornholm kam und durch Milde und Güte aller Herzen sich erwarb, sollte ihm eine besondere Auszeichnung zu Theil werden. Die Bornholmer beschlossen, der Eminenz einen der großen Diamanten zu opfern. Der Bischof selbst geruhte nach Almindingen zu kommen und der Abwälzung eines der Diamantendeckel beizuwohnen. Mit großer Mühe wurde der Stein fortgewälzt, aber — man fand keinen Diamant! Als derselbe Versuch bei dem zweiten großen Steine zu demselben Ergebnisse führte, soll der Erzbischof seine Freunde, die sich eben anschickten, in edler Beharrlichkeit auch den dritten Röckesteen zu zerstören, dringend gebeten haben, diesen für künftige Bewunderung übrig zu lassen, er selber wolle den Willen für die That nehmen. So ist denn der dritte erhalten geblieben.

Das nördliche Vorgebirge von Bornholm bildet der Hammer, ein dreihundert Fuß hoher, steil in's Meer abfallender Granitberg. Dort erheben sich die stolzen Ruinen von Hammerhuus (Hammerschloß). Quehl sagt: „Sie sind nicht allein die schönsten Ruinen in Dänemark, sondern ich erinnere mich nicht, selbst in dem ruinenreichen Deutschland schönere gesehen zu haben. Die Wände der riesigen Hauptthürme hat kein Sturm zu trennen vermocht und der wunderbare Mörtel, welcher die wenig bearbeiteten Steine verbindet, trotzt auch nach so vielen Jahrhunderten noch heute Wind und Wetter." In der Bornholmer Vesper spielte Hammerhuus noch eine wichtige Rolle, bald darauf ward es verlassen und sank allmälig in Verfall.

Die Städtchen auf Bornholm sind klein und bieten nichts Bemerkenswerthes dar. Am bedeutendsten ist die, an der Westküste gelegene, Hauptstadt Rönne mit etwa 5000 Einwohnern, welche meist vom Ertrage des Seehund- und Walfischfangs leben. Auch der Handel mit Lachsen, die bis Wien und Paris gehen, ist nicht unbedeutend. Es erscheint als eine Eigenthümlichkeit Bornholms, daß der Insel Dörfer fehlen. Alle Höfe und Kirchen liegen zerstreut im Lande umher und sind genau nach den vier Himmelsgegenden gerichtet, die überhaupt auf Bornholm eine größere Rolle als anderswo spielen. Von dem Leben auf diesen einsamen Bauernhöfen giebt uns der Kopenhagener Professor Eschricht eine ergötzliche Schilderung. In der großen Stube stehen zwei Tische, die man als den „nördlichen Tisch" und „südlichen Tisch" bezeichnet. Man feiert gerade ein „Uffröl" (Opferöl), d. h. ein Begräbniß. Am südlichen Tische sitzt alles „Weibsvolk", und die nationale Trauertracht giebt der Reihe ein sehr feierliches Aussehen. Die Röcke sind schwarz; am Halse ist in eigenthümlicher Weise ein weißes Halstuch befestigt, auf dem Kopfe sitzt ein Putz von verschiedener Form. Die Reichsten tragen „Nöller", kleine Hauben, die sehr nach hinten zu sitzen; der aufrechte, quer über den Kopf gehende Streifen an derselben ist mit einer Reihe steifer Blumen besetzt. Das Haar wird nach hinten gestrichen und gepudert; ebenso ist der mittlere Theil der Stirn mit Hülfe von Wachs oder Pomade stark mit Puder belegt, in der Form eines scharf geschnittenen Dreiecks, dessen Spitze nach der Nase geht. Alles „Weibsvolk" sitzt sehr schweigsam und still. Die Männer tragen lange schwarze Röcke und weiße Leinwand, alles nach Schlag und Schnitt der alten Zeit. Die Tafeln sind mit reinlichem Tischzeuge bedeckt. Der Herr Pfarrer erinnert an das Tischgebet. Nachdem man das Gebet gesprochen, streicht sich Jeder ein Butterbrod und füllt sein Branntweinglas. Die Verheiratheten nehmen einen ganzen „Syp" (Schnaps); die Mädchen nippen nur. Nun erscheinen eine Menge Schüsseln. Zuerst Rindfleisch mit Klößen und Meerrettig, dann Suppe, darauf verschiedene Arten Braten.

Bei diesen Gastereien wird eine große Menge Branntwein getrunken. Eschricht sagt: Als ich das erste Mal auf einem Bauerhofe mit der Familie aß und sah, wie erst der Mann, dann eins der älteren Kinder ein Weinglas mit Branntwein leerte, dann ein Junge, der kaum über den Tisch sehen konnte, auch seinen „Syp" bekam, und nun die Mutter, die ihr jüngstes, noch die Brust nehmendes Kind auf dem Schooße hatte, nicht allein selbst trank, sondern den Rest im Glase auch dem Kinde reichte, da glaubte ich den Augenblick gekommen, gänzliche Enthaltsamkeit zu predigen. Aber von einem Lehnstuhl in der Ecke der Stube erhob sich ein baumhoher Greis mit grauen Haaren, legte die Hand auf meine Schulter und sagte: „Hätte ich nicht Branntwein bekommen seit meiner frühesten Jugend, so läge ich schon lange im Grabe."

Bald wußte man überall in Bornholm, es sei ein Fehler Eschricht's, daß er keinen Branntwein leiden könne. Ein anderer, nicht weniger auffälliger Fehler war der, daß er sich niemals zwischen Nord und Süd, Ost und West zurecht finden konnte. Die Bornholmer gebrauchen nur äußerst selten die Bezeichnung Rechts und Links. Fragt man z. B.: Wer ist das Mädchen zur Rechten? so fragt der Andere wieder: Die im Osten? In den bornholmischen Stuben richtet man sich bald über die Himmelsgegenden, weil Alles und Jedes nach ihnen gestellt ist. Der Bornholmer hat immer seinen Kompas im Kopfe.

Betrachtet man die zerstreuten Höfe mit den dazu gehörigen Gärten und Feldern, so muß man unwillkürlich an die Schilderung denken, welche Tacitus vor 1800 Jahren von den alten Germanen entworfen hat. Sie wohnen, sagt er, nicht dicht zusammen in Ortschaften, sondern zerstreut und weit auseinander, wie ihnen gerade eine Quelle, ein Grasplatz, ein Hölzchen zu bauen Lust gab, und jeder pflegt sein Haus mit einem freien Platz zu umgeben.

Das ganze Hauswesen der Bornholmer hat ein ernstes und altväterisches Gepräge. Bei den Festen sitzen sie in langen steifen Reihen, der Priester auf dem Ehrensitz. Das gemahnt an die Zeiten, in denen der Katholicismus hier noch in ganzer Strenge regierte. Wieder aber erinnert der Bornholmer an die alten Seehelden des Nordens, die Wikinger, wenn man seine Geschicklichkeit im Schiffsbau sieht, wenn man weiß, wie er es von frühester Kindheit an versteht, Wind, Wetter und Sturm auf dem Meere zu benutzen, und wenn man seine Geistesgegenwart, seinen Muth und seine Gewandtheit in der Stunde der Gefahr beobachtet.

Die Abgeschiedenheit der Bornholmer tritt aber zur Winterszeit erst recht hervor. Oeffentliche Vergnügungen fehlen; zuweilen kommt während vier ganzer Monate die Post nur einmal, so daß

z. B. König Christian VIII. schon lange begraben war, als in allen Bornholmer Kirchen sonntäglich noch für sein langes Leben gebetet wurde. Die Bauern und Bürger vertreiben sich dann die Zeit mit gegenseitigen Besuchen und Festen, bei denen gut gegessen und getrunken wird. Daß die Bornholmer überhaupt den materiellen Genüssen nicht abhold sind, kann man schon aus der Art sehen, wie sie ihre Dienstleute verköstigen. Diese halten täglich sechs Mahlzeiten. Früh Morgens um 5 Uhr beginnen Knechte wie Mägde ihren Tag mit einem Stück Brod und einem Schnaps. Um 7 Uhr wird der „Sövekall" verzehrt, d. h. ein Hering mit einer in Milch oder Bier gekochten Grütze. Um 11 Uhr ein zweiter Schnaps und ein Stück Brod. Um 12 Uhr Fleisch oder Fisch mit Gemüse nebst einem dritten Schnaps. Um 5 Uhr ein mit Fleisch oder Speck belegtes Butterbrod und ein vierter Schnaps. Endlich um acht Uhr zuerst kaltes Fleisch und Brod, dann Milch und hierauf wird der Tag mit einem fünften Schnaps beschlossen.

Nach der Zählung vom Jahre 1855 hatte Bornholm 29,000 Einwohner; doch war sicherlich die Bevölkerung einst beträchtlicher und mit Leichtigkeit könnte die Insel siebenzig- bis achtzigtausend Einwohner ernähren. Der äußern Gestalt nach unterscheidet man die Bornholmer des Südens und Nordens der Insel. Die Nordländer sind größer, stärker gebaut und breitschulteriger als die Südländer. Fast alle haben blaue Augen, braunes, gelbes oder rothes Haar. Sie sprechen wenig, langsam und mit einer rauhen tiefen Stimme. Die kleineren Südländer sind behender, sprechen rascher, haben schwarzes Haar und braune Augen. Sie ähneln mehr den Slawen, während die Nordländer mit den schwedischen „Götheren und Dalekarlen" verglichen werden.*) Durch Heirathen ist diese Verschiedenheit freilich etwas gemildert worden, aber doch sind die Eigenthümlichkeiten noch nicht so verschwunden, daß man den Nordländer vom Südländer nicht mit ziemlicher Sicherheit unterscheiden könnte.

Die Sprache, welche noch heute von den Bauern auf Bornholm allgemein gesprochen wird, ist weder dänisch noch schwedisch, sondern eine dem letzteren sehr verwandte skandinavische Mundart. Das Bornholmische hat nicht allein eine andere Aussprache einzelner Buchstaben, sondern auch eine ziemliche Anzahl Wörter, die weder mit dänischen noch mit schwedischen Stammworten Aehnlichkeit haben.

Die Erwerbsquellen der Insel sind mannichfacher Art. Wenn auch Handel und Industrie in neuester Zeit einigen Aufschwung nehmen, so kann doch von einer bedeutenden Ausfuhr nicht die Rede sein. Die Fabrikation von Steingut und Fayence-Waaren ist von einigem Belang und es werden sehr hübsche und geschmackvolle Vasen, Blumentöpfe und Krüge geliefert. Einigen Ruf haben auch die Bornholmer Uhren, die ganz nach Schwarzwälder Muster, nur nicht so billig, geliefert werden. Von Bedeutung ist die Cementfabrikation und die Ausfuhr von Bausteinen. Bei Hasle sind Steinkohlenwerke und Ziegeleien. Letztere werden schwunghaft betrieben. Unter den achtzig Menschen, die in letzteren arbeiten, fand Quehl vierunddreißig Deutsche, meist aus Lippe und Hessen. Alljährlich im Frühjahr kommen die durch ihren Fleiß, ihre Tüchtigkeit und Nüchternheit beliebten Arbeiter an, werden während des Sommers beschäftigt, führen in dieser Zeit ein äußerst kümmerliches Leben und gehen mit dem ersparten Verdienste im Oktober nach Deutschland zurück.

*) Der Annahme, daß die Südländer auf Bornholm von eingewanderten Slawen abstammen, kann wohl kaum etwas entgegenstehen, wenn man bedenkt, wie weit einst die Slawen ihre Kolonien — einzelne bis Holland — vorgeschoben hatten und daß einst Rügen, Pommern, Mecklenburg und das östliche Holstein slawisch waren. D. Redakt.

Kleine Nachrichten.

Die australischen Entdeckungsreisen nehmen ununterbrochen ihren Fortgang; jede Monatspost bringt neue Nachrichten aus Melbourne oder Adelaide. Walker war an den Albertsfluß gegangen, um Burke's Spuren zu folgen; aber dieser war schon todt, als Walker seine Reise vom Carpentariabusen aus antrat. Er kam an den Flindersfluß, fand mehrere Lagerplätze Burke's, konnte aber zuletzt nicht mehr ermitteln, welche Richtung Burke eingeschlagen hatte, doch glaubte er aus einigen Anzeichen abnehmen zu dürfen, daß derselbe seinen Weg nach der Ostküste hin genommen habe, was eine falsche Vermuthung war. Er verfolgte also die vermeintliche Spur, traf aber in dem gebirgigen Lande auf große Hindernisse und Beschwerden und mußte mehrere Pferde zurücklassen, kam aber am Ende doch an den Fluß Burdekin. An dessen westlichem Ufer zog er hin nach dem Clarke zu; dann erging es wieder wie auf fast allen australischen Expeditionen: mit den Lebensmitteln wurde es knapp; man kam nur langsam vorwärts, man mußte wieder Pferde zurücklassen und sandte vier Männer voraus, um Hülfe zu holen. Diese waren vierzehn Tage unterwegs und erreichten am 28. März Port Denison. (— Dieses liegt an der Ostküste, unter 20° S. Br., etwas nördlich von der Gruppe der Cumberland-Inseln. —) Von dort gingen sie mit neun frischen Pferden und Lebensmitteln zurück. Was Walker beabsichtigte, wußte man nicht. Er befand sich am Burdekin, hatte einen neuen Fluß entdeckt und glaubte aus allerlei Nachrichten, welche er von den Eingeborenen erhielt, abnehmen zu dürfen, daß er endlich Sicheres über Ludwig Leichardt's Ende erfahren werde.

Ueber Mac Kinlay's südaustralische Expedition keine neuen Nachrichten; eben so wenig über Landsborough, welcher den Carpentariabusen einige Zeit nach Walker verlassen hatte und nach Süden hin vorgedrungen ist.

Aus der Region des Darlingflusses wird Folgendes gemeldet. Zwei junge Männer, Mac Cullagh und Curlewis, unternahmen eine Expedition nach Bulla hin, um Weideländereien aufzusuchen. Nachdem man fünf Monate lang nichts von ihnen gehört, schickte man Leute aus, welche Kunde über ihr Schicksal einziehen sollten. Diese erhielten sie auch. Sie erfuhren am Parocreek von Bilpa-Schwarzen, daß die beiden Reisenden Wassermangel gelitten hätten, und an einer Stelle, die Gundobarra heißt, von Eingeborenen bei Nacht überfallen und getödtet worden seien. Die Wilden hatten die Sättel und andere Habe der Unglücklichen verscharrt und nur die Kleider derselben mitgenommen.

Das Emporblühen Kaliforniens. Dieser Staat gedeiht vortrefflich; der, durch den Fanatismus der Abolitionisten und die Gewissenlosigkeit der Yankeepolitiker aus der sogenannten republikanischen Partei hervorgerufene, Unabhängigkeitskrieg der Südstaaten kommt den Staaten am Großen Ocean zu Nutze. Sie sind von dem heillosen Kampfe nicht unmittelbar berührt und erhalten eine starke Einwanderung fleißiger und wohlhabender Menschen, welche der zerrütteten Union den Rücken kehren. Kalifornien hat bisher nur eine Kriegssteuer bezahlt, die 2 Dollars auf den Kopf beträgt, und von dem Papiergelde, welches der Leichtsinn oder die Noth in den atlantischen Staaten geschaffen hat, blieb das Goldland bisher verschont. Die Goldgruben liefern nach wie vor reiche Ausbeute und die Silbergruben von Washoe erfüllen die Hoffnung, welche man auf sie gesetzt hat. Der Viehstand hat sich dermaßen vermehrt, daß Fleisch eigentlich nichts kostet; man schlachtet den größten Theil des Rindviehs, um Häute und Talg zu bekommen, welche nebst der Schafwolle einen wichtigen Ausfuhrartikel bilden. Von großer Wichtigkeit ist der Getreideexport, über welchen amtliche Nachrichten vor uns liegen. Vom 1. Juli 1860 bis 20. Juni 1861 gingen aus Kalifornien nach England 1,062,992 Sack Weizen, 1024 Sack Gerste und 102,234 Faß Mehl. In derselben Zeit von 1861 bis 1862 war diese Ausfuhr geringer, nämlich 557,290 Sack Weizen. Der Sack hält 100 Pfund Weizen, bei Gerste 90, bei Hafer 80 Pfund, das Faß Mehl 196 Pfund. Die Ernte von 1860 ergab 4,517,112 Sack oder 7,528,520 Bushels Weizen, 1,676,795 Sack Gerste, 302,541 Sack Hafer. Der Marktwerth

dieser Getreideernte betrug 8,275,300 Dollars; davon kamen für 3,905,012 Dollars zur Ausfuhr. Kalifornien verschifft viel Getreide auch nach Australien (253,770 Sack Weizen), nach Neuyork; Gerste nach Chile, Weizen nach Peru und dem Vorgebirge der Guten Hoffnung; Einiges geht auch nach China, Japan und Manila. Die Fracht für die Tonne (2000 Pfund) von San Francisco bis England stellt sich, je nach den Conjunkturen, auf zwei bis drei Pfund Sterling.

Ueberschwemmungen in Kalifornien. Sie haben im vergangenen Frühjahr, namentlich im nördlichen Theile des Landes, große Verheerungen angerichtet, alle Flüsse traten über ihre Ufer und die Städte San Sacramento, Stockton und viele andere erlitten beträchtlichen Schaden. Jetzt hat ein französischer Ingenieur, Pomier, die Ansicht ausgesprochen, daß das Bett dieser Flüsse sich erhöht habe, und zwar in Folge der Arbeiten und Goldwäschereien in den Minen, aus welchen das Wasser nun eine ungeheure Menge von Schlamm herabtreibe. Dieser Uebelstand werde von Jahr zu Jahr sich steigern. Die Sache muß allerdings bedenklich genug sein, weil man in San Sacramento selbst diese Stadt für verloren hält und dem Ingenieur den Auftrag gab, eine andere geeignete Stelle zum Erbauen ausfindig zu machen. Das ist ihm auch gelungen. Bis jetzt war San Sacramento der Haupthafen für die nördlichen Minenbezirke; es liegt aber in einer sumpfigen, ungesunden Niederung. Die Stadt, welche man neu bauen will, soll drei englische Meilen weiter abwärts auf etwa 50 Fuß hohen Uferhügeln liegen.

Aus Britisch-Columbia wird gemeldet, daß im Juni etwa siebentausend Männer mit Goldgraben in den Cariboo-Minen beschäftigt waren. Der Handel hat für sie allen nöthigen Bedarf an Lebensmitteln, Werkzeugen 2c. beschafft, und die Ingenieure der Regierung bahnen in verschiedenen Theilen der Kolonie Straßen und Wege. Aus Canada haben sich auf dem Ueberlandwege mehrere tausend handfeste Leute eingefunden, die vortrefflich vorwärts kommen, denn sie sind an strenges Klima und alle Beschwerden gewöhnt.

Uebersiedelung von Tschechen aus Amerika nach Sibirien. Schon vor einiger Zeit haben wir im Globus darauf hingewiesen, daß tschechisch redende ausgewanderte Böhmen, die sich in Nordamerika niedergelassen hatten, die durch Bürgerkrieg und Barbarei zerrüttete Union verlassen und nach dem Amurland übersiedeln wollten. Wir lesen nun in der deutschen St. Petersburger Zeitung vom 15. Juli neuen Styls eine Mittheilung aus Irkutsk, welche folgendermaßen lautet: „Es sind hier zwei Slawen, Bevollmächtigte der Tschechen, welche sich einst nach Nordamerika übersiedelt hatten, angekommen, um die Uebersiedelung ihrer dortigen Landsleute nach dem Amur einzuleiten. Die Regierung hat ihre Bitte berücksichtigt und das zu diesem Behufe ernannte Komité hat beschlossen, den Ankömmlingen 100,000 Rubel aus den Summen, welche für die Kolonisirung der Amurgegend bestimmt sind, auszahlen zu lassen. Sie werden für immer von der Körperstrafe befreit, erhalten auf zwanzig Jahre Land, welches sie sich am Meeresgestade in der Nähe des Amur oder Seja auswählen können, nach welcher Frist sie als Abgabe die Landessteuer zu zahlen haben, welche auch die anderen Ansiedler entrichten. Es wird ihnen vollständige Selbstverwaltung gestattet; die Regierung ernennt jedoch drei Bevollmächtigte."

Aus China nach Europa nehmen jetzt schon Reisende nicht mehr den Seeweg, der, mit dem Segelschiff um das Vorgebirge der Guten Hoffnung herum, lang und langweilig ist, oder über Aden und Suez mit den stets überfüllten und sehr theuren Dampfern der Peninsular and Oriental Company, sondern sie gehen durch Sibirien. Man fährt von China nach Japan und dann nach Nikolajeffsk an der Mündung des Amur, und mit Dampfern stromaufwärts. Jedenfalls sieht man auf einer solchen Reise viel Neues. Die St. Petersburger Zeitung meldet, daß der französische Gesandte in China, Herr von Bourboulon, vom Amur her in Irkutsk angekommen sei und seine Gemahlin bei sich habe. Das einst viel verschrieene Sibirien wird nach und nach ein Kulturland und ist schon jetzt von nicht geringer Bedeutung für den Weltverkehr.

Die Franzosen in Cochinchina. Wir haben mehrfach hervorgehoben, daß es bei dem Kriege, welchen Ludwig Napoleon gegen den Kaiser von Annam (Cochinchina) vor drei Jahren anfing, auf eine Annexion abgesehen sei. Jetzt liegt der Beweis vor. Beide Theile haben einen Frieden geschlossen, der zu Saïgong unterzeichnet worden ist. Tu Duc, Kaiser von Annam, muß 25 Millionen Francs Kriegsentschädigung zahlen; er muß die sechs schönen und fruchtbaren Provinzen, welche Nieder-Cochinchina bilden, an Frankreich abtreten, das also nun festen Boden und Häfen am chinesischen Meere gewonnen hat. Die Ausübung der christlichen Religion ist fortan im ganzen Reiche gestattet, die Franzosen können sich überall niederlassen und Besitz erwerben; sie erfreuen sich wichtiger Handelsvortheile und die pariser Regierung hat das Recht, am kaiserlichen Hofe in der Hauptstadt Hue einen diplomatischen Vertreter zu halten. Das sind die Resultate „des zum Schutze der beleidigten Christenheit uneigennützig und ohne Absicht auf den Erwerb von Vortheilen begonnenen Krieges", wie sich vor drei Jahren pariser Regierungsorgane ausdrückten.

Fortschritt in Tunesien. Unsere Leser wissen, daß Tunis eine constitutionelle Monarchie geworden ist (Globus Nr. 9), die erste in der mohammedanischen Welt. Auch in der Entwickelung seiner Hülfsquellen macht das Land Fortschritte. Die Telegraphenlinie, welche Algerien durchzieht, ist nun über El Kef mit der tunesischen in Verbindung gebracht. Diese verbindet Susa, eine von Oliven umgebene Handelsstadt, und den tunesischen Sahel mit der Hauptstadt Tunis, und eben jetzt, im Sommer 1862, wird sie bis nach dem Seehafen Sfakes verlängert. Auf dieser Strecke folgt die Linie nicht, wie sonst, dem Karawanenwege, sondern läuft nach den wichtigen Städten Monastir und Mehedia (Mahdia), welche durch Zweigtelegraphen mit dem großen Strang in Verbindung kommen. Die Rhede von Susa bildet den Punkt, wo das unterseeische Telegraphentau gelegt ist, durch welches, vermittelst der tunesischen Linien, Algeriens Telegraph in Verbindung gebracht wird mit denen von Tripoli, Malta und Alexandrien. So ist Nordafrikas Küstensaum bis zur marokkanischen Grenze von Telegraphen durchzogen. Die Anlagen einer Linie von Tebessa nach der heiligen Stadt Kairuan (in Tunesien) ist im Plane. — Der Bey von Tunis, Sidi Mohammed Essadag, läßt eifrig an der Wasserleitung von Karthago arbeiten. Durch sie kommt das frische Gebirgswasser vom Dschebel Dschungar und dem Dschebel Saguan nach der Hauptstadt Tunis. Auf das großartige Werk sind bisher schon 18 Millionen Piaster verwandt worden.

Die Pitcairn-Insulaner auf der Norfolk-Insel. Die Geschichte der Meuterer, welche vor siebenzig Jahren sich auf der Pitcairn-Insel im Großen Ocean niederließen, ist weltbekannt und steht selbst in vielen Kinderschriften, Pitcairn wurde ihnen zu eng, und die englische Regierung schaffte dieselben nach der Norfolk-Insel, die früher ein Deportationsort für die ärgsten Verbrecher gewesen war. Die meuterischen Matrosen hatten sich Frauen aus Tahiti geholt; die Kinder sind Mischlinge und es fehlt ihnen an der Energie, welche man bei den Halbschlächtigen so oft vermißt. Vor einiger Zeit hat nun der Gouverneur von Neusüdwales, zu welchem die östlich von Australien liegende Norfolk-Insel gehört, dort einen Besuch abgestattet. Die Volksmenge beträgt 268 Köpfe. Alle bekennen sich zur anglikanischen Kirche, jedes Kind ist zum Schulbesuche verpflichtet; die Leute leben einfach und geistige Getränke dürfen, bei schwerer Strafe, nicht genossen werden. Die Insulaner sind recht liebe Leute, aber zum Arbeiten zeigen sie nicht die mindeste Neigung. Weshalb auch? Sie wohnen in den Gebäuden, in welchen einst die Deportirten untergebracht wurden, bessern aber nichts aus, lassen die Wohnungen verfallen und sind so bequem, daß sie nicht einmal Holz im Walde schlagen, sondern das Balkenwerk herausreißen, um dasselbe als Brennstoff zu verwenden. Das Klima ist warm und gesund, der Boden lohnt wenige Mühe reichlich, und Kühe und Schafe sind auf den Weiden in Menge vorhanden. Doch hat man eine Sägemühle angelegt — oder eine vorgefundene nicht eingehen lassen, und die Männer fangen Walfische, welche an die Küste kommen. Die wilden Schweine richten große Verwüstungen an; es ist aber den idyllischen Insulanern zu mühsam, dieselben auszurotten. Uebrigens befinden sie sich im Besitze des — allgemeinen Stimmrechts und bei der Wahl der obrigkeitlichen Personen geben auch die Frauen ihre Wahlzettel ab.

Von den Farörn. Jeder weiß, daß Dänemark bemüht ist, in Schleswig das deutsche Element zu verdrängen und seine Sprache in Schule und Amt einzuführen. Weniger bekannt aber dürfte es sein, daß jenes Zwergkönigreich auf den von ihm abhängigen Farörn ganz dasselbe klägliche Verfahren beobachtet. Ein Färinger von Geburt, der Adjunkt Holm, erhebt in allerneuester Zeit, unterstützt von noch einigen Färingern von Bedeutung, in einem Buche „Bilder und Sagen von den Farörn" seine Stimme für die Rechte seiner Landsleute und gegen die Bedrückungen derselben durch die Dänen. Zur Zeit der Unabhängigkeit waren die Bewohner jener Inseln recht glücklich; das Meer, die saftigen

Weiden der faröischen Fjelde und die daselbst vorhandenen Torflager versorgten sie mit ausreichender, wenn auch nicht gewählter Nahrung und Kleidung, sowie mit Brennmaterial; ihren Ueberschuß der Ausbeute an Federn, Fellen und Thran tauschten sie gegen Erzeugnisse um, welche ihre Inseln nicht lieferten und wozu die Hanseaten, damals Herren der nordischen Meere, sich jährlich mehrmals mit ihren Schiffen einfanden. An Abgaben bezahlten die Färinger sehr wenig, eine fremde Bureaukratie kannte man nicht, Recht wurde nach eigenem Gesetz und nach altgermanischer Weise auf dem Thing gesprochen, die Obrigkeit waren selbstgewählte, von den norwegischen Königen bestätigte Bauern; äußere Feinde hatte man nicht. Von dem Augenblicke aber an, da die Faröer an Dänemark fielen, war es mit dem Glück vorbei. Dänische Beamte wurden eingesetzt und schalteten nach Willkür; man sah die Inseln überhaupt nur als eine Art Versorgungsanstalt gewisser dänischer Familien oder als Gegenstand der monopolisirten Ausbeutung durch den Staat an, und bis auf den heutigen Tag herrscht ein arger Sprachzwang. Die faröische Sprache ist eine Mundart der alten gemeinsamen altnordischen Ursprache, welche sich am reinsten auf Island erhalten hat und dort auch als Schrift-, Kirchen- und Rechtssprache entwickelt und angewendet ist. Isländisch und Faröisch sind im Bau und Wörtervorrath einander außerordentlich ähnlich, beide kunstvoll geformt und schwer für den Fremden zu lernen und auszusprechen. Das Dänische ist für die Färinger eine fremde angelernte Sprache, die nie als Umgangssprache gebraucht wird, nichtsdestoweniger aber seit der Reformation den Inseln als Kirchen- und Rechtssprache aufgezwungen ist. — Gegen diesen Zwang beginnen die Färinger — im Ganzen nur 15,000 Seelen — sich jetzt zu rühren und wir finden also die Parole unserer Zeit, die Nationalitätsstreitigkeiten, bis zum 62.° nördl. Br. hin verpflanzt!

Eine große Tigerjagd in Ostindien. Die waldigen Niederungen des heißfeuchten Terai, im Süden des Himalaya, sind eine wahrhaft klassische Gegend für den Jagdliebhaber. Oberst Yule, den unsere Leser aus seinen Schilderungen Barmas kennen, ist im Frühsommer von Lacko, der Hauptstadt von Audh, mit dem Radscha von Burampore auf die Jagd gezogen, und die Partie hat im Lauf einer Woche, von anderer Beute abgesehen, fünf und dreißig Tiger und einen Leoparden geschossen. Die Tiger haben sich tapfer gewehrt und fünf Elephanten sind von ihnen gefährlich verwundet worden. Der Engländer Poos saß auf einem Elephanten, ein Tiger sprang auf den Mann ein, aber der Elephant warf den Tiger hoch in die Luft.

Eine große Jagd in Süd-Afrika. Großartig sind auch die Jagden in Süd-Afrika. Ein englischer Nimrod, welcher sich in Oranje, dem freien Staate der holländischen Bauern, im Norden der Kapkolonie aufhält, meldet von dort Folgendes. Herr Bain, der sich hier als Landwirth niedergelassen hat, ist ein großer Jagdliebhaber. Er gab dem Häuptling der Barolongs, Moroko, Erlaubniß, auf seiner Besitzung, Bains Vley genannt, eine große Jagd zu veranstalten. Moroko sandte seinen Sohn Penni mit fünfhundert berittenen Kaffern, und diese erlegten binnen zehn Tagen etwa viertausend achthundert Stück Wild, zumeist Antilopenarten, nämlich Wildebeeste, Blesböcke, Springböcke und Hartebeeste; sodann Quaggas, Strauße, auch 30 Hyänen und 11 sogenannte wilde Hunde, hyaena venatica. „Das war ein Gemetzel! Myriaden von Geiern hatten sich dermaßen vollgefressen, daß sie sich kaum bewegen konnten. Die Kaffern haben etwa anderthalb hundert Wägen mit Wildpret beladen und sind damit nach ihrer Ortschaft Thuba Uncha gefahren. Hier ist für jeden Jägersmann ein wahres Paradies."

Volkszahl in deutschen Städten. Nach den neuesten Berechnungen zählte 1861: Wien 489,095, Linz 28,896, Graz 66,022, Klagenfurt 13,468, Laibach 20,958, Innsbruck 14,266, Prag 152,811, Troppau 13,883, Brünn 59,906, Triest 106,986 und Venedig 119,895 Bewohner ohne Garnisonen. Linz und Graz haben seit 1857 den größten Aufschwung erfahren, ihre Bewohnerzahl hat sich um $4\frac{1}{2}$ Procent gehoben. Die Zunahme bei Wien beträgt $2\frac{1}{2}$, bei Triest und Brünn 2 Procent. Bei Laibach und Venedig betrug die Zunahme der Bevölkerung 1 Procent, bei den übrigen Städten unerhebliche Theilzahlen, in Klagenfurt aber hat sich die Kopfzahl gegen 1857 etwas abgemindert.

Wenn man die Civilbevölkerung der mehr als 10,000 Einwohner zählenden Städte von Bayern zusammenstellt, so erhält man für den December 1861 folgende Resultate: Für München 124,722, Nürnberg 58,153, Augsburg 38,460, Würzburg 27,481, Regensburg 24,249, Bamberg 19,683, Fürth 19,125, Baireuth 13,966, Hof 12,018, Kaiserslautern 11,995, Speier 11,378, Erlangen 10,896, Landshut 10,751, Ansbach 10,523 Bewohner.

Im Jahre 1861 hatte Weimar 13,887 Seelen; Eisenach 11,517; Apolda 7732 und Jena 6984 Seelen.

Berlin zählte im Jahre 1816 erst 197,717 Einwohner, 15,716 Militärs mit eingeschlossen; die Ziffer stieg 1849 auf 423,902 Seelen; 1858 auf 458,637, und betrug zu Ende des Jahres 524,945 Seelen vom Civil, mit Einschluß des Militärs 547,290 Köpfe.

Breslau hat, nach der letzten Zählung, 138,744 Seelen, wovon 83,316 Evangelische, 44,530 Katholische, 10,446 Juden, 481 Deutschkatholiken und Freigemeindliche.

Gasbeleuchtung in Deutschland. Nach der Deutschen Industriezeitung haben in Deutschland Gasbeleuchtung: 6 Städte mit 100—500,000 Einwohnern, 10 mit 50—100,000, 31 mit 20—50,000, 69 mit 10—20,000, 71 mit 5—10,000, 41 mit 4—6000 Einwohnern. Dagegen sind noch ohne Gasbeleuchtung: 27 Städte mit 10—20,000, 98 mit 5—10,0000, 155 mit 4—5000 Einwohnern.

Der Flächeninhalt des russischen Reiches. Die erste vollständige Berechnung des Areals in Rußland wurde von dem Akademiker Krafft im Jahre 1786, die zweite von Herrn Sernow unter Leitung des Professors Perewotschikow und zwar nach der Postkarte von 1827 und der Generalkarte des Generalstabes von 1825 ausgeführt. Die dritte Berechnung (auf geometrischem Wege) machte der Astronom Schweizer unter der Leitung der Akademie der Wissenschaften im Jahre 1844 auf Grund der Schubert'schen Karte in 59 Blättern. Dieselbe wurde von dem Akademiker v. Köppen in verschiedenen (oft sehr zweifelhaften) Angaben vervollständigt. Das ungenügende Resultat dieser Berechnung veranlaßte im Jahre 1856 die Akademie, eine neue zu unternehmen, und sie übertrug diese Arbeit demselben Herrn Schweizer. Diese Vermessung ist eine planimetrische, wurde mit aller möglichen Genauigkeit ausgeführt und 1858 beendigt.

Auf Grund dieser Berechnung hat das statistische Centralkomité mit kritischer Benutzung aller Hülfsmittel eine Berechnung des Areals aller Kreise veranstaltet, aus welcher sich die Zahlen für das Areal der größeren Theile und des ganzen Reiches ergeben. Am schwierigsten war die Feststellung sicherer Zahlen im asiatischen Rußland, wo die Bildung neuer Gebiete (des Amurküstengebiets und der Kirgisengebiete) die alten Grenzen umgeworfen hatte. Nicht aufgezählt sind die Besitzungen der russisch-amerikanischen Kompagnie und die Flächeninhalte des Kaspischen und Aralsees.

Diese Zahlen betragen, wie die Deutsche Petersburger Zeitung meldet:

	Q.-Werst.	Q.-Meilen.
Das europäische Rußland mit den transuralischen Distrikten der Gouvern. Perm und Orenburg . .	4,363,031	90,134.53
Die kaukasische Statthalterschaft mit Einschluß der neununterworfenen Stämme der Bergvölker	388,713.6	8,033.78
Sibirien mit den Inseln, dem Amurlande und Sachalin	12,702,746	262,745.97
Das Königreich Polen	109,244	2,257.81
Großfürstenthum Finnland	330,000	6,870
	17,893,735	370,042.09

Statistik Schwedens. Nach den Berichten des schwedischen Commerzkollegiums befinden sich Handel und Schifffahrt Schwedens in fortwährendem Zunehmen. Wir geben aus diesen Berichten folgende statistische Merke.

Schweden ist ein sehr dünn bevölkertes Land, das auf über 8000 deutschen Quadratmeilen im Jahre 1859 nur 3,787,735 Bewohner hatte und sich nur in einigen südlichen Theilen, wie Malmöhus- und Götheborgsläu, mit relativen Bevölkerungen von 3330 und 2317 auf eine Quadratmeile andern Ländern an die Seite stellen kann, wogegen in Norrbottenslän, dem nördlichsten mit einem Areal von fast 2000 Quadratmeilen nur 67,955 Menschen wohnen, d. h. nicht 34 auf eine Quadratmeile. Das Verhältniß des männlichen Geschlechts zu dem weiblichen ist wie 1000 : 1063. In den 90 Städten des Landes wohnten 404,036 Menschen, also wenig über ein Zehntel der Bevölkerung. Die bedeutendsten Städte mit ihrer Bevölkerung 1859 sind: Stockholm 105,747 (1861 116,972), Götheborg (ohne die weitläufigen

Vorstädte, die gegen 10,000 Bewohner haben mögen) 33,014, Norrköping 19,449, Malmö 18,058, Karlskrona 14,986, Gefle 10,905, Upsala 8679, Lund 7931, Kalmar 7793, Jönköping 7433, Örebro 6577 Einwohner ꝛc.

Der Handel hat sich gleich der Fabrikthätigkeit in den letzten zehn Jahren verdoppelt; es betrug nämlich in Reichsthalern der Werth der

Einfuhr:	1851	42,072,000	und	Ausfuhr:	40,437,000
„	1852	43,573,000	„	„	41,487,000
„	1853	51,580,000	„	„	51,705,000
„	1854	78,655,000	„	„	79,215,000
„	1855	84,841,000	„	„	95,847,000
„	1856	105,844,000	„	„	92,433,000
„	1857	85,290,000	„	„	78,434,000
„	1858	56,920,000	„	„	58,884,000
„	1859	74,241,000	„	„	78,667,000
„	1860	82,469,000	„	„	86,496,000

Die Ausfuhr an Stabeisen hat in den letzten zehn Jahren nur um 210,000 Ctr., die an Stahl aber über das Doppelte zugenommen; fast ebenso bedeutend ist die Zunahme an Holzwaaren.

Die Handelsflotte bestand 1851 aus 2771 Fahrzeugen mit 114,460 Lasten, 1860 aber aus 3200 Fahrzeugen mit 154,342 Lasten.

Der Kanal von Brunsbüttel nach Neustadt zur Verbindung von Nord- und Ostsee. Man hat berechnet, daß etwa 150 Schiffe im Werthe von 2½ Millionen Thalern auf der gefährlichen Fahrt um Kap Skagen und durch das Kattegat an der dänischen, schwedischen und norwegischen Küste zu Grunde gehen. Theils um diese Verluste nach Möglichkeit zu vermindern, theils um eine kürzere Verbindung zwischen Nord- und Ostsee herzustellen, hat man schon seit Jahrhunderten an einer Kanalverbindung dieser beiden Meere gearbeitet. Einer der ältesten Kanäle ist der im Jahre 1390 zu diesem Zwecke gebaute Stecknitzkanal, eine binnenländische Wasserstraße, die bei Lübeck in die Trave und bei Lauenburg in die Elbe mündet. Für Seeschiffe ist sie unfahrbar. Von größerer Bedeutung ist der bekannte schleswig-holsteinische oder Eiderkanal, der die bei Tönning in die Nordsee sich ergießende Eider mit der Ostsee verbindet und im Kieler Hafen mündet. Der eigentliche Kanal von Kiel bis Rendsburg, der im Jahre 1784 vollendet wurde und 3 Millionen Thaler kostete, hat eine Länge von 4¾ Meilen und gestattet nur Schiffen bis zu 9 Fuß Tiefgang die Durchfuhr.

Bereits seit einigen Jahren hat nun eine nordamerikanische Gesellschaft in Kopenhagen ihren Sitz aufgeschlagen, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, von der stets eisfreien Bucht Neustadts an der Ostsee nach Brunsbüttel, nahe an der Elbemündung, einen neuen Kanal zu graben, in dem Seeschiffe von 24 Fuß Tiefgang durch Schleppdampfschiffe binnen acht Stunden aus einem Meere in das andere gelangen können. Anfangs lehnte sich die dänische Regierung aus militärischer Furcht gegen den Plan auf, doch jetzt hat sie die Genehmigung ertheilt, so daß in der nächsten Zeit die Nivellirung beginnen wird.

Aus dem asiatischen Rußland. Seit der Erwerbung des Amurgebietes durch Rußland und den neuen Verträgen mit China, durch welche dem Handel eine freiere Bewegung gesichert wird, nimmt die Kultur in jenen fernen Gegenden einen erfreulichen Aufschwung. Zu Kiachta, auf der sibirisch-mongolischen Grenze, erscheint jetzt eine Zeitschrift, die dazu bestimmt ist, auch auf die Mongolei Einfluß zu üben und Nachrichten über jene Regionen mitzutheilen. In Irkutsk druckt man bereits seit längerer Zeit ein Journal, das werthvolle Berichte über asiatische Verhältnisse liefert. — Die Telegraphenlinie ist bis Omsk in Sibirien vollendet; eine Eisenbahn zwischen Sibirien und Europa ist im Plan; im Interesse des Handels mit dem Amurlande hat sich eine Aktiengesellschaft gebildet, deren Unternehmungen mit Umsicht geleitet werden und guten Erfolg haben. Zu Tschita, der Hauptstadt der transbaikalischen Provinz, soll noch im laufenden Jahr eine Zeitung erscheinen. Der Baikalsee wird von Dampfern befahren und der Handelsverkehr ist sehr belebt. — Die Allgemeine Zeitung, welche diese Notizen mittheilt, meldet auch, daß zu Wjatka, welches freilich diesseits des Ural im permischen Gouvernement liegt, eine öffentliche Bibliothek gegründet worden sei.

Der Reichthum Slavoniens. Wie reich dieses Land an Rohstoffen ist, wie wenig aber noch dafür gesorgt worden ist, dieselben auf den Weltmarkt zu bringen, geht aus dem jüngsten Hauptbericht der Essegger Handelskammer hervor. Der Holzreichthum nimmt unter den Erzeugnissen des Landes die erste Stelle ein, denn mehr als die Hälfte der Bodenfläche Slavoniens wird von dichten Wäldern bedeckt. In ihnen liegt die kaum erschlossene Quelle einer fast unversiechbaren Produktion. Urwald, nur von schmalen Wegen und Jagddurchstichen durchbrochen, reiht sich an Urwald. In diesen Eichenwäldern ist Holz genug, um die mächtigsten Flotten zu erschaffen, um die Schwellen für Welteisenbahnen zu erzeugen, um die Weinernten Europas für unabsehbare Zeiten in Fässern unterzubringen. Nach der Schätzung von Fachmännern würde der in den Wäldern Slavoniens befindliche Vorrath von vollkommen reifen, wenigstens zweihundertjährigen Eichen mindestens 800 Millionen Kubikfuß Bauholz liefern. Doch ist diesen Massen gegenüber der Nutzen, welchen der Holzreichthum bis jetzt dem Lande gebracht hat, verschwindend klein.

An Wein erzeugt das Land in nicht ganz ungünstigen Weinjahren 600,000 Eimer, an Slibowitz (Pflaumenbranntwein) 17 bis 18,000 Eimer. Dagegen befindet sich der von Maria Theresia eingeführte Seidenbau im Verfall und droht bald gänzlich zu erlöschen. Daß das Land in anderen Erzeugnissen, wie Wachs, Häuten, Fetten u. s. w. nicht nur den eigenen Bedarf deckt, sondern auch ausführt, ist bekannt.

So ungefähr ist das Bild, welches die Essegger Handelskammer von ihrem Bezirke entwirft. Mit Recht schließt die Darstellung daher mit dem Hinweis, daß Slavonien ein bedeutender Faktor sowohl im Wechselverkehr der einzelnen Kronländer, als im Welthandel ist, und daß es daher im Interesse Oesterreichs liegt, diesen reichen Markt durch bessere Verkehrsanstalten, durch Zufuhr von Kapital und Arbeitskraft immer mehr aufzuschließen.

Die Wanderungen der Zugvögel. Ueber diesen Punkt bleiben noch viele Ermittelungen anzustellen, und jedes Jahr bringt neue Beobachtungen. Interessant sind jene, welche Gustav Radde im südöstlichen Sibirien machte. Er sagt: Schon während meiner tauriſchen Reisen (also in der Krim) fand ich bei einigen Sumpf- und Schwimmvögeln, die frisch angekommen waren und bald daauf erlegt wurden, besonders bei Limosa metanura, Grus virgo und allen Anatiden, daß ihr Magen straff mit kleinen Quarzsteinchen gefüllt war. Damals fehlte es mir an genügenden Beweisen dafür, ob diese Erscheinung allgemein gültig für die Zugvögel oder ob sie nur den Gralles und Natatores eigen, und bei diesen nur individuelle Eigenthümlichkeit sei. Nun untersuchte ich hier, am Tarei Nor, das Innere jedes Zugvogels und achtete besonders auf jene, welche frisch über Nacht angekommen waren. Die Ergebnisse meiner Beobachtungen haben mich überzeugt, daß alle Sumpf- und Schwimmvögel ihren Zug mit steinerfülltem Magen vollenden und erst am Ziel ihrer Reise der gewöhnlichen Nahrung nachgehen. Ob diese Regel eine Ausdehnung auf alle Zugvögel erlaubt, wage ich nicht zu behaupten; wahr ist aber, daß auch die Hühnerarten und besonders Syrrhaptes paradoxus, meiner Meinung nichts entgegnen, da auch bei ihnen, wenn sie bald nach ihrer Ankunft erlegt wurden, der Hauptinhalt des Magens aus kleinen, milchweißen Quarzen bestand. Die Singvögel kamen allgemein mit ganz leerem Magen an; sie nahmen, ermüdet, am ersten Tage keine Nahrung auf, sondern ruhten in ihren Verstecken. Nur bei einem Exemplar von Emberiza rustica wurden einige Steinchen gefunden. Im Magen von Grus leucogeranus betrug das Gewicht der Steine (milchweiße Quarze, meist von der Größe einer Erbse) 2 Unzen, 1 Drachme und 1½ Skrupel. Vielleicht, daß durch die Ausfüllung des Magens mit Sand und kleinen Steinen der Hunger abgestumpft wird. In diesem Falle wäre es begreiflich, daß wir die Erscheinung gerade bei den Familien finden, welche anhaltend und am weitesten ziehen, während sie bei den Raubvögeln, die oft ruhen und niedrig fliegen, eben deshalb fehlen dürfen.

Die Eingeborenen Südaustraliens sind der Ansicht, daß die Sonne aus einem Kasuar-Ei entstanden sei, welches einst im Weltenraum mit einem andern Körper zusammenstieß.

Wenn Dürre herrscht, verbrennen sie Menschenhaare, weil sie glauben, dadurch Regen herabzaubern zu können.

Eine unliebenswürdige Sitte bei ihnen ist jene, daß ein Sohn, auf Anrathen der Aeltern, einen andern Sohn tödtet und verzehrt, weil er dadurch dessen Stärke und Gewandtheit sich anzueignen glaubt. Aber ländlich, sittlich!

Herausgegeben von Karl Andree in Leipzig. — Für die Redaktion verantwortlich: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Chartum, die Hauptstadt des ägyptischen Sudan. Die Anwohner des Weißen Nils und des Gazellenflusses.

Die Bedeutung der Lage Chartums. — Emporblühen der Stadt und ihr Charakter. — Die europäischen Elfenbeinhändler als „Abschaum der Menschheit.“ — Kennzeichnung dieser Leute. — Bologuesi's Bemerkungen über die Völker am Gazellenflusse. — Die Dschor.— Petherick's Niederlassung. — Die kupferfarbigen Door und ihre Kriegstrophäen. — Die „geschwänzten“ Niam-Niam und ihre Anthropophagie. — Die Baggara-Araber. —

Chartum liegt am Vereinigungspunkte der beiden großen Stromarme, welche den Nil bilden, und man muß diese als die kommerziellen Herzadern des innern Ost-Sudan betrachten. Die Stadt selbst ist der wichtigste Stapelplatz für eine weite Region; bis vor wenigen Jahren war der Bazar von Chartum ungemein reich mit Waaren versehen, und er ist noch heute von großem Belang.

Bis zum Jahre 1820 stand an jener Stelle nur ein Fischerdorf; im vorigen Jahrhundert, soll in der Nähe eine größere Ortschaft gelegen haben, aber um etwa 1770 von den Scheluks zerstört worden sein. Mehemed Ali, Vicekönig von Aegypten und Eroberer des Sudan, erkannte die Wichtigkeit dieses Punktes und ließ an demselben eine Stadt bauen. Sie erhielt, nach dem Namen einer Landspitze, die Benennung Ras el Chartûm, das heißt Ende des Rüssels. Jetzt heißt diese Spitze Mandschera, das Arsenal; dieses Zeughaus liegt etwa tausend Schritte von ihr entfernt.

Kriegsbaum in einem Dorfe der Door.

Als durch die Aegypter Bewegung in den Sudan kam, wuchs Chartum rasch empor und zählte 1837 schon fünfzehntausend Einwohner. Mehemed Ali besuchte in eigener Person die Stadt und traf allerlei zweckmäßige Anordnungen. Sie gedieh immer mehr, bis dann von 1856 an ein Stillstand, theilweise ein Rückschritt, eingetreten ist. Der Pascha, welcher über den Sudan gesetzt war, hätte möglicherweise einmal nach Unabhängigkeit streben können, und dem wollte

der Vicekönig vorbeugen. Deshalb wurde der Sudan in mehrere Verwaltungsbezirke getheilt, welche unmittelbar von Kairo abhängig sind, nämlich: Takka, Dongola mit Berber, Kordofan, Chartum mit Sennaar und Fasogl. Der Reisende Lejean fand im September 1860 etwa 35,000 Einwohner in Chartum, und die sogenannte europäische Kolonie bestand damals nur aus sechs und dreißig Seelen.

Chartum ist viel von Reisenden besucht und oftmals beschrieben worden; eine sehr in's Einzelne gehende interessante Schilderung hat unser Landsmann Alfred Brehm entworfen. Er war in Chartum, ehe noch der Sudan getheilt war.

Die ersten Hütten, in welchen ägyptische Soldaten ein Unterkommen fanden, wurden 1823 dicht am Weißen Strome gebaut; aus dem Kaffr, dem kleinen Fischerdorf, erwuchs ein Bander, d. h. ein Flecken, der sich bald zu einer Medine, Stadt, erhob. Von dieser aus wurden Kriegszüge und Sklavenjagden unternommen.

Der Blaue Fluß, Bahr el Asrek, vereinigt sich etwa eine halbe Wegstunde unter der Stadt, beim Nas el Chartum, mit dem Weißen Strom, Bahr el Abiad, und dort bilden beide den Bahr el Nil. Vom Weißen Strom aus gesehen gewährt Chartum keinen vortheilhaften Anblick. Zur Linken bemerkt man im Blauen Flusse die Insel Buri mit einem hinter den Dünen fast versteckten gleichnamigen Dorf, und weiter stromau die Gärten reicher Einwohner von Chartum. Mehr nach Osten hin liegt die Chala mit spärlichem Baumschlag, südöstlich stehen zwei freundliche, von duftigen Mimosen beschattete Dörfer, südlich erblickt man nur Sand und einzelne Büsche, westlich den breiten Spiegel des Weißen Flusses und den Beginn tropischer Wälder. Nach Norden hin begrenzen die Kerreri-Gebirge den Horizont. Gerade vor dem Reisenden steht Chartum, das als eine einförmig-graue Häusermasse und ohne jede Abwechselung erscheint.

Der Eingang über eine höchst unsaubere und übelriechende, staubige Fläche und einen zum Schutze der Häuser gegen die Ueberschwemmungen aufgeworfenen Damm, ist unangenehm. Man gelangt in die Hauptstraße und auf den Markt; die Gassen, in der trockenen Jahreszeit staubig, in der nassen eine Reihe kothiger Pfützen, berühren die Geruchsnerven des Europäers immer auf eine sehr empfindliche Weise, und die Hitze ist sehr drückend. Die Häuser, welche auf der Straßenseite blos Thüren haben, weil alles Uebrige hinter hohen Lehmwänden versteckt ist, sind einstöckig und haben ein plattes Dach, auf dessen Bereitung möglichst große Sorgfalt verwandt wird, damit es gegen den Regen schütze. Jede größere Wohnung bildet ein abgeschlossenes Ganze und enthält den Diwân, die Behausung für die männlichen Bewohner, und den Harêm für die weiblichen. Solch ein Haus wird als Tankha bezeichnet und ist aus Luftziegeln aufgeführt. Der Fußboden besteht aus gestampfter Erde, die Fenster sind lediglich Löcher in der Mauer, vor welchen man Gitter befestigt; die Thüren sind nur in wenigen Häusern verschließbar; im Allgemeinen findet man weder Schloß noch Riegel, noch überhaupt Eisenwerk; „alle Zimmer gleichen eher Viehställen als menschlichen Wohnungen." Aber in der Nähe des Marktes sieht man doch bessere Häuser mit höheren und sogar verschließbaren Zimmern.

Der Aufenthalt in Chartum ist nicht angenehm. Alle dunkleren Orte beherbergen, zumal in der Regenzeit, Skorpione, Taranteln, Vipern, häßliche Eidechsen, Hornissen und Wanzen; aber der Floh, welcher nicht über den Wendekreis nach Süden hinausgeht, ist nicht vorhanden. An große Spinnen und Skorpione gewöhnt der Fremde sich bald so sehr, daß er die nöthigen Vorsichtsmaßregeln nie verabsäumt. Die offenen Fensterlöcher gewähren bei Tag einer hungerigen Schaar von Fliegen und Wespen und Nachts den summenden blutdürstigen Moskitos freien Eingang. Man weiß sich vor diesen Quälgeistern weder bei Tage noch bei Nacht zu schützen. Nächtlich lebende Eidechsen, welche mit ihren klebrigen Fingern an der Decke und an den Wänden hin- und herlaufen, um Fliegen zu fangen, lernt man bald als Freunde betrachten, so wenig angenehm sie an und für sich auch sind.

Chartum hat nur wenige öffentliche Gebäude. Unter diesen fällt die Wohnung des Generalgouverneurs (des Hokmodar) auf; man bezeichnet sie als die Hokmoderïe. Sie liegt im östlichen Theile der Stadt dicht am Blauen Flusse, und vor ihr dehnt sich, wie unser Bild zeigt, ein großer freier Platz aus. Früher bestand dieses Gebäude nur aus Lehm, aber die Erdwände sind später durch Ziegelmauern ersetzt worden. Diese Hokmoderie enthält auch den Empfangssaal des Pascha und die Arbeitszimmer seiner Beamten, das Archiv, einige Staatsgefängnisse, eine starke Wache und, ganz abgeschlossen, den von einem Garten umgebenen Harem. (S. 356.)

Den Mittelpunkt des öffentlichen Lebens und Treibens bildet der Markt mit den Bazaren und Kaufhallen. Die Bevölkerung ist bunt genug. Man findet Türken, Europäer, Juden, Aegypter (die Kopten haben eine Kirche), Nubier, Sudanesen verschiedener Art, Abessinier, Gallas und Neger aus den Völkern der Dinkas, Schilluks, überhaupt vom Weißen Strom und auch Schwarze aus Dar Fur.

Was die Griechen betrifft, so werden diese in der Levante nicht zu den Europäern gerechnet; ein Europäer würde sich, z. B. in Aegypten, beleidigt glauben, wenn man einen Griechen ihm gleichstellen wollte. Brehm bemerkt, daß sich diese Thatsache leicht erklärte, die Griechen stehen nämlich in ganz Nordostafrika in sehr schlechtem Rufe.

Während Lejean die Bewohnerzahl auf etwa 35,000 Seelen schätzt, finden wir, daß Petherick, der in demselben Jahre 1860 in Chartum war, dieselbe auf mehr als sechszig tausend Seelen veranschlagt. Als er zuerst dorthin kam, fand er, die Missionäre abgerechnet, in der Stadt nur fünf Europäer anwesend, 1860 aber etwa fünf und zwanzig: Franzosen, Italiener und Deutsche; er war der einzige Engländer. Unter britischem Schutze standen Malteser, Jonier, ein Inder und mehrere Levantiner. Sie alle sind Handelsleute, welche gegen europäische Waaren Landeserzeugnisse einhandeln, namentlich Gummi, Straußfedern, Häute, abessinisches Wachs und Kaffee und vor allen Dingen Elfenbein. Wegen der Elephantenzähne gehen die Kaufleute bis Gondokoro am Weißen Strom und dringen bis weit hinauf am Gazellenflusse vor.

Wir kommen weiter unten darauf zurück. Hier wollen wir hervorheben, daß die Europäer in Chartum zu mindestens vier Fünfteln als ein wahrer „Abschaum" zu betrachten sind. Darüber herrscht unter allen Reisenden, welche jene „Königin des Sudan" besucht haben, vollkommene Uebereinstimmung. Wir haben neulich (Globus Nr. 22, S. 319) mitgetheilt, in welcher Weise einer dieser Leute, Vandey, gegen die Neger verfuhr. Auch Lejean erhielt von ihnen einen höchst unvortheilhaften Eindruck und unser Landsmann Brehm sagt rund und derb heraus, wie er mit Entsetzen wahrgenommen habe, „daß die ganze europäische Gesellschaft fast ohne Ausnahme aus Schurken, Betrügern, Gaunern und Mördern zusammengesetzt ist."

Die Europäer in Chartum bilden eine Art von großer

Familie. Sie sind, eben als Europäer unter lauter Afrikanern, auf engern Verkehr untereinander angewiesen. Fast an jedem Abend kommen sie zusammen, um sich zu unterhalten, Tabak zu rauchen und Branntwein zu trinken. Als eine rühmliche Ausnahme schildert Brehm den Doktor Peney, dessen Tod am obern Nil wir gemeldet haben; außerdem verdienten nur noch der österreichische Konsul und die Geistlichen der Mission Achtung. Dagegen hatte der Apotheker Lumello mit Hülfe eines französischen Arztes mehrere Personen vergiftet; der Savoyer Brun Rollet (der in geographischer Beziehung sich nicht geringe Verdienste erworben hat) ließ einen Sklaven zu Tode prügeln; der Italiener Ulivi war ein Betrüger, Mörder und raubte Sklaven, der Franzose Vayssieux trieb es nicht besser. Auch Lejean erzählt aus der allerneuesten Zeit allerlei erbauliche Geschichten, welche auf die sittliche Bildungsstufe der Europäer in Chartum ein eigenthümliches Streiflicht werfen.

Ein neapolitanischer Jesuit, Pater Montori, war dorthin gekommen, um eine Kirche zu gründen. In seinem Hause richtete er eine Kapelle ein und lud die Europäer ein, dort dem Lesen der ersten Messe beizuwohnen. Er machte Allen seinen Besuch, wurde höflich aufgenommen und bewirthet, als er aber den Gottesdienst eröffnen wollte, fand sich auch nicht eine Seele bei ihm ein. Dadurch ließ sich indeß der Jesuit nicht abschrecken, er wiederholte seine Besuche, lud recht dringend ein und fügte hinzu, er werde beim Gottesdienst in der Kapelle Erfrischungen reichen lassen. Jetzt sagten Alle zu, und Manche baten um Erlaubniß, einige muselmännische Freunde mitbringen zu dürfen. Ein Herr C., der in seiner Jugend Chorknabe gewesen war, übernahm die Responsorien. Am 15. August 1860 erschien Pater Montori; er fand in der Kapelle die Europäer; sie trugen glänzende Uniformen und hatten ihre mohammedanischen Zechfreunde, zumeist türkische Offiziere und auch einige Araber, mitgebracht. Der Pater begann den Gottesdienst, bemerkte aber bald, daß Herr C. toll und voll betrunken am Altar zu Boden fiel. Da nahm er die Kirchengefäße, gab dem Trunkenbolde einen Fußtritt und entfernte sich!

Chartum bildet bekanntlich den Ausgangspunkt für alle Entdeckungsreisen und Handelsfahrten in den Regionen des obern Nil. Wir haben eine ganze Reihenfolge dieser Unternehmungen geschildert, zuletzt (Nr. 17, S. 153) Lejean's Reise auf dem Bahr el Gasal. Ueber diesen hat jüngst ein Italiener aus Ferrara, Angelo Cartel Bolognesi, interessante Bemerkungen veröffentlicht. Da wir über den Gazellenfluß erst vor Kurzem Mittheilungen gemacht haben, so gehen wir jetzt nicht weiter auf diesen Gegenstand ein, wollen aber aus dem Berichte des reisenden Kaufmanns solche Stellen ausheben, welche sich auf die Völkerkunde jener Gegenden beziehen.

Bolognesi, ein noch junger Mann, hatte für ein Kairoer Handelshaus Abessinien bereist und dort Wachs eingekauft: er war dann zu Chartum in Petherick's Dienste getreten. Im Auftrage desselben verließ er zu Ende Novembers 1856 Chartum und fuhr am 20. December in den No-See ein, „da wo der Bahr el Gasal sich mit dem Weißen Nil vereinigt." Der See bildet dort einen klaren Wasserspiegel, der etwa eine Wegstunde im Umfang hat.

Zusammenfluß des Blauen und des Weißen Nils.

Der Weiße Fluß strömt hindurch und ist an seinem weißen Wasser leicht zu erkennen. Ein enger Kanal führt in einen zweiten viel größern See; von diesem aus gelangt man durch ein Fahrwasser, in welchem kaum zwei Boote neben einander rudern können, und durch viele Windungen weiter hinauf zu einem Dorfe der Nuers-Ghikena; es ist der erste Wohnplatz, welchen der Schiffer von der Mündung des Sobat an trifft. Auch weiterhin ist die Fahrt in diesen „Morästen" schwierig; dann wird das Wasser breiter und man gelangt in einen See, „so gewaltig wie das Meer"; er hat nirgends weniger als zwölf Fuß Tiefe, an vielen Stellen achtzehn bis zwanzig. Sein Wasser ist klarer als jenes am Blauen Flusse.

In diesen Gewässern traf Bolognesi eine ganz ungeheure Menge von Flußpferden. „Wer das nicht gesehen hat, glaubt es nicht. An einigen Stellen kamen sie zu Hunderten hervor und wir besorgten einen Angriff. Einige stießen mit den Köpfen so gewaltig an das Hintertheil der Barke, daß ich mich für verloren hielt. Zum Glück war das Fahrzeug solid und der Wind ging scharf; so kamen wir von diesen Ungeheuern fort, ohne weitern Schaden als

ein zerbrochenes Ruder.“ Dann folgten noch einige Seen; in einem derselben lagen drei Barken aus Chartum vor Anker, und weiterhin noch etwa zwanzig. Dort warf auch Bolognesi Anker, um einen Ausflug in's Innere zu unternehmen.

Nachdem er etwa vierzig Schwarze in seinen Dienst genommen, welche als Träger dienten (denn Lastthiere kennt man in jenen Gegenden nicht), machte er, von Soldaten und sieben Matrosen begleitet, einen Ausflug in's Innere. Er hatte zwei Dolmetscher bei sich, schlug die Richtung nach Westen ein und kam in ein Dorf der Reeks, welche einen Stamm der Dinka bilden.

Das in mehrere Stämme zerfallende Volk der Dinka wohnt nicht blos am rechten Ufer des Weißen Stroms und im Innern der sogenannten Insel Chartums, und mehrere Tagereisen weit von Sobat nach dem Innern hin, sondern auch im Innern am Bahr el Gasal; es hat hier auch im Allgemeinen dieselbe Sprache und ähnliche Sitten und Gebräuche.

Von dort aus kam Bolognesi, auf Waldwegen, in das Land der Adschacks. Sie sind unter allen Dinkastämmen der wildeste, und wollten anfangs nicht leiden, daß der Reisende unter einem Egligh- (Elephanten-) Baume Schatten suche, weil dort einer ihrer Heiligen begraben liege, zeigten sich aber nachgiebig, als ihnen Waffen entgegengehalten wurden.

Weiterhin wohnen wieder Reeks und dann Awan, die gleichfalls Dinka sind. Die Strohhütten (Tukuls) ihrer Dörfer haben eine kegelförmige Gestalt und sehen nicht gerade ungefällig aus. Unser Bild stellt solch ein Dorf der Awan dar. In einem jener Dörfer sah Bolognesi einen ungeheuern Feigenbaum (Gimeseh), aus dessen Stamm oben eine Delebpalme herausgewachsen war. Dieser Doppelbaum, mit einem so eigenthümlichen Schmarozer, gewährte einen ganz merkwürdigen Anblick.

In manchen Dörfern jener Gegend kannten die Leute das Schießgewehr noch nicht. Sie wunderten sich sehr über Stöcke, in denen Donner wohne, aus welchen Feuer kam und mit denen man sogar Vögel aus der Luft herunter holte. Im Allgemeinen benahmen sich die Schwarzen gut; da wo sie bösartig geworden sind, fällt alle Schuld auf die Europäer und die Türken. Als die weißen Männer zuerst am obern Nil erschienen, wurden sie gleichsam wie Götter verehrt. Die Schwarzen mußten aber bald erfahren, daß sie es lediglich mit Teufeln zu thun hatten.

Der Gouverneurplatz in Chartum.

Am 1. Januar 1857 durchzog Bolognesi das Land der Adschack; es ist recht gut angebaut und hat viele Dörfer und Brunnen. In demselben lag Petherick's Handelsniederlassung, inmitten eines großen Dorfes der Dschur oder Dschor. „Wir hatten westlich die Straße, welche zu den Door-Negern führt, nördlich das große Gebiet der Dschur, östlich das Land der Dinka, im Süden und Südwesten die Nool; diese erstrecken sich bis zum Weißen Strom und in ihrem Gebiete liegen die Niederlassungen des Herrn von Malzac.“

Von dieser Niederlassung aus wurden Expeditionen zum Einkaufe von Elfenbein unternommen; da aber Bolognesi damals noch ein Neuling war, so mußte er auf Petherick's Anordnung zurückbleiben und die Seriba, das heißt die Niederlassung, überwachen. Sie bildete ein großes Viereck von mehr als hundert Schritten auf jeder Seite; die Um-

wallung bestand aus dicken Baumstämmen und Dornengezweig. Innerhalb derselben standen zwei und zwanzig Hütten, welche zum Theil als Magazine dienten. Die Tukuls, Hütten der Neger, lagen außerhalb, mindestens zwanzig Schritte von der Umfriedigung entfernt.

Die Eingeborenen waren Dschur-Schelluks, die in ununterbrochener Fehde liegen. Sie machen ungern Jagd auf den Elephanten und fangen ihn lieber in Fallen, und zwar so, daß sie Gruben unter dem Eglighbaume machen, dessen Blätter ein Leckerbissen für das Thier sind.

Zwei Stunden westlich von Petherick's Seriba liegt das große Dorf Medschadama, hinter welchem die schwarzen Menschen dem rothen Stamme der Door Platz machen.

Das Land der Door, sagt Bolognesi, ist sechs Stunden westlich von unserer Niederlassung entfernt und das Dorf Adjan ist das zunächst gelegene Dorf dieses wilden Stammes. Der Erdboden ist roth, die Haut der Menschen sieht aus wie polirtes Kupfer. Seltsam nimmt sich aus, daß die Stämme der riesigen Bäume mit hohen, rothen Termitenhügeln derart umgeben sind, daß sie aus denselben heraus zu wachsen scheinen. Die Door sind ungemein händelsüchtig, auch untereinander, und in den Dörfern liegen immer einzelne Familien mit einander im Kriege. Schon zehnjährige Knaben üben sich im Gebrauche des Bogens und die Pfeile werden vergiftet.

Der Reisende hat zwar keinem Gefechte beigewohnt, er sah aber die Kriegstrophäen in ihren Dörfern, wo die Bäume mit Schädeln verziert waren. Der Door nimmt die Leiche des erschlagenen Feindes und trägt dieselbe im Triumph nach dem Dorfe. Dann werden drei Tage lang wilde Festlichkeiten gehalten, einige Körpertheile bei Seite geworfen und andere an Bäumen befestigt. „Ich habe mit eigenen Augen unter einem solchen Baume eine solche Menge von Schädeln, Armen, Beinen und anderen Knochen gesehen, daß der Haufen bis hoch an den Stamm hinauf reichte. Wenn ich mich länger bei den Door aufgehalten hätte, so wäre ich bestimmt krank von dem öftern Anblick so abscheulicher Dinge geworden; sie waren aber noch gar nichts im Vergleiche zu dem, was mein Reisegefährte gesehen." Bolognesi deutet mit diesen Worten wohl auf Petherick's Wahrnehmungen bei den Niam Niam hin.

Das Land der Door ist sehr reich an Elfenbein, Eisen und Kupfer. Nachbarn dieses Volkes sind die vielbesprochenen Niam Niam, die angeblich geschwänzten Menschen, die auch als Anthropophagen verschrieen sind. Ich habe, schreibt Bolognesi, während meines Aufenthalts bei den Door Leute von diesem Stamme gesehen, und auch manche Erkundigungen über sie eingezogen; was ich mit gutem Gewissen über dieses Volk sagen kann, ist Folgendes:

Ueberall in diesen Gegenden ist es Brauch, daß man den Schweif von irgend einem Thiere um die Hüften bindet. Daraus mag wohl die Annahme entstanden sein, daß solch ein Anhängsel zum Menschen selber gehöre. Man hat sich nicht die Mühe genommen, näher zu prüfen, und dann frischweg behauptet, daß man mit eigenen Augen geschwänzte Menschen gesehen habe. Diese vermeintlichen Schwänze sind sogar abgebildet worden.*)

„Was das Menschenfressen anbelangt, so habe ich

Dorf der Awan am Gazellenflusse.

bei ihnen nichts bemerkt, das auf dergleichen auch nur hindeutet. So viel auch tagtäglich darüber behauptet werden mag, ich bleibe dabei, daß diese Behauptung ein Irrthum oder eine von den Reisenden verbreitete Fabel sei."**)

---

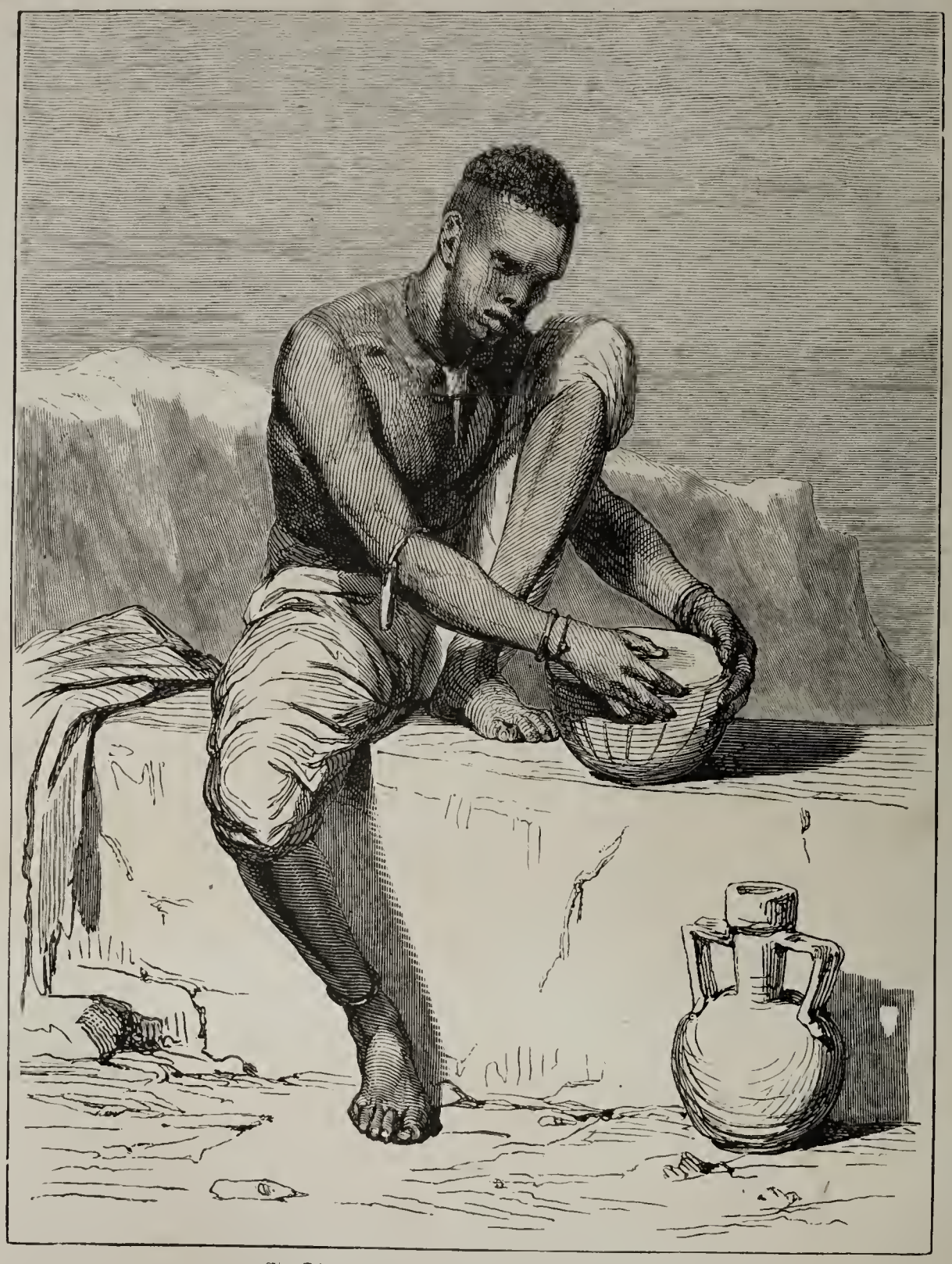
*) Petherick sagt (Egypt, the Soudan and Central Africa etc. London 1861, p. 391) von den Dschur: The men, fond of ornament, wear, attached to their waists, a piece of antelope skin. This, prolonged behind, is about the size of a fly trap.

**) Hier muß bemerkt werden, daß Petherick, der selber bei den Niam Niam war, ganz entschieden das Gegentheil behauptet. Er kam zum Stamme der Baër, die gerade in großer Unruhe waren, weil ihre südlichen Nachbarn, eben die Niam Niam, Raub- und Plünderungszüge in ihr Gebiet gemacht hatten. Diese Leute seien wild und grausam und fräßen die erschlagenen Feinde. (S. 455). Petherick ging nach Mundo, dem ersten Dorfe der Niam Niam. Dort sagten ihm seine Dolmetscher, die Niam Niam sähen in ihm schon einen guten Bissen (looked upon us in the light of bullocks, fit for slaughter, and that the contemplated feasting upon us); das Kannibalenfest sollte aber aufgeschoben werden, bis der Häuptling ankäme. —

Diese Angaben könnten möglicherweise aus der Luft gegriffen sein. Es ist bekanntlich in Afrika nicht selten, daß ein Negerstamm einen andern, mit welchem er in Fehde lebt, des Kannibalismus

Die Niam Niam sind, gleich den Door, kupferfarbig, reden aber eine andere Sprache.

In jenen Regionen gehen die Männer, mit alleiniger Ausnahme der Häuptlinge, völlig unbekleidet; die Frauen schlagen ein Thierfell um den Gürtel und die Mädchen das schmale Rabat, wie im Sudan. Bei den Door dagegen befestigen die Männer eine sackartige Thierhaut über die Blöße, während die Frauen diese nur mit Blättern bedecken.



Ein Dinka-Neger, der eine Trommel ausbessert.

Um solche befestigen zu können, machen sie unter dem Nabel Löcher in die Haut, und in diesen befestigen sie die Blätterstiele. An jedem Morgen werden die Blätter gewechselt. Die Damen feilen ihre Zähne so weit ab, daß von denselben nur wenig sichtbar bleibt, und durchbohren auch die Unterlippe, so daß diese Lippe wie eine Kameelschnauze herabhängt und gestützt werden muß, wenn man essen oder trinken will.

Männer und Weiber tättowiren sich; die ersteren hängen über Brust und Bauch Glasperlen und dazu noch kleine kupferne Ringe. Um diese befestigen zu können, machen sie sich Hunderte von kleinen Löchern in die Haut

---

beschuldigt, ohne daß die Anklage allemal richtig wäre. Was aber die Niam Niam anlangt, so steht der Meinung Bolognesis die ganz bestimmte Behauptung Petherick's entschieden gegenüber und wir haben keine Veranlassung, hier irgend einen Zweifel in dessen Wahrhaftigkeit zu setzen. Er sagt: „Sowohl freie Neger als Sklaven versicherten mich, daß ein Sklav, welcher den Niam Niam entläuft und sich wieder einfangen läßt, erschlagen und aufgefressen wird. Die Niam Niam scheinen sich auf ihren Kannibalenruf etwas zu Gute zu thun, und sie selber sagten mir, daß ihre alten Leute und überhaupt Alle, welche dem Tode nahe seien, ermordet und gegessen würden." (S. 469.)

Die Sache selbst ist nicht im Mindesten unwahrscheinlich. Die Leser des Globus wissen aus Du Chaillu's Bericht, wie es bei den Fan am Gabonstrom zugeht, und aus Konsul Hutchinson's Mittheilungen, daß noch jetzt alle Tage auf dem Marktplatze zu Alt-Kalabar frisches Menschenfleisch in Körben zum Verkauf ausgeboten wird.

A.

des Bauches; jeden Ring hängen sie an einen kleinen Strang von Giraffenhaaren, welcher mit kleinen Perlen verziert ist; diese Haare werden dann durch die Hautlöcher gezogen.

Man sieht, hier im innern Sudan ist noch volle Barbarei; sie reicht nach Norden hin, so weit am linken

Ein Baggara.

Ufer des Weißen Nils die Schilluks, am rechten die Dinka-Stämme wohnen. Dort treffen sie mit Rinderhirten arabischer Abkunft zusammen, den sogenannten Baggara (von Bagar, Ochs). Nach Brun Rollet sind sie vor etwa vierhundert Jahren bis in diese Gegenden des Sudan vorgedrungen. Sie sollen früher Kameele besessen haben, aber vor ungefähr 170 Jahren nahm ihnen der König von Sennaar alle Kameele fort und verbot ihnen bei Todesstrafe, sich derselben zu bedienen; auch Pferde durften sie nicht mehr halten. So gewöhnten sie sich daran, das Rindvieh als Transportthier zu benutzen. Mit den Schilluks, welche den Viehraub handwerksmäßig treiben, leben sie in steter Fehde.

Am Weißen Nil reichen über Eleïs, $14\frac{1}{2}^0$ N. Br., keine von seßhaften Arabern bewohnten Dörfer hinaus.

Das Reisen im Alterthum.

Eine antiquarische Rundschau von Dr. **Georg Ebers.**

Dritter und letzter Artikel.

Die Araber verachteten, im Gegensatz zu ihren nördlichen Stammverwandten, den Luxus und die Ueppigkeit, und waren mit einem schlichten Zelte, einem kargen Imbiß von Datteln und Zwiebeln und einem Trunke frischen Wassers für sich und ihre Pferde vollkommen zufrieden. Ihr Zelt, das mit ihnen wandernde Haus, beschützte sie und die Ihrigen vor dem Thau der Nacht. Wo sie dasselbe aufschlugen, da war ihre Heimat; wer dasselbe betreten und an ihrem Herde Platz genommen hatte, den nannten sie ihren Gast; — wen sie Gast nannten, den schützten sie bis zur Aufopferung ihres eigenen Lebens. Die Töchter des Stammes führen den Fremdling und seine Thiere zum Brunnen, um Mensch und Vieh mit frischem Trunke zu laben. „Wenn dann die Nacht mit ihrer erquickenden Kühle herabsank" (so hören wir ihre schlichte Gastlichkeit beschreiben), „mußte der Fremdling beim Glanze der Sterne im Kreise der Stammgenossen niedersitzen. Er mußte von seiner Herkunft, von seinem Geschlecht und Stamme erzählen, worauf denn auch die Gastfreunde ihre Abkunft rühmten, von den Thaten ihrer Väter und ihren eigenen, von den Fehden und Gefechten sagten und sangen, in denen ihr Stamm siegreich gewesen war, und die Tugenden ihrer Lieblingsrosse, die Schnelligkeit ihrer Kameele priesen."

Dieses Reiseleben, welches demjenigen der Beduinen von heut in jeder Beziehung gleicht, muß mit seinen geringen Bedürfnissen und seiner schlichten Gastlichkeit manches Schöne geboten haben. Wir sehen aber auch die wandernden Araber von fürchterlicher Gefahr umgeben.

Drohender als die Speere der mächtigsten Stämme, mit denen sie sich in mörderischen Kämpfen zu messen hatten, erschien den Arabern auf ihren Reisen jener Wüstenwind, Samum, dessen türkischer Name „Schamyele" vielleicht dem bösen Samiel seinen Namen gegeben hat.

Wenn sich der Samum erhebt, dann wird die Luft der Wüste lastend, erdrückend, beinahe grau, und ein Glutenstrom ergießt sich durch den Aether, wie ein gewaltiger Eisenfluß, der dem Hochofen entquillt. Die sonst so helle Sonne des Südens verbirgt ihr glänzendes Licht, nimmt eine Farbe an, die der des geblendeten Menschenauges gleicht, und scheint in ihrer Höhe von Schwindel ergriffen zu werden und zu zittern. Die Luft erfüllt sich mit schmerzenden Sandatomen, welche neuere Gelehrte für elektrische Ströme gehalten haben. Der Mensch harrt in träger Erstarrung des Feindes. Vergehend vor Hitze, mit schmerzender Haut, erwartet er den Ausgang des schrecklichen Windes, der die Karawanen peinigt und vor dem die zitternden, schreienden Kameele sich retten, indem sie ihr Haupt in den Sand verbergen.

Was die Art und Weise des Reisens der alten Assyrer betrifft, so können wir aus den, namentlich durch Layard in den Trümmern von Ninive gefundenen Denkmälern schließen, daß die Könige und Vornehmen mit zahlreicher Dienerschaft, theils zu Pferde, theils zu Wagen, die dem der Aegypter durchaus ähnlich sahen, zu reisen pflegten. Die Euphrat-Schifffahrt glich dagegen dem Verkehr auf dem Nil in keiner Weise. Der von den armenischen Bergen herabstürzende Fluß war zu reißend, um den Kähnen zu gestatten, stromaufwärts zu fahren. Darum pflegten es die zu Schiffe von Norden her nach Babylon kommenden armenischen und mesopotamischen Handelsleute folgendermaßen zu halten. Sie verfertigten runde, schildförmige Kähne, deren Rippen von Weidenholz sie mit Rindshäuten überzogen, füllten dieselben mit Stroh, auf welches sie ihre Waaren (besonders Palmenwein) legten, und lenkten den Nachen mit langen Ruderstangen. In jedem kleinen Fahrzeuge stand ein, in jedem größeren waren mehrere Esel. Wenn man zu Babylon angekommen war und die Waaren verkauft hatte, so ließ man das Stroh und Schiffsholz öffentlich versteigern, packte die Häute auf die Esel und führte selbige nach Armenien zurück, weil man, wie gesagt, den Euphrat nicht gegen den Strom befahren konnte.

Die vornehmen Perser (von den Gemeinen wissen wir nur wenig) pflegten zu Wagen, in Sänften oder zu Pferde zu reisen. Ihre Fuhrwerke glichen, wenn sie auf zwei Rädern ruhten, den ägyptischen; aber sie bedienten sich auch vierrädriger Kutschen (Harmamaxa), in denen namentlich die Frauen des Königs und der Vornehmen, hochgestellte Eunuchen oder auch wohl, wenn es weitere Strecken zu durchmessen galt, der Herrscher selbst, zu fahren pflegte.

Die Reisezüge der persischen Monarchen vereinten allen Luxus des Orients, den man mit Recht „die Mutter der Ueppigkeit" nannte. Zahllose Leibgardisten und Chefbeamte, unter denen die Mundschenken, Ohren und Augen des Königs (Polizeiminister), Schreiber, Richter, Stabträger, Kämmerer, Aus- und Ankleider, Leibärzte, Stallmeister, Schemelträger, Vorkoster, Speisezerleger und Eunuchen-Obersten die höchsten Stellen bekleideten, folgten denselben. Im Gefolge des letzten Darius befanden sich von niederer Dienerschaft 277 Köche, 29 Topfreiniger, 17 Getränkebereiter, 70 Kellervorsteher, 40 Salbenreiber, 66 Kranzwinder und außer den mit Rindern und Pferden bespannten Packwagen 1200 mit königlichem Gepäck beladene Kameele. Aus diesen Zahlenangaben und dem Berichte, daß sich der reisende Hof keineswegs mit den Quellen an den Wegen begnügte, sondern zahlreiche silberne Tonnen voller Choaspes-Wasser, das wegen seiner Reinheit und seines angenehmen Geschmackes besonders geschätzt ward, mit sich führte, kann man ersehen, daß sich schon die Perser, wie die heutigen englischen Touristen, auf Reisen „at home" zu fühlen wünschten.

Wenn sich auch die Räumlichkeiten persischer Herbergen schwerlich mit den Salons unserer Familienhotels vergleichen lassen können, so hatten sie dennoch vor diesen eine große Annehmlichkeit voraus. Schon auf Befehl des Cyrus waren dieselben nämlich rings mit schattigen Parkanlagen bepflanzt. Die Satrapen der einzelnen Provinzen mußten diese gemeinnützigen Lustwäldchen erhalten und verschönern. Selbst der ärmste reisende Perser würde eher seine Hand geopfert, als einen dieser Gärten beschädigt oder beraubt haben. Die Religion des Zoroaster gebot, die Bäume, als Kinder der guten, geduldigen, fruchttragenden Erde, heilig zu halten und zu pflegen. Darum war es denn auch unter den Vornehmen Sitte geworden, sich in eigner Person der Gärtnerei zu befleißigen. Wir sehen Könige mit ihren unter Ringen verborgenen Händen Bäume pflanzen, außergewöhnlich schöne Bäume mit goldnem Schmuck behängen, die geschicktesten Obstzüchter und Gartenkünstler fürstlich belohnen, und hören z. B. den Artaxerxes, als ihm Omises einen wunderbar schönen Granatapfel geschenkt hatte, ausrufen:

„Beim Mithra, dieser Mann könnte bei solcher Sorgfalt auch einen kleinen Staat groß machen!“

Wir haben, wie die meisten Obstsorten (Kirschen, Birnen, Aprikosen, Pfirsiche), so auch unsere mit Bäumen bepflanzten Landstraßen den Persern zu verdanken, welche, trotz der Ueppigkeit, in die sie versunken waren, immer noch Spuren der Kraft des freien Gebirgsvolks und ihrer indo-germanischen Herkunft bewahrten. — Es gewährt einen sonderbaren und erfreulichen Anblick, wenn wir vornehme Perser lachend und rücksichtslos, ihrer bunten Kleider, goldnen Ketten, Arm- und Fingerreife nicht achtend, in den tiefsten Koth springen sehen, um mit kräftigen Schultern und Händen einen im Schmutz stecken gebliebenen Reisewagen wieder flott zu machen.

Beamte, Vornehme und andere begünstigte Reisende bekamen einen Paß, der entweder nur ein Abdruck des königlichen Siegels oder auch aus einem besonderen Geleitsschreiben bestand, das ihre Person unantastbar machte.

Die Griechen, welche wir in der Heroenzeit zu Wagen reisen sehen, verlassen später ihre Heimat zu Roß oder zu Fuß, während sie sich der Wagen und namentlich der Sänften, als verweichlichender Beförderungsmittel, nur für Weiber und Kranke bedienen. Am einfachsten reiste der Spartaner, dessen schlichter Sinn sich mit einem Mantel von grobem Zeuge und einem derben Stocke begnügte. Der reisende Athener bedurfte weit größerer Vorbereitungen. Er ging oder ritt nur wenn er sehr arm war, ohne einen oder mehrere Sklaven, die ihm seine unvermeidlichen Reisedecken, Kochgeschirre, Silbergeräthe (Becher zum Trinken und Opfern, Milchkrüge, Salbenbüchsen ꝛc.) nachtragen mußten. Schon in der Solonischen Zeit müssen die Frauen von Athen auf Reisen vielen unnützen Luxus getrieben haben, denn Solon fand sich veranlaßt zu verordnen, daß die Frauen, welche vom Lande nach Athen führen, niemals mehr als drei Kleider, — keinen Koffer, der länger war als eine Elle, und keinen Mundvorrath, welcher mehr als einen Obolus (1 guten Groschen) kostete, mit sich führen durften.

Bei Seereisen, die nur im Sommer (vom April bis November) unternommen wurden, stiegen die Passagiere nur selten in den Schiffsraum. Gewöhnlich verweilte man Tag und Nacht auf dem Verdeck.

Die Bürger der üppigen Städte des südlichen Italiens pflegten sich auf Reisen eines beinah orientalischen Luxus zu befleißigen. Sybaris, dessen Einwohner „Häuser bauten, als sollten sie ewig leben, und ein Leben führten, als sollten sie morgen sterben“, Sybaris, in dessen Mauern sich die ersten Kunstreiter sehen ließen, wo die ersten Dampfbäder rauchten, dessen Frauen die ersten Schooßhündchen hätschelten, dessen Männer sich in purpurfarbene und safrangelbe Gewänder kleideten, ihre Haare mit goldenen Kettchen durchflochten und zu ihren Gastmählern schon ein Jahr vorher einladen ließen, Sybaris, dessen Name noch heut alles Schwelgerische und Ueppige bezeichnet, übertraf auch in Beziehung auf bequemes prunkendes Reisen im siebenten und sechsten Jahrhunderte vor Chr. alle anderen griechischen Städte.

Zu jener Zeit lud Kleisthenes, der Tyrann von Sikyon, alle griechischen Jünglinge von Geburt in sein Haus, damit er einen derselben zum Gatten für sein einziges Kind, Agariste, die reichste Erbin in ganz Hellas, aussuchen könne.

Diesem Rufe folgten die Söhne der vornehmsten Geschlechter. Jeder versuchte wohl den Glanz und die Macht seiner Familie in das hellste Licht zu stellen; Niemand aber konnte dem Sybariten Smindyrides, was Pracht und Reichthum betrifft, auch nur das Wasser reichen, denn er erschien in einem ihm selbst gehörenden, mit seinen eigenen Sklaven bemannten Fünfzigruderer, begleitet von Vogelstellern, Flötenbläsern und Allem, was zu üppigem Leben gehört, kurz mit einem echt orientalischen Reisegefolge.

Trotzdem erhielt er die Hand der Erbtochter keineswegs, denn er benahm sich so üppig, träg und übermüthig, daß ihn Kleisthenes mit Verachtung strafte und dem Hippokleides von Athen seine Tochter gegeben haben würde, wenn dieser nicht sein Mißfallen durch ausgelassene Tänze erweckt hätte. Als er endlich den Athener Megakles zum Eidam bestimmt hatte, rief er dem Hippokleides zu: „Sohn des Tisandros, Du hast dich um die Hochzeit getanzt!“ Dieser aber lachte, anstatt sich zu betrüben, und rief mit echt ionischem Leichtsinn: „*Οὐ φροντὶς Ἱπποκλείδῃ*“ (das betrübt den Hippokleides nicht!) Diese Antwort wurde später zum Sprichwort und in der Weise des leichtsinnigen Berliner Scherzes: „Was ich mir dafür kaufe!?“ angewendet.

Kleisthenes hatte seine Gäste während eines ganzen Jahres fürstlich bewirthet und entließ jeden, der unverrichteter Sache heimziehen mußte, „für die weite Reise und die seinem Hause erwiesene Ehre“ mit einem Geschenk von einem Talent Silber (1500 Thaler).

Diese Gastfreundschaft entspricht derjenigen, von welcher uns in den homerischen Gesängen berichtet wird. In jener Zeit gab es noch keine Herbergen. Die reisenden Helden werden, wohin sie kommen, gastfrei aufgenommen und mit Geschenken entlassen. Damals, wo man nur selten reiste, ließ sich diese Art der Aufnahme durchführen; als aber später die griechischen Hafenstädte die Unzahl der Fremden kaum zu fassen vermochten, wurde die alte heilige Sitte zur Unmöglichkeit und die Einrichtung von Herbergen nothwendig. Uebrigens galt es auch in späterer Zeit für eine besondere Tugend, die Gastlichkeit, welche Zeus selbst beschützte, zu üben. Plato erzählt, das Haus des reichen Kallias von Athen habe die Zahl seiner Gäste kaum zu fassen vermocht, und man fand die größte Segnung des Reichthums in der Möglichkeit, recht viele Gäste aufnehmen zu können. Trotzdem sehen wir eine Gesandtschaft der Athener auf ihrem ganzen Wege nach Macedonien (im vierten Jahrhundert vor Chr.) nur in Herbergen einkehren. An den Orten, wo sich zahlreiches Volk zur Feier der Feste zu versammeln pflegte, befanden sich auf öffentliche Kosten erhaltene Gastzelte, deren größte, die zu Olympia, so alt sein sollten, daß man den Herkules als Gründer derselben nannte.

Von der Einrichtung der Gasthäuser wissen wir nichts Bestimmtes, doch liegt die Vermuthung nahe, daß dieselben, nach Art der Karavanseraien im heutigen Orient, ausschließlich zur Unterkunft der Fremden, die für ihre Verpflegung selbst zu sorgen hatten, berechnet waren. Oftmals mögen Schenken mit den Herbergen verbunden gewesen sein. Gast- und Schenkwirthe werden von den Alten häufig erwähnt, aber immer in verächtlicher Weise. Die freigelassenen Sklaven, welche derartige Geschäfte besonders häufig betrieben, wurden, dem freigeborenen Bürger gegenüber, aller Orten nicht für voll angesehen und ihr Erwerbszweig galt schon darum für beinahe unehrenhaft, weil sich derselbe die von der Religion gebotene uneigennützige Gastfreundschaft bezahlen ließ. In den bedeutendsten Seestädten (Korinth, Athen ꝛc.) gab es sehr viele Gasthäuser, Schenken und Vergnügungsorte, in denen die Fremden Lust und Zerstreuung finden konnten.

Der Gebrauch von Pässen (*σφραγίς*) läßt sich nur bei den Athenern bestimmt nachweisen. Empfehlungsbriefe (*σύμβολα*) oder das Siegel eines Freundes, das man den

Rekommandationsschreiben gleich achtete, wurden von den meisten reisenden Griechen mit auf den Weg genommen.

Kehrte man heim, so brachte man den Seinen häufig ein Andenken mit. Wir besitzen z. B. ein Gedicht des Theokrit, mit dem derselbe eine Spindel von Elfenbein begleitete, die er der Gattin seines Freundes, des Arztes Nikias, als Geschenk mitbrachte. Die letzten Verse lauten:

. . . . . .
Und du ihr bleibst Andenken des liederkundigen Gastes.
Ihr sagt eine hinfort, die dich anschaut: Groß doch geschätzt wird
Solch ein kleines Geschenk! Wie geehrt ist Alles von Freunden!"

Die Art und Weise, in der die Römer reisten, richtete sich nach der Zeit, in der sie lebten. So lange man in der Tiberstadt Einfachheit für eine Tugend hielt, reisten die Quiriten ausschließlich zu Fuß. Später kamen Wagen auf, und als endlich der Luxus des Orients durch die Eroberungszüge der Legionen des Weltreichs nach Rom gebracht worden war, wurde es Sitte, sich in Sänften, die entweder tragbaren Ruhebetten oder Lehnstühlen glichen, von Ort zu Ort befördern zu lassen.

In den Straßen der Hauptstadt durften sich nur Triumphatoren, vestalische Jungfrauen und später die Kaiser, deren Familien und Günstlinge der Wagen bedienen. Lastfuhrwerken war es gestattet, bis zur zehnten Morgenstunde die Straßen zu passiren. Diese Verordnungen dankten dem Geiste der alten Zeit, der jedem Bürger gebot, sich auf seine eigene Kraft zu verlassen, ihren Ursprung.

Was in der Hauptstadt verboten war, das wurde auf dem Lande und auf Reisen um so eifriger benutzt. Wir sehen die Römer in sehr verschiedenen Fuhrwerken reisen. Jedes neu eroberte Land lehrte sie neue Wagenkonstruktionen kennen, die sie schnell und gern adoptirten. Aus älterer Zeit stammte die Carpenta, welche man ihrer einfachen Form beraubte, um sie mit dem gebräuchlichen Luxus in Einklang zu bringen. Sie ruhte auf zwei Rädern, hatte ein Verdeck und diente den Vornehmen zu Fahrten auf's Land, Begräbnissen ꝛc.

Leichte, den Britanniern und Belgen entlehnte Kabriolets wurden zum gleichen Zwecke gebraucht, wogegen man die aus Gallien stammende Rheda als eigentlichen Reisewagen zu betrachten haben wird. Dies Fuhrwerk war vierrädrig, gewöhnlich mit einem Verdeck versehen und so geräumig, daß es mehrere Menschen mit ihrem Gepäck aufnehmen konnte.

Die Kaiser und vornehmsten Bürger pflegten in der Carruca, einem der Rheda gleichenden, höchst kostbaren Wagen, zu reisen. Der prachtvolle Kasten desselben schwebte hoch in den Rädern und war so groß, daß man sich in demselben ausstrecken und darin schlafen konnte.

Kaufmännische Waaren und Produkte des Ackerbaues wurden per Axe auf zweirädrigen Karren oder vierrädrigen Planenwagen, die man zu Pompeji mehrfach abgebildet findet, befördert.

Zum Tragen der Sänften benutzte man entweder Maulthiere oder Sklaven. Aermere begnügten sich mit zwei Trägern, während sich die Reichen von vier, ja nicht selten von acht Dienern tragen ließen. Wäre es möglich gewesen, so würde man 100 Sklaven angewendet haben, um sich von Ort zu Ort befördern zu lassen; trieb man doch mit diesen unglücklichen Geschöpfen, welche ihren reisenden Herren schaarenweis folgen mußten, ganz besonders gern Luxus; gab es doch reiche Bürger, die ihre Sklaven nach Tausenden zählten. Cicero wurde in einer solchen von Menschen getragenen Sänfte, als er von seinem Landgute aus zur Stadt kam, ermordet.

Die Reisewagen waren entweder mit Eseln, Maulthieren oder Pferden bespannt. Gallische, thrakische und syrische Rosse galten für besonders schön und dauerhaft. Als der Luxus und die Ueppigkeit der Weltbeherrscher den höchsten Grad erreicht hatte, sann man auf allerlei neue, seltsame, staunenerregende, kostbare Dinge und spannte, nur um etwas noch nie Gesehenes zu haben und um das Volk zu blenden, bei öffentlichen Schaustellungen oder besonderen Festlichkeiten Hunde, Hirsche, Tiger, Löwen, ja sogar Strauße vor die Wagen. — Wenn Nero auf Reisen ging, so folgten ihm mehr als 1000 kostbar bespannter Carrucen (Prachtreisewagen) und Hadrian führte auf seinen zahlreichen, fernen Wanderungen stets einen ganzen Hofstaat mit sich.

Wir wissen schon, daß an den Landstraßen für Relaispferde gesorgt war und haben im ganzen römischen Reiche weder Schenken noch Herbergen vermißt. Die Gastwirthe waren übrigens hier, wie in Griechenland, der allgemeinen Mißachtung ausgesetzt.

Das Ziel der meisten Reisen waren die Landsitze, deren jeder Bürger mehrere zu haben pflegte. Badereisen waren auch den Römern durchaus nicht unbekannt. Wir hören viele Thermen nennen, zu denen man, theils der Genesung, theils der Unterhaltung wegen, reiste. Die berühmtesten von ihnen (namentlich Bajae) vereinten zu bestimmten Jahreszeiten das ganze fashionable Rom und waren für die zahlreichen fremden Gäste, welche dieselben besuchten, mit ebenso großer Pracht als Bequemlichkeit eingerichtet. Männer und Frauen verkehrten an diesen Orten in höchst ungezwungener Weise. Letztere entwickelten dort, wie es auch in unseren Luxusbädern geschieht, jene übertriebene Kleiderpracht, welche schon zur Zeit der punischen Kriege (215 v. Chr.) den Volkstribun Cajus Appius bestimmte, ein Gesetz gegen die bunten Kleider der Frauen, die eigentlich nur weiße, mit rothen Streifen verbrämte Gewänder tragen durften, vorzuschlagen.

Das römische Badeleben scheint dem unsern in jeder Beziehung ähnlich gewesen zu sein. An den Heilquellen schlossen sich damals wie jetzt gar gern schnelle Freundschaften und flüchtige Liebesbündnisse. Als sich die Geliebte des Propertius, Cynthia, zu Bajae befand, dichtete derselbe, von Eifersucht geplagt, eine schöne poetische Epistel für die Holde, welche also endet:

„Nur so bald als Du kannst, verlaß das entsittlichte Bajä.
Jenes Gestad', es hat Manchen schon Trennung gebracht;
Jenes Gestade, das nie den sittigen Mädchen noch hold war:
Fluch den Quellen, um die stets man die Liebe verklagt."

Das Baden war den Römern auch im alltäglichen Leben zum Bedürfniß geworden, während die Griechen, wenn sie auch sorgfältig auf Reinlichkeit und öffentliche Badeanstalten hielten, namentlich das sehr warme Baden für eine Art von Ueppigkeit ansahen. Beide Völker betrachteten übrigens das warme Bad für unerläßlich nach einer Reise. Der ermüdete Körper kann in der That durch nichts leichter und geschmeidiger gemacht werden, als durch ein heißes Bad mit kalter Abwaschung und starken Reibungen.

Der heimkehrende Römer brachte, wie der Grieche, den Seinen Geschenke mit; der Abreisende aber befahl sich dem Schutze der Gottheit; gewöhnlich den Dioscuren und der cyprischen Venus. Auch die Freunde der Scheidenden flehten für den Wanderer, der, wenn ihn Gefahren bedrohten, Weihgeschenke gelobte, zu den Göttern.

Hier könnten wir diese Betrachtung schließen, dem Leser selbst überlassend, eine Parallele zwischen dem Reisen

der alten Völker und dem unserer Väter und Großväter zu ziehen, wenn wir nicht noch eine andere Art von Reisenden erwähnen wollten; wir meinen die Briefe.

Dieselben sind beinahe so alt als die Schrift; ja man darf annehmen, daß die erste schreibende Hand eine Botschaft irgend welcher Art dem Leder oder Holze anvertraut habe.

Die Juder schrieben schon in frühester Zeit Briefe; die schreibseligen Aegypter hatten eine eigne „Briefschrift", welche weniger Zeit und Mühe als die sogenannte „heilige Schreibart" erforderte; die Phönikier und Syrer, denen die Erfindung der Buchstabenschrift von den Alten nachgerühmt wird, bedurften ihres ausgedehnten Handels wegen schon in sehr früher Zeit brieflicher Bestellungen. Das Institut der persischen Angaren war nur der Briefe wegen in's Leben gerufen worden; — schon Homer erwähnt eines Briefes und Sappho*) dichtete im siebenten Jahrhundert (vor Chr.) ein Räthsel, dessen Auflösung wir dem Leser überlassen:

„Es gibt ein Wesen, dessen zarte Brut
Im falt'gen Kleide seiner Mutter ruht;
Und sind die Kleinen auch der Stimme baar,
Dringt ihre Sprache dennoch wunderbar
Zu allen Menschen, die sie hören sollen,
Von Land zu Land und durch der Wogen Grollen.
Selbst der Entfernteste vernimmt sie noch;
Er hört sie nicht und er versteht sie doch."

Von den späteren Griechen und Römern haben wir ganze Briefsammlungen in gebundener und ungebundener Rede, die in jeder Beziehung zu den schönsten Erzeugnissen der klassischen Literatur gezählt werden müssen.

Die äußere Form der Briefe war sehr verschieden. In ältester Zeit beschrieb man Holztäfelchen und Lammfelle, während man später kunstreich aus Papyrosrohr verfertigtes zartes ägyptisches Papier benutzte, parfümirte, zierlich zusammenrollte, mit seidenen Bändern umwand und diese mit Siegelwachs und gestochenen Petschaften oder Ringen schloß.

Die schönsten und berühmtesten Papierarten waren der sogenannte „Papyrus Augustus" und der nach der Gemahlin des ersten Kaisers (Livia) benannte „Papyrus Livius".

Schon zur Zeit des Herodot (im 5. Jahrh. vor Chr.) und noch früher benutzte man ägyptisches Papier, denn derselbe sagt: „Die Tonier pflegten von Alters her Bücher Diphtherä (Häute) zu nennen, weil man früher, als das Byblos-Papier (Papyros) noch selten war, Schaf- und Ziegenhäute zum Schreiben benutzte. Noch in unserer Zeit schreiben viele barbarische Völker auf solche Häute ꝛc."

In Persien schrieb man schon in sehr alter Zeit auf Seidenstoffe. Firdusi läßt den König Kai Kawus an den Fürsten von Masruderan in grauer Sagenzeit einen Brief schreiben:

„Ein Schreiber malte, in der Kunst gewandt,
Auf Seide einen Brief mit sichrer Hand."

Derselbe Kawus übergab dem großen Sagenhelden Rustem

„einen Brief auf seidnem Stoff,
der ganz von Moschus, Wein und Ambra troff."

Des seltsamsten Materials zum Briefschreiben bediente sich wohl Histiäos von Milet. Derselbe hielt sich am persischen Hofe auf und wollte dem Aristagoras rathen, sich gegen den König zu empören. Um diesen gefährlichen Wink dem Freunde sicher zukommen zu lassen, schor er seinem treusten Sklaven die Haare, schrieb auf die Kopfhaut desselben einen Brief, behielt den Kahlhäuptigen so lange bei sich, bis die Haare wieder gewachsen waren und schickte ihn dann nach Milet mit dem bloßen Auftrage, Aristagoras möge ihm das Haar abscheeren und dann seinen Kopf näher betrachten.

An derartigen auf schlaue Weise beförderten Schreiben fehlt es nicht in den Erzählungen der Alten. Was die gewöhnliche Besorgung der Briefe anbelangt, so wissen wir nur, daß dieselbe namentlich im persischen und römischen Reiche geordneten Posten oblag, während in den anderen Kulturstaaten jeder Schiffsherr und Reisende gern bereit war, Briefe und Bestellungen auszurichten. Wenn es besonders wichtige Bestellungen zu überbringen galt, so hatte man Sklaven genug, um einen derselben mit dem Auftrage, den Brief zu besorgen, auf Reisen schicken zu können.

Möge der freundliche Leser nicht die Geduld verlieren, wenn wir ihm eine letzte Art von Reisenden vorführen: die Wander-Vögel. Diese haben ihre Sitten in nichts verändert; — wohl aber mag sich unter den Schwalben eine alte Tradition fortgeerbt haben, welche erzählt, wie vor vielen, vielen Jahrhunderten schöne Kinder im sonnigen Griechenland Frühlingslieder sangen, wenn die ersten Schwalben kamen, — wie anmuthige Jungfrauen und schlanke Knaben bei ihrer Ankunft in die Hände klatschten und ausriefen: „Die Schwalbe ist da, der Frühling kommt!" wie ernste Greise, wenn sie einen Thoren zum ersten Mal etwas Kluges vollbringen sahen, das bartumlockte Haupt schüttelnd, ausriefen: „Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer!" wie fromme Seher hinaustraten auf die marmornen Stufen des säulenreichen Heiligthums und unverwandten Blicks in den reinen Aether hinausschauten, um aus dem Fluge der Wanderer der Luft die Schicksale der Menschen vorauszubestimmen. Die Rächer des Ibykus, die Kraniche, fliegen noch heut über Land und Meer und nur der Sterbegesang der wilden Schwäne ist verklungen. Aber die Erinnerung an ihn lebt fort, wie das Andenken an die Kunst und Schönheit jener dahingegangnen, ewig lebenden Zeiten. —

*) Antiphanes bei Athenäus.

Der mohammedanische Sudan, insbesondere Dar Fur.

Charakter des östlichen Sudan. — Die Wohnungen. — Doktor Cuny's Pläne zu einer Reise nach Dar Fur. — Die Eifersucht der arabischen Kaufleute. — Hossein, Sultan von Dar Fur. — Zustände in diesem Lande. — Das Fest des Trommelfelles und die Blutopfer. — Scheich Mohammed el Tunsi und dessen Schilderung von Land und Leuten. — Die Frauen. — Der Hofstaat; Corps alter Weiber beim Sultan. — Allerlei Sitten. —

Wir haben in unserer vorigen Nummer den Bericht Werner Munzinger's über Eduard Vogel's Schicksal mitgetheilt. In diesem Aktenstücke wird ferner ausgesprochen, daß Dr. Cuny vom fanatischen Sultan Hossein ermordet worden, also nicht am Fieber gestorben sei. Munzinger und Kinzelbach befanden sich im Juni zu El Obeidh in Kordofan, also noch innerhalb eines Gebietes, welches dem Pascha von Aegypten unterworfen ist. Dort waren sie demnach ganz sicher und ungefährdet. Die eigentlichen Schwierigkeiten und Gefahren werden erst beginnen, wenn sie die Grenze von Dar Fur überschritten haben.

Bei der allgemeinen Theilnahme, welche die Expeditionen nach Wadaï erregen, wird es gerade jetzt an der Zeit sein, einige Betrachtungen über den mohammedanischen Ostsudan und über Dar Fur insbesondere anzustellen und an Doktor Cuny zu erinnern, der auch ein Märtyrer der geographischen Wissenschaft ist.

Die Länder des mohammedanischen Sudan bilden einen breiten Gürtel, welcher über ganz Central-Afrika, vom Rothen Meere bis nahe an die Gestade des Atlantischen Oceans reicht. Er erstreckt sich von Abessinien bis zum Senegal und der Islam erobert nach Süden hin fortwährend neues Gebiet. Bis an die Spitze des Nigerdeltas und über den Binue hinaus ist er vorgedrungen.

Diese islamitische Zone bezeichnet der Araber als Belad et Takrur, das Land der Bekehrten, und er stellt es in Gegensatz zu dem Belad el Medschus, dem Lande der Heiden. Unter den islamitischen Reichen sind jene der Fellata am mächtigsten; in einigen dieser Staaten zeigt sich eine Art Lehnwesen. Die Herrscherwürde ist erblich, als Gesetzbuch gilt der Koran.

Seitdem Sennaar und Kordofan der ägyptischen Herrschaft unterworfen sind, bildet das Land (Dar) Fur unter den selbständigen Staaten des Sudan denjenigen, welcher am weitesten nach Osten liegt. Es wird im Süden vom Umm el Timman oder Kerlak, einem großen aber nicht stetig mit Wasser gefüllten Zuflusse des Nils, begrenzt und im Westen von Wadaï durch Buschgestrüpp getrennt. Im Osten liegt Kordofan, das seit 1821 den Aegyptern unterworfen ist.

Dar Fur ist zum großen Theil mit Wald- und Buschgestrüpp bewachsen, welches für die Regionen des östlichen Sudan überhaupt charakteristisch erscheint. Es besteht namentlich im Süden zumeist aus dornigem Gesträuch und aus niedrigen Bäumen, welche Gummi liefern. Ueber alle ragt der riesige Baobab hoch empor; er tritt noch in Kordofan auf, kommt aber weiter nach Osten hin selten vor und wird am Weißen Nil nicht so stark als weiter im Süden und Westen.

Zwischen jenem Busch- und Waldgestrüpp breiten sich viele größere und kleinere Lichtungen aus, und in diesen theilweise angebauten offenen Stellen liegen die Dörfer und Städte, welche einander genau gleichen, nur daß sie von verschiedener Größe sind. Jede einzelne Wohnung ist zum Schutz gegen Menschen oder wilde Thiere mit Dornenhecken umgeben, und innerhalb dieser Umzäunung stehen allemal mehrere leichtgebaute Hütten, die manchmal auch viereckig, gewöhnlich aber bienenkorbartig sind oder länglich-rund. Dann haben sie ein starkes, kegelförmiges Dach, welches gegen Sonnenstrahlen und Regen Schutz gewährt. Diese Tukkoli dienen aber in der trockenen Jahreszeit nicht als Wohnung, denn der Sudanese wohnt während derselben in der Rekuba, das heißt in einer leichten Strohhütte mit plattem Dache. In einer solchen von Dornen eingehegten Gruppe von Hütten dient die eine als Frauenwohnung, die andere als Küche, eine dritte als Vorrathshaus für Getreide, eine vierte als Besuchzimmer.

Wir wenden uns speciell zu Dar Fur. Dieses Land liegt zwischen Kordofan und Wadaï. Heinrich Barth äußerte vor drei oder vier Jahren einmal, daß es „ein sehr ungünstiges Land zum Beginn einer Forschungsreise sei." In sofern bekannt ist, daß der Sultan von Dar Fur keinen Europäer wieder aus seinem Lande herausläßt, hat es mit diesem Ausspruche seine Richtigkeit. Wer aber von Kordofan her nach Wadaï reisen will, muß durch Dar Fur. Das ist auch Munzinger's Absicht. Ob Herr von Beurmann von Westen her seinen Zweck erreicht, muß die Zukunft lehren.

Vor vier Jahren gelang es dem Dr. Cuny, nachdem er große Schwierigkeiten überwunden, in Dar Fur einzudringen. Bald nachher starb er zu Kobeh, dem einzigen Ort im Lande, welcher einigermaßen den ägyptischen Städten gleicht. Es ist nämlich der Hauptstapelplatz in Fur, gleichsam ein Wüstenhafen, in welchem die Karawanenkaufleute wohnen.

Als Cuny sich zu seiner verhängnißvollen Reise entschloß, hatte er länger als zwanzig Jahre in Afrika gelebt; er war Oberarzt zu Syut in Oberägypten, also gerade in in der Stadt, wohin alljährlich Karawanen aus Dar Fur kommen. Nicht weniger als drei solcher Karawanen aus Kobeh erschienen 1857 in der genannten Stadt, und Cuny, welcher mehr als zwanzigtausend Afrikanern die Blattern eingeimpft hatte, stand schon seit längerer Zeit im Verkehr mit vielen Furiern. Bereits im Jahre 1854 hatte er Hoffnung nach Dar Fur zu gelangen. Der noch jetzt regierende Sultan Hosseïn, welcher vor zwanzig Jahren den Thron bestiegen hatte, sandte einen Bevollmächtigten aus seiner Hauptstadt Tendelti nach Syut zu dem berühmten fränkischen Arzte, damit dieser nach Dar Fur komme und die kränkliche Mutter des Sultans heile.

Diese Thatsache steht fest. Ich bezweifle die Richtigkeit der in Munzinger's Bericht erwähnten Behauptung der sudanesischen Türken, daß Sultan Hosseïn den Doktor Cuny ermordet habe. Vielleicht nehme ich richtiger an, daß die Dschellabs den fränkischen Arzt aus dem Wege geräumt haben. Cuny soll am Fieber gestorben sein; möglicherweise ist er vergiftet worden. Doch das sind lediglich Vermuthungen, und es wird sich zeigen, ob es Munzinger's Eifer gelingt, den Thatbestand zu ermitteln.

Daß Cuny's Hoffnung 1854 scheiterte, hat seinen Grund in folgenden Umständen.

Der Arzt traf, bald nachdem er die Aufforderung vom Sultan Hosseïn erhalten hatte, Vorkehrungen zur Reise. Das Handelshaus Diamandidi in Kairo wollte nun die ihm günstig scheinende Gelegenheit benutzen, um eine nicht unbeträchtliche Menge von Waaren sicher nach Dar Fur zu be-

fördern und dort Verbindungen anzuknüpfen. Auch hatte es werthvolle Geschenke für den Sultan und dessen Wesire beigefügt.

Das wurde verhängnißvoll. Der gesammte Ein- und Ausfuhrhandel Dar Fur's ist bis heute in den Händen der ägyptischen Kaufleute von Syut und der furesischen Dschellabs, das heißt arabischer Karawanenkaufleute, welche Eingeborene von Kobeh sind. Beide haben ein thatsächliches Monopol und wollen sich dasselbe nicht aus den Händen ringen lassen. Sie sehen, daß am obern Weißen Nil die Zahl der europäischen Handelsleute mehr und mehr anwächst, und daß dieselben den Handel mit Elfenbein und Gummi an sich gerissen haben, während sie zugleich europäische Waaren bis zum vierten Breitengrade hinauf vertheilen. Gelang es den Europäern, auch in Dar Fur festen Fuß zu fassen, so war das Monopol der furesischen Dschellabs und der ägyptischen Handelshäuser in Syut gebrochen.

Einen solchen Schlag wollten sie um jeden Preis abwenden, und da sie in Cuny einen Vorläufer für andere Europäer erblickten und seine Verbindung mit dem Hause Diamandidi kannten, so boten sie Alles auf, um die Reise des Doktors zu hintertreiben. Ein Zwischenfall begünstigte ihre Ränke. Damals war noch der wilde und grausame Abbas Pascha Vicekönig von Aegypten. Er kam nach Syut und die Dschellabs ließen sich die Gelegenheit nicht entgehen, den Doktor Cuny bei ihm zu verdächtigen. Er sei, sagten sie, ein Verwandter des Generals Cuny in Algerien; dieser habe von seinem Vetter französisch gedrillte, muselmännische Exerciermeister erhalten und wolle nun dieselben dem Sultan von Dar Fur zuführen.

Abbas Pascha besorgte offenbar einen Krieg mit dem Sultan. Ich habe im Globus (Nr. 11, S. 345 ff.) erzählt, in welcher Weise der Sudan seit 1824 unter Aegyptens Herrschaft kam. Mehmed Ali bezwang erst Sennaar, dessen Könige seit 1775 im Besitze von Kordofan waren. Diese Provinz wurde ihm vom furesischen Sultan abgenommen, und dieser verlor sie an die Aegypter, welche man im Lande selbst als Türken bezeichnet. Unter dem Sultan hatte das Volk glückliche Tage, den Aegyptern aber ist es abgeneigt. Abbas Pascha, ein wilder Halbbarbar, lieh den Dschellabs ein geneigtes Ohr, sah im Geiste schon furesische Truppen in Kordofan und verbot dem Bevollmächtigten des Sultans, den fränkischen Arzt mit nach Dar Fur zu nehmen; wenn er es aber, trotz des Verbotes, dennoch thue, solle die Karawane in der Wüste überfallen und vernichtet werden.

Dem Bevollmächtigten blieb keine Wahl; er mußte ohne den Arzt heimkehren und fiel in Ungnade bei seinem Herrn. Dieser sprach zu ihm: „Ich hätte alle Schätze hingegeben, um einen fränkischen Arzt für meine Mutter zu bekommen. Nun war einer da, der sich zu mir begeben wollte und nicht einmal Geld verlangte, sondern Geschenke bereit hielt, und Du bringst mir den Mann nicht mit! Geh mir aus den Augen."

Diese Nachricht erhielt Cuny aus Kobeh, und sie bewog ihn, neue Pläne zu entwerfen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß ein Sultan, welchem so viel daran lag, den europäischen Arzt bei sich zu haben, diesen ermordet haben sollte, als er endlich Dar Fur erreicht hatte.

Einige Mittheilungen über diesen Sultan Hosseïn sind hier am Platze. Es ist der elfte Nachfolger des Solima Solönj (Solönj bedeutet im Furischen einen Araber oder Beduinen). Dieser war der Sohn eines eingebornen Furiers vom schwarzen Stamme der Tumurki und einer kordofanesischen Araberin aus dem Stamme der Beberieh. Während einer Reise nach Aegypten hatte er den Islam angenommen, bekehrte viele seiner Landsleute und führte eine lange, glückliche Regierung. Seit 1821 besorgen die Sultane, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, weitere Uebergriffe von Seiten der Aegypter, welche ihnen nicht ohne Grund als gefährliche Nachbarn erscheinen.

Hier spielt die Handelspolitik hinein. Die Aegypter trachten dahin, den alten Karawanenweg von Dongola el Dueïm am Nil wieder zu eröffnen, weil er kürzer ist als jener nach Syut und namentlich den Wadaïkarawanen manche Vortheile böte. Der Sultan will jedoch aus politischen Gründen diese Straße verschlossen halten; die Fremden, vor allen Dingen die „Türken", sollen nicht nach Dar Fur hinein, damit dessen Reichthum an Gold, Kupfer und Eisen die Habsucht des Vicekönigs nicht reize. Sie gelten ihm für Feinde, weil sie ihm das schöne Kordofan abgenommen haben. Aus Furcht vor den Herrschern Aegyptens hat sich Hosseïn die Investitur vom osmanischen Sultan erbeten und dieselbe auch erhalten.

Dar Fur ist von wenigen Europäern betreten worden. Im Jahre 1793 wurde der Engländer Browne dorthin verschlagen. Er war dem Sultan, der ihn mit Unrecht für einen Späher hielt, verdächtig, wurde streng überwacht und konnte erst 1796 das Land verlassen. Seine Nachrichten sind nicht umfassend; Scheich Mohammed el Tunsy, aus dessen Buche wir weiter unten Einiges mittheilen, ist ausführlicher, und werthvolle Angaben über das noch wenig bekannte Land haben wir durch Fresnel, durch den Grafen d'Escayrac de Lauture (in dessen Memoire sur le Soudan, Paris 1856) und durch Cuny erhalten, welcher zu d'Escayrac's Schrift, in den Nouvelles Annales des Voyages, 1858, I. Seite 275, umfassende Erläuterungen gab.

Beiläufig möge hier erwähnt werden, daß der Konsul Bonaparte mit Dar Fur Verbindungen angeknüpft hat. Als er in Aegypten stand und wegen des englischen Krieges keine Truppenverstärkungen aus Frankreich an sich ziehen konnte, schrieb er an den Sultan und erbat sich von demselben mehrere Sklaven zum Verkauf: er wollte aus ihnen Soldaten machen, konnte aber seinen Plan nicht ausführen, weil er nach Europa zurückberufen wurde.

Syut in Oberägypten ist, wie bemerkt, der Endpunkt für die aus Fur nach Aegypten ziehenden Karawanen. Die Dschellabs kommen gewöhnlich kurz vor dem Ramadan, dem Fastenmonat der Mohammedaner, dort an und bringen allemal Mekkapilger mit. Nachdem sie etwa drei Monate lang in Syut sich aufgehalten, ziehen sie wieder heim. Seit Jahren hatte Cuny von ihnen Erkundigungen eingezogen, und die Dschellabs machten ihm um so williger Mittheilungen, da er als uneigennütziger Arzt ihr Vertrauen gewonnen hatte. Er stand ja noch nicht in Verbindung mit dem Handelshause zu Kairo, und damals waren einige Dschellabs gegen den Doktor so wenig mißtrauisch, daß sie ihn mehr als einmal aufforderten, mit ihnen die Reise nach Dar Fur zu machen; sie dauere ja nur fünfzig Tage. Andere waren freilich voll von Mißtrauen, denn ein sudanesischer Araber begreift nicht, daß man Reisen machen könne, ohne Handelsgewinn im Auge zu haben.

Im Jahre 1857 waren insgeheim Bevollmächtigte des Sultans von Dar Fur nach Kairo gekommen. Graf d'Escayrac und Doktor Cuny erhielten davon Kunde, machten den Furiern einen Besuch, äußerten aber nichts von dem Reiseplane, welchen sie beriethen. Cuny entschloß sich, das Unternehmen endlich zu wagen. Er war der verschiedenen arabischen Dialekte mächtig und an das afrikanische Klima gewöhnt. Den Dschellabs mochte er sich aus guten Gründen nicht anschließen, deshalb fuhr er den Nil bis Nubien hin-

auf, um nach El Obeidh in Kordofan zu gehen. Von der Grenze des letztern bis zu jener von Dar Fur hatte er nur noch sieben Tagereisen.

Zu Derr in Nubien, am mittlern Nil, legten ihm die ägyptischen Behörden viele Hindernisse in den Weg; doch gelang es ihm El Obeidh zu erreichen. Von dort schrieb er unterm 25. Mai 1858 an den Grafen d'Escayrac, daß er am folgenden Tage nach Dar Fur aufbrechen werde. Das war die letzte Nachricht von seiner Hand. Er erreichte Kobeh, starb aber bald nachher in dieser Stadt, wie es heißt am Fieber.

Nun wollen Munzinger und Kinzelbach in seine Fußstapfen treten, hoffentlich mit glücklicherm Erfolge.

Der Sultan von Dar Fur ist, Cuny zufolge, eine Art von Kaiser; er übe die Oberherrlichkeit über eine Anzahl kleiner Staaten, deren Herrscher ihm Tribut zahlen, im Uebrigen jedoch ihre inneren Angelegenheiten nach Gutdünken verwalten. Diese Vasallenfürsten haben volle Gewalt über Leben und Tod ihrer Unterthanen, zahlen nur Tribut, weil sie nicht stark genug sind, sich demselben zu entziehen, besitzen den Thron erblich und bezeichnen sich als Melek's, Könige.

Die Zustände in Dar Fur sind fast eben so barbarisch, wie jene in Wadaï. Als Zeichen der Herrscherwürde gilt nicht, wie in manchen anderen Ländern Afrikas, ein Sonnenschirm, sondern eine große Trommel, ein Tombol, wie die Schwarzen, Nogara wie die Araber, sagen. Sie ist auch das Feldzeichen, welchem der Krieger folgen und das er bis auf's Aeußerste vertheidigen muß; während des Treffens wird sie unaufhörlich geschlagen und darf nicht verstummen, es sei denn, sie fiele in Feindes Gewalt. In Dar Fur ist das Tombol von Kupfer und wird darum auch El Nehas, das Kupfer, genannt.

Alljährlich bekommt es ein neues Trommelfell, das unter großen Feierlichkeiten aufgezogen wird. Zu diesen müssen sich alle Melek's und angesehene Männer des Reichs am Hoflager einfinden, denn El Dschilad, das Fest der Haut, ist ein Nationalfest, bei welchem man auch große Wettrennen veranstaltet. Weiter unten berichten wir, was Mohammed el Tunsy über die Menschenopfer erzählt; Cuny erfuhr, daß man sich zum Opfer für das Fest aus weit entfernter Gegend zwei weiße Menschen verschaffe, einen Knaben und ein Mädchen. Diese stellt man neben drei Stiere. Während die fünf Opfer ihr Schicksal erwarten, vergnügen sich die Könige mit Lanzenwerfen und anderen Lustbarkeiten. Nachher schlachtet man erst die beiden Menschen und dann die Thiere ab. Die Haut der letzteren wird über die Nogaras gespannt, das Fleisch sämmtlicher Opfer kleingehackt und in große Kessel gethan. Nachher beginnt die Mahlzeit der Kannibalen; die Brüder, Söhne und Verwandten des Sultans, die Melek's und alle Vornehmen müssen von der Speise genießen; selbst Kranken wird eine Schüssel voll zugeschickt. Wer nach eingenommener Mahlzeit die Speise wieder von sich giebt, gilt für einen Feind des Sultans und wird hingerichtet.

Die Furier erzählten in Syut, daß Sultan Hosseïn, als guter Muselmann, sich große Mühe gegeben habe, den heidnischen Brauch abzuschaffen; aber seine Vasallen bestehen darauf, daß am Herkommen nichts geändert werde; ohnehin muß der Sultan ihnen beim Feste des Felles Geschenke zu machen. Uebrigens habe er die Menschenopfer doch beseitigt und an die Stelle derselben ein Ochsenopfer gesetzt. Der dazu bestimmte Ochse muß besondere Abzeichen haben und wird vor dem Festtage auf den Trommelplatz geführt. Dort wird er vier und zwanzig Stunden lang gepeinigt und an ein und derselben Stelle festgehalten. Am andern Tage erscheint der Sultan mit seinem ganzen Hofstaate, den Vasallen und den Geistlichen und tritt vor den Ochsen hin, dessen Stirn er berührt. Dann läßt man die Stricke los, das ermattete Thier fällt zu Boden und der Sultan schneidet ihm mit einem geweiheten Messer den Hals ab.

Das Fleisch wird stark gewürzt, gekocht und in so viele Schüsseln vertheilt, als Vasallen zugegen sind. Auf jede Schüssel thut man etwas von den Eingeweiden und Excrementen und läßt das Ganze acht Tage lang stehen. Dann erst darf Jeder die für ihn bestimmte Schüssel leeren. Wer sich erbricht, gilt für einen Feind des Sultans. Die Geistlichen legen ihm die Frage vor, ob er leugne, gegen den Herrscher feindselig gesinnt zu sein. Wer letzteres in Abrede stellt, wird sofort, gewöhnlich von seinen eigenen Verwandten, getödtet; wer eingesteht, wird auf Lebenszeit nach dem Marrahgebirge verbannt. Aber nach dem Tode des Sultans gewinnt er seine Freiheit wieder, und es hat sich ereignet, daß ein solchergestalt verbannter Mann zur Würde eines Wesirs emporstieg.

Wir fügen den obigen Nachrichten einige Mittheilungen aus Mohammed el Tunsi bei, weil sie ein Bild von den Zuständen in Dar Fur geben.

Scheich Mohammed el Tunsi stammt, wie schon der Beiname andeutet, aus Tunis, wo er im Jahre nach der Flucht des Propheten 1204, welches unserm 1789 entspricht, geboren wurde. Nachdem er in den Schulen seines Heimathlandes guten Unterricht genossen, begab er sich nach Kairo, um seinen Vater aufzusuchen. Dieser hatte indeß Aegypten verlassen, war nach dem Sudan gewandert und beim Sultan von Dar Fur angestellt worden. Dorthin begab sich dann auch der Sohn, welchem es an Muße und Gelegenheit nicht fehlte, sich im Lande umzusehen und mit Ruhe zu beobachten; er besuchte auch das Marrahgebirge, welches Dar Fur durchzieht. Mohammed blieb zehn Jahre im Sudan, ging dann in seine Heimath Tunis zurück, begab sich aber später nach Kairo und begleitete von dort als Feldgeistlicher ein ägyptisches Regiment nach Morea. Späterhin wurde er in Aegypten bei der medicinischen Akademie angestellt, lernte den Doktor Perron kennen, und erzählte diesem Vieles über seine weiten Reisen und über seinen Aufenthalt in Dar Fur; auf dringendes Ansuchen des europäischen Arztes stellte dann Mohammed seine Reisenotizen zusammen. Eine französische Uebersetzung erschien zu Paris (Voyage en Darfour, effectué de 1803 à 1820) im Jahre 1845, und wir entlehnen derselben die nachfolgenden Angaben. Manche Eigenthümlichkeiten des Volkes müssen wir weglassen, weil sie zu unzüchtig sind und auch durch Umschreibung nicht gemildert werden können.

Die drei Jahreszeiten in Dar Fur weichen von jenen in Aegypten wesentlich ab. Der Frühling entspricht dem Herbst und Winter Aegyptens, der Sommer dem Frühjahr und der Herbst dem Sommer; die Jahreszeiten sind also jenen in Aegypten etwa um drei Monate voraus, aber der Herbst hat nur zwei Monate. Der Sommer fällt in den März bis mit Juni; der Herbst in die drei folgenden Monate, doch so, daß der September als Winter betrachtet werden muß; December, Januar und Februar bilden den Frühling. Der Herbst ist Regenzeit; diese dauert etwa fünf und siebenzig Tage, und man bemerkt während derselben manchmal vier oder fünf Regenbögen gleichzeitig am Himmel. Im Sommer zeigt sich die Luftspiegelung. An Hornvieh ist das Land ungemein reich und man kann in Wahrheit sagen, daß es von Milch überfließe.

Von den Jägern werden verfolgt: Girafen, Strauße, Gazellen, Teytels, Elephanten, Büffel, Hyänen, Rhino-

ceros, Löwe und andere wilde Thiere. An Getreide ist Ueberfülle vorhanden, nicht minder an Gemüse-, Obst, Arzenei- und Färbepflanzen. Das Blatt des Schalaub-Baumes kaut man, um den Geruch von der Merissa, dem landesüblichen Biere, aus dem Munde zu entfernen. Die Frucht von der Pflanze Kyly spielt bei gerichtlichen Ueberführungen eine Rolle. Der Angeklagte muß einen Aufguß von derselben trinken; man nimmt an, daß er unschuldig sei, wenn er denselben sofort wieder ausspeit; der Schuldige könne ihn ohne Schaden trinken. Mit Dagara heilt man auf der Stelle auch die heftigsten Augenentzündungen; mit einem gewissen Pflanzensafte kann man dem Haar der Pferde eine ganz andere Farbe geben. In Dar Fur lebt auch das Einhorn; es ist kein Fabelthier, sondern hat das Horn vor der Stirn. —

Ueber Sitten und Gebräuche handelt Mohammed sehr ausführlich. Daß man bei einem schwarzen Volke Afrikas keine Züchtigkeit suchen dürfe, versteht sich von selbst, aber in Dar Fur ist es in dieser Beziehung fast noch schlimmer bestellt, als anderwärts.

In Bezug auf die Verheirathung ist folgendes Verhältniß eigenthümlich. Nachdem ein Bräutigam sich um ein Mädchen beworben und das Jawort erhalten hat, dürfen die Eltern beider Theile sich gar nicht mehr sehen; auch wenn sie vorher die besten Freunde gewesen sind, müssen sie jetzt einander ausweichen. Dasselbe gilt auch von den übrigen Verwandten beider Theile. Der Bräutigam darf den Vater oder die Mutter der Braut nicht sehen, die Braut nicht die Eltern ihres Verlobten. Nach vollzogener Heirath hört dieser Zwang auf. Eine Frau darf in Gegenwart ihres Mannes nicht essen; das wäre eine Unschicklichkeit.

Am Hofe ist ein Beamter, der sogleich erwürgt wird, wenn der Sultan im Krieg umgekommen ist. Der Landesherr hat Gefallen an Zwergen und Hofnarren.

Kobeh ist die Landeshauptstadt, aber der Sultan residirt in Tendelty. Dar Fur kann man vom Norden nach Süden in fünfzig Tagereisen durchwandern; dann kommt man an die Nordgrenze des großen Landes Fertit. Von Osten nach Westen ist Dar Fur fünfzehn Tagereisen breit; dann kommt man an eine Wüste. Von Norden nach Süden zieht sich die Gebirgskette Marrah. Dadurch erklärt sich, weshalb Dar Fur von keinem bedeutenden Flusse durchströmt wird. Man weiß aber noch nicht genau, was aus dem Bare wird, welcher vom Marrahgebirge herabkommt, der Kette westlich entlang zieht und dann verschwindet. Noch ein anderer Strom, welcher seine Richtung nach dem Weißen Nil hin nimmt, soll vorhanden sein. Man spricht von ausgedehnten Sumpfländereien, aus welchen in der Regenzeit das überschüssige Wasser nach dem Thalbecken des großen Stromes abfließe. Im Lande glaubt man, daß die Quelle des Weißen Nil neunzig bis einhundert zwanzig Tage südlich von Dar Fur liegen.

Die Volksmenge soll drei bis vier Millionen betragen. Man redet eine aus dem Arabischen abgeleitete Sprache. (?)

Scheich Mohammed schloß sich in Kairo einer Karawane an, welche nach Dar Fur zurückkehrte. Er zog am Nil hinauf, dann über El Scheb und Selymeh nach Laguyeh und Sagawhy und von dort nach der Grenze von Dar Fur, die er nach vierzig wirklichen Tagemärschen erreichte.

Auf der Grenze von Fur liegt die Brunnenstation Masrub. Von dort schickte er einen Boten an seinen Vater, der ihm ein Geleit entgegensandte. Mit ihm kam er erst nach Kobeh, dann nach Dschultu, wo sein Vater wohnte. Dieser stellte ihn in Tendelty dem Sultan vor. Der junge Scheich erhielt eine junge Sklavin und allerlei Luxusgegenstände zum Geschenk.

Mohammed ist natürlich ein Geograph in arabischer Weise und entwirft folgende Schilderung. Wenn man, sagt er, von Westen nach Osten geht, dann ist Dar Fur die dritte Region im Sudan (— Sudan bedeutet Land der Schwarzen. —) Die erste ist Sennâr, welches, der Hautfarbe seiner Einwohner wegen, von Arabern und Negern als ein Theil des Sudan betrachtet wird. Die zweite ist Kordofân. Die vierte Region ist Waday, die fünfte Baghirme (— Beghirmi, Baghirmi —), die sechste Bornu, die siebente Adighis, die achte Afno, die neunte Dar Tombuktu, die zehnte Dar Mellah, wo der König der Fellata residirt.

Auf der Ost- und Südseite Dar Furs schwärmen viele arabische Beduinenstämme umher; sie besitzen viel Rindvieh und Pferde und der Sultan von Dar Fur erhebt von ihnen alljährlich eine Abgabe, welche aber oft von ihnen verweigert wird. Dann muß er Heerzüge gegen sie unternehmen, die manchmal sehr blutig ausfallen.

Bei den Bewohnern des Marrahgebirges herrscht die Sitte, daß kein Mann eine Frau wirklich zum Weibe nimmt, wenn sie ihm nicht zuvor Kinder geboren hat. Eifersüchtig sind die Männer gar nicht; aber im Uebrigen gelten diese Furier von Marrah für roh und jähzornig, besonders wenn sie sich in trunkenem Zustande befinden. Auch sind sie geizig und gar nicht gastfrei. Knaben und Mädchen gehen bis zur Zeit, da die Mannbarkeit eintritt, durchaus unbekleidet; dann tragen die Knaben eine Art Hemde, die Mädchen ein Meisel, einen schmalen Schurz von Zeug unterhalb des Nabels; der Oberkörper bleibt völlig entblößt.

Diese Menschen wissen nicht, was Reinlichkeit ist, kennen auch keine Abwechselung in dem, was sie verfertigen, oder in der Nahrung, welche sie zubereiten; sie essen ohne Unterschied, was sich ihnen eben darbietet, gleichviel ob es bitter schmeckt oder verdorben ist. Manchmal ist ihnen angegangenes, halb verfaultes Fleisch am allerliebsten.

In jedem Dorfe haben die jungen Männer eine Art von Vorsteher, welchen sie den Wornan nennen; auch die Mädchen haben eine aus ihrer Mitte zum Oberhaupte und nennen dieselbe Meirem. An Festtagen ruft der Wornan seine Leute zusammen, die Meirem thut ein Gleiches; beide Theile versammeln sich, und jeder wählt sich ein Mädchen aus. — Die Frauen sind nicht zum Kriegsdienste verpflichtet, müssen aber alle schweren Arbeiten verrichten. Im Uebrigen herrscht im geschlechtlichen Umgange keinerlei Zwang und Liebesverhältnisse geben nach keiner Seite hin Anstoß. Die Gebirgsbewohner glauben an Gespenster und Geister; die letzteren gelten für Beschützer der Heerden, welche man deshalb auch frei weiden läßt, ohne sie unter Obhut von Hirten zu stellen.

Der Herrscher von Dar Fur übt eine despotische Gewalt, hat das Recht über Leben und Tod Aller, erniedrigt sie, setzt sie ab oder tödtet nach Belieben, sein Wunsch gilt für Befehl, und wenn derselbe auch noch so abscheulich wäre, so widersetzt sich doch Niemand. Widerrede, auch nur mit dem geringsten Worte, ist nicht erlaubt, höchstens darf man um Gnade flehen.

Der Sultan hat stets alte Weiber um sich; sie bilden einen zahlreichen Bestandtheil des Hofstaates und stehen unter einer Frau aus ihrer Mitte, welche den Titel Königin der Habobahs oder Alten führt. Nach der Thronbesteigung muß der Herrscher sieben Tage lang in völliger Zurückgezogenheit leben. Nach Ablauf dieser Zeit kommen die Habobahs, um ihn abzuholen. Jede trägt zwei Eisenstangen, die aneinander geschlagen werden und ein eigenthümliches Geräusch machen. Eine dieser alten Frauen hat einen kleinen, aus Dattelblättern verfertigten Besen

und ein Gefäß mit einem besondern Wasser. Sie taucht den Besen in dasselbe und besprengt damit in Zwischenräumen den Sultan, während die übrigen allerlei Worte sprechen. Nachdem dieses geschehen, nehmen sie den neuen König in ihre Mitte und geleiten ihn nach der Kupferniederlage, das heißt zu den Hütten, in welchen die kupfernen Pauken des Sultans verwahrt werden. Sie schlagen auf diese Pauken, murmeln dazu geheimnißvolle Worte und führen nachher den Herrscher zum Throne.

Der Sultan richtet an Keinen, wer er auch sein möge, unmittelbar das Wort, sondern bedient sich eines Dolmetschers. Wer vor ihm erscheint, muß sich auf die Kniee werfen; nachher nennt der Dolmetscher den Namen eines jeden Anwesenden und fügt hinzu: „Hier ist Der und Der; er grüßt Dich unterthänig." Hinter dem Fürsten stehen Neger von der Leibwache, Korkoa; sie wiederholen: „Gruß, Gruß, Gruß!" und gelten gleichsam für das Mundstück des Sultans, der seinerseits kein Wort verliert. Bei großen Versammlungen wird eine mächtige hölzerne Trommel gerührt; sie heißt Dingar, bildet einen umgekehrten Kegel, ist mit einer Haut überspannt und schallt sehr stark.

Sobald der Sultan ausspeiet, beeilt sich ein Hofbeamter, den Speichel mit seinen Händen hinwegzunehmen. Wenn der Sultan hustet, müssen alle Anwesenden gleichfalls husten; wenn er nies't, thun sie ein Gleiches, und das hört sich dann recht seltsam an. Wenn er im Rathe seiner Würdenträger sitzt, wehet ihm ein Mann mit einem großen Fächer von Straußfedern Kühlung zu; auf der Jagd hält man einen Sonnenschirm über ihn; ein anderer Hofmann trägt einen Teppich. Ereignet es sich, daß das Pferd des Sultans einen Fehltritt macht, strauchelt oder gar den hohen Reiter abwirft, dann müssen sich auch alle seine Begleiter zu Boden werfen. Wer es nicht oder nicht rasch genug thäte, würde dafür eine Tracht Prügel erhalten, gleichviel welchen Ranges er wäre.

Auch im Diwan bei der Berathung richtet der Sultan an Keinen das Wort unmittelbar, sondern bedient sich auch hier eines Dolmetschers. So braucht er nicht zu besorgen, daß er einen Sprachfehler mache. Bei großen, öffentlichen Audienzen stehen nicht weniger als sieben Dolmetscher inmitten des Diwans; der erste hat seinen Platz dicht neben dem Sultan, der letzte bei dem klageführenden Manne. Der große Saal ist von Soldaten umstellt, an den Verhandlungen nehmen Ulemas und Scherifs Theil; Zuhörer und die, welche ihre Anliegen vorbringen, liegen auf den Knieen und stützen sich mit den flachen Händen auf den Boden; die Hofnarren dagegen stehen aufrecht. Der Fürst nickt denen zu, welche erscheinen, um seine Gerechtigkeit anzuflehen, und sie streichen dann mit ihren Händen über den Boden.

Alljährlich werden die Felle auf den Pauken erneuert, und diese große Feierlichkeit ist mit einem siebentägigen Feste verbunden. Man zieht den Ochsen die Haut ab, wenn sie noch lebendig sind, oder doch gleich beim Beginn des Abschlachtens. Nachdem die Haut abgelös't ist, trennt man das Fleisch von den Knochen ab, zerschneidet es, richtet Tafeln für die Großen her und Jeder muß essen. Wer sich weigern wollte, bekäme eine Tracht Schläge. Manche Furier behaupten, daß man bei jener Gelegenheit auch einen kleinen Knaben oder ein Mädchen in Stücke zerhacke und diese zusammen mit dem Ochsen- oder Schöpsenfleische in den großen Kesseln koche.

Der Ort, wo der Sultan Hof hält, wird Fascher genannt, und dort werden auch die Pauken verwahrt.

Der Herrscher besitzt als besonderes Eigenthum Ackerländereien, welche man für ihn alljährlich nach der Regenzeit bestellt. Wenn dieses geschieht, wählt der Sultan einhundert der hübschesten Frauen aus seinem Harem, welche ihn auf das Feld begleiten. Sie tragen auf dem Kopfe Gefäße, die mit den besten Speisen angefüllt sind, und gehen hinter dem Rosse des Sultans her neben jungen Sklaven, die mit Lanzen bewaffnet sind. Auch eine Bande Flötenspieler befindet sich im Zuge und ihr Spiel wird mit Gesang begleitet. Auf dem Felde steigt der Sultan vom Pferde und streut etwas Samen an einer Stelle aus, die von einem Sklaven aufgelockert worden ist. Und nun greifen sofort alle Wesire, Großen und Hofbeamten zur Hacke, wühlen den Boden um und dergestalt wird der Acker rasch bestellt. Sobald dieses geschehen ist, werden die Speisen vorgesetzt und nachher ziehen Alle nach dem Fascher zurück.

Die Furier sind ungemein vergnügungslustig, lieben Feste und Lustbarkeiten und kaum vergeht ein Tag ohne dergleichen. Im Allgemeinen wohnen sie in Hütten, die aus Zweigen bereitet werden; sie sind rund und sehen beinahe aus wie Zelte. Das Klima ist sehr heiß, und deshalb bekleiden sich die Leute so leicht als möglich, mit weißen Gewändern, die man äußerst sauber hält. Die Frauen schlagen ein Stück Zeug um die Hüften und befestigen dasselbe vermittelst eines Bindfadens.

Eine Braut schmückt sich mit einem Tuche, das ihr vom Kopf bis auf die Füße herabhängt, und hängt einen Ring in einen Nasenflügel. Bei Reichen ist dieser Reif von Gold, bei Andern von Silber, bei den Armen nur von Kupfer. Alle Weiber haben auch Ohrringe, Hals- und Armbänder.

Der Bräutigam erhält von seiner Geliebten irgend ein Stück von ihrem Putze, das er dann stets an sich trägt. Es muß wiederholt werden, daß Eifersucht sehr selten vorkommt; man läßt einander freien Willen.

Das Kind, welches von einer Braut geboren wird, gehört dem Oheim von mütterlicher Seite. Die Hochzeitsgeschenke bestehen zumeist in Vieh. Beschneidung beider Geschlechter ist allgemein und giebt Anlaß zu einer Festlichkeit.

Eine verheirathete Frau bleibt noch ein paar Jahre im väterlichen Hause. Der Mann ist bei ihr und es hat immer einige Schwierigkeiten, sie zu entführen.

Zum Hofhalte des Sultans gehören Eunuchen, welche zu Hütern des Harems bestellt sind und mit den Frauen sehr hart umgehen. Auch die Großen lassen ihren Harem durch solche Eunuchen beaufsichtigen.

Sehr verbreitete Krankheiten sind Elephantiasis und Syphilis; auch kommt der Bandwurm vor, aber nicht so häufig wie in Abessinien.

Von Schulunterricht kann nicht viel die Rede sein; er erstreckt sich nur auf die Knaben, welche höchstens etwas im Koran lesen lernen. Aber für Zauberei hat das Volk einen großen Hang und die Aerzte sind weiter nichts als Zauberer oder Marktschreier.

Man baut in Dar Fur sehr viel Durra, vorzugsweise die Art mit weißem Korn, und Sesam, aber diesen nicht der Oelgewinnung halber, sondern um die Körner zu essen. Bienenhonig ist in großer Menge vorhanden und wird gern gegessen, aber das Wachs wirft man ungenützt bei Seite und benutzt es nicht einmal zur Bereitung von Kerzen; statt dieser brennt man eine Art sehr fettigen Holzes. Der nützlichste Baum ist der Heglyg, dessen Wuchs und Stärke an die ägyptische Sykomore erinnert. Man saugt die Rinde aus, bereitet aus den Körnern eine Art Salat, mit

den jungen Blättersprossen werden die Speisen gewürzt, die grüne Frucht wird zerstampft und ersetzt beim Zeugwaschen die Seife; sie nimmt alle Flecken weg, läßt aber eine gelbliche Farbe zurück. Das getrocknete Holz brennt wie ein Licht und wird auch statt desselben in den Hütten benutzt.

Das Kloster Mafra. Die Stadt Barcellos, Wiege des Königshauses Braganza.

Wir haben eine Reihenfolge von Aufsätzen und Illustrationen über Portugal mitgetheilt, die wir jetzt abschließen, indem wir noch zwei interessante Punkte schildern. Unsere Leser kennen Bauwerke aus den Zeiten, da ein ritterlicher, romantischer Geist die Potugiesen weit über See trieb; sie haben die Kirchen und Prachtpaläste aus verschiedenen Jahrhunderten vor Augen. Heute wollen wir ein Kloster schildern, durch dessen Erbauung der Träger der Krone bettelarm wurde und das Land an den Abgrund finanziellen Ruins brachte. Wir meinen das Kloster Mafra, das nördlich von Cintra, fünf deutsche Meilen nordwestlich von Lissabon, in einer armseligen und öden Gegend steht. Es ist ein Denkmal unbedachtsamer Geldvergeudung und übel angebrachter Frömmigkeit.

Mafra ist zugleich Kloster, Kirche und Palast. König Johann der Fünfte, welcher zu Anfang des vorigen Jahrhunderts Portugals Krone, trug war tödtlich erkrankt. Da gelobte er, daß er das ärmste Franciskanerkloster in seinem Lande zum reichsten und schönsten machen wolle, wenn ihm Genesung beschieden sei. Er wurde gesund und ließ in den Jahren von 1717 bis 1731 das Gebäude aufführen, welches unsere Abbildung zeigt.

Es ist ein gewaltiger Steinkoloß, von regelrechter, kalter, aber nicht ungefälliger Architektur. Plan und Zeichnungen entwarf der deutsche Baumeister Ludovici, er war aber dabei an den Eigenwillen des Königs gebunden, der seine besonderen Liebhabereien hatte und etwas ganz Kolossales verlangte. Das spanische Escurial war sein Vorbild, aber Mafra sollte noch größer sein. So bildet es ein Viereck von 760 Fuß Länge und 670 Fuß Breite. Es hat nicht weniger als achthundert und siebenzig Zimmer, fünftausend und zweihundert Fenster, dreihundert Klosterzellen, drei Kirchen, deren eine der St. Peterskirche in Rom nachgeahmt worden ist, und einhundert und achtundzwanzig Glocken in den Thürmen. Diese Glocken sind in Genua und Paris gegossen worden,

Kloster Mafra in Portugal.

die Uhren mit den Glockenspielen kamen aus Antwerpen und Amsterdam, und diese letzteren kosteten fünfzigtausend Goldthaler. Die Kirchen sind überreich geschmückt mit kostbarem Marmor, Vergoldungen, Heiligenstatuen und Heiligenbildern. Im Jahre 1730 wurde Mafra eingeweiht, aber 1731 waren noch immer zwölftausend Arbeiter beschäftigt, um das Werk zu vollenden. Der König war den Arbeitern über eine Million Thaler Lohn schuldig.

Als die Basilika eingeweiht wurde, soll er auf dem Fußboden derselben eine große Menge von prachtvollen, goldgestickten Zeugen, gottesdienstlichen Gefäßen, Diamanten und Edelsteinen als Geschenke für das Kloster hingelegt und dabei zu seinem Hofgesinde, das in Gala der Feierlichkeit beiwohnte, gesagt haben: „Sehet, das was ihr hier liegen sehet, hat noch mehr gekostet als diese gewaltige Steinmasse."

Eine so exemplarische Frömmigkeit mußte belohnt werden. Papst Benedikt der Vierzehnte hat den Erbauer dadurch belohnt, daß er dem Könige von Portugal den Titel Allergetreueste Majestät verlieh. Diesen führen seit jener Zeit die Träger der Krone; ohne jenen Steinkoloß würden sie ihn schwerlich haben.

Allergetreueste Majestät war nun der König, aber Portugal war zu Grunde gerichtet. Da, wo früher in einem bescheidenen Kloster zwölf Franciskanermönche gewohnt, gebetet und gebettelt hatten, stand das Prachtgebäude, in welchem nun einige hundert Mönche in eben so vielen Zellen wohnten. In der Mitte des Vierecks erhebt sich die Hauptkirche mit ihren beiden Thürmen und hinter ihr liegt das Kloster. An beiden Seiten stehen die „Pavillons", selber geräumige Paläste, von welchen der eine für den Patriarchen, der andere für den Hof bestimmt ist. Mafra hatte viele Millionen verschlungen. Im Jahre 1729 waren beim Bau, wohlgezählt, 47,836 Arbeiter und 1270 Lastochsen zum Schleppen der Steine verwandt worden. Als Dom Joao der Fünfte 1750 starb, war der Staatsschatz so leer, daß er nicht einhundert Goldstücke enthielt, und daß es an Geld fehlte, um die Messen für den todten König zu bezahlen. Die Mönche freilich hatten in einer Wüstenei ein Prachtkloster.

Durch falsche Frömmigkeit war Alles zerrüttet worden, aber ein Freigeist brachte Portugal auf's Neue zur Blüte. Binnen sieben und zwanzig Jahren hatte der Marquis von Pombal dem Lande wieder ein Heer und eine Flotte geschaffen, Hunderte von Schulen gegründet, die Verwaltung geordnet und das vom Erdbeben 1755 zerstörte Lissabon wieder aufgebaut. Als er sein Amt niederlegte, fand die Königin Maria die Erste eine Summe von beinahe vierzig Millionen Thalern im Staatsschatze.

Mafra ist auch heute noch ein Kloster. Aber in den weiten Räumen ist auch vollauf Platz für die Kriegsschule, welche man dorthin verlegt hat. So wohnen Kämpfer für Staat und Kirche unter demselben Dache.

Wir wenden uns aus Estremadura, in welcher Provinz Mafra liegt, nach dem nördlichen Theile Portugals, wo wir in der Provinz Entre Minho o Douro auf dem rechten Ufer des Cavadostromes eine bescheidene Stadt finden, an welche sich für Portugal interessante geschichtliche Erinnerungen knüpfen. Wir meinen Barcellos, nördlich von Oporto, südlich von Viana, einige Stunden vom Meer entfernt.

Diese Stadt gewährt einen hübschen Anblick, ist gar nicht modernisirt, sondern zeigt noch einen alterthümlichen, ächt portugiesischen Charakter. So erscheint nichts gemacht, sondern Alles natürlich, einfach, leicht und anmuthend. Der Reisende fühlt sich wohl in der frischen Luft; gegen die Sonnenstrahlen findet er labenden Schatten unter den Akazien und Mimosen, mit denen die Straßen beflanzt sind, und mit Vergnügen schlürft er den Wohlgeruch des Heliotrops ein, der ihm entgegen duftet.

Der Cavado ist ein kleiner Strom mit blauem Wasser, über welchen eine alte Brücke führt. Barcellos liegt auf der Höhe, man muß auf Treppenstufen hinangehen. Die alte Mauer ist hin und wieder schadhaft oder gar verfallen, aber wir leben nicht mehr im Mittelalter und die Stadt braucht feindliche Ueberfälle nicht zu besorgen.

Barcellos ist sehr alt. Schon in den Zeiten der Karthager und mindestens vor Christi Geburt soll es Stadt gewesen sein. Sicher bleibt, daß es während der Kriege zwischen den Königen von Leon und den Arabern eine nicht ganz unwichtige Rolle spielte. König Alphons der Sechste (1072 bis 1109) gab es dem Grafen Heinrich, seinem Schwiegersohn, zum Heirathsgute mit, dem Vater des Gründers der portugiesischen Monarchie. Graf Dom Affonso, natürlicher Sohn Johann des Ersten, heirathete 1401 die einzige Tochter des Connetabels Dom Nunho Alvares Pereira und erhielt, nebst anderer Mitgift, auch die Grafschaft Barcellos.

Dieser Fürst ist Ahnherr des Hauses Braganza. Neben der Kirche liegt eine nun theilweise verfallene Burg; sie ist die Wiege des jetzt regierenden Königsgeschlechtes, das jetzt tüchtige Männer aufzuweisen hat. Für Portugal ist die Zeit der Eroberungen und der Entdeckungen zur See längst vorüber, aber die Könige dieses Landes, das, obwohl klein, doch reich an noch wenig entwickelten Hülfsquellen ist, haben immer noch eine schöne Aufgabe.

In Barcellos kann man an Markttagen den Kleinbürger und Landmann Nordportugals mit Muße betrachten, und sich namentlich die Trieanas, Bauermädchen, und die Pescadores, Fischer, gemächlich ansehen. Die Männer unterscheiden sich in ihrem ganzen Auftreten nicht wesentlich von den Südeuropäern überhaupt. Der alte Strabo bemerkt, daß die Lusitani schwarze Mäntel trügen, weil ihr Wollvieh zumeist schwarz sei. Das ist noch heute der Fall; man trägt fast nur Schwarz oder Braun; die Frauen dagegen lieben bunte Farben. Bei den Männern machen übrigens jene Mäntel, welche man als Honras de Miranda bezeichnet, eine Ausnahme, denn sie schreien Einem in die Augen.

Einen wunderlichen Anblick gewähren die Hühnerverkäufer, welche den Markt von Barcellos besuchen. Solch ein Mensch hat einen Mantel von Stroh, eine Jacke von Stroh und eine Brustbinde von Stroh; dazu trägt dann der Rustico einen mächtigen Filzhut. So sieht er aus wie ein Bienenkorb oder wie ein Wilder, wie ein Eskimo oder wie ein Mensch aus irgend einem Urwalde.

Uebrigens ist der Nordportugiese eine ganz ansprechende Erscheinung, kräftig gebaut, mit hübschen Formen, wenn auch durchschnittlich klein. Er bewegt sich langsam und manchmal etwas unbeholfen. Der Bauer wird ein guter Soldat, der leicht Manneszucht annimmt und mäßig lebt. Die Frauen und Mädchen sind durchgängig recht angenehm, oft sehr hübsch und manchmal sogar sehr schön. Das Haar ist üppig, der Blick sanft und doch eindringlich, das Lächeln angenehm und die Zähne sind unvergleichlich. Der Fuß erscheint mitunter etwas schwer, aber die Hand ist desto netter. Sie stehen gut und anmuthig auf den Beinen; Kniff (das alte deutsche Wort für „Taille") und Abfall der Hüften lassen nichts zu wünschen übrig, und der Kopf sitzt vortrefflich auf dem Halse.

Die Haltung hat bei Männern wie bei Frauen etwas Stolzes. Diese Portugiesen sind einfach und freundlich und der Fremde wird aller Orten gastlich aufgenommen, er findet Wohnung und gedeckten Tisch und fühlt sich wohl.

Zwischen Spaniern und Portugiesen herrscht bekanntlich keine geringe Abneigung. Beide Nachbarn werfen einander dünkelhaften Stolz vor, und keiner möchte dem andern ein gutes Wort gönnen. Darüber erzählt man nun folgende Anekdote.

Ein Portugiese badete im Tajo bei Toledo in Spanien, wurde aber von der Strömung gepackt und kam in Gefahr zu ertrinken. In dieser kritischen Lage, und weil es sich um sein Leben handelte, ließ er seinen Stolz fahren und erniedrigte sich so tief, einen Spanier, der auf der Brücke stand und bisher ruhig dem Kampfe mit den Fluthen zugeschaut hatte, um Hülfe anzurufen.

Die Stadt Barcellos im nördlichen Portugal.

„Du, Spanier, komm und hilf mir; ich will Dir auch das Leben schenken!"

Die Anekdote meldet nicht, was darauf der Toledaner gethan habe. Wahrscheinlich rührte er kein Glied; natürlich war er zu stolz, sich von einem Portugiesen das Leben schenken zu lassen.

C. F. Hall's Rückkehr aus den Polargegenden. Ergebnisse seiner Forschungen.

Nach Mac Clintock's Rückkehr aus dem Polarmeer ist bei uns in Europa in Bezug auf Entdeckungen in den arktischen Regionen nichts mehr geschehen. Wir wissen, daß Franklin und seine Gefährten längst nicht mehr am Leben sind, wir haben theilweise Nachrichten über ihr Schicksal, und es bot sich keine besondere Veranlassung dar, neue Expeditionen nach dem nördlichen Eismeere zu unternehmen.

In Nordamerika dagegen ruhte man nicht. Elisha Kent Kane's Begleiter Morton wollte im Norden der Smithstraße und des Kennedy-Kanals ein offenes Polarmeer gefunden haben, dessen Vorhandensein jedoch von vielen europäischen Geographen in Zweifel gezogen oder auch völlig in Abrede gestellt wurde. Im Lande der Yankees aber hielt man es für eine Art von Ehrenpunkt, zu ermitteln, ob Kent's und Morton's Behauptungen und Angaben richtig seien. Zu diesem Zwecke unternahm Dr. Hayes seine Expedition nach dem hohen Norden, deren Ergebniß die Leser des Globus kennen. Er fand das offene Polarmeer nicht.

Ein anderer Nordamerikaner, C. F. Hall, Zeitungsredakteur zu Cincinnati im Staat Ohio, verfolgte im hohen Norden andere Zwecke. Er schiffte sich 1860 auf einem Neulondoner Walfischfahrer, dem George Henry, ein, und nahm an der Baffinsbay den Eskimo Kudlajaha in Dienst. Mit diesem Mann allein, ohne jede andere Begleitung, wollte er, theils in einem Fahrzeuge, theils zu Fuß oder im Schlitten, nöthigenfalls vier Jahre lang, die bisher wenig oder gar nicht bekannten Regionen erforschen, welche am Kap Willoughby, am östlichen Ende der Fury- und Heclastraße beginnen; er gedachte in südwestlicher Richtung bis zur Mündung

des Großen Fischflusses (des von Back entdeckten Thlew ee choh dezet) vorzudringen und auch dort noch Spuren von Franklin's Expedition zu suchen. Es war seine Absicht, ganz und gar wie ein Eskimo zu leben und gewissermaßen sich selber in einen Polarmenschen umzugestalten.

Als wir die gegenwärtige Nummer des Globus bereits in der Presse hatten, erhielten wir aus Neu-York vom 27. August die Nachricht, daß Hall zurückgekehrt sei. Er war am 22. August zu St. Johns in Neufundland eingelaufen und hatte von dort sogleich ein Telegramm an den Kaufmann H. Grinnell gesandt, das folgendermaßen lautet.

„Ich komme nach den Vereinigten Staaten, um von dort aus wieder eine Reise anzutreten. Des Schiffes wegen habe ich meine Aufgabe nicht in dem Umfange, wie ich mir vorgenommen hatte, durchführen können, aber ich danke Gott, daß ich so viel habe ausrichten können, als geschehen ist. Ich habe ermittelt, was aus der Mannschaft von, wie ich glaube, zwei Booten Franklin's geworden ist, habe auch den Schleier von einem dreihundert Jahre alten Geheimnisse hinweggezogen, indem ich nun weiß, was aus den fünf von Eskimos geraubten Männern geworden ist, welche zur Zeit der Königin Elisabeth, als Frobisher seine Expedition unternahm, verschwanden; ich ermittelte genau die Stelle, wo sie an's Land gingen." Das Telegramm sagt weiter: „and prior account of Warwicks sound", was uns im Augenblicke nicht recht klar ist. „I have recovered Awassa, Varedi and a large number of relics of said expedition." Hall fügt noch hinzu, daß er Küstenstrecken in einer Ausdehnung von mehr als eintausend Miles untersucht, mit Einschluß der sogenannten Frobisherstraße. „Ich fand, daß sie eine tiefe Bucht ist, welche in 63.° 64' N. Br., 70.° W. L. endigt. Ich habe auch einen großen Gletscher und einen aus Fossilien bestehenden Berg zwischen der Hudsonsstraße und dieser Frobisher-Bay entdeckt. Der George Henry wollte am 9. August 1861 nach den Vereinigten Staaten absegeln, aber er war bis zum 18. Oktober dicht von Eis umschlossen; die Schiffsmannschaft verdankte ihren Lebensunterhalt zumeist der großmüthigen Gastfreundschaft der Eskimos. Ich stehe mit diesen auf einem Fuß, als wäre ich einer der Ihrigen, mit Männern, Frauen und Kindern. Was ich niedergeschrieben, füllt mehr als dreitausend Seiten."

Sobald umfassende Berichte Hall's vorliegen, werden wir näher auf dieselben eingehen; heute fügen wir dem Telegramm nur einige Erläuterungen hinzu.

Im sechszehnten Jahrhundert glaubte man auf nordöstlichem Wege eine Durchfahrt nach Indien eröffnen zu können. Holländer und Engländer unternahmen nach jener Richtung hin Seefahrten, die natürlich alle erfolglos waren. Dann kam die nordwestliche Durchfahrt auf's Tapet, gleichfalls ein Phantom, das aber für die Geschichte der geographischen Entdeckungen von großer Bedeutung geworden ist.

Den Reigen in diesen Versuchen eröffnete 1576 ein kühner Seemann, Martin Frobisher. Er hatte dem Grafen von Warwick Theilnahme für seine Pläne eingeflößt und mit Hülfe dieses Edelmannes gelang es ihm, drei kleine Schiffe auszurüsten. Heute würde man sie als „Nußschaalen" bezeichnen, denn sie hatten je 35, 30 und 10 Tonnen Gehalt. Es spricht aber für den Muth Frobisher's, daß er sich mit so winzigen Fahrzeugen nach dem hohen Norden wagte.

Am 11. Juli 1576 erblickte er, etwa unter 61° N. Br., die Küste von Grönland, verlor seine Pinasse mit vier Mann in einem Sturme und sein zweites Schiff, der Gabriel, segelte heimlich nach Europa zurück. Er selber blieb standhaft, und fuhr durch das Eis nach Westen, an die Küste von Labrador. Indem er von dort gen Norden steuerte, kam er 63° 8' unter ein Vorgebirge, das er für die südliche Landspitze an einer großen Durchfahrt hielt. Das ist die „Frobishers Straße", in welche der Entdecker etwa sechszig Miles weit hineinfuhr. An den Küsten fand er Eskimos, raubte einen derselben und brachte ihn mit nach Europa. Außer diesem „wilden Menschen" hatte aber Frobisher noch einen Gegenstand an Bord genommen, der für ungemein werthvoll galt, und fast noch größere Aufmerksamkeit erregte, als die Meinung, daß man vermittelst jener Straße eine Durchfahrt nach Indien und China gefunden habe.

Dieser Gegenstand war ein schwarzes Mineral, das man für goldhaltig erachtete. Frobisher wurde wieder ausgesandt, um Schiffsladungen voll Gold zu holen. Er bekam ein königliches Fahrzeug von zweihundert Tonnen Gehalt, das von zwei kleineren begleitet wurde. Am 26. Mai 1577 segelte er ab, war am 16. Juli am Eingange der vermeintlichen Straße, sammelte während des Augustmonates einige hundert Tonnen des schwarzen Minerals und kam damit nach England. Dort entstand eine allgemeine Aufregung, denn man glaubte, ein unerschöpflich reiches Goldland sei gefunden und die „Durchfahrt" obendrein. Die Theologen bewiesen, daß eine Stelle im Buch Hiob ihre Erfüllung gefunden habe; jene besagt: „Gold komme aus dem Norden", und dieser Ausspruch hatte schon früher die Dänen und Norweger bewogen, das edle Metall in Grönland aufzusuchen.

Die Münzwardeine erstatteten einen günstigen Bericht über die Goldhaltigkeit des Minerals. Es war aber in Wahrheit nur Marcasit, goldgelber Schwefelkies, den man auf Labrador, namentlich am Catalinahafen, in der Nähe vom Kap Bonavista, häufig findet. Diese schwere, glänzende Masse ist oft mit Kupfer, Arsenik, Gold und Silber gemischt. Damals hielt man sie für goldhaltiger als sie ist, und Königin Elisabeth, die schon träumte, in Bezug auf edle Metalle mit Spanien wetteifern zu können, rüstete 1578 eine ganze Flotte aus. Sie wollte im nordischen Goldland eine Niederlassung gründen und sandte in fünfzehn Schiffen eine Anzahl von Bergleuten, Soldaten, jungen Edelleuten und Handwerkern aller Art aus. Aber die Expedition wurde in die Hudsonsstraße verschlagen und aus der großen Kolonie wurde nichts.

Es scheint, als ob Hall nicht über den 67.° N. Br. hinausgekommen sei und besonders die Gegenden an der Westseite der Davisstraße, aber zu Wasser nicht weiter als Kap Walsingham (auf der Cumberland-Insel) erforscht habe; im Innern dagegen ist er über weite Strecken gezogen und von den Eskimos, deren Vertrauen er gewann, hat er werthvolle Nachrichten eingezogen. Darüber werden seine Tagebücher Aufschluß geben.

Nena Sahib, der „indische Würger."

Dieser Mann hat sich einen Weltruf durch seinen tapfern Widerstand gegen die Engländer erworben. Sie werfen ihm seine Grausamkeiten vor und bezeichnen ihn mit Recht als einen „blutdürstigen Tiger". Sie sagen aber nicht, wie es gekommen ist, daß Nena Sahib, ursprünglich ein milder Mensch, so grimmig wurde und den Briten Haß und Verderben schwur. Sie haben ihn immer noch nicht eingefangen; er hat sich allen ihren Nachstellungen zu entziehen gewußt.

Seine Geschichte ist lehrreich und liefert den Beweis, wie willkürlich, ungerecht, eigennützig und knickerig die nun zu Grabe

getragene englisch-ostindische Kompagnie verfuhr, und wie sie auch die Gebote des Anstandes und der Billigkeit außer Augen setzte.

Nena Sahib, Radscha von Bithur, heißt eigentlich Sri Mönt Dhundu Pönt; er ist der älteste Adoptivsohn des verstorbenen Badschi Rao, Ex-Peischwa's der Maharatten.

Badschi Rao war von den Engländern, gleich vielen anderen indischen Fürsten, entthront worden, und lebte manches Jahr als Pensionär der englisch-ostindischen Kompagnie. Als er sich noch im Vollbesitze seiner Macht befand, hatte er dieser Kaufmannsgesellschaft, welche „unersättlich war im Länderverschlucken", wirksame Beihülfe geleistet in dem Kriege gegen den berühmten Tippu Sahib, den „Tiger" von Seringapatam. Wie lohnte ihm dafür die Kompagnie?

Sie brach, nach seinem Gebiete lüstern, allerlei Zank und Streit mit ihm vom Zaune; sie bedrängte ihn auf alle Weise, unterhandelte mit ihm, schloß mit ihm Verträge, brach planmäßig alle diese Verträge und hielt nie ihr Wort, und als sie ihn endlich ganz mürbe gemacht hatte, nahm sie ihm im Jahre 1817 sein Land weg. Badschi Rao hatte sich mannhaft gewehrt; er hatte noch zuletzt, an der Spitze von achttausend tapferen Maharatten, eine vortheilhafte Stellung besetzt und war entschlossen, sich bis auf's Aeußerste zu vertheidigen. Da sandte General Malcolm eine Waffenstillstandsflagge an ihn und machte ihm Vorschläge zur Uebergabe.

Diese Vorschläge bestanden in Folgendem: Badschi Rao, Peischwa der Maharatten, soll völlig auf seine Souveränetät verzichten. Er soll binnen vier und zwanzig Stunden, mit seiner Familie und einer bestimmten Anzahl seiner Anhänger, sich im britischen Lager einfinden, wo er achtungsvoll mit allen Ehren empfangen wird. Er soll dann seinen Wohnsitz in der heiligen Stadt Benares nehmen oder auch eine andere heilige Stadt zum Aufenthaltsorte wählen. Die Kompagnie verpflichtet sich, für ihn und seine Familie eine freigebige Pension auszusetzen; auch wird sie für seine bejahrten, ihm am treuesten ergebenen Anhänger gebührende Fürsorge treffen. Die für ihn und seine Familie zu zahlende Pension soll in keinem Falle geringer sein als acht Lak Rupien, das heißt 80,000 Pfund Sterling, oder 560,000 Thaler jährlich. Das war freilich nur ein schwacher Ersatz für die Einkünfte, welcher der Peischwa verlustig ging.

Nach langer Berathung mit dem ersten Minister und den höchsten Würdenträgern ging Badschi Rao auf diese Vorschläge ein und begab sich in's englische Lager zum General Malcolm. Die Kompagnie wies ihm Bithur zum Wohnort an, benahm sich aber von vorne herein äußerst niedrig und schlecht. Malcolm hatte als anständiger Mann und in gutem Glauben gehandelt, aber die gierigen Pfeffer- und Baumwollenkrämer wollten zwar die Vortheile des Raubes genießen, fanden aber die Pension viel zu hoch. Am liebsten hätten sie gar nichts gegeben. Aber wie sie sich auch drehen und winden mochten, der Wortlaut der Uebereinkunft war klar; sie mußten sich fügen und auch Lord Hardinge, damals Generalgouverneur von Indien, konnte keine Ausflüchte dagegen finden. Die Krämerkompagnie zahlte aber nur das oben erwähnte Minimum, nicht eine Rupie darüber.

Die Pension sollte, wie bemerkt, auch auf die Familie übergehen; das war ja ausdrücklich angeboten und im Vertrage stipulirt worden.

Nun müssen wir, als wesentlich und zum Sachverständniß gehörend, hervorheben, daß nach den heiligen Büchern der Hindu den Mann, welcher kinderlos stirbt, im Jenseits eine schwere Verdammniß trifft; er kommt nach dem Tod an einen Schreckensort, den Put; dort wird er, weil er kinderlos war, von Hunger und Durst gemartert, indem er diesseits keinen Sohn hat, der an der vom Gesetz festbestimmten Zeit Trank- und Speiseopfer für ihn darbringt.

Solches sind die Principien der Hindureligion in Bezug auf Leute, welche keine männliche Nachkommenschaft hinterlassen. Aber das religiöse Gesetz giebt zugleich ein Mittel an die Hand, diesem Mangel abzuhelfen und die Pein des Schreckensortes abzuwenden. Es erlaubt eine Annahme an Kindesstatt, und demgemäß erklärte Badschi Rao in seinen alten Tagen den Sri Mönt Dhondu Pönt für seinen ältesten Sohn und Erben.

Badschi Rao war, als ein Maharattenherrscher, einst ein mächtiger Monarch gewesen. Er überlebte seinen Sturz volle fünf und dreißig Jahre, übte in Bithur eine beschränkte peinliche und bürgerliche Gerichtsbarkeit aus, und starb erst am 28. November 1851.

Als sein Tod amtlich bekannt gemacht war, begann von englischer Seite eine Reihe nichtswürdiger Handlungen. Der Generalstatthalter Lord Dalhousie, dessen ganze Politik überhaupt auf Gewaltthat und Brutalität hinauslief, ließ im Rathe zu Calcutta ein Protokoll aufnehmen, demgemäß die Pension, welche vertragsmäßig dem Badschi Rao und dessen Familie gewährleistet war, der letztern nicht mehr ausbezahlt werden solle.

Das war ein offener Wortbruch, ein gemeiner Betrug, ein Schlag, von welchem Nena Sahib, Rao's hinterlassene Wittwen und überhaupt die Angehörigen der Familie schwer betroffen wurden. Dem Radscha hatten die Engländer das Land geraubt und seine Nachgelassenen bekamen Nichts. Badschi Rao, in dem Wahnglauben, daß die Engländer ihre Verpflichtungen erfüllen würden, hatte keine Ersparnisse zurückgelegt und nur wenig Geld hinterlassen.

Am 24. Juli 1851 reichte Nena Sahib, als Adoptivsohn des Verstorbenen, beim stellvertretenden Gouverneur der nordwestlichen Provinzen ein Memorial ein, in welchem er den Sachverhalt der Wahrheit gemäß auseinander setzte. Was für eine Antwort gab man ihm? Die Pension könne hinfort nicht mehr ausgezahlt werden; doch wolle man ihm eine Strecke Landes anweisen, von welcher er sich ernähren möge.

Der englische Bevollmächtigte in Bithur, ein Beamter von hohem Rang und ein rechtschaffener Mann, welcher alle Verhältnisse genau kannte und wohl wußte, wie gerecht Nena Sahib's Ansprüche waren, nahm sich der Betrogenen nachdrücklich an und stellte eindringlich vor, daß es Pflicht sei, ihren durchaus begründeten Forderungen gerecht zu werden. Was geschah ihm dafür? Unterm 24. September 1851 erhielt er vom Sekretär des Generalstatthalters ein Antwortschreiben, in welchem ihm scharfer Tadel ausgedrückt wurde, weil er sich in Dinge gemischt habe, die ihn nichts angingen! Seine Handlungsweise sei ganz unverantwortlich.

In Calcutta konnte der betrogene Nena Sahib kein Recht finden. Er wandte sich dann nach London mit einer Eingabe an das Direktorium der ostindischen Kompagnie, deren Haus in der Leadenhallstraße war. Das Schriftstück ist datirt vom 29. December 1852.

Das Direktorium der Krämerkompagnie war daran gewöhnt, die Anliegen indischer Fürsten als Bagatelle zu behandeln. Sie ließ die Bevollmächtigten Nena Sahib's lange Zeit warten, ohne dieselben auch nur einer Antwort zu würdigen. Erst im December 1853 schickte sie die Eingabe nach Indien an die dortige Regierung zurück; auf die Forderungen Nena Sahib's ging sie nicht ein.

Dieser war ein Mann von feiner Bildung (er hat einige Akte aus Shakspeare's Hamlet in's Hindustani übersetzt) und großen Fähigkeiten, dabei in seinem ganzen Benehmen sanftmüthig. Aber er hatte auch starke Leidenschaften, welche durch das abscheuliche Benehmen der indischen Kompagnie und des Generalgouverneurs wachgerufen wurden. Da er sich betrogen und getreten sah, keimte wilde Rachsucht in seiner Seele empor. Und als dann die Meuterei der Sipahis in Mirat ausbrach, erhob auch er sich und wüthete dann allerdings gegen die treulosen Engländer wie ein Tiger.

Aber er hatte den Menschen erst ausgezogen, nachdem er noch

einen letzten Versuch gemacht, Gerechtigkeit zu erlangen. Im Jahre 1855 war noch einmal ein Bevollmächtigter von ihm zu diesem Zweck in London. Dieser Mann hieß Asimollah, war wohl unterrichtet, sprach gut Englisch und gab sich die größte Mühe, die Kompagnie zu einer gerechtern Handlungsweise zu vermögen. Man behandelte auch diesen Mann wegwerfend. Als er unverrichteter Dinge abreisen mußte, äußerte er dort ganz laut: es werde die Zeit kommen, da man in England Ursache haben könne, ein so infames Benehmen der Kompagnie zu bereuen.

Das ist dann auch in schreckenerregendem Maße der Fall gewesen. Nena Sahib begann zu wüthen und unbarmherzig zu morden, und bei der Niedermetzelung der Garnison von Cahnpur spielte Asimollah eine hervorragende Rolle.

Gewiß haben die Engländer Anlaß in Hülle und Fülle, Nena Sahib als einen *blutriefenden Würger* zu bezeichnen; sie sollten aber, wenn sie ihn so nennen, allemal hinzusetzen, *daß er durch die Niederträchtigkeit Lord Dalhousie's und den erbarmungslosen Geiz der ostindischen Kompagnie, daß er durch schnöden Wortbruch zum Aeußersten getrieben worden sei.*

Die Graphitwerke in Sibirien.

Jedermann bedient sich eines *Bleistifts*, aber nur Wenige wissen, woher der Stoff zu einem so nützlichen Werkzeuge kommt, und daß jener, welchen man in Nürnberg, Regensburg und Wien zu den berühmten, allen Anforderungen entsprechenden Stiften verwendet, mehr als tausend Meilen weit wandern mußte, bevor er in der Fabrik zur Verarbeitung gelangte.

Früher wurde der beste Graphit (Reißblei) aus den Gruben von Borrowdale in Cumberland bezogen, wo er am reinsten und weichsten vorkam. Diese Gruben sind seit den Tagen der Königin Elisabeth bearbeitet worden, nun aber zumeist erschöpft. Man findet in ihnen das Reißblei nicht in zusammenhängenden Adern, sondern in vereinzelten Stücken und von verschiedener Beschaffenheit. Die Ausbeute ist nur noch gering; sie wird am ersten Montag eines jeden Monats in Essex-Street zu London meistbietend verkauft.

Man findet und gräbt Graphit auch bei Ronda, Malaga und Granada in Südspanien, er bricht aber schwer. Besser ist jener aus Böhmen und von Passau. Einige Waare kommt auch aus Rhodez, Departement Aveyron in Frankreich, aus Ceylon, Mexiko und vom Vorgebirge der Guten Hoffnung.

Bleistifte erster Qualität aus borrowdaler Graphit werden in London mit 168 Pfund Sterling per Centner bezahlt, das Pfund kostet also ungefähr zehn Thaler.

Die Handelslexica (namentlich das vielfach unvollständige und oberflächliche von Mac Culloch, auch in der neuesten Ausgabe, die wir nachgeschlagen haben) erwähnen der Hauptbezugsquelle, aus welcher jetzt der Graphit bezogen wird, gar nicht. Wir finden darüber in Gustav *Radde's* Bericht über seine Reisen in Ostsibirien eingehende Nachrichten, die wir im Auszuge mittheilen wollen.

Der Reisende kam im östlichen sajanischen Gebirge, im Gebiete der Sojoten, über den Irku-Ganganfluß und das Ultnigebirge zu dem Chorokbache und ging von dort zu den Graphitwerken des *Herrn Alibert*, die weit ab von allen Punkten der Civilisation im südöstlichen Sibirien liegen.

Im Chorokthale befand sich Radde schon im Vegetationsbereiche der Moose; die Hochtundra (wir wollen sagen das Hochmoor) war gut bestraucht. Bald erreichte er in dieser Einöde ein Kreuz, welches Alibert im Süden seiner Graphitwerke errichtet hat und das als Wegweiser dient. Nachdem man von dort eine Strecke weiter gewandert ist, übersieht man den Alibertberg und das Kosche Gol-Gebirge, kommt dann zu einem zweiten Kreuze mit eingeschnittener Inschrift und lernt das Non plus ultra der Moos- und Flechtentundra kennen, in welcher die Pferde fast versinken. Am Cholto gon finden Reisende in einer Hütte Unterkommen; die Graphitwerke liegen noch 12 Werst, also noch nicht ganz zwei deutsche Meilen, entfernt. Aber man hat nur einen klafterbreiten gebahnten Pfad, und die Zirbelfichte gewinnt in der Vegetation die Oberhand.

Sobald man den höchsten Punkt erreicht hat, eröffnet sich dem Blick eine weite Gebirgslandschaft, in deren kahlem Vordergrunde sich, als reizend belebende Staffage, das Graphitwerk befindet. Um die sorgfältig gelegten Steinbollwerke, zu welchen die abgesprengten Gangartfelsen aus dem Schachte den Stoff hergeben, bringen geschäftige Arbeiter den Graphit auf Handkarren oder Tragkörben weiter.

Diese einsam liegende Stätte des Fleißes ist schon deshalb von Interesse, weil dort scharfe Gegensätze zwischen der Lebensweise des heidnischen, uncivilisirten Stammes der Sojoten neben schon festgewurzelter europäischer Kultur auftreten. Europäische Reisende finden dort, 7000 Fuß über der Meeresfläche, gastliche Aufnahme.

Vor nun etwa achtzehn Jahren begann Alibert die ersten Arbeiten an dem nach ihm benannten Berge im Gebiete der Sojoten. Er hatte sich durch Spekulationen in Krasnojarsk und Irkutsk ein bedeutendes Vermögen erworben und verwandte dasselbe zum Goldsuchen und Goldwaschen. Dabei kam er auch in das östliche sajanische Gebirge, wo er in den Bächen Graphitsplitter und Gerölle fand, welche seine Aufmerksamkeit erregten. Nun forschte er nach, und ein Aeltester der Sojoten, Namens Somsa, welcher in jener Gegend seine Jagdgründe hatte, war ihm zur Auffindung der eigentlichen Ader behülflich. Nach mehrjährigen Vorarbeiten und langem Einsiedlerleben gelang es ihm, den reichen Schatz, welcher in der Erde ruht, zu heben und die Frucht seiner Anstrengungen zu ernten.

Der Graphit liegt im Alibertberge in einer fadenbreiten (6 Fuß) hohen Hauptader, welche fast senkrecht in grobkrystallinischen Syeniten und Granitvarietäten herabsteigt und in dem (1856) etwa 80 Fuß tiefen Schachte mit der Tiefe an Mächtigkeit und Güte zunimmt. Er zeigt sich aber auch (wie im *Slüdenka-Thal am Baïkal-See*) in krystallinischen Kalken eingesprengt, und hier fand man bei Schurfarbeiten, die ein wahres Netz von Kanälen bilden, eine Anzahl von Graphitstücken, welche zumeist eine lange und schmale Form haben, und eine feingewellte, stark an Holzstruktur erinnernde Oberfläche zeigen. Die Qualität gerade solcher Stücke soll am vorzüglichsten sein. Größere kompakte Massen kommen von sehr verschiedener Güte vor; sie haben besonders in der Nähe der sie begleitenden Gangart einen unscheligen Bruch und dann auch einen starken Perlmutterglanz. Diese sind aber von geringer Beschaffenheit. Man sieht im Schachte die Syenite und Kalkspathe als die beste Gangart an und arbeitet ihnen nach, und zwar mit Hülfe des Pulvers.

Ein Beamter, Hr. Lweff, schätzte die Gesammtmasse des in der Hauptader liegenden Graphits auf *mehrere hundert-tausend Pud* (zu 40 Pfund russisch). Die Wichtigkeit eines solchen Fundes für Zwecke der Kunst und Technik liegt auf der Hand. Denn, wie schon bemerkt, die Werke von Borrowdale sind nahezu erschöpft und die Passauer liefern nur ein mittelmäßiges Material.

Die Bleistifte wurden zumeist nur aus geschlämmtem Graphitpulver verfertigt und besitzen kein so gleichartiges Gefüge als das primitive, gute Mineral.

Die Abarbeitung desselben am Alibertberge wird, gleich dem von Borrowdale, Jahrhunderte erfordern, und das Graphitwerk ist für den Besitzer eine wahre Goldgrube. Dasselbe steht als vereinzelter Punkt einer völlig durchgebildeten Kultur in einem unwegsamen Gebirge und liegt höher als die Baumgrenze. Es ist, sagt Radde, auf Solidität bis in die kleinsten Einzelnheiten begründet und erregt deshalb Bewunderung.

Aber ehe der gesprengte Granitblock durch den Handel in klingende Münze umgesetzt wurde, stellten sich manche Hindernisse entgegen. Dahin gehört die ungeheure Entfernung zwischen Fundstelle und Bestimmungsort. Bevor die nürnberger Sägen in der Fabrik der Herren Faber den ostsibirischen Granitblock zerschneiden, muß dieser eine Strecke von mindestens eintausend deutschen Meilen reisen. Und so unscheinbar der Griffel ist, mit welchem die geübte Hand des Künstlers eine Skizze entwirft, wie viele Hände gehörten dazu, ihn zu schaffen? Wie groß war die Mühe, ehe der Natur das Material dazu abgerungen wurde?

Der Transport des Graphit kann nur im Winter geschehen, denn die Sommerwege sind zu schlecht. Schon bis zu dem nur 200 Werst (7 auf 1 deutsche Meile) entfernten Dorfe Golumet belaufen sich für jedes Pud die Transportkosten auf zwei bis drei Silberrubel. Erst nach einem halben Jahr gelangt die Waare nach Deutschland. Sie wird in gleichgroße, starke Holzkisten verpackt, zu denen man das weiche, angenehm harzig riechende Holz der Zirbelkiefer verwendet. Jede Kiste enthält fünf bis siebthalb Pud Reißblei. Die Sortirungen werden in einem besondern Gebäude vorgenommen. Als äußere leitende Merkmale guter Sorten werden angesehen Holzstruktur, das heißt eine regelmäßige, feingewellte Längsstreifung und die verhältnißmäßig größere Leichtigkeit gewisser Stücke.

Dieses Graphitwerk Alibert's liegt 7353 englische Fuß über dem Meere. Der Besitzer hält etwa zwanzig Stück Großvieh, besonders Pferde. Für diese ist Heu genug vorhanden; Getreide gedeiht nicht mehr in solcher Höhe.

Ist das Einhorn ein Fabelthier?

Die Akten darüber sind noch immer nicht völlig zum Abschluß gelangt. So viel steht fest, daß man in Asien wie in Afrika, in weit von einander entfernten Gegenden, an das Vorhandensein eines solchen Thieres glaubt.

Wir finden im Londoner Athenäum vom 16. August eine Mittheilung des Dr. William Balfour Baikie aus Bida Nupe, Central-Afrika, vom 15. Januar 1862, die wir hersetzen wollen, um dann einige weitere Angaben beizufügen. In der genannten Zeitschrift war nämlich früher die Ansicht geäußert und vertheidigt worden, daß das Einhorn möglicherweise doch wohl vorhanden sei.

Als ich, schreibt nun in Bezug darauf Dr. Baikie, vor etwa fünf Jahren den Niger hinauffuhr, hörte ich allerlei über ein solches Thier reden, doch hielt ich damals dergleichen Angaben für erdichtet. Seit jener Zeit ist jedoch mein Zweifel sehr erschüttert, denn ich habe so mancherlei Zeugnisse vernommen, und der Glaube der Eingeborenen in allen Gegenden, welche ich besucht habe, an das wirkliche Vorhandensein eines solchen Thieres ist so allgemein, daß ich das Nichtvorhandensein desselben für durchaus unbewiesen halte. Man sagt, in einer Stadt des Landes Bonu, durch welche ich binnen wenigen Wochen zu reisen gedenke, werde ein Schädel des Einhorns aufbewahrt, und ich will es dort an Nachforschungen nicht fehlen lassen. Zwei Männer, welche mir Mittheilungen machten, behaupteten wiederholt, sie hätten die Knochen dieses Thieres gesehen, und jeder erwähnte insbesondere des langen, geraden oder fast geraden schwarzen Hornes. In den östlich und südöstlich gelgenen Ländern, z. B. Marghi und Baghirmi, wo man das einhörnige Rhinoceros antrifft, unterscheiden die Jäger sehr genau zwischen diesem und dem wirklichen Einhorn und belegen beide mit verschiedenem Namen. In den ausgedehnten Wäldern und Einöden Centralafrikas, namentlich in den Regionen südlich und östlich vom Tsad-See, in Bornu, Baghirmi und Adamaua, giebt es ohne Zweifel noch manche, uns bis jetzt unbekannte zoologische Merkwürdigkeiten, und unter diesen kann sich möglicherweise das seltsame einhörnige Thier befinden, wenn es auch dem Einhorn nach englischer Vorstellung nicht gleicht.

Auf der Strecke vom Tsad-See bis zum Golf von Guinea führt dieses Thier folgende Benennungen:

Im Kanuri (Sprache von Bornu)	Bundia Nu und Kamarami.
Háussa	Mariri.
Im Fulfúlde	Yilisu u. Dakarkulewal.
Márghi	Karafitu.
Núpe	Panlili.
Bonu	Agába.
Yórnba	Iwu.
Im Asbentsi (Tuarek)	Tenések.

So weit Baikie's Mittheilungen. Daß man im östlichen Sudan an das Einhorn glaubt, z. B. schon in Kordofan, ist bekannt, und daß man auch in Dar Fur an dasselbe glaubt, geht aus der weiter oben, S. 367, erwähnten Angabe Mohammed's el Tunsi hervor.

Graf d'Escayrac hat in seinem Memoire sur le Soudan, Paris 1855, S. 35 ff. einen Abschnitt über die geographische Vertheilung mancher Thierarten in jenen Gegenden. Er bemerkt sehr richtig, daß sich dort das Thierleben zumeist an großen Seen, Teichen oder fließenden Gewässern concentrire, erwähnt dann der verschiedenen Arten des Rhinoceros und fügt hinzu, daß sich an solchen Stellen vielleicht auch das Monoceros, Einhorn, finde, von welchem die Afrikaner so Vieles zu erzählen wissen. „Ihnen zufolge", schreibt er, „heißt es Ab garn, d. h. Vater oder Meister des Horns (— das wäre also ein von den Arabern herrührender Name; nach Abbadie nennt man es in Kordofan, wie auch Baikie anführt, Anasa —). Es trägt vor der Stirn ein langes gerades Horn, das bald nuancirt ist wie ägyptischer Alabaster, manchmal aber auch schwarz. Dieses Horn ist beweglich und steht auf einer Art von Gestell, das fleischig und auch beweglich ist. Der Ab garn läßt das Horn gewöhnlich nach vorne überhängen, wenn er aber kämpfen will, richtet er es auf, rennt auf seinen Feind ein, wirft ihn in die Luft und läßt ihn auf ein kleineres Horn fallen, das hinter dem erstern steht." —

Da wäre also das Einhorn ein Zweihorn. Diese Erzählung der Afrikaner trägt das Fabelhafte an der Stirn; d'Escayrac meint aber, daß ein Ab garn wirklich vorhanden sei.

Wir wenden uns nach Asien. Der Lazarist Huc kam 1845, auf seiner Reise von Lhassa, der Hauptstadt des Dalaï Lama, nach China, über Ghiamda im östlichen Tibet, über einen großen, noch mit Eis bedeckten See und nach dem Dorfe Atzda. Lange bevor

Europa Reisehandbücher aufweisen konnte, haben die Chinesen ihre Reisehandbücher gehabt, die illustrirt und nicht minder vollständig sind als die unseren von Bädeker, Berlepsch oder Murray. Nun sagt bei Atzda ein solcher Wegweiser: „Das Einhorn, ein sehr merkwürdiges Thier, wird in der Nähe dieses Sees getroffen, der vierzig Li (chinesische Meilen) lang ist."

Huc sagt, das Einhorn sei in Tibet wirklich vorhanden. „Man findet es in Skulpturen und auf Gemälden der buddhistischen Tempel häufig dargestellt. Auch in China sieht man es öfters in den nördlichen Provinzen auf Landschaftsbildern, die in den Gasthöfen hängen. Ich selber hatte längere Zeit eine mongolische Abhandlung über Naturgeschichte für Kinder in den Händen; darin war das Einhorn abgebildet. Die Bewohner von Atzda sprachen von diesem Thiere, ohne größeres Gewicht auf dasselbe zu legen, als auf andere Antilopenarten, die dort in den Bergen häufig vorkommen. Alles was ich darüber hörte, bestätigt die Angaben, welche Klaproth im Neuen asiatischen Journal mitgetheilt hat. Ich selber habe auf meinen Reisen in Ostasien das Einhorn nicht gesehen."

Klaproth bemerkt in seinen Anmerkungen zu der Uebersetzung von Lu Hoa Tschn's Itinerarium Folgendes:

Das tibetanische Einhorn heißt in der Landessprache Seru, im Mongolischen Kere, im Chinesischen Tu kio Schëu, das ist Thier mit Einem Horne, oder Kio tuan, Horn, das gerade emporsteht. Die Mongolen verwechseln das Einhorn zuweilen mit dem Rhinoceros (— das aber in ihrem Lande nicht vorkommt —); dieses heißt im Mandschu Bodi gurgu, im Sanskrit Khadga.

Bei den Chinesen wird des Einhorns zum ersten Mal in einem geschichtlichen Werke über die beiden ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung erwähnt. Dort wird gesagt: das wilde Pferd, das wilde Schaf (Argali) und das Kio tuan seien Thiere, die in China nicht vorkommen; sie leben in der Tatarei; das Horn des Kio tuan benutze man zum Verfertigen von Bogen und diese nenne man Einhorn-Bogen.

Die chinesischen, mongolischen und mohammedanischen Geschichtschreiber erzählen übereinstimmend eine Ueberlieferung, welche sich auf eine Thatsache aus dem Jahre 1224 bezieht. Dschingischan traf damals Vorbereitungen zu einem Heerzuge gegen Indien. Nachdem er Tibet unterworfen, brach er auf, um in Enedkek (Indien) einzudringen. Als er den Berg Dschadanaring hinaufstieg, kam ein wildes Thier ihm entgegen; es gehörte zu der Art, die man Seru nennt und die nur Ein Horn oben auf dem Kopfe hat. Dieses Thier kniete dreimal vor dem Herrscher nieder, gleichsam als wolle es ihm seine Ehrfurcht bezeigen. Darüber war Jedermann erstaunt; der Herrscher aber sprach: „Man versichert, Hindustan sei das Land, in welchem die erhabenen Buddhas und Boddhisatwas und die mächtigen Bogdas oder Fürsten des Alterthums geboren wurden. Was hat es zu bedeuten, daß dieses Thier, welches nicht sprechen kann, mich begrüßte, wie ein Mensch?" Darauf kehrte er in sein Vaterland zurück.

Diese Fabel zeigt, daß man auch in jener Zeit an das Vorhandensein eines Thieres mit Einem Horn glaubte und dasselbe, wie auch heute, in die Hochgebirge Tibets versetzte. Dort haben viele Oertlichkeiten ihre Namen von diesem Thiere erhalten, „das hier in großer Menge heerdenweis lebt, namentlich im Bezirke Sern Dziong, d. h. Dorf der Einhörner, im östlichen Theile der Provinz Kham nach der chinesischen Grenze hin."

In einem tibetanischen Manuskripte, welches der Major Lattre unter Augen hatte, wird das Einhorn als Tsopo mit Einem Horn bezeichnet. Ein solches Horn wurde nach Calcutta geschickt, es war 50 Centimeter (zu 4½ Linie) lang, hatte 11 Centimeter im Umfange und lief von der Wurzel bis zur Spitze verjüngt zu. Es war fast ganz gerade, schwarz und auf beiden Seiten ein wenig abgeplattet, und hatte fünfzehn Ringe, die nur auf einer Seite etwas vorstanden.

Oberst Hodgson hatte, als englischer Resident in Nipal, das Glück, sich ein Einhorn zu verschaffen; „er hat die Frage über das Dasein dieses Thiers über alle Zweifel hinweggehoben." Es ist eine Art Antilope, welche im südlichen, an Nipal grenzenden Tibet Tschiru genannt wird. Das ist, nur mundartlich abweichend, dasselbe Wort wie Seru. Hodgson schickte Haut und Horn nach Calcutta; sie waren von einem Einhorn, das in der Menagerie des Radscha von Nipal starb. Dem Radscha war das Thier vom Lama von Dschigurtschi geschenkt worden. Die Leute, welche jenes Tschiru nach Nipal gebracht hatten, versicherten den Obersten Hodgson, daß dieses Thier in der schönen Thalebene von Tingri sehr häufig vorkomme. Diese liegt im südlichen Theile der tibetanischen Provinz Tsang und wird vom Arrun durchströmt. Im wilden Zustande sind diese Thiere ungemein scheu und lassen Niemand nahe kommen; beim geringsten verdächtigen Geräusch fliehen sie, setzen sich aber, wenn angegriffen, zur Wehre (— Antilopen sollten sich zur Wehre setzen?! —). Gleich anderen Antilopen hat das Thier eine schlanke Gestalt und ein wunderschönes Auge; die Farbe ist röthlich wie bei einem Hirschkalbe, der Bauch weiß. Unterscheidende Merkmale sind: ein schwarzes, langes, spitzes Horn mit drei leichten Krümmungen und kreisförmigen Ringen gegen die Basis hin. Diese treten auf der Vorderseite stärker heraus als auf der Rückseite; sodann zwei Haarbüschel, welche auf der äußern Seite der Nasenlöcher hervorwachsen; um Nase und Maul stehen viele Borsten, welche dem Kopf ein schweres Ansehen geben. Das Haar ist hart und hohl, etwa fünf Centimeter lang und so dickbuschig, daß es sich wie eine feste Masse anfühlen läßt. Ueber diesem Haar und dicht auf der Haut liegt ein feiner weicher Flaum, wie fast bei allen Vierfüßlern, welche in den hohen Regionen des Himalaya wohnen. Doktor Abel hat für dieses Thier die Benennung Antilope Hodgsonii vorgeschlagen. —

So viel ist ausgemacht, daß noch kein Naturforscher ein lebendiges Einhorn gesehen hat. Ferner stellt sich heraus, daß das afrikanische Einhorn ein ganz anderes Thier sein würde, als das asiatische. Dieses letztere wäre eventuell eine Antilope; man begreift aber nicht, wie die Mongolen (siehe oben) eine einhörnige Antilope mit einem Rhinoceros verwechseln konnten. Das afrikanische Amafa soll „seinen Feind in die Luft werfen" und sehr grimmig sein, was wieder nicht auf die schüchterne Antilope paßt.

Allem Anschein nach wird wohl auch in Zukunft das Einhorn dem Gebiete der Sage angehörig bleiben.

Das Koralleneiland Vanikoro in der Südsee.

Vanikoro oder Mallikollo, eines der vom Spanier Mendaña 1595 entdeckten Eilande in der Südsee (11° S. Br., 164½° Ö. L. v. P.), gehört zum Santa Cruz-Archipel und liegt östlich von den Salomonsinseln. Es ist vulkanisch, von gefährlichen Korallenriffen umgeben und hat in der Geschichte der geographischen Entdeckungen eine traurige Berühmtheit erlangt. An dieser Insel scheiterte im Jahre 1788 Kapitän La Perouse mit zwei Schiffen, und nicht ein einziger Mann entkam, um das Schicksal des Entdeckers in Europa zu verkünden. Dieser war in der Boussole und Astrolabe 1785 von Brest abgesegelt, besuchte Brasilien, die West-

Die Manevai-Bay auf der Insel Vanikoro.

küste Amerikas, den südlichen Theil des Stillen Oceans, schiffte quer über denselben nach China und den Philippinen, segelte dann nach der Nordostküste Asiens und den Kurilen und von dort nach Australien. Seit er Botany-Bay verlassen, hatte man nichts mehr von ihm vernommen und wußte nur, daß er Neu-Caledonien, die Salomonsinseln und die Torresstraße besuchen wollte. Alle Nachforschungen waren vergebens; mehr als ein Schiff segelte aber an Vanikoro vorüber, ohne zu ahnen, daß gerade dort La Perouse zu Grunde gegangen sei.

Im Jahre 1825 kam ein Gerücht nach Europa, daß ein Walfischfahrer bei den Wilden Neu-Caledoniens und des Louisiade-Archipels allerlei europäische Gegenstände, namentlich das Kreuz eines Ludwigsritters gesehen habe. Nun wurde Kapitän Dumont d'Urville ausgeschickt, um zu ermitteln, ob jene Gegenstände auf die Spur von La Perouse leiten könnten. Inzwischen hatte Kapitän Dillon, ein alter Südseefahrer, 1826 bestimmtere Kunde eingezogen. Als er bei der Insel Tikopia anlegte, kamen, zu seiner nicht geringen Ueberraschung, ein Deutscher aus Preußen, Buschart, und mit ihm ein indischer Matrose, Joe, an Bord. Der letztere bot der Schiffsmannschaft einen silbernen Degengriff zum Verkauf. Auf demselben befand sich ein Namenszug; der Matrose hatte auch noch andere europäische Sachen, die alle von der benachbarten Insel Vanikoro gekommen waren. Dort seien vor langen Jahren zwei große Fahrzeuge gescheitert. Er, der indische Laskar (d. h. Matrose) Joe, sei vor sechs Jahren dort gewesen und habe zwei, damals hochbejahrte Leute gesehen, welche zur Bemannung jener Schiffe gehörten; von den letzteren seien noch manche Spuren vorhanden.

Dillon wollte, auf diese Angabe hin, mit dem Deutschen Vanikoro besuchen, wurde aber daran verhindert und fuhr nach Calcutta, wo er jene Nachricht veröffentlichte. Die indische Kompagnie sandte ihn dann 1827 nach der Südsee mit dem Auftrage, jenen Spuren nachzuforschen und Vanikoro zu untersuchen. Dort ging er am 7. Juli an's Land und brachte bald eine Menge von Gegenständen zusammen, welche keinem Zweifel mehr Raum gaben. Auch machten die Insulaner, nachdem sie allerlei eiserne Geräthschaften, Tücher und Glasperlen zum Geschenke erhalten hatten, gar kein Hehl mehr daraus, daß zwei Schiffe an ihrem Eilande gestrandet seien. Sie waren in einem Orkan auf die Korallenriffe getrieben worden. Im folgenden Jahre besuchte dann Dumont d'Urville die Insel, zog umfassende Kunde ein und errichtete an einem Punkte, der Pain heißt, dem verunglückten Seefahrer ein einfaches Denkmal.

Vanikoro ist, wie schon erwähnt, von Korallen umgeben, fruchtbar und zum großen Theil mit Bäumen bestanden. Der Waldwuchs reicht bis zum Gipfel des Berges Kapoga, der etwa 2700 Fuß über dem Meere liegt. Von der Manevai-Bai aus gesehen, bietet Vanikoro einen malerischen Anblick. Die Bewohner sind Schwarze, reden aber, was bemerkenswerth erscheint, eine polynesische Mundart.

Ein Opferfest bei den Adighe im Kaukasus.

Von Theodor Lapinski.*)

Von der Mündung des Kuban bis zur Mündung des kleinen, in das schwarze Meer fallenden Flüßchens Schapsucha herrschte einst das lateinische Christenthum. Man findet noch heute zahlreiche Grabmäler mit lateinischen Inschriften und dem einfachen Kreuz, bald in Stein gehauen, bald in Holz gezimmert. Die neuen Muselmänner machen Jagd auf diese Symbole und vernichten sie eifrig. In den Grabmälern, welche noch heute von den Bergbewohnern durchstöbert werden, findet man Waffen mit lateinischen Inschriften und mit dem Wappen der Republik Genua, sowie eine bedeutende Menge von Gold-, Silber- und Kupfermünzen, ebenfalls von genuesischem Gepräge; die Säbel sind so häufig, daß man fast in jeder Juneh-is zehn und mehr derartige von Genuesen stammende Waffen finden kann.

Die Genuesen, diese unternehmenden bewaffneten Kaufleute, hatten ihre Komptoire im Norden Abasiens. Von Theodosia in der Krim schickten sie ihre Waaren nach Anapa, Sodschak und Gelendschick; von diesen drei Punkten führten Straßen an den Kuban, und vom rechten Ufer des Flusses zogen die Karawanen bis an das kaspische Meer. Dies war der Verbindungsweg des genuesischen Handels mit dem nördlichen Turkestan, mit Persien und China. Wenig Spuren sind heute noch vorhanden. Die wichtigsten sind eine noch ziemlich erhaltene, in Felsen gehauene Straße, welche von Mesib über die Gebirge bis an den Fluß Abin führt, Spuren einer Straße im Walde von Aderbe, auch Spuren von europäischen gemauerten Wohnungen, endlich die Ueberreste eines Forts auf dem Gipfel eines hohen Berges bei Schipsochur. Die Erdwälle und der Graben existiren noch, auch ein verfallener Brunnen, der sehr tief gewesen sein muß und nur das Werk europäischer Arbeiter sein kann. Der sicherste Beweis jedoch sind die Grabmäler. Es ist also fast mit Gewißheit anzunehmen, daß die Adighe den katholischen Glauben von den Genuesen annahmen, nach dem Abzuge der Fremden jedoch in eine dunkle Glaubensverwirrung versanken, in der sich nur das Symbol des Christenthums, das Kreuz, erhalten hat. Dieses göttliche Symbol wird so heilig geachtet, daß es noch heute, wo doch der Mohammedanismus mit Macht eingedrungen, in allen Hütten zu finden ist. Oft war ich verwundert, in dem Namaslik (Namaslik heißt der Teppich oder die kurze Rohrdecke, auf welcher der Muselmann sein Gebet, Namas, verrichtet) das Kreuz gestickt oder hinein geflochten zu sehen; ja, der neubekehrte Muselmann neigt sein Haupt und macht seine Stirnschläge gerade auf das Kreuz, ohne dessen Bedeutung zu ahnen. Und wirklich konnte mir keiner der Eingebornen diese Bedeutung erklären. Es ist heilig, denn Jesha (Jesus), der Sohn des großen Tha (Gott), hat es getragen. In sehr hohem göttlichen Ansehen steht auch Mara (Maria), welche als Tha-nan (Mutter Gottes) verehrt wird. Ob aber die Mutter des Vaters oder des Sohnes, das wissen sie nicht, so wie sie auch außer diesen Namen und dem Kreuze nicht die geringste Kenntniß vom christlichen Glauben haben. Als das größte Fest im Adighe-Lande wird im Monate Juli der Tag gefeiert, an welchem Mara von der Erde in den Himmel fuhr. Die Sage geht, daß sie an diesem Tage zur Erde herunter-

*) Herr Theodor Lapinski ist durch die vor einigen Jahren in Hamburg erschienene „Geschichte des Feldzugs der ungarischen Hauptarmee" bekannt geworden. Er lebte von 1856 an längere Zeit im Kaukasus und war dort bemüht, die Bergvölker zum Kampfe gegen die Russen militärisch zu organisiren. Nur selten hat ein Europäer Gelegenheit gehabt, einen so tiefen Einblick in das Leben und Treiben und in die innersten Anschauungen der Bewohner des Kaukasus zu gewinnen. Herr Lapinski wird im Laufe des nächsten Winters über dieselben ein Werk veröffentlichen, in welchem er seine höchst interessanten Erlebnisse schildert. Dem Herausgeber des Globus ist ein Theil desselben zur Verfügung gestellt worden, und wir werden in unseren nächsten Nummern umfassende Mittheilungen über das tapfere und berühmte Volk der Adighe machen. Heute geben wir, gleichsam als Vorläufer, die Schilderung eines Opferfestes bei den Adighe, am Nordabhange des Kaukasus.

A.

steigt, an den Festen theilnimmt und die, welche sich ihrer erinnern, segnet und vor Unglück bewahrt; aber man sieht sie nicht.

Um dem Leser einen Begriff von den Religionsgebräuchen dieses einst christlich gewesenen Völkchens zu geben, will ich eine ihrer Ceremonien, der ich von Anfang bis Ende mit Aufmerksamkeit und Interesse beiwohnte, ausführlich beschreiben.

Es war im Sommer 1858. Ich war beschäftigt, die Volkszählung, Steuereinführung u. s. w. der am Flusse Pschat wohnenden Gebirgsvölker zu organisiren. Eines Morgens wird mir eine Deputation angemeldet, und es erscheinen sechs alte Männer mit schneeweißen Bärten, welche mich zum feierlichen Gottesdienste nach altherkömmlicher Landessitte einladen. Mehrere Einwohner hatten bemerkt, daß einige meiner Soldaten kleine Kreuze auf der Brust trugen, auch war es aufgefallen, daß ich und meine Soldaten, so oft wir an einem der in den Bergen von Pschat häufig am Wege aufgestellten Kreuze vorbeiritten, nach der Sitte unseres polnischen Vaterlandes die Mütze abzogen, während der Tscherkesse und Türke oder der neubekehrte Adighe gewöhnlich mit einem verächtlichen Blick oder einer wegwerfenden Geberde diese Symbole begrüßen, sie auch wohl gelegentlich verstümmeln oder vernichten. Dies alles, sagten mir die Alten, gehe in den Bergen von Mund zu Mund, und deswegen hofften die Leute, daß wir ihnen unsere Gegenwart bei dem Feste nicht versagen würden. Ich war zu neugierig, dasselbe mit anzusehen, als daß ich die Einladung nicht angenommen hätte. Um die Mittagsstunde ritt ich, begleitet von zwei Offizieren und acht Soldaten und geführt von den Deputirten, denen sich noch eine Schaar von mehr als hundert Reitern angeschlossen, auf den bezeichneten Platz, der etwa eine Stunde von meinem letzten Quartier entfernt war. Der erste Anblick des dem Gottesdienste geweihten Ortes rief mir das, was ich von den heiligen Hainen der alten Druiden gelesen, in's Gedächtniß. Ein Kreis von mächtigen, hundertjährigen Eichen warf seinen dunklen Schatten auf eine Art von rohem Steinaltar, in dessen Mitte sich ein großes, sehr altes, roh gezimmertes hölzernes Kreuz erhob. Um den Altar standen vier junge Stiere, acht Hämmel und acht Ziegenböcke, welche von jungen Männern bei den Hörnern gehalten wurden. Auf der das Altarblatt vorstellenden Steinplatte befanden sich große Schüsseln mit Brot, Weizen- und Maiskuchen, Honig und Butter, auch Gefäße mit Milch und Schwett*). Dem Altare gegenüber, in der Mitte der Opferthiere, stand ein hoher, sehr rüstiger Greis mit einem schönen Silberbarte und entblößtem Haupte; ihm zur Seite zwei Knaben, der zur Linken hielt drei in einander gestellte hölzerne Schüsseln, der zur Rechten drei Messer verschiedener Größe auf einem runden Brette. In einem weiten Halbkreise um den Altar standen die Männer, die Pelzmütze unter dem Arme, etwas weiter zurück eine zahlreiche Gruppe Weiber und Mädchen. Ungefähr hundert Schritte vom Altare brannten in einem Halbkreise gegen dreißig Feuer, über jedem hingen große Kessel, in welchen Wasser gekocht wurde.

Der hohe Greis vor dem Altare betete; sein Blick war starr auf das Zeichen des Heiles gerichtet, dessen Bedeutung er nicht verstand. Er betete; seine Lippen bewegten sich, seine Hände streckten sich bald in die Höhe, bald sanken sie kreuzweis auf die Brust; diese Bewegung wurde von allen Männern wiederholt. Ich näherte mich so weit, wie es nur der Anstand erlaubte, um den Sinn des Gebetes zu erhaschen; zu dieser Zeit konnte ich schon fast alles in der Adighe-Sprache Geredete verstehen. Die Worte „Tha dahe, tha schuha, tamitschki; Jesha, tha-ok; Mara, tha-nau; tha! tha!" (d. h.: „Schöner Gott! Großer Gott! Wir Armen! [beten zu Dir.] Jesus, Sohn des Gottes! Maria, Mutter des Gottes! Gott! Gott!"), welche von der ganzen Versammlung, von den Männern mit tiefen Seufzern, von den Weibern mit gedehnter, weinerlich singender Stimme wiederholt wurden, schlugen mir fortwährend an die Ohren. Ich war nicht im Stande, ein anderes Wort zu erhaschen, und als ich später den Greis nach dem Sinn seines Gebetes befragte, machte er eine geheimnißvolle Miene und wollte nichts sagen; ich bin aber überzeugt, daß der Arme selbst nichts weiter wußte. Das Zeichen des Kreuzes wurde weder von ihm, noch von den Anwesenden gemacht.

Nachdem die Versammlung beinahe eine Viertelstunde lang dem Greise die Gebetsformel nachgesagt und nachgesungen, wurde es mit einem Male ruhig; der Greis setzte seine Mütze auf den Kopf, was von allen Männern nachgeahmt wurde, wandte sich zu dem rechts von ihm stehenden Knaben, nahm ein Messer vom Brette, drehte sich zu mir um und winkte mir, näher zu treten; dann gab er mir das Messer in die Hand, welches ich meinem Nachbar, dieser dem zunächst Stehenden und so weiter geben mußte. Das Messer ging rasch von Hand zu Hand und kam, nachdem es von allen Männern berührt worden, wieder zum Greise zurück. Dieser nahm jetzt eine Schüssel aus der Hand des links stehenden Knaben und winkte, daß man ihm das erste Opferthier vorführe. Sechs rüstige Bursche warfen den Stier vor der Mitte des Steinaltars auf den Boden und hielten ihn so lange, bis der Greis, immer die Worte „Tha u. s. w." murmelnd, ihm die Kehle aufgeschnitten und das Blut in die Schüssel gezapft hatte. Das geschlachtete Thier wurde nun weggezogen, und nachdem auch die anderen drei Stiere auf die nämliche Art unter dem Opfermesser gefallen, wurden die Thiere zum Feuer geschleppt, wo man ihre Zubereitung berwerkstelligte.

Von neuem wurden die bekannten Formeln vom Greise, welcher Augen und Hände und das blutige Messer zum Kreuze hob, mit lauter Stimme gerufen und von der ganzen Versammlung wiederholt. Dann nahm er das zweite Messer vom Brette, welches eben so, wie das erste, die Runde machte, und mit welchem die acht Hammel geschlachtet wurden; das Blut ward in die zweite Schüssel abgezapft und die Thiere wurden zu den Kesseln geschleppt. Von neuem eine Wendung gegen das Kreuz und ein kurzes Gebet; dann wurde das dritte Messer mit denselben Ceremonien berührt und damit die Ziegenböcke geschlachtet. Am Schlusse wieder ein kurzes Gebet.

Der Greis war, trotz seiner seltenen Rüstigkeit und Gewandtheit, die er im Schlachten der Opferthiere bewies, sichtlich ermüdet; das Schlachten hatte mehr als eine Stunde gedauert. Die drei mit Opferblut gefüllten großen Holzschüsseln wurden auf eine, rechts vom Steinaltar liegende große Platte gestellt, und bald drängte sich Alt und Jung herbei, um irgend einen Tuchlappen oder ein Stück Leinwand oder auch nur den Finger mit dem Blute zu benetzen, was als ein gutes Mittel gegen Krankheiten der Menschen und Thiere und gegen Zauberei betrachtet wird. Ich bemerkte auch viele Männer, welche einen Tropfen auf ihre Waffen fallen ließen; doch konnte ich trotz meiner Fragen nicht erfahren, was dies für einen Nutzen bewirken sollte.

Der erste Akt war zu Ende; nun begann der zweite. Die unverheirathete Jugend begab sich insgesammt zu den Kesseln und Feuern und fing rüstig an, die Häute abzuziehen, das Fleisch zu hacken und die Mahlzeit zuzubereiten. Meine europäischen Begleiter, denen schon die Zeit zu lang geworden, liefen alle zu den Feuern: ich wollte jedoch den improvisirten Priester nicht aus den Augen lassen. Die folgende Seene war, so zu sagen, der Gottesdienst der verheiratheten Leute. Der Greis stand einige Schritte vom Kreuze; Männer und Weiber kamen nach einander mit verschiedenen Bitten und Klagen, welche durch seine Vermittlung dem Tha vorgebracht werden sollten; dem Einen war sein Kind erkrankt, der Zweite hatte seine Ernte eingebüßt, Diesem fiel das Vieh, Jenem war sein Bruder bei den Russen gefangen, der Eine wollte einen Zug gegen den Feind machen, des Andern Weib war unfruchtbar (die Unfruchtbarkeit wird von den Weibern als ein

*) Schwett ist eine Art Hirsebrei mit Honig vermischt, ein von Geschmack und Ansehen abscheuliches aber starkes Getränk. Eine andere Art Schwett ist ein aus Honig zubereiteter Meth, der recht gut, klar und sehr stark ist.

großes Unglück und als eine Schande betrachtet): des Dritten Weib gebar fortwährend Töchter und keine Söhne.

Der Greis hörte alle diese und ähnliche Begehren eines Jeden mit großem Ernste an, ging nach Anhörung jedes Verlangens zum Altare, nahm seine Pelzmütze unter den Arm und murmelte eine Weile, dann trat er wieder an die alte Stelle, um die Folgenden zu vernehmen. Einer der Gläubigen war sichtlich erbittert und ganz rebellisch. „Was macht er, der große Tha!" rief er mit lauter Stimme und zornig blitzenden Augen, „immer bin ich der Erste zu seinem Dienste, meine schönsten Thiere, meinen besten Honig bringe ich zum Opfer, und meine alte Mutter ist bettlägerig seit zwei Jahren, kann nicht leben und nicht sterben. Wenn er sich um Niemand kümmert, was wird dann geschehen! Alle werden ihn verlassen und zum neuen Gotte, zu Allah und zu Mohammed gehen, was schon ohnehin viele gethan." — Diese Drohung schien dem Greise nicht sehr zu gefallen; er fuhr den Kläger streng an, der auch von den anderen Abasa gehörig verarbeitet ward, und plaidirte die Sache des großen Tha gegen Allah und Mohammed mit vieler Beredtsamkeit.

Jetzt begann der christliche Theil des Gottesdienstes. Der Greis trat zum Altare, nahm einen großen platten Kuchen in die Hand und, zur Versammlung gewendet, sprach er mit ernster Stimme: „Das Brot, das ihr dem großen Tha zum Opfer gebracht, hat auf seinem Tische gelegen und ist heilig geworden, von diesem Brot esset, und es wird euch Glück bringen." Er brach dann kleine Stücke von dem Kuchen ab und vertheilte diesen und eine Anzahl der anderen unter die Anwesenden. Dann nahm er ein hölzernes mit Schwett gefülltes Gefäß, und alle tranken der Reihe nach. Ich habe schon oben bemerkt, daß bei diesem Theile der Ceremonie nur verheirathete Männer und Weiber zugegen waren. Sie hat viele Aehnlichkeit mit dem Austheilen des heiligen Abendmahls; mir kam es vor, als befände ich mich bei einem Gottesdienst in den ersten Zeiten des Christenthums.

Nachdem jeder sein Stück Kuchen gegessen und seinen Schluck getrunken, wiederholte der Greis nochmals die übliche Gebetsformel, welche im Chore nachgesagt wurde, und damit war der Gottesdienst zu Ende. Die Meisten gingen zu den Feuern, Andere bildeten Gruppen im Schatten des heiligen Haines. Alle warteten auf den Schmaus.

Sobald die Speisen zubereitet waren, wurde das Mahl aufgetragen. Mädchen und junge Männer bedienten nach abasischer Sitte die älteren Leute. Alle setzten sich in Gruppen von sechs bis acht Personen um kleine, niedrige runde Tischchen, die mit Hirsegrütze gekochten Opferthiere verschwanden unter den Zähnen der rüstigen Adighe, denen es niemals an Appetit fehlt. Trotz der gewaltigen Menge der zusammengetragenen Lebensmittel blieb nichts als die Knochen übrig. Die ganze Bevölkerung einer Inneh-is, also mehr wie tausend Personen, betheiligte sich an dem Schmause.

Die auf dem Steinaltar liegenden Speisen werden jedoch nicht angetastet. Sie sind bestimmt, entweder einen verirrten Wanderer zu erquicken, oder der große Geist läßt sie in stiller Nacht durch seine Diener abholen, was als ein sehr günstiges Zeichen angesehen wird. Dieses Wunder tritt auch, wie ich hörte, immer ein; ich habe aber den ehrwürdigen Priester stark in Verdacht, daß er dazu das Seinige beiträgt. Die Opfermesser, Schüsseln und die Häute der Opferthiere kommen ihm gleichfalls von Rechtswegen zu.

Ich ritt sinnend meinem Quartiere zu. Was ist wohl die Ursache, daß ein Volk der nämlichen Race wie wir, welches das Christenthum wenigstens äußerlich nicht aufgegeben hat, welches man nicht als „Barbaren" bezeichnen kann, da es civilisirter als die Bauern der meisten europäischen Länder ist, — welches, so zu sagen, vor den Thoren Europas wohnt und anderthalb Millionen Seelen zählt, — was ist wohl die Ursache, dachte ich, daß keine der vielen katholischen und protestantischen Missionen es gewagt hat, den Samen des Evangeliums auf diesen so wohl vorbereiteten Grund auszustreuen? Gehen doch Missionäre nach China und Japan, in das Innere von Afrika und Australien, hat man doch Versuche gemacht, die niedrigsten Racen, die Papuas und Feuerländer zu bekehren, und um das geistige Heil eines der schönsten und von Natur intelligentesten Völker ist man unbekümmert geblieben! Ich konnte mir keine Antwort geben, als diese, daß seit Jahrhunderten die Religion in Europa hinter die Politik zurücktreten mußte. Und so kam es, daß, so lange die noch mächtige Türkei einen Anspruch auf diese Länder machte, man sich scheute, den Zorn der Pforte durch eine religiöse Propaganda zu wecken. Heute, wo das mächtige Rußland das Land zu erobern trachtet, fürchtet man das Mißfallen des Czaren zu erregen. So lange die Türkei Versuche machte, das Land zu unterjochen, blieb es wenigstens in einigen Gebräuchen christlich; als Rußland es anzugreifen begann, wurde es mohammedanisch. Meine persönliche Ueberzeugung ist, daß jede europäische Nation, welche die Abasa gegen die türkischen und russischen Prätensionen in Schutz nähme, auch ihre Religion in diesem Lande einführen würde.

Livingstone auf dem Nyassa-See. Missionen und Baumwolle.

Der schottische Reisende hat vom Bord des Schiffes Pioneer auf dem Sambesi unterm 18. Februar 1862 einen Brief an unsern Landmann Heinrich Barth geschrieben, welchem wir das Nachfolgende entlehnen.

Livingstone bemerkt, daß er ein ganzes Jahr gebraucht habe, um die einzelnen Theile, aus welchen ein Dampfboot zusammengesetzt werden sollte, bis oberhalb der Katarakten des Schireflusses zu schaffen. Diese Wasserfälle, sagt er, nehmen eine Strecke von 35 englischen Meilen ein und das Gefäll des Stromes beträgt 1200 Fuß. Da wir das Fahrzeug verlassen mußten, lange bevor wir an die Katarakten kamen, so mußten wir Alles eine Strecke von etwa 80 Meilen weit transportiren. Oberhalb der Wasserfälle bietet der Schire keine Hindernisse dar und hat eine gute Tiefe. Im vorigen August haben wir ein Ruderboot dorthin gebracht und befanden uns am 2. September auf dem Nyassa-See. Dieser ist sehr tief, auf allen Seiten von Gebirgen und Hochebenen eingeschlossen und heftigen Stürmen ausgesetzt, die plötzlich hereinbrechen. Mit unserer 210 Fuß langen Meßkette berührten wir, zwei Meilen vom Ufer, nur selten den Grund, und im nördlichen Theile bekamen wir ihn nicht einmal mit einer Leine von 690 Fuß Länge.

Wir fuhren am westlichen Ufer entlang und konnten uns überzeugen, daß der See eine Länge von mehr als 200 Meilen (englischen, wie immer) hat. Sein südliches Ende liegt unter 14° 25′ S. Breite; das nördliche berührt beinahe den 10.°. Die Gestalt des Sees gleicht im Allgemeinen einem Stiefel; der Knöchel würde die schmalste Stelle bilden, 18 bis 20 Meilen, während der nördliche Theil eine Breite von 50 bis 60 Meilen hat.

Unsern Hauptzweck haben wir nicht erreicht. Es kam uns nämlich darauf an, über die Beschaffenheit des Flusses Rowuma (Rufuma) in's Klare zu kommen und ausfindig zu machen, ob vermittelst desselben eine Verbindung mit dem See vorhanden sei.

Wir wissen aber jetzt darüber so wenig wie vorher. Der Eine sagte, wir könnten ohne alle Hindernisse aus dem See in den Fluß einfahren, ein Anderer, wir müßten unser Boot einige Schritte weit tragen; wieder ein Anderer (— und der wird wohl recht gehabt haben —) wir müßten etwa fünfzig Meilen weit zu Fuß gehen und das könne wohl einen Monat Zeit kosten. Wir wagten also nicht, uns direkt nach dem Ostgestade des Sees zu begeben, denn wenn uns unterwegs ein Sturm überfiel, waren wir verloren. Wir hätten allerdings umwenden und dem Norduser entlang fahren können, was auch die Eingeborenen thun; unglücklicher Weise war aber das Land unter 10° 40′ S. Br. durch einen Krieg entvölkert worden und wir hätten dort keine Lebensmittel gefunden. Der Hunger zwang uns umzukehren; wir banden unsern Nachen an Baumzweige und nahmen unsere Richtung nach Süden. Nach dreimonatlicher Abwesenheit gelangten wir wieder zu unserm Dampfer auf dem Schire. —

Livingstone giebt dann einige Nachrichten über den See. In demselben liegen mehrere kleine Felseneilande; sie sind rund und, bis auf eine einzige, unbewohnt. Der See steigt in der Regenzeit und fällt während der trockenen Monate. Das Wasser ist süß und fischreich; die Ufer sind stärker bevölkert als irgend eine andere Gegend in Afrika, welche der Reisende besucht hat. Den einzigen Handelsartikel bilden die Sklaven. Vor einiger Zeit ist am See ein arabisches Boot zum Sklaventransport gebaut worden; als ihm die Europäer nahe kamen, suchte es das Weite. Von den neunzehntausend Sklaven, welche jährlich das Zollhaus von Sansibar passiren, kommt der größte Theil vom Nyassa-See und der Gegend am Schire. —

Dann kommt Livingstone auf die unvermeidliche Baumwolle, die nicht fehlen darf, wenn ein englisches Publikum gespannt werden soll. Das ist seit länger als zwanzig Jahren Brauch, aber bis heute sind alle Hoffnungen und zuversichtlichen Prophezeiungen, daß Afrika Baumwolle in Menge liefern werde, Phantasien geblieben. Der Reisende äußert: „Wenn wir einmal den Dampfer Lady Nyassa auf dem See haben, dann gewinnen wir Zugang zu einem Gebiete von 300,000 englischen Quadratmeilen Umfang, das Baumwolle erzeugt, und dann werden wir auch, durch Entwickelung eines ehrlichen Handelszweiges, dem Sklavenhandel die Wurzeln abschneiden."

Ein Bericht über Missionsbestrebungen darf eben so wenig fehlen, und Livingstone bemerkt in dem Schreiben an Barth, daß er einen Geistlichen der freien schottischen Kirche bei sich habe; man wolle ermitteln, ob es sich empfehle, eine Mission am See selber oder auf den benachbarten Hochebenen zu gründen. Er habe dem Manne gerathen, sich mit eigenen Augen umzusehen, die Bewohner schienen gute und zuvorkommende Leute zu sein, die keine Durchgangsabgabe noch irgend sonst einen Zoll gefordert hätten. Dann sagt Livingstone etwas, das aller Erfahrung widerspricht: „Ich zweifle nicht, daß eine Mission mit Ausdauer und Beharrlichkeit in einigen Jahren ihre Anstrengungen durch gute Erfolge belohnt sehen wird." Wo wäre denn das je bei den südafrikanischen Schwarzen der Fall gewesen? Livingstone kann am besten wissen, wie wenig sich ausrichten läßt. Aber man nährt sich und Andere mit Hoffnungen, die unerfüllt bleiben.

Der Reisende erinnert dann an die Mission der anglikanischen Kirche auf dem Plateau von Manganja, östlich von den Murchison-Katarakten. Er sei mit dem Bischof dorthin gegangen, um ihn vorzustellen und ihm eine gesunde Oertlichkeit zu zeigen. Die Portugiesen hatten in jener Gegend große Sklavenjagden. Eine solche Sklavenkarawane bestand aus 84 Frauen und Kindern, die man zusammengebunden hatte; die Sklavenhändler flohen in die Wälder; die Befreiten gab Livingstone dem Bischof, der mit ihnen eine Schule begründen sollte. Die Sklavenhändler hatten einen andern Stamm, die Adjana, aufgereizt, die Dörfer der Manganja zu plündern, die Männer zu tödten und die Frauen und Kinder zu verkaufen. Livingstone bemühte sich, die Adjana von weiterm Morden abzuhalten; sie waren eben dabei, drei Dörfer in Asche zu legen. Die Schwarzen antworteten mit Flintenschüssen und vergifteten Pfeilen. „Es war das erste Mal, daß ich in Afrika so feindselig behandelt wurde. Wir mußten den Feind mit Gewalt zurücktreiben." Er meint, wenn er die Dispositionen dieser Unglücklichen hätte errathen können, dann würde er sich bemüht haben, sie durch gute Worte oder Geschenke zu gewinnen. „Indessen verfuhr man nur vertheidigungsweise und nicht angriffsweise, was der Bischof und seine Missionäre thaten, welche einen Stamm der Adjana aus ihren Stellungen vertrieben, während wir am Nyassa waren. Ich bedauere unendlich, daß sie ein solches Mittel angewandt haben; es gebührt sich für einen Bischof, sich zu vertheidigen, nicht aber angriffsweise zu verfahren. Aber diese Herren waren zum ersten Male mit der Bekehrung beschäftigt. Dann bemerkt Livingstone, daß jene Hochkirchliche seien, aber er sei trotzdem zufrieden, daß sie da seien, sie könnten sich ganz nützlich machen."

Dies ist der wesentliche Inhalt von Livingstone's Brief an Barth. Was den Bischof betrifft, — es ist Mackenzie gemeint, — so ist er, sammt seinem Gehülfen Burrup, Afrika zum Opfer gefallen. Die Blätter vom Vorgebirge der Guten Hoffnung haben darüber nähere Angaben gebracht.

Sie waren im Anfange des Jahres 1861 im Auftrage der Universitäten Oxford und Cambridge von Kapstadt abgegangen, um irgendwo in der Nyassagegend eine Mission anzulegen. Von der Station Congone aus gab Livingstone den Frauen der beiden Missionäre gute Nachrichten. Freilich erfuhr man, daß die Mission, welche im Gebirge nach dem See hin lag, von dem umherziehenden Stamme der Ajawos (Adschana, wie L. sagt) beunruhigt werde. Sie hatten schon früher den Geistlichen Proctor und andere Missionäre ermordet. Die wilden Manganjas, in dem Gebiet Mackenzie sich befand, hatten ihn vertheidigt und es war zum Gefechte gekommen. In Folge dieses Angriffes hatte der Bischof sich entschlossen, seine getreuen Makololos zu bewaffnen, um den Ajawos zu zeigen, daß sie sich in Zukunft besser benehmen müßten. (— Hiernach lautet die Sache anders als Livingstone sie oben darstellt —).

In Folge dieser Nachrichten setzte das Regierungsschiff Gorgon am 7. Februar 50 Mann an's Land, um erforderlichen Falles die Ajawos einzuschüchtern. Sie fuhren in Livingstone's Dampfer Pioneer den Sambesi aufwärts, aber nach ein paar Tagen waren die Kohlen ausgegangen und es war sehr zweifelhaft, ob der Dampfer bis zu dem Murchison-Katarakten werde gelangen können. Der Kommandant Wilson beschloß aber, mit Frau Mackenzie und Frau Burrup bis zu der Missionsstation vorzudringen, welche am obern Schire lag, wie er meinte, nur wenige Tagereisen entfernt.

Bei Schupanga, vier Stunden von Mozzaro, blieb der Pioneer liegen; er konnte nicht mehr weiter. Man rüstete also seine beiden Schaluppen mit Lebensmitteln für zehn Tage aus, denn man wähnte, die Station binnen vier Tagen erreichen zu können. Aber man bedurfte zwölf Tage, um bis an die Mündung des Rua zu gelangen, die nur noch drei oder vier Wegstunden vom Ziel der Reise entfernt lag. Diese zwölf Tage waren entsetzlich; die Sonne brannte glühend, Millionen Moskitos waren eine fürchterliche Plage und dazu kamen (— in einer angeblich gesunden Gegend! —) die Fieberanfälle. Was mögen die beiden Frauen gelitten haben in diesem Baumwollenparadiese Livingstones!

An der Ruamündung hoffte man Mackenzie und Burrup zu treffen. Aber sie kamen nicht und die Eingeborenen weigerten sich hartnäckig, irgend eine Kunde, gleichviel welcher Art, zu geben. Keine Seele kümmerte sich um die unglücklichen Reisenden. Da schickte Wilson eine Schaluppe aus, um weiter unten am Flusse Lebensmittel zu holen, er selbst fuhr mit der andern nach Schibisa hinauf. Die Mannschaft jener ersten Schaluppe wurde fürchterlich

vom Fieber heimgesucht und es war geradezu ein Wunder, daß der Tod nicht noch ärgere Verheerung anrichtete, denn die Aermsten hatten weder Lebensmittel noch Arzneien.

Wilson gelangte nach Schibisa, dem Orte, welcher der Missionsstation zunächst lag, ließ dort die beiden Frauen unter der Obhut des Arztes zurück und ging mit Kirk und vier anderen Männern in's Innere. Nach zwei Tagen streckte ihn das Fieber (— wieder in Livingstones Baumwollenparadiese, in der „gesundesten" Gegend! —) zu Boden und Kirk traf schon Vorbereitungen, ihn einzuscharren. Doch er genas, aber nun wurde Kirk vom Fieber ergriffen. Beide schienen unrettbar verloren; da kam, ganz unerwartet, ein Bote, welchen sie vorausgeschickt hatten, mit einigen Leuten von der Mission zurück, und nur diesem Zufalle verdankten sie ihr Leben.

Der Bote hatte traurige Nachrichten zu melden. Wenn wir oben bemerkten, daß die Leute am Rua jede Auskunft verweigert hatten, so war das aus Furcht geschehen. Sie besorgten, daß man den Tod des Bischofs ihrer Zauberei schuldgeben werde.

Die Schaluppe, in welcher die beiden Frauen sich befanden, hatte einmal Nachts an einer Stelle geankert, die kaum hundert Schritte vom Grabe Mackenzie's entfernt lag.

Am 14. Februar hatte ein Makololo gemeldet, daß der Bischof gestorben sei. Sein Gehülfe Burrup wurde auf Baumzweigen herbeigetragen, war aber so krank und entstellt, daß man ihn nicht wieder erkannte. Er erzählte, sie beide hätten am 3. Januar die Mission verlassen und fünf Nächte unter freiem Himmel geschlafen. In Schibisa verschafften sie sich einen kleinen Nachen und einige Leute und schifften den Fluß hinab bis zur Insel Malo. Der Nachen scheiterte; sie verloren im Wasser ihre Kiste mit Kleidern und Arzneien. Der Häuptling Schikangi nahm sie ganz gut auf; aber Mackenzie bekam das Fieber und starb am 31. Januar. Burrup begrub ihn unter einem hohen Baume und ließ sich dann nach der Station zurücktragen. Auch er starb an Fieber und Durchfall.

So sind schon Hunderte von Missionären hingeopfert worden, jedes Jahr eine Hekatombe, und fortwährend opfert man wieder Leute, ohne, und das ist das Schlimmste, mehr zu erreichen als getäuschte Hoffnungen.

Kleine Nachrichten.

Der australische Reisende Landsborough, dessen wir schon mehrfach erwähnt, hat, Nachrichten aus Melbourne vom Ende Juni zufolge, seine Wanderung vom Carpentariabusen gen Süden nach den Ansiedelungen am Darlingflusse glücklich zurückgelegt. Unsere Reise, schreibt er, ging leicht von statten, denn wir hatten üppige Weide und Ueberfluß am Wasser. Ein Füllen, das am Flinder's River zur Welt kam, lief der Mutter nach, als es vier Stunden alt war, und ist glücklich mit uns hierher an den Darling gekommen. „Folgendes ist nun ausgemacht. Wenn man eine Linie von der Stelle, wo der Darling in den Murray einmündet, nach Norden hin zum Carpentariabusen zieht, so ist, vereinzelte Striche ausgenommen, alles Land im Osten dieser Linie für Ansiedelungen geeignet." Die Squatters sind auch schon an's Werk gegangen, um Land in Besitz zu nehmen, und eben bildet sich eine große Gesellschaft zu demselben Zwecke. Diese nördlichen Ansiedelungen werden unsere großen Inselkontinente mit Asien in nähere Verbindung bringen. Am 30. Mai waren 27 Jahre vergangen, seitdem Batman (von dem damaligen Vandiemensland aus) an den Küsten der heutigen Kolonie Victoria am Port Phillip an's Land stieg. Was wird nicht Alles im Verlaufe der nächsten 27 Jahre sich entwickeln! Dann werden die australischen Kolonien, mit Neuseeland, statt der 1,250,000 Seelen, welche sie jetzt haben, sicherlich fünf Millionen zählen. „Noch lebt hier in Melbourne unter uns Herr Pascoe Fawkner, Mitglied des gesetzgebenden Rathes; er war es, welcher den Plan zur Niederlassung an Port Phillip entwarf und da, wo nun unsere stolze Stadt Melbourne sich erhebt, sein Zelt aufschlug. Er war der erste Mann, welcher ein Feld am Ufer des Yarra umpflügte, und noch heute sieht man die Furchen. Dieser australische Pionier, ein reicher Mann, hat mehrere öffentliche Vorträge über die Geschichte der blühenden Kolonie in der Stadt Melbourne gehalten, deren erster Bewohner er war."

Die Kolonie Victoria in Südost-Australien hat einen Flächenraum von 86,831 englischen Geviertmeilen. Von diesen sind aber nur erst ungefähr 30,000 bewohnt, und auch in den am dichtesten bevölkerten Theilen kommen etwa 18 Seelen auf die Quadratmeile. Die Volkszählung vom April 1861 ergab 540,322 Einwohner, wovon 328,651 männlichen, 211,671 weiblichen Geschlechts. Fast die Hälfte der Gesammtbevölkerung kommt auf die Küstendistrikte. Melbourne, die Hauptstadt, hat nebst den Vorstädten 123,000 Seelen, Geelong 23,000, Portland 2804, Belfast 2338 und Warnambool 2111 Seelen.

Der goldhaltige Boden in der Kolonie nimmt einen Flächenraum von etwa 25,000 Quadratmiles ein; davon sind bis jetzt erst 562 Quadratmiles in Arbeit genommen worden. Die sechs goldhaltigen Bezirke sind: Ballarat, Castlemaine, Maryborough, Ararat, Sandhurst, Beechworth. Sie haben zusammen 224,977 Seelen, wovon 24,886 Chinesen.

Im Jahre 1860 wanderten 29,037 Personen ein, aber 21,689 wanderten aus, zumeist in die benachbarten Kolonien. Zur Unterstützung der Einwanderung bewilligt die Kolonie Victoria jährlich 120,000 Pfd. Sterling.

Aus den Goldfeldern kamen 1860 durch Regierungseskorte 2,008,843 Unzen; verschifft wurden 2,156,316 Unzen im Bruttowerthe von 8,625,264 Pfund Sterling (im Jahre 1859: 9,129,702 Pfd. St.).

Der Gesammtbetrag des seit 1851 bis Ende 1860 von Victoria verschifften Goldes beträgt, nach amtlichen Angaben, 23,917,635 Unzen oder, im Bruttowerthe, 95,670,540 Pfund Sterling. Doch schätzt man den wirklichen Betrag, nach Hinzurechnung des von Privatpersonen während der Jahre 1853 ausgeführten Goldes, auf etwa 102,500,000 Pfd. Sterling.

Der Viehstand betrug 1860: Schafe 5,780,896, Hornvieh 716,332, Pferde 76,536. An Wolle wurden von Ende März 1860 bis dahin 1861 verschifft 23,588,490 Pfund. Der Weinbau macht große Fortschritte, die Zahl der angepflanzten Reben war auf 2,838,114 gestiegen; im Vorjahre hatte sie nur 1,896,939 betragen. Während 1855 erst 54,715 Acres Land unter Anbau sich befanden, stieg 1861 diese Ziffer auf 419,592 Acres, wovon 161,251 mit Weizen bestellt waren.

Die Einfuhren der Kolonie betrugen 1860 den Werth von 15,093,730 Pfd. St., also mehr als 100,000,000 Thaler. Wie wichtig Victoria als Markt für England ist, ergiebt sich daraus, daß von diesen Einfuhren mehr als 9½ Mill. Pfd. St aus Großbritannien kamen. Die Ausfuhren stellten sich auf 12,962,704 Pfd. Sterling, wovon 9⅓ nach Großbritannien.

Die Exportartikel sind Gold, Wolle, Häute und Felle, Talg, Hörner und Klauen, Knochen, Pferde und Hornvieh, Schafe und gesalzenes Fleisch.

In die Häfen der Kolonie liefen 1860 ein: 1814 Schiffe von 581,642 Tonnen Gehalt; es liefen aus 1841 mit 599,137 Tonnen; die Küstenschifffahrt abgerechnet.

Die deutschen Flaggen (leider immer noch nicht die deutsche Flagge!) folgten an Wichtigkeit zunächst hinter Großbritannien und dessen Kolonien und den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Es liefen ein 55 deutsche Schiffe, wovon 42 auf die Hansestädte, 7 auf Hannover, 6 auf Preußen kommen.

Die Ausgaben der Kolonie stellten sich 1860 auf 3,139,883, die Einnahmen auf 3,006,326 Pfd. Sterling. Die Zahl der Schulen stieg von 772 auf 886; Melbourne hat eine Universität und eine öffentliche Bibliothek mit mehr als 22,000 Bänden; sie wurde 1860 von 162,115 Personen benutzt. Die Zahl der gottesdienstlichen Gebäude betrug 874 für zehn verschiedene Kirchen oder Sekten, die sich sehr gut mit einander vertragen.

Von 1851 bis Ende 1860 hat die Kolonie für Straßen- und Brückenbau die mächtige Summe von 4,540,047 Pfd. Sterling verausgabt. Sehr gerühmt wird die 100 engl. M. lange Landstraße von Melbourne bis Bendigo. Mehrere Eisenbahnen sind 1862 in Betrieb, 270 Miles jetzt im Bau; man hat Telegraphenverbindung mit den übrigen Kolonien, auch mit der Insel Tasmania; 1860 schon 1500 Miles. Postämter 311, welche 8,116,302 Briefe und 5,683,023 Zeitungen beförderten.

Wir wollen noch beifügen, daß die Zahl der farbigen Ureinwohner auf 1860 Köpfe zusammengeschmolzen war.

Die übrigen australischen Kolonien zählten 1861 Bewohner: Neusüdwales 350,553, Südaustralien 127,000, Tasmania (sonst Vandiemensland) 89,977 und Queensland 30,059, also Victoria hinzugerechnet, zwischen 1,130 und 140,000 Seelen.

In Folge des Unabhängigkeitskrieges der nordamerikanischen Südstaaten und der Zerrüttung der nördlichen Yankeestaaten ist 1861 und 1862 die europäische Auswanderung nach Australien stärker geworden.

Eisenbahnen in Brasilien. Das transatlantische Kaiserreich hat gegenwärtig neun Schienenwege.

1. Eisenbahn Pedro des Zweiten. Sie wurde 1855 zur Verbindung der Provinzen Rio de Janeiro, Minas geraes und San Paulo begonnen und vorläufig auf 63 portugiesische Meilen (Legoas) projekirt. Zehn Meilen sind, von Rio aus, vollendet, 7 im Bau. Sie muß die 3000 Fuß hohe Küstenkette in 12 Tunneln überschreiten. Jetzt ist Belem der Endpunkt, von wo eine 1½ M. lange Zweigbahn nach Macacos geht. Befördert wurden 1861: 279,380 Personen.

2. Bahn von Bahia, 1855 begonnen, geht von dieser Hafenstadt nordwestlich und endet in Jazoeiro, am rechten Ufer des Flusses San Francisco. Länge 18½ Legoas, wovon die zweite Hälfte 1862 vollständig eröffnet werden soll. Passagiere nur 43,950.

3. Bahn von Pernambuco. Sie läuft in südwestlicher Richtung nach dem Distrikt Agua preta und soll bis an den San Francisco, oberhalb der San Affonso-Katarakten, verlängert werden. 114,539 Fahrgäste.

4. Bahn von San Paulo, von Santos über San Paulo bis Jundiahy, 88 Miles oder 21.4 Legoas, wurde im November 1860 begonnen und muß 1867 vollendet sein.

5. Bahn von Cantagallo in der Provinz Rio de Janeiro, 6 Legoas lang, geht von Porto das Leixas an der Bai von Rio bis Laxoeira am Fuße des Küstengebirges. 12,647 Fahrgäste.

6. Bahn von Mana, die älteste Bahn im Lande, wurde 1854 eröffnet, 2⅝ Legoas, verbindet Rio de Janeiro mit Pedropolis. 53,087 Fahrgäste.

7. Bahn von Tijuca, nur 1 Legoa lang, verbindet einzelne Theile von Rio; seither Pferdekraft.

8 u. 9. Eine Bahn von Paraguassu in der Provinz Bahia ist erst projektirt; ebenso jene von Tamandare in der Provinz Pernambuco.

Man sieht, daß erst schwache Anfänge vorhanden sind. Gewiß sind Eisenbahnen auch für Brasilien nützlich, aber unbedingt nöthiger wären gewöhnliche Landstraßen, für welche bisher kaum etwas geschehen ist, das der Rede werth wäre.

Eine Eisenbahn über die Pyrenäen eröffnet. Spanien erholt sich allmälig von den Verheerungen langjähriger Bürgerkriege und macht erfreuliche Fortschritte namentlich auch in Bezug auf die Verbindungsmittel. Man baut rüstig an Eisenbahnen; jene von Valencia nach Madrid wird schon seit längerer Zeit befahren und nun ist das Dampfroß auch über die Pyrenäen geeilt.

Am 21. August fuhr die erste Lokomotive über die cantabrischen Pyrenäen auf der nördlichen Abtheilung des Schienenstranges, welcher den Seehafenplatz Bilbao in Biscaya mit Miranda am Ebro verbindet. Die Entfernung zwischen beiden Punkten beträgt 66 Miles, und auf 40 Miles steigt die Bahn von der Meeresküste bis zu der Höhe von 2163 Fuß. Dort überschreitet sie den niedrigsten Paß, welchen die Pyrenäen überhaupt darbieten. Man hat beim Bau am steilen Nordabhange große Schierigkeiten zu überwinden gehabt; die Bahn windet sich, ähnlich wie am Semmering, am Gebirge hin, durch Tunnels, Durchstiche und über Viadukte; sie steigt im Durchschnitt 54 Fuß auf die Mile an, an einigen Stellen, als Maximum, sogar 76 Fuß. Eine Kurve hat einen Radius von nur 300 Yards. Da wo die Bahn in das Becken von Ordima (der frühern Hauptstadt von Biscaya) eintritt, liegen zwei Punkte, horizontal gemessen, nur 600 Yards von einander, aber der eine liegt 456 höher als der andere. Die Bahn braucht jedoch, um von einem Punkte zum andern zu gelangen, acht und eine halbe Mile Schienenstrecke. Die Landschaft ist wunderschön, großartig und bietet viele Abwechselung dar; prächtig ist der Wasserfall von Gnjuli, auf dem man aus dem Wagen von einer 400 Fuß betragenden Höhe herabsieht. Nachdem man von Norden her den Paß erreicht hat, fährt man durch einen Tunnel und kommt über ausgedehnte Wiesen, die einen sanften Abfall zum Ebro haben, zur Techas-Schlucht, durch welche der Bazas fließt. Er bespült das Dorf Subijana Morillos, wo im Sommer 1813 Wellington, kurz vor der Schlacht von Vittoria, sein Hauptquartier hatte.

Die Züge fahren von Bilbao nach Miranda in zwei und drei Viertel Stunden. Von Miranda bis Tudela (am Ebro in Navarra), eine Strecke von 90 Miles, wird rüstig gebaut und diese Abtheilung der Bilbao-Tudela-Bahn soll im Frühjahr 1863 eröffnet werden. Sie berührt manche Plätze die von historischer Bedeutung sind, z. B. Haro, Navarete, Logroño und Calahorra. Zwischen Alfaro und Tudela berührt diese Linie die Pampeluna-Saragossa-Bahn, an welcher eifrig gebaut wird. Die Bahn von Saragossa nach Barcelona ist schon 1861 eröffnet worden.

Der Bau der Bahn von Bilbao bis Tudela, 155 Miles, wird etwa 16 Mill. Thaler erfordern. Alles darin angelegte Kapital wird von den Spaniern selbst beschafft, alle Aktien sind in inländischen Händen. Dieser Schienenstrang ist wichtig, denn er verbindet die spanische Nordbahn mit dem Meere. Diese letztere wird von Madrid aus schon befahren bis zum Südabhange der Pyrenäen bei Alzazua, das etwa 25 Miles nordöstlich von Vittoria liegt. Unterwegs ist nur noch eine Lücke von 30 bis 40 Miles im Guadarrama-Gebirge. Der Minister der öffentlichen Arbeiten, welcher die Bahn von Bilbao eröffnete, legte den Weg zwischen dieser Stadt und Madrid in 18 Stunden zurück, wovon 12 auf Eisenbahnen. Diese Nordbahn wird an die französischen Bahnen anschließen und von 1863 an wird man Alles so weit hergerichtet haben, daß nur eine kleine Strecke, welche man mit der Post in fünf Stunden zurücklegt, zu vollenden bleibt. Man wird dann von Paris nach Madrid in sechs und dreißig Stunden gelangen.

Japanisches Papier. Im Eingewöhnungsgarten zu Paris gedeihen recht gut einige junge Bäume aus Japan; aus der Rinde dieser Baumart verfertigen die Japaner ein sehr gutes und starkes Papier und die Chinesen benutzen bekanntlich die Rinde einer Art von Maulbeerbaum, der Broussonetia papyrifera. Der japanische Baum bildet eine Abart dieser Species und ist von Siebold Brussonetia Kaminoki genannt worden. Vielleicht wird die Rinde dieses Baumes zu einem japanischen Ausfuhrartikel werden, denn bei uns in Europa sind die Lumpen theuer, der Centner kostet bis zu 12 und 15 Thaler und die Kaminokirinde würde sich bei uns auf den halben Preis stellen. Auch meinen die Botaniker, daß der Baum in vielen Gegenden Europas sich eingewöhnen werde. Er liebt steinigen, kalkhaltigen Boden und muß in Abständen von nur drei Fuß gepflanzt werden, denn sonst breiten die Zweige sich aus und die Rinde bekommt viele Knoten. Der Boden wird, nach der Anpflanzung, erst im zweiten Jahre gedüngt und im Herbste desselben schneidet man den Stamm über der Wurzel ab. Das wird, nebst dem Düngen, jedes zweite Jahr wiederholt. Hundert Pfund Zweige geben etwa zehn Pfund Rinde, die man leicht abzieht, nachdem die Zweige eine halbe Stunde in weichem Wasser gelegen haben. Man läßt sie drei Tage lang maceriren, bleicht sie in der Sonne und wiederholt dieses Verfahren einige Mal. Zuletzt kocht man sie drei Stunden lang in einer Aschenauflösung, trocknet sie, stampft sie fein, feuchtet sie mit Wasser zu einem Brei an, und setzt diesem eine leimartige Flüssigkeit aus dem Strauche Nebooriko (wahrscheinlich Accia Nemu) hinzu. Dann wird das Papier auf dem gewöhnlichen Wege bereitet.

Die Hansestädte Hamburg und Bremen sind Posten für Deutschland; sie hauptsächlich vermitteln unsern großartigen überseeischen Verkehr, und Hamburg ist die wichtigste Handelsstadt des europäischen Festlandes. Die deutsche Handelsmarine ist an Bedeutung und Zahl der Schiffe die dritte; sie folgt gleich nach der britischen und nordamerikanischen. Der Schifffahrtsverkehr beider Häfen umfaßt die Welt. Im Jahre 1860 liefen in Hamburg 5219, in Bremen 3151 Schiffe ein; davon kommen auf die von transatlantischen Plätzen ansegelnden respektive 440 und 464, so daß in dieser Beziehung Bremen den Vorrang gewann.

Bremen hatte 1861 an eigenen Seeschiffen 253 von 82,868 Lasten (jede zu 4000 Pfund, also Tonnen zu 2000 Pfund 165,736), Hamburg 491 mit 98,102 Lasten (196,204 Tonnen).

Während Bremen 1854 in 362 Schiffen 76,875 Auswanderer verschiffte, stellte sich 1861 die Ziffer nur auf 16,245, und in Hamburg (1854 in 163 Schiffen 32,310 Passagiere) auf nur 13,742 in 76 Schiffen.

Der Werthbetrag der Einfuhr belief sich 1861 in Hamburg see- und landwärts 306,341,000 und in Bremen 77,612,088 Thaler preuß. Courant.

Bestand und Kosten der stehenden Heere in Europa. Von G. Fr. Kolb's sehr werthvollem Handbuche der vergleichenden Statistik, der Völkerzustands- und Staatenkunde ist so eben die dritte, vielfach umgearbeitete Auflage erschienen. Aus den Zusammenstellungen ergiebt sich, daß die stehenden Heere in unserm Erdtheil, ihrem Formationszustande nach, in runder Ziffer 2,867,000 Mann betragen! Dazu kommen noch ungefähr 200,000 Mann für die Kriegsmarine. Auf Oesterreich, Preußen und das übrige Deutschland zusammen entfallen nicht weniger als 840,000 Mann; mehr als genug, um ganz Europa in Schach zu halten und den Frieden des Erdtheils zu sichern, wenn diese Drei, was sie sollen und müssen, freundschaftlich und bundesbrüderlich zusammenhalten und, ohnehin widersinnige und unausführbare, Hegemoniegelüste nicht als Zankapfel in die deutsche Welt geworfen werden.

Das Kriegshandwerk nimmt also ungefähr drei Millionen Menschen in Anspruch. Nur allein die Schweiz hat das Glück, von einem so kostspieligen Wesen verschont zu sein; sie hat ein Milizheer von 160,000 Mann zur Landesvertheidigung. Von jenen drei Millionen wird durchschnittlich die Hälfte beurlaubt, und diese ist permanent der bürgerlichen, produktiven Beschäftigung entzogen. Im Frieden verschlingt das Heerwesen Europas jährlich 874 Millionen Thaler. Dazu kommt noch die volkswirthschaftliche Einbuße. „Nimmt man an, daß jeder von den anderthalb Millionen kräftigster Männer täglich nur einen halben Thaler verdienen könnte, so ergiebt sich, daß den europäischen Ländern, durch das Nichtarbeiten jener Leute, täglich eine Produktion von mindestens 750,000 Thaler entzogen ist. Schlägt man außerdem noch die Einbuße der Arbeitskraft von mindestens 300,000 Kavallerie- und Artilleriepferden in Betracht, so wird der jährliche Verlust, bei 300 Arbeitstagen, nicht unter 250 Millionen Thaler oder eine Milliarde Francs zu veranschlagen sein."

Feste und Spiele im Kanton Luzern. Wir finden in Kasimir Pfyffer's trefflicher Beschreibung dieses Kantons eine ansprechende Schilderung der verschiedenen alten Bräuche, Feste und Lustbarkeiten, welche sich bis auf unsere Tage erhalten haben. Wir entlehnen dem ungemein reichhaltigen Buche noch Folgendes:

Posterlijagd. Diese ist wieder im Entlebuch zu Hause, sie geht oft nach langem Unterbruch am Donnerstag in der vorletzten Woche vor Weihnacht vor sich. Einst mag dabei die abergläubische Ansicht gewaltet haben, als wenn man durch ein ungeheueres Gelärm das Posterli — eine Art Unhold — aus seiner Gemeinde in eine andere wegjagen könne. Jetzt ist aber diese Jagd, wo sie noch vorkömmt, nichts Anderes mehr als ein nächtliches Herumschwärmen von etwa hundert Jünglingen und ein korybantisches Scharivari. An bemeldtem Tage auf den Abend sammeln sich die Junggesellen und Jungmänner der Pfarrei in ihrem Dorfe und kommen mit einander überein, in welche Gemeinde sie hinziehen wollen. Nun ertönt ein ohrenbetäubendes Durcheinanderlärmen von Kuhtreicheln und Ziegenschellen, von Kesseln und Pfannen; es knallen armdicke und klafterlange Geißeln; meffingene und eiserne Bleche werden aneinander geschlagen; Alphorn, Klarinette und Waldhorn machen mit ihren harmonischen Tönen das fürchterlich gellende Getös noch verworrener, und so geht der Zug von mehr als hundert nervichten Jungen, deren jeder etwas zum größern Tumulte beiträgt, unter einem allgemeinen Gebrüll, das Berg und Thal erschreckt, nach dem bestimmten Orte. — Voll froher Erwartung des Besuches steht eine große Anzahl rüstiger Jünglinge im Dorfe. Einige wallen mit verhülltem Gesicht außer das Dorf und horchen auf die kommenden Nachbarn, deren gräßliche Nachtmusik man auf eine Stunde weit hört. Nähert sich der wilde Zug, erst dann verdoppelt sich das Geräusch von allen Seiten; in einer langen Reihe ziehen die fremden Gäste unter beständigem Jauchzen, Schreien, Klatschen, Schellen und Hornen in's Dorf.

Einer aus dieser Truppe stellt das Posterli in Gestalt einer alten Hexe oder einer alten Ziege, oder eines Esels vor. Bisweilen aber schleppt man diese possierliche Maschine auf einem Schlitten nach. In einer Ecke des Dorfes läßt man dies Gespenst zurück, die Farce ist zu Ende und das Gejauchze hört auf. Voll angepfropft wird jetzt die Schenke, und schäumenden Gläsern entströmt rother und weißer Traubensaft, im Einklange mit Pütschen und Gesundheitrufen. — Sind sie gesättigt, wohl auch bisweilen zum Hin- und Herschwanken berauscht, so kehren die Freuden nach Hause, und in Höhen und Tiefen hört man bis zum grauenden Morgen dies unholde Gelärm, bis entweder Pflicht zur Arbeit sie aus ihrem Taumel aufweckt oder manchem das Bedürfniß des Schlafes Ruhe gebeut.

Es giebt dann noch eine Menge kleiner häuslicher Feste, wie die Sichellöseten, am Ende der Ernte; die Pflegellöseten, am Ende des Dreschens; die Aufrichtiseste, beim Aufbau neuer Wohnungen; die Hausräuki, beim Einzug in ein neues Haus, auf den angekauften Hof oder die erworbene Wirthschaft.

Bei Anlaß der Feste ist die geeignete Stelle, ein Wort von dem Kiltgang, welcher auch im Kanton Luzern seit Altem geübt wird, zu sprechen.

Der Kiltgang der Entlebucher ist verschieden von dem der Gäuer. Ist der Stall besorgt und der Abendrosenkranz gebetet, dann zieht der ledige Entlebucherbursche an bestimmten Wochentagen, besonders am Donnerstag und Sonntag, aus, mit abwärts gesenktem, halbverhülltem Angesicht, in raschem Lauf über Stock und Stein bis zur Hütte seiner Geliebten, nicht ohne Gefahr und Abenteuer, besonders wenn der Kiltgang ihn in einen andern Kirchgang führt; denn hinter einem Hag oder Scheuerlein lauern eifersüchtige Gegner, und um muß er, verfolgt, entweder einen großen Umweg durch wildes Gestrüpp über Höhen und durch Abgründe nehmen, oder mit Nutzen sich durchschlagen. Das Nutzen hat zwar so gut wie das Schwingen seine gesetzlichen Griffe, seine kunstgemäßen Regeln und Paraden; wo aber persönlicher Haß und Eifersucht im Spiele sind, da gilt kein Gesetz mehr. Wie zwei wilde Stiere rennen die Kämpfer mit den harten Entlebuchergrinden unter wildem Geitschen gegeneinander, packen sich, wo sie können, und Zaunstecken, in Nastücher gebundene Steine, Schlüssel, Schlagringe, harte Fäuste und eisenbeschlagene Schuhe enden gewöhnlich den Kanibalenkampf. Hat der Kilter sich durchgeschlagen, so findet er sein Mädchen, mit Sehnsucht seiner harrend, im stillen Kämmerlein beim einsamen Lämpchen. Bei glimmendem Morgenroth verläßt der Kilter sein Liebchen, läuft singend und jauchzend heim und ergreift wieder seine gewöhnliche Tagesarbeit.

Unter weniger Gefahren geht der Gäuer zu Licht. Sitzt er behaglich bei einer gesuchten Bauerntochter am gedeckten Tisch der geräumigen Stube, dann können wohl ein Trupp Nachtbuben, von einem Nebenbuhler angeführt, unter die Fenster auf die Scheiterbeigen kommen, unter Geitschen den glücklichen Liebhaber ausspotten und zum Kampf herausfordern, auch selbst in der Eifersucht dem Mädchen Grobheiten machen, — der Bursche bleibt hübsch fein in der Stube und verläßt erst am hellen Morgen das Haus, wo alle nächtlichen Gefahren verschwunden sind.

Mit dem Kiltgang hängt mehr und weniger zusammen das Maienstecken. In der Nacht vor dem ersten Maitag steckt ein glücklicher Liebhaber mit vertrauten Kameraden seinem geliebten Mädchen, das aber in gutem Leumunde stehen muß, als Zeichen der Achtung einen Maien, indem die schlankeste, glatt geputzte, mit Wipfelbändern reich verzierte Tanne herbeigeschleppt und an dem Hause der dadurch geehrten Jungfrau aufgestellt wird. Gerne heißen dann die Eltern des freudetrunkenen Mädchens die Bursche hereinkommen und, von demselben sorgfältig bedient, sich reichlich erlaben. — Aber auch der neckische Muthwille treibt in der Mainacht sein loses Spiel und hängt manchem allzuheirathslustigen Mädchen einen Strohmann vor sein Kammerfenster, eine schreckliche Entdeckung bei zu spätem Erwachen, wenn schon die Schadenfreude sich an dem Spektakel geweidet. Auch dem Wirthe, der das erste Jahr sein Gewerbe geübt oder durch heitere Geselligkeit sich besondere Gunst erworben, darf der ehrende Maien am Maitag nicht fehlen, die freudige Huldigung froher Gesellen dem Sammelplatz geselliger Freuden.

Bräuche in Ostafrika. Westlich von dem durch Speke entdeckten Nyanza- oder Ukerewe-See liegen die Königreiche Karagueh und Uganda. Wenn der schwarze Sultan des letztern sein Heer zusammenruft, muß jeder Krieger ein Ei mitbringen und an den König abliefern. Seine Majestät allein hat das Vorrecht, das Haar in einem schmalen, aufrecht stehenden Streifen, in Gestalt eines Hahnenkammes, zu tragen. Das gemeine Volk mag sich nach Belieben Haarflecke auf dem Kopfe stehen lassen, darf aber dieselben niemals abscheeren. Wer es thäte, würde der Todesstrafe verfallen.

In Karagueh dürfen nur des Sultans Frauen mit Baumwollengarn nähen; allen anderen Weibern ist es bei Todesstrafe verboten; sie müssen Bananenfasern nehmen.

Das in Karagueh wohnende Volk der Watosi genießt außerhalb der Hütte keine Speise.

Bei dem Wamandavolk darf kein todtes Perlhuhn ungerupft in ein Dorf gebracht werden.

Herausgegeben von Karl Andree in Leipzig. — Für die Redaktion verantwortlich: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. —
Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von C. Grumbach in Leipzig.

GETTY CENTER LIBRARY
3 3125 00630 3131